Encyclopädie der deutschen Nationallitera... oder biographisch...

Oskar Ludwig Bernhard Wolff

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

Thomas Abbt,

ein um die Ausbildung der deutſchen Proſa höchſt verdienter, geiſtreicher und liebenswürdiger Schriftſteller, der bei längerem Leben und größerer Reife gewiß eine der erſten Zierden unſeret Literatut, vorzüglich im Gebiete der populär dargeſtellten praktiſchen Philoſophie geworden wäre. Er erblickte das Licht der Welt am 25. November 1738 zu Ulm, wo ſein Vater, ein wohlhabender Bürger, ihm eine gute Schulbildung geben ließ. Sobald er ſich die nöthigen Vorkenntniſſe auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt erworben, bezog er im Jahre 1756 die Univerſität Halle, um nach dem Wunſche ſeiner Eltern Theologie zu ſtudiren; doch führte ihn ſeine Neigung mehr der Mathematik, den neueren Sprachen und den ſchönen Wiſſenſchaften zu. Nachdem er 1758 durch öffentliche Disputation die Magiſterwürde und mit ihr die Erlaubniß, Vorleſungen zu halten, erlangt hatte, ward er 1760 als außerordentlicher Profeſſer der Philoſophie nach Frankfurt an der Oder, und 1761 als ordentlicher Profeſſor der Mathematik an die Univerſität Rinteln berufen. Bevor er jedoch das letztere Amt antrat, verweilte er eine Zeit lang in Berlin, knüpfte hier ein genaueres Verhältniß mit Mendelsſohn, Nicolai und anderen ausgezeichneten Gelehrten und nahm thätigen Antheil an den von ihnen herausgegebenen Briefen über die neueſte Literatur. Während ſeines Aufenthaltes in Rinteln ſchrieb er die Abhandlungen über den Tod für das Vaterland und vom Verdienſte, welche ihm großen Ruf erwarben. — Das akademiſche Leben ſagte ihm indeſſen nicht ſonderlich zu; und obwohl ihm ſpäter Profeſſuren in Halle und Marburg angetragen wurden, beharrte er doch bei ſeinem Beſchluſſe, eine praktiſche Laufbahn anzutreten. Er ſtudirte demgemäß mit großem Eifer die Rechtsgelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange und machte dann eine größere Reiſe durch Deutſchland, die Schweiz und einen Theil von Frankreich. Im Jahre 1765 lud ihn der regirende Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu ſich nach Bückeburg ein, um ihn perſönlich kennen zu lernen. Abbt's liebenswürdiges und geiſtreiches Weſen ſprach den Grafen, einen der ausgezeichnetſten Fürſten ſeiner Zeit, in ſolchem Grade an, daß er dem talentvollen Manne auf das Wohlwollendſte entgegen kam, und Beide bald ſahen, welchen Gewinnſt eine nähere Verbindung ihnen gegenſeitig bringen würde. Abbt ſchlug in Folge deſſen einen Ruf nach Halle aus und trat in die Dienſte des Grafen als Regirungs- und Conſiſtorialrath; erfreute ſich jedoch nur ein Jahr dieſer glücklichen, zu literäriſchen Arbeiten volle Muße gewährenden Stellung. Sein unabläſſiges geiſtiges Streben hatte ſeine phyſiſche Geſundheit untergraben. Er ſtarb plötzlich, von einer Hämorrhoidalkolik tödtlich ergriffen, am 3. November 1766 im 28. Jahre ſeines Alters und ward in der Schloßkapelle zu Bückeburg feierlich begraben. — Sein Fürſt ſetzte ihm ſelbſt folgende Grabſchrift, die für Beide gleich ehrenvoll iſt: —

Hier lieget der Leichnam von Thomas Abbt, Gräfl. Schaumb. Lippiſchen Hof-Regierungs-Conſiſtorial-Rath und Patronus Scholar. Geſtorben den 3. November 1766 im achtundzwanzigſten Jahre ſeines Alters. —

Wenn vernünftige Ehrfurcht vor Gott, Weisheit, thätige Tugend, aufrichtige und anmuthige Freundſchaft, tiefe Gelehrſamkeit und glänzende Gaben Verdienſte ſind, ſo beſaß derjenige, deſſen Gebeine hier ruhen, was er der Welt angeprieſen hat.

Wilhelm I. v. G G. reg. Graf zu Schaumb. u. ſ. w., der an dem Verſtorbenen einen Rathgeber von den vortrefflichſten Eigenſchaften, und was noch edler, einen zärtlichen Freund verloren, hat mehr zum Denkmal ſeines eigenen Schmerzes als zur Ehre eines Mannes, deſſen Name ſchon ein Lobſpruch iſt, die entſeelte Leiche allhier beerdigen laſſen.

Abbt's Werke ſammelte nach deſſen Tode der bekannte Buchhändler Nicolai zu Berlin. Sie erſchienen unter dem Titel:

Thomas Abbt's, weil. Gräfl. Schaumburg-Lippiſchen Hof- und Regierungs-Rathes vermiſchte Werke. 6 Thle. in kl. 8. Berlin, 1768 — 81. Neue Auflage, Berlin, 1790, in 8. Ein Nachdruck erſchien zu Reutlingen, 1782, in 8.

und enthalten:

Erſter Theil: Die Abhandlung vom Verdienſte, welche bereits, Berlin, 1765, beſonders erſchienen war.

Zweiter Theil: a) die Abhandlung vom Tode für das Vaterland (zuerſt gedruckt, Berlin, 1761). b) Fragment der portugieſiſchen Geſchichte.

Dritter Theil: Abbt's Correſpondenz mit Moſes Mendelsſohn und Nicolai. (Die zweite Auflage dieſes Theils, 1732, ward durch Anmerkungen von M. Mendelsſohn bereichert.)

Vierter Theil: Vermiſchte Aufſätze: 1) Ueber die Freundſchaften der Frauenzimmer. 2) Vom Einfluſſe des Schönen auf die ſtrengen Wiſſenſchaften. 3) Von der Gewißheit in ſinnlichen, theoretiſchen und moraliſchen Wahrheiten. 4) Ueber die Vorurtheile. 5) Von der Furcht bei Sonnen- und Mondfinſterniſſen. 6) Leben und Charakter Gottlieb Alexander Baumgarten's.

Fünfter Theil: Vermiſchte Aufſätze und Briefe: 1) Erfreuliche Nachricht von einem hoffentlich bald zu errichtenden proteſtantiſchen Inquiſitionsgerichte und dem inzwiſchen in Effigie zu haltenden erwünſchten evangeliſch-lutheriſchen Auto da Fe (eine bereits 1766 gedruckte Satyre). 2) Geſchichte der Grafen von Schaumburg und von der Lippe. 3) Gedanken von der Einrichtung der erſten Studien eines jungen Herrn von Stande. 4) Briefe an Blum, Gauſe, Gleim, Klotz, Mendelsſohn und Nicolai, nebſt Antworten der beiden Letzteren.

Sechſter Theil: Briefe und Fragmente: 1) Briefe an Möſer, von Segner und Troſt. 2) Fragmente: a) Von der Verſchiedenheit der Sprachen; b) Von dem Wunder der Sprachverwirrung; c) Vom rechten Studium der Philoſophie; d) Vom Vortrage der Geſchichte; e) Unterſchied zwiſchen der alten und neuen Geſchichte; f) Von der körperlichen Beredſamkeit; g) Plan einer allgemeinen Weltgeſchichte; h) Allerhand Muthmaßungen über den älteſten Zuſtand der Menſchen; i) Bemerkungen über den Gottesdienſt der Aſtarte; k) Ueber den jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus; l) Ueber die Patriarchen des alten Teſtaments; m) Salluſt über Cato's und Cäſar's Charakter (aus Abbt's Ueberſetzung des catilinariſchen Krieges); n) Verordnungen für Schulen zur Erziehung

Digitized by Google

des Bürgers; o) Sammlung zu einer neuen Auflage des Werks vom Verdienſte.

Außerdem erſchienen noch beſonders:

Fragment der älteſten Begebenheiten des menſchlichen Geſchlechtes mit einer Vorrede v. J. P. Miller. Halle, 1767. 8.

Salluſtius von der Zuſammenrottung des Catilina, überſetzt von weiland Herrn Thomas Abbt. Stadthagen, 1767, gedruckt auf landesherrliche Koſten u. ſ. w. — Zweite Auflage, Lemgo 1800.

In der von J. F. Wagner ihm untergeſchobenen Ueberſetzung des Krieges der Römer gegen Jugurtha von Salluſt rührt durchaus Nichts von Abbt her.

Vgl. Herder: Ueber Thomas Abbt's Schriften; der Torſo von einem Denkmal an ſeinem Grabe errichtet. Erſtes Stück. (Riga.) 1768. 4. Weiter iſt Nichts davon erſchienen.

Nicolai, F. Ehrengedächtniß Herrn Thomas Abbt's, an Herrn D. Joh. Georg Zimmermann. Berlin, 1767, in 4. mit Abbt's Bildniß, welches jedoch nicht ſo ähnlich ſeyn ſoll als das der Ueberſetzung des Salluſt beigegebene.

Abbt nimmt unter den deutſchen Schriftſtellern ſeiner Zeit unſtreitig den erſten Rang nach Leſſing ein, vorzüglich was die Cultur der didaktiſchen Proſa betrifft, die er mit ſeltener Kühnheit und Gewandtheit auszubilden bemüht war. Heller Verſtand, geiſtige Schärfe des Urtheils, Kraft und Beredſamkeit ſind allen ſeinen Schriften eigenthümlich; aber es fehlt ihm oft an geiſtiger Ruhe; er läßt ſich zu ſehr von ſeinem innern Feuer hinreißen, oder verfällt, indem er ſich eifrig beſtrebt, edel und frei von aller Gemeinheit zu ſchreiben, in den entgegengeſetzten Fehler, geſucht und manierirt, oder künſtelnd mit zu großem Wohlgefallen an Witzſpielen und Antitheſen zu ſeyn. Seine Geſinnung iſt im Grunde ſtets geſund, doch nicht immer ſolcher Geſundheit allein angemeſſen, einfach und klar ausgedrückt; es fehlt ihm, was er bei größerer Reife und Ruhe gewiß erreicht haben würde, um Volksſchriftſteller zu ſeyn, wie er es beabſichtigte, die vollkommene Kenntniß des Volkscharakters. Auch hat er ſich nicht ſtets von den Feſſeln fremder Bildung frei zu erhalten gewußt; daher iſt ſein Styl hin und wieder nicht ganz correct. Alle dieſe kleinen Mängel werden indeſſen durch den Reichthum ſeines Geiſtes, ſein tiefes, ächtes und warmes Gefühl für alles Große und Gute, ſeine Phantaſie und ſeinen Witz hinlänglich aufgewogen. Seine gründliche und geſchmackvolle wiſſenſchaftliche Bildung trägt nicht wenig dazu bei, den Werth dieſer ſchönen Eigenſchaften zu erhöhn. Als Hiſtoriker nahm er ſich Tacitus zum Vorbilde; ſein Fragment der portugieſiſchen Geſchichte iſt als der erſte Verſuch, den Styl des großen Römers in der deutſchen Literatur einzuführen, bemerkenswerth. Seine beiden Abhandlungen: „Ueber den Tod fürs Vaterland" und „Ueber das Verdienſt" ſind als ſeine vorzüglichſten Leiſtungen zu betrachten. Wir theilen hier ein Bruchſtück aus der Erſteren mit. Unter ſeinen übrigen kleinen Schriften, ſowie unter ſeinen (ſtets mit B unterzeichneten) Beiträgen zu den Litteraturbriefen iſt Manches höchſt verdienſtlich.

Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien.*)

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung faſt durchgängig angenommen iſt, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland ſtolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung ſei. In denen Zeiten, darin die Worte Monarche und Despote gleich viel bedeuteten, war es in Abſicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, ſo oft die gewaltſame Geburt vor ſich ging, daß nach den grauſamen Schmerzen eines Bürgerkrieges eine Monarchie zum Vorſcheine kam. Es war ferner in Abſicht der meiſten andern Vlker wahr, die nicht in Republiken, ſondern unter despotiſchen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlands kann nicht ſehr erſchallen, wenn einmal die Luft der Freiheit entzogen iſt. Aber wo man dieſe Luft noch athmet, ob ſie gleich nicht heftig, niemals mit Ungeſtüm daher rauſcht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlands Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien ſchließt die Liebe zum Vaterlande eben ſo wenig aus, als ſie in einer Republik beſtändig in gleichem Grade vorhanden iſt. Es giebt zufällige Umſtände, die ſie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichſten Früchte gezogen werden; bald ſo ſehr erkalten, daß dieſe Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeſchloſſen, denſelben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle ſchützen muß; ſo lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedüngt wird: ſo lange muß dieſer Boden die Früchte tragen, die ſchon ſo lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren ſtärkenden Geruch noch über unſere ſpäten Jahrhunderte verbreiten. Wann dieſe Republik anfängt, ſich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen; wann ſie noch dazu in die äußerſte Bedrängniß kommt; ſich bis an die Thore ihrer Hauptſtadt eingeſchränkt und auch innerhalb derſelben nicht ganz ſicher ſieht: dann wird dieſe Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe ſteigen, die ſie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So keimt der Saame, nachdem das Erdreich durch den Donner erſchüttert worden, nur mit deſto größerer Pracht hervor, wenn er erſt tief in ihrem Schoos Wurzeln geſchlagen hat. Rom's Geſchichte in den erſten und mittlern Perioden giebt den Beweis zu dieſen Anmerkungen. Wann eben dieſe Republik, zu einer unwiderſtehlichen Macht angewachſen, entfernte Königreiche vor ſich zu Boden wirft; wann ſie ihre Soldaten mit den Hülfstruppen vereiniget, lange außerhalb Landes läßt, und dieſe endlich durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre das Bild des Vaterlands nur noch in ſchwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: ſo werden die Soldaten nach und nach ſich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzuſehen, die ſie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebärerin, zu deren Unterhalt ſie andere Provinzen erobern müſſen. Dann werden ſie Neronen, welche erſt ihre Mutter ſchänden, und ſie nachher, weil ſie dieſen Abſcheu nicht mehr vor Augen ſehen können, ermorden laſſen. Aus dieſer Blutſchande entſpringen Tyranneien von Republiken. Die Soldaten des Sylla hatten erſt lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe ſie Rom mit dem Blute ſeiner Bürger befleckten, und die Armee des Marius beſtand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber beim Umſturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäſar's Soldaten mußten erſt zehn Jahre in Gallien unter ihm dienen, ehe ſie die Vorſtellung des Vaterlandes ſo ſehr bei ſich vertilgen konnten, daß ſie nachher mit dem ſiegreichen Schwert in dem Eingeweide deſſelben wühlten. — Aber dieſes waren nicht die einzigen Urſachen des Umſturzes der römiſchen Staatsverfaſſung. Gewiß nicht; allein ſollten ſie nicht vieles dazu beigetragen haben? Wenn man es nicht leugnen kann; ſo habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig iſt.

Ich wende dieſe Anmerkungen auf Monarchien an. So lange ſie ſich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet, Miethlinge und Schmeichler weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes verwöhnt haben: ſo lange muß dieſer Name in denenſelben **) faſt

*) Aus: Thomas Abbt, vom Tode für das Vaterland. Berlin und Stettin, 1770.

**) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu ſetzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten ſoll gezeiget werden eine Leidenſchaft iſt, deren Wirkungen deſto heftiger ſind, je mehr Elaſticität man ihr hat ertheilen können: ſo muß ſie in Republiken ſtärker als in Monarchien ſeyn. Jene beſitzen ausgebreitetere und leichtere Mittel, dieſe Leidenſchaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letzteren. Dieſe Mittel aber ſind nichts anders als Belohnungen, die nur Nacheiferung, nicht Neid, und Beſtrafungen, die höchſtens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römiſche Conſul Duilius, dem der Rath zur Belohnung ſeiner geleiſteten Dienſte das Vorrecht ertheilt hatte, ſich des Abends mit Fackeln und unter der Muſik von Flöten nach Hauſe bringen zu laſſen, fand ſich durch dieſes Vorrecht ſehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Neid erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeitz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina ſo hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mit-

Digitized by Google

eben ſo viel, als bei Republikanern wirken, und ſie werden den willigen Gehorſam, den ſie ihrem Könige leiſten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das ſie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände ſind vielleicht die Urſache geweſen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Beſten zu ſehr aufgelöſet hat. Jeder dieſer Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein wenn ein allgemeines Beſtes ſtatt findet (und dieſes findet ſich bei allen Geſellſchaften), ſo muß es auch nur eine einzige politiſche Tugend geben. Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, verſchwindet der Unterſchied zwiſchen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt ſich und ſtellt ſich unter dem vormals ſo herrlichen Namen eines Bürgers dar. Dann iſt jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie ſehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich geſtehe es; aber man muß ſich nur an eben den Standort ſtellen, wo ich ſtehe, und man wird ſich alsdann ſehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen ſie jeden beſondern Stand an ſich zieht. Nun ſcheinen die Stände gleichſam getrennt. Ein beſonderer Fall ereignet ſich. Sie zieht die Bande ſtärker an, und alsdann verſchwindet jeder Unterſchied. Man erblickt nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten beſonders. Alles iſt Bürger. So ſtelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu ſchließen, daß darin jeder Unterthan Bürger ſey, ſo wie in der freieſten Republik der Bürger Unterthan iſt! Alles iſt den Geſetzen unterworfen. Niemand iſt frei; jeder iſt es nach dem Geiſt der Staatsverfaſſung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetenſyſtems bewegt ſich nach ihren Geſetzen, nur daß ſie den Kreis nicht beſchreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen ſind. Was iſt wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort darunter verſtehen. Aber wenn mich die Geburt oder meine freie Entſchließung mit einem Staate vereinigen, deſſen heilſamen Geſetzen ich mich unterwerfe; Geſetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Beſten des ganzen Staats nöthig iſt: alsdann nenne ich dieſen Staat mein Vaterland.*) Wenn dieſe Geſetze ihre Stärke erhalten, wenn ſie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterſchied in Abſicht meines Wohlſtandes merke ich denn wohl, ſie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zuſammen genommen gegeben werden; ihre Ausübung mag einer oder mehrern Händen anvertraut ſeyn; die Macht, ſie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt oder bei verſchiedenen zertrennt angetroffen werden! Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterſchied iſt dieſer: in der einen Staatsverfaſſung hängen die gefährlichſten Veränderungen derſelben nicht von dem Willen eines einzigen ab; aber ſie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieſer Wille des einzigen durch gute, durch große Einſichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht, Gutes zu thun ohne Einſchränkung! Die Macht, Böſes zu thun ohne den Willen!

Es giebt alſo auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieſes Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, ſo folgt auch, daß wir es lieben müſſen. Sind wir nicht verbunden, unſere Wohlfart zu befördern, ſie ſicher zu gründen? Und dieſe Wohlfart iſt ſo genau mit der Wohlfart des Vaterlandes, das heißt, mit der Aufrechterhaltung der Geſetze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.“ Maxime, welche verdienet, vom Sklaven ihren Urſprung zu haben, aber nicht werth iſt, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf ſich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen ſein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug ſind, darunter zu ſeufzen. Aber können wir wohl Geſetze, die zu unſerm Beſten eingerichtet ſind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann haſſen, dem die Sorgfalt aufgetragen iſt, dieſe Geſetze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umſtänden ihnen eine neue Form zu geben? Und dieſer Mann iſt der Monarche. Was werden wir wohl daraus ſchließen? Was anders, wenn es nicht dieſes iſt, daß wir in den Monarchien zugleich die Geſetze und den Vater derſelben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müſſen, und wenn wir würdige Bürger ſind, lieben werden*). In den Monarchien iſt eine genaue Verbindung zwiſchen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer ſichtbar vor Augen ſchwebt; der andere Theil giebt ſich uns bloß durch ſeine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland ſagt gleichſam zum Könige: Setze dich zu meiner Rechten. Es verwirft unſere Opfer, wenn wir ſie nicht zugleich aus Ergebenheit für ſeinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unſelige Trennung vor, wann der Monarche die Geſetze, darauf er ſonſt unſer Wohl gründete, umſtürzt. In der That, findet man denn nicht Beiſpiele der größten Liebe für das Vaterland auch unter Monarchien! Die Römer fochten unter ihren Königen eben ſo herzhaft als unter ihren Conſuln. Der Macedoniſche Phalanx würde vielleicht Römiſchen Legionen nicht gewichen ſeyn. Warum führt man denn dieſe Beiſpiele nicht ſo häufig an als die Beiſpiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen ſie uns meiſtens nur aus den Jahrbüchern der letztern ſo helle entgegen? — weil die Republiken darauf ſehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenoſſen zu arm waren; weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) ſogleich erhalten, und man alſo zu den Helden der letztern gleichſam ſagen kann: Ihr habt die Vergeltung ſchon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt iſt euch ſo viel nicht mehr ſchuldig; weil man ſich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten; und weil es endlich wohl geſchehen kann, daß dieſer letztere mehr als der erſtere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühmlichen Handlungen wird. Wenigſtens iſt man ſehr geneigt, dieſes zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geſchichte den Unterthanen der Monarchien eine ſtarke Liebe fürs Vaterland abſprächen: ſo wird man ſich gefallen laſſen, mit mir den Grund davon zu unterſuchen. Ich denke wenigſtens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe fürs Vaterland in Monarchien gar nicht ſtatt finden könne.

Ich habe ſchon oben geſagt, daß in Republiken der Eifer fürs Vaterland ſich in eben dem Verhältniſſe vermindre, wie das Gebiet derſelben anwächſt. Monarchien aber ſind gemeiniglich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die ſie folglich beſitzen, ſind ſie auch ſicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Dieſe Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Geſellſchaft, und dieſe Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, ſchlaff; ſie verträgt ſich nicht mehr ſo leicht mit den Beſchwerlichkeiten eines Feldzuges. Ein alter Römiſcher Conſul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf ſeinem Landgute nicht ſo viele Gemächlichkeiten, als einer unſerer geringſten Landedelleute genießt. Es koſtete alſo dem erſtern nicht ſo viel Ueberwindung, ſich zu der

leiden für ihn rege geworden wäre: ſo würde er ſelbſt ſicherer geweſen ſeyn. Die Zeiten waren ſchon zu verderbt. Er näherte ſich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillſchweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken ſcheinen auf hohen Felſen angelegt zu ſeyn, wo die Liebe fürs Vaterland, durch ſehr einfache Maſchinen mit Gewalt hinaufgetrieben, ſich alsdenn auch wieder ungeſtüm ergießet. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenſchaft darf nicht ſo hoch getrieben werden. Beſondere Umſtände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich anzumerken Gelegenheit haben werde.

*) Je ſinnlicher man freilich das Vaterland machen kann, deſto ſtärker wird die Anhänglichkeit dafür ſeyn. Daher iſt die Anmerkung des Herrn von Mont. richtig: Le partage égal des terres faisoit aussi une bonne armée, chacun ayant un égal interêt et très-grand à défendre sa patrie, und die folgende widerſpricht jener keinesweges, wenn man das Vaterland in ſo engem Verſtande nimmt; wenn ſie nur nicht ſo viele Beweiſe noch in unſern Zeiten für ſich hätte: ces sortes de gens (les esclaves et les artisans) n'étoient guères propres à la guerre: ils étoient laches et déjà corrompus par le luxe des villes et souvent par leur art même; outre que comme ils n'avoient point proprement de patrie, et qu'ils jouissoient de leur industrie par tout, il trouvoient peu à perdre ou à conserver. v. Montesq. Considérations sur les causes de la Grandeur des R. et de leur Décadence c. 3.

*) Man kann es ſo wenig für eine Sklaverei ausgeben, wenn man neue Geſetze annehmen muß, daß es vielmehr die Republiken in die Sklaverei geſtürzt hat, wenn ſie bei veränderten Umſtänden ihre Geſetze nicht verändert haben. Die vortrefflichſten Geſetzgeber haben dieſes eingeſehen, und Rom hat die traurige Erfahrung davon gemacht. — Aber die Geſetze in der Hand eines einzigen Menſchen zu ſehen, und ſie von ſeiner Willkühr anzunehmen? — Und was war denn Rom, als Gabinius und Piſo das Conſulat in Händen hatten? Was war es unter verſchiedenen Tribunen, als die Geſetze, die zum Wohl der Bürger gereichen ſollten, durch die Ermordung vieler derſelben durchgetrieben wurden, und man nicht mehr ihre Einwilligung durch Beredſamkeit erhielt, ſondern ihren Widerſpruch durch das gezückte Schwert hinderte? — Nennt man aber dieſes die ſchlechten Zeiten der Republik: ſo muß man auch bedenken, daß der Einwurf nur auf ſchlechte Monarchen gehe.

Digitized by Google

Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht koſten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingeſehen, einen beſondern Stand zu errichten, der durch Belohnungen und den ihm angewieſenen Unterhalt aufgemuntert, beſtändig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über ſich nehmen könnte. Indem andre durch ihren Fleiß ſich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß des Lebens verſchafften, ſorgte dieſer Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewiſſe Glieder des Staats gezwungen und gleichſam gedungen wären, ſich für denſelben aufzuopfern, und daß bei den übrigen dieſe Verbindlichkeit wegfiele. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlaſſen, ſich dieſem beſondern, oder einem andern Stande in der Geſellſchaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß dieſe freie Wahl beſtändig ſtatt finden müßte, und niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu dieſem Stande habe? Aus dieſer eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der dieſe Wahl nothwendig machte, als tyranniſch angeſehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, ſeine ungeſunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder ſogleich die Uebereilung bei dieſen Schlüſſen? Und doch werden ſie noch täglich gemacht. Man ſeufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt haben, ſchon in der Wiege ſeine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu ſeiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden herbei rufet? Wenn es aber dieſe Rechte über uns bei unſerer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyranniſch nennen, die uns dieſe Rechte ankündigen läßt? würden denn wohl dieſe Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieſelben verſchwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Rührung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei Thermopylä *) gehen ſahſt; zu den Grabmälern, die ſie ſich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erſchlagener Perſer als Grabſteine aufgethürmt ſtunden, und der Tod fürs Vaterland die prächtigſte Aufſchrift war: o Sparta, würdeſt du nicht einen Bürger aus deinen Mauren verbannet haben, der ſich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle ſeiner Streiter einzuverleiben! Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil ſie dich vertheidigen, und die Töchter, weil ſie dieſe Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieſes geſchahe nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien dieſe Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in ſo ſtrengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs dieſe Pflicht? Laßt uns zufrieden ſeyn, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müſſen zurückgetrieben werden. Dies iſt ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unſere urſprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, dieſe Geſetze ſind für uns noch eben ſo heilig; Geſetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in deſto hellerem Lichte ſehen, anſtatt daß ſie uns ſonſt gleichſam aus einem Heiligthum dieſe Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß ſie dieſelbe vermindern ſollte. So war den Iſraeliten das Koſtbarſte, wofür ſie ſtritten, noch immer die Bundeslade, ob ſie ſich gleich einen König gewählet hatten. Jene nicht zu verlaſſen, erforderte ihre Pflicht, und dieſem zu folgen, ermunterte ſie ihre Liebe. Die erſtere war das Gut, das ſie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das ſie zu erhalten wünſchten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade würde ſie mit Schrecken erfüllt; die Errettung derſelben mit dem Verluſte des Königs würde ſie faſt untröſtbar gemacht haben.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher geſagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für jeden ein Vaterland zu finden iſt; wenn dieſes Vaterland unſere Liebe fordert; wenn dieſe Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geſchwächt, ſondern geſtärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat; daß wir aber auch zu allen Folgen dieſer Liebe, ohne welche ſie nicht beſtehen könnte, verbunden ſeyen. Die Vorausſetzungen ſind alle erwieſen: ich dürfte alſo nur dieſe Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht ſetzen und ſogar aus dieſer Vortrefflichkeit zurückſchließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwieſene Verbindlichkeit ſchon hinreichte, uns zur Ausübung der ſo oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein ich will erſt noch ein Hinderniß unterſuchen, das der Ausübung dieſer Pflicht unter uns am ſtärkſten im Wege zu ſtehen ſcheint, und das ich bis auf ſeine geheimſten Zuſammenſetzungen aufzudecken hoffe. Dieſes Hinderniß iſt eine häufig angenommene Denkungsart, daß es lächerlich ſey, ſich für den Vortheil andrer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, ſein Leben anders als ſeines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu ſetzen.

Vom Urſprunge der Einwürfe gegen die Liebe fürs Vaterland; — Folgen dieſer Liebe auch in den Monarchien.

Es iſt überhaupt ein faſt unerſetzlicher Schade, wenn man gute Grundſätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeiſterten, vertilget *). Man kann dieſen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder dieſe Grundſätze werden durch Gründe beſtritten, oder ſie werden lächerlich gemacht. Das erſte Mittel wird ſeinen Endzweck gar nicht, oder nur ſehr ſelten und langſam erreichen. Das andre wirkt mit der Geſchwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was in uns das Zärtlichſte iſt, unſre Eitelkeit. Man urtheilt gemeiniglich, daß derjenige, der etwas verlacht, beſſere Einſichten haben müſſe. Und wer ſchämt ſich nicht, dumm zu ſeyn? In der That, der Pöbel iſt des feinern Gefühls der Schaam über etwas Unanſtändiges nicht beraubt. Man darf ſich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt, ehe ein Schuſter zu Paris, nach dem Muſter der Vornehmern, es für eine Schande gehalten hat, zu geſtehen, daß er ſeine Frau liebe? und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Pöbel iſt nicht ſo groß, als man insgemein glaubt. Ein Mauleſel, der mit Goldblech bedeckt iſt, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf ſich liegen hat.

Man hat aber dieſen Weg erwählt, weil es im Gegentheil ſo ſchwer iſt, Grundſätze durch gründliche Widerlegung umzuſtoßen, nach denen man ſeine Handlungen einzurichten gewohnt iſt, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menſchen ſind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch wenigere, falſche Folgerungen, wenn ſie einmal gemacht ſind, zu trennen, ohne die Grundſätze ſelbſt umzuſtoßen; und die wenigſten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philoſoph iſt glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weiſe Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphirend aufſtellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unſerer Controverſiſten mit ihrem ſchwerfälligem Ernſt ausrichten.

Man hat bei einer andern Gelegenheit geſagt, „daß die Menſchen ſich nicht ſchämen, laſterhaft, aber wohl, lächerlich zu ſeyn.“ Dieſe Anmerkung muß vielleicht noch eingeſchränkt werden. Die Schaam ſetzt allezeit eine Bekanntmachung des Laſters als Laſter voraus; es mögen nun dabei andre, oder wir ſelbſt unſere Richter ſein. Allein das Laſter kann ſich vor andern und vor unſerm eigenen innern Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich raſenden Indianern, wohl gar ſelbſt geblendet. Das Lä-

---

*) Laßt uns auf dieſer Erde nochmals das Mittagsmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdiſchen ſpeiſen, ſagte Leonidas zu ſeinen Mitſoldaten. Man redet nicht alſo, wenn man nicht ſeinen Poſten als ſeine Grabſtätte betrachtet.

*) Man darf dieſes noch allgemeiner machen. So oft gewiſſe Dinge, die uns gerührt und unſre Seele bald mit einem Schauer, bald mit einer weichmüthigen Empfindlichkeit durchzittert haben, lächerlich gemacht werden: ſo oft wird wenigſtens ein Mord an unſern Vergnügungen ausgeübt. Ich rede hier nicht einmal von dem raſenden Kützel, ſolche Dinge, welche einem ganzen Volke heilig und wirklich auch heilſam ſind, beißend zu verſpotten. Dagegen ſind andere Betrachtungen vorhanden. Aber wozu ſoll z. E. der Witz, Heldengedichte zu parodiren? Wegen einiger luſtigen Einfälle verlieren wir das Vergnügen zu bewundern. Das Poſſierliche erſtickt alle ernſthafte Leidenſchaften. Was iſt wohl rührender, als wenn der Redner, welcher einen Staatsverbrecher vertheidigen ſoll, in der Hitze des Affects deſſen Kinder redend einführt und ſie ſchluchzend ihres Vaters Leben von einem ganzen Volk erflehen läßt? In dem Luſtſpiele des Hrn. Racine, les Plaideurs, wird dieſes parodirt. Ein Advokat läßt junge Hunde für das Leben eines alten Hundes, ihres Vaters, bitten. Man leſe einmal dieſe Stelle; wird man nicht bei der Rückkehr auf die ernſthaften ähnlichen Stellen eine Abnahme der Rührung bei ſich ſpühren? So ſchön auch Virgil den Aeneas ſeine Erzählung anfangen läßt: Infandum regina jubes renovare dolorem: ſo wird uns doch dieſe Stelle lächerlich, nachdem wir ſie ſo oft aus dem Munde des poſſierlichen Barbiers Partridge im Thomas Jones, unrecht angebracht, gehört haben. Ein ſolcher Verfaſſer giebt uns einige ſüße Sachen zu koſten, die in dem Augenblicke, wann wir ſie genießen, angenehm ſind, aber allen Geſchmack an dem herrlichen Weine, der uns vorgeſetzt iſt, verderben.

Digitized by Google

cherliche hingegen bleibt niemals verborgen, ſobald die Mode den Ausſpruch gethan hat: dies iſt lächerlich. Die Larve des Laſters iſt ſo ſcheußlich gemacht, daß es nur ſelten Fälle giebt, wo man eine gänzliche Aehnlichkeit mit derſelben bei Menſchen antrifft; und nur wenige Perſonen ſind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantaſie entworfen; jeder Dummkopf, ſo wie jeder kluge Mann, ſieht es an und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerſchnittenen und perſpektiviſch zuſammengeſetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verſchiedenen Seiten betrachtet, verſchiedene Bilder darſtellen.

Ich komme von dieſer Ausſchweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeiſterung, aus tugendhaften Grundſätzen herausgelacht wird: wie theuer erkauft ſie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verſpottet worden, für ſchön, für ehrwürdig gehalten wird: ſo muß ſie ſich bald gewöhnen, niedrige, ſchlechte Handlungen mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen zu bezeichnen. Sie verwirft, um ſich anſehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geſchmückt, aber mit Zierrathen geſchmückt hatte, die ſie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darſtellten; und erſtickt den Samen, aus welchem ſo große Thaten aufgekeimt waren. Wie ſollen wir denn von dieſen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, ſogar auch der politiſchen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es ſteht, herunter ſpotten; alles, was über ſie hinaus ragt, für Chimären erklären; und nur ſich, als den Mittelpunkt alles Uebrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland „ſterben? Lächerlich! Was iſt das Vaterland? Ich werde bezahlt, um mich todtſchießen zu laſſen, und ich nehme dieſe Bezahlung an, weil ich ſonſt kein andres Mittel weiß, anſtändig zu leben. Aber die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht ſchwindlich. Wann ein glückliches Faro oder eine reiche Heirath mich in den Stand ſetzte, gemächlich von meinem eigenen Vermögen zu leben: ſo würde ich heute meinen Abſchied nehmen und das Vaterland für ſich ſtreiten laſſen." — O wahrhaftig, ſo dachten die Römer nicht: und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber ſie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichlichen Sopha einen durch Wollüſte ausgemergelten Körper vollends ſtarr macht, der bei jedem nähernden Schritte uns ſtärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man ſich nur aus viehiſcher Dummheit nicht entſetzet: ſondern des Todes, der ſich in der Vertheidigung des Vaterlandes darbietet, der unſre Seele gleich einer Königin aus dem Gefängniſſe ruft und ſie nicht gleich einer Sklavin darin erdroſſelt; der endlich, wenn ich mich ſo kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unſern Adern quillt, das ächzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu laſſen. Wo iſt denn nun das Lächerliche, das Chimäriſche? Dieſes kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchſchimmern. Wenn wir alſo zeigen können, daß der Tod fürs Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große *) Denkungsart ertheilen könne; daß dieſe Denkungsart ſich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muſter für die ganze Nachwelt machen werde: ſo muß wenigſtens der Zweifel entſtehen: ſollte wohl der Tod fürs Vaterland ein ſo verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieſer Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird: ſo muß dadurch der Einwurf, daß es wenigſtens in Monarchien lächerlich ſey, für das Vaterland zu ſterben, unterdrückt werden.

Wenn ſich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegenſetzte: daß wir wenigſtens eine Art von Enthuſiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tod nicht leicht überwunden werden könne: ſo dürfen wir nur dieſen Enthuſiasmus unterſuchen und den Nutzen ſowohl als die Möglichkeit deſſelben in Monarchien erweiſen.

*) Hieher gehöret eine Geſchichte, die im vorigen Kriege im Halberſtädtiſchen geſchehen iſt: Ein ſiebenzigjähriger Schäfer that in ſeiner Gemeine ſtolz, daß er ſechs Söhne im Dienſt des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der ſiebente, die letzte Stütze ſeines Alters, in den Krieg gehen ſollte, ſagte der Alte zum Officier: „Herr Hauptmann! ſag er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenn's ihn brennt, ſo nehme er meinen Sohn und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, ſo laſſe er mir meinen Sohn."

Dieſes ſind die Materien, die ich noch jede in einem beſondern Stücke ausführen werde.

Andere Hinderniſſe, die nicht ganz von der verkehrten Denkungsart einer Nation oder des größten Theils unter derſelben abhängen, fordern andre Erleichterungen und erhalten ſie doch auch zum Theil von unſerm Hauptgrundſatze — der Liebe fürs Vaterland.

1) Man ſagt: unſere Art, Krieg zu führen, macht es ſchwerer — was denn? zu ſterben? — das ſollte ich eben nicht denken. Aber das Geſchütz, deſſen Gefahren der Tapferſte ſo wie der Feigeſte ausgeſetzt ſind ohne Gegenwehr, ohne daß ſie ſich von einander unterſcheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er ſeine bravſten Soldaten verlor, die ſehr oft keine Parther ſahen und doch immer von Parthiſchen Pfeilen verwundet wurden, beweiſt hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit ſich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß ſchon damals dieſe Ehre ohne Unterſchied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtſein der Liebe für ſeine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt ſich, daß die größten, die rühmlichſten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht ſehr oft eingehüllet werden, wenn ſie nicht vor den Augen des Monarchen geſchehen. Sobald ein Officier bekennen wird, daß er bloß um ſeiner ſelbſt willen tapfer ſtreite: ſobald werden wir ihm zugeſtehen, daß ein ſolcher Zufall für ihn der empfindlichſte unter allen ſein müſſe. Das Leben gewagt zu haben, um einen höhern Poſten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbelohnt! Es iſt freilich traurig genug. Aber ſollte der Lebenslauf eines ſolchen Mannes nicht noch trauriger erſcheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geſchrieben wird, gemeiniglich ſo lauten muß: „als Fähnrich ſtritt er mit dem Muthe eines Löwen, um General zu werden; als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben."

3) Aber welcher grauſame Künſtler hat dort jenes Gemälde zur Beſchämung der menſchlichen Natur ausgeſtellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Zorndorf herumſitzen, demüthig für den Reſt ihres Lebens, deſſen größere Hälfte für uns verſchwendet worden, Allmoſen verlangen und doch von den meiſten zurückgewieſen werden! — Jener Mann ſtreckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unſere Sicherheit ausgeſtreckt hatte, vergebens nach einer unſrer kleinen Gaben aus — der nächſte an ihm hat ſich müde den Tag über geſtanden; nicht einmal ſeine Krücke war für ihn beredt; nun liegt ſie neben ihm, und er — er wird dieſen Abend hungern. — Und wer ſind jene vergüldete, nervenloſe Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienſtvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft iſt der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menſchen giebt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem ſolchen Geſichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch ſie, die zärtlichere Hälfte des menſchlichen Geſchlechts, deren ſanftere Blicke für jedes Elend ein ſympathetiſches Gefühl verſprechen, — wie? auch ſie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karoſſen, und die Unglücklichen haben ſich zu hüten, daß ſie nicht beſchädigt werden — Sollte nicht eine menſchenfeindliche Phantaſey dem Künſtler dieſes Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es iſt Natur, es iſt Wahrheit! Mit dieſen meinen Augen habe ich ſie geſehen. —— Die Vorwürfe des Künſtlers ſind gerecht, aber ich hoffe, ſie ſollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr ſollt ihr das Schickſal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Röcheln ihr gehöret habt, ſo wie noch euer Geſchrei, das euch der Schmerz abzwang, in den Sterbenden Ohren gedrungen iſt. Er kömmt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, ſondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das glorwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht verkennt: ſollte er nicht für euch ſorgen? Stützen des Staats, ſeine Zierde und ſein Ruhm! Sammlet euch in ruhige Wohnungen zuſammen, und wenn unſere Prinzen euch beſuchen (könnten ſie ſich wohl dieſes feierlichen, dieſes rührenden Schauſpiels entziehen?), dann zeiget zugleich, nachdem ihr ſie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapfrer und weiſer und guter Monarch von ſeinem Volke geliebt werde, und was die Liebe fürs Vaterland würke!

Digitized by Google

Abraham a Sancta Clara.

Dieſer weit mehr, vorzüglich im nördlichen Deutſchland unrichtig aufgefaßte und falſch verſtandene, als nach ſeinem wahren Werthe anerkannte, talentvolle Mann kann als das beſte Muſter populärer katholiſcher Beredſamkeit ſeiner Zeit mit vollem Rechte betrachtet werden. Er hieß mit ſeinem Familiennamen Ulrich Megerle, ſtammte aus einem adeligen Geſchlechte und ward am 4. Juli 1642 armen, aber frommen und redlichen Eltern zu Krähenhennſtetten, unweit des Städtchens Möskirch (in den mediatiſirten fürſtlich fürſtenbergiſchen Beſitzungen) in Schwaben, geboren. Seine Eltern hießen Jacob und Verona Megerle. Er zeichnete ſich ſchon in früher Jugend durch einen heftigen Drang nach Wiſſen, Fleiß und Talent aus und erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung auf den lateiniſchen Schulen zu Möskirch, Ingolſtadt und Salzburg. In ſeinem achtzehnten Jahre trat er in den Barfüßer-Auguſtiner Orden zu Mariabrunn, ſtudirte dann in dem zu Wien befindlichen Kloſter ſeines Ordens Philoſophie und Theologie, ward zwei Jahre ſpäter, 1662, zum Prieſter geweiht, promovirte als Doctor der Gottesgelahrtheit und ging dann als Feſttagsprediger nach Kloſter Taxa unweit Dachau in Baiern. Von hier begab er ſich als Prediger zurück nach Wien, wo er durch ſeine glänzende Rednergabe ſich bald einen ausgebreiteten Ruf erwarb. In gleicher Eigenſchaft darauf eine Zeitlang in Gräz verweilend, ward er 1669 von Leopold I. als kaiſerlicher Hofprediger nach Wien berufen; ein Amt, dem er zwanzig Jahre lang, mit allgemeiner Verehrung vorſtand, hochgeſchätzt und geliebt von ſeinem Monarchen. — Während dieſer Zeit ſtieg er in ſeinem Orden von Stufe zu Stufe und ward nach einander Provinzial-Prokurator, Lector, Pater ſpiritualis, Prior-Provinzial und Definitor ſeiner Provinz. — Als Prior-Provinzial war er 1689 bei dem General-Ordens-Capitel zu Rom anweſend, predigte daſelbſt zu verſchiedenen Malen mit großem Beifall und ward von Papſt Innocenz XI. mit einem geweihten Kreuze beſchenkt; als Definitor trug er außerordentlich viel zu der Verbeſſerung mehrerer Klöſter ſeines Ordens bei. — Er ſtarb am 1ſten December 1709 im acht und ſechszigſten Jahre ſeines Alters zu Wien.

Pa..r Abraham a Sancta Clara war ein ſeltener, kühner, redlicher, mit vollſter Ueberzeugung ſeinem Glauben anhängender, ſeinem Orden auf das Treueſte ergebener, wohlwollend geſinnter, wohlthätiger, rechtſchaffener und tugendhafter Mann, wie er das in unzähligen Fällen ſeines langen, wirkungsreichen Lebens vollkommen bewährt hat. Eine fromme Heiterkeit, unverwüſtlicher Muth und kräftige Ausdauer begleiteten ihn bis zu ſeinem letzten Gange. —

Ehe wir zur Betrachtung ſeiner Leiſtungen als Redner übergehn, möge hier ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, von denen mehrere ſehr ſelten geworden ſind, mit Anführung der Originalausgaben folgen. Wir verdanken daſſelbe dem „Literariſchen Anzeiger,“ Wien, bei Gerold, Jahrgang 1822. —

I. Judas der Erz-Schelm, für ehrliche Leuth, oder eigentlicher Entwurf und Lebensbeſchreibung deß Iſchariotiſchen Böſwichts. Worinnen unterſchiedliche Diſcurs, ſittliche Lehr-Punkten, Gedicht und Geſchicht, auch ſehr reicher Vorrath Bibliſcher Concepten. Welche nit allein einem Prediger auf der Cantzel ſehr dienlich fallen, der jetzigen, verkehrten, bethörten, verſehrten Welt die Wahrheit unter die Naſen zu reiben: ſondern es kann ſich auch deſſen ein Privat- und einſamber Leſer zur erſprießlichen Zeit-Vertreibung und gewünſchten Seelen-Hayl gebrauchen. Zuſammengetragen durch P. Abraham a St. Clara, 4 Theile mit Titelkupfern. 4. Bonn, 1687 (nur 1ſter Bd.) Salzburg, 1688 — 95. 1710. Nürnberg, 1696. 1709. 1718. 1752. 1775.

II. Reim dich oder ich liß dich, das iſt: allerley Materien, Diſcurs, Concept und Predigten, welche bishero in unterſchiedlichen Tractätlein gedruckt worden; Nunmehr aber in ein Werk zuſammengereimbt, und zuſammen geraumbt, mit einem beigefügten Indice Concionatorio, und neuen Zuſatz mehrerer Concepten; denen Herren Predigern für ein Interim geſchenkt, biß etwas anders bald folgen wird. Durch Pr. Fr. Abraham a St. Clara. 4. Salzburg, 1687, 1690, 1714. Cöllen, 1688. 1702. Augsburg, 1714, 1754.

Dieſe Sammlung faßt folgende Aufſätze, die früher und nachher zum Theil einzeln erſchienen ſind. Nicht in jeder Ausgabe ſind alle enthalten, noch in gleicher Folge.

1) Dominika, eine Reihe kurzer Predigt.n für das ganze Kirchenjahr.

2) Merks Wienn, das iſt: des wüttenden Tods eine umbſtändige Beſchreibung. In der berühmten Haupt- und Kayſerlichen Reſidenz-Stadt Wienn in Oeſterreich im 1679ten Jahr; mit Beyfügung ſo wol wiſſen als gewiſſen antreffender Lehr. Zuſammengetragen mitten in der bedrangten Stadt und Zeit, von Pr. Fr. Abraham a St. Clara. (Zuerſt gedruckt. 8. Wien, 1680, mit Vignetten, und daſ. 1710.)

3) Löſch Wienn, das iſt: eine bewegliche Vermahnung an die Kayſerliche Reſidenz-Stadt Wienn in Oeſterreich, was geſtalten dieſelbige der ſo viel tauſend Verſtorbenen, Bekandten und Verwandten nicht wolle vergeſſen, welche vor einem Jahr zur harten Peſtzeit, ohne gewöhnliche Leiche-Beſingnüs, ohne Begleitung der Freundſchaft, elendig unter die Erd gerathen, deren vermuthlich viel in den zeitlichen Flammen des Fegfeuers, ihre gröſte Zuverſicht ſchöpfen zu der gewöhnlichen Acht-Tägigen Andacht in der Todten-Capellen bei denen P. P. Auguſtiner Baarfüſſern. In Kürze zuſammengeſetzt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680. 4. Salzburg, 1687. Wien, 1690. Daſ. 1712.)

4) Große Todten-Brüderſchaft, das iſt: ein kurzer Entwurff des ſterblichen Lebens. Zuſammengeſezt durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln, 8. Wien, 1681; Salzburg, 1710.)

5) Auff, auff, ihr Chriſten! das iſt: ein bewegliche Anfriſchung der chriſtlichen Waffen wider den Turkiſchen Bluet-Egel; ſampt beigefügtem Zuſatz vieler herrlichen Victorien und Sieg wider den Ottomanniſchen Erb-Feind; wie auch anderer Sittlicher Lehr- und Lob-Verfaſſung der Martialiſchen Tapfferkeit; In Eil ohne Weil zuſammengetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1683. 1685.)

6) Danck- und Denckzahl des Achten gegen dem Drey, das iſt: eine kleine Schluß-Predigt, ſo in der Octav des Solennen Danckfeſts zu der heiligen Dreyfaltigkeit, mitten in der Stadt Wienn auf öffentlichen Platz bey einer unglaublichen Menge Volks gehalten worden von P. Fr. Abraham a St. Clara, da die dreyfärbige hierzu verfärtigte Latern auß allen Fenſtern einen wunderſchönen Tracht vorſtellten, und haben ſo viel tauſend angezündete Liechter den entzündeten Eyffer der Hochl. N. O. Ständ, ja der geſambten Kayſerl. Reſidenz-Stadt zu der allerheiligſten Dreyfaltigkeit ſattſamb beſtättiget. (Früher einzeln gedruckt.)

7) Newerwählte Paradeyß-Blum, von dem Allerdurchleuchtigſten Ertz-Hauß Oeſterreich, und deſſen angehörigen Erb-Cronen und Provintzen, ꝛc. das iſt: Dankbarliche Lob- und Lieb-Verfaſſung von dem glorreichen Heiligen Joſeph, welcher hochvermögende Troſtvolle Ehr- und Nähr-Vater Chriſti für einen allgemeinen Patronen und Schutz-Herren mit hochfeyerlicher Solennität und gröſten Eyffer, ſo wohl beyder Kayſerl. Majeſt. als des häuffig verſambleten hohen Adels, wie auch des geiſtreichen Cleri ꝛc. iſt öffentlich an und aufgenommen worden den 12. May 1675.

8) Soldaten-Glory, das iſt: von dem heiligen Ritter und heylſamen Vorbitter Georgio ſchuldige Lob-Red, welche an ſeinem Jährlichen Feſt-Tag in dem Freyſinger-Hoff mitten in der Kayſerlichen Reſidenz-Stadt Wienn vor einem Volkreichen Auditorio, unter freyem Himmel, hoffentlich aber nicht in Luft geſagt worden, und nunmehr in Truck verfertigt. (Einzeln. Merks wohl Soldat. 8. Wienn, 1680.)

9) Wohlriechender Spica-Nardt, das iſt: eine kurtze Lob-Verfaſſung des Heiligen Claravallenſiſchen Abbtens und Hönigflieſſenden Lehrers Bernardi, welche an dem Jährlichen ſolemnen Feſt-Tag erſterwehnten Heiligen Patriarchen in dem uhralten Ciſtercienſer Stifft Rhein, ohnfern der Steyriſchen Haupt-Stadt Grätz, vor einem Volkreichen, wie nicht weniger Adelichem Auditorio auf

Digitized by Google

der Cantzel vorgetragen von P. Fr. Abraham. (Einzeln. 4. Grätz, 1683.)

10) Die Heilige Hof-Art, das iſt: eine ſchuldige Lob-Red, dem groſſen Wunderthätigen Indianer Apoſtel Franciſco Xaverio, welche an ſeinem hochfeyerlichen Feſttag in dem herrlichen Tempel deß **Profess** Haus der **Societet JESU** in Wien vorgetragen, und nunmehr in Truck verfertiget worden von Pr. Fr. Abraham a St. Clara.

11) **Astriacus Austriacus.** Himmelreichiſcher Oeſterreicher, der Hochheilige Marggraff Leopoldus, vor der geſambten Kayſerl. Hofſtatt, in dem von ihme fundirten Hochlöblichen Stifft, und zu Ehr der Allerſeligſten Mutter Gottes erbawten Gotteshauß zu Kloſter-Neuburg: In Gegenwart ſeiner H. Reliquien in einer Lob-Predigt vorgeſtellt. Von P. P. Fr. Abraham ꝛc. (Früher einzeln gedruckt.)

12) Prophetiſcher Willkomb, das iſt: eine Weiſſagung von Glück ohne Tück, der dritten Kayſerlichen Vermählung Leopoldi mit Eleonora Magdalena Thereſia Durchl. gebohrnen Herzogin von Neuburg, ſo in einer Predigt in dem hohen Paſſauer Stifft in Wienn, Maria-Stiegen genannt, zu Ehren des Oeſterreichiſchen Schutz-Herrn Leopoldi und ſeiner allda aufgerichteten Sodalität gehalten worden, den 14. Decemb. **Anno** 1677. An welchem Tag obbeſagtes Kayſerliches Beylagers Feſt zu Paſſau Hochfeyerlich vollzogen, nunmehr aber in Truck verfertigt worden von P. Fr. Abraham a St. Clara.

13) Zeugniß und Verzeichniß eines Lobwürdigſten Tugend-Wandels, ſo in der traurigen Leich-Geſingnuß des Weylands verſtorbenen Herrn Abbts Anſelm zu Maria Zell in Oeſterreich unter der Enß in einer ſchuldigſten Lob-Red vorgeſtellt, und bey einer groſſen Anzahl der verſambleten Zuhörer gehalten worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara.

14) Der glückliche Fiſchzug in Anzbach, das iſt: *ein* Troſtreiche Predigt von der überſchwenklichen Barmherzigkeit der Mutter Gottes, welche den 8ten September an Dero Gnaden-vollen Geburts-Tag in dem uhralten und berühmten Gottes-Hauß zu Anzbach vor einer groſſen Menge eyffriger Zuhörer gehalten, und nunmehr auf vieles Begehren zu ſonderem Troſt der Marianiſchen Hertzen auch in den Truck überſetzt worden durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Früher einzeln gedruckt.)

15) Oeſterreichiſch:s **DEo gratias**, das iſt: eine außführliche Beſchreibung eines Hochfeyerlichen Dankfeſts, welches zu Ehren der Allerheiligſten Dreyfaltigkeit, wegen gnädiger Abwendung der über uns verhängten ſchwären Straff der Peſt in der Kayſerl. Haupt- und Reſidenz-Stadt Wien, den 17. Junii Anno 1680, durch die löbliche N. O. Herren Land-Stänð höchſt aufferbäulich angeſtellt worden. Sambt einer Kurzen Predigt, ſo vor einer volkreichen Verſamblung in Mitte der Stadt bei der Allerheiligſten Dreyfaltigkeit vorgetragen durch P. Fr. Abraham a St. Clara. (Einzeln. 8. Wien, 1680, *1686.*)

16) Der klare Sonnen-Schein in dem heiligen und berühmten Dominicaner Orden, das iſt: eine kurze Lob-Predigt von dem glorreichen und Engliſchen **Doctore Thoma Aquinate**, welche in Gegenwart eines hohen Adels, wie auch eines volkreichen **Auditorii** an deſſen h. Feſt-Tag auff der Cantzel in der Herren P. P. Prediger Kirchen zu Grätz in Steyermark hat vorgetragen P. Fr. Abraham a St. Clara. Demüthigſt dedicirt der Hochlöblichen Dominicaneriſchen Provintz in Deutſchland.

In frühern Ausgaben iſt noch angefügt:

17) **Epitaphium Georgii Siegfridi eccl. canon. in Stainz.**

18) **Epitaphium Joan. Balthasarii, comitis de Hoyos.**

III. Gack, Gack, Gack, Gack a Ga, einer Wunderſeltſamen Hennen in dem Herzogthume Baiern; das iſt: eine ausführliche und umbſtändliche Beſchreibung der berühmten Wallfahrt Maria-Stern in Tara bei den W. W. E. E. P. P. Auguſtiner Baarfüßern, welche ſeinen uhrheblichen Anfang genommen von einem Hennen-Ey, auf deme durch Anordnung des Himmels ein ſtrahlender Stern erhoben ware, in deſſen Mitte ein ſchön-gecröntes Frauen-Haupt. Zuſammengetragen 1687 mit etlichen eingemengten ſittlichen Lehrpunkten allen Predigern nicht undienlich, von P. Abraham a St. Clara. 8. München, 1688. Cölln, 1688. 2te Ausgabe m. Kupf. 8. Wien, 1732. (Einige Titel ſind auch: Gack, Gack, Gack, ein Ey, ſagt, was die Kirchfahrt und Kloſter Tara ſey.)

IV. ***Grammatica religiosa***, **quae piè docet declinare à malo, et facere bonum, amplecti Perfectum in Praesenti, et respuere Imperfectum, ad obtinendum Futurum Infinitum, cum Participio Salutis. Opus apprime Religiosorum Tyronum Magistris, et etiam Verbi divini Praeconibus, prout ex indice Concionatorio, S. Scripturae, Sermonum, et Authorum annexo patebit, non inutile. Auctore R. P.** ***Abrahamo a St. Clara.*** Mit Titelkupfer. 4. Salzburg, 1691, 1699. Cölln, 1719. Augsburg, 1721, 1725, 1729. **Gramatica religiosa** oder geiſtliche Tugendſchul, in welcher ein Jeder, ſowohl Geiſt- als Weltlicher, Heilſamb zur geiſtlichen Vollkommenheit unterwieſen wird; von dem Wohl-Ehrwürd. P. Abraham a St. Clara in lateiniſcher Sprach verfertigt; nun aber in Anſehung des großen und herrlichen Nutzens, ſo dieſe heilſame Tugendſchul bißhero gewirket, zu ſonderbarem Troſt und Auferbauung der Teutſchen beyder Geſchlechts Nation in dieſe Mütterliche Sprach überſetzt durch einen einſamben Ordens-Geiſtlichen der Stadt Cölln. Mit vierfachem **Indice** oder Regiſter. Mit Titelkupfer. 4. Cölln, 1698. 1699. 1705. 1730. Augsburg, 1766.

V. Etwas für Alle, das iſt: Eine kurze Beſchreibung allerley Standts- Amts- und Gewerbs-Perſohnen mit beygedruckter ſittlichen Lehre und Bibliſchen Concepten, durch welche der Fromme mit gebührendem Lob hervorgeſtrichen, der Tadelhaffte aber mit einer mäſſigen Ermahnung nicht verſchont wird; Allen und Jeden heilſamb und heilſamb auch ſogar nicht undienlich denen Predigern verfertigt durch P. Abraham a St. Clara. 3 Bände mit Kupfern vermengt durch Chriſt. Weigeln. 8. Würzburg, 1699, 1711. Salzburg, 1711. Nürnberg, 1733. Aufs neue herausgegeben und mit Anmerkungen vermehrt (von Sam. Heinicke). 8. Halle, 1785. Die Anmerkungen ſind Ausfälle auf halliſche Theologen in der bahrdtiſchen Sache, auf die allgem. Literaturzeitung u. a. nebſt Vertheidigungen der Ex-Jeſuiten.

VI. **Mercurialis** oder Winter-Grün, das iſt: anmuthige und kurzweilvolle (in einigen Ausgaben: ergetzende und lehrreiche) Geſchichte und Gedichte, worinnen unterſchiedliche ſittliche Lehrpunkte und ſehr reicher Vorrath bibliſcher Concepten zu finden, nicht nur den Pfarrherren, Predigern und geiſtlichen Ordensperſonen ſehr nützlich; ſondern auch allen Gemüthern zu einem heilſamen Unterricht, chriſtlich freudig zu leben und ſelig zu ſterben, ſehr dienlich; von P. Abraham a St. Clara. Mit 23 Kupf. verſehen. 4. Nürnberg, 1700, 1731, 1733. Augsburg, 1766.

VII. Abrahamiſches Gehab dich wohl! oder Unglaube in dieſem End-Werke ſeiner Schriften. Schau hinein, und liß das, und macht dir einen Knopf auf die Nas. Dann hiern wirſt du finden ein Abſcheu gegen die Sünden, und in Traurigkeit eine Gewiſſens-Freud. Sintemalen in dieſem letzten Werk allerley ſowohl Bibliſche als Lehrreiche Concepten, Geſchichte und Gedichte, wie auch unterſchidliche Discurs und ein reicher Vorrath von ſittlichen Lehr-Punkten enthalten iſt. Denen bethörten, verſehrten und verkehrten Weltkindern zur Beſſerung und zu Gottes Ehr, wie auch Seelenheyl Vergröſſerung beſchrieben von der durch alle Welt beliebten, belebten Ehr- und Lehrreichen Feder Ihro Wohl-Würden P. Abraham a St. Clara. Mit Titelkupfer. 4. Wien, 1700. Nürnberg und Augsburg, 1729. Wien, 1737. Daſelbſt, 1739.

VIII. Sterben und Erben, das iſt: die ſchönſte Vorbereitung zum Tode oder ſicherſte Art zu ſterben und die Seligkeit zu ererben durch Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens unſers einzigen und liebſten Heilandes Jeſu Chriſti, mit ſehr ſchönen Kupfern geziert und neulich in franzöſiſcher Sprache vorgeſtellt von Hrn. de Chertablon, Prieſtern und Licentiaten der Theologie, anjetzo aber aus ſolcher getreulich überſetzet durch J. A. F. und nachmals in etwas vermehrt und herausgegeben von Pater Abraham a St. Clara, 4. Amſterdam, 1702. Prag, 1702, 1711. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1739. Wien, 1739, 1744.

IX. Drey erbauliche und ſinnreiche Andachten. 1) Du mußt ſterben. 2) Es geſchicht Dir recht. 3) Der Tod iſt gut, aber nicht allezeit. 8. Augsburg, 1702.

X. Neu eröffnete Welt-Galeria, worinnen ſehr curios und begnügt unter die Augen kommen allerlei Aufzüg und Kleidungen unterſchiedlicher Stände und Nationen. Forderiſt aber iſt darinnen in Kupfer entworffen die Kaiſerl. Hofſtatt in Wien, wie denn auch anderer hohen Häupter und Potentaten bis endlich gar auf den mindeſten gemeinen Mann. Mit beſonderen Fleiß zuſammengebracht von P. Abraham a St. Clara und von Chriſt. Weigel in Kupfer geſtochen zu Nürnberg. Folio. 1703. Dieſes Buch hat 100 Kupferſtiche und 4 Blätter Text: Titel — Eingang von Weigel — Verzeichniß der Kupfer — und Abrahams Dedication an Kaiſer Joſeph I.

XI. Heilſames Gemiſch, Gemaſch, das iſt: allerley ſeltſame und wunderliche Geſchichten, mit vielen Concep-

Digitized by Google

ten und ſittlichen Lehren unterſpicket, wie auch mit Kupfern vermengt, worinnen einem Jeden nach eigenem Belieben ein Beſcheid-Eſſen vorgeſetzt; meiſtens aber denenjenigen, ſo vor lieb nehmen mit einer Speiß, die weder geſotten noch gebraten. Von P. Abraham a St. Clara. Würzburg, Nürnberg, 1704, 1724. Wien, 1737.

XII. Abrahamiſches Beſcheid-Eſſen, Soll man wohl nicht vergeſſen, Er hat es hinterlaſſen, Mir gefällt es über die maſſen, Wer nicht will glauben dieß, Steck Brillen auf und ließ. So wird er finden, daß es keine gewärmten Speiſen, ſondern recht ſaftige Bißlein und wohlgeſchmackte Ueberwährlein; aus dem Zehr-Gaden des Jenigen, welcher mit ſeinem Tractament einiger hierin begriffenen Concepten vor Kayſerl. Maj. beliebt hat aufziehen dürfen. Aus den hinterlaſſenen Manuſcripten des durch Teutſchland ſehr berühmten Wohl Ehrwürdigen P. Abraham a St. Clara ſtatt einer Merenda oder Alabatritta der heißhungrigen Welt auf die Taffel des Drucks vorgeſetzt und auffgeſetzt von **P. Fr. Alexandro a Latere Christi**, deſſen Ordens, der Zeit Prior des Convents der wunderthätigen Gnaden-Bildnuß Mariä Stern in Tara. Mit Titelkupfer. 4. Nürnberg, 1714. Wien, 1717, 1719, 1737.

XIII. Wunderwürdiges ganz neu ausgehecktes Narren-Feſt, oder curieuſe Officin und Werkſtatt mancherley Narren und Närrinnen zur nützlicher und kurzweilicher Zeit-Vertreibung ſittlicher Leſer und Nachricht in drey Theil beſchrieben, von P. Abraham a St. Clara (der dritte Theil iſt von J. N. dem Verfaſſer des Narren-Calenders). 8. Frankf. 1707. Wien, 1737. Daſ. 3te Aufl. 1751, 1753. Ins Holländiſche überſetzt, 2 Thle. 8. Amſterdam, 1737.

XIV. Wohlangefüllter Weinkeller, in welchem manche durſtige Seel ſich mit einem geiſtigen Geſang Gott erquicken kann: nach dem Exempel der himmliſchen Braut in dem hohen Lied Salomonis, die ſich berühmet, daß ihr Liebſter ſie in den Weinkeller geführt habe, **Introduxit me in cellam vinariam, Cant. 2.** Ein ſolcher Keller iſt gegenwärtiger Tractat, in welchem ſüße und ſaure Trunk nach Belieben zu finden. Dermalen von P. Abraham a St. Clara, in ſeiner Unpäßlichkeit zuſammen getragen. Hat auch wollen bei Mißrathung des Weins ſeinen Keller eroffnen. Verlegt und mit Kupfer gezieret von Chriſtoph Weigel, Kupferſtecher und Kunſthändler in Nürnberg. 4. Würzburg, 1710. Daſ. 1725. 1739.

XV. Huy! und Pfui! der Welt. Huy oder Anfriſchung zu allen ſchönen Tugenden, Pfui oder Abſchreckung von allen ſchändlichen Laſtern, durch unterſchiedliche ſittliche Concept, Hiſtorien und Fabeln vorgeſtellt. Worinnen der Poet, Prediger, und mancherlei Standes-Perſonen für ihren Kram etwas finden können, durch P. Abraham a St. Clara. Mit Kupfern geziert und verlegt durch Chr. Weigel, Kupferſtecher in Nürnberg. Folio. Würzburg, gedruckt bei Fr. Hertzen, 1707. 4. Salzburg, 1710. Nürnberg, 1725. Würzburg, 1725.

XVI. Geiſtlicher Kramladen voller Apoſtoliſchen Wahren und Wahrheiten, das iſt: ein reicher und ausbündiger Vorrath mit beſondern Fleiß ausgearbeiteter Solennen Reden und Predigten, welche an mancherlei Orten (im erſten Theil meiſtens aber zu Wien) von vielen vor andern beredten, gelehrt — und geiſtreichen Männern gehalten, mit großer Sorgfalt auserleſen, und als ein überaus nützlicher Schatz zuſammengetragen von P. Abraham a St. Clara. Anjetzo aber, nach deſſen Tod in ein zuſammen gedruckt und verlegt durch Chriſtoph Weigel, Kupferſtecher und Kunſthändler in Nürnberg. 3 Theile mit Titelkupfer. 4. Würzburg, 1710, 1714, 1719 und 1725, 1743.

Mehrere dieſer Predigten in dieſer etwas eilfertig (es ſteht z. B. eine und dieſelbe Predigt im 1. und 2. Band) beſorgten Sammlung waren früher einzeln gedruckt, auch befinden ſich alle jene in dieſen drei Bänden, die in Reim dich, oder ich liß dich, ſtehen.

XVII. **Rev. P. Abraham a St. Clara.** Beſonders meublirt- und gezierte Todten-Kapelle, oder allgemeiner Todten-Spiegel, darinnen alle Menſchen, wes Standes ſie ſind, ſich beſchauen, an denen manigfaltigen Sinnreichen Gemählden des **Memento Mori** zu ſtudiren und die Nichtigkeit und Eitelkeit dieſes Lebens **Democritice** oder **Heraclitice**, das iſt: mit lachenden Mund, oder thränenden Augen, wie es beliebt, können betrachten und verachten lernen. Mit Kupfern, von Chriſtoph Weigel, Kupferſtecher und Kunſthändler. 8. Nürnberg und Würzburg, 1710, 1711.

XVIII. Abrahamiſche Lauber-Hütt, ein Tiſch mit Speiſen in der Mitt, Welche Hütte nicht leeres Laub und Blatt, ſondern viel herrliche Früchte hat. Denen Juden zum Trutz, denen Chriſten zum Nutz, an- und aufgerichtet, wie auch mit vielen auserleſenen ſowohl bibliſchen als andern ſinnreichen Concepten, Geſchichten und Gedichten geziert und ausſpallirt von hinterlaſſenen Schriften der durch das chriſtliche Europam ſehr beliebten und belobten Feder Jhro Wohl-Ehrwürden P. Abraham a St. Clara ſeel. zuſammen getragen. Nunmehro auf den Schau-Platz des öffentlichen Drucks vorgeſtellet von weiland **P. Fr. Alexandro a Latere Christi** deſſen Ordens, der Zeit Prior des Convents der Wunderthätigen Gnaden Bildnus Mariä-Stern in Tara. 3 Thle. mit Titelkupfer. 4. Wien, 1721 — 23. und Nürnberg, 1717, 1722, 1738, 1747 — 49.

Schon bei dem kurzen biographiſchen Entwurfe, den wir zu Anfang dieſer Zeilen mittheilten, bemerkten wir, daß wohl ſelten, vorzüglich im nördlichen Deutſchland, ein Redner ſo falſch aufgefaßt und ſo irrthümlich gedeutet ſei, als eben Pater Abraham a Sancta Clara. — Bei den Proteſtanten galt er lange nur als ein geiſtlicher Poſſenreißer; ja Viele unter denſelben halten ihn mit dem größten Unrechte noch heutigen Tages für nichts Beſſeres und bedenken nicht, daß an ſeine rednerischen Leiſtungen ein ganz anderer Maßſtab gelegt werden müſſe, als man es bei den Predigten und Homilien der geiſtlichen Redner aller Confeſſionen in unſeren Tagen zu thun gewohnt iſt. Es ſei daher geſtattet, mit wenigen Zügen eine allgemeine Schilderung ſeiner Vorzüge wie ſeiner Fehler voran zu ſenden, ehe wir ſeine Leiſtungen im Einzelnen näher beleuchten.

Zu ſeinen Vorzügen gehören beſonders eine warme, echte Begeiſterung für Glauben und Tugend, vollkommene Ueberzeugung von der Wahrheit Deſſen, was er lehrt, eine große und tiefe Menſchen- und Weltkenntniß, eine geſunde, praktiſche Moral, ſiegreiche Herrſchaft über die wenn gleich ungebildete Sprache, eine friſche, reiche Phantaſie, ſchlagender Witz, Lebendigkeit des Vortrags, ſchneidende Schärfe des Spottes: zu ſeinen Fehlern dagegen völliger Mangel an Geſchmack, Sucht nach Effect, Gefallen an Wortſpielen und Antitheſen, Haſchen nach dem Bizarren, ein unedler, wohl ſeiner Manier, ſelten aber oder eigentlich nie der Würde ſeines Gegenſtandes angemeſſener Styl.

Eine reiche Beleſenheit und gründliche Gelehrſamkeit ſind daher die Träger ſeiner guten wie ſeiner ſchlechten Eigenſchaften und dienen dazu, den Werth jener zu erhöhen, den Nachtheil dieſer zu vergrößern. — Abraham a Sancta Clara iſt durchaus ein Volksredner im ganzen Sinne des Wortes, der allerdings über ſeiner Zeit ſtand, der aber, wie jeder begabte Menſch und vorzüglich jeder begabte Redner, ſeiner Zeit und dem Geſchmacke derſelben ſeinen Tribut darbringen mußte; denn nur Der beherrſcht ſeine Zeit, der ihr zu gehorchen weiß. — Faßt man dieſen Punkt ſchärfer ins Auge und bedenkt dabei wohl, wo und wie der talentvolle Mann zu wirken hatte; vergißt man ferner nicht Stimmung und Neigung ſeiner Landes- und Lebensgenoſſen: ſo wird man weit geneigter ſeyn, viele ſeiner geiſtigen und rhetoriſchen Verirrungen zu entſchuldigen und zu verzeihen.

Die höchſte Bewunderung verdient vor Allem die Conſequenz in dem einmal von ihm als Recht erkannten Streben, eine Conſequenz, die ſo groß iſt, daß ſie bei ihm zur Manier wird. Er bleibt ſich überall gleich, mag er vor dem kaiſerlichen Hofe oder in einer Vorſtadt Wiens vor dem geringen Volke predigen. Seine Freimüthigkeit, ſein ſchlagender Witz, die Geißel ſeines Spottes verlaſſen ihn eben ſo wenig als die Begeiſterung für die Göttlichkeit ſeines Glaubens und die Pflicht ſeines Berufes. Arm oder reich, vornehm oder gering, das gilt ihm daſſelbe. Doch dürfen wir nie bei ihm vergeſſen, daß er, ſtreng katholiſch geſinnt, nur Zuhörer völlig gleichen Sinnes als einzig würdig der Segnungen ſeines Glaubens betrachten kann, und daß ihm alle Andersdenkenden ein Gräuel ſind.

Abraham a Sancta Clara iſt in ſeinen hinterlaſſenen Schriften jedem jungen Manne, der den Beruf hat, ſich

Digitized by Google

zum Kanzelredner zu bilden, als Studium zu empfehlen. Er wird von ihm gar Vieles lernen, was er ſtreng zu vermeiden ſich befleißigen muß; aber auch Manches, das mit Mäßigung und Verſtand beobachtet, nicht wenig zu ſeiner Bildung nützen kann. Wie er das anzufangen habe, läßt ſich freilich nicht lehren; denn jeder Einzelne muß wiſſen, was ihm als Einzelnen vorzüglich Noth thut oder frommt.

Daß bei einem Manne, bei dem ſo viel auf Phantaſie und Witz ankommt, nicht alle während eines langen Lebens verfaßten Schriften von gleichem Werthe ſeyn können, verſteht ſich wohl von ſelbſt; zumal bei einer ſolchen Reihe von Werken, wie ſie Abraham a St. Clara hinterlaſſen hat. Gegen das Ende ſeines Lebens nahm ſein Feuer und ſeine Kraft merklich ab, und ſeine redneriſche Manier muß jene Mängel erſetzen. Als ſeine ausgezeichnetſten Leiſtungen ſind beſonders die in dem Verzeichniß unter I. (Judas, der Erzſchelm), II., 5) (Auff, auff, ihr Chriſten), V. (Etwas für Alle), IX. (Du mußt ſterben), XV. (Huy und Pfuy der Welt) angeführten vorzüglich hervorzuheben. —

Judae Iſcariothis Zucht-Hauß. Namens-Urſprung, Jugend und Untugend *).

Es laſſet ſich doch noch reden, das gemeine Sprich-Wort, wie gröſſer der Schelm, je beſſer das Glück, zumalen diſer Judas von den Meer-Wellen verſchont worden, und ſo unverhofft zu diſer Würde gelanget, daß er als ein Königlicher Printz iſt aufferzogen worden; den hat man in ein verguldte Wiegen gelegt, da ihme doch der Sau-Trog hätte ſollen die Herberg geben, den hat man in die zartiſte Windlein eingefäſcht, da doch dem Unflat die Ziggenner-Fetzen zu gut waren; den hat man mit Piſcotten-Koch geſpeiſet, da doch eine ſolche Goſchen die ſaure Ruben nit verdient; den hat man auff Königlichen Armben liebkoſet, da ihn vom der Hencker hätt ſollen einwiegen: dem hat manche Adeliche Dama mit ihrer halben Engel-Stimm das ain pupeia zugeſungen, da doch dem kleinen Galgen-Vogel das Raaben-Geſchrey gebühret hätte: vor dem hat man tieffeſte Reverentz geſchnitten, und ſchier halben Theil mit gebogenen Knyen angebettet, dem man ehender hätte ſollen den Daum zwiſchen dem zwei Finger weiſen; es wurden mittler Zeit wider alles Verhoffen die Königin deſſelbigen Orths in der Warheit groß Leibs, und nachmahlen ein jnniglichen ſchönen Printzen auff die Welt gebracht, worauff dann wie billich und natürlich alle ihre Leibs-Neigungen zu diſem holdſeeligen Kind gezihlet, und mittler Weil die Affecten gegen dem Judam, als einem unehrlichen Sohn ſie gantz verlohren, dergeſtalten, daß die Königin ſambt der Hofſtatt ihren Printzen über alles geliebt, den Judam aber halb und halb verehret, welches dann ſchon ein Zunder war, ſo einen unlöſchlichen Neyd hat angezündt; es köndte demnach Judas dem Printzen mit keinem guten Aug anſchauen, ſondern kifflete ſtäts die Nägel ſeiner Finger, machte dermaſſen ſaure Geſichter, als wäre Holtz-Apffel-Moſt ſein ordinari Trunck, er wurde gantz bleich vor Neyd, welcher ihm, wie ein Schlangen, das Hertz nagte, und plagte, und ſchlagte und zwagte; die Schwebel-Farb iſt ihm hauffenweiß auff die Wangen gefallen, der Neyd ſparte endlich ſein Gottloſes Gemüth dahin, daß er mit eigenen Händen den Königlichen Printzen ermördt, und ware diß ſchon ein Vortrab, daß er mit der Zeit, GOttes Sohn, werde zum Todt helffen. O Neyd, o Neyd.

Ein wunderlichen Traum hat jener ehrlicher Mann gehabt, welcher vor dem Schlaff Gewohnheit halber pflegte mit abſonderlicher Auffmerkſamkeit zu leſen in einem Buch, und als ihme dazumahlen ohngefehr die Materi vor Augen kommen von jetzigem verruckten Welt-Lauff, und nach langer Ableſung endlich ſanfft eingeſchlaffen, traumete ihm folgender Geſtalt:

Ich nahme meinen Weg durch eine vornehme Stadt, wolte meine vorwitzige Augen auff die Wand führen, und einige ſchöne, wie auch ſeltzſame Sachen ſehen, damit ich nachmals in begebender Gelegenheit an gehörigen Orthen auch weiſen kundte, daß ich nit wie ein Bruet-Henn ſtäts zu Hauß gehockt, ſondern mir auch getraut, frembdes Brodt zu eſſen, mein erſter Gang war nach Hof, allda die Beſchaffenheit deß Pallaſts, die Tracht deß Adels, den Pomp deß Fürſtens zu ſehen, da ich mich dann nächſt der Hof-Porten befunden, ſeynd mir zwey groſſe Thier begegnet, dergleichen ich mein Leben Tag nit bin anſichtig worden; Eines war alſo ſpeckfalßt, daß es mit ſeiner Woll-Wampen faſt den Erd-Boden köhrte, das andere war dergeſtalten dürr, daß es ohne weitere Mühe dem Bein-Drärler under ſein Arbeit taugte, und weil ich vermerckt, daß ſolche Thier, wie des Balaams Eſelin reden köndten, war ich ſo kühn oder vilmehr frech, und erſtund mich zu fragen, wie es zu Hof hergehe, weil dann das falßte wegen überhäuffigen Schmeer-Laſt und ſchnauffen nit köndte reden, alſo gabe mir das Dürre, ob zwar ſelbiges Orth die Teutſche Sprach nit gebräuchlich, folgende Antwort:

Ach! ach! ach was wirſt du für Wunder-Ding zu Hof ſehen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fechter, aber nur ſolche, die da über die Schnur hauen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Soldaten, aber nur ſolche, die Partheyen, oder ich hab gefehlt, Parthiereyen wiſſen zu führen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Möſner, aber nur ſolche, die mit der Sau-Glocken leitten.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fiſcher, aber nur ſolche, die mit faulen Fiſchen umbgehen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Schneider, aber nur ſolche, die einem ſuchen die Ehr abzuſchneiden, und ein Schand-Flecken anzuhencken.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Kauff-Leuth, aber die nur mit Bernheiter-Zeig handeln.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Drärler, aber nur ſolche, die einem ſuchen ein Naſen zu drähen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Hueter, aber nur ſolche, die unter dem Huetel wiſſen meiſterlich zu ſpilen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Mahler, aber nur ſolche, die einem was blaues vor die Augen machen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Fuhrleut, aber nur ſolche, die einen hinder das Liecht führen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Bildhauer, aber nur ſolche, die einem das Maul machen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Muſicanten, aber nur ſolche, die das Placebo ſingen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Geiger, aber nur ſolche, die einen zu ſtimmen ſuchen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Köch, aber nur ſolche, die einem die Suppen verſaltzen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Schloſſer, aber nur ſolche, die einem wollen ein Rigel ſchieſſen.

Du wirſt zu Hof ſehen lauter Tiſchler, aber nur ſolche, die einem pflegen zu verleumbden.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß alldort die Redlichkeit, wie der Palm-Eſel, welcher das Jahr nur einmal an das Liecht kombt.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man alldar mit den wol-Meritirten umbgeht, wie mit dem Nußbaum, zum Lohn, daß diſer Nuß tragt, wirfft man mit Prüglen darein.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß alldort ſo vil Treu zu finden, wie vil Speck in den Juden Kuchlen.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man dort mit den Bedienten umbgehet, wie mit den Lemonien, wenn kein Safft mehr drin, ſo wirfft man ſie hinder die Thür.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß alldorten die guten Freund ſeynd, wie die Stein auff dem Brett-Spill, welche nur den Namen Stein tragen, und ſeynd beynebens von Holtz.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man allda die Nackende bekleidet, aber nur die Warheit, dann dieſelbe bloſſer nicht darff erſcheinen.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß man die Hungerige ſpeiſet, aber nur mit Worten.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß es mitten im Sommer Eyß gefroren, dann allda das ſchlüpfferen und fallen gar zu gemein.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß allda wenig Metall, aber vil Ertz, vil Ertz-Dieb, Ertz-Schelmen, Ertz-Betrieger, ꝛc.

Du wirſt zu Hof ſehen, daß allda ſchlechte Suppen, aber vil Löffleren.

Du wirſt zu Hof ſehen wenig Andacht, aber viel Verdacht.

Mit dergleichen langen Klag-Regiſter thäte ſich das dürre Thier alſo abmatten, daß es mit der Sprach nit mehr fort köndte, und hab ich mich abſonderlich ſehr verwundert über die Wolredenheit diſes Thiers, daß es mit ſo annehmlichen Farben die Beſchaffenheit deſſelbigen Hofs entworffen: Weil ich aber auch einmahl auff dem Hof-Pflaſter ein Blatteren gangen, und mir alle Ding ohne das wol bekandt, alſo habe ich fernere Red von diß abgeſchniten, und Wunder halber hab ich das Thier gefraget, auß was Urſachen es alſo zaundürr, entgegen aber das andere ſpeckfalßt ſeye? worauff ich die Antwort erhalten, wie daß ſie beyde die Hof-Tafel haben, und ich ſagte, das Dürre iſt lauter Lieb, finde aber wenig bey Hof, daß ich ſchier Hungers ſtirb; das andere aber frißt lauter Neyd, und findet ſolchen Uberfluß, daß ihm ſchier der Bauch zerſchnellet vor Fuetter: Es ware aber mein Traum noch nit auß; ſondern es hat mich fer-

---

*) Aus: Abraham a St. Clara, Judas, der Ertz-Schelm. Aug. 1687. Thl. I. Seite 44 — 73.

Digitized by Google

ners gedunckt, als begegnen mir zween Männer auff der Gaſſen, und truge einer einen groſsen Sack über die Achſeln, dergeſtalten angefüllt, daſs ihme Samſon hätte ſollen hierzu die Achſeln leyhen, wormit er die Statt-Pforten hat getragen; der arme Tropff ſchwitzte under ſolchem Laſt, als käme er erſt auſs der Bad-Wann, ich förchte augenblicklich, er wurde mit dem Sack zu Boden ſincken, der Meynung war ich, es müſſe Trayd darinn ſeyn, wie in den Säcken der Brüder des Joſephs, weil ich aber die Gewiſsheit nicht hätte, fragte ich, mit was dann der Sack ſeye angefüllt, er gab mir die Antwort, mit lauter Neyd ſeye er angeſchoppet; Der andere, ſo diſen begleitete, tragte auch ein kleines Hebammen-Körbel, mit rothen Leder überzogen, an den Armben, welches zwar dem Schein nach voll angefüllt, aber ſo gering, daſs man es leicht mit den Biſcotten oder Hole-Hüpen könte wägen, und war nichts anders darinn, als lauter brüderliche Lieb: ich müſste doch das Orth wiſſen, wo diſe zwey ſo ungleich auffgeladen, da zeigten ſie mir mit den Fingeren auff ein gewiſſes Cloſter: Ich hätte noch ein weiteren Traum, und iſt mir geweſst, als wäre ich auff einem Volckreichen Jahrmarckt, allwo underſchidliche Kauffmanns-Hütten in höltzerne Ordnung gar fein ausgetheilter zu ſehen, under andern kam mir under die Augen ein Hütten, in welcher ein bekandter Spital-Meiſter fail hatte, Wunder wegen wolt ich erfahren, was doch diſer für ein Handelſchaft führe, in deme ſeine Waaren, in lauter Spital-Lumpen eingewickelt, gar ſchlechte Raritäten verſprochen, ſo bericht er mich, wie daſs er lauter Neyd und Lieb verkauffe, wie theuer die Lieb? ſo ſagt er, die Ellen umb 30. Reichsthaler, entgegen aber ſeye der Neid umb leichteren Werth, und überſteige deſſen Preiſs nit das jenige Tuch oder Loden, auſs welchen die Croaten ihre **Kepeneck** machen, die Ellen umb 8. Groſchen. Gleich darauff begegnete mir der **Pedell** von der **Universität**, mit zwey Büchern under den Armben, und war eins ſehr groſs, alſo daſs ich vermuthet, es muſste darin deſs groſsen **Calepini Allabotritta** von allerley Sprachen verfaſst ſeyn, das kleine Büchel ſcheinte ein **Grammatic** zu ſeyn, ſo ich vermeynt, daſs ers den jungen Knaben und Söhnen nach Hauſs trage, habe aber mehrmahlen die Warheit nit getroffen, dann in dieſem kleinen Werckl war mit Fractur geſchriben, die Lieb under den Gelehrten, in dem groſſen Buch aber gantz eng ſchrifftlich zuſammen getragen, der Neyd under den Gelehrten; hierauff bin ich durch gar zu groſſes ſchreyen und klopffen der Dienſtbotten im Hauſs erwacht, mein Mitgeſpann aber mir anſtat der Morgen-Suppen ein wolgeſchliffenen Verweiſs geben, daſs ich auff Ratzen-Arth biſs umb 9. Uhr den Polſter truckte, ſetzte auch hinzu, wie daſs er kaum 2. Stund habe geſchlaffen, ſeye deſswegen mir neydig umb mein lange Ruhe, auff diſen Fruhe Filtz thät ich meine Glider, bekenn die Schuld, durch ohngebertiges rantzen und ſtrecken in die Ordnung richten, und den Tag mit auffgeſpertem Maul, als gewöhnlicher Faullentz-Poſaunen bewillkommen: nach dem waſchen aber gleich mit gebognen Knyen, nach Gewohnheit, mein Gebett verricht; der erſte Gedancken aber, ſo ſich damahlen hat ein ſchleichender angemelt, war diſer, daſs mir mein Mit-Cammerat neydig war umb den Schlaff, wie auch der verlaut deſs lang gehabten Traums nichts anders war, als vom Neyd, deſthalben ich die Augen gen Himmel gewendt, und mit zuſammengeſchlagenen Händen in diſe Seufftzer auſsgebrochen, Allmächtiger Gott! ſo iſt dann kein Orth und Port: ſo iſt dann kein Land noch Stand, ſo iſt dann kein Erd noch Herd, ſo iſt dann kein Zunfft, noch Zuſammenkunfft, ja oben und unden, bey Krancken und Geſunden, unden und oben, bey Adel und Groben, dorten und dar, in Geſellſchafft und Schaar, dar und dorten, in Wercken und Worten, iſt der verruchte Neyd.

Ich meines Theils gibe ſonſt dem Traum nicht leichtlich einen Glauben, aber diſer Ehrlicher Mann, in deſſen Bueſen kein einige Falſchheit zu loſiren ſcheint, gibet mit ſeinen Traum-Geſicht die ſcheinbare ohnlaugbare Warheit an Tag, ja gleich wie das Wörtl N e y d mit vier Buchſtaben geſchriben wird, alſo nit weniger vergifften diſs hölliſche Schlangen-Bruet die vier Theil der Welt:

Ich hab es zwar allezeit gehört:

Wie die Glocken, alſo der Klang,
Wie der **Musicus**, alſo der G'ſang.
Wie der Vogel, alſo das Ay,
Wie der Koch, alſo der Bray.
Wie der Schuſter, alſo der Schuch,
Wie der Scribent, alſo das Buch.
Wie der Artzt, alſo die Salb,
Wie die Kuhe, alſo das Kalb.
Wie der Acker, alſo der Trayd,
Wie die Wiſen, alſo die Wayd.
Wie der Meiſter, alſo der Jung,
Wie der Tantzer, alſo der Sprung.
Wie der Baum, alſo die Biern,
Wie die Frau, alſo die Diern.
Wie der Herr, alſo der Knecht,
Wie der Soldat, alſo das G'fecht.
Wie der Hirt, alſo die Rinder,
Wie die Eltern, alſo die Kinder.

Ich habs allezeit gehört, habs allezeit geleſen, habs allezeit geſchriben, habs allezeit geredt, daſs diſem alſo ſeye, aber anjetzo vermercke ich, daſs nit allezeit wie die Eltern, alſo die Kinder ſeyn, Adam ein guter Vatter, **Cain** ſein Sohn ein Ertz-Böſswicht; **Noë** der Vatter ein Heiliger, **Cham** ſein Sohn ein Heylloſer, **Abraham** der Vatter ein Gottſeeliger, **Ismael** ſein Sohn Gottloſer, **Isaac** der Vatter ein Engel, **Esau** ſein Sohn ein Pengel, **Iacob** der Vatter ein Lambl, **Ruben** ſein Sohn ein Trampel, **David** der Vatter ein Freund Gottes, **Absolon** ſein Sohn ein Feind Gottes ꝛc. Ja ich weiſs, und zeig ein **Dama** vor dero Schönheit die **Helena** auſs Griechenland ſich muſs verkriechen; Ein **Dama** vor dero weiſſen Geſicht die Lilien Schamroth werden; ein **Dama** gegen dero Wolgeſtalt mit ſeinem Auffbutz der Frühling zu ſpat kombt, ein **Dama** dero Angeſicht Sonnen-klar ſcheinender als die Sonnen; ein **Dama** vor dero Annemlichkeit auſs Wunder die Morgenröth erbleichen thut ꝛc. und dannoch diſe ſchöne auserwöhlte **Dama** hat ein Tochter an dero ein Hauffen Unflat zu ſehen, dann ſie iſt wild wie ein Miſt-Hauffen, ſchwarz wie ein Kohl-Hauffen, ungeſchickt wie ein Scheitter-Hauffen, hartnäckig wie ein Stein-Hauffen, unrein wie ein Omaiſs-Hauffen, ſchädlich wie ein Scheer-Hauffen, garſtig wie ein Kott-Hauffen, ja wie der Teuffel ſelbſt; diſe ſchönſte **Dama** iſt die Tugend, die Ehr, die Wiſſenſchafft, ja alles Gutes, ihr Tochter aber, die ſie gebähret, iſt der verdambte Neyd. In der Inſul **Maltha** gibt es keine Schlangen, in **Sardinia** gibt es keine Wölff, in Teutſchland gibt es keine **Crocodill**, in **Tuscia** gibt es keine Raben, in **Helesponto** gibt es keine Hund, in **Island** gibt es nichts Gifftig, aber in der gantzen Welt iſt kein Orth, allwo es keinen Neyd gibt. **Sim.** ***Majol.***

Daniel war bey Hof, und gar ein vornehmer Herr bey Hof, ja er iſt ſo hoch geſtigen, daſs er bey dem König **Dario** alles vermöchte, es hat auch diſer König nie beſſer geſehen, als wie **Daniel** ſein Aug-Apffel ware, und gehet es bey einem Monarchen allezeit recht her, der eine ſolche rechte Hand hat, wie da war der treue **Daniel**, nichts deſto weniger hat endlich diſer fromme **Minister** erfahren, daſs der König auſs dem beſten Wein der ſchärffſte Eſſig worden, indem er durch unmenſchliches **Decret** befohlen, den **Daniel** in die Löwen-Gruben zu werffen, und mit ſolchen ſtattlichen Brocken die freſsgierige Thier zu ſättigen, es war aber diſe Speiſs zu gut für ſolche Gäſt: Nun ſihe ich dirs an der Stirn an, und kützlet dich der Vorwitz, zu wiſſen das Verbrechen, und die Ohnthat **Danielis**, etwan iſt er ſeinem König nit Treu geweſst, dann ſonſt die Treu zu Hof gantz wahrhafft, und faſt noch Nagelneu, weil mans gar ſelten brauchet! etwan hat er ſich mit **Denari** beſtechen laſſen, und nachmahls **Spadi** wider ſeinen eignen König gebraucht, und deſswegen das Spil verlohren! etwan hat er deſs Königs Anſchläg und reife Rathſchlüſs dem Gegentheil entdeckt, und alſo ſträfflich auſs der Schul geſchwätzet? etwan iſt er mit den Königlichen Renten und Geldtern umbgangen, wie der Wolff mit dem Schaaf theilen, diſer theilete ſechs Schaaf mit dem Hirten ſolcher Geſtalt, das erſte gehört mein, das andere gehört ſonſt dein, und nimbts auch zu ſich, das dritte gehört wider mein, das vierdte gehört ſonſt von rechtswegen wider dein, nimbts aber mehrmaln zu ſich, ꝛc. iſt demnach dem Hirten nichts überbliben. Es iſt etwan der **Daniel** in ſeinen Hof-Dienſten ſchläfferig geweſst, und ſich nur dazumahlen eingefunden, wann einige **Charge** vacierend worden? es hat etwan der **Daniel** gegen einer oder der andern Hof-**Dames** ein freundliche Grobheit, oder gar ein grobe Freundlichkeit erzeigt? nichts dergleichen, gar nichts, der **Daniel** ware rechter, ein gerechter, ein wolgeſchaffener, ein rechtſchaffener, ein wiſſenhaffter, ein gewiſshaffter **Minister** bey Hof, kein ſchuldiger, ſondern ein unſchuldiger, kein ſträflicher, ſondern unſträflicher Diener, und noch darzu ein Prophet, und noch darzu ein Traum-Auſsleger, und noch darzu ein Chroniſt; wann dem alſo, was hat ihn dann in die tyranniſche Löwen-Gruben geſtürtzt? frag nit lang, ein Hof-Hund hat ihn gebiſſen, ein Hof-Katz hat ihn gekratzt, ein Hof-Pfeil hat ihn getroffen, er hats Maul an einer Hof-Suppen verbrent, er hat den Kopf an einer Hof-Thür angeſtoſſen! verſtehe es recht, der Neyd zu Hof under den **Ministern** und Hof-Herren hat ihn geſtürtzt: ſo iſt es gangen **Henrico** Grafen von Hollſtein, bey dem Hof **Eduardi** des dritten König in Engelland, ſo iſt es gangen **Bellisario** dem groſſen Krieges-Fürſten bey dem Hof des Kayſers **Iustiniani**; ſo iſt es gangen dem **Aristidi**, dem **Scipioni**, dem **Themistocli**, dem **Tullio**, dem **Epaminondae**, dem **Socrati**, dem **Pompejo**, dem **Iphicrati**, dem **Cononi**, dem **Chabriae**, daſs ſeynd aber lauter frömbde Namen; ſo iſt es gangen vil **Ferdinandis**, **Henricis**, **Rudolphis**, **Casimiris**, **Philippis**, **Conradis**, **Wolffgangis etc.** welche der verdambte Neyd ins Elend geſtürtzet hat. O Neyd! O Neyd. Den Neyd find ich ſchier auff dem Schlag, wie jener Baum: Es iſt einer geweſst, der ihme durch vilfältiges Schaben und Graben ein zimblichen Sack voll **Ducaten** geſamblet, hatte aber deſſentwegen ſtäts unruhige Gedancken, auſs Forcht, es möcht ihm einer ſolchen guldenen Schatz entfrom-

Digitized by Google

den, ja er traute in dem Fahl weder dem Weib, vil weniger dem Dienſt-Botten, es gedunckten ihm alle Rigel und Schlöſſer zu ſchwach, ſolche gelbe Batzen zu hütten, abſonderlich, ſo er Geſchäfft haber muſte abraiſen, könte er niemalen rühig ſchlaffen, wegen ſtäter Sorgen, es möchte ihm diſer ſein guldener Innwohner das Quartier verändern; erſinnet demnach andere Mittel, und nimbt auf einen gewiſſen Tag ſein mit Gold gefülten Sack mit ſich, ſteigt in ſeinen groſſen Garten auf einen Baum, und weil ſelbiger zwey groſſen Aeſten etwas holl ware, verbirgt er ſeinen goldſeeligen Schatz darein, voller Freuden, daß er ſelbigen alſo ſicher **salvirt**, empfande auch in ſeinem Gemüth nunmehr ein begnügten Ruheſtand, was geſchicht aber! ſein Nachbar war ein elender und armer Tropff, der ſo vil Brodt-Eſſer und kleine Burſch zu Hauß hat, daß ſie ſchier über die Kinder Iſrael wachſeten, ja er hörte von diſer lebendigen Orgel kein anders Liedl, den gantzen Tag, als Päppen, Päppen, ꝛc. nit möglich war es ihme, das Haußweſen länger zu erſchwingen, forderiſt, weil die überdrüſſige Schulden-Forderer die Schnallen ſtäts in den Händen hätten, und mit ſo vil Schulden-Scheinen auffgezogen, daß er ſich faſt getrauet alle Kauffleuth alldar mit Starnützlen zu verſehen; endlich haben ihn die verzweifflete Gedancken ſo kleinmüthig gemacht, daß er beſchloſſen, lieber zu ſterben, als ſolches Elend ferners außzuſtehen, nimbt zu diſem Zihl einen ſtarken Strick, ſteigt in des Nachbaren Garten unwiſſender auff denſelbigen Baum, in welchem der reiche Nachbar das Gold verborgen, fäſſelt bereits den Strick umb den Halß, wolte aber vorhero umbſehen, ob er von jemand würde wahrgenommen, in wehrendem umbſchauen erblicket er den Sack Geldt in dem hollen Baum, ſchätzt ihm ſolches für ein Göttliche Schickung, erlöſet alſo bald den Halß von dem Arreſt, ſteigt eylends herab, bald hurtiger als **Zachaeus**, und vergißt vor Freuden den Strick auff dem Baum, danckte GOtt umb dieſes unverhoffte Glück, wormit er ſein Hauß-Würtſchafft wider in den beſten Gang gebracht; nit lang nach diſem ſteigt obbenandter Geitzhalß auff den Baum, in willens ſeinem guldenen Schatz ein **Visita** zu geben, auch zugleich ſich mit deſſen Anblick zu ergötzen, als er aber erſehen, daß die Vögel außgeflogen, war er dergeſtalten beſtürtzt, daß er ſchier über den Baum herunder gefallen, Ach! **lamentirte** er, ſo iſt dann hin, ſo iſt dann auß, ſo iſt dann weck das jenige, welches ich vil Jahr am Maul erſpart habe, was fang ich nunmehr an! wann ich nur ein Strick hätte, ſo wolte ich gleich mein unglückſeeliges Leben enden, und wie er ſich umbgeſchaut voll der Verzweifflung, ſihet er gleich neben ſeiner den Strick hangen, welchen der andere vergeſſen, verweilt dahero nicht lang, ſondern mit dem Halß geſchwind in die Mäſchen, und erhänckt ſich, hangte alſo diſes ſaubere Obſt an dem Baum, den kein anderer als der Hencker dörffte ſchüttlen. Ein wunderſeltzamer Baum iſt diſer geweſt, in deme er einem das Leben gebracht, dem anderen aber das Leben genommen, einem hat er auß der Noth geholffen, den andern hat er zum Todt gezogen, einem hat er auß dem Elend errettet, den anderen hat er in das Elend geſtürtzt, einem hat er das Hertz erfreuet, dem andern hat er das Hertz abgeſtoſſen.

Auf gleichen Schlag tragt es ſich zu mit dem Neydigen, als welchem deß Nächſten Glück ihme ein Unglück iſt, ja eines anderen ſein Seegen, iſt dem Neydigen ein Degen, der ihn verwundet; eines anderen ſein Heil, iſt dem Neydigen ſein Sail, ſo ihn erdroſſlet; eines anderen ſein Gut, iſt dem Neydigen ein Gluth, ſo ihn brennet; eines anderen ſein Würde, iſt dem Neydigen ein Bürde, under dere er ſchwitzet; eines anderen ſein Kunſt, iſt dem Neydigen ein Dunſt, ſo ihm die Augen peiniget; eines anderen ſein Doctrin, iſt dem Neydigen ein Ruin, ſo ihm ſchadet; eines anderen ſein Schatz, iſt dem Neydigen ein Katz, ſo ihn kratzet; eines anderen ſein Freud, iſt dem Neydigen ein Leyd, ſo ihme das Hertz quellet; eines anderen ſein Höhe, iſt dem Neydigen ein Wehe, ſo ihn plaget; eines anderen ſein Gruß, iſt dem Neydigen ein Buß, ſo ihn trucket; eines anderen ſein Schein, iſt dem Neydigen ein Peyn, ſo ihn ſchmertzet.

Saubere Brüder hat Joſeph gehabt, *Genes.* 37. wann daß Brüder ſeynd, ſo können die Schlehen-Stauden auch Weinſtöck benambſet werden, wann das Brüder ſeynd, ſo kann man den Wolff auch einen Burgermeiſter der Schaaf nennen, nit Brüder, ſondern Außbrüter alls Ubels ſeynd ſie geweſt, und haben ſie das **Sch.** ſo wol in ihrem Tittul verdienet, als der Judas Iſcarioth: Wie der ehrliche Jünger Joſeph ihnen auß Brüderlicher Auffrichtigkeit ſeinen Traum erzehlt, auß welchem man wol vermuten hat können, daß er nit lähr ſeye, ſondern ein Propheceyung ſeines künfftigen Glücks, ſeynd ſie alſobald darüber ganz erbleicht, was! ſagten ſie, du junger Dauben-Schnabel, ſolſt du ein König werden, und ſoll dein Glück ſo hoch ſteigen, daß wir dir ſollen aufwarten, und die Knye biegen, ey bieg dir der Hencker den Halß, du übermütiger Bub ꝛc., ſie waren über jhn alſo verbitteret, daß ſie ihn nit könnten anſchauen, ja dahin, durch den verdambten Neyd getriben, daß ſie beſchloſſen, diſen ihren Brudern zu erwürgen; aber laſt ein wenig mit euch reden ihr Schaf-Hirten, ob ihr zwar billicher hättet ſollen Sau-Hirten abgeben; hört mich an, entweder iſt es wahr, daß euer Bruder ein König wird oder nit! iſt es nicht wahr, ſo lacht über ſolchen lähren Traum, und foppet lieber durch brüderlichen Schertz diſen jungen A. B. C. Schmid, gebt ihm einen Hirten-Kolben in die Hand, an ſtadt deß Scepters, und ſagt lachender Weiß, grüß dich GOtt Euer Majeſtät ꝛc. iſt es aber wahr, daß er ſoll König werden, ſo ſolt ihr euch deſthalben nicht zürnen, ſondern vilmehr frolocken, und ſagen, alſo, wird unſer Bruder Joſeph ein König, ſo iſt es uns die gröſte Ehr, und unſerem gantzen Hauß ein ewiger Ruhm, ja da werden wir nit mehr unſere ſchmutzige Hirten-Taſchen mit einem alt-bachenen Kipffel angefülter tragen, ſondern ein jeder auß uns wird ſeyn ein **Galanthomo**, wie wird es uns ſo wol ſchmäcken, wann man uns Gnädige Herren wird ſchelten, da wird gar gewiß der Bruder **Ruben** Obriſter Hoffmeiſter werden; da wird gar gewiß der Bruder **Zabulon** zu der Cammer-**Praesidenten** Stell gelangen; da kans dem Bruder **Isachar** nit fählen daß er nit Obriſter Kuchel-Meiſter wird, er iſſet ohne das gar gern gute Biſſel; der Bruder **Simeon** wird ohne Zweiffel Obriſter Cammerer werden, dann er kan mit den **Complementen** umbſpringen, denckt es an mich, der Bruder **Aser** wird Obriſter Jägermeiſter, der wird ſich derhetzen, da wirds anderſt hergehen, jetzt müſſen wir unſere hungerige Mägen mit ſauren Ruben außſchoppen, dort wird man uns andere Biſſel auffſetzen, ey Gott geb daß unſer Sepperl ein König wird! dergleichen Reden hätten ſollen die Brüder Joſephs führen, aber der verdambte Neyd hat ihnen den Verſtand verruckt, die Vernunfft verkehrt, und wolten ſie lieber ſchlimme und arbeitſame Täg leyden, als den Joſeph in Königlicher Würde ſehen, O hölliſcher Neyd? Der Neydige iſt ſchon zufriden mit ſeiner Armuth, wann er nur ſihet, daß ſein Nächſter nit reich wird; der Neydige findt ein **contento** an ſeinem Elend, wann er nur merckt, daß es ſeinem Nächſten auch nit wol gehet; der Neydige beklagt ſich nit ſeines Unverſtands, und Unwiſſenheit, wann er nur ſihet, daß ſein Nächſter auch nit vil kan; der Neydige bleibt gern verworffen, wann er nur ſind, daß ſein Nächſter nit vorkombt; den Neydigen betrübt nit ſein Ungeſtalt, und Larven-Geſicht, wann er nur weiß, daß ſein Nächſter auch nit ſchön iſt, O verfluchter Neyd! du ſutzleſt und ſaugeſt auß der Gall das Hönig, und auß dem Hönig die Gall, dann deß Nächſten Ubel macht dir gut, und deß Nächſten Gut macht dir übel, O! O! O!

Jener reiche Praſſer, von dem Meldung geſchicht im **Evangelio**, hatte alle Tag Kirch-Tag, er war alle Tag wol auf, und voll auf, er war zwar kein Soldat, iſt doch allezeit mit Krügen umgangen, er war kein groſſer **Doctor**, hat ſich doch gern in der **Bibliothec** aufgehalten, er war kein Fiſcher, thätte doch ſtäts im naſſen arbeiten, er war vormittag nit nüchter, zu Mittag hatte er einen Rauſch, auff dem Abend war er voll, ſein hauſen war ſchmauſen, ſein ſchmauſen war brauſen, ſein brauſen war pfauſen, alles Eſſen und Trincken und anders gut Leben, hat ihm ſein Vatter zum Heyrath-Gut geben, aber auff ein ſolche ſchlemmeriſche dämmeriſche **Vigil** iſt ein harter Feyrtag kommen, da nemblich diſer reiche Geſell in dem hölliſchen Feur begraben worden; *Luce* 16. Der arme Bettler aber, ſo nur umb die Bröſl **Suppliciret**, die ſonſt die **Diana**, der **Melampus**, der **Coridon**, der Budl, under den Taffeln zuſammen klauben, iſt mit groſſen Freuden und Triumph in die Glory getragen worden. Jetzt ſteht zu fragen, wie der arme Bettler gehaiſſen hat, und der reiche Mann? deß Bettlers ſein Nahm iſt allbekandt, **Lazarus**, aber deß Reichen Namen weiß weder **Evangelist**, noch **Scripturist**, noch **Glossist**, noch **Commentarist, etc.** niemand, gleichwol bin ich der Meynung, ich wolt errathen ſeinen Namen, er war ein vornehmer Herr, man hat ihn ihr Gnaden geſcholten, und hat allem Anſehen nach, Herr Neydhard von Neydlingen gehaiſſen, auß Urſachen, wie er ſchon bereits in der Höll geſeſſen, hat er faſt mit unſinniger Stimm geſchryen zu dem **Abraham**, Vatter **Abraham** ich bitt, ich bitt, ich bitt, ſchicke doch den **Lazarum**, daß er mit einem Tropffen Waſſer mein feurige Zung erkühle. Diſer reiche Vogel iſt ein Freyherr, oder wenigſt ein Land-Mann geweſt, ſoll er ihm dann nit eingebildet haben, es ſchickte ſich nit, daß der Seelige ſoll den Verkambten nachgehen, es thät ſich ja übel reimen, ſo ich auf der Gaſſen anſichtig wurde eines vornehmen Herrn, da er zum Fenſter hinauß ſchaut, und ich hinauff ſchreyte, Gnädiger Herr, ſteigt herunder, und **spendirt** mir etwas, auff daß ich mir kan etliche Bücher Kauffen, ich main die Lackey wurden mich einen groben Münch tauffen, und ſagen, ich ſoll hinauff kommen, und anderthalb ſtund herauſſen warten, dann jetzt ſeye ein Jud beym Gnädigen Herrn ꝛc. Alſo hätt auch der reiche Geſell in der Höll ſollen ſchreyen, O Vatter Abraham mach doch Gelegenheit, und bring es bey Gott auß, daß ich zum **Lazarum** hinauff darff umb ein einiges Tröpffel Waſſer. Es hat aber der verdambte Praſſer deſſentwegen nit hinauff begehrt zu Lazarum, dann, wann er denſelben in ſo groſſer Glory, Thron und Cron, hätte geſehen, wär er ihme deßhalben neydig geweſt, und wär ihm ſolches härter ankommen, als die Höll ſelbſt. Dann ein Neydiger leydet unaußſprechlich, wann er ſihet, daß es ſeinem Nächſten wol gehet. Dahero ſeynd die Neydige, wie ſeynd ſie! ſie ſeynd wie Nacht-Euln, dieſelbigen können kein Liecht ſehen, deßwegen fliegen ſie hin und

Digitized by Google

her, darumb und daran, und wollens außlöſchen, alſo die Neydige mögen und können nicht ſehen, wann jemand erleucht iſt, und glantzet mit Tugenden.

Die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie Kott-Keffer, diſe ſaugen auch auß der ſchöneſten Roſen nur das Gifft, nit das Hönig, alſo die Neydige ſuchen an ihrem Gegentheil, nur was Mangelhafft, das Gute verſchweigen ſie, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Feillen oder Raſpeln, welche verzehren, blagen, beiſſen und reiſſen andere Sachen, aber verderben ſich ſelbſt darmit, alſo die Neydigen ſehen, wie ſie den Nächſten mögen ſchaden, und verzehren ihr einiges Leibs und Seelen Heyl, die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Bron, welche gemeiniglich kalt ſeynd, wann das Wetter warm iſt, und gemeiniglich warm, wann das Wetter forderiſt im Winter kalt iſt, alſo dem Neydigen iſt übel, wanns andern wol gehet, und iſt ihme wol, wanns anderen übel gehet. Die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie der Donner, welcher mehriſt Theil nur hohe Gebäu trifft, und nit nidere, alſo die Neydige nur die jenige haſſen, welche von Gott erhöhet; die Neydigen ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Wachtlen, diſe ſchlimme Vögel ſeufftzen allezeit, wann die Sonn auffgehet, alſo ſeynd die Neydige beſchaffen, welche alsdann ſeufftzen, und es ſchmertzlich empfinden, wann ſie ſehen den Nächſten in Ehr und Reichthumben auffgehen und wachſen, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie ein Baum, under dem noch junge Bäuml wachſen, diſe aber undertruckt der groſſe Baum mit ſeinen Aeſten, dann er nit leyden will, daß ihm einer ſolle gleich wachſen: alſo auch ein Neydiger befleiſſet ſich, wie ers kan zuwegen bringen, daß einer von nideren zu höheren Stand ſoll gelangen, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die jenige, ſo am Fieber Krank ligen, denen kommen auch ſüſſe Speiſen bitter vor, alſo kan die Neydige nichts mehrer verbitteren, als wann der Nächſte guts und ſüſſes Glück genieſſet, die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Fliegen, welche gemeiniglich dem Menſchen nur am dem jenigen plagen, wo er ungeſund oder verwundt iſt, alſo die Neydige nur daſſelbige an ihren Nächſten ſuchen, was tadelhafftig iſt, das Tugendſame und Lobwürdige verſchweigen ſie freymüthig; die Neydige ſeynd, wie ſeynd ſie? ſie ſeynd wie die Amper an einem Brunn, wann einer hinunder fallt, ſo ſteigt der ander in die Höhe, kombt einer herauff, ſo fallt der ander hinunder, alſo iſt dem Neydigen wol, und befindet ſich wol auff, wann er ſihet ſeinen Nächſten fallen, und ſo ſein Nächſter hoch ſteigt, thut ſich der Neydige darüber beſtürtzen.

O du verdambtes Laſter! du biſt ein Maden der Seelen, noch mehr, du biſt ein Apoſtema deß Hertzens, noch mehr, du biſt ein Peſt der fünff Sinnen; noch mehr, du biſt ein Gifft der Glider, noch mehr, du biſt ein gefährliches Fiber deß Geblüts, noch mehr, du biſt ein Schwindel deß Haupts, noch mehr, du biſt ein Finſternuß deß Verſtands, noch mehr, du biſt ein Hencker und Folterer, und Tyrann deß menſchlichen Leibs; andere Laſter haben dannoch ein wenige Freud, und eingebildte Ergötzlichkeit: Die Buelſchaft mit der **Ber-Sabaea** hat gleichwol dem **David** das Hertz ein wenig verzuckert: wie **Herodes** ein Koſtgeher, und Bethgeher geweßt iſt bey ſeines Bruders Frauen, hat er gleichswol darvon ein augenblickliches **Contento** geſchöpfft: Wie **Nabuchodonosor** ſich für einen Gott auffgeworffen, und auß Hochmuth und Ubermuth ſich hat laſſen anbetten, hat den Narren gleichwol ſolche **Reputation** gekitzlet: Wie der reiche Geſell alle Tag geſchlempt, hat ihm doch ſolches tägliche Gurgel-Waſſer ein Freud gemacht: Wie der **Achan** gar zu lange Finger gehabt, und über das ſibende Gebott geſtolpert, hat er dannoch ein Freud gehabt, daß er ohne Mühe iſt reich worden: Wie die Philiſtaeer dem **Samson** die Augen außgeſtochen, und er nach Verluſt ſeiner Stärcke, er ihnen hat müſſen durch die Finger ſehen, haben ſie eine Ergötzlichkeit gehabt, weil ſie ſich an ihrem Feind gerechnet haben. Wie **Zachaeus** Partiten gemacht, und auß frembden Häuten hüpſche breite Riemen geſchnitten, hat es ihm ein Freud gebracht, in Summa, alle Laſter haben ein Hönig, obzwar im geringen Gewicht, an ſich, und in ſich, und bey ſich, aber der Neydige findet nichts als Leyden, ja der Neydige empfindet ein ſtäten Dorn, der ihn verwundet, hat ein ſtäten Wurm, der ihme das Gemüth naget, leydet ein ſtättes Schwerdt, ſo ihm das Hertz durchtringet, hat ein ſtätten Hammer, der ihm das Hertz zerſchlaget, leydet ein ſtätte Schlangen, die ihme das Hertz peyniget, hat ein ſtättes Tiger, ſo ihm das Hertz verzehret, leydet ein ſtätten Wolff, der ihm das Hertz triffet, hat ein ſtättes Uhr-Werck, ſo ihm das Hertz beunruhiget.

O Du verdambtes Laſter! Andere Laſter laſſen ſich etwas vertuſchen, verhüllen, verbergen, und zeigt ſich mancher außwendig heilig, und iſt inwendig heylloß. Zeigt ſich offt einer außwendig ein **Simon Petrus**, und iſt inwendig ein **Simon Magus**. Es ſtellt ſich offt einer außwendig ein **Philippus** Apoſtel, und iſt inwendig ein **Philippus Melanethon**, es ſtecket gar offt in einer neu und guten Scheid ein roſtige Paſſauer-Kling; auch trifft man offt ein ſchöne Nuß an, dero wurmſtichige Kern nachmahls dem Auffbeiſſer ein Grauſen machet; Aber der Neydige kan ſein Laſter nit verbergen, es iſt ihme das Angeſicht ein Verräther, die eingefallene Wangen, die finſtere Augen, die Berg-grüne Lefftzen, die Bürckene Stirn, die gifftige Seufftzer, die melancholiſche Gebärden, das Zwizeren der Zähn, ſein mageres, außgeſelchtes, Schwebelfärbiges Angeſicht, iſt ein ſattſamer Tolmetſcher ſeines inwendigen Neyds: Ein Neydiger mag eſſen, was er will, wie er will, wann er will, wie vil er will, wo er will, ſo wird er doch Hundsmager bleiben weil alles bey ihme in Gifft verwandlet wird; wie recht hat der **Poët** den Neydigen entworfen mit folgenden Verſen.

Friß Milch, friß Käß, friß von der Kuh
Was deinem Maul mag ſchmecken.
Schieb ein, ſchop drauff, ſchob immerzu,
Schlick Semmel, Küpfel und wecken.
Brauch Löffel wie ein Waſſer-Schaff,
Auff daß du füllſt dein Wampen.
Friß, daß nit mehr kanſt ſagen Pfaff,
Vor ſchmaken, ſchlinken, ſchlamren.
Friß du dem hungrigen Wolff zu trutz
Den Braten ohne Zwiffel.
Friß, daß dirs Maul ſo voller Schmutz
Wird, wie ein geſchmierter Stiffel.
Mit Panquet und mit lauter ſchmauß
Spaun deinen Bauch wie Trummel.
Schleck oben und unden die Pfannen auß
Sauff noch darzu ein Tummel.
Friß Brocken mit halb Zentnergewicht
Verzehr gantz kälberne Büegel.
Friß, daß dir dein ſo ſchmirbigs geſicht
Hüpſch glantzet wie ein Spiegel.
Friß Butter, ſchmaltz und ſpeck darzu,
Machs, wie die Gloſter-Katzen.
Die freſſen Brätel ſpath und fruh,
Anſtatt der Mäuß und Ratzen.
Friß Neydhart, friß, friß alls vom tiſch
Bleibſt doch ein dürrer Bogen.
Friß Neydhart, friß, ein gſelchter Fiſch
Bleibſt ohne Bauch und Rogen.

Dahero Gott der Herr den **Cain** ſelbſten gefraget, nachdem er ſeine Händ in deß Bruders Blut gewaſchen; **Quare concidit facies tua? Cain**, warum iſt dir das Angeſicht alſo eingefallen? **Genes. 4.** der Geſell war ſo mager wie ein Ladſtecken, es war aber deſſen kein andere Urſach, als der verdambte Neyd, als welcher ein Gifft iſt der menſchlichen Geſundheit.

Es iſt zwiſchen dem weiſſen und dem ſchwartzen, zwiſchen dem **Esau** und dem **Jacob**, zwiſchen dem Stättel **Hai** und der groſſen Statt **Jericho**, zwiſchen dem Egyptiſchen Knoblach und dem Himmliſchen **Maana**, zwiſchen dem **David** und dem **Goliath** kein ſo groſſer Underſcheid, als zwiſchen dem Himmel und der Höll, ja ohne alle Gleichnuß. Dann im Himmel iſt lauter Freud, in der Höll lauter Leyd: im Himmel iſt lauter Lachen, in der Höll iſt lauter Krachen, im Himmel iſt lauter Guet, in der Höll lauter Gluet, im Himmel iſt nichts als Süß, in der Höll iſt nichts als Spieß: im Himmel iſt lauter Luſt, in der Höll iſt lauter Unluſt; der Himmel iſt ein Wohnplatz der Außerwählten, iſt ein Hauß der Belohnung, iſt ein Thron der Göttlichen Mayeſtät, iſt ein Loſament der Heiligen, iſt ein Tempel deß Liechts, iſt ein Paradeyß der Freuden, iſt ein Herberg der Seeligen, iſt ein Erquickung der Betrübten, ꝛc. Die Höll iſt entgegen ein Folterbanck der Verdambten, iſt ein Kercker der unglückſeeligen Ewigkeit, iſt ein Senckgruben des Unflaths, iſt ein Orth der Finſternuß, iſt ein Quartier der böſen Geiſter, iſt ein Inhalt alles Elends, ꝛc. Im Himmel iſt alles, was ergötzt, erfreuet, erluſtiget, erquicket, erhöhet, ꝛc. In der Höll iſt alles, was peyniget, was ſchmertzet, was brennet, was quellet, was martert, ꝛc. Und dannoch iſt der Teuffel theurer mit der Höll, als GOtt mit dem Himmel, dann ein Neydiger ſoll vil leyden umb der Höll willen, wann er nur halben Theil thätte wegen GOtt außſtehen, ſo wurde es ihme der Allerhöchſte mit der ewigen Cron vergelten. **Aemilius, Aemilianus, Basilius, Basilianus, Cassius, Cassianus, Claudius, Claudianus, Donatus, Donatianus, Eutichius, Eutichianus, Flavius, Flavianus, Gordius, Gordianus, Julius, Julianus, Lucius, Lucianus, Marcus, Marcianus, Marius, Marianus, Pontius, Pontianus, Primus, Primianus, etc.** ſeynd Martyrer und Blut-Zeugen Chriſti, haben vil gelitten zu **Caesarea**, zu **Nicomedia**, zu Rom, zu **Alexandria**, zu **Antiochia**, zu **Aquileia**, zu **Laodicea, etc.** vil gelitten umb den Himmel; aber ein Neydiger leydet vil mehr umb die Höll, O verruchtes Laſter!

Ein mancher wird wegen ſeine Wiſſenſchafft zu groſſen Würden erhöhet, wie es dann billich, und iſt nichts ſchädlichers, als wann man unverſtändige Stroh-Hirn hinauff ſetzet; Bekandt iſt es ſattſamb, daß GOtt der Allmächtige gantz umbſtändig das Gebäu der Archen vorgezeichnet, auch beynebens gar genau befohlen, er ſolle Ochſen, Eſel, ſambt denen Thieren in dem underen Stock **losieren**, den Menſchen aber in das obere Zimmer, es hätte ſich ja nit gereimt, wann Ochſen- und Eſel-Köpff

Digitized by Google

hätten in dem oberen Gaden residieret, und die Menſchen herunden, ob zwar bey der jetzigen verkehrten Welt gar offt die Erfahrnuß bezeuget, daß faſt gleiche Beſchaffenheit ſeye zwiſchen dem Topff und dem Knopff, zumahlen ein voller Topff auff dem Herd herunder ſtehet und leydet, daß ihm die Augen übergehen, ein lährer Topff aber, der ſtehet oben auff der Stöll: alſo wird nit ſelten ein lährer Topff in die Höhe zur Officia erhoben, und ein Kopff voller Wiſſenſchafft muß herunden bleiben. Ein manchesmahl, ob zwar nit ohne mercklichen Schaden, folget man dem Brunnen nach, all wo der lähre Amper heroben iſt, der angefüllte entgegen undertruckt: Thorrecht haben die Philiſtaeer gehandlet, wie ſie den Abgott Dagon verehret, der einen Fiſch-Kopff hatte, noch übler iſt es, wann man der Zeit manchen muß verehren, der ein Stockfiſch-Kopff hat; Die Natur iſt eine witzige Mutter, als welche dem kleinen Fingerl an der Hand das Ambt auffgetragen, daß er ſolle Ohren-Raumer ſeyn, nit aber dem Daum oder Zeig-Finger, weil ſich demnach der kleine beſſer hierzu ſchicket, als die andere: deßgleichen ſoll man fein zu Aembter und Officia erheben die jenige, welche geſchickt ſeynd, und nit ungeſchickt. Die Bäumer, obſchon etliche grobe und ungeſchlachte Kerl under ihnen, ſeynd dannoch ſo beſcheid geweßt, ſagt die H. Schrifft, daß ſie einhellig die Dorn-Stauden zum König erwehlt haben, und glaub ich darumb, weil ſolche ſpitzfindig, uns zu einer Lehr, daß die Spitzfindige und Witzige vor allen Plumpen ſollen den Vorzug haben. Wann zu Ingoldſtatt in Bayeren, die Studenten auß unarthigen Muthwillen einige Ungelegenheit verurſachen, und etwan auff der Gaſſen die Stein alſo wetzen, daß ihnen das Feur zum Augen außgehet, werden ſie auff der Universitet in die Keichen geſetzt, beklagen ſich aber dazumahlen nichts mehrers als wegen eines Nacht-Geſpenſts, ſo ſie insgemein den Pentzen nennen, welches gantz ohne Kopff iſt, alſo ſoll warhafftig manches Orth, Statt, Gemein nichts mehrers ſchröcken, als wann ſie ein Obrigkeit ohne Kopff haben, verſtehe ohne Verſtand; dann wir Teutſche gemeiniglich die jenige, die von Stroh-Hoſen ſchreiben, ohne Kopff benambſen; die jetzige Welt folget leyder! gar oft den Baumeiſtern nach, welche die Knöpff zu höchſt deß Tachs ſetzen, lamentiren doch, andere zu geſchweigen, auch die Bauren, wann ihre vorgeſetzte Pfleger grobe Knöpff ſeynd. Groſſe Herren, gemeine Republic, geſambte Stätt, ſolten dem H. Geiſt diſer dritten Göttlichen Perſohn nachthun, als welche in Feurs-Geſtalt ſich auff die Köpff der Apoſtlen, und nit anderſtwohin geſetzt, es iſt ſo wol ſchändlich als ſchädlich, wann man nit den Kopff, ſondern die Händ oder das anverwandte Geblüt beobachtet, mit allem Fleiß hat Chriſtus der Herr ſeinen Vetteren Joannem nit zum Pabſtthumb erwehlt, ſondern Petrum, damit wir in Außtheilung der Aembter nit ſollen beobachten die Verwandtſchafft, ſondern die Wiſſenſchafft; Unweißlich hat gehandlet Henricus der Achte in Engelland, der ſeinen Koch zu einem ſtattlichen Ambt erhoben, umb weilen er ihme ein wolgeſchmackte Speiß zugericht. Wann die Vögel köndten reden, ſo man ſie ſolte fragen, wer ſie alſo in die Höhe bringet, wurden ſie ungezweiffelt antworten, nichts anderſt als die Federen, durch ſolch und mit ſolchen kommen ſie alſo empor, dahero thun gar weißlich die jenige groſſe Monarchen und Fürſten, welche dieſelbige zur Hochheit und Würden promoviren, ſo ein gute Feder haben, das iſt Verſtand und Wiſſenſchafft; auff gleiche Weiß ſeynd gar vil zu höchſten Ehren gelanget, und hat Agathoclem König in Sicilien nit gemacht ſein Stammen-Hauß, als der eines Haffners Sohn war: dem Lesco König in Pohlen hat nit die Cron auffgeſetzt ſein uralter Adel, als der eines Bauren Sohn war; *Beierl. lit. M.* und hat Primislaum nit König in Böheim gemacht ſein altes Herkommen, als der erſt vom Pflug war; und hat Tamerlanem den Kayſer nit zu diſer höchſten Würde geholffen ſein adelichs Hauß, als der nur eines Holtz-Hackers Sohn war; und hat Willigisum nit zum Ertz-Biſchoffen geweicht ſein uraltes Geſchlecht, als der nur eines Wagners Sohn war; ſondern alle diſe haben die Verdienſten und Wiſſenſchafften erhebet, wie es dann noch auff den heutigen Tag geſchicht, daß ſolcher geſtalten offt auß gemeinen Leuten vornehme werden; aber dazumalen erhäbt ſich der Neyd; was Neyder hat nit Daniel gehabt, wie er alſo über ſich kommen: was Neyder hat nit der redliche Mardochaeus gehabt, weil er bey dem Hof Assueri alſo fortkommen, was Neyder haben nicht die drey Knaben gehabt bey den Babyloniſchen Edel-Leuthen, wie ſie alſo hoch kommen: was Neyder hat nit Stephanus gehabt, wie er alſo bey den Leuthen in ſo gutes Concept kommen; was Neyder hat nit JEſus unſer Heyland gehabt, wie er alſo bey dem Volk ſo vil golten, O Neyd! was Neyder hat nit täglich jener, der durch Meriten hoch ſteiget, ja die Neyder laſſen offt nit nach, bewegen alle Stein, ſchüttlen alle Bäumer, brechen alle Mauren, ſpitzen alle Degen, ſo lang und vil, biß ſie einen ſolchen auß dem Sattel häben, die Federen rupffen, den Stuhl zucken, daß er übern Hauffen fallt, nachmals ſchutzen ſie vor, aber under deß Teuffels ſeinem Mantel, under deß Sathans ſeiner Spanniſchen Wand, under deß Lucifers ſeinem Vorhang, wie daß ſolcher deßhalben gefallen, vom Ambt und Ehr kommen, weil er ſich übernommen, ſich nit mehr gekennt, und andere nur über die Achſeln geſchaut, O verdambter Neyd! So iſt dann dir deß Nächſten Roſen ein ſtechender Dorn? ja. So iſt dann dir deß Nächſten Hönig ein Gall? ja. So iſt dann dir deß Nächſten Alchermes ein Gifft? ja. So iſt dann dir deß Nächſten Scepter ein Ochſen-Zahn? ja. So iſt dann dir deß Nächſten Freud ein Krieg? ja. O du Teuffels-Martyrer.

Ein ander gelanget durch ſeine höchſt rühmliche Tapfferkeit zu einer höheren Charge im Feld, und ſeynd wenig Jahr, da ihn der Gefreuter mit Bernbeuttern geſpeißt, jetzt heißt es, Burſch ins Gewöhr, der Obriſt kombt, aber diſen hat ſein Glück geſchmidet die öfftere erzeigte Generositet im Feld, alſo iſt es vor diſem geweſt, alſo ſoll es ſeyn, daß man die jenige promoviret, welche da ſeynd wie der Granat-Apffel, dieſe Frucht hat ein rechte Cron auff, auß Urſachen, weil die Natur geſehen, daß der Granat-Apffel einwendig lauter rothe Hertzel habe, alſo gedachte ſie, ſeye es billich, wo ſo vil Hertz, ſoll auch Cron und Lohn ſeyn, dann ein wolbehertzter Soldat verdienet, daß man ihn ehret und fort helffet: Soldaten, welche da ſeynd wie der Sallat, wo mehr Oel als ſcharpffer Eſſig, die verdienen nichts.

Soldaten, die ins Quartier eylen, wie die Schwalmen ins warme Sommer-Land, verdienen nichts.

Soldaten, die vor dem Feind zitteren, wie ein eſpenes Laub, verdienen nichts.

Soldaten, die ein Grauſen haben vor dem Streitt, als hätten ſie einmal ein Haar darinn gefunden, verdienen nichts.

Soldaten, die da wünſchen ihre Roß hätten 6. Füß, damit ſie deſto hurtiger möchten durchgehen, verdienen nichts.

Soldaten, die weniger Wundmähl zeichen, als der Raab weiſſe Federen, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber tummeln als Trummeln hören, verdienen nichts.

Soldaten, die lieber den guldenen Adler am Würts-Hauß, als den ſchwartzen Adler am Kriegs-Fahnen ſehen, verdienen nichts.

Soldaten, die mehr nach Laschi, als Couraschi trachten, verdienen nichts.

Soldaten, die nur den Bauren zwagen, und mit glühender Schauffel alſo mit ihm Stock ſchlagen, daß den armen Tropffen von Michaëli biß auff Georgi nit mehr Niderſitzen gelüſtet, verdienen nichts. Aber Soldaten, die ſich tapffer und ritterlich halten, verdienen alles, dann ein Feder-Buſch auff dem Hut macht kein Soldaten, ſonſt wär auch der Widhopf ein Kriegs-Officier; ein Scharpen umb die Lenden macht kein Soldaten, ſonſt wären die Engel am Fronleichnambs-Tag Soldaten. Die Beckel-Hauben auff dem Kopff macht kein Soldaten, ſonſt wären auch die Kott-Lerchen Soldaten. Ein Spieß über die Achſeln macht kein Soldaten, ſonſt wären auch die Landbotten Soldaten, ſondern ein anſehnliche Tapfferkeit, unerſchrockene Generositet, und unüberwindlicher Helden-mut macht einen Soldaten.

Jener auß Ober-Sachſen, mit Namen Benedict von Fontana, hat ſich Anno 1499. in dem Schweitzer-Krieg, und einer Schlacht der Graubindter mit den Tyrollern, nahet der Molſer-Hand tapffer gehalten, in dem er deß Feinds Schantz mannlich erſtigen, und da er einwendig verletzt worden, mit einer Hand das verwundte Eingewand gehalten, und mit der anderen ſich gewöhret, ein ſolcher verdient ewiges Lob und Lohn, *Zeiler. C.* 4. *Fol.* 39. wann aber dergleichen einer erhebt wird, was Neyder züglet er ihm augenblicklich, der Neyd wirft ihm alle Tag ein Brügel under die Füß, der Neyd ſperret ihm alle Tag faſt den Paß zu der Victori, der Neyd verſtopfft ihm faſt alle Tag die Trompeten im Feld: der Neyd vertheuret ihm faſt alle Stund das Schieß-Pulffer, und darff nit ſchieſſen, auß Forcht, er wecke auff das Kind auß dem Schlaff. Der Neyd fallt ihm und ſeinem Pferdt alle Augenblick in Zaum, und diß iſt faſt das jenige, was uns ſo vil Sig und Victori auß den Händen rafflet, wir nennen es höflich die Kriegs-Competenzen, aber ſolche Competenz-Waffen hat der Teuffel in der Werckſtatt deß Neyds geſchmiedet, O Neyd! Auff ſolche Weiß iſt dir deß Nächſten Erhöhung deine Erniederung, nicht anderſt; auff ſolchen Schlag iſt dir deß Nächſten Purpur ein ſtechendes Cilicium, nit anderſt; auff ſolche Manier iſt dir deß Nächſten Gelt-Taſchen ein Maul-taſchen, nit anderſt; auff diſe Modl iſt dir deß Nächſten wunderliches Lob ein Wunden, nicht anderſt; dergeſtalt iſt deß Nächſten Gnad, dir Ihr Geſtreng, nit anderſt, O Neyd!

Es kombt gar offt ein Armer zu groſſer Reichthumb, und hat fürwahr der Saul, damalen wenig Sammet angetragen, wie er die Eſel ſeines Vatters Cis geſucht, 1. *Reg.* 9. iſt gleichwol hernach ein reicher König worden; eines armen Holtz-Hackers leinene Strümpff, und andere zerriſſene Betlers-Lumpen verzweiflen nit an ihrem Glück; auch iſt nichts neues, daß offt abgeſchabene Ziggeyner Windel durch den Stampff verkehret werden in das ſchöniſte Pappier, worauff man mit Gold und Silber ſchreibet.

Der jenige Kühe-ſtall, in welchem die H. Jungfrau Euphemia gedient hat, iſt nunmehr in einen ſchönen koſtbaren Gold- und Silberreichen Tempel verwandlet, *Pagata de admir.* n. 92. alſo geſchicht wol öffter, daß gemeine Stall-Knecht und Stall-

Digitized by Google

Diern zu groſſen Ehren und Habſchafften kommen; jene drey Krotten, wol ein garſtiges Thier, in dem uralten Frantzöſiſchen Wappen, ſeynd durch Anleitung des Himmels nun anjetzo in ſchöne Lilien verkehrt; dergleichen hat die Welt öffter geſehen, daß auß denſelbigen, ſo arm und verworffen waren, vornehme und reiche Leuth worden; Es ſeynd gewiſſe Würm, welche ſich den gantzen Winter hindurch in ein freywilliges Grab einſperren, und gar todt ligen, bey angehendem warmen Sommer aber werden die ſchönſten Weinfalter darauß, welche mit vilfärbigen Flügel als reiche Sonnen-Vögerl prangen, biſt du nun Menſch ein armer Erd-Wurm, und tritt dich faſt jedermann mit Füſſen, auch dein gantze Habſchafft kanſt in einem Bettel-Sack salvieren, ſo hoffe dannoch, dann wol öffter das Glück in der armen Leuten Häußer hat eingekehrt, es können dir noch wol die Flügl wachſen, wormit du dich weit über deines Nächſten Vermögen erhebeſt; geſchicht es dann, daß ein ſolcher entweder durch eigen Schweiß und Arbeit, oder durch beyfallendes Glück, oder durch unverhoffte Erbſchafft zu Mittel gelanget, wie man dann dergleichen vil zehlet, was Neyder verfolgen ihm nit alſobald? man vergunt ihm das Biſſel nit, ſo er mit gutem Gewiſſen erworben, da heißt es, er hat gut reich zu ſeyn, er hat dem Kayſerlichen Beutel zimblich die Regiſter gezogen, er hat die Puppillen-Gelter nit ein wenig geſchreypfft, er hat die Stieff-Kinder das ihrige hüpſch ſauber durch die Hächel gezogen, der karge Narr weißt, wie vil man Knödel auß einem Mäßl Meel ſchnitzlet, züglet er doch auß ſeinen Dienſt-Botten lauter Cartheuſer, und haben ſie nur einen Faſt-Tag, der wehret das gantze Jahr, ꝛc. O Neyd! hat er dir dann was lands gethan, daß du ihm alſo die Zähn zaigeſt? er ſchlagt dich nicht, wie der **Cain** ſeinen Bruder, er ſticht dich nicht, wie der **Joab** den **Absolon**, er beißt dich nicht, wie die Beeren die Eliſaeiſche Knaben, er ſtoſt dich nit, wie der Engel den **Petrum** in der Keichen, er wirfft dich nit, wie der **David** den **Goliath**, er brennt dich nit, wie die Samſoniſche Füchs die Felder der Philiſtaeer, er haut dich nicht, wie **Petrus** den **Malchum**, er nimbt dich nit beym Haar, wie der Engel den **Habacuc**, er thut dir kein einiges Leyd an, ja, ja, ja, ſagt der Neydige, ich leyde unbeſchreibliche Peyn, wann ich ſihe, daß dem Nächſten wol gehet, das iſt mir über rauffen, ſtoſſen, hauen, brennen, werffen, ſchlagen, beiſſen, ſtechen und würgen; O du Teuffels Martyrer!

Die Welt hat zum öfftern weit berühmte Künſtler gehabt, dero Kunſtreiche Hand ein manches mahl die Natur ſchamroth gemacht haben, und iſt höchſte Verwunderung geweſt, daß ſich der Menſchen Witz ſo weit erſtrecke; Jene Werckmeiſter haben ſchier ſteinene Miracel gemacht, welche die ſtattliche Thürn zu **Cremona**, **Bononien**, Venedig, Straßburg und Wien haben auffgeführt; In **Aethiopia** iſt ein überauß ſchöne Kirch, welche mit allen Säulen und Altären auß einem einigen Stein außgehölt und gebauet. ***Alvarez. c.* 44.** Der vornehmſte König in **Sina** hat 79. Palläſt, dero einer auß Gold, der ander auß Silber, der dritte auß Marmor, Helffenbein, ꝛc. ja gantze Zimmer auß Edelgeſtein ſeynd. ***De rebus Sin.*** l. 3. Die jenige Meiſter haben ein ewigen Nahmen erworben, welche die Brucken zu Prag in Böhmen, die Brucken zu Dreſden in Sachſen, die Brucken zu London in Engelland, und die Brucken zu Regenſpurg verfertiget; Ein Kunſt-Stuck iſt geweſt jene höltzene Tauben, welche trutz einer lebendigen im Lufft geflogen, durch innerliches Uhrwerck, und von **Archita** gemacht worden. ***Gell. l.* 10. *art.* 12.** Ein Kunſt-Stuck iſt jene Uhr zu Prag am Rathhauß, ſo faſt ein eyſener Jahrs-Calender zu nennen, weil nemblich der gantze Himmels-Lauff darinn begriffen, und alle Monath, Wochen, Stund und Augenblick der Planeten-Lauff angedeutet wird. ***Brun.*** Ein Kunſt-Stuck hat **Myrmecides** gezeigt, wie er auß Helffenbein ein Wagen ſambt Pferdt und Gutſcher alſo klein und künſtlich geſchnitten, daß man alles under dem Flügel einer kleinen Fliegen hat können verhüllen. ***Plin. lib.*** 7. c. 21. Ein Kunſt-Stuck iſt jene Kirch in Engelland zu **Salisbur**, welche ſo vil Fenſter als Tag im Jahr, ſo vil Säulen als Stund im Jahr, ſo vil Porten als Monat im Jahr hat; Ein Kunſt-Stuck iſt die Kirch zu Ulm, an welcher hundert und eilff Jahr gearbeitet worden; Ein Wunderwerck der Welt iſt der Tempel **Dianae**, deſſen Gebäu zweyhundert und zwaintzig Jahr gewähret. Ein Kunſt-Stuck war jene **Statua** oder Bildnuß **Panormi** in **Sicilia**, welche durch innerliches Uhrwerck die Lauten geſchlagen, und hin und her auff Menſchliche Art ſpatzieren gangen. **Schott.** Ein Kunſt-Stuck war jenes Schlöſſel, welches ein Teutſcher Schloſſer dem Pabſt **Paulo** dem **IV.** überreicht, und darfür auff die ſechshundert Gulden bekommen. Ein Kunſt-Stuck iſt jene Glocken zu Erdfurt, welche **Gerard Woie** gegoſſen, an dero vier und zwaintzig ſtarcke Männer zu leuten haben, und wird ihr Klang bey heitterem Himmel auff vier teutſche Meyl gehöret. Lauter Kunſt-Stuck ſeynd, was da ſchier über Menſchen-Verſtand gemahlet haben **Titianus**, **Bassianus**, **Mutianus**, **Bonarota**, **Urbinus**. **Berninus**, **Salviatus**, **Sandratus**, **Blumbinus**, **Dominichinus**, **Donatellus**. **Bandinellus**, **Zucca** und **Zuccarus**, etc. Lauter Kunſt-Stuck ſeynd, was da auß Holtz und Stein gehaut haben **Sansouinus**, **Franziosius**, **Vasoldus**, **Marianus**, **Mochus**, **Poggus**, **Lorenzetus**, etc. Und dannoch diſe alle obbenandte Meiſter und Künſtler ſeynd dem biſſigen Neyd nit entgangen, ja vil deren wegen der Neydigen kein ſicheren Fuß auß dem Hauß geſetzt, etliche von denen Neydern grauſamb ermördt worden, etliche durch die Neyder mit tauſenterley Schmachreden an der Ehr verletzt worden; ja es haben ſich einige gefunden, die auß Neyd gegen diſen Künſtleren ſich ſelbſt ermördt, damit ſie nit länger dero Lob möchten anhören, und dero Kunſt anſchauen, O verdambter Neydhard! du wirſt ärger gebrennt, als **Laurentius**, wann man dein Nächſter lobet, du wirſt mehr geſteiniget als **Stephanus**, wann man dein Nächſten ehret; du wirſt grauſamer gequellet als **Sebastianus**, wann man deinen Nächſten hervor ſtreichet; du leydeſt ein gröſſeres Creutz als **Andreas**, wann man deinen Nächſten preyſet; O Teuffels Martyrer!

Es ſeynd nit alle Lämbel des Jacobs weiß geweſt, ſondern ſehr vil auch geſprengt und geſchecket, es ſeynd nicht in allen drey Körben Mund-Semmel geweſt, von denen deß **Pharaonis** Pfiſterer getraumet, ſondern in einem iſt auch ſchwartz Geſindl-Brodt geweſt: Es ſeynd nit lauter Dauben und Paradeyß-Vögel in der Arch **Noë** geweſt, ſondern auch Gimpel und Nacht-Eulen. In dem Netz **Petri** ſeynd nit lauter Fohrellen und Sälbling geweſt, ſondern auch grobe Stockfiſch; Abraham hat ſeine Verlaſſenſchafft nit gleich außgetheilet, ſondern einem mehr geben, dem anderen weniger, alſo hat die Natur kein Gleichheit der Geſichter, ſondern einem ein ſchönere Geſtalt **spendieret**, als dem andern, und alſo ſeynd nit alle Weibs-Bilder ſchön und wolgeſtalt, ſondern es gibt auch ſchändliche und ungeformbte Geſichter; dahero wie der König **Assuerus** ſeine **Vasthi** abgedancket, und ein andere Frau-Gemahlin zu erkieſen beſchloſſen, hat er in alle Landſchafften außgeſchickt, junge Mädl zu ſuchen, aber ſchöne, keine Großmaul-**Asiatiſche**, keine Langnaß-**Arcadiſche**, keine Gelbfarb-**Helespontiſche**, keine Grauaug-**Cappadociſche**, keine Buckelhafft-**Atlantiſche**, keine Grobhaut-**Mauritaniſche**, keine Ungeſchickte **Trapezuntiſche**, keine, ſondern lauter ſchöne, ja die allerſchönſte ſoll man außerleſen, auß denen er nachmals ein beliebige Königin erwöhlen könne: Nachdem Jhro Majeſtät dem König **Assuero** die wolgeſtaltigſte Töchter ſeynd vorgeführt worden, hat vor allen ſeinen Augen wolgefallen ein überauß ſchönes Mädl mit Nahmen **Esther**, welche er dann unverzüglich zu einer Königlichen Frawen-Gemahlin außerwöhlt. ***Esther.*** 15. Aber da hätte jemand ſollen die Gemüther der anderen einſehen, was Neyd-volle Gedancken ſie gegen diſem Jüden Töchterl geſchöpfft, ach! dachte eine, das Schelmen-Vieh hat ja das Glück, daß ihr der Hencker das Geſicht pegle; die ***Bestia*** ſagt etwan ein andere bey ihr ſelbſt, ich wolt, ſie hätte an ſtadt ihrer ſchwartzen Augen ein par gläſſerne Wammes-Knöpff von einem Fleckſieder; die dritte gedacht, wär ich ein Spinnerin, ich wolte ihr bey der Nacht das Geſicht zurichten, daß ſie morgens früh ſolte ein Zitracht haben, wie ein Schwediſcher Mantel-Kragen; die Höppin! wünſchte ein andere, wäre ich nur ein gifftiges Wiſſerl, ich wolt ſie im Hof-Garten einmahl anblaſen, daß ſie ſolt Rauden und Krätz bekommen, daß man alle Tag ein Land-Metzen kundte von ihr ſchaben: als wann ich, ſagt ein andere, nit auch ſchön wäre, was wolten endlich ſeyn ihre Röſl im Geſicht, das hat nun ein jede Krebſen-Richter in, das weiſſe Fehl, welches ſie hat, hat ein andre auch, und wer weißt, obs nit noch einmal die Blatteren hat, und alsdann ein Geſicht bekombt, wie ein gerupfftes Sau-Leder über ein Bauren-Kummet; diſe dergleichen **Competenz**-Fräule ſeynd vor Neyd gegen der **Esther** ſchier geſtorben; Dergleichen Begebenheiten ſeynd faſt noch täglich in diſer verkehrten Welt, und iſt eine der anderen umb ihre ſchöne Geſtalt, ſo ſie von GOttes Händen bekommen, neydig, ja man will Gott in ſeinen Geſchöpffen einreden, und gleichſamb beſſer machen als er, auch die Natur ſchimpfflich **corrigieren**, damit ſie nur auch der anderen nichts nachgebe an der Geſtalt; ſie ſteht vorn Spiegel ſo lang, daß ihr möchten Blatteren an Füſſen auffahren, ſie kraußt und zaußt ihre Haar, und ziechts ſtreng, als wären ſie in einem ſtätten **Novitiat**, da muß ein Haarlocken krump ſeyn, der ander noch krumper, der dritte zum krumpeſten, da muß vil Haar ſeyn, dort wenig Haar, da muß gar ſchitter ſeyn, wie das Trayd der armen Leuthen, da muß in die Höhe ſtehen, wie ein Reiger-Buſch, da muß hinauß ſtehen, wie ein Bachſteltzen-Schweiff, da muß herunder hencken, wie ein Bier-Zeiger, da muß die Schaidel ſeyn wie ein Lateiniſch **Ypsilon**, da muß rauch ſeyn, dort glat, da gemiſcht, da **plesant**, dort **negligant**, da **galant**: Die Lenden müſſen geſchnieret ſeyn, eng ſeyn, gebunden ſeyn, zwicket ſeyn, zwungen ſeyn, und bald mehrer leyden, als die Jſraeliter in Egypten, und muß der Leib ſo rahn ſeyn, wie ein zugeſpitzter Zucker-Hut, da muß das Geſicht ſich waſchen laſſen, pollieren laſſen, färben laſſen, ziehren laſſen, zähren laſſen, ziehen laſſen, daß es ſich ſchier mit deß **Balaams** Eſlin möchte beklagen, damit aber das Fehl rein bleibe, nimbt ſie bey der Nacht ein Larven über das Geſicht, daß ihr ſchier der Athem verkürtzt wird, da friſt ſie Kreiden, Wachs, Terpenthin, Saltzſtain, Fröſchbainer, Schnecken-Pulver, damit nur

Digitized by Google

die Haut nit Braunaueriſch wird, damit die Wangen zu Weiſſenburg bleiben, damit die Leffzen zu Rottenburg **loſsieren**, da legt ſie ſo enge Schuh an, daß ſie faſt keine gröſſere Fußtapffen im Sand laßt, als die Rohr-Aendl, es geſchicht aber alles darumb, weil ſie der Nächſtin neydig iſt umb ihr Geſtalt, und nit gern hören wolt, daß ein andere ſchöner ſoll ſeyn als ſie. O ſauberes Muſter! **Pachomius** hat vil gelitten in der Wüſten; **Paphnutius** hat vil gelitten in der Einödе. **Onuphrius** hat vil gelitten in der Wildnuß, aber du leydeſt mehr, dannoch iſt die Belohnung ungleich, dann jenen hat GOtt umb ihr Leyden die Seeligkeit ertheilet, dir umb dein Leyden wird der Teuffel auf ewig die Höll **ſpendieren.**

Theagenes war ein ſolcher praver und ritterlicher Held, daß ſeine **Victori** und Sieg an allen Orthen erſchallen, und weil man dazumahlen die Verdienſten mehrer auff die Waag-Schalen gelegt hat, als der Zeit, und vor diſen einen die Fauſt **Fauſtum**, das iſt, glückſeelig gemacht, ***Plutarch. in Elia. l.* 16, *poſt.*** alſo iſt gleichmäſſig nit allein zu Lebzeiten ſeine unüberwindliche Tapfferkeit vergolten worden, ſondern man wolte auch nach dem Todt ſein Lob verewigen, zu ſolchem Ende, iſt ihme ein ſtattliche Saul mit ſeiner Bildnuß auffgericht worden, welches aber einem Mißgönner und Neyder dergeſtalten in die Naſen gerochen, daß er alle Nacht dieſelbige Säulen ein halbe ſtund nach Genügen abgeprüglet, weil aber ſolches neydige Buben-Stuck gar zu lang gewährt, und einem jeden ſein Arbeit ſolle belohnet werden, alſo iſt dieſem Neydhard begegnet, da er einſt mitten im Brügl und Gaißlen begriffen, daß die **Statua** oder Bildnuß herunder gefallen, und dero ſteinene Kopff dem anderen ſein Eſels-Kopff gäntzlich zerſchmettert; O wie recht! dann der Neydige ſchadet niemand mehrer als ihme ſelbſt, er iſt ſein eygener Hencker und Tyrann, er ſchleifft ihm ſelbſten den Degen, mit deme ſein Hertz immer und immer verwundt wird, er iſt dem Tiger ſo gleich, als die Wölffin dem Wolff, dann das Tiger durch die liebliche Muſic alſo ergrimmet, daß es ſein eigen Fleiſch mit Zähnen zerbeißt, alſo der Neyder nit weniger ihme ſelbſt das Hertz zerreißt, wann er ſihet des Nächſten ſein Wolſtand.

Was der verlohrne Sohn für ein Landsmann geweßt, iſt eigentlich nit bekandt, ich glaube aber ein Irrländer; wie er geheiſſen hat, iſt nit bewußt, ich glaube aber **Malefacius**, von was vor einem Orth er ſich geſchriben, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren, ich glaub aber wol von Mädlſperg und Frauenhoffen, ꝛc. was er im Wappen geführt, hat niemand beſchriben, ich glaube aber wol ein Sau-Magen in grünem Feld: Diſer Geſell reyßte mit wol geſpicktem Beutel in die Länder und Provintzen, aber auß denſelben iſt er nit frömmer, ſondern ſchlimmer kommen, und werden noch gar offt manchem adelichem Jüngling die Länder in Elender verwandlet, auch reyßet nicht ſelten ein guter **Germanus** auß, und kombt ein ſchlechter **Hermanus** nach Hauß; Was Ehr und Ruhm iſt es dann dem anſehnlichen Fluß Donau, daß er in die Länder reyßt, durch Schwaben, Bayern, Oeſterreich, Ungarn, endlich aber in die Sau flieſt.*) Der fromme Jacob hat auff ſeiner Reyß ein Leiter gen Himmel geſehen, aber leyder vil aus unſerm Adel finden auff ihrer Reyß ein Leiter in die Höll; Wann der Zeit niemand gereyßt iſt, ſo halt man ihn für einen Stuben-Hocker, der ſein Lager hinder den Ofen auffgeſchlagen, aber ſagt mir liebe halb Teutſche, dann gantze ſeyt ihr ſchon lang nit mehr geweſt, iſt es nit wahr? Ihr ſchicket euere Söhne auß, damit ſie in frembden Ländern mit groſſen Unkoſten frembde Laſter lehrnen, da ſie doch mit wenigerem Unkoſten zu Hauß die Tugenden erwerbten, ſpitzfindiger kommen ſie nit zuruck, außgenommen, daß ſie neue **Modi** von Spitzen mit ſich bringen, galanter kommen ſie nit zuruck, muſt nur ſeyn, daß **Galant** vom **Galaniſieren** herrühret, herrlicher in Kleyderen kehren ſie zwar offt nach Hauß, es wäre aber beſſer ehrlicher als herrlicher, neue **Modi**-Hüt, **Modi**-Barocken, **Modi**-Krägen, **Modi**-Röck, **Modi**-Hoſen, **Modi**-Strümpff, **Modi**-Schueh, **Modi**-Bänder, **Modi**-Knöpff, auch **Modi**-Gewiſſen ſchleichen durch euere Reyß in unſer liebes Teutſchland, und veränderen ſich euere Narren-Küttel, täglich mit dem Mondſchein, es werden bald müſſen die Schneider ein hohe Schul auffrichten, worauff ſie Doctormäſſig **gradieren**, und nachmahls den Titel Ihr Geſtreng Herr **Modi-Doctor** erhalten; wann ich alle **Modi**-Röck von vier und zwaintzig Jahren bey einander hätt, ich wolt darmit faſt ein Fürhang vor die Sonnen machen, daß man beym Tag müßte mit der Latern gehen, oder wenigiſt getrauete ich mir gantz Türkey darmit zu verhüllen, daß ihnen die **Conſtantinopolitaner** möchten einbilden, ihr **Mahomet** wolt mit ihnen blind Kotzen ſpielen, ꝛc. Eine alte Her hat auff Begehren deß Königs Sauls den Propheten **Samuel** vom Todten erweckt, damit er durch ihn den Außgang ſeiner Waffen wiſſen möchte; Es wird bald dahin kommen, daß man auch denſelben Schneider und Meiſter wird wünſchen vom Todten zu erwecken, welcher der ſchönen **Eſther** das Kleyd gemacht, als ſie den Augen deß **Aſſueri** ſo wolgefällig war; Vor Jahren iſt in einer vornehmen Statt ein Kleyder-Policey auffkommen, und durch ſcharpffes **Decret** einem jeden über ſtandmäſſig zu halten verbotten worden, es hat aber ſolches ein geringe Zeit getauret, weßwegen der abgeſtorbenen Policey einer diſe Grabſchrifft auffgericht:

Hier ligt begraben
  Ein Frau gefreſſen von Schaben,
Die pappierene Policey,
  Der Weiber Peyn und Keverey,
Schneider, Kauffleuth und Krämmer darzue,
  Die wünſchten ihr ein ewige Ruhe.

Nimbt alſo gar zu ſtarck überhand der Kleyder-Pracht, welche mehriſt andere **Nationen** uns mit höchſtem Schimpff **ſpendieren**, bringt demnach das Außſchweiffen in frembde Provintzen uns Teutſchen offt mehrer Laſt als Luſt ins Land, ꝛc. Auff gleichen Schlag hat wenig guts erlehrnet der verlohrne Sohn in frembden Länderen, ſondern ſein **Studieren** war **Galaniſieren**, ſeine Bücher waren die Becher, ſein Lateiniſch Reden war **proficiat**, ſein Wäliſch Reden war **Brindiſi**, ſein Böhmiſch Reden war **ſasdravi**, ſein Teutſch Reden war geſegne es GOtt, ꝛc. mit einem Wort, er war ein ſauberer Bruder voller Luder, ein **Vagant**, ein **Bachant**, ein **Amant**, ein **Turbant**, ein **Diſtillant**, etc. Nachdem er nun dergeſtalten das ſeine verſchwendet in frembden Provintzen, und ſambt dem Gewiſſen auch die Kleyder zeriſſen, welcher wol mit Warheit hat können ſagen dem Vatter, was die Brüder Joſeph ohne Warheit dem Jacob vorgetragen, als ſie ihm den blutigen Rock gezeiget, **fera peſſima, etc.** Ein übles Thier hat den Joſeph alſo zugericht; ein übles Thier hat den verlohrnen Sohn alſo zugericht, ein übles Thier der guldene Adler, ein übles Thier der guldene Greiff, ein übles Thier der guldene Hirſch, ein übles Thier der guldene Beer, ꝛc. diſe Thier der Wirtshäuſer haben das Bürſchel alſo zugericht, daß ihme die Hoſen alſo durchſichtigt worden wie ein Fiſcher-Netz, daß ihm der Magen zuſammengeſchrumpfft wie ein alter Stiffel-Balg, und der Spiegel ſeines Elends auff dem ſchmutzigen Wammes-Ermel zu ſehen war, ꝛc. Nachdeme endlich dieſem Früchtl das Sau-**Conviet** nit mehr geſchmecket, ſeynd ihm heylſamere Gedancken eingefallen, er ſolle unverzüglich zu ſeinem alten Vatter kehren, und bey deſſen Füſſen ein glückliches Gehör ſuchen, welches ihme dann nach allem Wunſch von ſtatten gangen, und iſt dem ſchlimmen **Vocativo** ſein eigener Vatter gantz liebhafft umb den Halß gefallen, dem ſonſt ein Strick an Halß gebühret, ja mit abſonderlicher Freuden und Jubeln iſt er in die vätterliche Behauſung eingeführt worden, alle ſchnelle Anſtalt gemacht zur Kuchel und Keller, und müßte gleich das beſte und gemeſte Kalb geſchlacht werden, kocht werden, bratten werden, ꝛc. auff die Seyten mit den zeriſſenen Lumpen, ein ſammeten Rock her, ein Hut mit Blumaſchi her, ein guldenen Ring her, Spilleuth her, **allegro**; Underdeſſen kombt der andere Bruder nach Hauß, hört aber von fern geigen, pfeiffen, leyren, tantzen, hüpffen, jugetzen, jaugetzen, ꝛc. **Holla**, ſagt er, was iſt das, potz Täubel, was iſt das! es wird ja mein Schweſter nit Hochzeit haben, hab ich doch heut fruh noch umb kein Braut gewußt; in dem er in diſen Gedancken ſchwebet, ſo bringet ihme einer ein Glaß Wein zum Fenſter herauß, der Hauß-Knecht laufft ihm entgegen mit der Zeitung ſein Bruder ſeye nach Hauß kommen, deme ſo ſchlecht in der Frembde gangen, er ſoll hurtig hinein gehen auff ein Kälbernes Brätl, dieſer wurde alſobald hierüber gantz blaich vor lauter Neyd, umb weilen man ſeinem Bruder alſo auffgewartet, er ſetzte ſich vor der Hauß-Thür nider, er kiflet die Nägel, er knarret mit den Zähnen, er kratzt im Kopff, er rumpfft die Naſen, er ſeufftzet von Hertzen, er ſaſt und plaget ſich alſo durch den Neyd, daß ihm gefählt, daß er vom Schlag nit getroffen worden, O Narr! Wär diſer **Giſpus** lieber hinein gangen, hätte den Bruder willkombt, und ſo er ihm endlich auch ein Filtz hät geben, der ohne das kein Hut mit ſich gebracht, hät es wenig Schaden verurſacht, wär er mit ihm zu Tiſch geſeſſen, hätte den kälbernen Bratten mit helffen verzehren, etlich Geſundtrünck fein wacker Beſchaid gethan, auch bey der hell-klingenden Schallmeyen ꝛc. ein öffteren Hupff herabgeſprungen, und anderthalb Schueh-Solen abgetantzt, ſo wär es vil beſſer geweſt, und GOtt nit alſo beleydiget, aber mit ſeinem Faſten, mit ſeinem Neyd, der ihn mehr gequellt, als die feurige Schlangen das Volck Iſrael, hat er die Höll verdient; ſonſt iſt Trübſaal ein Straß zum Himmel-Saal, ſonſt iſt Leyden, ein Weg zun ewigen Freuden, ſonſt ſeynd Schmertzen allezeit ein Vortrab des ewigen Schertzen, aber des neydigen Lappen ſein Marter iſt ein Leykauf der ewigen Verdamnuß.

Chriſtus der HErr nimbt auff ein Zeit drey liebe Apoſtel mit ſich auf den Berg **Thabor**, ***Math.*** 17. und zeigt ihnen allda in ſeiner Erklärung die Glory in **Compendio**, den Himmel in einem Abriß, die Seeligkeit in einem Modell; zeigt ihnen, daß kein Pemſel könne entwerffen, kein Feder beſchreiben, kein Zung außſprechen, und kein Hertz faſſen die Glory ſeiner Herrlichkeit, und die Herrlichkeit ſeiner Glory: Zeiget ihnen, was ein Arbeiß gegen dem Berg **Olympum**, wie ein Sand-Körnlein gegen den Baby-

*) Ein groſer Fluß **Savus** die Sau genannt.

Digitized by Google

loniſchen Thurn, was ein Tröpflein Morgen-Thau gegen dem groſſen Meer, was ſind die Welt-Freuden, gegen den himmliſchen Freuden; zeiget ihnen das Schlimp, Schlamp, Schlodi, ſeye aller Reichthumb **Croesi**; das **Dilli, Dalli** Häuſel bauen, ſeye aller Pracht **Pompei**, das **Lirum Larum**, ſeye aller Wolluſt **Sardanapali** gegen der mindeſten Ergötzlichkeit deß Himmels; zeigt ihnen, wann der gantze Erd-Boden ſoll ein lauteres Pappier, und das groſſe tieffe Meer ein lautere Dinten, und alle geſpitzte Gräſel lautere Federn, und alle lebendige Geſchöpff lauter Schreiber, und wurden mit diſen Federen, aus dieſer Dinten, auff diſes Pappier biß anff den Jüngſten Tag ſchreiben, alles was frölich, freundlich, fridlich ſie möchten erſinnen, ſo könten ſie dannoch nicht ein halbes Loth der ewigen Freuden erreichen; Nachdeme ſolcher geſtalten Chriſtus ihnen ſein Herrlichkeit und Glory in etwas entworffen, hat er nachgehends den Berg herab ihnen den dreyen ernſthafft verbotten, ſie ſollen diß, was ſie geſehen, keinem einigen entdecken, auch den Apoſtlen nit, auch den anderen Jüngeren nit, ſondern alles mit genauiſter Verſchwigenheit verhüllen, auß Urſachen, dafern ſie den anderen hätten offenbaret, daß ſie Chriſti des HErrn Verklärung, Herrlichkeit und Glory geſehen, hätten gleich die andere Apoſtel einen Neyd gefaſt gegen diſen dreyen, in Bedenckung, daß ſie mehrer gelten bey dem Göttlichen Meiſter, aber O gebenedeytiſter GOtt! ſoll dann auch ein Neyd gefunden werden under den Apoſtlen, under den Jüngeren deß HErrn, under denen, die ein vollkommenen Wandel führen? was dann, auch noch heutiges Tags iſt der Neyd in den Clöſteren, es iſt der Neyd offt ſo heimlich in Geiſtlichen Häuſeren, daß er mit manchen Mönchen zu Tiſch ſitzet, mit ihnen offt in die Metten auffſtehet, mit ihnen ins Capitel-Hauß gehet, mit ihnen gleiche Kappen traget ꝛc. Verwundere dich nicht, es iſt auch das **Manna** oder Himmel-Brodt wurmſtichig worden, es iſt der Neyd ein Wurm, der Cloſter-Wandel ein **Manna**; es iſt auch under dem Waitzen im Evangelio ein Unkraut gewachſen, ein Unkraut iſt der Neyd, der Waitzen ſeynd die Ordens-Leuth; es iſt auch unter denen Soldaten Joſue ein Dieb gefunden worden, ein Dieb iſt der Neyd, Soldaten Chriſti ſeynd die Geiſtliche; Es iſt auch in der Archen Noë ein ſchlimmer Böſwicht der **Cham** geweſt, ein ſolcher böſer Geſell iſt der Neyd, das Cloſter iſt die Archen Noë; Dergleichen Exempel ſcheinet unnötig beyzubringen, weil ſolche nur gar zu bekant; iſt demnach kein Stand, wo der Neyd nit hat Beſtand, iſt kein Hauß, wo der Neyd nit hauſet, iſt kein Platz, wo der Neyd nit darein platzt, iſt kein Wohnung, wo der Neyd nit wonhafft, iſt kein Geſellſchafft, wo der Neyd nit ſein Herrſchafft, iſt kein Bank, wo der Neyd nit ſeinen Sitz hat.

Was und wie der Neyd, hat erfahren **Habraym** under dem Türckiſchen Kayſer **Solyman**, diſer **Habraym** war auß einem geringen Dorff gebürtig, von keinem vornehmen Geblüt, wie die Welt gaggezt; ob zwar deß Bettlers Blut ſo roth iſt als deß Edelmanns, es war ſein Herkommen von Bauren, ſein Einkommen wie beyn Bauren, ſein Außkommen wie undern Bauren, aber ſein Auffkommen blib nit beyn Bauren, und wann ſchon ſein Hauß mit Stroh bedeckt war, ſo befande ſich doch kein Stroh in ſeinem Hirn, ſondern ſein reiffer Verſtand, und gute Vernunfft zogen ihn vom Bauren-Feld ins Kriegs-Feld, zu verſuchen, ob ihme der Säbel mehrer Glück werde zuſchneiden als das Pflug-Eyſen, wie es dann nit lang angeſtanden, daß er mittelſt ſeiner berühmten Tapfferkeit und Kriegsmuth zu hohen Ehren erhoben worden, und wurde er under den Waffen nit der geringſte geſchätzt, ja Kayſer **Solyman** ſahe, daß die Verdienſten ſeines getreueſten **Habraym** noch nit nach Gebühr belohnet wären, erkieſet demnach ihn zu der höchſten **Dignitet** und Würde nach ſeiner Kayſerlichen Perſohn, und ſtellt ihn als einen groſſen Vezier, **Habraym** aber, ehe und bevor er diſen höchſten Ehren-Güpffel angetretten, da er einſt gantz allein bey dem Kayſer war, hat er ihn gantz demütigiſt gebetten, allergnädigſter und unüberwindlichſter HErr und GOtt auff Erden, ich bitt, ich bitt abermalen Euer Majeſtät, ſie wollen doch meine Perſohn nit mehrer erheben, noch ferners beförderen, dann ſonſt wird mir die groſe Ehr nichts als Neyd und Mißgunſt außbrütten, daß ich nachmahls wird müſſen das Leben darüber einbüſſen Darauff ſchwur ihm der Kayſer hoch und theuer, er wolle ihme gewiß bey lebendigem Leib das Leben nit nemmen, was geſchahe? Hohe Gipffel werden mehriſt von den Winden angetaſt, hohe Thürn werden gemainiglich von dem Donner getroffen, hohe Ehren werden gemainiglich von den Neydern verfolgt, wie das Liecht von der Fledermauß, dahero auch die Neyder bei dem **Solymaniſchen** Hof nit gefeyret, biß ſie ein Feur angeblaſen über den **Habraym**, und denſelben bey dem Türckiſchen Kayſer in ſo groſſen und ſchädlichen Verdacht gebracht, daß **Solyman** gäntzlich geſonnen erſtbenannten Groß-Vezier zu tödten, könte aber nit wegen ſeines abgelegten Ayds, fragt demnach ſeinen Türckiſchen Prieſter, wie doch dißfals der Sach zu rathen wäre, der gabe ihm ohnverweilt diſen Beſchayd, er könde es nit in den Kopff bringen, oder glauben, daß die Schlaffende under die Lebendige zu zehlen. ***Iovius lib. 33. pag.*** **267.** Derowegen ſoll der Kayſer den **Habraym** im Schlaff laſſen erſtechen, dann auf ſolche W[illegible] könnte auch der Ayds-Schwur ohnverbrochen bleiben, welcher einig und allein diſes Lauts geweſt, daß dem Vezier bei lebendigem Leibs nichts übels widerfahren ſollte, darauff dann die **Execution** ſchleunig erfolgte, und ein Kämmerling bei nächtlicher Weil den berühmteſten **Habraymum** erſtechen müſſen, alſo bleibt darbey, daß der Neyd ſein Frey-Taffel zu Hof habe, und hat ſolcher Hof-Hund ſchon manchen dergeſtalt gebiſſen, daß ihme die Wunden noch ſchwürig ſeyn, verwundere aber ſich niemand hierüber, dann es bereits der Welt-Lauff, daß der jenige beneydet wird, der wol dienet, deſtwegen liſt man das Wort D i e n zuruck N e i d.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren **Belisarius**, diſer Welt-kündige Kriegs-Fürſt, nachdeme diſer über drey Theil der Welt triumphirte, nachdem in **Asia** den Perſiſchen König **Cosroen**, in **Affrika** den **Glime**-, in **Europa** den Gottiſchen Monarchen **Theodatum** obgeſiget; nachdem er bei **Rom** in einem Tag neun und ſechtzigtauſend der Feind erleget, nachdem das Römiſche Reich vermittleſt ſeines ohnüberwindlichen Heldenmuths in höchſten Glück und Ehrenſtand geſetzt, und alles überwunden, außgenommen die Neyder, welchen das groſſe Lob und Glück **Belisary** alſo mißfallen, daß ſie ſo lang undergraben, wie die Maulwurff, daß ſie ſo lang gegrüblet, wie die Hennen in dem Sand, daß ſie ſo lang alles durchſuchet, wie die Bein in dem Garten, bis ſie endlich das Hertz des Kayſers umbgekehrt, den **Belisarium** in Ungnad gebracht, daß zur Letzt dem mächtigiſten Welt-Helden die Augen ſeynd außgeſtochen worden, damit er den Neyd mit blutigen Zähren möchte beweinen, der arme Tropff nachdem er keine Augen mehr hatte, könte erſt recht ſehen, was der Hof-Neyd für ſcharpffe Zähn habe, ſein Elend wachſte ſo weit, daß er auch das Bettl-Brodt von dem Vorbeygehen ſamblen müſt, und zählte er offt ſeine wenige Pfenning in ſeinem höltzeren Schüſſerl, deme vorhero gantze Königreich zu eng waren: ich glaub gar wol, er ſeye offt auff einem Eckſtain der Gaſſen geſeſſen, ſeinen Hüt auff ſeinen Stecken geſetzt, ſelben offt umb und umb geträhet, und darbey das wanckelmütige Glück betracht, fürwahr, fürwahr hat **Belisar**, der arme Narr, ſo gantz und gar, ja Sonnen-Klar, genommen war, daß Neyds-Gefahr, die Tugend plage immerdar, dißfolgende Liedel geſungen:

Gebt doch dem **Belisario**
Ich bitt umb Gottes Willen
Ein Stückl Brodt, er iſt ſo fro,
Und kan den Hunger ſtillen,
Der blinde Mann, nimbt alles an,
Daran iſt gar kein Zweiffel,
War vor dem Fall, ein General,
Jetzund ein armer Teuffel.

Der Neyd iſt wie ein gewiſſes Glaß, welches die **A B C** Schmid das Mucken-Glaß nennen, denn ſo jemand durch diſes Glaß ein Mucken anſchaut, ſo gedunckt ihm diß faſt ſo groß zu ſeyn, wie ein ſchwarzer Ketten-Hund, dann ſolches Glaß alles vergröſſert, wann man ein Floh durch diß Glaß beſchauet, ſo ſcheint er ſchier, als wie ein halbgewachſener **Rhinoceros** auß **Armenia, etc.** alſo auch vergröſſert der Neyd den allergeringeſten Mangel deß Nechſten, ſchneidet auß einem jeden ohnbehutſamen Schritt ein **Sacrilegium**, ſchnitzlet auß dem geringſten Wörtl ein Gottsläſterung, kocht auß einem jeden ehrlichen Geſpaß einen Ehebruch, und wanns zum loben kombt, und er zu deß Nechſten Ruhm auch etwas ſolle ſetzen, ſo wäre vonnöthen, man thäte dem Fantaſten die Zung löſen, da man aber den Nechſten außrichtet, und durch die Hächel ziecht, da ſchreibt er gleich mit Fractur-Feder darein, ꝛc.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren der **H. Gregorius** Biſchoff zu **Agrigent**, wie diſer fromme Mann durch Göttliche Anordnung zu diſer hohen Würde gelanget, ſeynd ihme deſſentwegen zwey ſehr neydig geweſt, allweilen ſie ſelbſt umb ſolche gebuelet, haben auch allerley teuffliſche Anſchläg erdicht, wie ſie doch möchten den frommen Mann in offentliche Schand und Unehren ſtürtzen; ***Surius in vit. 23. Novembr.*** Nachdem er einmal bey nächtlicher Weil dem Gottesdienſt embſigiſt abgewart, haben underdeſſen erſt gedachte zwey Böſwicht **Sabinus** und **Tesselinus** ein allbekannt Statt-Fetzen und beſchreytes Weibs-Bild durch Gelt dahin beredt, daß ſie ſich in deß Biſchoffs Beth gelegt, nachdem er dann von der Kirchen nach Hauß durch die gantze Geiſtlichkeit, dem Gebrauch nach, beglait worden, ſpringt diſer unverſchambte Grind-Schippel in beyſeyn aller auß dem Beth, wordurch das Geſchrey alſobald mit 6. Flüglen gleichſamb hin und her geflogen, die unbezämbte Zungen freimüthig darein platzten, **Gregorius** ſeye ein ſauberer Biſchoff, ſchicket ſich zum Biſthumb, wie ein krumpe Sichel in ein Meſſer-Schaid; ja, ja, ſagte mancher, die Geiſtliche ſeynd wie die Glocken, die lauten anderen in die Kirchen, und ſie bleiben ſelbſt drauß, ſie machen uns die Höll ſo haiß, den Teuffel ſo ſchwartz, GOtt ſo ſtreng, und ſie luederen mehr als wir Welt-Zärtling, jetzt ſicht man, wie ein Kutten zuweilen für ein Schelmen-Futterale ſeye, ꝛc. Dergleichen Spottwörter führten die Welt-Mäuler, die alle zu verſtopffen, vil Baumwohl vonnöthen wäre: Es war auch die Geiſtlichkeit

Digitized by Google

über diß nit wenig geärgert, abſonderlich aber diſe zwey Neydhard ſchreyen diſes Geſchicht auß mit ſolcher Ungeſtimme, daß ſie faſt ſo haiſſer worden, wie ein abgeſtandener **Musicant**, ihr Neyd würckte endlich ſo vil, daß man **Gregorium** in offentlichen Kercker geworffen, und auff alle Weiß das ſaubere paar Ertz-Schelmen dahin getrungen, man ſolte **Gregorium** aller Würden entſetzen, aber GOtt **defendierte** ſein Unſchuld, indeme zum öfftern in Gegenwart viler, die eyſene Band wunderbarlich von Füſſen gefallen, die zwey gottloſe Neyder aber in dem Angeſicht gantz kohlſchwartz worden, mit welcher hölliſchen Larven ſie ſattſamb ihre Unthat an Tag gegeben; O allerliebſter GOtt, und gerechtigſter Richter! ſo du öffter dergleichen Farb ſolleſt anſtreichen denjenigen, welche auß Neyd einen verfolgen, und weiß nit was erdichte Schand-Thaten ihme ankleppen, wie vil wurden müſſen ihr Vatterland in **Mauritania** ſuchen, und in dem Angeſicht den ſchwartzen **Cordabon** tragen, weil ſie einwendig **Corda mala** verborgen.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren jener Kürſchner zu Wienn, welcher ſich gar wol, obzwar arbeitſamb bey dem ſeinigen befunden, auch weil er GOtt forderiſt vor Augen gehabt, die H. Meß an keinem Tag außgelaſſen, ſo ihme nit die Unpäßlichkeit deß Leibs ein Verhindernuß gemacht, iſt er deſtomehr in diſer Hauß-Würthſchafft und Haabſchafft geſegnet worden, welches dann bei ſeinen Nechſten den Neyd deſto mehrer anflammete, als nun gedachter Kürſchner umb etlich hundert Thaller ſchöne Zobel-Bälg waſchen wolte, iſt der andere auß verdamten Neyd, ſo Gewiſſen loß, und wirfft ohnvermerckter ein ohngelöſchten Kalch ins Waſſer, nachdem dann der gute Kürſchner ſeiner Mainung nach die Zobel genugſamb gewaſchen und nachmals auffgehencket, ſo ſeynd ihnen die Haar alle außgefallen, als hätten die Häut ein hitziges Fieber gehabt, und hat der arme Mann mit wainenden Augen müſſen ſehen, daß er auß einem Kürſchner ein Barbierer worden. Der Neyd iſt halt alſo geartet, daß ihme nit wol, ſo lang dem anderen wol, es iſt jhme damahlen übel, wann es dem Nechſten nit übel gehet. Die heiligen Lehrer ſeynd mehriſten Theil der einhelligen Außſag, daß ein unzahlbare Menge der böſen Feind im Lufft zwiſchen Himmel und Erden ſchwebe, dannoch aber allerſeits ihr Höll leyden, weil nemblich der Neyd, den ſie ſchöpffen, in Anſehung der groſſen Gnaden, welche GOtt den ſündigen Menſchen auch nach vilfältigem Fall ertheilt, ihnen an ſtatt der hölliſchen Peyn iſt.

Was der Neyd, wie der Neyd, erfahren auch die Prediger, und hats erfahren der H. **Bernardinus Senensis**, ***Ribardinera in Flore Sanct.*** Welcher bey ſeinen Apoſtoliſchen Predigen ein ſolchen Zulauff hatte, daß man vermeint, die gantze Welt hange an der Zungen **Bernardini**, aber es hatte diß bey etlichen ſolchen Neyd angezündet, daß ſie ſo gar bey dem Papſt **Martino V.** diſen **Bernardinum** angeklagt, und neben andern vilfältigen **Injurien** forderiſt angeben, wie daß **Bernardinus** ein neue Manier im Predigen auffbringe, und auff der Cantzel allezeit ein gewiſſe Tafel, worauff der ſüſſeſte Name JEſus, dem Volck zeige, ſolche Neyder waren ſo embſig in der Verfolgung, daß ſo gar diſer Apoſtoliſche Prediger nach Rom **citirt** worden; daſelbſt ſich zu verantworten, es iſt aber hierdurch deß Gottſeligen Manns Lob nur vergröſſeret worden bey dem Päpſtlichen Stuhl, und denen Neyderen über Willen die Naſen erlängert worden; es iſt mit einem Wort der Neyd ein ſtätter Begleits-Mann deß Lobs, und der Tugenden. Und gleichwie kein Liecht ohne Schatten, alſo auch kein Ehr und Lob ohne Neyd.

Was der Neyd, wie der Neyd, hat erfahren **David** von dem **Saul**, der **Adam** von dem **Lucifer**, der **Iacob** von dem **Esau**, der **Isaac** von den Paleſtinern, der **Mardochaeus** von dem **Aman**, der **Abel** von dem **Cain**: **Petrus de Vincis** beym Hof Kayſers **Friderici II.**: **Cornelius Gallus** beym Hof Kayſers **Augusti**: **Clitus** beym Hof deß groſſen **Alexandri**: **Plaucianus** beym Hof Kayſers **Severi**: **Seianus** beym Hof Kayſers **Tiberij**: **Eutropius** beym Hof Kayſers **Theodosij** deß Anderten: **Narsetes** beym Hof Kayſers **Phoccae**: **Carbulo** beym Hof Kayſers **Neronis**. ***Rich. Axiom. Folio*** **410.**

A Dio ſo beſſeret dann euch jhr Neyder, und Neydhard, ihr Neydhund, ihr Neydfalcken, ihr Neyd-Teuffel, ihr Neyd-Brüder, ihr Neyd-Verwandte deß **Iudae Iscarioth**, deß Ertzſchelms. Beſſert euch, wofern ihr nit wolt mit diſem ewig, ach! ewig von GOttes Angeſicht verworffen, und an die Ketten der ewigen Verdambnuß angefäßlet weren, allwo unendliches Heulen und Zähn-Klapperen das ſchmertzliche Ewig, Ewig augenblicklich vergröſſert.

Hans Assmann von Abschatz

ward am 4. Februar 1646 zu Wörbitz in Schleſien geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der hohen Schule zu Liegnitz und ſtudirte dann die Rechte und die Staatswiſſenſchaften zu Straßburg und Leyden. Nach vollendeten Studien machte er eine größere Reiſe durch Holland, Frankreich und Italien, kehrte darauf in ſein Vaterland zurück und erhielt das Amt eines liegnitziſchen Landesbeſtallten und Abgeordneten bei den breslauer Fürſtentagen und am wiener Hofe. Er war ein vorzüglicher Staatsmann, den Kaiſer Leopold I. um ſeiner vortrefflichen Eigenſchaften willen beſonders hochſchätzte. Nach einem rühmlich vollbrachten Leben ſtarb er als Landeshauptmann zu Liegnitz im 54. Jahre ſeines Alters am 22. April 1699. Er widmete ſich der Poeſie mehr zur Erheiterung in Mußeſtunden als des Ruhmes wegen. Seine ſämmtlichen Leiſtungen in dieſer Gattung finden ſich in folgender Sammlung:

Hans Aßmann von Abſchatz: Poetiſche Ueberſetzungen und Gedichte. 2 Thle. Leipzig und Breslau, 1704. —

Proben derſelben ſind abgedruckt in:

Matthiſſon's lyriſcher Anthologie. Th. 18. S. 87. (nicht ohne Matthiſon'ſche Veränderungen); Haug und Weiſſens epigrammatiſcher Anthologie. Th. 8. S. 31.; W. Müllers Bibliothek deutſcher Dichter des 17. Jahrhunderts. Bd. 6.

Als Dichter nahm von A. keinen ſehr hohen Schwung der Phantaſie, aber Einfachheit und Correctheit zu einer Zeit, wo die Sprache noch ſo gemißhandelt wurde, zeichnen ihn rühmlich aus und beweiſen, daß er glücklich die Muſter für ſeine poetiſche Ausbildung zu wählen verſtand. Seine Ueberſetzung des **Pastor Fido** iſt der Hoffmannswaldau's (S. d.) vorzuziehn; einige von ſeinen Nachbildungen römiſcher und italieniſcher Poeſien ſind mit Rückſicht auf den damaligen Stand der Dinge ebenfalls als gelungen zu betrachten. Von ſeinen geiſtlichen Liedern gingen mehrere, u. A. das bekannte: Nun hab ich überwunden, in die damaligen Kirchengeſangbücher über.

Liebe für Liebe.

Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden?
Daß ich ſie lieben ſoll? Ich geh es willig ein:
Sie ſoll mich ihren Diener finden.
Doch, wo ihr Hertze will ohn Gegen-Liebe ſeyn,
Wozu will Silvia, die Werthe, mich verbinden!

Liebe und Gegen-Liebe.

Worzu dient ſo ſüſſes Blicken,.
Wenn du biſt in nichts verliebt?
Iſts, daß unſer Seufftzer-ſchicken
Cloris dir Vergnügen giebt?

Zwar oft heiſt das Hertze geben
Sich begeben ſeiner Ruh,
Doch wer immer frey will leben,
Bringt ſein Leben übel zu.

Schönheit mit Verſtand vermählet
Trifft offt ſchlechte Gleichheit an:
Manch getreues Hertz erwehlet
Was nicht Farbe halten kan:

Fremde Qual heiſt Achtung geben
Was für eine Wahl man thu;
Doch, wer unverliebt will leben
Bringt ſein Leben übel zu.

Liebe, Cloris, lieb in Zeiten,
Liebe was dich wieder liebt,
Was dir, ohne Widerſtreiten,
Sein getreues Hertze giebt.

Lieb' und Gegen-Liebe geben
Süſſe Luſt und ſtille Ruh,
Wer von Liebe frey will leben
Bringt ſein Leben übel zu.

Bedörnte Roſen.

Roſen blühn auff deinen Wangen,
Lilien führt die Stirne mit;
Aber den, der nahe tritt,
Stechen Dornen, Bienen, Schlangen.

Die weiße Fillis.

Laſſt die bunten Tulpen weiſen
Ihrer hohen Farbe Zier,
Laſſt die edle Roſe preiſen,
Zeigt Narciß und Nägeln für:
Lilien, die bey Fillis ſtehn,
Sind für allen Blumen ſchön.

Zephyr mit verliebten Küſſen
Spielt um ihren zarten Mund,
Läſſt die ſtoltze Flora wiſſen,
Macht mit lindem Rauſchen kund,
Lilien, die bey Fillis ſtehn,
Sind für allen Blumen ſchön.

Milch und Schnee kann nicht erreichen
Ihrer reinen Weiſſe Pracht,
Die Narciſſen ſind ingleichen
Gegen ihrem Tage Nacht;
Lilien, die bei Fillis ſtehn,
Sind für allen Blumen ſchön.

Amor ſelbſt hat, ſie zu pflegen,
Mich zum Gärtner eingeſezt.
Meine Thränen ſind der Regen
Der ſie nach und nach benezt,
Biß mir Fillis mit der Zeit
Sie zu brechen Gunſt verleiht.

Der berechtigte Kuß.

Wohnet nicht auff deinen Lippen, meine Freude, mein Vergnügen,
Meine Seele, meine Wonne, ja mein Leben, meine Ruh?
Warum ſoll ich nicht das Meine, wo ichs finde, wieder kriegen?
Alle Recht und Richter ſprechen jedem ja das Seine zu.

Morgen-Andacht.

Der beglänzte Mond erbleichet
Von der nahen Sonne Pracht,
Aller Sternen Heer entweichet
Mit der hingelegten Nacht:
Auff mein Hertz, und laß der Sünden
Finſterniß und Schlaff dahinden.

Den gewölbten Himmels-Bogen,
Den Saffirnen Wunder-Bau,
Hielt die dunckle Nacht umzogen,
Die geraume Sternen-Au
Hegte zu des Höchſten Ruhme
Manche Licht- und Feuer-Blume.

Ihre Zier muß nun erblaſſen,
Ihr entlehnter Glantz ſtirbt hin;
So muß auch der Menſch verlaſſen
Ehre, Wolluſt und Gewinn:
Mühe dich das Licht zu finden,
Das zu keiner Zeit kan ſchwinden.

Muß die Welt die Sternen miſſen
Und ohn alle Lichter ſtehn,
Eh ſie kan die Sonne grüſſen,
Alſo pflegt es uns zu gehn,
Daß wir durch des Todes Schatten
Erſt zur Ewigkeit gerathen.

Folgt der ſchnöden Eitelkeiten
Wandelbarer Mond der Nacht,
Weiſt ſich doch zur andern Seiten
Des verjüngten Tages Pracht;
Ach, daß dieſe Morgen-Röthe
Deiner Sünden Nacht ertödte!

Schau das Gold der Sonne gläntzen
Und am Himmel ſteigen auff,
Da es in gewiſſen Gräntzen
Muß vollführen ſeinen Lauff;
Laß die Menge ſolcher Wunder
Seyn der todten Andacht Zunder.

Sieh, die Perlen-Thränen thauen,
Zu erquicken Laub und Graß,
Wo du deiner Wangen Auen
Machſt in wahrer Buſſe naß,
Wird ſich Gottes Gnad eräugen,
Himmel-Schlüſſel bey dir zeugen.

Dencke, wie ohn alles Weinen,
Ohne Nacht und Tunckelheit,
Wird die Lebens-Sonne ſcheinen
In der frohen Ewigkeit,
Da du mit verklärtem Hertzen
Gleichen wirſt den Himmels-Kertzen.

Auff! und ſchwinge dich bey Zeiten
Gleich den Vogeln Himmel an,
Eine Stelle zu bereiten,
Die dich ewig bergen kan:
Da du kanſt in Ruhe ſtehen,
Wenn die Welt muß untergehen.

Ueberſteig die Sternen-Bühne,
Suche dir ein heller Licht,
Wünſch, ach, daß der Tag erſchiene,
Der die Welt in Stücke bricht,
Daß mein Licht, mein JEſus käme,
Und mich ewig zu ſich nehme!

Abend-Lied.

Dieſer Tag iſt nun zum Ende,
Braunen Schattens tunckler Flor
Hüllt ſich um des Himmels Wände,
Birgt der muntern Sternen Chor,
Trübe Nacht und düſtres Schrecken
Will den Kreiß der Erde decken.

Dunſt und Thau umzieht die Felder,
Die man itzo ledig ſpürt,
Winde ſpielen durch die Wälder,
Deren Haubt ſich zitternd rührt;
Thiere ruhen, Menſchen ſchweigen,
Biß die Sonn ihr Licht wird zeigen.

Schwartz und finſter ſind die Thaten,
Die ich dieſen Tag gehegt,
Ich bin aus der Bahn gerathen,
Welche zu dem Himmel trägt,
Darum fühl ich auch im Hertzen
Reu und Furcht und bange Schmertzen.

Stechen heißer Sonnen Blicke,
Gottes Zorn ſticht noch ſo ſehr,
Traurt man, wenn die Himmel dicke,
Wenn Gott wittert, noch vielmehr,
Beſſer iſts, als im Gewiſſen
Seine Gunſt, den Tag vermiſſen.

Adam muß das Feuer fühlen,
Welches ſeine Blöſſe brennt,
Doch da ſich der Tag will kühlen,
Wird das Hertzeleid gewendt,
Gottes Ruff, ſein Thau der Gütte,
Labt ſein ſchmachtendes Gemütte.

Ruffe mich, O Gott, desgleichen,
Doch in Gnaden, jzt zu dir,
Muß ich ſchon für Furcht erbleichen,
Weil nichts guttes wohnt in mir,
Tilgt doch dieſer mein Verbrechen
Der ſich ließ die Schlange ſtechen.

Digitized by Google

Ob mich Grab und Hölle ſchrecket
Und die Todes-Nacht mir dräut,
Meine Fehler ſind bedecket
Durch des reinen Lammes Kleid
Unter Nacht und Finſterniſſen
Kan ich Licht im Hertzen wiſſen.

Laß die Decke meiner Sünden,
Die mein Hertz umnebelt hat,
Mit der finſtern Nacht verſchwinden,
Segne meine Lagerſtatt,
Daß ich mit verneuten Sinnen
Morgen kan dein Lob beginnen.

Johann Christoph Adelung

ward am 8. Auguſt 1734 zu Spantekow, einem Dorfe bei Anklam in Pommern, geboren, wo ſein Vater Pfarrer war. — Er erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der Stadtſchule zu Anklam, beſuchte darauf Kloſterbergen bei Magdeburg und begab ſich dann nach Halle, wo er Theologie ſtudirte. Im Jahre 1759 ward er Profeſſor am evangeliſchen Gymnaſium in Erfurt, hatte aber Verfolgungen wegen ſeines Glaubens auszuſtehn, weßhalb er ſchon zwei Jahre darauf ſein Amt niederlegte. Er ließ ſich nun in Leipzig als Privatgelehrter nieder und ward im Jahre 1787 als kurſächſiſcher Hofrath und Oberbibliothekar nach Dresden berufen, wo er am 10. September 1806 ſtarb. — Seine Schriften ſind:

- Verſuch eines vollſtändigen grammatiſch-kritiſchen Wörterbuchs der hochdeutſchen Mundart u. ſ. w. 5 Thle in gr. 4. Leipzig, 1774—1786. Neue Auflage unter dem Titel: Grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart u. ſ. w. Leipzig, 1793—1801. 4 Thle in gr. 4.
- Deutſche Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. in 8. Zweite Aufl. 1794. Dritte A. 1800. 5te Aufl. 1806.
- Auszug aus der deutſchen Sprachlehre für Schulen. Berlin, 1781. 8. 2te Aufl. 1794. 3te A. 1800.
- Umſtändliches Lehrgebäude der deutſchen Sprache u. ſ. w. 2 Bde gr. 8. Leipzig, 1782.
- Ueber die Geſchichte der deutſchen Sprache. Lpz. 1781. in 8.
- Ueber den deutſchen Styl. Berl. 1785—1786. 3 Thle in 8. Neue Aufl. 1801. 2 Th.
- Vollſtändige Anweiſung zur deutſchen Orthographie. Leipz. 1788. 2 Thle in 8. 2te Aufl. Leipz. 1790.
- Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde. Berlin, 1806 fgde. (Der erſte Theil iſt nur von A., die drei übrigen ſind von Vater.)
- Magazin für die deutſche Sprache. Lpzg. 1782—84. 2 Thl. in 8.
- Dütterich von Reicherzhauſen. Leipz. 1784 in 4.
- Pragmatiſche Staatsgeſchichte Europens von dem Ableben Kaiſer Karl VI. an. Gotha, 1762 bis 1769. 9 Bde in 4.
- Neue Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Geſchichte Europens. Gotha, 1764—65. 2 Thle.
- Geſchichte der Schifffahrten und Verſuche, welche zur Entdeckung des nordöſtlichen Weges nach Japan und China unternommen worden. Halle, 1768. in 4.
- Geſchichte des Jeſuiterordens. Berl. 1769—70. 2 Thle.
- Verſuch einer Geſchichte der Cultur des menſchlichen Geſchlechtes. Leipzig, 1782. in 8.
- Geſchichte der menſchlichen Narrheit. Leipz. 1785—89. 7 Thle in 8.
- Geſchichte der Philoſophie. Leipz. 1786—87. 3 Bde in 8.
- Aelteſte Geſchichte der Deutſchen. Leipz. 1806. in 8.
- Kurzer Begriff menſchlicher Fertigkeiten und Kenntniſſe u. ſ. w. Leipzig, 1778—81. 4 Thle in 8. N. Aufl. Lpzg. 1783.
- Neues grammatiſch-kritiſches Wörterbuch der engliſchen Sprache u. ſ. w. Lpzg. 1783 fgde. 2 Bde in 8. u. ſ. w. u. ſ. w.

Schon zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts hatte Gottſched (S. d.) großen Einfluß in Deutſchland hinſichtlich ſeines Strebens auf Reinheit und Correctheit der deutſchen Sprache gewonnen, jedoch bei ſeiner bekannten Geſchmackloſigkeit und ſeinen beſchränkten Einſichten viele Widerſacher aufgeregt. Die Vorliebe für den Anbau und die Ausbildung der Mutterſprache blieb indeſſen vorherrſchend; und da unter den deutſchen Schriftſtellern ſeit jener Zeit immer mehr ſprachliche Vorbilder, vor Allen Leſſing, hervortraten: ſo fehlte es nur noch an einem Manne, der, das Vorhandene benutzend, die Geſetze der Grammatik und Syntax entwickelte und aufſtellte. Dieſes Amt übernahm Adelung, mit raſtloſem Fleiße, genügenden Kenntniſſen und philoſophiſcher Bildung ausgeſtattet, und erwarb ſich durch ſeine linguiſtiſchen Leiſtungen große Verdienſte, welche die Enkel, trotz dem, daß wir ſeit jener Zeit außerordentliche Fortſchritte in der Cultur unſerer Sprache gemacht haben, ſtets mit dem lebhafteſten Danke anerkennen müſſen. Sein Beruf würde vollkommen geweſen ſeyn, hätte er mehr Geſchmack und Tact gehabt; der Mangel an dieſen beiden nothwendigen Eigenſchaften verführte ihn jedoch zu Verirrungen, die ſein wahres Verdienſt ſchon in den Augen der Mitlebenden ſchmälern mußten. Man darf, um zu einer richtigen Würdigung ſeiner Leiſtungen zu gelangen, ja nicht vergeſſen, daß die Mehrzahl deutſcher Gelehrten ihre Mutterſprache über dem Griechiſchen und Lateiniſchen vernachläſſigte und jedenfalls dieſen den Rang vor jener einräumte. Trotz aller Mängel, welche A's Wörterbuch beſitzt, bleibt es doch ein ſchönes Denkmal deutſchen Fleißes und Eifers und verdient unbedingt den derartigen Leiſtungen anderer Nationen an die Seite geſtellt zu werden. — A's deutſche Grammatik ward ebenfalls lange mit Erfolg als Lehrbuch in unſeren Schulen gebraucht, bis ſie bei den Fortſchritten, welcher ſich die Sprache erfreute, den höheren Anſprüchen nicht mehr genügen konnte. Eben ſo hat ſein Buch über den deutſchen Styl viel dazu beigetragen, klare und richtige Begriffe von den Erforderniſſen einer guten Schreibart nicht allein unter den Gelehrten, ſondern unter dem ganzen Volke zu verbreiten.

Als Hiſtoriker beurkundet er denſelben raſtloſen Fleiß, dieſelbe eifrige Forſchung, welche alle ſeine Schriften auszeichnet; aber es fehlt ihm hier an kritiſchem Scharfblick, freier Weltanſicht und gefälliger Darſtellungsgabe. Die Materialien trägt er überall emſig zuſammen, aber ſie zu einem tüchtigen und erfreulichen Ganzen zu verarbeiten, gelingt ihm nirgends.

Vgl. Schriften der Kurfürſtlichen deutſchen Geſellſchaft zu Mannheim. Bd. 2. S. 293—305.

Adelung's Portrait findet ſich vor dem 30ſten Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, von Geyſer nach einem Gemälde Graff's geſtochen.

Große Verdienſte um altdeutſche Geſchichte und Literatur, ſo wie um Sprachkunde überhaupt, erwarb ſich des Vorigen Neffe Friedrich von Adelung, kaiſerlich ruſſiſcher Staatsrath, Präſident der aſiatiſchen Akademie zu St. Petersburg, Ritter mehrerer Orden (geb. zu Stettin am 25. Februar 1768), vorzüglich durch folgende Schriften:

- Nachrichten von altdeutſchen Gedichten u. ſ. w. Königsberg, 1796. 1798. 2 Thle in 8.
- Katharinens Verdienſte um die vergleichende Sprachenkunde. Petersburg, 1815. in 4.
- Ueberſicht aller bekannten Sprachen. St. Petersburg, 1820. in 4. u. ſ. w.
- Aufſätze über ähnliche Gegenſtände in Braga und Hermode, W. G. Beckers Erholungen u. ſ. w.

Aeltere Entdeckungen der Ruſſen bis auf die Regierung Peters groſſen *).

Die Ruſſen haben die entlegenern Provinzen ihres heutigen ungeheuren Reichs erſt ſehr ſpät kennen lernen, und es iſt ſehr glaublich, daß ſie von denen Küſten des Eismeeres, ja von Sibirien ſelbſt vor dem ſechzehenten Jahrhundert vielleicht kaum den Namen gewuſt, ohnerachtet die Handlung mit dem ſibiriſchen Rauchwerke ſehr alt, und bereits vor langen Zeiten in Flor geweſen iſt. Anica, ein wohlhabender Mann zu Solwytſchegodzka, ward, um die Mitte des ſechzehenten Jahrhunderts, auf den anſehnlichen Handel, der damals von den Samojeden, Tunguſen und andern entlegenen Völkern nach Moscau getrieben wurde, am erſten aufmerkſam. Er ließ das Land der erſtern auskundſchaften, den Oby beſuchen, und errichtete eine anſehnliche Handlung in die daſigen Gegenden, welche von ſeinen Söhnen, den ſogenannten Anicowes, mit groſſem Vortheil fortgeſetzt wurde. Der groſſe Reichthum, den die letztern bey dieſem Handel erwarben, erweckte den Neid wider ſie, daher ſie es für das Beſte hielten, ihr Geheimniß, um welches ſie bisher nur noch allein gewußt hatten, dem Hofe zu entdecken, und ſich dadurch Sicherheit und Unterſtützung zu verſchaffen. Sie gaben dem Boris Gudanow, dem Miniſter und Schwager des Czaars Fedor Iwanowitz von ihren gemachten Entdeckungen Nachricht, der es denn gar bald dahin brachte, daß ſich ein Theil der Samojeden der ruſſiſchen Herrſchaft freywillig unterwarf, und die nordöſtlichen Gegenden jenſeit des Oby an die 200 Meilen weit auskundſchaften ließ. Man ließ hierauf verſchiedene Feſtungen in den neuentdeckten Gegenden anlegen, wodurch denn der nordöſtliche Theil von Aſien denen Ruſſen immer bekannter wurde, ſo daß ſich um das Ende des ſechzehenten Jahrhunderts ſchon faſt das ganze Sibirien in ihrer Gewalt befand **). Doch dieſe Entdeckungen ſind von meinem Endzweck zu weit entfernet, daher ich mich bey denenſelben nicht länger aufhalten, ſondern mich ſogleich zu den Seereiſen dieſes Volkes wenden will.

Das Eismeer war von den anwohnenden Völkerſchaften ſchon ſeit langer Zeit befahren worden, allein der ruſſiſche Hof hat von den auf dieſen Reiſen gemachten Entdeckungen erſt ſehr ſpät einige zuverläſſige Nachricht erhalten. Als Hr. Prof. Müller ſich 1736 in Jakutzk befand, entdeckte er in dem daſigen Archive die urkundlichen Nachrichten von verſchiedenen nordoſtwärts von Jakutzk angeſtellten Seefahrten. Dieſe Reiſen hatten bereits 1636 ihren Anfang genommen, und man lernete auf denenſelben nach und nach die Flüſſe Jana, Indigirka, Alaſna und Kolyma kennen. Als man bis an den letztern gekommen war, ſuchte man auch diejenigen zu entdecken, welche man noch weiter oſtwärts vermuthete, um entweder die an ihren Ufern wohnenden Völker zinsbar zu machen, oder auch um aus dem daſelbſt vorhandenen Pelzwerke vermittelſt der Jagd einigen Nutzen zu ziehen. Im Jahr 1646 trat daher ein Haufe ruſſiſcher Jäger in Siberien oder ſogenannter Promyſchleni, unter der Anführung eines Iſai Ignatiew, die erſte Reiſe von dem Kolyma oſtwärts an. Sie fanden zwiſchen dem feſten Lande und dem Eiſe, mit welchem das Meer bedeckt war, einen freyen Weg, auf welchem ſie acht und vierzig Stunden fortſchiffeten, bis ſie eine Bucht zwiſchen den Felſen an der Küſte antrafen, in welche ſie einlieſen. Hier fanden ſie einige Tſchuktſchis, mit welchen ſie handelten, aber ſo, daß ſie die Waaren nur an das Ufer legten. Die Tſchuktſchi nahmen davon, was ihnen gefiel, und legten dagegen entweder rohe oder bearbeitete Wallroßzähne hin. Niemand hatte Muth genug, an Land zu gehen, aus Furcht, denen Tſchuktſchi in die Hände zu fallen, überdies hatten ſie auch keinen Dollmetſcher bey ſich, der die Sprache der letztern verſtanden hätte, daher man mit dieſer erſten Entdeckung zufrieden war, und wieder an den Kolyma zurückkehrete ***).

Die in dieſen Gegenden häufig vorhandene Wallroßzähne reitzeten im folgenden 1647ten Jahre eine ſtärkere Anzahl Jäger oder Promyſchleni zu einer zwoten Reiſe. Fedot Alexeew, der Bediente eines ruſiſchen Kaufmans, ſchlug ſich zu ihnen, und ohnerachtet er gleichſam ihr Anführer war, ſo hielt er es dennoch für dienlich, den Befehlshaber zu Kolyma um einen Koſacken zu erſuchen, der das Intereſſe der Krone auf dieſer Reiſe beſorgen möchte. Ein gewiſſer Semeon Iwanow, Sin Deſchnew erbot ſich dazu, und der Befehlshaber gab ihm die nöthigen Verhaltungsbefehle. Sie ſeegelten hierauf auf vier Barken oder Kotſches im Junio 1647 von Kolyma ab. Sie hatten von einem Fluſſe Anadir, oder Anandir, wie man ihn damals noch ausſprach, und von einem zahlreichen Volke, welches an demſelben wohnen ſollte, gehöret, ſie bildeten ſich daher ein, daß dieſer Fluß, ſo wie die andern bekannten Flüſſe in das Eismeer fallen würde. Eine der vornehmſten Abſichten dieſer Reiſe war alſo, die Mündung deſſelben zu entdecken. Allein die ganze Reiſe hatte nicht den gewünſchten Erfolg, indem das Meer in dieſem Sommer ſo voller Eis war, daß ſie eine freye Durchfahrt haben könnten *).

Man ließ indeſſen den Muth nicht ſinken, ſondern die Anzahl der Neugierigen ſowol unter den Koſacken, als auch unter den Promyſchleni nahm dergeſtalt zu, daß man bald hernach ſieben Kotſches ausrüſten konte, deren jede ohngefähr 30 Mann an Boord hatte. Deſchnew ſollte die Ehre und Vortheile der zu machenden Entdeckungen mit einem andern Anführer der Koſacken, Namens Geraſim Ankudinow theilen, allein es ereigneten ſich deswegen allerley Streitigkeiten unter ihnen, noch ehe die Reiſe angetreten wurde. Indeſſen ging ſolche den 20. Junii 1648 von Kolyma aus, wirklich vor ſich, allein zum Unglück ſind die Nachrichten von dieſer Reiſe ſehr mager. Die zu Jakutzk befindlichen Originalſchriften melden von dem Schickſale, welches vier dieſer Fahrzeuge gehabt, nichts. Deſchnew, berühret in ſeinem Berichte, die auf der See ihm zugeſtoßenen Begebenheiten nur im Vorbeygehen, ja man weiß nichts von dem, was ſeiner Geſellſchaft bis an dem groſſen Cap Tſchuktſchi begegnet iſt. Seine Nachricht ſagt nichts vom Eiſe, vermuthlich weil ſie damals keines vor ſich gefunden, und Deſchnew bemerket an einem andern Orte, daß dieſes Meer nicht in allen Jahren gleich ſeegelbar iſt. Sein Bericht fänget ſich erſt bey dieſem Vorgebirge an. „Dieſe Landſpitze, ſagt er, iſt von derjenigen ganz verſchie„den, welche ſich bey dem Fluſſe Tſchukotſchia (in Weſten „des Kolyma) befindet **). Sie lieget zwiſchen Norden und „Nordoſten, und erſtrecket ſich in einen halben Zirkel nach dem „Anadir. Auf der ruſſiſchen oder weſtlichen Seite der Land„ſpitze ſiehet man einen Bach, an deſſen Mündung die Tſchuk„tſchi von lauter Wallſiſchknochen eine Art eines Thurms errich„tet haben. Gegen der Landſpitze über (aber auf welcher Seite?) „befinden ſich zwo Inſeln, auf denen man Leute von der Nation „der Tſchuktſchi geſehen, die an den Wallroßzähnen kenntlich „ſind, welche ſie ſich durch die Lippen ſtecken. Mit einem recht „guten Winde kan man von dieſer Landſpitze zur See in dreymal „24 Stunden bis an den Anadir kommen ***). Zu Lande aber „kan der Weg auch nicht länger ſeyn, weil der Anadir in einen „Meerbuſen fällt." Indeſſen litte die Kotſche des Ankudinow Schiffbruch, doch wurde das Volk auf derſelben gerettet, und auf die beiden übrigen vertheilet. Deſchnew und Fedot Alexeew gingen den 20. September an Land, und hatten ein Gefecht mit denen Tſchuktſchis, worin der letztere verwundet wurde. Bald darauf verlohren ſich beide Fahrzeuge aus dem Geſichte, und ſind nie wieder zuſammen gekommen. Deſchnew hatte bis in den October mit Sturm und Wetter zu kämpfen. Endlich litte er ziemlich weit in Süden von dem Anadir, und wie es ſcheinet in der Gegend des Fluſſes Olutora Schiffbruch.

---

*) Aus: Johann Chriſtoph Adelung, Geſchichte der Schiffahrten und Verſuche, welche zur Entdeckung des Nordöſtlichen Weges nach Japan und China von verſchiedenen Nationen unternommen worden. Halle, 1768.

**) Recueil de Voyages qui ont servi à l'établissement et aux Progrès de la Compagnie des Indes orientales Th. 1. S. 215 f. Capels Vorſtellungen des Norden, S. 18—40. Histoire généalogique des *Tartares*, S. 485 f.

***) Müller's Sammlung, Th. 3. S. 6.

---

*) Müller a. a. O.

**) Dieſes Cap ſtehet auf der ruſſiſchen Charte ſehr klein, und faſt ganz unmerklich aus, und wenn das Tſchukotzkol Noß, von welchem hier die Rede iſt, ſich wirklich ſo weit in Nordoſten erſtrecket, als es auf dieſer Charte abgebildet iſt; ſo muß es von jenem freylich gar ſehr verſchieden ſeyn. Ich weiß daher nicht, wie dem Verfaſſer der Mémoires et Observations géographiques et critiques S. 238. die Vergleichung beider Caps ſo verdächtig ſcheinen können, daß er auch daraus ſchlieſſen will, entweder jenes müſſe ſich weiter in das Meer erſtrecken, als auf der Charte gezeiget wird, oder dieſes müſſe bey weitem nicht ſo fürchterlich und weit hervorragend ſeyn, als man behaupten will.

***) Dieſes und was kurz zuvor von dem Cap Tſchuktſchi geſaget worden, daß es ſich nemlich in einem halben Zirkel bis nach dem Anadir erſtrecke, läſſet ſich freilich nicht wohl mit der ruſſiſchen Charte reimen, auf welcher die Küſte von dieſem Vorgebirge bis an den Anadir eine ganz andere Geſtalt hat, es auch nicht abzuſehen iſt, wie ein Fahrzeug dieſe Reiſe mit einem Winde wenn anders dies der Verſtand der oben angeführten Worte iſt, zurücklegen könne. Indeſſen wollte ich aus dieſem ſcheinbaren Widerſpruche mit dem Verfaſſer der vorhin angeführten Mémoires S. 239. dennoch noch nicht ſchlieſſen, daß das Cap Tſchuktſchi entweder gar nicht vorhanden ſey, oder ſich bey weitem nicht ſo weit in Norden und Oſten erſtrecke, als vorgegeben wird.

Digitized by Google

Was mit dem Fedot Alexeew und den Seinigen vorgegangen, werden wir im Folgenden hören *).

Deſchnew machte ſich mit ſeinen noch übrigen 25 Mann auf, den Anadir zu ſuchen. Nachdem ſie aus Mangel eines Wegweiſers zehen Wochen lang herumgeſchweifet waren, kamen ſie an dieſen Fluß, und zwar nicht weit von deſſen Mündung, und in einer Gegend, in welcher ſie weder Holz noch Einwohner fanden. Dieſer Umſtand brachte ſie in Verzweiflung. Die Jagd war ſchlecht, weil es in Ermangelung des Gehölzes auch kein Wildpret gab, und zum Fiſchfange fehleten ihnen die nöthigen Werkzeuge. Sie ſchickten zwölf Mann von ihrem Hauſen ab, welche das Innere des Landes längſt dem Anadir unterſuchen ſollten: allein dieſe mußten nach einer Reiſe von 20 Tagen, nachdem ſie keine lebendige Seele angetroffen, auch wieder umkehren. Doch kamen nur einige von ihnen wieder zu dem Hauſen, indem die andern vor Hunger und Mattigkeit unter Weges ſturben. Den folgenden Sommer 1649 gingen Deſchnew und ſeine Leute wieder in ihr Fahrzeug, und fuhren den Anadir hinaufwärts, bis ſie Leute antrafen, welche Anaulis hieſſen, und das erſte Volk am Anadir waren, welches zinsbar gemacht wurde. Weil es nicht zahlreich und dennoch unruhig war, iſt es in kurzer Zeit ausgerottet worden. Deſchnew legte damals den Grund zum Anadirskoi Oſtrog, und ſchlug ſeine Wohnung daſelbſt auf, ob er gleich nicht wuſte, wie er einmal wieder nach Kolyma kommen, oder wenigſtens einige Nachricht von ſich dahin bringen ſollte **). Jedoch, als er ſich ſolches am wenigſten vermuthen war, zeigete ihm ein anderer Haufe den Weg, welcher im April 1650 zu Lande zu ihm kam.

Seit des Deſchnews Abreiſe hatte man ſich in Kolyma alle Mühe gegeben, neue Unternehmungen ſowol zu Waſſer als zu Lande zu veranſtalten, um doch wenigſtens auf eine Art zu dem vorgeſetzten Ziele zu gelangen. Unter dieſen iſt beſonders eine, welche angeführet zu werden verdienet. Michel Staduchin, ein Koſacke von Jakutzk hatte im Jahr 1644 mit einigen Gehülfen den letzten Oſtrog an dem Kolyma hinabwärts angelegt. Im folgenden Jahre kam er wieder nach Jakutzk, und hinterbrachte ſeinen Vorgeſetzten eine Nachricht, welche eine weitere Unterſuchung zu verdienen ſchien. Eine Frau aus Kolyma hatte ihm erzählet, daß es eine groſſe Inſel in dem Eismeere gebe, welche ſich von dem Fluſſe Jana an, bis gegen den Kolyma über erſtrecke, und von dem feſten Lande geſehen werden könte. Die Tſchuktſchi an dem Fluſſe Tſchukotſchia, der in Weſten des Kolyma in das Eismeer fällt, fuhren eben dieſer Nachricht zu Folge, zur Winterszeit mit Rennthieren in einem Tage über das Eis nach dieſer Inſel, tödteten daſelbſt Wallroſſe, und nahmen ihre Zähne und den Kopf, welchen ſie anbeteten. Staduchin hatte zwar dieſe Zähne nicht ſelbſt bey ihnen geſehen, allein er hatte doch von den Promyſchleni gehöret, daß es deren bey ihnen gebe, und daß gewiſſe Ringe an ihren Schlitten aus ſolchen Zähnen verfertigt wären. Eben dieſe Promyſchleni hatten ihm das Daſeyn dieſer Inſel beſtätiget und geglaubet, daß ſie mit Nowaia-Semlia, welches von denen von Meſe beſucht würde, zuſammen hinge. Ueberdies hatte er von einem groſſen Fluſſe Pogitſcha, oder wie ihn andere nannten Kowytſcha gehöret, der ſich, drey oder vier Tagereiſen zur See mit gutem Winde, jenſeits des Kolyma in das das Eismeer ergieſſen ſollte. Endlich ſtellete er vor, wie vielen Nutzen der Staat aus dieſen Gegenden ziehen könte, wenn man eine gröſſere Anzahl Koſacken dahin ſchicken wollte u. ſ. f. ***)

Man hörete dieſen Bericht des Staduchin an, und ſchickte ihn ſelbſt im Junio 1647 zum zweiten Male nach Kolyma, mit dem Befehle, ſich von da nach dem Pogitſcha zu begeben, daſelbſt eine Simowie oder Winterwohnung anzulegen, die Einwohner des Landes zinsbar zu machen, und von der vorgegebenen Inſel in dem Eismeere ſo viele Nachricht, als er nur könte, einzuziehen. Staduchin brachte den Winter an dem Jana zu, begab ſich gegen den Frühling 1648 in ſieben Wochen auf kleinen Schlitten an den Indigirka, und bauete daſelbſt ein Fahrzeug, welches ihn an den Kolyma brachte. Im folgenden Sommer 1649 ging Staduchin abermals zu Schiffe, den Pogitſcha zu ſuchen. Ein anderes Fahrzeug, welches er bey ſich hatte, gerieth auf den Strand. Er indeſſen ſeegelte ſiebenmal 24 Stunden fort, fand aber keinen Fluß. Endlich hielt er ſtille, und ſetzte einige von ſeinen Leuten an Land, welche ſich bey den Einwohnern nach dieſem Fluſſe erkundigen ſollten, allein, dieſe wuſten nichts davon. Die Felſen, welche ſich längſt der Küſte befanden, hinderten den Fiſchfang, die Lebensmittel nahmen ab, und Staduchin muſte wieder nach dem Kolyma zurückkehren. Was die vorhin gedachte Inſel in dem Eismeere betrift, ſo findet man nicht, ob ſie auf dieſem Zuge zugleich mit geſuchet, oder gefunden worden. Der ganze Nutzen deſſelben beſtand in einigen Wallroßzähnen, welche Staduchin nach Jakutzk ſchickte, und zugleich den Vorſchlag that, dieſe Thiere durch erfahrne Leute ausdrücklich fangen zu laſſen *).

Man erfuhr damals, daß der Fluß Pogitſcha kein anderer als der Anandir ſey, und man hielt es nicht für rathſam, deſſen Mündung auf dem Wege zu ſuchen, den Staduchin erwählet hatte. Man erfuhr von den Götzendienern der daſigen Gegend, daß es einen nähern Weg zu Lande dahin gebe. Dies gab zu einer Streiferey der Koſacken von Kolyma aus Anlaß, welche im Jahr 1650 den Fluß Anui hinaufzogen, einige Gefangene von den Chodynzis machten, und unter deren Anführung den Weg zu Lande nach dem Anadir entdeckten, wovon man bisher nur ſehr undeutliche Begriffe gehabt hatte. Es that ſich ſogleich ein Hauſe Freywilliger, ſowol von Koſacken, als auch von Promyſchlenis zuſammen, welche den Befehlshaber zu Kolymskoi Oſtrog um Erlaubniß erſuchten, ſich des Anadirs bemächtigen, und denſelben zinsbar machen zu dürfen. Man bewilligte ſolches, und Simoen Motora, der Anführer des Hauſens, machte den 23. März einen vornehmen Chodynzi zu einem Gefangenen, und nahm ihn mit. Dieſer Motora war es, welcher im April an dem Anadir auf den Deſchnew ſtieß, wie bereits vorhin bemerket worden. Ihm folgete Michailo Staduchin, welcher ſieben Wochen unterweges war, und als er an den Anadir kam, des Deſchnews Simowie vorbey ging, und ſeine Sachen für ſich machte. Dies veranlaſſete bald Eiferſucht unter ihnen, ſo daß ſie in beſtändigem Streite mit ihm lebeten. Deſchnew und Motora entſchloſſen ſich, dem Staduchin aus dem Wege zu gehen, und ſich an den Fluß Penſchina zu machen, allein, weil ſie keinen Wegweiſer hatten, ſo mußten ſie wieder umkehren. Staduchin begab ſich dagegen an den Penſchina, und von dieſer Zeit an hat man nichts weiter von ihm gehört **).

Deſchnew und Motora hatten Fahrzeuge auf dem Anadir erbauet, um vermittelſt derſelben zur See noch andere Flüſſe zu entdecken, allein der letztere wurde gegen das Ende des Jahres 1652 in einem Gefechte mit denen Anaules getödtet. Nichts deſto weniger fuhr Deſchnew den folgenden Sommer 1652 mit dieſen Fahrzeugen bis an die Mündung des Anadir, und bemerkte daſelbſt eine Bank, welche ſich von der nördlichen Seite bis weit in das Meer hinein erſtreckte. Dieſe Arten von Bänken werden in Sibirien Korgi genannt. Die jetztgedachte war ein Sammelplatz einer groſſen Menge Wallroſſe. Deſchnew bekam einige von ihren Zähnen, und glaubte für ſeine Mühe reichlich bezahlet zu ſeyn. Im folgenden Jahre 1653 ließ er Holz fällen, eine Kotſche zu bauen, auf welcher er den bis dahin eingenommenen Tribut zur See nach Jakutzk ſchicken wollen. Allein, weil er nicht alles, was dazu nöthig war, hatte, ſo muſte er von dieſem Vorhaben abſtehen, zumal da er erfuhr, daß das Meer um das Tſchukotzkoi Nosz nicht alle Jahre frey von Eiſe ſey ***).

Im Jahre 1654 that Deſchnew eine neue Reiſe nach der Korga oder Sandbank vor der Mündung des Anadir, um Wallroßzähne zu holen. Es fand ſich ein Koſacke daſelbſt ein, Namens Juſchko Seliwerſtow, welcher erſt neulich von Jakutzk gekommen war. Er hatte den Staduchin auf ſeiner Seereiſe begleitet, und war von ihm nach Jakutzk mit dem Auftrage geſchickt worden, daß man ihn Wallroßzähne auf Rechnung des Staats aufſuchen laſſen ſollte, worauf man ihn denn mit den nöthigen Vollmachten wieder abgefertiget hatte. Es war ihm zugleich befohlen worden, die Einwohner an dem Anadir und dem Tſchendon, einem andern Fluſſe, der in den penſchinskiſchen Meerbuſen fällt, zinsbar zu machen, denn man wuſte damals zu Jakutzk noch nicht, daß ſich Deſchnew in dieſen Gegenden niedergelaſſen hatte. Dies gab zu Streitigkeiten Anlaß, Seliwerſtow maßte ſich die Entdeckung der Sandbank an, und behauptete, ſie ſey der Ort, wohin er 1649 mit dem Staduchin zu Waſſer gekommen wäre. Allein Deſchnew bewies ihm, daß er nicht einmal bis an das groſſe Tſchukotzkoi-Nosz gekommen ſey, welches lauter Felſen um ſich her habe, und ihm nur allzu wol bekannt ſey, indem des Ankudinow Kotſche daſelbſt zu Grunde gegangen. Er ſetzte hinzu: „Es ſey dies nicht das erſte Cap, dem man den Namen Swätoi-Nosz gegeben, das eigentliche und wahre Merkmal dieſes „Vorgebirges wären die zwo Inſeln, welche dem Tſchukotzkoi-Nosz gegenüber lägen, und von denen obengedachten mit „Zähnen geſchmückten Menſchen bewohnet würden. Weder „Staduchin noch Seliwerſtow hätten dieſe Leute geſehen, „er aber habe ſie entdecket, und die Sandbank in der Mündung „des Anadir ſey noch ſehr weit von ihnen entfernet." Deſchnew ſeegelte indeſſen längſt der Küſte hin, und fand einige Wohnungen der Koräken, und in einer derſelben eine jakutiſche

*) Müller a. a. O. S. 8 f.
**) Müller a. a. O.
***) Müller a. a. O. S. 12.

*) Müller a. a. O.
**) Müller a. a. O. S. 15.
***) Müller a. a. O.

Digitized by Google

Frau, welche dem Fedot Ankudinow zugehöret hatte. Von ihr erfuhr er, Fedot und Geraſim Ankudinow wären an dem Scharbock geſtorben, einige von ihrem Hauſen wären getödtet worden, ſehr wenige aber hätten ſich in Kähnen gerettet, ohne daß man wiſſe, wo ſie hingekommen wären *). Doch viele Jahre hernach hat man einige Spuren gefunden, woraus ſich ſchlieſſen läſſet, daß ſie wirklich nach Kamtſchatka gekommen ſeyn müſſen.

Denn als die Ruſſen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts Kamtſchatka völlig zu erobern ſuchten, ſo waren ſie denen Einwohnern dieſer Halbinſel bereits bekannt, und erfuhren von ihnen, daß lange vorher ein gewiſſer Fedotow, der vermuthlich Fedot Alexeews Sohn war, mit einigen ſeiner Gefährten unter ihnen gewohnet, und ſich mit ihren Töchtern verheurathet hätten. Sie ſollen an der Mündung des kleinen Fluſſes Nikul gewohnet haben, der ſich in den Kamtſchatkafluß ergieſſet, und daher in der rußiſchen Sprache den Namen Fedoticha bekommen hat *). Die Einwohner verſicherten, daß ſie dieſe Ruſſen lange Zeit als Götter verehret, und geglaubet hätten, daß ſie nicht verwundet werden könnten. Allein einige Zeit hernach wären ſie uneinig geworden, hätten ſich geſchlagen und zerſtreuet, da denn einige bis an den penſchinskiſchen Meerbuſen gegangen wären. Als die Kamtſchadalen und Koräken bey dieſer Gelegenheit ihr Blut flieſſen geſehen, hätten ſie ſelbige nicht mehr für unſterblich gehalten, ſondern ſie getödtet. Die Ruſſen fanden an dem Ufer des Fedotichafluſſes noch die Ueberbleibſel von zwoen Winterwohnungen, welche von dem Fedotow und ſeiner Geſellſchaft bewohnt ſeyn ſollten **) ***).

Adolfi S. Neokorus.

D. Johann Valentin Adrian

ward am 17ten September 1794 zu Klingenberg bei Aſchaffenburg geboren, erhielt nach vollendeten Studien eine Lehrerſtelle an einer Erziehungsanſtalt zu Rödelheim im Großherzogthum Heſſen, machte darauf größere Reiſen durch Italien, die Schweiz, Frankreich und England und lebt jetzt zu Gießen als Profeſſor der neueren Sprachen und Literatur an der dortigen Univerſität, ſeit dem Jahre 1823.

Folgende Schriften tragen ſeinen Namen als Verfaſſer, Ueberſetzer oder Herausgeber.

Der Maientanz oder die Gründung von Würzburg. Bamberg, 1817. in 8.
Bandello's Novellen. Frankf. 1818—19. 2 Th. N. A. 1826.
Nachtſtimmen. Frankfurt, 1818.
Byron's Erzählungen. Frkft. 1819.
Byron's Braut von Abydos. Frkft. 1819.
Byron's Lara. Frkft. 1819.
Erzählungen. Frkft. 1821.
Scott, Halidon's Höhe. Frkft. 1822.
Die Prieſterinnen der Griechen. Frkft. 1823.
Rheiniſches Taſchenbuch. Frkft. 1823—34.
Bilder aus England. Frkft. 1828. 2 Thle.
Byron's ſämmtliche Werke, überſetzt von Mehreren, herausgegeben von A. Frkft. 1830 fgde. 12 Thle.
Skizzen aus England (Fortſetzung der Bilder a. E.). Frkft. 1830 fgde.
Neueſtes Gemälde von London und ſeinen Umgebungen. Handbuch für Reiſende u. ſ. w. Frkft. 1829. u. ſ. w. —

A. iſt ein geſchmackvoller, geiſtreicher und mit gründlicher Bildung ausgerüſteter Schriftſteller. Sein vorzüglichſtes Werk ſind ſeine Bilder und Skizzen aus England, in welchen er mit großem Talente die Eigenthümlichkeiten der engliſchen Nation in ihren mannichfaltigen Erſcheinungen anſprechend und gewandt darzuſtellen wußte. Unter ſeinen Ueberſetzungen ſind Bandello's Novellen, in welchen er höchſt glücklich den Ton des Originals traf, ſo wie Byron's Braut von Abydos beſonders gelungen. — Seinen Beruf als Gelehrter hat er durch die Schrift über die Prieſterinnen der Griechen und eine provenzaliſche Grammatik beurkundet. Wir theilen folgende Proben ſeiner Darſtellungsweiſe, ſo wie ſeiner Leiſtungen als Ueberſetzer hier mit.

Der St. Valentin's Tag **).

O Heil dir heute, guter Biſchof Valentin!
Deine Diöceſe ſind die Lüfte blau,
Und die Fluren grün;
Die Vöglein all in Wald und Au
Deine Pfarrkinder ſind.
Nie ſah ich den Tag ſo lieblich erblüh'n,
Dich ſelbſt muß er vergüngen, alter Valentin.

Donne.

Obige, dem warmfühlenden und witzigen Donne nachgebildeten Verſe finden ſich in einem Gedicht auf die Heirath eines fürſtlichen Paares, die am St. Valentin's-Tage ſtatt fand. Die fürſtlichen Perſonen ſind jetzt vergeſſen, der Dichter leider faſt auch; aber der alte Valentin, dieſer Machthaber über Vögel und Liebe, hat ſich in England die Unſterblichkeit errungen durch den ſüßen Dienſt, den er jährlich an ſeinem Namenstage übernimmt: er kommt mit dem rollenden Jahre wieder, wie ein kanoniſirter Anakreon, hocherſehnt, hochgefeiert. Kein Heiliger ſteht in London in ſo hohem Anſehen, wie St. Valentin; keiner ward je von Dichtern (guten und ſchlechten) ſo vergöttert, als dieſer Biſchof der Liebe †). Drum ſprechen ihm aber auch die Finſterlinge und Grämler ſein Biſchofamt und die Kanoniſation ab und behaupten, er ſey ein arger Ketzer geweſen, der, weil man ihn nicht zum Biſchof gemacht, am 14. Februar jedes Jahres die männlichen Proſelyten ſeiner neuen Lehre um ſich verſammelt habe, damit jeder ſich ein Mädchen wähle, das er in der Religion und eben auch in „weltlichen Dingen" unterrichtete, und der Gefeierte habe den Tod eben ſo gut verdient, wie der Mönch Dolcino und ſeine Geliebte Margarita, die wegen ähnlicher Ketzereien am Anfang des zwölften Jahrhunderts in Italien verbrannt wurden ††).

Wie kam dieſer Tag zu ſolcher Berühmtheit? Woher die ſeltſam liebliche Weiſe, in welcher er gefeiert wird? Der um Shakſpeare ſo ſehr verdiente Drake hat die verſchiedenen Meinungen darüber geſammelt †††), und wir wollen, was er ausgeführt, hier wenigſtens andeuten.

Dichter und die Sage des Landes leiten ſeit langer Zeit den Gebrauch, ſich an dieſem Tage Valentinen zu erwählen, davon ab, daß angenommen ward, die Vögel erwählten ſich an demſelben ihre Weibchen. Darauf ſpielt Shakſpeare an, wenn er Theſeus im Sommernachtstraume ſagen läßt: „Guten Morgen, Freunde! St. Valentin iſt vorbei: fangen dieſe Wald-

*) Müller a. a. O. S. 17 f.

**) Aus Dr. Adrian's Rheiniſches Taſchenbuch, Jahrgang 1825.

*) Der Fluß Fedoticha, der bey dem Kraſcheninnikow Theodotſchine genannt wird, denn Fedot und Theodot ſind im Rußiſchen einerley, fällt unterhalb dem obern Kamtſchatka Oſtrog auf der Südſeite in den Kamtſchatkafluß.

**) Ebendaſ. S. 18. Kraſcheninnikow Beſchreibung des Landes Kamtſchatka S. 288 f.

***) Kraſcheninnikow erzählet dieſe Ueberlieferungen der Kamtſchadalen S. 288 auch; aber mit einigen andern Umſtänden. Fedotow wurde nach dieſer Erzählung durch einen Sturm bis in den Kamtſchatkafluß getrieben, wo er überwinterte, den nächſten Sommer die Halbinſel umfuhr, unten um die Kurilskaja Lopatka herum in den penſchinskiſchen Meerbuſen kam, und in den Fluß Tigil einlief, wo er nachmals mit allen ſeinen Gefährten von den Koräken ermordet worden. Ich ſehe nicht, wie hier zwo Perſonen verwechſelt worden, wie doch Hr. Prof. Köhler, der des Kraſcheninnikows Werk nach dem engliſchen Auszuge des Jacob Grieve überſetzet, in einer Anmerkung behauptet, noch weniger aber, wie ſolche dem engländiſchen Ueberſetzer zur Laſt gelegt werden können, auf welchen der Hr. Profeſſor oft zur Ungebühr unwillig iſt. Kraſcheninnikow konte den Grund dieſer Ueberlieferung freilich nicht ſo gut wiſſen als Hr. Müller, weil ihm das jakutzkiſche Archiv nicht ſo zu Dienſt geſtanden, als dieſem. Hr. Köhler begehet in dieſer Anmerkung vielmehr ſelbſt einen kleinen Fehler, wenn er den Deſchnew 1654 an der nördlichen Küſte bey den Koräken landen läſſet, da es doch die öſtliche, in Süden des Anadir war.

†) Drayton und Chaucer verdienen genannt zu werden.

††) Brady, Clavis calendaria, T. 1. pag. 225.

†††) Shakespeare and his Times, Vol. 1. p. 324 u. f.

Digitized by Google

vögel erſt jetzt an, ſich zu paaren!" *) Neben dieſer Sage werden jedoch noch andere Quellen der Feier dieſes Tages genannt. Die Legende des h. Valentin, der unter dem Kaiſer Claudius enthauptet wurde, erklärt in der Sache nichts: es haben aber einige angenommen, die Feier des Tages, der bekanntlich in die Karneval's Zeit fällt, hänge mit den in ſolcher Zeit üblich geweſenen Gebräuchen zuſammen. Es war gewöhnlich, daß dann große Schaaren von Rittern die verſchiedenen Höfe Europa's beſuchten, und die Frauen durch Spiele und Waffenkämpfe unterhielten: jede Dame wählte ſich an dieſen glänzenden Feſten einen Ritter, der ihr ein ganzes Jahr dienen und jegliches vollbringen mußte, was ihr beliebte, ihm aufzuerlegen; dabei durfte nicht fehlen, daß er ſeine Herrin auch durch Lieder zu verherrlichen verbunden war.

Menage ſagt in ſeinem Wörterbuch, die Tochter Heinrichs IV. von Frankreich habe ſich bei Turin einen Pallaſt gebaut, und denſelben nach dem h. Valentin benannt: bei dem erſten Feſte, welches ſie dort gegeben, mußten die Damen ihre Liebhaber für ein Jahr durch das Loos wählen, ſich aber behielt ſie das Vorrecht, ſelbſt wählen zu dürfen, vor; die Erwählten hießen Valentinen.

Alban Bullar **) und Douce ***) gehen gründlicher zu Werk. Nach ihnen ſind hier Ueberbleibſel aus dem Heidenthume zu ſuchen. Bei den Lupercalien wurden, unter anderen Spielen, die Namen junger Mädchen in eine Vaſe geworfen, und die Männer zogen ſich ihr glückliches Loos: dieſer Scherz wurde ſpäter beibehalten, und da er an dem St. Valentin's Tag ſtatt fand, nannte man die ſo Vereinten Valentinen.

Die Art, ſich Valentinen für das Jahr zu gewinnen, war zu Shakſpeare's Zeiten faſt dieſelbe, wie heut zu Tag. Man zieht entweder am Vorabend des St. Valentin's Tag Looſe, oder man ſieht in der erſten Perſon, welcher man am folgenden Morgen begegnet, den beſtimmten Gegenſtand. Eine beſtimmte Anzahl von Jünglingen legt die Namen von eben ſo vielen Mädchen in eine Vaſe; dann zieht jeder ſein Loos und erhält ſo ſeine Valentine für das Jahr, oft für das ganze Leben. Beim Begegnen fand und findet gewöhnlich eine Art Liſt ſtatt; wer bereits gewählt hat, ſucht den geliebten Gegenſtand am Morgen zuerſt zu ſehen. Darauf ſind die Worte der Ophelia zu beziehen, die in ihrem Wahnſinn ſingt:

Guten Morgen! es iſt St. Valentin's Tag.
Noch früh wohl an der Zeit,
Und ich, 'ne Maid, (bin) an eurem Fenſter
Eure Valentine zu ſeyn.

Die Gewohnheit, Verſe an die erwählte Perſon zu richten und ihr Geſchenke zu ſchicken, begann in den Zeiten Jakobs I. und dauert bis heute fort. Nach einer alten Ballade muß der Jüngling mit übergeſchlagenen Füßen zu dem h. Valentin beten, daß er ihm ein glückliches Loos erwirke.

In London iſt der Tag ein wahrer Feſt- und Feiertag. Wie der Morgen graut, ſieht man frohglühende Geſichter in Eile durch die Straßen fliegen; in dem einen lieſt man das Entzücken der gelungenen Liſt, in dem andern die frohe Erwartung, daß ſie gelingen werde. Auf jeder Straße, in jedem Gäßchen, an jeder Ecke ſiehſt du die lieblichen, kleinen Sendſchreiben, gleichfalls Valentinen genannt, vorüber tragen und ſich durchkreuzen. Der müde Zwei-Pfennigs-Poſtmann ſinkt unter der Laſt zärtlicher Umarmungen, mit denen er, glücklicherweiſe nur brieflich, beehrt und beſchwert wird. Um die Poſt iſt ein Getümmel, ein Laufen, Rufen, Jubeln, als würde der ewige Frieden oder ein „guter Krieg" dort proclamirt. Es iſt faſt unglaublich, wie weit dieſe erheiternde Artigkeit in dieſer liebenden Stadt, zur großen Bereicherung der Thürſteher und zum Verderben der Schellenzüge und Thürklopfer †) getrieben wird. Auf dem Poſtbüreau müſſen an dieſem Tage ſtets eine bedeutende Anzahl von Aushelfern zur Hand ſeyn, da die, ſonſt nicht kleine, Anzahl von Officianten für das Sortiren aller der Liebesbrieflein, welche an dieſem Herzensfeſte eingehen, nicht hinreichend iſt. Auf dieſen kleinen Dollmetſchern zärtlicher Gefühle iſt kein Emblem ſo gewöhnlich, als das Herz — dieſer winzige, dreieckige Exponent alles unſers Hoffens und Bangens — das mit Pfeilen durchbohrte, blutende Herz; Allegorien und Zierrathen aller Arten umgeben, bedecken es.

Mit ſtillem Erröthen und halb freudiger, halb banger Erwartung ſitzt Eliſa, die ſechszehnjährige Tochter meiner Hausfrau, am Fenſter, abwechſelnd auf die Straße und auf ihre Arbeit blickend. Die Fülle des blonden Haares ſpielt noch in natürlichen Locken um die Schläfen und den Marmorhals; in dem großen, blauen Auge glänzt der Himmel der Unſchuld, unbewußter Sehnſucht, ſtiller Schwärmerei, tiefen Gefühls. Bei jedem Schlag an der Thüre blickt ſie erſchrocken auf, erröthend nieder und lächelt der Neckerei, die ihr der Zufall bereitet. Es klopft wieder, leicht, luſtig, zutrauensvoll, wie jemand klopft, der gute Nachrichten bringt. Eliſa hat ſich vorgenommen, ſich nicht mehr täuſchen zu laſſen: unverwandt ſieht ſie auf ihre Arbeit nieder, aber die Bruſt athmet bewegter, die Roſenkuppen der Finger beben, und die Arbeit fällt auf ihren Schoos, denn das Hausmädchen kommt und bringt zwei Valentinen; auf dem einen halten zwei Eroten ein flammendes Herz; auf dem andern ſteht ein Amor mit ausgeſtreckten Händen, in jeder ein halbes Herz haltend.

Welches Unheil Ihr ſchon in der Welt anſtellt, Miß Eliſa!

„Ich bin ganz unſchuldig daran, Doctor!" verſetzte ſie ſehr ernſthaft, und erbrach die Zärtlichkeiten mit ſorgfältiger Hand, um das emblematiſche Siegel nicht zu zerbrechen. Das erſte Billet enthielt eine ſehr zierliche Zeichnung, einen Amor darſtellend, der die Blätter einer ſich öffnenden Roſenknoſpe mit den Fingern der einen Hand entfaltete, und mit der andern eine Taube liebkoſte, die den Roſenzweig gebracht zu haben ſchien. Die Mutter lächelte zu der Bemerkung, daß auch ſie Theil an dieſer Huldigung habe. Eliſa ſchien ſich nicht um die Deutung des Symbols zu bekümmern. Das zweite Billet aber war ihr ſichtbar von größerm Werthe: ſie erkannte die Hand eines Bekannten, der ihr gewogen war und dem ſie überall ein kindlich-zartes Vertrauen bewies. Er war aus Neu-York, einnehmend von Geſtalt und Sitten, hatte ſich in London niedergelaſſen und ſtand in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit der Familie. Eliſa iſt jetzt ſeine Braut. Das Briefchen enthielt folgende Zeilen:

My lips I'll softly lay
Upon thy heav'ly cheek,
And in thine ear I'll say:
„O thou bright morning-star,
„'Tis I that come so far
„My Valentine to seek." *)

Eliſa war in Fieberglut, während die Mutter dieſe Zeilen vorlas: es war, als werde ſie ſich eines Geheimniſſes bewußt, deſſen ſüße Ahnung bis jetzt ſchlummernd, im Traume halb ſprechend, in ihrer Seele lag. Sie entſchlüpfte und ließ ſich erſt beim Mittagseſſen wieder ſehen, wo die Geſundheit des neuen Paares in ächtem alten Hock getrunken ward. Der gute Biſchof hatte hier ein ſeiner würdiges Wunder verrichtet und Eliſa wird es ihm ewig Dank wiſſen.

Dergleichen Scenen mochte es nun unzählige in London geben und es müßte ſehr erfreulich ſeyn, alle ſeine Bekanntinnen an dieſem Tage in dem Moment belauſchen zu können, wo ihre ſchönen Finger das Siegel ihrer Valentinen löſen und ſich einer ſchön erdachten Allegorie, einer bedeutungsvollen Chiffer, eines jugendlichen Einfalls erfreuen, nicht ohne Verſe, wie:

„Liebhaber all
Singen ein Madrigal"

und ähnliche Sprüchlein, in denen nicht zu viel Sinn iſt, — die junge Liebe liebt dergleichen nicht — doch auch nicht ganz albern, was man hier „zwiſchen Wind und Waſſer" nennt.

Noch einer Valentin'sgabe will ich gedenken, die das Liebliche dieſer Sitte und den Zartſinn der Engländer gegen das weibliche Geſchlecht in ein gleich ſchönes Licht ſtellt. Eduard M. wohnte einem jungen Mädchen gegenüber, die er von ſeinem Fenſter aus, ungeſehen, oft ſah und beobachtete. Sie war ganz Heiterkeit und Unſchuld, und gerade in einem Alter, in welchem man ſich eines Valentin's erfreut, und gerade von einer Gemüthsart, in welcher man den Schmerz, deſſelben zu entbehren, mit der beſten Laune von der Welt erträgt. Eduard iſt ein Künſtler von ungewöhnlichem Talent; wenn die Phantaſie allein den Zeichner machte, wäre er vielleicht der erſte in ſeinem kunſtwerkreichen, aber freilich kunſttalentarmen Vaterlande. Eduard ſann, wie er dem jungen Mädchen manche glückliche Stunde vergelten ſollte, die er ihr, ohne daß ſie es wußte, zu danken hatte. Er ſetzte ſich daher an die Arbeit, um dem Mädchen eine Freude zu bereiten; denn St. Valentin's Tag rückte heran. Die gute Stunde begünſtigte ihn; nie hatte er mit mehr Leichtigkeit, mit mehr Anmuth, mit mehr Gemüth gezeichnet. Es bedarf der Bemerkung nicht, daß er das feinſte Goldpapier mit Blumenrändern wählte: er zeichnete keine gewöhnlichen Herzen oder herzloſe Allegorien, ſondern die ſchönſten Liebesſcenen aus den Werken ſeines Freundes und ſteten Begleiters, aus Shakſpeare, den man nächſt Homer als die unverſiegbarſte Quelle für Künſtler anſehen kann. Da war Romeo

*) Act. 4. Sc. 1. und Reel's Shakspeare, Vol. 4. p. 453.

**) Lives of Saints. Febr. XIV.

***) Illustrations of Shakspeare, Vol. 2. p. 232 ff.

†) Gewöhnlich bedient man ſich in London ſtatt der Klingeln an der Thüre des Klopfers: die Zahl und Derbheit der Schläge, mit welchen man an eine Hausthüre klopft, verkünden ſogleich den Rang des Kommenden. Der Bediente darf nur zweimal klopfen, der Gentleman klopft wenigſtens fünfmal und mit Nachdruck.

*) Meine Lippen leg' ich ſanft auf deine himmliſche Wange und flüſtre dir in das Ohr: „O du glänzender Morgenſtern, ich bin es der aus ſolcher Ferne kommt, meine Valentine zu ſuchen."

Digitized by Google

und Julie, wie ſie ſich das erſtemal ſahen; dort der Garten, wo Julie mit Romeo vom Fenſter herab ſprach; da Oberon und Titania, dort Hermia und Demetrius, da Viola und Orſino, dort Phebe und Silvius: Blumen, Mottos, ſinnreiche Deviſen überall — kurz, was der Gabe Anmuth und Bedeutung geben konnte, war erſchöpft; Iris ſchien ihre Farbenzauber über die köſtlichen Bildchen gehaucht zu haben. Das übergab er am St. Valentin's Abend dem, rückſichtslos alles verſchlingenden Kaſten der ordinären Poſt: aber die ungewöhnlichen Mittel ſind nicht immer die beſten; das gemeine that hier ſeine Pflicht und Eduard ſah von ſeinem Obſervatorium aus, wo er ſo zu ſagen mit tauſend Augen ſtand, am nächſten Morgen den freundlichen Briefboten kommen und klopfen, und zu ſeinem Entzücken war die Gabe endlich überliefert. Er ſah, ungeſehn, das glückliche Mädchen die Valentin's-Sendung betrachten, aufbrechen, umher tanzen und in die Hände klatſchen, wie eines der köſtlichen Bildchen nach dem andern aus der entfalteten Hülle hervorkam. Ihr Entzücken ging nicht aus einer flüchtigen Neigung, nicht aus thörichten Erwartungen hervor, denn ſie hatte keinen Liebhaber; oder, wenn ſie einen hatte, ſo wußte ſie, daß er nicht im Stande war, dergleichen glänzende Bilder, die ſie ſo ſehr erfreuten, hervorzubringen: die Gabe ſchien ihr eher eine Feenſpende zu ſeyn, eine Gottesgabe, wie man wohl hie und da bei einfach frommen Menſchen noch eine Gabe nennen hört, deren Geber man nicht kennt.

Scene aus Marino Faliero *).

(Des Dogen Zimmer.)

Der Doge als Gefangener und die Herzogin.

Doge.

Nun, da der Prieſter fort iſt, wär's ganz nutzlos,
Die elenden Minuten durchzutrauern;
Nur ein Schmerz noch, der Schmerz, von Dir zu ſcheiden,
Und ich geb' die wen'gen, letzten Körner Sand hin,
Die von der zugeſtand'nen Stund' noch bleiben,
Und immer fallen — meine Zeit iſt aus.

Angiolina.

Ach,
Und ich, ich war die unbewußte Urſach',
Und durch den düſtern Bund, die Leichenheirath,
Die Du, nach meines Vaters Wunſch, verſprochen
Bei ſeinem Tod, beſiegelteſt Du Deinen.

Doge.

Du irrſt: ſtets war etwas in meinem Geiſte,
Das ihm mit irgend einem Unglück drohte;
Zu wundern iſt's, daß es erſt jetzt gekommen —
Mir war's vorausgeſagt.

Angiolina.

Vorausgeſagt?

Doge.

Viel Jahre ſind's — ſo viel', daß das Gedächtniß
Sie bezweifelt; doch leben ſie in Annalen: —
Ich war noch jung und diente dem Senat
Und der Signorie als Podeſta und Hauptmann
Der Stadt Treviſo; da reizt eines Feſttags
Der träge Biſchof, der die Hoſtie trug,
Den raſchen jugendlichen Unmuth mir
Durch lange Zögerung und ſchnöde Antwort
Auf meinen Vorwurf; ich erhob die Hand
Und ſchlug ihn, bis zu ſeiner heil'gen Bürde
Er taumelte; und wie er aufſtand, hob er
Die Hand, noch zitternd, frommen Zorns gen Himmel;
Zeigt nach der Hoſtie dann, die ihm entfallen,
Und ſprach, zu mir gewandt: „Die Stunde kömmt, wo
Er, den Du niederwarfſt, Dich niederwirft:
Der Ruhm ſoll ſich von Deinem Hauſe trennen,
Die Weisheit Deiner Seel' entriſſen werden,
Und in der höchſten Reife Deines Geiſtes
Soll Dich des Herzens Wahnſinn wild erfaſſen;
Wenn in Andern jede Leidenſchaft ſtirbt oder
Zu Tugenden ſich mildert, quäle ſie Dich;
Und Majeſtät, die andre Häupter ſchmückt, ſoll
Dich krönen, hauptlos Dich zu machen; Ehren
Verkünden nur Verderben, graues Haar
Nur Schande und den Tod Dir Beide,
Doch nicht den Tod, wie er dem Greiſe ziemt."
So ſagend, ging er weg. — Die Stund' iſt da.

Angiolina.

Und konnteſt Du, nach ſolcher Warnung, nicht
Den ſchrecklichen Moment abwenden und
Dein Thun durch Büßung ſühnen.

Doge.

Ich geſteh' es,
Die Worte drangen ſo zu meinem Herzen,
Daß ich ſie mitten im Gewühl des Lebens
Noch hört', als töne eine Geiſterſtimme,
In wunderbarem Traume mich durchbebend.
Und ich bereute; doch war's meine Art nicht,
In dem Entſchluß zu wanken; was ſeyn mußte,
Konnt' ich nicht ändern, wollte ich nicht fürchten.
Noch mehr — Du weißt wohl noch, was Allen denkt,
Daß an dem Tag, wo ich von Rom kam und
Als Doge hier landet', ein ſo ungewöhnlich
Dichter Nebel, gleich der Wolkenſäule,
Die Israel aus Egypten führte, vor
Dem Bucentaur herzog, daß der Pilot ſich
Verirrt' und zwiſchen den Sanct Markusſäulen
Uns ausſchiffte, wo man die Staatsverbrecher
Den Tod erleiden läßt, ſtatt, wie man pflegt, an
Der Riva della Paglia anzulegen,
So daß bei dieſem Zeichen ganz Venedig
Erbebte.

Angiolina.

Ach, es frommt nur wenig, jetzt
Sich ſolcher Dinge zu erinnern.

Doge.

Dennoch
Iſt mir's ein Troſt, zu denken, daß dies alles
Das Werk des Schickſals ſey; denn lieber beug' ich
Vor Göttern mich, als Menſchen, halte eher
Den Glauben an Beſtimmung feſt, als ich
Sterbliche, deren Mehrzahl mir ſo werthlos
Wie Staub erſcheint, und ſo ſchwach als werthlos,
Für mehr erachten ſollt' als Werkzeuge
Der höhern Macht; ſie, an ſich, waren alle
Ohnmächtig — nimmer konnten ſie die Sieger
Von ihm ſeyn, der ſo oft für ſie geſiegt.

Angiolina.

Zu einem Eifer beßrer Art verwende
Die kurze Friſt und nimm in Frieden, ſelbſt
Mit dieſen Schlechten, himmelan den Aufflug.

Doge.

Ich bin im Frieden, — in dem Frieden der
Gewißheit, daß einſt ihrer Enkel Enkel,
Die ſtolze Stadt und dieſe blauen Waſſer,
Und alles, was ſie herrlich macht und glänzend,
Eine Zerſtörung und ein Fluch ſeyn werden,
Ein Hohn und ein Geſpött der Nationen,
Ein Karthago, Tyrus und des Meeres Babel.

Angiolina.

Sprich jetzt nicht ſo; der Strom der Leidenſchaft rauſcht
Bis zu dem End' in Dir; Du täuſcheſt Dich,
Und kannſt ihnen nicht ſchaden. Werde ruh'ger.

Doge.

Ich ſteh' am Rand der Ewigkeit, und ſehe
In jene ew'gen Räume, und ich ſchaue —
Ja, ſo beſtimmt, wie ich Dein liebes Antlitz
Zum letzten Mal nun ſchaue — jene Tage,
Die ich den flutumkränzten Wällen drohte,
Und denen, die drinn wohnen.

Wache (tritt hervor).

Edler Doge,
Die Zehn erwarten Eure Hoheit.

---

*) Aus Dr. Adrian's Ueberſetzung von Lord Byron's ſämmtlichen Werken, 8. Th. Frankfurt a. M. 1830.

Digitized by Google

Doge.

Leb' wohl

Denn, Angiolina! — noch eine Umarmung!
Vergieb dem alten Mann, der Dir ein theurer,
Doch unglückſel'ger Gatte war — denk mein
Mit Lieb' — ich würde lebend mir ſo viel
Nicht wünſchen; doch Du denkſt von mir nun milder,
Wenn Du mein bös Gefühl in Ruhe weißt.
Und dann, von allen Früchten langer Jahre,
Von Ruhm, und Macht und Reichthum, Ehr' und Namen,
Die öfter ein'ge Blumen auf dem Grab doch
Erblühen laſſen, blieb mir nichts, ſelbſt nicht
Ein wenig Liebe, Freundſchaft, oder Achtung,
Nicht ſo viel, eine Grabſchrift eitlen Vettern
Noch zu entringen; all mein früh'res Leben
Hab' ich in einer Stund' entwurzelt und
So manches überlebt, nur nicht Dein Herz,
Das reine, gute, edle, das mich oft noch
Mit ungeſchwächtem, doch nicht lautem Grame —
Du wirſt ſo bleich — o Gott, ſie fällt in Ohnmacht —
Kein Odem mehr, kein Pulsſchlag! Wachen helfet —
Ich kann ſie ſo nicht laſſen; doch wär's beſſer,
Da jeder lebenloſe Augenblick ihr
Ein Weh erſpart. Wenn ſie dem kurzen Tod ſich
Entreißt, ſteh' ich vor Gott. — Ruft ihre Frauen —
Ein Blick — wie kalt die Hand! kalt, wie die meine
Seyn wird, eh ſie erwacht. — Pflegt ihrer liebvoll,
Und nehmt meinen letzten Dank. — Ich bin bereit nun.

(Angiolina's Frauen ſind hereingetreten und umgeben ihre ohnmächtige Gebieterin. Der Doge, Wachen u. ſ. w. ab.)

Adrianow ſ. Bouterwek.

Aemilia Juliana,

Gräfin von Schwarzburg-Rudolſtadt,

eine durch ihre Frömmigkeit und Herzensgüte ausgezeichnete Frau, beſchäftigte ſich in den Stunden ihrer Muße mit dem Dichten geiſtlicher Lieder, von denen mehrere in die ſächſiſchen und thüringiſchen Geſangbücher übergegangen ſind. Sie war eine Tochter Albrecht Friedrich's, Grafen von Barby, ward am 19ten Auguſt 1637 geboren, vermählte ſich 1665 mit Albrecht Anton, Grafen von Schwarzburg-Rudolſtadt, und ſtarb am 2ten December 1706.

Ihre geiſtlichen, faſt eine Anzahl von 400, nach Anderen ſogar von 600 erreichenden Lieder finden ſich vorzüglich in:

Geiſtlicher Brautſchmuck der Freundin des Lammes. Rudolſtadt, 1714. —

Tägliche Morgen-, Mittags- und Abendopfer. Rudolſtadt, 1699.

doch nannte ſie ſich bei ihren Lebzeiten durchaus nicht als Verfaſſerin eines dieſer Lieder. — Daher kam es denn auch, daß das bekannte und noch jetzt viel geſungene: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende" bald ihr, bald dem Superintendenten G. M. Pfefferkorn in Tanna zugeſchrieben wurde und deßhalb heftige Streitigkeiten veranlaßte, ohne daß jedoch bei dem Mangel hinlänglicher Beweiſe etwas Entſcheidendes ausgemittelt werden konnte.

Reine Frömmigkeit, geſunder Verſtand und ein ganz leidlicher Versbau ſind den Liedern der Gräfin v. S. R. eigen; aber es fehlt ihnen doch an dem höheren Schwunge und der wahren religiöſen Begeiſterung, an deren Stelle in vielen derſelben nur flache Alltäglichkeit und nüchterne gereimte Proſa tritt. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Reiſelied.

Melod. Wer nur den lieben Gott läßt walten.

Gott Vater, nimm in deine Hände
Hiemit mein Leib, Seel, Gut und Blut;
Die Reiſ' zum Guten glücklich wende,
Und ſchließe mich mit deiner Hut;
O Vaterherz, erbarm dich mein,
Laß deine Gnad' mein Führer ſeyn.

Schau Jeſu, meine Hände falten
Und hilf, daß auf der Reiſ' dein Kind
In deiner liebſten Seiten-Spalten
Ich ſteten Schutz und Ruhe find',
Behüt die Meinen, Haab und Haus
Geleit mich fröhlich ein und aus.

Gott, heil'ger Geiſt, ach! mit mir reiſe,
Und weiche nimmermehr von mir,
Daß mir zum Nutz und dir zum Preiſe
Ich meine ganze Reiſe führ'.
So walt' es Gott, in deß Geleit
Ich fort zu reiſen bin bereit.

Johann Agricola

hieß mit ſeinem Familiennamen eigentlich Scheitter und überſetzte denſelben nach damaliger Sitte ins Lateiniſche. Er ward am 20ſten April 1492 zu Eisleben in der Grafſchaft Mannsfeld geboren, weßhalb er ſich auch Magiſter Eisleben (Magister Isleb.) zu nennen pflegte. Ueber ſeine Jugendjahre iſt weiter Nichts bekannt, als daß ſein Vater ein Schneider war. Zu Wittenberg ſtudirte er Philoſophie und Theologie und ward 1519 in Leipzig Baccalaureus derſelben. Bald darauf wurde er Prediger und Rector in Eisleben; 1525 evangeliſcher Prediger zu Frankfurt am Main; 1526 auf dem Reichstage zu Speier Hofprediger des Kurfürſten Johann von Sachſen und 1530 Hofprediger des Grafen Albrecht von Mannsfeld. Er nahm Theil an der augsburgiſchen Confeſſion und an den ſchmalkaldiſchen Artikeln. 1537 als Prediger und Profeſſor der Theologie nach Wittenberg berufen, ward er der Urheber des ſogenannten antinomiſtiſchen Streites, der ihn in mannigfache Verdrießlichkeiten verwickelte und ihn zwang, nach Berlin zu gehn, wo er jedoch nicht eben aus Ueberzeugung widerrief; der Kurfürſt von Brandenburg ernannte ihn zum Hofprediger, Generalſuperintendenten und Probſt von Berlin. — Er ſtarb am 22ſten September 1566 daſelbſt. —

Sein vorzüglichſtes Werk (denn mehrere theologiſche und polemiſche Schriften gehören nicht hieher) iſt ſeine Sammlung deutſcher Sprüchwörter mit einem Commentar, welche in folgenden Ausgaben erſchien.

Dre hundert Gemener Sprekwörde der wy Düdſchen uns gebruken, unde doch nicht wetten wohar ſe komen, dorch Dr. Johann Agricolam von Jsleve. Magdeburg, 1526. in 8.

Daſſelbe Buch hochdeutſch. Eisleben, 1528. 8.

Das ander Teyl gemeiner deutſcher Sprüchwörter, 1529. in 8. (Eisleben, Hagenau, Erfurt.)

Der dritte Theil s. t. 500 gemeiner deutſcher neuen Sprüchwörter. 1548.

Die einzelnen Theile erſchienen an verſchiedenen Orten neu aufgelegt; Hagenau, 1537, Eisleben, 1548, Wittenberg, 1582, Hagenau, 1584. Die correcteſte Ausgabe möchte wohl folgende ſeyn: Siebenhundert und funffzig deutſcher Sprüchwörter, erneuert und gebeſſert durch Johann Agricola. Mit vielen ſchönen luſtigen und nützlichen Hiſtorien und Exempeln erkleret und ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bei M. Johan Krafft.

Digitized by Google

A. iſt der Erſte, welcher deutſche Sprüchwörter ſammelte und mit einem deutſchen Commentar begleitete. Das Verdienſtliche dieſer Bemühung abgerechnet, hat das Werk noch große und gerechte Anſprüche auf unſere Anerkennung. Die Erklärungen ſind verſtändig und geiſtreich, und in einem vortrefflichen, lebhaften, kräftigen und gedrängten Style abgefaßt. — Manche Eigenthümlichkeiten, ſo wie z. B. die vielen und derben Flüche, mit denen A. ſein Buch zu bereichern für gut fand, muß man freilich auf Rechnung der derben Zeit, in welcher er lebte, ſchreiben und ihm zu Gute halten.

Warzu die Sprüchwörter dienſtlich ſeind *).

Von anbegin der Welt haben die Weiſen Leut alle Geſetz vnd Rechte in kurtze wort verfaſſet, auff das man ſie leichtlich behalten kündte. Gott gabe den Jüden viel Geſetze, aber er faſſet ſie alle in ein kürtze, nemlich in zehen ſtück, darinn nichts vergeſſen iſt alles des, das ein Menſch Gott vnd den Menſchen ſchuldig iſt zuthun. Die Heiden haben jr Natürlich recht in drey ding gefaſſet, Das erſte, iſt erbarlich leben, Das ander, niemand beſchedigen, Das dritt, einem jeden geben vnd thun was jm von recht gebüret. Die Griechen haben gehabt nicht mehr denn zwölff Taffeln, darinnen all jre Recht gefaſt waren. Socrates, Pythagoras, haben wenig wort geredt, aber viel meinung. In verkauffen vnd kauffen, das doch weitleufftig iſt, haben ſie ein Regel gehalten, Inter bonos bene agier oportet, Es ſoll ein from Mann ehrlich mit dem andern handeln. Solon ward gefraat, warumb er kein Geſetz gemacht hatte, wie mans halten ſolt mit dem der ſeinen Vater erwürget hatte, ſagt er, Er hette nicht gemeint, das jemand ſo boshafftig ſein würde, vnd ein ſolche vbelthat begehen. Summa, Je mehr Geſetze, je mehr vntugend. Zu dem, Je frömmer die Leute geweſen ſein, je weniger Geſetze ſie bedurfft haben, haben auch gantz einfeltig geredt, vnd einfeltige ſchlechte wort gebraucht, Vnd noch heute den tag findet ſichs alſo, das fromme erbare leute wenig wort machen, Aber finantzer vnnd betrieger machen viel wort vnd meinens nicht. Der alte Cato hat zu Athen Lateiniſch geredt mit guten kurtzen worten vnnd ſchlüſſen. Da aber der Verdolmetſcher Catonis wenig wort mit viel vmbſtenden reden muſte, wuchs ein Sprüchwort zu Athen, das den Römern die wort im hertzen, den Griechen aber allein im mund wüchſen. Alſo haben vnſere alte Deutſchen einfeltig geredt, vnnd wenig wort gebraucht, auch wenig Geſetz gehabt. Aber wie Cornelius Tacitus von jnen ſchreibt, ſo hat bey den Deutſchen trew vnd glauben mehr golten on viel Geſetze, denn bey den Römern, die viel Ordnung vnd mancherley Geſetz hatten. Golt iſt klein, aber es gilt viel, klein gering müntz iſt viel, aber ſie gilt wenig, Alſo gelten auch wenig viel Geſetze vnd viel wort. Ein vaſs voller Weins klingt nicht ſehr, aber es hat viel in ſich. Herwiderumb ein leer vaſs klingt feindlich, und hat nichts in jm. Derhalben ſeind vnſere alte Deutſchen Golt geweſen, denn ſie haben ehrlich vnd trewlich gehandelt, mit wenig worten vnd Geſetzen, Wir ſeind leider jetzt geringe Müntz worden, vnnd halten wenig mit viel worten vnd Geſetzen. Florus ſchreibt das vnſere alte Deutſchen nach dem todt Druſi Germanici der Römer Hauptman, welcher ſie hat wöllen mit Geſetzen vnd gerichtszwang regieren, mit allen den ſeinen ermordet haben, jnen die zungen ausgeſchnitten, vnd geſagt, Sibila nunc vipera, Du ſchlang, ziſche nu mehr, Damit erweiſet würde, das vnſere vorfahren ſchlecht vnd gerecht, vnd auffgericht mit allen dingen ſeind vmbgangen, Denn in kurtze ſchlüſſe haben ſie das leben der Menſchen, als in kurtze Regeln verfaſſet. Wider die bauchſorge haben ſie geſagt, Gott beſcheret vber nacht. Item, Gott hat mehr denn er je vergab. Von der Trew vnd vntrew haben ſie geſagt, Getrewe Hand geht durch alle land. Vntrewe hand gehet hin, kompt aber nicht herwider. Von der meſſigkeit in allen Dingen zu halten, ſagen ſie, Schnell rath nie gut ward. Zuuiel zerreiſſt den ſack, Mas iſt zu allen dingen gut, Zuuiel iſt vngeſund, vnd alſo fort von allen guten vnd böſen dingen. Zum guten werden wir gereitzt, vnd für dem böſen gewarnet, wenn man ſagt, Wer recht thut wirds finden, wer vnrecht thut wirds auch finden, Wie einer thut, ſo ſagt man jm nach, Das werck lobet ſeinen meiſter, Recht findet ſich, Es ward nie ſo klein geſponnen, es kam an die Sonnen, ꝛc.

---

*) Aus: Johann Agricola. Sibenhundert vnd funfftzig Deutſcher Sprüchwörter; Wittenberg. 1582.

1.

Gott beſcheret vber nacht.

Wiewol in Deutſcher Sprach nicht viel wörter ſeind, damit man Gott nennet, denn das einig wort, Gott, Gut, daraus denn folget, das die Deutſchen faſt wenig von Gott gewüſt haben, So erweiſet doch dis Sprüchwort ſampt andern dergleichen, das auch vnter vnſern vorfahren vnd alten Deutſchen viel frommer Gottesfürchtiger leut etwan geweſen ſeind, die Gott alle Ding mit dieſen worten haben heimgeſtellet, vnd jm die ſorge jres leibs, lebens vnd narung allenthalben befohlen, Denn mit dem wort, Gott beſcheret vber nacht, iſt die Bauchſorge hin an geſetzt, vnd wird Gott lauter vertrawet, er werde vns das beſcheren, das wir bedürffen zu vnſer vnterhaltung, Nemlich futer vnd mahl, wie man ſagt, Ja was wir nicht haben, das beſcher vns unſer HErrgott.

Beſcheren aber heiſſet auch aus gnaden, vnd nicht aus pflicht einem etwas geben, oder ſchencken, on alle ſein zuthun vnd verdienſt, Wie denn die Mütter in Deutſchen landen jre Kinder dazu gewehnet haben, wiewol ſie ſelbs nicht gewüſt, was es bedeutet hat, Da ſie in des heiligen Chriſts vnd S. Niclas nacht den Kindern gelt, obs, oder pfefferkuchen, vnd andere kinderſpiel, ins bethe oder kleider der kinder geſteckt, vnd des morgens zu den kindern geſagt haben, Der heilige Chriſt, oder S. Niclaſs habe es jnen beſcheret, vnd weil ſie geſchlaffen haben, für ſie geſorgt. Auff dieſe weiſe ſagt auch Chriſtus Matthei am 6. Jr ſolt nicht ſorgen noch ſagen, Was wöllen wir eſſen, trincken vnd anziehen? Ewer Vater der im Himel iſt, weis das jr das alles bedürffet. Allein heiſſt er ſeine Jünger, ſie ſollen jn bitts weiſe deſſelbigen erinnern, vnnd ſprechen, Vater, vnſer teglich brot gib vns heut, das iſt, Gib vns Leibs notturfft, hülle vnd fülle, umb vnd an, ſo viel als wir teglich bedörffen, ꝛc. Vnd Gott beweiſet das auch mit der that, das er allein für vns ſorget, in dem, das wir aller Creaturen, ſie ſey ſo edel als ſie jmmer wölle, müde, ſatt vnd vberdrus werden, ausgeſchloſſen des, das wir als das nötigſt zur vnterhaltung vnſers lebens haben müſſen, nemlich des brots. Dis wort iſt aus der erfarung herkommen, das man ſtets für augen geſehen hat, vnd noch teglich ſihet, wie Gott ſo reichlich alle welt mit gütern, leibsnarung vnd aller notturfft verſorget vnd gleich vberſchüttet, das es auch offt daher kompt, daher es niemand gedacht hette, vnd geſchicht zugleich guten vnd böſen, ja einem ſchalck viel eh denn einem frommen, wie das Sprüchwort lautet, Je erger ſchalck, je beſſer glück. Die Sonne ſcheinet, der Himel regnet, das Korn wechſet, vnnd des nachts wenn wir ſchlaffen, ſo behütet Gott das alles vns zu nutz on vnſer zuthun, das iſt denn Gottes beſcheren. Ich wil des ein Exempel ſetzen, dabey man greiffen möge, wie Gott die Welt nehret durch eitel mirackel. Ein armer Taglöner oder Weinhacker hat vielleicht ein Weib vnd viel Kinder, ſitzet zuhaus inne, verdienet ein woch mit ſeiner ſawren arbeit 12. oder 14. groſchen, kleidet ſich dauon mit Weib vnd Kindern, gibt hauszins, vnd wenn der Sontag kompt, ſo verthut er faſt ſo vil bey dem wein, bier vnd ſpiel, als er die gantzen wochen erworben hat, noch wird er ernehret, das, wenn man jn fragte, wie es zugienge, das er alſo kündte zukommen, müſte er ſagen, Ich weis nicht, Gott beſcheret vber nacht. Die Heiden, Griechen vnd Römer ſeind aus dieſen teglichen erfarungen bewegt worden, vnd geſchloſſen, es ſein alle winckel vol Gottes, vnd ſein eitel Gottes werck, alles was wir ſeind, gehn, ſtehn, leben, ſchlaffen, wachen, wircken. Es wöllen auch etliche ſagen, vnd ich halt es für war, Es wachſen nicht ſo viel garben getreides auff dem Felde, als Menſchen ſeind auff Erden, noch werden wir alle mit Brod alſo verſorget, das wir ſtets vberig vnd im vorrath behalten. Es iſt auch gewis, das der hunderſte Menſch nicht den Acker bawet, Denn wo tauſend Bawren ſeind auff allen Dörffern, ſo ſeind jr zwentzig tauſent in Stedten vnd mehr. Ich hab auch mit etlichen meiner herren vnnd guten freunden vberſchlagen, wie viel müſſigs volcks ſey in der Geiſtlichkeit, wie mans nennet, Nonnen vnd Münche, in dem vmkreis den wir kennen, als in Hiſpanien, Franckreich, Welſchland, Deutſchland, Hungern, Dennemarck, Polen, Böhmen, Merhern, Liffland vnd andern Inſeln, Cypern, Rodis, ꝛc. vnnd ſeind gefunden viertzehen hundert mal tauſent Münch vnd Nonnen. Denn zu den zeiten Aenee Pij des Deutſchen Bapſt, hat der Barfuſſer oberſter Miniſter dem Bapſt wöllen zu dem Türckenzug dreiſſig tauſent Brüder ins Feld rüſten, das doch gleichwol alle Klöſter wol beſtellet ſollen ſein, vnnd der keinen mangeln. Wo ſeind nu die Pfaffen, Thumbherren, Stadtpfarrer, Dorffpfarrer, Studenten in Vniuerſiteten, Schüler, Jungvolck, Handtwercksleut allerley art, Kauffleute, Knappen in Silber, Eiſen, Stahel, Zien, Bley vnnd kupffer Bergwerck, Jüden, Stulreuber, Weinhecker, Schiffleute, Kriegsvolck, Kinder, Weiber, Reuter, vnd die ſo die Fürſten vnd Herren als Hoffgeſind brauchen, welche ſo man ſie ſolt eigentlich rechnen, weit vnd breit, den hunderſten Bawren vnd Acker Bawer in der zal vbertreffen.

Digitized by Google

Es berichten mich die Landkündigen, das Köln am Rein ober fünff tauſent Geiſtlichen habe, vnd noch mehr. Dieweil denn nun ſo wenig Leute den Acker bawen, vnd für einen Menſchen kaum ein einig garbe wechſet, vnnd ein jglicher doch gleichswol aus zwey ſchock garben Korns friſſet, denn ein ſchock garben geben nach gemeinen jaren gemeiner ſcheffel kaum drey, ſo mus eigentlich die tegliche erfahrung zeugnis geben, vnd ſprechen, Gott beſcheret vber nacht, Wir wiſſen nicht wie vns Gott nehret.

Keyſer Friderich Ertzherzog zu Oſterreich, Keyſer Maximilianus vater, auff dem Reichstage zu Köln am Rein, hat das gros volck dazumal zu Köln aus allen Lendern, Inſulen vnd Königreichen verſamlet, zelen laſſen, auch das Brod, damit man gegen abend das volck ſpeiſen wolte. Vnnd da man alle heupter der frembden vnd einheimiſchen gegen den Brodten, welche ſie allenthalben in der Stadt gefunden, angeſchlagen hatte, hat allezeit das vierdte vnd fünffte heupt auff ein pfennig brod getroffen. Des andern tags hat der Keyſer widerumb durch ſeine verordneten fragen laſſen in allen örtern, ob des brods ſey gnug geweſen, vnd hat ſich befunden, das allenthalben noch brods gnug, vnd vbrig, auch auff den andern tag geweſen iſt. Dieſes iſt mein wahrhafftiger zeug, Herr Thomas Eſchius, ein man von 90. jaren, der artzney Doctor zu Wittenberg, ein Kölniſch man, der ſolchs die zeit zu Köln geſehen vnd gehört hat. Alſo bezeugen dieſe erfarung vnd Sprüchwort, Himel vnd Erde, Teuffel vnnd Menſchen, viſch vnd vögel, gute vnd böſe leute, das es war ſey, Gott beſcheret vber nacht, noch wil die Welt verzweiffeln an Gott, er werde ſie laſſen hungers ſterben, ſo wir doch für augen ſehen, wie er in den Wald ſchafft vögel, hirſch, hinden, haſen, Rheh, In das Meer allerley viſch, Auff erden bey den leuten, Schaf, geiſs, tauben, genſe, hüner, enten, rc. ſchmückt wiſen vnd awen im anfang des Lentzen, vnd macht das die thier mögen niſten, laichen, vnd mehren ſich zur ſpeiſſen der Menſchen. Er zieret die bewme mit blettern vnd hübſcher blüte, Er gibt darnach honig, milch, wolle, früchte allerley art, voll gutes geruchs, rc. Wenn die auffhören, ſo kommen öpffel, byrn mancherley art. Item, nüſſe vielerley art, vnd wenn die auffhören, ſo gibt er korn, weitzen, rocken, habern, gerſten, dinckel mit aller fülle, das man gnug abzuſchneiden vnd heimzufüren hat. Nach dem gibt er den Wein, vnd beſchleuſſt den Sommer vnd Herbſt. Von dieſem allen füllet man die Küchen, Keller, boden, haus vnd hoff, vnd den ſeckel. Darnach ſchaffet er einen Winter, darinn wir des genieſſen vnd brauchen mögen, auff das wir erkennen ſollen, das er für den Winter, da weder Korn noch wein wechſet, vnnd wir vnſerthalben müſten hungers ſterben, geſorget hat. Vnd wenn wir nun haben auffgezeret, vnnd keller vnd boden ſchier leer iſt, ſo heiſſet er den Winter fürtraben, vnd ſchaffet von newes einen andern vorrath, heiſſet die Sonne wider aufſteigen, vnd die erde, ſo er durch regen, ſchnee vnd eyſs den Winter lang gefeuchtet hat, widerumb früchte bringen, Das alſo alle Creaturen wider den vngleubigen Menſchen am Jüngſten tage werden zeugnis geben ſeines vnglaubens, das er Gott weder vertrawet noch geglaubt hat. Denn alle Creaturen zeigen an Gottes güte, Ein apffel auff den bawm, das Korn auff dem Felde ſagt vnnd erinnert einen jeglichen Menſchen alſo, Sihe du Menſch, hie ſtehe ich aus Gottes geſchöpff, welches er dir zu gut gemachet hat, ich ſol dir dienen, vnd anzeigen, das du nit ſolt zweiffeln, Gott wil dich ernehren, vnd keinen mangel leiden laſſen. Alſo auch dz Korn, Sihe zu Menſch, du wirffeſt ein körnlin in den Acker, vnd ich vberkomme von demſelbigen zween oder drey ſtengel, vnd ein jeglicher ſtengel bringt dreyſſig, ſechtzig, ja offt hundert körner aus vnſers Schöpffers befelch, dir zur narung. Wo du nun Gott nicht traweſt, ſo wil ich am endlichen Gerichts tag vber dich zeugen, ich habe dich ſolcher wolthat erinnert, Du aber biſt fürüber gangen, vnd Gott weder getrawet noch glaubet, darumb wil ich dein Richter ſein, denn Gott beſcheret vber nacht.

2.

Gott hatt mehr denn er je vergab.

Dis Sprüchwort iſt ein hübſche erfarung, dadurch man vnſerm Herrngott hat zugeſehen vnd erlernet, wie mechtig vnd reich ſein ſchatz vnd gnadenkammer iſt, Dieweil Gott bereit iſt zu helffen, wo vnd wenn es noth iſt, vnd behelt doch gleichwol allezeit gnug, vnd je mehr er gibt, je mehr er hat, Niemand kan ſeine güte ausgründen noch ausſchöpffen. Alſo gibt dis wort Gott die gröſte ehre, die jm auch von recht geburet. Seine hand zu helffen iſt vnbeſchloſſen vnnd jmmer voll. Gott gibt alle Jar Gewechſe, gras vnd blumen für das vihe, Vnd zum lieblichen Geruch alſo viel kreuter, Violen, Roſen, vnd andere, Dergleichen beum vnd holtz zum fewerwerck vnd allerley gebewe. Item, viſch, vögel, thiere zam vnd wild zur ſpeiſe der Menſchen. Mehret alle Welt mit reichthumb, alſo, das auch die erde vns gold, ſilber vnnd viel ertz vnd metall herfür bringen, dadurch ſich die leute entrichten, vnd mit einander hantieren vnd handeln mögen. Gibt auch allerley getreid, als kern, waitzen, habern, gerſten, zur ſpeis vnnd zum tranck dem Menſchen vnd dem vihe, Wein, Obs, früchte, vnd daſſelbige alle jar jerlichen, wie der 104. Pſalm ſagt, Du legeſt brunnen quellen in den gründen, das die waſſer zwiſchen den bergen hingehen, das alle Thier auff dem felde trincken, vnd die Waldeſel jren durſt leſchen. Du feuchteſt die berge von oben herab, das land wird voll früchte deiner werck. Du leſt wachſen hew für das vihe, vnd ſaat durch arbeit der Menſchen, das du brod aus der erden bringeſt, vnd das der Wein erfrewe des Menſchen hertz, vnd ſeine geſtalt gleiſſe von öl, vnnd das brod der Menſchen Hertz ſtercke, rc.

Das gantze jar vmb gibt Gott ein wolthat vber die ander on zal vnd mas, aus welcher ſichtiger teglicher erfarung vnd Gottes krafft, alle welt gezwungen wird zuſagen vnd zubekennen, das Gott viel mehr hat, denn er je vergabe. D. Martinus Luther ſagte auff eine zeit alſo, Von Adam her haben die Leute Gottes gaben genoſſen, geſſen, getruncken, gekleidet, gebawet, vnſer vorfaren, vnd ſo vor vns geweſen ſeind, haben auch alle alſo gethan, noch haben ſie es noch nicht alles auffgeeſſen, noch ausgetruncken, vernützet zum baw vnd kleidung, ſonder vns gnug gelaſſen. Alſo werden wir dieſes alles auch gebrauchen, Vnd ſelig iſt der dieſer wol gebrauchet, vnd dennoch werden wir vnſern nachkommen allen auch gnug laſſen, Denn Gott hat mehr, denn er je vergab.

Charlotte von Ahlefeld.

Charlotte Sophie Louiſe Wilhelmine von Ahlefeld, geborene von Seebach, ward am 6ten December 1751 auf dem Rittergute Stedten bei Weimar geboren und äußerte ſchon in frühester Jugend eine vorherrſchende Neigung, ſich in der Einſamkeit mit Lectüre zu beſchäftigen. Schon in ihrem zehnten Jahre hatte ſie Mehreres niedergeſchrieben, das, als es Göthen mitgetheilt wurde, dieſen zu der Aeußerung veranlaßte, ſie berechtige zu großen Erwartungen. Um ihre kleine Bibliothek zu vermehren, überließ ſie ihren erſten Roman einem Buchhändler; doch verharrte ſie dabei in ſtrenger Anonymität, welche die eben ſo geiſtreiche als beſcheidene Frau bei der Mehrzahl ihrer Schriften im Allgemeinen zu behaupten ſtrebte, was ihr jedoch bei dem allgemeinen Beifall, den dieſelben, vorzüglich unter dem weiblichen Publicum fanden, nicht gelang. Sie vermählte ſich am 21. Mai 1798 mit dem Herrn von Ahlefeld, einem holſteiniſchen Gutsbeſitzer, und ward in dieſer Ehe Mutter mehrerer Söhne. Seit geraumer Zeit lebt ſie abwechſelnd in Weimar und im Holſteiniſchen, die Sommerzeit gewöhnlich zu Reiſen benutzend.

Bis jetzt iſt Folgendes von ihr, meiſt anonym oder pſeudonym, im Drucke erſchienen:

Liebe und Trennung. 1797.
Marie Müller. 1799. N. A. Schleswig, 1814.
Einfache Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben. 1799.
Die Bekanntſchaft auf der Reiſe. 1801. 2 Bde.
Liebe und Entſagung. 1805.
Thereſe. 2 Thle. 1805.
Luiſe und Mailand. 1807.
Gedichte von Natalie. 1808.
Die Stiefſöhne. 1810.
Briefe auf einer Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz im Sommer 1808. 1810.
Kloſterberuf. 1812.
Roſe. 1812.
Franziska und Aenneli. 1813.
Myrthe und Schwert. 1819.
Erna. Kein Roman. 1820.
Der Mohrenknabe. 1821.
Geſammelte Erzählungen. 2 Bde. 1822.
Friedchen. 1823.
Der Bote von Jeruſalem. 1823.
Klara. 1825.

Digitized by Google

Felicitas. 1825.
Die Sicilianerin. 1825.
Die Kokette. 1826.
Gedichte. Weimar, 1826.
Amadea. 1827.
Das Römhildstift. 1829. u. ſ. w. Außerdem einzelne Erzählungen, Aufſätze und Gedichte, in mehreren Jahrgängen von Becker's Taſchenbuch, dem Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft, der Urania, Penelope, dem Morgenblatt, St. Schütze's Wintergarten, der Zeitung für die elegante Welt, dem Kranze, den Schmetterlingen, der Iduna (in Letzteren gemeinſchaftlich mit Wilhelmine Willmar) u. ſ. w.

Frau von Ahlefeld iſt, wie bereits bemerkt wurde, eine ſehr beliebte deutſche Schriftſtellerin. Ein richtig beobachtender Blick, Kenntniß des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, eine angenehme und fließende Erzählungsweiſe, ein reiner, gebildeter Geſchmack und ein correcter, gewandter und gefälliger Styl zeichnen ihre Leiſtungen vortheilhaft aus. Sie kennt genau die ihr zu Gebote ſtehenden Mittel und wagt nie andere Stoffe zu behandeln als ſolche, die ſie vollkommen beherrſcht; deßhalb bewegen ſich auch faſt alle ihre Gebilde nur in den Lagen des gewöhnlichen Lebens, und ſie beſchwört vorſichtig nie Geiſter herauf, welche ſie wie Göthe's Zauberlehrling nicht wieder zu bannen vermag. — Ihre Phantaſie dagegen iſt nicht ſehr reich ausgeſtattet und mehr angebildet als angeboren; dies offenbart ſich beſonders in ihren Gedichten, welche zwar in Hinſicht auf die Form größtentheils tadellos, aber ſelten dem Gegenſtande, den ſie behandeln, angemeſſen, tief, warm und begeiſternd ſind. Unter ihren vielen Romanen möchte „die Kokette" als der einzige verfehlte zu betrachten ſeyn, weil ſie ſich ſowohl in der Wahl des Stoffes vergriff, als auch den Unterſchied zwiſchen kokett und intrigant nicht zu erkennen wußte. Alle Uebrigen ſind dagegen, vorzüglich jüngeren Frauen, als eine angenehme und bildende Lectüre ſehr zu empfehlen; denn ein ſtreng ſittliches Streben, geſunde Aufklärung, der es nicht an wahrer Frömmigkeit fehlt, und eine wahre und naturgemäße Auffaſſung des Lebens und der Welt herrſchen in denſelben vor. Leider beſchränkt uns der Raum auf wenige Proben.

Die Erſcheinung *).

Iſt's Dein Schatten, der mit lindem Wehen
Leiſe oft und flüſternd um mich ſchwebt,
Daß mir ahnungsvoll das Herz erbebt,
Und ich wähne, ſelber Dich zu ſehen?

Deinen Körper birgt das dunkle Grab;
Doch in lichte, höh're Regionen,
Unter Engeln ſchweſterlich zu wohnen,
Schwang der Geiſt ſich, welchen Gott Dir gab.

Sollt' er liebevoll Dir wiederkehren,
Weil er weiß, wie bang ich Dich entbehrt?
Weil mein Herz, von Sehnſucht ſtill verzehrt,
Sich des herben Grams nicht kann erwehren!

O gieb Antwort mir auf dieſe Frage,
Denn Dein nachtumhülltes Schattenbild,
Ohne Deine Rede, ſüß und mild,
Weckt nur inniger der Wehmuth Klage.

Sprich, wie ſonſt, mit freundlichem Vertrauen,
Das Dich wiederum mir näher bringt.
Ach! der Schmerz, der bebend mich durchdringt,
Löſ't ſich ſonſt in ſchauerliches Grauen.

„Faſſe Muth, und hebe ohne Thränen
„Deine Blicke liebend zu mir auf!
„Um zu lindern Dein unendlich Sehnen,
„Stieg ich aus der Schattenwelt herauf.

„Sieh, ich bin noch — nimmer kann vergehen,
„Was in reiner Unſchuld einſt gelebt,
„Und verlöſcht in wonnevollem Wehen
„Wird der Schmerz, der irdiſch uns durchbebt.

„Warum klagſt Du, daß ich früh geſunken
„In der Erde kühlen Mutterſchooß?
„Vom Entzücken höh'rer Sphären trunken
„Iſt der Himmel Wonne nun mein Loos.

„Denn in Staub zerfallen iſt die Hülle,
„Die ſo ſchmerzvoll meinen Geiſt umwand;
„Doch ihm ſelbſt belohnt des Leidens Fülle
„Jetzt mit ew'ger Ruh' ein beßres Land.

„Daß ich noch Dir tröſtend wiederkehre,
„Iſt der Freundſchaft Werk, die feſt und rein
„Uns vereinigte, und ſieh! ich ehre
„Ihr Gebot auch noch im beſſern Seyn.

„Scheiden muß ich, aber ſtillen Frieden,
„Statt der bangen Sehnſucht, nimm von mir.
„Wiederſehen iſt uns einſt beſchieden;
„Denn des Lebens Fackel löſcht auch Dir.

„Ruhig ſieh zu meiner Gruft hinab;
„Denn der Menſchheit edelſte Gefühle
„Werden nicht zu Staub im tiefen Grab —
„Feſt beſtehn ſie noch am letzten Ziele."

*) Aus: Ch. von Ahlefeld, Gedichte. Weimar, 1826.

Des Schiffers Braut am Meere.

Es brauſt der Sturm — mit ſchaumbedeckten Wellen
Erhebt ſich rauſchend das erzürnte Meer,
Und nur der Blitze Feuerſtrahlen hellen
Der Dämm'rung Nebel grauſend um mich her.

Dort in der Hütte mir ein Obdach wählen
Möcht' ich ſo gern, doch ach, der naſſe Blick
Schaut, um mit Schreckensbildern mich zu quälen,
Nach dem empörten Element zurück;

Und kann die Schauerſcene nicht verlaſſen,
Die das Gemüth mit ſchwarzer Ahnung füllt,
Denn des Geliebten fernes Schiff umfaſſen
Die Wogen tobend, rings von Graun umhüllt.

Und doppelten Gefahren Preis gegeben,
Dem Drohn des Himmels und der Wellen Wuth,
Geht jetzt vielleicht ſein ewig theures Leben
Vernichtet unter in der tiefen Fluth.

Entſetzen faßt mich — Nebelſchleier ſchwanken
Wie düſtrer Flor vor meinem Angeſicht.
Mein Herz ſteht ſtill — es ſchwinden die Gedanken —
Und rings umher verbleicht der Hoffnung Licht!

Ihr Mächte dort, in jenen fernen Höhen,
Die Ihr den Sturm zu uns herab geſandt,
O laßt ſein Schiff nicht ſcheiternd untergehen —
Zeigt, Rettung bietend, ihm ein ſichres Land!

Und ſendet in die drohenden Gefahren
Des Glaubens lichten morgenrothen Strahl,
Laßt ihn den Muth im Buſen feſt bewahren
Und lindert hülfreich der Erwartung Qual.

Doch — iſt des Todes Loos ihm ſchon gefallen,
So löſcht auch mir des Daſeyns goldnes Licht.
In ihm nur lebt' ich — mit ihm will ich fallen —
Die ganze Welt reizt ohne ihn mich nicht!

Dora's Abendlied.

Still tritt der Mond in weiter Himmelsferne
Aus des Gewölkes nachtdurchwebtem Flor
In goldner Reinheit ſchimmernd jetzt hervor,
Umgeben von dem hellen Chor der Sterne;
Ihn, den ich mir zum Freunde auserkohr,
Ihn, dem ich klagte, was ich längſt verlor,
Begrüßt mein Blick in ſtiller Nacht ſo gerne.

Digitized by Google

Er leuchtet freundlich mir ſtatt aller Kerzen,
Strahlt leiſen Troſt in die beklomm'ne Bruſt
Und ſchenkt in Thränen mir der Wehmuth Luſt.
Wer nimmt des Kummers Laſt von meinem Herzen,
Wer hat um ihren Umfang je gewußt? —
Ach — tief verſchloſſen in der wunden Bruſt
Iſt all' mein Weh — ſind alle meine Schmerzen.

Du, den ich längſt nicht mehr zu nennen wage,
Und deſſen Bild mich dennoch ſtets umſchwebt,
Du, der im Innern meines Herzens lebt,
Wo ich nur Dich, und Gram und Sehnſucht trage,
O wenn Dein Blick hinauf zum Himmel ſtrebt,
Und holde Träume Dir der Mondſchein webt,
So denk' auch Du an unſres Glückes Tage!

Sie ſind dahin — in weite Ferne bannte
Von Dir getrennt mich grauſam mein Geſchick.
Erloſchen iſt in Thränen nun der Blick,
In dem ſonſt Muth und Hoffnung lodernd brannte.
Der erſten Liebe namenloſes Glück
Rief meines Schickſals Stimme ernſt zurück,
Eh' ich des Lebens vollen Werth erkannte.

Seitdem verhüllt in ihrem ſchwarzen Schleier
Die Schwermuth mir die weite offne Welt;
Des Himmels hehres, ſternbeſä'tes Zelt,
Des Mondes Glanz, der oft in ſtiller Feier
Der Nächte ödes Dunkel mir erhellt
Und ſehnſuchtsvoll die bange Bruſt mir ſchwellt,
Eröffnet nur mein Herz der Wehmuth freier.

Iſt mir auf ewig jenes Glück verſchwunden?
Iſt ſchmerzliches Entbehren nur mein Loos?
Und wird allein des Grabes finſtrer Schooß
Mich ſchützen vor des Leidens bittern Stunden,
So reiße ſchnell mich von dem Leben los,
Willkomm'ner Tod! denn in der Erde Schooß
Verbluten ſanft des Herzens tiefe Wunden.

Entzauberung.

So hatten leere Träume mich begeiſtert
Und meinen Buſen ahnungsvoll geſchwellt?
Vom falſchen Schein der Täuſchung übermeiſtert,
War trügeriſch das Daſeyn mir erhellt? —

Im Roſenlicht des ſchönſten Wahnes ſtrahlte
Der Frühling mich in hellern Farben an,
Und himmliſch lächelnde Geſtalten malte
Die Phantaſie auf meine Jugendbahn.

Da ſah' ich noch der Freiheit weite Räume,
Des eignen Willens ungebeugte Kraft,
Vertieft in ſüße ahnungsvolle Träume,
Noch unbekannt mit mächt'ger Leidenſchaft.

Doch als ich erſt den Glanz der Welt geſehen,
Schien in des Herzens dunklem Chaos mir
Ein heller Lichtſtrahl ſchimmernd aufzugehen,
Und andre Wünſche winkten mir in ihr.

Bedeutend mit geheimnißvollem Weben
Sprach die Natur in ſtiller Regſamkeit
Tief an mein Inn'res, das mit reinem Streben
Zum Eigenthume ſich ihr treu geweiht.

In jedes Stromes ſanft bewegter Welle
Erblickte ich des Himmels Strahlenbild,
Harmoniſch flüſterte die klare Quelle,
Und roſig ſchien das Daſeyn mir und mild.

Im jungen Grün der Fluren und der Haine
Umwehte mich der Hoffnung Zaubergruß,
Und in des Mondes ſpätem Silberſcheine
Berührte Ahnung mich mit Geiſterkuß.

Doch — — ſie ging unter, jene warme Sonne,
Die glänzend einſt die Erde mir verklärt;
Entfloh'n iſt jedes Vorgefühl der Wonne —
Die Welt iſt nicht mehr meiner Wünſche werth.

Und er erloſch, der feſt bewahrte Glaube
An Lieb' und Treue und an reines Glück;
Er wurde der Erfahrung bald zum Raube,
Und floh ins Reich der Phantaſie zurück.

Der Schleier ſank — und meine goldnen Träume
Zerfloſſen bleich in trüben Nebelduft —
Die Ahnung ſchwebte auf in höh're Räume,
Ich ſenkte ernſt die Hoffnung in die Gruft.

Der Frohſinn wich — auf ſeinen bunten Schwingen
Nahm er des Muthes reiche Fülle mit,
Der immer träumt von fröhlichem Gelingen,
Wenn auch ſein Fuß in herbe Dornen tritt.

Und unaufhaltſam ſchwanden jene Zeiten,
Als mir die Welt ein holdes Eden ſchien;
Ach! mußten ſie mit ihren Seligkeiten
So unerbittlich mir vorüber ziehn?

Nichts iſt von jenem Eden mir geblieben
Als des Bewußtſeyns unbeflecktes Glück;
Des Truges Schatten kann ich nicht mehr lieben,
Doch blick' ich ruhig in mich ſelbſt zurück.

Und darum trage jede Lebensblüthe
Für mich nur der Entſagung bitt're Frucht —
Lebt doch ein Troſt mir flammend im Gemüthe,
Der nicht verſchwindet mit der Zeiten Flucht.

Schilderung des Kloſters der Eliſabethinerinnen in Prag.

Der Kanzler hatte indeß die Unterhaltung des heutigen Tags geordnet. Sie wollten ihn damit beginnen, das Eliſabethinerinnen-Kloſter zu beſehen, das für Amadea, welche noch nie eine klöſterliche Schwelle betreten, einen ganz eigenen, ſchauerlichen Reiz der Erwartung erregte, der, indem ſie ihn freimüthig äußerte, den übrigen, weit tiefer gehenden Wallungen ihres Herzens zum verbergenden Schleier diente.

Sie fuhren hin, und während ſie in der Vorhalle des großen, ſtillen Hauſes auf die Erlaubniß der Oberin, einzutreten, warten mußten, belehrte Theobald Amadeen flüchtig, daß dieſer Orden, nach dem Vorbild ſeiner Schutzpatronin, der heiligen Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, ſich der Krankenpflege und der Wohlthätigkeit widme, und es zu dem hauptſächlichſten Zweck ſeines Wirkens mache, das menſchliche Elend, das in ſo vielfachen Geſtalten durch körperliche Leiden den Druck der Armuth und des Mangels hienieden noch erſchwert, bei Hülfloſen und Verlaſſenen aus chriſtlicher Liebe und mit der höchſten Selbſtverläugnung und Barmherzigkeit zu lindern.

Obgleich die Eliſabethinerinnen in Prag nach dem hinterlaſſenen Gebot der Gräfin Caroline von Schönkirch, welche ihr Kloſter ſtiftete, ſtrenge Clauſur haben, und nur innerhalb ihrer Mauern Kranke pflegen, nicht aber außerhalb derſelben, wie ihnen an anderen Orten geſtattet iſt, ſich dieſem ehrwürdigen Geſchäft widmen dürfen, ſo hat doch ihr Leben eine weit weniger beſchränkte Tendenz, als das anderer Schweſterſchaften hier, zum Beiſpiel, die der Carmeliterinnen von der ſtrengen Obſervanz, welche nach der unbeugſamen Härte ihrer Geſetze in ſteten Gebeten und Meditationen von der ganzen Welt abgeſchieden ſind, und Niemand den Zutritt zu ſich geſtatten, ja ſelbſt ihre nächſten Verwandten nur einmal im Jahr hinter einem Gitter, und auch da nicht unbeobachtet und mit unverſchleiertem Angeſicht, ſehen dürfen.

Das ſelbſt von der größten Demuth und Beſcheidenheit bei ihrem Streben unzertrennliche Bewußtſeyn, die Summe der ſchmerzlichſten Noth durch ihren Beiſtand zu mindern, giebt den Eliſabethinerinnen, durch welche herbe Opfer ſie es auch erkaufen, den heiteren Muth, der auch das Schwerſte überwindet, und eine immer wache Thätigkeit, die alles, was ſie leiſtet, im Glauben und Vertrauen auf Gottes Beiſtand vollbringt, entfernt jeden Schein von düſterer Schwermuth oder Schwärmerei, zu dem die ſich ſo leicht hinneigen, die nicht in dem Nutzen, den ſie ſtiften, ſondern nur in müſſiger Beſchaulichkeit und Ertödtung ihrer Sinne den einzigen und wichtigſten Zweck ihres klöſterlichen Berufs zu finden meinen.

Die Thür, die nach innen führt, öffnete ſich. Eine Nonne ließ ſie in ein großes Zimmer treten, das zum Empfang der Fremden beſtimmt zu ſeyn ſchien, und das trotz des dunklen Holzwerks, mit dem es zum Theil getäfelt, und der verdüſterten Bilder, mit denen es behangen war, von der unübertrefflichſten Reinlichkeit, die ihren Wohnſitz in dieſem Kloſter aufgeſchlagen hat, gleichſam glänzte. Nirgends im weiten Umfang des großen Gebäudes läßt ſich auch nur die leiſeſte Spur

---

*) Aus: Ch. von Ahlefeld, Amadea, Weimar, 1827.

von Vernachläſſigung, nirgends der geringſte Staub finden, und ſelbſt in den mit vielen Betten beſetzten Sälen genieſsen die Kranken einer Luft, die ſo rein iſt, als wehe ſie im Freien.

Jetzt erſchien die Oberin, eine ſanfte, freundliche Frau, die — aus Sachſen gebürtig — einſt Clara hieſs, und jetzt Mutter Gabriele genannt wird.

Mit einer die Herzen ihrer Untergebenen feſſelnden Güte, die jedoch nicht ohne jenen würdigen Ernſt iſt, der die ſtrengſte Pflichterfüllung fodert, leitet ſie die Geſchäfte der ſechs und vierzig Nonnen, welche nebſt acht Laienſchweſtern unter ihr ſtehen, und die höchſte Ordnung und Zweckmäſsigkeit der Eintheilung macht, daſs im Ganzen, ſo wie im Einzelnen, nach dem Maaſsſtab gewöhnlicher Kräfte berechnet, faſt Unmögliches geleiſtet wird, ohne daſs dabei irgend ein ſtörendes Geräuſch, eine unruhige Haſtigkeit des Ganges und der Bewegungen, oder ſonſt ein ſcheinbares Treiben und Eilen vermuthen läſst, daſs der Druck mühevoller Anſtrengungen auf den Schultern der frommen Schweſtern ruhe.

Im Refectorium ſowohl, als im Zimmer der Oberin hängen gedruckte Tafeln, auf welchen die Geſchäfte eines jeden Tages in der Woche ſtündlich ausgetheilt und bezeichnet ſind. Die Namen der Nonnen, welche ſich dieſen Arbeiten unterziehen müſſen, ſind daran befeſtigt, und ſo weiſs jede, ohne zu irren, oder durch vielen Wortwechſel die edle Zeit zu vergeuden, auf das beſtimmteſte, was ihr in dieſer Woche zu thun obliegt.

Der Geiſt der Liebe, der Eintracht und der Milde ſcheint auf dieſem Hauſe und ſeinen Anordnungen zu ruhen; nur auf die ſanfteſte Art werden Befehle ertheilt und angenommen, und kein rauhes, ſcheltendes Wort, kein miſsvergnügter, zürnender Laut erklingt in dieſen Mauern, und beleidigt das Ohr, es durch den Miſston des Unfriedens und der Zwietracht verletzend.

Nichts aber gleicht der aus der innerſten Anerkennung, aus der herzlichſten Liebe hervorgehenden Ehrerbietung, mit der die Schweſtern ihrer Oberin begegnen. Jede ſcheint von dem Gefühl der wärmſten Ergebenheit durchbebt, wenn ſie ihr naht, und der Handkuſs, mit welchem ſie von ihnen begrüſst wird, iſt keine leere Form gehaltloſer Höflichkeit, von der das Herz nichts weiſs, ſondern der Ausdruck der wahrſten, innigſten Verehrung, die eines äuſseren Zeichens bedarf, um ſich auszuſprechen.

Die Oberin führte ihre Gäſte umher, ihnen die Einrichtungen und Anſtalten des Kloſters zu zeigen, und überall fanden ſie Veranlaſſung, die unbeſchreibliche Sauberkeit, Ordnung und Zweckmäſsigkeit derſelben zu bewundern.

Amadea hielt ſich bald ſo nahe wie möglich zu der würdigen Frau, die ſich mit unverkennbarem Wohlwollen ebenfalls zu ihr hingezogen fühlte, und jede ihrer Fragen mit unermüdeter Gefälligkeit beantwortete. Sie ſagte ihr, daſs ein vierjähriges Noviciat dazu gehöre, um das feierliche, unwiderrufliche Gelübde ablegen zu dürfen, das alsdann für das ganze übrige Leben ſie verpflichtet.

In dieſem Zeitraum, ſetzte ſie hinzu, iſt jede der Schweſtern im Stande, den Umfang ihrer Verantwortlichkeit kennen zu lernen, um ſich zu prüfen, ob ſie Stärke genug beſitzt, unſeren ernſten, oft ſchweren Beruf zu erfüllen.

Das erſte Jahr erlaubt ihnen noch den Verkehr mit der Welt, damit freie Wahl und ungehinderte Vergleichung den Entſchluſs ihrer Zukunft beſtimme. Wir betrachten die Novizen als unſere Schülerinnen, und theilen ihnen die nöthigen Kenntniſſe mit, deren ſtete Uebung eine Pflicht dieſes Ordens iſt. Wie früh aber auch immer das begehrte Noviciat begonnen hat, ſo dürfen ſie doch erſt nach dem vier und zwanzigſten Jahre den ſchwarzen Schleier empfangen, durch den — wenn er einmal mit dem weiſsen vertauſcht iſt — die, die ihn trägt, der Welt und ihren Freuden ein ewiges Valet ſagt.

Die Säle, wo ſich die mit ſchweren Krankheiten Behafteten befinden, werden aus Furcht vor Anſteckung den Fremden nicht gezeigt; aber ein anderer, den die Oberin ihnen öffnete, in welchem ohngefähr ſechszehn Frauen lagen, gab ihnen einen klaren Begriff von der wohlthätigen Sorgfalt und Pflege, welche dieſe Unglücklichen hier genieſsen.

Es iſt nicht möglich, daſs das mitleidige, weibliche Gemüth im ſteten Umgang mit den ſchmerzlichſten Leiden, die oft nicht zu heilen, kaum zu lindern ſind, ſich den Frohſinn erhalten kann, der ihm vielleicht angeboren war; denn er läſst ſich nicht mit dieſem immerwährenden, jammervollen Anblick, und mit der Erfüllung ſo ſchwerer Obliegenheiten vereinigen. Aber ein liebevoller Ernſt, und jene ſtille Heiterkeit, die aus dem Bewuſstſeyn treu geübter, obgleich ſauerer Pflicht, wie eine ſchöne Blume aus dunkler Erde ſproſst, macht gleichſam den Grundton im Charakter dieſer ehrwürdigen Nonnen aus. Ihre unerſchöpfliche Geduld und Fürſorge reicht dem Kranken jede Hülfe, jeden Troſt, während ihre ſanften Ermahnungen, verbunden mit der Kraft des Beiſpiels, ſtreben, die Gemüther ihrer oft verwilderten, zum Theil geſunkenen Pfleglinge zu einer edleren Richtung zu vermögen, und ſie zu dem empor zu heben, von dem, wo irdiſcher Beiſtand nicht mehr ausreicht, der ewige kommt, der alle Schmerzen beruhigt.

Die gröſste Reinlichkeit und Ordnung herrſchte auch hier. Hoch und luftig iſt der Raum, wo die verſchiedenen Grade körperlicher Leiden, die beginnende, ſo wie die fortſchreitende Geneſung, die nur noch durch tiefe, der Stärkung bedürfende Ermattung an die überſtandene Krankheit mahnt, ein rührendes Bild menſchlicher Gebrechlichkeit und Schwäche, zugleich aber auch menſchlicher Kraft und Selbſtüberwindung im Hülfeleiſten vor das Auge des Beſchauers ſtellt.

Liebe, Dankbarkeit und den Segen des Himmels herabflehende Blicke ſtrahlen von jedem Geſicht, wenn eine der Nonnen ſich den Krankenlagern nähert, und mit dem ſanften Ton wahrer Theilnahme nach dem forſcht, was wohl eben für den Augenblick nöthig ſeyn möchte, oder auch, durch inneren Tact geleitet, ohne zu fragen, verrichtet, was zur Erleichterung der Leidenden dienen kann.

Obgleich mit ächt chriſtlicher Toleranz Kranke aller Confeſſionen aufgenommen werden, ſo lange noch eines der im Kloſter befindlichen dazu beſtimmten ſechszig Betten frei iſt, ſo haben doch die, die ſich zur katholiſchen Religion bekennen, den Troſt täglicher Erbauung vor den Anderen voraus, da ſich an dem einen Ende des Saals ein Altar befindet, an welchem täglich Meſſe geleſen wird. Indeſs iſt es denen, die zu einer anderen Kirche gehören, unverwehrt, ſich von Geiſtlichen ihres Glaubens beſuchen zu laſſen, und ſich mit ihnen zu unterhalten.

Die Apotheke, ebenfalls weiblichen Händen anvertraut, und muſterhaft von ihnen verwaltet, iſt ein Beweis, daſs die Ausübung dieſer ſchweren Kunſt nicht eben bloſs ein Eigenthumsrecht des ſtärkeren Geſchlechts zu ſeyn brauchte, um — wie es hier nach dem Urtheil ſachkundiger Männer der Fall iſt — in der höchſten Vortrefflichkeit zu beſtehen, ja, es würde ſogar eine mit mancher parteiiſchen Anordnung des bürgerlichen Lebens verſöhnende Billigkeit ſeyn, wenn auch auſserhalb der Kloſtermauern dieſs halb und halb in das Fach der veredelten Kochkunſt einſchlagende Geſchäft von Frauen betrieben werden dürfte.

Die Novize, der man die Fähigkeit zutraut, Latein, Kräuterkunde, Chemie u. ſ. w. gründlich wiſſen zu können, muſs, wenn ſie in dieſen Wiſſenſchaften auf das ſorgfältigſte unterrichtet iſt, in einer Stadtapotheke einen Curſus durchmachen, und wird dann, wenn ſie gewiſſenhaft geprüft, und für geſchickt genug dazu erklärt worden iſt, als Gehülfin der bereits ins praktiſche Leben eingeweihten Kloſterapothekerin aufgenommen, um unter ihrer Obhut und unter der Aufſicht eines Arztes, der täglich die Kranken beſucht, und die Recepte ſchreibt, dieſe mit der pünktlichſten Genauigkeit zu bereiten, damit, wenn zu dem Erlernen noch Erfahrung und Gewandheit hinzukommt, ſie dereinſt im Stande iſt, als Nachfolgerin ihrer Vorgeſetzten dieſem ſo wichtigen Amte vorſtehen zu können.

Obgleich nur Kranke ihres eigenen Geſchlechts in dieſes Kloſter aufgenommen und verpflegt werden (eine Regel, von der die frommen Schweſtern bloſs in den Kriegsjahren 1813 und 1814 theilweiſe abwichen, indem Mitleid mit den hülfloſen Verwundeten, die das nahgelegene Hoſpital nicht alle verſorgen konnte, ſie bewog, die, welche ſich, um Beiſtand flehend, zu ihnen hintragen lieſsen, oder ſelbſt noch zu kommen vermochten, wenigſtens zu verbinden, und mit Arzeneien und zweckmäſsigen Speiſen zu verſehen), ſo iſt doch übrigens Männern, wenn ſie die Oberin um Erlaubniſs dazu bitten, eben ſowohl als Frauen, geſtattet, das Kloſter zu betreten, um ſich mit ſeinen Einrichtungen bekannt zu machen. Auch verweigert keinesweges eine unzeitige Prüderie den Kranken die erfreulichen Beſuche ihrer Männer, Brüder oder Freunde, weil die guten Nonnen glauben, eine ſanfte Befriedigung des ſehnenden Gemüths trage eben ſo wohlthätig zur Wiederherſtellung bei, als das wirkſamſte Mittel, das die Medizin zu reichen vermag.

Mutter Gabriele zeigte ihnen noch durch das enge Gitter des Chors die von Vielen beſuchte Kirche, die aber die Eliſabethinerinnen ſelbſt, vermöge ihrer Clauſur, nicht während des Gottesdienſtes betreten dürfen. Sogar beim Genuſs des Abendmahls reicht ihnen der Prieſter das heilige Sacrament durch die geöffnete Thür, die in ein zu Andachtsübungen beſtimmtes Zimmer führt, wo ſie, ohne weiter geſehen zu werden, es empfangen. Fünfmal täglich, und zwar ſchon von früh vier Uhr an, ſind ſie verpflichtet, ſich zu gemeinſchaftlichem Gebet zu verſammeln — die übrige Zeit wird von der Menge ihrer regelmäſsig geordneten Geſchäfte hingenommen, ſo daſs, weit entfernt von aller Langenweile, die Tage ihnen wie ein ſtiller Traum verſchwinden, und leiſe und unvermerkt zu Jahren werden, die ſie ſanft zu dem Ziele hinführen, das im Geräuſch des Weltlebens der Menſch nur noch herben Kämpfen, und von Stürmen erſchüttert, erreicht.

Digitized by Google

Amadea fühlte ſich von allem, was ſie hier ſah und hörte, auf das tiefſte bewegt, und ihre leicht erregte Fantaſie war ergriffen von den Bildern, die ſie auf dieſem ihr ſo romantiſch ſcheinenden Boden hervorrief, und die mit feierlichem Ernſt, mit leiſer Mahnung, mit rührender Wehmuth zu ihrem Innern ſprachen.

Die katholiſche Religion hat durch manche ihrer Lehren und Gebräuche für ein Gemüth, das noch in den erſten Flammen der Jugend und des Gefühls lodert, etwas unbeſchreiblich Anziehendes und Hinreißendes. Kunſt und Poeſie umſtrahlen ſie mit warmem Schimmer, und verleihen ihnen eine Anſchaulichkeit und eine Glorie, die die Sinne anregt, und das Gemüth zu ſchwärmeriſchem Aufſchwung empor trägt, während in der proteſtantiſchen Kirche das Denken das Uebergewicht über die Kindlichkeit der Empfindung errungen zu haben ſcheint, und ihre ſtreng geläuterte Geiſtigkeit das religiöſe Leben oft froſtig erkältet.

Während die Männer einige Gemälde auf den Kreuzgängen betrachteten, welche das Kloſter in Zeiten, wo es noch nicht, wie jetzt, durch ſo manchen Verluſt bedrängt, und in ſeinen Ausgaben auf das Nothwendigſte beſchränkt war, aus dem Nachlaß der Jeſuiten gekauft hat, führte Mutter Gabriele Clementinen und Amadea in ihre Zelle, die groß, hell und freundlich, durch die halb vergitterten Fenſter eine weite Ausſicht auf den Wiſchehrad und die raſch dahin eilende Moldau geſtattet.

Man erblickt, wie in jeder anderen Zelle, nur einfaches Geräth, wie es das dringendſte Bedürfniß erfodert, in dieſem Gemache. Manch Liebeszeichen der Erinnerung an den Wänden, aus kleinen Bildern, Stickereien und ähnlichen Pfändern des Andenkens beſtehend, und vermuthlich von Verwandten und werthen Freunden beim ewigen Scheiden von der Welt ihr mitgegeben, mahnt indeß wohl in einſamen Stunden die würdige Frau an die Vergangenheit, die hinter ihr liegt, wie ein dämmerndes Gefilde, auf deſſen verblühtem Boden ſie muthig vorwärts ſtrebt, der aufgehenden Sonne entgegen, die von dem Jenſeits herüberſtrahlt, das vielleicht bald ihre Seele empfangen wird.

Ach! wer einem ſo edlen Zweck ſein Daſeyn widmen dürfte! rief Amadea ſchwärmeriſch ergriffen aus, indem ſie ſich mit Thränen in den Augen in die Arme der Oberin warf. Doch dieſe, die mit dem Taubenſinn der frommen Einfalt auch jene Weltklugheit verband, die der innere Tact für's Schickliche entwickelt, las ſchnell in Clementinens ernſtem, bekümmertem Blick eine leiſe Mißbilligung dieſer Aufwallung, und zu edel, um eine momentane Schwäche zum Proſelytenmachen zu benutzen, ſtrebte ſie das tief erſchütterte Mädchen auch auf die Schattenſeite des Berufs aufmerkſam zu machen, den zu ergreifen, ihr offenbar ſo wünſchenswerth ſchien.

Ich glaube wohl, mein liebes Fräulein, ſagte ſie, daß der Ueberblick unſerer Anſtalt einen wohlgefälligen und anziehenden Eindruck auf den Beſchauer hervorzubringen vermag; denn jeder Beſuch überhäuft uns mit Lobſprüchen, die wir ruhig hinnehmen, da unſer Bewußtſeyn uns ſagt, daß wir ſie theuer erkaufen. Ich erkenne es als einen beſondern Vorzug meiner Religion, daß in ihr die Barmherzigkeit Häuſer, wie dieſes, ſtiftete, wo diejenigen meines Geſchlechts, die ſich zum eheloſen Stande erkohren fühlen, auf eine verdienſtliche Art ihr Scherflein zum allgemeinen Beſten beitragen, und im Geiſte unſeres göttlichen Mittlers handeln dürfen, der ja auch ſich ſelber zum Opfer brachte, um der Menſchheit wohl zu thun. Aber nicht leicht iſt dieſer Beruf; nur Wenige haben von Gott den Grad der Selbſtverläugnung empfangen, der dazu gehört, um unſere Beſtimmung zu erfüllen. Denn das Wort: Krankenpflege umfaßt gar viel, und gar ſchweres, wozu unſer Muth und unſere Kraft oft nicht ausreichen würde, wenn nicht von Oben die Gnade des Herrn uns unterſtützte.

Es iſt nicht damit gethan, fuhr ſie fort, den unſerer Sorgfalt Anvertrauten das reinliche Kiſſen aufzuſchütteln und zurecht zu legen, auf das wir ihre Häupter gebettet haben — ihre dürren Lippen mit einem Labetrunk zu erfriſchen, oder in ſauber blinkendem Löffel ihnen die heilſame Medicin zu reichen. Was der Ekel nur immer Schauderhaftes und Abſtoßendes umfaßt, wird uns als tägliche Uebung in der Selbſtüberwindung geboten. Die niedrigſten Dienſte, vor denen oft das Gefühl zurückbebt, und die Hand in unfreiwilliger Weigerung erzittert, müſſen als ſtrenge Foderung der Nothwendigkeit von uns betrachtet und verrichtet werden, und dieſe Reinlichkeit, die Ihnen wohlgefällt, und die wir für das erſte Erforderniß des Gedeihens bei Kranken und bei Geſunden halten — ſie geht nur aus dem unaufhörlichen Kampf mit der höchſten Unreinlichkeit hervor, und ſo lachend ihr Geſammteindruck auf ſeyn mag, ſo wahrhaft empörend für einen einigermaßen fein organiſirten Sinn ſind oft die Einzelnheiten, die wir überwinden müſſen, um ihn hervorzubringen.

Man ſchickte ſich jetzt zum Fortgehen an; doch ſo genau und aufmerkſam ſie ſich auch allenthalben umgeſehen hatte, ſo konnte doch Amadea den Gedanken nicht ertragen, zum erſten und zugleich zum letztenmal in dieſem Tempel des mildeſten Erbarmens geweſen zu ſeyn. Sie bat daher Mutter Gabriele um die Erlaubniß, wiederkommen zu dürfen, und dieſe ertheilte ſie ihr auf eine Weiſe, die das liebevollſte Wohlwollen ausdrückte.

Heinrich Albert (Alberti)

ward am 28. Juni 1604 zu Lobenſtein im Voigtlande geboren und ſtudirte die Rechte zu Leipzig; beſchäftigte ſich aber vorzugsweiſe mit der Muſik. — Nachdem er eine geraume Zeit in Dresden verlebt, kam er 1626 nach Königsberg, wo er 1631 Organiſt ward. Er ſtarb daſelbſt am 6. October 1668 im 65. Jahre ſeines Alters. Seine eigenen Lieder, ſo wie die ſeiner Freunde, vorzüglich Dach's und Roberthin's, pflegte er in Muſik zu ſetzen und ſo herauszugeben. Sie erſchienen in folgenden Sammlungen:

Arien u. ſ. w. Königsberg, 1638—50. 8 Thle. in Fol. Neue Auflage. Leipzig, 1657. in 4.
Muſikaliſche Kürbshütte. Königsberg, 1651. Fol.
Poetiſch-muſikaliſch Luſtwäldlein. Königsb. 1652. Fol. N. A. Leipzig, 1657. —

A. war ein von ſeinen Zeitgenoſſen mit Recht ſehr geſchätzter lyriſcher Dichter, von dem ſich Manches bis auf unſere Zeit erhalten hat. — Klarheit, geſunder Verſtand, eine heitere Lebensanſicht, Einfachheit, eine angenehme und wohllautende Sprache und ein fließender und gut geordneter Versbau zeichnen ſeine Leiſtungen höchſt vortheilhaft aus zu einer Zeit, wo Uebertreibung, Manier und Seichtigkeit anfingen, ſich der, eben nach Regeln behandelten, deutſchen Poeſie zu bemächtigen.

Folgende Proben werden unſer Urtheil beſtätigen.

Amor im Tanz.

Junges Volk, man rufet Euch
Zu dem Tanz hervor.
Auf, es ſpielet ſchon zugleich
Unſer ganzes Chor.
Wer nur Luſt zu tanzen hat,
Stelle ſich hier ein;
Tanze, bis er Tanzes ſatt
Und begnügt mag ſeyn.

Wiſſet aber, daß ſich hab'
Hier auch eingeſtellt
Amor, der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt:
Amor, der viel Poſſen macht
Und ſich nur ergetzt,
Wenn er euch in Leid gebracht
Und in Noth geſetzt.

Er wird wanken hin und her,
Nehmet ſeiner wahr!
In den Augen ohngefähr
Wird er offenbar.
Drinnen der geſchwinde Schütz
Seinen Bogen ſpannt,
Und euch, wie der ſchnelle Blitz
Trifft gar unbekannt.

Auf den Lippen wird er oft
Auch zu finden ſeyn
Und ſich bei Euch unverhofft
Heimlich ſchleichen ein.
Durch der Worte Süßigkeit
Hat er ſeine Luſt,
Euch zu ſtürzen nur in Leid
Schlau und unbewußt.

Händedrücken keiner trau!
Er iſt's der es thut:
Er verbirgt ſich ſo genau,
Quälet manches Blut,
Daß in Hoffnung wird geſtärkt
Einer Schönen Gunſt,
Die doch nicht die Hand gerührt —
Es war Amors Kunſt.

So er nun durch ſeine Pfeil'
Euch verliebt gemacht,
Wird er lachen und in Eil
Geben gute Nacht.

Digitized by Google

Sehet zu, wie, wo und wann
Ihr dann Hülfe kriegt?
Der wird übel ſeyn daran,
Der verwundet liegt.

Morgenlied.

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn, heiliger Geiſt,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn und Mond uns ſcheinen heißt,
Deſſen ſtarke Hand die Welt
Und was drinnen iſt, erhält.

Gott, ich danke Dir von Herzen,
Daß Du mich in dieſer Nacht
Für Gefahr, Angſt, Noth und Schmerzen
Haſt behütet und bewacht,
Daß des böſen Feindes Liſt
Nicht mein mächtig worden iſt.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieſer Nacht vergehn;
O Herr Jeſu, laß mich finden
Deine Wunden offen ſtehn,
Da allein Troſt, Hülf' und Rath
Iſt für meine Miſſethat.

Hilf, daß ich mit dieſem Morgen
Geiſtlich auferſtehen mag
Und für meine Seele ſorgen:
Daß, wenn nun Dein großer Tag
Uns erſcheint und Dein Gericht,
Ich dafür erſchrecke nicht.

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort;
Sey und bleibe Du auch heute
Mein Beſchützer und mein Hort;
Nirgends als von Dir allein
Kann ich recht bewahret ſeyn.

Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verſtand,
Großer Gott, ich Dir befehle
Unter Deine ſtarke Hand;
Herr, mein Schild, mein Ehr und Ruhm,
Nimm mich auf, Dein Eigenthum.

Deinen Engel zu mir ſende,
Der des böſen Feindes Macht,
Liſt und Anſchlag von mir wende
Und mich hält in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh
Trage nach dem Himmel zu.

Höre, Gott, was ich begehre,
Vater, Sohn und heiliger Geiſt:
Meiner Bitt' mich, Herr, gewähre,
Der Du mich ſelbſt bitten heißt;
So will ich Dich hier und dort
Herzlich preiſen fort und fort.

Johann Baptist von Albertini

ward am 17. Februar 1769 zu Neuwied geboren und erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung in den gelehrten Anſtalten der Brüdergemeine zu Niesky und Barby. Er war ein Jugendfreund Schleiermachers, blieb aber der Gemeine treu und ward ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre Lehrer an eben denſelben Inſtituten, in welchen er war erzogen worden. Hier verweilte er bis 1804 und beſchäftigte ſich vorzüglich mit den alten, ſo wie mit den orientaliſchen Sprachen, mit Mathematik und Botanik. Die Frucht der letzteren Studien war ein gemeinſchaftlich mit L. v. Schweiniz herausgegebenes Werk: Conspectus fungorum in Lusatiae superioris agro Niskiensi crescentium etc. Lips. 1805, das ſich einer ſehr günſtigen Aufnahme zu erfreuen hatte. Ferner lieferte er eine ſyriſche Inſchrift für das zur Feier des Völkerfriedens 1814 bei Barth in Breslau erſcheinende Monumentum pacis. — Seit dem Jahre 1804 widmete er ſich gänzlich dem Predigerberuf in den Brüdergemeinen zu Niesky, Gnadenberg und Gnadenfrei. 1821 ward er Mitglied der Direction der Brüderunität, nachdem er 1814 Biſchof geworden. Seit 1824 übernahm er den Vorſitz in der Unitäts-Aelteſten-Conferenz und wirkte ſegensreich und heilbringend in weitem Kreiſe. — Er ſtarb, von Allen, die ihn kannten, tief betrauert am 6. December 1831 zu Berthelsdorf bei Herrnhut, ein wahrer, echter Diener des göttlichen Wortes, eben ſo uneigennützig und wohlwollend als reich an Geiſt und Wiſſenſchaft. —

Außer jenem botaniſchen Werke ſind noch von ihm, jedoch ohne ſeinen Namen, erſchienen:

Dreißig Predigten. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. (Ohne Druckort.) gr. 8. Es erſchienen drei Auflagen davon in den Jahren 1805—1829.

Geiſtl. Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1. Aufl. Bunzlau, 1821; 2. A. Bunzlau, 1827. in 8.

Sechs und dreißig Reden an die Gemeine in Herrnhut, in den Jahren von 1818—1824 gehalten. Gnadau, 1832. 8.

Als geiſtlicher Liederdichter ſteht v. A. ſehr iſolirt da und kann weder mit anderen deutſchen geiſtlichen Lyrikern verglichen, noch allein nach dem Charakter ſeiner Lieder beurtheilt werden, da ihm hier eine zu beſtimmt abgemeſſene Bahn vorgezeichnet war, und es ihm vor allen Dingen darum zu thun ſeyn mußte, indem er zugleich den religiöſen Forderungen ſeiner Glaubensverwandten genügte, ihnen beſſere Geſänge als die bisher in den Brüdergemeinen üblichen zu ſchaffen. Aus den erſten Zeiten ihrer Gründung gab es noch eine Unzahl von Liedern, in welchen den allegoriſchen Spielen mit dem Glauben, den verſinnlichenden Darſtellungen der Lehre zur Ungebühr, oft auf eine höchſt geſchmackloſe und, um nicht zu ſtreng und verletzend Fehlgriffe zu beurtheilen, denen eine gute Abſicht zu Grunde lag, wenigſtens unſchickliche Weiſe gehuldigt wurde. Vieles von dieſer Neigung hatte ſich bei Geſinnungen, auf welche die Zeit ihren Einfluß nur höchſt langſam und unmerklich ausübt, wohl bei der Menge erhalten, manches Andere beruhte auf den religiöſen Anſichten ſelbſt und gehörte durch Form oder Auffaſſung weſentlich zum Ganzen, und es war daher dem Dichter eine ſchwere Feſſel auferlegt, die ihn jedenfalls hinderte, ſich frei zu bewegen, wenn er auch gleich auf der anderen Seite Vieles fand, was der Poeſie als höchſt dienſtlich entgegentrat. In dieſem beſchränkten Kreiſe nun hat v. A. Meiſterhaftes geleiſtet, und wir dürfen nicht mit ihm rechten, wenn wir auch hin und wieder die Form verletzt oder Ausdrucksweiſen finden, welche uns fremdartig und ſeltſam erſcheinen. Glühende Begeiſterung für den Glauben, tiefes, echtes Gefühl, eine mitunter hinreißende Bilderſprache, ein wahrhaft frommer Sinn, der nur Liebe und Verſöhnung athmet, ſind ein ſchöner Schmuck dieſer Geſänge und beurkunden den glücklichen Beruf ihres Verfaſſers.

Eben ſo hoch, ja vielleicht noch höher ſteht v. A. als geiſtlicher Redner. Seine Predigten zeichnen ſich durch Wahrheit, Einfachheit, Lebendigkeit, Friſche, Wärme und Fülle der Empfindungen, Kenntniß des Lebens und ſeiner Verhältniſſe, Tiefe der Beſchauung, Kraft des Glaubens und eine jederzeit dem Gegenſtande und der Verſammlung höchſt angemeſſene Sprache auf das Vortheilhafteſte aus und verdienen nicht bloß in den Brüdergemeinen geleſen und geliebt zu werden.

Digitized by Google

Heilslied *).

Wer weckte doch vom Anfang den Gerechten?
wer rief ihm, daß er ging? wer gürtet' ihn,
der Heiden Länder friedlich zu durchziehn?
ihr Inſeln, ſchweigt! ihr Völker, laßt uns rechten!
wer ruft die Menſchen all' vom Anfang her?
„Ich bin's, der Erſt' und Letzte!“ ſpricht der Herr.

Ich klopfe ſacht als Freund an Herzensthüren,
und ruf': „ich komme, ſeligs Herz, zu dir,
mein Abendmahl zu halten — öffne mir!“ —
„Was ſteht am Markt ihr müßig? kommt euch rühren;“
tönt mein Weingärtnersruf um Mittagszeit
und früh und ſpät: „der Lohn iſt längſt bereit.“

Dem Königsſohn iſt Hochzeit zubereitet:
„kommt, Lahme, Krüppel, Blinde, Groß und Klein —
nehmt's Hochzeitskleid! das Mahl ſoll euer ſeyn!“ —
„Auf, in die Schranken! auf, ihr Männer, ſtreitet!“
ruf' ich vom Kampfgericht: „noch iſt es Zeit!
wer faßt die Krone der Gerechtigkeit?“

Die Inſeln ſchweigen Dir, gewalt'ger Rufer!
Dein ſind die Seelen alle: das ſey fern,
mit Dir zu rechten! folgen wir dem Herrn
auf Abrams Pfade glaubensvoll zum Ufer!
uns trägt von da, iſt's Werk in Gott gethan,
die letzte Fahrt in's ew'ge Kanaan.

Heilslied.

Einſam in der Felſenhöhle
wacht Elia der Thisbit:
ſtill, mit ahnungsvoller Seele,
harrt er auf des Herren Tritt.
Es brauſen vorüber gewaltige Winde,
die Felſen zerſpalten in grauſende Schlünde,
und Berge zerreißen: es toſen des Herrn
zerſtörende Boten — doch Er iſt noch fern.

Nach dem Sturme heult's in Lüften —
Land und Meer erbebt mit Macht:
furchtbar brechen aus den Klüften
Flammen durch die finſtre Nacht.
Doch ruhig in Feuer und Erdbeben ſtehet
der Fürſt der Propheten, vom Geiſte durchwehet:
Er kennt als Vertrauter den Herrn Jehovah —
noch tobt die Verwüſtung, noch iſt Er nicht da.

Welch ein Wechſel! tiefe Stille
plötzlich rings in der Natur!
Auf, Elia, dich verhülle!
jetzt vernimmſt du Gottes Spur.
Er eilet, das Antlitz im Mantel verborgen,
im ſanften gelinden Geſäuſel zu horchen
der Stimme des Kommenden: „betend verehrt
Dein Knecht Dich, Allmächtiger! rede, er hört!“

* * *

Schaut umher in die Zerſtörung!
Winde raſen fürchterlich:
Schwerdt und Feuer ſtreut Verheerung,
o Europa! über dich.
Es drehen ſich blutige Kriegslegionen,
es ſtürzen die Hütten, es wanken die Thronen:
das Alte zerſtiebet in flüchtigen Staub,
das Recht iſt zertreten, es herrſchet der Raub.

Kennet ihr des Rächers Finger?
Todesengel ſendet Er
vor ſich her: dem Weltbezwinger
beugt ſich bebend Land und Meer.
Er Selber iſt nimmer im Sturm und im Feuer:
ſie künden nur an den allmächt'gen Befreier.
Durchglühe den Dichter, du heiliger Geiſt
der Weiſſagung! — hört, was ſein Wehen verheißt!

Nach dem Sturme, nach dem Zittern,
nach der Flamme wildem Brand
kommt der Herr: Sein ſanftes Wittern
ſäuſelt über Meer und Land.
Dann hüllet euch ein vor des Heil'gen Blicken,
und höret, ihr Völker! Er kommt zum Erquicken:
durch Trübſal geläutert bewahrt ihr das Glück —
die eiſerne Zeit kehrt nimmer zurück.

* * *

Düſter herrſcht in deinem Herzen,
Sünder! falſche bange Ruh:
heimlich von Gewiſſensſchmerzen
angenagt, erkrankeſt du.
Doch ſiehe! urplötzlich erheben ſich Stürme:
es ſtürzen zuſammen die lockeren Thürme,
die eigenes Wirken ſich mühſam erbaut!
du fühlſt dich entwaffnet, dir ſchaudert die Haut.

Dein felshartes Herz zerſpringet —
Angſt durchbebt dir Mark und Bein;
Flamme der Verzweiflung dringet
grauſam zehrend in dich ein.
Getroſt! dieſe Zeichen ſind Boten der Gnade!
bald wandelt in Freude ſich Jammer und Schade:
die Seele, gereinigt durch Feuer und Wind,
ergiebt ſich dem Retter als folgſames Kind.

Iſt Er Selbſt gleich in den Flammen
und im Sturme noch nicht da,
ſing doch Seinem heil'gen Namen
ſchon voraus Halleluja!
Er naht ſich, der liebende Tröſter der Müden —
dein Herz wird durchſtrömet von göttlichem Frieden!
im ſtillen Geſäuſel erſcheinet der Herr:
hör', liebe und habe! Er ſey es, nur Er!

Gebetslied.

Ich geh' in ſtillen Bitten
dem Herrn mein Herz ausſchütten,
daß durch und durch Er ſehe,
kein Stäublein Ihm entgehe.

Nichts will ich Ihm verhalten:
auch die geheimſten Falten
des Herzens Ihm ausbreiten —
ach das ſind Seligkeiten!

Es mag vor ihm zerfließen —
ſein Tiefſtes ſoll Er wiſſen!
ſo wird Er's mächtig läutern,
und Muth und Blut mir heitern.

Heimwehlied.

Der Ahnung voll vom Vaterland
durchzogſt du, Seele! Meer und Land:
der Bürgerſchaft auf Erden ſatt,
begehrteſt du der beſſern Stadt:
du wanderteſt durch Zeit und Ewigkeit,
und ſaheſt nicht! dein Heil war längſt bereit.

Längſt ruht auf blut'gem Felſengrund
die Stadt vom ew'gen Friedensbund:
rings um den Hügel Golgatha
ſtand längſt in ſtillem Wohlſeyn da
die Vorſtadt des für ächte Kinder Seins
erbauten himmliſchen Jeruſalems.

Die Flur durchweht des Frühlings Kraft —
in Aeſt' und Zweige ſteigt der Saft:
das Laub ergrünt, es ſchwillt der Keim —
der Vögel Züge kehren heim:
ſie finden's Haus! ein lautes Freudenfeſt
krönt ihren Flug in's traute Heimathsneſt.

Gleich ihrer Schaar ziehn, Seele! dich
des Heimwehs Kräfte mächtiglich:
heb' auf das Haupt! der Sommer naht,
Erlöſung winkt dir Gottes Stadt:
Dein müder Fittig ſinkt auf Golgatha —
Da iſt die Heimath, Seele! da, nur da.

Du fandeſt, Vögelein, dein Haus:
fortan fleug fröhlich ein und aus!

*) Aus: Geiſtliche Lieder. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeinde. Bunzlau, 1827.

Digitized by Google

vergiß der Reiſe Müh' und Streit,
geneuß der Wohnung Lieblichkeit!
niſt' am Altar des Herrn der Zebaoth —
o Seele! freu' dich im lebend'gen Gott!

Bereite nun im Vorhof dich,
Beglücktes Herz! einſt ſeliglich
in's Allerheiligſte zu gehn,
des Königs Angeſicht zu ſehn!
ſchwing dich voraus zum gold'nen Thron empor —
die Liebe ſchmücke dich für Zions Thor!

Heimwehlied.

Moſeh, langen Wechſels müde,
ſtrebt' ins Land der Ruh hinein —
wollte der vollkommnen Hütte
ſchon hienieden theilhaft ſeyn.

Ihm verſagte Gott ſein Flehen:
„ſteige das Gebirg' hinan,
überſchau die ſel'gen Höhen —
ſo vollende deine Bahn!“

Seelen, ſehnt ihr euch hienieden
ſchon nach ungetrübter Ruh?
eilet immerhin dem Frieden
Kanaans verlangend zu:

nur beſcheidet euch, ihr Knechte
Gottes, *hier* nicht einzugehn!
lernt, wie Moſeh, Seine Rechte —
gläubt euch ſelig, *ohne Sehn*!

Doch der Sehnſucht Durſt zu ſtillen,
heb' uns hoch von Zeit zu Zeit —
löſe, Herr! der Augen Hüllen,
zeig' uns Deine Herrlichkeit!

Führ' uns auf des Berges Gipfel,
wenn wir der Vollendung nahn:
Friede durch der Palmen Wipfel
rauſch' uns dann von Jenſeits an!

Heimgangslied.

Seit Du, o Heiliger! die Gräfte
uns heiligteſt durch Deine Ruh' im Grab,
umwehn den Pilger Friedenslüfte,
und ſtärken heimwärts ſeinen Wanderſtab.
Im dunkeln Thale bleibt er auf und ab
ein Kind des Lichts, und heilig iſt ſein Grab.

Nach deinem Grabe ſtill und ſelig
ausſchauend wandelt er dem ſeinen zu:
gen Mittag und gen Morgen fröhlich
durcheilt er ſeinen Pfad zur ew'gen Ruh:
vom Mittag weht ihm warmer Blumenduft —
vom Morgen kühlt ihn Auferſtehungsluft.

Predigt am zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis. 1805 *).

Text: Epheſ. 5, 15—21.

Ach bleib bei uns, Herr Jeſu Chriſt,
weil es nun Abend worden iſt:
Dein göttlich Wort, das helle Licht,
laß unter uns auslöſchen nicht!
In dieſer lezten betrübten Zeit
verleih' uns, Herr, Beſtändigkeit!
Bewahre uns Dir unbefleckt,
in Deiner Wundenburg verſteckt,
von keinem Feinde angerührt,
viel weniger zu was verführt!
Herr! gib uns blöde Augen
für Dinge, die nichts taugen,
und Augen voller Klarheit
in alle Deine Wahrheit! Amen.

Es iſt böſe Zeit — ſchrieb Paulus, der Apoſtel des Herrn, an die Gemeine zu Epheſus. Und die Geſchichte ſeines Zeitalters beſtätigt aufs vollkommenſte, was er ſchrieb: *es war böſe Zeit* — böſe Zeit in gar mancherlei Betracht, von außen und innen, im Staat und in der Kirche. Das ungeheure Römiſche Reich, das den halben Erdkreis umſpannte, litt ſichtbar unter ſeiner eigenen Größe und der Schwäche ſeiner Regierung. Bedrückungen, Empörungen, zumal in den entfernten Ländern, Peſtilenz und theure Zeit waren abwechſelnd an der Tagesordnung, und plagten die Völker. Die neugeborne Kirche Jeſu Chriſti, noch jung und zart, war vom blinden wüſten Heidenthum rings umgeben: Lockungen heidniſcher Luſtbarkeit und Verfolgungen heidniſcher Unduldſamkeit ängſtigten ſie, daß verführt würden, wo möglich, auch die Auserwählten. *Es war böſe Zeit!* Wie iſt es denn izt, meine lieben Zuhörer? Wir können es uns nicht verbergen: *es iſt böſe Zeit*, ausgezeichnet böſe Zeit — von jener in vielen Punkten verſchieden, aber doch auch in mehr als Einer Rückſicht mit ihr vergleichbar. Kaum iſt jene bösartige anſteckende Seuche, die uns von Süden her bedrohete, durch Gottes unſers Erhalters Barmherzigkeit von unſern Gränzen abgewendet — kaum iſt die Laſt der Brodtheurung, unter der wir ſeufzten, durch Gottes unſers lieben Vaters milden Segen merklich erleichtert — kaum, ſage ich, ſind wir dieſen Drangſalen entronnen, ſo ſehen wir Europa in Kriegesflammen; wildes Kriegsgeſchrei erſchallt von deutſchem Boden immer lauter und drohender zu uns herüber — ob und wie bald es zu uns hereinbrechen wird? das ſteht allein in Gottes des Barmherzigen und Allmächtigen Hand. Die Kirche hat zwar Friede und Ruhe von außen: ſie könnte und ſollte ſich bauen in Eintracht und Liebe: aber im Innern — wie könnte jemals Chriſtus mit Belial ſtimmen? im Innern iſt die Zerrüttung groß. Mit gewaltiger Hand ſucht der Geiſt des Unglaubens die theuerſten Wahrheiten, die ſo vielen Tauſenden ſchon Troſt im Leben und Tode gewährten, zu untergraben: faſt gefährlicher noch beſtürmt der Geiſt des Leichtſinns, der allen Ernſt flieht, der Eitelkeit, die ſich dem Tand der Erde preis gibt, Zions Mauern. Mit Sehnſucht erinnern ſich unſere lieben Alten jener vergangenen beſſeren Zeiten, wo noch wenigſtens äußere gute Zucht und Sitte galt, wo wenigſtens äußere Ehrfurcht dem Heiligen erwieſen wurde, wo man die Sonntage und Feſttage heiligte, und zur Einkehr in ſich ſelbſt und zu ernſthafter Erwägung unſerer ewigen Beſtimmung benuzte: aber jezt? freche nackte Sittenloſigkeit nimmt überhand, Verachtung Gottes und Seines heiligen Wortes, Entweihung der Feſttage zu üppigen Vergnügungen und Zerſtreuungen aller Art, zu lärmenden Luſtbarkeiten und wilden Trinkgelagen gehört unter die Moden des Zeitalters. Um ſich greift das Verderben: wer vermag einen Damm zu bauen, der ſeinen Verwüſtungen wehre? in menſchlichen Augen iſt alle Ausſicht zur Umkehr verloren. *Es iſt böſe Zeit, ausgezeichnet böſe Zeit.*

Wie nun, meine Geliebten? ſollen wir verzagen, und Herzen und Hände ſinken laſſen? uns ſchwach oder ſorglos der böſen Zeit hingeben? mitmachen, was ſo Viele thun, und wozu uns der Stolz unſerer Vernunft und die Verkehrtheit unſers Herzens ohnedem ſo lebhaft reizt? ſollen wir mit dem großen breiten Strom dahinſchwimmen ins ewige Verderben? das ſey ferne! davor behüte uns Gottes unſers Erbarmers Gnade! Groß iſt zwar das Gedräng' von außen und innen: aber je größer es iſt, deſto eifriger wollen wir mit Seiner Hülfe mitten hindurch ſtreben, das Geraume zu gewinnen, deſſen Pforte Jeſus brach. Hoch ſteht zwar das ſchöne Ziel, welches uns vorhält unſere himmliſche Berufung in Chriſto Jeſu unſerm Herrn — *hoch* ſteht es, aber nicht *unerreichbar*. In hellem Licht ſehen wir das Erbe der Heiligen glänzen. Auf! hinauf zu ihm in Gottes Kraft! hindurch durchs Weltgetümmel in ſeinen Freudenhimmel! Aber wie ſollen wir's anfangen, meine lieben Zuhörer! um den Kampf zu beſtehen? Da greifen wir dankbar nach den Waffen, welche theure Männer Gottes in gleich böſen Zeiten anboten: wir benutzen willig den guten Rath, den ſie, von Gottes Geiſt erleuchtet, ihren Zeitgenoſſen gaben. Ein ſolcher doppelter apoſtoliſcher Rath iſt in unſerm heutigen Text enthalten. Es iſt böſe Zeit, ſchreibt der Apoſtel: *ſo ſchicket euch in die Zeit! und wandelt vorſichtiglich in böſer Zeit!*

Zuerſt alſo: *ſchicket euch in die Zeit!* Der Ausdruck iſt einfach und kurz; aber es iſt Vieles und Wichtiges in ihm enthalten. Dreierlei hauptſächlich: nehmt ſie, wie ſie iſt, und betrachtet ſie mit möglichſt unbefangenen Augen und Herzen! nutzet ſie für eure eigene Perſonen! verkennet nicht ihr Gutes über ihrem Böſen! — Verderbt euch nicht euer Leben durch Murren über euren Gott, und Schelten und Zanken mit der Welt: nehmt die Zeit, wie ſie iſt, aus der Hand des Weltregenten voll Weisheit und Liebe, der noch nie etwas verſehen hat in Seinem Regiment! ihr wißt es ja aus unzähligen Beiſpielen: was Er thut und läßt geſchehn, das nimmt ein ſeligs End'. Tauſend Erfahrungen lehren, wie Er im Ganzen und Einzelnen, im Reich der Gnade wie im Reich der Na-

---

*) Aus: *Dreißig Predigten*. Für Mitglieder und Freunde der Brüdergemeine. 1825.

Digitized by Google

tur, aus Wermuth Honig, aus Gift Arznei zu bereiten weiß. Keine Zeit war jemals ſo *böſe*, daß Er ſie nicht zum *Guten zu kehren* verſtanden hätte: ja die Zeiten vorüber gegangener *Proben* — die geben die ſchönſte Materie zum Loben. Merket euch das für Euch *perſönlich*! forſchet, was Er für Euch aus dem Böſen der Zeit Gutes bereiten, wie Er Euch durch Anfechtungen von innen und außen näher an Sich ziehen, feſter auf Sich gründen, zu höherer Seligkeit bereiten, mit Seinem Blut und Seinem Sinn für die Ewigkeit herrlicher ausſchmücken will! ſo könnt ihr manchen Vortheil und Segen aus der böſen Zeit, noch eh' er ſich fürs *Ganze* entwickelt, für Euch vorausnehmen. Dabei überſehet über dem Böſen nicht das Gute der Zeit: freuet euch des hellen Lichtes des Evangelii, das durch die dickſte Finſterniß mit doppeltem Glanze ſtrahlt — der fortdauernden Arbeit des Geiſtes Gottes unter den Menſchen — des Fortzündens Seines Feuers auf dem Erdboden, trotz allem Widerſtreben der Feinde! freuet euch der weiſen Obrigkeiten, der milden Regierungen, der mancherlei trefflichen Anſtalten, der Verbreitung nützlicher Kenntniſſe, die die fortſchreitende Zeit mitbringt! ſeyd *dankbar* für *dieſes*, *vorſichtig* gegen *jenes*! Hier treffen wir auf den zweiten Rath des Apoſtels.

Wandelt vorſichtig in böſer Zeit: nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen! ihr ſtehet wie die Schaafe mitten unter den Wölfen: ſo ſeyd ohne Falſch wie die Tauben, aber zugleich klug wie die Schlangen (Matth. 10, 16.). „Wer iſt weiſe und klug unter euch? der erzeige mit ſeinem guten Wandel ſeine Werke, in der Weisheit und Sanftmuth" (Jak. 3, 13.). „Ich will, daß ihr einfältig ſeyd aufs Böſe, aber weiſe aufs Gute" (Röm. 16, 19.). In allen dieſen Stellen werden wir erinnert, daß der grade und einfältig auf den Heiland gerichtete Sinn, der klare Blick auf das von Ihm erworbene Gute, Weisheit und Vorſicht im Betragen gegen das eindringende Böſe nicht ausſchließt. Ein herzliches offenes aufrichtiges Weſen gegen alle Welt — dabei aber doch Umſicht, Zurückhaltung und ſorgſame Prüfung alles deſſen, was zu den Zeichen der böſen Zeit gehört oder auch nur zu gehören ſcheint, damit es uns nicht, eh' wir's denken, überſchleiche und überwältige und ins Verderben ziehe — *das iſt des Heilands Schlangenklugheit neben Taubeneinfalt, das* iſt des Apoſtels Rath, vorſichtiglich zu wandeln, nicht als die Unweiſen, ſondern als die Weiſen. Um aber dieſe Anweiſung zu befolgen, müſſen wir vor allen Dingen die von der böſen Zeit her uns bedrohenden Gefahren *kennen*. Es ſind theils *äußere*, theils *innere*: für heute wollen wir unſere Betrachtung auf die *lezteren* beſchränken. Ihrer ſind nicht wenige: doch laſſen ſie ſich alle unter zwei Hauptabtheilungen bringen. Es ſind entweder Gefahren für unſere Ueberzeugungen, für unſere Einſicht am Evangelium, für unſern Verſtand am Geheimniſſe Chriſti; oder es ſind Gefahren für Herz und Sinnlichkeit, welche ohnedem ſchwach und wandelbar, nach dem Böſen der Zeit ſich nur allzu ſehr hinneigen. Gegen beiderlei Gefahren in böſer Verſuchungszeit beten wir: „Herr! laß in dieſem Prüfungsſtand den Dir ergeb'nen Sinn mit nichts für *Herz* und für *Verſtand* Vergeblichem oder gar Verderblichem ſich mühn!" Beide ſind höchſt beherzigungswerth: gegen Beide warnt der Apoſtel.

In Beziehung auf die *erſte* ſagt er: *Werdet nicht unverſtändig, ſondern verſtändig, was da ſey des Herrn Wille!* Laßt euch eure heiligſten *Ueberzeugungen*, in denen ihr einmal Leben und Seligkeit gefunden habt, durch die immer wechſelnde, immer auf der Oberfläche leicht dahinfahrende Modeweisheit nicht rauben! mißtrauet mit Beſonnenheit und Verſtand jeder leichtfertigen Neuerung, und laſſet euch nicht dahintreiben von jedem Winde der Lehre! liebet alte Wahrheit mehr als neue Lüge! ehret das menſchliche Denkvermögen, ſo lange es in menſchlichen Dingen innerhalb des Kreiſes menſchlicher Erfahrungen ſeine Kräfte übt und vorwärts dringt, ſchädlichen Vorurtheilen und verderblichem Aberglauben ſteuert, Nebel der Unwiſſenheit vertreibt, und Licht der Erkenntniß um ſich her verbreitet! aber weiſet es ſchnell und unerbittlich in ſeine Schranken, ſobald es ſich über ſein Gebiet verſteigen und in *göttliche* Dinge eingreifen und unbefugte Machtſprüche über *das* thun will, wovon es nichts vernimmt, weil es des Geiſtes Gottes iſt! da erkennet kein Anſehen, als Gottes Wort — keinen Lehrmeiſter, als die Stimme Seines Geiſtes in eurem Gewiſſen! ſeyd *verſtändig*, gleich jenem klugen Manne in des Heilands Gleichniß zum Schluß der Bergpredigt! gründet das Gebäude eurer Ueberzeugungen auf einen Felſen, damit es nicht *ſtürze*, wenn Plazregen fallen, wenn Gewäſſer kommen, wenn *Winde* wehen und ans Haus ſtoßen! ſeyd nicht ſo unverſtändig, dieß heilige Haus auf Sand zu bauen, damit es nicht in Zeiten der *Trübſal* falle, und einen großen Fall thue! (Matth. 7, 24 — 27.) O nein! je böſer die Zeit iſt, je heftiger die Plazregen ſtürzen, je verwüſtender die Gewäſſer ſtrömen, je gewaltiger die Winde wehen, deſto feſter gründet euren Bau auf den ewigen Felſen des Heils Jeſum Chriſtum! Und wie könnet ihr das? dadurch, daß ihr immer *verſtändiger werdet, was da ſey des Herrn Wille*, daß „ihr immer ernſthafter prüfet, was da ſey wohlgefällig dem Herrn" (Eph. 5, 10). Vor Allem aber dadurch, daß ihr Seine Rede nicht blos *höret*, ſondern auch *thut*; denn nur in dieſem Fall vergleicht Er euch jenem klugen Baumeiſter (Matth. 7, 24.). Nur „ſo ihr *thut* den Willen deſſen, der Ihn geſandt hat, ſo werdet ihr's immer beſſer und ſeliger inne werden, daß Seine Lehre von Gott ſey" (Joh. 7, 17.). Kümmert euch alſo wenig um den Willen und die Launen eurer in göttlichen Dingen blinden und verkehrten Vernunft, deſto mehr aber um des Herrn Willen! „Prüfet, welches da ſey der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille! das ſey euer vernünftiger Gottesdienſt!" (Röm. 12, 1. 2.)

Was iſt nun ferner des Apoſtels Rath in Betreff der *zweiten* Art von Gefahren, die in böſer Zeit unſer Herz und unſere Sinnlichkeit bedrohen? Er ſagt: *Werdet* (und bleibet) *voll heiligen Geiſtes!* Laßt euch eure innigſten ſeligſten *Herzensgefühle* nicht rauben! laßt euch das Feuer vom Herrn, das Sein heiliger Geiſt in euren Herzen als Seinen Tempeln entzündete, durch kalte Vernünftelei nicht dämpfen oder gar verlöſchen — oder durch fremdes Feuer verdrängen! tragt euer Herz in Händen! wacht durch Seine Gnade über eure Sinnlichkeit, daß ſie nicht wieder zurückgeriſſen werde in den Strudel der Welt und ihrer eiteln Lüſte, der Trunkenheit, der Völlerei und alles unordentlichen Weſens! nehmt den Rauſch der falſchen betäubenden Freuden der Sünde nicht für wahre Begeiſterung! Ihr kennet ja beſſere Freuden — die Freuden des Geiſtes — die Seligkeit eines guten Gewiſſens vor Gott, eines durch Jeſu Blut verſöhnten und gereinigten Herzens — das köſtliche Gefühl Seines theuren Friedens! habt ihr's nicht erfahren, was Seine Gnade thut? war euch dieſe Erfahrung nicht lieber als euer Leben, nicht mehr als alle Welt? ſo trinkt denn mit vollen Zügen dieſe euch ſo ſauer erworbene überſchwängliche Seligkeit! Ueberlaßt euch den Freuden des heiligen Geiſtes! „Redet unter einander von Pſalmen und Lobgeſängen und geiſtlichen lieblichen Liedern — ſinget und ſpielet dem Herrn in euren Herzen!" Dieſe ächte heilige Begeiſterung wehre jeder fremden unheiligen den Eingang! Die *Liebe Gottes*, die einmal in euer Innerſtes ausgegoſſen iſt durch den heiligen Geiſt, unterhalte die Flamme des Herzens: die tiefgefühlte Dankbarkeit für Alles, was Er an uns gethan hat, für Seine Menſchwerdung, für Seinen Gang auf Erden voll Mühſeligkeit, für Seine blutigen Todesleiden, laſſe ſie niemals verlöſchen! dieſer Dank verbreite ſich über Alles, was Er noch an euch mit unerſchöpfter Liebe, mit täglich neuem Erbarmen, im Innern und Aeußern thut! „Saget Dank allezeit für Alles Gott und dem Vater im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti!" und ſo ſtehet vor Ihm als Einer im Bunde — ohne Lieben und Danken vergeh' keine Stunde! Gewiß, meine lieben Freunde! es klingt auffallend genug, daß der Apoſtel unmittelbar, nachdem er über die böſe Zeit geklagt hat, zu Pſalmen und Lobgeſängen aufruft, Gefühle ununterbrochenen Dankes fordert: und doch iſt dieſe Forderung höchſt wahr und erfahrungsmäßig. Nichts ſichert ſo zuverläßig vor den Gefahren der böſen Zeit, als eine ſolche fröhliche Erhebung der Herzen zu dem, durch den wir Alles vermögen: nichts bewahrt ſo ſicher vor all' ihrem Schaden, als wenn dieſer Geiſt der Freude, der Jeſum Chriſtum preiſet, ohn' Ende bei uns waltet, und uns den Muth aufrecht erhält. *Das* iſt dann die Vorſicht, die Klugheit, die allen Gefahren fürs Herz widerſteht — die köſtliche Weisheit, die ſich das Herz immer feſter machen läßt durch Gnade, die ſich ihre heiligen Herzens-Erfahrungen und Genüſſe als den theuerſten Schatz bewahren läßt! *Das* iſt die Klugheit der fünf Jungfrauen, die die Lampe ihres Glaubens und ihrer Liebe ſorgſam mit friſchem Oel nährten, auf dem Pilgergange durchs Leben nirgends unnütz verweilten, noch mit dem Tand der Erde ſich verweitläuftigten, nie vergaßen das *Ziel*, die himmliſche Hochzeit, die Eil' dem Bräutigam entgegen. Laſſet uns, meine Geliebten! ihr Beiſpiel ins Auge faſſen und ihrem Glauben nachfolgen! Laſſet uns halten, was wir haben, auf daß uns Niemand unſere Krone nehme — die Krone unſers allerheiligſten Glaubens an Gott, unſern Heiland und Sein Wort, unſerer flammenden Liebe zu unſerm Verſöhner, dem treuen nahen Freunde, unſerer lebendigen Hoffnung auf Seine ewigen Freuden! „Wer wollte uns ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt unſerm Herrn? Trübſal oder Angſt? Verfolgung oder Hunger? Fährlichkeit oder Blöße? oder Schwerdt? *gute oder böſe Zeit?* in Allem dem überwinden wir weit, um Deſſen willen, der uns geliebet hat!" (Röm. 8, 35. 37.) Amen.

Digitized by Google

Aegidius Albertinus.

Ein wenig beachteter, faſt verſchollener, aber keinesweges talentloſer Satyriker des ſechszehnten Jahrhunderts, von deſſen Lebensumſtänden jedoch weiter nichts Genaues bekannt iſt, als daß er 1560 zu Deventer geboren wurde, ſpäter die Stelle eines Geheimſchreibers des Kurfürſten Maximilian von Baiern verſah und 1620 zu München ſtarb. Er war zu gleicher Zeit ein fleißiger Ueberſetzer und verdeutſchte u. A. Baxter's allgemeine Weltbeſchreibung, Guevara's Briefe u. ſ. w. Unter ſeinen eigenen Leiſtungen ſind außer dem „Landſtörzer Guzmann von Alfarahn", einer freien Nachbildung (München, 1616, 1618, 1631, 2 Th. mit einem dritten Theil von Martin Freudenhold, 1632. in 8.), noch beſonders bemerkenswerth:

Lucifers Königreich und Seelengejäide oder Narr.nhatz, in 8 Theilen. München, 1617. in 4.

Aegidii Albertini Hirnſchleiffer. Köln, 1645 — 1636. in 12.

A. ein eifriger Katholik, was bei der Beurtheilung ſeiner Arbeiten wohl zu beachten iſt, ſchrieb zu einer Zeit, wo, vorzüglich in Süddeutſchland, durch den überhand nehmenden Gebrauch des Lateiniſchen, vorzüglich bei wiſſenſchaftlichen und geiſtlichen Angelegenheiten, die deutſche Proſa v.rn:chläſſigt wurde, und man durchaus keinen Werth darauf legte, correct und rein zu ſchreiben. Sein Styl leidet daher durchgängig durch einen übel verſtandenen Prunk mit ausländiſchen Worten und Wendungen, ſo wie durch eine unzeitig und unpaſſend zur Schau geſtellte Gelehrſamkeit. Auf der anderen Seite iſt ihm Kraft, guter Wille und ein hervorſpringendes Talent, das Lächerliche an menſchlichen Fehlern und Gebrechen aufzufaſſen und hervorzuheben, und durch moraliſirende Satyre zu beſſern und zu belehren, durchaus nicht abzuſprechen. Seine Art und Weiſe erreichte jedoch ihren Culminationspunkt erſt bei P. Abraham a Sta Clara (S. d. Art.). A. ward ſeiner Zeit in Süddeutſchland viel und gern geleſen, da er auch die Frommen durch Andachtsbücher für ſich zu gewinnen wußte; und ſein Landſtörzer Guzmann, ſo wie ſein Hirnſchleiffer, ein bunt zuſammengewürfeltes Buch, aus den Erklärungen einer Reihe von Bildern beſtehend, fanden viele Freunde und große Verbreitung. Wir theilen aus Letzterem die Erklärung des erſten Bildes, die Statue einer wie eine Nonne gekleideten Frau, die Göttin Angerona, darſtellend, der die Worte „attende tibi", aus dem Munde gehen, mit.

Angerona *).

Vnder andern Heydniſchen Göttern wurden auch zwo Göttinnen verehrt, die eine hieß **Volupia** oder Wolluſtbarkeit: die andere hieß **Angerona** oder Kummernuß, dieſe Bildnuß ſtund mitten im Tempel **Volupiae**, und deutete mit dem Finger auff den Mund, und ſagte gleichſamb: **Attende tibi**: merck auff dich. Hierdurch werden fürnemlich zwey Ding bedeut: Erſtlich, daß der Mund ein Häuſel iſt, welches einem jeden offen ſteht, und alle Speiſen und Getranck ohne Vnderſcheid noch Maß hinein leſt, dardurch aber wird Leib und Seel verderbt, dann vielmehr Menſchen kommen durch den Fraß umb, weder durch das Schwerd, dann der Krieg wehret nur ein, zwey oder etlich wenig Jahr, aber der Fraß wehret drey oder viermahl im Tag, bißweilen einen gantzen Tag lang, und die Nacht darzu: Der Sontag erkleckt nicht, ſondern man machet auch gute (oder vielmehr böſe) Montäg.

Durch den Fraß werden die güter verſchwendet, das Verſtandt verrückt, die Vernunfft verletzt, die Gedächtnuß verſchwächt, die unordentliche **Passiones** erweckt, die Tugend außgetrieben, die Geſundheit verderbt, die Geylheit angezündet, ja mit einem Wort **Gula est radix omnium malorum**. Der Fraß iſt ein Wurtzel alles übels: der Fraß hat die erſte Elter außm Paradeiß getrieben, den Eſau deß Reichs der erſter Geburt beraubt, das Iſraelitiſche Volck zur Abgötterey geführt. Die Philiſtäer lebten ihn eſſen, trincken und frewden, ſehe der Todt iſt über dieſelbige gefallen. Der Fraß hat ſchier dem **Ionathae** daß leben benommen, wann das Volck ſeinen Vatter nit abgehalten hette. Dieweil dem Teuffel was maßn außm laſter deß Fraß alles übel herrhüret, nit unwiſſig; dahero er den Menſchen durch diß mittel zum öffteren verſucht. **Annibal** der groſſer Carthaginenſiſcher Kriegsobriſter damit er die dem Wein zugethane **Africanos**, welche der Stadt **Carthagini** ſtarck zuſetzten, uberwunde; vermiſchte einige Fuder Wein mit ſafft des Schlaffmachenden Krauts **Mandragorae**, dieſe Fuder Wein ſtelte **Annibal** ins Läger, und ſimulierte die Flucht, warauff die Africaner daß Läger angefallen, ſich des Weins bemächtiget, damit erlüſtiget unnd biß zur drunckenheit dem **Baccho** gedienet. Da die Africaner nun im Schlaff darnider lagen, kam **Annibal** uberfiele unnd erſchluge ſie alle. Eben alſo ſtreitet gegen uns die wir Soldaten Chriſti ſind, derÖlliſcher **Sathan**, fallet an das Schloß unſers Hertzens, und damit ers uberwinden möge, reitzet er an den Menſchen zum Fraß, wolluſten und materialiſchen Wein; nit unbillich warnet dan **Angerona** ſagent: **Attende tibi**, merck auff dich.

Am andern, deutet **Angerona** oder die Kummernuß nicht ſo faſt auff den Mund, als auch auff die Rede, welche auß dem Mund herfür gehet: So ſpricht derwegen **Angerona** zu einem unnützen Schwetzer, Schalcksnarren unnd Affterreder: **Attende tibi**, merck auff dich, und halte dein Maul im Zaum; dann es ſtehet geſchrieben: der Menſch muß Rechenſchafft geben von einem jeglichen unnutzen Wort, welches auß ſeinem Munde gangen. Zu den geitzigen Krämern ſpricht **Angerona**: **Attende tibi**, halt dein Maul, liege nicht, verſchwere dein Seel dem Teuffel nit umb eines ſchlechten Gewinns, oder eines eintzigen Hellers wegen. Zu den Geilen und Vnkeuſchen ſpricht ſie: rede nicht ſchambare und ärgerliche Wort in bey ſeyn ehrbarer Frawen unnd Jungfrawen, damit dein Zung nit ein Schwerd ſey, welches viel Menſchen geiſtlicher Weiß tödtet. Zu den Hoffleuten ſpricht **Angerona**: halt dein Maul und rede wenig, und daſſelb bedächtlich, dann du haſt viel **Coriphaeos**, **Protocollisten**, **Glossisten** und Auffmercker. Zu den Gottloſen Fluchern und Schwerern ſpricht ſie: **attende tibi**, hüte dich für fluchen, Schweren unnd Gottsleſtern, dann der Teuffel hat viel auß Gottes Verhängnuß mit Leib und Seel hinweggeführt, und im Lufft zerriſſen. Zu den fürwitzigen Haſen ſpricht ſie: hüte dich, die Ding zu erforſchen und zu reden, welche dir viel zu hoch und unergründlich ſeynd, dann weil etliche Leut viel von den allerhöchſten Geheimnuſſen von der Dreyfaltigkeit und **praedestination disputiren** und reden wollen und mit ihrem blechenem Verſtandt alles außzircklen, ergründen, wiſſen und **profitiren** wöllen, ſo werden ſie zu Narren, und fallen von einer Ketzerey und Schwermerey in die ander, gerathen auch letztlich in den **Atheismum**, unnd in ſolche Gottloſigkeiten, daß ſie nicht wiſſen, was ſie glauben, oder mit weme ſie es halten ſollen.

Zu den Freunden ſpricht ſie: **Attende tibi**, hüte dich, daß du die Geheimnuß, die dir vertrawet worden, nicht ſchwetzeſt und veratheſt, dann darauß erfolgen groſſe Vngelegenheiten, als Feindſchafften, Mordt und Todtſchläg. Zu den Predigern ſpricht ſie: hüte dich, daß du nicht zu viel und zu wenig redeſt, dann durch zu viel und unbeſcheidentliche Reden verderbeſtu den Magen der zarten und **subtilen** Zuhörer, welche die Warheit nicht leyden mögen: durch zu wenig reden und ſtillſchweigen aber erzürneſtu GOTT, welcher nit will, daß die Prediger ſtumme Hund ſeyn, oder nur liebliche angenehme Ding predigen, ſondern die Schwein oder Laſter weidlich ſtraffen ſollen.

Zu den Prieſtern ſagt **Angerona**: **attende tibi**, verwahre deinen Mund fleiſſig, dann Ezech. 44. ſagt: Daſſelbe Thor ſoll verſchloſſen ſeyn. Weil durch das Thor oder den Mund deß Prieſters, wann er **celebriret**, GOtt in das Sacrament deß Altars hinein, und wann er prediget, hinauß gehet; ſo hat er gewißlich groſſe Vrſach auff ſeinen Mund zu mercken, und ihne dermaſſen zu verwahren, als wäre es Gottes Mund ſelbſt. Dann, wie jener ſpricht: **Consecrasti os tuum Evangelio, nugis illud aperire illicitum est, assuescere sacrilegium.** Wie es ſich nicht geziemet, daß des HERREN Grab den Hunden und Schweinen offen ſtehe, ſondern eben deßwegen mit einem Stein bedeckt iſt worden, alſo gezimpt ſich nicht weniger, daß nach der Empfahung oder Nieſſung des Leibs Chriſti, der Mund deß Prieſters leichtlich auffgethan und verunreinigt werde, ſonder er bedarff einen guten Clauſur, Schloſſes oder Steins, der nicht leichtlich hinweg gethan kan werden: es ſey ein Prieſter fromb oder böß, ſo iſt doch ein Notturfft, daß ein groſſer Stein des Stillſchweigens auff ſeinen Mund gelegt werde: damit, wofern er fromb iſt, die Gnaden niht darauß verſchütt werden: Iſt er aber böß, damit er andere nicht beleidige, **volvite ergo saxa ingentia ad os speluncae. Ios. 10. v. 18.** Aber leider bey vielen wird anjetzo erfüllt, was Oſeas

---

*) Aus: Aegidii Alberti.i Hirnſchleiffer. Cöllen, 1686.

Digitized by Google

am 8. c. ſagt: **Iſrael iſt verſchlunden und under den Händen wie ein unrein Geſchierr worden, Ephraim iſt wie ein einſamer Waldeſel.**

Zu den Religioſen ſpricht **Angerona: attende tibi:** ſchwetze nicht, ſonder ſey ſtill, dann es ſagt der H. Jacob: der ſich für einen Religioſen außgibt, und aber ſeine Zung nicht zähmet, ſonder ſeyn Hertz verführet, deſſen GOttesdienſt ſey umbſonſt. Vnder andern Vrſachen, warumb die weiſe Männer die Welt geflohen, unnd ſich in die Einöden begeben, war auch dieſe eine, damit nemblich ſie jhr Leben nit beflecken möchten mit vergeblichen Reden: Dieſer Vrſachen halben ermahnt der H. Geiſt alle Religioſen, und ſpricht: Rede nichts freventlichs, und laß dein Hertz nicht eilen etwas zu reden vor GOtt, dann GOtt iſt im Himmel, und auff Erden, darumb laß deiner Wort wenig ſeyn; als wolt er ſagen: Die ſchlechte und verächtliche Menſchen dörffen vor den mächtigen Fürſten und Herren nit wol reden, und die jenigen, ſo da wenig wiſſen, pflegen vor den Gelehrten zu erſtummen: Weil aber GOttes Majeſtät unnd Weißheit unendtlich iſt, du aber ein verächtlicher Erdwurm, unnd voller Vnwiſſenheit biſt, weiſt auch, daß er alle deine Wort erwögt, ſo ſihe dich wol für, was, und wie du redeſt, ſey nit geſchwind im herauß reden, ſondern ſchweig ſtill, ſo viel dir möglich iſt.

Wir ſehen, daß der Könige oder Fürſten Cammerdiener in ihren Zimmern oder Loſamentern, wenig oder gemach vnd ſtill reden. Dann die Authorität eines Königs erfordert, daß ſeine Diener ſtill vor ihm ſeyen, aber herauſſer im Saal reden ſie etwas lauters, weil ſie weit vom König ſeynd, ſchreyen vnd lachen auch bißweilen, als wären ſie vnſinnig.

Die Religioſen ſeind gleichſam Gottes Cammerherrn oder Cammerdiener, warten dem Gebett allzeit ab, wanderen durch die Betrachtung allezeit vor ſeinem Angeſicht vmb, halten ein groſſes **Silentium** oder ſtillſchweigen, reden wenig, vnd führen ein exemplariſches Leben: Andere aber, welche kein ſolches andächtiges Leben führen, noch auch ſtets betten, pflegen das **Silentium** nicht ſo ſtreng zu halten, vnd nit ſo mäſſiglich zu leben: Andere findt man, die leben, als würden ſie von GOtt niemals geſehen noch gehört, ſelten erheben ſie ihr Hertz vnnd Gemüth gen Himmel, ſonder ſchreyen laut, reden vnordentlich vnd mercken nit auff jhr Maul, ꝛc. Beſchließlich, ſpricht **Angerona** zum Weiblichen Geſchlecht: **attende tibi,** merck auff dein Maul, vnd befleiſſe dich deß ſtillſchweigens, dann du biſt von Natur liderlich, vnbeſtendig, geſchwetzig, vnd kanſt nichts geheimes bey dir behalten, Daher ſagt die Schrifft **Num. c. 12.** Maria und Aaron haben wider ihren Bruder Moyſen geredt und gemurret.

Von der Weiber Geſchwätzigkeit erzehlet **Plutarchus** nachfolgendes artlich Exempel, als einsmals im Römiſchen Senat etliche Tage lang etwas wichtiges und geheimes tractirt und berathſchlagt ward, und weil man **interim** in der Stadt underſchiedlich davon redete, ſo underſtund ſich eines **Senatoris** oder Rathsherrn Fraw ihren Herren zu fragen, was doch daß für ein wichtiger Handel wäre, von dem man ſo lang rathſchlage? Damit nun dieſer Rathsherr ſeines Weibes Thorheit und Fürwitz ſtillen möchte, ſo gab er jhr zur Antwort und ſprach: mein Fraw, es gebührt mir gleichwol nicht auß dem Rath zu ſchwätzen, aber doch, weil du mich ſo faſt bitteſt, und mir ſtarck verheiſſeſt, es keinem eintzigen Menſchen zu offenbaren, noch weiter zu ſagen, ſondern bey dir allein in geheimb zu behalten, ſo wil ich dirs vertrawen, und iſt diß der Handel: Ein Wachtel hat man flogen ſehen, die hatte einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen: derowegen berathſchlagen wir uns, ob dieſes etwas guts oder böß bedeute.

Sobald nun der Rathsherr auß dem Hauß in den Rath gangen war, gieng die Fraw zu ihrer Mägden eine, ſchlug auff die Bruſt, rauffte ihr Haar auß, ſchrye, heulte und weinte, und ſprach: O mein Herr, O mein Herr, O du armes Vatterland, wie wirds uns ergehen? was für ein Vnheil ſteht uns bevor? die Magd erſchrack und fragte jhre Fraw, was doch geſchehen wäre! da erzehlte und vertrawte die Fraw ihrer Magd alles was jhr Herr jhr geſagt und vertrawt hatte, aber ſie verbotte jhr, ſie ſolte bey leib niemand nichts darvon ſagen: die Magd aber ſchwieg nit lang, ſondern vertrawte es alsbald einer anderen Magd, dieſelbe vertrawte es geſchwind ihrem Liebhaber, der jhr ohngefehr begegnete: dieſer Geſtalt kam dieſe Fabel in kurtzer Zeit von einem zum anderen auff den Marckt oder Platz, und zwar dermaſſen geſchwind, daß der Rathsherr nicht ſo bald das Rathhauß erreicht hatte, ſihe, es begegnet jhm einer und fragte jhne, ob er nichts newes gehört habe? nein, antwortet er: ich weiß nichts, weiſt du aber etwas, ſo ſags mirs. Man ſagt (antwortet der ander) es ſey ein Wachtel über die Statt geflogen, unnd habe einen güldenen Helm auff dem Kopff, und einen Spieß in den Klawen geführt, und deßwegen werde Rath gehalten. Der Rathsherr lachte, und als er in den Rath kam, erzehlte er ſeinen Mit-Rathsfreunden die Fabel, und erlöſte dadurch den Rath und die Statt auß der eitelen gefaſten forcht. Aber zu ſeiner Heimkunfft ſtellte er ſich gegen ſeiner Frawen ſehr trawrig und betrübt, und ſprach: O Weib, wir ſeynd verlohren, und es wird uns ubel ergehen, dann der Rath hat erfahren und innen worden, daß die Geheimnuß von der Wachtel auß unſerem Hauß außkommen iſt, derwegen bin ich auß der Statt geſchafft worden, und muß von deiner Geſchwätzigkeit wegen, im Elend umbziehen. Die Fraw erſchrack, und fing an zu laugnen, aber er ſtraffte und ermahnte ſie, ſie ſolte hinfüran beſſer auff ihr Maul mercken.

Weißlich hat dieſer Rathsherr gehandelt, in deme er die Trew der Weiber ohne ſonderbahre Gefahr bewehrt, unnd dardurch erfahren hat, daß nemblich faſt alle Weiber ins gemein geſchwätzig ſeyen, und nichts verſchweigen können, dann wer hat jemaln ein ſtummes Weib geſehen?

Erasmus Alberus.

Das Geburtsjahr dieſes talentvollen und geiſtreichen Mannes iſt bisher unermittelt geblieben. Er ward nach Einigen in einem Orte der Wetterau, nach Anderen zu Sprendlingen im Darmſtädtiſchen geboren, erhielt ſeine Schulbildung in Nidda und Mainz und ſtudirte um 1521 Theologie zu Wittenberg, wo er, ein eifriger Anhänger und Verehrer Luther's, von dieſem ſehr begünſtigt wurde. Er bemühte ſich, nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, angelegentlich, Luther's Lehre zu verbreiten, und bekleidete nach einander die Stelle eines Schullehrers oder Predigers zu St. Urſel um 1525, Götzenhain (1527), Sprendlingen, Neubrandenburg in der Mittelmark, Staden (1542), Babenhauſen und Magdeburg (um 1549), wurde aber gewöhnlich ſehr bald wieder von ſeinen Vorgeſetzten entlaſſen, da er ſich gegen Mißbräuche oder Verordnungen, die ihm ungerecht ſchienen, ſehr heftig aufzulehnen pflegte. Während des Jahres 1552 und zu Anfang 1553 privatiſirte er in Hamburg, ward darauf Generalſuperintendent zu Neubrandenburg im Mecklenburgiſchen, ſtarb aber, als er kaum ſein Amt angetreten hatte, daſelbſt am 5. Mai 1553. Er war einer der gelehrteſten und witzigſten Männer jener Zeit, ein eifriger, unermüdlicher Kämpfer für die Kirchenverbeſſerung und die neue Lehre. Seine, größtentheils nur für dieſe, verfaßten Schriften ſind meiſt polemiſch. Ihre Titel lauten:

1) Der Barfüßer Münche Eulenſpiegel und Alcoran. Mit einer ſchönen Vorrede D. Martin Luthers. — Ohne Angabe des Ortes und der Jahreszahl. in 12. — Fernere Ausgaben, Wittenberg, 1524. in 4. — Ohne Ort, 1573. in 8. — Eine umgearbeitete Ausgabe, 1614. in 8. — Halle, 1615. in 4. Dieſe Letztere beſorgte Matth. Betulejus. — Dieſer Alkoran iſt ein von Alb. beſorgter deutſcher Auszug aus den **Conformitates S. Francisci** des Bartholemäus von Piſa, in welchen die Aehnlichkeiten des heiligen Franciscus mit Chriſtus aufgeführt und durch viele Wundergeſchichten beſtätigt werden. — Jene Geſchichtchen nun gab Alb., wie er ſie fand, aber er verſah ſie zugleich mit höchſt beißenden, zuweilen plumpen, ſatyriſchen Randbemerkungen. — Dadurch verſchaffte er dem Buche bei allen Gleichgeſinnten eine glänzende Aufnahme und die Ehre, in das Lateiniſche, Franzöſiſche und Holländiſche überſetzt zu werden.

2) Neue Zeitung von Rom, woher das Mordbrennen komme; item Pasquini und Marforii neue **Te deum laudamus** von Pabſt Paulo III. zu Rom in lateiniſcher Sprache geſungen, verdeutſcht durch Päbſtl. Heiligkeit guten Freund Erasmum Alberum. 1541. o. O. in 4. Eine derbe Satyre.

3) Ein Dialogus oder Geſpräch etlicher Perſonen vom Interim. Item vom Krieg des Antichriſts zu Rom, Babſt Pauli III. mit Hülff Keiſer Caroli V. wider Hertzog Johann Friederichen Churfürſten zu Sachſen und ſeine Mit-Verwandten: darinn Urſach angezeiget wird, daß es nicht wohl möglich geweſen ſey (menſchlicher Hülff nach davon zu reden) daß der löbliche Churfürſt zu Sachſen dieſen obgemeldten ſeinen Feinden habe obſiegen können, von wegen ſo groſſer Verrätherey und Untreu, die ihm von ſeinen eignen Räthen und Hauptleuten begegnet. Item von den Zeichen des Jüngſten Tags. o. O. 1548. in 4. Ebenfalls eine ſcharfe, mitunter ſehr derbe und plumpe Satyre.

4) Eilend aber doch wohlgetroffene Contrafactur, da Jörg Witzel abgemalet iſt, wie er dem Judas Iſchariot ſo gar ähnlich ſieht. o. O. u. J. in 4. Satyre in deutſchen Verſen gegen Georg Wicelius den Aelteren, der früher Mönch geweſen, dann zur lutheriſchen Kirche übergetreten und darauf zum Katholicismus zurückgekehrt war. (W. ward 1501 zu Fulda geboren und ſtarb 1573 zu Mainz als kaiſerlicher Rath.)

5) Daß der Glaub an Chriſtum allein gerecht und ſelig mach, widder Jörg Witzeln, Mammeluken und Iſchariothen. Item von Jörg Witzels Leben und dabei Ludus Sylvani verdeutſcht, ſehr kurtzweilig zu leſen. Erasmus Alberus. Im Jahr MDXXXIX. in 8. o. O. Ebenfalls gegen Wicelius gerichtet, der wider Luther's Werk de **bonis operibus** geſchrieben hatte und damals nach Leipzig gezogen war. Der **Ludus sylvani** iſt ein ſatyriſches Poſſenſpiel, in welchem Witzel, deſſen Frau Anna, Nicolaus Faber, Crotus und Cochläus redend eingeführt werden, und zwar witzig, aber höchſt plump und gemein.

6) De grote Woldadt, ſo unſer Here Godt dorch den truwen unde düren Propheten Doct. Martinum Luther, vn der Graveſchap Mannsfelde gebaren, der Werldt ertöget unde den Römiſchen Widderchriſt geapenbaret. Men vindet ock den Namen der Vyende Godes, ſo Doct. Martinus mit der hilligen Schrift geſchlagen und averwunnen hefft. In Rymen körtlick thoſamen gevatet. 1546. o. O. in 4. Ein erzählendes Gedicht in plattdeutſchen Verſen zu Ehren Luthers.

7) Ehebüchlein. o. O. 1539. 4. Auch unter dem Titel: Luſtiger Dialogus edder Geſpräke twiſchen twee Fruwen Agathe unde Barbara, deren de eene eeren Mann ſcheldet, de andere lawet. o. O. 1605. 8.

8) Das Buch von der Tugent und Weisheit, nemlich XLIX Fabeln, der mehrere Theil aus Eſopo gezogen und mit guten Reimen verkleret. Frankfurt am Mayn, 1550. in 4. Neue Ausgabe. Frankfurt a. M. 1579.

9) Geiſtliche Lieder, welche in mehrere Kirchengeſangbücher übergingen.

Alberus iſt als Satyriker allerdings kräftig und witzig, aber er verfällt, wie es faſt allen jenen Kämpfern für den Glauben auf beiden Seiten in damaliger Zeit erging, zu leicht in das Plumpe und Grobe, ja er wird ſogar, ohne es zu merken, unſittlich da, wo er gerade beabſichtigt, die Unſittlichkeit zu züchtigen; er trifft ſeine Gegner allerdings, aber er trifft ſie mit Keulen. Sein entſchiedenes Talent für die Erzählung offenbart ſich beſonders in ſeinen Fabeln, doch fehlt es ihm auch hier an jener Leichtigkeit und Gewandtheit, welche ſeinen Zeitgenoſſen Burkard Waldis (S. d. Art.) ſo ſehr auszeichnen. — Am Wenigſten ſind ſeine geiſtlichen Lieder beachtet worden, und doch thut ſich in dieſen gerade ſeine Originalität am Meiſten kund. — Seine Begeiſterung für den echten Glauben und die wahre Frömmigkeit, die ſich echt und warm ausſpricht, geſtattet ihm ſelbſt hier ſeiner polemiſchen Neigung zu folgen, und er theilt, wo ſich die Gelegenheit nur eben darbietet, wie z. B. in dem Geſange: Gott hat das Evangelium u. ſ. w. derbe ſatyriſche Püffe rechts und links aus. —

Vgl. Johann Jakob Körber's Beitrag zu der Lebensbeſchreibung Erasmi Alberi, eines der erſten Reformatoren in der Wetterau. Hanau, 1751. 4.

Vom jüngſten Gericht *).

Gott hat das Evangelium
Gegeben, daß wir werden fromm;
Die Welt achtt ſolchen Schatz nicht hoch,
Der mehrer Theil fragt nicht darnach.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Man fragt nichts nach der guten Lehr:
Der Geitz und Wucher noch vielmehr
Hat überhand genommen gar,
Noch ſprechen ſie: es hat kein Gfahr.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Täglich erdenckt man neue Netz,
Das ſind der Gottloſen Geſetz,
Damit ſie alles Gut zu ſich
Gern wolten reiſſen gwaltiglich.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Man rühmt das Evangelium,
Und will doch niemand werden fromm.
Führwahr man ſpott den lieben GOtt,
Noch ſprechen ſie: Es hat kein Noth.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Es iſt doch eitel Büberey,
Die Welt treibt groſſe Schinderey,
Als ob kein Gott im Himmel wär,
Das Armuth muß ſich leiden ſehr.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Die Schätz der Kirchen nimmt man hin,
Das wird ihnn bringen keinn Gewinn:
Die Armen läſt man leiden Noth,
Und nimmt ihnn aus dem Mund das Brod.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Die Schätz der Kirchen ſind ihr Gift,
Sie ſind von ihnen nicht geſtift:
Noch nehmen ſie das Kirchen-Gut;
Sieh, was der leidig Geitz nicht thut.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Man fragt nach GOtt dem HErrn nicht mehr,
Die Welt ſtinckt gantz nach eitel Ehr,
Die Hoffart nimmt gantz überhand,
Betrügen, Lügen iſt kein Schand.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Wo bleibt die brüderliche Lieb?
Die gantze Welt iſt voller Dieb.
Kein Treu noch Glaub iſt in der Welt,
Ein jeder ſpricht: Hätt ich nur Geld.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Die Welt will ihr nicht laſſen wehrn,
An GOtts Wort will ſich niemand kehrn:
Sie haben nicht gelernet mehr,
Denn nur Freſſen und Sauffen ſehr.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Ihr gröſte Kunſt iſt panquetiern,
Und in der Büberey ſtudiern:
Das kan ſie aus der maſſen wohl,
Die Welt iſt aller Schalckheit voll.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Die liebe Sonne kan nicht mehr
Zuſehen und entſetzt ſich ſehr;
Darum verleurt ſie ihren Schein,
Daß mag ein groſſe Trübſal ſeyn.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

---

*) Aus: Johann Georg Walch, Geiſtreiches Geſangbuch. Jena, 1737. Koburgiſches Geſangbuch. Kob. 1626. Schmalkaldiſches Geſangb. 1706.

Digitized by Google

Der Mond und Sternen ängſten ſich,
Und ihr Geſtalt ſieht jämmerlich,
Wie gern ſie wolten werden frey,
Von ſolcher groſſen Büberey.
Das iſt ein Zeichen vor dem Jüngſten Tag.

Darum komm, lieber HErre Chriſt,
Daſ Erdreich überdrüſſig iſt,
Zu tragen ſolche Höllen-Bränd,
Drum machs einmahl mit ihr ein End,
Und laß uns ſehn den lieben Jüngſten Tag.

Vom jüngſten Gericht.

Ihr lieben Chriſten freut euch nun,
Bald wird erſcheinen GOttes Sohn,
Der unſer Bruder worden iſt,
Das iſt der lieb HErr JEſus Chriſt.

Der Jüngſte Tag iſt nun nicht fern;
Komm, JEſu Chriſte, lieber HErr,
Kein Tag vergeht, wir warten dein
Und wolten gern bald bey dir ſeyn.

Verrathen iſt der Wieder-Chriſt,
Sein Heucheley und arge Liſt
Sind offenbahr und gar am Tag,
Des führt er täglich groſſe Klag.

Du treuer Heyland JEſu Chriſt!
Dieweil die Zeit erfüllet iſt,
Die uns verkündigt Daniel,
Drum komm lieber Immanuel!

Sanct Simeon wart auch auf dich,
Und deiner Zukunft freute ſich,
Er ward auch ſeiner Bitt gewährt,
Da er ſah, was ſein Hertz begehrt.

Er ſprach: Nun will ich ſterben gern,
Weil ich geſehn hab meinen HErrn,
Doch ſoll es nicht geſtorben ſeyn,
Sondern im Friede fahr ich fein.

So warten wir nun auch der Stund
Und bitten dich von Hertzen-Grund:
Du wolleſt nicht ausbleiben lang,
Und ſtraffn einmahl die alte Schlang,

Die alle Welt ermordet hat,
Und kan nicht Lügens werden ſatt,
Die nimm ſamt ihrer Läſter-Schul,
Und wirf ſie in den feurgen Pfuhl.

Dein lieben Kinder warten all,
Wenn doch einmahl die Welt zerfall,
Und wenn des Teuffels Reich zergeh,
Und er in ewgen Schanden ſteh.

Er iſts, der deinen Nahmen ſchändt,
Und der die arme Leute blendt,
Der böſe Geiſt ſucht ſeinen Ruhm,
Und hindert, daß dein Reich nicht komm.

Was du befiehlſt, das läſtert er,
Und tobt darwieder greulich ſehr,
Was uns beſchehrt dein milde Hand,
Das nähm uns gern der Höllen-Brand.

Der Satan hört nicht auf zu wehrn,
Daß ſich ſo wenig Leut bekehrn,
Er wend die Leut von deinem Wort,
Und richtet an Haß, Neid und Mord.

Der Teuffel brächt uns gern zu Fall,
Und wolt uns gern verſchlingen all,
Er tracht nach Leib, Seel, Gut und Ehr,
HErr Chriſt, dem rothen Drachen wehr.

Die Welt kan nun nicht länger ſtehn,
Dein Wort iſt da, ſie muß vergehn,
Sie ſeufzt an allen Orten ſehr,
Und kan die Laſt nicht tragen mehr.

Die Creatur nicht länger kan
Der Eitelkeit ſeyn unterthan,
Und wolt gern wieder werden frey
Von Teuffels Mord und Heucheley.

Der Pabſt hat ſie ſchon hart beſchwehrt,
Und alle gut Ordnung verkehrt,
Drum wär ſie gern ſamt uns erlöſt,
Wir hoffen all auf deinen Troſt.

Die alten Väter warten all,
Wenn du erſcheinſt mit groſſem Schall,
Mit aller lieben Engel-Schaar,
Drauf warten ſie manch hundert Jahr.

Ey! lieber HErr, eil zum Gericht,
Laß ſehn dein herrlich Angeſicht,
Das Weſen der Dreyfaltigkeit;
Das helf uns GOtt in Ewigkeit.

Am Tage der Erſcheinung Chriſti.

Steht auf, ihr lieben Kinderlein,
Der Morgenſtern mit hellem Schein
Läßt ſich frey ſehn, gleichwie ein Held,
Und leuchtet in der gantzen Welt.

Bis willkommen, du edler Stern,
Du bringſt uns Chriſtum, unſern HErrn,
Der unſer aller Heyland iſt,
Darum du hoch zu loben biſt.

Ihr Kinder ſolt bey dieſem Stern
Erkennen Chriſtum, unſern HErrn,
Marien Sohn, den treuen Hort,
Der uns erleucht mit ſeinem Wort.

GOtts Wort du biſt der Morgen-Stern,
Wir können dein gar nicht entbehrn,
Du muſt uns leuchten immerdar,
Sonſt ſitzen wir im Finſtern gar.

Leucht uns mit deinem Glänzen klar,
Und JEſum Chriſtum offenbahr;
Jag aus der Finſterniß Gewalt,
Daß nicht die Lieb in uns erkalt.

Bis willkommen, du lieber Tag,
Für dir die Nacht nicht bleiben mag,
Leucht uns in unſer Hertze fein
Mit deinem himmeliſchen Schein.

O JEſu Chriſt, wir warten dein,
Dein heilges Wort leucht uns ſo fein;
Am End der Welt bleib nicht lang aus,
Und führ uns in deins Vaters Haus

Du biſt die liebe Sonne klar,
Wer an dich gläubt, der iſt fürwahr
Ein Kind der ewgen Seligkeit,
Die deinen Chriſten iſt bereit.

Wir dancken dir, wir loben dich,
Hie zeitlich und dort ewiglich,
Für deine groß Barmhertzigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.

Von der Himmelfahrt Jeſu Chriſti.

Nun freut euch GOttes Kinder all,
Der Herr fährt auf mit groſſem Schall:
Lobſinget ihm, lobſinget ihm,
Lobſinget ihm mit heller Stimm. Allelujah!

Die Engel und all Himmels-Heer
Erzeigen Chriſto göttlich Ehr,
Und jauchzen in dem Himmels-Saal,
Das thun die lieben Engel all. All.

Daß unſer Heyland JEſus Chriſt,
Wahr GOttes Sohn, Menſch worden iſt.
Deß freuen ſich die Engel ſehr,
Und gönnen uns gern ſolche Ehr. All.

Der HErr hat uns die Stätt bereit,
Bey ihm zu ſeyn in Ewigkeit:
Lobſinget ihm, lobſinget ihm,
Lobſinget ihm mit lauter Stimm. All.

Wir ſind Erben im Himmelreich,
Wir ſind den lieben Engeln gleich:
Das ſehn die lieben Engel gern,
Und danken mit uns Gott dem HErrn. All.

Es hat mit uns nun nimmer Noth,
Der Satan, Sünd und ewge Tod
Allſamt zu ſchanden worden ſind
Durch GOttes und Marien Kind. All.

Den heilgen Geiſt ſend er herab,
Auf daß er unſre Hertzen lab,
Und tröſt uns durch das göttlich Wort,
Und uns behüt für Teuffels Mord. All.

Alſo baut er die Chriſtenheit
Zur ewgen Freud und Seligkeit:
Allein der Glaub an JEſum Chriſt
Das recht Erkäntniß GOttes iſt. All.

Der heilge Geiſt den Glauben ſtärckt,
Gedult und Hoffnung in uns wirckt,
Erleucht und macht die Hertzen feſt,
Und uns in Trübſal nicht verläſt. All.

Was uns die göttlich Majeſtät
Am heilgen Creutz erworben hat,
Das theilet aus der heilge Geiſt,
Darum er unſer Lehrer heiſt. All.

Der Vater hat den Sohn geſandt,
Der Sohn wird anderſt nicht bekant
Ohn durch den heilgen Geiſt allein,
Der muß die Hertzen machen rein. All.

So manche ſchöne GOttes Gab
Bringt uns der heilge Geiſt herab,
Und uns vorm Satan wohl bewahrt,
Solchs ſchafft des HErren Himmelfahrt. All.

So danket nun dem lieben HErrn,
Und lobet ihn von Hertzen gern;
Lobſinget mit der Engel-Chör,
Daß man es in dem Himmel hör. All.

GOtt Vater in der Ewigkeit,
Es ſagt dir deine Chriſtenheit
Groß Ehr und Danck mit höchſtem Fleiß
Zu allen Zeiten Lob und Preis. All.

HErr JEſu Chriſte GOttes Sohn,
Gewaltig, herrlich, prächtig, ſchön,
Es danckt dir deine Chriſtenheit
Von nun an bis in Ewigkeit. All.

O heilger Geiſt, du wahrer GOtt,
Der du uns tröſt in aller Noth,
Wir rühmen dich, wir loben dich,
Und ſagen dir Danck ewiglich. All.

Albrecht von Halberstadt. S. Minnesinger.

Johann Friedrich Ernst Albrecht,

geboren 1752 zu Stade, ſtudirte Medizin zu Erfurt, ging darauf als D. M. und Arzt des Grafen Mannteufel nach Reval, lebte darauf abwechſelnd in Erfurt, Leipzig und Dresden, ward Buchhändler in Prag, dann Theaterdirector in Altona und ſtarb als praktiſcher Arzt daſelbſt 1816. Er war einer der fruchtbarſten, aber auch zugleich mittelmäßigſten deutſchen Romanſchriftſteller. Von ſeinen ſämmtlichen Schriften hat ihn keine überlebt, da ſie ihr Publicum nur in den Leihbibliotheken zweiten Ranges fanden; obwohl manche aus eben dieſem Grunde zu der zweifelhaften Ehre einer zweiten Auflage gelangte. Wir begnügen uns mit einer Aufzählung der bekannteſten, ohne jedoch aus leicht zu errathenden Gründen Auszüge folgen zu laſſen.

Waller und Natalie. 2. Aufl. Lpz. 1782. 3 Thle.
Liebe iſt ein wunderlich Ding. Hamb. 1787. 2 Thle.
Fauſt der Zweite. Stettin, 1782. 2 Thle.
Sophie Berg. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Laura di Sola. Hamb. 1782. 2 Thle.
Thereſe von Edelwald. Frankfurt, 1784. 2 Thle.
Lauretta Piſena. 2. Aufl. Lpz. 1795. 2 Thle.
Dreierlei Wirkungen. Lpz. 1782—90. 8 Thle.
Die Familie Eboli. Dresden, 1791. 4 Th.
Dramatiſche Werke. Dresden, 1790.
Die Regenten des Thierreichs. Berl. 1790. 4 Th.
Die Familie Medicis. Lpz. 1795. 2 Thle.
Sammlung neuer Schauſpiele. Hamburg, 1804.
Maria de Lucca. Altona, 1801.
Ulrika della Marka. Hamburg, 1802. 2 Th.
Die Kreuzfahrerinnen. Leipz. 1804.
u. ſ. w. u. ſ. w.

Sophie Albrecht,

des Vorigen Gattin, Tochter des Profeſſors der Medicin J. P. Baumer zu Erfurt, heirathete nach deſſen Tode den Obengenannten, der ihr Vormund war, und widmete ſich der theatraliſchen Laufbahn. Seit dem Jahre 1783 zuerſt bei der großmanniſchen Geſellſchaft in Mainz, dann bei der bondiniſchen in Dresden, ſpäter bei der ihres Mannes in Altona. Sie iſt 1757 geboren und lebt noch ſehr bejahrt in einer Vorſtadt Hamburgs in gedrückten Verhältniſſen.

Als Schauſpielerin erwarb ſie ſich zu ihrer Zeit einen bedeutenden Ruf, welcher nicht wenig dazu beitrug, ihren Schriften freundliche Aufnahme zu verſchaffen; doch erhebt ſie ſich in dieſen ſelten über das Mittelmäßige. — Herzlichkeit und warmes Gefühl ſind ihr eigenthümlich, jedoch nicht hinreichend, um eine gewiſſe Gedankenarmuth zu verdecken. Sie nahm Theil an den Romanen ihres Mannes und bildete ſich nach dieſem, was ihr keineswegs vortheilhaft war. —

Ihre ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſind folgende:

Gedichte und Schauſpiele. Erfurt, 1782—1785. }
Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Dresd. 1791 } 3 Th.
Aramena, eine ſyriſche Geſchichte. Berlin, 1782 folgende. 3 Thle.
Das höfliche Geſpenſt. Leipzig, 1797.
Graumännchen oder die Burg Rabenbühl. Hamb. 1791.
Ida von Duba. Altona, 1805.
Legenden u. ſ. w. Hamburg, 1800.
Romantiſche Dichtungen u. ſ. w. Hamb. 1808.

Wir theilen hier einige ihrer gelungenſten Gedichte mit: ihre proſaiſchen Leiſtungen verdienen es eben ſo wenig als die ihres Gatten.

An Ferdinand.*)

Im Mai 1788.

Du liebeſt mich!
Mir blüht die Roſe wieder
In neu erwachter Gluth;
Mir tönen meines Harnes Lieder,
Mir braußt der Sturm, mir rauſcht der Elbe Fluth:
Du liebeſt mich!

*) Aus: Gedichte und proſaiſche Aufſätze von Sophie Albrecht Th. 3. Dresden, 1791.

Digitized by Google

Ich liebe dich!
Mir liſpelts durch die Bäume,
Mir rufts des Morgens Pracht,
Und in des Lebens kleinſten Keime,
In Dämmerung, in ſchwarzer Mitternacht:
Ich liebe dich!

Du liebeſt mich!
Der ganzen Schöpfung Fülle
Gehört uns beyden nur.
Des Lebens Puls, noch jüngſt ſo ſtille,
Hüpft glühend durch die Adern der Natur:
Du liebeſt mich!

Ich liebe dich!
Von deinem Arm umſchlungen,
Fühl ich unſterblich ſeyn;
Von deiner Liebe Kuß durchdrungen,
Kein Leichentuch hüllt dies Entzücken ein:
Ich liebe dich!

Du liebeſt mich!
Des Todes kalte Stunde
Schmilzt unſers Herzens Gluth!
Die Flammen in der Seelen Bunde
Löſcht nicht der Tod — nicht Lethes ſchwarze Fluth:
Du liebeſt mich!

Lied auf dem Kirchhofe.

Sey leiſer hier, du meines Kummers Klage,
Und ſeufze nur, was mich zu Gräbern beugt;
Verzeiht — verzeiht, ihr Todten, daß ichs wage
Zu jammern, wo des Schmerzes Stimme ſchweigt.

Nichts kann der Gräber ſtolze Ruhe ſtören,
Der Friede wohnt im ſtillen Schattenreich;
Drum will ich heilig eure Thäler ehren,
Ach! er, mein Herzensfreund, wohnt unter euch.

Mein Freund, der wieder all die ſüßen Bande,
Die längſt die Welt von meinem Herzen riß,
Sanft knüpft', und mir im finſtern Wechſellande
Eliſiums ewig daurend Glück verhieß.

Die heiße Stirn gelehnt am kalten Steine,
Der meiner Trauer ſtummen Hügel deckt;
Rinnt ſanft, ihr Thränen! wie im Frühlingshayne
Des Morgens Thau, der junge Roſen weckt.

Sie fließen nicht, dich Freyen zu beklagen,
Der nicht im Kerker der Verweſung wohnt;
Dir jauchz' ich zu, dem nun nach ſchwülen Tagen
Das kühle Wehn der Dulderpalme lohnt.

Dort ſeh ich dich den großen Morgen feyern,
Der nur an jenem Purpurufer tagt;
Wohin keins von des Lebens Ungeheuern
Durch Gottes Wachen ſich hinüber wagt.

Nur mir, nur mir Geſunknen rinnt die Zähre,
Nur mich Verlaßne klagt dies Thränenlied;
Mir iſt die Welt nur eine öde Leere,
Wo mir allein kein ſtiller Hügel blüht.

Er deckt mit dir auch alle bleiche Schrecken,
Die Gruft und Tod mir einſtens ſchaudernd gab;
So muß die Nacht den jungen Morgen wecken,
Du ſtarbſt — und Heymath wird mir Tod und Grab.

Umſchlungen unſrer ſchönſten Hoffnung Büſte
Späh ich, ob bald der Kahn herüber ſchwimmt,
Der mich von der Verweſung ſchwarzen Küſte
Zu dir — zu dir, mein Freund, hinüber nimmt.

Nachts.

Alles ruht — nur meine Seele
Iſt noch ihrem Kummer wach;
Schmerzlicher, weil ichs verhehle,
Drückt ſie ihr gepreßtes: Ach!

Schwüle liegt auf meinem Herzen,
Schwerer Ahndung bange Laſt —
Nie verſchwinden dieſe Schmerzen,
Nur im Grabe wohnet Raſt —

Gott! mein Gott! o gieb mir Stille,
Sprich zu meinem Geiſte: Ruh!
Bey dir iſt des Friedens Fülle,
Wink mir ſüßen Schlummer zu.

An die Träume.

Bunte Kinder ſchwarzer Nacht,
Die ihr Lebensmüden
Oft das Leben reizend macht,
Und mit ſüßem Frieden

Gern den Traurenden erfreut,
Und dem Hoffnungsloſen
Eure Roſenlauben leiht,
Wo ihn Freuden koſen,

Webt aus ſanfter Phantaſie,
Aus den ſchönſten Bildern,
Hold wie Engel Melodie,
Wenn ſie Himmel ſchildern —

Ruhig wie des Morgens Gruß,
Wie des Abends Wehen —
Leiſe, wie der Weſte Kuß,
Wie der Elbe Blähen —

Reizend, wie ſein eignes Bild —
Träume meinem Holden;
Liebe, die mein Herz erfüllt,
Soll den Traum vergolden.

Lied.

Wenn früh die graue Dämm'rung flieht,
Wenn ſich der Abend ſenkt,
Erwache meines Dankes Lied,
Dem, der dir Frieden ſchenkt.

Schwer lag auf mir der Kummer, — ſchwer,
Ich weinte heiß und viel;
Das Leben war mir wonneleer,
Grab war mein ſchwarzes Ziel.

Da ſchickte Gott mir Frieden her,
Und machte leicht die Bruſt.
Lob ihn! — wo iſt ein Gott wie er?
Uns helfen iſt ihm Luſt.

An Ihn.

Bitte an Winde und Wellen.

Kommt —o kommt ihr lieben Winde,
Nehmt ſein Schiffgen auf die Flügel,
Bringt es über Klippen, über Wellen-Hügel,
Schwellt die Segel — eilt geſchwinde
Her ans Ufer, wo ſein Liebchen weilt.

Wilde Wellen! werdet ſtille,
Rauſchet wie der Liebe Sehnen,
Bringt ihm, krauſe Wellen, bringt ihm dieſe Thränen,
Zittert in der Abendhülle
Lieblich ſeines blaſſen Mädchens Bild.

Schläft er ſchon mit Lerch und Käfer?
Beugt euch flacher, hohe Wogen,
Wiegt ihm Schlummer — Mond! vom hohen Sternenbogen
Blicke ſegnend meinem Schläfer
Träume unſrer goldnen Hoffnung zu.

Wilibald Alexis. S. Georg Wilhelm Heinrich Häring.

Digitized by Google

Ludwig von Alvensleben,

als Schriftſteller meiſt Guſtav Sellen genannt, ward am 3. Mai 1800 zu Berlin geboren, widmete ſich dem Militärſtande und ſtand in königiich hannöverſchen und k. preußiſchen Dienſten. Aus großer Neigung für die ſchönen Wiſſenſchaften nahm er jedoch ſchon früh ſeinen Abſchied und ließ ſich als privatiſirender Gelehrter in Leipzig nieder, wo er mehrere Journale, unter Andern die „Hebe“ und die allgemeine Theaterchronik redigirte. Zu Ende des Jahres 1833 verließ er jedoch Leipzig wieder und übernahm die Direction des Theaters zu Meiningen, die er jedoch nach kurzer Führung wieder aufgab.

Von A. iſt vorzüglich als ſchneller und gewandter Ueberſetzer bekannt, und hat in dieſem Fache unglaublich viel in kurzer Zeit geliefert, wie z. B. mehrere Romane von H. Smith, Waſhington Irving's Eroberung von Granada, die Memoiren der Herzogin von Abrantes u. ſ. w.

Zu ſeinen eigenen Leiſtungen gehören:

Die Zwillingsburgen, der Weiberfeind und der Bühnendieb. Leipzig, 1826.
Das Familienvermächtniß. Leipz. 1826.
Mondlichter und Gasbeleuchtungen von Herloßſohn, Sellen und Schäfer. Lpzg. 1828.
Moſaikſammlung von Erzählungen. Gera, 1828.
Erzählungen. Halberſtadt, 1830.
Die Geiſtererbſchaft, und andere Erzählungen. Leipz. 1830.
Der Prophet im Narrenhauſe zu Dömitz. Ilmenau, 1831.
Winterſtunden. Leipzig, 1832.
Novellen und Erzählungen. Nürnberg, 1832.
Der Lügenkaiſer. Meißen, 1833.
Einzelne Erzählungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

Durch Tiefe, Phantaſie und Originalität zeichnen ſich v. A's Leiſtungen im Gebiete der kleineren Erzählungen (denn nur in dieſem hat er ſich faſt allein verſucht) eben nicht aus, aber ſie gewähren durch ihre Anſpruchloſigkeit und den gefälligen und gewandten Styl des Verfaſſers eine leichte und angenehme Lectüre. Wir theilen hier den Anfang einer ſeiner gelungenſten Novellen als Beweis und Probe mit.

D' Aubigné. *)

Finſtern Sinnes wandelte ein Jüngling an den reizenden Ufern der Saone entlang. Eine ärmliche Kleidung bedeckte den ſchönen Körper, und die edle Haltung des Fremdlings ſchien zu verkünden, daß er einem höheren Stande angehöre. Noch ſtand er im Lenz des Lebens, und ſchon ſchien Kummer ſein Geſicht gefurcht zu haben. Trübe blickte ſein Auge in den Strom, und bemerkte nicht die Schönheiten der Natur rings um ihn her. Unter ihm rauſchten die Wellen des Fluſſes, und luden ihn, Ruhe verſprechend, ein zum Sprunge in die Tiefe. Schon hatte er den verzweifelten Entſchluß gefaßt, ſchon war der Fuß gehoben, als er ſich plötzlich von hinten an ſeiner Kleidung ergriffen fühlte. —

Er ſah um ſich, und vor ihm ſtand ein kleines, reizendes Mädchen, zehn Jahre etwa alt, und wandte, ängſtlich beſorgt, kein Auge von ihm, während ihre ſchwache Hand ſeine Kleidung noch immer feſt hielt.

„Lieber Herr,“ ſagte das Mädchen, und der Wohllaut der Stimme des kleinen Weſens erfüllte des Verzweifelten Herz mit ſanfteren Regungen, „lieber Herr, was macht Ihr hier, an der reißendſten Stelle des Stromes. Ihr ſteht an gefährlichem Orte, denn das Ufer iſt unterhöhlt und könnte leicht unter Eurer Laſt brechen.“ Bei dieſen Worten zerrte ſie den Fremden ängſtlich mit ſich fort, bis er auf feſterm, ſicherem Boden mit ihr ſtand.

„„Kind,““ erwiederte der Jüngling finſter, „„laß das Ufer brechen. Wohler iſt mir im kühlen Bette des Stromes, als hier auf der Erde, wo keine Freude mehr meiner wartet.““

„Ei, wie Ihr da nun ſprecht,“ entgegnete das Mädchen mit lieblicher Offenheit. „Wißt Ihr denn, was Euch noch für Freuden beſtimmt ſind, oder wozu Gott Euch vielleicht auserſehen?“

Verwundert ſah der Unglückliche herab auf den kleinen Prediger, aber er fühlte ſich durchdrungen von der Wahrheit der Worte. Plötzlich ſtählte der Muth auf's Neue ſein Herz, und er gelobte ſich in dieſem Momente, nie des Lebens Bürde freventlich von ſich zu werfen, ſollte auch die Laſt des irdiſchen Daſeins ihm noch ſo unerträglich ſcheinen. Ohne Zögern folgte er daher ſeiner kleinen Führerin, welche, froh ihrer That, ihn an der Hand mit ſich fortzog, und während des Weges nicht müde ward, ihm von der Herzensgüte, von der Menſchenfreundlichkeit ihres Vaters zu erzählen, zu dem ſie ihren Schützling führen wollte, und der gewiß dem Hülfsbedürftigen, dem Verlaſſenen, mit Rath und That nach allen Kräften beiſtehen würde.

Das Mädchen hatte nicht zu viel verſprochen. Der Herr von Lezei, ihr Vater, empfing den Jüngling anfangs zwar kalt, aber dennoch freundlich. Des Greiſes empfehlende, wohlwollende Züge erwarben ihm auf den erſten Blick des Jünglings ganzes Zutrauen, und als der Herr von Lezei ſich bereit erklärte, ihm zu helfen, ſeine Hülfe jedoch keinem Unbekannten, vielleicht gar Unwürdigen zuwenden wollte, da machte der Jüngling ihn ohne fernern Rückhalt mit allen ſeinen Verhältniſſen, mit den Schickſalen ſeines kurzen Lebens bekannt.

„Mein Name iſt d'Aubigné,“ ſagte er. „Mein Vater, ein eifriger Hugenott, war unter Saint-Cyr Commandant von Orleans. In der Religion, der er anhing, wurde auch ich unterrichtet, und mein Verſtand ſowohl, als mein Herz fühlten ſich ganz von dieſer reinen Lehre durchdrungen. Dies iſt die Quelle meiner Leiden, denn die Verfolgung, welche die Hugenotten faſt allgemein getroffen, ward auch mir. Zwar war ich während meines Vaters Leben vor allen Angriffen geſichert, denn er erfreute ſich bei Feind und Freund der größten Achtung. Niemand wagte es, des Redlichen Ankläger zu ſein, kaum aber hatte er die Augen geſchloſſen, als habſüchtige Verwandte, denen nach meinem geringen Vermögen gelüſtete, es zu veranlaſſen wußten, daß ich der Ketzerei angeklagt ward. Die Anklage ſelbſt zu übernehmen, ſcheuten ſie ſich, des öffentlichen Urtheils wegen, und des Erfolges ihrer hämiſchen Abſicht waren ſie auch ohnehin gewiß. Ihre Erwartung traf vollkommen ein, denn das Tribunal, aus den eifrigſten Gegnern unſerer Religion beſtehend, verurtheilte mich und meinen edlen Lehrer Beroald zum Tode, falls wir nicht unſere falſche Lehre abſchwören und die Meſſe hören wollten. Mit Verachtung antwortete ich auf dieſen entehrenden Antrag, und das Urtheil des Todes ward nun vollends beſtätigt. Wenige Tage vor der Vollſtreckung deſſelben gelang es mir jedoch, aus meinem Kerker zu entfliehen, und glücklich die Grenze der Schweiz zu erreichen. Dort lebte ich zu Genf mehrere Monate, der Sorge und dem Mangel Preis gegeben, da hörte ich, daß neue Verfolgungen meine Religionsverwandten abermals zu dem verzweifelten Entſchluſſe gebracht, die Waffen gegen ihren Monarchen, gegen ihre Mitbürger zu ergreifen, welche ihnen grauſam das Heiligſte, was der Menſch haben kann, die Gewiſſensfreiheit, rauben wollten. Voll des glühendſten Eifers für die neue Lehre, eilte ich, keine Gefahr beachtend, zurück in mein unglückliches Vaterland, um mich unter die Fahnen der Hugenotten zu ſtellen, ihn mitzukämpfen, den rühmlichen Kampf, oder fallend auf dem Bette der Ehre, mit meinem Blute die Reinheit meiner Geſinnungen zu beſiegeln.“

Mit Verwunderung hatte der Herr von Lezei der feurigen Rede des Jünglings zugehört. Er ſelbſt war im Herzen der neuen Lehre zugethan, wenn auch weltliche Rückſichten ihn für jetzt noch beſtimmten, den Gebräuchen des katholiſchen Gottesdienſtes treu zu bleiben. Innig freute es ihn, hier einen ſo eifrigen Vertheidiger ſeiner eigenen Geſinnungen zu finden, und eine innere Stimme ſchien ihm zuzuflüſtern, daß der Jüngling, der jetzt im Begriffe war, ſeinen ſchwachen Arm der Sache ſeiner Religion zu weihen, einſt eine kräftige Stütze ſeiner bedrängten Glaubensbrüder werden würde. Um ſich noch feſter zu überzeugen, und zugleich in die Tiefe der Seele des Jünglings einen prüfenden Blick zu werfen, hatte er ihn bis jetzt nicht unterbrochen; und das ſteigende Feuer, mit welchem d'Aubigné redete, hatte ihn vollkommen überzeugt, daß er der Hülfe werth ſei, welche er ihm zuzuwenden Willens war.

Als d'Aubigné jetzt ſtockte, fragte ihn der Herr von Lezei: „Weßhalb aber, Herr von d'Aubigné, führten Sie Ihren Entſchluß, den ich nicht anders, als lobenswerth nennen kann, nicht aus, weßhalb ſtarrten Sie hier, noch weit von dem rühmlichen Ziele entfernt, düſtern Blickes hinab in die Wel-

*) Aus: Ausgewählte kleine Original-Romane u. ſ. w. Th. 2. Leipzig, 1828

Digitized by Google

in der Saone, daß ich nicht anders glauben kann, als, Sie wollten freventlich ihrem Leben ſelbſt ein Ende machen."

„ „Ja! ich will es nicht läugnen," " erwiederte d' Aubigné, „ „ohne Dazwiſchenkunft des zarten Weſens, vom Himmel mir zur Rettung geſandt, würden die Wellen des Fluſſes jetzt wahrſcheinlich mein Grab ſein; denn feiger Kleinmuth hatte ſo mich übermannt, daß ich wähnte, ich könne die Bürde des Lebens länger nicht tragen. Von allen Hülfsmitteln zur Fortſetzung meiner Reiſe entblößt, zu ſtolz, vielleicht auch zu verlegen, von Fremden ſie zu erbitten, warf Krankheit mich zu Lyon auf das Siechbett. Kaum wieder geneſen, forderte meine Wirthin mit Ungeſtüm die Bezahlung der Koſten für Wohnung und Pflege. Außer Stande, ihrer gerechten, wenn auch nicht billigen Forderung zu genügen, ſelbſt ohne die Ausſicht, Rath hierzu zu ſchaffen, trieb meine Sorge mich hinaus in die Einſamkeit. Das Uebrige wiſſen Sie." "

Gerührt von des Jünglings Aufrichtigkeit, und von der Hülfloſigkeit ſeiner Lage ergriffen, erfüllte der Herr von Lezei gern und willig die Bitte ſeiner kleinen Suſanne. Mit den nöthigen Erforderniſſen zur Fortſetzung der Reiſe, auch mit baarem Gelde hinlänglich verſehen, verließ d' Aubigné den Ort, an welchem ſeine kleine Retterin lebte, mit den dankbarſten Geſinnungen gegen das holde Kind erfüllt, indem er bei ſich ſelbſt das Gelübde ablegte, ihre Wohlthaten einſt, wenn das Schickſal ihn dazu hinlänglich begünſtigte, durch mehr als bloße Worte zu vergelten. Voll patriotiſchen und religiöſen Eifers ließ er zu Saintonge ſich anwerben, und betrat die Bahn des Ruhms mit dem feſten Vorſatze, Ehre für das Leben, oder im Tode auf ihr zu finden.

Johann Baptist von Alxinger

ward am 24. Januar 1775 zu Wien geboren, wo ſein Vater in glücklichen Verhältniſſen lebte. Der junge A. erhielt ſchon früh eine vortreffliche Erziehung, an der der berühmte Numismatiker Eckhel großen Antheil hatte, ſtudirte dann in ſeiner Vaterſtadt die Rechte, ward darauf Dr. jur. und k. k. Hofagent; lebte jedoch mehr ſeinen Neigungen, da ihn ein bedeutendes von ſeinen Eltern ererbtes Vermögen ſchon früh aller Nahrungsſorgen überhob. Im Jahre 1794 erhielt er die Stelle eines Hoftheaterſecretärs, die er aber nicht lange bekleidete. Er ſtarb am 1. Mai 1797, von ſeinen Freunden tief betrauert. In den Verhältniſſen des Lebens ward er von Allen, die ihn näher kannten, als ein vortrefflicher, redlicher, wohlwollender und immer heiterer Mann, den ſein guter Humor ſelbſt auf dem Sterbelager nicht verließ, geſchildert. Zu ſeiner Zeit galt er als der erſte Dichter Wiens, doch war das freilich eine Zeit, in der Wien eben nichts Bedeutendes aufzuweiſen hatte.

Er hat folgende Schriften hinterlaſſen:

J. B. v. A. ſämmtliche Gedichte. 2 Thle. Klagenfurth und Laybach, 1788. in 8.
A's neueſte Gedichte. Wien, 1794. 8.
Numa Pompilius. 2 Thl. Lpzig und Klagenfurth, 1792. 8; eine verſificirte Bearbeitung des bekannten florian'ſchen Romans.
Doolin von Mainz. Ein Rittergedicht. Lpzig, 1787. 8. (Nachdruck, Karlsruhe, 1787. 8.) Zweite Aufl. Leipzig, 1797. gr. 8.
Bliomberis. Ein Rittergedicht. Lpzg. 1791. — Zweite Aufl. beſorgt von Seume. Leipz. 1802. 8.
Beiträge zur öſterreichiſchen Monatsſchrift, dem deutſchen Merkur, den Horen u. ſ. w.

Alxingers wohlgetroffenes Bildniß findet ſich vor der zweiten Auflage des Doolin von Mainz.

Er war Wieland's Nachahmer und hätte bei ſeinem Fleiße, ſeinen Kenntniſſen und ſeinem Charakter Großes leiſten können, wenn dieſe allein hinreichten, einen Dichter zu machen; aber es fehlte ihm an productiver Phantaſie und Tiefe: ſeine Epopöen bleiben daher immer Nachahmungen, denen man zu deutlich die Mühe anſieht, welche ſie ihrem Verfaſſer koſteten; auch hat die Eleganz der Form und die Herrſchaft über die Sprache, deren ſie ſich erfreuen, ſie nicht vor der Vergeſſenheit erretten können, in welche ſie wenige Zeit nach des Dichters Tode bereits verfallen warren. Einzelnheiten in denſelben ſind allerdings gelungen, jedoch nicht immer glücklich. —

Doolin von Maynz. *)

Wer iſt der Mann, der tief in dieſem finſtern Wald,
Wo Dickicht überall das ſcheue Wild beſchützet,
Und ſelten nur das krumme Jagdhorn ſchallt,
Vor einer Klauſe bethend ſitzet!
Sein himmelwärts gekehrter Blick,
Sein härnes Kleid, ſein hänfner Knotenſtrick
Und die Sandal' am nackten Fuße
Zeigt einen Heiligen in überſtrenger Buße.

Doch eingegraben ſteht auf ſeinem Angeſicht,
Daß er den größern Theil des Lebens nicht
In dieſer frommen Ruh' und thatenlos durchlebet.
Kraft ſchwellt ihm jeden Nerv, und jeden Zug erhebet
Ein Selbſtgefühl, das Helden angeſtammt
Und unvertilgbar iſt; ſein tiefes Auge flammt.
Kaum kann des Bethers Stirn den edlen Trotz verhehlen,
Noch immer ſcheinet ſie zu ſchrecken, zu befehlen.

Graf Guido, Frankens Stolz, der erſte Paladin
Am Hofe ſeines Freunds, des mächtigen Pipin,
Der Damen Augenmerk, der Held, der Aire's Mauern,
Pavia's Wall erſtürmt, hat ſich hierher verbannt,
Der Tage Reſt als Klausner zu vertrauern.
Kein Eiſenhandſchuh deckt die ſehnenvolle Hand
Des tapfern Mannes mehr, denn mit dem Roſenkranze
Vertauſchte ſie das Schlachtſchwert und die Lanze.

Als Knappe dient' er einſt dem kriegriſchen Martell,
Verbrüderte ſich dann mit deſſen älterm Sohne
Und ebnet ihm den Weg zum Frankenthrone.
In dem Entſchluſſe klug, in der Vollführung ſchnell,
Erfocht der Held, als Gryphon ſich empörte,
Und als Aiſtulph Italien verheerte,
Der Siege viel; auch war Pipin,
Wiewohl ein Fürſt, doch dankbar gegen ihn.

Er lohnt' ihm mit der Hand der ſchönen Kunigunde.
Die Grafſchaft Maynz und jede Tugend war
Ein Brautſchatz, Guido's werth, und hochbeglückt das Paar.
Nach Jahren liebt' es ſich, wie in der Trauungsſtunde.
Zwar Einen Sohn gab Kunigunde nur
Dem zärtlichen Gemahl; doch ſparte die Natur,
Nur deſto liebender, wie gute Mütter pflegen,
Für dieſen Einzigen all ihren reichen Segen.

Der kleine Doolin, ſo hieß Guido ſeinen Sohn,
Wuchs bald empor zum hoffnungsvollen Knaben.
Da trieben ritterliche Gaben
Und Geiſt und Kraft die erſten Blüthen ſchon.
Der Spielgenoſſen Schaar ſchien nur auf ihn zu achten;
Was Doolin vorſchlug, das gefiel;
Doch meiſtens ſchlug er vor ein kriegeriſches Spiel,
Turniere, Kämpfe, Stürme, Schlachten.

Und wies er ſich in junger Mädchen Kreis,
Dann war ein Blick von ihm der allerhöchſte Preis,
Und jede ſtrebt', ihn zu verdienen.
Man ſah das ganze Weib ſchon in der Kinder Mienen,
Sah, daß ſchon Leidenſchaft im zarten Buſen gohr.
Wie manche bargen ſich, wenn bei dem Pfänderſpiele
Ein Zwiſt entſtand, vor ihm ſcheinzornig hinter Stühle;
Doch immer ſahen ſie, geſehn zu ſeyn, hervor.

Acht Jahre waren ſo im Kindheitstraum verſchwunden.
Zum Edelknabendienſt rief itzt des Vaters Rang
Ihn nach Paris, noch mehr ſein eigner Hang.
Der kluge Guido ſelbſt entdeckt es Kunigunden.
Sie ſeufzt und willigt ein; als von des Königs Tod
Die Nachricht kommt ſammt einem Aufgeboth
Von deſſen Sohne Karl. Er läſſet vor die Stufen
Des neuen Throns die Reichsvaſallen rufen.

---

*) Aus: Joh. von Alxinger, Doolin von Maynz, ein Rittergedicht in zehn Geſängen. Leipzig, 1798. Geſang 1.

Digitized by Google

Graf Guido ſäumet nicht mit Doolin hinzuziehn.
Der weiſe Karl empfängt und unterſcheidet ihn
Als einen alten Freund, der auf den Pfad der Ehre
Ihn früh gelenkt durch Beiſpiel und durch Lehre,
Verleihet ihm zum Lohn für die geprüfte Treu'
Noch neue zu den alten Lehen,
Kann ſich nicht ſatt am kleinen Doolin ſehen,
Und wünſchet, daß er bald ein zweyter Guido ſey.

Einſt ſagt' er ihm, da ſchau', und hebt zugleich den Knaben
Vom Boden auf, da ſchau und wähl' ein Kleinod, Kind!
Dein Vater war ſo treu ſtets gegen uns geſinnt:
Du mußt dafür von Karln ein Angedenken haben.
Der Knabe nickt ihm Dank und ſchaut umher im Saal,
Sieht manchen goldenen Pokal,
Voll köſtlichen Geſteins, manch ſchön getriebnes Becken,
Manch ſeidnes Waffenkleid und manche reiche Decken.

Sein prüfend Auge weilt auf jedem Gegenſtand;
Doch plötzlich ſchreyt er auf, die Hände freudig hebend,
Und ungeduldig niederſtrebend,
Läuft er dem Winkel zu. Hier unter prächtgem Tand
Steht, wie ein grauer Held im goldnen Hofgedränge,
Ein kaum bemerktes Schwert von nicht gemeiner Länge,
Doch alt und prunklos; dieß hat Doolin ſchon gefaßt,
Und mühſam ſchleppt er her die angenehme Laſt.

Herr König, gebt mir das; es iſt zwar nur von Eiſen,
Doch iſt es lang und groß. Karl ſtaunt den Knaben an,
Der Vater weint, die Ritter alle preiſen
Ihn hochbeglückt. Fürwahr, beginnt Turpin, als Mann,
Als Held hat euer Sohn gewählet.
Das hat er, rufet Karl mit der Entzückung Ton,
Und früher Trefflichkeit gebühret früher Lohn;
Weh dem, der Jahre nur und nicht Verdienſte zählet.

Er ſagt's, beſteigt den Thron, ruft Doolin, läſſet ihn
Auf die mit rothem Sammt bedeckten Stufen knien,
Giebt ihm den Ritterſchlag mit dem gewählten Schwerte,
Und ſchenkt es ihm und küſſet ihn und ſpricht:
Der neue Ritter weiß es nicht,
Welch großes Kleinod er von ſeinem Freund begehrte.
Nach Durandaln iſt euch, bey meinem Rittereid!
Ein Schwert, wie dieß, nicht in der Chriſtenheit.

Ich ſelbſt erhielt es einſt aus Stephans heilgen Händen.
Vor böſer Zauberey Gewaltſamkeit beſchützt
Des Schwertes Weihe den, in deſſen Fauſt es blitzt.
Ihn kann die Hölle ſelbſt nur täuſchen, nur verblenden.
Ich gönnt' es wenigen, doch dir,
Dir gönn' ichs, Sohn! O Edle, glaubet mir,
Setzt Karl hinzu, im Auge Freudenthränen,
Die Stunde koſtet einſt viel Blut den Saracenen.

Am Hofe Karls entflohn ſchnell, wie ein Augenblick,
Acht Tage bey Bankett, bei Ritterſpiel und Tanze;
Doch mit des neunten Morgens Glanze
Zeucht Guido und ſein Sohn nach Mainz zurück.
Die Gräfinn ſieht mit innigem Vergnügen,
Daß auch ihr Doolin ſchon vom Hofe wiederkehrt;
Er aber eilet, ſich an ihre Bruſt zu ſchmiegen,
Erzählet, was geſchehn, und weiſet ihr ſein Schwert.

Was nebſt dem Kinde noch die Gräfinn immer feſter
An ihren liebenden, geliebten Guido band,
War Gloriande, ſeine Schweſter.
An Schönheit, hohem Geiſt, an Witz und Weisheit fand
Man ihres gleichen nicht. Sie war der Freundſchaft offen,
Gut, liebreich gegen ihr Geſchlecht;
Doch gegen Männer hart, mißtrauiſch, ungerecht;
Der beſte durfte nichts als Kaltſinn von ihr hoffen.

Der beſten einer, Bertrand, warb
Um ihre Gunſt. Umſonſt! wiewohl er faſt vor Schmerzen,
Verſchmäht zu ſeyn, vor Gram und Liebesſehnſucht ſtarb.
Zwar regte Mitgefühl ſich oft in ihrem Herzen,
Doch Argwohn, Stolz und Staarſinn überwog.
Um ihm, was ſie empfand, ſorgfältig zu verhehlen,
Schien ſie nur jeden Tag ſinnreicher ihn zu quälen,
Bis er verzweiflungsvoll aus Guido's Schloſſe zog.

Allein den Edlen iſt die Liebe,
So, wie der Tod, gewiß; und ſäumte ſie und bliebe
Sie Jahre fern, ſie kommt nach Jahren doch.
Je länger man ſich ſträubt, je ſchwerer drückt ihr Joch.

Auch Glorіandens Stolz wird immer mehr gebeuget;
Wenn ſchon ihr Mund von Bertrand ſchweiget,
So wünſcht ihn doch ihr Herz zurück,
Wünſcht, was ſie täglich ſieht, der Liebe ſchönſtes Glück.

Denn Guido lebte ganz der Gattinn, deren Küſſen
Ihn manchmahl nur die Jagd auf kurze Zeit entriſſen.
Einſt, als der Graf allein ſein weit Revier durchſtrich,
Vom frühſten Morgen an, der auf den Bergen graute,
In Einem fort durchſtrich, bis ſchon der Abend ſchaute,
Doch Müh und Zeit verlor; begann er ärgerlich:
Wodurch wohl hab' ich's heut ſo mit dem Glück verdorben?
Kein Wild im ganzen Forſt! er ſcheinet ausgeſtorben.

Voll Unmuth kehrt er um; doch auf dem Wege lauſcht
Und ſteht er ſtill; aus nahem Buſche rauſcht
Ein Hirſch hervor, ein Hirſch mit vierzehn Enden.
Kaum hat der Jäger Zeit, die Sehne ſtraff zu ziehn;
Der Pfeil durchbohrt dem Wilde nur die Lenden,
Und trotz der Wunde kann es fliehn.
Doch flieht es langſam, mit Beſchwerde,
Und röthet auf der Flucht vom Schweiße Strauch und Erde.

Der Jäger ſpringt durch Dick und Dünn ihm nach;
Auf einmahl ſteigt ein niedres Klausnerdach
Aus dem Gebüſch; hier hält das müde Thier und röthet.
Der Eremit, im Abendlied geſtöret,
Entſtürzt der Klauſe, ſieht und fühlt des Gaſtes Leid.
Er winkt mit aufgehobnem Arme
Hin, wo im fernen Strauch ſich etwas regt, er ſchreyt,
Daß der Gerechte ſich auch eines Viehs erbarme.

Umſonſt! Ihn ſieht, ihn hört der Jäger nicht.
Schon fleugt der zweyte Pfeil; doch in der Jagdgier Hitze
Und bey dem zweifelhaften Licht
Verfehlt der Graf ſein Ziel, und ach! es fährt die Spitze
Dem Klausner in die Bruſt. Ein fürchterlicher Schrey
Tönt in den Buſch und ruft den Jagenden herbey.
Er ſiehet, daß ſein Pfeil den Greis dahin geſtrecket,
Und in dem Buſen tief dem halb Entſeelten ſtecket.

Ohn' Athem, ſtarren Blicks, wie die Verzweiflung ſchaut,
Im Antlitz keine Farb', im Munde keinen Laut,
Und lahm, als wären ihm die Sehnen abgeſchnitten,
Sinkt er an einen Baum; doch als er ſich beſann,
Wankt er mit ungewiſſen Schritten
Zum Sterbenden, und zieht ſo ſchonend, als er kann,
Den Pfeil heraus. Doch wie die Ströme Bluts nun hemmen,
Die lau und dunkelroth den Boden überſchwemmen!

Laut weinend bethet er zu Gott im Himmel auf,
Und fleht dem Sterbenden, den Mord ihm zu verzeihen.
Doch dieſer tröſtet ihn. Der Herr ſetzt meinem Lauf
Durch euch ein Ziel, ich habe nichts zu ſcheuen.
Ihm, welcher hohen Lohn dem Redlichen verheißt,
Darf ich getroſt in's Vaterantlitz ſehen;
Euch dank' ich, lebet wohl; und nun, nun iſt's geſchehen!
In deine Hände, Gott, befehl' ich meinen Geiſt.

Er ſagt's und neigt ſein Haupt dem Tode, wie die Aehre
Am Aerntetag ihr Haupt in reifer Schwere
Der Sichel ſelbſt entgegen neigt.
Sein armer Mörder kniet, bang' über ihn gebeugt;
Er will des Blaſſen Haupt aufrichten und beleben
Mit ſeinem Hauch — Vergebliches Beſtreben!
Es ſinkt, bedeckt mit kaltem Schweiß,
Und ſchwer wie Bley zurück; todt iſt der gute Greis.

Der Jäger aber ruft mit aufgehobnen Händen:
Ich bin ein Mörder, Herr! unwiſſend bin ich's zwar,
Doch Mord iſt Mord. Wenn er, der ein Gerechter war,
Als Büßer ſtarb, wie muß der Sünder enden!
Auf ſeine Leiche ſchwör' ich dir:
Daß ich vom Blut mich rein durch fromme Thränen waſche,
Tret' ich an ſeinen Platz, weich' ich nicht mehr von hier;
Bey des Ermordeten ruh' auch des Mörders Aſche.

Er ruft es und vertauſcht das ſchöne Jagdgewand,
Das künſtlich Kunigundens Hand
Aus Gold gewebt und dunkelgrüner Seide,
Mit des Erſchlagnen Büßerkleide.
Jetzt aber nimmt er auch den ſtarren Hirſch in Acht,
Der todt beym Todten liegt. So lieget in der Schlacht
Ein junger beym erfahrnen Krieger,
Zu ſchwach von ihm geſchützt vor dem gewaltgen Sieger.

Digitized by Google

Der Graf, der ſchon kein Jägerherz mehr hat,
Beweinet auch das Thier, und beyder Todten Reſte
Verſcharret er in Eine Ruheſtatt.
Die Nachtigall klagt durch das Laub der Aeſte,
Der Nußbaum ſtreuet in das Grab,
Statt eines Leichentuchs, ſein breites Laub hinab,
Der Wind weht ſchauerig, und auf den glatten Kieſeln
Beginnt der Bach ein Trauerlied zu rieſeln.

Der neue Klausner ſucht, von Schmerz und Arbeit matt,
Als er nach Chriſtenpflicht die Todten eingegraben,
Sein niedres Dach, mit Schlummer ſich zu laben,
Und ſinket auf ein Brett, jetzt ſeine Lagerſtatt.
Sonſt lud' ihn weicher Flaum, ſein Haupt darauf zu legen,
Und eine Schneebruſt ſchwoll ihm nachbarlich entgegen.
Jetzt dienet ihm zum Pfühl ein harter, rauher Stein.
Doch Müdigkeit ſchläft ſelbſt auf ſolchen Pfühlen ein.

Die Sonne ſtand ſchon hoch und lachte
Sein Hüttchen an, als er vom Schlaf erwachte.
Mit ihren holden Strahlen fließt
Auch neue Kraft auf ihn; der Heiligen Entzücken,
Des Himmels Wonne ſchwebt ſo ſchön vor ſeinen Blicken,
Daß er darüber Ruhm und Größe ganz vergißt.
Sogar der Seinigen denkt er mit milden Schmerzen.
Verſchleyert ſteht ihr Bild in ſeinem frommen Herzen.

Eilf Jahre bringt er ſo mit brünſtigem Gebeth,
Mit ſtrenger Buße zu; im zwölften erſt entſteht
Der Wunſch in ihm, bey lang' entbehrten Küſſen
Der edlen Liebe Glück aufs neue zu genieſſen.
Der Schwur, der ihn verbannt in dieſe Wüſteney,
Drückt ſeinen kranken Geiſt als eine ſchwere Bürde.
Sein Wunſch wird Sehnſucht, wird Verlangen, wird Begierde,
Wird Leidenſchaft und endlich Raſerey.

Daß hier kein Klügler widerſpreche
Und wähne, Leidenſchaft ergreiſe nicht ſo jäh
Der Frommen Herz! Ich weiſ' ihn auf die See.
Beruhigt ſey die ganze Waſſerfläche;
Nur hang' am heitern Firmament.
Ein Wölkchen, das zuerſt der Schiffer ſtolz verkennt.
Dieß Wölkchen wird doch bald den Himmel ganz verhüllen,
Wird Blitze niederſpeyn und Donner niederbrüllen.

In Guido's Buſen weht der alte Geiſt nicht mehr.
Wild ſpringt er auf und Flucht beſchließet er
Aus Hang zuerſt und dann aus Gründen.
Denn nie mißlang es noch dem Hange, ſie zu finden.
Was, ruft er, will ich hier, ich Vater, ich Gemahl?
Wer hat von ältrer Pflicht mich gültig losgezählet
Und mich hierher geſetzt, um durch der Meinen Qual
Zu büßen, was mein Arm, doch nicht mein Herz gefehlet?

Mit welchem Recht ſchwor ich den Trennungseid?
Wie konnt ich Gott dadurch zu ehren wähnen!
Dich, ewige Gerechtigkeit,
Beleidigte der Schwur; der Meineid ſoll dich ſöhnen.
Wie oft verklagten nicht in dieſer Zwiſchenzeit
Mich meiner Wittwe Schmerz, mich meiner Waiſe Thränen!
Ich fühl' es, daß ich hier ein Ueberläufer bin;
Fort denn, und wieder treu auf meinen Poſten hin!

O ſieh! wie haſtig er von ſeiner kleinen Habe,
Was nur zur Reiſe taugt, ſo viel ſein Armkorb faßt,
Zuſammenrafft! nun bricht er einen Aſt
Vom nächſten Baum zum Wanderſtabe.
Heut giebt er keinen Abſchiedskuß
Dem Kruciſix, er eilt mit ſchnellem Fuß,
So wie ein Wandrer aus dem Hauſe
Der Unbarmherzigen flieht, aus der verhaßten Klauſe.

Sein ſtarker Wille giebt ihm Kraft
Und macht zum Wettlauf ſeine Reiſe.
Die Schenkel bleiben raſch, die Sehnen unerſchlafft.
Erſt dann erquickt er ſich mit lang' entbehrter Speiſe
Aus ſeinem Korb, als endlich auszuruhn
Die Nacht ihn zwingt; heißhungrig ißt er nun,
Dann ſchläft er ein, das Haupt an einem alten Baume.
Beängſtigt wird ſein Schlaf vom fürchterlichſten Traume.

Er eilet fort, ſo ſcheint es ihm,
Mit immer gleicher Kraft und gleichem Ungeſtüm,
Bis Wald und Nacht vor ſeinem Blick entfliehet,
Und er im Morgenlicht auf einem Blumenfeld
Sein theures Weib und ſeinen Doolin ſiehet.
Die Bruſt von Freud' und Sehnſucht hoch geſchwellt,
Fleugt er dahin, wo ihm die Liebe winket,
Als ſchnell vor ſeinem Tritt der Boden krachend ſinket.

Ein Abgrund, der ſich aufgethan,
Trennt ſie und gähnet ihn mit weitem Rachen an.
Kaum reicht der Blick von dieſen grauſen Höhen
Bis in den Grund hinab, wo Felſenſpitzen ſtehen,
Wie Lanzen ſcharf, wie Aehren dicht.
Hie ſtocket Guido's Blut; doch aber weicht er nicht.
Trotz der Gefahr, ſich zu zerſchmettern,
Will er den ſteilen Fels tollkühn hinunter klettern.

Doch ein Orcan erwacht, ſo fürchterlich und wild,
Als müßt' er eine Welt aus ihren Angeln ſtürmen.
Die Sonn' erliſcht, Gewitterwolken thürmen
Am Horizont ſich auf. Der hohle Donner brüllt.
An ſeinen Stab hält Guido ſich und bebet,
Vom Sturm umſauſt, in Dunkel eingehüllt.
Urplötzlich ſchweigt der Sturm; die ganze Gegend füllt
Ein fahler Glanz, der ſich vom Abgrund hebet.

Und ſieh: ein Rieſenengel ſteigt
Mit dieſem Glanz empor. Der Locken Schwarz umfleugt
Sein fürchterliches Haupt, ſein Richterblick verdammet
Des Klausners kühne That und flammet
Verderblicher, als ſelbſt ſein breites Schwert,
Das er mit hohem Zorn nach Guido's Buſen kehrt.
Zurück, ſo donnert er, zurück! hier iſt die Hölle.
Meineidiger, du ſtehſt an ihrer Schwelle!

Er ſpricht es, ſtrebt empor und, ſchwebend ob der Kluft,
Zerflieſſet er, wie Nebel, in die Luft.
Indeſſen birſt der Grund und praſſelnd Feuer dringet
Aus tauſend Oeffnungen; der Klausner ſteht umringet,
Allein und hülflos; ſchon brennt ziſchend ſein Gewand,
Sein Haar, ſein Bart; mit banger Hand
Fährt er darnach, als ſchnell Geſicht und Schlaf verſchwindet,
Und er vom Tag beſtrahlt, an ſeinem Baum ſich findet.

Noch ſchallt in ſeinem Ohr das ſchreckliche Zurück!
Noch ſuchet er mit ſcheuem Blick
Den furchtbarn Geiſt, den Abgrund und das Feuer.
Doch als er ſieht, daß alles mit der Nacht
Entflohen iſt und hell der Morgen lacht,
Hebt er das Haupt empor, und athmet wieder freyer,
Indem er ſich, vom kühlen Wind erfriſcht,
Den Angſtſchweiß von der Stirne wiſcht.

Reu' fühlt ſein Herz, allein noch wagt er keine Bitte
Zum Himmel auf; beſchämet eilt er hin,
Zu ſeiner niedern, ihm nun wieder theuern Hütte,
In der die Segenſpenderin,
Gewiſſensruhe, wohnt; ſein nebeldüſtrer Sinn
Entwölkt ſich mehr mit jedem Schritte.
Ganz heiter findet er ſich Abends an der Thür,
Und bethend ruft er jetzt: So bin ich wieder hier!

Dank dir und Preis, Erbarmer, deſſen Gnade
Mich auf des Heils verlaßne Pfade
Durch einen Traum zurück gedräut!
Du ſorgeſt für mein Weib mit gleicher Gütigkeit,
Auch ohne daß ich mich in deine Plane miſche,
Und fügeſt, wenn es mir und meinem Sohne frommt,
Daß er dereinſt als Gaſt in dieſe Zelle kommt.
Hier ſchwieg er und vernahm ein Rauſchen der Gebüſche.

Mit Müh zertheilte ſie ein hohes, edles Roß,
Weiß, wie der junge Schnee; die dichten Mähnen wehten,
Um die ein Purpurzaum, mit Gold durchwirket, floß.
Es ſchien mit ſtarkem Huf den Boden durchzutreten,
Stolz auf den Reiter, den es trug.
Er ſaß ſo hehr darauf, als hätte ſeine Rechte
Auch mit geſiegt im ſchrecklichen Gefechte,
Als Michael den Feind der Allmacht ſchlug.

Hier ſtutzt der Eremit; die Bilder jener Zeiten,
Als er auch, ſo geſchmückt, nach mancher Streitgefahr
Ein angenehmer Gaſt in frommen Klauſen war,
Begannen, aufgefriſcht, vor ihm ſich auszubreiten.
Er eilt herbey, dem jungen Ritter nun
Die Ehren, die er einſt empfangen, anzuthun;
Faßt demuthsvoll mit ſeiner Hand den Bügel
Und mit der andern Hand den weiß beſchäumten Zügel.

Digitized by Google

Der Paladin dankt ſeinem neuen Freund,
Befreyt ſein Roß vom Zaum, eilt freudig nach der Hütte,
Und löſ't im Gehn, erhitzt vom langen Ritte,
Die Lèr des Helms; ein Angeſicht erſcheint,
Auf dem ſich Jugendreiz mit Männerhoheit gattet.
Mein frommer Bruder gönnt mir wohl ein Obdach hier.
Erdrückend lag der Sonne Strahl auf mir
Vom frühſten Morgen an; auch iſt mein Roß ermattet.

So ſagt der Held. In ſein enthelmt Geſicht
Schaut ſtarr der Eremit, doch Antwort giebt er nicht.
Es ſcheinet, ſeine Seele wohne
Jetzt in den Augen nur. Mit liebevollem Tone
Fragt abermahl der Paladin:
Was blickt ihr ſo auf mich? Bath ich vielleicht zu kühn?
Und denkt ihr mir die Herberg' abzuſchlagen?
Doch nein! der holde Blick, wie könnte der verſagen?

Der Klausner, der indeß berechnet, ob ſein Sohn
Wohl auch ſchon ſo zu Ritterſpiel und Streite
Durch Hain und Flur in ſchwerer Rüſtung reite,
Entwacht dem Traum und ſpricht: Herr Ritter, jetzo ſchon
Sucht ihr Gefahren auf und voll von Heldenfeuer
Beſtandet ihr vielleicht manch ſchweres Abenteuer?
Und dennoch ſproſſet erſt ſo ſeiden, und ſo dünn
Der neue Bart um euer rundes Kinn.

Noch konnt' ich nicht den Durſt nach Abenteuern ſtillen,
Verſetzt der Paladin, noch kann ich nicht mit Fug
Mich eures Lebens freun; es iſt mein erſter Zug,
Drum nehmet ſtatt der That den Willen.
Doch felſenfeſt ſteht dieſer und mein Muth,
Die Unſchuld mag getroſt mich zum Beſchützer wählen.
So lange noch ein Tropfen Blut
In dieſen Adern wallt, ſoll ihr mein Arm nicht fehlen.

So ruft der Jüngling aus; ſein Antlitz ſcheint verklärt,
Sein Auge blitzt. Den Wirth ergetzen
Die Mienen, die er ſieht, die Worte, die er hört.
Als ſie zum Abendbrod an einen Stein ſich ſetzen,
Beginnet er: Mein Mahl iſt ähnlich unſerm Tiſch,
Faſt ganz von der Natur mit milder Hand bereitet.
Hier ſteht kein theures Wild, noch ferner Waſſer Fiſch,
Auf goldnen Schüſſeln ausgebreitet.

Doch lebt ſo froh, wie ich, kein Biſchof, oder Probſt,
Und wenn auch Erde, Luft und Meere Leckerbiſſen
Zur Küche dieſer Herrn frohnpflichtig liefern müſſen.
Ich pflücke mir vom Baume friſches Obſt,
Im Sommer und im Herbſt; ich dörr' es für den Winter
Auf meinem kleinen Heerd; mein Gärtchen iſt ein Schatz,
Und noch zum Ueberfluß, nur einen Sprung dahinter,
Der wilden Bienen Sammelplatz.

Ich habe ſaftige Melonen,
Wie König Karl ſie ſelbſt nicht beſſer ißt,
Schmackhaften Rettig, Säbelbohnen,
Von der Natur nicht karg geſüßt.
Die Früchte meiner wohl geſonnten Feigenbäume
Wetteifern mit dem Honigſeime;
Erdbeeren machen dort zum Teppiche den Grund,
Und dieſe Birnen hier zerfließen in dem Mund.

Zwar euch, Herr Ritter, wird die Mahlzeit ärmlich dünken,
Zumahl da wir hierzu nur aus dem Bache trinken.
Allein die Freundſchaft ſelbſt giebt mehr nicht, als ſie hat.
So ſagt der biedre Wirth; man ißt nun, man wird ſatt.
Schon zeiget ſich am Himmelsbogen
Der volle Mond, der Sterne goldnes Heer,
Doch ſchwatzt man traulich fort, und fühlet immer mehr
Sich gegenſeitig angezogen.

Doolin von Maynz *).

Auf Rheims Gefilden keimt die Fröhlichkeit in Trauben,
Die gelb und röthlich blühn am holden Marneſtrand,
Wo vormals, wenn wir fromm der alten Sage glauben,
In öder Wüſteney ein einſam Hüttchen ſtand.
Ein Greis bewohnte dieß; ſein guter Sohn ernährte
Durch Fiſche, die der Fluß oft kärglich nur gewährte,
Den Vater und ſich ſelbſt; doch blieb dem armen Paar
Noch etwas, wenn der Fluß ganz unerbittlich war.

Es blieb ihm eine kleine Ziege,
Mit deren Milch der Alte ſich erquickt;
Der gern und frohen Muths die Laſt der Armuth trüge,
Doch eine größere, der Schmerz des Sohnes drückt
Den Unglückſeligen danieder.
Schon lange flieht der Schlaf des Jünglings Augenlieder,
Schon lang' umflort ſein Angeſicht
Geheimer Gram; doch das geſteht er nicht.

Er zwingt ſich bey des Vaters Fragen
Ein läugnend Lächeln ab und weigert ſich zu ſagen,
Was für ein Wurm an ſeinem Herzen nagt.
Ein ſchönes Weib, das einſt, zu eifrig auf die Jagd,
Fern vom Gefolg' im Haine fehlgeritten,
Geleitet' er auf ihren Pfad zurück
Und fühlt ſeit dieſem Augenblick,
Was hoffnungsloſe Lieb' und Sehnſucht je gelitten.

Mit jedem Morgen flog er hin
Zum wild verwachsnen Ort, an dem er ſie gefunden.
Vergebne Müh! die ſchöne Jägerinn
Iſt aus der Gegend weggeſchwunden.
Auch darf er nicht zu weit ſie ſuchen! ach! er weiß,
Daß hülflos, ſchwach und krank der Greis
Mit Sehnſucht ſeiner harrt und jeden Pulsſchlag zählet,
Wann ihm ſein Sohn, ſein Troſt, ſein Glück, ſein Alles fehlet.

Zehn Monden litt er ſo, ſich ſehnend in das Grab.
Einſt, als er, Stunden lang ſein Leiden überdenkend
Und in Melancholie ſtäts tiefer ſich verſenkend,
Am Fluſſe ſaß; da war's, als züg' es ihn hinab.
Schon ſenket er das Haupt, doch ſeines Vaters Bildniß
Erſcheint ihm auf der Fluth; er nun, voll Bangigkeit,
Sich rettend vor ſich ſelbſt, ſpringt wild empor, ſtürzt weit
Vom Ufer weg und fliehet durch die Wildniß.

Schon ſeiner Hütte nah, ſieht er ein greiſes Weib;
Bleich iſt ſie und entſtellt von Jammer und Beſchwerde.
Am Stabe wankt einher ihr abgezehrter Leib,
Und, welken Pflanzen gleich, ſenkt ſich ihr Haupt zur Erde.
Ach, rufet ſie ihn an, mein Sohn, erbarme dich!
Drey Tag' irr' ich umher, drey Tage labet mich
Kein Biſſen. Sieh! ich kann nicht weiter gehen.
Hilfſt du mir nicht, ſo iſt's um mich geſchehen.

So flehet ſie. Des guten Jünglings Herz
Vergißt die eigne Qual und denkt nur ihren Schmerz.
Er faßt ſie in den Arm, noch eh ſie ihre Bitte
Geendiget, und trägt ſie in die Hütte.
Hier wartet vor der Thür der Greis im Abendroth.
Er höret, was geſchehn, er ſieht der Fremden Noth.
Doch wie ihr helfen? ach! des Jünglings Netz beſchweret
Heut kein gefangner Fiſch, die Milch iſt aufgezehret.

Sie ſehn ſich ſchweigend an, und eine Thräne rinnt
Von beider Angeſicht; doch ernſt und feſt beginnt
Der Alte nun: Nein, ſie ſoll nicht verſchmachten.
Komm, lieber Sohn, laß uns — die Ziege ſchlachten.
Du bebſt zurück, zu ſehr um mich beſorgt.
Was man dem Aermern ſchenkt, das hat man Gott geborgt,
Und er, der den Entſchluß mir in den Sinn gegeben,
Sorgt beſſer noch, als du, für deines Vaters Leben.

Er ſprach's, und während noch der Sohn
Bloß ſeinetwegen zagt, zückt er das Meſſer ſchon,
Als jetzt die Fremde ſchnell herbeyſtürzt und ihm wehret,
Doch nicht, wie erſt, ſchwach, dürftig, alt;
In ſchimmerndem Gewand, in himmliſcher Geſtalt.
Sie iſt, der Jüngling wähnt, daß ihn ein Traum bethöret,
Sie iſt — die ſchöne Jägerinn
Und reichet ihm die Hand und rufet: Nimm ſie hin!

Dich wählet zum Gemahl die mächtigſte der Feen,
Die eure Tugend ſchwer geprüft,
Und wenn du oft, in ſtillen Gram vertieft,
Den Hain um ſie durchirrt, dir zärtlich nachgeſehen.
Doch weg mit Traurigkeit! Hier, wo mein treuer Freund
Zehn Monden hoffnungslos geweint,
Soll jedem Gram ein Lindrungsmittel keimen
Und lieblich weiß und roth die Becher überſchäumen.

Beym letzten Wort ſchwang ſie die Lilienhand
Zum Segen in die Luft, die Wüſteney verſchwand.
Der Grund, nun milde, ward, ſo weit das Auge ſpähet,
Mit Trauben gelb und roth wohlthätig überſäet.
Der Moſt, daraus gepreßt, hat die geheime Kraft,
Daß er im Trinkenden der Freude Taumel ſchafft.
So lange dieſer währt, ſchmerzt keine Seelenwunde,
Und neues Lächeln hängt am längſt entwöhnten Munde.

*) Geſang 7. V. 9 — 19.

Amaranthes S. Corvinus.

Amaranthes S. Herdegen.

D. Chriſtoph Friedrich von Ammon,

aus altadelichem Geſchlecht, ward am 16. Januar 1766 zu Baireuth geboren, ſtudirte zu Erlangen und ward daſelbſt 1789 Profeſſor der Philoſophie, 1792 Profeſſor der Theologie und Univerſitätsprediger; nahm 1794 einen Ruf als Profeſſor und Conſiſtorialrath in Göttingen an und kehrte von dort im Jahre 1804 als Profeſſor und Superintendent nach Erlangen zurück, wo er bis 1813 verweilte und ſich dann als Oberhofprediger, Oberconſiſtorialaſſeſſor und Kirchenrath nach Dresden begab. 1815 ward er Komthur des Civilverdienſtordens, 1825 Ritter des rothen Adlerordens; 1824 erneuerte der König von Baiern den ſeinen Vorfahren bereits von Rudolph II. beſtätigten Adel.

Sowohl als Kanzelredner wie als gelehrter Theolog hat v. A. eine vielfache Thätigkeit beurkundet und folgende Schriften herausgegeben:

- Chriſtliche Religionsvorträge. Erlangen, 1793—95, 5 Bde.
- Predigten. Erlangen, 1799—1802. 3 Bde.
- Religionsvorträge im Geiſte Jeſu. Göttingen, 1804—9. 3 Thle.
- Zeit- und Feſtpredigten. Nürnberg, 1810.
- Predigten in der Hof- und Sophienkirche zu Dresden in den Jahren 1813, 14, 15. Nürnberg, 1814—16.
- Predigten über Jeſum und ſeine Lehre. Dresden, 1819, 2 Thle.
- Predigten an allen Sonn- und Feſttagen des Jahres. Dresden, 1828. 31. 2 Bde.
- Anleitung zur Kanzelberedſamkeit. 3. Aufl. Nürnberg, 1826.
- Geſchichte der Homiletik. Göttingen, 1804.
- Handbuch der chriſtlichen Sittenlehre. Leipzig, 1823—1829. 3 Bde.
- Summa theologiae christianae. Ed. N. Lips. 1830.
- Die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. Leipzig, 1833.
- Einzelne Predigten, Abhandlungen u. ſ. w. u. ſ. w.

v. A. hat vorzüglich als Kanzelredner durch ſeine *feine, geiſtreiche* und gefühlvolle Behandlung des Stoffes, die Wärme und Anmuth ſeines Vortrages und die mildernde und vermittelnde Weiſe der Belehrung einen glänzenden und dauernden Ruf erworben. — Als Theolog gehört er zu den rationellen Supranaturaliſten, Glauben mit Wiſſenſchaft vereinigend, doch würde eine genauere Darſtellung deſſen, was er auf dieſem Felde leiſtete, die uns gezogenen Schranken jedenfalls überſchreiten; wir begnügen uns daher folgende Abſchnitte aus einem ſeiner neueſten Werke, als eine Probe ſeiner eleganten und harmoniſchen Diction, ſo wie des reichen Geiſtes, welcher ihm die Feder leitet, mitzutheilen. —

Sein älteſter Sohn, **D. Friedrich Wilhelm Philipp von Ammon**, geboren am 7. Februar 1791 zu Erlangen, früher Prediger zu Buttenheim und Merzdorf, ſeit 1821 aber Archidiakonus, Profeſſor der Theologie u. ſ. w. zu Erlangen, hat ſich ebenfalls als Kanzelredner und asketiſcher Schriftſteller rühmlichſt ausgezeichnet und u. A. folgende Schriften herausgegeben:

- Andachtsbuch für Chriſten evangel. Sinnes. Bamberg, 1821.
- Chriſtliche Religionsvorträge. Ebendaſ. 1821.
- Andachtsbuch für die heranblühende Jugend. Ebdſ. 1822.
- Predigten. Ebdſ. 1825.
- Geiler von Kaiſersberg's Leben u. ſ. w. Erlangen, 1826.
- Rudolph's und Ida's Briefe über die Unterſcheidungslehren der proteſtantiſchen und kathol. Kirche. Dresden, 1827.
- Evangeliſches Jubelfeſtbuch u. ſ. w. Erlangen, 1829.
- Denkmal der dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburger Confeſſion u. ſ. w. Erlang. 1831.
- Gallerie der denkwürdigſten Perſonen, welche im 16., 17. und 18. Jahrh. von der evang. zur katholiſchen Kirche übergetreten ſind. Erlangen, 1833.
- Einzelne Predigten u. ſ. w.

Die Vernunftreligion *).

Wem hallen die Ohren nicht wieder von dem Lieblingsliede unſerer Zeit! Wer ſollte ſich nicht freuen, in einem Jahrhunderte des Lichtes zu leben, wo Vernunft und Religion, dieſe gleich ebenbürtigen Himmelstöchter, ſich für die Ewigkeit verſchwiſtert zu haben ſcheinen! Fern ſey es von uns, ihre Eintracht zu ſtören, aber eben ſo fern die Verſuchung, die beiden Zwillingsſchweſtern in gemüthlicher Aufwallung des Gefühls mit einander zu verwechſeln!

Wie verſchieden man auch die Vernunft von jeher erklärt hat, ſo iſt man doch darüber einverſtanden, daß ſie das höchſte Geiſtesvermögen iſt, alles Denkbare zu vernehmen und es nach ihren eigenen Geſetzen in freie Kenntniß der Wahrheit zu verwandeln. Dieſe Geſetze ſind Einheit, Cauſalzuſammenhang und Zweckmäßigkeit; der Horizont, in dem ſich unſer Denken bewegt, hat in unſerem Bewußtſeyn eine relative Unendlichkeit, die zwar rückwärts, oder durch den Standpunkt des Urbewußtſeyns in der Zeit fixirt, alſo anfänglich und endlich, vorwärts aber, oder progreſſiv durch nichts beſchränkt, ſondern, wie unſere Freiheit und Selbſtthätigkeit, unendlich iſt. Dieſe Erfaſſung des Einen und Unendlichen in jedem Augenblicke unſeres reinen Bewußtſeyns nennen wir einen Grundgedanken, oder eine Idee, daher man auch die Vernunft nicht mit Unrecht ein Vermögen der Ideen, oder beſſer der Uridee nennt, weil dieſe nicht nur jeder Erfahrung vorangeht, ſondern auch der geſchloſſene Kreis unſerer Gemüthswelt und der klare Horizont unſres geſammten Denkens und Erkennens iſt, jenſeits deſſen für uns nur Nacht und Dunkelheit liegt. Wenn wir nun behaupten, Religion zu haben; ſo erklären wir, uns gedrungen zu fühlen, der Idee des Einen und Unendlichen, in der ſich unſer ganzes Denken und Wollen bewegt, auch außer unſerem Gemüthe eine, wenn ſchon unbegreifliche, Realität zuzuſchreiben und mit dieſem unbekannten Weſen, das wir Gott nennen, in der innigſten Verbindung des Denkens und Wollens zu ſtehn. Dieſe Geneſis aller Religionen iſt ohne Vernunft allerdings unmöglich, weil wir ohne ſie Gott gar nicht zu denken und ihn in ſeiner lebendigen Wirklichkeit außer uns zu erfaſſen vermöchten. Die größten Philoſophen und Theologen aller Zeiten ſind daher bei der Begründung der Religion immer von dem Glauben an Gott, als einer Thatſache des Bewußtſeyns, ausgegangen und haben ihr dieſelbe vernünftige Nothwendigkeit zugeſchrieben, mit der ſie das Eine und Unendliche in einen Gedanken zuſammenfaßten; ſie haben ſogar in dem Gedanken des Urerſten und Urletzten eine abſolute Wahrheit gefunden, da ohne ihn gar keine haltbare Wirklichkeit des Denkens zu begründen iſt. Weil Gott nothwendig als nothwendig von uns gedacht wird, ſo muß er auch nothwendig ſeyn; der Glaube an ihn hat folglich für den reinen und tiefen Denker eine Gewißheit, die uns keine andere Schlußfolge und noch viel weniger irgend eine äußere Wahrnehmung gewähren kann. Es iſt das bekanntlich das alte, viel beſprochene und viel bezweifelte ontologiſche Argument für Gottes Daſeyn, von dem in jedem Falle ſo viel gewiß iſt, daß alle übrigen Beweiſe dafür in ihm, als der Wurzel unſeres religiöſen Denkens aufgehen, und daß der geſunde Menſchenverſtand ihrer gar nicht be-

*) Aus: Die Fortbildung des Chriſtenthums zur Weltreligion. Eine Anſicht der höheren Dogmatik, von Dr. Chr. Fr. v. Ammon. Leipzig. 1833. B. 1. Cap. 7.

Digitized by Google

darf, weil er ſich an das erhabene Wort, ich bin, der ich bin *), als eine gegebene Idee hält, die ſich an und durch ſich ſelbſt ſchon als lebendig und kräftig beweiſt. Durch dieſe einzige, aber unwiderlegbare Bemerkung iſt der allgemeine, oder ideale Primat der Vernunft in den Angelegenheiten der Religion aus der urſprünglichen Einrichtung unſeres Gemüthes unwiderruflich nachgewieſen; frei und ſelbſtthätig ſoll und muß ſich die Vernunft erſt Gott nach ihrer eigenen Idee denken und ſich von ſeiner lebendigen Wirklichkeit überzeugen, ehe ſie ſich zur Reflexion einer göttlichen Offenbarung erheben und aus dieſer wieder auf ihren heiligen Urheber zurückſchließen kann. Und ob es ſchon kühn und verwegen ſcheinen möchte, dem höchſten Weſen vorſchreiben zu wollen, was und wie es ſich uns offenbaren und ſeine ewigen Rathſchlüſſe zu unſerer Erkenntniß bringen ſoll; ſo iſt das doch nur die Sprache einer falſchen und heuchleriſchen Demuth, weil wir vollkommen gewiß ſind, daß die Vernunftgeſetze jeder Einſicht, alſo auch der Erkenntniß einer höheren Offenbarung **) Normen, Regeln und Anordnungen des Schöpfers ſind, die mit dem Unterrichte, den er uns in der inneren, oder äußeren Erfahrung darbietet, in keinem Falle ſtreiten, oder im Widerſpruche ſtehen können. Die Vernunft iſt daher gleich befugt und verpflichtet, zur Prüfung aller ſich im Laufe der Zeit eröffnenden Quellen einer göttlichen Erkenntniß beſtimmte Grundſätze aufzuſtellen; ſie muß die allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur immer als Auslegerin jeder beſonderen und einzelnen erheben; ſie muß die wahre Offenbarung von der falſchen, und da ſich Objectives und Subjectives faſt immer in dem menſchlichen Bewußtſeyn durchdringen, beide wieder von den vermiſchten unterſcheiden, in der das rein Göttliche durch die menſchliche Selbſtoffenbarung verdunkelt wird; ſie muß das unmittelbar Göttliche, das nur aus der lebendigen Idee des Höchſten fließen kann, von dem mittelbar Göttlichen trennen, das in jedem einzelnen wahren Begriffe gefunden werden kann und alſo auch nur entfernt auf das religiöſe Bewußtſeyn einwirkt; ſie muß endlich von der höchſten Offenbarung Gottes alles Menſchliche und Wirkliche ausſcheiden und ihre einzelnen Lehren verſtändig unter die Idee der freieſten Nothwendigkeit, oder eines ewig weiſen, heiligen und gerechten Gottesreiches zuſammenfaſſen. Hat man aber auch in heiligen Urkunden religiöſe Belehrungen von göttlichem Inhalte gefunden; ſo ſteht auch dann der Vernunft noch das Recht zu, ſie nach dem Geſetze der Einheit auf einen Grundſatz zurückzuführen und ihnen dadurch die Gewißheit und Ueberzeugungskraft zu ſichern, die, nach der unabänderlichen Ordnung unſerer Gedanken und Erkenntniſſe, nur auf dieſem Wege zu erhalten iſt. Und da ferner in der Idee Gottes, als eines abſoluten Weſens, ſchon Alles liegt, was je von ihm gedacht, geurtheilt und geſprochen werden mag; ſo liegt es der Vernunft, als einem Vermögen, im Zuſammenhange zu denken, nicht minder ob, die Vollkommenheiten Gottes in beſtändiger Beziehung auf das menſchliche Denken und Wollen einzeln zu erfaſſen, ſie als ein Ganzes in ihrer vollen Klarheit darzuſtellen und in ihrer vereinten Wirkſamkeit die Gründe und Endzwecke aller Weltveränderungen und menſchlichen Schickſale aufzuſuchen. Denn da die Religionslehre in den Augen des Weiſen die Königin aller Wiſſenſchaften iſt und die Kreiſe aller übrigen Weltkenntniſſe mit idealer Gewalt beherrſcht; ſo ſind auch ihre Pfleger vor Allem dazu berufen, ſie aus ihrer rhapſodiſchen Spruchregiſter- und Schatzkäſtlein-Geſtalt zu einem wohlgegliederten Ganzen herauszubilden und dadurch den Spaltungen der Sectirer und Meinungseiferer für immer ein Ende zu machen. Weil überdies Alles, was nicht aus reiner Vernunft von Gott erkannt werden mag, geſchichtlichen Inhalts iſt und ſeyn muß; ſo iſt jene nicht minder berechtigt, jede auf Autorität und Thatſachen beruhende Religionsbelehrung unter die Leitung vernünftiger Ideen und Geſetze zu ſtellen und dadurch die Quelle alles Aberglaubens zu verſchließen. Es läßt ſich aber an der Richtigkeit dieſes Kanons um ſo viel weniger zweifeln, als jede religiöſe Autorität auf der Vorausſetzung der Wahrheit und ſittlichen Heilſamkeit beruht, die ſich ohne Vernunftideen gar nicht denken laſſen, Thatſachen aber, wie wunderbar ſie auch erſcheinen mögen, doch unleugbar eine Urſache und einen Endzweck haben müſſen, welche beide abermals vernünftigen Geſetzen anheimfallen. Dieſer Anſicht gemäß hat unter den chriſtlichen Kirchenlehrern bereits Auguſtin das teleologiſche Geſetz der Gotteswürdigkeit zur höchſten Regel der Auslegung aller Offenbarungsurkunden erhoben und Alles, was in irgend einer Schrift, oder Lehre der Vollkommenheit des höchſten Weſens erweislich widerſtreitet, wie die Vorherbeſtimmung zur ewigen Verdammniß, oder die Seligkeit der Unheiligen, für Wahn und Täuſchung erklärt. In dieſem vollen Sinne und Umfange des Wortes muß jede Religion, welche göttlich ſeyn will, vorher wahr und vernünftig ſeyn. Es würden namentlich die chriſtlichen Theologen die erſten Grundſätze ihres Glaubens verläugnen und an Gott und Menſchen freveln, wenn ſie das bezweifeln wollten; denn da Chriſtus ſelbſt die Verfinſterung der Vernunft, oder des geiſtigen Auges, für die Quelle aller Irrthümer erklärt und die Heilſamkeit ſeiner Lehre unbedingt der Probe des ſittlichen Bewußtſeyns unterwirft; da ferner Paulus und Johannes zur freien Prüfung ihrer Vorträge auffordern und ſich abermals auf das Zeugniß des religiöſen Bewußtſeyns berufen *); ſo liegt die Vernunftmäßigkeit des Chriſtenthums klar am Tage, und man iſt vollkommen berechtigt, das erweislich Unvernünftige, was man ihm aufgebürdet hat, ſeinem Schickſale zu überlaſſen.

Ganz anders muß hingegen über den Werth der Vernunftreligion geurtheilt werden, wenn ſich der einzelne Menſch anmaßt, die wahre Gottesverehrung aus ſeiner individuellen Vernunft, als der einzig lautern und ſichern Quelle zu ſchöpfen. Denn hier vergißt er, daß vor ihm ſchon Menſchen lebten, welche vernünftiger, weiſer und frömmer waren, als er; er vergißt, daß er bei ſeiner gegenwärtigen Bildung kaum mehr unterſcheiden kann, was in ſeinem Fürwahrhalten chriſtlich, oder ſelbſterdacht iſt; er vergißt, daß der Glaube, auf dem jede Religion beruht, nicht aus der Vernunft, ſondern aus dem Herzen kommt; er vergißt, daß ihm die Vernunft nicht gegeben iſt, eine Religion zu ſchaffen, ſondern ſie zu vernehmen; er vergißt, daß eine Religion, die nicht von Gott ſelbſt kommt, jeder Wahrheit und ſittlichen Kraft ermangelt; er vergißt, daß eine für alle Menſchen verbindliche Religion ſich nothwendig auf eine poſitiv göttliche Anordnung, als gemeinſchaftliches Object beziehen muß; er vergißt, daß eine conſequente Rationalreligion ſich auf den Glauben an eine beſondere Veroffenbarung Gottes ſtützen muß; er vergißt endlich, daß ein ſubjectiver Rationalismus zuletzt ſtarrer Egoismus wird, welcher der Tod jeder wahren Religioſität iſt. Es iſt der Mühe werth, alle dieſe Punkte einzeln zu erörtern.

Sich aus eigener Vernunft, oder nach bloßem Vernehmen ſeines beſſeren Selbſt eine Religion zu bilden, iſt ſchon darum ein kühnes und gefährliches Beginnen, weil man bei dieſem wichtigen Geſchäft die vielen weiſen und beſſeren Menſchen übergeht, die vor uns gelebt haben. Jede Gottesverehrung beruht ja auf der Reinheit und Heiligkeit des religiöſen Ideals, das wir uns vorhalten, weil wir alle geneigt ſind, mit Terenz zu ſprechen: wenn das Jupiter thut, warum ſollte ich armer Wicht es mir nicht geſtatten! Nun iſt aber die Idee des höchſten Weſens ſo unendlich reich an unbedingter Vollkommenheit, daß ſie nicht einmal von ganzen Völkern, geſchweige denn von einzelnen Individuen in ihrer vollen Würde und Majeſtät erfaßt wird. Die Heiden zerſplitterten nicht nur dieſe Vollkommenheiten, ſondern blieben auch als gemeine Anthropomorphiten bei bedingten Vorzügen der Stärke, Schönheit, Klugheit ſtehen, die ſie in ihren Göttern ſubſtantiirten und durch deren Vervielfältigung ſie jede Einheit der Weisheit, Tugend und Seligkeit zerſtörten, die das Weſen der wahren Frömmigkeit ausmacht. Der Gott der Juden iſt ein rein ontologiſcher Gott, nur ſparſam mit einigen klimatiſchen Gefühlstugenden ausgerüſtet, und von dem Gott des Islam weiß man ſchon viel, wenn man ſich gemerkt hat, daß er groß, einzig und barmherzig iſt. Plato's ewiger Weltvater blieb ihm ſo verborgen, daß er wenig von ihm zu ſagen wußte; der Gott der Stoiker ſteht unter der Leitung des Schickſals und ſeine Tugend hat weniger Werth, als die des ächten Weiſen; der ältere Plinius hält es für eine Beleidigung des höchſten Weſens, es mit der Sorge für die Weltregierung im Kleinen zu behelligen, und Spinoza's nothwendige Subſtanz ſchreitet, wie Saturn ſeine Kinder verſchlingend, in dem Wechſel der Erſcheinungen einher. Wie kannſt du dir nun ſchmeicheln, bei der glaubigen Erfaſſung deines Schöpfers und Vaters, der dich ſtufenweiſe zur Aehnlichkeit mit ihm heranbilden und dich bald in eine höhere Welt aufnehmen will, des Unterrichtes der Weiſen und Edlen zu entbehren, welche die Fehler ihrer Vorgänger vermieden und ſich zu einer reinen Anſicht Gottes erhoben haben? Wie darfſt du das mit einem Bewußtſeyn beginnen, das aus der Dunkelheit ſinnlicher Vorſtellungen erſt ſeit kurzer Zeit an das Licht der Intelligenz hervortrat; mit einer Freiheit, die vielleicht immer noch mehr thieriſche Willkühr, als reine, ſittliche Selbſtthätigkeit iſt; in einem Horizonte von Gedanken, den du zwar ſtolz genug Unendlichkeit nennſt, der aber im glücklichſten Falle nur ein ſich täglich erweiternder, alſo gewiß beſchränkter Kreis von Gefühlen und Ideen iſt; in der kleinen Welt deines Gemüthes endlich, die in der Nähe deines eigenen Selbſt kaum dürftig erleuchtet, weiterhin ſchon vielfach beſchattet und an den Umriſſen und Endpuncten deiner Idealität von Nacht und Finſterniß umhüllt iſt? Beſſer wird das freilich werden, das hoffen wir mit

*) 2 Moſ. 3, 14.

**) Cf. *Summa theologiae christianae*. Ed. IV. Lips. 1830. §. 14 ff.

*) Matth. 6, 22 f. Joh. 7, 17. 2 Kor. 4, 2. 1 Theſſ. 5, 21. 1 Joh. 4, 1. 5, 6.

Digitized by Google

Zuverſicht; bis jetzt aber haſt du von dem Ewigen nicht den Donner ſeiner Kraft, ſondern nur einen leiſen Hauch vernommen *); du haſt vielleicht noch von Glück zu ſagen, wenn dein Gott eine dunkle Tiefe, wie der Unendliche der *Gnoſis*, eine hohle Allgemeinheit, wie die trockene Seele *Heraklits*, eine ſich aus dem alten Bunde in den neuen herauswickelnde Subſtanz, wie das Urweſen der *Naturphiloſophen*, oder ein thränenfroher Erbarmer, wie der Gott der *Frömmler* und *Myſtiker* iſt. Deine Religion alſo kann nur eine flüchtige Weisheit des Augenblickes ſeyn, die dir ſelbſt nach kurzen Zwiſchenräumen ſchon mißfallen wird.

Wäre aber auch die Ausbeute dieſer Selbſterforſchung des Göttlichen noch ſo gediegen; ſo iſt *es* uns doch auf dem gegenwärtigen Standpunkte unſerer Bildung kaum mehr möglich, *unſere eigenen Gedanken von dem Inhalte der chriſtlichen Offenbarung zu unterſcheiden.* Von dem Geſchichtlichen und Perſönlichen des Chriſtenthums vermag der trennende und abſondernde Verſtand zwar mit leichter Mühe abzuſehen; aber das, was wir an dem menſchlichen Bilde des ewigen Vaters einmal abgeſehen und auf das Urbild übergetragen haben, die hohen ſittlichen Vollkommenheiten ſeiner Natur, die Weisheit ſeiner väterlichen Liebe, die an allen Berührungen unſeres Bewußtſeyns ein kindliches Verhältniß zu ihm angeknüpft hat, und die hieraus von ſelbſt fließenden Lehren von ſeiner beſondern Vorſehung und der Gewißheit eines ewigen Lebens ſind ſchon von Jugend auf ſo tief in unſere Gedankenreihe eingedrungen, daß wir der Verſuchung gar nicht widerſtehen würden, das für unſer Geiſteseigenthum zu halten, was doch unverkennbar nur der Widerſchein eines höheren Lichtes iſt. Aber warum iſt der *homeriſche* Vater der Götter und Menſchen ganz ein anderer, als der Weltenvater des *Johannes*; warum philoſophirt *Ariſtoteles* halb träumend über die Schöpfung aller Dinge, wenn man ſeine Muthmaßungen mit den klaren und beſtimmten Ausſprüchen eines *Paulus* vergleicht; warum iſt der Bruderbund der *Pythagoräer* und der heilige Weltbau der *Stoiker* nur ein myſtiſcher Schattenriß gegen das lebendige Gemälde des Himmelreiches, wie es uns *Chriſtus* vor Augen ſtellt; warum iſt die höchſte Weihe der *griechiſchen Myſterien*, wenn ſie der Forſcher mit kaltem Blute durchſchaut **), kaum eine ſchwache Vorbereitung auf die innige ſittliche Gemeinſchaft mit Gott, die uns das *Chriſtenthum* durch den Geiſt der Wahrheit und der Liebe eröffnet? Gewiß darum, weil die ſich ſelbſt überlaſſene Vernunft, auch wenn ſie alle Flügel ausbreitet, ſich doch aus eigener Kraft nicht zu der Höhe aufſchwingen kann, zu der ſie ihr heiliger Urheber durch ſeine Offenbarung erhebt, die dem dankbaren Gemüthe doppelt ehrwürdig und unſchätzbar ſeyn muß, weil ſie allmählig in die Denkart ganzer Völker und Zeitalter übergeht und ſich aus einem himmliſchen Geſchenk in eine ſcheinbar eigene Geiſtesgabe verwandelt.

Noch wichtiger iſt hiebei die Erinnerung, daß der Glaube an einen ewig freien und heiligen Gott, der jeder Religion vorangeht, *gar nicht aus der Vernunft, ſondern aus dem Herzen kommt.* Auch die höchſte Idee, mit der unſere Vernunft in Eins zuſammenfällt, iſt nur ein Umriß ***) des Denkens, den unſer Geiſt bei ſeinen Forſchungen nicht mehr überſchreiten kann; aber als bloßes Vorſtellungsvermögen fühlt er ſich doch keineswegs gedrungen, dieſe Grenze über ſein Bewußtſeyn, oder doch über das Univerſum hinauszurücken. Die Reihe ſeiner Forſchungen iſt geſchloſſen, wenn er die erſte Urſache alles beweglichen Seyns gefunden hat; und daß er dieſe in ſich von ſelbſt bewegenden Atomen, in einem ewigen Chaos, in der abſoluten Einheit des Seyns und Denkens, oder in der ſchöpferiſchen Kraft ſeiner Ichheit zu finden vermag, ſagen uns die bekannten Philoſopheme Epikurs, der träumenden Pantheiſten und ſchöpferiſchen Idealiſten, die Alles wiſſen und Nichts glauben, und darum auch das eigentliche Lebenselement der Religion, die moraliſche Gewißheit und Ueberzeugung vernichten. Das ſpeculative Nichts, dieſe ſubjective Null, die für alle endliche Geiſter eine nothwendige Unterlage ihres freien Denkens iſt, kann in dieſen Syſtemen keine Bedeutung haben, weil ſie Eins und Alles, zum Theil auch ohne Gott, in einen Knauel der Entwickelung zuſammenknüpfen, in welchem Freiheit, Pflicht und Tugend nur leere Zeichen organiſcher Lebensbewegungen ſind. Wenn ſich der Menſch nun dennoch einen außerweltlichen Gott denkt, ſo iſt es nicht die Vernunft, die an ihn glaubt, ſondern das Herz; es iſt die Tiefe ſeiner Ehrfurcht, die Sehnſucht ſeiner Liebe, das Streben nach höherer Vollendung, das heiße Verlangen nach Freude und Seligkeit, welche die Wolken des Bewußtſeyns zerſtreuen, die engen Schranken der Weltidee durchbrechen, die innerhalb derſelben zu früh ausruhende Vernunft über Zeit und Raum in die ewigen Wohnungen des Lichtes und der Freiheit emportragen und in der Heiligkeit des Pflichtgebotes die Stimme des Herrn und Richters erkennen. Regt ſich in dem Gemüthe des Menſchen dieſes Gefühl der Pflicht, dieſes Verlangen nach höherer Vollendung und freimachender Wahrheit nicht, ſo wird ſich die Vernunft in öden Speculationen verlieren, die dem Glauben eben ſo gefährlich ſind, als die Betäubungen des Bewußtſeyns durch blinde Begierden. Weit entfernt alſo, daß die Vernunft den Glauben erzeugen ſollte, bedarf ſie vielmehr ſelbſt der Belebung, Erhebung und Reinigung durch ihn, wie es ſich denn gewiß nicht läugnen läßt, daß ihr das Chriſtenthum dieſen wichtigen Dienſt geleiſtet hat *).

Es läßt ſich daher mit voller Zuverläſſigkeit behaupten, *daß uns die Vernunft gar nicht dazu gegeben iſt, eine eigene Religion zu ſchaffen, ſondern ſie nur zu vernehmen.* Schaffen, im vollen Sinne des Wortes, können wir überhaupt nichts; die höchſte Anſtrengung unſerer Kräfte, der kühnſte Schwung unſerer Phantaſie, die größte Energie unſeres Denkens vermag auch nicht einen Strohhalm, nicht ein Sandkorn in das Daſeyn zu rufen; wir können überall in der Natur, in der Kunſt, auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft und des geſelligen Lebens das Vorhandene nur ordnen, bilden, zu einem gewiſſen Zwecke formen; die moraliſch gute That, abgeſehen von ihrer äußeren Erſcheinung und den Organen, die ſie hervorrufen, iſt das einzige Werk unſerer freien Schöpferkraft; und ſelbſt hier möchte man die unſichtbare Einwirkung eines guten Genius ahnen, wenn man tiefer in ſein Inneres eingeblickt hat. Wie ſollte es hier nun der Vernunft, als einem bloßen Vermögen allgemeiner Ideen und Geſetze glücken, eine Religion, oder eine vollſtändige Anweiſung zur richtigen Erkenntniß und Verehrung Gottes zu Stande zu bringen, ohne überall die Erfahrung, die Ordnung der Natur, des häuslichen und geſelligen Lebens, ohne namentlich eine Reihe von Beobachtungen aus der Gemüthswelt zu Hülfe zu nehmen, welche ſämmtlich aus der Quelle eines objectiv angeregten Bewußtſeyns fließen? Hat ſich doch ſelbſt die empiriſche und pragmatiſche Vernunft der Einzelnen ſchon unendlich oft als eine grundſchlechte Baumeiſterin dogmatiſcher Lehrſyſteme bewieſen, wenn ihr aus der Mythologie, Tradition, Geſchichte und Dialektik unermeßliche Materialien zu Gebote ſtanden; hat doch die ſcharfſinnigſte Scholaſtik und die begeiſtertеſte Myſtik Religionsformen gebildet, die den gemeinſten Sinn für Wahrheit und Tugend beleidigen; hat doch ſogar die Bibliolatrie aus zuſammengewürfelten Stellen heiliger Urkunden Sentenzen und Dogmen zuſammengefügt, die den wahrhaft religiöſen Menſchen mit Wahn, mit Schwärmerei, mit Schrecken und Entſetzen erfüllen. Phantaſie ohne Farbe iſt noch nicht Vernunft, und die ſelbſt erwählte Geiſtlichkeit nur Aufgeblaſenheit des fleiſchlichen Sinnes **); dennoch wird man unvermeidlich von beiden berückt und getäuſcht werden, wenn man es verſucht, eine Religion nur aus den hohlen Tiefen ſeines Inneren zu ſchöpfen.

Eben daher muß auch eine Verehrung Gottes, die nicht von ihm ſelbſt gegeben und verordnet iſt, *aller Wahrheit und ſittlichen Kraft ermangeln.* Eine Staatsverfaſſung nach Gefallen zu dichten, ſteht zwar Jedem frei; aber es wird ihm nicht beikommen, ſie für allgemein verbindlich zu erklären, wenn ſie nicht von dem Volke, von ſeinen Vertretern und Häuptern ausgegangen iſt. Eine ähnliche Beglaubigung der Erkenntniß und Verehrung Gottes ſteht zwar, der Natur der Sache gemäß, nicht zu erwarten, weil das höchſte Weſen frei geſucht, gefunden, geliebt und angebetet ſeyn will. Aber wenn wir einmal glauben, daß Gott den Menſchen geſchaffen und zur Aehnlichkeit mit ihm beſtimmt hat, läßt es ſich da wohl denken, daß er ihn über dieſe Beſtimmung in Unwiſſenheit laſſen, daß er ihn nicht vielmehr nach dem Maße ſeiner Bildung und Faſſungskraft über den Endzweck ſeines Daſeyns unterrichten, daß er ihm überall reiche Gaben und Wohlthaten darbieten und ihm doch das Höchſte, was ihm Noth iſt, die Erkenntniß des wahren Gutes, und den Unterricht über den Weg, der zu ihm führt, vorenthalten, und wenn ihm der gebahnt iſt, ſich nicht durch Kraft und That zu ihm bekennen ſoll? Gerade darum zieht ſich ja durch alle Religionen der Erde ein reiner Lichtſtrahl der ewigen Wahrheit, weil er von Gott und ſeinem Worte kommt; darum weichen dieſe Religionen wieder unter allen Völkern in das Unendliche ab, weil ihn jedes wieder durch den Schatten ſeiner Bilder, Meinungen, falſcher Schlüſſe und Ueberlieferungen verdunkelt hat. Vor den trägen Göttern Epikurs mag zwar eine Religion gelten, die ſich der Philoſoph der Gärten in ſeiner gemüthlichen Luſt erdichtete; aber dem einzig wahren und lebendigen Gott, der Himmel und Erde erfüllt, kann unmöglich eine andere Verehrung gefallen, als die, welche er ſelbſt verordnet und dem Menſchen in das Herz geſchrieben hat.

*) Hiob 26, 14.
**) *Lobeckii* Aglaophamus, Regiomontii, 1829. t. I. p. 98 ff.
***) *Ἄκρον* nach *Plato*.

*) *Tweſten's* Vorleſungen über die Dogmatik. 2. Aufl. Hamburg, 1829. S. 395 f.
**) Coloſſ. 2, 18 f.

Digitized by Google

Aus dieſen Gründen muß auch die wahre Religion, weil ſie für alle Menſchen verbindlich ſeyn ſoll, ſich auf eine göttliche Ordnung beziehen und ein allen Gottesverehrungen gemeinſchaftliches Object haben. Es dahin geſtellt ſeyn laſſen, ob das höchſte Weſen wirklich außer uns ſey und wirke, oder ſich gar, wie Leſcinsky, einbilden, daß der Menſch ſeinen Gott ſelbſt ſchaffe, iſt eine Verkehrtheit des Denkens, die mit dem Atheism auf gleicher Linie ſteht. Jede würdige Gottesverehrung beruht vielmehr auf dem Glauben an ein Urbild der Weisheit, Heiligkeit und Seligkeit, welches, menſchlich erfaßt, ein gemeinſchaftliches Vorbild unſeres Strebens, Wirkens und Hoffens iſt, und zwar in einer Ordnung der Dinge, wo dieſes gewiſſenhafte Streben auch Früchte des Heils und der ſittlichen Vollendung bringt, alſo in einem Reiche Gottes, wo das, was er will, den Menſchen weiſer, beſſer und froher, und das, was er nicht will, ihn thörichter, ſchlechter und unzufriedener macht. Und da ſich der gewöhnliche Sinnenmenſch nur wenig über die Ordnung der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft in dieſes Reich der Freiheit und des Lichtes erhebt, deſſen Wirklichkeit die ganze Weltgeſchichte bezeugt, ſo bedarf er zur Kenntniß deſſelben noch eines ſichern Lehrers und Führers, den man, obſchon uneigentlich, mit dem Namen eines Religionsſtifters zu bezeichnen pflegt. Ohne dieſen kann keine Religion beſtehen, wie das Beiſpiel aller Deiſten und Naturaliſten lehrt; wo hingegen der Glaube an eine höhere Ordnung der Dinge mangelt, zu der Gottes heiliges Walten die veredelte Menſchheit mit immer gleicher Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe erhebt, der Glaube an eine göttliche Sanction der Pflicht und eine alle ſittliche Mißverhältniſſe ausgleichende Vergeltung, da iſt die Religion ſelbſt in ihrer Kraft und Wirkſamkeit gefährdet. Ein ſelig machendes Himmelreich aber aus bloßer Vernunft zu bauen iſt noch von keinem Sterblichen verſucht worden.

Folgerechte Vertheidiger der Nationalreligion haben daher ſchon oft die Nothwendigkeit gefühlt, ihr Syſtem auf eine beſondere Vernunftoffenbarung Gottes zu gründen. Eduard Herbert von Cherbury war einer dieſer freien und tiefen Denker, welchen vor länger, als zweihundert Jahren gründliche Forſchungen über die Zwiſte der Katholiken und Proteſtanten zu allgemeinern Anſichten des Chriſtenthums, und dann der Religion überhaupt führten. Er trat daher in ſeinem Buche über die Wahrheit als ein entſchiedener Gegner der übernatürlich ſtatutariſchen Offenbarung und als ein kräftiger Vertheidiger der menſchlichen Vernunft und ihrer Rechte in den Angelegenheiten des Glaubens auf. Die Lehre von einem Gott, von ſeiner würdigen Verehrung durch Beſſerung und Tugend, von der Unſterblichkeit der Seele und einer künftigen Vergeltung hält er für weſentliche Dogmen jeder wahren Gottesverehrung, die in dem Gemüthe des Menſchen gegründet und ihm von dem Schöpfer eingepflanzt ſeyen. Dagegen verwirft er jede äußere, geſchichtliche und traditionelle Offenbarung, und verweiſt dafür den gründlichen Forſcher, wenn er alle Kräfte ſeines Geiſtes angeſtrengt und Gott um ſeinen Unterricht angefleht habe, auf eine perſönliche Offenbarung, wo er eine eigene göttliche Anhauchung empfinden werde, die ſich deutlich von der eigenen Thätigkeit des Gemüthes unterſcheide. Er ſelbſt glaubte eine ſolche Offenbarung empfangen und von Gott, nachdem er ihn demüthig um höhere Aufklärung über ſeine Religionsgrundſätze gebeten hatte, ein beſtätigendes Zeichen durch ein ſanftes erquickendes Wehen von oben herab bei heiterem Himmel erhalten zu haben. Dieſe von den weiſen und frommen Menſchen aller Zeiten geahnte Offenbarung Gottes in der Gemüthswelt ruht auch in der That mit der fortgehenden Naturoffenbarung auf einem Grunde; Herbert hätte ihre Spuren nur verfolgen und ſie mit den urſprünglichen Offenbarungen der Schrift vergleichen dürfen, um ſich über die Entſtehung ſeiner, aus der Geſchichte früherer Gottesmänner geborgten, Geiſtesaffectationen zu orientiren. Aber wenn er ſchon darinnen zu weit ging, daß er ſich ſelbſt für einen Inſpirirten und einen neuen Elias der Heiden hielt; ſo ſchloß er doch ganz richtig, daß es der eigenen Vernunftreligion an innerer Feſtigkeit gebreche, wenn ſie nicht durch eine göttliche Offenbarung beglaubigt werde.

Nach dem Zeugniſſe der Geſchichte artet daher jede rationale Religion, wenn ſie ſich zu einer ſubjectiv-rationaliſirenden geſtaltet, allmählich in jenen ſtarren Egoism aus, welcher der Tod der wahren Gottesverehrung und Frömmigkeit iſt. Die wahre Vernunftreligion läßt über ihre Grundlehren von Gott, Vorſehung und Unſterblichkeit eben ſo wenig einen Zweifel, oder eine Verſchiedenheit der Meinungen aufkommen, als die Mathematik über die Wahrheiten ihrer Anſchauung. Der einzelne Menſch aber verwechſelt ſein noch unausgebildetes Vernunftvermögen *) mit einer ſchwer zu vermeidenden Selbſttäuſchung unmerklich mit der allgemeinen Menſchenvernunft; ſtatt rational zu denken und zu lehren, rationaliſirt und vernünftelt er; daher die ſubjectiven Anſichten von den Grundwahrheiten der Religion in allen Syſtemen des Rationalism und Naturalism; eine Verſchiedenheit, die eben ſo groß iſt, als die Meinungsdifferenz der Myſtiker und geſchichtlichen Dogmatiker. Geſellt ſich hierzu noch der ſtolze Wahn, dieſe individuelle Anſicht der Religion für die einzig wahre und mögliche und für einen unwiderruflich geſchloſſenen Kreis ewiger Wahrheiten zu halten, ſo wird der Rationalism ein ſtarrer, kühner, liebloſer, Alles um ſich her verhöhnender und verdammender Egoism, der ſich von Gott und Menſchen losreißt, der nichts lernen und nichts vergeſſen, und doch überall lehren, gebieten und herrſchen will. Haben wir doch Alles, was wir wiſſen und glauben, empfangen; was rühmen wir uns, als ob wir es nicht empfangen hätten **)! Dieſe ſtolze, weltbethörende Weisheit zerfällt bald in ſich ſelbſt; nur die reine und lautere Vernunft, die immer bereit iſt, das Göttliche zu vernehmen und zu lernen, iſt des Geiſtes Licht, die uns den dunkeln Pfad dieſes Lebens erhellt.

Christoph Heinrich Amthor

ward 1678 zu Stolberg in Thüringen geboren, von ſeinem Oheim zu Rendsburg erzogen und ſtudirte die Rechte. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Profeſſur der Jurisprudenz und Politik zu Kiel, welche er 1704 antrat und bis zum Jahre 1714 bekleidete. Dann wurde er königlich däniſcher Hiſtoriograph, ſchleswig-holſteiniſcher Kanzleirath und Präſident zu Kiel und 1719 Juſtizrath zu Kopenhagen. Er ſtarb daſelbſt am 15. Februar 1721.

Von ihm erſchienen:

Poetiſcher Verſuch einiger teutſchen Gedichte und Ueberſetzungen. Flensburg, 1717. in 8.

und nach ſeinem Tode eine neue Auflage derſelben unter dem Titel

C. H. Amthors u. ſ. w. Teutſche Gedichte und Ueberſetzungen u. ſ. w. Rendsburg, 1734. in 8.

Beide Sammlungen enthalten nur Gelegenheitsgedichte und Ueberſetzungen; die erſteren im Geſchmacke Lohenſtein's (S. d.) voll Schwulſt, Zwang und Kälte. Die Ueberſetzungen ſind meiſtens peinlich genau, aber ohne Wärme und Leben. — Wunderlicher Weiſe hat ſich Amthor's Name erhalten, und man findet ihn faſt in allen Lehr- und Handbüchern der deutſchen Literatur angeführt, da er doch mehr als irgend ein Reimer ſeiner Zeit verdiente, vergeſſen zu werden. Eine kurze Probe möge hier zum Beweiſe des gewiß nicht ungerechten Tadels, den wir über ihn ausgeſprochen, folgen, zumal da eben dieſes Sonnet eine ſeiner beſten Leiſtungen iſt.

Auf den Tod des Herrn Wieſen.

Sonnet.

Der Blumen Pracht verſengt der Froſt von einer Nacht;
Ein ſtrenger Wind zerknickt den Wachsthum vieler Stunden,
Und mancher Tempel iſt in ſchnellem Rauch verſchwunden,
Dem tauſend Jahre noch den Fall nicht zugedacht.

Armſeel'ger Sterblicher, nimm dieſen Schluß in Acht;
Kein Schäfgen wird ſo leicht vom Tyger überwunden,
Kein Blitz und Donnerſchlag ſind ſo geſchwind verbunden,
Als oft des Todes Keil um deine Schläfe kracht.

Schau dieſen wahren Satz durch Wieſens Fall beſiegeln,
Worinn dein Hochmuth ſich zur Lehre kann beſpiegeln.
Ach theurer Muſenſohn! muß denn der Stürme Zug

Dein Lebens-Schiff ſo bald nach Lethens Strudeln treiben!
Doch nein; die Feder irrt. Sie ſollte dieſes ſchreiben:
Du ſtirbſt der Welt zu jung, dem Himmel alt genug.

---

*) Nous voilà tous très-sensibles *mais très peu raisonnables*. Oeuvres de Frédéric II.

**) 1. Kor. 4, 7.

Digitized by Google

Johann Peter Friedrich Ancillon

ward am 30. April 1766 zu Berlin geboren und ſtammt aus einer franzöſiſchen Refugié-Familie. Nachdem er ſeine Studien vollendet, war er zuerſt Profeſſor bei der Militärakademie und Prediger der franzöſiſchen Gemeine zu Berlin. Im Jahre 1803 wurde er Hiſtoriograph und Mitglied der Akademie daſelbſt, 1810 Staatsrath und Erzieher des Kronprinzen, 1814 wirklicher geheimer Legationsrath und ſeit 1825 Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, ſo wie Großkreuz des baieriſchen Civilverdienſt-, Commandeur des ſchwediſchen Nordſtern-, Ritter des ruſſiſchen St. Annen-I., des polniſchen Stanislaus-I., des preußiſchen rothen Adler-Ordens II. und des eiſernen Kreuzes.

A. hat ſich durch vortreffliche hiſtoriſche, politiſche und philoſophiſche Werke einen hochgeehrten Namen erworben. Zu bewundern iſt, daß er mit gleicher Anmuth und Eleganz ſich des Franzöſiſchen wie des Deutſchen bedient; ſeine bedeutendſten Leiſtungen ſind vorzugsweiſe in der erſteren abgefaßt. Zu ſeinen deutſchen Schriften gehören:

Ueber wahre Größe. Berlin, 1815.
Ueber Souverainetät und Staatsverfaſſungen. Berlin, 1816.
Ueber die Staatswiſſenſchaften. Berl. 1820.
Ueber Glauben und Wiſſen in der Philoſophie. Berlin, 1824.
Ueber den Geiſt der Staatsverfaſſungen und deſſen Einfluß auf Geſetzgebung. Berlin, 1825.
Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 1. Th. Berl. 1828. 2. Theil. Berl. 1831.

A. iſt einer der wenigen Schriftſteller, welche die Welt wie die Wiſſenſchaft gleich harmoniſch ausbildeten. Seine Leiſtungen erfreuen ſich daher der glücklichſten Wirkungen, und jeder Staat, wo ſolche Männer an der Spitze ſtehen, mag ſich wahrhaft preiſen. Bewährte Kenntniß, eine feine und geſchmackvolle Behandlung der Gegenſtände, Anmuth und Würde des Styls, Wärme und Reinheit der Empfindung, echte Begeiſterung für das Schöne und Große und in hiſtoriſchen und politiſchen Werken gerechte Würdigung des Beſtehenden, Mäßigung und Milde des Urtheils bei ſcharfem Blick und tiefer Lebenserfahrung ſind ihm eigenthümlich. — Unendlich würden Leben und Wiſſenſchaft gewinnen, wenn alle Berufenen ſie ſo zu behandeln wüßten und ſo zu behandeln geneigt wären, wie es Ancillon thut.

Wir theilen hier eine eben ſo allgemein anziehende als allgemein verſtändliche Abhandlung von ihm mit.

Ueber eigennützige und reine Liebe.*)

Satz. Es giebt nur eigennützige Neigungen, und was man Liebe nennt, löſt ſich immer in eine ſolche auf.

Gegenſatz. Es giebt eine reine Liebe, der eigennützigen nicht allein fremd, ſondern ganz entgegengeſetzt.

Der oben abgehandelte Gegenſtand bringt natürlich eine andere Frage in Erinnerung. Giebt es nur eine ſinnliche Liebe, iſt die Liebe immer nur ein eigennütziger Trieb, der auch da, wo ſie einen höhern Charakter anzunehmen ſcheint, ihre Quelle in der Selbſtſucht hat? oder giebt es eine reine Liebe, einen uneigennützigen Trieb, der, mit dem erſten dem Namen nach verwandt, himmelweit von ihm verſchieden iſt?

Dieſe Gegenſätze haben unſtreitig Berührungspunkte und Verwandtſchaften mit den Prinzipien der Ethik und den verſchiedenen Meinungen über ihren Urſprung und ihre Natur. Allein ſo viel Aehnlichkeit und Verbindung zwiſchen ihnen und den verſchiedenen Syſtemen über das höchſte Gut ſein möge, ſo ſind ſie doch von ganz verſchiedener Natur. Die Ethik hat eine reine, allgemeine, nothwendige Objectivität. In der Liebe, wie man ſie auch denken mag, handelt es ſich immer von Gefühlen, und ſie gehört ausſchließlich zur Gemüthswelt.

Viele haben behauptet, die Liebe, wenn man dieſelbe gehörig zerſetzt und zergliedert, ſei am Ende und im Grunde immer nur eine ſinnliche Luſt oder mindeſtens ein ſelbſtſüchtiger Trieb, der ſeine Befriedigung immer nur in der äußern Welt ſucht.

Diejenigen, die dieſer entwürdigenden Meinung anhangen, gehen von der Vorausſetzung aus, daß der Menſch, wenn er ſich einem Gegenſtande nähert, welcher Natur dieſer auch ſein mag, immer nur nach Vergnügen trachtet und Genuß ſucht.

Den Gegenſtand oder die Perſon, die uns Vergnügen und Genuß verſpricht, beſitzen, iſt in einem ſolchen Fall die erſte Bedingung der Glückſeligkeit für den Menſchen. Der Beſitz allein ſichert uns das Gut, nach welchem wir ſtreben, und ſchließt die anderen Menſchen davon aus. Die Liebe ſetzt eine ſolche Tendenz, ſich eines Gegenſtandes auf dieſe Art zu bemächtigen, immer voraus.

Die gewöhnliche, ſinnliche Liebe bezieht ſich alſo immer auf uns ſelbſt. Wir lieben uns in den Anderen, und lieben die Anderen unſerer ſelbſt wegen. Das Vergnügen und der Genuß, die wir von den Sachen und von den Perſonen erwarten, ſind freilich von ſehr verſchiedener Art. Es mögen uns die Geiſtesgaben oder der ſchöne edle Charakter oder die Tugenden oder die äußeren Vorzüge der Geſtalt, des Ranges, der Macht zu einer Perſon hinziehen und uns für ſie dermaaßen einnehmen, daß wir uns nur in ihrem Beſitz und in ihrer Gunſt glücklich fühlen können, ſo ſehen wir doch immer nur in ihr ein Mittel zu irgend einem uns beliebigen Zweck, und bedienen uns ihrer als eines Werkzeuges zu unſeren ſelbſtſüchtigen Abſichten.

Daß die Liebe etwas anderes, ja etwas von dem ganz verſchiedenes ſei, wird ein jeder, der Liebe empfunden oder eingeflößt hat, mit feſter Ueberzeugung behaupten. Die oben aufgeſtellte Lehre wird ihn mit einem tiefen und gerechten Unwillen gegen dieſe erniedrigende und höchſt entwürdigende Lehre erfüllen.

Es iſt ſchon an ſich ein unglückliches und unheilbringendes Vorhaben, die Liebe mit dem Verſtande zergliedern zu wollen. Das Gefühl läßt ſich nicht in ſeine Elemente auflöſen; es wird durch dergleichen Verſuche in ſeiner Weſenheit zerſtört und vernichtet: ſei es, daß es vermöge ſeiner Einfachheit einer jeden Analyſis widerſtrebe, oder, daß ſeine Natur in der geheimnißvollen Miſchung verſchiedenartiger Elemente beſtehe, die gerade durch eine künſtliche Trennung derſelben verflieget, verſchwindet und nichts von dem, was ihr eigenthümlich ſchien, behält.

Wäre auch die Zergliederung der Gefühle rathſam, ja möglich, ſo würde doch diejenige, die zum Reſultat nur Selbſtſucht in der Liebe ſucht, ſieht und findet, gewiß nicht die richtige ſein. Daß etwas Egoismus ſich auch in die edelſten uneigennützigſten Gefühle einſchleicht, beweiſet eben ſo wenig, daß ſolche Gefühle nur Egoismus ſind, als der Umſtand, daß es keinen Körper gäbe, in welchem nicht verſchiedene Gasarten eindringen oder ſich erzeugen, beweiſen würde, daß alle Körper nur aus gasartigen Stoffen beſtehen.

Dieſe ſogenannte Theorie widerſpricht den Phänomenen und allen Thatſachen, welche die Liebe, ſie mag nun als eigentliche Liebe oder als Freundſchaft oder als Familienliebe erſcheinen, darbietet. Wie kann man alles auf kalte Berechnung zurückführen, da wo das bewegte Gemüth keine Berechnung zuläßt? wie kann man den ſinnlichen Trieb zum Vergnügen wahrnehmen oder vermuthen, da wo man ſich freiwillig des geliebten Gegenſtandes willen moraliſchen und phyſiſchen Leiden ausſetzt? wie kann man aus dem Eigennutz ein Verhältniß, in welchem man ſich ſelbſt aufopfert, ableiten? Denn wie oft giebt man nicht Geſundheit, Wohlſtand, ja das Leben ſelbſt hin, um den, den man liebt, zu pflegen, zu retten und zu erhalten?

Von der Herabwürdigung der menſchlichen Natur, welche das vermeintliche Syſtem, Alles auf Eigennutz oder ſinnliches Vergnügen zu beziehen, mit Recht empört, in ihrem Innern reinere Gefühle, edlere Bedürfniſſe wahrnehmend, von ihrem eigenen Bewußtſein und herzerhebenden Erfahrungen belehrt, überzeugt, daß um den Menſchen zur wahren Größe anzuſpornen, man ihn alles Großartigen fähig halten muß, und es viel beſſer ſei, ihn um etwas in dieſer Hinſicht zu überſchätzen als ihn zu erniedrigen, — haben andere geglaubt, der Menſch könne eine ſo geläuterte, von allem Irdiſchen befreite, von aller Beziehung auf ſein eigenes Ich ſo unabhängige Liebe empfinden, daß man ſie eine reine Liebe nennen könne, da ſie ohne irgend ein perſönliches Intereſſe von allem Fremdartigen getrennt ſei und auf das Höchſte ſteigen könne.

Das Ideal einer ſolchen Liebe, des vollkommenſten aller Gefühle, kann allein das allervollkommenſte Weſen einflößen. Gott allein verdient ſo geliebt zu werden, und das unendliche

*) Aus: Friedrich Ancillon, zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen. 2. Th. Berlin, 1831.

Digitized by Google

Weſen kann allein der Gegenſtand einer ſolchen in das Unendliche fortſchreitenden Liebe ſein. Nicht weil er uns mit Gaben und Wohlthaten aller Art überhäuft hat, und wir alles was wir beſitzen von ihm erhalten; nicht allein weil es das ſeligſte Gefühl iſt ſich mit ihm zu verbinden, zu vereinigen und uns in ihn zu verſenken, ſollen wir ihn auf dieſe Art lieben, ſondern die Heroen dieſer Liebe, die heilige Thereſia und der nicht heilig geſprochene Fenelon, erwähnen, daß, wenn wir auch der ewigen Seligkeit verluſtig werden ſollten, ſo müßten wir die Gottheit auf dieſe Art lieben, einzig und allein weil ſie die Gottheit iſt, wegen ihrer unendlichen Vollkommenheit.

Um dies Ideal der reinen Liebe aufzuſtellen, hat man ſich genöthiget geſehen, Unmöglichkeiten zu erdichten und Vorausſetzungen zu machen, die Widerſprüche enthalten, und eigentlich keinen Sinn haben. Ein Weſen, welches Gott uneigennützig und ohne Rückſicht im höchſten Grade lieben könnte, wäre ſchon dadurch der Seligkeit würdig, wenn es nicht ſchon in dem überirdiſchen beſeligenden Gefühle dieſelbe beſäße. Gott würde nicht Gott ſein, wenn er ein ſolches auserkohrnes Weſen nicht der höchſten Glückſeligkeit theilhaftig machte; aber welcher Menſch gelangt zu dieſer unerreichten Höhe? Um den angedeuteten Widerſpruch ſogar nur denken zu können, müßte man dem unendlichen Weſen eine Unvollkommenheit, ja eine Ungerechtigkeit zuſchreiben. Aber damit wird die reine Liebe ſelbſt unmöglich, denn eine ſolche gebührt nur einem vollkommnen, unendlichen Gegenſtande.

Die reine Liebe kann nur im Gegenſatz zur ſinnlichen oder zur eigennützigen Liebe in ihrem eigenthümlichen Lichte und in ihrer innern Natur aufgefaßt werden, und als ſolche iſt es nur dem Menſchen gegeben, ſie zu empfinden und in dieſem Gefühl ſein höchſtes Glück ſo wie ſeine höchſte Würde zu finden. Die ſinnliche Liebe ſtrebt nur nach ſinnlichem Genuß, nach materieller Vereinigung und Durchdringung zweier Weſen. Reiz gilt hier mehr als Schönheit; die äußere Geſtalt mehr als die innere Harmonie; milde Hingebung mehr als Anmuth und Würde. Anmuth und Schönheit ſind hier höchſtens Mittel zum Genuß. Mit dem Genuß verfliegt das Bedürfniß, mit dem Bedürfniß daß Sehnen nach dem ausſchließlichen Beſitz des geliebten Gegenſtandes.

Die wahre Liebe will vor allen Dingen ſich von der Innigkeit der gegenſeitigen Gefühle überzeugen. Auf dieſe allein legt ſie einen wirklichen unbegrenzten Werth. Alles andere, was für die ſinnliche Liebe zur Hauptſache wird, iſt für die wahre Liebe nur Nebenſache und erregt nur ihre Sehnſucht, als Zeichen der innigen lebendigen Empfindungen zweier Seelen. Vollkommene Durchdringung und Verſchmelzung derſelben iſt das höchſte Ziel der wahren Liebe, und kann ihr allein Glückſeligkeit gewähren. Ein jeder Schritt, welcher ſie dieſem Ideale näher bringt, ſei er auch dem Scheine nach noch ſo unbedeutend, giebt den Liebenden mehr Freude als der Beſitz ihres Gegenſtandes der ſinnlichen Liebe geben und verſchaffen kann. Vor allen Dingen wollen ſich die Liebenden wechſelſeitig geiſtig beſitzen und finden ſich beiderſeits nur in einer freiwilligen totalen Hingebung ſelig. Ein jeder liebt in dem andern alles was auch ſchon in der Idee gut, edel, ſchön, der Huldigung der Menſchheit würdig erſcheint. Wer iſt Zweck, wer iſt Mittel in dieſem zarten innigen Verhältniß? Keiner von beiden. Es giebt vielmehr weder Zweck noch Mittel für ſie außerhalb der Liebe, die zugleich Mittel und Zweck an ſich iſt. In dieſer Verläugnung ſeines Ich's, die da macht, daß man ſich ſelbſt vergißt, daß man nichts auf ſich, ſondern alles auf den geliebten Gegenſtand bezieht, liegt freilich die höchſte Glückſeligkeit; allein da ein jeder der Liebenden nur an die Glückſeligkeit des Andern denkt, ſo genießt er die ſeinige abſichtslos, man könnte ſagen ungewollt, aber nicht unbewußt.

Wer einer ſolchen Liebe fähig iſt, wer aus den Händen der Natur dieſe höhere Gewalt, ja dieſe Genialität des Gemüths empfing, der liebt auch in niederer untergeordneter Potenz uneigennützig ſeine Freunde, alle Gegenſtände, welche der Himmel um ihn vereinigt hat, und vor allen ſein Vaterland. Während daß die eigennützige Liebe alles auf ſich ſelbſt bezieht, und in den anderen nur das ſchätzt und ſucht, was ihn nach einer kalten und klugen Berechnung Vortheil oder Genuß verſpricht, bezieht ſich das edlere, reinere liebende Gemüth auf die Anderen und tritt immer aus ſich ſelbſt heraus. Ein ſolcher Menſch liebt zwar in ſeinem Freunde, ſeinen Eltern, ſeiner Gattin, ſeinen Kindern die Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, die ſie auszeichnen, er liebt die Dienſte die ſie ihm geleiſtet, die Wohlthaten die ſie ihm erzeigt, die ſchönen Tage die er ihnen verdankt, er liebt ihre Liebe zu ihm. Allein er ſcheint dies alles nicht zu wiſſen, außer in den wenigen Augenblicken, wo er ſich Rechenſchaft von ſeinem Thun und Laſſen geben will. Der Menſch überläßt ſich dann der Gewalt der Wahlverwandtſchaften, welche dieſe Gegenſtände ſeiner Liebe mit ihm haben. Er liebt ſie, weil ſie ſind, was ſie ſind, weil er ſelbſt iſt, was er iſt; weil ihr Glück, ihm anvertraut, von ihm abhängt. Für ſie leiden, wäre für ihn eine Art höherer geiſtiger Wolluſt, und in den Fall zu kommen, ihnen alles, ja das Leben ſelbſt aufzuopfern, würde für ihn die Krone der Liebe und des Lebens ſein.

Die reinſte, erhabenſte Liebe iſt unſtreitig die Liebe zu Gott, zu dem erhabenſten aller Weſen. An ihn, den Unſichtbaren, denken, als wäre er ſichtbar, ihn, den Unendlichen, in ſich aufnehmen, in ſo weit die Endlichkeit es zuläßt, oder vielmehr ſelbſt in ihn ſich zu verſenken; ihn, den Allgütigen, auch im Unglück mit inniger Freude anbeten, weil er die ganze empfindende und lebendige Schöpfung und ihre größtmögliche Seligkeit zu ſeinen Zweck macht; ihn, den Allerweiſeſten, bewundern wegen der vollkommenen Harmonie der Dinge, die er angeordnet, und nicht allein weil wir ſelbſt ein Glied der großen Kette der Dinge ſind; ihm, dem Gerechteſten, uns mit Demuth unterwerfen, ob wir gleich wegen unſerer Sünden dieſe Gerechtigkeit zu fürchten haben; — darin beſteht die Liebe Gottes, und nicht in einem erzwungenen Gehorſam, in einer verkappten Furcht, in dem geheimen Wunſch, Gott zu beſtechen, in dem ſtets erneuerten Verſuch, ihn für uns zu gewinnen. Allein ſo uneigennützig dieſe Liebe auch ſei und ſein muß, oder vielmehr weil ſie uneigennützig iſt, verſetzt ſie den Menſchen in den ſeligſten Zuſtand, wird für ihn die Quelle der reinſten Wonne, und giebt ihm Gefühle, die in Hinſicht ihrer Dauer, ſo wie ihrer ſteten Steigerung, ihm ein Vorbote der Unſterblichkeit ſind. Er liebt nicht Gott um glücklich zu ſein, ſondern er iſt glücklich weil er Gott liebt.

Ueber Glauben und Unglauben.

Satz. Der Unglaube allein bewahrt vor Aberglauben und vor Schwärmerei.

Gegenſatz. Der Glaube allein ſichert gegen den Aberglauben, ſo wie gegen die Schwärmerei, indem er die wahre Frömmigkeit erzeugt.

Der Unglaube iſt der Hang oder die Gewohnheit, nichts als wahr anzunehmen, als das, was man ſelbſt ſinnlich wahrgenommen hat oder wahrnehmen kann.

Die den Unglauben am weiteſten treiben, laſſen nur die Wahrnehmungen der äußeren Sinne gelten. Was ihnen nicht äußerlich erſcheint, es ſei als Anſchauung oder als Empfindung, was dem inneren Sinn allein, es ſei als Gefühl oder Anſchauung, ſich offenbart, iſt in ihren Augen eine leere Täuſchung, oder könnte es wenigſtens ſein; welches in Hinſicht der Gewißheit auf eins hinausläuft.

Hat der Unglaube einmal dieſen Schritt gethan, ſo muß er, um conſequent zu ſein, die ganze überſinnliche Welt in Zweifel ziehen, oder vielmehr dieſelbe läugnen. Für ihn hat nur dasjenige Realität, was geſehen, gehört, geſchmeckt und betaſtet werden kann.

Sobald man das Ueberſinnliche als ein reines Phantaſiegebilde verwirft, ſo bleibt nichts anderes als der grobe Materialismus. Der reflectirende Unglaube nimmt nur das an, was verſtanden werden kann, und wähnt, dasjenige vollkommen zu verſtehen und zu erkennen, was wir mit unſeren Sinnen faſſen. Ein doppelter Irrthum, da der Menſch vieles annehmen muß, was über ſeinen Verſtand geht, und er eben ſo wenig die ſinnlichen Anſchauungen und Empfindungen, als das, was ihnen zur Grundlage dient, zu verſtehen vermag.

Der Unglaube geht noch weiter. Die Natur der Vernunft verkennend, ſchützt er oft dieſelbe vor, um ſein Abläugnen gewiſſer Exiſtenzen zu rechtfertigen. Er ſucht die Vernunft nur in Vernunftſchlüſſen, und verfehlt dadurch ihr wahres eigentliches Weſen; er fordert von ihr, zu beweiſen, was, als eine Urwahrheit, ſich allen Beweiſen entzieht, und behauptet, alles, was ſolche Beweiſe nicht zuläßt, verwerfen zu dürfen und ſogar zu müſſen.

Dieſe drei Stufen oder dieſe drei Quellen des Unglaubens, nämlich: nur den ſinnlichen Wahrnehmungen Realität zuzuſchreiben; nur als wahr anzunehmen, was verſtanden werden kann; und endlich Gewißheit nur in den Vernunftſchlüſſen zu finden, führen nothwendig den conſequenten Unglauben zum Atheismus; denn ſinnlich kann man Gott nicht wahrnehmen, verſtehen kann man ihn eben ſo wenig, und nie hat die Vernunft eine Exiſtenz beweiſen können.

Des Unglaubens Gegenſatz iſt der Aberglaube. Der erſte glaubt nichts Ueberſinnliches, der zweite ſpielt gewiſſermaaßen alles in die überſinnliche Welt. Der eine traut zu viel und allein der ſinnlichen Wahrnehmung, dem Verſtand, den Vernunftſchlüſſen, und verſchließt ſich gefliſſentlich die höhere Welt, zu welcher dieſe Flügel nicht erheben können. Der andere befragt die ſinnliche Wahrnehmung, den Verſtand und die Vernunft gar nicht oder wenig; auch in den Dingen, die ihnen zugänglich ſind, und über welche ihnen der Ausſpruch ge-

Digitized by Google

bühret, ſpricht er ihnen Hohn und Trotz, und folgt einem unwiderſtehlichen Hang, der ihn beſtändig zum Unverſtändlichen, Unbegreiflichen treibt.

Statt die Erſcheinnungen der phyſiſchen und moraliſchen Welt mit unbefangenen Augen zu beobachten, richtig aufzufaſſen, ihre Geſetze zu erforſchen, feſtzuhalten, anzuwenden, und ſie wechſelſeitig als Urſachen und Wirkungen aus einander zu erklären, oder, wenn er ihren wahren Zuſammenhang nicht zu erkennen vermag, der Unwiſſenheit und des Unvermögens des Menſchen ſich bewußt, kein Urtheil zu fällen, erdichtet der Aberglaube lieber allerlei Verhältniſſe zwiſchen den Erſcheinungen der phyſiſchen und moraliſchen Welt um die einen von den andern abzuleiten, verbindet mit einander was in der Wirklichkeit ganz getrennt daſteht, verkennt oder verſchmäht die Naturordnung, um an ihre Stelle eine phantaſtiſche Welt zu erſchaffen, wo alles abenteuerlich erſcheint, und nichts natürlich geſchieht.

Der Aberglaube kommt theils von Unwiſſenheit her, theils aber auch von einer lebendigen Phantaſie, welche die Welt nach Belieben modelt, erdichtet und umſchafft. Bald rührt er von einem kleinmüthigen Charakter, der alles, was ihn umgiebt, als gefahrvoll fürchtet, bald von einem ſchwärmeriſch empfindſamen Gemüthe her, welches alles belebt und bedeutend machen möchte.

Da der Aberglaube gern allenthalben unmittelbare Einwirkung höherer Weſen ſieht und annimmt, und allen Gegenſtänden eine prophetiſche Bedeutſamkeit zuſchreibt, hat er unſtreitig Wahlverwandtſchaft mit der Dichtkunſt und iſt ſelbſt eine Art von Gedicht. Hinwieder kann die Dichtkunſt leicht dem Aberglauben neue Kraft verleihen, wenn man ihr eigentliches Weſen und ihre wahre Beſtimmung verkennt.

Der Unglaube ſchützt nicht vor dem Aberglauben. Man hat Freigeiſter geſehen, die von einer Menge abergläubiſcher Vorſtellungen wie mit Feſſeln gebunden waren. Die Seele des Menſchen kann die Leere der Negativität nicht lange ertragen, und füllt der Menſch dieſe Leere nicht mit poſitiven Wahrheiten aus, ſo muß er es mit Irrthümern thun. Die Vernunft verlangt zu wiſſen oder zu glauben. Da das menſchliche Wiſſen theils beſchränkt, theils ſchwankend iſt, ſo kann der philoſophiſche Glaube allein die Vernunft befriedigen, indem ſie in ihrem Innern und in ihrer Tiefe Wahrheiten auffindet, die ihr zur Beruhigung und zum Stützpunkte dienen. Verliert die Vernunft dieſen Halt, läugnet ſie die Exiſtenz des unendlichen Weſens die ihr durch eine intellectuelle, unmittelbare Anſchauung offenbart wird, ſo hat der Menſch gegen die unbekannten Größen der Natur keine Bürgſchaft mehr. Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, der erſteren beſonders hingegeben, die unbeſtimmbare Gewalt der im großen Weltall wirkenden geheimen Kräfte ahnend, und vor ihr zurückbebend, bevölkert er öfters die Welt mit Dämonen, die über ſein Schickſal entſcheiden, und jeden Augenblick es ſchrecklich machen können.

Der Glaube allein kann dem Unweſen des Unglaubens und des Aberglaubens ein Ende machen. Er allein vermittelt die beiden Extreme.

Der Glaube iſt eine Ueberzeugung, nicht aus Vernunftſchlüſſen, ſondern aus dem Weſen der Vernunft ſelbſt geſchöpft, und aus ihrer Tiefe hervorgehend; ein unwiderſtehliches Fürwahrhalten gewiſſer Thatſachen des innern Sinnes, die uns als objective Exiſtenzen aufgedrungen werden. Indem ſie uns die Seele, die Freiheit und die Gottheit offenbaren, erheben ſie uns über die ſinnlichen Schranken, und öffnen uns die ewigen Pforten der überſinnlichen Welt. Dieſer Glaube iſt zugleich der Anfangs- und der Endpunkt des menſchlichen Wiſſens. Von ihm geht alles aus, zu ihm kehrt alles zurück. Wer ihn nicht in der Wurzel ſeines Gemüths findet, der findet ihn nirgends, und für den giebt es auch nichts anderes ſichres, unzweifelhaftes und gewiſſes.

Dieſer Glaube, die Vernunft ſelbſt in ihrer Weſenheit aufgefaßt, iſt die Grundlage aller Vernunftſchlüſſe; auf dieſem feſten Punkt müſſen ſie alle beruhen, oder ſie ſchweben in der Leere. Allein, wenn ſie einmal an dieſe goldene und unbezwingliche Kette befeſtigt ſind, der ähnlich, die, nach Homer's Ausſpruch, vom Throne Jupiters ausgeht, ſo kann der Menſch mit voller Zuverſicht die Vernunftſchlüſſe ausdehnen und in ihrer Anwendung ſo weit gehen, wie es ihm die Zeit und die Umſtände erlauben. Er läßt der ſchließenden Vernunft, ſo wie dem Verſtande ihre Rechte, er beweiſ't was bewieſen werden kann, ſucht zu verſtehen was zu verſtehen iſt, erkennt den Gang der Natur, forſcht nach dem Zuſammenhang der Urſachen und der Wirkungen, und ſo lange von Erſcheinungen die Rede iſt, tritt er nie aus dieſer Verkettung heraus. Indem er dieſes thut, ſchlägt er den Aberglauben zu Boden und verſchließt ihm die phantaſtiſche Welt ſeiner eigenen winzigen Schöpfungen, in welcher er ſo gern der Vernunft Hohn ſpricht, und dem Verſtand Stillſchweigen gebietet. Aber zugleich ſteuert und wirkt der Glaube dem Unglauben entgegen, indem er den ſinnlichen Wahrnehmungen reelle Exiſtenzen unterlegt, eine Vernunft annimmt, die höher ſteht als die, welche Vernunftſchlüſſe bauet, und nur das, was zur Verſtandeswelt gehört, zu begreifen ſich bemüht.

Man kann zwar Glauben und Gottloſigkeit, Unglauben und Schwärmerei in ſich verbinden, aber in der Regel bringt Unglauben Gottloſigkeit mit ſich, und die Schwärmerei zeigt ſich nur machmal im Gefolge des Glaubens, als ein Auswuchs deſſelben.

Die Gottloſigkeit lebt im Sinnlichen, Materiellen, Endlichen befangen; ſie kann allenfalls einen überirdiſchen perſönlichen Gott annehmen, allein dann denkt ſie ſich ihn um die menſchlichen Handlungen und das menſchliche Schickſal unbekümmert und unbeſorgt, oder vielmehr ſie denkt gar nicht an ihn, und dieſe Lehre iſt höchſtens für ſie eine unſtäte, ſchwankende Meinung, die keinen Einfluß auf das Thun und Laſſen hat. Obgleich im Allgemeinen alſo Unglaube und Gottloſigkeit zuſammenhängen und eine ſtete Wechſelwirkung über einander ausüben, ſo giebt es doch einzelne Beiſpiele vom Gegentheil. Ein Mann von hohem Geiſte, von einem leidenſchaftsloſen edlen Charakter, der eine moraliſche Erziehung genoſſen, und welchen die Umſtände vom Laſter entfernt haben, kann auch dann noch in ſeinen Sitten Reinheit, in ſeinen Handlungen Tugend zeigen, wenn durch das Uebergewicht ſeines Verſtandes über ſein Gemüth und die Verirrung ſeiner Vernunft er allen Glauben an Gott verloren hat; ja er kann ſogar, einen innern Hang zum Ueberſinnlichen bewahrend und nährend, oft ſehnlich wünſchen, daß es eine unſichtbare Welt gäbe, in welcher er ſich Gottes und der Unſterblichkeit zu erfreuen hätte. Auch kann ein in gottloſen Neigungen, Begierden, Handlungen verſunkener Menſch doch noch des in der Kindheit eingeſogenen Glaubens an Gott, an Unſterblichkeit, an Vergeltung ſich nicht erwehren. Dieſer Glaube wird ſich zwar nur in augenblicklichen Aufwallungen, in vorübergehender Reue, in unwillkührlichen Eindrücken offenbaren, allein er beurkundet doch auf eine erfreuliche Weiſe, daß die Früchte der erſten Erziehung nicht ganz verſchwunden ſind. Dieſe Beiſpiele ſind in beiden Fällen und Vorausſetzungen Ausnahmen von der Regel, nach welcher der Unglaube und die Gottloſigkeit ſich wechſelſeitig erzeugen und verſtärken.

Das dieſer Krankheit des menſchlichen Gemüths entgegengeſetzte Gebrechen iſt die Schwärmerei. Ihre Kennzeichen ſind leicht aufzufaſſen und aufzuſtellen. Sie entſpringt aus einem irre geleiteten, blinden, der Würde der menſchlichen Natur entgegengeſetzten Glauben. Statt mit dem Verſtande ſo weit zu gehen, als es dem Menſchen gegeben iſt, verſchmäht und verhöhnt die Schwärmerei den Verſtand. Statt der Vernunft einzuräumen, was ihr gebührt, und ſich dann dem Glauben in aller Demuth hinzugeben, verläumdet die Schwärmerei die Vernunft, und ſpricht ihr alles Vermögen, zur Wahrheit zu gelangen, ab. Statt in der Welt der wahrnehmbaren, erklärlichen Dinge mit Vergnügen zu handeln, legt die Schwärmerei keinen großen Werth auf die thätige Tugend, ſondern einzig und allein auf Gefühle, Gebete und geiſtige Verzückungen. Statt überzeugt zu ſein, daß kein Menſch zu übernatürlichen Gaben oder zu einer wirklichen Vereinigung mit Gott und der überſinnlichen Welt gelangen könne, wähnt die Schwärmerei ſolcher Gaben theilhaftig zu ſein, oder werden zu können, und rühmt ſich mit ſtolzer Demuth eines innigeren ausſchließlichen Verkehrs mit Gott. Statt das Geſetz Gottes als den Polarſtern des menſchlichen Lebens zu betrachten, und es immer im Auge zu haben, um ſich durch ihn in den Verwickelungen der Verhältniſſe und in dem Getümmel der Leidenſchaften zu orientiren, ſetzt die Schwärmerei ihre trüben, dunkeln, wilden Gefühle über das Geſetz, ordnet die beſtimmteſten, heiligſten Pflichten ihrem vermeintlichen höhern Beruf unter, und behandelt dieſelben wie bloße Mittel, die ſie dem ſich ſelbſt erſchaffenen Zweck aufopfern kann und muß.

Von der Gottloſigkeit, die nach dem Ueberſinnlichen, Unſichtbaren, Geheimnißvollen der Religion gar nicht trachtet, und außer dem Sinnlichen nichts ahnet, wünſcht und will, und von der Schwärmerei, die durch phantaſtiſche Bilder die Wirklichkeit der ſichtbaren Welt verdrängt und durch erdichtete Mittel ſich der von ihr erträumten Welt zu bemächtigen glaubt, von dieſen beiden Extremen gleich entfernt, tritt die wahre Frömmigkeit einsher. Mit demüthigem Vertrauen, mit einfacher, herzlicher Ergebung, mit unbefangener Würde geſchmückt, athmet und lebt ſie gern in der überſinnlichen Welt; allein aus Anſichten und Gefühlen, die dieſer Welt entlehnt ſind, handelt und wirkt ſie wohlwollend und wohlthätig in der ſichtbaren Welt, und bewährt ſich dadurch als ächte Tochten der Religion.

Der Begriff der wahren Frömmigkeit fällt mit dem der Religion zuſammen. Denn das Weſen der Religion beſteht nicht in den rein objectiven Gegenſtänden des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, ſondern in dem ſubjectiven Verſchmelzen dieſer objectiven Gegenſtände mit dem Gemüth des Menſchen. Glaube, Liebe, Hoffnung, alle drei ſich auf die überſinnliche Welt beziehend, haben alle drei etwas Unendliches an ſich. Indem der Menſch

Digitized by Google

das Unſichtbare glaubt, liebt und hofft, nimmt leicht ſeine ganze Exiſtenz den Anſtrich eines unſchuldigen Myſticismus an, der nichts anderes iſt, als das Aufnehmen der überſinnlichen Welt in das Gemüth, und das ſehnſuchtsvolle Verſenken des Gemüths in dieſelbe Welt.

Der Menſch hat einen angebornen Hang zum Myſticismus, weil alles in der Natur, und die Natur ſelbſt, jeder Theil des Weltalls und das Weltall in ſeiner Totalität; ihm ein Geheimniß erſcheint und bleibt. Er kann auf der einen Seite weder durch ſeinen Verſtand dieſe ihn umgebenden Myſterien durchdringen und erklären, noch durch ſeine Vernunft alle Exiſtenzen umfaſſen; andererſeits erkennt er genug, um zu wiſſen, daß obgleich alles dem geiſtigen Auge verſchleiert iſt, doch hinter dieſem Schleier die Weſen liegen, wie ſie ſind. Auf dem Schleier ſelbſt erſcheinen ſie nur, indem ſie ihn mit flüchtigen Geſtalten, glänzenden Farben und einem vielfach gebrochenen und zurückgeworfenen Lichte bedecken. Vermöge ſeiner Intelligenz kann der Menſch dieſen Schleier nicht ganz lüften, allein ſein Gemüth, das in ſeinen Ahnungen ſo wie in ſeinen Wünſchen etwas Unendliches verräth, verweilt gern, ſeines unſterblichen Urſprungs ſich bewußt, in dieſer verſchleierten geheimnißvollen Welt. Nicht aus eitler Neugierde, ſondern von einer unwiderſtehlichen Sehnſucht getrieben, verlieren wir uns in den unermeßlichen Ocean der Exiſtenzen, und verſenken uns freiwillig mit einem wollüſtigen Grauen in denſelben. Dieſer Myſticismus findet ſich mehr oder weniger entwickelt. Allen Religionen liegen die großen und ewigen Geheimniſſe des Weltalls und der Menſchen zum Grunde, und die Mythen, die Symbole, die Bilder treiben nur auf der Oberfläche dieſes dunkeln und unerforſchten Grundes ihr buntes und leichtes Spiel. Hinter den perſonifizirten Symbolen der ägyptiſchen und indiſchen Religionen, hinter dem Fetiſchismus oder dem Gottesdienſt der Natur unter ſeinen unendlich mannichfaltigen Formen, von der Sternverehrung an bis zur Anbetung der Pflanze; hinter dem heitern glänzenden Olymp der Griechen und den idealiſch menſchlichen Geſtalten die ihn belebten, lag das ewige Chaos, die uralte Nacht, das immer ſich gleiche große All, und die, den Menſchen und Göttern gebietende, alles beherrſchende und zwingende Nothwendigkeit des Schickſals. Alles dieſes war dem menſchlichen Auge zwar unerforſchlich, aber erfüllte das menſchliche Gemüth mit einer geheimen Scheu, einer Art bald erhebender, bald niederſchlagender Furcht, und einer unbeſtimmten aber ſtets wiederkehrenden Sehnſucht.

Keiner Religion iſt dieſer Myſticismus eigenthümlicher und einheimiſcher als der chriſtlichen, deſſen Heimath, die überſinnliche Welt, ſich in allen Lehren, Vorſchriften, Geſetzen, Hoffnungen, die ſie dem Menſchen darbietet, beurkundet und ausſpricht. Hier findet der Verſtand viel Unbegreifliches, die Vernunft wenig zu folgern und zu forſchen; aber eine unermeßliche, überſinnliche Welt öffnet ſich der Phantaſie und dem Gemüth. Aus dieſen gehen Hoffnung und Liebe hervor, und der Menſch wird von einem unausſprechlichen und unerſättlichen Begehren getrieben, ſich den ewigen, unſichtbaren Gegenſtänden ſeiner Hoffnung und ſeiner Liebe zu nähern. Zu dieſem nie ganz befriedigten Wunſch und immer von neuem verſuchten Fluge leihen ihm die Phantaſie und das Gemüth die ohnmächtigen Flügel, die ihn zwar nie bis in das innere Heiligthum führen, aber bis auf die Schwelle deſſelben erheben. Da verweilt er nun mit herzerhebendem Gefühl, von der Gegenwart unbefriedigt, durch den Gedanken der Zukunft geſtärkt, die undurchdringlichen Geheimniſſe ahnend, anbetend, ohne ihnen näher treten zu können, die Augen auf den Schleier geheftet, ohne ihn heben zu dürfen, ſeine Schwäche und ſein Unvermögen in tiefer Demuth anerkennend, ohne von denſelben entmuthigt oder niedergedrückt zu werden. So betrachtet der Menſch mit Ehrfurcht die Höhen und die Tiefen der Religion. In ſeinem jetzigen Zuſtand wird er von denſelben zugleich angezogen und zurückgeſtoßen: indem er öfters betrauert, daß ſein Vermögen und ſeine Kräfte ſeinen Wünſchen und Bedürfniſſen ſo ſehr nachſtehen, ſo freut er ſich doch, ſolcher Bedürfniſſe und ſolcher Wünſche, die ſeine Kräfte überflügeln, fähig zu ſein.

Johann André

ward am 28. März 1741 zu Offenbach geboren, hatte ſich urſprünglich dem Kaufmannsſtande gewidmet, wandte ſich aber der Tonkunſt zu und wurde 1775 Muſikdirector bei der döbbelin'ſchen Schauſpielergeſellſchaft in Berlin. Er lebte darauf eine Zeitlang zu Frankfurt am Main, erhielt 1784 vom Markgrafen von Schwedt den Titel eines Kapellmeiſters und kehrte dann nach Offenbach zurück, wo er eine große Muſikhandlung gründete. Er ſtarb daſelbſt am 18. Juni 1799.

A. war ein zu ſeiner Zeit ſehr beliebter und glücklicher Tonſetzer, deſſen Liedercompoſitionen ihm vorzüglich Beifall erwarben. Er pflegte den Text zu ſeinen Opern, meiſt nach franzöſiſchen Vorbildern, ſelbſt zu verfaſſen und war nicht ganz unglücklich im Epigramm. Seine ſämmtlichen Arbeiten dieſer Art ſind aber längſt vergeſſen und durchaus nicht werthvoll genug, um Auszüge mitzutheilen, zumal da ſie ihrer leichten und luſtigen Beſchaffenheit zufolge nicht den mindeſten Einfluß auf die Zeitgenoſſen ausübten. Eine Aufzählung der Titel ſeiner Luſtſpiele, Opern u. ſ. w. möge daher genügen.

Der Komödienfeind. Luſtſpiel. Offenbach, 1765.
Komiſche Verſuche von J. A. Hanau, 1766.
Luſtſpiele. Frankfurt a. M. 1772.
Luſtſpiele und Operetten nach franzöſiſchen Muſtern. 3 Thle, Frankfurt a. M. 1772—73.
Der Töpfer, komiſche Oper. Frkft. 1773.
Der alte Freier, kom. Op. Frkft. 1775.
Die undankbaren Söhne oder die Schule der Väter, Luſtſpiel aus dem Franz. Offenbach, 1776.
Die Bezauberten, kom. Op. nach Mad. Favart. Berlin, 1778.
Epigrammatiſche Blumenleſe. 3 Thle, Offenbach, 1776—1778.

A's Portrait findet ſich im gothaiſchen Taſchenkalender von 1778.

Vgl. Göthe's nachgelaſſene Werke. Bd. 8. S. 42 und flgde.—

Chriſtian Karl André

ward am 20. März 1763 zu Hildburghauſen geboren und erhielt nach vollendeten Studien die Stelle eines fürſtlichen Secretärs zu Arolſen, gab dieſelbe jedoch ſchon 1785 wieder auf und widmete ſich dem Erziehungsfache am ſalzmann'ſchen Inſtitute zu Schnepfenthal. Im Jahre 1790 ertheilte ihm der Fürſt von Waldeck den Rathstitel; zu gleicher Zeit wurde er Director einer weiblichen Erziehungsanſtalt in Gotha. 1798 ging er als Director der proteſtantiſchen Schule nach Brünn und wirkte hier höchſt vortheilhaft für die Landescultur durch die Leitung des ihm anvertrauten Inſtitutes, wie durch gemeinnützige Schriften und die Herausgabe mehrerer Journale. — Als jedoch die Vergünſtigungen, welche er hinſichtlich der Cenſur genoſſen, aufhörten, verließ er die öſterreichiſchen Staaten, ward 1812 fürſtl. ſalmſiſcher Wirthſchaftsrath und 1821 k. würtembergiſcher Hofrath und Secretär der Centralſtelle des landwirthſchaftlichen Vereins zu Stuttgart, wo er am 19. Juli 1831 ſtarb.

A. iſt ein ſehr verdienter pädagogiſcher Schriftſteller, der in ſpäteren Verhältniſſen eben ſo erfolgreich durch populäre Werke für die Bildung des Volkes wirkte und ſein thätiges Streben allgemein anerkannt ſah.

Zu ſeinen eigenen Schriften gehören:

Marie von Bismark. Leipzig, 1786—88. 2 Th.
Luſtige Kinderbibliothek. Marburg, 1787—89. 2 Th.

Digitized by Google

Kleine Wanderungen der weiblichen Zöglinge zu Schnepfenthal. Leipzig, 1788.
Felſenburg. Gotha, 1788—89. 3 Thle.
Der Mädchenfreund. Leipz. 1789—91. 2 Thle.
Gemeinnützige Spaziergänge. (Gemeinſchaftlich mit Bechſtein.) Braunſchweig, 1790—97. 10 Thle.
Friedrich's des Einzigen Characteriſtik. Berl. 1790.
Merkwürdigkeiten der Natur, Kunſt, des Menſchenlebens. Erf. 1798—99. 2 Thle.
Die Kinderſtube. Königslutter, 1799. 1. Heft.
Geographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung des Kaiſerthums Oeſtreich. Weimar, 1813.

Unter ſeiner Leitung wurden herausgegeben:

Patriotiſches Tageblatt. Brünn, 1800—1805. 10 Th.
Hesperus. Prag, 1809—21. Stuttgart, 1821—31.
Nationalkalender für die öſtreichiſche Monarchie. Prag, 1810—1822.
Oekonomiſche Neuigkeiten. Prag, 1811 ff.
Vaterländiſches Magazin. Prag, 1813—14. 2 Bde.
Korreſpondenzblatt des würtembergiſch. landwirthſchaftlichen Vereins. Stuttgart, 1822 fgde.
Nationalkalender für die deutſchen Bundesſtaaten. Stuttgart, 1823 fgde.

Johann Valentin Andreä,

einer der geiſtvollſten Männer ſeiner Zeit, ward am 17. Auguſt 1586 zu Herrenberg im Würtembergiſchen geboren, wo ſein Vater, ein Sohn des berühmten Jacob Andreä, Stadtpfarrer war. Schon als Kind entwickelte er bei zierlichem und ſchwächlichem Körper große Anlagen und einen ſcharfen, durchdringenden Verſtand. Er ſtudirte ſeit dem Jahre 1601 zu Tübingen Theologie, Mathematik und Philologie und machte dann ſeit 1607 Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Italien. Nach ſeiner Rückkehr in das Vaterland wurde er 1614 Diakonus zu Vachingen, 1620 Specialſuperintendent und Stadtpfarrer zu Calw, 1639 Conſiſtorialrath und Hofprediger zu Stuttgart, 1641 Doctor der Theologie, 1642 Kirchenrath des Herzogs Auguſt zu Braunſchweig-Wolfenbüttel, 1646 Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft (S. d. A.) unter dem Namen der Mürbe (von deren ganzem Treiben er jedoch, nach einem ſeiner Briefe zu urtheilen, nicht ſonderlich erbaut war), 1650 Abt und Generalſuperintendent zu Bebenhauſen und gleich darauf in Adelberg. Er ſtarb am 27. Juni 1654 zu Stuttgart.

Seine meiſten Schriften waren lateiniſch abgefaßt und ſind ſo wie die beiden deutſchen:

1) Chriſtlich Gemäl. Tübingen, 1612. in 4.
2) Geiſtliche Kurzweil. Straßburg, 1619. in 12.

ſehr ſelten geworden. Thomaſius und nach ihm Herder erwarben ſich das große Verdienſt, wieder auf die Leiſtungen des eben ſo geiſtreichen als redlichen und kräftigen Mannes aufmerkſam zu machen und ſie der Vergeſſenheit zu entreißen. Der Letztere urtheilt von A. „Er hat Vieles und dies meiſt in einer ſonderbaren Art geſchrieben. Es ſind nicht Schriften, ſondern Schriftchen; nicht große leere Säle, ſondern niedliche Wohnzimmer, zum Theil voll ſeltner, ungeſuchter Merkwürdigkeiten; Aufſätze, die der Pöbel ſeiner Zeit anſtaunte, die auch Vielen unſrer Zeit zuweilen befremdend, hie und da unverſtändlich und als Spielzeug vorkommen müſſen; die aber alle von der feinen Einbildungskraft, vom richtigen Gefühl und ſcharfen Urtheil, von der ausgebreiteten Kenntniß und dem wiewohl unausgebildeten Dichtergeiſt des Verfaſſers zeugen. Alles, was er ſchreibt, wird Fabel, Geſpräch, ſinnreiche Einkleidung; er ſagt in ihnen Wahrheiten, die wir jetzt uns kaum, nachdem wir ein Jahrhundert weiter gerückt ſind, zu ſagen getrauen; er ſagt ſie mit ſo viel Liebe und Redlichkeit als Kürze und Scharfſinn; ſo daß er in ſeinem ſtreitenden, verketzernden Jahrhundert wie eine Roſe unter Dornen noch jetzt neu und friſch daſteht und in zartem Wohlgeruch blühet. — — Damals ſchrieb Alles Latein und auch Er ſchrieb, was er gefeilt ſchreiben wollte, in dieſer Sprache, für's Deutſche blieben, wenn ich ſo ſagen darf, nur die Haus- und Herzensgeſchäfte übrig. Das Meiſte alſo, auch in dieſer geiſtlichen Kurzweil, iſt für Weib, Kinder, Volk, Freunde, und der Verfaſſer ſagt am Ende:

> Ohn Kunſt, ohn Müh, ohn Fleiß ich dicht:
> Drum nicht nach deinem Kopf mich richt.
> Bis du ſchwitz'ſt, ſpitz'ſt und ſchnitz'ſt im Sinn,
> Hab ich's geſetzt und fahr dahin.
> Gefällt dir's nicht, wie ich ihm thu',
> Mach's beſſer: nimm ein Jahr dazu. *)

Ueberdem lebte Andreä in Zeiten, die vom gothiſchen Geſchmack nicht frei waren, ja in denen ſich dieſer Geſchmack eben auf die verführendſte Art zeigte. Die neueren Sprachen, deren Lecture er vorzüglich liebte, waren die italieniſche und ſpaniſche, gerade aber die berühmteſten Schriftſteller dieſer Sprachen floſſen damals von dem ſüßen Schaum über, der der Geſchmack des ſiebenzehnten Jahrhunderts heißen könnte und ihm allein eigen bleiben möge, von dem alſo auch unſer Andreä nicht ganz frei war." **)

Vgl. Vollſtändiges Verzeichniß aller in Druck gekommenen lateiniſchen und deutſchen Schriften des verdienſtvollen Würtembergiſchen Gottesgelehrten D. Joh. Valentin Andreä, in 100 Nummern nach der Zeitfolge geordnet von B. (M. P. Burk.) Tübingen, 1793. in 8. Nachträge dazu finden ſich im Leipziger Allgem. liter. Anzeiger. 1798. N. 67. S. 689—694.
— Gottlieb Andreä Chriſtliche Trauerklag über den ſeligen Abtritt J. V. Andreä auf 7. Trinit. des 1654. Jahres wehmüthig wiederholt. Lüneburg, 1654. 12.
— J. V. Andreä's Selbſtbiographie aus dem (lateiniſchen) Manuſcript überſetzt von D. C. Seybold. Winterthur, 1799.
— Andreä und ſein Zeitalter, von Wilh. Hoßbach. Berlin, 1819.

Außer urſprünglich deutſchen Gedichten A's theilen wir ihrer Vortrefflichkeit wegen einige von Herder aus dem Lateiniſchen überſetzte Parabeln deſſelben mit, verweiſen zu weiterer Kenntniß den des lateiniſchen unkundigen Leſer auf den bereits angeführten fünften Band von Herder's zerſtreuten Blättern, ſo wie auf:

J. Val. Andreä's Dichtungen zur Beherzigung unſres Zeitalters (a. d. Lat. 1619), von K. G. Sonntag, mit einer Vorrede von J. G. Herder. Leipzig, 1786. 8.

Das Herz und die Zunge ***).

Zur Zeit des Glückes, wenn holde Geſtirne regieren, ſchwätzet die Zunge gern, erlaubt ſich alles, und will den Namen einer beherzten Sprecherin für Freiheit und Rechtſchaffenheit davon tragen.

---

*) Herder's zerſtreute Blätter. Th. 5. S. 250 fgde.

**) Herder's ſämmtliche Werke. Zur ſchönen Literatur und Kunſt. Th. 18. S. 270.

***) Aus: Zerſtreute Blätter von J. G. Herder. 5. Samml. Gotha, 1793.

Digitized by Google

Es fehlet ihr auch nicht an Schmeichlern, denen die ſchamloſe Frechheit, über alles und gegen alle zu reden, wohlgefällt.

So ſchwatzte die Zunge einſt in begünſtigten, glücklichen Zeiten; wer aber dieſe Frechheit nicht ertragen konnte, war das Herz.

Das männliche Herz hatte andere, ſchwerere Zeiten erlebt und ſich unter den Schreckniſſen der Tyrannei tapfer geübet. Es hatte Zeiten erlebt, da die Religion verachtet, das Verdienſt unter die Füße getreten war. Talente hungerten, die Gerechtigkeit erröthete, die Schaam war Landes verwieſen.

„Vortrefflich! rief es jetzt der Schwätzerin Zunge zu, weil du einmal im Reden biſt, rede! Erinnere dich aber, wie du zu anderer Zeit heucheltest, ſchmeicheltest, logeſt, krocheſt und ſchändlich dienteſt. Da bat ich dich, meine Dolmetſcherin zu ſeyn, und du erſchrakſt. Jetzt biſt du eine herzloſe Weiberzunge, die nicht aus Eifer fürs Gute, ſondern weil dirs ſo wohl behagt, das Ohr der Guten mißbraucht. Irre ich nicht, ſo wird bald wieder der Winter da ſeyn, da du mit allen Fröſchen aufs neue verſtummeſt.“

Die Zunge ſchwieg, und vermied fortan, der Sprache des Herzens irgend zu begegnen.

Die Wiſſenſchaft.

Die Grammatiker hatten gehört, daß die Burg der Wiſſenſchaft oben auf dem Gipfel eines Berges ſtehe; wo irgend ſie alſo ein Häusgen auf einem Hügel wahrnahmen, da eilten ſie mit großem Geräuſch hin, und begehrten eingelaſſen zu werden.

Wie ſehr betrogen ſie ſich! Der Weg zur wahren Burg hebet ſich nur allmählich; er führt durch mehrere verſchloſſene Pforten, und hat manche Ruheplätze nöthig.

Unten, kaum über dem Fuß des Berges, iſt die erſte Herberge; da wird den Knaben zuerſt die Zunge gelöſet und ſie etwa zu drei Sprachen gewöhnt. Höher hinauf lernen ſie dieſe Sprachen feiner, artiger reden. Nun kommt man an ein höheres Schloß, wo der ganze Leib gleichſam, mit allen ſeinen Gliedern geübt, anatomirt, behende und ſchlank gemacht wird. Jetzt wandern ſie höher hinauf, um ſich an Maas, Zahl und Gewicht zu verſuchen und zu jedem Geſchäft tüchtig zu werden. Eine höhere Burg übt in wichtigern Dingen: ſie giebt allen Ständen des Staats ihre Vorſteher, ihre Führer. Endlich und zuletzt erreicht man den wahren Pallaſt der Wiſſenſchaft; er liegt dem Himmel nahe, und ſchaut die weite Erde tief unter ſich. Dieſe betrachten, die nähere Harmonie des Himmels hören, mit reinem Gemüth den Umgang der erhabenſten Geiſter, Gottes ſelbſt, genießen, das iſt der Gipfel der Wiſſenſchaft auf Erden.

Wie entfernt von ihm ſind die, die auf einem kleinen Hügel ſich ein Thürmchen erklimmt haben, von da ſie eben nur auf die Gipfel der Bäume hinabſehn, und ſich im Olympus dünken.

Antipathien.

Der Natur gebührt Lob, nicht nur für das wohlthätige Heilſame, das ſie den Geſchöpfen einpflanzte, ſondern noch vielmehr vielleicht für das wohlthätige Gift, mit welchem ſie Gifte unſchädlich machte. Der Menſch, ihr erſtes Geſchöpf, der Ausleger ihrer Kräfte, ſoll ihr dies Lob ſagen.

Solch ein Dankfeſt der Natur ward irgendwo jährlich gefeiert und dem Schöpfer Preis dafür gebracht, daß er jedem Gifte ſein Gegengift verordnet.

Den Tyrannen ſetzte er ſchreckliche Unfälle entgegen, die ihnen vor einem höheren Gericht Schauder erwecken ſollten. Den Hinterhaltigen gab er ein Gewiſſen, das ſie inwendig nage. Den Allwiſſern legte er Abgründe der Natur in den Weg, die, ihnen unerforſchlich, ſie wenigſtens zu einer Schaam brächten. Wohllüſtige hielt er mitten im Lauf nach Wohllüſten durch Krankheiten zurück; Geizigen ſtellte er das boshafte Glück entgegen, das ihre ſicherſten Hoffnungen oft ſo unvermuthet vernichtet; Hochmüthigen das Hohngelächter, das ſie unter andere, die ſie verachteten, tief hinabſetzt. Dem anmaaßenden Stolz ſchuf er einen mächtigen Feind, das Gefühl der Freiheit, deſſen unbeſiegter Muth ſich kein ehrloſes Stillſchweigen, keine niedrige Schmeichelei, keine närriſche Leichtgläubigkeit, keine ſchändliche Dienſtbarkeit gebieten läßt. Der größeſten Macht des Böſen endlich ſetzte er das Kreuz, aufopfernde, tapfere Geduld, entgegen, mit dem ein Chriſt, wie ein zweiter Herkules, alle Ungeheuer der Hölle überwindet.

Der Tod.

Der Auszug der Theologie, der Inbegriff der Philoſophie, der Rückhalt der Politik, des Menſchengeſchlechts unerklärbarer Wohlthäter, der Tod erſchien.

Blaß war ſein Angeſicht, ſeine Beingeſtalt war faſt allen ſchrecklich; aber er umwand ſich mit den Sterbekleidern, die der Auferſtandene im Grabe gelaſſen hatte; und ſo ging er freundlich umher.

Liebreich redete er die Chriſten an, ohne logiſche Fallſtricke; er berief ſich blos auf jedes Menſchen inneres Zeugniß: „wie? iſt nicht Gott euer Vater? ſeyd ihr alſo nicht das edelſte Geſchlecht? unter Gottes Obhut ſicher? durchs Band einer obern Liebe verbunden? Und ihr beflecket euer Geſchlecht? werdet Thiere, und werft Gottes Gebot von euch? Warum gebt ihr eure Freiheit auf und löſet das Band der Bruderliebe? Ihr haltet an dem veſt, was euch nur geliehn iſt, und ſchaudert, Unſterbliche, für dem Sterben!“

Er predigte Tauben; und nachdem jeder ſeinem Körper diente, nachdem vergaß er auch den Tod und ſetzte ſeinen Dienſt fort.

Da Worte nicht halfen, griff der aufgebrachte Warner zu ſeinen Pfeilen. Hie und da lagen Leichen umher; er ſah die traurige Niederlage und ſprach: „Muß ich es ihnen alſo lehren? den Hohen demüthig ſeyn, den Sophiſten ſchweigen, Neugierigen und Geizigen ihre Neugier und Habſucht begrenzen, Zornigen ſich verſöhnen, Wohllüſtigen Schmerz fühlen, Wilden und Hartnäckigen nachlaſſen, nachgeben? Glücklich ſind die Armen, ſie werden reich; die Traurigen, ſie werden getröſtet; die Duldenden, ſie werden gerächet; allen endlich, deren Leben Chriſtus war, wird der Tod Gewinn!“

Die begrabene Wahrheit.

Nur Gott iſts, der die Todten erweckt; es ſey dann, daß er ſeiner Lieblinge Einem dieſe Wundergabe verleihet. Unſre Pflicht iſts, verſtorbene Heilige zu ehren, und ſie als Wohnungen himmliſcher Geſchenke andrer Nachahmung zu empfehlen.

So gaben es einſt viele Anzeigen, daß irgend hier die Wahrheit begraben ſey; man ſcharrte die Erde auf, grub einige Tage, und fand endlich einen unkoſtbaren Sarg, auf dem nichts als die wenigen Worte ſtanden: zu meiner Zeit! —

Man hob den Deckel auf und ſahe einen Leichnam, zerfetzt, verunreinigt, mit Dingen bedeckt, die ich zu nennen mich ſcheue. Offenbar wars, daß man ihn nicht mit Würz' und Balſam, ſondern mit Unrath eingeſargt und verſenkt hatte.

Als man den Körper endlich mit vieler Mühe reinigte, fand man zu Haupt ihm eine ſchöne, eherne Tafel mit dieſer Inſchrift:

Ich die Wahrheit,
Gottes Tochter;
Durch Satans Trügerei,
Der Welt anſteckend Gift,
Durch der Tyrannen Gewaltthätigkeit,
Der Prieſter Trägheit,
Der Staatsmänner Bosheit,
Durch Leichtſinn der Geſchichtenſchreiber,
Durch der Gelehrten Narrheit,
Und durch des Volks Stupidität
Ermordet,
Lieg ich hier
Im Schlamm der Lügen.
Nach hundert Jahren ſiehet mich
Die Sonne wieder.
Sey mir gegrüſſet, Nachwelt!

Als dieſe Grabſchrift bekannt gemacht wurde, miſchte ſich Schmerz mit Freude. Man ſchalt die Vorwelt; man pries die jetzige Zeit. Ein Marmor-Grabmahl ward der Wahrheit errichtet, und ſie darin wiederum prächtig und koſtbar begraben. Aufgehänget ward die gefundene Tafel, und die ſtolzen Worte dazu gefügt:

Wären Wir
Zu unſrer Väter Zeit geweſen;
Wir hätten nicht Theil genommen
Am Morde der Wahrheit.

Digitized by Google

Aus einem Gedichte Andreä's auf den Tod einer Freundin *).

Wenn wir die Welt mit Fleiß anſehn,
Wie All's thut durch einander gehn,
Wie der Bös' herrſcht, der Fromme leidt,
Der Narr viel ſchwätzt, der Weiſe ſchweigt,
Der Dieb wohllebt, der Redlich' faſt't,
Faulheit bringt Lohn, die Arbeit Laſt,
Frechheit gewinnt, der Sorgſam' liegt,
Wer viel hat, nimmt; wer nichts hat, giebt:
Und läuft alſo, in einer Summ,
Die Weltkugel im Cirkel um —
So wird uns unſre Lebenszeit
Zu lauter Pein und Herzeleid,
Zu Kerker, Ketten, Brand und Strick,
Und ſehnen uns all' Augenblick,
Wie wir ein' Lüſt mögen gewinnen,
Daß wir der Dienſtbarkeit entrinnen,
Daß uns ſo manche Jahr' und Tag'
Nicht werden zu ein'r lautern Klag',
Daß wir in dieſem Jammerthal
Erhalten auch ein klein Labſal.

Drum mancher ihm ſelbſt nimmt die Flucht,
Und nur Ruh in der Wildniß ſucht,
Vermeint, was nicht bei Menſchenkindern,
Woll' er bei wilden Thieren finden.
Allda kein Hof, kein' Schul, kein Rath,
Kein Schmeichler, Heuchler, Advocat,
Kein Wuchrer, Künſtler und Sophiſt,
Kein Wirth, Kriegsgurgel und Maulchriſt
Und was dergleichen Werkzeug' ſeyn,
Dadurch die Welt ihr macht viel Pein;
Zumal der Menſch ſein hoch Herkunft
Macht ſchnöder denn die Unvernunft:
Denn je die Thier' in ihrer Art
Mehr Gnüg und minder Widerpart
Haben in dem, was Gott beſchert,
Wo's ihnen nur der Menſch nicht wehrt,
Der ſie mit ſeiner Liſt und Pracht
Auch ſeiner Unruh theilhaft macht,
Daß Unvernunft durch Witz regiert,
Noch mehr ein wildes Leben führt.

Alſo kam mir neulich zu Sinn,
Daß ich von Menſchen lief dahin,
Und ſucht mir einen grünen Wald,
Da ich ſo manch ſcheußlich Geſtalt,
Der Menſchen Werk, ſchlug aus dem G'müth,
Und ſtillt mein Herz, das in mir wüt,
Erholt die Sinn', die gar verwirrt,
Erforſcht mein Seel', die ſehr verirrt,
Fragt die Natur um ihren Willen,
Sprachet mit Gott, der gern bei Stillen
Schauet den Dienſt der Kreatur,
Und beſah mit Fleiß die ganze Uhr
Der großen Welt, wie die regiert,
Mit Weisheit, Lieb' und Macht geziert:
Das macht mich bald ein'n ſolchen Herren,
Daß ich all' Gemeinſchaft wollt verſchwören,
Und deucht mich: ja, hie wär' gut ſeyn,
Da nicht wär'n Löwen, Wölf und Schwein,
Füchſ' und Hund' in der Menſchen Geſtalt,
Sondern ein Jedes ſein' Art behalt.

Indem mein' Seel' ſich ſo ergetzt,
Mein Leib ſich auch in Schatten ſetzt,
Meine Sinn' ruhten in ſanftem Saus,
Meine Fantaſei wollt fliegen aus;
Allgemach mein Haupt ſich neigt zur Erd,
Vor Sicherheit kein Sinn ſich wehrt,
Die Augen blinzten; Händ' und Füß',
Mein ganzer Leib ſein Nerven ließ.
Ich hört' und hört' nicht, ſah ohn' Geſicht,
Mein Leben war wie ein Gedicht,
Bis daß der ganze Block da liegt,
Und hat der Schlaf an mir geſiegt.
Und ſorgt nun nicht, was Oſt und Weſt
Uns bringen möcht' für fremde Gäſt,
Oder das fünft' Hauptkönigreich
Glaub' und Scepter werd' machen gleich,
Oder wer mach' den großen Stein?
Wenn lauf der ewige Haſpel fein?
Das Alles mich gar nicht verletzt;
Aber ein Traum mich wohl ergetzt.

Mich daucht, wie es faſt finſter wär,
Viel Nacht und Nebel um mich her,
Auch Schrecken, Furcht und Traurigkeit;
Ein jedes ſcheint, als trüg' es Leid.
Manch Vöglein ſeufzt, manch Täublein kirrt;
Und wurd' ein kläglich Leben geführt.
Es ſchien, als wollt die Erd und Himmel
Einen Zank anheben und Getümmel,
Und jedes Urſach' hab zu klagen, —
Ich kann es doch nicht alles ſagen:
Denn mir in ſolchem Wunderding'
All' Muth und Witz war gar gering';
Zuletzt hört' ich ein' weiblich Stimm:

„Mit Fried und Freud' fahr' ich dahin:
O treuer Gott, nach deinem Wort,
Führ mich hin in der Freuden Ort."

Die Wort' hatt' ſie kaum ausgeredt,
Alsbald beweget ſich die Stät',
Und ließ ſich merken ein dunkler Schein,
Gleich wenn die Sonn' ſchier auf will ſeyn,
Und faßt die ganze Natur ein Muth,
Hofft, es ſoll wieder werden gut.
Ach, wie gar mag ich ſprechen nicht,
Wie ſichs hält, wenn dies Licht anbricht,
Und wird dabei gehört ein Geſang,
Wie aller Freuden ein Anfang —
Der lautet: „Wohl dem Menſchen, wohl!
Der die Welt kann verlaſſen!
Und lebet wie ein Chriſt thun ſoll,
Geht auf der Himmels-Straſſen,
Der wird zuletzt, des Leids ergetzt,
In Freud geſetzt,
Da ihn kein Feind nicht mehr verletzt,
Drum komm hieher, du Gottes-Braut,
Dich holet heim, dem du vertraut." u. ſ. w.

Einige Sprüche *).

Wer ſich demüthiget vor Gott,
Der Menſch gewiß auch Gaben hat;
Nichts Eitelers als eigen Ehr',
Der Stolze iſt gewiß auch leer.

Wer weiſe zähmet ſeinen Mund,
Dem Menſchen iſt ſein Herz geſund;
Nichts Schnöders als Wort ohne That,
Geſchwätz iſt der Thorheit Verrath.

Wer ſich verlobt zu Gottes Dienſt,
Der Menſch hat immer, was er wünſcht;
Nichts Aermers als der Welt ſeyn hold,
Undank und Schande iſt ihr Sold.

Wer ſich vergnügt mit ſeinen Gaben,
Der Menſch muß viele Gaben haben;
Nichts Schreienders als leere Töpf,
Suchen ohn Zweck macht Schwindelköpf.

*) Aus: Herder's zerſtreute Blätter. B. V. S. 254.

*) Ebendaſ. S. 266.

Anna Sophia, Landgräfin zu Heſſen-Darmſtadt,

eine der vorzüglichſten unter den fürſtlichen geiſtlichen Liederdichterinnen jener Zeit. Sie ward am 17. December 1638, eine Tochter Georg's II., Landgrafen von Heſſen-Darmſtadt, zu Marburg geboren und ſtarb am 13. December 1683 als Aebtiſſin zu Quedlinburg. Ihre wiſſenſchaftliche Bildung ſoll nicht unbedeutend geweſen ſeyn. Die Sammlung, welche ihre religiöſen Lieder enthält, führt den Titel:

Der treue Seelenfreund Jeſus Chriſtus. Jena, 1660. 8.

Wärme und Innigkeit der Empfindung, Tiefe und Wahrheit des Glaubens, zarte Demuth und Ergebung verliehen ihren frommen Ergießungen einen dauernden Werth, wie folgende Mittheilung beweiſt.

Aus einem ihrer Lieder:

Vom heiligen Abendmahl.

Ach, Gnad über alle Gnaden!
Heißet das nicht Gütigkeit?
Jeſus hat uns ſelbſt geladen
Zu dem Tiſch, den er bereit;
Jeſus bittet uns zu Gaſt,
Daß wir aller Sorg und Laſt,
Aller Sünd und Noth entronnen,
Zu dem Himmel möchten kommen.

Jeſus Chriſtus will uns ſpeiſen
Und auch ſelbſt die Köſte ſeyn;
Heißet das nicht Gnad erweiſen?
O mein liebſtes Jeſulein!
Solches iſt an keinem Ort,
O mein liebſter Seelenhort,
Sonſt gehöret noch geſehen.
Solches iſt noch nie geſchehen.

Haſt du dich doch ſchon gegeben
Unſerntwegen in den Tod,
Daß wir mögten wieder leben,
Frey von aller Quaal und Noth:
Aber deiner Liebe Macht
Hat dich auch dahin gebracht,
Daß du deinen Leib uns ſchenkeſt,
Und mit deinem Blut uns tränkeſt u. ſ. w.

Angelus Sileſius. S. Johann Scheffler.

Herzog (Heinrich?) von Anhalt. S. Minneſänger.

Fürſt Ludwig von Anhalt. S. Fruchtbringende Geſellſchaft.

D. Karl Gottlob von Anton

ward am 23. Juli 1751 zu Lauban geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte, erhielt daſelbſt die höchſten akademiſchen Würden in der Philoſophie und Jurisprudenz und wurde darauf Oberamtsadvocat zu Görlitz. Im Jahre 1797 trat er in den Rath dieſer Stadt und bekleidete daſelbſt ſeit 1806 das Amt eines Rathsſcabinus. Seiner vielfachen Verdienſte wegen ward er von dem Könige von Sachſen geadelt. Er ſtarb am 17. November 1818 zu Görlitz.

Durch ſeine gründlichen, geiſtreichen und ſcharfſinnigen hiſtoriſchen Forſchungen erwarb ſich A. einen ſehr geachteten Namen in der gelehrten Welt. Er hat folgende Schriften hinterlaſſen:

Analogie der Sprachen. Leipzig, 1774.

Diplomatiſche Beiträge zu deutſchen Geſchichten und Rechten. Leipzig, 1777.

Geſchichte des Tempelherrnordens. 2. A. Leipzig, 1781.

Unterſuchung über das Geheimniß der Tempelherrn. Deſſau, 1782.

Ueber den Urſprung u. ſ. w. der alten Slaven. Leipzig, 1783—89. 2 Thle.

Geſchichte der deutſchen Nation. Leipzig, 1793. 1. Th. (Blieb unvollendet.)

Handbuch der Geſchichte der Deutſchen. Görlitz, 1796.

Ueber Sprache. Görlitz, 1799.

Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft. Görlitz, 1799—1802. 3 Thle.

Anton Ulrich, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel,

ein Sohn Herzogs Auguſt des Jüngeren, ward am 4. October 1633 zu Hitzacker im Lüneburgiſchen geboren und erhielt ſchon früh eine gelehrte Bildung durch Friedrich von Kramm, Juſtus Georg Schottels und Siegmund von Birken, ſeine Erzieher. Darauf machte er eine größere Reiſe durch Deutſchland, Holland, Frankreich und Italien und vermählte ſich nach ſeiner Heimkehr mit der Prinzeſſin Eliſabeth Juliane von Holſtein. Nach ſeines Vaters Tode ernannte ihn ſein älteſter Bruder Rudolph Auguſt zum Statthalter, 1685 aber zum Mitregenten des Landes. Als Rudolph Auguſt 1704 kinderlos ſtarb, ward Anton Ulrich allein regirender Herzog. Er trat 1710 öffentlich in Bamberg zur katholiſchen Religion über, ohne daß jedoch dieſer Wechſel den mindeſten Einfluß auf die kirchlichen Verhältniſſe ſeiner Unterthanen hatte. Nach einer langen und ſegensreichen Regirung ſtarb er am 27. März 1714, geliebt und beklagt von ſeinen Unterthanen.

Anton Ulrich war ein geiſtreicher, thätiger und ſcharfſinniger Mann, ein wahrer Freund der Künſte und Wiſſenſchaften, die er nach allen Kräften begünſtigte und förderte, und einer der gelehrteſten Fürſten ſeiner Zeit. Unter dem Namen „der Siegprangende" gehörte er zu den Mitgliedern der fruchtbringenden Geſellſchaft, deren Oberhaupt er ſpäter wurde.

In ſeinen poetiſchen Leiſtungen, welche zu ihrer Zeit von den Deutſchen mit großer Neigung geleſen wurden, offenbaren ſich als die vorzüglichſten Eigenſchaften derſelben eine reine, edle Neigung für deutſche Sprache, Wiſſenſchaft und Kunſt. Er hinterließ:

Chriſtfürſtliches Davids Harpffenſpiel u. ſ. w. Nürnberg, 1667. in 8. Wolfenbüttel, 1670. in 8. Eine Sammlung geiſtlicher Lieder mit ihren Singweiſen, welche letzteren von ſeiner Stiefmutter Sophia Eliſabeth, einer gebornen Herzogin von Mecklenburg, herrühren.

Die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669—1670. 5 Thl. in 8. N. A. Nürnberg, 1678. 8.

Digitized by Google

5 Thle. (Eine Umarbeitung dieſes Romans gab S. Albrecht (S. d.) Berlin, 1782—1786, heraus.)

Octavia. Römiſche Geſchichte, der hochlöblichen Nymphen-Geſellſchaft an der Donau gewidmet. Nürnberg, 1685—1707. 8. 6 Thle. N. A. Die römiſche Octavia. Braunſchweig, 1712. 6 Thle. in 8.

Gott gewidmetes Opfer der Heiligen u. ſ. w. Oettingen, 1732. in 8. Gemeinſchaftlich mit ſeiner Gemahlin verfaßt.

Mehrere einzeln gedruckte Sing- und Freudenſpiele: Regierkunſt-Schatten, 1658. Andromeda, 1659. Friedensſieg, 1643 u. ſ. w.

Seine Romane zeichnen ſich durch gewandte Einkleidung, reine Sprache und für jene Zeit elegante, jedoch weitſchweifige Schreibart aus; dagegen mangelt es den Charakteren derſelben an Kraft und Beſtimmtheit, den Erfindungen an Wahrſcheinlichkeit und innerem Zuſammenhang. Ihr Intereſſe ward bei den Zeitgenoſſen dadurch erhöht, daß man vorzüglich in der Octavia allegoriſche Darſtellungen hiſtoriſcher Perſonen und Ereigniſſe vermuthete und ſich bemühte, den Schlüſſel zu denſelben zu finden. — Die geiſtlichen Lieder des Fürſten erheben ſich nicht über den damaligen Geſchmack; doch ſind ihnen geſunder Verſtand, Ruhe und Innigkeit der Empfindung eigenthümlich.

Die geſchicht der Coelidiane *).

Damit ich alles, was ich zu berichten habe, deutlich möge fürbringen, muß ich erſtlich ſagen, was ſich vor unſerer zeit begeben, und aus was Urſachen meine ſchweſter und ich allhier erzogen worden. Unſer herr vatter der Fürſt Ahuſath von Caphtor, des Königs der Philiſter herrbruder, verheuratete ſich mit der Saradine, des Königs von Salem ſchweſter, und zwar eben um die zeit, als die frömden völker, die Teutſchen, unter dem König Marſius, gleich einer Waſſerflut, in Aſien kamen: da, wie aller welt bekant, die Philiſter mit ihnen in einen bund traten, und, durch meinen herr vatter, dem König von Babel ganz Syrien abnamen, und ſeinem rechten herrn, dem unvergleichlichen Arameus, wieder zuſtelleten. Meine fraumutter hielte ſich, in wärendem dieſem krieg, zu Byblis in Syrien auf: alda ſie bei einem wegen der ſternkunſt berümten Chaldeer, der ſich daſelbſt niedergelaſſen, wohnete, und nach etlicher zeit die unglückliche poſt bekame, wie daß ihr gemal von den Aſſyriern gefangen worden. Hierüber geriete ſie, als billig, in groſſe traurigkeit: allermeiſt, wie ihr das gerüchte offenbarete, wiedaß der Ahuſath auf keine andere weiſe ſeine freiheit wieder ſolte erlangen, als wann der König ſein bruder Syrien verlaſſen würde.

Beſagter Chaldeer aber tröſtete ſie zum bäſten, und ſagte ihr alles zuvor, wie es ergehen: daß nämlich der Ahuſath wieder los kommen, Syrien aber dadurch verloren gehen würde. Er ſezte ferner hinzu, wiedaß Saradine zwei töchter würde gebären, deren unglücklicher lebenslauf erſetzen ſollte, was Ahuſath jezt Syrien für ſchaden zufügete. Doch, wo ihn ſeine wiſſenſchaft nicht betriege, ſo könte es nicht anderſt ſeyn, als daß eine ſeiner töchter endlich Syriſche Königin werden würde. Dieſe profezeiung beachtete meine fraumutter deſto mehr, weil ſonſt alles eintraffe, was dieſer Chaldeer bis zu unſer beider geburt geweiſſaget. Dann, ihr gemal kame wieder los, Syrien ginge darüber verloren; und wie ſie nachdem in der Philiſter land wieder angekommen, wurde ſie zweimal ſchwanger, und gebare erſtlich mich, und ein jahr hernach die Jaelinde. Alſo wurde bei ihr die furcht ſehr groß, dieſe zwei töchtere würden, des Chaldeers auſſage nach, viel unglücks in der welt erleben müſſen. Deswegen, als ſie ſterben wolte, bate ſie ihren gemal, uns beide, nach ihren tod, zu ihrem bruder dem König Melchiſedech zu ſenden, daß wir bei deme möchten erzogen werden: weil ſie verhoffte, ſeine Gottesfurcht, und gute weiſe, kinder zu erziehen, würde uns in unſerem angedrohetem unglücke zum bäſten kommen.

Dieſes ihr begehren erfüllte nachmals unſer herr vatter, und kamen wir alſo hieher ins Königreich Salem, wie ich das fünfte, und Jaelinde kaum das vierte jahr erreicht hatte. Der König liebte uns, als ſeine eigene kinder, und lieſſe nichts an guter zucht ermangelen. Es ware auch zur ſelbigen zeit, wie jetzo zu Kiriath Sepher, eine hohe ſchule zu Salem, (welche die haubtſtadt des reiches iſt, vier und zwänzig meilen von hier gelegen, und iſt dieſes ſchloß nach jener ſtadt genennet,) alda, faſt von allen orten her, die vorneme herren ihre kinder auferziehen lieſſen. Unter dieſen waren, Hiarbas der Prinz aus Egypten, Bileam der Prinz von Hemath, Aran ein Fürſt von Seir: und dieſe waren die erſten, ſo auch zum längſten in Salem ſich aufhielten. Hiarbas ware, wegen ſeiner ſonderbaren geſchicklichkeit und groſſen tugend, bei jederman ſehr beliebet: hingegen die beide andere, wegen ihres laſterhaften gemütes, ſehr verhaſſet. Woraus dann abzunemen, daß nicht allemal die gute zucht glücklich wirke, wann ihr die natur nicht zu hülf kommet.

Es fügte ſich aber, zu meinem unglück, daß der Prinz von Hemath bald anfangs eine zuneigung gegen mir gefaſſet, gleichwie ich hingegen einen ſonderbaren haß wider ihn bei mir entfunde: und name dieſes an beiden teilen alſo zu, daß jederman leichtlich vermerkete, wie wir gegeneinander geſinnt wären. Der König ſelber merkte ſolches, der dieſem Prinzen, wegen ſeiner üblen natur, gleichfals nicht hold ware: daß alſo, in dieſer liebe, vor ihn wenig hoffnung erſchiene, indem ich, ſowol als alle die meinigen, ihme nie kein gutes auge verliehen. Er lieſſe ſich aber ſolches nicht abſchrecken: wie er dann, in allem ſeinem thun, unerträglich kühn ware.

Inzwiſchen kame der Prinz Abimelech an unſern hof, den ſein herr vatter von Babel wieder abfordern laſſen: alda er von jugend auf erzogen worden, und zu geiſſel gedienet hatte, daß der Philiſter König ſich nicht wieder in einen krieg wider den Bel Ochus einmiſchen ſolte. Er muſte, auf befehl ſeines herr vattern, eine weile bei uns verbleiben, um den rechten Gottesdienſt wieder volkömlich zu erlernen, deſſen ihn die Babyloniſche gebräuche etwas vergeſſen gemacht. Dieſer nun, machte ſich, durch ſeinen hohen verſtand, gute geſchicklichkeit und edles gemüte, alſobald beliebe, und waren wir allerſeits fro, einen ſo wackern vettern bei uns zu haben. In allen ritterſpielen und männlichen übungen, erwieſe er ſich alſo, daß er ſeines gleichen bei uns nicht funde: wiewol der Prinz Hiarbas, in etlichen dingen ihm nicht ungleich ware. Er war daneben eines ſo reifen urteiles, daß ihn der König, wie er recht ſein gemüt erforſchet, in den wichtigſten händeln mit zu raht zoge, und bei erkennung ſeiner ſo vollkommenen natur ihn dermaſſen liebgewann, daß er in allen briefen, die er mit dem König der Philiſter wechſelte, dieſen ſeinen ſohn nicht genug erheben und preiſen konte.

Dem König Abimelech gefiele dieſes lob des Prinzen ſehr wol, und ſchriebe er an den Melchiſedech hinwieder, daß er nichtes höher wünſche, als ſeinen ſohn künftig mit einer von ſeinen des Melchiſedech baſen verheuratet zu ſehen. Weil mein herr vatter ſolches auch ſehr verlangete, als lieſſe er mit freuden zu, daß wir viel miteinander umgingen, und gabe ihm ſelbſt alle gelegenheit an die hand, meine gegenwart zu haben: inſonderheit, da er merkete, daß er mehr bei mir, als bei meiner ſchweſter, kundſchaft ſuchete. Seine angeborne ehrerbietung gegen das frauenzimmer, machte ihn anfangs ganz ſtumm, daß er mir ſeine liebe nicht entdecken dorfte: von der er doch, wie mein herr vatter genug mutmaſſen konte, an den König ſeinen herr vatter bald muſte geſchrieben haben, weil derſelbe in allen briefen davon gedachte, und nun auch abſonderlich auf mich wehlete, daß er mich gern einmal zu einer ſchwiegertochter haben wolte, weil ihme mein gemüt wäre gerümet worden; welches rümen wir von niemand anders, als von dem Prinzen Abimelech, geſchehen zu ſeyn, ſchlieſſen kunten.

Auf ſolche weiſe lebten wir ein zeitlang, da uns die geſellſchaft des Prinzen der Philiſter die angenemſte von der welt war. Er hatte ſeiner liebe ſich noch gar nichtes merken laſſen: als ich ihn eines tags im garten gar tiefſinnig allein ſitzen fande. Er hatte einen zedel für ſich ligen, auf welchen er mit dem griffel etwas ſchriebe. Weil ich nun gewohnt war, frei mit ihm umzugehen, als beſchliche ich ihn, und kam von hinten hinzu, ihm den zedel aus der hand nemend. Er erſchrack über alle maſſen, ward auch ganz errötet, wie er ſeine arbeit in meinen händen ſahe, und entſchuldigte ſich, daß dieſe zeilen viel zu unwürdig wären, vor meine augen zu kommen: mich ſehr bittend, ſie ihme ungeleſen wieder zu geben. Ich aber, dadurch noch begieriger gemacht, laſe, und fande dieſe worte:

O himliſch bild, du zierde dieſer erden!
jezt da ich dich nicht ſeh, kan es mir leichter werden,
ohn deinen hellen glanz, dich beſſer zu betrachten.
Er hat bei dir geblendet mein geſicht,
daß ich, dich ſehend, ſahe nicht,
wie hoch du biſt zu achten.

Die himmels-ſchön, die alle länder ehren;
der ſchwarzen augen licht, die lieb und furcht gebären;
der ſtirne ſchnee-gewölb; die roſen-helle wangen;
des munds rubin; die königliche bruſt;
das ſilber-haar, der winde luſt,
an dir ich ſehe prangen.

---

*) Aus: Anton Ulrich, Herzog zu Braunſchweig: die durchleuchtige Syrerinn Aramena. Nürnberg, 1669.

Digitized by Google

Der hohe geiſt, der dieſen bau regiret,
iſt von der weiſſheit ſelbſt und tugend ausgezieret;
daß auch der klügſte muß vor ihm verehrend ſchweigen.
Ich ſehe ſchon, wie du dich machſt bekant,
wie ſeelig ſich ſchäzt dieſes land,
das ſoll dein Zepter beugen.

Ich weiß, es wird die welt mit mir geſtehen,
wann ſie, was ich von dir jezt ſchreibe, ſolte ſehen,
daß wir — — —

Hier hatte er wollen fortſchreiben, wann er von mir nicht wäre verſtöret worden. Wie ich nun hieraus, wegen der ſchwarzen augen und des weiſſen haares, erſehen, daß er mich gemeinet, ob er wol ſonſt allzuviel zu meinem vorteil geredet hatte, bliebe ich etwas beſchämt, und ſagte: Ich müſte geſtehen, daß er die perſon ſehr erhoben, von der ihme dieſe reimen zu machen beliebet. Nicht ſo hoch, (antwortete er mir,) mag dieſe himliſche perſon von einem ſterblichen erhoben werden, daß es nicht noch viel zu wenig wäre: dann ihre würde erſtrecket ſich ſogar über alle beredſamkeit, daß ſie keine zunge oder feder gnug ausſprechen kan. Mein vetter iſt gar zu gut auf der ſeite, die er anzunemen erwehlet hat, (gab ich zur antwort) und möchte vieleicht nicht alle welt ein ſo vorteilhaftes urteil, als er, davon fällen.

Als er mir hierauf antworten wolte, kam der König darzu, und fragte, was wir miteinander ſpracheten? Ich zeigete ihm gleich Abimelechs reimen. Er, als er ſie geleſen, lachete, und ſagte: Abimelech müſte ſeine arbeit zum ende machen. Wie nun der Prinz ſolches noch etwas in bedenken zoge, weil er vieleicht mich mit ſeiner gar zu öffentlichen bekentnüs zu beleidigen fürchtete, name Melchiſedech ihme den griffel aus der hand, und ſezete ſelbſt dieſen vers hinzu:

Daß wir, mit dieſem lob, Coelidiane meinen.

Er machte den Prinzen, als er ihm den reim gezeiget, ganz errötet, alſo daß er faſt keine gebärde zu faſſen wuſte. Diß gefiele dem König nicht übel, und ſagte er zu ihm: Ihr dürfet, mein ſohn! eure gedanken ſo gar nicht verhelen, weil wir ſolche gut heiſſen; und iſt mir von herzen lieb, daß ich euren und eures herr vatters ſinn dem meinigen ſo änlich finde. Und ihr, liebſte tochter! (ſagte er ferner, ſich zu mir wendend,) werdet dieſem Prinzen alſo begegnen, wie ſeine verdienſte und euer glück es begehren.

Ich ward über dieſen worten ja ſo beſchämet, als Abimelech. Weil ſich aber der König ſonderlich mit uns erluſtigen wolte, hieſſe er ihn vollends diſen ſaz aus dichten, das er dann alſo verrichtete:

Dann ſie iſt ja der höchſten ſchönheit preis:
die wahre tugend gleicher weis
aus ihr wir ſehen ſcheinen.

Nach verfärtigung dieſer reimen ſtellte er das gedichte dem König wieder zu: der es mir gabe, und zugleich befahle, mit einem par zeilen darauf zu antworten. Ich, die ich ſeinem befehl jederzeit gehorſamet, verrichtete ſolches in folgendem ſaze:

Ob ſonſt, dein ſcharfer ſinn, kan alles völlig kennen:
ſo ſchleuſt du doch von mir, viel anderſt, als es iſt.
Wie kemt das? ſoll man dich drum unverſtändig nennen?
O nein! die urſach war, daß du ſo höflich biſt.

Dieſe kurze antwort gefiel dem König ſehr wol, und Abimelech rümete ſie über die maſſen: wiewol er nicht geſtehen wolte, daß er in ſeinen verſen was unrechtes geurteilet. Melchiſedech begehrte hierauf, wir ſolten uns ſtäts alſo zuſammen üben, und ihme alsdann die erfundene gedichte ſehen laſſen: welches wir nach der zeit fleiſſig in acht namen. Unſere freundſchaft wuchſe alſo von tag zu tag, alſo daß wir ſo vertraulich, als ſchweſter und brüder leben mögen, miteinander umgingen. Meiner ſchweſter erzeigte er auch groſſe freundſchaft: dennoch konte ich, vor ihr, in allen dingen bei ihm einen vorzug ſpüren. Wir gewoneten alſo beiſammen zu ſeyn, daß faſt nie eines ohne das andere gefunden wurde.

Weil nun dieſe unſere keuſche liebe nicht mehr heimlich war, ſondern hof-kündig wurde, als war der Prinz von Hemath, der eine weile von uns geweſen, und bei ſeinem herr vatter ſich aufgehalten hatte, auch nicht der lezte von denen, die es erfuhren, und geriete deshalben in eine groſſe eiverſucht gegen den Abimelech. Weil bei ihme der hochmut ſo heftig als die liebe war, gedachte er keines wegs dem Prinzen der Philiſter zu weichen. Es konte ihm auch der Zutritt bei hof nicht verwehret werden, weil er von einem vornehmen haus war. Alſo hatte er freiheit genug, vielfältig um mich zu ſeyn, und mich mit ſeiner verdrieslichen liebe zu plagen: die mir nun noch viel widriger wurde, als ich den unterſcheid zwiſchen beiden Prinzen ſahe, und wie ſo gar ungleich ſie mit mir lebeten. Dann Abimelech, deſſen liebe von mir und ganz Salem gebilliget wurde, ging ſo ehrerbietig mit mir um, daß ich faſt nie das wort liebe aus ſeinen mund hörete: da er mich doch ſonſt mit den angenemſten geſprächen unterhielte, und in allen ſeinen handlungen ſeine liebe ſehen lies.

Es rürete zwar dieſes, daß er in ſeinen reden ſo behutſam war, groſſen teils daher, weil ich mich oft gegen ihm über die unbeſcheidenheit Bileams beklagte: das er dann ſo wol zu ohren faſſete, daß er ſich täglich bäſſer in acht name, mich nicht auf ſolche weiſe zu beleidigen. Mir gefiele auch ſeine verhältnis, daß er mich alſo fürchtete, ſo überwol, daß ich ihm hierdurch immer gewogener wurde: dann ich dorfte frei mit ihm umgehen, und wuſte alle ſeine gedanken, ob ſie mir gleich ſein mund ſo deutlich nicht ſagete. Ich dorfte alſo nicht hören, was mir der wolſtand zu dulten nicht erlaubete: wiewol es auch mit uns nicht viel zu bedeuten gehabt, indem es unſere eltern und verwandten gut hieſſen. Bileam hingegen war ſo frech, mir ohne unterlas mit ſeinem leiden ein leiden zu machen, daß ich ihm oft ſehr unhöflich begegnete: in der hoffnung, er würde deſto eher von mir ablaſſen. Es ware aber hiemit nichtes geſchaffet: er blieb bei ſeiner weiſe, ſich und mich zu quälen. Und hierzu ſuchete er noch mehr gelegenheit, als er meiner gunſt gegen den Abimelech inne werden: dem er auf allerhand weiſe hinterlich war, alleine bei mir zu ſeyn, alſo daß ſie deswegen oft an einander geraten wären, wann ich es nicht immer verhütet hätte.

Sonderlich wäre es einsmals bald übel ausgeſchlagen, als der Prinz der Philiſter im Schloßgarten ſich bei mir befunde. Als wir einer nachtigall mit ſonderbarer vergnügung zuhöreten, kame Bileam dazu, und wolte dem Abimelech, wie er ihn ſo ſtille bei mir ſitzen ſahe, einen höniſchen ſtich geben, ihn ſchimpflich fragend: Ob man die gute geſchicklichkeit eines jungen ritters daran erkennen könte, wann man dem frauenzimmer mit ſeinen ſtummen gedanken die zeit vertriebe? Es wäre wol mancher mehr damit gedienet, (antwortete Abimelech,) wann der jenige, ſo ſie mit ungeſchickten geſprächen unterhalten wolte, ſtill ſchwiege, als daß er mit unnüzen geplär ihre zarte ohren beunruhigte. Wie mich dann bedünkt, die Prinzeſſin Coelidiane wäre auch wol zu frieden, wann wir beide ſchwiegen, um ihr die vergnügung nicht zu nemen, der nachtigall geſängen zuzuhören. Eines ſo liederlichen vogels ſtimme, (ſagte Bileam hingegen,) wird mich niemals einige gelegenheit verſäumen machen, meine Prinzeſſin mit geſprächen zu unterhalten. Laſſet mich deswegen eure ſtelle vertreten, und höret ihr anderswo ungehindert eurer nachtigalle zu, ſo lang ihr wollet. Wann ich nicht (antwortete Abimelech, den dieſe reden beleidiget hatten,) der Prinzeſſin Coelidiane aus gebürender ehrerbietung ſchonete, ſo wolte ich weiſen, wie man ſo höfliche reden beantworten müſſe. Wann ihr aber ein ſo erfahrner hofmann ſeit, ſo ſparet ſolche worte, bis wir allein ſind, ſo ſollen ſie nach gebür beantwortet werden. Im übrigen ſeit verſichert, daß ich meinen plaz keinem in der welt, am wenigſten aber dem Bileam von Hemath, überlaſſen werde.

Ich ſahe wol, daß dieſes geſpräch in die länge kein gut thun würde, trate deswegen dazwiſchen, und beſchwerete mich hoch, daß der Bileam meiner gegenwart ſo wenig geſchonet, und name den Abimelech bei der hand, ſagende: Laſſt uns von dieſem ungeſtümen hinweg gehen, und einen anderen ort ſuchen, da wir der nachtigall geſang ungehindert zuhören mögen! Dieſe worte verdroſſen ihn heftig: wir aber lieſſen ihn ſtehen. Doch befahrete ich mich, ſie möchten hierüber nachgehends an einander kommen, ſagte es demnach gleich dem König: der dann alſofort nach ihnen ſandte, um ihrer perſonen verſichert zu ſeyn. Wir erfuhren aber, daß ſie ſchon aneinander geweſen, und der Bileam etliche wunden entfangen hatte. Melchiſedech verwieſe ihnen beiderſeits dieſen handel gar hoch, inſonderheit dem Bileam, als er Abimelechs entſchuldigung vernommen. Ihn beſucheten nachgehends, weder der König, noch wir andere, als er etliche tage der kammer hüten muſte: um ihme zu zeigen, wir wir uns beleidigt befänden. Dieſes verdroſſe den hoffärtigen Prinzen dermaſſen, daß er, in den Aſſyriſchen krieg, den damals die Könige Bel Ochus und Marſius mit einander füreten, hinweg zu ziehen, ihm vorname: wiewol ſich ſolches von einem monat zum andern verſchobe. Abimelech hätte dieſem krieg auch gern beigewonet, zwar aus anderem antrieb: wann er von ſeinem herrn vatter hätte erlaubnüs bekommen können.

Nach dieſem begabe es ſich, daß Abimelech mit dem Ahuſath, der mit ihme von jugend auf erzogen, und der nach meinem herr vattern genennet worden, auf den berg Morija, alda die opfere zu geſchehen pflägen, ſpaziren ginge, (wie er oft zu thun gewonet war,) zweifelsohn, ſich mit ihme von unſerer liebe zu beſprechen. Sie waren kaum in das dicke gebüſche, das dieſen berg umgiebet, gekommen, da traffen ſie etliche perſonen an, die ſich wider eine groſſe anzal rauber wehreten, und ſo dapfer fochten, daß Abimelech ſtraks eine zuneigung zu dieſen unbekanten frömden in ihm entfunde, und nebſt dem Ahuſath ſich groſſmütig entſchloſſe, denſelben beizuſpringen. Selbige waren ſolcher hülfe eben zum höchſten benötiget, weil der lange ſtreit wider ſo ungleiche menge ſie ſo

Digitized by Google

abgemattet, daß ſie nicht mehr, ohne Abimelechs hülfe, hätten beſtehen können. Alſo wurden durch dieſe dapfere Prinzen, die rauber teils erleget, teils verjaget, und dadurch die frömden errettet: welche ſie ſehr verwundet mit ſich nach Salem namen.

Selbige wurden von den König, weil ſie hohe perſonen waren, ſehr wol entfangen: dann es waren darunter zween teutſche Fürſten, deren der fürnemſte ſich Cimber, der andere Tubal nennte, beide dem König von Baſan nahe verwandt; und der dritte ware der Fürſt Eliphas von Theman, der in ſeiner kindheit mit dem Abimelech zu Ur erzogen worden, und alſo die alte kundſchaft hier wieder erneurete. Aller dreier ihre geſchicklichkeit, machte ihnen den ganzen hof zu freunde: und weil ſie ſehr verwundet, muſten ſie eine gute zeit zu ihrer wiedergeneſung hinbringen. Abimelech und Cimber machten eine verträuliche freundſchaft mit einander: weil der leztere dem erſten, wegen ſeines lebens rettung, ſo hoch verbunden, jener aber dieſen ihm von ſinne ganz änlich befande: daher ſie faſt nie von einander bleiben kunten. Als ſie nun an ihren wunden wieder geheilet waren, hielte ſie der könig noch eine zeitlang auf, der den Cimber ebenfals hoch zu lieben anfinge, und ſich beluſtigte, von ihm die Teutſche ſprache in etwas zu erlernen, in deren übung er eine ſonderbare vergnügung funde. Weil nun Cimber ſich entſchloſſe, noch etwas bei uns zu verbleiben, ſchickete er den Tubal hinweg in ſeinen geſchäften.

Unſer hof ware nun, durch die gegenwart dieſer Fürſten, ſehr erfrölicht: indem ſie faſt täglich etwas neues anſtelleten, dem König die zeit zu vertreiben, und dem frauenzimmer ſich gefällig zu machen. Unter andern fingen ſie ein luſtiges wagen-rennſpiel an: da ich, auf befehl des Königs, den preis muſte aufſetzen. Abimelech und Cimber, als ſie gegen einander rennten, wolten aus höflichkeit keiner gegen dem andern einen vorteil haben, blöſſeten, lieſſen alſo mit fleis einander ihre ſchilde. Als aber Cimber merkete, daß Abimelech ſo wol als er keinen ernſt gebrauchte, bemühte er ſich beim dritten rennen, einen vorteil über ſeinen freund im verlieren zu erlangen: machte alſo, durch ſeine geſchicklichkeit, daß, wie Abimelech ſeine pfeile auf des Cimbers ſchild nicht anzubringen ſich hütete, er dennoch etliche pfeile auf ſeinen ſchild auffinge, und alſo den ſieg dem Abimelech zuweg brachte. Der junge Prinz Hiarbas aus Egypten, rannte hierauf mit dem Eliphas, und Bileam mit dem Aran: da ſie alle es ſehr wol macheten, wie auch die edelleute, ſo nach ihnen rannten. Bileam allein, legte groſſen ſchimpf ein: Dann, weil er in ſeinen erſten rennen mit dem Hiarbas ware gleich worden, muſte er mit dieſem Prinzen noch einmal laſſen laufen: da er es dann verſahe, und im werfen nicht allein den ſchild verlore, ſondern auch gar aus den wagen fiele. Niemand in der ganzen geſellſchaft enthielte ſich hierüber des lachens, weil jederman ihme dieſes unglück gönnete. Er muſte überdas mit neid anſehen, wie ich ſeinem mitbuler den preis gabe: der ihn zwar lang nicht wolte annemen, mit fürwand, der Cimber hätte ſolchen gewonnen, indem er mit ſo groſſer kunſt verloren. Meine ſchweſter, legte dieſen ſtreit bei, indem ſie dem Cimber den zierdank zuerkante.

Ich hätte aber bald vergeſſen, die urſach dieſes luſtſtreites anzufüren. Der Prinz von Egypten hielte ſein abzugs-feſt, welchen der König von Ophir, deſſen ſchweſterſohn er war, abfordern laſſen, um ihn bei ſeiner regirung, weil er keinen ſohn hatte, zu gebrauchen: deme zu ehren Abimelech dieſes renn-ſpiel angeſtellet. Selbiger Prinz machte, wegen ſeiner annemlichkeit, den König und uns alle klagen, daß wir ſeine geſellſchaft miſſen ſolten; und hinterlieſſe er eine ſo gute nachrede, daß noch dieſen tag, von dem Hiarbas, in Salem viel geredet wird. Weil aber Bileam ſo unglücklich geweſen, als machete der ſcherzhafte Abimelech hierüber dieſe reimen:

Den eine nachtigall nicht bringen kunt zum ſchweigen,
weil bei der ſchönſten er ſein wort viel edler hielt:
hat fug, daß er nit recht im rennen hat gezielt,
weil er ſo höflich iſt, vor ihr ſich tief zu neigen.

Dieſe reimen gefielen der ganzen geſellſchaft, die bei mir im gemach war. Cimber vermehrte unſre hierüber habende kurzweil, indem er meiner ſchweſter, zur dankſagung wegen zuerkannung des zierdankes, dieſe reimen erſonnen und übergabe:

Wie komt ihr doch hierzu, den zierdank mir zu geben?
da ich, nicht luſt noch zier in dieſes ſpiel gebracht.
Der, der ſo zierlich fiel, hat wol mit recht gedacht,
er dürfte nur allein nach dieſer Ehre ſtreben.

Dieſe reimen kamen gleich überall hin, und als Bileam erfuhre, daß wir alſo über ihn unſere poſſen gehabt, verdroſſe es ihm ſo ſehr, daß er, ſich an dem Abimelech und Cimber meuchelmörderiſcher weiſe zu rächen, ihme aus erboſetem gemüte fürname. Unter anderen ſeinen helfern, gebrauchete er ſich vornemlich des Arans, der ſtäts ſein guter freund geweſen. Mit dieſem und der übrigen rotte ſtellete er es an, daß ſie einsmals den Abimelech, Cimber und Eliphas, die ſich nichts böſes verſahen, und im feld allein ſpazirten, feindlich überfielen, und, wäre es ohne derſelbigen unbeſchreibliche dapferkeit geweſen, ſie gewiß erleget hätten. Sie beſchützeten aber ihr leben dermaſſen, daß viele des Bileams leute auf dem plaz blieben: bis ihnen aus der ſtadt, darinn es rüchtig worden, vom König hülfe zukame. Dieſe funden den Abimelech auf der erden ligen, und den dapfern Cimber über ihm ſtehen, der da verwehrete, daß die feinde dieſes vorteils ſich bedienend ihn nicht todt machen kunten. Wie ſie nun endlich des Bileams haufen verjaget, wurden dieſe helden, alle drei ſehr verwundt, in Salem gebracht. Bileam aber und Aran machten ſich davon: weil ſie, nach dieſer verübten unthat, die ihnen ſo übel geraten, nicht länger daſelbſt bleiben dorften.

Unſer kummer, den wir hierüber erlitten, iſt nicht zu beſchreiben: welcher auch nicht eher gelindert worden, bis wir eigentlich wuſten, daß ſie auſer lebensgefahr wären. Sie hüteten etliche wochen des bettes: in welcher zeit meine ſchweſter und ich ſie fleiſſig beſucheten. Ich wiche faſt niemals von Abimelech, ihme alle handreichung erſtattende: der ſich dann immer entfärbete, ſo oft ich hinein kame, und mir für die gnade, (wie er es nennte,) ſo ich ihme mit meiner beſuchung anthäte, mit den zierlichſten worten dankete. Sie wurden von allen, die von dieſem ungleichen ſtreit gehöret, ſehr gerümet, wie es ihre hohe tugenden verdieneten. Abimelechs und Cimbers freundſchaft ward hierzwiſchen immer gröſſer, alſo daß faſt keiner ohne den andern ſeyn kunte.

Nicht lang hernach, als ſie kaum wieder geſund worden, forderte der König der Philiſter ſeinen ſohn wieder ab: da dann der ganze hof um ſeinen abſchied trauerte, und konte der König den jenigen ohne betrübnis nicht hinweg ziehen ſehen, den er alſo hoch liebete. Cimber und Eliphas namen, nicht gar lang hernach, auch ihren abſchied, und ward alſo unſer hof ganz leer, daß wir von keiner luſt mehr wuſten, die uns bisher ihre gegenwart verurſachet. Weil Abimelech von ſeinem thun mir fleiſſige nachricht gabe, als erfuhre ich, wiedaß er dem krieg unter dem Fürſten von Edom nachzöge, der wider den ſtatthalter in Baſan die völker des Königs der Philiſter fürete: dann die witwe des Marſius, die Königin Salamis, bekriegte den Suevus, und wolte, als eine geborne Prinzeſſin aus Baſan, die regirung haben. Ob nun zwar dieſer kriegszug wider ſeines freundes des Cimbers landsleute ergienge, ſo fochte er dennoch dapfer und redlich, und hielte ſich ſo wol, daß ſein gerüchte weit und breit erſchallete: das dann meinem herr vatter und mir auch nicht unannemlich zu hören ware.

Lange zeit hernach kame er wieder zu uns, als er vom König in Aſſyrien, auf ſein inſtändiges anhalten, verheiſung erlanget hatte, daß er ihn ferner in kriegesdienſten gebrauchen wolte. Wir funden, bei dieſer anderen zuſammenkunft, beiderſeits einander noch unverändert wieder, und ſchöpften eines vom andern groſſe vergnügung. Er hielte ſich aber dieſesmal nicht lang bei uns auf, und konte ihn der König kaum zu etlichen wochen bereden: die er dann, wie er mir ſagte, blos meine gegenwart zu genieſſen, bei uns zubrachte. Ich fande ihn einsmals auf dem berg Sion, der mit in der ſtadt Salem begrieffen iſt, unter einem ſchattichten baum ſchlaffen, und nicht weit von ihm eine ſchrift ligen, die ich dieſes innhalts ablaſe:

Zu vieles glück iſt unbequem zu tragen.
Ich fühle wol, wie ihre huld mich drückt:
ich bin mit der, als einem netz, beſtrickt.
Ich darf mir ſelbſt nicht, was mich quälet, klagen.
Wol dem, der ſich weiß frei von ſolchen plagen!
Wann ſonſt ein leid hat unſer herz berückt,
ſo wird die angſt zum himmel hingeſchickt:
Nun aber muß in mir mich alles nagen.
Worüber kan ich billig mich beſchweren?
Daß man mich liebt! Wie? Wil ich dann den haß?
Nein! ihre gunſt, doch nicht in übermaß:
Zu viele lieb, möcht meine treu verzehren.
Mein herz iſt hin: drum hab ich nichtes mehr,
Als daß die lieb mit freundſchaft ich verehr.

Dieſe reimen machten mir anfangs allerhand frömde gedanken: da ich vermutete, mein Abimelech hatte ſie auf ſich und eine dame gemachet, die ihm ihre gunſt erzeiget, deren er, um meinetwillen, mit gleicher gegengunſt nicht wilfahren können. Wie ich ihn aber, als er erwacht, hierüber zur rede geſtellet, erklärte er ſich dergeſtalt: wie daß er dieſes gedicht nicht ſelber gemachet, ſondern nur am Babyloniſchen hofe abgeſchrieben hatte, da es einer ſeiner guten freunde verfärtiget. Er muſte es mir überlaſſen: da ich es nachgehends auswendig gelernet. Weil aber nun, wie geſagt, der Prinz Abimelech nach Babel eilete, als muſten wir von einander ſcheiden: da ich

Digitized by Google

ihm verſprache, wie daß ich, mit meinen ſeufzern zu Gott für ſein wolergehen, ſtäts bei ihm ſeyn wolte.

Kurz darnach, wie er hinweg war, kamen abgeſandten von Hemath an, die um mich, von des Königs Jobat wegen, für den Prinzen Bileam die werbung ablegten. Wir erfuhren von ihnen, daß dieſer Prinz, wie er unſern hof verlaſſen, nach dem Königreich Ammon gezogen wäre: alda er dem König Hanon wider die Teutſchen, und lezlich wider den jungen König Marſius, zu kriege gedienet hatte, nunmehr aber ſich wieder zu Hemath befände. Der König Melchiſedech aber, lieſſe ihnen zur antwort wiſſen: wie daß ich bereits an den Prinzen der Philiſter verlobt wäre, und alſo des Jobats ſohne nicht zu theil werden könte; der zudeme ſich nicht alſo bei uns verhalten hätte, daß wir beliebung tragen könten, ſeine befreundung zu wünſchen. Mit dieſer abſchlägigen antwort, reiſeten ſie wieder nach Hemath ab: und lebete ich nach deme in ziemlicher ruhe und zufriedenheit, an nichts weniger, als an das, ſo mir vorſtunde, gedenkende.

Im vergangnen jahr, begabe ich mich neben meiner ſchweſter hieher, wie wir alle ſommer zu thun pflegten, weil dieſes ſchloß, wegen der nähe des Jordans, gar annemlich und luſtreich iſt: der König aber bliebe dißmal zu Jebus, weil er viele geſchäfte hatte, die ihm nicht zulieſſen, hieher zu kommen. Wir waren aber kaum etliche tage hier geweſen, da begabe es ſich an einem abend, daß wir, als wir nahe hierbei in einem luſtigen thal ſpaziren gingen, einen wagen mit vielen reiſenden erſahen, der nicht weit von uns ſeinen weg fürbei name. Dieſer als er gerad gegen uns über gekommen, brache entzwei, und machte alſo das aufhabende frauenzimmer heraus ſteigen: da dann eine unter ihnen, welcher alle die anderen groſſe ehre erwieſen, im fallen des wagens ein bein gebrochen, worüber die anderen ſich über die maſſen beängſtigt und betrübt anſtelleten. Ich, aus mitleiden bewogen, ginge neben meiner ſchweſter und meinen leuten zu dieſen frömden, beklagte ihren unfall, und bote ihnen das ſchloß an, daſelbſt einzukehren und nach ihren entfangenen ſchaden ſehen zu laſſen. Die alte Dame, welche dieſes unglück erlitten, kunte mir für ſchmerzen nicht viel antworten: von ihren leuten aber, wurde mein anbot willigſt angenommen. Ich erfuhre von ihnen, daß es die Königin der Bactrianer wäre, welche, wieder von Hemath kommend, in ihr land reiſen wolte. Dieſe köntnis von der mumen des Bileams, machte meine fürſorge für ſie nicht verringern: weil ich damals noch nicht wuſte, wie lieb ihr dieſer vetter ware. Als ſie auf das ſchloß gekommen, und nach ihrem ſchaden geſehen wurde, befunden die wundärzte den alſo, daß ein monat verlieſe, ehe ſie ihre reiſe fortſetzen kunte. In dieſer zeit machete ſie, wie ich nachgehends gewar wurde, einen anſchlag mit dem Bileam: der heimlich in verſtellter kleidung, weil er, da ſeine geſandten eine ſolche abſchlägige antwort bekommen, ſich von mir nicht wolte ſehen laſſen, zu ihr hieher kame, mich in Bactra zu entfüren. Weil mir dieſes unglück beſtimmet war, als muſte ſich alles darzu ſchicken. Als die Königin Clotis fortreiſen wolte, und ich ihr bis auf eine kleine Inſel, die im Jordan liget, das geleit gabe: lieſſe ich mich durch ihr vielfaltiges bitten überreden, mit nach Pniel zu gehen, und hinterlieſſe ich alle meine leute auf der Inſel, als geſonnen, in zweien tagen wieder bei ihnen zu ſeyn.

Als wir nach Pniel gekommen, gab ſich Bileam mir zu erkennen, mich ſo ſehr mit ſeiner gegenwart, als durch ſein unvermutetes anbringen, erſchreckend. Es fehlte nicht viel, ich wäre gar vor ſchrecken geſtorben. Wiewol ich mich widerſetzen wolte, ſo muſte ich dennoch mit fortreiſen: und halfen mir meine thränen nirgend zu, als bei dieſem böſwicht freude zu erwecken, daß er mich alſo in ſeine gewalt gebracht hatte. Die Königin wolte zwar, auf dieſer verdruß-reiſe, mich zu frieden ſprechen: Ich aber war ſo ungedultig über dieſem betrug, daß weder ſie noch Bileam ein einiges gutes wort von mir erlangeten. Nach zweien monaten kamen wir in die haubtſtadt Bactra, da Oxyartes der König mich herrlich entfinge. Dieſer wolte, neben den andern, mich zwingen, den Bileam zu heuraten. Mir ward fürgeſchwatzet, wiedaß er, nach ſeinem tode, den Bileam zum erben hinterlaſſen wolte, weil er keine kinder hatte. Dann Merotas, der ſohn von ſeiner einzigen tochter, die den König von Tyrus gehabt, ware zu Hebron umgekommen. Und weil der König von Tyrus, nachdem des Oxyartes tochter geſtorben, ſich mit der Königlichen wittib von Elam, die des Bel Ochus ſchweſter war, wieder vermälet: als ware dieſer König ſeinem ſchwiegerſohn deswegen ſo gehäſſig, daß er von den beiden Prinzeſſinnen, die ſeiner tochter kinder und des Merotas ſchweſtern waren, keine zur erbin machen wolte. Alle dieſe betrachtungen nun, die mir die Königin oftmals zu gemüte füren wolte, konten mich nicht bewegen, den laſterhaften Bileam zu lieben, und des tugend-volkommenen Abimelechs zu vergeſſen: ſondern ich widerſetzte mich immerfort, daß ſie wol ſahen, es würde viel zeit dazu gehören, ehe ich mich gewinnen lieſſe.

Es kame aber bald darauf, von dem ſtäts anhaltenden krieg mit den Aſſyriern, die zeitung nach hof, daß ſie über den fluß Sarangis gegangen, und ein feſtes ſchloß eingenommen hätten. Bileam ward vom König mit friſchen völkern gleich abgefärtiget, und war meine freude unausſprechlich, als ich erfure, daß mein Prinz die Aſſyriſchen völker fürete. Ich pochete öffentlich auf denſelbigen, und hoffete gänzlich, durch ihn wieder erledigt zu werden. Täglich hörete ich von dieſes Prinzen unvergleichlichen thaten, und war ich die einige, die ſich darob freuete, da ſonſt ſein name allen Bactrianern furcht einjagete. Abimelech ſiegete mit ſo geſchwindem Fortgang, daß er endlich den Oxyartes in ſeiner eigenen Haubtſtadt belagerte. Bileam befande ſich dazumal, von einen teil der Aſſyriſchen völker, die der junge Ahuſath fürete, ſo umſchloſſen, daß er dem König keine hülfe ſenden kunte. Der Prinz ängſtigte die ſtadt dermaſſen, daß ſie ſich endlich ergeben und den Abimelech ſieghaft einlaſſen muſte.

Ich ſtunde an einem fenſter, als dieſer vortreffliche held ſeinen einzug hielte. Er kennete mich gleich, und zwar um ſoviel leichter, weil er bereits vorher meine gewaltſame entfürung vernommen. Wie er mich demnach auf das höflichſte gegrüſſet, kame er, ſobald er nur konte, zu mir in das zimmer. Unſer beiderſeits freude iſt nicht zu beſchreiben: daß nämlich ich wieder frei war, und er mich erlöſet hatte. Er beklagte ſo wol mein ausgeſtandenes ungemach, als er ſich nun hingegen mit mir über meiner freiheit ergetzete: ſeine höchſte vergnügung darneben bezeugend, daß er mir dieſen dienſt thun können, deren ewig-verbundenen diener ſich nennte. Weil aber ſein damaliges amt ihm nicht die zeit vergönte, ein mehrers mit mir zu reden, als brache er bald ab: damit er, nach dieſer groſſen eroberung, alle nötige anſtalt machen möchte. Oxyartes ward zwar gefangen genommen, dennoch königlich gehalten: weil Abimelech eines viel zu edlen gemütes war, als daß er dieſem König ſein unglück ſolte vermehret haben. Derſelbe aber konte diß unglück ſo übel vertragen, daß er, am vierten Tag nach eroberung der ſtadt, den geiſt aufgabe. Der Prinz tröſtete hierauf die alte Königin, ſo gut es ſich wolte thun laſſen, und raumete ihr ein ſchloß ein, da ſie ruhig leben, und vom krieg keine beſchwerung fürchten dorfte. Nun war er ferner auf nichtes mehr bedacht, als wie er mich in ſicherheit brächte. Und ob er wohl nichtes höher wünſchete, als mich meinem betrübten vatter, dem König Melchiſedech, ſelbſt zu überbringen: ſo ware doch ſolches der zeit unmüglich, weil er den krieg weiter verfolgen muſte.

Gleichwol begleitete er mich mit allem ſeinem volke bis an den Fluß Moſcus, der ſchon ins Königreich Elam gehöret; alda er einen ganz treuherzigen abſchied von mir name. Als ich ihm nochmals höchlich für meine erlöſung dankete, und ihm darneben bezeugete, daß ſie von keinem menſchen in der welt angenemer, als von ihm, wiederfahren können: verſicherte er mich, daß ihme dieſes glück noch viel angenemer begegnet, und wünſchete mir darneben tauſend gutes, mich verſichernd, daß ich in allen begebenheiten von ihm verſpüren ſolte, wie bereitwillig er wäre, auch ſein leben für mich in die ſchanze zu ſchlagen. Damit name er meine hand, die er ganz inbrünſtig küſſete: welches ich dann beim abſchied, und weil ich ihm ſo hoch verbunden, geſchehen lieſſe; wiewol er ſich ſonſt dergleichen freiheit nicht anmaſſete. Er ſeufzete gar ſehr, als er mich ſahe auf den wagen ſteigen, und hinweg fahren. Weil ich ſchon in freundes land war, auch von den reichs-ſtatthalters in Elam kammerherren begleitet wurde; und weil der König Melchiſedech mir, von des Königs von Canaan völkern, leute entgegen geſendet: als thäte ich dieſe weite reiſe bis ins land Canaan ganz ſicher, da ich von nichtes beſchwerde entfande, als von dem böſen wetter, weil es noch winter ware. Man kan leichtlich ſich einbilden, wie ich den König mit meiner wiederkunft erfreuet, den ich hier zu Salem wieder angetroffen: da nun das glück, mit ankunſt und kentnüs der ſchönen Aramena, mir die freude verzweifachet.

Digitized by Google

Johann Auguſt Apel

ward im Jahre 1771 zu Leipzig geboren, wo ſein Vater Bürgermeiſter war. Nachdem er durch Privatlehrer und auf der Thomasſchule vorbereitet worden, ſtudirte er die Rechte zu Leipzig und Wittenberg, ward in Folge deſſen Dr. juris und prakticirte als Hofgerichts- und Conſiſtorialadvocat, wobei er zugleich akademiſche Vorleſungen hielt, in ſeiner Vaterſtadt. Im Jahre 1801 ward er daſelbſt Rathsherr. Er ſtarb am 9. Auguſt 1818.

Er hinterließ folgende Schriften:

Polyidos. Tragödie. Leipz. 1805.
Die Aitolier. Tragödie. Leipz. 1806.
Kalirrhoe. Tragödie. Leipzig, 1807.
Themiſtokles. Tragödie. Leipzig, 1808.
Kunz von Kauffungen. Trauerſpiel. Leipzig, 1809.
Geſpenſterbuch (in Gemeinſchaft mit Fr. Laun.) Lpzg. 1810—1816. 6 Thle.
Cikaden. Berlin, 1810—11. 3 Thle.
Zeitloſen. Berlin, 1817.
Metrik. Leipzig, 1814—1817. 2 Thle.

Apel verband in ſeinen Leiſtungen Feinheit des Geſchmackes, poetiſches Talent und Herrſchaft über Sprache und Vers mit gründlichem und vielſeitigem Wiſſen; aber es fehlte ihm faſt durchgängig an der eigentlichen wahren Begeiſterung, an der Gluth und Echtheit der Gefühle, ohne welche ein Dichter nie nachhaltend wirkt: obwohl ihm auf der anderen Seite Ernſt und Tiefe nicht abzuſprechen ſind, die er jedoch mehr von außen aufgenommen und durch das Leben ſich angeeignet hat, als daß ſie aus ſeinem Gemüthe quöllen. Wie ihn ſeine Neigung zu ſpeculativen Forſchungen zog, ſo liebte er es auch in der Poeſie zu experimentiren, und faſt alle ſeine früheren Leiſtungen ſind in dieſer Abſicht geſchrieben. Durch echt klaſſiſche Bildung beſonders in ſeinen jüngeren Jahren vorzüglich den Alten zugewandt, ſtrebte er ſeine Anſichten über die antike Tragödie praktiſch darzulegen und dichtete zu dieſem Zwecke jene im Verzeichniß ſeiner Werke angeführten Dramen; im Polyides wollte er den Aeſchylus, in der Aitoliern den Euripides nachbilden; und wenn auch immer dieſe Werke nur Paſtellcopien eines Oelgemäldes zu vergleichen ſind, ſo iſt doch die Meiſterhand unverkennbar, wegen der wahrhaft vollendeten techniſchen Ausführung, deren ſich ſeine ſämmtlichen Verſuche in dieſem Genre, vorzüglich aber die Aitolier erfreuen, aus welchen wir eben deßhalb auch den Anfang mittheilen. — Als lyriſcher Dichter iſt A. gewandt und gefällig, weit bedeutender jedoch als Erzähler ſowohl in Hinſicht auf die Erfindung wie auf die Behandlung; ſeine Erzählung im Geſpenſterbuche „der Freiſchütz“, welche den Stoff zu der bekannten Oper gleiches Namens lieferte, iſt mit vollem Rechte ein Meiſterwerk zu nennen.

Auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft zeichnete ſich A. durch Gründlichkeit, Klarheit und Beſonnenheit aus; die jenaiſche, halleſche und leipziger Literaturzeitung verdankten ihm viele gediegene Recenſionen, von denen manche wohl eine Abhandlung zu nennen iſt. — Als ſein bedeutendſtes Werk auf dieſem Felde iſt ſeine Metrik zu betrachten: er war der Erſte, welcher ſeine Lehre dieſer Wiſſenſchaft auf der Theorie der Muſik begründete und von hier aus entwickelte, durchaus unbekümmert um die gewichtigen Gegner, die ſich ihm entgegen ſtellten.

Vgl. Zeitgenoſſen Bd. 3 Heft 4. S. 171.
Morgenblatt 1816, Nr. 222 und 274.

Die Aitolier.*)

Der Ort der Handlung iſt ein freier Platz vor Kalydon.

Artemis.

Zu euch hernieder, von des hohen Aithers Glanz,
Bin ich geſtiegen, ſchreckliche Erinnyen!
Aus eurer Nacht ruft euch der Götter Ruf herauf,
Herauf von Ades' finſterm unterirdſchem Thron,
Wo ihr, umſpähend nach des Menſchen Frevel, ſitzt,
Und Todesſchrecken zu den Schuldgen führt herauf.
Hör' meinen Ruf, Erinnys! Süße Beute harrt
Am Königshauſe. Steig herauf aus deiner Nacht!

Die Eumeniden

ſchweben herauf.

Wo verweilet das Wild? Sag es mir an! Nenne den Schuldigen!
Mit gewaltigem Flug eil' ich ihm nach, geißle den Flüchtigen.

Artemis.

In Oineus' Königshauſe harret ſchon das Wild.
Ihr kennet mich, die Tochter Leto's, die dem Zeus
In Einer Nacht zwei Götterkinder einſt gebar,
Den hohen Foibos, deſſen ſtralend Angeſicht
Der Wolkenführer erſt den Sterblichen verhüllt,
Eh er mit ſeiner Blitze Stralen ſie bedroht,
Und mich, die Jungfrau, die der Wälder Schatten liebt,
Vom goldnen Bogen ſendend den gewiſſen Pfeil.
Wir rächten einſt an Niobe der Mutter Schmach;
Denn ſterben muß, wer gegen Götter ſich vermißt.
Jetzt aber rief ich euch herauf vom dunkeln Sitz
Zur ernſten Rach' an Oineus' königlichem Stamm.
Denn als der Herrſcher Kalydon's der Früchte Laſt,
Vom Sturm und Hagel nicht zerknickt, vom Eber nicht
Durchwühlt, noch nieder von des ſcheuen Hirſches Fuß
Geſtampfet, prangen ſah in ſchwerer goldner Pracht,
Da dankt' im Uebermuth der Luſt ſein ſtolzer Sinn
Der Göttin nicht, die gnädig ihm das Land beſchützt,
Und einſam öde, ſtand der Altar Artemis'.
Denn frevelnd ehrte Meleagros, Oineus' Sohn,
Des Waldes Jungfrau, von der Bärin einſt geſäugt,
An Statt der Göttin, die auf goldnem Throne ſitzt,
An Zeus des Göttervaters Seite. Jener dankt
Er, von der Liebe Wahn umſtrickt, des Landes Schutz.
Da ſandt' ich zürnend aus von Krommyon's Geſchlecht
Den mächtigſten der Eber in des Königs Reich,
Gleich jenem ſchrecklich, den Herakles einſt beſiegt.
Der wütet grimmig durch das Land von Kalydon,
Und ſtürzt die Eichen nieder, wie den ſchwachen Halm;
Doch wird er fallen durch der Jungfrau ſtarken Arm,
Und Meleagros ſpotten über Artemis'
Ohnmächtgen Zorn — Drum rief ich euch, ihr Schrecklichen,
Und eurer Rache weih' ich Oineus ganzen Stamm,
Daß nicht der Menſchen übermüthiges Geſchlecht
Straflos der Götter Macht verachte, welche Tod
Und Leben ſpenden, wie es ihrem Sinn gefällt.

Eine Eumenide.

Gerecht zu nennen iſt, o Artemis, dein Zorn,
Und ſchuldbeladen Melagros, Oineus' Sohn;
Doch nur des finſtern Mordes blutbefleckte That
Ruft die Erinnen zu der Oberwelt hinauf,
Daß nicht der Frevler, der des Todes ſtille Hand
Den Menſchen raubte, ruhig wandl' ins Schattenreich.
Ihn jagen wir mit ſchwarzer Fackeln düſtrer Gluth,
Und mit gehobner blutger Geißeln wildem Schwung,
Daß er ſich angſtvoll rufe ſelbſt den Tod herbei,
Und, ſeine Schrecken fühlend in der tiefſten Bruſt,
Sich raſend ſtürze wieder in des Lebens Qual.
Denn Tod und Leben ſtößt den Mörder gleich zurück,
Der Leben tödtet und dem Tod das Opfer raubt.
Drum faßt ihn lebend tauſendfache Todesqual
Und todt noch lebt er, daß er nicht entflieh' der Pein.

*) Aus: Apel, die Aitolier. Tragödie. Leipzig, 1806.

Digitized by Google

Artemis.

Vom Blute bleibt, wer nicht die Götter ehrt, nicht rein.
Nur Götterfurcht hält Menſchen auf der Bahn des Rechts;
Der Uebermüthge frevelt und der Menſchen Blut
Wird fließen ſtromweis, wenn es ſeinem Sinn gefällt.

Die Eumeniden.

Zu dem Blutigen dann fahren wir auf, geißeln den Schuldigen.

Die Eumeniden verſchwinden.

Artemis.

Dort naht das Volk von Kalydon; vergebens fleht
Ihr Mund um Schonung alle Götter opfernd an.
Denn zürnen Oineus' Stamm muß ich, ſo lange noch
Sein Herz die Rettung thöricht hofft vom eignen Arm,
Und Helden waffnet gegen meines Zornes Macht.
Des Ebers Kraft wird welchen ſeiner Helden Arm,
Doch bringt er Unglück über Oineus' Haus im Tod,
Es öffnend furchtbar ſchwarzer Eumeniden Chor.

Der Chor

zu beiden Seiten auftretend.

Neuer Schrecken grauſende Spur
Enthüllſt du dem bangen forſchenden Blick,
Eos! des trügenden Traums Schreckengebild
Scheuchſt du hinweg; aber die Nacht entflieht,
Und es blicket Entſetzen der Tag, gräßlicher blickt
Nicht des Erebos ſchwarze menſchengeflohene Nacht.

Halbchor.

Strofe.

Sahſt du die Saat, Demetra's goldnes Geſchenk,
Wie ſie wogt in dem Wind, gleich dem blonden Gelock
Auf Demeter's ambroſiſchem Haupte,
Wenn das Opfergedüft wallend empor ſich erhebt,
Und die Göttin heran ſchwebet mit ſegnendem Blick?

Zweiter Halbchor.

Gegenſtrofe.

Sahſt du am Berg Bromio's göttliche Frucht,
Wie hinauf an den Ulmbaum die Rebe ſich ſchlang,
Dithyrambos' Geſchenk, und die Traube,
Von dem Safte geſchwellt, nieder ſich ſenkt', und das Blatt,
Um die Zweige gerankt, harrte des bacchiſchen Feſts?

Chor.

Niedergeſtampft, — ach! Deo, warum
Wandeſt du ab den ſegnenden Blick?
Niedergeſtampft iſt der Halm, — unzeitige Frucht
Geſtreut in der Erde klagenden Schoos,
Von dem heiligen Pflug nicht ordnend gefurcht.
Weh! von des Wütenden Zahn durchwühlt!
Niedergeſtürzt, — Dithyrambos, ach!
Wer, am Jacchiſchen Feſt, wird dir den Stab
Schwingen, den Weinumrankten?
Niedergeſtürzt an dem Berg lieget der Baum,
Mit der Rebe Geflecht. Ach! von der Traube Saft
Troff die borſtige Seite des Ungeheurs.

Halbchor.

Strofe.

Und die Heerden im Thal, auf der umwühlten Flur,
Aengſtlich ſuchend des ſpärlichen Krautes Blatt —
Die Verſchmachteten ſchon — ſchreckliche Jammernacht! —
Selbſt zerfleiſcht liegen ſie dort, tränken mit Blut das Land.

Zweiter Halbchor

Gegenſtrofe.

Und die Hirten im Wald, kaum noch dem Tod entflohn,
Suchend hoch in dem Gipfel der Bäume Schutz
Vor des Wütenden Grimm — Bäume zu Boden hin
Warf ſein Zahn, ſtürzte mit Luſt auf die Zerſchmetterten.

Chor.

Welcher der Götter, oder der Sterblichen
Rettet das Volk mit ſiegender Hand
Von der Wut des wilden Verderbers?:
Herakles! jammert dich nicht das Land
Der lieblichen Deianeira?
Dich nicht, Dionyſos, die prangende Flur,
Wo ſegnend dein Fuß gewandelt?
Nicht würdiger deines gewaltigen Arms
War Jäa's Geburt in Mainalos' Wald.
Herakles, Mächtiger, eile herbei,
Hoch ſchwingend der Keule gewaltige Kraft,
Oder zerbrechend mit tödtendem Arm
Den ehernen Nacken des Feindes!

Meleagros, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Meleagros.

Getroſt, o Volk von Kalydon! Verſammelt ſind
Die erſten Helden unter dem Hellenenvolk,
Das Thier zu tödten mit dem Jagdſpieß und Geſchoß.
Echion, ſchnell von Füßen, Hermes' weiſer Sohn,
Und Eurytos, des Helden Bruder, deſſen Arm
Des Bogens Kraft, zum fernſten Ziel Tod ſendend, ſpannt
Kaſtor und Polydeukes, Leda's Zwillingspaar;
Auch Aiakos' Erzeugter, Peleus, und noch viel
Der tapfern Männer, die nach Kolchis auf dem Meer
Mit Jaſon ſchiffen nach des Widders goldnem Vließ.
Mich ſelbſt ſeht ihr gewaffnet mit dem Spieß der Jagd,
Dem ſchweren, ſichern, der die Beute nie verfehlt.
Auch Atalanta wird uns, die ferntreffende,
Begleiten. Keinem iſt die Jungfrau unbekannt.
Wer ſie geſehen, meint, die hohe Artemis
Erſchein' ihm ſelbſt in hoher göttlicher Geſtalt.
Geflügelt ſcheint im ſchnellen ſichern Lauf ihr Fuß
Doch wird der zarte, nimmer raſtend nie verletzt,
Der ſilberweiße nie von rothem Blut gefärbt.
Vom ſtarken Bogen nimmer fehlend trifft ihr Pfeil,
Und ſchnell erſpäht in jeder Fern' ihr Aug' das Wild.
Geheim iſt jedem ihr Geſchlecht und wunderbar,
Und Göttin iſt ſie, oder Göttertochter doch;
Und wär ſie's nicht, ſo iſt ſie doch den Göttern gleich.
Im Walde harrt ſie unſer; darum ſeyd getroſt!
Atalanta ſchützt uns gleich der goldnen Artemis.

Chor.

Voll Muth, o Jüngling, ſprichſt du. Mögen deinen Arm
Die Götter leiten, und den Wurfſpieß Artemis,
Die Tochter Lato's und Kronion's, daß uns nicht
Ein größer Leid betreffe, wenn des Königs Sohn
Des Waldes wildem Ungeheur zur Beute wird!

Meleagros.

Den ſichern Ort erwähle du, mich ſchützt mein Arm.

Althaia.

Viel Männer, Sohn, rief uns des Ebers Jagd herbei.
Laß jene ſtreiten, die der Heimath Sitz nicht hält,
Nicht grauer Aeltern Sorge, nicht der Gattin Arm!

Meleagros.

Wie ſchmähſt du, Mutter, mit der Feigheit Wort den Sohn!

Kleopatra.

Nur Sorg' und Ahndung, keine Feigheit ſpricht zu dir.

Meleagros.

Feig iſt, wer furchtſam eitler Ahndung Sorge weicht.

Kleopatra.

Gilt mehr die Jagdluſt, als das Wort der Gattin dir?

Meleagros.

Die Gattin rühm' ich, die des Mannes Ruhm nicht ſtört.

Kleopatra.

Des Ruhmes viel erwarbſt du ſchon, o mein Gemal!
Zu Kampf und Thaten haſt du nie den Ruf verſchmäht,
Und nie, du weißt es, hielt ich weibiſch dich zurück:
Doch heute hör', ich flehe dich, der Gattin Wort:
Laß andern Männern jenes Raubthiers wilde Jagd.

Althaia.

Hör deine Gattin, hör die Mutter, bleib zurück!

Chor.

Geheime Ahndung, wie mich dünkt, ſpricht aus der Bruſt
Der Königinnen, und erfüllt mein Herz mit Graun.

Meleagros.

Schlingt eure Arme nicht ſo feſt um meinen Hals!
Der Weiber Spott verdient' ich, wenn mich eure Furcht
Vom Kampf zurückhielt, den ich ſiegreich oft beſtand.
Laßt mich! umarmt den Sieger, wenn er wiederkehrt

Digitized by Google

Kleopatra.

Du kehrſt nicht wieder, wie du gingſt, o mein Gemal!
Sieh, deine Knie umfangend fleh' ich, bleib zurück!
Unendlich Unglück häufſt du über dein Geſchlecht,
Wenn dich der flehnden Gattin liebend Wort nicht rührt!

Meleagros.

Der Weiber kleine Sorgen ſind mir wol bekannt,
Und wie ſie ſpähend lauſchen auf der Männer Tritt.
Doch, wie das Glück den ängſtlich Suchenden verſchmäht,
Und nur dem freien, raſchen Sinn entgegen kommt,
So auch die Liebe. Glaub' es mir, Kleopatra!

Althaia.

Mit falſchem Vorwurf kränkſt du, Sohn, der Gattin Herz.
Mir ahndet unſers Hauſes ſchwerer, tiefer Fall.
Der Götter Zorn droht unſerm Stamm; du führſt herauf,
O Sohn, des Ades ſchwarze furchtbar wilde Schaar,
Selbſt ſchwere Blutſchuld häufend Oineus' altem Haus. —
Hör deine Gattin, höre, Sohn, der Mutter Wort!

Meleagros.

Spricht Dithyrambos böſe Wahnſinnswort' aus dir?

Chor.

Jüngling, des Gottes heilgen Wahnſinn ſchmähe nicht,
Und nicht den fernhin ſchaunden Geiſterblick der Fraun,
Mit ſtolzem Sinn verwirf nicht deiner Mutter Wort
Und nicht der Gattin Bitte! denn es bringt dir Fluch.
Der Gattin Klage ſcheucht den Sieg von dir hinweg
Und Götter zürnen, wenn um dich die Mutter weint.

Meleagros.

Dort naht ſich Oineus; ſein Gebot entſcheide ſelbſt!

Oineus. Vorige.

Oineus.

Was ſäumſt du noch, Meleagros? fort zur ernſten Jagd!
Verſammelt ſind die Helden des Hellenenvolks,
Dich nur erwartend. — Eile, ſei nicht länger fern!

Meleagros.

Die Mutter hielt mich ängſtlich ſorgend noch zurück.

Althaia.

Ach, wüßteſt du die ſchwere Sorge, die mich drückt.

Oineus.

Kein Held war jemals, den die Mutter nicht beweint;
Des Zagen Mutter einzig bleibt von Thränen fern.
Dort naht ſich Toreus; auch Plexippos kommt heran,
Unwillig ſchauend, was den Jüngling noch verweilt.

Toreus. Plexippos. Vorige.

Toreus.

Auf! Meleagros, ſchon ertönt aus nahem Wald
Des wilden Ebers lautes, wütendes Geſchrei.
Die Helden zürnen und ſie ſtürmen ſchon voll Muths
Zum nahen Dickig, wo das Unthier ſich verbirgt.

Meleagros.

Ich folg' Euch.

Althaia.

Brüder, ſchützt, ich fleh' euch, meinen Sohn!
Ihn trifft ein Unglück, Jammer bringt uns dieſe Jagd
Auf unſer Haus, mehr als der Eber auf das Land.

Meleagros, Toreus und Plexippos gehn.

Oineus, Althaia, Kleopatra, der Chor.

Oineus.

Sag' mir, verheelend nichts vor mir, geliebtes Weib,
Iſt's mehr als Sorge, was dein mütterliches Herz
Mit Pein der Ahndung ängſtet um des Sohns Geſchick?
Ward dir ein Unglück, das uns droht, vielleicht bekannt
Aus eines Gottes, oder weiſen Sehers Mund?

Althaia.

Nicht bange Sorge quält mich wegen der Gefahr,
Wenn mit dem Waldſchwein Meleagros tapfer kämpft,
Er wird nicht fallen durch das Schwert, nicht durch den Zahn
Des wilden Raubthiers; ſicher ſtieg er ſelbſt hinab
Zur Nacht des Ades, wie der Held Herakles that.
Ich weiß es ſicher!

Oineus.

Was beſorgſt du noch für ihn?

Althaia.

Ein ſchrecklich Traumbild hab' ich dieſe Nacht geſehn,
Zur Zeit, wenn finſtre Schatten kämpfen mit dem Licht
Und aller Täuſchungsträume Thor verſchloſſen iſt.
Die Eumeniden ſtiegen auf aus finſterm Grund,
Mit ernſtem Schritt durchwandelnd unſer ganzes Haus.
Schwarz war der Einen weitgefaltetes Gewand,
In blutig rothes war der Andern Leib gehüllt,
Aus Feuergluten ſchien der Dritten Kleid gewebt.
Von ihren Fackeln dampfte ſchwarzer glühnder Rauch
Sie dicht umſchwebend, unterirdiſchen Wolken gleich,
Und bald verhüllend, zeigend bald das Schreckgebild.
Vor meinem Lager tanzten ſie den ernſten Tanz,
Anſtimmend furchtbar dann des Ades Weihgeſang,
Den keiner noch der Menſchen wahnſinnlos vernahm.
Von Meleagros ſangen ſie — doch frage nicht
Was ich gehört! Die Götter flehe, daß ich nicht
Enthüllen muß die Schrecken dieſes Traumgeſichts,
Das aus dem kurzen Leben mir die Freude ſcheucht,
Und ewig folternd mich zur nahen Gruft verfolgt.

Oineus.

Vergiß das ſchreckliche Geſicht, geliebtes Weib!
Oft deuten böſe Träume uns ein nahes Glück,
Und oft von Unglück ſpricht des frohen Traums Gebild;
Denn gütig ſind die Götter: was der Tag uns raubt,
Gibt bald des Traumbilds ſüße Täuſchung mild zurück,
Und fernen Glückes Uebermuth beſtrafen ſie
Zuvor im Traum, daß uns nicht zürne Nemeſis.

Althaia.

O, daß du Wahrheit ſprächeſt, theuerſter Gemal!
Doch meine Bruſt verläßt die bange Sorge nicht,
Bis Meleagros glücklich heim iſt von der Jagd.
Nicht für ſein Leben fürcht' ich, aber für ſein Heil;
Denn ernſt und furchtbar ſteht das Traumbild noch vor mir.

Kleopatra.

Horch! näher tönt der wilde Lärm, die Jäger nahn.
Laßt uns zurück zu des Pallaſtes ſicherm Thor!
Ein Bote bringt uns Kunde, wenn die Jagd vorbei,
Daß wir den Siegern lohnen mit dem Siegeskranz.

Oineus.

Folg' mir, Althaia! bald zurück kehrt dir der Sohn,
In Freude wandelnd deiner Sorgen herbe Pein.

Der Chor.

Strofe.

Unſterblich beherrſcheſt du, Sorge,
Gleich ewig ſeligen Göttern,
Der Erdgebornen Geſchlecht.
Nie fehlt das Opfer dem Altar;
Es bringet dir gleiche Gabe
Des Güterbeglückten gefüllte,
Des Darbenden leere Hand.

Gegenſtrofe.

Das Beſte, was keinem der Götter
Der Menſch zum Opfer bereitet,
Bringt dir des Sterblichen Herz.
Dir weiht er die Ruhe der Seele,
Gibt deinem ewigen Dienſte
Sein ganzes Leben; denn nimmer
Entfliehet er deiner Macht.

Zweite Strofe.

Durch dich ſendet der Götter Hand
Den Menſchen jedes Geſchenk herab.
Unſichtbar umſchwebſt die Gebärerin du;
Die Frucht des Leibes legſt du ihr
Selbſt in die pflegenden Arme,
Selbſt an die nährende Mutterbruſt.

Zweite Gegenſtrofe.

Den brautführenden Chor umſchwebt
Dein Fittig; um die Verhüllten weht
Dein Athem, aus Hymenaien ſelbſt
Ertönet dein Ruf, du leiteſt die Braut
In des Geliebten Umarmung,
Ihm an die Seite legeſt du ſie!

Digitized by Google

Dritte Strofe.

Nur Thoren ſchmähen, o Himmliſche,
Den heiligen Dienſt deines Altars;
Denn freundlich den Menſchen biſt du ſtets,
Du weicheſt von ihnen nimmer.
Du lohneſt die Opfer, wie keiner je
Der herrſchenden Götter des Himmels belohnt
Des Weihrauchs duftendes Opfer.

Dritte Gegenſtrofe.

Der Götter Geſchenk, befreundeſt du
Mit ſegnender Hand der Menſchen Bruſt;
Du ſchlingeſt das Band der göttlichen,
Der Menſchen vereinenden Liebe.
Du warneſt die Stolzen, daß nimmer den Zorn
Der Götter ſie wecken, die mächtig das Glück
Ausſenden vom hohen Olympos.

Meſode.

Sorge, mächtige Sühnerin,
Wenn hernieder im Zorne blickt
Adraſteia, die Ernſte!
Göttin, du hebſt zu den Göttern das Herz,
Führſt zu den Menſchen die Götter herab,
Weckend im Herzen die Liebe.

Vierte Strofe.

Horch! es ertönt näher die ſchallende Jagd,
Das Stampfen der Roſſe, der Hunde lautes Gebell;
Von den Wäldern erklingt ſchallendes Getön;
Von den Mauern der Stadt hallet es zurück.

Vierte Gegenſtrofe.

Wirbelnder Staub hebt in die Luft ſich empor,
Es glänzt in dem Licht das Geſchoß! Der leuchtende Speer
Meleagros' entfliegt, mächtig wie der Blitz,
Den Kronion herabſendet vom Olymp.

Fünfte Strofe.

Siegesgetön! Horch! freudiger Ruf erſchallt.
Es erklingt des gewundenen Horns Siegesgeſang!
Es jauchzt die Luft, die gerettete Dryas jauchzt!
Wiederhallend kehrt die verſcheuchte
Echo zurück, mit lauterem, längerem Ruf
Meleagros zu preiſen, den Mächtigen in dem Wald.

Fünfte Gegenſtrofe.

Hoch in der Hand, ſchau! wie er empor das Haupt
Des gewaltigen Wildes erhebt! Seinem Geſchoß,
Des Helden mächtigem Arm unterlag der Feind.
Sieh, ſchon naht er. Schallet Geſänge!
Siegesgeſang erklinge mit feſtlichem Ton,
Meleagros zu preiſen, den Mächtigen in dem Streit!

Epode.

Meleagros, Heil! Preis dem Gewaltigen!
Dir entgegen ruft lauten Jubel das Volk,
Und die Nymfen des Walds preiſen den Mächtigen,
Der den Feind, den wilden Zerſtörer,
Todt hinſtürzte mit mächtigem Wurf
Des ſchweren glänzenden Eiſens.

Johann Wilhelm von Archenholz

ward am 3. September 1745 zu Langenfurth vor Danzig geboren, erhielt ſeine Erziehung im Cadettenhauſe zu Berlin und trat ſchon ſehr früh (1760) als Offizier in der preußiſchen Armee ein, wo er dem ſiebenjährigen Kriege beiwohnte. Später erhielt er jedoch ſeinen Abſchied als Hauptmann wegen ſeiner Spielſucht und durchreiſte nun faſt ganz Europa, erfreute ſich jedoch nicht des beſten Rufes. Er wußte indeſſen ſeine Reiſen vortrefflich zu benutzen, da es ihm nicht an vielfachen Kenntniſſen fehlte, und trat als gefälliger und gewandter hiſtoriſcher und politiſcher Schriftſteller zu einer Zeit auf, wo ein ſolcher ſehr willkommen ſeyn mußte, da es im Ganzen an Männern fehlte, welche jene Gegenſtände angenehm in deutſcher Sprache zu behandeln wußten. Er lebte nun abwechſelnd in Dresden, Berlin, Leipzig und Hamburg, kaufte ſich ſpäter ein Gut (Oyendorf) in der Nähe der letzteren Stadt und beendete hier ſeine Tage am 28. Februar 1812.

Von ihm erſchienen:

- Literatur und Völkerkunde. Deſſau und Leipzig, 1782—91. 10 Jahrgänge.
- England und Italien. — Neue Aufl. Leipzig, 1787. 5 Bde.
- Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. N. A. Berlin, 1792. 2 Bde.
- Annalen der brittiſchen Geſchichte. Mannheim und Hamburg, 1789—98. 20 Bde.
- Kleine hiſtoriſche Schriften. Berl. 1791.
- Minerva, ein Journal, 1792—1812. — Seit 1812 fortgeſetzt von D. F. A. Bran, ſeit 1832 von D. F. Bran.
- Miscellen zur Geſchichte des Tages. — 2 Bde. Hamburg und Göttingen, 1795.
- Geſchichte Guſtav Waſa's. Tübingen, 1801.
- Ueberſetzungen, kleinere Aufſätze u. ſ. w.

v. A. erfreute ſich ſeiner Zeit großen Beifalls. Scharfblick, Darſtellungstalent, Lebens- und Menſchenkenntniß, Geſchmack und Reinheit der Sprache ſind ihm eigenthümlich, aber er iſt nicht immer gerecht und unparteiiſch, wodurch er leicht in Einſeitigkeit verfällt und mitunter unzuverläſſig wird. Seine Reiſebeſchreibung (England und Italien) und ſeine Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges galten lange als Meiſterwerke, bis ſie durch beſſere und vorzüglich treuere Darſtellungen verdrängt wurden. Vorzüglich wußte A. den Ton des Tages zu treffen. Wir theilen als Probe ſeiner Art und Weiſe eine Skizze la Fayette's mit, welche jetzt ein neues Intereſſe hat, da die Zeit nun ſelbſt den Maßſtab zu einer richtigen Würdigung derſelben darreicht.

Vgl. England und Italien. Th. 5. S. 223. — S. 247.
Merkel. Skizzen aus meinem Erinnerungsbuch. Heft 3. S. 248.
Liter. Converſationsblatt. 1821. Nr. 255. 258. 262.

La Fayette. *)

Die Geſchichte zeigt uns keine Revolution, ohne groſſe Männer. Es iſt nicht genug, daß das Maas der Unterdrückung eines Volks voll iſt, daß eine Nation bis zu der Geiſtesreife und der Macht gediehen, wo ſie fähig iſt, Vorurtheile zu beſiegen, und ſclaviſche Feſſeln zu zerbrechen. Nein. Wenn die Despotie und ein Zuſammenfluß von Umſtänden die Keime einer Revolution auch wirklich entwickelt haben, und alles zu einem glücklichen Erfolg ſich bereit zeigt, ſo kann ſie dennoch ohne auſſerordentliche, mit ſeltnen Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens begabte Männer nicht ausgeführt werden. Fehlen dieſe Männer, ſo wird die verſuchte Anſtrengung des Volks unterdrückt, und man ſpricht von einer gedämpften Rebellion; geleitet aber durch Weisheit und Muth wird dieſe Anſtrengung durch Erfolg gekrönt, und ſo führt ſie zu einer Revolution. Ohne Brutus und Collatinus wären die Tyrannen von den ewig berühmten ſieben Hügeln nicht verjagt worden; eine Vertreibung, die den Grund zu der Gröſſe Roms legte. Ohne einen Cromwell hätten die Engländer noch lange nicht über ihre Freyheit nachgedacht, und hätten höchſt wahrſcheinlich ihre glorreiche Revolution von 1688 nicht vollzogen; ſo wie die Amerikaner uns gewiß nicht das groſſe Schauſpiel einer gewaltſamen Befreyung von dem ſo mächtigen Mutterlande gegeben hätten, wären nicht, ohne die erhabenen Patrioten von minderer Gröſſe zu nennen, Washington und Franklin ihre Führer geweſen.

Mit eben ſolchem Rechte kann man behaupten, daß die Revolution in Frankreich ohne Mirabeau nicht vollbracht worden, und ohne la Fayette nur von ſehr kurzer Dauer geweſen wäre. Der erſtere wirkte mächtig, bald durch ſeine Beredſamkeit, bald durch ſein Beyſpiel, und wußte ſeinen Starkmuth auch den neuen Geſetzgebern mitzutheilen; und nichts geringers als la Fayettes Seelengröße, Geiſtesgegenwart,

*) Aus: J. W. v. Archenholz, Minerva. Ein Journal hiſt. u. polit. Inhalts. B. 5. Febr.-Heft. 1793. Hamburg.

Digitized by Google

Kaltblütigkeit in Gefahren, Muth, gepaart mit Uneigennützigkeit und allen Tugenden, die die Menſchheit veredeln, waren erforderlich, um in einer ungeheuern Stadt, die das Schickſal des Reichs beſtimmte, wo Ueppigkeit im höchſten Maaße herrſchte, und wo nun auf einmal ein zügellos gewordener zahlloſer Pöbel Titanen ähnlich ſtürmte, den gewaltſamen Durchbruch der Freyheit in gewiſſen Schranken zu halten, und dadurch den Provinzen des Reichs Zutrauen einzuflößen. Ohne la Fayette hätten auch die Greuelſcenen in Verſailles einen andern weit ſchrecklichern Ausgang gehabt. Nur allein ſeine unbegränzte Thätigkeit, ſeine unbeſiegbare Standhaftigkeit, das Beyſpiel ſeiner Tugenden und ſeines Patriotismus, die großmüthige Aufopferung ſeiner Geſundheit und ſeines Vermögens, retteten das Leben vieler Tauſende, ſicherten Paris gegen Plünderung, und ſelbſt das Reich gegen die Greuel einer ſich allmählig nähernden Anarchie. Dieſer Mann, der erſte Bürger Frankreichs, den alle unbefangene und unterrichtete Menſchen in ſeinem Vaterlande und im Auslande verehren, der bey den Griechen und Römern Altäre verdient hätte, und den die ſpäteſte Nachwelt unter der kleinen Anzahl wahrer Helden ſetzen wird, ſchmachtet jetzt wie ein Miſſethäter im Kerker.

Die hier angeführten Tugenden, Talente und Aufopferungen werden ſelbſt von ſeinen grauſamſten Feinden nicht geleugnet; denn ſie gründen ſich auf offenbare, von Tauſenden geſehene, noch in jedermanns Gedächtniß ſchwebenden Thatſachen, die alle Zweifel heben müſſen. Auch ließen ſeine barbariſchen Ankläger, an deren Spitze der größte Böſewicht Frankreichs ſtand, der Beſchützer der entmenſchten Mörder in Avignon, der Stifter ſo vieler Tumulte, Ungerechtigkeiten und Mordſpiele, der Urheber der Canibal-Scenen am 2. September, das moraliſche Ungeheuer Robespierre, alle obigen Puncte unberührt, und ſchränkten ſich allein auf die Beſchuldigung einer ſpätern Verrätherey ein.

La Fayette hatte die überaus ſchwere Kunſt verſtanden, bloß durch ſein Betragen, durch die theoretiſche Aeuſſerung und practiſche Ausübung edler Grundſätze, ohne alle Kunſtgriffe, ſich zu gleicher Zeit die Achtung der National-Verſammlung und der Pariſer Municipalität, die Verehrung der Truppen, das Vertrauen der erleuchteten Patrioten, die Liebe des Volks und der ganzen Nation zu erwerben; ja ſelbſt der König hörte nie auf ihn zu ſchätzen; am wenigſten da er in den Thuillerien im Jahr 1791 als ein Gefangener der Aufſicht dieſes Generals überlaſſen war, und wo der edle Mann auch dieſe ſo ſchwere Pflicht zu jedermanns Zufriedenheit erfüllte. Nur allein die Jacobiner, von denen er ſich entfernt hielt, obwohl es zwiſchen beyden Partheyen noch zu keiner Kriegserklärung gekommen, waren ihm nicht hold, ſo wie ſich auch bey den National-Garden ſchon damals der Brauer Santerre, der ſogenannte Mord-General des 2. Septembers, zum Rival des jungen Helden aufwarf, und, durch die Jacobiner unterſtützt, auch Anhänger fand.

Sobald der König die Conſtitution angenommen hatte, legte la Fayette ſeine Oberbefehlshaberſtelle bey der Pariſer National-Garde nieder, und begab ſich aufs Land. Sein Vermögen, das vor der Revolution in 200,000 Livres Einkünften beſtanden hatte, war durch ſeinen nöthigen Aufwand, als General, da er alle Tage vierzig Officiere, ja manchmal bis auf fünfhundert Perſonen an ſeiner Tafel hatte, und durch ſeine Großmuth, die ſich auf alle Unglücklichen erſtreckte, welche ſich ihm näherten, am Ende des Jahres 1791, als er ſeine Ober-Commandanten-Stelle niederlegte, bis auf 18,000 Livres Einkünfte geſchmolzen. Dieſe ſeine Lage rief die Patrioten zur Dankbarkeit auf. Es ward vorgeſchlagen, ihm den Pallaſt der Militairſchule am Föderationsfelde als ein National-Geſchenk zu übergeben, ſeine Töchter als Kinder des Vaterlandes zu adoptiren, und ſie ſodann auf eine der Großmuth einer mächtigen Nation würdige Art auszuſteuern. La Fayette aber verwarf ſtandhaft alle dieſe Anträge, und alle Beredſamkeit ſeiner Freunde, die ſich auf die Beyſpiele eines Marlborough und Chatham beriefen, groſſe Männer, die nicht die Belohnung ihres Vaterlandes ausgeſchlagen hatten, war vergebens. Der franzöſiſche Patriot wollte allein dem Muſter ſeines erhabenen Lehres und Freundes, des Americaniſchen Cincinatus, folgen. Man erinnerte ihn, daß dieſer ſein Freund in der Sache der Freyheit ſein Vermögen nicht aufgeopfert, und daß er keine Kinder hätte. La Fayette ſagte, ſein noch übriges Vermögen ſey größer, als ſeine und der Seinigen Bedürfniſſe, und daß er im Grunde reicher wäre, wie jemals, weil er den Luxus beſäße, den er am meiſten gewünſcht hätte, nämlich bürgerliche und Religions-Freyheit. Er verkaufte alle ſeine Güter, und behielt nichts, als einen alten Familienſitz in Auvergne, wo er mit ſeiner Familie hinzog und wo er ſich dem Landbau zu widmen beſchloß. Ja er wollte durch ſein Beyſpiel auch ein Lehrer des franzöſiſchen Volks in dem ſo wenig in Frankreich vervollkommten Ackerbau werden; er verſchrieb deshalb zwey engliſche zum Landbau und Gartenbau beſtimmte Familien, aus England nach Auvergne; und hier war ſeine Abſicht unter dem Schatten der von ihm ſelbſt gepflanzten Bäume ſein Leben in der Freyheit zu genieſſen, zu deren Gründung er ſo viel beygetragen hatte; ein Ort, den, wie er ſagte, er nicht verlaſſen wollte, es wäre denn, ſein Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen.

Sein ruhiges Leben aber, das die Schmähungen der Jacobiner nicht zu unterbrechen vermochten, war nur von kurzer Dauer. Der ausbrechende Krieg rief ihn ins Feld an der Spitze eines Heeres. Dies geſchah im März 1792. Noch waren ſeine Tugenden bloß von Böſewichtern und beſoldeten Marktſchreyern angefochten worden. Noch wurde er bey Hofe ſo wie vom Pöbel geehrt. Noch ſtand ſeine Büſte, ein Geſchenk der Americaner, in dem Rathsſaal der Hauptſtadt. Noch arbeiteten die Künſtler an ſo prächtig als ſinnreichen National-Geſchenken, die man ihm beſtimmt hatte. Noch wurde ſein Name mit Verehrung in allen Provinzen des Reichs genannt, wie zahlloſe Adreſſen bezeugten. Noch prieſen ihn mit ſehr geringer Ausnahme faſt alle Journaliſten. Noch beſangen ihn die Dichter. Noch ertönten die Rednerbühnen im Senat ſo wie in den patriotiſchen Clubs von ſeinem Lobe, und alle aufgeklärte ächte Patrioten ſtimmten mit ein. Noch erſchien er in der National-Verſammlung unter lautem Beyfall. Noch legte ihm der Präſident unter andern Lobſprüchen auch den erhabenen Titel bey: Held der beyden Welten. Noch drängte ſich das Volk mit Jubelgeſchrey zu ſeinem Pallaſt, und begleitete ihn zu vielen Tauſenden beym Abſchiede mit Thränen der Liebe und des Kummers bis vor den Barrieren von Paris.

Nur ein unzweydeutiges, offenes, gleichförmiges und durchaus edles Betragen konnte eine ſo allgemeine Volksſtimmung hervorbringen. Kaum reifte la Fayette zum Jüngling heran, ſo ging er heimlich nach Amerika, focht für die dortige Freyheit, ſtudirte die Natur derſelben, erwarb ſich unter den Americanern eine allgemeine Hochachtung, und kam berühmt durch Erfahrung und Einſichten, mit Wunden und Lorbeern nach Frankreich zurück. War es ein Wunder, daß ein ſolcher Mann ein thätiger Theilnehmer an der Revolution in ſeinem Lande war? Aber auch hier blieb er ſeinem Character getreu. Keine Unbeſonnenheiten, keine Schwärmerey, kein Toben in der National-Verſammlung, keine Cabalen auſſer derſelben, zeichneten ſeine Handlungen aus, deſtomehr aber die zweckmäßigſten Bemühungen, der eintretenden Unordnung und den mannichfaltigen Greueln zu ſteuern. Alle Geſetze, die auf eine ausgedehnte Freyheit ſeiner Mitbürger abzweckten, hatten ſeine herzliche Beyſtimmung; auch war er einer der erſten, der ſeine Geburt, ſeine Ahnenreiche Familie, ſo wie ſeinen Rang vergaß, um für die Abſchaffung des Adels zu ſtimmen.

Obgleich mit jugendlicher Kraft und einem faſt unbezwingbaren Muth ausgerüſtet, war la Fayette doch einigemale in den Jahren 1790 und 1791 auf dem Punct, den Machinationen ſeiner Gegner unterzuliegen; Gegner, die von zwiefacher höchſt verſchiedener Compoſition waren, und hier zwar nicht gemeinſchaftlich, doch auf ein Ziel losarbeiteten: die wüthenden Democraten, die den philoſophiſchen Befehlshaber nicht zu ihrer Fahne bringen konnten, und die wüthenden Ariſtocraten, die ſeine Thätigkeit bey der Revolution verabſcheuten. Beyde Theile hatten ſeinen Untergang geſchworen, und beyde waren unerſchöpflich an Erfindungen, an Kränkungen jeder Art, an Verläumdungen und perſönlichen Beleidigungen, wozu endlich auch bedungene Meuchelmörder kamen, von denen einer am hellen Tage nach ihm ſtieß, ihm das Pferd unterm Leibe verwundete, auch feſtgenommen wurde, dem aber der Edle auf der Stelle verzieh. Durch Ränke aller Art aufs äuſſerſte getrieben, reſignirte er im Jahr 1791 ſeinen Poſten als General-Commandant; allein ſeinem Patriotismus getreu, dem er ſchon ſo viel aufgeopfert, ließ er ſich noch am nämlichen Tage als gemeiner Soldat bey der Nationalgarde einzeichnen. Nur das unabläſſige Bitten der ganzen Pariſer National-Armee überwand ſeinen Entſchluß. Die Ränke gegen ihn wurden nun verdoppelt. So aber wie der Körper des Achill blieb der Character des la Fayette unverwundbar. Alle Pfeile prallten von einem Mann ab, der ſo ſtark wie wenige Menſchen ſeines Jahrhunderts mit Ehre und Tugend gepanzert war.

Dieſer Umſtand und alle mißlungenen Anſchläge ermüdeten die ariſtocratiſchen Gegner, nicht aber die wüthenden Democraten, die endlich einen hölliſchen Plan erdachten. Sie ließen von einem gedungenen Pöbel unter dem Vorwand, den König abzuſetzen, (es war noch vor ſeiner mißlungenen Flucht) einen großen Tumult erregen; der Altar des Vaterlandes wurde gewaltſam in Beſitz genommen; alles Bitten und alle Vorſtellungen wurden verſpottet, die anrückenden National-Garden mit Steinen begrüßt, mehrere Soldaten verwundet, und nun mußte der bedrängte la Fayette, dem die Wehmuth Thränen auspreßte, Feuer geben laſſen, wodurch einige Tumultuanten um-

Digitized by Google

kamen. Einige meiner Freunde, die damals nahe um ſeine Perſon waren, haben dieſe Thränen des tiefſten Schmerzes flieſſen, ſehen. Jetzt wurde er von den Jacobinern als ein Mörder ſeiner Mitbürger verſchrien, und da er ein Verwandter des Bouille war, ſo mußte auch dieſer Umſtand dienen, ihn mit jenem wahrhaft verabſcheuungswürdigen Verräther in eine Claſſe zu ſetzen, und ihm ſchwarze Complotte anzudichten. Dennoch würkten dieſe Beſchuldigungen nur noch ſehr wenig, oder eigentlich gar nicht aufs Volk; deſto tiefern Eindruck aber machten ſie auf das Gemüth des groſſen Mannes. Nur allein das Bewußtſeyn der Reinigkeit ſeiner Abſichten, die groſſe Sache ſeines Vaterlandes, der Beyfall der edelſten Menſchen, und die fortdauernde unbegränzte Verehrung des Volks vermochten ihn, allen angewandten Bemühungen ſeiner Feinde zu trotzen, die ihm ſeine Popularität nicht verzeihen konnten. Ein auffallender Beweis dieſer Popularität war, daß am Ende des Jahres 1791 nur ſehr wenig Stimmen fehlten, ſo hätte der abweſende und damals nichts als Ruhe wünſchende la Fayette bey der Wahl eines Maire von Paris über ſeinen Mitcandidaten, den in der Hauptſtadt anweſenden, raſtlos ſich bewerbenden und von der ganzen Jacobinermacht unterſtützten Petion den Sieg davon getragen; ein Sieg, der das Schickſal Frankreichs entſchied, da ohne denſelben die ſchrecklichen Pariſer Begebenheiten des Jahres 1792 ſo wenig als der Königsmord nicht geſchehn wären, nicht geſchehn konnten; den ſeine Anweſenheit in Paris, oder auch nur die geringſte Bewerbung zu ſeinem Vortheil unfehlbar entſchieden hätte, und der jetzt ſeinem ehrſüchtigen Gegner zum Looſe fiel; ein Sieg, der bloß durch die Nachläßigkeit mehrerer tauſend an la Fayette hängender Wahlbürger veranlaßt wurde, die, durch ſeine gänzliche Unthätigkeit und Sorgloſigkeit bey der Wahl irre gemacht, ſich nicht zum Stimmen eingeſtellt hatten.

Es ſchien, als ob die Häupter der Jacobiner, als die eigentlichen Gegner des la Fayette, nunmehr verzweifelten, ihn zu Boden reiſſen zu können, da ſie nun aber dieſen mit der Volksliebe zu ſehr begabten Mann zu ihren Abſichten durchaus nöthig glaubten, ſo blieb kein Mittel unverſucht, ihn zu gewinnen; und noch im März 1792, als er auf kurze Zeit nach Paris kam, wurde deshalb ein neuer Verſuch gemacht. Laute Verachtung war die moraliſch preißwürdige, vielleicht aber unpolitiſche Antwort eines Mannes, der, von allen Augen beobachtet, auf einer dornichten Laufbahn nie anders als nach den Grundſätzen der Rechtſchaffenheit und Tugend gehandelt hatte und auch ſo forthandeln wollte; und nun reiſte er nach Metz, um das Commando ſeiner Armee zu übernehmen.

Von dieſem Augenblicke an war ſein Untergang unwiderruflich beſchloſſen. Kein Sitzungstag verging im Jacobinerclub zu Paris, wo nicht von den Demagogen Robespierre, Marat, Carra, Collot, Briſſot, Merlin, Chabot, Duhem, Thuriot und andern verworfenen Menſchen dieſer Race laute Verwünſchungen gegen ihn ausgeſtoßen, und er, der offene, freymüthige la Fayette, als der treuloſeſte aller Verräther, und als das gröſte Ungeheuer auf Erden aufgeſtellt wurde. Der Scheingrund dazu war der, daß er bey ſeiner Anweſenheit in Paris aus Wohlſtand mehreremale im Pallaſt der Thuillerien geweſen, und der König, der ihn hochachtete, und hochhalten mußte, ihm eben keine Beweiſe des Haſſes gegeben hatte. Nunmehr fingen auch die Jacobiniſchen Mitglieder in der National-Verſammlung an, la Fayette zu verläumden; ein gleiches geſchah in den Verſammlungen der Municipalität und der Sectionen, ohne jedoch die geringſten Beweiſe anzuführen; auch thaten es die hoſenloſen Zeitungsſchreiber: ſelbſt der Jacobiner Condorcet, der die Societät fürchtete, ſchämte ſich nicht, auch in dieſen Ton mit einzuſtimmen. Hiezu kamen noch die Beredſamkeit der Straſſenredner, die Adreſſen ans Volk, und die Gaſſenlieder.

La Fayette achtete alles dieſes nicht; allein nun nahmen die Jacobiniſchen Miniſter das Staatsruder in die Hand, und jetzt fing ſein Unglück an. Er erhielt Befehl zum Aufbruch, und ſeiner Armee fehlte alles; ſie hatte kein Brod, keine Fourage, kein Pulver, keine Pferde; weder die Gewehre noch die Kanonen waren in hinreichender Anzahl vorhanden; ja nicht einmal Schuhe hatten die Soldaten, und der Krieg fing erſt an. Der Feldherr überwand jedoch anfangs alle dieſe unüberſteigbar ſcheinenden Schwierigkeiten, ſetzte ſich in Marſch und betrat das feindliche Land. Der Mangel wurde immer gröſſer und immer fühlbarer und die Kriegsminiſter, ſowohl Graves als ſein Nachfolger Servan, beyde eifrige Glieder des hoſenloſen Bundes, hatten nicht den mindeſten Willen, ſeinen Bedürfniſſen abzuhelfen, damit die Jacobiner in der National-Verſammlung deſto leichter ihn einer abſichtsvollen Unthätigkeit und boshaften Verrätherey anklagen konnten. In dieſer ſchrecklichen Lage ſchickte la Fayette ſeinen Adjutanten la Colombe nach Paris, um von den Machthabern das der Armee Nöthige als eine Gunſt zu erflehen; allein dieſer Adjutant erhielt kein Gehör. Ich befand mich mit ihm in Geſellſchaft wo er das grauſame Schickſal ſeines Generals bejammerte, und anführte, daß la Fayette jetzt keinen andern Wunſch hätte, als durch eine feindliche Kugel nur bald ſein Leben zu endigen.

Das Geſchrey über ſeine ſogenannte treuloſe Unthätigkeit wurde immer gröſſer, und doch vermochten ſeine Gegner damals noch nicht durchzudringen, als dieſe, unterſtützt von den beyden vornehmſten Pariſer Magiſtrats-Perſonen, Petion und Manuel, im Monat May, die Büſte des la Fayette aus dem Rathsſaal wegſchaffen wollten. Petion hatte dabey allen ſeinen Credit aufgeboten, und Manuel alle ſeine Intriguen zu Hülfe gerufen, aber zu ihrer Kränkung vergebens. Noch ſiegte die Tugend. Bald nachher ereigneten ſich die Scenen am 20. Juny, die bekanntlich den Feldherrn bewogen, ſeine ohnehin zur Unthätigkeit beſtimmte Armee auf wenige Tage zu verlaſſen, und vor den Schranken der National-Verſammlung über die Jacobiner und ihre böſen Entwürfe laute Klagen zu führen. Wie groß mußte das Bewußtſeyn, tadelfrey gehandelt zu haben, bey dieſem Manne ſeyn, der es wagte, mitten unter ſeinen mit aller Macht bewaffneten Feinden zu erſcheinen, und auf ſeine Unſchuld zu trotzen? Er gieng aus der National-Verſammlung ganz allein, ohne alle Begleitung durchs Volk nach den Thuillerien, um den König, als das conſtitutionsmäßige Oberhaupt des Reichs, in ſeinem leidenden Zuſtande zu tröſten. Höchſtwahrſcheinlich hielt er den Monarchen für patriotiſch gutgeſinnt, und glaubte noch nicht an die hernach bekannt gewordenen, und wahrlich übelausgeſonnenen Machinationen des Hofes; wenigſtens konnte er demſelben nicht die Schuld der Unthätigkeit und des bey allen Armeen herrſchenden groſſen Mangels geben, da die volle Macht, dieſe Hinderniſſe zu heben, ganz allein von den Jacobiniſchen Miniſtern abhing.

Man bittet die Leſer, auf dieſen höchſtwichtigen Umſtand wohl zu achten, der, unterſtützt von den bekannteſten Thatſachen, der allgemeinen Behauptung geradezu widerſpricht, als wäre zur beſſern Führung des Kriegs die Regierungsänderung eine abſolute Nothwendigkeit geweſen.

„Warum thaten denn die mit aller Gewalt, ſo wie mit Anweiſungen auf die Schatzkammer reichlich verſehenen, und mit dem Zutrauen der National-Verſammlung begabten Miniſter in Zeit von viertehalb Monaten, von der Mitte des März bis Ende des Juny, nichts, gar nichts?“

„Warum wurde dem Mangel an allen Feldbedürfniſſen weder bey la Fayettes, noch bey Luckners Armee in dieſer langen Zeit nicht abgeholfen?“

Auch die Arme des Rochambeau hatte Mangel an allem, und da dieſer Feldherr vor ſeinen unwürdigen Gegnern nicht kriechen wollte, ſo wurde er mit proſcribirt, und durch die empfindlichſten Kränkungen gezwungen, ſeinen Poſten zu reſigniren. Luckner verſuchte ſich leidend zu verhalten; die Klagen über den Mangel bey ſeiner Armee waren gemäßigt, ſo groß auch ſein Verdruß über den ſchlechten Zuſtand ſeines Heeres und die dadurch erzeugte Unthätigkeit war. Die böſen Abſichten des Hofes hielten doch die Miniſter nicht ab, das Nöthige anzuſchaffen und transportiren zu laſſen? Nichts aber von allen dieſen ſo unumgänglich nöthigen Maaßregeln geſchahe; denn es war der tiefgelegte Plan der Republikluſtigen Demagogen, ſelbſt bey dem gefahrdrohenden Anzuge der deutſchen Heere, dieſe Unthätigkeit allenthalben zu unterhalten, um deſto leichter, deſto überzeugender und lauter über die Verrätherey der Feldherrn zu ſchreyen, la Fayette und andere Jacobiniſche Feinde, deren Widerſetzung man fürchten mußte, aufopfern, und hernach die Conſtitution vernichten zu können. Hier war der Proſpect der Ausführung von Lieblings-Entwürfen und die Süßigkeit der Rache mächtig vereinigt. Dieſer Zweck wurde auch vollkommen erreicht.

La Fayette, mit allem Nöthigen ausgerüſtet, wäre an der Spitze der Freyheits-Soldaten der fürchterlichſte Feind für Deutſchlands Beherrſcher geweſen. Es waren von ihm keine dictatoriſche Freyheits-Vorſchriften in Belgien, keine Stiftungen von ausländiſchen Clubs, keine politiſche Nothzüchtigungen, keine gewaltſame Aufpflanzung von Freyheits-Bäumen, keine beleidigende Großſprechereyen, keine Brandſchatzungen freundſchaftlicher Städte zu erwarten; wohl aber ein Verfahren, das, von anſchaulichen Dingen begleitet, den Verſtand beſiegt, und die Herzen denkender und undenkender Menſchen unwiderſtehlich bezwungen haben würde.

Und dieſer Mann wurde des Hochverraths beſchuldigt? Das heißt: Ein exempláriſch tugendhafter, höchſt uneigennütziger, genügſamer und bis zum Romanhaften edelmüthiger Mann wäre auf einmal ein Böſewicht geworden; ein nach wahrer Ehre ringender, und ihr allein huldigender Mann hätte alle ſeine Grundſätze verläugnet, alle ſeine in zwey Welttheilen erworbenen Lorbeern befleckt, um ein Verbrecher zu werden; um die ſchwerſte aller nur denkbaren Unternehmungen auszuführen: den Ariſtocratismus in Frankreich wieder herzuſtellen, als worauf es eigentlich angeſehn war. Und ſein groſſes Ziel, wenn das un-

Digitized by Google

möglich ſcheinende wirklich glückte? Ein Hofmann zu werden, oder ein Satrape einer Provinz; vorausgeſetzt, daß man bey Hofe ſein erſtes freyheitsathmendes Betragen großmüthig vergeſſen hätte.

Und welche Beweiſe hat man, um dieſe ſo boshafte als unſinnige Beſchuldigung zu belegen? Keine, gar keine! Es wurden weder bey der Plünderung der Thuillerien am 10. Auguſt, wo man ſo viele Papiere fand, noch bey dem ſo ſeltſam zurückgelaſſenen Briefſchatz in Verdun, noch in dem berüchtigten Wandloch des königlichen Schloſſes von la Fayette auch nicht das geringſte Blatt, noch überhaupt irgend ein Brief entdeckt, der auf geheime Abſichten dieſes Feldherrn angeſpielt hätte. Auch nicht die entfernteſte Spur zeigte ſich davon. Zwar ſprachen Chabot, Merlin, Robespierre und andere Böſewichter dieſes Gelichters oft im National-Convent von aufgefundenen Briefen dieſes Generals; nie aber wurde bis zum heutigen Tage (den 24. Januar 1793) kein einziger vorgezeigt, ja nicht einmal der Inhalt eines ſolchen Briefes berührt, um durch die Entlarvung des ſogenannten Verräthers la Fayette, ſo vielen einſichtsvollen, edeldenkenden Menſchen, die ihn ſeit vier Jahren einſtimmig lobgeprieſen hatten, Hohn zu ſprechen und Lügen zu ſtrafen. Es war, ſonderbar genug! ein Verräther da, aber keine Verrätherey.

Der Untergang dieſes Feldherrn war ganz unvermeidlich, ſobald am 10. Auguſt viele ſeiner angeſehenſten Freunde, worunter ſich die preißwürdigen Männer la Rochefoucault und du Port du Tertre befanden, gemordet wurden, als ſeine erbitterten Feinde die würdigſten Patrioten, an deren Spitze der edle Vaublanc ſtand, aus der National-Verſammlung gedrängt hatten, und das wahrhaft reſpectable Departement von Paris aufgehoben und an deren Stelle eine Anzahl Lotterbuben, die Commune genannt, gekommen war. Die ſchimpfliche Zurückberufung des la Fayette war eine der erſten Handlungen der neuen Machthaber. Commiſſarien waren unterweges; die benachbarten Departements unſchlüſſig; ſeine Truppen betäubt. Wie konnte ein Mann von dem Character des la Fayette bey einer ſolchen Gelegenheit eine niedrige Unterwerfung gegen unwürdige Geſetzgeber zeigen? Er äußerte natürlich eine Art von Widerſtand, die keine Folgen hatte, aber völlig hinreichend ſchien, ihn jetzt als einen unbezweifelten Verräther vogelfrey zu erklären; und nun blieb ihm bei einem längern Verweilen in ſeinem Vaterlande kein andrer Proſpect übrig, als unter den Händen des Scharfrichters, oder von der Fauſt eines Meuchelmörders zu fallen. Alle Beſtandtheile ſeines Characters geben den großen moraliſchen Beweis, daß er, um die Sache der Freyheit, für die er ſo lange geſtritten hatte, zu befördern, den Tod nicht vermieden haben würde; allein dieſer mit allen nur denkbaren Schandzeichen verbundene Tod konnte ſeinem Vaterlande nichts nützen; im Gegentheil war es Pflicht, zu deſſen Dienſt in künftigen minder unglücklichen Zeiten ſein Leben aufzubehalten. Nur allein durch eine ſchleunige Entfernung konnte er den Triumph ſeiner Feinde vereiteln, und dies beſtimmte ſeinen Entſchluß. Er wollte nach Holland gehn, als er den Oeſterreichiſchen Truppen in die Hände fiel, die ihn den Preuſſen übergaben; und nun wurde ihm, nicht als ein Kriegsgefangener, denn er hatte den feindlichen Dienſt verlaſſen; nicht als ein fremder Staatsverbrecher, denn die neue franzöſiſche Regierung war nicht anerkannt, aus unbekannten, muthmaßlich ſehr weiſen Abſichten ein Preußiſches Gefängniß zum Looſe; eine Lage, die er wohl nicht ahnete, als er an der Seite des großen Friedrichs, und von ihm vorzüglich begünſtigt, der letzten Muſterung dieſes unſterblichen Monarchen beywohnte.

Johann Christoph Anton Freiherr von Aretin

ward am 12. December 1773 zu München geboren, zeichnete ſich ſchon früh durch Wiſſen und Talent aus und ward bereits 1793 kurfürſtlicher Hofrath daſelbſt, 1799 Generallandesdirectionsrath, 1804 Oberhofbibliothekar und Vicepräſident der Akademie der Wiſſenſchaften. Seine heftigen Zänkereien und Händel wurden jedoch die Urſache, daß er 1811 München verlaſſen und ſich als Director des Appellationsgerichts, deſſen Vicepräſident er 1813 wurde, nach Neuburg begeben mußte. 1819 kehrte er als Landtagsdeputirter nach München zurück und ging von hier als Präſident des Appellationsgerichtes nach Amberg im Rezatkreiſe, wo er am 24. December 1824 ſtarb.

Seine eigenen Schriften ſind:

Zwei Kantaten. München, 1795.
Literatur der baieriſchen Geſchichte. München, 1800.
Von den älteſten Denkmälern der Buchdruckerkunſt in Baiern. München, 1801.
Die Ausſprüche der Minnegerichte. München, 1803.
Die älteſte Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen. München, 1803.
Geſchichte der Juden in Baiern. Landshut, 1803.
Beiträge zur Geſchichte und Literatur. München, 1803—1805.
Mnemonik. Zw. A. Sulzbach, 1810.
Baieriſch-tyroliſche Denkwürdigkeiten. 2 Th. Münch. 1807.
Biographie Napoleon's. Wien, 1810.
Literariſches Handbuch für die baieriſche Geſchichte. München, 1810.
Nachrichten zur baieriſchen Geſchichte. München, 1812. 2 Thle.
Sachſen und Preußen. o. O. 1815.
Ludwig der Baier. Schauſpiel. München, 1820.

Herausgegeben wurde von ihm:

Aurora. München, 1804—6.
Literariſcher Anzeiger. 1806 fgde.
Politiſche Miscellen. 1805 fgde.
Allemannia. 1815, 16 u. ſ. w. u. ſ. w.

Als fleißiger Sammler und Forſcher beſonders auf dem Gebiete der Weltgeſchichte und der Geſchichte der Literatur verdient v. A. lebhafte Anerkennung. Seine Intoleranz gegen Andersdenkende und ſein heftiges gehäſſiges Weſen erwarben ihm jedoch viele Feinde und ſchadeten ſeinem Rufe ſehr. — Seine poetiſchen Leiſtungen erregten nie große Aufmerkſamkeit.

Bernhard Christoph d'Arien

ward am 20. Juli 1754 zu Hamburg geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem hamburgiſchen Johanneum, ſtudirte dann die Rechte in Leipzig, wo er ſich 1778 die juriſtiſche Doctorwürde erwarb, und brachte ſein übriges Leben in ſeiner Vaterſtadt als Rechtsanwald zu. Er ſtarb daſelbſt im Jahre 1794.

Seine ſchriftſtelleriſche Muße war hauptſächlich dem Theater gewidmet, und er erfreute ſich ſeiner Zeit nicht geringen Beifalls bei der Menge; da er aber zu raſch und flüchtig arbeitete, ſo wurden ſeine Leiſtungen, denen ein höherer poetiſcher Werth gänzlich abging, ſehr bald wieder vergeſſen, und ſein Name lebte nur noch in literärhiſtoriſchen Werken. Zu ſeinen vorzüglichſten dramatiſchen Arbeiten, welche faſt alle einzeln gedruckt erſchienen, gehören:

Claus Storzebecher, ein vaterländiſches Trauerſpiel. Hamburg, 1783.
Schauſpiele von D. B. C. d'Arien. Hamburg, 1783. u. ſ. w.

Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften findet ſich in Meuſel's gelehrtem Deutſchland. 5. Ausg. Bd. 1. S. 89. B. 9. S. 83.

Digitized by Google

Ernst Moritz Arndt

ward am 26. December 1769 zu Schoritz auf der Inſel Rügen geboren, machte, nachdem er ſeine Studien geendet, eine größere Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien und ward darauf im Jahre 1803 Adjunct, 1806 aber außerordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät an der Univerſität zu Greifswalde. Früher Napoleon's Lobredner, ſah er bald, welche Knechtſchaft durch ihn dem deutſchen Lande drohe, und trat nun ſo entſchieden, kräftig und kühn gegen denſelben auf, daß er ſich 1808 genöthigt ſah, um ſich vor den Verfolgungen zu retten, ſein Heil in einer Flucht nach Schweden zu ſuchen. Zur Zeit des Völkerkrieges kehrte er zurück und trug nicht wenig durch ſeine Schriften wie durch ſein eigenes Beiſpiel dazu bei, die Deutſchen zum Kampfe zu entflammen. 1818 ward er ordentlicher Profeſſor der Geſchichte in Bonn, ſah ſich jedoch kurz darauf in demagogiſche Unterſuchungen verwickelt, welche ihm die Lehrfreiheit raubten. — Er ward indeſſen freigeſprochen.

Außer vielen politiſchen und patriotiſchen Flugſchriften, welche A. während des Befreiungskrieges gleichſam als Boten der Freiheit unter das Volk ſendete, lieferte er:

Reiſe durch einen Theil Deutſchlands, Italiens und Frankreichs. Leipzig, 1800 ff. 6 Thle.
Ueber die Freiheit der alten Republiken. Greifswalde, 1800.
Germanien und Europa. Altona, 1803.
Gedichte. Roſtock, 1804. N. A. Frankf. 1818.
Der Storch und ſeine Familie. Trag. Greifswalde, 1804. N. A. 1815.
Fragmente über Menſchenbildung. Alt. 1805—19. 3 Thle.
Ideen über die höchſte hiſtoriſche Anſicht der Sprache. Roſtock, 1805.
Reiſe durch Schweden. Berlin, 1806. 4 Thle.
Geiſt der Zeit. 1806—1818. 4 Thle.
Briefe an Freunde. Alt. 1810.
Einleitung zu hiſtoriſchen Characterſchilderungen. Berlin, 1810.
Glocke der Stunde. Königsberg, 1812.
Hiſtoriſches Taſchenbuch für 1813 und 1814. S. Petersburg und Königsberg.
Ueber die Franzoſen und über uns. 1813. 1814.
Lieder für Deutſche. 1813.
Anſichten und Ausſichten der deutſchen Geſchichte. Leipzig, 1814.
Kriegslieder und Wehrlieder. Frankfurt, 1815.
Der Wächter. Köln, 1815. 3 Thle.
Mährchen und Jugenderinnerungen. Berl. 1818.
Erinnerungen aus Schweden. Berlin, 1819.
Nebenſtunden. Leipzig, 1826.
Chriſtliches und Türkiſches. Stuttgart, 1828.
Die Frage über die Niederlande und die Rheinlande. Leipzig, 1831.
Mehrere Ueberſchriften u. ſ. w. Leipzig, 1831 u. ſ. w. u. ſ. w.

Wir wüßten nicht leicht einen Mann zu nennen, der mehr die Achtung und Verehrung ſeiner Landsleute verdiente, als Ernſt Moritz Arndt, obwohl ihm ſeine Gegner vorwerfen, er ſei in den letzten Jahren nicht mit der Zeit fortgeſchritten. In ſeinen Reiſen und wiſſenſchaftlichen Werken zeigt ſich die höchſte Wahrheitsliebe und Treue, verbunden mit Scharfblick, Klarheit, ausgebreiteter Kenntniß, Lebenserfahrung und tiefer Bildung, geſchmückt durch die edelſte und kräftigſte Sprache. Seine Feder war in jenen Zeiten des wogenden Kampfes ein ſcharfes, zweiſchneidiges Schwert; ſeine ſiegverkündenden, glühenden Lieder haben manches deutſche Herz zu freudiger, heldenmüthiger That begeiſtert, und A. iſt einer von den wenigen Schriftſtellern, die ſich ſtets treu geblieben ſind in ihrem ernſten und heiligen Beſtreben für das Gute, Wahre und Große. Sein Geiſt der Zeit, ein Meiſterwerk, erregte bei ſeinem Erſcheinen ungeheures Aufſehn.

In Arndt's dichteriſchen Werken findet ſich die zarteſte Innigkeit mit der reichſten Phantaſie, dem wärmſten und reinſten Gefühle für die edelſten Intereſſen der Menſchen, kindlicher Einfachheit und einer ſchönen und ernſten Sprache verſchwiſtert. — Wenn wir einige ſeiner früheſten Lieder und aus ſeinen proſaiſchen Leiſtungen nur ein trauliches Mährchen mittheilen, ſo geſchieht das, um etwas allgemein Anſprechendes zu geben. — Seine patriotiſchen Dichtungen leben im Munde des Volkes; ſeine wiſſenſchaftlichen und politiſchen Schriften ſind nicht Allen zugänglich und verſtändlich; in die Unſchuld der Kinderjahre wird ſich aber Jeder gern durch dieſen echt deutſchen Mann zurückgeführt ſehn. — Wer mehr von ihm zu leſen wünſcht, wird es auch zu finden wiſſen. —

Lebenslied.

Steh und falle mit eignem Kopfe!
Thu' das Deine und thu' es friſch!
Beſſer ſtolz an dem irdnen Topfe,
Als demüthig am goldnen Tiſch.
Höhe hat Tiefe,
Weltmeer hat Riffe,
Gold hat Kummer und Schlangengeziſch.

Bau Dein Neſt, weil der Frühling währet,
Luſtig bau's in die Welt hinein!
Hell der Himmel ſich droben kläret,
Drunten duften die Blümelein.
Wagen gewinnet,
Schwäche zerrinnet,
Wage! dulde! die Welt iſt Dein.

Steh nicht horchend, was Narren ſprechen;
Jedem blüht aus der Bruſt ſein Stern.
Schickſal webet an ſtyg'ſchen Bächen,
Feigen webet es ſchrecklich fern.
Steige hinnieder!
Faſſe die Hyder!
Starken folget das Starke gern.

Wechſelnd geht unter Leid und Freuden
Nicht mitfühlend der ſchnelle Tag.
Jeder ſuche zum Kranz beſcheiden,
Was von Blumen er finden mag.
Jugend verblühet,
Freude entfliehet:
Lebe! halte! doch lauf nicht nach.

Des Knaben Segen.

Wir haben den Knaben ins Gras gelegt.
Wie der Schelm ſich luſtig bewegt!
Wie er ſtrebet mit Händen und Füßen!
Will mit Gewalt hinein in den ſüßen
Taumel, der um ihn ſummt und ſchwirrt.
Wie ihm das Auge lebendig wird!
Läßt es in der Entzückung ſchweifen
In des Lichts unermeßlichem Blau;
Möchte alles ſo gern genau
Mit den Fingern und Augen greifen,
Möchte in das fröhliche Leben
Mit den Schwalben und Bienen ſchweben,
Möchte ſich ſtürzen nimmerſatt
In der Welten unendliches Bad. —

Kleiner Unſchuldiger, halte ſtill!
Dein Geſchlecht kann nicht, was es will.
Ach! wie ſchimmert Dir, ſüßer Knabe,
In dem Blick die gefährliche Gabe,
Alles zu faſſen mit inniger Luſt,
Alles zu ziehen in die Bruſt!
Wirſt den unendlichen Durſt nicht ſtillen,
Wirſt die unendliche Bruſt nicht füllen.

Digitized by Google

Spiele denn die fröhliche Zeit,
Ehe der Lenz mit den Blumen verſchneit,
Ehe die ſüße Nachtigall ſchweigt
Und der Sommer mit Wettern zeucht.
O wie wird's dann dem Buſen enge!
Wie iſt auf dem Wege ſo heiß das Gedränge!
Ein ewig Fluchen und Stoßen und Treiben —
Kannſt nicht fliehen und kannſt nicht bleiben,
Darfſt nicht lieben und ſollſt nicht haſſen:
Wo ſoll das geängſtete Herz ſich laſſen?
Flehend ſuchet das Aug' umher,
Wie der Wehrloſe nach dem Speer:
Sehnſt Dich hinaus aus dem wilden Getümmel
Unter der Kindheit freundlichen Himmel,
Zu dem Steckenpferde, zum Ball;
Wünſcheſt, daß in der ſchönen Erde,
Ferne von Sonne und Vogelſchall,
Dir die Ruhe gegraben werde.

Wir haben den Knaben geſetzt auf die Bühne,
Worauf er künftig ſpielen ſoll.
Es gehe dem Unſchuldigen wohl!
Wir vertrauen ihn Dir, Erde, Du grüne!
Dir, leuchtender Himmel! liebevoll.
Wollet ihm kindlich das Herz bewahren
In der Verſchuldung böſen Jahren!
Wollet ihn machen liebereich!
So bleibt das Herz ihm fromm und weich.
Großes Schickſal, das mächtig waltet
Und das Leben verborgen geſtaltet,
Nimm die lächelnde Unſchuld hin!
Geſund iſt ſein Leib, geſund ſein Sinn,
Iſt in ſüßer Liebe gebohren:
Laß ihn freundlich führen die Horen.

Wir haben zu den Göttern gebetet,
Drum leiſe um das Kindlein tretet.
Er iſt von Himmel und Erde geſegnet,
Vom Schickſal, das uns ſtill begegnet.
Drum weicher, als des Kranken Kiſſen,
Sei um die Kindheit das Gewiſſen.
Sie gleichet wohl dem ſüßen Mai,
Liebt ſüße Geſänge, doch kein Geſchrei,
Mag ſtill ſchauend in Blumen liegen
Und läßt ſich ſpielend in Schlummer wiegen.

Der Knabe und die Jungfrau.

Der Knabe ſprach zur Jungfrau ſchön
Nach ſüßem Liebesſcherz:
„Horch! ſchon die Morgenlüfte wehn,
Süß Lieb', ich muß von hinnen gehn;
Leb wohl, Du trautes Herz!"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Iſt Dir das Bleiben Müh?
Noch ſtreifet nicht den Oſt der Tag,
Noch rufet nicht der Finkenſchlag;
Was eileſt Du ſo früh?"

Die Jungfrau zu dem Knaben ſprach:
„Wird Dir die Luſt ſchon alt?
Wie oft Dein Herz an meinem lag,
Wann ſchon mit Licht der rothe Tag
Guckt' in den grünen Wald?"

„Ach! Jungfrau! ſüße Jungfrau ſchön!
Die liebe Mutter ſchilt:
Was thuſt Du, Knabe, früh aufſtehn?
Sieh! Deine Wangen Dir vergehn;
Siehſt wie ein Jammerbild.

Ach! Jungfrau! ſüße Jungfrau ſchön!
Der Tag iſt heiß und lang
Und keinen Schlaf die Augen ſehn;
Ich muß des Vaters Schwade mähn,
Er hat mirs keinen Dank.

Zwar ſüß iſt Schlaf im Sternenſchein
Hier in dem grünen Wald,
Wann küſſet mich Dein Mündlein fein,
Wann mir Dein Brüſtlein weiß und rein
Wie Schnee entgegen wallt.

Doch ſüßer wär' es tauſendmal
Im eignen Kämmerlein,
In ſtiller Nacht, bei'm Sonnenſtrahl,
Du meine Braut, ich Dein Gemahl,
Uns ſüßer Luſt zu freu'n."

„Willſt Du im eignen Kämmerlein
Nun ſchlafen gern bei mir,
So ſoll noch heute Hochzeit ſeyn,
So lieg ich in dem grünen Hain
Das letzte Mal bei Dir."

„Mein Kind, wie kann die Hochzeit ſeyn?
Wir ſind ja nicht bereit.
Wie laden wir die Gäſte ein?
Wo nehmen wir den Hochzeitwein?
Und wo Dein Ehrenkleid?"

„Die Gäſte längſt geladen ſind
Und zu dem Tanz bereit;
Der Wein in allen Quellen rinnt,
Und was die kluge Spinne ſpinnt,
Das wird mein Ehrenkleid."

„Mein Kind, wie ſchmückeſt du Dein Haar?
Wo iſt der goldne Ring,
Den mir und Dir am Traualtar
Der Pfarrer ſegnend reichet dar?
Wo iſt er, liebes Ding?"

„Die Perlen blitzend für mein Haar
Auf allen Blumen ſtehn;
Den goldnen Ring zum Traualtar
Ich flecht' aus meinem goldnen Haar —
So macht die Braut ſich ſchön."

„Mein Kind, wo ſind zum Hochzeitball
Die Spieler mit dem Spiel?"
„Die Spieler ſind die Vögel all,
Die Droſſel und die Nachtigall,
Sie können ſchönes Spiel."

„Mein Kind, wo nimmſt Du Lampen her,
Zu leuchten in der Nacht?"
„An Lampen fehlt mir's nimmermehr,
Der Mond und aller Sterne Heer,
Sie leuchten in der Nacht."

„Wo wohnt Dein Vater, Jungfrau ſchön?
Wo iſt der Hochzeitſaal?"
„Tief, tief, wo keine Winde wehn,
Mußt du mit mir hinuntergehn,
Da iſt der Hochzeitſaal."

„Iſt ſchon geſchmückt Dein Kämmerlein?
Gemacht Dein Hochzeitbett?"
„Geſchmückt iſt ſchon das Kämmerlein
Mit Silber und mit Muſcheln fein,
Gemacht das Hochzeitbett."

„O Jungfrau! ſüße Jungfrau mein!
So nimm mich hin mit Dir!
Wie ſchön muß da zu wohnen ſeyn!
Wie ſüß in Deinem Aermelein
Zu ſchlafen für und für!"

Und freundlich ſpringt die Jungfrau auf —
„Komm, Knabe! komm zum Glück!"
Sie führt ihn an des Stromes Lauf,
Es thun ſich weit die Wellen auf —
Er kommt nicht mehr zurück.

Dem General Freiherrn Wilhelm von Dörnberg

zu ſeiner Schwerdtjubelfeier den 2. Feb. 1832.

Auf, Freunde, friſch zu Luſt und Wein,
Den blinkenden, den brauſenden!
Denn eine Wonne ſoll es ſeyn
Der klingenden, der ſauſenden:
Der fünfzig Jahr im Dunkeln lag,
Heut tragt den Kellergeiſt ans Licht!
Er war geſpart für ſolchen Tag,
Und beßre Tage findt er nicht.

Digitized by Google

Die ſchönſte Hochzeit feiern wir,
Die golden iſt und ſtählern iſt,
Und einen Ruhm begrüßen wir,
Der reich an Ehrenmälern iſt:
Vor fünfzig Jahren hat das Schwerdt
Dem Wilhelm Dörnberg ſich vermält,
In Glück und Unglück treu bewährt,
Hat's nie dem deutſchen Streit gefehlt.

O glücklich Schwerdt! kein Herz voll Tand
Riß dich zum wilden Morden hin,
Dich trieb kein Etzel Zwingeland
Mit feilen wüſten Horden hin;
Du warſt ein Strahl in guter Hand,
Der nur auf ſchuld'ge Köpfe fuhr,
Du blitzteſt nur fürs Vaterland,
Und ſchlugſt für deutſche Freiheit nur.

Ha Waterloo und Lüneburg!
Das war ein Sieg, das war ein Glanz.
Wie riß ſich da der Kühne durch
Zum Lorbeerkranz, zum Eichenkranz!
Hie Deutſchland! dieſe Loſung rief
Der edle Zorn von Schaar zu Schaar,
Und Wälſchlands Banner ſanken tief
Und himm'lan flog der deutſche Aar.

O edles Schwerdt! o edler Mann!
Wer wüßte reinern Ehrenſchein
Als Stahl, wovon kein Tropfen rann
Des Blutes grimmer Zährenpein,
Vergoſſen für Tyrannenwuth,
Für Sklaverei, für Meuchelei?
Dafür war dieſer Mann zu gut,
Davon blieb dieſer Degen frei.

Klingt nun den letzten hellſten Klang
Dem grauen Ruhm beim grauen Wein —
So muß der Bräutigamsempfang
In ächten deutſchen Gauen ſeyn —
Klingt: Jeder Dörnbergsenkel ſei
Nie ehrenbleich vor dieſem Schwerdt,
Sey gleich dem Ahn ſtark, fromm und frei,
Und Deutſchlands grünſter Kränze werth!

Rückblick.

Und haben wir das all durchlebt,
Durchwunden und durchrungen,
So dicht verworren und verwebt,
Mit Knoten viel durchſchlungen
Und Dorngeflechten ſcharf und ſpitz?
Sind wir durch Kunſt und Mutterwitz
Durch oder drüber geſprungen?

O nein! feſt ſteht das Weltgeſetz
Der alten ew'gen Dinge:
Wir ſind mit Hand und Fuß im Netz,
Mit Schnabel und mit Schwinge;
Und woll'n wir brechen aus der Pein,
Wir zerren feſter nur uns ein,
Und rollen im engeren Ringe.

Wild wälzt das Schickſalsrad im Saus
Die blutbeſprützten Speichen,
Daß ſtarke Männer drob von Graus
Im tiefſten Muth erbleichen;
Und ſperr'n ſie auch ſich kühn und ſtolz,
Sie ſtürzen hin wie morſches Holz,
Wann Sturmwind ſchüttelt die Eichen.

Und doch über all den Saus und Braus,
Ueber all die grauſen Sätze,
Schwingt oft das Herz ſich hoch hinaus
Und glaubt an keine Netze;
Es wieh'rt, ein edles Schlachtenroß,
Hinan zum goldnen Freiheitsſchloß,
Wie hartes Gebiß auch verletze.

So ſang der alte Lebensfürſt,
Und wie ein Held ſo ſtand er,
Er hatt' die volle Jagd durchbürſcht,
Und fragt ihr ihn: was fand er!
Er ſprach: „Wie blinde Heſſen drauf!
„Das Räthſel löſet keiner auf,
„Haut's durch wie Alexander."

Abentheuer des Johann Dietrich.

In Rambin lebte einſt ein Arbeitsmann, der hieß Jacob Dietrich, ein Mann, ſchlecht und recht und gottesfürchtig, und der auch eine gute und gottesfürchtige Frau hatte. Die beiden Eheleute beſaßen dort ein Häuschen und ein Gärtchen, und nährten ſich redlich von der Arbeit ihrer Hände; denn andere Künſte kannten ſie nicht. Sie hatte viele liebe Kinder, von welchen das jüngſte, Johann Dietrich genannt, ihnen faſt das liebſte war. Denn es war ein ſchöner, munterer Junge, aufgeweckt und quik, fleißig in der Schule und gehorſam zu Hauſe, und behielt alle Lehren und Geſchichten ſehr gut, welche die Aeltern ihm vorſagten. Auch von vielen andern Leuten lernte er, und hielt Jeden feſt, der Geſchichten wußte, und ließ ihn nicht eher los, als bis er ſie erzählt hatte.

Johann war acht Jahre alt geworden, und lebte den Sommer bei ſeines Vaters Bruder, der Bauer in Rodenkirchen war, und mußte, nebſt andern Knaben, Kühe hüten, die ſie in's Feld gegen die neun Berge hinaustrieben, wo damals noch viel mehr Wald war, als jetzt. Da war ein alter Kuhhirt aus Rodenkirchen, Klas Starkwolt genannt, der geſellte ſich oft zu den Knaben, und ſie trieben die Heerden zuſammen und ſetzten ſich hin und erzählten Geſchichten. Der alte Klas wußte viele, und erzählte ſie ſehr lebendig; er war bald Johann Dietrichs liebſter Freund. Beſonders aber wußte er viele Mährchen von den neun Bergen und von den Unterirdiſchen aus der allerfrüheſten Zeit, als die Rieſen im Lande untergegangen und die Kleinen in die Berge gekommen waren; und Johann hörte ſie immer mit dem innigſten Wohlgefallen, und plagte den alten Mann jeden Tag um neue Geſchichten, obgleich ihm dieſer das Herz ſo in Flammen ſetzte, daß er des Abends ſpät und des Morgens früh, wenn er hier zuweilen heraus mußte, mit ſauſendem Haar über das Feld hinſtrich, als hätte er alle Unterirdiſchen als Jäger hinter ſich gehabt, die ihn fangen wollten. Der kleine Johann Dietrich hatte ſich ſo vertieft und verliebt in dieſe Mährchen von den Unterirdiſchen, daß er nichts anderes ſah und hörte, von nichts anderem ſprach und fabelte, als von goldenen Bechern und Kronen, gläſernen Schuhen, Taſchen voll Ducaten, goldenen Ringen, diamantenen Kränzen, ſchneeweißen Bräuten und klingenden Hochzeiten. Wenn er nun ganz darin war, und in kindiſcher Freude aufjauchzte und umherſprang, dann pflegte der alte Starkwolt wohl den Kopf zu ſchütteln und ihm zuzurufen: „Johann! Johann! wo willſt du hin! Spaten und Senſe, — das ſind dein Scepter und deine Krone, und deine Braut wird ein Kränzel von Rosmarin und einen bunten Rock von Drell tragen." Johann ließ ſich das aber nicht anfechten, und träumte immer luſtig fort. Und obwohl er herzlich graulich war, und in der Dunkelheit um alles in der Welt nicht über den Kirchhof gegangen wäre, hatte er ſich das Leben da in dem Berge, und die Schätze und Herrlichkeiten darin doch ſo ausgemalt, daß ihn faſt gelüſtete, einmal hinabzuſteigen; denn der alte Klas hatte geſagt, wie man es anfangen müſſe, damit man da unten Herr werde, und nicht Diener, und damit ſie einen nicht fünfzig Jahre feſthalten und die Becher ſpülen und das Eſtrich kehren laſſen konnten. Wer nämlich ſo klug und ſo glücklich ſey, die Mütze eines Unterirdiſchen zu finden oder zu erhaſchen, der könne ſicher hinabſteigen, dem dürfen ſie nichts thun, noch befehlen, ſondern müſſen ihm dienen, wie er wolle, und derjenige Unterirdiſche, dem die Mütze gehört, müſſe ſein Diener ſeyn und ihm ſchaffen, was er wolle. Das hatte Johann ſich hinter's Ohr geſchrieben und ſeinen Theil dabei gedacht, ja er hatte wohl hinzugeſetzt, ſo etwas unterſtehe er ſich wohl auch zu wagen. Die Leute glaubten ihm das aber nicht, ſondern lachten ihn aus; und doch hat er es gethan, und ſie haben genug geweint, als er nicht wiedergekommen iſt.

Es war nun die Zeit des Johannisfeſtes, wo die Tage am längſten ſind und die Nächte am kürzeſten, und wo die Jahreszeit am ſchönſten iſt. Die Alten und die Kinder hatten die Feſttage fröhlich gelebt und geſpielt und allerlei Geſchichten erzählt; da konnte Johann ſich nicht länger halten, ſondern den Tag nach Johannis ſchlich er ſich heimlich weg, und als es dunkel ward, legte er ſich auf den Gipfel des höchſten der neun Berge hin, wo die Unterirdiſchen, wie Klas ihm erzählte, ihren vornehmſten Tanzplatz hatten. Und wahrlich, er legte ſich nicht ohne Angſt hin, und hätte er nicht einmal da gelegen, vielleicht wäre nimmer etwas daraus geworden; denn ſein Herz ſchlug ihm wie ein Hammer, und ſein Athem ging wie ein friſcher Wind. So lauſchte er in Furcht und Hoffnung von zehn Uhr Abends bis zwölf Uhr Mitternacht. Und als es Zwölf ſchlug, ſieh, da fing es an zu klingen und zu ſingen in den Bergen, und bald wispelte und lispelte und pfiff und ſäuſelte es um ihn her; denn die kleinen Leute dreheten ſich jetzt in Tänzen rund, und andere ſpielten und tummelten ſich im Mondſchein, und machten tauſend luſtige Schwänke und Poſſen.

Digitized by Google

Ihn überlief bei dieſem Gewiſpel und Geſäuſel ein geheimer Schauder — denn ſehen konnte er nichts von ihnen, da ihre Mützen, die ſie tragen, ſie unſichtbar machen — er aber lag ganz ſtill, das Geſicht in's Gras gedrückt und die Augen feſt zugeſchloſſen und leiſe ſchnarchend, als ſchlief er. Doch konnte er es nicht laſſen, zuweilen ein wenig umherzublinzeln, damit er etwa ſeinen Vortheil erſähe, einen der kleinen Leute finge und ein Herr würde, denn dazu hatte er ja große Luſt; aber wie ein heller Mondſchein es auch war, er konnte auch nicht das Geringſte von ihnen erblicken.

Und ſiehe, es währte nicht lange, ſo kamen drei der Unterirdiſchen daher geſprungen, wo er lag, gaben aber nicht Acht auf ihn, warfen ihre braunen Mützen in die Luft und fingen ſie einander ab. Da riß der Eine dem Andern in Schalkheit die Mütze aus der Hand und warf ſie weg. Und die Mütze flog dem Johann gerade auf den Kopf, und er fühlte ſie, griff zu, und richtete ſich ſogleich auf, und ließ Schlaf Schlaf ſeyn. Er ſchwang mit Freuden ſeine Mütze, daß das ſilberne Glöcklein daran klingelte, und ſetzte ſie ſich dann auf den Kopf, und — o Wunder! — in demſelben Augenblicke ſah er das zahlloſe und luſtige Gewimmel der kleine Leute, und ſie waren ihm nicht mehr unſichtbar. Die drei kleinen Männer kamen liſtig herbei, und wollten mit Behendigkeit die Mütze wiedergewinnen, er aber hielt ſeine Beute feſt, und ſie ſahen wohl, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts von ihm gewinnen würden; denn Johann war ein Rieſe gegen ſie an Größe und Stärke, und ſie reichten ihm kaum bis an's Knie. Da kam derjenige, dem die Mütze gehörte, und trat ganz demüthig vor den Finder hin, und bat flehentlich, als hänge ſein Leben daran, ihm die Mütze wiederzugeben. Johann aber antwortete ihm. „Nein, du kleiner ſchlauer Schelm, die Mütze bekommſt du nicht wieder, das iſt nichts, was man für ein Butterbrod weggiebt, ich wäre ſchlimm daran mit euch, wenn ich nichts von euch hätte, jetzt aber habt ihr kein Recht an mir, ſondern müßt mir, was ich nur will, zu Gefallen thun. Und ich will mit euch hinabfahren und ſehen, wie ihr es da unten treibt, du aber ſollſt mein Diener ſeyn, denn du mußt wohl. Das weiß ich ſo, als ihr, denn Klas Starkwolt hat mir es alles erzählt.“ Der kleine Menſch aber geberdete ſich, als ob er dieß alles nicht gehört, noch verſtanden hätte, er fing ſeine Quälerei und Winſelei und Plinſelei wieder von vorn an, klagte und jammerte und heulte erbärmlich um ſein verlornes Mützchen; aber als Johann ihm kurzweg ſagte: „Es bleibt dabei, du biſt der Diener, und will eine Fahrt mit euch machen,“ da fand er ſich endlich drein, zumal da auch die Andern ihm zuredeten, daß es ſo ſeyn müſſe. Johann aber warf ſeinen ſchlechten Hut nun weg, und ſetzte ſich die Mütze an ſeiner Stelle auf und befeſtigte ſie wohl auf ſeinem Kopfe, damit ſie ihm nicht abgleiten oder abfliegen könnte; denn in ihr trug er die Herrſchaft.

Und er verſuchte es ſogleich und befahl ſeinem neuen Diener, ihm Speiſe und Trank zu bringen; denn ihn hungerte. Und der Diener lief wie der Wind davon, und in einem Hui war er wieder da, und trug Wein in Flaſchen herbei, und Brod und köſtliche Früchte. Und Johann aß und trank, und ſah dem Spiel und den Tänzen der Kleinen zu, und es gefiel ihm ſehr wohl. Und er führte ſich in allen Dingen beherzt und klug auf, als wäre er ein geborner Herr geweſen.

Und als der Hahn ſeinen dritten Schrei gethan hatte, und die kleinen Lerchen in der Luft die erſten Wirbel anſchlugen, und das junge Licht in einzelnen weißen Streifen im Oſten aufdämmerte, da ging es huſch, huſch, huſch, durch die Büſche und Blumen und Halmen fort, und die Berge klangen wieder und thaten ſich auf, und die kleinen Menſchen fuhren hinab, und Johann gab wohl Acht auf Alles, und fand es wirklich ſo, wie ſie ihm erzählt hatten. Siehe, auf den Wipfeln der Berge, wo ſie eben noch getanzt hatten, und wo alles eben voll Gras und Blumen ſtand, wie die Menſchen es bei Tage ſahen, hob ſich, als es zum Abzuge blies, plötzlich eine glänzende, gläſerne Spitze hervor; auf dieſe trat, wer hinein wollte, ſie öffnete ſich, und er glitt ſanft hinab, und ſie that ſich wieder hinter ihm zu; als ſie aber alle hinein waren, verſchwand ſie, und war auch keine Spur mehr von ihr zu ſehen. Die aber durch die gläſerne Spitze fielen, ſanken gar ſanft in eine weite ſilberne Tonne, die ſie Alle aufnahm, und wohl tauſend ſolcher Leutlein beherbergen konnte. In eine ſolche fiel auch Johann mit ſeinem Diener und mit mehreren hinab, und ſie Alle ſchrieen, und baten ihn, daß er ſie nicht treten möge, denn ſie wären des Todes geweſen von ſeiner Laſt. Er aber hütete ſich, und war ſehr freundlich gegen ſie. Es gingen aber mehrere ſolcher Tonnen neben einander hin immer hinauf und hinab, bis alle hinunter waren. Sie hingen an langen ſilbernen Ketten, die unten gezogen und gehalten wurden.

Johann erſtaunte bei'm Hinabfahren über den wunderbaren Glanz der Wände, zwiſchen welchen das Tönnchen fortglitt. Es war Alles wie mit Perlchen und Diamanten beſetzt, ſo blitzte und funkelte es; unter ſich aber hörte er die lieblichſte Muſik aus der Ferne klingen. So ward er auf das anmuthigſte hinabgewiegt, da er nicht wußte, wie ihm geſchah, und vor lauter Luſt in einen tiefen Schlaf fiel.

Er mochte lange geſchlafen haben. Als er erwachte, fand er ſich in dem allerweichſten und netteſten Bette, wie er es in ſeines Vaters Hauſe nimmer geſehen hatte, und dieſes Bette ſtand in den allerniedlichſten Zimmer; vor ihm aber ſtand ein kleiner Brauner mit dem Fliegenwedel in der Hand, womit er Mücken und Fliegen abwehrte, daß ſie ſeines Herrn Schlummer nicht ſtören konnten. Johann that kaum die Augen auf, ſo brachte der kleine Diener ſchon das Handtuch und das Waſchwaſſer, und hielt ihm ſogleich die netteſten neuen Kleider zum Anziehen hin, aus brauner Seide ſehr niedlich gemacht, und ein Paar neue ſchwarze Schuhe mit rothen Bandſchleifen, wie Johann ſie in Rambin und Rodenkirchen nie geſehen hatte; auch ſtanden dort einige Paare der niedlichſten und glänzenden gläſernen Schuhe, die nur bei großen Feſtlichkeiten gebraucht zu werden pflegen. Es gefiel dem kleinen Knaben ſehr, daß er ſo leichte und ſaubere Kleider tragen ſollte, und er ließ ſich gern anziehen. Und als Johann angekleidet war, flugs flog der Diener fort und war geſchwind, wie der Blitz, wieder da. Er trug auf einer goldenen Schüſſel eine Flaſche ſüßen Wein, und ein Töpfchen Milch und ſchönes Weißbrod und Früchte und andere köſtliche Speiſen, wie kleine Knaben ſie gern eſſen. Und Johann ſah nunmehr, daß Klas Starkwolt, der alte Kuhhirt, es wohl gewußt habe, denn ſo herrlich und prächtig, als er hier alles fand, hatte er es ſich doch nicht geträumt. Auch war ſein Diener der allergehorſamſte, und that alles von ſelbſt, was er ihm nur von den Augen abſehen konnte. Der Worte bedurfte es nicht, ſondern nur leichter Blicke und Winke; denn er war klug, wie ein Bienchen, wie alle dieſe kleinen Leute von Natur ſind.

Und nun muß ich Johann's Zimmer beſchreiben. Sein Bettchen war ſchneeweiß, mit den weichſten Polſtern, und mit den weißeſten Laken überzogen, mit Kiſſen aus Atlas und einer ſolchen geſteppten Decke. Ein Königsſohn hätte darin ſchlafen können. Neben und vor dieſem Bette ſtanden die niedlichſten Stühle, auf das Netteſte gearbeitet und mit allerlei bunten Vögeln und Thieren geziert, welche kunſtreiche Hände eingeſchnitten hatten. Einige waren auch von edlen Steinen bunt eingelegt. An den Wänden ſtanden weiße Marmortiſche und ein paar kleinere aus grünen Smaragden, und zwei blanke Spiegel glänzten an den beiden Enden des Zimmers, deren Rahmen mit blitzenden Edelſteinen eingefaßt waren. Die Wände des Zimmers waren mit grünen Smaragden getäfelt, und hatte einen ſolchen Glanz wie nie ein Menſch auf Erden geſehen, und wird ihn auch keiner dort ſehen, auch nicht in des größten Kaiſers Haus. Und in ſolchem Zimmer wohnte nun der kleine Johann Dietrich, eines Tagelöhners aus Rambin Sohn. Daß man wohl ſagen mag: das Glück fängt, wem es von Gott beſchert iſt. Hier unter der Erde ſah man nun freilich nie Sonne, Mond und Sterne leuchten, und das ſchien allerdings ein großer Fehler zu ſeyn. Aber ſie brauchten hier ſolche Lichter nicht, auch bedurften ſie weder der Wachslichter, noch der Talglichter, noch der Kerzen und Oellampen und Laternen; ſie hatten andern Lichtes genug. Denn die Unterirdiſchen wohnen recht eigentlich mitten unter den Edelſteinen, und ſind die Meiſter des reinſten Silbers und Goldes, das in der Erde wächſt, und ſie haben die Kunſt wohl gelernt, wie ſie es hell haben können bei ſich, Tag und Nacht. Eigentlich muß man hier von Tag und Nacht nicht reden, denn die unterſcheiden ſie hier unten nicht, weil keine Sonne hier auf- und untergeht, welche die Scheidung macht, ſondern ſie rechnen hier nur nach Wochen. Sie ſetzen aber ihre Wohnungen und die Wege und Gänge, welche ſie unter der Erde durchwandern, und die Orte, wo ſie ihre großen Säle haben und ihre Reihen und Feſte halten, mit den allerkoſtbarſten Edelgeſteinen aus, daß es funkelt, als wäre es der ewige Tag. Einen ſolchen Stein hatte der kleine Johann auch in ſeinem Zimmer. Das war ein auserleſener Diamant, ganz rund, und wohl ſo groß als eine Kugel, womit man Kegel zu werfen pflegt. Dieſer war oben in der Decke des Zimmers befeſtigt und leuchtete ſo hell, daß es keiner andern Lampen und Lichter bedurfte.

Als Johann Frühſtück gegeſſen hatte, öffnete der Diener ein Thürchen in der Wand, und Johann's Augen fielen hinein, und er ſah die zierlichſten goldenen und ſilbernen Becher und Schalen und Gefäße und viele Körbchen voll Ducaten und Käſtchen voll Kleinodien und koſtbarer Steine. Auch waren da viele liebliche Bilder und die allerſauberſten Mährchenbücher mit Bildern, die er in ſeinem Leben geſehen hatte. Und er wollte dieſen Vormittag gar nicht ausgehen, ſondern betaſtete und beſah ſich Alles, und blätterte und las in den ſchönen Bilderbüchern und Mährchenbüchern.

Und als es Mittag geworden, da klang eine helle Glocke, und der Diener rief: „Herr, willſt Du allein eſſen, oder in der großen Geſellſchaft?“ und Johann antwortete: „in der großen Geſellſchaft.“ Und der Diener führte ihn hinaus. Jo-

Digitized by Google

hann ſah aber nichts als einzelne von Edelſteinen erleuchtete Hallen und einzelne kleine Männer und Frauen, die ihm aus Felsritzen und Steinklüften herauszuſchlüpfen ſchienen, und er verwunderte ſich, woher die Glocke klänge, und ſprach zu dem Diener: „aber wo iſt denn die Geſellſchaft?“ Und als er noch fragte, ſo öffnete ſich die Halle, worin ſie gingen, zu einer großen Weite, und ward ein unendlicher Saal, über welchen eine weite gewölbte und mit Edelſteinen und Diamanten geſchmückte Decke gezogen war. Und in demſelben Augenblicke ſah er auch ein unendliches Gewimmel von zierlich gekleideten kleinen Männern und Frauen durch viele geöffnete Thüren hineinſtrömen, und that ſich der Boden an vielen Stellen auf, und die niedlichſten, mit den köſtlichſten Gefäßen und ſchmackhafteſten Speiſen und Früchten und Weinen beſetzten Tiſche ſtellten ſich an einander hin, und die Stühle und Polſter reiheten ſich von ſelbſt um die Tiſche, und die Männer und Frauen nahmen Platz. Und die Vornehmſten des kleinen Völkchens kamen und verneigten ſich vor Johann, und führten ihn mit ſich an ihren Tiſch, und ſetzten ihn zwiſchen ihre ſchönſten Jungfrauen, daß er ſeine Luſt hatte, mit den lieblichen Kindern zu ſeyn, und daß es ihm da über die Maaßen wohl gefiel. Es war auch eine ſehr fröhliche Tafel, denn die Unterirdiſchen ſind ein ſehr lebendiges und luſtiges Völkchen, und können nicht lange ſtill ſeyn. Dazu klang die allerlieblichſte Muſik aus den Lüften, und die bunteſten Vögel flogen umher und ſangen in gar anmuthigen Tönen, die einem die Seele aus der Bruſt holen konnten. Es waren aber keine lebendigen Vögel, die da ſangen, ſondern künſtliche Vögel und künſtliche Töne, und von den kleinen Männern ſo ſinnreich gemacht, daß ſie fliegen und ſingen konnten. Und Johann erſtaunte und entſetzte ſich ſehr über alle die Wunder, die er ſah, und freute ſich gewaltig. Die Diener und Dienerinnen aber, welche bei Tiſche aufwarteten und Blumen ſtreuten und die Flur mit Roſenöl und andern Düften beſprengten, und die goldenen Schalen und Becher herumtrugen, und die ſilbernen und cryſtallenen Körbe mit Früchten, waren Kinder der Menſchen da droben, welche aus Neugier oder von Ungefähr unter die Kleinen gerathen und hier hinabgeſtiegen waren, ohne ſich vorher eines Pfandes zu bemeiſtern, und die alſo in die Gewalt der Kleinen gekommen waren, oder die ſich nächtlich und mitternächtlich unter ihre Sternenſpiele auf dem gläſernen Berge verirrt hatten. Dieſe waren anders gekleidet, als ſie. Die Knaben und die Mädchen waren in ſchneeweiße Röckchen und Jäckchen gekleidet und trugen feine gläſerne Schuhe, daß man ihre Tritte immer hören konnte, und blaue Mützchen auf dem Kopfe; ihre Leibchen aber hatten ſie mit ſilbernen Gurten umgürtet. Das war die Tracht der Diener und Dienerinnen. Den kleinen Johann jammerten ſie anfangs wohl, als er ſie ſah, wie ſie ſpringend unter den Unterirdiſchen aufwarten mußten, aber weil ſie munter ausſahen und fein gekleidet waren und roſenrothe Wangen hatten, ſo dachte er: Nun, es geht ihnen doch ſo ſchlimm nicht, und ich habe es noch lange nicht ſo gut gehabt, als ich hinter den Kühen und Ochſen laufen mußte. Ich bin nun freilich ein Herr hier, und ſie müſſen als Diener laufen. Das kann aber nicht anders ſeyn; warum haben ſie ſich auch ſo dumm fangen laſſen und ſie vorher kein Zeichen gewonnen? Es muß doch die Zeit kommen, wo ſie einmal erlöſt werden, und länger als funfzig Jahre werden ſie hier gewiß nicht bleiben. Dabei tröſtete er ſich, und ſpielte und ſcherzte mit ſeiner kleinen Geſellin und aß und trank in Freuden, und ließ ſich von ſeinem Diener und von den Andern allerlei unterirdiſche Geſchichten erzählen; denn er wollte Alles genau wiſſen.

So ſaßen ſie ungefähr zwei Stunden luſtig beiſammen und aßen und tranken, und horchten auf die liebliche Muſik, die aus den Lüften erklang. Da klingelte der Vornehmſte mit einem Glöckchen, und wo eben die Tafeln geſtanden, erhoben ſich grüne Orangen- und Palm- und Lorbeerbäume mit Blüthen und Früchten, und andere luſtigere und klangreichere Vögel, als die vorher durch die Luft geflattert hatten, ſaßen in ihren Zweigen und ſangen. Und ſie ſangen alle wie in einer Weiſe und in einem Maaße, und Johann ſah bald, woher dieß kam; denn am Ende des Saales, hoch oben an der Decke, ſaß in einer hohlen Wand ein eisgrauer Greis und gab den Ton an, nach welchem ſie ſingen mußten. Sie nannten ihn ihren großen Ballmeiſter. Er war aber ſo ernſt, als er weiſe war, und verſchwiegen, wie die graue Zeit, und ſprach nie ein Sterbenswort, da die andern Alle wohl oft zu viel plapperten und ſchwätzelten.

Der alte Eisgraue droben ſtrich nun die Geige zum Tanze, und alle die bunten Vögel klangen dem Strich nach. Es war aber ein recht fliegender Strich, denn ihr Tanz geht immer äußerſt geſchwind und lebendig. Als nun der Reigen angeklungen war, ſiehe, da bewegten ſich die leichten und fröhlichen Schaaren, und ſprangen und hüpften und drehten ſich, als wenn die Welt im Wirbel auseinander fliegen ſollte. Und die kleinen hübſchen und feinen unterirdiſchen Dirnen, die ſich neben Johann geſetzt hatten, faßten ihn auch, und drehten ihn mit rund. Und er ließ es gern geſchehen, und tanzte mit ihnen rund wohl zwei Stunden lang. Und dieſen luſtigen Tanz hat er jeden Nachmittag mit gehalten, ſo lange er da unten geblieben iſt, und in ſeinem ſpäteſten Alter noch immer mit vielem Vergnügen davon erzählt. Er pflegte dann zu ſagen: die himmliſche Freude und der Geſang und das Saitenſpiel der Engel, welche die Seligen im Himmel einſt zu hoffen hätten, mögen wohl überſchwenglich ſchön ſeyn, er aber könne ſich nichts Schöneres und Lieblicheres denken, als die Muſik dieſes unterirdiſchen Reigens: die ſchönen und beſeelten kleinen Menſchen, die wunderbaren Vögel in den Zweigen mit den allerzauberiſchſten Tönen, und die klingenden Silberglöckchen an den Mützen. Ein Menſch, der das nicht geſehen, könne ſich gar keine Vorſtellung davon machen.

Als die Muſik ſchwieg und der Tanz geendigt war — das mochte wohl die Zeit ſeyn, die wir vier Uhr Nachmittag nennen — verſchwand das kleine luſtige Völkchen, die einen hierhin, die andern dahin, und Jeder ging wieder an ſein Werk und ſeine Luſt. Des Abends ward nach dem Eſſen gewöhnlich eben ſo gejubelt und getanzt. Des Nachts aber ſchlüpften Alle heraus aus den Bergen, beſonders in ſchönen ſternhellen Nächten, und wenn ſie auf Erden etwas Beſonderes zu thun hatten. Da ging aber der kleine Johann immer ruhig ſchlafen, und hielt, wie es einem frommen chriſtlichen Knaben geziemte, andächtig ſein Abendgebet, und auch des Morgens vergaß er nie, zu beten.

Doch nun muß ich noch mehr erzählen von den Unterirdiſchen, ehe ich weiter melde, wie es unſerm kleinen Johann Dietrich da unten die folgenden Wochen und Jahre ergangen iſt.

Daß ſolche kleine Unterirdiſche, die man mit vielen Namen, auch wohl Braunchen, Weißchen, Elfen, Weißelfen, Schwarzelfen, Kobolde, Puke, Heinzlein, Trolle nennt, ſeit uralten Zeiten unter den Bergen und Hügeln wohnen und ihre wunderbaren cryſtallenen und gläſernen Häuſer haben, iſt gewiß. Aber wie ſie dahin gekommen ſind, und was es denn eigentlich für Geiſter ſind, und wozu der liebe Gott ſie eigentlich geſchaffen hat, das hat uns bisher noch Keiner ſagen können. Sie ſind wohl, gleich den Seelen und Herzen der Menſchen, von ſehr verſchiedener Art, Einige bös, Andere gut, Einige freundlich, Andere neckiſch; das wird aber von Allen ohne Unterſchied geſagt, daß ſie ſehr ſinnreich und geſchickt ſind und die künſtlichſten Werke und Geſchmeide machen können, die ihnen kein Menſch nachmachen kann, und die von den Menſchen deswegen oft für Zauberwerk und Herenwerk gehalten werden. Alles, was ich hier erzähle, hat Johann Dietrich mitgebracht und es ſeinen Freunden erzählt, und ſeinen Kindern ſo hinterlaſſen. Von dieſen haben es wieder Andere gehört, und ſo hat ſich's erzählt bis dieſen Tag.

Die Unterirdiſchen, zu welchen Johann hinabgeſtiegen war, gehörten zu den Braunen. Sie hatten auch kleine Schelmſtreiche im Herzen, waren aber im Ganzen doch gutmüthiger und fröhlicher Art. Die Braunen hießen ſie, weil ſie braune Jäckchen und Röckchen trugen und braune Mützen auf dem Kopfe, mit ſilbernen Glöckchen; Einige trugen ſchwarze Schuhe mit rothen Bändern, die Meiſten aber feine gläſerne, und bei'm Tanze trugen ſie Alle keine andern. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren ſie ſehr geheim, und Johann Dietrich, ſo lange er bei ihnen geweſen, hat keine ihrer Kammern geſehen. Er und der Diener hatten ihre Kammer hart bei der Stelle, wo der herrliche Speiſe- und Tanzſaal immer kam und verſchwand; er hat auch an vielen andern Stellen ſchöne Hallen und offene Plätze und liebliche Anger und Auen geſehen, aber nirgends Wohnungen; ſondern die Kleinen waren immer nur einzeln oder ſchaarweiſe da, entweder daß ſie tanzten, luſtwandelten oder auch geſchwind vorübergingen. Und wie ſie aus den Steinen, worin ſie wohnen, herauskamen und wieder hineinſchwanden, das hat er mit ſeinen Augen nie geſehen, wie ſehr er auch oft darauf gelauſcht hat; ſondern ſie kamen vor ſeine Augen und verſchwanden wie Blitze und Scheine. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüſtert: Jeder habe ſein eigenes Häuschen tief im Geſtein, ein liebliches, helles, gläſernes Häuschen; auch ſey der ganze Berg durchſichtig, von Anfang bis zu Ende, und eigentlich rings mit Gras umwachſen, das ſey aber ſeinen Augen zu ſehen nicht möglich.

Von dieſen kleinen Unterirdiſchen waren die größten kaum einer Elle lang, und die Knaben und Mädchen alſo ſehr klein, aber ſie waren von Geſtalt und Geberden ſehr ſchön, mit hellen lichten Augen und mit gar feinen und anmuthigen Händchen und Füßchen. Und eben durch dieſe Lieblichkeit und Freundlichkeit haben ſie manches Menſchenkind verführt, daß es zu ihnen heruntergekommen iſt, ohne irgend ein Pfand und Zeichen, und lange Jahre da hat bleiben und dienen müſſen. Denn wenn man ein Pfand von ihnen hat, ſchadet es nichts, daß man mit in den ſilbernen Tönnchen hinabſteigt, und ſie müſſen einen immer wieder herauslaſſen. Sie geben aber nicht gern ein Pfand. Das Klügſte und Richtigſte iſt, daß man mit Liſt ein Pfand von ihnen nimmt; denn dann müſſen ſie einem dienen, da ſie ſonſt gern herrſchen wollen. Denn ſie ſind ſehr herrſchſüchtig, und

Digitized by Google

das iſt eigentlich ihr Hauptfehler; vorzüglich herrſchen ſie gern über die Menſchen, und bilden ſich etwas darauf ein, weil die ſo viel ſtärker und größer ſind, daß ſie ſie mit Liſt zu ihren Dienern und Knechten machen. Das beſte Pfand, das man von ihnen gewinnen kann, und wodurch man am meiſten Macht über ſie bekommt, iſt eine braune Mütze mit dem Glöckchen; ſehr gut iſt auch ein gläſerner Schuh oder eine ſilberne Spange, womit ſie ihren Leibgürtel zu ſchließen pflegen. Wer die hat, der hat aller Freuden Fülle bei ihnen, und iſt ein großer Gebieter.

Ob ſie auch ſterben, das weiß man nicht, oder ob ſie, wie Einige erzählen, wenn ſie alt werden wollen, ſich in Steine und Bäume verkriechen und ſo ſich verwachſen und zu wunderſamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die ſich zuweilen hören laſſen, ohne daß man weiß, woher ſie kommen, oder zu abentheuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen ſchlüpfen ſollen, wenn ſie von dem wilden Jäger gejagt werden. Eine Leiche von ihnen hat Keiner geſehen, und wenn man ſie darnach gefragt hat, haben ſie immer ſo geantwortet, als verſtänden ſie das Wort gar nicht. Das iſt gewiß, daß manche von ihnen über zweitauſend Jahre alt ſind. Da iſt es denn kein Wunder, daß man ſo weiſe Leute unter ihnen findet.

Sie haben einen großen Vortheil voraus vor uns Menſchenkindern, daß ſie nicht nöthig haben, für das tägliche Brod zu ſorgen und zu arbeiten; denn Speiſe und Trank kommt ihnen von ſelber, oder Gott weiß, durch welche wunderſame Kunſt, und es fehlt nie Brod und Wein und Braten auf ihrem Tiſche. Auch ſieht man dort unten, wo ſie wohnen und wo hin und wieder auch weite Fluren und Felder ſind, nirgends Korn wachſen und Vieh weiden oder Wild laufen, ſondern bloß das Allerluſtigſte iſt zum Genuß da, nämlich die ſchönſten Bäume und Reben, die mit den auserleſenſten Früchten und Trauben prangen; auch die lieblichſten Blumen in Menge, worauf ſo bunte Schmetterlinge flattern, als man in dem Lande der Sonne und des Mondes nimmer ſieht, und die allerſchönſten und ſchimmerndſten Vögel, die alle wie Paradiesvögel und wie der Vogel Phönix ausſehen, wiegen ſich in den Zweigen und ſingen ſüße Lieder. Anderes Lebendiges ſieht man dort nicht, wenn man das nicht etwas Lebendiges nennen will, daß hier und da aus den Cryſtallwänden Quellen von Wein und Milch ſich ergießen.

So ſcheint dieß Völkchen denn ſehr glücklich zu ſeyn und bloß für die Freude und Luſt geboren, und ſie verſtehen ſich ſehr wohl auf die Kunſt, vergnügt zu ſeyn und ihr Leben luſtig zu gebrauchen. Doch muß man nicht glauben, daß ſie nichts weiter thun, als Tafel, Spiel und Tanz halten, dann in ihre Kammer ſchlüpfen und ſchlafen und etwa die Mitternächte über der Erde verſpielen — nein, ſie ſind wohl die allerregſamſten und allerfleißigſten Weſen, die man je geſehen hat, Niemand verſteht ſo gut, als ſie, das Innere der Erde und die Kräfte der Natur und was in Bergen, Steinen und Metallen wächſt und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauſchen. Denn ihre Sinne ſind die allerklarſten und allerfeinſten, viel feiner als die des heiterſten und hellſten Kindes, von Menſchen geboren; denn auch unſere kleinen Kindlein haben wohl recht feine Sinne und Gedanken, welche die Erwachſenen nur nicht immer verſtehen; weil dieſe meiſtens ſchon wieder durch Stein und Erde verhärtet und vergröbert ſind. Die Unterirdiſchen haben viel Freude an Silber und Gold und edeln Steinen, und machen die allerkünſtlichſten Arbeiten daraus; ſo, daß die beſten Meiſter hier oben erſtaunen, wenn ein ſolches unterirdiſches Werk hier einmal geſehen wird. Deswegen nennen Viele ſie auch wohl Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß ſie von ſchlimmer Gier beſeſſen und böſe metalliſche Geiſter ſind. Die Meiſten, die das ſagen, thun ihnen aber Unrecht; denn die weißen und braunen Unterirdiſchen ſind wohl nicht ſo gierig. Sie verſchenken ja ſo viel Schönes an die Menſchenkinder; das würden ſie aber nicht thun, wenn ſie das Gold und die Edelſteine zu lieb hätten. Sie haben es nur lieb wegen des Glanzes; denn Glanz und Licht lieben ſie über Alles in der Welt. Die mit den ſchwarzen Jacken und Mützen ſind aber wohl geizig und überhaupt von ſchlimmerer Natur, als dieſe.

Wie die Unterirdiſchen des Nachts aus ihren gläſernen Bergen ſchlüpfen und in Mondſchein und Sternenſchein tanzen und ſich erluſtigen, habe ich ſchon erzählt. Sie können ſich aber auch unſichtbar in die Häuſer der Menſchen ſchleichen; denn wenn ſie ihre Mütze auf haben, kann ſie kein Menſch ſehen, er habe denn ſelbſt eine ſolche Mütze. Da ſagen die Leute denn, daß ſie allerlei Schalkereien treiben, die Kinder in den Wiegen vertauſchen, ja gar wegnehmen und mitnehmen. Das iſt aber gewiß nicht wahr von den Weißen und Braunen. Sie kommen wohl in die Häuſer der Menſchen, ſie können ſich auch verwandeln, ſo, daß kein Schlüſſelloch ſo klein iſt, da ſie nicht hindurchſchlüpfen; aber ſie thun den Menſchen nichts Böſes, ſondern wollen nur zuweilen ſehen, was ſie machen. Meiſtens bringen ſie ihnen was Schönes mit, beſonders den Kindern, die ſie ſehr lieb haben. Und wenn die Kinder beim Spielen Ducaten oder goldene Ringe gefunden haben, wie das wohl zuweilen geſchieht, und mit nach Hauſe bringen, oder wenn kleine zierliche Schuhe oder ein neues Kleidchen oder grünes Kränzlein, wann ſie erwachen, auf ihren Wiegen und Bettchen hängen, ſo haben das wohl nicht immer die himmliſchen Engelein gethan, ſondern oft auch die kleinen Unterirdiſchen. Das ſagen aber viele Leute, die es wiſſen, daß ſie oft unſichtbar um die Kinder ſind und ſie behüten, beſonders, daß ſie nicht im Feuer und Waſſer umkommen. Wenn ſie ja Jemand necken und ſchrecken, ſo ſind es faule Knechte und ſchmutzige Mägde, die ſie mit böſen Träumen ängſtigen, als Alp drücken, als Flöhe ſtechen, als Hunde und Katzen ungeſehen beißen und kratzen, oder es ſind Diebe und Buhler, welchen ſie, wenn ſie des Nachts auf verbotenen Wegen ſchleichen, als Eulen in den Nacken ſtoßen, oder ſie als Irrlichter in Sümpfe und Moräſte ſtoßen und locken, oder gar ihren Verfolgern entgegenbringen. Aber das, denke ich, iſt keine Sünde. Die Schwarzjäckigen aber ſind bösartig und üben gern arge Tücken. Die dürfen aber den Häuſern der Menſchen nicht nahe kommen, auch überhaupt wenig auf der Erde ſeyn, es ſey denn in Wüſten und Einöden, wohin ſelten Menſchen kommen. Sie kommen auch nicht zu den Menſchen, außer wenn dieſe ihnen ſelbſt die Gewalt über ſich gegeben oder ſich ihnen verpfändet und verſchrieben haben. Denn darauf ſinnen dieſe ſchwermüthigen und grübleriſchen Geiſter Tag und Nacht, wie ſie arme Narren und liſtige Schelme verſtricken und ſich endlich an ihrer Noth ergötzen mögen. Und dieſe Schwarzen ſind auch nicht ſchön, wie die andern Unterirdiſchen, ſondern grundhäßlich, haben trübe und triefende Augen, wie die Köhler und Grobſchmiede, ſind ſtumm und heimlich bei ihrer Arbeit, leben einſam und höchſtens zu Zweien und Dreien, und kennen keinen Tanz und Muſik, ſondern nur Geheul und Gewimmer. Und wenn es in Wäldern und Sümpfen ſchreit wie eine Menge ſchreiender Kinder oder wie ein Hauſe Katzen miauen und eine Schaar Eulen kreiſchen und wehklagen würde — das ſind ihre nächtlichen Verſammlungen, das iſt ihre Muſik, das ſind ſie.

Doch haben die Menſchen vor allen Unterirdiſchen ein Grauen, und das iſt wohl natürlich. Denn dem Menſchen iſt das Licht angeboren, und die Liebe zu allem Lichten und Hellen, und es ſchaudert ihm vor dem Dunkeln und Verborgenen und vor allen geheimen Kräften, die unſichtbar umherſchleichen und walten. Auch wiſſen ſie ja, daß die Unterirdiſchen allenthalben ſeyn und ſich verwandeln und zaubern können. Freilich erzählt man viel mehr von ihren Zaubereien, als wahr iſt; das Meiſte machen ſie durch ihre Unſichtbarkeit und Künſtlichkeit, wodurch ſie ſo feine Arbeit, als Spinnen und Weſpen weben und wirken, und den Menſchen allerlei Gaukelei und Einbildung vormachen können. Und wenn ſie ja viel zaubern, thun ſie es mehr zur Freude und zum Spiel, als zum Böſen. Die Schwarzen aber können auch hexen, und ſind ſchlimme Hexenmeiſter, und wenn die ſich verwandeln, ſind ſie ſcheußliche Thiere und Gewürme, Bären, Wölfe, Hyänen, Tiger, Katzen, Schlangen, Kröten, Scorpionen, Krähen und Eulen; und wehe den armen Menſchen, die ſich mit ihnen eingelaſſen haben! Denn von ihnen muß man dreifache Pfänder nehmen, und auch der Klügſte wird von ihnen betrogen, wenn er nicht kurzen Kauf mit ihnen hält. Daß dieſe Hexenkappen oder Nebelkappen weben, womit man ſich unſichtbar machen und in einem Hui über Land und Meer fahren kann, das iſt wahr. Dem Doctor Fauſt haben ſie ſeinen Mantel gemacht, womit er in einer Secunde von Straßburg nach Rom und von Mainz nach Paris gefahren iſt. Aber wie iſt es dieſem armen Doctor Fauſt auch ergangen? Er iſt aus dieſem ſchwarzen Künſtler, weil er zu weiſe werden wollte, ein Schwarzkünſtler geworden und endlich iſt er zu dem Allerſchwärzeſten gefahren. Die Schwarzen machen auch Zauberwaffen, Harniſche, die gegen Stahl und Hieb feſt ſind, Degen, die nie Scharten bekommen und vor welchen kein Panzer und Helm aushält; dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnenwebe, wodurch keine Kugel dringt. Der Gebrauch derſelben iſt aber ſehr abgekommen, ſeit die meiſten Menſchen Chriſten ſind, und war mehr in der heidniſchen Zeit. Das iſt einmal wahr, künſtliche Schmiede und Waffenſchmiede ſind ſie, und wiſſen eine Härtung und zugleich Schmeidigung des Stahls, die ihnen kein irdiſcher Schmied nachmachen kann; denn ihre Klingen ſind zugleich biegſam wie Rohrhalme und ſcharf wie Diamanten. Auch wirken ſie noch viel anderes Zaubergeſchmeide aus Stahl und Eiſen, das zu mancherlei verborgenen Künſten gebraucht wird und zum Theil die ſeltſamſten und unbegreiflichſten Eigenſchaften hat. Die Braunen ſind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold und Silber und Edelſteinen arbeiten. Die feinſten und künſtlichſten aller Unterirdiſchen ſind die Weißen; die wirken ihre Arbeit ſo fein und dünn, wie die zarteſten Blumen aus, ſo fein und zart, daß viele Augen ſie gar nicht ſehen können, und ſie können aus Silber und Gold Röckchen weben, von denen man

Digitized by Google

ſchwören ſollte, ſie ſeyen aus Sonnenſtrahlen oder Mondſchein gewebt; denn ſie ſind leichter als die leichteſten Spinnweben.

Johann Dietrich kam die erſten Wochen, die er in den gläſernen Bergen verlebte, nicht weiter, als in ſein Kämmerchen, in den Speiſe- und Tanzſaal und wieder zurück. Er konnte gar kein Ende finden, die ſchönen und köſtlichen Sachen zu betrachten und zu loben, die in ſeinem Zimmer und dem Schränkchen aufgeſtellt waren. Am meiſten aber ergötzte er ſich an den ſchönen Bildern und an ſeinem Bücherſchranke, wo viele hundert der ſauberſt gebundenen Bücher mit goldenem Schnitte neben einander ſtanden, und in welchen er die allerfeinſten und luſtigſten Mährchen fand, an welchen er ſich nicht ſatt leſen konnte. Als aber die erſten Wochen vergangen waren, da ſpazierte er oft aus, und ließ ſich von ſeinem Diener Alles zeigen und erzählen. Es gab da unten aber die allerlieblichſten Spaziergänge nach allen Seiten hin, und er konnte viele Meilen weit wandeln, und ſie nahmen kein Ende; und man ſieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdiſchen wohnen, und doch ſchien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche ſtehen. Und daraus kann man auch wiſſen, wie viele viele Meilen ſeine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Beſondere, daß zwiſchen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Blumen und Inſeln und Seen durchſäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichſam eine ſchmale Gaſſe war, durch welche man wie durch eine cryſtallene Felſenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber wohl oft eine Meile lang. Von den Bäumen habe ich ſchon erzählt, wie ſie voll köſtlicher Früchte hingen, und von den Quellen, in welchen Milch und Wein aus den Felſen rieſelte. Da konnten die Wanderer ſich nicht ſo weit vergehen, ſie fanden immer, womit ſie ſich erquicken konnten. Aber das Allerluſtigſte waren die bunten Vögel, die immer von Zweig zu Zweig flatterten und wie tauſend himmliſche Nachtigallen ſangen, und die Blumen, ſo wunderſchön von Farben und Düften, daß Johann ihres Gleichen auf Erden nimmer geſehen hatte. Kurz es war hier Alles zauberiſch luſtig und anmuthig und bei aller der Luſt und dem Jubel ein ſo ſtilles Leben. Es wehete und man fühlte keinen Wind; es ſchien hell und man fühlte keine Hitze; die Wellen brauſeten und man fand keine Gefahr, ſondern die niedlichſten Nachen und Gondeln, als ſchneeweiße Schwäne geſtaltet, kamen, wenn man über einen Strom wollte, von ſelbſt an das Land geſchwommen, und führten an das jenſeitige Ufer, und ebenſo führten ſie über die Seen zu den Inſeln. Woher das Alles kam, wußte Niemand, und der Diener durfte es nicht ſagen; das aber ſah Johann wohl, und konnte es mit Händen greifen, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke ſtatt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geſchmückt ſtanden, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Dieſe lieblichen Fluren und Auen waren meiſt einſam. Man ſah wenige Unterirdiſche auf ihnen, und die man ſah, ſchienen immer nur ſo vorüber zu ſchlüpfen, als hätten ſie die größte Eile, davon zu kommen. Selten geſchah es, daß Einige hier im Freien einmal einen Reigen aufführten, etwa zu Dreien, höchſtens zu einem halben Dutzend; mehr hat Johann hier nicht beiſammen geſehen. Nur dann ging es luſtig her, wenn die Schaar der Diener und Dienerinnen, die wohl ein paar Hundert ſeyn mochten, ausgelaſſen und ſpazieren geführt wurden. Das geſchah aber alle Wochen nur zweimal; meiſtens waren ſie dann drinnen in dem großen Saal oder in den anſtoßenden Zimmern beſchäftigt, oder mußten auch in der Schule ſitzen.

Das war hier auch noch beſonders, daß, wie die Diamanten und Edelſteine oben die Sonne und den Mond und die Sterne vorſtellen mußten, es hier eigentlich keine Jahreszeiten gab, ſondern die Luft war immer gleich; d. i. es war Jahr aus, Jahr ein eine milde, linde Frühlingsluft, von Blüthenathem durchwehet und von Vogelgeſang durchklungen. Doch zwei Tageszeiten gab es, Tag und Nacht, und dieſe theilten ſich wieder in vier Theile, in Morgen, Mittag, Abend und Nacht; doch war der Mittag nicht wärmer, als die andern Tageszeiten. Das aber hatte es hier Beſonderes, daß die Nacht nie ſo dunkel und der Tag nie ſo hell ward, als ſie oben auf der Erde ſind.

Johann hatte viele Monate hier verlebt — ich glaube es waren zehen — und ſie waren ihm hingeſchwunden wie ein Tag. Da begegnete ihm Etwas, das ihn in die Schule brachte. Ich will erzählen, wie das zuging. Er wandelte einſt, nach ſeiner Gewohnheit, mit ſeinem Diener herum. Da ſah er in der Abenddämmerung etwas Schneeweißes in eine cryſtallene Felswand hineinſchlüpfen und dann plötzlich verſchwinden. Und es hatte ihm gedäucht, daß es von den kleinen Leuten war, und daß ihm auch ſchneeweiße Locken von den Schultern herabhingen. Er fragte denn ſeinen Begleiter: „Was war das? giebt es auch unter euch welche, die in weißen Kleidern gehen, wie die Diener und Dienerinnen, die ihr uns abgefangen habt?“ Der Diener antwortete: „Ja, es giebt deren, aber wenige, und ſie erſcheinen nie bei dem Tanze, noch an den großen Tafeln, außer einmal im Jahre, wann des großen Bergkönigs, der viele tauſend Meilen weit unter uns in der innerſten Tiefe wohnt, Geburtstag iſt. Darum haſt Du ſie noch nie geſehen. Das ſind die älteſten Männer unter uns, und Einige von ihnen wohl manches Jahrtauſend alt, und wiſſen vom Anfange der Welt und vom Urſprunge der Dinge zu erzählen, und werden die Weiſen genannt. Sie leben ſehr einſam für ſich und kommen nur aus ihren Kammern, daß ſie unſere Kinder und die Diener und Dienerinnen unterweiſen, für welche hier auch eine große Schule iſt; ſonſt ſind ſie meiſt mit der Betrachtung der innerlichen und himmliſchen Dinge und mit der Sternkunde und Alchymie beſchäftigt.“ „Was? giebt es hier auch Schulen? rief Johann, das iſt nicht recht, Diener, daß Du mir das verſchwiegen haſt; ich habe immer große Luſt gehabt, in die Schule zu gehen und etwas Ordentliches zu lernen.“ „Das kannſt Du haben, wie Du willſt, antwortete der Diener, Du biſt hier der Herr, und was Du haben willſt, müſſen wir Dir ſchon zu Gefallen thun. Du kannſt Dir einen der ſchneeweißen Weiſen in die Kammer kommen laſſen, wenn Dir das gefällt, oder kannſt auch in eine der Schulen gehen.“ „Das will ich gleich morgenden Tages thun, ſprach Johann, und ich will mit in die Schule gehen, wo die Diener und Dienerinnen unterwieſen werden. Denn ich will mit denen lernen, die auf der Erde geboren ſind; ihr möchtet mir zu fein ſeyn, und ich käme nicht mit, und der Hinterſte zu ſeyn, wäre unluſtig.“

Und gleich den andern Morgen ließ Johann ſich von dem Diener in die Schule führen, und es gefiel ihm da ſo gut, daß er nachher nie einen Tag verſäumt hat. Das iſt nämlich ſehr löblich von den Unterirdiſchen, daß die Kinder, welche zu ihnen herabkommen, immer ſehr gut unterwieſen werden, ſo daß ſehr kluge und geſchickte Leute aus den Bergen gekommen ſind, Männer und Frauen, die ihre Wiſſenſchaft bei den Unterirdiſchen gelernt haben. Hier waren Meiſter in allen Künſten. Die Kinder lernten ſchreiben, leſen, zeichnen, malen, Geſchichten und Mährchen aufſchreiben und erzählen, und wurden zugleich in mancherlei feiner und künſtlicher Arbeit unterwieſen. Die Größern und Fähigern erhielten auch Unterricht von der Natur und von den Geſtirnen, und wurden auch in der Dichtkunſt und Räthſelkunſt geübt, welche beiden Künſte die Unterirdiſchen über Alles lieben, und womit ſie ſich bei der Tafel und bei Feſten unter einander viel reizen und ergötzen. Der kleine Johann war ſehr fleißig, und ward bald einer der geſchickteſten Zeichner und Maler, auch arbeitete er ſehr fein in Silber und in Gold und Stein, ja er konnte aus Stein zuletzt ſo feine Früchte und Blumen wirken, daß man glauben ſollte, der liebe Gott, der doch Alles auf das Schönſte und Künſtlichſte geſchaffen hat, könne es kaum beſſer machen; er machte auch hübſche Reimlein, und im Räthſelkampfe war er ſehr gewandt, daß er faſt Allen antworten konnte, und ihm Mancher die Antwort ſchuldig blieb.

Manches liebe Jahr hatte Johann hier verlebt, ohne daß er an ſeine ſchöne Erde gedacht hätte und an diejenigen, welche er dort oben zurückgelaſſen hatte. Auch hatte er hier unter den Kindern manchen lieben Geſpielen und Geſpielin gefunden. Nur war das betrübt, daß dieſe gewiſſe Stunden immer dienen mußten und dann nicht mit ihm ſeyn durften, obgleich ſie keineswegs hart gehalten wurden und einen ſehr leichten und meiſtens nur ſpielenden Dienſt hatten, denn ſchwere und ſchmutzige und mühevolle Arbeit gab es hier unten gar nicht.

Unter allen ſeinen Geſellen und Geſellinnen hatte Johann Niemand lieber als ein kleines blondes Mädchen, welches Lisbeth Krabbin hieß. Dieſe war mit ihm aus demſelben Dorfe, es war die Tochter des Pfarrers Friedrich Krabbe in Rambin. Sie war als ein vierjähriges Kind weggekommen, und Johann erinnerte ſich wohl, wie ſie ihm von ihr erzählt hatten. Sie war aber nicht geſtohlen von den Unterirdiſchen, ſondern einen Sommertag mit den andern Kindern in's Feld gelaufen. Sie waren zu den neun Bergen gegangen, da war die kleine Lisbeth eingeſchlafen und von den Andern vergeſſen, und des Nachts, als ſie erwachte, unter die Unterirdiſchen und mit ihnen unter die Erde gekommen. Johann hatte ſie aber nicht deswegen ſo lieb, weil ſie mit ihm aus einem Dorfe war, ſondern Lisbeth war von Natur ein ausnehmend freundliches und liebes Kind mit hellblauen Aeuglein und blonden Löckchen, und als ſie groß ward, war ſie ausbündig ſchön.

Mit dieſem niedlichen Kinde hatte Johann hier ſeine Kinderjahre recht luſtig verſpielt und gar nicht mehr daran gedacht, daß da oben über den Bergen auch noch Leute wohnten. So war es achtzehn Jahre alt geworden und Lisbeth ſechszehn. Und was bis jetzt ein unſchuldiges Kinderſpiel geweſen war, ward nun eine ſüße Liebe. Sie konnten nicht mehr von einander laſſen und nannten ſich Braut und Bräutigam, und waren lieber allein, als unter den andern Geſpielen. Die Unterirdiſchen ſahen das aber ſehr gern, denn ſie hatten den Johann alle ſehr lieb, und hätten ihn auch ſehr gern als ihren Die-

Digitized by Google

ner gehabt — denn Herrſchſucht iſt ihr Laſter bei manchen Tugenden. Und ſie dachten: durch dieſe hübſche Dirne werden wir ihn fangen, und er wird ſich um ihretwillen zuletzt wohl gefallen laſſen, bei Tiſche aufzuwarten und Aepfel und Trauben von den Bäumen zu leſen und Blumen zu ſtreuen und das Eſtrich zu kehren. Sie irrten ſich aber ſehr. Der kleine Diener, dem er die Mütze genommen, und den die Langeweile oft bei ihm geplagt, hatte ihm zu viel erzählt: daß er hier nur das Befehlen habe, und daß ſie Alles thun müßten, was er wolle; denn wer Meiſter von einem Unterirdiſchen geworden, ſey dadurch auch ſo weit Meiſter aller übrigen, daß ſie ihm Alles zu Gefallen thun müſſen, was in ihrer Macht ſtehe.

Johann ging nun viel ſpazieren mit ſeiner kleinen ſüßen Braut, und ließ den Diener oft zu Hauſe; denn jetzt waren dort keine Wege und Stege mehr, die er nicht kannte. Und ſie ſpazierten viel in der Dämmerung und oft bis in die ſinkende Nacht hinein, ohne daß ſie merkten, wo ihnen die Zeit blieb; denn die Liebe iſt eine Zeitdiebin, die ihres Gleichen nicht hat. Der Johann war bei dieſen Spaziergängen immer fröhlich und munter, aber die Lisbeth war oft ſtumm und traurig, und erinnerte ſich oft des Landes da droben, wo die Menſchen wohnen und Sonne, Mond und Sterne ſcheinen. Weil er das aber immer wegſchob, durch andere Geſpräche, ſo verſtummte ſie wieder und ſeufzte ſtill in ſich, vergaß es auch wohl endlich wieder durch das Glück, daß ſie an ſeinen Armen wandeln durfte. Nun begab es ſich einmal, daß ſie bei einem Spaziergange über ihrer Liebe und dem luſtigen Gekoſe und Geflüſter derſelben ganz der Zeit vergeſſen hatten und Gott weiß wie weit geſchlendert waren. Es war ſchon nach Mitternacht, und ſie waren zufällig an die Stelle gekommen, wo die Spitze des gläſernen Berges ſich aufzuthun und wo die Unterirdiſchen hinaus- und hereinzuſchlüpfen pflegten. Als ſie nun da wandelten, hörten ſie mit einem Male mehrere irdiſche Hähne laut krähen. Bei dieſem ſüßen Klange, den ſie nun in zwölf Jahren nicht gehört hatte, ward der kleinen Lisbeth gar wunderſam um das Herz, ſie konnte ſich nicht länger halten, ſie umfaßte ihren Johann, als wollte ſie ihn todt drücken, und netzte ihm mit heißen Thränen die Wangen. So hing ſie lange ſprachlos an ſeiner Bruſt, dann küßte ſie ihn wieder und bat ihn, daß er ihr den unterirdiſchen Kerker doch aufſchließen ſollte. Sie ſprach ungefähr alſo zu ihm:

„Lieber Johann, es iſt hier unten wohl ſchön, und die kleinen Leute ſind auch freundlich und thun einem nichts zu Leide, aber geheimelt hat es mir hier nie, ſondern mir iſt doch immer ſchauerlich zu Muthe geweſen, und eigentlich froh bin ich hier erſt geworden, ſeit ich Dich ſo lieb habe, und doch nicht recht froh, denn es iſt hier doch kein rechtes Leben, wie es für Menſchen ſeyn ſoll. Ich habe hier doch keine Ruhe Tag und Nacht, und ich will Dir es nun ſagen, was ich immer verſchwiegen habe: alle Nacht träumt mir von meinem lieben Vater und von meiner Mutter und von unſerm Kirchhofe, wo die Leute ſo andächtig an den Kirchthüren ſtehen und auf den Vater warten, und mir iſt es dann ſo ſehnſüchtig im Herzen, daß ich Blut weinen möchte, weil ich nicht mit ihnen in die Kirche gehen und beten und Gott loben und preiſen kann, wie Menſchen ſollen. Denn ein chriſtliches Leben iſt hier unten einmal nicht, ſondern nur ſo ein buntes, künſtliches in der Mitte, wobei es einem doch nicht ganz wohl wird, weil es wohl halb heidniſch iſt. Und, lieber Johann, auch das mußt Du bedenken, wir können hier ja nie Mann und Frau werden, denn es iſt hier ja kein Prieſter, der uns trauen kann; und ſo müſſen wir immerfort Brautleute bleiben, und können alt und grau darüber werden. Darum denke darüber und mache Anſtalt, daß wir von hier kommen; mich verlangt unbeſchreiblich, wieder bei meinem Vater und unter frommen Chriſten zu ſeyn."

Auch für Johann hatten die Hähne ganz wunderbar gekräht, und er empfand etwas, was er hier unten noch nie empfunden hatte, nämlich eine tiefe Sehnſucht nach dem ſchönen Sonnenlande, und er antwortete ſeiner Braut:

„Liebe ſüße Lisbeth, Du ermahneſt mich ganz recht. Ich empfinde nun auch, daß es Sünde iſt für Chriſten, hier zu bleiben, und mir iſt im Herzen faſt, als hätte der Herr Chriſtus uns mit dieſem Hahnenkrei als mit ſeiner Liebesſtimme gerufen: „Kommt herauf, ihr Chriſtenkinder, aus der Bezauberung und aus den Wohnungen der Verblendung! kommt herauf an das Sternenlicht und wandelt wie die Kinder des Lichts!" Ja, Lisbeth, mir iſt zum erſten Mal recht weh um das Herz geworden, und ich ſehe wohl, daß es ein großer Fürwitz und eine ſchreckliche Sünde war, daß ich ſo mit den Unterirdiſchen hinabgefahren bin. Das mag Gott meinen jungen Jahren vergeben, weil ich ein Kind war und nicht wußte, was ich that. Und nun will ich auch nicht länger warten, ſondern geſchwinde Anſtalt machen, daß ich fortkomme. Mich dürfen ſie hier nicht halten."

Und er war ſehr bewegt in ſeiner Seele, und führte ſein liebes Kind eilends von dannen. So trieb ihn der Vorſatz fort, der ſchon in ihm lebendig war. Er hatte aber nicht bemerkt, daß Lisbeth bei ſeinen letzten Worten todtenblaß geworden war und wie ſchwer ſie ihr auf's Herz gefallen waren; denn ſie hatte vorher nicht bedacht, daß ſie Dienerin war und ihre funfzig Jahre aushalten mußte und daß ſie mit ihm nicht fort konnte. Und der Schmerz war ſo gewaltig in ihr, daß ſie endlich laut weinen und ſchluchzen mußte und er ſie nun fragte, was ihr ſey, er wolle ja gerne mit ihr fortziehen, ja durch die ganze Welt mit ihr, wohin ſie wolle. Da antwortete ſie ihm: „Ach! Du biſt hier der Herr und kannſt es; aber ich bin die Dienerin, und muß nach dem ſtrengen Geſetze, das hier gilt, aushalten, bis die funfzig Jahre um ſind. Und was ſoll ich dann auf der Erde thun, wann Vater und Mutter todt und die Geſpielen alt und grau ſind? und Du biſt dann auch grau und alt; was kann es mir da helfen, daß ich hier jung bleibe und nicht älter werden kann, als zwanzig Jahre? Ach! ich arme Lisbeth."

Sie ſprach dieſe Worte ſo kläglich aus, daß ſie einen Stein hätte rühren können, und in Johann's Ohren tönten ſie wie Donnerſchläge, und er ward auch ſo traurig. Denn das fühlte er wohl, ohne ſie konnte er von hier nicht gehen — und er konnte doch in ſeiner Seele nirgends einen Ausweg finden. Sie ſchieden alſo, als ſie heimgekommen waren, ſehr traurig von einander. Johann aber drückte Lisbeth's Hand an ſein Herz und küßte ſie viel tauſendmal und ſagte ihr: „Mein, liebe Lisbeth, ohne Dich gehe ich nimmer von hier, das glaube mir." Und Lisbeth ward ſehr getröſtet durch dieſe Worte.

Johann wälzte ſich die ganze Nacht auf ſeinen Kiſſen hin und her, und konnte kein Auge zuthun, denn die Gedanken ließen ihm keine Ruhe, ſondern flogen, wie aufgeſcheuchte Vögel, hinter welchen der Falke iſt, immer rundum in ſeiner Seele. Endlich, als der Morgen ſchon graute, fuhr er geſchwind aus dem Bette, und ſprang hoch auf vor Freuden, und jauchzte in ſeiner Stube hin und her und ſchrie überlaut: „Nun hab' ich's! nun hab' ich's! Diener! Diener! Du haſt mir zu viel erzählt!" Und er klingelte, und der Diener kam, und er befahl: „Diener, geſchwind! geſchwind! bringe mir Lisbeth!" und in einem Augenblicke war der Diener da und führte die ſchöne Lisbeth an der Hand. Und er hieß den Diener hinausgehen und küßte ſeine Lisbeth und ſprach zu ihr: „Liebe Lisbeth, nun freue dich mit mir Ich habe es gefunden! ich habe es gefunden! wir werden nun beide bald wieder zu Chriſten kommen, und ſie können uns hier nicht feſthalten. Verlaß Dich nur darauf, ich kann es machen. Und nun gehe, mein Herzchen, und ſey froh." Und er küßte ſein liebes Kind, rief darauf den Diener und hieß ihm die Lisbeth wieder heimführen und auf dem Rückwege die ſechs Vornehmſten zu ihm rufen. Der Diener aber verwunderte ſich über dieſe Sendung, und die Sechs wunderten ſich noch mehr, als er ihnen die Muthung Johann's brachte, und munkelten und flüſterten unter einander, gingen aber mit ihm.

Und als die Sechſe in Johann's Zimmer traten, empfing er ſie ſehr freundlich, denn es waren ja die, mit welchen er alle Tage zu Tiſche zu ſitzen pflegte, und ſprach alſo zu ihnen:

„Liebe Herren und Freunde, Euch iſt wohl bewußt, auf welche Weiſe ich hierher gekommen bin, nicht als ein Gefangener und Ueberliſteter, oder Diener, ſondern als ein Herr und Meiſter über Einen von Euch, und dadurch über Alle; nur daß dieſer Eine immer mein leiblicher und ſtündlicher, ja ſecundlicher Diener ſeyn muß. Ihr habt mich die zehn Jahre, welche ich bei Euch lebe, wie einen Herrn empfangen und gehalten, und dafür bin ich Euch Dank ſchuldig, denn ich hätte Euch mit allerlei Befehlen und Einfällen manche Mühe und Arbeit, Neckerei und Plage anthun, ja, ich hätte ein recht tückiſcher und unfreundlicher Tyrann gegen Euch ſeyn können, und Ihr hättet es alles in Gehorſam leiſten und thun müſſen und nicht mukſen dürfen. Ich habe das aber nicht gethan, ſondern mich wie Eures Gleichen aufgeführt und mehr mit Euch gejubelt und geſpielt, als daß ich unter Euch geherrſcht hätte. Nun bitte ich Euch, ſeyd wieder freundlich gegen mich, wie ich gegen Euch geweſen bin, und gewährt mir eine Bitte. Es iſt hier unter den Dienerinnen eine feine Dirne, die ich lieb habe, Lisbeth Krabbin aus Rambin, wo ich auch geboren bin. Dieſe gebt mir, und laſſet ſie mit mir ziehen. Denn ich will nun wieder hinauf, wo die Sonne ſcheint und der Pflug in's Feld geht. Weiter begehre ich nichts, als dieſes ſchöne Kind und den Geſchmuck und das Geräth meines Zimmers mitzunehmen."

So ſprach er mit ſehr lebendigem und kräftigem Tone, daß ſie den Ernſt wohl fühlten. Sie aber ſchlugen die verlegenen und bedenklichen Blicke zu Boden und ſchwiegen Alle; darauf nahm der Aelteſte unter ihnen das leiſe Wort und liſpelte: „Herr, Du begehreſt, was wir nicht geben können; es thut uns leid, daß Du Unmögliches verlangeſt. Es iſt ein unverbrüchliches Geſetz, daß nie ein Diener oder eine Dienerin entlaſſen werden kann von hier vor der beſtimmten Zeit. Brächen wir das Geſetz, ſo würde unſer ganzes unterirdiſches Reich einen Fall thun. Sonſt Alles,

Digitized by Google

denn Du biſt uns ſehr lieb und ehrenwerth, aber die Lisbeth können wir Dir nicht herausgeben."

„Ihr könnt die Lisbeth herausgeben und ihr ſollt ſie herausgeben, rief Johann im Zorn. Nun geht, und bedenkt Euch bis morgen. Ihr wißt meinen Befehl, es iſt keine Bitte mehr. Morgen kommt zu dieſer Stunde wieder. Ich will Euch zeigen, ob ich über Eure ſchmeichleriſchen und füchſiſchen Liſten herrſchen kann."

Die Sechs verneigten ſich und gingen, den begleitenden Diener aber ſchalten ſie, daß er zu viel erzählt habe. Er aber entſchuldigte ſich und verneinte es und ſagte: „Ihr wißt ja, wie klug er mich überliſtet hat mit der Mütze, und wie er von den Geheimniſſen unſerer Herrſchaft Alles gewußt hat durch den alten Kuhhirten aus Rodenkirchen; der hat ihm dieß auch erzählt." — Und ſie glaubten ihm und ſchalten ihn nicht mehr.

Als die Sechs den andern Morgen zur befohlenen Stunde wiederkamen, empfing Johann ſie doch freundlich und ſprach: „Ich habe Euch geſtern hart angeredet, aber ich habe es ſo ſchlimm nicht gemeint, als ich ausgeſehen habe. Aber die Lisbeth will ich und muß ich haben, dabei bleibt es! Und ich weiß wohl, daß Ihr auch mich nicht gerne miſſet, weil Ihr die Menſchenkinder gern habt, beſonders wenn ſie freundlich und luſtig ſind, wie ich bin. Aber ich kann's nun einmal nicht helfen, ich muß wieder zu Chriſten, und wie ein Chriſt leben und ſterben, und es iſt eine große Sünde, wenn ich hier länger ſäume. Und deswegen verlaſſe ich Euch, und nicht aus Widerwillen und Haß. Und meine liebe Lisbeth will ich auch mitnehmen; dabei bleibt es! Und nun geberdet Euch nicht länger widerwärtig und widerſpänſtig, und thut wie Freunde dem Freunde, was Ihr ſonſt aus Noth thun müſſet, und gebet mir die ſchöne Dirne heraus, und laſſet uns freundlich von einander ſcheiden und hier und dort ein freundliches Andenken in den Herzen bewahren."

Und die Sechs thaten ſehr freundlich und redeten nun Einer nach dem Andern, und machten ſehr ſchöne Wendungen und Schlingungen der Worte, womit ſie ihn zu beſtricken hofften, denn darin ſind ſie ſehr geſchickt. Auch hatten ſie ſich heute vorbereitet, daß ſie wußten, was ſie ſprechen wollten. Aber es half ihnen nichts, und ihre Worte verflogen ſich in den Winden und berührten Johann nicht ſtärker, als hätten ſie Spreu aus dem Munde geblaſen. Und das Ende vom Liede war wieder, nachdem er alle die ſchönen künſtlichen Worte angehört hatte: „Gebt die Lisbeth heraus! ich gehe nicht ohne die Lisbeth!" Denn Johann war zu ſterblich verliebt, als daß er die ſchöne Lisbeth gelaſſen hätte. Die Sechs aber weigerten ſich, als hätten ſie Recht und würden es nimmer thun. Johann aber ſagte ihnen lächelnd: „Geht nun! Fahrt wohl bis morgen! Morgen ſeyd Ihr wieder zu dieſer Stunde hier. Ich gebe Euch nun das dritte und letzte Mal. Wollt Ihr meinen Wunſch dann nicht in Güte erfüllen, ſollt Ihr ſehen, ob ich verſtehe, Herr zu ſeyn." — Er hatte aber, da er ſie ſo hartnäckig ſah, in ſich beſchloſſen, ſie durch Plagen zum Gehorſam zu zwingen, falls ſie nicht unterdeſſen auf beſſere Gedanken kämen.

Und ſie kamen den dritten Morgen, und Johann ſah ſie mit ernſtem und ſtrengem Blicke an und erwiederte ihre Verbeugung nicht, ſondern fragte kurz: „Ja oder Nein?" Und ſie antworteten einſtimmig: „Nein!" Darauf befahl er dem Diener, er ſollte noch vierundvierzig der Vornehmſten rufen und ſollte ihre Frauen und Töchter mitkommen heißen, und auch die Frauen und Töchter von dieſen Sechſen, die vor ihm ſtanden. Und der Diener fuhr dahin wie der Wind, und in wenig Minuten ſtanden die Vierundvierzig da, mit ihren Frauen und Töchtern, und auch die Frauen und Töchter der Sechſe, und waren in Allem wohl fünfhundert Männer, Frauen und Kinder da. Und Johann hieß ſie hingehen und Hauen, Karſten und Stangen holen und dann flugs wiederkommen. Und ſie thaten, wie er befohlen hatte, und waren bald wieder da. Er aber gedachte ſie nun zu plagen, damit ſie aus Noth thäten, was ſie aus Liebe nicht thun wollten.

Er führte ſie auf einen Felſenberg, der auf einem der Anger lag. Da mußten dieſe feinen zarten Weſen, die für ſchwere Arbeit nicht geſchaffen waren, Steine hauen, ſprengen und ſchleppen. Sie thaten das ganz geduldig und ließen ſich nichts merken, ſondern geberdeten ſich, als ſey es ihnen ein leichtes und gewohntes Spiel. Er aber ließ ſie ſich plagen vom Morgen bis an den Abend, und ſie mußten ſchwitzen und arbeiten, daß ihnen der Athem faſt ausging; denn er ſtand immer dabei und trieb ſie an. Sie aber hofften, er werde die Geduld verlieren und der Jammer werde ihn überwinden, daß er ſie und ihre Frauen und Kinder ſo bleich und welk werden ſah, die ſonſt ſo ſchön und luſtig waren. Und wirklich war Johann zu keinem König Pharao und Nebukadnezar geboren, denn, nachdem er es einige Wochen ſo getrieben, ging ihm die Geduld aus, und der Jammer, daß er die ſchönen kleinen Menſchen ſo mißhandeln mußte, that auch ſein Theil dazu. Sie aber wurden nicht mürb, denn es iſt ein gar eigenſinniges Völkchen. Sie brauchten aber immer die Liſt, daß die Schönſten immer zunächſt bei Johann arbeiten mußten, beſonders ſtellten ſie die niedlichen kleinen Dirnen dahin, die ſonſt ſeine Tiſchgeſellinnen waren, und die mußten auf ſeine Mienen und Geberden Acht haben, und hatten bald bemerkt, daß er ſich oft verſtohlen wegwendete und eine Thräne aus den Augen wegwiſchte. Johann dachte nun darauf, wie er eine Plage erfände, die ihn geſchwinder zum Ziele führte.

Und er machte ſich hart und geberdete ſich noch viel härter und rief ſie einen Abend zuſammen und ſprach: „Ich ſehe, Ihr ſeyd ein hartnäckiges Geſchlecht, ſo will ich denn viel hartnäckiger ſeyn, denn Ihr ſeyd. Morgen, wann Ihr zur Arbeit kommt, bringe ſich Jeder eine neue Geißel mit." Und er hieß ſie ſich Alle entkleiden und einander mit den Geißeln zerhauen, bis das Blut darnach floß; und er ſah grimmig und grauſam dabei aus, als hätte ihn eine Tigerin geſäugt oder ein ſchwarzer Galgenvogel das Futter zugetragen. Aber die kleinen Leute zerhieben ſich und bluteten und hohnlachten dabei, und thaten ihm doch nicht den Willen. So thaten ſie drei, vier Tage.

Da konnte er es nicht länger aushalten, es jammerte und ekelte ihn, und er hieß ſie ablaſſen und ſchickte ſie nach Hauſe. Und er dachte auf viele andere Plagen und Martern, die er ihnen anthun könne. Da er aber von Natur weich und mitleidig war, und die Wochen wirklich mehr ausgeſtanden hatte, daß er ſie plagen mußte, als ſie, die geplagt wurden, ſo gab er den Gedanken daran ganz auf; für ſich und für ſeine Lisbeth wußte er aber auch gar keinen Rath, und ward ſo traurig, daß ſie ihn oft tröſten und aufrichten mußte, der ſonſt immer ſo fröhlich und beherzt war. So lieb er die kleinen Leute ſonſt hatte, ſo unlieb wurden ſie ihm jetzt. Er ſchied ſich ganz aus ihrer Geſellſchaft und von ihren Feſten und Tänzen, und lebte einſam mit ſeiner Dirne und aß und trank einſam in ſeinem Zimmer; ſo, daß er faſt ein Einſiedler ward und ganz in Trübſinn und Schwermuth verſank.

Als er einmal in dieſer Stimmung in der Dämmerung ſpazierte, warf er in Unmuth, wie man zu thun pflegt, kleine Steine, die ihm vor den Füßen lagen, gegen einander, daß ſie zerſprängen. Vielleicht erquickte es ſeinen ſchweren Muth auch, daß er die Steine ſo an einander zerſchlagen ſah, denn wenn ein Menſch in ſich uneins und zerriſſen iſt, möchte er in Unmuth oft die ganze Welt zerſchlagen. Genug, Johann, der nichts Beſſeres thun mochte, zerwarf die armen Steine, und da geſchah es, daß aus einem ziemlich großen Steine, der aus einander ſprang, ein Vogel ſchlüpfte, der ihn erlöſen ſollte. Es war dieß eine Kröte, deren Haus in den Stein mit ihr gewachſen war und die vielleicht ſeit der Schöpfung der Welt darin geſeſſen hatte. Kaum ſah Johann die Kröte ſpringen, ſo war er ganz freudenvoll und ſprang hinter ſie drein und haſchte ſie und rief einmal über das andere: „Nun hab' ich ſie! nun hab' ich meine Lisbeth! nun will ich euch ſchon kirr machen, nun ſollt ihr's kriegen, ihr tückiſchen kleinen Geſellen. Habt ihr euch mit Ruthen nicht zum Gehorſam geißeln laſſen, ſo will ich euch mit Kröten und Skorpionen geißeln." Und er barg die Kröte wie einen koſtbaren Schatz in ſeiner Taſche und lief eilends zu Hauſe und nahm ein feſtes ſilbernes Gefäß und ſetzte ſie darein, damit ſie ihm nicht entrinnen könnte. Und in ſeiner Freude ſprach er überlaut für ſich viele Worte und geberdete ſich ſo wunderlich, als ſey er närriſch geworden, und ſprang dann in's Freie hinaus. „Komm mit, mein Vögelein, rief er, nun will ich dich verſuchen, ob du ächt biſt." Und er nahm das Gefäß mit der Kröte unter den Arm und lief hin, wo ein paar Unterirdiſche in der Einſamkeit des Weges gingen. Und als er ihnen näher kam, ſtürzten ſie hin auf den Boden und winſelten und heulten jämmerlich. Er aber ließ flugs ab von ihnen und rief: „Lisbeth, Lisbeth, nun hab' ich Dich! nun biſt Du mein!" und ſo ſtürmte er zu Hauſe, ſchellte den Diener herein und ließ ihn Lisbeth holen.

Und als Lisbeth kam, war ſie ganz erſtaunt, daß ſie ihn ſo munter fand, denn ſeit einem halben Jahre hatte ſie ihn nicht mehr froh geſehen. Und er lief auf ſie zu und umhalſete ſie und ſprach: „Lisbeth! ſüße Lisbeth! nun biſt Du mein, nun nehme ich Dich mit; übermorgen ſoll der Auszug ſeyn, und, Juchhe! wie bald die luſtige Hochzeit!" Sie aber ſtaunte noch mehr und ſagte: „Lieber Johann, biſt Du jeck geworden? wie ſoll das möglich ſeyn?" Er aber lächelte und ſprach: „Ich bin nicht jeck geworden, aber die kleinen Schlingel will ich jeck machen, wenn ſie ſich nicht zum Ziele legen wollen. Sieh', hier hier iſt Dein und mein Erlöſer." Und er nahm das ſilbern Geſchirr und öffnete es und zeigte ihr die Kröte, vor deren Garſtigkeit es ihr faſt geſchwunden hätte. Nun erzählte er ihr, wie er zu dem ſeltenen Vogel gekommen war und wie herrlich ihm die Probe geglückt war, die er mit ihm unter den Unterirdiſchen angeſtellt hatte, und wohlgefällig rief er noch einmal: „Sey froh, meine liebe Lisbeth! Du ſollſt es ſehen, wie ich ſie mit dieſer zu Paaren treiben will."

Nun muß ich auch das Geheimniß erzählen, das in der Kröte ſteckte. Klas Starkwolt hatte dem kleinen Jo-

Digitized by Google

hann oft erzählt, daß die Unterirdiſchen keinen Geſtank vertragen könnten, und das ſie bei dem Anblick, ja bei dem Geruch von Kröten gleich in Ohnmacht fielen und die entſetzlichſten Schmerzen litten; mit Geſtank und mit dieſen garſtigen, ſcheußlichen Thieren könne man ſie zu Allem zwingen. Daher findet ſich auch nicht etwas Stinkendes in dem ganzen gläſernen Reiche, und die Kröten ſind dort etwas Unerhörtes, und man muß daher dieſe Kröte, die ſo wunderbar in einen Stein gehäuſt und faſt eben ſo wunderbar aus dieſem ihrem ſteinernen Hauſe herausgekommen war, faſt anſehen, als von Gott von Ewigkeit her zu ſolcher geheimen Wohnung verdammt, damit Johann und Lisbeth zuſammen aus dem Berge kommen und Mann und Frau werden könnten.

Johann und Lisbeth glaubten auch gern an ein ſolches Wunder, beſonders Lisbeth, die Gottes liebes Kind war. Und als Johann ihr alles erzählt und erklärt hatte, was er ferner thun und wie er die Kleinen ferner zu ſeinem Willen zwingen wollte, da fiel ſie ganz entzückt und gerührt auf ihr Geſichtchen zur Erde und betete und dankte Gott, daß er ſie endlich von den kleinen Heiden erlöſen und wieder zu Chriſtenmenſchen bringen wollte. Und ſie ging ganz fröhlich heim und faltete ihre Händchen im Bette noch viel zum Gebete und hatte die Nacht die allerſüßeſten Träume. Johann legte ſich auch nicht traurig nieder und er überdachte und überlegte ſich Alles, wie er die Kleinen erſchrecken und endlich mit ſeiner geliebten Braut aus dem Berge ziehen wollte.

Und den folgenden Morgen, als es getagt hatte, rief er ſeinen Diener und hieß ihn die funfzig Vornehmſten holen mit ihren Frauen und Töchtern. Und ſie erſchienen alsbald vor Johann, und er ſprach zu ihnen!

„Ihr wiſſet alle, und iſt Euch nicht verborgen, wie ich hierher gekommen bin und wie ich dieſe manchen Jahre mit Euch gelebt habe, nicht als ein Herr und Gebieter, ſondern als ein Freund und Genoſſe. Und ich habe es wohl gewußt, wie ich hätte Herr ſeyn und meiner Herrſchaft gegen Euch gebrauchen können; und das habe ich nicht gethan, ſondern einen Einzigen von Euch hab' ich als Diener gebraucht, und auch nicht als Diener, ſondern mehr als Freund. Und Ihr ſcheinet mit mir zufrieden zu ſeyn und mich lieb zu haben; als es aber dahin gekommen iſt, daß ich endlich eine einzige kleine Freundlichkeit von Euch begehren mußte, habt Ihr Euch geberdet, als forderte ich Leben und Reich von Euch, und mir ſie trotzig abgeſchlagen Ihr wißt auch, was ich da ergriffen habe, und wie ich angefangen habe, Euch mit Arbeit und Streichen zu plagen, damit Ihr einſähet, daß Ihr Unrecht hättet und mir die Liebe thätet. Aber Ihr ſeyd trotziger und hartnäckiger geweſen, als ich ſtrenge, und aus Barmherzigkeit habe ich ablaſſen müſſen von der Strafe. Ihr habt das aber nicht erkannt, ſondern habt mich ausgelacht als einen Dummen, der keinen Rath wiſſe, Euch zum Gehorſam zu zwingen. Ich aber weiß wohl Rath, und will Euch bald zeigen, wenn Ihr in Eurer Verſtocktheit bleibet und mir die Lisbeth nicht losgeben wollet. Darum zum letzten Male, beſinnet Euch noch eine Minute, und ſagt Ihr dann Nein, ſo ſollt Ihr die Pein fühlen, die Euch und Euern Kindern von allen Peinen die fürchterlichſte iſt.“

Und ſie ſäumten nicht lange, und ſagten mit Einer Stimme „Nein“, und dachten bei ſich: Welche neue Liſt hat der Jüngling erdacht, womit er ſo weiſe Männer einzuſchrecken meint? Und ſie lächelten, als ſie Nein ſagten. Dieß Lächeln ärgerte Johann mehr, als alles Andere, und voll Zorns rief er: „Nun denn! da Ihr nicht hören wollt, ſo ſollt Ihr fühlen!“ und lief geſchwind mit einem Blitz einige hundert Schritte weg, wo er das Gefäß mit der Kröte unter einem Strauch verſteckt hatte.

Und er kam zurück, und als er ſich ihnen auf hundert Schritte genähert hatte, ſtürzten ſie Alle hin, als wären ſie mit Einem Schlage zugleich vom Donner gerührt, und begannen zu heulen und zu winſeln und ſich zu krümmen, als ob ſie von den entſetzlichſten Schmerzen gefoltert würden. Und ſie ſtreckten die Hände aus und ſchrieen Einer um den Andern; „Laß ab, Herr! laß ab! und ſey barmherzig! wir fühlen, daß Du eine Kröte haſt und daß kein Entrinnen iſt. Nimm die gräulichen Plagen weg, wir wollen ja Alles thun, was Du befiehlſt.“ — Und er ließ ſie noch einige Secunden zappeln, dann entfernte er das Gefäß mit der Kröte, und ſie richteten ſich wieder auf und ihre Züge erheiterten ſich wieder, denn die Pein war weg, wie das Thier weggenommen war.

Johann behielt nur die ſechs Vornehmſten bei ſich und ließ die Weiber und Kinder und die übrigen Männer alle gehen, wohin jeder wollte. Zu den Sechſen aber ſprach er ſeinen Willen alſo aus:

„Dieſe Nacht zwiſchen zwölf und ein Uhr ziehe ich mit der Lisbeth von dannen, und Ihr beladet mir drei Wagen mit Silber und Gold und edlen Steinen. Wiewohl ich Alles nehmen könnte, was Ihr in den Bergen habt, da ihr ſo widerſpänſtig und ungehorſam gegen mich geweſen ſeyd, will ich Euch doch ſo hart nicht ſtrafen, ſondern barmherziger gegen Euch ſeyn, als Ihr gegen mich und die Lisbeth geweſen ſeyd. Und alle meine Herrlichkeiten und Koſtbarkeiten und Bilder und Bücher und Geräthe, die in meinem Zimmer ſind, werden auf zwei Wagen geladen; alſo, daß in Allem fünf Frachtwagen bereit gemacht werden. Mir ſelbſt aber rüſtet den ſchönſten Reiſewagen, den Ihr in Euren Bergen habt, mit ſechs ſchwarzen Rappen, worauf ich und meine Braut ſitzen und zu den Unſrigen einfahren wollen. Zugleich befehle ich Euch, daß von den Dienern und Dienerinnen alle diejenigen freigelaſſen werden, welche ſo lange hier geweſen ſind, daß ſie droben zwanzig Jahre und drüber alt ſeyn würden; und Ihr ſollt ihnen ſo viel Silber und Gold mitgeben, daß ſie auf der Erde reiche Leute heißen können. Und das ſoll künftig ein ewiges Geſetz ſeyn und Ihr ſollt mir es hier dieſen Augenblick beſchwören, daß nimmer ein Menſchenkind hier länger feſtgehalten werden ſoll, als bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre.“

Und die Sechſe leiſteten ihm den Schwur und gingen dann traurig weg; er aber nahm jetzt die Kröte und vergrub ſie tief in die Erde. Und ſie und die übrigen Unterirdiſchen rüſteten Alles zu, und auch Johann und Lisbeth bereiteten ſich zur Reiſe und ſchmückten ſich feſtlich gegen die Nacht, damit ſie als Braut und Bräutigam erſcheinen konnten. Es war aber jetzt beinahe dieſelbe Zeit, in welcher er einſt in den Berg hinabgeſtiegen war, die Zeit der längſten Tage, alſo Mittſommerszeit, die ſie die Sonnengicht nennen. Und er war etwas über zwölf Jahre in den Bergen geweſen, und Lisbeth etwas über dreizehn, und er ging in ſein einundzwanzigſtes Jahr und Lisbeth in ihr achtzehntes. Die kleinen Leute thaten mit großem Gehorſam, aber ſehr ſtill, Alles, wie er ihnen befohlen hatte; deſto lauter aber war die Schaar der Diener und Dienerinnen, welche ſein neues Geſetz über das zwanzigſte Jahr mit erlöſet hatte. Dieſe jubelten um ihn und um ſeine Lisbeth her, und freueten ſich ſehr, daß ſie mit ihnen auf die Oberwelt ziehen durften.

Und als alle Koſtbarkeiten herausgeſchafft und die erlöſeten Diener und Dienerinnen hinaufgefahren waren, ſetzte Johann und ſeine Lisbeth ſich zuletzt in die ſilberne Tonne und ließen ſich hinaufziehen. Es mochte wohl eine Stunde nach Mitternacht ſeyn. Und es däuchte ihnen ebenſo, wie ſie hinabgefahren waren. Sie waren vom Jubel umrauſcht und von Muſik umtönt, und endlich klang es über ihren Köpfen und ſie ſahen den gläſernen Berg ſich öffnen, und die erſten Himmelsſtrahlen blickten zu ihnen herab nach ſo manchen Jahren, und bald waren ſie draußen und ſahen das Morgenroth ſchon im Oſten dämmern. Johann ſah eine Menge Unterirdiſcher, die um ihn und Lisbeth und um die Wagen beſchäftigt waren, dort hin und her wallen, und er ſagte ihnen das letzte Lebewohl, dann nahm er ſeine braune Mütze, ſchwang ſie dreimal in der Luft und warf ſie unter ſie. Und in demſelben Augenblicke ſah er nichts mehr von ihnen, ſondern erblickte nichts weiter, als einen grünen Hügel und bekannte Büſche und Felder, und hörte die Glocke vom Rambiner Kirchthurm eben Zwei ſchlagen. Und als es ſtill geworden war und er von dem unterirdiſchen und überirdiſchen Getümmel nichts weiter hörte, als einige Lerchen, die ihre erſten Morgenlieder anſtimmten, da fiel er mit ſeiner Lisbeth im Graſe auf die Kniee, und ſie beteten beide recht andächtig und gelobten Gott ein recht chriſtliches Leben, weil er ſie ſo wunderbar von den Unterirdiſchen errettet hatte. Und alle Diener und Dienerinnen, welche mit ihnen und durch ihn erlöſet waren, thaten desgleichen.

Darauf erhuben ſie ſich Alle, und die Sonne ging eben auf, und Johann ordnete nun den Zug ſeiner Wagen. Voran fuhren zwei Wagen, jeder mit vier Rothfüchſen beſpannt, die waren mit eitel Gold und Ducaten beladen, ſo ſchwer, daß die Pferde von der Laſt ſtöhneten; dieſen folgte ein anderer Wagen mit ſechs ſchneeweißen Pferden, welche alles Silber und Cryſtall zogen: hinter dieſem fuhren zwei letzte Wagen, jeder mit vier Grauſchimmeln beſpannt, und dieſe waren mit den herrlichſten Geräthen und Gefäßen und Edelgeſteinen und mit der Bibliothek Johann's beladen. Er mit ſeiner Braut fuhr zuletzt in einem offenen Wagen, aus lauter grünem Smaragd, deſſen Decke und Vorderſeite mit vielen Diamanten beſetzt waren, und ſechs muthige wiehernde Rappen zogen ihn. Er war aber, nebſt ſeiner Braut, auf das Koſtbarſte geſchmückt, damit ſie den Ihrigen auch durch den Schmuck und die Pracht als ein rechtes Wunder Gottes kämen. Denn beide waren von ihnen lange als todt betrauert, und wer hätte wohl gedacht, daß ſie jemals wiederkommen würden. Die erlöſten Diener und Dienerinnen in gläſernen Schuhen und weißen Kleidern und Jäckchen mit ſilbernen Gürteln gingen vor und hinter und neben den Wagen und geleiteten ſie; Einige führten auch die Pferde, denn ſie wollten ſie Alle bis Rambin begleiten und von da Jeder ſeines Weges weiter ziehen. Es waren ihrer in Allem zwiſchen funfzig und ſechzig. Und ſie jauchzeten vor Freuden, und Einige, welche Geigen und Pfeifen und Trompeten mit hatten, ſpielten luſtig auf. So zogen ſie mit Jauchzen und Klingen die Hügel hinab auf die Straße, welche von Rambin

Digitized by Google

nach Garz führt. Es war aber dem Johann und der Lisbeth gar wunderſam zu Muthe, als ſie den Thurm von Rambin wiederſahen und die Sturmweiden von Drammendorf und Gieſendorf aus der Ferne, wo ſie als Kinder ſo viel geſpielt hatten. Als ſie vor Rodenkirchen hingingen, kam eben die Kühheerde über den Weg, und Klas Starkwolt mit ſeinem treuen Hurtig zog ihr langſamen Schrittes nach. Johann ſah ihn und erkannte ihn ſtracks und dachte bei ſich: den treuen Alten wirſt du nicht vergeſſen. Und ſo zog er mit ſeiner Begleitung, und alle Leute, die auf der Straße waren, hielten oder ſtanden ſtill, und viele liefen ihnen nach, ja einige liefen voraus und meldeten in Rambin, welche blanke und prächtige Wagen dort auf der Straße führen, und brachten das ganze Dorf auf die Beine. Der Zug ging aber ſehr langſam wegen der ſchwerbeladenen Wagen.

So zogen ſie etwa um vier Uhr Morgens in Rambin ein und hielten ſtill mitten im Dorfe, etwa zwanzig Schritte von dem Hauſe, wo Johann geboren war. Und es war alles Volk zuſammengelaufen und aus den Häuſern gegangen, damit ſie die glänzende Herrlichkeit mit eigenen Augen ſähen. Johann entdeckte bald ſeinen alten Vater und ſeine Mutter und erkannte unter den Vielen auch ſeinen Bruder Andres und ſeine Schweſter Trine. Auch der alte Pfarrer Krabbe ſtand da, in ſchwarzen Pantoffeln und einer weißen Schlafmütze, wie er eben aus dem Bette gekommen war, und gaffte mit Andern; aber Lisbeth erkannte ihn nicht mehr, denn ſie war zu klein geweſen, als ſie in den Berg entführt worden. So hielten ſie etwa zehn Minuten ſtill, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Und man kann wohl ſagen, daß in dem Dorfe Rambin nie eine ſolche Herrlichkeit erſchienen war und auch nicht erſcheinen wird bis an der Welt Ende. Johann und ſeine Braut funkelten von Diamanten und edlen Steinen; die Wagen, die Pferde, die Geſchirre waren auf das Prächtigſte geziert, die Begleiter und Begleiterinnen, alle in der Blüthe der Jahre, mit den ſchönſten weißen Kleidern angethan und den ſonderbaren Mützen und gläſernen Schuhen. Alles war wie aus einer andern Welt, ſo daß der Küſter, ſeines Handwerks ein Schuhmacher, der in ſeiner Jugendwanderſchaft bis nach Moskau und Conſtantinopel gekommen war, ſagte: „Sind es keine tartariſche und perſiſche und aſiatiſche Prinzen, ſo müſſen ſie vom Mond herunter gekommen ſeyn, denn in dem Lande Europa habe ich dergleichen nie geſehen, und bin doch auch in vielen Städten geweſen, wo Kaiſer und Könige wohnen.“ Der gute Küſter irrte ſich aber, ſie kamen weder aus Perſien, noch aus der Tartarei, ſondern ganz aus der Nähe, aber freilich aus einer ſehr wenig entdeckten Welt.

Als Johann nun glaubte, es ſey genug und ſie hätten ihre Augen bis zur Sättigung geweidet, ſprang er raſch vom Wagen und hob ſein ſchönes Kind auch heraus und drang durch die Menge hin, die ihm ehrerbietig Platz machte. Und ohne ſich lange zu beſinnen, eilte er zu dem niedrigen ſtrohernen Häuschen, wo Jacob Dietrich mit ſeiner Frau ſtand und umhalſete ſie beide und küßte ſie, die ſich vor ihm auf die Erde warfen und ſeine Kniee küſſen wollten. Er aber wehrte ihnen und ſprach: „Mit nichten! Das darf nicht ſeyn. Kennt Ihr mich denn nicht! Ich bin Euer verlorner Sohn Johann Dietrich, und dieſe hier iſt meine Braut.“ Und die beiden Alten erſtaunten und wußten nicht, ob ſie wachten oder träumten, alles Volk aber, das dieß ſah und hörte, verwunderte ſich und rief: „Johann Dietrich, der verlorne Johann Dietrich iſt von den Unterirdiſchen wiedergekommen, und ſeht, was er mitgebracht hat!“

Johann Dietrich ſtand dort aber nicht lange müſſig bei ſeinen Eltern, ſondern als er den alten Pfarrer Krabbe in der weißen Schlafmütze erblickte, lief er eilends hin und holte ihn, faſt mit Gewalt, herbei; denn der alte Mann wußte nicht, was der ungeſtüme Jüngling im Sinne hatte. Und er führte den alten ehrwürdigen Herrn zu Lisbeth und fragte ihn: „kennſt Du dieſe?“ Ehe er aber noch antworten konnte, zog er ihm Lisbeth in die Arme und ſprach: „Dieß iſt Deine verlorne Tochter und meine Braut, die bringe ich Dir wieder. Und nun ſollſt Du uns ſegnen und chriſtlich zuſammenſprechen, da wir auf eine ſo wunderſame Weiſe wieder zu den Unſrigen gekommen ſind.“ Und der alte Mann war lange ſprachlos und hing an der Bruſt ſeiner Lisbeth und weinte vor Freuden; denn ſie war ſein einziges Kind, und er hatte ſie lange als Todte beweint. Und als er ſich beſonnen hatte von dem erſten Erſtaunen, nahm er die Hände ſeines Kindes und legte ſie in die Hände Johann's und hieß Jacob Dietrich und ſeine Frau auch hinzutreten und ſprach: „So ſegne Euch denn der Gott des Friedens und der Barmherzigkeit, der Euch ſo wunderbar zuſammengebracht hat, und laſſe Euch Kinder und Kindeskinder ſehen und in ſeiner Furcht wandeln bis an's Ende Eures Lebens. Siehe ich preiſe ihn, daß er mir dieſen Tag hat ſehen laſſen.“

Als dies vorbei und noch viel gefragt und erzählt war, und als die Nachbarn und Geſpielen und Geſpielinnen ſich den Johann und die Lisbeth wieder beſehen und Jeder auf ſeine Weiſe an ſeinen Zeichen wieder erkannt hatten, da gingen die Beiden zu den Eltern in die Häuſer. Johann ſäumte nicht mit der Hauptluſt, mit der Hochzeit, die binnen acht Tagen ſeyn ſollte. Und er ſchickte viele hundert Wagen aus in den Wald, welche Bäume und Zweige in unendlicher Menge herbeifuhren. Und er ließ viele Zimmerleute und Schreiner und Tapezierer kommen. Und wo jetzt das Kloſter ſteht, einige hundert Schritte vor dem Dorfe, da ließ er einen hohen und weiten Laubſaal bauen und von beiden Seiten Tiſche aufſchlagen und in der Mitte eine Tanzbühne, und der Saal war ſo groß, daß er wohl fünftauſend Menſchen faſſen konnte. Zu gleicher Zeit ſchickte er nach Stralſund und Greifswald, und ließ ganze Böte voll Wein, Zucker und Caffee laden; auch wurden ganze Heerden Ochſen und Schweine zur Hochzeit herbeigetrieben, und wie viele Hirſche, Rehe und Haſen dazu geſchoſſen ſind, das iſt nicht zu ſagen, ſo wenig, als die Fiſche zu zählen ſind, die dazu beſtellt wurden.

In ganz Rügen und Pommern iſt auch kein einziger Muſikant geblieben, der nicht dazu verdungen wurde. Denn Johann war ſehr reich und wollte ſeine Pracht ſehen laſſen. Auch hatte er das ganze Kirchſpiel zur Hochzeit geladen und auch alle die ſchönen weißen Jünglinge und Jungfrauen dabehalten, die er erlöſt hatte, und die nun ſeinen Ehrentanz mitfeiern wollten.

Dieß war die Ordnung der Hochzeit. Als der Morgen angebrochen war, gingen alle Gäſte in die Kirche, und der alte Krabbe dankte Gott und erzählte die wunderbare Erhaltung und Errettung und Verlobung der Kinder; darauf ſegnete er ſie ein und gab ſie feierlich zuſammen. Nun gingen ſie in zierlicher Reihe alle in den großen Laubſaal, ſo daß Jacob Dietrich und ſeine Frau die Lisbeth zwiſchen ſich führten, Johann aber zwiſchen Vater Krabbe und ſeinem alten Klas Starkwolt ging. Denn dieſen hatte er ſogleich kommen laſſen und ihn reichlich beſchenkt, ſo daß er für ſeine übrigen Lebenstage geborgen war; auch hatte er ihm die ſchönſten Hochzeitskleider anmeſſen laſſen. Und Klas hatte ihm verſprechen müſſen, bei ihm zu bleiben und mit ihm zu leben, ſo oft und viel er wollte, und das hat er redlich gehalten. Nach dieſen Ehrenpaaren folgten die feinen Weißen aus dem Berge Paar um Paar, und darauf die ganze übrige Freundſchaft, Nachbarſchaft und Kirchſpielſchaft nach Stand und Würden und Alter, wie es ſich gebührte. Und ſie hielten eine Hochzeit, wie ſie in Rambin nie wieder gehalten worden, und wovon noch die Urenkel zu erzählen wiſſen. Vierzehn ausgeſchlagene Tage und Nächte iſt getanzt und geſchmauſt worden, und da hat man über vierzig Paare auf gläſernen Schuhen tanzen ſehen, was ſeitdem etwas Unerhörtes geweſen. Und die Leute haben ſich über die Tänzerinnen gewundert, ſo anmuthigen Tanz haben ſie gehalten; denn die Unterirdiſchen ſind die erſten Tanzmeiſter in der Welt, und da hatten ſie ja tanzen gelernt.

Und als die Hochzeit vorbei war, da iſt Johann herumgereiſt im Lande mit ſeiner ſchönen Lisbeth, und ſie haben ſich viele Städte und Dörfer und Güter gekauft, und er iſt Herr von beinahe ganz Rügen geworden und ein ſehr vornehmer Graf im Lande. Und auch der alte Jacob, ſein Vater, iſt ein Edelmann geworden, und Johann's Brüder und Schweſtern haben Junker und Fräulein geheißen. Denn was kann man ſich nicht alles für Silber und Gold ſchaffen? Schier Alles, nur nicht die Seligkeit; ſonſt hätte der arme Menſch auf Erden auch gar keinen Troſt. Johann hat aber in all' ſeinem Reichthum nie vergeſſen, auf welche wunderbare Weiſe Gott ſeine Tugend geführt hatte, und iſt ein frommer chriſtlicher Mann geweſen. Und ſeine Frau, Lisbeth, iſt faſt noch frömmer geweſen, als er. Und Beide haben Kirchen und Armen ſehr viel Gutes gethan, auch ſelbſt viele Kirchen gebaut und ſind endlich, von Allen, die ſie kannten, geſegnet, ſeliglich im Herrn verſchieden. Und dieſe Kirche, die jetzt in Rambin ſteht, hat der Graf Johann Dietrich auch erbauen laſſen und hat ſie ſehr reich beſchenkt von ſeinem vielen Gelde. Und ſie iſt zum ewigen Andenken an ſeine Geburt da erbaut, wo Jacob Dietrich's Häuschen geſtanden hat. Und er hat viele koſtbare Geräthe dahin geſchenkt, goldene Becher und ſilberne Schaalen von der allerkünſtlichſten Arbeit, wie die Unterirdiſchen ſie in ihren Bergen machen, nebſt ſeinen und der Lisbeth gläſernen Schuhen, zum ewigen Andenken, was ihnen in der Jugend geſchehen war. Dieſe ſind aber weggekommen unter dem großen König Carolus dem Zwölften von Schweden, als die Ruſſen hier auf die Inſel kamen und ſchlimm hauſeten. Da haben die Koſaken auch die Kirche geplündert und das alles mitgenommen.

Digitized by Google

Johann Arndt

ward am 27. December 1555 zu Ballenſtedt geboren. Nachdem er ſich die nöthigen Vorkenntniſſe erworben, ſtudirte er anfangs die Arzneiwiſſenſchaft, dann aber, durch eine gefährliche Krankheit veranlaßt, die Theologie zu Helmſtädt, Wittenberg, Straßburg und Baſel. Darauf bekleidete er ſeit 1532 ein Schulamt, das Rectorat zu Badebern, ward aber 1590 abgeſetzt, nachdem er viele Verfolgungen ausgeſtanden, weil er ſich der Bilderſtürmerei entgegengeſtellt und den Exorcismus vertheidigt hatte. Er verwaltete hierauf mehrere geiſtliche Stellen nach einander, ward Prediger zu Quedlinburg, Braunſchweig und Eisleben und kam endlich im Jahre 1611 als Generalſuperintendent nach Zelle, wo er am 11. Mai 1621 ſtarb.

Er hinterließ:

Vier Bücher vom wahren Chriſtenthum. Magdeburg, 1610. (Das erſte Buch bereits ſchon Braunſchweig, 1605. in 12, das 2., 3., 4. B. Eisleben und Magdeburg, 1607.) — Neueſte Ausgabe von Sintenis. Nürnberg, 1826. — Es ward in eilf Sprachen überſetzt und erlebte unzählige Auflagen.

Paradießgärtlein. Leipzig, 1612. (?) in 12. ſpäter öfter und ebenfalls in viele Sprachen überſetzt. Neueſte Ausgabe unter dem Titel: „Gebetbuch", von Sintenis beſorgt. Nürnberg, 1826. in 8.

Poſtille. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Der ganze Katechism in 60 Predigten. Leipzig und Jena, 1616 und öfter.

Auslegung des ganzen Pſalter David's. Leipzig und Jena, 1617 und öfter u. ſ. w.

Sämmtliche geiſtreiche Schriften und Werke. Görlitz, 1734 — 36. 5 Thle. in Folio. —

A. war ein während ſeines Lebens ſchwer und viel geprüfter Mann, dem innige, wahre, warme Frömmigkeit zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, und der es ſich daher zum Ziele ſetzte, ſie bei Anderen zu wecken und zu befördern, damit ſie ihnen ebenfalls eine Quelle reichen Troſtes würde, wie ſie ſich ihm als eine ſolche erwieſen hatte. Er ſagte ſich los von dem ſtarren kirchlichen Lehrbegriffe und wandte ſich mit ganzer Seele geiſtiger Thätigkeit, tiefer Naturbetrachtung, beſeligender innerer Gemüthsanſchauung zu. Seine Myſtik iſt eine reine, im Bewußtſeyn ihres Glaubens freudige Lehre. Sein Wort mußte daher unendlich wirken zu einer Zeit, als ſich ein erſtarrendes Formenweſen und kalter Verſtand die Herrſchaft in der proteſtantiſchen Kirche angemaßt hatten. Treffend ſagt ein geiſtreicher Kirchenhiſtoriker von ihm: „Im Sinne der alten volksthümlichen Myſtik hat Arndt ſein Leben geführt und ſeine Bücher vom wahren Chriſtenthum geſchrieben; einſt entſetzt als Märtyrer für den Exorcismus, von den orthodoxen Theologen aller gangbaren Ketzereien beſchuldigt, hat er in der Verwilderung des dreißigjährigen Krieges und bis auf unſere Tage ein mildes, tröſtliches und praktiſches Chriſtenthum im Volke gefördert" *).

Seine Schreibart iſt klar, deutlich, einfach und wohlklingend, ſo wie für jene Zeit ſehr correct, obwohl mitunter etwas weitſchweifig und breit.

Vgl. J. G. Pahl, in Tzſchirner's Memorabilia. B. 3. S. 1 fgde. —

*) Kirchengeſchichte von Dr. Karl Haſe. Leipzig, 1834. S. 455.

Ein wahrer Chriſt kan nirgend anerkandt werden, denn an der Liebe vnd täglichen Beſſerung ſeines Lebens, wie ein Baum an ſeinen Früchten *).

Pſalm. 92. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, Er wird wachſen wie eine Ceder auff dem Libano; Die gepflantzet ſind in dem Hauſe des HERRN, werden in den Vorhöfen vnſers Gottes grünen, Vnd wenn ſie gleich alt werden, werden ſie dennoch blühen, fruchtbar vnd friſch ſeyn, daß ſie verkündigen, daß der HERR ſo fromm iſt, mein Hort, vnd iſt kein Vnrecht an jhm.

Nicht der Name, ſondern ein Chriſtlich Leben beweiſet einen wahren Chriſten, vnd wer ein rechter Chriſt ſeyn wil, ſol ſich befleiſſigen, daß man Chriſtum ſelbſt in jhme ſehe an ſeiner Liebe, Demuht vnd Freundlichkeit. Denn niemand kan ein Chriſt ſeyn, in welchem Chriſtus nicht lebet. Ein ſolch Leben muß von innen aus dem Hertzen vnd Geiſt gehen, wie ein Apffel aus der innerlichen grünenden Krafft des Baums. Denn der Geiſt Chriſti muß das Leben regieren, vnd Chriſto gleichförmig machen, wie S. Paulus Röm. 8. ſpricht: Welche der Geiſt Gottes treibet, die ſind Gottes Kinder, wer den Geiſt Gottes nicht hat, der iſt nicht ſein. Was nu für ein Geiſt den Menſchen inwendig treibt vnd beweget, ſo lebet er auſwendig, Darumb zu einem rechten Chriſtlichen Leben der H. Geiſt hoch von nöten iſt. Denn ein jeglich Leben gehet aus dem Geiſt, es ſey gut oder böſe: Darumb hat uns der HErr befohlen, vmb den H. Geiſt zu bitten, vnd er hat vns denſelbigen verheiſſen, vnd er iſt der Geiſt der newen Geburt, der vns in Chriſto lebendig machet zu einem newen, geiſtlichen, himliſchen Leben. Aus demſelbigen jmmer grünenden lebendigen Geiſt Gottes müſſen hervor blüen die Chriſtlichen Tugenden, daß der Gerechte grünet wie ein Palmbaum, vnd wächſet wie ein Ceder auff dem Libano, die der HERR gepflantzet hat.

Darumb muß der Menſch erſtlich inwendig ernewert werden in dem Geiſt ſeines Gemühts nach Gottes Bilde, vnd ſeine innerliche Begierden vnd Affecten müſſen Chriſto gleichförmig werden, welches S. Paulus nennet, nach Gott gebildet werden, Epheſ. 4. auff daß ein euſſerlich Leben aus dem Grunde ſeines Hertzens gehe, vnd er von innen alſo ſey, wie er von auſſen vor den Menſchen iſt. Vnd billich ſol inwendig im Menſchen vielmehr ſeyn, denn auſwendig geſpüret wird, denn Gott ſihet ins Verborgene, vnd prüfet Hertzen vnd Nieren, Pſal. 7.

Vnd ob wir wol inwendig nicht ſo rein ſeyn als die Engel, ſollen wir doch darnach ſeufftzen, vnd diß gläubige Seufftzen nimpt Gott an vns zu reinigen, denn der H. Geiſt hilfft vnſerer Schwachheit, vnd vertritt vns bey Gott mit vnausſprechlichen Seufftzen, Röm. 8. Ja, das Blut Chriſti reiniget vns alſo durch den Glauben, daß kein Runtzel oder Flecken an vns iſt, Eph. 5. Vnd das noch mehr iſt, Vnſer Reinigkeit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, iſt nicht eines Engels Reinigkeit, ſondern ſie iſt Chriſti Gerechtigkeit, ja Chriſtus ſelbſt, 1. Corinth. 1.

Darumb wir vnſer Heiligkeit weit über alle Engel Reinigkeit vnd Heiligkeit ſetzen ſollen. Denn ſie iſt Chriſtus ſelbſt, Jerem 33. Vnd dieſe empfangene, vnverdiente, aus Gnaden geſchenckte Gerechtigkeit, Reinigkeit vnd Heiligung, ſol billich Leib, Seele vnd Geiſt ernewern, vnd ein heilig Leben wircken. Darum müſſen wir ſeyn in vnſerm Chriſtenthumb wie ein junges Palmbäumlein, das jmmer grünet, fort wächſet vnd gröſſer wird: Alſo müſſen wir wachſen vnd zunemen in Chriſto. So viel wächſet aber ein Menſch in Chriſto, ſo viel er am Glauben vnd an Tugenden vnd Chriſtlichem Leben zunimpt, vnd ſich täglich beſſert, vnd ſo viel Chriſtus in jhm lebt, vnd das heiſſt grünen wie ein Palmbaum.

Ein Chriſt muß ſich täglich ernewern vnd aufſprieſſen wie ein Palmbaum, vnd jhme vorſetzen, ſeinem Namen gnug zu thun, als ob er heute erſt wäre ein Chriſt worden, vnd ſol täglich darnach ſeufftzen, daß er nit ein falſcher Chriſt ſeyn möge. Wie ein jeglicher, der beruffen iſt zu einem Ampt, ſich befleiſſigen muß, ſeinem Beruff gnug zu thun; Alſo ſind wir beruffen zu Chriſto mit einem heiligen Beruff. Vnd wo ein ſolcher heiliger Vorſatz nicht iſt, da iſt auch keine Beſſerung, vnd grünen vnd zunemen in Chriſto, ja der lebendigmachende Geiſt Chriſti iſt nicht da. Denn ein ſolcher Vorſatz gutes zu thun kompt aus dem H. Geiſte, vnd

*) Aus: Johann Arndt, vier Bücher vom wahren Chriſtenthumb, Lüneburg, 1648.

Digitized by Google

iſt die vorlauffende Gnade Gottes, die alle Menſchen locket, reitzet vnd treibet. Wol dem, der jhr ſtatt vnd raum gibt, vnd die Stimme der Weißheit Gottes höret, die auff der Gaſſen ruffet. Alles was ein Menſch anſihet, iſt eine Erinnerung ſeines Schöpfers, dadurch ruffet jhm Gott, vnd wil jhn zu ſich ziehen.

Vnd ſo offt wir nun das merken, daß wir geruffen vnd gelocket werden, ſollen wir bald anfahen gutes zu thun, denn das iſt die rechte Zeit, da wir nicht verhindert werden: Es wird bald ein ander Zeit kommen, da wir verhindert werden, gutes zu gedencken, hören, reden vnd thun. Darumb ſihet daſſelbige die ewige Weißheit Gottes zuvor, vnd ruffet vns an allen Orten, daß wir die Zeit nicht verſäumen.

Sihe einen Baum an, der ſtehet jmmer vnd wartet auff den Sonnenſchein vnd gute Einflüſſe des Himmels, vnd iſt jmmer bereit dieſelbe zu empfahen: Alſo ſcheinet die Gnade Gottes vnd himliſche Einflüſſe auff dich, würdeſtu nur nicht von der Welt verhindert, dieſelbige zu empfahen.

Bedenke die kurtze Zeit deines Lebens, wie viel Vbungen Chriſtlicher Tugenden du verſäumet haſt, die halbe Zeit deines Lebens haſtu geſchlaffen, die ander helffte haſtu mit Eſſen vnd Trincken zugebracht, vnd wenn du nun ſterben ſolt, haſtu kaum angefangen recht zu leben, vnd gutes zu thun.

Wie ein Menſch zu ſterben begert, ſo ſol er auch leben Du wolteſt ja nicht gerne ſterben als ein Gottloſer, ey ſo ſoltu auch nit leben als ein Gottloſer, Wiltu ſterben als ein Chriſt, ſo muſtu leben als ein Chriſt. Der lebet aber als ein Chriſt, der alſo lebet, als wenn er heute ſterben ſolte. Ein Knecht muß jmmer bereit ſeyn vor ſeinem Herrn zu erſcheinen, wenn er jhm ruffet: Nun ruffet Gott einem jeglichen durch den Todt.

Selig iſt der Knecht, den der HERR wachend findet, wenn er kompt, Er wird jhn über alle ſeine Güter ſetzen. Wer iſt aber der da wachet? D er ſich die Welt, vnd die nach der Welt leben, nicht läſſt verführen. Die Ergerniſſen ſind die böſe Pfropffreiſer, die offt einen guten Baum verderben, daß er nicht grünen vnd blühen kann, ꝛc.

Vertrauen in Gott *).

Wenn Menſchen-Hülf ſcheint aus zu ſeyn,
So ſtellt ſich GOttes Hülfe ein,
Wenn niemand hilft, ſo hilfet er,
Und macht mein Leiden nicht zu ſchwer.

Was tracht ich lang nach Menſchen-Gunſt,
Die doch vergehet, wie ein Dunſt?
Es iſt in dieſer Welt kein Freund,
Der ſtets es gut mit einem meynt.

Nimm deine Zuflucht nur zu GOtt,
Der dir kan nehmen deine Noth,
Such den zum Freund, der dir allein
Mit ſeiner Hülf' kann nützlich ſeyn.

Wenn GOtt dein Freund, alsdenn dein Feind
Iſt ohne Macht, und ganz verkleint,
Und wären noch viel tauſend hier,
So könt doch keiner ſchaden dir.

Es muß doch gehn, wies GOtt gefällt,
Wenn ſich gleich alles gegen ſtellt,
Laß GOtt nur machen, wie er will,
Und halte ſeinem Willen ſtill.

Ludwig Achim von Arnim

ward am 26. Januar 1781 zu Berlin geboren (nach Anderen ſchon 1775 im Ländchen Behrwalde). Er ſtudirte in Göttingen Medizin und vorzüglich Naturwiſſenſchaften, ward Dr. der Medizin, lebte längere Zeit mit ſeinem Freunde Clemens Brentano (S. d.), deſſen Schweſter er ſpäter heirathete, in Heidelberg und dann abwechſelnd auf ſeinem Gute Wiegersdorf bei Dahme und in Berlin. Ein Nervenſchlag endete unerwartet ſein Leben am 20. Januar 1831.

Außer mehreren phyſikaliſchen Abhandlungen ſchrieb von Arnim:

Hollin's Liebeleben. Göttingen, 1803.
Ariel's Offenbarungen. Göttingen, 1804. 1. Thl.
Tröſt-Einſamkeit. Heidelberg, 1809.
Der Wintergarten. Berlin, 1809.
Nachtfeier. Berlin, 1810.
Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Berlin. o. J. (1810) 2 Thle.
Halle und Jeruſalem. Heidelberg, 1811.
Iſabelle von Aegypten u. ſ. w. Heidelberg, 1811.
Schaubühne. Berlin, 1813. 1. Theil.
Die Kronenwächter. Berlin, 1817. 1. Th.
Die Gleichen. Berlin, 1819.
Landhausleben. Leipz. 1826.
Einzelnes in Journalen, Almanachen u. ſ. w.

Gemeinſchaftlich mit Cl. Brentano gab er heraus:

Des Knaben Wunderhorn, Alt-deutſche Lieder. Heidelberg, 1806—8. 3 Thle. N. A. des 1. Thls. Heidelberg, 1819.

Arnim's Schriften haben während ſeines Lebens ſich nicht der regen Aufmerkſamkeit und Theilnahme zu erfreuen gehabt, auf die ſie mit großem Rechte Anſpruch machen konnten. Er war ein Dichter von Ruf, aber ſein Ruf lebte nicht im Volke; er gehörte zwar der romantiſchen Schule im Allgemeinen an, aber er ſtand doch allein für ſich da, ein genialer Sonderling. So kam es, daß er wenig beachtet wurde, daß die Menge ihn in einer ſtürmiſchen, bedrängten Zeit nicht genauer kennen lernte, denn er ſtieß nie in die Trompete der Menge, und ihn ſpäter im Gewirre des Tages vergaß. Und doch iſt er einer der reichſten deutſchen Dichter, voll gigantiſcher Phantaſie, Kraft, Lieblichkeit, Anmuth und Eigenthümlichkeit, der nur das Eine nicht aufzufaſſen, zu behandeln und zu benutzen verſtand, die Geſtaltung der Zeit. — Er kommt mir immer vor wie Jemand, der ſich in einer Geſellſchaft junger ſpielender Genoſſen bei Seite ſetzt und ſich auf ſeine eigene Hand amüſirt. — Er nimmt nur aus der wirklichen Welt in ſeine herüber, was ihm auffällt und gefällt, und läßt es in ſeiner Phantaſie ein neues Leben beginnen; daher ſagt ſeine Welt nie der wirklichen zu, denn die Letztere verſteht die Erſtere nicht. Hätte er ſich nicht durch die Herausgabe von des Knaben Wunderhorn ein bleibendes Andenken geſtiftet, ſo würde ſein Name noch unbekannter ſeyn, denn, Görres ausgenommen, der ihm ein ehrenwerthes Denkmal ſetzte, in welchem er aber mehr von ſich als von Arnim ſpricht **), und Heine, der den Franzoſen gegenüber ihn etwas wunderlich abhandelt und nicht recht im Klaren zu ſeyn ſcheint ***), hat Niemand verſucht, ihn ausführlich, wie er es verdient, zu würdigen, und man ſucht faſt in allen Hand- und Lehrbüchern der Geſchichte der deutſchen Literatur ſeinen Namen vergebens oder findet ihn höchſtens mit wenigen Worten vornehm abgefertigt.

Sehr geiſtreich ſagt Görres in dem bereits angeführten Aufſatze von ihm und ſeinen Leiſtungen: „Man kann ſeine Poeſie nicht kürzer bezeichnen, als wenn man ſie dem Vogelgeſchlechte angehörig erklärt. Wie die alte zauberhafte Jynx, ſo ſitzt ſie wohlgemuth oben auf hohem Zweig im Baumeswipfel, unaufhörlich wiegend und wendend mit Zierlichkeit den Kopf, ſchlagend ohne Aufhör mit dem Flügelpaar, wie im Pendelſchlag pulſirend mit dem Gabelſchweife, bald ſich niederduckend, dann wieder aufſchnellend, nun zur Rechten, dann wieder zur Linken ſchwimmend, immerfort in allen Gliedern vom munteren Leben durchzuckt. Selbſt ſeine Proſa kann daher, von dieſem innerlichen Zuck und Blitz unaufhörlich bewegt, nur mit Mühe Anſtand und Schritt behaupten und macht ſich oft die Luſt, wo ſie ſich ungeſe-

---

*) Aus: Joh. Georg Walch. Geiſtreiches Geſangbuch. Jena, 1737.

**) Literaturblatt zum Morgenblatt. Jahrg. 1831. Nr. 27—30

***) Heine. Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland. Th. II. S. 157 fgde.

Digitized by Google

hen glaubt, in einem halb verſteckten Rythmus aufzuhüpfen und daher zu tanzen. Werden ihr aber die Banden von den Füßen und Flügeln abgenommen, und kann ſie nur dem inneren ſingenden Jauchzen ohne Zwang ſich hingeben, dann ſteigt die Losgekettete im freudigen Jubel zur Höhe auf, wie das geflügelte Jodeln aus der Kehle des Berghirten gerade auf ſich über ihn in die Lüfte ſchwingt und nun hoch über ſeinem Haupte ſich wie der Adler im Kreiſe dreht, nun wallend und ſchlagend ſich auf der Bläue wiegt, dann im ſchnellen Sturze durch die ganze Tonfolge niederſtürzt; eine Zeit lang in der Tiefe ſich wie auf geſpanntem Seil im Tacte auf- und niederſchwingt und dann wieder ſteil recht ſchnell ſich zur vorigen Höhe ſchnellt, und ſich hoch oben wirbelnd in der Schwebe hält, ohne durch all das Tönen und Schießen und Wirbeln und Tanzen die innere Luſt auszuarten und auszugießen. Wie die Zugſchwalbe, die heut noch in dieſem Welttheil ſchwirrt und, ehe am anderen Tage der Abend graut, ſchon die afrikaniſche Wüſte unter ſich erblickt, ſo iſt ſie daher wenig von Raum und Zeit gebunden und gehemmt; aus der Vogelperſpective Land und Meere überblickend, ragen nur die höchſten Gipfel in ihre Region hinauf, und indem ſie ſich leicht von Einem zum Andern ſchwingt, verbindet ſie in dem regen Inſtinkte, der innerlich in ihr wie ein verborgener Magnetismus nach den verhüllten Polen der Geiſterwelt deutet und neigt, leicht das Entfernteſte in Welt und Geſchichte und webt aus dieſen geheimnißvollen Beziehungen ihr goldenes Netz, das ſie ſpielend um ſich breitet."

Arnim's ganze dichteriſche Perſönlichkeit mit allen ihren Eigenthümlichkeiten offenbart ſich vorzüglich in ſeiner Gräfin Dolores, die überhaupt wohl als ſeine bedeutendſte Leiſtung zu betrachten iſt, da er hier mit großer Beſonnenheit verfährt und Dichtung und wirkliches Leben übereinſtimmender als ſonſt irgendwo zu verbinden weiß. Die einzelnen Charaktere treten klar und entſchieden hervor, die Handlung iſt einfach, gut verwickelt und conſequent durchgeführt; das Gemüth des Dichters öffnet ſeinen ganzen Reichthum, und die Phantaſie behält freien Spielraum, luſtig ihre Schwingen zu entfalten, ohne der künſtleriſchen Einheit zu ſchaden. So bizarr auch Manches erſcheint, ſo iſt doch in dem ganzen Buche nichts Falſches und Gemachtes, dagegen aber viel Tiefe echter Empfindung und treffende Wahrheit wirklicher Erfahrung. — *Es iſt ein Werk*, in dem jeder Stand, jedes Alter, jede *Geſinnung* Etwas finden wird, das anſpricht, wohlthut, beruhigt, tröſtet und erheitert.

W. Menzel hat als Nachſchrift zu jenem Denkmale von Görres lebhaft und dringend das Verlangen nach einer vollſtändigen Sammlung von v. Arnim's Werken ausgeſprochen. Leider iſt dieſer Wunſch bisher noch nicht von den Erben oder Freunden des genialen Abgeſchiedenen erfüllt worden, und doch ſind ſie es ihm, ſich und dem deutſchen Vaterlande durchaus ſchuldig. Ludwig Achim von Arnim hat als Menſch wie als Dichter ſeiner Nation Ehre gemacht; ſie ſollte dankbarer ſeyn.

Hollin's Liebeleben *).

Hollin und Odoardo kamen denſelben Tag auf eine Schule, gewannen einander ſogleich lieb und veranlaßten dadurch, daß ihnen der Rektor ein gemeinſchaftliches Zimmer anwies, das ſie auch bis zu ihrem Abgange nach der Univerſität mit einander bewohnten. Jener war dem letzteren an Alter, Vermögen und Talent überlegen; dieſe Ueberlegenheit war alte Gewohnheit und machte keinen Riß durch ihre Freundſchaft. Sie verſuchten ſich mit einander in allem, was das Schulleben mit ſich führt; ſie präparirten ſich mit einander, brateten heimlich einander Kartoffeln, ſchlugen gemeinſchaftlich ihre Feinde auf andern Schulen, hielten ſich zuſammen heimlich einen Renommiſtenanzug, in welchem ſie abwechſelnd Komödie und Caffeehaus beſuchten; ſie waren auf der ganzen Schule unter dem Namen Kaſtor und Pollux bekannt. Odoardo, der früher ſchlimme Jahre bei ſeinem armen Vater zugebracht hatte, welcher Doktor in G. war, hatte mehr Bewußtſein dadurch, mehr Vorſicht und Klugheit gewonnen, war dadurch eine Art wohlthätiger Hofmeiſter Hollin's, der ihn von tauſend Unbeſonnenheiten zurückhielt; in allem übrigen lebten ſie ſo in einander über, daß die Lehrer Mühe hatten, ihre Handſchriften zu unterſcheiden. Die Vormünder ſchickten Hollin nach H., der Vater berief Odoardo nach G.; beides war ihren vereinigten Bemühungen unabänderlich, weil jeder vom andern die Abänderung erwartet hatte; ſie trennten ſich mit tauſend Schmerzen und fühlten doch erſt nachher, was ſie an einander verloren hatten. Als ſie von einander Abſchied nahmen, ſagte Odoardo, dies iſt ein Augenblick, wo wir uns trennen, vielleicht kommt ein Augenblick, wo wir uns wiederſehen, gewiß aber einer, wo wir uns hinlegen und nicht wieder aufſtehen; und erinnerte ſeinen Freund daran in ſeinem erſten Briefe und an manches andre Traurige: wie ihre kleine Schulwelt hinter ihnen bis auf die Namen, die ſie in ihre Bänke eingeſchnitten, bald vernichtet ſein werde; dabei erinnerte er ſich, wie er als Kind feſt geglaubt, er werde ewig leben, bis ſein liebſter Spielkammerad, ein Hund, ſich in der Morgenſonne ausgeſtreckt, ſtill geworden und geſtorben ſei; — von der Univerſität ſchrieb er nichts. Ganz anders beſchrieb Hollin ſeine Gedanken bei dem Anblicke der Univerſität: Himmel, welch ein Gefühl, als ich die erſten Spitzen der Thürme und immer mehr, endlich die ganze herrliche Freiſtadt der Jugend aus der Ebene hervortreten ſah. Noch iſt er nicht verhallt in mir der innere Ruf nach Freiheit, der mich als Kind ſchon zum kühnen Spiele auftrieb. Ringt nicht jedes Weſen nach Licht und Freiheit, Keime, Blüthen, Vogelbrut, ſelbſt die ſtummen Fiſche verlaſſen im Sonnenſchein ihr Element und ſchlagen ſich empor und rauſchen über ſeine Fläche hin. Und wir, frei aufgerichtet zur Mittagsſonne, die wir unſre Erde in Luft und Waſſer umkreiſen und durchſtreifen dürfen, ſollten die Fülle der ſchwellenden Kraft und Freude im trägen Kleinmuthe des Bürgerlebens eindämmen. Der Wagen ſchien mir unerträglich langſam fortzuſchleichen, wie die Zeit auf unſern Schulbänken. Bald kam eine Schaar in ritterlicher Kleidung mit Helm und Schwert, bewillkommte uns zutraulich, ohne uns zu kennen, lud uns gaſtfrei zum Mahle ein und verbrüderte ſich mit uns: verbrüdert uns nicht alle menſchliche Geſtalt, iſt nicht die Liebe frei und iſt es nicht der innerſte Drang des Menſchen, alles liebevoll zu umfaſſen und in ſich aufzunehmen. — Im nächſten Briefe erzählte er ſeinem Freunde, daß er in eine Landsmannſchaft aufgenommen, einer der beſten Fechter geworden ſei; daß er ſich bemühe, ihnen dagegen ſeinen Sinn für alles Tiefe in der Philoſophie mitzutheilen. Warnend ſchreibt Odoardo von ſeiner Univerſität: Mir iſt alles hier unerträglich einförmig bis auf die untergeſchobenen, auswendig gelernten Einfälle. Ein paar lächerliche Namen, ein Dutzend Scherze über Dinge des täglichen Gebrauchs, dieſelbe Manier, arme Leute zu beleidigen, die ſie nicht fürchten, viel Erzählungen ehemaliger Tapferkeit und nachahmenden Muth aus Furcht vor der Schande; das hab ich ſchon entdeckt. Wer nicht platt iſt, wird aberwitzig genannt, wer Poeſie liebt, ein Kraftgenie, wer einen andern als den hergebrachten Spaß treibt, von dem heißt es, er wolle etwas vorſtellen. In den Geſellſchaften iſt ſtummes eitles Hofmachen, alles in ernſthafter Wichtigkeit; haben ſie dann etwas Wein genoſſen, ſo werden ſie grob, nach ihrer Art genialiſch, und ſagen den Frauen Unanſtändigkeiten; dieſe fliegen verſtört auf und werden von ihren Beleidigern nach Hauſe geführt. Dann giebts Schlägereien, ſelbſt zwiſchen Freunden, die einander alles verziehen haben; zum Glück kommt ſelten was dabei heraus. Von dem unſinnigen Lernen ſage ich kein Wort, die meiſten thun nichts als Heftſchreiben.

Hollin hatte ſich mit ſolcher Luſt in die Studentenwirthſchaft geworfen, daß ihm ſehr bald ein Vorſteheramt ſeiner Landsmannſchaft übergeben wurde. Eine große Streitigkeit zwiſchen Landsmannſchaften und Orden entzweite damals die Univerſität; er nahm heftig die Partei der erſtern, weil er darin wenigſtens keinen ſolchen Trennungsgrund wie in den Orden fand, die nothwendig, weil alle daran theilnehmen konnten, im ewigen Kampfe unter einander bleiben mußten. Alles ſollte durch einen Zweikampf zwiſchen beiden Parteien ausgeglichen werden; er wollte für alle fechten, das erfüllte ihn mit Freude; nur das Unbeſtimmte des Kampfes bewegte ihn; hätte er ſich beſtimmt einen Arm, einen Fuß, abhauen laſſen dürfen, es wäre ihm lieber geweſen. Er kam früh auf das Dorf, wo gekämpft werden ſollte. Freunde und Feinde unterhielten ſich wie gewöhnlich von Nebenſachen ganz frei. Vor allen gewann er einen gewiſſen Lenardo aus G . . . ganz ungemein lieb, der aus Hang zur Unabhängigkeit von ſeinem Vater, der ihn dort einſchränken wollte, ohne Abſchied nach H. abgereiſt war. Offen ohne Zweck, luſtig aus Bedürfniß und darum dem Weine, dem Spiele, den Mädchen erge-

*) Aus: Ludwig Achim von Armin, Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Band I. Berlin. (1810.)

ben; fleißig zum Scherz, muthig ohne es zu wiſſen, nie Beleidiger faſt immer Verſöhner beim Weine; mit allen Gutfreund, mit keinem insbeſondere, hatte er ſo viel Bekanntſchaften geſtiftet, ſo viel Brüderſchaften getrunken, ſo viel Trennungen erfahren, daß er in jedem neuen Bekannten zehn alte wieder begrüßte und wiederfand, ohne es zu wiſſen. Er war immer der einzige ohne Stammbuch, der ſich in allen Stammbüchern fand; immer von Memorabilien umgeben, der aber keine einzige behielt, dem die vergangene Zeit ganz vergangen. Witz hörte er gern von andern, um Gelegenheit zum Lachen zu haben, er ſelbſt hatte den Witz nur im Trunke; raſch im Wetten, aber ſelten glücklich, weil er wenig genau hörte; glücklich im Spiele, gewann er doch ſelten, weil er nur im Unglücke wagte; leichten Weibern ſehr willkommen, war er doch ſelten geneigt, den Umſtänden einer etwas vornehmeren Verbindung ſich zu unterziehen; die ſchnellere Entſcheidung bei den unteren Klaſſen machte ihm mehr Genuß; in den Künſten zeigte er ſtets ein vorwiegendes dramatiſches Talent. So iſt er noch jetzt, und ſo war er; denn er gehört zu den unveränderlichſten Menſchen, unverſehrt ob er gleich zehn verſchiedene Weine an einem Abende auf einander ſetzte. Dies wurde ſein Gegner, ſie umarmten ſich erſt, dann ſchlugen ſie ſich; Lenardo wurde ſehr bald ſchwer in den Leib verwundet. Hollin hätte ſich in ſeinen Hieber ſtürzen mögen; doch der Wunſch, ſeinem Freunde zu helfen, trieb ihn zu Pferde nach der Stadt einen Wundarzt zu holen; dem Mediziner, der gegenwärtig, fehlte es an Geſchick, er hatte mit ſeinem Bindezeuge bloß figurirt. Als dieſer ankam und den Verwundeten, der an einem Ofen halb gebraten und halb erſtarrt lag, von dem drückenden Verbande der Schnupftücher befreit hatte, und mit der Sonde auf und nieder fuhr in der Wunde, da hing Hollin wie ein loſer Stein über dem Abgrunde; endlich hielt ihn die Hoffnung feſt und die Hoffnung ließ ihn nicht zu Schanden werden; die edlen Theile im Inneren waren unverletzt. Ohne Ermüdung wachte er in den kalten Nächten bei dem Freunde und der Zufall machte ihn bald mit allen Lebensverhältniſſen Lenardo's bekannt. Er mußte an deſſen Schweſter Marie ſchreiben, ſie möchte ſein böſes Verhältniß mit dem Vater ausgleichen; dabei rühmte er ihm die Schweſter als unendlich liebevoll und gut. Hollin hatte einen jugendlichen Hochmuth gegen die Weiber, aus Mangel an Umgang mit ihnen hielt er ſie kaum für Menſchen; insbeſondere hatte er gegen alle moderne Sitten derſelben aus irrigen Darſtellungen in Komödien neuerer Zeit einen beſtimmten Abſcheu; was er von Liebe wußte war nur im Allgemeinen empfunden, nie bei einer einzelnen entdeckt. Lenardo ſprach mit ihm, ob er ein Mädchen heirathen ſollte, die ihm recht gut ſei, und viel Geld habe, er wäre dann auf einmal aus ſeiner Schuldenlaſt. Hollin fand das frevelhaft, behauptete, wenn es überhaupt eine Ehe geben dürfe, ſo müſſe ſie das Band zweier Liebenden ſein; der Liebe gehöre jede Hingebung und alle äußeren Verhältniſſe müßten vor ihr verſchwinden: ein Hingeben ohne Liebe ſei Unzucht; wer mit dem Feuer der Haushaltung die Liebesfackel anzünden wolle, der werde darin wie im hölliſchen Feuer verbrennen und nur aus dieſer Unnatur, die häufig ſogar aus Pflicht getrieben würde, entſtehe alle ſinnloſe Ausſchweifung der Männer und die feile Liebe. —

Da hat er einmal nicht ganz recht! rief die Gräfin eifrig. — Sie haben recht, entgegnete der Prediger; ich leugne, was er von dem Hinausſetzen der Liebe über äußere Verhältniſſe ſagt, inſofern ſie doch nicht aus der Welt hinaus verſetzen kann. — Das meinte ich nicht, antwortete die Gräfin, aber mir ſind viele Beiſpiele bekannt, daß Ehen bloß der Ausſtattung wegen geſtiftet worden, die ſehr glücklich ausſchlugen; das Entgegengeſetzte ſah ich oft bei Liebenden. — So etwas muß man nicht ſehen! brummte der Graf vor ſich.

.... Lenardo genas, und Hollin zog ſich von dem großen Studentenhaufen zu ſeinen Büchern zurück; der Wunſch andre zu bilden mißlang ihm faſt gänzlich, denn er wollte alles in der Natur übereilen. Einſam durchſtrich er zum erſtenmal die ſchnell aufgrünende Frühlingsbühne, ſchwelgte an jedem neu grünen Blatte und im Laufe der krummen Fußwege kam er über eine Brücke auf eine Inſel; im Gefühle der Einſamkeit ließ er ſich einen kleinen Geiger kommen, ſetzte ſich in eine Laube und knackte Nüſſe, die meiſt hohl waren; ſein Herz war voll. Lenardo ſchreckte ihn heranſpringend mit den Worten auf, er werde gleich ſeine Schweſter zu ihm führen, die heute angekommen; ſein Vater ſey verſöhnt, Hollins Brief habe das ganze Haus entzückt, alle wären begierig ihn kennen zu lernen. Er ſprang fort, ohne Hollins Antwort zu hören, der ihm verſicherte, er könne in dem Augenblicke mit keinem Weibe reden. Hollin warf aus Verdruß Tiſch und Bank um, ließ den Kleinen ein Schandlied muſiciren und lief in das Dickicht. Bald kam Lenardo mit ſeiner Schweſter und noch einem Mädchen. Lenardo erklärte ihnen lachend den wunderlichen Haß ſeines Freundes gegen alle Weiber; beide ſchienen dadurch etwas beleidigt. Alles das ſah Hollin aus dem Dickicht und für ſeinen Haß und für ſeine Ruhe ſah er zu viel; beide verſchwanden im Augenblicke. Was hätte er jetzt dafür gegeben mit Marien ſprechen zu dürfen; aber er hatte ſie beleidigt, was hätte er ihr ſagen können; ihr Bild ſchwebte ihm noch deutlich vor, als ſie lange fort war, und am Abend trieb er ſich vor ihrem Fenſter herum und meinte, wo ein Schatten durch die Gardinen der erleuchteten Fenſter dunkelte, da ſtehe ſie, und da meinte er etwas zu ſehen. — Lenardo reiſte den nächſten Tag mit ſeiner Schweſter und ſeinem Vater fort; nach ſeiner Weiſe hatte er vergeſſen, irgend jemand davon zu ſprechen; niemand wußte wohin. Hollin ärgerte dieſe Nachläſſigkeit, denn er konnte nicht Ruhe finden, bis er die Beleidigung gut gemacht, der er ſelbſt dieſe ſtille Abreiſe fälſchlich zuſchrieb; er entſchloß ſich zur Zerſtreuung den Harz zu Fuße zu durchſtreichen und es gelang ihm wenigſtens auf den wilden Höhen, in den großen Anſichten der Natur ſich ſelbſt zu vergeſſen. Eines Tages kehrte er in Goslar ſpät Abends ein; die Alterthümlichkeit der Stadt machte ihn ſelbſt alt; er ging durch die engen Gaſſen, von fließendem Waſſer durchſchnitten, vor dem Rathhauſe voll bunter Schnitzwerke, vor der alten Kirche, mit wunderbaren Bildern geziert, vorbei; ihm ward ein ſo wohlthuendes Gefühl durch alle Adern gegoſſen, als kehre er nach abgebüßten Sünden von einem Kreutzzuge heim, als werde ihm morgen des Glückes Sonne einmal wieder ſcheinen. Im Gaſthofe fand er einen trüben Brief von Odoardo, Werthers Leiden waren dem in die Hände gefallen, und fühlte er auch nicht das zerſtörende, ſich ſelbſt wiederkäuende Ungeheuer in der Welt, ſo fühlte er doch, bedrängt von läſtiger ärztlicher Praxis, die er für ſeinen Vater übernommen hatte, eine ewig leere liebloſe freudeloſe Bewegung, ein thörichtes ermüdendes Spiel aller Naturerſcheinungen, eine ewige Wiederkehr der Jahre, derſelben Blüten, derſelben Menſchen, ihrer Verhältniſſe, weswegen man in alle Ewigkeit hin in demſelben Sinne, aus derſelben Apokalipſe prophezeien könne. Wir müſſen ſo laufen, ſchrieb er, damit die Schuhe ausgetreten werden, und ſind ſie ausgetreten, ſo ſind ſie zerriſſen und die neuen drücken wieder; die Unendlichkeit ſteht, lacht dazu verzweiflungsvoll aus der Ferne und wir können ihr Angeſicht nicht erblicken. Und denke ich deiner Freundſchaft, ſieh, da füllt ſich meine Seele mit Herrlichkeit wie der gehemmte Strom vor mir, in welchem noch eben ein armer Junge nach Lumpen ſuchte, mit klarem Waſſer, nachdem die Schleuſen erſchloſſen ſind. Wie iſt alles ſo voll und ſo leer, ſo freundlich und traurig zugleich: alles Tag in Nacht. Im Lichte der Freundſchaft glänzt die Spitze unſres Hauptes in Klarheit, aber die Augen trauren ſchon in der dunkelen Nacht. Tauſend Menſchen leben in Feindſchaft eng beiſammen; die wenigen, welche ihr Inneres austauſchen und Freude zeugen, ſie treibt der ſtarke Bogen des Schickſals in alle vier Welttheile. Und wie wenige dieſer verſchoſſenen Pfeile erreichen ein Ziel? Giebt es ein Ziel? Könnte ich dieſe Welt der Bewegung nur aus mir los werden — alle Abende denke ich mit Freude und Sehnſucht an den Tod einer Gräfin, von der erzählt worden, wie ſie ruhig zu Bette gegangen, und in Selbſtverbrennung vernichtet, ohne Verletzung ihres Bettes und ihrer Umgebung, in ein Aſchenhäufchen verwandelt wiedergefunden ſey. — Hollin antwortete gleich ſeinem alten Schulfreunde zur Aufmunterung und Warnung: Dein Brief war Selbſtmord. Glaub mir nur dies, die meiſten Menſchen ſind Selbſtmörder, und du gehörſt zu den vielen, die es verachten ihr Leben durch einen mächtigen Giftbecher zu enden, aber das Gift gierig in tauſend ſchönen Lebensblumen aufſuchen und einſaugen. Und iſt nicht das letzte unwillkührliche Ringen nach Leben, der Todeskampf, das letzte Aufathmen, der Todesſeufzer ein eigentlicher Abſcheu der Natur, das Verdammungsurtheil des Selbſtmörders. Uns leitet das elende Zeitalter zum Selbſtmorde; die meiſten folgen und fallen darin, wenn ſie auch nicht Hand an ſich legen; laß uns muthig und kräftig dem Strome der Zeit entgegen ſchwimmen; wer in dem Kampfe zur Rettung jedes guten Lebens erliegt, der ſtirbt für die Freiheit und lebt in ihr. Biſt du aber wahnſinnig in trüben Stunden und kannſt nicht anders, und mußt ſo denken wie Werther, ſo laß dich anketten in guten Stunden durch eine andere gleiche, weniger anſtrengende, dir mehr angemeſſene Thätigkeit, als jene iſt, zu welcher dich dein Vater beſtimmt, auf daß dir die müßige leere Zeit zum Nachdenken verſchwinde, die dir nicht taugt und nie getaugt hat.

Mitten in dem Schreiben wurde er durch einen Seufzer im Nebenzimmer geſtört; das regte ihn an, allerlei ſanfte Nachtlieder anzuſtimmen; es klingelte im Nebenzimmer, er hörte eine weibliche Stimme; ſeine Luſt an Abentheuern erwachte; er trat an die Thüre und fragte mit einer nachgemachten Kellnerſtimme: Was beliebt? — Eine alte Weiberſtimme antwortete ihm: Bitt' er doch den Herrn im Nebenzimmer, daß er ſeine Nachtmuſik bis morgen verſpart, wenn wir fort ſind. — Dies Abentheuer machte ihm ungemein viel Spaß; aber wie wurde er erſchreckt, als er am Morgen vom echten Kellner die Namen ſeiner Nachbarn hörte; es war Maria Lenardo mit ihrer Mut-

Digitized by Google

ter geweſen. Beide waren ganz früh mit dem Vater dem Brocken zugewandert. Kaum war der Kellner fort, ſo ſprang er in ſich wüthend und tief gekränkt in das Nebenzimmer, alle verlaſſenen Reſte ihres kurzen Daſeyns zu ſammeln; ſie mußte ganz ihm zunächſt geſchlafen haben, durch ein dünnes Brett geſchieden; denn das andere Bette war nach der Gewohnheit älterer Leute hoch aufgeſtapelt mit Kiſſen. Er konnte es nicht laſſen, er ſtürzte ſich in das glückliche Bett, das ſie umſchloſſen; es war noch erwärmt, und der Duft der Geſundheit erfüllte es ganz und immer tiefer drängte er ſich in das Federbett, es ſchlägt über ihm zuſammen, er ſinkt in Wohlſeyn unter. Als er ſich zuſammengerafft, ſich angezogen hatte, eilte er der Geſellſchaft mit ſolcher Eile nach, daß er ſie in drei Stunden ſchweißtriefend erreichte; er wollte ſich erſt als Fremdling ihnen vorſtellen, um kein Vorurtheil für ſich und gegen ſich zu erregen. In der ſchönen Gegend ließ er ſich aber ſo frei aus, daß ſein Geheimniß bald ſeinen Lippen entfiel, von Marien recht zart aufgenommen und mit einem Kranze für alles Verdienſt zurückgegeben wurde, was er ſich um ihren Bruder erworben. Die Mutter ſorgte an einem Ruhepunkte für die Haushaltung aller, und Marie ſchenkte mit ſorgſamen, freundlichen, fragenden Blicken den Thee ein; der Vater botaniſirte nachher mit ſeiner Frau, die nichts davon verſtand; Hollin ging mit Marien über Thal und Höhe ſo ſelig, daß er über die ſchöne Gegend kein Wort ſagen konnte. Sie kamen bei ſternklarem Himmel im neuen Brockenhauſe an, das wie der Mond am Berge zu ruhen geſchienen, woraus ihnen aber Lenardo mit vollem Glaſe entgegentrat. Er neckte Schweſter und Freund; der Vater ſtellte ſich auch jung mit ihm, um ſich vor ſeiner Frau auszuzeichnen. Lenardo brachte eine Zahl ſteifer Geſellen herein, die in ihren hohen Stiefeln beinahe Arm und Bein auf den Felſen gebrochen hatten; alle mußte er in Thätigkeit zu bringen, ſie mußten mit ſeiner Schweſter tanzen; auch Hollin legte ſeine Hand zum Walzer auf ihren ſchönen Rücken. Dann forderte Lenardo Hollin auf, ſeine Schweſter zur Ruhe zu magnetiſiren; das war dem Vater ein ſehr willkommenes Experiment, und Hollin mußte ſich anſchicken, mit dem wundervollen Treiben des Bluts in der Nähe der Geliebten, in der ganzen Anſpannung des geheimnißvollen Schwungs der magnetiſchen Bewegung über alle Schönheit zwiſchen Berührung und Nichtberührung hinzuſchweben: der qualvollſte Genuß in der ganzen Welt, faſt wie aller Umgang zwiſchen Braut und Bräutigam, die zu vertraut ſind, um ſich Gewöhnliches zu ſagen und ſich nicht mehr erlauben dürfen. Einer meiner Freunde klagte mir einſt in ſolchem Zuſtande, daß ihm von dem ewigen Lächeln dabei die Lippen wehe thäten. Hollin lief gleich darauf ins Freie, während der Rath das Einſchlafen der Tochter wiſſenſchaftlich erklärte; er ging und ſtolperte über die Hexenaltäre und als er zurückkam, ſtand Maria in Nachtkleidern mit ihrem Munde gegen die Scheiben des Fenſters gelehnt, zu tief in ſich verſenkt, um zu bemerken wie er ſtill einen Kuß auf dieſelbe Scheibe von auſſen drückte. Nachher ſtieg er zu den Studenten auf den Thurm, und trank der deutſchen Freiheit ein Lebehoch! — Am Morgen früh auf, ſah er Städte, Hügel, Ströme im Frühſcheine durch das Wolkenmeer leiſe vordringen, ſah die Grundſteine vieler Häuſer rings, wo jetzt alles unbewohnt nur ein Schauplatz der Neugierde geworden iſt, und er dachte ſich ein Volk, daß dieſe große Natur und ihre Beſchwerden in täglicher Gewohnheit gebraucht, und fragte ſich, ob wohl alle Künſte zu dieſer Herrſchaft über die Natur wieder hinführen könnten? Ein ſcharfes Wehen am Himmel verkündete ihm die Nähe der Sonne, er nahte ſich dem Hauſe und Maria trat mit einem Brockenſtrauße hinaus. Er glaubte das alles gerade ſo und alles umher aus einem anderen Leben vorausgeſehen zu haben; er ſank in ſtiller Andacht vor ihr nieder und betete unbewußt. Sie berührte ſeine Stirne mit ihrer Hand, er ſprang freudig auf; die Sonne jagte durchbrechend das Wolkenmeer vor ſich fort, daß eine Welt in der Reinheit erſter Schöpfung vor ihnen lag und als ſie ſich vom Glanze abwandten und hinter ſich blickten, da ſahen ſie ſich ſelbſt in ungeheurer Größe auf den Wolken, daß ſie in ſich tief erſchauderten. Der Rath und die Studenten, die beim Kaffe den Sonnenaufgang verſäumt hatten, kamen dazu und freuten ſich über die Lufterſcheinung des ſogenannten Brockengeſpenſtes, wovon ſie alle gehört hatten. Lenardo ſpielte eine lächerliche Tragödienſcene als Schattenſpiel in den Wolken. — Da Hollin bald enger mit Marien verbunden wird, ſo ſcheint es nöthig, ihre frühere Geſchichte zu characteriſiren. Nie gab es ein *ergebeneres* Mädchen: der Ausdruck läßt ſich durch keinen andern erklären; ſie ſetzte ſich allen nach und wo ſie liebte, wußte ſie nichts Höheres, als ganz demüthig zu dienen, den leiſeſten Wünſchen des Geliebten ohne Ueberlegung und Rückſicht entgegen zu kommen. Schon ihre Kinderfrau ſagte ihr deswegen, ſie werde noch viel Noth erleben; mit gleicher Ergebenheit liebte ſie Mutter, Bruder und Vater, ſo ſtreitig jene drei unter einander waren; jedem that ſie einzeln wohl, ſchmeichelte und half jedem; waren ſie beiſammen, dann ging ihre Verlegenheit an, die ein ſehr verſchloſſenes Leben in ihr hervorgebracht hatte. Unſerm Hollin fühlte ſie ſich eigen, noch ehe ſie ihn geſehen und ſeit der Zeit war ihr ſtetes Bemühen, ihm das zu beweiſen, doch lange vergeblich, da ſeine Beſcheidenheit ſich ſolch eine Eroberung nicht beizumeſſen wagte. Aber ſie reiſten jetzt weiter mit einander, waren oft allein, durchkrochen die Bielshöhle zuſammen und verſtanden ſich, ohne einander etwas Beſtimmtes geſagt zu haben; alles war abgemacht, doch mußte alles geheim gehalten werden, weil Hollin ohne Amt in den Augen des Vaters für keinen Freier gelten konnte. Bald ſollte auch der ganz offenen Freundſchaft gegen Odoardo ein Geheimniß aus dieſer Liebe werden, denn die Liebe hat höhere Geheimniſſe. Maria verweilte einige Zeit mit ihren Aeltern bei Freunden in der Nähe von Blankenburg; um Marien deſto ungeſtörter allein zu ſehen, nahm er von den Aeltern Abſchied und verſteckte ſich in der Nähe in einer öden Förſterhütte unter dem angenommenen Namen eines bekannten Malers, und als er die erſte Nacht weit entfernt von ihr ſchlief, träumte er die ganze Nacht, er liege verkehrt in ſeinem Bette. Maria ging oft allein aus, dies fiel niemand auf; an einem der ſchönſten Morgen traf ſie mit dem Geliebten zuſammen auf dem Wege nach der Roßtrappe; ſie geſtützt auf ihn, er umſchlungen von ihr, ſo ſtrichen ſie in leiſem Geflüſter durch das dichte Buchengebüſch; es war Sonntag und niemand begegnete ihnen. Auf einmal wurde es hell über ihnen, ſie thaten aufjauchzend noch einige Schritte und ſtanden dann auf der Spitze der Granitwand, die ſchrof aufgerichtet ſteht zwiſchen dem Toben und Blühen freier Natur im eingeſchloſſenen grünen Thale, von Waſſerfällen durchſchnitten und zwiſchen dem geſetzten Wirken der Menſchen, von welchem das dumpfe gleiche Stoßen des Eiſenhammers an der andern Seite entgegenſchallte. Und ſie gedachten mit Rührung der ſchönen Königstochter, die von einem verhaßten Freier verfolgt, ihr Roß muthig über den Abgrund ſpornte und ihm entkam. Noch war der Tritt des Roſſes im Felſen zu ſehen; der Regen hatte den Eindruck erfüllt und Maria ließ eine Thräne dabei fallen; auch ſie erwartete bei ihrer Rückkehr ein verhaßter reicher Freier und ſie fühlte nicht Kraft in ſich, den Bitten von Vater und Mutter zu widerſtehen. Erſt hier erfuhr Hollin dieſen geheimen Kummer, der in den feſten Schranken bürgerlicher Ordnung und Weltſitte ihr ſchönes Leben aufzehren wollte. Zu uns! deutete ihnen das Rauſchen des Baches unter ihnen, die tiefe Klarheit des Thals, das dichte Grün, die Stimmen der Vögel in ihrer Sicherheit: ergebt euch der Natur mit aller ihrer Schönheit in allen ihren Schrecken; hier unten lieget die goldene Krone der ſchönen Königstochter, die ihr im raſchen Sprunge vom Haupte fiel, euch iſts beſtimmt, ſie zu finden, die lange aufgegeben iſt. Ich ſteige hinab, ſagte Hollin, und will da einſam mein Leben beſchließen, wenn du mir nicht folgſt Maria. — Und ſo ſtieg er raſch voran, und bezeichnete ihr die Stufen, und ſie folgte ihm wie eine junge Gemſe der alten, ſo kindlich ergeben und treu in der Gefahr nach. Und wie ſie unten ins Thal kamen, da ſchien ihnen alle Welt anders, ſie glaubten ſich im Paradieſe und die einzigen Menſchen auf Erden; ſie lagerten ſich unter einer Laube, wo ein Reh aufgeſprungen war; die Schranken des Lebens öffneten ſich, er fand und raubte die Mirtenkrone, der ewige Bund wurde geſchloſſen. Sie waren eins, aber dieſes Einsſeyn war ihr Alles; ſie hatten die Welt vergeſſen, auf der ſie ſo ſanft ruhten, den Himmel, der ſie ſo mild gedeckt hatte und der nun furchtbar ſchwarz über ihnen gewitterte und ſeine Regenſchauer ſandte. Mit Anſtrengung aller Kraft brachte Hollin die Halbohnmächtige nach Hauſe; der Liebe Leben währt ewig, rief er ihr ſcheidend; ſie konnte in dieſem Ungewitter leicht einen Grund ihrer verzögerten Rückkehr angeben. Sie kehrte noch mehrmals zu ihm zurück, ſo lange die guten Tage dauern wollten, und doch kam endlich der ſchwere letzte Tag, wo Hollin ihr nochmals unwandelbare Treue gelobte und ernſtes Beſtreben nach einem bürgerlichen Unterkommen. Als Hollin nun nach der Univerſität zurückkehrte, war es Nacht; einzelne Lichtfenſter blickten im Thale, die Thürme ſahen finſter über die dunkle Häuſermaſſe hinaus, das Waſſer unter ihm glänzte und rauſchte über das Wehr, Geſang ſchallte an einer Seite; im Ganzen herrſchte tiefe Ruhe und keiner dachte ſeiner. Und da grauete ihm, wie er dachte, daß andre noch Luſt am Leben bewahren könnten, die nicht lebten wie er; er fragte ſich, womit er dies Glück vor allen andern verdiene. Alles ſchwieg umher, auch zwei Nachtigallen, die bis dahin wetteifernd geſchlagen; ihm war, als hätten ſie ſich todt geſungen, weil nichts ihr Glück ganz ſagen und verkünden könne. — Bald eilte er von der Univerſität nach der Hauptſtadt; die bürgerliche Ordnung, die er erſt kühn gebrochen, ſuchte er jetzt auf, um darin Schutz, Unterhalt und Ruhe für ſein Glück zu finden. Er gefiel allgemein; ſeine Kenntniſſe waren eben ſo gründlich als mittheilbar; der Strom der Geſellſchaft erfaßte ihn von allen Seiten und er ſpielte mit jeder Welle, denn alles war ihm neu und er trauete jeder.

Sie erinnern ſich, daß eine Bekannte von Marien ſie damals auf der Inſel begleitete, wo Hollin ſie ſo unhöflich abgewieſen hatte; dieſes Mädchen, deren Namen ich verſchweige,

Digitized by Google

die häßlich und boshaft, dennoch das Vertrauen von Marien gewonnen hatte, hielt ſich in der Hauptſtadt auf, und wurde von Marien erwählt, den geheimen Briefwechſel zu beſtellen. Sie haßte Hollin ſeit jenem Tage, und nun hörte ſie in dem gemeinen Stadtgeſchwätze, wie er verſchiedene ſehr verdächtige Frauen beſuche, wie er mit verſchiedenen Mädchen verſprochen ſei, darum hielt ſie die erſten Briefe Mariens zurück, und berichtete ihr alles ſo bedenklich, daß Maria ſich nicht trauete, wieder zu ſchreiben. Hollin ohne allen böſen Willen und Abſicht, in aller ſchlechten Geſellſchaft rein und einzig mit ſeiner Marie beſchäftigt, konnte dieſes Stillſchweigen nicht begreifen. Mariens Freundin leugnete ihm alle Aufträge ab, Briefe an ſie zu beſtellen. Endlich ſchrieb er an Odoardo, er möchte ihm doch von Marien Nachricht geben. Odoardo ſuchte mit groſer Feinheit Bekanntſchaft, fand nie eine gute Gelegenheit, mit Vorſicht ſich zu erklären, und konnte ihm weiter nichts ſchreiben, als was die Stadt wußte, daß die Heirath Mariens mit dem reichen Kaufmann rückgängig geworden; dabei warnte er ſeinen Freund, keiner flüchtig feurigen Gewalt eines Frühlingsaugenblicks über ſeine ganze Zukunft die Zügel zu geben; Maria ſei kein Weib für ihn; ſein umfaſſender Geiſt würde ihres kleinen häuslichen Kreiſes bald überdrüßig ſein; die Schönheit werde bei einer gewiſſen Geiſtesbeſchränkung undenklich verhaßt. — Hollin lachte des Briefes; er kannte ſeine Marie beſſer; aber der Brief verſchloß ihn gegen den Freund, ſein Urtheil ſchien ihm hochmüthig; ließ er aber ſeine Empfindlichkeit aus, ſo konnte jener das Geheimniß errathen, das er ihm mit Mühe verbarg. Er ſchob ſeinen Brief auf, bis eine Krankheit, die er rettend bei einer groſen Feuersbrunſt ſich zugezogen, ihn längere Zeit dazu unfähig machte. Kaum war er ſo weit geneſen, ſo ſchrieb er in erſter Freude dem Freunde; die Verſündigung an Marien verwies er ihm mit wenigen Worten; dann erzählte er ihm ſeine Krankheit ausführlich, insbeſondere einen ſchweren Traum, der ihn ſehr gequält. Bald ſah ich viele Erſcheinungen umher, ſchreibt er: Maria in einem ſchwarzen Kleide, eine Königskrone auf dem Haupte, trat weinend zu mir und legte eine warme Hand auf meine Stirn; du warfeſt dich ſchmerzlich bei mir nieder, es ſtanden viele alte Krieger umher, man trug mich fort; die Leichenfrau war mit mir beſchäftigt; ich ſah mich ſelbſt, wie ich in dem ſchwarzen Sarge mit zinnernen Griffen lag. Da ſchoß es mir urplötzlich in den Sinn: aber ich ſähe ja das alles, wie könne ich todt ſein; ich ſchauderte vor dem Gedanken, lebend begraben zu werden; ich wollte den Trauernden umher mein Leben kund thun. Aber keinen Arm konnte ich heben, mein Mund war geſchloſſen, nur mit den ſtarren Augen blickte ich, um Schonung von euch zu fordern. Da kam Maria und drückte auch dieſe Augen mit zu und ließ eine Thräne darauf fallen. Ich fühlte ihren Schmerz und den meinen, ſie zu verlaſſen; ich konnte euch und mich nicht mehr retten; der Sargdeckel wurde zugeſchlagen, die Träger hoben mich, die Schüler ſangen: Ach wie herrlich, ach wie labend iſt nach einem heißen Tage, ſolch ein ſchöner kühler Abend; das Geläut der Glocken klang durch und das Weinen der Lieben, die mich begleiteten. Da ſammelte ich meine letzte Kraft, euch ein Zeichen meines Lebens zu geben und erwachte zum Geneſen. — Mariens Freundin war unterdeſſen beſchäftigt geweſen, ihr jede Stunde zu verkümmern, von ihr erfuhr ſie, er ſei durch Ausſchweifungen gefährlich krank; eine ſehr verrufene Frau pflege ſein. Dieſer Pflege, es iſt wahr, dankte er ſein Leben; aber dieſe Pflege war bloß Folge jener Güte, die faſt das Einzige Löbliche iſt, wozu der Sinn durch ein leichtſinniges Hingeben geweckt wird; der herrliche Mann that ihr leid, ob ſie ihn gleich nie näher gekannt hatte. Sie wiſſen noch nicht, in welchem Grade Marie aus dem Himmel ihrer Liebe geſtoſen, auch in allen andern Verhältniſſen durch die falſchen Nachrichten der Freundin unglücklich wurde; ſie wiſſen nicht, was Marie ſich und der ganzen Welt gern verheimlicht hätte, daß ſie in wenig Monaten von den Folgen jener ſchönen Beſuche im einſamen Gebirge entbunden werden ſollte, die jetzt ihr Inneres doppelt zerriſſen. Lenardo quälte ſie dabei mit einem beſonderen Anſinnen; er hatte die eben erſchienene Maria Stuart Schillers ſo lieb gewonnen und den Vater ganz auf ſeine Seite gebracht, daß dieſes Trauerſpiel zu einem Geburtstage der Mutter in ihrem Hauſe aufgeführt werden ſolle, und daß Maria die Hauptrolle übernehmen müſſe. Er ſchrieb an Hollin, daß er ihm auf dem Krankenlager nach der Verwundung verſprochen, ihm einmal einen Dienſt zu leiſten, inſofern er ſeinen Kräften angemeſſen; nun ſei Niemand in G ... der den Mortimer machen könne und niemand in der Welt, der ihn beſſer machen könne, als Hollin, er möchte ſich alſo dazu einfinden. Hollin kam die Einladung ſehr gelegen; er war denſelben Morgen als Bergrath angeſtellt worden; er konnte jetzt, bei dem Beſitze von dem eignen Vermögen, eine Frau ernähren; gleich ſchrieb er an Lenardo, er komme gewiß, aber erſt am Tage der Aufführung; er müſſe ganz geheim halten, wer die Rolle übernommen; er ſelbſt könne ſie leicht in den Proben ſpielen und für die Kleider wolle er ſelbſt ſorgen. — Seinem Odoardo meldete er ſeine Verſorgung und ſeine Ankunft und bat ihn, Marien davon zu benachrichtigen; den letzteren Brief legte er in jenen. — Lenardo war zu erfreut über das Gelingen ſeines Planes, um den Brief an ſeinen Freund richtig zu beſtellen, erſt am Morgen der Aufführung fand er ihn in einer Taſche und gab ihn dem Odoardo, der den Leiceſter im Stücke recht brav probirte. Odoardo fand in ſeinem Briefe einen andern an Maria eingeſchloſſen; er fand keine Gelegenheit, ihn während der Probe abzugeben und wollte ihr nachher einen Beſuch machen.

Hollin hatte unterdeſſen die Reiſe mit unglaublicher Ungeduld zurückgelegt; er kam in der Nacht in einem Wirthshauſe zu G... an. Hier am Ziele ſeiner Wünſche ſcheint ihn die erſte Unentſchloſſenheit angewandelt zu haben, die erſte Beſorgniß über Mariens Schweigen, das er bis dahin der ſtrengen Bewachung der Ihren zugeſchrieben hatte, man fand in ſeinem Taſchenbuche aufgeſchrieben: Maria, als mein Arm zuerſt dich umfing, ſpielte die Natur zu unſerm Tanz eine fröhliche Weiſe; Blumen ſproßten unter deinem Tritte, die Vögel liebkoſten dich mit ſüßen Klängen. Die Blumen ſind verblüht, die Vögel hinweggezogen, der kalte Herbſtwind kräuſelt mit dürrem Laube den Staub des Bodens. Noch in eben dem Tanze bebt, pocht mein Herz bei dem leiſeſten Anhauche deiner Erinnerung, ſein Frühling iſt nicht entſchwunden, nicht ſeine Blüthen. Biſt Du es noch Hochgeliebte, die wie ehemals meiner wartet; ſüße Liebe, hätteſt Du nur ein Wort zur Antwort mir geſchrieben, nur ein Angedenken jener Zeit, ein Tannenſträußchen mir geſandt, ich wäre nicht einſam allein ſo nahe dir: doch ich war ja immer dir nahe und ſelbſt dein Schweigen war mir lieb.

Nach Endigung der Probe ging Marie auf ihr Zimmer und fand einen Brief von der boshaften Freundin, die ihr Hollins Anſtellung und ſeine nahe Abreiſe anzeigte; man glaube, er hole ſich eine Frau aus der Gegend, wer aber dieſe Glückliche ſei bei den vielen, denen er Hof gemacht, ſei ſchwer zu beſtimmen. — Mariens erſte Empfindung war, das ſei gelogen; aber dann ergriff ſie eine Angſt, Rache härtete ſie; mit aller Heftigkeit der gemißhandelten Liebe wollte ſie ihm ſchreiben, ſie wollte aller Welt ihre Liebe und ihre Schande bekennen. In dem Augenblicke trat Hollin herein, der ſich bei einem Untermiether im Hauſe ein Zimmer ſchon frühmorgens zu verſchaffen gewußt hatte — er ſieht ſie und ſtürzt ſprachlos in ihre Arme. Sie dreht ſich in einem Gemiſche aus Zorn und Liebe von ihm weg; ſie drückt ihn ſanft von ſich. In dieſem Wegwenden fühlt er unſchuldig die Qual der Verdammten, von denen Gott ſein Angeſicht gekehrt; halb erſtickt ruft er: Maria, du wendeſt dich von mir, biſt nicht mehr ganz mein? nur ein Wort, ein Blick bei aller Liebe, die uns einte, bei aller heiligen Treue, du biſt mein! — Treue, Liebe! rief ſie, das iſt vorbei, ganz vorbei; wie haſt du mich ſo berauben können um beide, und ſie nachher der Welt Preis gegegen; fort, deine Nähe quält mich mehr, als ewige Entfernung von dir; wie warſt du anders ſonſt, wie war alles anders! — Was ſollte er ſagen; es giebt Augenblicke, wo man glaubt, die Welt habe eine andere Sprache gelernt, oder man habe die eigne vergeſſen; er ſtammelte unzuſammenhängende Worte von Angedenken und Seligkeit; ſie ſagte mit den erſten Thränen, die ſich in ihren Augen geſammelt hatten: Wohl bleibt mir ein Angedenken unſrer Liebe, der Schmerz! — Jetzt hörte ſie im Gange vor der Thüre einige laute Fußtritte; ſie rief: Um meiner Ruhe willen fort, fort, mein Vater kommt! — Sie drängte Hollin mit Angſt, mehr aus einer unwillkührlichen Scheu, als aus Ueberlegung nach der Thüre. — Elende! ſagte er leiſe im Abgehen und ging nach dem Zimmer im Unterſtocke in einem wunderbar ſchmerzlich träumenden Zuſtande, wie ein Opferthier, das der Schlag, der es niederſtrecken ſollte, nur betäubt hatte. So ſaß er auf einem Stuhle betäubt und einſam; während Odoardo, denn der war es, ſich vorſichtig dem Zimmer Mariens genähert und im dunklen Gange den, nach der andern Seite eilenden Freund nicht erkannt hatte. Die mitgebrachten Briefe und Nachrichten erweckten in ihr eine Freude, an die ſie nicht glauben wollte. Sie mußte ihm ganz laut den Schluß von Hollins Briefe leſen: dir bringe ich daſſelbe liebende Herz zurück, welches in den herrlichſten Tagen meines Lebens mein ganzes Weſen erfüllte, das deine Liebe nur gewonnen. Maria, die Erinnerung der blitzſchnellen Stunde im Harze erfüllt mich ganz; bald liebes Lebenswunder werde ich dich umfangen, dich küſſen im fremden Namen, aber dich nicht mein nennen. Du wirſt mich zurückſtoßen. Sei nur recht hart zurückſtoßend, weiches Herz, verbirg dich im Königsſchmucke, du Schönſte ohne Schmuck und Kleid, damit ich nicht taumle und des ganzen Lebens Wonne in der gedoppelten Liebe der Kunſt und der Natur, allen zur Schau an mich reiße. Du verſtehſt mich noch nicht Herzenskündige; Odoardo wird dir alles, alles erklären; ich kann jetzt nicht, die Hand bebt mir von Luſt. In neun Tagen bin ich bei dir; eine Ringmauer umfaßt uns, aber nicht ein Bett; Fräulein Lenardo biſt du und ich Herr Hollin; die Lichter ſind angezündet, der Vorhang rauſcht auf:

Digitized by Google

warum traurſt du Maria Stuart, hat dir die Liebe nichts verrathen, kein Traum, keine Ahndung dich umſtrahlet; der Retter iſt dir nah, wie freudig will er für dich ſterben, wie ſelig mit dir leben! Wie ſoll ich meinen Augen trauen! der harte böſe Neffe Pandets, der Mortimer iſt dein Hollin! Eilende Wolken! Segler der Lüfte, wer mit euch wanderte, mit euch ſchiffte.

Dieſes laute Vorleſen hatte Odoardo ein Vertrauen geſchenkt, wozu er ſonſt nach ſeiner rückhaltenden Art ſchwerlich gelangt wäre. Maria erzählte ihm jetzt, welche Nachrichten ſie von Hollin durch eine Freundin empfangen; erzählte ihm von des Freundes Ankunft. Odoardo freudig dieſer Ankunft, ſchwor ihr bei allen Heiligen, die böſen Gerüchte ſeien falſche Verläumdung, alles ſei Mißverſtändniß und laſſe ſich leicht heben; er eile Hollin aufzuſuchen, um ihn zu verſöhnen. Der ungeheure Wechſel von Schmerz in Freude nahm ihr wie den lange Eingekerkerten bei der Rückkehr an die freie Luſt Athem und Beſinnung; ſie fiel ſprachlos und bewußtlos in Odoardos Arme. In dieſem Augenblicke eröffnete Hollin, der ſich noch zu einem Verſuche entſchloſſen, alles Räthſelhafte in der Geſchichte aufzuklären, ganz leiſe die Thüre; Odoardo war ängſtlich beſchäftigt, ſeine ſchöne Bürde zu ermuntern, er achtete nicht des Geräuſches. Hollin ſtarrte, wandte ſich um, eilte fort und ließ die Thüre offen, deren friſcher Luftſtrom die Ohnmächtige erweckte. Odoardo eilte jetzt, Marien alle Briefe Hollins zu bringen, wo er von ſeinem Umgange mit allen den Weibern ſo offen, ſo wahr, ſo unſchuldig ſchrieb, daß ſie innig von ſeiner Treue überzeugt wurde; ihre Freude war das letzte Aufleben, die Eßluſt eines Todtkranken. Dann eilte Odoardo in alle Wirthshäuſer, ſeinen Freund aufzuſuchen; wo er wohnte, war er unter fremden Namen aufgeſchrieben, und wie wir wiſſen, hatte er ſchon ſeit dem Morgen das Wirthshaus verlaſſen. Odoardo ahndete ein Unglück, aber er durchſtrich die Stadt vergebens; er begegnete Hollin nirgends.

Hollin ſcheint indeſſen weit umhergeweſen zu ſein, ſich an den verſchiedenſten Orten einen Ruheplatz zu ſuchen, wo er ſich ſchreibend zu ſammeln bemüht war; was ſollte er thun? die überall abgeriſſene Schrift in ſeinem Taſchenbuche zeigte, daß er nirgends mit ſich abſchließen konnte. Wahrſcheinlich nachdem er die Litaney in einer Kirche gehört, ſchrieb er hinein:

Kirie Eleiſon, Chriſte Eleiſon, ich habe euch vergeben, Halleluja dem Allerbarmer, er hat die freſſende Wuth eingedämmt. — Buhlerin, wie du ſo leichtſinnig mit mir fromme alte Sitte gebrochen, ſo leicht wurde es dir auch mit andern; wie du deine Aeltern betrogſt, ſo betrogſt du mich.

Mußte ich dich ſo wiederfinden, Odoardo, liebſter Freund, ärgſter Feind in den ſchändlichen Armen. Odoardo du biſt unſchuldig; eine Umarmung von ihr iſt reicher wie der Himmel. Noch einmal will ich ſie ſehen, ſie umarmen, dann fort, fort, über Land und Meer.

Die Zeit der Aufführung kam heran, die Zuhörer ſammelten ſich. Maria ohne Argwohn kleidete ſich fröhlich an; Odoardo vermied es, ihr ſeine Beſorgniſſe mitzutheilen. Es begann eine rührende Symphonie, als Hollin unbemerkt im Dunkel in ſein gemiethetes Zimmer zurückkam und ohne Beihülfe andrer ſeine Theaterkleider anlegte. Wahrſcheinlich während dieſer Muſik ſchrieb er zu ſeiner Beruhigung in die Schreibtafel. ... Was es für Töne ſein mögen, die aus dem Innern hervordringend den Schmerz des unruhigen Lebens übertönen? Nicht von außen kommen ſie mir, es iſt die Trauermuſik vor einem Todten. Zuerſt der Poſaunenklang, in welchem die großen Orgelgeiſter erwachen, wie ſie allmächtig die Kirchenwände erſchüttern, daß die Betglocke leiſe anſchlägt. In dieſen luſtwandeln Oboen und Clarinetten; es ſchallen munter Geigen und Zimbeln dazwiſchen. Da erſchallt die erſte geweckte Menſchenbruſt und ſchwebt im Geſange empor getragen, aber der Athem geht ihr aus. Wie du ſo einſam trauerſt, Maria, Mutter Gottes um den verrathenen Sohn; kann denn dein Sohn nicht mehr trauern, daß du ihn geboren! Warum durchbricht ſo ſelten der Strahl des Auferſtandenen dieſe dunklen Fenſter? — Es iſt tiefe Nacht übers ganze Land ausgegoſſen. — Da muß ich in der Finſterniß an die blöden Augen ſchlagen; ich ſehe dann funkelndes Morgenlicht. — Sich wie die Mauern erbeben, Strahlen auf und nieder ſchweben, Kindlein mit goldnen Flügeln auf der Leiter herniederſteigen, die Himmelsſcharen ſich freundlich beugen, Luft, Luft, es öffnet ſich jede Gruft, Mariens Auge die Himmelsbläue durchbricht; freudig Erbeben, ſeliges Leben, ewiges Licht.

Lenardo hatte indeſſen mit unglaublicher Ungeduld nach allen Seiten umgeblickt, ob Hollin nicht komme, und als der Vorhang aufging, ſelbſt ein Kleid angelegt, das der Rolle beſtimmt war.

Maria rührte durch ihr Elend als Stuart ungemein; ſie war ſo ruhig, war ſo gewiß, daß Hollin ſeine Rolle ſpielen werde und wirklich trat er unerwartet zu dem Auftritte heraus, wo er ſich ihr als treueſter Freund offenbaren ſollte. Unſer Freund, durch die Schönheit ſeines kräftigen Baues, durch den vortheilhaften alten Anzug gehoben, erregte allgemeines Aufſehen; das Rollen ſeiner Augen wurde als erſte Theaterverwirrung aufgenommen, man machte ihm mit Händeklatſchen Muth, und Lenardo ſprang triumphirend ins Parterre, um den Dank für ſeinen Scherz in Empfang zu nehmen. Auch Maria war bei ſeinem Anblicke ſelig erſtaunt, doch gewannen beide bald genug Geiſtesfreiheit, um ihre Rolle auszuſpielen. Mit überirdiſcher Heiligkeit ſprach er die Rede von der hohen Wirkung des großen Kirchenfeſtes. Hollin ſchien nur gekommen, Marien noch einmal, zum letztenmal zu ſehen, und nun ſah er ſie in aller Schönheit, in allem Glanze, mit dem ganzen Zauber der Kunſt; er fühlte erſt jetzt alles Treffende ſeiner Rolle auf ſich; er glaubte eine höhere Macht in dieſem wunderbaren Zufalle und überließ ſich ihrer böſen Gewalt. — Am Schluſſe ſeines Auftrittes verſchwand er; Odoardo wollte ihm nach, aber Lenardo ſtellte ſich vor ihn und hinderte es, weil Hollin ihm geſchrieben, er bäte ſich aus, ihn während der Vorſtellung gegen alle Anreden zu ſchützen; er habe die Rolle ſo ſchnell gelernt, daß er jede Pauſe zum Wiederholen ſtrenge benutzen müſſe. — In dieſer Zwiſchenpauſe ſcheint er das folgende in ſein Taſchenbuch geſchrieben zu haben: So ruhig heilig traurig konnteſt du vor mir erſcheinen, Maria, meinen Blick ertragen? — Du ſpielſt im Leben auch zur Schau! — Mir ward in deinem Blick ſo weh und bang; die Engel und die Teufel alle, ſie ſchienen, von dir loszulaſſen, mich zu umdrängen, mich zu faſſen, die Liebe und die Rache rangen auf, die Allmacht riß mich fort: Soll durch den Tod ſich Liebe lohnen, muß Liebe in dem Tode wohnen! — Die Sterne gehn in ewger Nacht, ſie drängen unaufhaltſam fort, ſie ſchweben in einem engen Raume; das Leben kämpft und erlöſcht im Leben; bald iſt die Bühne voll, es freuen alle ſich des vielen Glänzens; die eine Bahn von Oſt nach Weſt ſtrebt jeder zu durchlaufen; ſie wollen alle ſich erſticken — verzweifelnd bricht dem Helden nun das Herz, der ſeine Bahn an ihre Bahn geknüpft. Wohl dann, bin ich kein Held, ich ſterbe doch als Held! ich opfre mich, weil ich nichts anderes zu opfern hier vermag. Auf ewig ſoll ich von euch ſcheiden. Noch einmal will ich ihn, den Saum des ſtrahlenden Gewandes, küſſen, das deinen Mond Maria blau umflattert; noch einmal ſtreb ich mich, dem Ring der Kette anzuſchließen, die mich ſo lange hat umſchloſſen. Der Ring zerſpringt; es klingt der laute Beifallsjubel der künſtleriſchen Freunde; Verzweiflung packt mich, Wuth reißt geißelnd mich durch Meeresfluth. Ha Kunſt, du haſt geſiegt! Jetzt wirft mich Nordwind auf die öde Felſenſpitze; gefeſſelt lieg ich und kann nichts erfaſſen; es ſchwimmen über mir die kalten Morgennebel und die Geſtaltung all iſt fern. Noch liebevoll geb ich den wolkigen Geſtalten Namen; ſchließ Freundſchaftsbündniß mit den dunklen Armen, deren ſchwarzer Ring durch alle Winde ſtandhaft kämpft; da mein ich ſchon, ich find ihn wieder den verlornen Ring; ich faß nach ihm mit beiden Armen, da ſchleudert er des Blitzſtrahls zackig rollende Schlangen auf mich herab. Ich leb nicht mehr, da hallts im Wiederhall der Felſen: Soll durch den Tod die Liebe lohnen, wird Liebe in dem Tode wohnen. .....

Das verſtehe ich nicht, unterbrach die Gräſin den Erzähler. Den Grafen mußte heut alles ärgern, auch das fühlloſe Unterbrechen der Erzählung. Es iſt ja ſo klar: er zeigt durch den verhängnißvollen ſchwarzen Gewitterring die neue unechte Verbindung an, die zwiſchen ihm und Maria im Schauſpiele dargeſtellt wird.

..... Sie erinnern ſich wohl, daß Mortimer in ſeiner Liebe zu Maria Stuart einen glücklichen aber elenden Nebenbuhler an Leiceſter hat, den Odoardo ſpielte; Leiceſter wünſcht Maria zu retten, doch ohne eigne Aufopferung; er hat den Mortimer in Verdacht, daß er gegen Marien kundſchafte, Mortimer gegen ihn; eine Unterredung voll gegenſeitigen Mißtrauens konnte Hollin nicht ohne Bitterkeit ausführen. Odoardo wurde beklommen und wußte nicht warum; wäre er feſteren Entſchluſſes geweſen, er hätte Hollin aufgeſucht, als er eben in ſeinem Zimmer geſchrieben:

Gott ſegne euch mit allem, was ihr liebt! erleuchte euch nimmer, daß ihr eure Fehler nicht ſeht, behüte euch vor jeder Erinnerung an mich in alle Ewigkeit!

Nun begann der dritte Akt des erregenden Spiels mit aller ſeiner Schönheit. Maria übertraf alle Erwartung. Nach der unſeligen Unterredung mit Eliſabeth trat unſer Mortimer mit aller Heftigkeit auf; er ſchien mit dem Leben zu ringen, als er ausrief:

Was iſt mir alles Leben gegen dich
Und meine Liebe. Eh ich dir entſage,
Eh nahe ſich das Ende aller Tage.

Digitized by Google

Maria rief wie aus eigner Seele: Gott welche Sprache Herr, und welche Blicke! — Und wie er ſie umarmte und wie ſie ihn zurück ſtieß: es iſt unwiderſtehlich wahr und reizend geweſen. Mit welcher Gewalt warf er einen Seſſel, der ſie beide trennte, in die Kuliſſen. Was iſt alle andere Schauſpielkunſt gegen die ſchreckliche Wahrheit ſolcher Darſtellung. Alle waren beklommen, es ſchien etwas Grauſenvolles ſich zu entwickeln; keiner wagte es, zum Nachbar zu ſprechen; allen klopfte das Herz. Maria fühlte ſich ſo heiter in ihrer Rolle, weil ſie dadurch vom erſten liebevollen Kuſſe wieder beſchenkt worden. In der Zwiſchenzeit bis zum letzten Auftritte blieb Hollin ſo weit in der Kuliſſe vorſtehen, daß niemand mit ihm reden konnte. Nun kam die Unterredung zwiſchen ihm und Leiceſter: der ſchreckliche Verrath des letzteren; ſein Edelmuth zog unwiderſtehlich aller Menſchen Neigung zu ihm hin. Mit welcher Verachtung wendete ſich Hollin zu der Wache, die ihn feſſeln will. „Was willſt du, feiler Sklav der Tirannei, Ich ſpotte deiner, ich bin frei.“ Wie geſchickt erwehrte er ſich der Eindringenden und rief dann: Geliebte, nicht erretten kann ich dich, ſo will ich dir ein männlich Beiſpiel geben. Maria, Heilge bitt für mich und nimm mich zu dir in dein himmliſch Leben. — Bei dieſen Worten durchſticht ſich Mortimer mit dem Dolche. — Laut riefen alle Beifall, riefen Bravo; da ruft einer aus der Wache, der ihn aufheben will: Jeſus, er zuckt fürchterlich und iſt voll Blut. Entſetzen überfällt alle, lähmt alle; nur Maria in dem glücklichen Wahne, alles ſei nur Täuſchung, wagt es hinzublicken. Hollin winkte ihr ſich zu nähern und ſagte feſt: Meine Augenblicke ſind wenige, täuſchende Kunſt hat mich hingerafft; Odoardo wird für dich ſorgen, bleibe ihm treu! — Odoardo hielt den Dolch feſt, den Hollin bei dieſen Worten aus der Wunde reißen wollte, er ſah als geſchickter Chirurg, daß er dann im Augenblicke ſterbe; wer will ſeinen Schmerz als Freund dabei fühlen, faſt fürchten wir uns vor der Stärke des eignen Mitgefühles. Maria erwachte aus der erſten Betäubung, die ſie neben ihm hingeſtreckt; ſie beſchwor ihn, für ſie, für ſein Kind unter ihrem Herzen zu leben; die Wunde ſchien nicht gefährlich; es entwickelte ſich der ganze ſchreckliche Irrthum, der ihn verwirrt hatte; ſeine Liebe und Freundſchaft kehrten aus der Ewigkeit zurück, wohin er ſie ſchon verbannt hatte. Er ließ den Vorhang niederziehen, ließ alle Fremden entfernen, flehete bei Mariens Vater um Verzeihung, daß er die heiligen Rechte bürgerlicher Ordnung und göttlicher Einſetzung leichtſinnig gebrochen; er wollte ſich ihrer guten Folgen für Maria und ihr Kind nach ſeinem Tode noch erfreuen, ihnen ſein Vermögen ſichern. Ein Geiſtlicher, mit Hintanſetzung einiger Bedenklichkeit, trauete ihn mit der bewußtloſen Maria durch die einfachen Worte: Was Gott zuſammenfügt, ſoll der Menſch nicht trennen. Amen, ſagten alle! Hollin rief aber: Ich habe es doch gethan, Odoardo, edler Freund, ſorge für ſie — der Liebe Leben — ewig! Bei dieſen Worten zog er den Dolch aus ſeiner Wunde; das Blut ſtrömte heftig, ſein Kopf ſank nieder, er war todt.

Maria drückte ihm in der ſchrecklichen Fühlloſigkeit des unſäglichen Schmerzes die Augen zu. Odoardo mußte ſie gewaltſam von der Leiche wegreißen. Er grub ſeinem Freunde ein Grab außerhalb der Kirchhofsmauer im Flugſande. Maria ſtarb eine Woche ſpäter in der frühzeitigen Geburt mit dem Kinde zugleich. Auch ſie begrub er außer der Kirchhofsmauer neben ihm, und das Kind zwiſchen ihnen und alle Roſen und andere Erinnerungen ihrer Liebe. Nachdem er alles, was er liebte, begraben, ging er in ein Kloſter. Sein böſes Schickſal ging nicht mit ihm ein; er verlor Gedächtniß und Erinnerung, wurde froh wie ein Kind und las oft lächelnd die Briefe ſeines Freundes, als ſei es ihm eine fremde Geſchichte.

Ausgeſtreute Stammbuchsblätter.*)

Melodie.

Auch Melodie iſt irdiſch wandelbar,
Dieſelben Noten bleiben nicht dieſelben,
Aus einer Kehle klingt ſie ernſt und klar
Und kann die Luft zu einer Kirche wölben;
In andrer Kehle ſchwankt ſie wie ein Meer,
Auf dem Syrenen lockend mich umringen.
Aus ganzer Seele ſingt, ſonſt iſt ſie leer,
Ich laſſe mich von beider Art bezwingen.

*) Aus: Veit's Berliner Muſenalmanach für 1831. S. 8 fgde. —

Der Pokal.

Freunde, weihet den Pokal
Jener fremden Menſchenwelt,
Die an gleichem Sonnenſtrahl
Sich erhellt, geſellt, gefällt;
Glück den lieben unbekannten
Lichtgeſandten Herzverwandten,
Deren Augen übergehen,
Wenn ſie in die Sonne ſehen!

Laune.

Ein kühner Sinn kann Ströme hemmen
Und bricht durch Felſen ſeine Bahn,
Doch wenn die Nebel ihn beklemmen,
Da fühlt er, ſeine Macht ſei Wahn.
Verhüllt iſt ihm die frohe Ferne,
Das Nächſte ſcheint ihm unbekannt;
Die Sonne gleicht dem ſchwächſten Sterne,
Er irrt, wohin er ſich gewandt! —
Bald wirken dann die Himmelszeichen,
Die rings um unſre Erde ziehn;
Die heitre Thatkraft muß entweichen,
Wenn Scorpionen droben glühn. —
Es reicht kein Arm zum Flammenſterne,
Der unerwartet zu uns dringt,
Es ringt kein Arm zum Erdenkerne,
Der uns der Krankheit Unheil bringt!
Und geht die Welt noch einmal unter,
So iſts in böſer Laune Spiel;
Dem Herrn gefiel ſie, als ſie munter,
Der Traurigen ſind ihm zu viel.

Jung und Alt im Frühling.

1.

Aus der Berge dunklen Klüften
Brauſt nicht mehr die kalte Fluth,
Fenſter öffne ich den Lüften
Und das Thor dem Jugendmuth;
Springend gehts zum Thale nieder,
Leicht beflügelt iſt das Herz,
Frühling breitet das Gefieder,
Luft erklingt wie edles Erz.

Neue Vögel ſind erſchienen,
Fort ins Freie, in die Luft,
Neues Schauſpiel, grüne Bühnen,
Nachtigall ſo ſehnlich ruft:
Seht das Schauſpielhaus geſchmücket
Mit dem Dach aus Himmelblau.
Wolken=Schäflein ſehn entzücket
Nach dem hocherhabnen Bau.

Alle ſchweben im Verlangen
Nach des Tages Neuigkeit:
Iſt der Vorhang aufgegangen?
Welches Schauſpiel giebt man heut?
Soll ein Heldenſpiel beginnen,
Rüſtet ſich die friſche Kraft?
Soll die Lieb in Lieb zerrinnen,
Daß ſich neues Volk erſchafft?

Alles drängt ſich noch zuſammen,
Herz an Herz und Baum an Baum,
All aus einer Erde ſtammen,
Flammend einer Liebe Traum:
Himmliſch Spiel, die friſchen Kränze
Decken all mit gleichem Grün,
Jenen, das er ſiegend glänze,
Dieſen, daß ſie drunter blühn.

2.

Eine bange Reiſeluſt
Weht in Frühlingstagen,
Füllt mit Wehmuth unſre Bruſt,
Will zum Himmel tragen,
Wo die ganze Seligkeit
Schimmert in dem Lichte
Und ein Bild der Ewigkeit
Wird des Jahrs Geſchichte.

Digitized by Google

Erſte Jugend ſtellt ſich dar
Mit verwirrtem Leiden
In den Blättern, die ſo klar
Alles erſt umkleiden,
Wie wir aus erſchloßner Haf
In die Welt gedrungen,
Wie in neuer Schöpfungskraft
Vieles uns gelungen.

Oeffnet dann die Blüthenzeit
Des Triumphes Pforte,
Wird ihr Fall in Luſt geweiht
Durch die ſchönſten Worte;
Jedes Wort, es dringt hinauf,
Eh' wir es noch meinen,
Aufwärts zu dem Sonnenlauf,
Daß wir ſtrahlend ſcheinen.

Ja dies iſt die Himmelfahrt,
Die wir heute feiern,
Bis die Wolken golden zart
Uns die Welt verſchleiern:
Ach dann fraget wohl die Welt,
Wo wir ſind geblieben?
Vieles dann von uns gefällt,
Manches lernt ſie lieben.

Belehrende Entſchuldigung.

Du zürnſt, weil ich dir um den Hals gefallen,
Als heut dein Mund ſo freudig zu mir ſprach,
Laß meine Freude dir im Kuß erſchallen,
Mein Lächeln ſuchte ſich ein freundlich Dach:
Ein ſolcher Kuß, er deutet ſich nicht weiter,
Er löſcht ſich wie ein hellgefallner Stern,
Der Himmel ſcheint dahinter ewig heiter,
Im tiefen Blau verliert er ſich ſo gern.

Im Glücke iſt ein höheres Berühren,
Wir ſind vereint von ſeiner Wunderkraft,
Was ſollten wir um Zeichen uns noch zieren,
Wir hatten uns ſo lange angegafft:
Wie machts die Rebe, will ſie ſich erheben?
Mit ſich allein, ſie hat doch keine Ruh!
O häng dich an die Welt wie dieſe Reben,
Und deck ihr dennoch deine Trauben zu!

An eine wandernde Mahlerin.

Da ſingt die junge Pilgerin,
Geſtützt vom Malerſtab,
Sie zieht zum fernen Kloſter hin
Und mahnt um letzte Gab,
Um fromme Bildchen in ihr Buch,
Um ein erbaulich Wort:
„Gewarnt, ermahnt biſt Du genug
„Und dennoch ziehſt Du fort.“

Ich ſchenk als Bild den Abſchiedsblick,
Als Wort den Händedruck,
Du ſuchſt zu fern des Himmels Glück
In ſüdlich irdſchem Schmuck:
Des Bildes Kunde Dir verhieß
Der Bilder reiche Wahl,
Ich ſah das ſchönſte Paradies
Bei Dir im nordſchen Thal.

Was Du Dir ſuchſt, Du ſchönes Kind,
Es iſt ſchon alles Dein,
Dir nach im ſeltnen Wirbelwind
Fliegt mit der goldne Schein,
Dir folgt der Strom wie in das Meer,
Dir folgt, was Du geſandt,
Und hier wird alles öd und leer,
Wenn Du Dich abgewandt.

So wie Magnet mit Eiſen ſpielt,
Es aus dem Auge zieht,
So nimmſt Du mit, was wir gefühlt,
Der ſüße Schmerz uns flieht;
Wir ſehen wieder in die Welt
Wie in den Wintertag,
Das grüne Laub ſchon wieder fällt
Und fliegt Dir rauſchend nach.

Kindergeſchrei.

Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geſchwind Waldvögelein,
Es ſänge froh im luſtgen Morgenwind
Und ließ ſein ewges, ewges Schrein!
Und flöge es mir auch davon,
Es flöge doch nicht in die Sonn,
Es flög zum Nachbar auf den Aſt
Und wär des Kirſchbaums lieber Gaſt.
Die ganze Welt wär ſein — allein —
Nun muß es nach den Kirſchen ſchrein!
Ich denke meiner Jugend Pein
Und mein, es wird nicht klüger ſein, —
Es wird ihm auch nicht beſſer gehn, —
Was es nur ſieht, das will es haben,
Wie ſchön die Kirſchen überſehn,
Wie würden uns die Kirſchen laben.
Ach wär mein Kind, mein liebes einzges Kind
Ein klein geſchwind Waldvögelein,
Es brächte mir im luſtgen Morgenwind
Der Kirſchen viel am Stiel im Schnäblein fein.

Heutige Ritterprobe.

Von allen ſchweren Ritterproben,
Die einſt dem Jüngling auferlegt,
Gilt eine noch — und hoch zu loben
Iſt jeder, der ſie feſt erträgt.

Zwar heiße That iſts nicht zu nennen,
Doch hat ſich mancher dran verbrannt;
Weil Worte auf der Zunge brennen,
Wird Feuerprobe ſie genannt.

Zur Probe öffnet Nacht die Pforte,
Geheimniß in den Sternen ſtralt,
Süß tönen ſchöner Frauen Worte,
Womit ſo gern der Jüngling pralt.

Doch jede legt auf ihre Lippen
Den Zeigefinger, eh ſie ſpricht,
Es zeiget jede ihm die Klippen,
Woran der Ehre Woge bricht.

Die Liebſte ſchmückt ihm Lieblingsplätze
Mit ihrer Kränze buntem Glanz,
Es reihet ſich zu dem Geſchwätze
Der Händedruck im heitern Tanz.

Zu bald, — als Morgenlicht erſchienen,
Er kehret heim in Seligkeit;
Es lacht die Welt der frohen Mienen
Und fragt ihn aus, was ihn erfreut.

Daß ihm allein dies Glück ſei eigen,
Es drückt ihm faſt die Seele ab,
Doch wollt er ſich als Ritter zeigen,
Müßt ers verſchweigen bis ins Grab.

Beim erſten Wort, das er geſprochen,
Schlägt zu die Pforte ſeiner Luſt,
Die Sterne haben ſich verkrochen,
Des Ritters Stern fällt von der Bruſt.

Er reitet auf den hölzern Schranken,
Statt auf dem hohen Rittergaul! —
Darum ſei glücklich in Gedanken,
Sei glücklich, Jüngling, halt das Maul! —

Canon

auf einen Lichterputzer.

Gelobt ſei, wer die Lichter putzt,
Er iſt ein Mann, der allen nutzt,
Er brauchet gar nicht viel Verſtand,
Nur eine Lichtſcheer in die Hand,
Vertrauen und Gewandtheit viel,
Sonſt wird er aller Spötter Ziel.

Ein Licht, das er hat ausgeputzt,
Wird ihm von allen aufgemutzt,

Digitized by Google

Und tritt er wieder an das Licht,
So ſchreien alle: Putze nicht,
Ein gutes Licht ſich ſelber putzt
Und deine Lichtſcheer uns beſchmutzt.

Siegeslied nach Ausſprüchen des Paracelſus.

Uebers Haupt des lieben Todten
Jagen freudge Siegesboten,
Seine Ahnung iſt erfüllt!
Mehr wird noch der Welt enthüllt,
Denn die Welt verlangt noch mehr,
Fragt nach neuer Neuigkeit,
Ihr ſcheint morgen Kleinigkeit
Heutge That und heutge Lehr;
Auf wohlan, die Zeit iſt kommen,
Und ſo kommt nun mit der Zeit
Das, warum die Zeit iſt kommen,
Aus dem Streit die Einigkeit.

Einen ſchlägt des Adlers Flügel,
Der ſich ſelber ſchien ein Siegel,
Und ein Schluß der ganzen Zeit,
Ihn umſchlingt der Zweifel heut,
Ihn erdrückt der Kette Laſt,
Die er mit gewandter Hand
Hat gezogen übers Land,
Frei ſind die, die ihn gehaßt:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Wenn wir alle ſind bereit.

Schlecht Gehorchen, ſchlecht Regieren
Wird zu neuem Streite führen!
Weil ihr euch zu kühn vermeßt,
Weil die Einheit ihr vergeßt,
Sinket vieler Schwerdter Schein,
Eines glänzet himmelan,
Der es führt, ein alter Mann,
Wird des Friedens Herold ſein:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Und aus Drei'n kommt Einigkeit.

Die aus ſich die Welt berathen,
Stört der Held mit ſeinen Thaten,
Zeiget jedem ſeinen Zorn,
Denn nur ihm gebührt das Horn.
Nach dem Tagwerk ſchläft der Held,
Selig, die ſein Schlaf erſchafft,
Seiner Kinder friſche Kraft
Tanzt um ihn auf blutgem Feld:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und ſo kommt dann mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Das, warum ſie ſich erneut.

Was der alte Mann geträumet,
In dem wilden Meere ſchäumet,
Weht heran in Sturmes Nacht,
Er hält ſchlafend gute Wacht.
Wie der Fiſcher aus dem Meer
Fiſche zieht, die niemand ſah,
Alſo iſt Erfüllung nah,
Wenn die Ahnung ſchien ſo leer:
Auf wohlan, die Zeit iſt kommen,
Wo die alte Schlangenhaut
Dieſer Welt iſt abgenommen,
Knieet nieder, ſchaut, vertraut.

Maria Thereſe von Artner,

Tochter des k. k. Generalmajors von Artner, ward am 19. April 1772 zu Schnitau, einem Dorfe in Ungarn, geboren, erhielt ihre Jugendbildung vorzüglich in Oedenburg und zeigte ſchon früh große Neigung und Talent zur Poeſie, die ſie im Umgange mit zwei gleichgeſinnten Freundinnen, Doris von Conrad und Mariane von Tiell, nährte und beförderte. Nachdem ſie das Unglück gehabt, in dem Zeitraum von 1796 — 1799 ihre Eltern zu verlieren, lebte ſie abwechſelnd auf Reiſen oder bei ihren verheiratheten Schweſtern im Oeſterreichiſchen. Nach der Schlacht von Aspern beſchäftigte ſie ſich mit einem epiſchen Gedichte, in welchem ſie dieſe verherrlichen wollte, aber die k. k. Hofcenſur erlaubte den Druck dieſes Werkes nicht wegen einiger bedenklichen Stellen. 1811 traf ſie das harte Schickſal, ihr halbes Vermögen zu verlieren. Seit dem Jahre 1818 nahm ſie ihren bleibenden Aufenthalt bei ihrer Freundin Maria von Zay in Ugrocz. — Sie ſtarb am 25. November 1829. zu Agram.

Th. v. A. hinterließ folgende Schriften:

- Feldblumen auf Ungarns Fluren geſammelt von Minna und Theone. (Th. v. Artner und M. v. Tiell.) Jena, 1800.
- Neuere Gedichte von Theone. Tübingen, 1806.
- Gedichte; gewählt, verbeſſert und vermehrt. 2 Th. Leipz. 1818.
- Die That. Trauerſpiel. Erſter Theil zu Müllner's Schuld. 2. A. Peſth und Leipzig, 1820.
- Stille Größe. Schauſpiel. Kaſchau, 1824.
- Regenda und Wladimir. Kaſchau, 1824.
- Briefe über einen Theil von Kroatien und Italien. Peſth, 1830.

Th. von Artner iſt durchaus nicht ohne wahre poetiſche Anlagen, vorzüglich auf dem Gebiete der Lyrik, allein da es ihr an der richtigen Leitung fehlte, zu oft auf falſchem Wege. Nur in Momenten wirklicher poetiſcher Begeiſterung hat ſie Lobenswerthes geliefert. Ihr Trauerſpiel „die That" fand zu einer Zeit, als durch Müllner's Schuld die deutſche dramatiſche Poeſie auf große Abwege gerathen war, eine günſtige Aufnahme, iſt jedoch bald der Vergeſſenheit anheim gefallen, obgleich einige Scenen in demſelben durchaus nicht ohne Werth ſind. — In ihren an Karoline Pichler gerichteten Briefen über Kroatien und Italien zeigt ſie eine glückliche Darſtellungsgabe, feine Beobachtung, Geſchmack und einen liebenswürdigen Charakter. — Jedenfalls ſind ihre Schriften der Empfehlung würdiger als die mancher ſchriftſtellernden Damen, welche ſich zu unſerer Zeit in Deutſchland unberufen und talentlos vordrängen.

Die That.*)

Waldgegend mit verſchiedenen zuſammenlaufenden Wegen. Im Vordergrunde links eine Einſiedlerklauſe, wovon Thür und Fenſter gegen die Zuſchauer gehn, rechts das Eingangsthor eines Parks. Im Hintergrund Ausſicht auf einen Hügel mit einem großen Baum.

(Gorgo, beſchäftigt, an der Seitenwand der Klauſe, die gegen die Mitte des Theaters geht, ein Zelt anzuheften. Ruffina**) kommt aus dem Walde mit einem Bündel Holz.)

Ruffina
(nachdem ſie Gorgo mit ſteigender Aufmerkſamkeit betrachtet, mit zweifelnder Freude).
Schweſter Gorgo, biſt Du'? — —

Gorgo
(welche gleich Anfangs einen kurzen, aber ſcharfen Blick auf ſie warf).
Bin's.

Ruffina
(das Bündel abwerfend und auf ſie zu eilend).
Ach Willkomm! kaum dünkt mich's wahr!
Wie ſo faltenreich die Stirne,
Wie ergraut das ſchwarze Haar!
Warſt ſo eine ſchmucke Dirne.

*) Aus: Die That, Trauerſpiel in fünf Acten, von Thereſe von Artner. 2. Aufl. Leipzig. 1820

**) Gorgo, eine Zigeunerin; Ruffina, ihre Schweſter.

Digitized by Google

Gorgo.

Sonderbar!
Auch in mir fühl' ich ein Regen
Ihr entgegen. (Reicht ihr die Hand.)

Ruffina.

Ach wie manches, manches Jahr
Hab' ich fruchtlos Dich geſucht,
Nicht gefunden!

Gorgo.

Seit den unheilvollen Stunden
Unſrer allgemeinen Flucht,
Da die Mutter in die Krallen
Fiel der Inquiſition.

Ruffina (ſich ängſtlich umſehend).

Still davon! —
Mich, noch hülflos, nahm der Haufen
Nach Leon,
Du nur warſt allein entlaufen.

Gorgo.

Ich alleine von Euch allen
Folgt' ihr zu der Richtſtatt nach.
Grauſer Tag!
Noch hör' ich der Glocken Schallen
Schlag um Schlag,
Seh' den Zug der Opfer wallen
Zwiſchen Bütteln,
Bleich, in ſchwefelgelben Kitteln,
Dicht beſät mit Teufelsfratzen,
Die Verzweiflung in den Mienen,
Unſre Mutter unter ihnen!

Ruffina.

O halt ein,
Dieſe Greuel zu erneuen!
Willſt du gar nicht mein dich freuen?

Gorgo.

Ja, für dies, und dies allein,
Hat nur mein Gehirn Gedanken. —
— Und wie ſie nun näher wanken,
Und das Volk von ihnen wich,
Mußte, halb bewußtlos, ich
Vor mich drängen.
Ach, da fiel ihr Blick auf mich,
Und nach lang' verhaltnem Grimme
Schrie ſie auf mit Donnerſtimme:
„Räche, räche, räche mich!
Oder, wie mich Flammen ſengen,
Brenn es Dich
Ewiglich!“ —
Schrie's, und ſtarrte wild zur Erde,
Daß ihr letzter Mutterblick
Nicht noch mein Verräther werde.

Ruffina.

Gräuelvolles Mißgeſchick!
Und Du haſt es nicht gehalten,
Der Unſel'gen letzt Gebot?
Zwar noch Kind bei jener Noth
Hab' ich dennoch es behalten:
Donna Lauren und dem Alten
(auf die Klauſe deutend)
Dankte ſie den Feuertod.

Gorgo.

Ja, ſie ſind, die ſie verdarben!
Mit der Kunſt war ſie vertraut,
Zu bereiten helle Farben
Aus den Wurzeln, aus den Rinden.
Laura hatt' es oft erſchaut,
Wenn ſie ging, ſie aufzuſinden,
Und ſie dann des Nachts gebraut.
Den benützten Ueberguß
Trug ſie dann hinab zum Fluß;
Roth und grün entrann die Welle.
Einmal trank an dieſer Stelle
Laura's Heerde — und in Schnelle
Kam ein Sterben über's Vieh.
Laura, jedem Wahn ergeben,
Schuldigte des Zaubers ſie,
Ließ den Siedler Klag' erheben,
Angeſteckt von gleicher Wuth —
Und verfallen war ihr Leben,
Sie geſchleppt zum Tod der Glut.

Ruffina.

O, der Mutter ſchuldlos Blut!

Gorgo.

Von der Stund' an überkamen
Schmerz und Grimm mich ohne Namen,
Und beſchloſſen war's in mir,
Das, weshalb ſie mußte ſterben,
Müſſ' ich nun aus Rachegier,
Koſt' es auch die Seel', erwerben.
In der Zauberkunſt Revier,
An die Nil- und Nordſeeküſte,
Wollt' ich wandern, doch nach hier
Zog mich eher ein Gelüſte,
Die mit Flüchen zu erſchrecken,
Bis ich käme, zu vollſtrecken.
Und ich kam, und wandelnd fand
Laura'n ich, voll Schmuck und Zierde,
Einen Knaben an der Hand
Und im Leibe neue Bürde.
Trotzig heiſcht' ich große Gabe,
Und als ſtolz ſie mir's verwies,
Donnert' ich in's Ohr ihr dies:
„Tage lang ſollſt du dich quälen,
„Eh du quitt wirſt deiner Laſt;
„Iſt, was du gebierſt, ein Knabe,
„Würgt er den, den du ſchon haſt;
„Iſt's ein Mädel, ſtirbt's durch ihn,
„Und du fährſt in Sünden hin.“

Ruffina.

Ach, ohnmächt'ge, ſchwache
Muttermordes Rache!
Leere Worte — gegen Flammen.

Gorgo.

Böſes Wort, es iſt ein Pfeil,
Der das Herz unheilbar ritzet,
Verdienter Fluch iſt ein Donnerkeil,
Der zerſchmetternd das Inn're durchblitzet,
Verdienten Fluch
Gräbt, der über den Wolken ſitzet,
Gräbt der Richter in's Schickſalsbuch.

Ruffina.

Doch der Deine war nur Schatten!
Wiſſe, Laurens zweiter Sohn
Starb — mich dünkt als Säugling ſchon.
(Gorgo lacht laut auf.)
Und ſie ſelber mit dem Gatten,
Hoch vom Könige geſtellt,
Schiffte nach der neuen Welt,
Iſt der Rache ganz entflohn,
Denn — nicht lang — erhielt ihr Sohn,
Carlos, welcher Hof hier hält,
Nachricht ihres ſanften Todes.

Gorgo (höhniſch).

Sanft? So mögen's Zeugen nennen,
Doch das Eingeweid' kann brennen.
Hör' und wiſſe, wiſſ' und ſtaune,
Schaue meiner Fluchesſaat
Erndten, reich an Miſſethat.
Als ich's flucht' in grimmer Laune,
Floh ich fort,
Und aus Carthagena's Port
Trug mich bald des Schiffes Kiel
Hin zum Nil.
Doch alldort,
In der Heimath der Magie,
Lebt ein Volk, bedrückt und dumm,
Und die Mumien ſind Leichen,
Und die Hieroglyphen ſtumm,
Denn es fehlt der Deutung Zeichen,
Und die Silbe der Beſchwörung,
Zu geſtalten die Zerſtörung.
Unbefriedigt kehrt' ich heim,
Stieg an's Land zu Barcellona,
Wählte nordwärts nun den Pfad.
Ziehend durch die Pyrenäen
Kam ich in Barège's Thal,
Wo ein Brunnen, reich an Heilkraft,
Gäſte lockt aus allen Ländern;
Da erblickt' ich, ungeſehn,
Lauren an der Freundin Seite,
Die ſchon hier bei ihr gewohnt,
Gräfin Salm ließ ſie ſich nennen.

Digitized by Google

Jeder folgten ihre Frauen,
Auf den Armen junge Knaben,
Gleich an Alter, doch an Kraft
Ungleich. Laurens Söhnlein blühte,
Aus den Kindesaugen ſprühte
Zunder künft'ger Leidenſchaft,
Doch der andre, ſchlapp und bleich,
Hing am Halſe ſeiner Amme,
Einer halben Leiche gleich. —
Und nun mied ich Lauren zwar,
Noch zur Rache nicht gerüſtet,
Doch durch Kuppeln, Trödeltand,
Träume deuten und die Hand,
Hatt' ich bald mich eingeniſtet
Bei dem Weibervolk im Haus,
Das auch Gräfin Salm bewohnte,
Ob mir's nicht gelingen möchte,
Daß ich Unheil wo vollbrächte.
Einmal ſchlich ich ſpät mich ein,
Da drang aus der Gräfin Mauern
Schmerzlich Klaggetön hervor.
Schnell verriegelt ward das Thor,
Doch ich blieb, was zu erlauern,
Stille in dem Winkel kauern.
Dumpfes Klopfen — einen kleinen
Sarg nun trägt ein alter Diener
Von der Gräfin Treppe nieder,
Und darauf, mit lautem Weinen,
Seh' ich ſelbſt die Salm erſcheinen
An dem Fenſter, neben ihr
Donna Laura auch in Thränen,
Tröſtend ſo der Freundin Stöhnen:
„Ob dein Kind im Leichentuch,
„Biſt doch minder zu beklagen,
„Als ich ſelber, die ein Fluch
„Zwingt, dem meinen zu entſagen.
„Nimm es fort an Sohnes Statt,
„Laß es nun und nimmer wiſſen,
„Daß ein Bruder ihm gegeben,
„Wer's erzeugt, geboren hat,
„Denn ſo lang mir beide leben,
„Muß ich ja für beide beben." —
Dies vernahm ich — o der ſüßen
Harmonie!

Ruffina.

Wie? iſt's möglich? Hätte ſie
Selber ſich den Sohn entriſſen?

Gorgo.

In Barège nun gab man vor,
Laurens Söhnlein ſey geſtorben.
Eingehüllt in Trauerflor
Wallt' am Sarg ihr Dienerchor,
Der des Kindes Namen trug,
Und auf ſeinem ſchwarzen Tuch
Glänzten ihre Wappenſchilde.

Ruffina.

Ha, ſo ſchaute ſie im Bilde
Ihres Sohnes Leichenzug!
Das war Rache für Gonilde.

Gorgo (fröhlich).

Ja, in ihrem Arm den Knaben,
Sah ſie langſam ihn begraben!
Und berechne nun die Schmerzen,
Als ſie Morgens abgereiſt,
Das Bewußtſeyn in dem Herzen,
Daß ſie den, den ſie geboren,
Sich freiwillig gab verloren!

Ruffina.

Nicht unkräftig war dein Fluch.
Das vergalt!

Gorgo.

O nicht genug.
Als ich nun nach manchen Jahren
Um mich trieb im Norderland,
Viel erforſchet, viel erfahren,
Da, vom Geiſt gezogen, fand
Wieder ich des Wildes Fährte.
Ich kam Nachts an eine Burg,
Wo man Herberg mir gewährte.
Als der Tag ſich kaum verklärte,
Stürmt' ein Jüngling in den Forſt,
Schöners kann kein Auge ſchauen;
Doch beim holden Anblick fällt
Mich ein Ahnen an, ein Grauen;
Nach dem Namen forſch' ich nur,
Aber da verliſcht die Spur,
Denn man nannt' ihn Oerindur;
Bis ich unter'm Schloßgeſinde
Gräfin Salm's Amme finde.
Mich erkennend, heiſcht ſie gleich
Prophezeihung, und bei Seite
Nehm' ich ſie, mein Ahnen deute
Ich als Wiſſen aus der Hand,
Bis ſie klärlich mir geſtand,
Ob ein Eid ſie ſonſt auch band,
Namen und Religion
Hab' in Spanien ihre Dame
Falſch genannt:
Laurens Sohn
Zog ſie auf als Proteſtant,
Oerindur ſey jetzt ſein Name.

Ruffina.

Proteſtant? Zu viel des Böſen!
O das kann nicht gut ſich löſen.

Gorgo.

Der bigotten Laura Reis,
Eingeimpft dem Ketzerſtamme —
Das war Flamme.

Ruffina.

Wohl, daß ſie ihr brennend heiß
Nicht mehr in das Mark kann fallen!

Gorgo.

Wohl — wie ſprichſt du? iſt gefallen
Auf des Rachegott's Geheiß,
That vielleicht ſie heimlich morden —
Als ich kehrte aus dem Norden
Und zu Cadix ſtieg an's Land,
Traf ich — Lauren an dem Strand,
Schon bereit, ſich einzuſchiffen.
Lachend trat ich hin vor ſie,
Und, wie vor der Klapperſchlange
Eingewurzelt, bleich und bange,
Stand ſie da, indem ich ſchrie:
„Jenen alten Fluch von mir,
„Daß ſich deine Söhne morden,
„Wendeſt nimmer du von dir,
„Mußte Otto gleich nach Norden.
„Fruchtlos, ihm dich zu entziehn,
„Stürzteſt du in Irrgewinde,
„Wo ſich Sünde reiht an Sünde,
„Denn zur Mutter deinem Kinde
„Gabſt du — eine Ketzerin.
„Den abtrünn'gen Stamm verderben
„Wollte Gott, und ließ erſterben
„Das Geſchlecht der Oerindur,
„Doch du, trügend die Natur,
„Gabſt aus deinem Schooß ihm Erben,
„Und die Seel', aus dir geboren,
„Iſt ſchon jetzt vor Gott verloren." —

Ruffina.

Welch ein Donner ihren Ohren!
Wahrlich, ſie hat abgebüßt.

Gorgo.

Wie du doch verſöhnlich biſt!
Ich hab' ew'ge Rach' geſchworen.

Ruffina.

Furchtbar Weib, du wollteſt noch —
Doch da naht ein Zug von Rittern,
Und die Küche wartet ſchon
Auf mein Holz. (Ihre Bündel aufnehmend.)
Kommſt du nicht mit
Zu dem Mahl in unſer Lager?

Gorgo.

Nein.

Ruffina.

Ich finde ſpäter doch
Dich noch hier?

Gorgo.

Ja, ſtumpfe Seele.

(Ruffina ab. Gorgo zieht ſich ſpähend in's Gebüſch.)

Digitized by Google

Asmus S. Matthias Claudius.

Dietmar von Aſt S. Minneſänger.

Georg Anton Friedrich Aſt,

Dr. phil., k. baier. Hofrath und ordentlicher Profeſſor der Philologie in München, ward am 29. December 1778 zu Gotha geboren und auf der dortigen hohen Schule vorbereitet. Er zeigte ſchon früh eine vorherrſchende Neigung für die philologiſchen Studien und gab bereits als Gymnaſiaſt Anmerkungen über den Properz heraus. Im Jahre 1798 bezog er die Univerſität Jena, um Philologie und Theologie zu ſtudiren, gab aber die Letztere bald auf, um ſich ganz der Erſteren, ſo wie der Philoſophie und Aeſthetik zu widmen. Noch als Student ſchrieb er Mehreres über Gegenſtände ſeines Fachs und verfaßte in Verbindung mit einem Studiengenoſſen Briefe über die Religion, welche im Druck erſchienen. 1802 ward er Doctor der Weltweisheit und Privatdocent zu Jena; 1805 ordentlicher Profeſſor der Philologie an der Univerſität zu Landshut, in welcher Eigenſchaft er ſpäter nach München ging. Im Jahre 1827 erhielt er die Ernennung zum ordentlichen Mitgliede der münchener Akademie der Wiſſenſchaften in der philoſophiſch-philologiſchen Klaſſe.

Außer mehreren lateiniſch geſchriebenen Werken und Ausgaben alter Klaſſiker ſind von ihm erſchienen:

Leukippe aus dem Griechiſchen des Achilles Tatios (gemeinſchaftlich mit Güldenapfel). Leipzig, 1802.
Briefe über die Religion. Würzburg, 1802.
Sophokles Trauerſpiele. Leipzig, 1804.
Syſtem der Kunſtlehre. Leipzig, 1805. N. A. Leipzig, 1807.
Grundlinien der Aeſthetik. (Auszug aus dem Vorigen.) Leipz. 1813.
Krôſus. Trauerſpiel. Leipzig, 1805.
Ueber den Geiſt des Alterthums. Rede. Landshut, 1805.
Grundlinien der Philoſophie. Landshut, 1807.
Grundriß einer Geſchichte der Philoſophie. Landshut, 1807. N. Aufl. 1825.
Zeitſchrift für Wiſſenſchaft und Kunſt. 2 Bde. Landshut, 1808.
Grundriß der Philologie. Landshut, 1808.
Grundlinien der Grammatik, Hermeneutik und Kritik. Landshut, 1808.
Entwurf der Univerſalgeſchichte. Landshut, 1808. N. A. Landsh. 1810.
Platon's Leben und Schriften. Leipzig, 1816.
Platon's Phädros und Gaſtmahl, überſetzt u. ſ. w. Jena, 1817.
Hauptmomente der Geſchichte der Philoſophie. München, 1829.
Beleuchtung der epikureiſchen Ethik. München, 1831. in 4.

Den Grundſätzen der ſchellingiſchen Philoſophie folgend, bearbeitete Aſt vorzüglich die Theorie der Kunſt und erwarb ſich hier, ſo wie durch ſeine Ausgaben alter Klaſſiker und vorzüglich durch ſeine Schrift über Plato großes und bleibendes Verdienſt um die Wiſſenſchaft. Seine dichteriſchen Leiſtungen ſind dagegen nicht bedeutend.

Hartmann von der Aue (Ouwe) S. Minneſänger.

Joſeph Freiherr von Auffenberg,

am 25. Auguſt 1798 zu Freiburg im Breisgau geboren, großherzoglich badenſcher Kammerherr, Offizier in der Garde zu Pferde und Mitglied des Hoftheater-Comité in Karlsruhe. Er iſt einer der fruchtbarſten lebenden dramatiſchen Dichter. Bis jetzt erſchienen von ihm:

Dramen:

Pizarro. Wien, 1817.
Die Spartaner. Wien, 1818.
Victoria. Wien, 1818.
Die Flibuſtier. Bamberg und Würzburg, 1819. 3. Aufl. 1821.
Die Bartholomäusnacht. Bamberg und Würzb. 1819.
Gelon und Hiero. Ebend. 1819
Wallas. Ebend. 1820.
König Erich. Ebend. 1820.
Die Verbannten. Ebend. 1821.
Das Opfer des Themiſtokles. Ebend. 1821.
Die Syrakuſer. Ebend. 1821.
Dramatiſche Werke. Ebend. 1822. 2 Thle.
Viola. Ebend. 1824.
Fergus Mac'Ivor. Ebend. 1827.
Der Löwe von Kurdiſtan. Ebend. 1827.
Ludwig XI. in Peronne. Karlsruhe, 1828.
Die Schweſtern von Amiens. Ebend. 1828.
Alhambra (in vier Abtheilungen). Ebend. 1829—30.
Die Eroberung von Granada. 2 Th. Ebendaſ. 1830.
Die Furie von Toledo. Roman. 2 Th. Karlsruhe, 1832.

Wenn von A. nicht zu raſch arbeitete, ſondern ſeine Kräfte mehr concentrirte und ſeinen poetiſchen Leiſtungen längere Zeit der Reiſe vergönnte, ſo würde er bei den ſchönen und glücklichen Anlagen, deren er ſich erfreut, gewiß Ausgezeichnetes liefern. Unter den jüngeren Dichtern, welche ſich an Schiller heraufbildeten und die von ihm eingeſchlagene Bahn zu beſchreiten ſtrebten, iſt er unbedingt in geiſtiger wie in ſittlicher Hinſicht der Begabteſte, voll jugendlich friſcher Phantaſie, Kraft und Gewandtheit; aber eben, weil er es ſich zu leicht macht, jeden Stoff, der ihm einer dramatiſchen Behandlung fähig ſcheint, ergreift und mehr für die Bühne als für das Leben arbeitet, überläßt er ſich zu ſehr dem, was ihm eine freundliche Stunde bringt, und ſeine gelungenſten Dichtungen ſind oder ſcheinen wenigſtens das Reſultat eines glücklichen Griffes, nicht anhaltender, durch tiefes, ernſtes Sinnen genährter Begeiſterung. Die aus dieſem Uebelſtande entſpringenden Mängel treten daher auch in ſeinen ſämmtlichen Werken ſchroff hervor, und eine ſtörende Ungleichheit herrſcht in allen. — Die erhabenſte, glühendſte dichteriſche Sprache wechſelt oft mit der gewöhnlichſten, mit einer in Jamben abgemeſſenen Proſa; den kühnſten Bildern folgen die alltäglichſten; die wichtigſten Scenen halten ſich durch eigene Kraft, die anderen, nur verbindend oder ausfüllend, erſcheinen neben dieſen öfters wie die Nacht neben dem Tag; die Charaktere ſind häufig nur ſkizzirt, nicht pſychologiſch conſequent durchgeführt; die Begebenheiten unwahrſcheinlich, die Situationen nur des Effectes wegen, nicht aus tiefgefühlter innerer Nothwendigkeit angelegt. — Alle dieſe Fehler kann der talentvolle Dichter aber vermeiden und wird es gewiß, ſobald ſich Ruhe

Digitized by Google

und Beſonnenheit zu ſeinen ſchönen Gaben geſellen, und ihm die Production nicht mehr ſo leicht wird, wie dies nur zu oft bei reichen jugendlichen Gemüthern der Fall zu ſeyn pflegt.

Unter ſeinen vielen dramatiſchen Dichtungen ſind „das Opfer des Themiſtokles" und „die Verbannten" in Hinſicht auf Tiefe und großartige Geſinnung, „der Flibuſtier" und „der Löwe von Kurdiſtan" in Hinſicht auf techniſche Anordnung und Kunſt wohl die vorzüglichſten.

Die Verbannten.

Das Nachſpiel *).

(An der Grenze von Sibirien.)

(Morgendämmerung.)

Erſte Scene.

(Im Hintergrunde einige ſchlechte Hütten. Daneben Wachfeuer, wobei ſich ein Theil von Menzikof's Begleitung gelagert hat. Rings in der Gegend ſieht man von Zeit zu Zeit Wachen.)

(Im Vorgrunde ein friſches Grab mit einem Kreuze. Daneben kniet Menzikof **) mit Liſinka ***). — Beide in dürftigen Kleidern.)

Menzikof.

So endet Ruhm! ſo endet Menſchengröße! —
Was bin ich nun? verſchwunden iſt der Traum,
Und die zwölf Spannen Erde, die allhier
Der theuren Gattin Leiche decken — ſind
Nicht mein. Sie ſtarb im unwirthbaren Lande
Von allem fern, was dieſes Leben ſchmückt.
Ich wollte Kronen ſetzen auf ihr Haupt,
Und muß nun in der Wüſte ſie begraben.
Ich habe ihr verziehen! was ſie that,
Wird uns dereinſt zum Wiederſehen führen.
Schlaf' wohl da unten, liebende Gefährtin!
Bald folg' ich Dir zur ew'gen Ruhe nach.
Schlaf' wohl! Dein Auge hat nun ausgeweint,
Und an des beſſern Lebens milder Sonne
Iſt Deiner Thränen herber Quell verſiegt.
Du haſt mit mir geduldet und gelitten,
Für mich verwelkte Deines Glückes Kranz.
Nun ruhſt Du ſanft im kühlen Erdenſchooße,
Und giebſt kein Zeichen Deiner Liebe mehr.
Nicht Blumen werden dieſem Grab entkeimen,
Kalt iſt Dein Lager wie der ſtarre Tod.
Kein Denkmal wird dem Wanderer verkünden:
Daß dieſes Grab ein theures Haupt umſchließt,
Von meinem Ruhme iſt mir nichts geblieben,
Das ich Dir geben konnte — als — dieß Grab.
(Sie ſtehen auf.)
Liſinka! liebe Tochter, höre nun
Des tief gebeugten Vaters letzte Bitte:
Du folgteſt mir bis an die dunkle Grenze,
Die Glück von Unglück, Luſt von Qualen trennt.
Verlaſſe mich! denn gräßlich wär' mein Tod,
Wenn ich im unverdienten Jammer — Dich
Mein theures Kind erblickte.

Liſinka.

Ford're Alles,
Nur dieſes einz'ge nicht.

Menzikof.

Die Mutter ſtarb,
Ein Opfer ihres Grames, den ich ſchuf.
Willſt Du mit zweitem Morde mich belaſten?
Nur den Verbrecher kann die Strafe treffen,
Des Kaiſers Gnade rufet Dich zurück.
Er wird die Unſchuld ſchützen, und im Glück
Des Kindes mir den letzten Troſt gewähren.
Du weißt! ich wollte Deinen Schlaf nicht ſtören,
Und ohne Abſchied trennen mich von Dir.

Liſinka.

Doch anders will es Gott! ich bleibe hier!

Menzikof (ſchmerzvoll).

Dein Glück hab' ich zerſtört, und freudenlos
Iſt Dir der Jugend Morgentraum entſchwunden.
Ich kann Dir das Geraubte nicht erſetzen,
Und keine Buße tilget dieſe Schuld.

Liſinka.

O glaub' das nicht, mein theurer Vater! froh
Bin ich in Deiner Nähe! für das Glück
Der Liebe ward Liſinka nicht geboren!
Entſagung iſt mein Loos! ich hab' entſagt,
Und all mein Hoffen richtet ſich nach oben,
Wo meine frühverklärte Mutter wohnt.
Es iſt die ſchönſte Pflicht, das Vaterhaupt
Mit jeder Freudenblüthe auszuſchmücken.
Der ſelt'nen Blume hab' ich mich beraubt,
Und durch Entſagung will ich Dich beglücken.

Menzikof.

Mein Elend drücket ſchwer.

Liſinka (ſanft).

Was iſt das Leben,
Wenn ihm der Liebe ſüßer Zauber fehlt?
In Deiner Nähe, Vater! muß ich leben,
Der Kindesliebe hohe Pflicht erfüllend.
Was ſonſt noch im verſchwieg'nen Buſen wohnt,
Es wird ſich nie der Erde offenbaren.
Alexis lebt in mir! ſein theures Bild
Will ich für's beſſ're Leben mir bewahren.

Menzikof.

Ich trennte Euch. Dem Ruhm iſt alles feil,
Und Größe kauft er ſich mit Seelenheil.

Liſinka.

Verſtoße nicht Dein Kind.

Menzikof.

Geh! ruh' ein wenig.
Dort kommt ein Fremdling her. Ich glaube ein
Verbannter, dem mein Fall nun Frieden bringt.
Ich geh' hinein, und er heraus. So ſpielt
Der Zufall mit den großen Kinderpuppen,
Und hebt ſie wechſelnd auf der Erdenbühne.
(Liſinka geht ab in eine der Hütten.)

Menzikof (aufmerkſam nach der Seite hinblickend).

Was ſeh' ich? Fürſt Alexis Dolgorucky?! *)
Er ward zurückberufen! großer Gott!
Welch' ſchöner Troſt erfüllet nun mein Herz.
Wenn er ſie liebet noch?! ich muß ihn prüfen,
Der Himmel wolle: daß ich treu ihn finde!
(Er geht in den Hintergrund.)

Zweite Scene.

Der Vorige. Alexis (kommt von der Seite).

Alexis.

Sie rufen mich zurück in's frohe Leben,
Mir aber blüht kein Glück hienieden mehr.
Der Wechſel iſt ſo ſchnell — ich faſ' ihn kaum.
Geheimnißvoll ſchreibt mir der Vater — gleich
Als dürfe er der Feder nicht vertrauen.
Er räth mir Eile, denn ich würde viel
Verändert finden in der Kaiſerſtadt.
Was kann es ſeyn? Liſinka blieb mir treu;
Sie hat den Thron verſchmäht — das iſt gewiß,
Doch ihres Vaters Stolz wird uns verderben.
Wenn ſie dem Zwang, der Drohung unterlag?
Wenn ich ſie finde, wie ſie mir im Traum
Des Elends oft erſchien? O hättet Ihr
Dem Jammer mich auf immer preis gegeben!
Mehr als Verbannung — mehr als Todesſchrecken
Iſt dieſer Anblick, den ich fürchten muß!!
(Er ſieht den Menzikof von der Ferne.)
Wie weit hab' ich nach Petersburg, mein Freund?

---

*) Aus: Joſeph Freiherr von Auffenberg: Die Verbannten, ein Drama in 4 Act. Bamberg und Würzburg. 1821.

**) Alexander Menzikof, Herzog von Ingermannland, Fürſt des deutſchen Reiches und Oberfeldherr der Ruſſiſchen Heere. In Folge Hochverraths an Peter II. ins Exil geſchickt.

***) Deſſen Tochter.

*) Oberſt eines Garderegiments, Geliebter der Liſinka, welcher durch Menzikof nach Sibirien verbannt worden war

Digitized by Google

Menzikof (vortretend).
Sehr weit: d'rum eilet fort, und ſagt dem Kaiſer:
Der Herzog Menzikof ſey Euch begegnet.
Ich führe dieſen Titel in der Wüſte,
Denn er enthält den Nachhall meines Glückes.

Alexis.
Ihr ſeyd es und an dieſem Orte?

Menzikof.
Ja.
Wär't Ihr ſo alt wie ich, Ihr ſtauntet nicht.
Wir löſen uns auf einem Poſten ab.
Ich geh' nach — Bereſow.

Alexis.
Ihr ſeyd verbannt

Menzikof.
Den Fürſtenpurpur habe ich zerriſſen,
Und geh' als Bettler in der Weisheit Schule.
Die Lehrerin verlangt das Glück zum Lohn.
Ich geb' es ihr. Man nennet mich gefallen,
Doch in dem Herzen wohnt des Menſchen Größe,
Und in dem Unglück lebt der wahre Stolz.
Ich bin gefallen; doch im Bettlerkleid
Hab' ich die Fürſten-Ehre mir erhalten.
Die Zeichen ſchwinden, nur der Sinn bleibt wahr.
In dieſem Anblick lernet, was Ihr ſeyd:
Der Menſch muß wiſſen, daß er wenig iſt,
Dann wird er viel vor ſeinem Richter gelten.

Alexis (dringend).
Wo iſt Liſinka?

Menzikof.
Laßt ſie ruhig ſchlafen.
Wir brauchen Kraft zur Reiſe!

Alexis.
Gott!

Menzikof.
Sie ward
Verbannt mit mir nach Bereſow.

Alexis (auf das Grab zeigend, welches er ſo eben erblickte).
Und hier?

Menzikof.
Schläft ihre Mutter! wie das Alles kam,
Ihr werdet es in Petersburg erfahren.
(Für ſich.)
Laß ſeh'n, ob er auch die Verbannte liebt?!

Alexis (ſchnell).
In Petersburg?

Menzikof.
D'rum zaudert länger nicht.

Alexis.
Als Feldherr ſtandet Ihr vor mir. Ich zog
Das Schwert auf Eure Bruſt: Ihr werdet ſtaunen,
Wenn ich die Hand Euch zur Verſöhnung reiche.
Liſinka hat den Thron verſchmäht!

Menzikof.
Sie liebt.
Ich kenne nun die Stärke dieſer Worte.

Alexis.
Wohlan! ſo ſegnet uns! Ich folge Euch,
Denn ſelig wird der Jammer durch die Liebe!
(Ihn umarmend.)
Dem Feinde ſink' ich freudig an die Bruſt
Und die Umarmung ſchafft ihn mir zum Freunde!

Menzikof.
Du liebſt Liſinka treu! Ich bin nun Menſch,
Von keinem böſen Geiſte mehr umwunden.
Verzeihe mir, daß ich Dein Herz erprobte!
Liſinka iſt begnadigt von dem Kaiſer,
Du führſt ſie in das Vaterland zurück!
Als meinen Sohn will ich Dich nun umarmen,
Und dieſes Grab — erwähl' ich zum Altar!
(Er geht ſchnell zurück, die Thüre einer Hütte öffnend.)
Liſinka!!

Liſinka (kommt; Alexis ſtürzt in ihre Arme).
Mein Alexis!!

Menzikof (ſie betrachtend).
So vereint
Das Unglück, was vom Glücke ward geſchieden.
Nun tretet her, und reicht mir Eure Hände,
Vertilgen will ich jede Lebensſchuld
Und ausgeſöhnt vor meinem Richter ſtehen.
Die Qualen Eurer hoffnungsloſen Liebe,
Die Thränen alle, die Ihr ſchuldlos weintet,
Sie ruhen noch auf meiner bangen Bruſt.
Mein böſer Geiſt allein hat Euch getrennt,
Er iſt verſchwunden mit dem falſchen Glücke,
Ich bin nun Menſch, und darf es froh bekennen,
Was mir die Bruſt ſo wunderſam bewegt:
Der Vaterliebe heiligſtes Gefühl
Entlockt die erſte Thräne meinem Auge.
Ich hab' Euch hart gekränkt! verzeihet mir!

Alexis.
Als Freund will ich an Eurem Herzen ruhen.

Menzikof.
Nun denn! ſo ziehet hin in Frieden.
(Zu Liſinka.)
Nimm
Den letzten Segen Deines Vaters hier,
Wo ſeiner Gattin heil'ge Leiche ruht.

Liſinka (zu Alexis).
Ich ſollte ihn verlaſſen? mein Alexis!
Um dieſen Preis folgt Dir Liſinka nicht.

Menzikof.
Mein Fall befreite ihn, das bringt mir Ruhe.
Mit dem Geliebten zieh' in's Vaterland.
Ich will es ſo, und möchte ruhig enden,
Biſt Du vereint mit ihm, dann ſterb' ich ſanft.

Liſinka.
O Vater!

Menzikof.
Fluchen müßte ich der Tochter,
Die meinem Willen widerſtrebend — mir
Die Seligkeit und Gottes Gnade raubt.
(Zu Alexis.)
Sie folgte mir hieher! nimm ſie zurück,
Die Gottes mächt'ger Wille Dir erhalten.
Sag' Deinem Vater, daß ich ihm verzeihe.
Wir haben Beide einen Traum geträumt,
Ich bin erwacht. Er ſchlummert noch, und feſt
Umſtrickt die Erde ihn mit eitlem Hoffen.
Beſchreibe ihm, wie Du mich hier erblickt.
Geſunk'ne Größe iſt ein mahnend Bild,
D'ran mag ſich ſpiegeln, wer nach Hohem trachtet.
Es giebt kein Ziel für den verwegnen Geiſt,
Zufriedenheit muß vor dem Ruhme fliehen.
(Feierlich.)
Ich hatte einen wunderbaren Traum,
Als ich zum erſtenmal im Bettlerkleid
Das müde Haupt zur Ruhe neigte. Rings
Umher — hört' ich mich Erdenkönig nennen,
Und lüſtern blickt' ich ſchon die Sterne an,
Die unbeſiegt und frei den Himmel zieren.
Da kam ein ſtreifender Komet, und riß
Im Flammenſturm die erſte Schichte weg,
Auf der die lebenden Geſchöpfe wohnen.
Die Erde ihrer bunten Pracht beraubt,
Lag ſchwarz und nackt, wir aber flogen nun
Wie Sonnenſtäubchen in dem ew'gen Raum.
(Zu Beiden.)
Glaubt mir, ich wurde klug durch dieſen Traum.
(In ihre Mitte tretend.)
D'rum denket ſtets an die Vergänglichkeit,
Damit das beſſ're Glück Euch nicht entgehe.
Dem eitlen Stolze ſchließet Eure Bruſt,
Wir leben hier in einer Kinderſchule.
Erkenntniß gleicht der Sonne, die uns wärmt,
Wir fühlen ihre ſegenreiche Strahlen,
Doch immer fern iſt uns des Lichtes Quelle.
In Erdennächten leite Euch ein Stern,
Es iſt die Seele, die von oben ſtammt,
Das beſſ're Ich, der ew'gen Wahrheit Tochter.
Erhaltet rein des Himmels ſchönſte Gabe,

Digitized by Google

Und wenn Euch jemals eine Schuld befleckt,
So büßet ſtrenge, wie mein Beiſpiel lehret.
Es muß die Strafe dem Verbrechen folgen,
Ein Richter lebt, der Weltgeſetze ſchrieb.
Ihn habt vor Augen, daß ſein Wort Euch leite,
Dann ſterbt Ihr friedlich — wär's im Bettlerkleide.

(Er umarmt Beide, dann geht er mit ihnen zu Nathaliens Grabe.)

Wenn Ihr des Vaters letztes Wort verehret,
So trauet nie dem Schickſal, das uns täuſcht.
Der Menſch iſt frei! nur ſeine Träume ſind
Die falſchen Prieſter, die Orakel ſprechen.
Der Glaub' an Flüche iſt's, der Flüche zeugt.
Von meinem Weib empfing ich dieſe Lehre,
Amilka's *) Wort betäubte ihren Sinn,
Vernichtet war des Hauſes inn'rer Friede.
Ich hab' ihr gern verziehen. Was ſie that,
War Gottes Wille, nicht des Fluches Kraft!
Sie aber that es, weil der blinde Glaube
An Schickſalsmacht ihr banges Herz erfüllte.
Nun iſt's geſcheh'n! gleichviel aus welchem Grunde,
Denn Ruhe und Verſöhnung bringt die That.
Sie wird nun ſelbſt das Beſſere erkennen,
Da ihre ſtaubgeborne Hülle ſank.

Liſinka (ſich an ihn ſchmiegend).

Nie kann ich, theurer Vater! Dich verlaſſen!

Menzikof.

Liſinka, ſieh! es iſt mein letzter Wille.
Sey meine gute Tochter! flehe Segen
Vom Himmel nieder auf das Vaterhaupt.
Du kannſt ja hier nichts nützen, nur die Schuld
Mir neu vor's Auge ſtellen. Ziehe hin,
Geliebtes Kind! Du wirſt mit Gott mich ſühnen,
Denn das Gebet der Unſchuld wird erhört!

Alexis.

Gehorche ſeinem Willen. Hoffnung lebt
Im Vaterlande. Alles will ich wagen,
Begnadigung vom Kaiſer zu erfleh'n.

Menzikof (für ſich).

Ich will die ſüße Hoffnung nicht zerſtören,
Doch mein Entſchluß bleibt feſt — unwandelbar,
Ja! doppelt ſtark nenn' ich freiwill'ge Buße.
Im Unglück lernen wir uns ſelbſt verehren,
Und büßen muß ich, weil ich ſtrafbar bin.

(Zu Liſinka.)

Vielleicht iſt's möglich, daß Du Gnade mir
Erwirkſt, d'rum, liebes Kind! gehorch' dem Vater.

Liſinka.

Nur dieſe Hoffnung trennet mich von Dir.

Menzikof.

Der Ort iſt heilig, wo wir jetzo weilen.
Da unten ruht die fromme Dulderin,
Von keinem ird'ſchen Fluche mehr belaſtet.
Die Seele ſchwang ſich froh zu Gott empor,
Und fand Verſöhnung in dem ewgen Lichte.
Ich würd' ihr folgen, doch das Leben muß
Die Schuld mit wohlverdientem Jammer tilgen.
Es kommt ein Tag, wo alle Schmerzen ſchwinden,
Und rein werd' ich die Reine wiederfinden.
Knie't her! Alexis! reiche mir die Hand.
Gieb meiner Tochter das verdiente Glück,
Und meiner Seele ihren ew'gen Frieden.
Du kannſt es, denn wir ſind nicht Feinde mehr,
An dieſer Grenze ſtirbt der blut'ge Haß,
Und was der Himmel einte — will ſich finden.
Wir ſind verſöhnt, und meiner Gattin Geiſt
Schwebt jetzo hochverklärt ob unſerm Haupte.
Bei dieſem Kreuz, dem Sinnbild ihrer Leiden,
Bei dieſem Kreuz, dem Sinnbild der Verſöhnung,
Will ich vereinen, was ich einſt getrennt.
Nicht am Altare kann der Vater ſegnen,
Doch heilig! dreimal heilig! ſey die Stelle!!
Das Firmament iſt unſer Tempeldach,
Und Gottes Aug' glänzt aus den lichten Sternen.
Nehmt, theure Kinder! Eures Vaters Segen —

*) Menzikof, der Günſtling des Kaiſers und Amilka's Freund, warb um die Tochter des letztern, der ihn dadurch in eine Verſchwörung gegen den Kaiſer lockte. Reuig entdeckte Menzikof dieſelbe und Amilka endete auf dem Schafotte.

In dieſem Bunde ward ihm Glück beſchieden,
Nun ſtehet auf, und ziehet hin — im Frieden.

(Liſinka hält ihn feſt umſchlungen, er drängt ſie von ſich.)

Lebt wohl, der Abſchied ſchmerzt. Entfernet Euch!

(Zu Liſinka, ſie küſſend.)

Und kann Dein Fürwort Gnade mir erringen,
So ſehen wir uns froh im Leben wieder.

Liſinka.

Mit dieſer Hoffnung ſcheide ich von Dir.

Menzikof (umarmt Beide noch einmal, dann winkt er ihnen zum Abgehen).

Laßt mich allein. Ich bitt' Euch — lebet wohl.

(Alexis und Liſinka gehen ab.)

Letzte Scene.

(Ein Hauptmann der Begleitung geht vor.)

Menzikof.

Ich mußte ihr die falſche Hoffnung ſchenken,
Denn ihre Liebe drohte meinem Frieden.
Ich athme leicht, und bin geſtärkt zur Reiſe.
Nun Hauptmann, kommt! der erſte Morgenſtrahl
Umleuchtet trauernd die beeisten Berge,
Aus düſt'rer Wiege ſteigt ein kalter Tag.
So trat ich in das Leben. —
Kommt, mein Freund!
Und wollt Ihr meinen letzten Wunſch erfüllen:
So betet — auf dem Heimweg —

(Auf das Grab zeigend.)

hier im Stillen.

Die Flibuſtier *).

Die Zeit der Handlung iſt das Jahr 1670.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Morgen.

Felſengegend auf dem Eylande Bayaha. Im Hintergrunde öffnet ſich die Ausſicht auf das Meer. Einige kleine Schiffe mit engliſcher Flagge kreuzen in der Nähe des Ufers. Taureau **) kommt mit vielen Bukaniern. Alle ſind bewaffnet mit Kugelbüchſen, Säbeln und Piſtolen. Die gemeinen Bukanier ſind blos in Stierhäute gekleidet. Man ſieht einige Zelte.

Taureau.

Für dieſen Morgen iſt's genug. Die Jagd
War ſchlecht — doch beſſer als auf Hispaniola.
Dort hat die Treibjagd der verdammten Spanier
Die letzten Stiere uns hinweggerafft.
Wir wollen's ihnen derb vergelten — Freunde.
Es könnte mich zum Lachen faſt bewegen,
Wie die entnervten, ausgebrannten Zwerge
Die längſt verdorrte Kraft an uns verſuchen.
Gält' es nur off'nen Kampf! ſie wären längſt
Mit Sack und Pack aus Süd-Amerika
Hinweggejagt, es muß ſich endlich zeigen,
Was Spaniens Krone hier zu ſuchen hat.
Wie Geyer an dem Fleiſch des todten Stier's
So nagen ſie an unſern Goldgebürgen.
Dieß Volk will ſeinen nimmerſatten Schlund
Auf unſern ſegenreichen Triften füllen.
Laßt es nur gut ſeyn! wenn die Rieſenſchlange
Mit ihrer Beute ſich hat voll gepfropft,
Dann mögen Kinder ſie bemeiſtern. Seht!
So wird's den Spaniern gehn in dieſem Lande.

Ein Bukanier.

Es iſt doch ſchad um unſre ſchöne Jagd,
Die wir auf Hispaniola nun verloren.

*) Aus: Joſeph Freiherr v. Auffenberg, die Flibuſtier oder die Eroberung von Panama, ein romant. Trauerſpiel in 4 Act. Bamberg und Würzburg, 1819.

**) Anführer der Bukanier, oder Stierjäger in den Gebirgen von Südamerika.

Digitized by Google

Taureau.

Was mahnſt Du mich daran? Bukanier ſind
Auf Süd-Amerika's Gebürgen heimiſch. —
Dort iſt des Waldſtiers moosbedeckte Wiege,
An keinen Platz iſt unſre Jagd gebunden,
Auf den Gebürgen einer neuen Welt
Haust ſie — die kühne Tochter der Gefahr,
In keine Marken ſind wir eingezwängt,
Und Eigenthum des Jägers bleibt ſein Wild.
Er wagt das Leben d'ran, und mag genießen
Was er von der Natur ſich abgetrotzt.
So will es unſre angeborne Freiheit
Das alte Machtgeſetz der großen Völker.

Ein Bukanier.

Den Spaniern können wir das nie vergeben.

Taureau.

Wohl weiß ich — warum ſie die Stiere fingen.
Für's erſte — ſollen wir langſam verhungern.
Für's zweite möchten ſie die eigne Kraft
Damit verſtärken — bei Panama wird
Es nächſtens blutig hergeh'n: ſie gedenken
Im Kampf die Stiere dann auf uns zu hetzen —
Soviel weiß ich gewiß — Ihr könnt mir's glauben.
(Allgemeines Gelächter.)
Welch raſender Gedanke! dieſen hat
Ein ſpan'ſcher Feldherr, mein' ich, ausgebrütet
Vom ſüßen Ebro-Weine hochbegeiſtert.
Wir ſind aus freier Wahl hieher gezogen,
Und beſſ're Kämpfe giebt es hier für uns.
Nun lagert Euch Bukanier, denn Ihr ſollt
Aus meinem Munde Wunderdinge hören:
Es naht ſich der Entſcheidung großer Tag —
Die Quelle iſt entdeckt, an der wir ganz
Den Rachedurſt der Seele ſtillen können,
Morgan, der brittiſche Seeräuber-König,
Wird ſich mit uns verbinden, und wir werden
Die Brüder ſeyn der tapferen Flibuſtier!
Dann ſoll es hier ein Schlachtgetümmel geben,
Darob im Königshauſe zu Madrid
Die Fenſterſcheiben zittern werden!
(Alle lagern ſich.)
Es ſind nun zwanzig Jahre ſchon verfloſſen,
Seit ich zum erſtenmal Euch Brüder nannte;
Seit Ihr den Taureau durch der Stärke Vorrecht
Zum Hauptmann der Bukanier erwähltet.
An Eurer Seite bin ich grau geworden,
Doch niemals habt Ihr forſchend mich befragt
Um das verworrne Schickſal meines Lebens:
Ihr kennet nichts an mir, als meine That,
Nichts, als den unvertilgbar wilden Haß,
Der gegen Spanien flammt in meinen Adern.
Solch' ein Vertrauen ehret mich, Bukanier,
Es lehrt mich kennen Euern edlen Sinn.
Der Held ſchätzt nicht nach Namen ſeine Brüder,
Die That allein erprobt das kühne Herz:
Die ſchimmert ihm nicht aus der Vorwelt zu,
Mit eig'nem Blut erkauft er eig'ne Ehre.
Denn, was die großen Väter auch gethan:
Noch beſſres thun iſt ihrer Enkel Stolz.
So kenn' ich Euch, und ſo will ich Euch lohnen:
Ihr ſollt vertraut mit meinem Schickſal ſeyn.

Ein Bukanier.

Erzähle — großer Hauptmann!

Taureau.

Nimmer frommt es,
Wenn, auf des Geiſtes Vorrecht ſtolz, der Mann
Gewaltſam ſich der Menſchenkraft verſichert,
Und ſie mechaniſch lenkt nach ſeinem Willen,
Ein jeder wiſſe, wie er handelt, und
Warum. Die große That, die frei gethan wird,
Nur ſie hat Anſpruch auf Unſterblichkeit.
Was von dem Menſchen ſtreng der Menſch erzwingt:
Es ſchmilzt am Sonnenſtrahl der ew'gen Zeit,
Und ſinket hin im Wechſel der Geſchlechter.
Seht Brüder — ich bin Europäer, und
Als ſolchen werdet Ihr mich achten lernen.
Wohl mehr denn ein Jahrhundert bin ich Euch
Vorangeſchritten auf der Lebens-Bahn,
Und meine Gegenwart iſt Eure Zukunft.
Am Ziele rühm' ich mich zu ſtehen, wenn
Kein Spanier mehr in Süd-Amerika
Des Frevels blut'ge Schreckensfahne ſchwingt.
Wenn die Gefilde dieſer neuen Welt
Vom eig'nen Blute nicht mehr überſtrömen,
Wenn nicht das Henker-Schwert des Fanatismus
Im Herzen der empörten Völker wühlt,
Und auf die blutbefleckten Crucifixe
Im Martertod der Neger-Sclave ſchwört:
Wenn alle Spanier hier ihr Grab gefunden,
Der Rache ſchand- und fluchbedecktes Erbtheil:
Dann ſtehet Euer Hauptmann unter Euch —
Des alten Schwures mächtiger Vollender!
Dann ſtirbt er gern in ſeinen freien Wäldern,
Er ſinket früh in's Grab mit der Gewißheit:
Es ſey nun ganz das große Ziel erreicht,
Er habe die verweg'ne Tyrannei
Zurück in alte Nacht geworfen:
Und auf den Trümmern ihrer blut'gen Werke
Den Freiheits-Tempel wieder aufgebaut.
Amerika ſey frei von dieſen Henkern —
Sein Jubelton wird Taureau's Todgeſang!

Ein Bukanier.

Fern ſey der Tag, wo Taureau von uns ſcheidet!

Taureau.

Er wird bald kommen, Brüder, dieſes fühl' ich.
Die Wogenbrandung des Geſchickes ſchlägt
Zerſtörend an des Lebens Fundament:
Und in der eig'nen Bruſt wird mir der Tod
Am Feu'r des wilden Haſſes ausgebrütet.
Was Taureau hat erlitten, dafür iſt
Der Haß zu klein, mit dem die Höllengeiſter
Durch irgend eine Kluft der Unterwelt
Des Himmels hohen Friedens-Thron betrachten.

Ein Bukanier.

So ſchwer hat Spanien an Dir gefrevelt?

Taureau.

So ſchwer — ja ſchwerer als Ihr könnt begreifen.
Im Vaterlande Frankreich wuchs ich auf
Aus altem adeligem Blut entſproſſen.
Zu jeder Hoffnung fühlt' ich mich berechtigt
Und Kraft in mir für jede große That.
Mein Unſtern trieb mich hin nach Spanien;
Betrachtet hatte ich auf meinen Reiſen
Der Völker vielfach wandelbare Sitte,
Und ihrer Staaten innere Verkettung.
An Spanien ſcheiterte mein tiefes Forſchen
Und bald war ich des Landes ſatt — wo träg
Die beſſ're Kraft der Erdenſöhne ſchlummert,
Um das ein blutbedecktes Blutgericht
Die rieſigen Polypen-Arme ſchlingt:
Wo alles Große ſchon im Keim verdorrt
Und in des Mönchthums altem Eiſenjoche
Dahingebeugt der Menſch durch's Leben kriecht.
Schon wollt' ich dieſe Feſſeln von mir werfen,
Da erſt bemerkt' ich, daß im Land des Todes
Mein wahres Leben mir entgegen kam.
Die Königs-Stadt Madrid ſchloß meinen Himmel
In ihren alten Jammermauern ein.
Ein Mädchen ſah ich — fürſtlichen Geblütes:
Doch meinem Ringen ſtand kein Ziel zu hoch.
Die Orden, die ich trug auf meiner Bruſt,
Im frühern Kampf für's Vaterland erfochten;
Die Narben auf der ſonn'verbrannten Stirne —
Sie galten mehr, als Spaniens Fürſtenhut;
Das Herz des Vaters wußt' ich zu erweichen,
Und heimwärts führt' ich meine ſchöne Braut.
(Finſter.)
Ein kurzer Traum des Glücks hat mir gelächelt.
So blickt das Tags-Geſtirn mit mattem Schein
Auf des entfernten Nordmeers eiſ'ge Berge.
Mag auch einmal ein kurzer Frühlings-Wahn
Die Nacht der ew'gen Grabesſtätte lichten;
Er geht vorüber, und kein Sommertag
Erwärmet die entſchlummerte Natur!

Ein Bukanier.

Du biſt bewegt .....

Taureau.

Und — ſollt' ich es nicht ſeyn?
Dem Elend bleibt oft nichts mehr als die Klage:
Die feindliche Natur verſagt ſie mir.
Kaum wag' ich's, jetzo rückwärts noch zu ſchauen,
Wo in den Tiefen der Vergangenheit
Verborgen liegt die ungeheure That ...
Mein Weib ward mir geraubt!!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Digitized by Google

Einige Bukanier.

Ha! Tod und Teufel!

Taureau.

Ein ſpan'ſcher Geck kam in mein Vaterland.
Ich baute thöricht auf des Weibes Treue,
Die mich nie liebte, denn der Völkerhaß . . .
Er pflanzet auch im Einzelnen ſich fort:
Den ſaugen Kinder an der Mutterbruſt
In's tiefe Mark des jungen Lebens ein.
Ich ſelbſt war keiner Liebe fähig, wie
Die Südlands-Tochter von dem Mann ſie fordert:
Nicht tändeln konnte ich — nicht ſchmachten, mir
War jedes Kinderſpiel der Liebe fremd.
Der ſpan'ſche Geck verſtand das alles beſſer,
Und — eines Morgens war mein Weib — entfloh'n.
Des Spaniers Namen — hab' ich nie erfahren *).

(Steht auf.)

Dieß iſt die erſte Quelle meines Haſſes,
Der mich aus meinem Vaterlande trieb
Nach Süd-Amerika, wo es genug
Zu rächen giebt an Spanien's ſtolzen Söhnen.
Hätt' ich mein Weib auch nie geliebt — es wäre
Der bloße Schimpf ſchon ſolcher Rache werth.
Hier bin ich nun ſeit zwanzig langen Jahren:
Und längſt vertrocknet iſt in meiner Bruſt
Die ſtille Quelle reineren Gefühles.
D'rum weiß ich's, Brüder, daß mein Ende naht!

Ein Bukanier.

Du täuſcheſt Dich durch eine leere Furcht.

Taureau.

O nein, wer ſo gelebt wie ich — der muß
Im Sturme ſeiner eignen Kraft vergehen.
Wohl manches Menſchenleben ſchleicht dahin
In ſtiller Ruhe — wie der klare Bach,
Der ſich durch blumige Gefilde ſchlängelt.
An ſeinem Ufer lächelt die Natur
In ihrer Unſchuld reizendem Gewande,
Und friedlich, unbemerkt birgt ihn dereinſt
Der Strom der Ewigkeit in ſeinen Tiefen.
Mein Leben aber gleicht dem wilden Fluſſe,
Der mächtig ſtürmend durch die Länder tobt,
Der überſchwemmend manche Saat vertilgt,
Und manches ſtillverborg'ne Glück vernichtet!
Kennt ihr ſein Ziel? . . . er ſtrömt in eine Wüſte —
Er ſtirbt in ihrer brennenden Umarmung
Und ſpurlos muß der Wüthrich untergeh'n!!

(Schlägt ſich an die Stirn.)

O Gott!!

Ein Bukanier.

Erbarme Dich!

Taureau.

Ja: Du haſt recht!
Ich darf nicht länger mit mir ſelber kämpfen,
Früh ſchon hat mich der wilde Sturm erfaßt,
Und hingeſchleudert auf die öde Bahn.
Mag auch am Ziel der Abgrund mich erwarten:
Ich zitt're nicht — ich gehe ihm entgegen:
Das Schickſal wandelt fluchend neben mir:
Mit ſeinem Fluche — trage es die Schuld!

Zweite Scene.

Vorige. Montbars **) (wie die andern bewaffnet, kommt).

Montbars.

Schön' guten Tag, Herr Ohm! ſeyd mir gegrüßt,
Bukanier!

Taureau.

Du warſt nicht mit auf der Jagd . . .
Von Anfang mag es gehen, aber wiſſe,
Wer ein Flibuſtier werden will, der ſteht
Zugleich auf mit dem erſten Morgenſtrahl.

Montbars.

Bringt mir nur einen Becher Wein, und ihr
Sollt Wunderdinge hören!

Taureau.

Wein — Herr Neffe,
Den findeſt Du bei den Bukaniern nicht.
Wir pflanzen keine Reben, und den Wein
Kannſt Du auf Spaniens Gallionen holen.

Montbars.

Was hat man denn zum Frühſtück mir bereitet?

Taureau.

Ha! dieſes ward ſchon auf der Jagd verzehrt:
Da magſt dafür den Morgenſchlaf behalten.

Montbars.

Herr Ohm, Du ſpotteſt! drinnen in dem Zelt
Da liegt ein Frühſtück, das ich mir geholt,
Ich hätte faſt das Leben d'ran geſetzt.

Taureau.

So geh — verzehre Deinen Leckerbiſſen!

Montbars.

Ein ſchöner Leckerbiſſen, Ohm! es iſt
Ein ungeheurer Waldſtier . . .

Taureau.

Was? . . .

Montbars.

Ja, ja!
Ihr war't ſchon fort zur Jagd, da wurmte mir's,
Nahm meine Kugelbüchſe auf den Rücken,
Und ging hinaus . . .

Taureau.

Allein?

Montbars.

Warum denn nicht?
Im tiefen Walde fand' ich einen Stier,
Und jagt' ihm raſch die Kugel durch das Fell:
Er ſank zuſammen, brüllte wie der Donner,
Und goß das ſchwarze Blut in Strömen aus.
Der hat genug gelebt, ſo dacht' ich mir,
Wird auch von keinem Spanier mehr geſchoſſen.
Ich ſchwang mich d'rauf, um ihm nach Landes-Sitte
Das ſchöne Horn vom dicken Kopf zu trennen;
Kaum iſt mein Meſſer angeſetzt — ſo ſpringt
Die Beſtie auf mit letzter Lebens-Kraft;
Ich ſelbſt, ein Reiter wider Willen, muß
Halb fluchend, und halb lachend mit ihm fort!
Am Ende doch verging mir faſt das Lachen,
Herr Ohm! es war kein Scherz mehr, ſag' ich Dir.
Er wälzte ſich mit mir im Todeszücken,
Da nahm ich meine letzte Kraft zuſammen,
Hau' ihm den dicken Schädel morſch entzwei,
So ward ich des verdammten Reitens quitt.
Hier ſind die Hörner — drinnen liegt das Frühſtück.

(Wirft ein paar Hörner auf den Boden, die Bukanier beſehen ſie freudig, und ſchütteln ihm die Hand.)

Taureau.

Du braver Junge! Seht Bukanier, der
Wird ſeinen großen Vater uns erſetzen.
Wein her! vom beſten Spanier-Wein — ſchnell,
Wir feiern heut' ein doppelt ſchönes Feſt.
Jetzt ſollſt Du trinken, Montbars! wer wie Du
Durch ſolche That uns ſchnell vertraut geworden,
Der muß auch keine Probe mehr beſtehn.
Ein großer Geiſt bedarf nur Augenblicke,
Um kennbar an dem eig'nen Licht zu ſeyn.
Ich weiß nun, wer Du biſt.

(Es wird Wein gebracht aus den Zelten. Taureau trinkt dem Montbars zu.)

Dein Vater lebe
In jener beſſern Welt!

Alle (trinken und rufen).

Er lebe hoch!

---

*) Es war Don Alonzo Benalkazar, Grand von Spanien, und Gouverneur von Panama; ſeine Gemalin: Donna Clariſſa; — ſpäter werden Taureau und Montbars als Geſandte der Flibuſtier in das belagerte Panama während eines kurzen Waffenſtillſtandes geſchickt, Taureau erkennt in Clariſſa ſeine entflohene Gemalin und erſticht ſie.

**) Ein junger Franzoſe, ſpäterhin Hauptmann der Flibuſtier, indem er ein von Benalkazar nach Spanien geſendetes Schiff, das um Hülſe gegen die Flibuſtier bitten ſollte, nimmt. Er findet auf demſelben Maria, des Gouverneurs von Panama Tochter, und Don Gusman, den Schiffscapitän und Gemal derſelben, ſie verlieben ſich und Montbars führt Beide während der Belagerung von Panama ihrem Vater wieder zu. Montbars wird als Gefangener in Folge des gebrochenen Waffenſtillſtandes, den Taureau durch den Mord ſeiner Gemalin brach, in einen Kerker geworfen, auf Anſtiften des Gouverneurs durch Maria jedoch befreit. Maria wird Anführerin der Spanier bei der Einnahme von Panama, wird von Taureau verwundet und ſtirbt in Montbars Armen; letzterer nimmt ihr Schwert und endet damit ſein Leben; Taureau reißt den Verband von ſeinen empfangenen Wunden und ſtirbt ebenfalls.

Digitized by Google

Taureau.

Der Sohn Montbars ſteht hier in unſrer Mitte,
Er wird des großen Vaters würdig ſeyn,
Es lebe Montbars, der Flibuſtier!!

Alle.

Hoch!

Taureau.

Nun lagert euch, Bukanier — Morgan wird
Auf dieſem Eyland ſich mit uns verbinden.
Erwartet ſeine Ankunft! Hier wird uns
Ein neuer Tag der Freude auferſteh'n.
(Sie lagern ſich.)
(Taureau geht vor mit Montbars.)

Taureau.

Du haſt nun keine Probe zu beſteh'n,
Mein eignes Wort kann ſattſam für Dich bürgen.

Montbars.

Ich fühle mich geehrt durch Dein Vertrauen.

Taureau.

Nun Montbars, ſollſt Du wiſſen, welchem Bund
Dein ganzes Leben jetzo wird verpfändet.
Du kommſt aus Frankreich, Deinem Vaterlande.
Zwei Tage ſind's, ſeit ich zum erſtenmal
Den Sohn erblickte des verſtorb'nen Montbars.
Er war mein beſter Freund in dieſen Wäldern,
Von gleichem Haß wie ich hierhergetrieben!
Doch mehr noch von dem hochbegeiſterten
Gefühl der Freiheit, und des Menſchenrechtes.
Ein früher Tod nahm ihm ſein treues Weib
In ihres Lebens ſchönſter Blüthe hin.
In ihr bewein' ich eine gute Schweſter,
Du Montbars biſt das einz'ge Unterpfand,
Das mich noch an mein ödes Leben feſſelt.
Ich will Dein zweiter Vater ſeyn.
(Umarmt ihn.)

Montbars.

Du biſt es.

Taureau.

Gleich — nach dem Tode ſeines Weibes, zog
Montbars hierher nach Süd-Amerika!
Er focht die großen Freiheits-Kämpfe mit,
Und war als Sieger rühmlich ſtets bekannt.
Oft hat er mir erzählt — wie ihm ein Sohn
Im weitentfernten Vaterland noch lebe.
Er ließ Dich auferziehen, unbekannt
Mit allen Freuden der Natur — allein
Dem Haß g'en Spanien widmet er Dein Leben.
Den Männern, die Dich auferzogen, war
Sein Wille eingeſchärft — ſie ſandten Dich
Hierher, des Vaters Greueltod zu rächen.
Die Inquiſition nahm ihn gefangen
Bei einem Streifzug an der Span'ſchen Küſte,
Sie warf ihn in das unerforſchte Grab.
Man nannte ihn den Würger, und Madrid
Mag zittern noch bei ſeiner blut'gen Leiche,
Den Körper haben ſie vertilgt — der Geiſt
Er lebet fort in ſeinem tapfern Sohne.

Montbars.

Erfüllen werd' ich Deine große Hoffnung!
Wir ſind verwandt, Du biſt mein Ohm Taureau,
Im Namen Frankreichs ſteheſt Du vor mir,
Im Namen meines Vaters: enger kann
Uns keine Macht der Erde mehr verbinden.

Taureau.

Dein Vater war franzöſiſcher Flibuſtier
In Süd-Amerika — der erſten einer,
Die zu dem fernſten Rachebund geſchworen.
Flibuſtier waren damals bloße Horden,
Die regellos, aus England und aus Frankreich
Zu dem Paniere der Corſaren ſtrömten,
Die gleicher Haß g'en Spanien verband,
Die alle fochten für ein gleiches Recht.
Denn — rede ſelbſt — wie konnt' es Spanien wagen,
Der neuentdeckten Welt das Blutgeſetz
Des Fanatismus aufzudringen? wo
Spricht wohl ein Recht für ſolche Greuelthaten?
Wie kann ein Volk die Lehre unſers Gottes
Mit Feu'r und Schwert, mit Raub und Mord befeſt'gen?
Wie können Prieſter die Altäre bau'n
Auf Trümmern halbvertilgter Nationen?
Zur Geißel iſt die Religion geworden.
Hier Montbars handelt ſich's, das ew'ge Recht
Der Menſchheit nun gewaltſam zu behaupten:
Hier Montbars gilt es Gottes Ehre, der
Für uns am blut'gen Kreuzesſtamm' verſchied,
Der dieſer Erde Sündenlaſt vertilgte,
Und Friedens-Worte ſprach zu allen Völkern.
Er wendet ab das Aug' von ſolchen Greueln,
Denn nicht im Blute wird ſein Name groß!
Weſtindiens Klage ſchreyt zum Himmel auf,
Der Völkerjammer dringt zu Gottes Ohr:
Die Donner des Gerichtes hallen wieder,
Aus Blutesſtrömen ſteh'n die Rächer auf:
Zum großen Bunde haben ſie geſchworen,
Amerika aus ſeinem Schlaf erweckt!
Die neue Welt zerſprenget ihre Ketten,
Ergreift das Schwert der finſteren Vergeltung:
Sie ſchleudert aus dem blutgedüngten Schooße
Den alten Erbfeind in das Meer zurück.
Die Stürme toben, Wellen brauſen auf:
Der Sieges-Donner des Geſchützes hallt,
Der Himmel blitzt darein mit ſeinen Wettern,
Und gierig ſchlingt das tiefe Wellengrab
Die Würger von Amerika hinab!

Montbars.

Allmächtig fühl' ich mich begeiſtert. Ja
Du biſt der Mann, der meine Hoffnung krönt,
Was auch der Haß g'en Spanien kann vollenden,
Noch mehr vermag das herrliche Bewußtſeyn
Zu fechten für das Wohl der Menſchheit! Hier,
Ich fühl' es, iſt mein Lebens-Ziel gefunden,
Nichts größ'res reicht mir dieſe Erde mehr.

Taureau.

Nun endlich haben die Flibuſtier ſich
Geſammelt unter regelmäß'ge Fahnen.
Zwar ſind's Freibeuter nur, doch lebt ein Geiſt
In dieſer ſieggewohnten Heldenſchaar.
Die Freiheit iſt ein felſenfeſter Grund,
Auf dem ſich jedes große Werk erhält.
Auf ſolchen Grund baut nur ein kühner Meiſter,
Doch was er baut, hebt ſich zum Ew'gen auf,
Es trotzt der neid'ſchen Zeit und ihren Stürmen.

Montbars.

Ja! dieſen Glauben will ich mir bewahren!

Taureau.

Der große Morgan — brittiſcher Seeräuber
Und Krone der Flibuſtier eilet her,
Mit uns gemeine Sache zu beginnen.
Auch die Bukanier ſind des Kampfes werth
Für Süd-Amerika's Befreiung,
Heut iſt der Bundestag der beiden Mächte
Und nächſtens, wenn es Gott will, gehen wir
Im wilden Sturme auf Panama los.
Nun Freund — entdecke mir das innerſte
Geheimniß Deines Herzens! rede frei;
(Blickt ihn ſcharf an.)
Wirſt Du aus eigner Wahl Flibuſtier ſeyn?

Montbars.

Wozu die Frage?

Taureau.

Düſtre Schwermuth weilt
Sehr oft auf Deinem Antlitz, dennoch bricht
Siegreich der jugendliche Geiſt hervor.
Du willſt den Kummer überwinden, Freund ...
Vertraue mir Dein ganzes Herz — vielleicht
Zieht es Dich heimwärts in das Vaterland —
Vielleicht — o laß mich dieſes nicht befürchten ...

Montbars.

Was fürchteſt Du?

Taureau.

Der Gram in Deinem Auge
Kann einem Weibe gelten, dann hinweg
Von mir! dann wär' es beſſer, wenn die Wellen
Im Sturme Dich verſchlungen hätten.

Montbars.

Ha!
Was glaubſt Du von dem Sohne Deines Freundes?
Ein Weib? Zum Lachen zwingt mich dieſe Furcht.
Was kann ein Weib dem Sohne Montbars gelten?

Digitized by Google

Tief unter meinem Ziele ſteht die Liebe,
Und niemals hab' ich ihr die Bruſt eröffnet.
Ein Weib? was könnte ich dem Weibe ſeyn?
Sieh mich nur an, Herr Ohm, und lache derb!
Wild iſt mein ganzes Weſen, roh bin ich,
Und unbeugſam, von Dir allein zu lenken.
Wer ſeine volle Kraft im Buſen fühlt,
Dem wird es ſchwer, den Herren zu erkennen:
Und ich, glaubſt Du — ſollt' an ein Weib mich binden?

Taureau.

Erkläre mir nur Deine Schwermuth . . .

Montbars.

Du
Magſt es ſo nennen, was mein Auge trübt,
Mir bleibt für dieſes Fühlen noch kein Wort . . .
Dem Geiſte iſt die Sprache viel zu arm.

Taureau (für ſich).

Welch ſonderbares Räthſel . . . !

Montbars.

Ja — ich will
Selbſt das Geheimſte Dir entdecken, Du
Allein kannſt treu, und väterlich mir rathen.
Vielleicht gelingt Dir's, dieſen Sturm zu enden,
Der unaufhaltſam meine Bruſt durchwühlt.
Seit ich zum erſtenmal die Welt betrat,
Iſt meines Herzens inn'rer Friede hin.
Oft mit des Abends letztem Strahle war
Mein brennend Auge himmelwärts gerichtet:
Erweitert fühlte ich die bange Bruſt,
Und an den Sternen hingen meine Blicke.
Mir war's ſo heimiſch dort in jenen Höhen:
Ach! die Natur ſchien mir ſo mütterlich,
Leis athmend, um das Kind an ihrer Bruſt
In ſeinem ſüßen Traume nicht zu ſtören!
Dann glaubt ich wieder auf den ferner'n Wellen
Ein nie betret'nes ſel'ges Land zu ſchauen,
Am blüthenvollen Ufer ſtand ein Bild
Mit lichtumfloſſ'nem, wallendem Gewande,
Es winkte mir mit heimathlichem Gruße,
Und hob die weiße Friedensfahne auf.
Umwunden von des Meeres Silberarmen
Sank mit der Sonne auch mein Bild dahin:
Mir ſchien, ich müßte ein verlornes Glück
Bei ihrem nächſten Auferſtehen finden.
Die Sonne kam, ſie grüßte mich von oben,
Doch nimmer hab' ich noch dieß Glück gefunden,
Und wiederkehret in die ſtarre Bruſt
Die Wildheit meiner rohen Jugend=Kraft.

Taureau.

Sprich — welches Glück hoff'ſt Du zu finden?

Montbars.

Weiß ich's!
Wenn mich die Freuden der Natur begrüßen,
Dann fühl' ich erſt des Herzens öde Leere,
Wohin ich ſehe — iſt mein Daſeyn fremd,
Nicht heimiſch bin ich auf der ſchönen Erde.
Wenn meine Träume ſchwinden, könnt' ich weinen,
Dem Kinde gleich um das zerbroch'ne Spielwerk:
Mir ſelbſt ein Räthſel — ſelbſt mein größter Feind,
So ſcheuche ich das Glück von meiner Seite.

Taureau.

Wie ſonderbar! — dem ſchwärmeriſchen Jüngling
Reicht die Natur der Freuden herrlichſte,
Was andere beglückt — iſt Dir verhaßt.

Montbars.

Aus einer Quelle ſtrömt das Gute nicht.
Die Sonne, die am Himmel friedlich leuchtet,
Wie der Komet, der durch die Schöpfung ſtrahlet,
Aus einem Lichte wurden ſie erſchaffen,
Und dennoch zieht die milde Sonnenwärme
Mit ihrem Strahl der Erde Segen auf:
Indeß der feindlich wandelbare Stern
Des Himmels hohen Götterſitz erſchüttert,
Und nach ſich zieht die Furchen der Zerſtörung.
So wird in mir, was andere beglückt,
Zur erſten Quelle meines Elends; — oft
Möcht' ich in meiner angebornen Wildheit
Die dumpfen Wehmuthsſchmerzen übertäuben!
Vergebens! wenn der Abend niederthaut,
Die rollenden Geſtirne mir erſcheinen,
Die Sonne ihren letzten Flammen=Kuß
Auf dieſer Meere weite Flächen brennt,
Dann fühl' ich, wie mein Auge ſich befeuchtet,
Die Wehmuth ſchmilzt in ſanfte Thränen hin,
Der freie Geiſt blickt durch den Schleier auf:
Das Himmels=Ideal der reinen Bruſt
Möcht' er in jenen ew'gen Räumen finden,
Doch immer unbefriedigt kehrt er wieder!
Verſchwunden iſt ich fühl's, mein Lebens=Stern —
Und ach! das Auge hat ihn nie erblickt!!

(Es fallen in der Entfernung einige Kanonenſchüſſe. Die Bukanier ſpringen auf. Man hört von weitem eine wilde kriegeriſche Muſik.)

Taureau.

Auf! Auf! Bukanier! der große Morgan,
Der brittiſche Seeräuber=König kommt.

(Die Bukanier ſtellen ſich im Hintergrunde in Ordnung. Montbars geſellt ſich zu ihnen.)

Taureau (freudig gen Himmel blickend).

Ich grüße dich, du Sonne dieſes Tages,
Jahrtauſende beſcheint dein Flammenbild
Die Rieſenberge von Amerika!
Doch — heute ſtrahlen ſie im ſchönern Glanze
Des Vaterlandes nahe Freiheit ahnend!
Sey mir gegrüßt — du Wiege meiner Thaten
Banaha! felsumthürmtes Eyland! du
Hebſt aus Weſtindiens Meeren dich empor,
Ein Bild der Stärke und der Ewigkeit.
Ja — wie die Welle brauſt zu deinen Füßen,
So thürmen ſich die Wogen des Geſchickes
Am Freiheits=Thron der großen Völker auf:
Er aber leuchtet fort im eig'nen Glanze —
Ein zweiter Pharos durch die Wetternacht!
O höre mich mein Gott — in dieſer Stunde,
Und laß mich fechten für Dein ewig Wort!
Für's Völkerwohl laß mich das Schwert erheben,
Dein heil'ger Glaube ſtärke mein Beſtreben!

(Es fallen wieder einige Schüſſe. Die Muſik kommt näher.)

Taureau (begeiſtert).

Wie dieſes meerumſchäumte Eyland hier —
So laß mich ſtehn im herben Todes=Kampfe!
Des Waldes Ungeheu'r hab' ich vertilgt,
Zur beſſern Jagd ruft mich Dein ew'ger Name —
Zum ſchönern Kampfe winkt mir Dein Gebot!
Laß mich den Bau der Tyrannei erſchüttern,
Die eigne Rache ſtillt mir dieſe That:
Ich ſeh' im Geiſt Panama's Thürme zittern,
Ein Tag der ſchrecklichen Vergeltung naht.
Bald wird die ernſte Zukunft ſich enthüllen,
Und was ich hoffe, wird mein Gott erfüllen!!!

Dritte Scene.

(Mehrere Schiffe nähern ſich dem Ufer. Morgan's Corſaren und Flibuſtier ſteigen aus, und gehen ſingend vor.)

Lied der Flibuſtier.

Chor.

Wir Flibuſtier ſind die Herren der Erde,
Wir kämpfen um Freiheit, wir kämpfen um Ruhm.
Wir dringen mit unſerm hellflammenden Schwerte
Hinein in Victoria's Heiligthum!
Wir ſchreiten auf unſerer blutigen Bahn
Allmächtig dem trägen Jahrhundert voran.
Wir ſchreiten ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Es mag ſich die Welt in den Friedens=Schlaf wiegen,
Wir donnern mit eherner Stimme ſie wach.
Hiſpania zittert vor unſeren Siegen:
Amerika jauchzet den Siegenden nach!
Und fern über'm Meere im heimiſchen Land
Sind unſere Namen mit Staunen genannt!

Chor.

Und fern über'm Meere ꝛc. ꝛc.

Eine Stimme.

Im Sonnenſchein — ſtolz auf den felſigen Höhen —
Da ſind unſre Tempel der Freiheit erbaut,
Da ſieht man die Fahne Victoria's wehen,
Die heilige Göttin verkündet es laut:
„Hier oben, wo heller das Sonnenlicht ſcheint,
Iſt mit Victoria die Freiheit vereint!“

Digitized by Google

Chor.

Hier oben, wo heller ꝛc. ꝛc.
(Der ganze Chor repetirt die erſte Strophe — „*wir Flibuſtier*"; unterdeſſen ſieht man das Admiralſchiff landen. *Morgan* ſteigt unter dem Donner der Kanonen aus, er geht vor, begleitet von *Van=Horn*, vielen See=Offizieren, engliſchen und franzöſiſchen Flibuſtiern, Matroſen ꝛc. Der Geſang hört auf.)

Die Bukanier (rufen).

Es lebe Morgan, der Corſaren=Fürſt!!
(*Morgan* tritt raſch vor, und ſieht ſich im Kreiſe um.)

Morgan.

Willkommen ihr Bukanier auf Bayaha —
Nehmt Morgan's Gruß mit treuem Sinne an.
Taureau! ich grüße Dich und Deine Helden —
Es iſt ſchon lange, ſeit wir uns geſehen.
So viel noch weiß ich: den Kanonen=Donner
Hat mir Dein wilder Name zugeſchallt.

Taureau.

Mein Name iſt von meiner Jagd geborgt:
Nur einmal macht' ich einen kleinen Streifzug
Um meine Leute auf der See zu üben:
Mit dreizehn Barken iſt es mir gelungen,
Hiſpanien eine Silbergallione
Im wilden Kampfe ſchnell hinwegzukapern:
Auch Deine Schiffe halfen treulich mit.

Morgan.

Ganz recht — Du führeſt einen guten Hieb;
Ich kenne Dich.

Taureau.

Von dieſer Zeit an war
Mein Treiben auf die Stierjagd nur beſchränkt.
Zur beſſern Jagd, hoff' ich, wirſt Du uns führen.
Doch wiſſe erſt *warum*, und *wie* ich kämpfe —
Mich freut es nicht, die Schiffe wegzukapern,
Die Mexico und Peru ausgeraubt.
Ich dürſte nicht nach Spaniens Gold — ſein Blut —
Sein *Herzblut* möcht' ich fließen ſehen.

Morgan.

Ja —
Morgan wird Deine Hoffnung ſchnell erfüllen.
Vor ſeinem Namen zittert jetzt die Welt,
Von Pol zu Pol verkündet Fama's Ruf
Des Siegers neuerſchaffene Geſetze!
Morgan, der König in dem Räuberſtaat
Kann jeder Macht der ſchlaffen Erde trotzen;
Denn unerſchütterlich ſteht ſeine Größe,
Und tief im Staube blickt die ſcheue Welt
Am Rieſenbilde des Jahrhunderts auf.
Das Chaos hab' ich unter mir geſammelt,
Und eine neue Schöpfung tritt hervor:
Sie wird *von mir* im Gleichgewicht erhalten,
Sie wird von meinem Lichte überſtrahlt.
Es iſt der große Augenblick gekommen,
Der meine jahrelange Hoffnung krönt!
Dem höchſten Ziele, das ein Menſch erreicht,
Geh' ich auf freier Laufbahn ſtolz entgegen!
Was mir die Zukunft Herrliches verſchließt,
Es muß ſich bald allmächtig offenbaren:
Und *einzeln*, Stern für Stern, gehn meine Thaten
Aus des Geſchickes tiefer Nacht hervor,
Um an dem Horizont der Ewigkeit zu leuchten.
Fortuna ſeufzet unter meinem Drucke,
Denn ſeht, ich theile gleiche Ehre mit
Des Schickſals Bändigern der grauen Vorwelt!

Taureau.

Auf Deine Größe — baut ſich unſre Hoffnung!

Morgan.

Wohlan — ſo ſchreiten wir zum großen Werke!
Gewaltſam muß ich von der kargen Zeit
Die kleine Gunſt des Augenblicks erpreſſen.
Denn wer ſein eignes Glück im Buſen trägt,
Hat ewig mit der fremden Macht zu kämpfen,
Die ſeiner Thaten Rieſenſchritte hemmt.
Die Zeit blickt neidiſch auf den Heldenruhm,
Weil ſie mit ihm die Ewigkeit muß theilen.

Taureau.

Ein Wort noch Herr — vergönne mir. Hier ſteht
Montbars, der Sohn des Würgers.
(Zeigt auf Montbars.)

Morgan (betrachtet ihn).

Dieſer iſt's?
Bei Gott! ein tücht'ger Aſt vom ſtarken Stamme!

Taureau.

Er kommt aus Frankreich, ſeinem Vaterlande,
Will hier mit den Flibuſtiern ſich vereinen:
Und will der Rächer ſeines Vaters ſeyn!

Morgan.

Dir giebt's ein ſchwer Stück Arbeit — junger Mann.
Im Schlachtenfeu'r muß jetzt der Bart Dir wachſen,
Sonſt wirſt Du nie des großen Vaters werth!

Montbars (kalt).

Gieb mir Gelegenheit ...

Morgan.

Die ſoll Dir werden.
(Zurückrufend.)
Der erſte Spanier, der vorüber kreuzt,
Muß eilends mir gemeldet werden.
(Zu Montbars.)
Du
Magſt ihn beſtürmen, und für Dich behalten,
Dem Sohn des Würgers ziemt ein eignes Schiff,
Ich will dann ſehen, wie er es behauptet.
Ein Blick von mir, und ſchnell kann ich entſcheiden,
Von *welchem Geiſt* ein Schiff beherrſchet wird.
Es iſt ein kleiner Staat, in dem die Kraft
Auf engem Raume ſich erhalten muß;
Ein blinder, eiſerner Gehorſam treibt
Den Doppelſinn aus jedem Herrſcherworte.
Still wirkt des Führers vielgewalt'ger Sinn,
Kalt in Gefahren, *ungebeugt* im Sturme
Giebt er die Zeichen ſeiner Herrſcherkraft.
Es ſchlägt ein Königsherz in ſeiner Bruſt,
Der Thron, auf welchen ihn das Schickſal ſetzte,
Muß kämpfen mit dem Schrecken der Natur:
Wer ihn behauptet, iſt des Thrones werth.

Montbars.

So Morgan — wünſch' ich einſt vor Dir zu ſtehen.
Die Rache trieb mich aus dem heim'ſchen Lande.
Um meines Vaters Schatten zu verſöhnen,
Muß ich ſo leben, wie er hat gelebt.
Ein Schrecken Spaniens und ſeiner Schaaren:
Dieß ſchwur ich auf mein blankes, treues Schwert,
Auf's Bild des Vaters in dem heim'ſchen Hauſe,
Und auf das Crucifix des Heilands.

Morgan.

Nun,
Die Zeit der Thaten wird Dir bald erſcheinen.
(Er wendet ſich an die Bukanier.)
Bukanier! ihr ſeyd werth mit mir zu fechten,
Auf euern Stirnen thront die Heldenkraft,
In euern Adern glüht der Rache Feuer.
D'rum höret mich! vergeßt *die Stunde* nie!
(Tritt in ihre Mitte.)
Ich Morgan — brittiſcher Seeräuber=König,
Und Admiral der großen Kaperflotte,
Freund und Beſchützer der Flibuſtier,
Die in ganz Süd=Amerika nun fechten,
Ich reiche hier dem Hauptmann der Bukanier —
Dem vielgewalt'gen Taureau meine Hand,
Ich fordr' ihn auf zum großen Rachebund,
Er ſey nun eng vereint mit den Flibuſtiern,
Er ſtreite für das allgemeine Recht.

Taureau (giebt ihm die Hand).

Wir fühlen uns geehrt durch Dein Vertrauen.
Wir ſchwören Dir den Eid der ew'gen Treue,
Und fechten an der Seite der Flibuſtier.

Alle Bukanier.

Wir fechten an der Seite der Flibuſtier!!

Morgan.

Vor euch entblöße ich mein altes Schwert,
Und ſende zu dem Himmel meinen Schwur!
(Er zieht den Säbel, und mit ihm alle Anweſenden.)
Hier auf Bayahas ödem Felſenufer
Steh'n wir, die Rächer von Amerika,
Wir Spaniens mächt'ge und gerechte Feinde!
So ſoll in dieſem Augenblick das Meer
Die Morgans=Flotte in den Abgrund ſchlingen,
Ein heulender Orkan erhebe ſich,

Digitized by Google

Und reiße aus dem Mittelpunkt der Erde
Banaha's tauſendjähr'gen Felſenthron,
Wenn jetzt nicht Wahrheit ſpricht aus meinem Munde!
Eröffne dich, o Himmel! dieſem Schwur,
Und ſchrieb ihn an das hohe Firmament,
Damit er flamme unter den Geſtirnen,
Und ſichtbar ſey den Völkern dieſer Welt!!
Ich ſchwöre, alle Spanier zu vertreiben
Aus Süd-Amerika; noch eh' die Zeit
Den vierten Theil des Jahres hat durchwandelt,
Soll mir als Rachefeu'r Panama leuchten!
Dort ſey des Werkes erſte That vollbracht.
In jener Stadt vereinen ſich die Ströme,
Die aus den Goldgebürgen Peru's fließen,
Und aus den Silberminen Merico's!
Erfechten wollen wir's, und Eigenthum
Sey uns die Krone dieſer neuen Welt.
Kein Säugling wird verſchont am Mutterbuſen,
Wenn ſpan'ſches Blut in ſeinen Adern fließt!
Ein Schlag muß alle Feinde niederſchmettern,
Den Weg uns bahnend zur Unſterblichkeit.
Von Englands König bin ich anerkannt
Als Herr der mächtigen Corſaren-Flotte!
Behaupten will ich dieß gewalt'ge Recht!
Es ſollen meine Sieges-Fahnen wehen
Auf Spaniens zertretenen Trophäen:
Das ſtolze Volk wird ſeinen Frevel büßen,
Als Retter uns Amerika begrüßen!
Die neue Welt hat dieſen Schwur gehört,
Ich leg' ihn nieder auf mein ſiegreich' Schwert,
Der Rache ernſter Todesruf erſchalle:
Zu Gott ſchwör' ich es auf: Panama falle!!!

Alle Anweſenden.

Panama falle!

(Sie ſtecken die Säbel ein.)
(Van-Horn geht in den Hintergrund.)

Morgan (zu Montbars).

Montbars! Sohn des Würgers,
Dich weihen wir nun zum Flibuſtier ein,
Ein blutig Feld haſt Du betreten, doch
Auf dieſem Felde keimen Deine Lorbeern.
Jedwedem Fühlen ſey Dein Herz verſchloſſen,
Denn nur der Rache biſt Du hochverpfändet:
An Sie weiſt Dich Dein großes Schickſal an,
Auf Sie beſchränke Deiner Jugend Hoffnung,
Zum erſten, und zum letzten ward ſie Dir.
Die Pole Deines Lebens ſind umſchlungen
Von ihres Armes richtender Gewalt,
Mit dieſer Freundin darf der Menſch nicht ſcherzen,
Aus ihren Banden windet er ſich nie.
Nun ſchwöre, Deines Vaters Tod zu rächen,
Und treu zu bleiben den Flibuſtiern!

Montbars.

Ich ſchwör' es Dir beim Geiſte meines Vaters.

(Van-Horn kommt eiligſt vor.)

Van-Horn.

Ein Spanier kreuzt im Meere, Admiral!
Verſchlagen durch die Stürme dieſer Nacht
Betrachtet er die unfruchtbare Küſte.

Morgan.

Friſch auf, Montbars! hol' uns den Spanier — ſich,
Ich ſchenk' ihn Dir mit allem, was er trägt!

Montbars.

Gelobt ſey Gott! mein Tagwerk hat begonnen!

Morgan.

Van-Horn! laß ſchnell die alte Barke lichten,
Sie iſt ſchon halb baufällig — Montbars ſoll
Sie mit dem ſchönen Spanier uns vertauſchen.
Wie viel, glaubſt Du, hat er an Bord?

Van-Horn.

Die Größe
Des Schiffs läßt an zweihundert Mann mich rechnen.

Morgan (zu Montbars).

So nimm Dir fünfzig tapfere Flibuſtier:
Du ſeyſt ihr Chef — Van-Horn wird mit Dir ziehn,
Und Rath ertheilen in dem herben Kampfe.
Van-Horn! Laß ihm das völlige Commando,
Ich will erblicken, ob der junge Löwe
Des Vaters Blut in ſeinen Adern fühlt.
Du wirſt mir dann genau Rapport erſtatten,
Ob Montbars Sohn der Ehre würdig iſt,
Die ihm der Britte Morgan zugedacht.

Montbars (den Taureau umarmend).

Leb' wohl, Herr Ohm! ich will den Spanier bringen,
Und laß ihn ankern in dem Höllenſchlund —
Mein wird er bei dem Geiſt des Vaters!

Taureau.

Ha!
ſolchen Sohn wär' wohl ein Halbgott ſtolz!

Morgan.

Nun — geh Montbars — es iſt dein Probeſtück!

Montbars (den Säbel ziehend).

Auf! Auf! zu Schiffe, tapfere Flibuſtier!
Mit meiner Rache und mit Gottes Segen
Geh' ich der erſten Heldenthat entgegen!!

Brunwart von Augheim S. Minneſänger.

Emil Leopold Auguſt,

Herzog zu Sachſen-Gotha und Altenburg,

ein durch ſeinen Geiſt und ſeine witzigen, aber mitunter höchſt wunderlichen Einfälle berühmter Fürſt, ward am 23. November 1772 zu Gotha geboren, ſtudirte in den Jahren 1788—1791 zu Genf, folgte ſeinem Vater 1804 in der Regirung und ſtarb am 17. Mai 1822.

Gedruckt wurden von ſeinen Schriften:

Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha, 1805.

Er nahm ferner Theil an der Ueberſetzung der „vierzehn Briefe eines Karthäuſers. Aus dem Franzöſiſchen. Paris, 1820." Handſchriftlich exiſtirt noch Vieles von ihm. —

Tiefes Gefühl, lebhafte Phantaſie und eine reiche, feine geiſtige Bildung offenbaren ſich in Allem, was er ſchrieb, doch läßt ſich kein entſchiedenes Urtheil fällen, da man es dahingeſtellt laſſen muß, wie viel der geiſtreiche und gelehrte Jacobs zur Veredlung und Correctheit der fürſtlichen Leiſtungen beitrug.

Vgl. Jacobs: vermiſchte Schriften. Th. I.
Eichstaedt: Memoria Augusti etc. Ienae, 1822. Fol.

Thargelion. *) **)

Das Spiel.

Die Sonne überdeckte mit ihrem Abendgolde die Cedernhayne des Kyllenos und ſeine Pinien, die immer grünen Eichen der Felſen, die Kapern- und blühenden Kaſſiesbüſche der Steinklüfte, den Schaum der Waſſerfälle, die Ziziphen der Abhänge, die Ulmen und die Rieſenbuchen der Stromufer, die Pappeln der Bäche, die Hängebirken und Waſſerlinden der Seen, die Wachholderbüſche und die Farrenkräuter der magerern Triften, die Myrthen und Lorbeerbäume der Hayne, die Roſen und das Geisblatt der Lauben, den Jasmin und das Lotos, die Feigenbäume und den Oleander der Gärten, die bleichen Binſen der Dächer und die höchſten Frieſen der Tempel; alles ſchillerte Gold und Grün auf der Erde, und Azur und Gold in dem Himmel; und alles, was in Arkadien lebte, ſchwamm in Wohlgerüchen und Luſt, und ſehnte ſich nach des lauen Abends

---

*) Der zweite Frühlingsmonat.

**) Aus: Kyllenion oder Auch ich war in Arkadien. Gotha, 1805.

Digitized by Google

Stille. Die Vögel zwitſcherten heiſer und buhlend; die Bienen ſummeten, Ambra und Gewürze aus den Frühlingsblüthen ſammelnd. Alle Herzen waren ſatt, oder genieſend, oder begehrend, und Liebe und Freundſchaft verſchmolzen ſich in der allgegenwärtigen und allmächtigen Gluth, wie Erde und Himmel. Die wollearmen Heerden lagen nach dem Bade in gedrängten Haufen am Abhange des Gebirges. Die Schäfer vertauſchten um Wein und Oel die zarte reinliche Wolle an die reichen Städter, und die leicht gekleideten Hirtinnen ſpielten lachend und ſchäckernd, neckend und küſſend im Kühlen der Lauben das Spiel der Diota *). Nur die ſpröde Onikleia ſaß einſam am Rande des plätſchernden Borns, ihrer jüngern Schweſter Moliſſa einen ſpitzigen Kalathiskos flechtend, das mit Zittergras nymphenhaft gekränzte Haupt gleichgültig ſchüttelnd, daß die breiten doppelt eingeſchlagenen Schilfblätter zu dem Rauſchen der Quelle raſſelten; neben ihr lag ihre Chelys. Aber keine Lippe trennte die ihrige, kein Buſen klopfte an dem ihrigen, und kein vertrauter Finger zog ihr das kleine Ohr. Onikleia war immer ſpröde; aber zu der gewohnten Sprödigkeit kam heute noch eine ungewöhnliche Zerſtreuung. Der wunderſchöne Städter, der alle Jahre an dieſem Tage gekommen war, mit ihren Brüdern zu handeln, war immer noch unſichtbar. Ueber ihre geheimſten Gedanken erröthend, und mit ſich ſelbſt und dem goldlockichten, zögernden Mantinäer gleich unzufrieden, wollte ſie eben aufſtehen und von neuem mit ihrer kalten Sprödigkeit prahlen, als ihre Schweſter Moliſſa, und Alſophila, Chloe und Leukopis, die muntern Geſpielinnen, zu ihr mit einem bettelnden — bitte, bitte! hüpfend kamen. Moliſſa nahm das Wort und bat auch nicht lange, denn Onikleia ſang, nach kurzem Weigern, das Lied der Bienen, wobey ſie das Summen der Flügel mit den Saiten ihrer Chelys geſchickt nachzuahmen wußte. Hier das Lied, das ſie ſang:

Es bannet uns die Liebe
Zur Strafe kecker Thaten,
Weil Nektar wir naſchend geraubet,
Die Pfeile ihr liſtig entwendet;
Drum hat uns gebannet die Liebe.
Ach! Nektar umſonſt wir nun ſuchen
In Roſen und Veilchen, auf Linden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

Schlau ſtrafte uns die Liebe:
Sie ließ uns ihre Waffen,
Daß man uns wie Feinde verfolge,
Und letzend wir waffenlos ſterben.
Arg hat uns beſtrafet die Liebe;
Gefeſſelt an weibliche Launen,
Daß traurig die Tage verſchwinden,
Daß niemals die Heimath wir finden.

So ſang ſie, und die Euphonie ihrer Stimme tönte in den wiedergebenden Seufzern des Echo, und es rauſchte durch die Aeſte der wilden blühenden Sträuche, und Onikleia unterbrach durch ein ſchlecht unterdrücktes Ach! der freudigſten Ahndung den Lydiſchen Modus, den ſie eben zu ergreifen begann. — Moliſſa gab ihr einen leichten Schlag, neckend ihr den Namen einer wohlbekannten Stadt ins Ohr raunend. Verwirrt wandte ſich die ſchöne Chelysſpielerinn um, und — erblickte den lang Erſehnten. Unwillkührlich öffnete ſie den kleinen Mund zum Gruß, als der apolliniſche Jüngling die mit dem Korymbos **) geſchmückte Stirne grüßend zu ihr neigte: „Verzeihe dem neugierigen Horcher, verzeihe es, ſchönſte der Jungfrauen aus Arkadien, daß ich dein liebliches Saitenſpiel und den herrlichen Euphon deiner Stimme eher genoß, als das Glück deines Anblicks. Doch du ſchweigſt und zürnſt, theure Onikleia; noch nie empfingſt du mich wie heute; doch zu klagen habe ich kein Recht. Ich gehe mit dem unvergeßlichen Ausdruck deiner himmliſchen Stimme im Herzen. Ich hörte Sappho in Mitylene und Korinna zu Thebe. Beide würden verſtummen, hörten ſie dich, holde Reizende; und Pindaros, der unbeſtechlichſte der Richter und nicht mehr Nebenbuhler, würde dir ſeinen Epheukranz überlaſſen haben." Verſchämt und beſchämt wußte Onikleia nicht, was ſie ſagen ſollte; ſie griff unſichere Töne in die Saiten der Chelys, die ſie in ihrer Verlegenheit hin und her ſchwenkte. Moliſſa nahm das kühne Wort der Munterkeit: „Siehe, wohlredender Mantinäer, die Schweſter iſt gut, aber ſie iſt auch nicht minder ſpröde; da macht ſie es wie die Kaſtaliniſchen Jungfrauen, ſie ſingt oder ſchweigt, wenn ſie reden ſollte. Bitte ſie um ein Lied; die zierliche Leyer hängt dann nicht mehr ſo unthätig zur Erde." Ich bin nicht ſpröde, fiel ſtammelnd Onikleia der voreiligen Schweſter in die Rede; aber ihr wißt ſelbſt, ſchmeichelnder Mann, daß es dem Manne der Fremde nicht ziemt, ſich in die Spiele der Jungfrauen zu miſchen, und dabey warf ſie einen zürnenden Blick ihrer Schweſter zu. — Ach! das wußte ich nicht, antwortete Moliſſa mit verdoppeltem Muthwillen: der Mantinäer hier iſt kein Mann der Fremde, er iſt der Freund unſerer Brüder; wir ſehen ihn nicht zum erſtenmal. Hat er mir nicht dieſes Halsband von Silber und Korallen geſchenkt? Und iſt es meine Schuld, daß du das zumal nichts von ihm annehmen wollteſt? Komm, lang erſehnter Freund, komm mit uns, wenn meine Schweſter und ihre Chelys verſtimmt ſind; du wirſt gewiß mit uns das Spiel der Diota ſpielen; oder iſt man auch ſo ſpröde in der Stadt? Ich kenne nicht dein Spiel, reizende Plagerinn; aber wenn die vielgeliebte Schweſter mit mir ſchmollt, ſo bin ich nicht geneigt zu lachen. Sie beſtimme, ob ich zum erſtenmale in Arkadiens Haynen den Mismuth kennen, ob ich bereuen ſoll, den Geſang der ſchönſten der Nymphen erſpähet zu haben, und er berührte flehend und verführeriſch lächelnd den Saum von Onikleiens Gewand. — Sie wußte nicht, ob ſie ihn nicht gar um Verzeihung bitten müßte; doch ſie ſammelte ſich und reichte von weitem dem Städter die Hand. Daß ich nicht ſo ſpröde bin, wie es meine Schweſter ſagt, will ich dir zeigen. Der ſchöne Mantinäer drückte die zarten Spitzen ihrer Finger dankbar an ſeine Augen, einmal rechts und dann links. — Ihr wollt alſo auch, ihr Geſpielinnen, daß ich das Lied wiederhole? Und alle ſagten bittend, ja; und der verliebte Städter warf ſich mit zierlichem Anſtand und freudig entzückt der erweichten Spröden zu Füßen, und Moliſſa umarmte ſchmeichelnd die leicht verſöhnte Schweſter. Onikleia begann nun von neuem den lieblichen Gang der Töne, und ſang doppelt entzückt das Lied, das wir ſchon einmal bewundert, und es entglühte doppelt das Herz des Mantinäiſchen Jünglings. Als ſie geendet, fiel ihr ſiegender Blick auf den Minneberauſchten, und mit einem namenloſen Ach! verbarg ſie das Plektrum *) in den hochpochenden Buſen. Nun unterbrach ſchäckernd Moliſſa das beredte Schweigen der Leidenſchaft. Billig iſt's, edler Gaſtfreund unſerer Brüder, daß du die Gefälligkeit meiner Schweſter nachahmeſt. Komm und ſpiele mit uns das Spiel der Diota. Er ließ ſich nicht zweymal bitten, und gab willig Lippen und Ohren den ſchönſten Hirtinnen Preis. Zum erſtenmal ſpielte es die ſpröde Onikleia; aber ehe die Sonne ihre jährliche Laufbahn vollendete, eh' ſich die Erde von neuem mit dem jungen Grüne des Lenzes ſchmückte, ſollte ihr der goldlockige Städter ein noch viel ſchöneres Spiel lehren, das ſie, aller Mühe ungeachtet, weder ihrer Schweſter noch ihren Geſpielinnen lehren konnte.

Skirophorion. **)

Die Zuſammenkunft.

Der blaſſe Mond ſchimmerte durch die runden Gipfel der Pinien; die Sterne der Mitternacht durchfunkelten die öſtlich fliehenden Gewölke; nur die lauen Winde krümmten die lieblich duftenden Myrthen, die graublätterigen Oelbäume und die mächtigen Ulmen, und der ſchäumende Iſtaris ſtürzte ſein hüpfendes Kalt über ſchwarze Klüfte, durch hohe Farrenbüſchel in das ſtumme Thal tief hinab. Alles ſchwieg, die Hirten und die Heerden; ſelbſt die wachſamen Hunde, die ſeufzenden Turteltauben, die Bienen in den Felſen und die geſchloſſenen Blumen; nur die zagende Liebe und die ſchwelgende Liebe wachten und glühten. —

Ja, ich muß ihn ſehen! Dein Haß, o Mutter, wird uns trennen, doch bleib' ich ihm treu, flüſterte weinend Minoe, und drückte einen leiſen Kuß auf die verſchloſſenen Wimpern der Mutter, und eine Thräne der Angſt fiel auf die betagte Stirne. Minoe ſtieg langſam von dem niedern Lager, und hüllte ſich in den lohfarbigen Regenſchleyer. Noch einmal blieb ſie, mit ſich ſelbſt kämpfend, vor der rohrgeflochtenen Thüre ſtehen, und ſeufzte ganz leiſe: Ach! Mutter, könnten die Nymphen, die milden Herrſcherinnen, dein Herz erweichen! — oder ſoll nie Alethophonens, der göttlichen Seherinn, bedeutungsvolle Verheißung in Erfüllung gehn? — O gewiß, ſetzte ſie nach einer kurzen Pauſe hinzu, — gewiß, ſie wird in Erfüllung gehn, — und geſtärktern Muthes, mit einem dreiſteren Schritte trat ſie über die Schwelle und entſchlüpfte über die feucht bethaute Wieſe durch die ſchützenden Hecken längs dem Walde. Cynthia lächelte der ſich ſelbſt Opfernden von ihrem eburnen Wagen herab; unſichtbar flog der göttliche Knabe vor ihr her mit Roſenlicht und Wohlgerüchen den düſtern Thalweg übergießend, und Muth er-

*) Eigentlich ein Gefäß mit zwei Handhaben. Bei dem hier bezeichneten Spiele faßte man die Ohren derer, die man küßte.

**) Die Haarlocke an der Stirne, oder auf dem Scheitel.

*) Ein Inſtrument, die Saiten der Laute zu ſchlagen.

**) Der dritte Frühlingsmonat.

Digitized by Google

füllte das bange Gemüth der ſchamhaften Hirtinn, und ſie lächelte unſchuldig und unwiſſend hinauf zu den ſich ehrerbietig bückenden Lorbeern, und wähnte, es gälte ihr und nicht Eros, dem Allmächtigen. — Götter, was hebt mich, was trägt mich, was ſcheucht ſo plötzlich jede Furcht aus meinem Herzen? Und als wenn ſie beſchwinget wäre, folgte ſie wunſchſchnell dem Lichte, dem Wohlgeruch und dem unwiderſtehlichen Götterruf, und ſank in den kühlen Schatten der Granatbäume und der Roſenbüſche, die die heilige Quelle der Nymphe umpurperten, athemlos, aber freudigträumend in das weiche Moos und die Nachtviolen; aber der erſte Kuß ihres Cypariſſos weckte ſie ſchnell aus der kurzen Ohnmacht. Spröde glitt ſie aus den Armen des ſchwarzlockigen Jünglings und verbarg ihr glühendes Geſicht in den Schatten des Heiligthums. Aber wer gab dir das Herz, Holde, Theure, bey ſchauriger Nachtzeit hierher zu ſchleichen! Minoe, wer leitete dich durch die leicht täuſchenden Irrwege des Waldes? Ach, ſprich; bringſt du mir vielleicht das letzte ſchmerzliche Lebewohl? Was ſchweigſt Du, reizendes Mädchen? Rede, wenn Du mich liebſt. — Laß mich beſinnen; weiß ich doch ſelbſt nicht, welche Wunderfackel mich hieher leitete. Ich wollte weinen, und kann es nicht; ich wollte Abſchied nehmen, und kann es nicht; ich wollte dir die Flöte meines Vaters bringen, und habe ſie vergeſſen. — Und ich wollte auch weinen, und kann es auch nicht; ich wollte mein letztes Urtheil hören, und zage nicht mehr; ich wagte, dir meine Leyer aus Chelysſchale und das Plektrum zu bringen; aber ich weiß ſelbſt nicht, warum ich ſie in der väterlichen Wohnung ließ. Gleich iſt unſere Stimmung, gleich unſer Vergeſſen, und gleich unſere Hoffnung. Aber thöricht wär' es, die ſüße Zeit zu verkoſen. — Cypariß ſprich nicht ſo, denn du weißt: heilig ſind die Quellen in den Schatten, die uns umgeben, und unbeſtraft bleiben gewiß nie hier zu gewagte Geſpräche. —

Aber Minoe, kein Fuß betritt den friedlichen Ort, niemand wagt ſich zu dieſer heiligen Quelle; und ungeſtört —

Cypariß, Cypariß, laß mich nicht bereuen, was ich that; beleidige nicht meine ſich ſelbſt vergeſſende Treue. Sage dir, daß nur ein unbegreifliches Etwas mich bereden konnte, deinem ewigen Bitten und deinen Thränen nachzugeben. Ich entfliehe, wenn deine Heftigkeit mich länger erſchreckt. —

O! Minoe, winde dich nicht ſo ängſtlich aus meinen Armen. Iſt denn ein Kuß ein ſo großes Verbrechen? Fühle, wie haſtig mein Herz pocht, und ſchließe dich näher an deinen Freund. —

Ach! bey den mächtigen Nymphen! hörſt du nicht das Rauſchen in den Aeſten? —

Beym Eros! Lieblichſte, es iſt der kühle Hauch der Mitternacht, der durch die Roſen flüſtert und durch das Murmeln des naſſen Kalts die Wellen des entfernten Sees kräuſelt. Aber fühle; der Gipfelwieger kann doch die Gluth meiner Wangen nicht kühlen. —

Höre; ich bringe dir ein ſchweres Opfer. Erwacht meine Mutter, und ſucht ſie mich, und findet ſie mich, ſo bin ich verloren. Ich weiß, daß du mich liebſt; ich glaube, daß mein Hierherkommen deine männliche Gluth mit frecher Hoffnung nährt; aber, was giebt dir ein Recht, mich zu verkennen und zu beleidigen? Höre; bewache den Eingang der belaubten Quelle. Ich will zu den heiligen Bildern der Wunderthätigen dringen; ich will den Schauder überwinden. Leer ſind meine Hände, aber rein; die Göttinnen werden meine Gebete hören. —

Wohlan denn, einzig Geliebte! erweiche die Beſchützerinnen dieſer Gründe; dann laß uns fliehen, denn leichter erbitteſt du den Schutz der Götter, als du den Groll der Aeltern verſöhnſt. Reiche mir den Kuß, und noch dieſen. —

Genug, Unerſättlicher! — Und die tugendhafte Hirtinn verſchwand in der Tiefe des Heiligthums, welches kein Männerfuß berühren darf. Er ſegnete ſie und ſeufzte hoffend gen Himmel, und ſetzte ſich ſingend unter den gewölbten Granatbaum und die ſchlanken Pappeln des Eingangs:

Furchtbar iſt der Nymphen Rache,
Sterbend ſank der freche Späher
In die reinen keuſchen Wellen;
Und die Wogen tobten lange.

Schnell erfolgt der Nymphen Strafe;
Blutend ſank die blaſſe Hirtinn
Zu dem Fuß der Wunderbilder;
Und die Stürme klagten lange.

Ehrt das Heiligthum der Nymphen,
Und bekränzt das Mahl, den Altar;
Gießet Milch, und färbt die Wogen
Mit dem Purpur zarter Lämmer.

Lieblich iſt der Nymphen Lohnen;
Segnend iſt ihr mildes Herrſchen.
Jungfrau'n, naht der düſtern Stelle,
Singt zum Murmeln heil'ge Lieder.

Cypariß ſang mit milder, aber nicht zu tiefer Stimme; denn zarte Daunen kräuſelten ſich noch auf ſeinen braunen Wangen, und der Wiederklang der nahen Hügel wiederholte dreymal in geſchwächter Wiederkehr den hüpfenden Rhythmus des ländlichen Euphons. Da ſaß er, die Maiaporiſche *) Geſtalt kaum in den kurzen Mantel gehüllt, das kräftige Haupt ungeduldig und verliebt auf die Hand ſtützend. Plötzlich hörte er nahes Geſpräch, und ſchon wollte er unwillig den frevelhaften Horcher erſpähen, als aus der tiefen Nacht ungeſchleyert die ſchönſte der Arkadierinnen, die goldgelockte Minoe, ſanft lächelnd, aber traurig gefaßt hervortrat. Ehrerbietiger wie vorher blieb der hoffende Schäfer ſtehen. Die Worte fehlten ihm; und faſt nahm er ſie ſelbſt für die jüngſte der Göttinnen; auch hing über die geſcheitelten Stirnwellen ein langblättriger Schilfkranz herab, und in ihren zarten Fingern hielt ſie den dunkeln Saum ihres weichanſchließenden Gewandes. Schäfer, ſprach ſie ſchon aus der Ferne, ich opferte meinen Schleyer den Nymphen, breitete ihn über das Grab der frechen Neugierde, wo itzt von braunem Byſſus umflattert, der Mond die Geſtalt des frevelnden Waſſerſchöpfers und die Roſen und die Granaten erleuchtet, die ich zur Sühne ausſtreuete. Dann betete ich, denn ich durfte jetzt den wunderthätigen Gebilden nahen. Dreymal beugte ich mich, die Stufen mit ſchaudernder Stirne berührend, nachdem ich mir mit der Fingerſpitze die Haare der Stirn und die Zöpfe des Nackens gelüftet. Himmliſche Stimmen tönten zwiſchen den vier Rieſenſäulen, die die Felſengrotte ſchließen und ſie zum Tempel wandeln. Es war keine Täuſchung. — Einer der Kränze, der über dem Eingange die hohe Frieſe zierte, und den die Jungfrauen der Weihe daſelbſt aufgehängt, löſte ſich von den flatternden Binden und ſenkte ſich, als Zeichen der göttlichen Huld, auf meine tiefgebeugte Stirn. Cypariß, ſieh' hier den theuern Lohn; ich ſchwur, nicht meine Mutter zu laſſen; meine Armuth und meinen Jammer ſtumm zu ertragen; dich ewig treu zu lieben, und mich dann .... Aber Minoe konnte den zu gewagten Eid nicht ausſprechen, denn ihre Mutter Oenone, und Cypariſſens Vater Nikon, traten Hand in Hand aus dem Schatten der dicht verwachſenen Pappeln. Mit einem ängſtlichen Schrey barg die Schäferinn ihr reizendes, blaſſes Geſicht an dem Buſen ihres verlegenen Geliebten. Doch ſchnell ſammelte ſie ſich, um wieder zu dem Heiligthum ihrer himmliſchen Beſchützerinnen zu fliehen. — Bleibe, bleibe, liebes Kind; die Fackel, die dich hieher geleitet, hat mich erweckt, rief die Mutter, auch ſie hat mich hieher geführt. Die Stimme der nämlichen Macht hat mich hieher gerufen, ſprach am Eingange des Heiligthums der fromme Nikon. Die Stimme der Götter hat uns verſöhnet. Kommt, Kinder, ihr braucht nicht zu fliehen; kommt, Eros ſelbſt hat euch verbunden. Minoe und Cypariß lobten die Nymphen und dankten aus frohem Herzen Eros und ihren Aeltern; und jetzt brauchen ſie nicht mehr ihr nächtliches Lager zu verlaſſen, um ſich zu finden.

Hekatombäon. **)

Die Kräuterſammlerinn.

Telebiades, der reichſte der Hirten Arkadiens, war gegangen, in des wilden Erymanthos kräuterreichen Thälern zu ſehen, ob ſeine Ziegenhirten ihre Schuldigkeit thäten; und ſchon fünfmal hatte er vor dem Aufgang der Sonne die ſtillen Weiden durchwandert, und ſchon fünfmal die junge Agathyllis Kräuter ſuchend angetroffen. Jetzt aber ſtand die Sonne ſchon hoch über den Glauchydriſchen Grotten, und die durſtigen Ziegen kletterten längs den hohen Felſen des Sees, und noch immer war die hellgelockte Kräuterſammlerinn unſichtbar, und Telebiades harrte noch immer ihres Kommens; denn er wollte die ſtille Jungfrau endlich fragen: warum ſie glaukes Moly und wunderthätigen Diptam und ungewöhnliches Nepenthes und krampfſtillendes Phu wähle, und Fenchel und Thymian, und alle die Wohlgerüche der Wildniſſe nicht eines Blicks würdige. Mykas, der lieblich Singende, hatte ihm die Schäferinn genannt. Bey ſeinen Liedern, in ſeiner Nähe hatte ſie ausgeruht. Der Jüngling hatte ihr geholfen, die Pflanzen zu ſäubern und im kühlen Bache zu waſchen. Mykas mußte Agathyllis kennen; er wußte gewiß,

*) Majaporiſch, dem Hermes ähnlich.

**) Der erſte Sommermonat.

Digitized by Google

was ſie mit den heilſamen Kräutern beginnen wollte. Zu ihm wollte er gehn und ihn wollte er fragen. Die Wieſen längs des Erymanthos, die Geſträuche, die die Glauchydriſchen Grotten beſchirmten, hatte er dem ſingenden Hirten angewieſen, um dort ſeine Ziegen zu weiden. Dort ging er alſo hin, gewiß, ihn dort zu finden. Da es ſchon heiß war, wand er ſich durch die engen ſchattigen Wege des Waldes, die zu den kühlen, tiefen Höhlen führten. Er folgte dem Rauſchen des Baches, hörte endlich die weittönende Stimme, und trat unter das ſtachlichte Lycion, unter welchem nachläſſig hingegoſſen ſein munterer Ziegenhirt lag. Ehrerbietig ſtand der Knabe auf und wedelnd ſprang Lykiskas, der treue Vertheidiger der Ziegen, ſeinem Herrn entgegen. Schmeichelnd das buntgeſtreifte Thier, begann Telebiades alſo die freundliche Rede. Ich komme nicht, dich zu ſtören, nein; reiche mir, Phrygiſcher Knabe, von der kühlen Milch der eben gemelkten Ziegen. Beliebt es Euch, Gebieter, ſo trinket in dem kalten Dunkel des Felſen; dort ſteht in eng geflochtenen Körben der gerinnende Rahm, aus welchem ich Euch die kleinen Käſe bereite. Telebiades folgte in die Tiefe hinab dem ladenden Treiber der Ziegen, und lobte ihn wegen des reinlichen Eifers, mit welchem er die Vorräthe des Sommers beſorgte und ſie in dem natürlichen Speicher verwahrte, und ſtrich ihm koſend die kaum umdaunten Wangen. Hier, ſieben Felſenſtufen tiefer, liegen auf trockenem Schilfe die Wurzeln, dort die frühern Gaben des Sommers. In dieſem ſchwarzumreiften Dioten *) gährt der dunkele Purpurſaft der Moros **), und hier in den tiefen roth und ſchwarz bemalten Krateriskeu ***) der dick gekochte Saft der glänzenden Myrtillen. An den Wänden trocknen Fenchel und Origanen †) und Thymben ††); auf den Blättern hier liegen die Staubfäden des Krokos †††); dieſer Haufen iſt Milion [1]) und jener Bromos [2]); denn bis hieher dringt nicht die Feuchte des Winters, und an jenen Kyklen [3]) hoch an den rauhen Gewölben kommen Dionyſos ſaftige Gaben zu hängen, und in jenen düſtern Vertiefungen im kalten zugigen Winde, wo das Waſſer in ehernen Becken geſchwungen ſchnell zu Eis friert, liegen die leicht verweſenden Beuten der Jagd. Nachdem der reiche Telebiades ſeinen treuen Diener mit Lob überhäuft und ſeinen Durſt geſtillet, bat er ihn, ein munteres Lied zu ſingen; doch zuvor, eh' du beginnſt, ſage mir: weißt du, warum die junge Agathyllis ſo ſtumm und trauernd dieſe heilſamen Pflanzen pflückt? Blaß iſt ihr zartes Geſicht und ärmlich ihre Gewänder. Sage, wenn du es weißt, was beginnt ſie hier in dieſen öden Gauen ohne Heerde, ohne Begleiterinn? Erröthend antwortete alſo der Phrygiſche Jüngling: Agathyllis iſt arm, und ſie ſchweigt während des Sammelns; denn ſympathetiſch iſt die Kraft dieſer Gewächſe, die ſie ihrer kranken Mutter ſchon ſeit funfzehn Tagen vor dem Aufgang der Sonne hier mühſam pflückt, und reden darf ſie nicht, ſonſt verlören die kräftigen Kräuter ihre wunderthätige Natur. Oft bat ich ſie flehend, zu ſprechen, und glaubte, ſie ſchmolle mit mir; aber immer bleibt ſie treu ihrem Eide, und ſelten verweilt ſie bei mir, ihrem Jugendgeſpielen, und das nur, wenn ich ihr Lieblingslied ſinge. Nun ſo ſinge es, guter Mykas; vielleicht daß die geliebten Töne ſie hierher locken. Sie verließen die kühlen glauchydriſchen Höhlen, und der Hirte begann ſein Lied, nachdem ſich ſein Herr im Schatten der Pinien niedergeſetzt hatte.

Einſam ſind des Erymanthos Thäler,
Heil'ger Schauer zittert durch die Wipfel,
Gleitet längs der Pinien ſchlanken Stämmen,
Lagert ſich in langgedehnten Schatten
Ueber Büſche, über ſchwanke Gräſer,
Hüpft am Felſen längs den Waſſerfällen
Und belebt das Murmeln heil'ger Quellen.

Sanfter Friede herrſcht im Thal und Höhen
In der Kühle übermooster Grotten,
Haucht im Balſam jeder wilden Blüthe,
Ruht im Becher zarter Abendlilien,
Ruft im Lied der holden Philomelen:
„An des Erymanthos heil'gen Gründen
„Kann allein dein Herz den Frieden finden!“

Aber umſonſt hatte Mykas geſungen, umſonſt ſein Herr gewartet; da fing er an, um die fromme, die Einſamkeit liebende Jungfrau zu zagen, und ängſtlich begann des jungen Sängers Herz zu pochen. Die Roſen ſeiner Wangen erblichen, und die Bangigkeit einer ſchlimmen Ahndung bedeckte mit Schweiß ſeine umlockte Stirne. Verlegen rückte er ſeine phrygiſche Mütze von einem Ohre zum andern, und mehr als mitleidige Seufzer entquollen ſeiner immer engern Bruſt. — Gewiß, rief er endlich ſchluchzend aus, gewiß iſt Eunome, die arme Greiſinn, nicht mehr, und meine Freundinn, nachdem ſie alles verkauft, weiß nun nicht, wie ſie die letzte Pflicht der kindlichen Zärtlichkeit erfüllen ſoll. Ach, vergönnt, gütiger Gebieter — und dabey umſchlang er ſeines Herrn Knie, ſie mit Thränen und Küſſen bedeckend, — erlaubet, daß ich zu der Theuern eile. Gerührt reichte ihm Telebiades die Hand. Nimm dieſen Beutel; Agathyllis iſt nicht mehr arm. Dieſe Wieſen, dieſe Wälder, die Heerden und die drey Hütten am See mit ihren Hausgeräthen, und was mehr iſt, die Freyheit iſt dein. Mykas war reich an Allem, an Glück und an Gefühl, nur nicht an Worten. Sein ehemaliger Herr ergriff ihn bey der Hand, und in weniger denn einer Stunde waren ſie vor der Hütte der armen Wittwe. Aber, o Freude! ſie fanden die Geneſende ſich in den Stralen des Nachmittags badend, und unter dem zerriſſenen Schleyer lächelte ihnen ein ehemals ſchönes Geſicht entgegen. — Nun darfſt du wieder ſprechen, holdes Mädchen, rief ihnen freudig entgegen Telebiades; und die alte Mutter erzählte ihnen dann die Geſchichte ihrer Geneſung mit ruhiger, aber doch leiſer Stimme, und endete alſo ihre Rede: Agathyllis ſchwieg, und ertrug ſtumm ihres Freundes Vorwürfe; ſo konnte ſie allein das Wunder vollenden. Wär' ich nicht ſo arm, ſo brächte ich Hygiäen und den Nymphen des Erymanthos ein Opfer. — Auch Hymen und Eros eins, unterbrach ſie Telebiades. Unwiſſend wollte die Alte ihn fragen, — da ſah ſie, daß ihre Tochter erröthend in des Phrygiers Armen lag, der aus Freude den ſchweren Beutel auf die Erde fallen ließ. Die jetzt nicht mehr Arme, nicht mehr Kränkelnde erfuhr den Gang der Geſchichte. Ein ſchönerer Schleyer bedeckte ihre grauenden Locken, und in drey Tagen hingen Kränze von Krokus und Myrthen vor der zierlich durchbrochenen Thüre der drey Hütten am See; und Hygiäa und die Erymanthiſchen Nymphen, Hymen und Eros blickten ſegnend auf die hingebrachten Opfer.

Kornelius Hermann von Ayrenhoff

ward im Jahre 1733 zu Wien geboren, diente ſeit ſeiner Jugend in der öſterreichiſchen Armee, avancirte bis zum k. k. Feldmarſchall-Lieutenant (1794), ward ſpäter in Ruheſtand verſetzt und ſtarb am 14. Auguſt 1819 in ſeiner Vaterſtadt. Schon früh beſchäftigte er ſich mit dramatiſchen Arbeiten und verfaßte eine Reihe von Luſt- und Trauerſpielen, welche theils einzeln, theils in folgenden Sammlungen gedruckt wurden:

Dramatiſche Unterhaltungen eines k. k. Officiers. Wien, 1772. (enthält: Aurelius, der Poſtzug, Herrmanns Tod, die große Batterie, Antiope und einzelne dramaturgiſche und hiſtoriſche Abhandlungen.)

Sämmtliche Werke. Vier Bände. Wien und Leipzig, 1789. gr. 8.

Sämmtliche Werke. Neue verbeſſerte und vermehrte Auflage in ſechs Bänden. Wien, 1803. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. (Dieſe Sammlung umfaßt Aurelius, Herrmanns Tod, Tumelikus, Antiope, Kleopatra und Antonius, Virginia, ſämmtlich Trauerſpiele; der Poſtzug, die gelehrte Frau, alte Liebe roſtet wohl, die große Batterie, Erziehung macht den Menſchen, die Freundſchaft der Weiber nach der Mode, Maskeraden, Alceſte, ſämmtlich Luſtſpiele; kleine Gedichte und Erzählungen, einzelne Abhandlungen; Briefe über Italien u. ſ. w.)

Sämmtliche Werke, herausgegeben von von Retzer. Wien, 1817. 6 Bde. — Hier findet ſich die unten angeführte Autobiographie wieder abgedruckt.

Kleine Gedichte. N. A. Wien, 1816.

Trauerſpiele. N. A. Wien, 1817. 2 Thle.

---

*) Gefäße mit doppelter Handhabe.

**) Maulbeeren.

***) Kleinere Schalen.

†) Eine wohlriechende Pflanze.

††) Trauben.

†††) Safran.

[1]) Hirſe.

[2]) Eine Grasart, welche mit der Schwade Aehnlichkeit hat und als Nahrungsmittel im Alterthum diente.

[3]) Bogen.

Digitized by Google

v. Ayrenhoff war durchaus nicht ohne dramatiſches Talent, aber er beharrte eigenſinnig bei dem Wahn, die Regeln der franzöſiſchen Tragödie ſeyen allein dem deutſchen Trauerſpiele angemeſſen, und behandelte daſſelbe ſtets nur ſo, wie es früher Johann Elias Schlegel, von Cronegk u. A. behandelt hatten, und ſuchte den neuen großartigen Geſchmack, der die Herrſchaft über die deutſche Bühne gewonnen hatte, durch Lehre und Beiſpiel auf das Entſchiedenſte zu bekämpfen; was ihm jedoch ſo wenig gelang, daß er zuletzt ganz allein da ſtand wie ein Licht, das noch am Tage fortbrennt, weil man es auszulöſchen vergeſſen. Ueberwindet man die ſteife veraltete Form ſeiner Tragödien, ſo wird man hinter derſelben noch manches Lobenswerthe und vorzüglich einen ausgezeichneten Dialog, jedoch wenig Großartiges finden. In ſeinen Luſtſpielen herrſcht Witz und Munterkeit, wodurch ſie zu ihrer Zeit mehr oder weniger (beſonders der Poſtzug oder die nobeln Leidenſchaften, eine launige und treffende, obwohl etwas derbe Satyre) gefielen; doch ſind ſie bereits gänzlich von der Bühne verſchwunden. —

Vgl. Ayrenhoff's Schreiben an J. F. von Retzer über einige ſeiner militäriſchen und literäriſchen Begebenheiten. Wien, 1810.

Berliner Monatsſchrift, 1811. October. S. 241.

Jakob Ayrer.

Ueber Ayrer's Lebensumſtände iſt weiter nichts Gewiſſes bekannt, als daß er Notar und Gerichtsprokurator in Nürnberg war, in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts blühte und, wie Tieck meint, wahrſcheinlich bis gegen 1618 lebte. Luſt und Neigung führten ihn der dramatiſchen Poeſie zu, welche damals in Deutſchland noch ſehr in den Windeln lag und von ihm einen Schritt weiter gefördert wurde. Seine Komödien und Tragödien erſchienen nach ſeinem Tode geſammelt unter dem Titel:

> **Opus thaeatricum (sic) dreiſzig ausbündige ſchöne Komedien und Tragedien von allerhand denkwürdigen Römiſchen Hiſtorien u. ſ. w. Samt noch andern ſechs und dreiſzig ſchönen luſtigen und kurtzweiligen Faſtnacht oder Poſſen Spielen, durch weyland den Erbarn und wolgelährten Herrn Jacobum Ayrer, Notarium publicum u. ſ. w. Nürnberg, 1618. Folio.** (1262 Seiten mit geſpaltenen Columnen.)

und ſind außerordentlich ſelten. Außerdem erſchien noch von ihm bei ſeinen Lebzeiten:

> **Hiſtoriſcher Proceſſus Juris, in welchem ſich Lucifer über Jeſum u. ſ. w. auf das allerhefftigſte beklaget, darinnen ein ganzer Ordentlicher Proceß von anfang der Citation bis auff das Endvrtheil inclusive in erſter und anderer Inſtanz u. ſ. w. durch Jacob Ayrern beyder Rechten Doctorem und Advocatum in Nürenberg.** Frankfurt a. M. 1601. Folio.

ein ebenfalls ſelten gewordenes Buch, welches die vollſtändigen Acten eines Proceſſes des Teufels gegen Chriſtus enthält, weil dieſer ihm die Hölle zerſtörte.

Ayrer bildete ſich ohne Zweifel nach Hans Sachs, aber er ging weiter als dieſer und iſt der Erſte, welcher deutſche Intriguenſtücke und höchſt wahrſcheinlich auch Luſtſpiele dichtete. Er iſt voll Phantaſie, reich an komiſcher Laune, aber zu ſehr von ſeiner Zeit befangen, mitunter platt und roh und ſelten im Stande, den Stoff zu bewältigen. Seine Luſtſpiele ſind ihm am Meiſten gelungen und zeigen hin und wieder, wenn auch nur ſkizzirte Charakterzeichnung. Seine Erfindungen ſind zu Zeiten wahrhaft glücklich.

Vgl. Tieck's deutſches Theater. Berlin, 1817. 2 Thle., wo ſich fünf Stücke von Ayrer abgedruckt finden. —

Ein Faſtnacht-Spil,

von dem

Engelendiſchen Jann Poſſet,

wie er ſich in dinſten verhalten, mit acht Perſonen, in deß Rolandts Thon. *)

Die Perſonen in das Spil.

Jann Poſſet.
Herr Emerich, der alt Mann.
Herr Friderich, der reich Nachbaur.
Dietrich }
Heinrich } Zwen Trabanten.
Ela, deß Jannen Weib.
Rolandt, deß Jannen Vatter.
Willanda, ſein Mutter.

Rolandt geht ein mit Willanda, ſeinem Weib in Baurs Kleidern vnd ſingt.

1.

Ach ſoll ich nit dir ſagen
Von Jannen vnſerm Sohn?
Der thut ſich ſo hart klagen,
Vnd will kurtzumb davon;
Er will nicht bey vns bleiben
Sonder verdingen ſich,
Will lernen leſen vnd ſchreiben:
Liebs Weib, wie dünckt dich?

2.

Willanda.

Er iſt nun bey ſein Jaren,
Wenn er nicht bleiben will,
So laß den lecker faren,
Er nützt dir ſonſt nit vil;
Dann er arbeit nit geren,
Lerrt geren feurent vmb,
Sein kan ich wol emperen,
Biß er wider herkumb.

Jann Poſſet (geht ein, tregt ſein Bündel an ein Spießlein vnd ſingt).

3.

Hört Vatter, ich will wandern,
Mag nicht mehr eur Knecht ſein,
Darumb dingt euch ein andern,
Ich will in die Stadt nein,
Mir ſchaffen einen Herren
Der mir gibt einen lohn,
Vnd mich thut etwas lehren,
Eur beeder ich gnug hon.

Rolandt.

4.

Du biſt ein fauler Bengel,
Drumb bleib bey mir herauß,
Ich meint du habſt kein mengel

---

*) Aus: Ludwig Tieck, deutſches Theater. Th. 1.

Digitized by Google

In deines Vatters hauß;
Kanſt du aber nicht bleiben
Solſt du wiſſen von mir,
Ich will dir den Buckl reiben,
Du ſolſts empfinden ſchir.

Jann.

5.

Fürwar, alhie ſo bleib ich nicht,
Ir ſeit ein grober Baur,
Ir habt ein ſtrenges Angeſicht,
Vnd ſecht ſchellig vnd ſaur;
So iſt die Mutter vngſchaffen,
Zeicht gar zerlampet her,
Runzlet gleich wie die Affen,
Vnd brummet als wie ein Beer.

Willanda.

6.

Ach du leichtfertiger Hudler,
Wolſt mich ſo machen auß?
Du biſt ein fauler Sudler,
Pack dich balt aus meim Hauß,
Mit dir mag ich nicht palgen;
Wend je nicht bleibeſt wilt
So troll dich nauß on Galgen,
Deinhalb es mir gleich gilt.

(Jann will fortgehn, ſein Vater iſt zornig.)

Rolandt.

7.

Wart, Lecker, thu vor hören;
Ich will dirs drencken ein,
Vnd dich vor lernen ehren
Vatter vnd Mutter dein,
Das nimm zu einer zehrung mit,
Pack dich zum Teuffel heut,
Dann wenn du ſchon hie bleibeſt nit,
Hab ich dennoch gnug freundt.

(Er ſchlegt in ab, vnd gehn alle ab.)

Kummt Herr Emerich.

8.

Ich bin fürwar ein alter Mann
Vnd gar vbel zufuß,
Ein Knecht den will ich nemen an
Der auff mich warten muß,
Im Hauß vnd auff der Gaſſen,
Dieweil die Haußfrau mein
Mich nicht allein will laſſen
Alſo gehn auß vnd ein.

Jann Poſſet geht ein, Herr Emerich.

9.

Schaut dort kummt hergegangen
Ein Knecht, den nimm ich an,
Will jn gehn balt empfangen:

(Er geht zu im.)

Was ſeit ir für ein Mann?
Ein Knecht den ſolt ich dingen,
Der thet warten auff mich;
Will du dich laſſen zwingen,
Darff ich annemen dich.

Jann.

10.

So wiſt, ich kumm geloffen rein,
Von einem Dorff drey Meil,
Von Rolandten dem Vatter mein,
Bey dem ich ward ein weil,
Von dem ich nichts kund lehren.
Vnd kumm her in die Stadt
Halt jr mich nun in ehren,
So finden wir beid ſtat,

11.

Auch will ich gern ſein euer Knecht,
Wenn jr mich dingen wolt,
Wils euch auch als verrichten recht,
Jedoch jr mir auch ſolt
Als was ich hab zuſchaffen
Schreiben auff einen Brieff,
Vnd dörfft mich auch drumb ſtraffen,
Wenn ichs nicht als wol triff.

Herr Emerich.

12.

Was ſoll ich dir lang ſchreiben?
Thu balt was ich dir heiß,
So kanſt du bey mir bleiben,
Wann du es thuſt mit fleiß,
Du muſt halt auff mich warten
Vnd all Handreichunch than,
Mich führen in mein Garten,
Vnd was ich dir zeig an.

Jann.

13.

Weil ich vor nicht bin gweſt alhie
Vnd gedint in der Stadt,
Den gebrauch auch erfahren nie
Was es für Arbeit hat,
So laſt euch nicht ſchwer fallen für
Zumachen mir ein Brieff,
Das ichs als hab geſchriebn bey mir,
Und mich nicht vbergrieff;

14.

Ich bin gar ein vergeſſner Mann,
Wenn man mir ſagt zuvil
Ich es fürwar nicht mercken kan,
Jedoch ich als thon will,
Was man mir wird auffſchreiben,
Mein Herr verſuchts mit mir.

Herr Emerich.

Nun ſo thu bey mir bleiben,
Ich will dirs ſchreiben für.

15.

So geh balt in die Stuben nein
Vnd foder ein Schreibzeug,
Denſelben trag zu mir herein
So beſchreib ich dirs gleich,
Waſtu haſt zuſchaffen bey mir:
Kummſt du demſelben nach,
So bin ich zufriden mit dir
Itzund vnd mein lebtag.

Jann (neigt ſich vnd geht ab. Kummt balt wider bringt ein Feurzeug).

16.

Alhie bring ich den Feurzeug euch,
Wie jr den habt begert.

Herr Emerich.

Ey nein, ich mein ein Schreibzeug,
Du haſt nicht recht gehört,
Ein Schreibzeug bring mit Dinten,
Daß ich kan ſchreiben dir,
Geh nein du wirſt jn finden,
Vnd bring denſelben mir.

(Er geht wider ab, zeicht den Hut ab, kummt balt wider, bringt einen Krug.)

17.

Ach mein Herr da habt jr den Krug,
Dieweil jr trincken wölt,
Da trincket euch halt eben gnug,
So vil als euch gefelt.

Emerich.

Wie biſt du ſo vnbeſunnen?
Duch haſt nicht gſuchet recht,
Sonſt haſt gnug Dinten gfunnen.

(Jann will gehn.)

Emerich.

Ey hör, noch eins, mein Knecht!

18.

Wenn du die Dinten bringen thuſt,
So bring ſie mir herein,
Dabey du mir auch bringen muſt
Ein Federn tragen rein,
So will ich dir auffſchreiben
Wie ich mit dir hab gredt.

Jann.

Ich will nicht lang außbleiben,
Balt kommen an der ſtet.

(Er geht ab.)

Digitized by Google

Emerich.

19.

Daß iſt ein rechter Knecht für mich
Vnd für die Frauen mein,
Für gar frumm ich jn zwar anſich:
Dort kummt er gleich herein,
Er thut die Dinten tragen,
Drumb hort mir alle zu
Was der gut geſell wird ſagen
Wenn ich jetzt ſchreiben thu.

Jann (geht ein, tregt ein Schreibzeug in der ein Hand, vnd in der andern ein lange Hannenſedern).

20.

Seht da, Herr, dieſen Schreibzeug,
Die ſchicket euch die Fraw,
Auch ſchicket ſie die Federn euch.

Emerich.

Du grober Dilldapp, ſchau,
Was ſoll doch dieſe Federn mir?
Man kan nit ſchreiben mit;
Der Federn baß geziemet dir!

(Er ſteckt Jannen die Federn auff.)

Jann.

Ach, mein Herr, zürnet nit.

Herr Emerich.

21.

So geh balt wider reinwartz du,
Vnd bring ein Federn mir,
So richt ich dir dein bſtallung zu,
Auch hol mir ein Papir,
So kan ich darauff ſchreiben,
Was du muſt richten auß.

Jann (geht ab vnd ſingt)

Ich will nicht lang auß bleiben
Sonder balt kommen rauß.

Jann

(geht balt wider ein, bringt ein Spielſedern vnd ein Glaß mit Bier).

22.

Hort, Herr, jtzt kumm ich wider rein,
Bring ein Feder mit mir,
Eur Frau hat mir auch erſt geſchenket ein
Dieſes friſch Glaß mit Bier,
Daß ſolt jr von mir haben
Wenn es euch ſchmecken thut,
Eur Hertz damit zu laben
Vnd haben ein guten muth.

Herr Emerich.

23.

Du muſt ein ſeltzamer Vogl ſein,
Ich ſchick dich nach Papir;
So bringſtu mir zu trincken rein,
Geh nein, heiß geben dir
Ein Papir drauff zu ſchreiben,
Vnd thu der Sachen recht,
Sonſt kanſt nicht bey mir bleiben
Du Eilenſpigels Knecht.

(Er geht ab.)

Emerich.

24.

Was ſoll ich mit dem Narrn than?
Ich glaub er ſey nicht gſcheidt,
Was ich jm heut befohlen han,
So hat er allezeit
Dafür ein widerwertigs bracht,
Das es mich gleich verdreiſt,
Wenn ers je ja nit anderſt macht
So wird er abgeweiſt.

Jann (geht ein, bringt Papier gibts ſeim Herrn).

25.

Ach Herr, habts nicht für vbel mir,
Ich kan leſen noch nicht,
Von euch will ichs noch lernen ſchir
Wenn jr michs vnterricht,
Darumb thut jr auffſchreiben
Was ich bey euch ſoll than,
Bey euch ſo will ich bleiben,
Vnd als thun was ich kan.

Der Herr (ſchüttelt den Kopf, ſchreibt).

26.

Daß hab ich all mein lebtag
Keim Diener nie gethan,
So ſchau vnd halte dich darnach,
Nimb dich mein fleiſſig an,
Wenn Du das wirſt verrichten
So ich auffgſchriben dir,
So fehlt es dir mit nichten
Du bleibſt noch lang bey mir

Herr Emerich (gibt jm den Brief, vnd ſingt).

27.

Nun ſo kumm mit mir nein ins Hauß,
So red ich mehr mit dir
Was du auch haſt zurichten auß —

(der alt fehlt vmb)

O mein Knecht, hilff du mir,
Ein ſchwindel iſt mir gangen zu,
Gar hart ich gfallen bin.
Darumb thu mir auffhelffen du
Ich weiß ſonſt nicht wo hin.

Jann.

23

Ach Herr, ſeit doch gedultig,
Vnd laſts vor ſehen mich
Ob ich es auch ſey ſchuldig,
Das euch auffhebe ich,
Weil ich nicht hab vernommen
Das auch in mein geding
Das auffheben ſey kommen,
Wenn ich mit euch außging.

(Der alt ſteht allein auff mit groſſer mühe, Jann lacht.)

Emerich.

29.

Du biſt zwar ein vertrogner Knecht,
Doch dült ich mich mit dir,
Vnd wenn dus mir nicht macheſt recht,
Schlag ich dich mit der Thür
Fürs gſeß, vnd laß dich lauffen,
Dieweil ich alle Tag
Deins gleich in gantzen hauffen,
Gar wol bekommen mag.

Jann (ſtürtzt die Arm vnder, ſieht ſaur).

30.

Gnad Herr, ich will es nimmer than,
Habt mir nur das für gut.

Herr Emerich.

Du ſolſt fein weidlich nacher gahn
Vnd abziehen dein hut,
Ein wenig Hofzucht lehren,
Du biſt alt gnug datzu.

Jann.

Ja, ich will mich bekehren
Was jr mir ſchafft ich thu.

(Sie gehn ab.)

Kummen all beyd wider, Herr Emerich (tregt ein Schüſſel mit Pirn, gibt ſie dem Jannen).

31.

Geh in vnd nimb die Piren
Mit zu Herr Fridrich lauff,
Thu nichts davon verliren,
Sprich, ich ſchick ſie jm nauff,
Die ſoll er nicht verſchmehen,
In gutem nemen an,
Darauß ſo kan er ſehen
Was neuer frucht ich han.

(Der alt geht wieder ab.)

Jann (ſingt wider ſich ſelber).

32.

O Jann, wenn dich der Piren
Etwan thet glüſten an,
Vnd du liſt dich verführen, —
Ey nein! ich wils nicht than!

(Er beſind ſich.)

Aber, was könt es ſchaden,
Wenn ichs ſchon halbig freß?
Wer wolt mir das verrathen?

(Er beiſt in eine.)

Sie ſeind dennoch nicht böß.

Digitized by Google

33.

O Jann, du wilt es wagen,
Den Piren ſprechen zu?
Weils doch niemand thät ſagen
Wie vil ich liffern thu,
Will ich mich drinn ergötzen,
Mir freſſen Piren gnug,
Will mich da niderſetzen,
Da hab ich guten fug.

Jann (ſetzt ſich, friſt vil Pirn, geht dann ab, kummt balt wider, vnd bringt nur ein Pirn).

34.

Ach ſagt mit, hab ich vnrecht thon?
Ein Piren hab ich noch,
Die andern hab ich gfreſſen ſchon,
Ich meint es könt ſich doch
Herr Fridrich wol verſuchen
Wenn er noch eine hat,
Mein Herr wird aber fluchen
Wenn mich einer verrath.

Friderich (geht ein).

35.

Sich, Jann, was wilt du machen hie
So ſpat vor meinem Hauß?
Da hab ich dich noch gſehen nie;
Wo wilt du erſt hinauß?

Jann (zicht ſein Hütlein ab).

Ach, mein Herr, ſoll ich ſagen,
Mein Herr der ſchicket mich
Zu euch die Pirn zu tragen,
Daß will außrichten ich.

36.

Mein Herr der leſt euch ſagen
Daß dieſe Piren gleich
Ein junger Baum hat tragen,
Vnd hat ſie gſchicket euch,
Dieſelben zu verſuchen.

Herr Friderich.

Hat das dein Herr gethan,
So ſoll man jn verfluchen
Den vngetreuen Mann,

37.

Drumb geh, ſag deinem alten,
Wolt er nichts ſchicken mir
Als die, ſoll ers auch bhalten,
Doch will mich düncken ſchir
Der Pirn ſeind mehr geweſſen,
Drum zeig die wahrheit an:
Haſt du ſie ſelber gfreſſen?

Jann.

Der groß Luſt hats gethan.

Herr Friderich.

38.

Wie biſt du mit vmbgangen,
Daſſelbig zeig du mir?

Jann.

Thut mir die Pirn herlangen
So ſolts balt ſehen jr.

(Er friſt die Pirn.)

Wie ich jetzt fahr der Piren mit,
Hab ich jn allen than.

Herr Friderich.

Du Lecker, ſo ſchend dich der ried,
Ich zeigs deim Herren an.

(Er geht ab.)

Jann.

39.

Wenn dus nicht wilt emperen
So thu es wenn du wilt,
Hat mich mein Herr nicht geren
Es mir fürwar gleich gilt,
So will ich mich umbſchauen
Ob ich vielleicht bekumm
Ein ſchöne junge Frauen
Vnd iſt mir nichts darumb.

(Er geht ab.)

Ela (geht ein, tregt ein Korb).

40.

Ach, wie hab ich ſo vbel gethan,
Wo hab ich hingedacht?
Ich hab mir gnommen einen Mann,
Der mich ſchir döricht macht,
Dann er thut ſich ſtets ſtellen
Als ſey er nicht bey ſinn,
Henck ſich an loß Geſellen
Drob ich gar zornig bin.

41.

Ich thet im ſchon offt ſagen,
Wolt er jr nicht abſtahn,
So wolt ich jn erſchlagen,
Doch leſt er nicht davon,
Leſt ſich dir gſelln verführen,
Drumb wils verſuchen ich,
Vnd will jn jtzt probiren,
Ob er thu fürchten mich.

Jann (geht ein mit ſeiner Stangen).

42.

Ey grüß dich Gott, mein liebe Frau,
Wo wiltu ſo frü nauß?

Ela.

Ich rath dirs zwar, wir nicht vertrau
Wilt du ſo halten hauß
Kan ich dirs nicht vertragen,
Ich büſt als mit dir ein.
Ich will dirs Maul zerſchlagen,
Daß du ſolſt dencken mein.

Jann (neigt ſich).

43.

Gnad Frau, ich will es nimmer than,
Sonder euch ghorſam ſein.

Ela (würfft den Korb für jm nider).

Seh, Löll, ſo faß den Korb balt an,
Vnd was ich kauffe ein
Daß muſt du mir heimtragen,
Darumb mir balt nach tritt,
Ich will dirs Maul zerſchlagen.

Jann.

Fy, Frau, vmb gnad ich bitt.

Die Frau
(geht vor, ſtürzt die Arm vnter, ſicht je einmal vmb).

44.

Die Arm ſolſt vnterſtützen
Vnd wacker nacher gahn,
Werd dich ſonſt ins gſicht ſchmitzen.

(Ela ſchlegt jn an Hals.)

Jann.

Gnad frau, will ichs doch than,
Denn ich fürcht euer taſchen
Ich ſpinn vnd haſpel ab,
Auch will ich geren waſchen,
Daß ich euer hult nur hab.

Ela.

45.

Ich rath dirs auch, du ſolſt es than,
Wilt du vngſchlagen ſein,
Haſt ein Naſen die ſchmecken kan,
So gib dich nur darein.

(Sie ſchlegt jn wider. Er weind.)

Du biſt im Ehliche Orden
Von dem Apoſtelſtand
Zu einem Märtrer worden,
Daß thut dir etwas andt.

Sie gehn mit einander herumb, wie oben angezeigt, endlich gehn ſie ab.)

Kummen Dietrich und Heinrich, zwen Trabanten.

Dietrich.

46.

Ach, ich hab hören ſagen,
Jannen Weib rüme ſich
Wie ſie ſo offt thu ſchlagen
Jren Mann, der taurt mich,

Digitized by Google

Wie wenn wir ſie bereden
Daß Königlich Mayeſtat
Jr ernſtlich botten hette
Bey höchſter vngenad,

47.

Soll jr Mann jr Herr ſein im Hauß
Vnd ſie jm nichtes thon?
(Jann vnd ſein Weib kommen, er tregt den Korb, geht jr nach.)

Heinrich.

Schau da kummen ſie beede rauß
Den wöll wirs zeigen an.

Ela (ſagt zu Jannen).

Wolſt du den Korb nicht tragen,
Haſt mir die Tauben verlorn,
Wolt ich dir den Korb ſchlagen
Weidlich zwiſchen die ohrn.
(Sie nimmt jhm den Korb von der ſtangen, gibt jhn den an Arm, bald ſchlegt ſie jn an den Kopff, die Trabanten lauffen zu, reiſſen ſie von jhm.)

Heinrich.

48.

Ey, mein El, thu ein wenig gmach,
Schlag dein Mann nicht ſo hart,
Jch will dir ſagn ein andere ſach:
Beym König iſt es angebracht,
Daß in der Stadt die Frauen
Seind gern Herren im Hauß,
Das will er nicht zuſchauen
Hats verbotten durchauß.

49.

Darumb will ich dir ſagen
Faß du den Korb ſelbſt an,
Vnd thu jn ſelbſt heim tragen,
Laß den Jannen ſeyn Mann,
Vnd tritt hinder jm here,
Wilt du das haben nicht
So felt es dir gar ſchwere,
Mit dem Schwerdt wirſt du gricht.

Ela (nimmt den Korb).

50.

Hat denn der König ſonſt nichts zu thon,
Als das er denck an mich?
Das Mandat ich nicht halten kan.

Jann (reißt jr die Schlüſſel vnd Beutel von der ſeiten).

So bſcheiſt der Teuffel dich!
Gib mir die Schlüſſel vnd Beutel' her,
Vnd trit züchtig nach mir!
(Er ſtürzt die Arm vnder, ſie auch, gehn alſo rumb, die Trabanten lachen, vnd Ela ſingt.)
Ach, wie felt mir die ſach ſo ſchwer!
Der Teuffel bſcheiſt mich mit dir.

Jann.

51.

Jr Königlich Trabanten,
Wie gfall ich euch jtzund?
Jch bin auß ſpot vnd ſchanden
Erlöſt auff dieſe ſtundt,
Darumb ſo ſeid geladen
Zu einer Collation,
Ohn beeder euren ſchaden;
Jtzund bin ich ein Mann!
(Er ſicht ſich nach der Frauen vmb, gibt jr eins am Kopff.)

52.

Gelt, Frau, du muſt wider büſen
Was du mir haſt gethan?
Jch habs auch lang leiden müſſen.

Ela.

Du biſt ein loſer Mann,
Laß nur wegk kommen dein gſellen,
Vnd ſich dann was ich thu.

Dietrich.

Darnach wir vns einſtellen,
Wenn die Nacht geht herzu.
(Sie gehn ab die Trabanten, Ela würfft jm den Korb wider für.)

53.

Das Gebot ich nicht halten kan,
Koſts das Leben mir:
Sch da, faß den Korb wider an
Ehe ich dich auch abſchmir,
Daß alle Engel lachen,
Weil dein gſellen wegk ſein!
(Sie reiſt jm den Beutel auß den Händen, ſchlegt jhn damit vber die lend.)

Jann.

Ey Frau, was wilt du machen,
Jch bitt ſchon mein vnd dein;

54.

Vnd wirſt du das lang treiben
Will ich dich verklagen
Daß du noch Herr wilſt bleiben.

Ela.

Will dich noch beſſer zwagen,
Dich dein Maul lernen halten
Vnd mir gehorſam ſein.
(Sie ſchlegt jn zu boden, ſteht ober jm, vnd ſchmirt jn weidlich ab.)

Jann.

Das muß der Teuffel walten!
O helfft, jr Nachbaurn mein!
(Heinrich vnd Dietrich die zwen Trabanten lauffen ein.)

Heinrich.

55.

Ach Jann, ſag mir, was ſoll das ſein,
Was machſt vnder dem Weib?

Jann.

Da wehr ich mich der Frauen mein
Von Leben vnd von Leib,
Wie mir Ehnhalb gebüret,
Denn het ich das nit than,
Sie het mich abgeſchmiret.
(Sie reiſſen ſie von einander.)

Dietrich.

Das iſt nicht recht, wolan,

56.

Solts der König erfahren,
Daß koſtet dir dein Leib,
Weil doch in langen Jaren
Hie war kein böſers Weib,
Das jren Mann thet ſchlagen
Vnd ſo vbel tractirn.

Ela.

Was thu ich darnach fragen?
Jch will euch beed abſchmirn;
(Sie ſpringt auf ſchlegt die beede Trabanten vnd jren Mann ab.)

57.

Alſo habt jr vernommen,
Wie ein jungs Weib allein
Jn der ſchlacht vberkommen
Hat ſich gewehret fein
Dreyer Männer wol einmal;
Darumb wer freyen will
Vnd nicht kommen in pein vnd qual
Der lerne auß dem ſpil;

58

Das er jm nemm ein ſolches Weib,
Die ehr vnd tugent kan,
Das er bey jr zufrieden bleib,
Regir als wie ein Mann,
So beſteht ſein Haußhalten,
Ein frumms Weib iſt ein Ehr,
Bey der man kan wol alten;
Daß bhalt zu einer lehr.

Digitized by Google

Joseph Maria Babo,

nach Anderen Franz Maria und Franz Marius von B., ward am 14. Januar 1756 zu Ehrenbreitſtein geboren, widmete ſich den Studien der ſchönen Wiſſenſchaften, erhielt anfangs das Amt eines Profeſſors der Aeſthetik zu München, wurde dann 1793 Studiendirector der Militärakademie und geheimer Secretär, 1799 Büchercenſurrath, Intendant und Kameralcommiſſär des deutſchen Theaters daſelbſt und in der Folge Ritter des baieriſchen Civilverdienſtordens. — Er ſtarb am 5. Januar 1822 zu München, folgende Schriften hinterlaſſend:

Arno. Ein milit. Drama. Frankfurt und Leipzig (Augsburg), 1777.
Das Winterquartier in Amerika. München, 1778.
Oda oder die Frau von zween Männern. München, 1782.
Die Römer in Deutſchland. Trauerſpiel. München, 1779. Frankenthal, 1780. Coblenz, 1782.
Kora und Alonzo. Ein Melodrama. München, 1780.
Otto von Wittelsbach. Trauerſp. München, 1782, N. A. 85, 1803.
Die Maler, ein Luſtſpiel. München, 1783.
Das Fräulein Wolerzogen, ein Luſtſp. München, 1783.
Dagobert. Trauerſp. München, 1787.
Die Strelitzen. Schauſpiel. Frkft. und Leipz. 1790. N. A. Berl. 1793.
Bürgerglück. Luſtſp. Berlin, 1792.
Der Frühling. Vorſpiel. München, 1799.
Schauſpiele. Berlin, 1793. 1. Bd. (Otto von Wittelsbach, die Strelitzen, Bürgerglück enthaltend.)
Neue Schauſpiele. Berlin, 1804. 1. Bd. (Der Puls, Genua und Rache enthaltend.)
Gemälde aus dem Leben der Menſchen. Erzähl. München, 1784.

Babo widmete ſich vorzüglich der dramatiſchen Poeſie, ohne eigentlichen wahren dichteriſchen Beruf zu haben. Was ſich mit Verſtand, Scharfblick und Gewandtheit allein leiſten läßt, das hat er erreicht, aber er wird nirgends den Zuſchauer ergreifen und fortreißen, da es ihm an wahrer Begeiſterung fehlt, und überall die kühle, nüchterne Berechnung der Mittel, durch welche der theatraliſche Effect hervorgebracht werden ſoll, nur zu deutlich durchblickt. Sein glücklichſtes Werk iſt das Trauerſpiel Otto von Wittelsbach; eine gelungene Nachahmung jener Art und Weiſe, zu welcher Göthe durch ſeinen großartigen Götz von Berlichingen den Ton angegeben und eine Schaar von Nachfolgern erweckt hatte, unter denen Babo allerdings eben durch dieſe Leiſtung den erſten Rang behauptet. Das Anſprechende des vaterländiſchen Stoffes und die geſchickte ſceniſche Behandlung, verbunden mit dem Umſtande, daß die Titelrolle ſelbſt oft und viel eine Glanzparthie bedeutender Schauſpieler (wie z. B. in neueſter Zeit Eßlair's) wurde, erhielten es lange auf der Bühne, auf welcher es noch jetzt dann und wann erſcheint und unter Verhältniſſen, wie die eben angedeuteten, gern geſehen wird. Zur Zeit ſeines erſten Erſcheinens fand es daher großen Beifall, ſo daß ſelbſt der fein blickende Engel ſich deſſelben bediente, wo es ihm darum zu thun war, in ſeiner Mimik praktiſche Nachweiſungen zu geben. — Ueberhaupt fand man in jenen Tagen an B's dramatiſchen Leiſtungen viel Gefallen, doch dauerte dieſes nicht lange, und ſie mußten bald neuen beſſeren Erſcheinungen den Platz räumen. Als die gelungenſten unter denſelben ſind vorzüglich die Strelitzen und das Luſtſpiel, der Puls, zu betrachten. — Als Erzähler iſt B. unbedeutend. —

In des Kaiſers Gemach *).

Philipp, Artenberg.

Philipp (liegt auf einem Ruhebette).

Das iſt recht gut, daß der Arzt eine Aderläſſe nöthig fand; man wird nun gewiß glauben, daß eine plözliche Unpäßlichkeit mir zugeſtoßen ſey.

Artenberg.

Ein plözlich's Schrecken macht immer eine Aderläſſe nöthig.

Philipp.

Meynſt du, man hätte bemerkt, daß ich bey ſeinem Anblick erſchrak?

Artenberg.

Man ſah' deutlich, wie Ihr erblaßtet und zu zittern anfiengt, als hätte euch ein ſcheuslicher Unhold am Bart gefaßt. Euer Erſchrecken kitzelt ſeinen Stolz mehr, als eine gewonnene Schlacht. Ich bin der Mann, der mit einem Blick den Kaiſer in Ohnmacht ängſtigte! ſo ſagt er nun zu ſich und zu andern.

Philipp.

Ha! verdammt! Ich will deinem Rathe folgen, Artenberg! und dieſem Uebermuth, den meine Nachgiebigkeit mehr und mehr aufblähte, das kaiſerliche Anſehen entgegen ſetzen. Geh', ſuch ihn auf! erforſche die Urſache ſeiner Wiederkunft, und ſey klug und behutſam, wenn du mit ihm redeſt. — Der Truchſeß Waldburg ſoll kommen! (Artenberg ab.) Artenberg hat Recht! Ich will nicht mehr den Trotz mit Sanftmuth und den Stolz mit Herablaſſung beantworten, ſonſt geht der Frevel immer weiter und meine Würde wird ihm zum Scherz.

Truchſeß Waldburg kömmt.

Philipp.

Truchſeß! wir wollen fortſpielen. (ſetzen ſich zum Schachbrett.) Mit mir ſteht's gut. Sieh' zu, Truchſeß!

Truchſeß.

Der Zug macht mir Luft. — So!

Philipp.

Ey! du Schalk! — Was ſagt man von dem ſcherzhaften Einfall des Pfalzgrafen und von ihm ſelbſt?

Truchſeß.

Allerley.

Philipp.

Unter anderm?

Truchſeß.

Daß er mit eurer Majeſtät ganz zerfallen ſey.

Philipp.

Und die Urſache?

Truchſeß.

Weiß man nicht. Seht, gnädigſter Herr, wie's ſteht!

Philipp.

Was! mit fünf Zügen ſo weit über mir? — Wer lärmt denn ſo im Vorzimmer?

Truchſeß (ſieht durch die Thür. Otto geht nach ihm herein).

Der Pfalzgraf ſpielt mit den Hellebarden der Leibwächter.

Philipp, Otto, Truchſeß.

Otto.

Meynt ihr etwa, die Hellebarden ſollten mit meinem Eingeweide ſpielen?

Philipp.

Nur zu, Truchſeß, nur zu!

(zieht verwirrt.)

Truchſeß.

Nun hab ich gewonnen Spiel. Euer lezter Zug —

Otto (ſteht am Tiſche).

Ja, ja! der Truchſeß zieht ſeinen König daher, und der Kaiſer iſt ſchach und matt.

(er thut den Zug und wirft die Steine untereinander.)

*) Aus: Babo, Otto von Wittelsbach, 3. Akt.

Digitized by Google

Philipp.

Was ſoll das?

Otto.

Ihr ſeyd ſchach und matt!

Philipp.

Nein! es war noch zu helfen.

Otto.

Unmöglich! ihr hättet denn den Truchſeß mit dem Spielbrett müſſen zum Fenſter hinauswerfen, da hättet ihr noch recht kaiſerlich gewonnen.

Philipp.

Kindiſch! Herr Pfalzgraf!

Otto.

Ihr ſeyd ſchachmatt an Leib und Seel!

Philipp.

Wer rufte euch? was wollt ihr?

Otto.

Wie befindet ihr euch auf die Aderläſſe? Wo iſt euer Blut? will gleich ſehen, was euch fehlt.

Philipp.

Ich hab ſchon einen Arzt.

Otto.

Das iſt ein Narr. Euer Beichtvater ſollt' euch am Gewiſſen aderlaſſen.

Philipp.

Pfalzgraf! beſinnt euch, mit wem ihr redet!

Otto.

Laßt euch ein paar Worte ins geheim ſagen!

Philipp.

Bleib, Truchſeß! es walten keine Geheimniſſe ob zwiſchen dem Pfalzgrafen und mir. Was er zu ſagen hat, mag er in deiner Gegenwart ſagen, und dabey nicht vergeſſen, mit wem er ſpricht.

Otto.

Kennt ihr mich denn noch? — Ho! die Majeſtät hat des Wittelsbachers vergeſſen. Ich bin ſo fremd, und mir iſt alles ſo fremd, als ob ich ein Pohle wär!

Philipp.

Warum ſezt ihr eure Reiſe nicht fort?

Otto.

Nach Pohlen geh' ich nicht; das kalte Land behagt meinem warmen Blute nicht. Wo ich jung ward, da will ich auch alt werden.

Philipp.

So gebt mir euren Brief zurück!

Otto.

Ha! euren Brief! O laßt mir ihn, den lieben Brief! ich bitte euch. Will in Bayern eine Kirch' bauen laſſen: da ſoll er am Altar hangen, vor Gottes Angeſicht, als ein Heiligthum. Laßt mir ihn!

Philipp.

Gebt ihn her! ich will's.

Otto.

Wollt's? da, da!

(hält ihn offen hin.)

Philipp.

Wer zerriß mein Siegel? das iſt argliſtig und hämiſch!

Otto.

Gott that's! Gott, Gott ſelbſt!

Philipp.

Träumer! gebt her! Eure Unbeſonnenheit iſt unerträglich!

Otto.

O Geduld, heilige Geduld! halte die Sehnen meines Herzens zuſammen, daß ſie die Wuth nicht zerreißt!

Philipp.

Pfalzgraf! vergeßt euch nicht!

Otto.

Wohl mir, wenn ich vergeſſen könnt', wer ich bin!

Philipp.

Gebt mir meinen Brief!

Otto.

Nein! nein! Was? ihr wollt mir den Lohn meines Blutes wiedernehmen? wer ſeyd ihr? Ihr gebt euch für einen Mann aus; ich bin einer! die Gerechtigkeit ſoll uns auf ihrer Wage prüfen. — Philipp! ſoll der beleidigte Fürſt oder der hintergangene Freund mit euch reden? Doch was iſt euch Freund! der Eigennutz lehrte euch dieſen Schall ausſprechen; euer Herz kannte das Weſen nie. Kein Wort von der Vergangenheit! Beſſer, nichts edles thun, als mit dem Gethanen prahlen. Wortbrüchiger Herzog! ich fodre keinen Dank von euch, hab nie Dank gefodert; aber Schande duld' ich nicht auf mir. Beweiſet mir einen Aufruhr, einen Zwiſt, den ich anſpann; einen Verrath, eine Untreue, ein Vergehen wider das Reich oder euch, beweiſet! — — beweiſet! ſag ich. — Nun, ſo ſchreibt mir dieſe drey Worte unter dieſen Brief: „Ich hab gelogen."

Philipp.

Wahnſinniger! ſo zu deinem Kaiſer!

Otto.

Fluch dem teutſchen Manne, der ſeinen Kaiſer nicht verehrt! aber meynt ihr, ihr trügt des großen Karls Schwert, um der Fürſten heilige Ehre zu kränken? meynt ihr, die Krone bedecke Schandthaten? haltet ihr den Reichsapfel für einen Talisman, der alle Menſchen für eure Thaten blind, ſtumm und lahm zaubert? — Philipp! ſchreibt, ſchreibt! widerruft dieſe Lüge! es iſt beſſer, als wenn ich euch vor dem Reich über eine ſo ſchändliche Sache verklagen muß.

Philipp.

Schweig, Raſender! Ich will ein Gericht beſtellen über den Mörder Wenzels und über den Schänder der Majeſtät! Das lezte Wort meiner Huld zu dir, iſt: Fliehe! nun nimm es mit meinem Zorn auf, Ausgearteter deines Stammes!

(geht mit dem Truchſeß in ein Nebengemach.)

Otto (ſchlägt ſich wüthend auf die Bruſt).

Herzog Philipp! — Was wollen die Hunde mit ihrem Gebell?

(er fährt mit dem Schwert um ſich, und ſtürzt in die Nebenthür.)

Heinrich von Andechs (kömmt aus dem Vorzimmer).

Bruder! Wo iſt er? Ich hörte ihn gewaltig ſchreyen! (geht an die Nebenthür.) Großer Gott! Mordgeſchrey! (Otto kömmt blaß, zitternd, ſinnlos.) Bruder! Bruder!

Otto.

Kaiſer = = mörder — —

(zeigt ſein blutiges Schwert.)

Heinrich von Andechs.

O! fort! fort! fort!

(reißt ihn mit ſich.)

Truchſeß (innerhalb).

Hülf! Hülf! Mord!

(die Wächter ſtürzen herein, die Thür des Vorzimmers bleibt offen. Artenberg kömmt.)

Artenberg.

Eilt ihm nach! eilt! eilt!

Truchſeß.

Den Arzt! Hülfe! Hülfe!

Artenberg.

Will dem Braunſchweiger geſchwind den erſten Bothen ſenden! — Verfolgt den Mörder! Eilt! eilt! (geht ab.)

Kunegunde und Beatrix (zugleich).

O Gott! Gott! mein Vater!

(Das Zetergeſchrey nimmt zu. Alle drängen ſich in das Nebengemach.)

Digitized by Google

Ludwig Adolph Franz Joſeph von Baczko,

ein liebenswürdiger, talentvoller Mann, der ſchwere körperliche Leiden nicht allein mit der Gelaſſenheit eines Weiſen zu ertragen, ſondern durch raſtloſe geiſtige Thätigkeit ſtandhaft zu beſiegen wußte, und deſſen Andenken daher in Deutſchland weit mehr verbreitet ſeyn ſollte. Er ward am 8. Juni 1756 zu Lyk in Oſtpreußen geboren und erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Collegium Fridericianum zu Königsberg, das er ſeit ſeinem funfzehnten Jahre beſuchte. Nachwirkungen bösartiger Blattern, welche ſeinen rechten Fuß gelähmt und ſeinen rechten Arm geſchwächt hatten, ſo wie die beſchränkten Vermögensumſtände ſeines Vaters, eines preußiſchen Rittmeiſters im activen Dienſt, bereiteten dem jungen aufſtrebenden Geiſt oft ſchwere, drückende Sorgen, die ihm jedoch ſein Eifer für die Wiſſenſchaft glücklich überwinden half. Da traf ihn in ſeinem 21. Jahre das Unglück, völlig und unheilbar zu erblinden, und ohne hinreichende Unterſtützung ſah er ſich jetzt genöthigt, den ſchriftſtelleriſchen Erwerb zum Hauptmittel ſeines Lebensunterhaltes zu machen. Er lebte nun eine Zeit lang als Privatmann, anfangs auf einem Gute in Oſtpreußen, dann zu Königsberg in Preußen und erhielt endlich durch den preußiſchen Miniſter von Wöllner eine jährliche Unterſtützung von 200 Rthlrn. Liebe zu ſeinem Vaterlande und Dankbarkeit trieb ihn jetzt an, den ſeit Jahren gehegten Gedanken einer Geſchichte von Preußen zu verwirklichen. Seine Arbeit erſchien und fand allgemeinen Beifall und lebhafte Anerkennung, welche ihm vielfache Früchte trug. Er verheirathete ſich im Jahre 1792 und ward in glücklicher Ehe Vater mehrerer Kinder. 1799 ward er Profeſſor der Geſchichte an der Artillerieakademie zu Königsberg, verlor jedoch dieſes Amt ſpäter wieder, als die Anſtalt aufgelöſt wurde. — Während des Befreiungskrieges zeigte er ſich als ein warmer, wahrer, uneigennütziger Sohn ſeines Vaterlandes, der die glühendſte Liebe zu demſelben mit der anſpruchloſeſten Beſcheidenheit verband. — Er ſandte alle ſeine Söhne in den Kampf, ſcheute trotz ſeiner beſchränkten Verhältniſſe kein Opfer, das er dem Scherflein der Wittwe im Evangelio gleich darzubringen vermochte und lehnte jede öffentliche Anerkennung mit Entſchiedenheit ab. — Als Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte, ward er Profeſſor an der Brigadeſchule und Mitglied der Militärprüfungsbehörde zu Königsberg. Er ſtarb am 27. März 1823 daſelbſt. —

v. B. iſt der Verf. folgender Schriften:

Romane.

Folgen einer akademiſchen Mädchenerziehung. Königsberg, 1786.
Die akademiſchen Freunde. 1788.
Abentheuer eines Maurers. 1788.
Leben und Leiden m. B. Jonathan Eiche. 1790.
Hans von Bonſen. 2 Th. 1795.
Der Ehrentiſch. 1795.
Leben und Abentheuer Wilh. Walters. 1795.
Witold. 1796. 2 Thle.
Das Kloſter zu Vallombroſa. 2 Th. 1805.
Gerhard von Malberg. 1806.
Nachtvjolen. Halle, 1811—14. 2 Thle.
Galeazzo Visconti. Halle, 1814.
Die Familie Eiſenberg. Halle, 1814.
Legenden, Volksſagen u. ſ. w. Halle, 1815—18. 3 Bde.
Geſchichte des Paolo Pennaloſo. Leipzig, 1820.
Bodo und Laura. Halle, 1822.
Erzählungen. 2 Th. Halle, 1823.

Schauſpiele.

Die Reue. Königsb. 1780.
Konrad Lezkau. 1791.
Operetten. 1794.
Die Mennoniten. 1809.

Poetiſche Verſuche. 1824.

Wiſſenſchaftliches.

Geſchichte Preußens. 1792—1800. 6 Thle.
Handbuch der Geſchichte u. ſ. w. Preußens. 1802 — 1803, 3 Thle.
Lehrbuch der Welt- und Menſchengeſchichte. 1803. 2 Thle.
Hiſtoriſche Unterhaltungen. 1812. 2. A. 1826.
Geſchichte der Franz. Revolution. 1808. 2. A. 1812. 2. Thle. u. ſ. w.

Ueber mich ſelbſt und meine Unglücksgefährten, die Blinden. Leipz. 1807.
Geſchichte meines Lebens. (Von ſeinem Sohne herausgegeben.) Königsberg, 1824. 3 Thle.

Von Baczko's Romane zeichnen ſich durch Wärme, Kraft, Reichthum der Phantaſie und beredte lebendige Darſtellung aus, ſo daß ſie, beſonders die hiſtoriſchen unter ihnen, großen Beifall fanden. Er iſt in ſeinen übrigen poetiſchen Schriften nicht ſo glücklich, da es ihm doch eigentlich an jener tieferen Bildung fehlt, welche den Dichter als ſolchen vollendet. — Seinen hiſtoriſchen Schriften mangelt es nicht an Lebendigkeit und gutem Willen, aber man vermißt überall zu ſehr gründliche Quellenforſchung, höhere Kritik und die aus dieſer entſpringende geiſtvolle Auffaſſung und Verarbeitung der Begebenheiten. Bedenkt man jedoch, welche ſtörenden Hinderniſſe ſich dem freien, geiſtigen Wirken des vortrefflichen Mannes in den Weg ſtellten, und erwägt man, daß er mit tauſend Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ein Anderer ſchon deßhalb nicht zu würdigen weiß, weil er ſie gar nicht kennt, ſo muß aller Tadel verſtummen, und ſelbſt ein ſtrenger Richter eingeſtehn, daß unter ſolchen Umſtänden Alles, was v. B. leiſtete, unbedingt auf lobende Anerkennung rechnen dürfe. — Wir theilen hier eine der gelungenſten von v. B's kleineren Erzählungen mit.

Vgl. ſeine oben angeführte Autobiographie; ferner Nationalzeitung der Deutſchen, 1823. Apr. Nro. 16. S. 254. — Neuer Nekrolog der Deutſchen, I, 1. S. 338. —

Die vermauerte Pforte *).

Zum zehnten Mal, ſagte Wilhelm von Dalbeck, indem er das Auge voll Thränen gen Himmel aufſchlug, ſcheint die Frühlingsſonne durch dieſe Gitterſtäbe, und ich, hier auf ewig eingekerkert, bin lebendig todt, von aller Welt vergeſſen. Die Verfertigung dieſer Kleinigkeiten, die man nur aus Mitleid, nicht aus Bedürfniß kauft, — wäre dies der Zweck meines Daſeyns! und könnte dann der Allbarmherzige mich verdammen, wenn ich endlich ermüdet die Laſt von mir werfen ſollte? Er wetzte, ohne dabei etwas Beſtimmtes zu denken, das große Meſſer, welches er zu ſeinen Papparbeiten gebrauchte. Da ſchlug ein Finke auf dem Weidenbaume neben der Mauer, die ſeine Ausſicht beſchränkte. Der Himmel war ſo klar. Vater! rief er, wäre ich denn das einzige deiner Weſen, für welches die Schöpfung freudenlos iſt! Er öffnete das Fenſter, ſanft umwehte ihn die Frühlingsluft. Da erwachte die Erinnerung, daß auch während der zehn Jahre, ſeit welchen er hier eingekerkert war, ihm nie ein Bedürfniß gefehlt hatte, und daß, ſo ſehr ſein Freund Rohde das Gegentheil behaupte, dies unmöglich die Frucht ſeiner Papparbeiten ſeyn könnte. Gute Menſchen, ſagte ihm eine innere Stimme, nehmen an deinem Schickſale Antheil, ein Gott, ein Vater, hat dein nicht vergeſſen. Er griff nach ſeiner Flöte, die Melodie des Kirchengeſanges: Befiehl du deine Wege, entſtrömte ſeinen Lippen und wohlthätige Thränen ſchafften dem gepreßten Herzen Erleichterung. Da wurde die Thür aufgeſchloſſen, der Aufwärter brachte ihm ſein Frühſtück, und die Zeitung, die ihm Magiſter Rohde regelmäßig zuſandte.

Wilhelm wäre ohne dieſen ehrwürdigen Mann längſt ein Opfer der Verzweiflung geweſen. Er war als hoffnungsvoller Knabe der einzige Troſt ſeiner armen, frommen Mutter, die gerade, weil Wilhelm ſo gut, ſo fleißig war, manchen ſeiner Fehler,

---

*) Aus: Erzählungen von L. v. Baczko. Halle u. Leipzig, 1822.

Digitized by Google

hierunter ſeine leidenſchaftliche Heftigkeit überſah, und der Beifall ſeiner Lehrer, der ihm unausgeſetzt zu Theil ward, nährte den Stolz des feurigen Knaben. Er kam in eine militäriſche Bildungsanſtalt, galt auch dort für den erſten unter ſeinen Mitſchülern, wurde aus der Anſtalt als Offizier entlaſſen, und die Mutter vergoß bei ſeinem Anblick Freudenthränen. Gott hatte ihre ſehnlichſten Wünſche erfüllt, Wilhelm war auf dem Wege zu Beförderung und Glück; ſie erlebte es nicht, die gute Mutter, wie alle dieſe ſchönen Pläne und Hoffnungen dahin welkten, denn nach wenigen Monaten weinte Wilhelm an ihrem Grabe. Er, der ſich damals ſo einſam, ſo verlaſſen fühlte, dankte nach wenigen Jahren Gott dafür, daß ſeine Mutter nicht ſeinen Schmerz, ſeinen Jammer theilte.

Jetzt, nachdem er die Zeitung geleſen hatte, durchlief er noch die darin enthaltenen Bekanntmachungen, ſein Auge fiel auf den Namen Zinkmar, es war die Anzeige vom Tode dieſes Mannes, ein Schauder durchbebt ihn. Barmherziger! rief er, indem er die Hände faltete, vergieb ihm, der mich ſo unausſprechlich elend machte, und ſende mir auch bald den Tod als Tröſter zu! Ueberwältigt von ſeinen Gefühlen, hatte er eine Zeitlang ſchweigend und in ſich gekehrt dageſeſſen, als ihn die Ankunft des Magiſters Rohde erweckte. Ich bringe Ihnen, ſagte der ehrwürdige Greis, eine angenehme Botſchaft: Der Director unſerer Anſtalt hat es mir zugegeben, daß Ihre Thüre nicht mehr verſchloſſen ſeyn darf. Sie ſind jetzt bei Ihren Spatziergängen nicht mehr auf eine Stunde beſchränkt, können mich, ſo oft Sie wollen, beſuchen, ich darf Sie jetzt bei den Meinen, die ſchon lange Ihre Bekanntſchaft wünſchten, einführen, und daher bitte ich Sie, ſchlagen Sie mir nicht ab, heute mein Gaſt zu ſeyn. Dalbeck machte Einwendungen; allein Rohde ließ nicht ab, auf ſeinem Antrage zu beſtehen, und holte ihn zur Mittagszeit zu ſich. Der Tiſch war in einer Laube des Gärtchens gedeckt, welches hinter der Wohnung des guten Rohde lag, der als Diener der Religion, als edler Mann und Menſchenkenner, auch ſchon manchen Unglücklichen in dieſer Anſtalt, durch Zuſpruch, Troſt und Beruhigung des empörten Gewiſſens mit ſich und der Welt verſöhnt und ſo der Menſchheit wieder zurückgegeben hatte. Daher, als Dalbeck in dies Irrenhaus gebracht und dem Director als ein Wahnſinniger angezeigt wurde, der periodiſch von der heftigſten Wuth überfallen und hierdurch äußerſt gefährlich würde, ſo hatte Rohde den jungen Mann, für den ſein Aeußeres ſo vortheilhaft ſprach, dem nur, wenn kein anderer im Garten zugegen war, von zwei Aufwärtern begleitet, in einer beſtimmten Stunde ein Spatziergang geſtattet wurde, zuerſt aus der Ferne betrachtet, und da er durchaus nichts Wildes, nichts Wüthendes bemerkte, ſich ihm freundlich genähert.

Genauere Bekanntſchaft erzeugte höhere Theilnahme und bald erhielt Rohde den Brief eines Ungenannten, der ihn ſich des jungen Dalbecks, dieſes Opfers der ſchändlichſten Ränke, anzunehmen bat, ihm hierzu eine nicht unbeträchtliche Summe ſandte und jährlich damit fortfuhr. Der Unglückliche hatte wenige Bedürfniſſe, dieſe wurden reichlich befriedigt, wie Rohde, um ihn zu ſchonen, jederzeit behauptete, einzig von dem Ertrage ausgezeichnet ſchöner Papparbeiten, mit deren Verfertigung, wie mit Lectüre und Muſik, ſich Dalbeck einzig beſchäftigte. Er fand jetzt in der Laube die Gattin ſeines Freundes, an welcher, ungeachtet des herangerückten Alters, noch alle Spuren vormals ausgezeichneter Schönheit ſichtbar waren, und es war ihm, als ob er dieſe Frau ſchon geſehen, oder gekannt hätte. Allein da ſie und ihre beiden erwachſenen Töchter ihn als einen neuen Bekannten bewillkommten, und die Ausſprache der Mutter eine Ausländerin verrieth, überzeugte er ſich bald, durch ſeine lebhafte Einbildungskraft getäuſcht zu ſeyn.

Schonend wurden die Schickſale des neuen Bekannten von keinem der Anweſenden berührt, er ſelbſt aber hatte das Herz ſo voll von dem Tode Zinkmars, daß er ſich nicht der Aeußerung erwehren konnte, jetzt, wenn nicht alle ſeine ehemaligen Freunde im Grabe ruhten, ſeine Befreiung hoffen zu können. Aber, fügte er traurig hinzu, welche Laufbahn könnte ich alsdann noch wählen? ich ein Mann ohne Vermögen, den wahrſcheinlich Jeder wie einen Wahnſinnigen flieht! Die Frauenzimmer hatten ſich bereits entfernt, als Dalbeck ſich dieſe Aeußerung gegen ſeinen väterlichen Freund geſtattete. Auch dafür, antwortete dieſer, hat Gott geſorgt, denn, warum ſollte ich es Ihnen in dieſem Augenblicke verheimlichen? ſchon iſt der Befehl angelangt, Ihren Geſundheitszuſtand noch einer ärztlichen Prüfung zu unterwerfen, und wenn, wie ich überzeugt bin, der Bericht ganz zu Ihrem Vortheil ausfällt, ſo iſt auch die günſtige Wendung Ihres Geſchicks nicht zu bezweifeln. Ein Strahl von Freude ſchien bei dem Unglücklichen zu erwachen, der aber doch bald wieder düſterm Trübſinne Raum gab. Getroſt! fuhr Rohde fort, der bisher Ihr Schickſal ſo väterlich leitete, hat auch ferner geſorgt. Er erzählte ihm jetzt, was ein Ungenannter für ihn gethan hatte, und daß er den Ueberſchuß des ihm geſandten Geldes zinsbar angelegt, und ſo in den zehn Jahren über 1500 Thaler für ihn geſammelt hätte. Ihre Kenntniſſe in der Mathematik, Ihr herrliches Planzeichnen, fügte er hinzu, müſſen Sie empfehlen, und Ihre Anſtellung im Baufache, wobei Sie die erforderlichen Koſten zu beſtreiten im Stande ſind, kann Ihnen folglich nicht entgehen.

Auf Dalbecks Bitte holte Rohde die Briefe des Ungenannten, die ihnen völlig unbekannten Züge verriethen die Hand eines Kaufmanns. O! rief Dalbeck, der Bankier Hilgert, der Freund meines Vaters, iſt im Grabe; nur Dörfer, vielleicht Mathilde. — Er verſank in tiefes Nachſinnen. Sey es, wer da wolle, antwortete Rohde, es war ein guter Menſch, der Sie ſeiner Liebe, ſeiner Achtung, werth fand und mein Vertrauen auf die Vorſehung, die mich ſo wunderbar durchs Leben leitete, und mir ſo unerwartet meine Mariane, mein höchſtes Glück zuführte, o dieſes Vertrauen ſagt mir auch, daß für Sie noch Glück und Freude blühe.

Jetzt äußerte Dalbeck, wie er vorhin geglaubt hätte, in Marianens Zügen eine alte Bekannte zu entdecken. Schwerlich, ſagte Rohde, haben Sie meine Frau jemals früher erblickt; aber gern erzähle ich, wie uns Gott zuſammenführte und jetzt geſchieht es noch voll der Hoffnung, Ihr Vertrauen auf den zu erhöhen, der unſer Schickſal mit hoher Weisheit lenkt.

Ich war Feldprediger, als die Armee des Prinzen Heinrich am 15. Oktober 1762 durch feindliche Uebermacht Freiberg zu verlaſſen gezwungen wurde. Wir bezogen enge Quartiere, ſo daß ſelbſt die ſterbenskranke Bewohnerin des Witwenhauſes nicht verſchont blieb, ob man gleich aus einiger Rückſicht mich, den Feldprediger, zu ihr hinwies. Ich trat in das kleine Stübchen, wo meine Mariane am Lager der bleichen Mutter ſaß, welches dieſe ſchon ſeit einigen Monaten nicht mehr verlaſſen hatte. Mariane hörte noch die Erzählung ihres Mannes, als ſie dieſen Augenblick mit dem Kaffee in die Laube trat. Fahre fort, ſagte ſie, indem ſie mit himmliſchem Lächeln auf ihren Gatten blickte, nie kann ich jener glücklichen Tage, worin ſich unſre Herzen fanden, oft genug gedenken. Nun, ſagte Rohde, indem er die kleine Liebkoſung ſeiner Gattin freundlich erwiederte; ſchon der erſte Anblick der ſchönen Jungfrau wirkte auf mich, ich fühlte ihre Verlegenheit und ſuchte ſie nach Möglichkeit zu vermindern. O, laß mich jetzt erzählen! rief Mariane. Nicht allein, daß mein guter Mann darauf drang, ihm blos eine unbedeutende Kammer einzuräumen, worin noch ein Theil unſeres Hausrathes ſtand, nicht genug, daß er die Kranke tröſtete, ihr Muth und Hoffnung einſprach; er bemerkte unſere Armuth, ſah, daß wir in der völlig ausgezehrten Gegend drückenden Mangel litten, ſorgte für die Erquickung der Kranken und ließ uns am folgenden Morgen einige Lebensmittel zurück. Wir ſchieden von ihm mit dankbarer Rührung. O, ſagte meine Mutter, indeß eine Thräne in ihr Auge trat, ſo ein Mann wäre auch dein Bruder geworden, aber den werde ich nie wiederſehen, nie die ſegnende Hand ſterbend auf ihn legen. Ich hatte Mühe, die arme Kranke zu beruhigen; indeß währte das Getümmel des Krieges um uns fort, die Preußen drangen wieder vor, wir hörten von fern den Donner der Kanonen, als Heinrich am 29. Oktober ſeinen herrlichen Sieg erkämpfte; und wenn gleich an alle Schreckniſſe des Kriegs gewöhnt, ſo waren wir doch voll der bangſten Erwartung, ſo lange der Kampf noch unentſchieden war. Ich mußte meiner Mutter aus einem Erbauungsbuche vorleſen; denn wo hätten wir anders Troſt ſuchen ſollen, als beim Himmel? Da hörten wir die Ankunft von Reitern, es wurde lebhaft an die verriegelte Thüre geklopft, wir ſahen einander beſtürzt an; aber wie ſchnell ſchwand jede Furcht, da ich die bekannte Stimme meines jetzigen Mannes hörte, der hinter ſeinem Regimente zog; er erſchien als ein hülfreicher Engel, verſorgte uns aufs Neue und blieb bei uns, bis die Schlacht völlig entſchieden war. Aber in dieſen wenigen Tagen hatte ſich die Lage meiner Mutter ſehr verändert, nur mit ſchwacher Stimme vermochte ſie ihm noch ihren Dank zu ſtammeln, ihre Züge verklärten ſich, als er ſie auf die Freuden der Ewigkeit hinwies; ich kniete vor ihrem Sterbelager nieder, denn ich ſah, die Stunde des Scheidens war gekommen. Gott ſegne dich! er lohne deine kindliche Treue, ſagte ſie mit ſchwacher Stimme; mein guter Mann weinte mit mir. Mutter! ſagte er, wenn Marianen mein kleines Amt und ein treues Herz genügen, das ſie liebt und ehrt, dann ſegnen Sie auch mich, Ihren Sohn. Ein ſanftes Lächeln umſchwebte den Mund der Sterbenden, willig bot ich ihr meine Hand, die ſie, indeß mein guter Mann neben mir niederkniete, in die ſeine legte. Ihre letzten Worte, mehr noch ihr zum Himmel gerichteter Blick, ſprachen ihren Segen über uns, und nach wenigen Augenblicken hatte ſie der Todesengel in die Wohnung des ewigen Friedens abgerufen. Nach einigen Wochen ward ich die Seine, und es ſind uns nun bald dreißig Jahre dahin geſchwunden, als wären es eben ſo viel ſchöne Frühlingstage.

Die herzliche Anhänglichkeit der beiden Eheleute wirkte wohlthätig auf Dalbeck. Sie ſind aus der Gegend von Freiberg? Wäre es möglich, daß Ihre Züge mich nicht täuſchten! Wäre es möglich, daß der erſte Lehrer meiner Jugend, der Mann, der zuerſt bei mir den Sinn für alles Schöne und Gute weckte, Ferdinand Hobald — Ferdinand Hobald! o das iſt mein Bruder! Wo lebt mein Ferdinand? oder — er hat, antwortete Dalbeck ſeufzend, die Ruhe im Grabe gefunden. Mariane weihte

Digitized by Google

dem Andenken des Entſchlummerten, den ſie ſchon wieder gefunden zu haben hoffte, ihre Thränen, auch Dalbecks Auge ward feucht. Erzählen Sie, ſagte Mariane, was Sie von dem Verewigten wiſſen. Ich kann nicht, ſagte Dalbeck, indeß die höchſte Glut ſeine bleiche Wange färbte. Warum nicht? rief Mariane; Ferdinand war fromm und gut, es möge ihn auch betroffen haben, was da wolle, er konnte nur unglücklich, ſchlecht konnte er nie ſeyn. O er war gut und edel, unausſprechlich gut, ſagte Dalbeck, indem er ihre Hand in ſeine drückte; ſein Schickſal iſt mit dem meinen genau verwebt, aber er wurde unglücklich. Ich bin, antwortete Mariane, auf alles gefaßt, wenn gleich für den einzigen theuern Bruder mein Herz noch die innigſte Liebe hegt, die ſeine, mehr als dreißigjährige Entfernung nicht geſchwächt hat. Ich bitte Sie flehentlich, und wäre es auch das Schrecklichſte, machen Sie mich mit ſeinem Schickſale bekannt.

Mein Vater, erzählte nun Dalbeck, war in einer der angeſehenſten preußiſchen Feſtungen Ingenieur des Orts; er hatte ſich während des ſiebenjährigen Krieges verheirathet, und beſtimmte, da ich als ſechsjähriger Knabe den erſten Unterricht bedurfte, Hobald, den Flügelmann des Regiments, zu meinem Lehrer. Dieſer, vormals ein Candidat der Gottesgelahrtheit, war, als er aus Leipzig ſeine Eltern beſuchen wollte, aufgefangen und zu Kriegsdienſten gezwungen worden; er wurde noch jetzt, da man ihn wegen ſeiner Größe und ſeines vorzüglichen Aeußern ſchätzte und für klug genug hielt, um die erſte vortheilhafte Gelegenheit zur Flucht zu benutzen, mit doppelter Strenge beobachtet. Nicht ohne Mühe erhielt mein Vater von dem Compagniechef die Erlaubniß, daß Hobald meinem Unterrichte täglich ein Paar Stunden weihen konnte. Sein Beifall machte, daß ſein Unterricht ſich mehrte, und da Hobald hierdurch einen einträglichen Erwerb hatte, ſo bewilligte ihm auch endlich, auf Verwendung meines Vaters, ſein Wirth, der Maler Braun, die Hand ſeiner ſanften, nicht ungebildeten Tochter. Er ward Vater, und da man ihn durch ſeine Verhältniſſe gefeſſelt hielt, geſtattete man ihm mehr Freiheit, und ſein Erwerb durch vermehrten Unterricht brachte ihm einigen Wohlſtand. Da ſtarb ſein Schwiegervater. Bei deſſen vielen Kindern bekam ein jedes nur ein Paar hundert Thaler, die Hobald ſogleich für ſeinen Abſchied anbot; allein Oberſt Zinkmar wies ihn mit Härte zurück und erklärte, da er jetzt etwas zuzuſetzen habe, nicht mehr zu ſchulmeiſtern brauche, ihn zum Unteroffizier und nach einigen Jahren zum Feldwebel machen zu wollen. Vergeblich bat er, ihn zu verſchonen; er ward Unteroffizier und mußte bei den vielen Geſchäften, die man ihm jetzt übertrug, allen Unterricht aufgeben, mit Ausnahme deſſen, den er mir ertheilte, welches ihm noch aus Rückſicht auf meinen Vater geſtattet wurde. Hobald wurde Vater mehrerer Kinder, und bei dem Mangel an Erwerb wurde bald ſeine Lage drückend, wenn gleich mein Vater, der ſelbſt kein Vermögen beſaß, ihn nach Möglichkeit zu unterſtützen verſuchte. Der ſanfte, fromme Mann wurde ſchwermüthig; doch hinderte ihn dies nicht, alles Mögliche zu meiner Bildung aufzubieten.

Um dieſe Zeit machte ſich der Sous-Brigadier Guichot von der Tabacksferme im ganzen Orte furchtbar. Er war kürzlich aus Frankreich angelangt, ſtand unter dem Schutze ſeines Onkels, eines der wichtigſten Männer bei der Regie, und hoffte bald durch häufige Beſchläge ſein Glück zu gründen. Einige Soldaten, bei denen er Contrebande entdeckte, wurden mit Spießruthen beſtraft; überall äußerte ſich der Unwille gegen ihn, und bei einer ſolchen Veranlaſſung hatte einſt Hobald in Gegenwart Mehrer geſagt: mich wundert, daß man den Schurken, der überall umherſchleicht, nicht todt ſchlägt oder erſäuft. Nach wenigen Tagen erhielt er die Wache neben einer Pforte, welche durch die Feſtungsmauer unfern dem Hauſe des Commandanten, nach dem Fluſſe führte, die des Nachts verſchloſſen und deren Schlüſſel dem Commandanten übergeben wurde. Da kam Guichot mit einem ſchriftlichen Befehl des Commandanten, der ihm den Schlüſſel anvertraut hatte, ihn während der Nacht ungehindert durch die Pforte aus- und eingehen zu laſſen, und die Wache wurde, wenn er ſie zu Hülfe rufen ſollte, ihn zu unterſtützen angewieſen. Guichot ging nun mit einem ſeiner Gefährten durch die Pforte, welche er hinter ſich zuſchloß. Hobald aber blieb während der Sommernacht auf der Bank neben der Thür der Wache, als die Pforte aufgeſchloſſen wurde, und ihn den Schlummernden, ein Geſchrei nach Hülfe erweckte. Er wollte hinzueilen; einige Leute mit Päcken auf dem Rücken ſtürzten in die Stadt und rannten eilig davon. Hobald hätte Lärm machen, ſie als verdächtig verhaften ſollen; allein der Gedanke, daß dieß Soldaten ſeyn könnten, die alsdann auch durch Spießruthen zerfleiſcht würden, hielt ihn zurück, um ſo mehr, da Niemand weiter nach Hülfe rief. Er ſah die Pforte offen, den Schlüſſel darin ſtecken, zog ihn aus und ſchloß ſie zu. Am Morgen kämpfte er mit ſich ſelbſt: ſollte er die Begebenheit anzeigen? Unannehmlichkeiten, daß er die, welche zur Pforte herein gekommen waren, nicht verhaftet, waren alsdann gewiß. Der Soldat, der vor dem Gewehr ſtand, hatte während der Zeit, da dieſes vorfiel, im Schilderhauſe geſtanden und daher, wie Hobald glaubte, weder die offene Pforte, noch daß er ſie verſchloſſen hatte, bemerkt. Der Schlüſſel, welchen er in Händen hatte, war ganz neu, von dem alten, verroſteten, den Guichot erhalten hatte, völlig verſchieden. Er hoffte jeden Augenblick, daß dieſer erſcheinen würde und wollte alsdann ſeinen Entſchluß faſſen. Da aber verſchiedene nach der Pforte kamen, um Waſſer zu holen, hierunter ſelbſt die Leute des Commandanten, ſo mußte er ſie mit der Aeußerung abfertigen, daß Guichot, der den Schlüſſel erhalten hätte, noch nicht zurückgekehrt wäre. Seine Angſt ſtieg mit jeder Minute; da kam der Adjutant des Commandanten und ein Auditeur, Hobald wurde durch einen andern Unteroffizier abgelöſt, verhaftet und verhört. Man hatte in ſeinem Hauſe ſchon eine Nachſuchung angeſtellt, ein Paar Pfund Taback und einige Pfund Kaffee, die damals auch rechtliche Leute ohne Bedenken von den Contrebandiers kauften, gefunden. Man fragte ihn: von wem er dies gekauft hätte? er wurde verlegen und wußte es nicht anzugeben. Man fragte ferner: ob er nicht in der Nacht ein Geſchrei nach Hülfe gehört hätte, und warum er nicht herbeigeeilt wäre? Er geſtand, dies gehört zu haben; allein es hätte auch augenblicklich nachgelaſſen. Der Soldat, welcher vor dem Gewehr geſtanden hatte, wurde herbeigerufen, der in Betreff des Geſchreis nach Hülfe Hobalds Ausſage beſtätigte, aber nun auch treuherzig erzählte, wie die Pforte wäre aufgeſchloſſen worden, einige Leute hindurch gelaufen wären und Hobald nun die Pforte verſchloſſen habe. Dieſer ward leichenblaß. Dies erzeugte Argwohn, ſeine Taſchen wurden unterſucht, der Schlüſſel gefunden. So erſchien er nun als überwieſener Verbrecher, mit den Contrebandiers im Bunde, und wegen ſeiner früheren unvorſichtigen Aeußerung ſelbſt als Theilnehmer an Guichots Ermordung, wenigſtens als Rathgeber dazu.

Denn Guichot und ſein Gefährte waren von den Contrebandiers in den Fluß geſtürzt worden; er war ertrunken, ſein Gefährte aber hatte ſich durch Schwimmen gerettet, die Sache angezeigt und die Unterſuchung veranlaßt. Daß von den Soldaten Contrebande in die Stadt gebracht wurde, nicht aber der Weg, auf welchem es geſchah, war bekannt. Jetzt verſicherte der Gerettete, er habe ſie durch die Pforte in die Stadt laufen ſehen. Daß Hobald die Nacht über allein vor der Wache geſeſſen, und hierdurch faſt bewieſen habe, auf dieſelben zu warten, daß er ſie nicht aufgehalten, davon keine Anzeige gemacht hätte, ſchien, vorzüglich bei ſeinem Benehmen in Betreff des Schlüſſels, und da man ſeine zerrütteten Umſtände kannte, eine Verbindung mit ihnen nicht unwahrſcheinlich zu machen. Es wurde alles aufgeboten, die Thäter auszumitteln, endlich wurden einige Pfund Taback bei einem Soldaten entdeckt, der durch Härte zu dem Geſtändniß gezwungen wurde, daß ihn und ſeine Cameraden, die aber indeß Gelegenheit zur Deſertion fanden, ein ihnen bekannter Unteroffizier, den er aber ſelbſt nicht genauer zu bezeichnen wußte, wenn er die Wache gehabt, mit Hülfe eines Nachſchlüſſels durch die Pforte gelaſſen hätte. Mein Vater erſchrak nicht wenig bei dieſer Nachricht, er eilte auf die Wache, Hobald betheuerte aufs Heiligſte ſeine Unſchuld. Mein Vater eilte zum Oberſten, der wüthend darüber war, den ſchönſten Mann ſeiner Compagnie durch lange Feſtungsſtrafe zu verlieren. Beide geriethen in Wortwechſel, mein Vater wurde heftig, der Oberſte forderte ihn. Mein Vater blieb unverwundet; allein dem Oberſten wurde der linke Arm durch die Kugel meines Vaters zerſchmettert. Hobald wurde jetzt der Gegenſtand ſeiner Rache und Lieutenant Zinkmar, ein würdiger Sohn ſeines Vaters, das Werkzeug. Der entdeckte Contrebandier wurde ſo lange gemißhandelt, bis er den Unteroffizier Hobald als Theilnehmer nannte, und nun traf dieſen das Loos. Durch Mißhandlungen ermüdet, geſtand er ein, was man von ihm forderte. Beim Tode Guichots konnte er nicht Hand angelegt, wohl aber dazu gerathen haben; er gab es zu. Dalbeck vermochte nicht weiter zu erzählen. O mein armer Bruder! rief Mariane, er verlor gewiß ſein Leben auf eine ſchimpfliche Weiſe. Nein, ſagte Dalbeck, indem er ſeine Thränen trocknete; die allgemeine Theilnahme brachte es dennoch dahin, daß er erſchoſſen wurde, und innerhalb der Baſtion, wo er ſank, ſorgte mein Vater für ſein Grab. Von dem Feldprediger, meinem Freunde, erfuhr ich in der Folge, daß Hobald am Abende vor ſeinem Tode ihn noch darauf aufmerkſam gemacht hätte, daß ein bei der Compagnie ſtehender Unteroffizier commandirt, ein anderer plötzlich erkrankt und hierdurch die Tour beim Aufziehn auf die Wache wichtig verändert worden wäre; die Contrebandiers aber wahrſcheinlich hiermit unbekannt ſtatt ſeiner ihren Verbündeten dort anzutreffen gehofft hätten; bat ihn aber, dies nicht weiter rege zu machen, weil er doch nun ſchon nach dem, was er eingeſtanden hätte, ſeinem Schickſale nicht entgehen könne, und keinen ſeiner Cameraden unglücklich machen wolle. Und wo blieben die Seinen? forſchte Mariane. Mein Vater, antwortete Dalbeck, ſtarb wenige Monate ſpäter; ich kam in eine militairiſche Erziehungsanſtalt, und als ich daraus entlaſſen wurde, durch mein unglückliches Schickſal als Offizier in das Regiment des General von Zinkmar.

O mein unglücklicher Freund! rief Rohde. Noch war mein Schickſal erträglich, fuhr Dalbeck fort, ſo lange der ehrwürdige

Digitized by Google

General von Woinitz lebte. Dieſer war als Commandant der Freund meines Vaters. O die verfluchte Pforte! ſagte Woinitz einſt zu dieſem, ſie hat ſchon ſo manchen elend gemacht, an ihr klebt ſchon ſo vieles Menſchenblut! Sie iſt, antwortete jener, blos zu Ihrer Bequemlichkeit, um das Waſſerholen auf ein Paar hundert Schritte zu erleichtern. Wäre dies nicht, ſo würde ich, da ſie den Feſtungswerken nachtheilig iſt, ſchon längſt auf ihre Vermauerung angetragen haben. Wenn das wäre, meinte Woinitz, müßte ſie noch heute vermauert werden, damit durch ſie kein ehrlicher Mann Gelegenheit und Verſuchung zum Böſen erhalten könnte.

Da nun zugleich hierdurch die Wache abging, der Dienſt erleichtert wurde, ſo erfüllte mein Vater ſchon nach wenigen Tagen dieſen Auftrag. Zinkmar, der ſeit jenem unglücklichen Zweikampfe alles, was durch meinen Vater geſchah, als unnütz oder lächerlich darzuſtellen ſuchte, ſpottete auch, als er geneſen war, über die vermauerte Pforte gegen Woinitz, und ſuchte ihn zur Wiedereröffnung zu beſtimmen. Nein, ſagte der fromme Greis, ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen. Nun, ſagte Zinkmar lächelnd, ſo wird es doch gewiß Ihr Nachfolger thun! Das ſoll er bleiben laſſen! antwortete Woinitz entrüſtet. Und wodurch wollen Sie es hindern? O! rief Woinitz, der keinen Widerſpruch ertragen konnte, einen Fluch will ich darauf ſetzen: wer nicht auf das viele Leiden achtet, welches durch dieſe Pforte veranlaßt wurde, und ſie wieder öffnet, dem ſoll es nimmer gut gehen, hier zeitlich und dort ewiglich! Zinkmar wollte den Greis nicht reizen, er ſchwieg. Aber, fragte er nach ein Paar Minuten, glauben Sie denn, daß ein ſolcher Fluch Wirkung hat? Ich meine, fuhr der entrüſtete Alte fort, Gott wird den nicht ungeſtraft laſſen, der die gutgemeinte Abſicht eines Greiſes, der bald vor ſeinem Richterſtuhle ſteht, leichtſinnig verachtet.

So blieb die Sache auf ſich beruhen, bis ich wieder zurückkehrte, und Zinkmar, was irgend in ſeinen Kräften ſtand, zu meiner Kränkung aufbot. Aber noch war mein jugendlicher Frohſinn ungebeugt, noch lebten manche Freunde meines Vaters und vor allen war Woinitz mein Beſchützer. Der ehrwürdige Greis erkrankte; ich hörte, daß er ſchwächer würde, und hielt es um ſo mehr zur Pflicht, mich täglich nach ihm zu erkundigen. Ich ſprach eben mit ſeiner Gemahlin, welche mir mit Thränen ſagte, daß der Kranke zuweilen zu phantaſieren anfange. Er hatte den General Zinkmar zu ſprechen gewünſcht, dieſer trat eben ins Zimmer, er nannte bei der lauten Erwiderung meines Gruſſes meinen Namen. Iſt, fragte, der Kranke, als er die Thür ſeines Zimmers öffnen hörte, Dalbeck hier? Zinkmar bejahte dies. Laßt ihn hereinkommen! rief der Kranke. Tief gerührt nahte ich mich dem ſterbenden Greiſe. Mein Sohn! ſagte er, indem er mir freundlich die Hand reichte, Du weißt, ich habe einen Fluch darauf geſetzt, daß die, auf den Rath deines Vaters vermauerte Pforte nicht wieder geöffnet werde; gieb mir die Hand darauf, daß Du, wenn ich todt bin, ſogleich wenn mein Nachfolger hier eintrifft, zu ihm gehen und ihm ſagen willſt: er ſolle die Pforte nicht öffnen, meinen Fluch nicht auf ſich laden; gieb mir die Hand darauf, dies treulich auszurichten! Ich reichte dem Sterbenden die Hand. Du kannſt nun gehen, ſagte er, Gott ſegne Dich, mein Sohn! Ich freute mich, das Zimmer verlaſſen zu können; denn ich ſah, daß Zinkmar ſein Geſicht zum höhniſchen Lächeln verzog. Am folgenden Morgen war mein ehrwürdiger Beſchützer nicht mehr und Zinkmar wurde ſein Nachfolger. Bald wurden nun meine Leiden grenzenlos. Alles wurde mir zum Verſehen ausgedeutet, durch die härteſten, mir öffentlich ertheilten Verweiſe, durch häufigen Arreſt wurde mein Ehrgefühl unaufhörlich gekränkt.

Gleich den Tag, nach dem Zinkmar die Commandantenwohnung bezogen hatte, rief er mich auf der Parade und befahl mir, daß ich die Grenadierzimmerleute nehmen und die vermauerte Waſſerpforte aufbrechen laſſen ſollte. Der verſtorbene General von Woinitz, fing ich an, gab mir auf dem Sterbebette — Herr! keine Einwendungen, antwortete Zinkmar, Sie vollziehen augenblicklich meinen Befehl! Keiner meiner Kameraden wollte mir das Geſchäft abnehmen, denn alle ſcheuten den bösartigen Mann, und ſo mit gebrochenem Herzen mußte ich gehorchen.

Zu meinem größten Unglücke war kurz zuvor meine gute Mutter geſtorben; ſie hatte zwar kein anderes Einkommen, als ihr doch immer nicht ganz unbeträchtliches Witwengehalt, allein ich wohnte mit ihr zuſammen, aß an ihrem Tiſche, verlor daher ſchon in ökonomiſcher Hinſicht; unerſetzlich aber war für mich der Verluſt einer Tröſterin, einer Freundin, die meine Fehler, meine Schwächen kannte, meine heftigen Leidenſchaften zügelte, mich oft wieder zu Geduld und Ruhe leitete. Jetzt war ich mir allein überlaſſen; rückſichtslos wurden daher meine leidenſchaftlichen Aeuſſerungen über Zinkmar, um ſo mehr, da die Aufbrechung der Pforte eine Zeitlang Stadtgeſpräch ward. Denn nach Eröffnung derſelben wurde auch wieder die benachbarte Wache beſetzt, und ſey es nun, daß Aberglaube, oder auch der Unwille über die neue Beſchwerde im Dienſt dazu die Veranlaſſung gab, durch die Schildwachen, welche um Mitternacht vor dem Gewehr ſtanden, wurde das Gerücht verbreitet, daß ſie oft ein klägliches Winſeln, oft wieder ein wüthendes Heulen und Toben an der Pforte gehört hätten. Ich, der ich meine Zeit den Wiſſenſchaften, die Erholungsſtunden meiner Mutter und dem Umgange mit wenigen gebildeten Freunden weihte, an wenig rauſchenden, gar keinen rohen Vergnügungen Antheil nahm, galt für einen halben Sonderling, und hatte als ſolcher auch meine Gegner, die vielleicht auch, um ſich die Gunſt des neuen Commandanten zu erwerben, den Argwohn rege machten, daß ich vielleicht die Rolle des Geſpenſtes übernommen haben könnte. Zinkmar kam einige Nächte hindurch zwiſchen zwölf und ein Uhr nach der Pforte geritten, verweilte dort eine Zeit, ſah und hörte nichts, und äußerte nun mit manchem hämiſchen Seitenblick auf mich, daß er mit Hülfe ſeiner doppelläufigen geladenen Piſtolen ſich jetzt als ein vorzüglicher Geiſterbanner bewährt hätte. Dieſe Aeußerung wurde bald mit mir nachtheiligen Zuſätzen verbreitet, meine Wuth hierdurch noch erhöht. In vielen, vielleicht ganz unſchuldigen Aeußerungen meiner Kameraden ahnete ich ſogleich Anſpielung, die ich nur durch Blut ſühnen zu können glaubte. Hierdurch entſprangen häufige Zweikämpfe, in allen war ich glücklich; aber nun auch als ein wüthender Händelmacher, als Störer aller geſelligen Freuden verſchrien. Daher zog ſich beinahe ein Jeder von meinem Umgange zurück.

So ſtand ich einſam da, und ſuchte noch einigen Troſt im Schoße der Natur; aber Zinkmar erhielt vielleicht von meinen entfernten Spatziergängen Nachricht, ließ Lärm ſchlagen, ich fehlte, wurde mit Arreſt beſtraft und erhielt die Weiſung, mich nie, ohne mich vorher gemeldet zu haben, aus der Feſtung zu entfernen. Oft dachte ich daran, meinen Abſchied zu nehmen; allein die Verpflichtung, nicht in fremde Kriegsdienſte zu treten, war damit verbunden; als Invalider konnte ich keine Anſtellung fordern und bei dem Mangel alles Vermögens mich nicht für eine Wiſſenſchaft bilden, um durch dieſe mein Brod zu haben. Ich ſank in tiefe Schwermuth, mein Zuſtand grenzte an Verzweifelung, die ſelbſt in meinem abgezehrten wilden Aeußern ſich zeigte. Oft lief ich in ſchlafloſen Nächten durch die Straßen, auch wohl auf dem Walle umher, und ſuchte vergeblich mein erhitztes Blut abzukühlen. Jene Stelle, wo Hobald den Tod gefunden hatte, und ſeine Aſche ruhte, wurde bald mein Lieblingsplätzchen, denn auch ſein Schickſal überzeugte mich, es müſſe eine ewige Vergeltung ſeyn. Bald kam noch ein anderer Grund hinzu. Man überſah von hier den in der Vorſtadt liegenden herrlichen Garten des Bankiers Hilgert, dieſes Freundes meines Vaters. Hier hatte ich mit dem, nachher auf ſeinen Reiſen in England verſtorbenen Sohne Hilgerts die fröhlichſten Stunden in meinen Knabenjahren hingebracht. Mit Wehmuth dachte ich an die Vergangenheit, an alle die lieben Todten, und die Hoffnung, bald mit ihnen vereint zu ſeyn, gewährte mir Troſt. Mein Zuſtand milderte ſelbſt den Haß meiner Gegner, ich ſchien ihnen tiefer gebeugt, als ſie es bei meiner leidenſchaftlichen Heftigkeit erwartet hatten. Doch mein nächtliches Herumwanken, mein Tiefſinn, meine Zerſtreuung gaben auch wieder Stoff zu dem Gerüchte, daß mein Zuſtand an Geiſteszerrüttung grenze.

An einem ſchönen Sommerabende ſah ich nach dem Garten, da erblickte mein ſcharfes Auge den Gärtner. Es war noch der nämliche, der vor funfzehn Jahren dem Knaben ſo manche kleine Freude gewährt hatte; außer ihm war Niemand im Garten. Von einem unwiderſtehlichen Zuge, noch einmal meine Lieblingsplätze zu ſehen, fortgeriſſen, eilte ich dahin; ich wurde freundlich von dem Gärtner empfangen, der mich überall umherführte. Ich fragte, was für ein neues Gebäude ſich dort in dem kleinen Luſtwäldchen erhoben hätte, wo der verſtorbene Franz als Knabe ein eigenes kleines Gärtchen beſaß, bei deſſen Bearbeitung ich ihm damals ſo oft zur Hand ging? Wir eilten dahin, auf ſechs korinthiſchen Säulen erhob ſich eine kleine Rotunde, in ihr ein Denkmal auf meinen ſo früh verblühten Jugendfreund. Ich umfaßte die Urne, meine Thränen floſſen darauf herab, meine Innigkeit rührte den Greis, er lud mich ein, doch recht oft wieder zu kommen, und ich nahm dies gern unter der Bedingung an, daß er mich, wenn Jemand im Garten wäre, ſogleich warnen ſollte. Es war mir hier ſo wohl, an mancher Stelle hatte ich hier mit meinen Eltern, an mancher mit meinem Jugendfreunde verweilt; ich glaubte hier den theuern Abgeſchiedenen näher zu ſeyn. Ich ſaß hier einſt am Fuße des Monuments und las Youngs Nachtgedanken, jetzt, weil ſie meiner Schwermuth Nahrung gaben, mein Lieblingsbuch, als unerwartet Hilgert erſchien. Er, den ich ſonſt als einen blühenden, kräftigen Mann kannte, nahte ſich ſchwankend, denn ihn hatte der Tod ſeines Sohnes tief gebeugt und noch vor der Zeit zum Greiſe gemacht, und ſo trat auch er, der Leidende, gleich meinem Herzen näher.

Freundlich wurde ich von ihm bewillkommnet; ich wollte mich entſchuldigen. Freund meines Sohnes, ſagte Hilgert, Sie bedürfen der Entſchuldigung nicht. Der theure Verſtorbene wurde der Gegenſtand unſers Geſprächs, und an ſeinem Denkmale verband uns wieder der gemeinſchaftliche Schmerz, freundſchaftliche Vorwürfe folgten von dem ehrwürdigen Greiſe, daß

Digitized by Google

ich ihn vernachläſſiget, ſo lange nicht beſucht hätte; er forderte mich auf, dies zu vergüten, dieſen Garten, ſo oft ich wollte, zu beſuchen, erinnerte ſich noch einiger meiner Lieblingsfrüchte, befahl dem Gärtner, ſie mir jederzeit vorzuſetzen und mir wurde wohl, daß ich wieder einen Mann gefunden hatte, der meinem Herzen nahe war. Bald ward ich der Hausfreund Hilgerts, der oft große Geſellſchaften gab, wozu ich jederzeit eingeladen wurde, die ich aber nach Möglichkeit vermied. Spät im Herbſte kehrte Madam Hilgert aus dem Bade und von einem Beſuche bei ihrer Schweſter zurück. Daß ſie Mathilden, die Tochter derſelben, mitbringen, und an Kindesſtatt annehmen würde, hatte ich häufig gehört, und jetzt von ihrem Gemahl, der ihr einige Meilen entgegen fuhr, zu ſeiner Begleitung eingeladen, nahm ich mit Freuden an der kleinen Reiſe Theil.

Es war einer jener ſchönen Herbſttage, an welchen die Natur von ihren Verehrern noch ſo freundlich Abſchied nimmt. Die vielen Bilder des Todes, die der Herbſt herbeiführt, hatten meine Schwermuth gemildert und ſo horchte ich auf die Erzählung Hilgerts, daß Mathilde von ihm und ſeiner Frau ſeinem Sohne zur Braut beſtimmt, auch dieſer durch die Vorzüge ihres Geiſtes und ihre Schönheit gefeſſelt geweſen wäre, und ihnen ein glückliches Alter verheißen hätte. Aber, fügte er ſeufzend hinzu, alles iſt hin! Was hilft mir mein großes Vermögen? wenn es mir doch nur die einzige Freude gewährte, die ehemalige Verlobte meines verewigten Sohnes dadurch glücklich machen zu können!

So erreichten wir ein Gaſthaus, das in einem kleinen Wäldchen lag; Hilgert harrte voll Ungeduld. Laſſen Sie uns, ſagte er, ihnen entgegen gehen. Wir gingen ein Paar hundert Schritte, da tönte ein Poſthorn, mein ehrwürdiger Freund fühlte ſich innigſt erſchüttert. So hoffte ich, ſagte er, ſollte ſie einſt erſcheinen, um meinem Franz in die Arme zu ſinken. Er hatte Mühe, ſich zu faſſen; da erſchien der Reiſewagen, die Gattin lag in ſeinen Armen, Mathilde drückte ſeine Hand an ihre Lippen. Ich wurde überraſcht, eine ſo regelmäßige Schönheit, ſolche Züge voll Sanftmuth und Würde hatte ich noch nie erblickt. Wir ſpeiſten in einem beſondern Zimmer im Gaſthofe. Mathildens Verſtand, ihr ſanftes, gefühlvolles Herz erhöhten noch meine Verehrung. Ich wußte bisher nicht, was Liebe war und ſchauderte bei dem Gedanken; armer Unglücklicher! wie willſt du deinen Blick bis zu ihr erheben?

Ich wurde ihr als der Jugendfreund ihres entſeelten Bräutigams vorgeſtellt, ſchon dies hatte Annäherung zur Folge; ſie war Künſtlerin auf dem Pianoforte und hatte eine herrliche Stimme zum Geſange, Hilgert war enthuſiaſtiſcher Freund der Muſik, ich blies die Flöte gerade nicht ſchlecht, ſang einen guten Tenor; Dörfer, der Buchhalter, ſpielte das Violoncell vorzüglich, noch ein Paar der jungen Leute, die auf Hilgerts Comptoir und muſikaliſch waren, wurden eingeladen, und ſo verging, wenn uns nicht Geſellſchaft ſtörte, ſelten ein Abend ohne muſikaliſche Unterhaltung. Ich fühlte mich wieder unter guten Menſchen, meine Schwermuth entwich, und ſelbſt ein blühendes Aeußeres zeigte die Rückkehr der Geſundheit. Mancher flüſterte ſich zu, daß ich wohl Abſichten auf die Nichte des reichen Bankiers hätte; allein da ich bei der hohen Achtung, mit der ich von ihr ſprach, ſobald man dieſen Punkt nur entfernt berührte, ihre großen Vorzüge, ihre hohen Anſprüche und meine Unbedeutendheit zuſammenſtellte, ſo erloſch auch wieder dies Gerücht. Doch mir ſelbſt verheimlichte ich es nicht, daß, ſo hoffnungslos ich auch liebte, Mathilde die Einzige wäre, die mich auf Erden glücklich machen könnte. Ich ſuchte meine Gefühle zu verbergen; aber oft, wenn ich mit ihr gemeinſchaftlich ſang, war ich nicht immer Herr meiner Empfindungen. Einſt ſangen wir ein Duett, worin ein liebendes Paar, durch die Hand des Schickſals getrennt, ſich das letzte Lebewohl ſagt. Ueberwältigt von dem, was mir jetzt aus dem Herzen ſprach, ruhte mein feuchtes Auge auf ihr, mit der ich jetzt wohl in dem nämlichen Verhältniß ſtand; auch dem ihren entſank eine Thräne. Mir ſelbſt unbewußt, drückte ich leiſe ihre Hand, unſere Herzen hatten ſich verſtanden. Es kam zu keiner Erklärung; aber die ſanfte Röthe, die ihr Geſicht überzog, ihr Blick, der zuweilen wohlwollend auf mir ruhte, und dann wieder meinem Blicke zu entgehen ſuchte, erfüllten mich oft mit der ſeligen Hoffnung, dem herrlichen Weſen nicht gleichgültig zu ſeyn.

Major Zinkmar, der Sohn des Generals, beſuchte jetzt häufig dies Haus, ſah, wie freundſchaftlich ich behandelt wurde, näherte ſich mir jetzt zuvorkommend, indeß ich ſelbſt immer von ihm in ehrerbietiger Entfernung blieb. Hingegen zwiſchen dem Buchhalter Dörfer und mir, der die Vorzüge und Kenntniſſe des gebildeten jungen Mannes ſchätzte, war ein freundſchaftliches Verhältniß entſtanden.

Er brachte mir einſt einige Muſikalien, lenkte das Geſpräch von Mathildens Stimme auf ſie ſelbſt zurück; wenn ſie Zinkmar heirathet, ſagte er, ſo iſt es freilich zu meinem Glück, denn wahrſcheinlich wird mir alsdann nach Hilgerts Tode die Handlung; auch iſt Zinkmar ein wohlgebildeter Mann in ſeinen beſten Jahren, und einſt der Erbe großer Güter; aber als ich letzthin ſah, wie faunenmäßig beim Tanzen ſeine Blicke auf Mathilden ruhten, wenn ich ſeine ſeltene Geſchmeidigkeit und Herablaſſung betrachte, die oft mit unwillkürlichen Ausbrüchen von Stolz und Anmaßung contraſtiren, und das Gerede, daß er gegen ſeine Untergebenen einer der grauſamſten, fühlloſeſten Menſchen iſt, erwäge, ſo halte ich ihn des Engels nicht werth. Nein! rief ich aus, das iſt er auch nicht! Dieſer herzloſe Böſewicht, der über alles Höhere und Heilige ſpottet, ſich ſchamlos ſeiner Sünden und der verführten Unſchuld rühmt, wäre es möglich, daß dieſer Teufel ſich um Mathilden bewerben könnte? Das iſt Ihnen unbemerkt geblieben? fragte Dörfer; der General hat unſern treuherzigen Alten ſchon ganz für die Sache gewonnen, nur Mathildens Abneigung ſteht noch im Wege; denn die gute Tante, welche ſie bisher ſtützte, iſt jetzt auch beinahe auf die Seite Zinkmars getreten. Nein! rief ich aus, ſie ſoll nie ſeine Beute werden! und fortgeriſſen von meiner Leidenſchaft und meiner Heftigkeit, machte ich Dörfern mit allen Zügen, die ich von Zinkmar wußte, und ſeinen niedrigen Ausſchweifungen bekannt, ja zeigte ihm ſelbſt die Mittel an, wie er ſich hiervon Ueberzeugung verſchaffen könnte. Als ich am Abend bei Hilgert erſchien, nahm dieſer, dem Dörfer Alles mitgetheilt hatte, mich in ein beſonderes Zimmer, ich glaubte, ihm um Mathildens willen Zinkmars Entlarvung ſchuldig zu ſeyn; Hilgert erſchrak, prüfte, meinem Rathe gemäß, und wurde von der Wahrheit meiner Angaben überzeugt. Er theilte ſeiner Gattin, er theilte Mathilden ſelbſt die Entdeckung mit. Bei den nächſten Beſuchen Zinkmars erſchienen die Damen nicht, er bemerkte bald, daß etwas zu ſeinem Nachtheile vorgefallen wäre, ſein Ingrimm fiel auf mich, er ließ mir dieſes durch bittere Ausfälle merken, die von mir in dem nämlichen Tone erwidert wurden. Der gute Hilgert aber war ſchon ſo weit gegangen, daß er durch einen entſcheidenden Schritt wieder brechen zu müſſen glaubte. Seine Gemahlin brachte alſo wieder Mathilden zu ihrer Mutter, bei der ſie, wie es hieß, ein Jahr zuzubringen wünſchte.

Zinkmar Vater und Sohn betrachteten mich als den Urheber von allem. Sie verheimlichten ihre Rache; wählten aber jedes Mittel zu ihrer Befriedigung. Der Frühling erſchien, mir wurde das Exerciren der Recruten übertragen. Bei aller meiner Heftigkeit lag nie Härte in meinem Charakter, mit unermüdlicher Geduld ſuchte ich daher auch hier meinen Zweck zu erreichen. Wegen der Langſamkeit, womit ich fortſchritt, wurde ich täglich mit Vorwürfen überhäuft, alle meine Bemühungen, ohne Einwirkung des Stocks dieſe rohen Leute auszubilden, wurden zum Gegenſtande des Gelächters gemacht und ſelbſt durch manche ärgerliche Anecdoten das Gerücht erneuert, es müſſe doch wohl mit meinem Verſtande nicht zum Beſten beſtellt ſeyn. Ich verlachte dieſe Tücke; allein als Dörfer an einem Morgen voll des höchſten Unwillens zu mir kam und mir die Nachricht mittheilte, daß, um Mathildens Ehre anzugreifen, wahrſcheinlich durch Zinkmar, das Gerücht verbreitet wäre: daß ſie, um nicht die Folgen ihres Umgangs, ungewiß, ob mit ihm oder mit mir, ſichtbar zu machen, ſich auf ſo lange Zeit entfernt hätte; da erreichte auch mein Ingrimm gegen dieſe ſo verächtlichen Menſchen den höchſten Grad. Zitternd vor Aerger ging ich auf die Parade, ich war gerade im Dienſt und mußte mich beim General melden. Sie kommen, wie gerufen, ſagte dieſer; mein Adjutant iſt abweſend, da — man brachte einen Unteroffizier aus der Wache, geben Sie dem Kerl funfzig Fuchtel! Ich habe, ſagte ich, dies Geſchäft noch nie getrieben. So müſſen Sie es lernen, rief der General, ohne Widerrede, funfzig Fuchtel aus aller Kraft! Ich gehorchte, kann es aber gar nicht läugnen, daß ich mich dabei höchſt ungeſchickt benahm, wozu denn auch wohl das Hohngelächter des mir gegenüberſtehenden Majors nicht wenig beitrug. Donner und Wetter! rief der General, hätte Ihr thörichter Vater Sie nicht zum Empfindler erzogen, ſo würden Sie ſich auch nicht im Dienſte wie ein Weib oder Kind benehmen. Die Läſterung meines Vaters, ſo wie dieſer grobe Verweis raubte mir alle Beſinnung; und als der General mir nun den Degen aus der Hand reißen wollte, entweder um mich zu verhaften, oder um mir zu zeigen, wie ich mein Geſchäft verrichten ſollte, glaubte ich dieſe perſönliche Beleidigung nicht ertragen zu müſſen; ein Schlag mit der linken Fauſt auf die Bruſt des Alten machte, daß er taumelte, und zu Boden ſank. Entwaffnet den Wahnſinnigen! rief der Major. Aber nun handelte ich auch wie ein Raſender. Zieh, feiger Böſewicht! rief ich, indem ich auf ihn einſtürzte. Soldaten! ſtoßt ihn mit den Bajonetten nieder! rief der Major. In dem Augenblick aber hatte er auch von mir ein Paar Schläge mit der Klinge erhalten. Jetzt fielen mir meine Kameraden in den Arm, ich wurde entwaffnet, der Major zog ſeinen Degen, wurde aber auch von ihnen, mich zu durchbohren, verhindert; ich wüthete, wurde in die Wache gebracht, in das Arreſtantenzimmer geſperrt.

Nachdem die Wuth ſich gelegt hatte, überdachte ich die Folgen meiner Handlung und hielt meinen Tod für unvermeidlich. Gegen Abend beſuchte mich der Regimentschirurgus Lenz, ein ehemaliger Freund meines Vaters. Er äußerte mir ſeine Theilnahme, ſo ſehr er mein Benehmen auch tadelte, verordnete mir

Digitized by Google

ein Arzneimittel und beſtimmte mich, ihm zu deſſen Gebrauch mein Wort zu geben. Er fand mich am folgenden Morgen ruhiger, als er es vielleicht ſelbſt erwartet hatte. Armer Dalbeck! ſe te er, wird Ihr Vergehen nach den Kriegsgeſetzen beſtraft, ſo dürfte Ihre Strafe ſchrecklich ſeyn; allein Ihre Gegner wünſchen ſelbſt, daß die ihnen zugefügte Beſchimpfung auf Rechnung des Wahnſinns komme, um hierdurch zugleich mancher, ſonſt unvermeidlichen Verantwortlichkeit zu entgehen. Ihre hohe Schwermuth iſt mir bekannt, ſo wie die von Ihnen ausgeſprengten Gerüchte und Ihre geſtrige Handlung, verargen Sie mir dieſen Ausdruck nicht, iſt doch wahrlich nicht des Wahnſinns unwürdig. Das ganze Offiziercorps wünſcht ſie zu retten; wirken Sie daher ſelbſt nicht entgegen, wenn Sie für periodiſch wahnſinnig erklärt, auf eine kurze Zeit als ein Wahnſinniger behandelt und dann wieder durch ein ärztliches Zeugniß völlig geneſen zu ſeyn erklärt, in Freiheit geſetzt werden. Sie entgehen dadurch einem ſchimpflichen Tode, ſollen ſich zu keiner entehrenden Verſtellung herabwürdigen, ſondern laſſen Sie den General, laſſen Sie mich handeln und hoffentlich werden Sie noch vielleicht einſt als glücklicher Mann dieſe Wendung Ihres Schickſals durch einen Freund Ihres Vaters liebreich erkennen. Ich wollte ſterben; allein mein Freund, der Feldprediger, der mich beſuchte, führte ſchon eine mildere Stimmung herbei. Den Tod zu ertrotzen, ſagte er, iſt beinahe halber Selbſtmord. Dennoch würde ich mich noch ſchwerlich in Alles gefügt haben, und daher wurde auch unter dem Vorwande meiner Krankheit mein Verhör aufgehalten. Da kam eines Tages Dörfer in Begleitung des Feldpredigers zu mir, und ſteckte mir beim Weggehen ein Zettelchen in die Hand. Ich las nach ihrer Entfernung die Worte: Iſt Ihnen mein Andenken nur etwas werth, ſo erhalten Sie Ihr Leben.

Die Handſchrift und der Buchſtabe M. zeigten, es kam von Mathilden. Jetzt fügte ich mich in alles; eine Menge von Zeugniſſen meines angeblichen Wahnſinns wurden herbeigeſchafft, und ſo wurde ich dann in dieſe Anſtalt gebracht. Allein die Rache meiner Gegner ruhte nicht, der General wünſchte meine Verhältniſſe ſo traurig als möglich zu machen, und nur durch Ihre Güte, mein väterlicher Freund! ſagte Dalbeck, indem er ſich zu dem Magiſter wandte, wurde mein Schickſal gemildert, bis mir jetzt, nach beinahe zehnjährigen Leiden, der Tod meines Feindes wieder einige Hoffnung gewährt.

Dieſe blieb nicht unerfüllt. Nach wiederholten Prüfungen von Aerzten und Gerichtsperſonen wurde Dalbeck für völlig geneſen erklärt und Rohde that ihm nun den Vorſchlag, bei dem mit ſeiner Schweſter vermählten Pächter Reimar auf einige Monate ſich einzudingen, um, durch die Landluft und Bewegung geſtärkt, ſeine neue Laufbahn um ſo kraftvoller zu beginnen. Mit Dank nahm Dalbeck den ihm gemachten Antrag an, bald jauchzte er beim Anblick der Natur, bald vergoß er Thränen, die manche Erinnerung weckte. Er war anfänglich wie berauſcht; doch endlich verlor ſich die kräftige Einwirkung der Neuheit und er wurde bald Liebling der Familie, die ihn ſo freundlich bei ſich aufgenommen hatte. Das Landleben gewann für ihn hohen Reiz, und der Vorſchlag Reimars, den Rohde unterſtützte, ſich ihm zu weihen und nachher ſeinen Fond zu einer Pachtung anzulegen, war ganz nach ſeinem Geſchmack. Um aber nun die Wirthſchaft in allen ihren Zweigen kennen zu lernen, brachte er auch noch den Winter in Reimars Hauſe zu. Seine ganze vormalige Heftigkeit war dahin geſchwunden; denn die Härte ſeines Schickſals hatte ihn an Geduld gewöhnt. Freund! ſagte Rohde, als ſie einſt über die Vergangenheit ſprachen, fühlen Sie nicht ſelbſt, daß Ihre Leiden Sie beſſer gemacht, jede rauhe Seite Ihres Charakters, die vielleicht Sie und Andere unglücklich gemacht hätte, abgeglättet haben? Dalbeck ſelbſt geſtand dieß ein und ließ ſich nun den Antrag gefallen, im nächſten Frühlinge in Begleitung der Familie Reimar und Rohde den Amtmann Münter, der einige zwanzig Meilen davon wohnte, zu beſuchen. Sie werden, ſagte Rohde, als ſie bei einander im Wagen ſaßen, dort ein ſonderbares Mädchen kennen lernen, die, freilich nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend, aber noch ein ſehr reizendes Geſchöpf iſt, wenn ſie gleich das Unglück hat, taubſtumm zu ſeyn. Sie hätten, ſagte Dalbeck, mich nicht mitnehmen ſollen; der Anblick der Unglücklichen wird meinen kaum erwachten Frohſinn wieder verſcheuchen. Sie ſind mir noch, ſagte Rohde, der das Geſpräch auf etwas anderes zu lenken wünſchte, einiges aus Ihrer Lebensgeſchichte ſchuldig. Wiſſen Sie nichts von Mathildens Schickſal? Aus den Zeitungen, welche Sie mir mittheilten, antwortete Dalbeck, weiß ich, daß ſie Dörfern geheirathet hat. Da ich meine Freiheit wieder erlangt hatte, ſuchte ich Nachricht von meinen ehemaligen Bekannten. Major Zinkmar hat, um dem allgemeinen Haſſe der Offiziere zu entgehen, ſeinen Abſchied genommen, die wenigen Offiziere, mit denen ich Umgang gehabt hatte, lebten auf entfernten Gütern, oder waren verſetzt, Lenz war längſt im Grabe; nur der ehemalige Feldprediger hatte eine benachbarte Predigerſtelle erhalten; er berichtete mir, daß Hilgert auf ſeinem Sterbebette Dörfern mit Mathilden verlobt habe, dieſe wäre Mutter von vier Kindern geworden, alle wären geſtorben; Dörfer, wie man glaube, hierüber in Schwermuth verſunken, ob ihn gleich das Glück bei ſeinem Handel außerordentlich begünſtigt hätte. Die beiden Eheleute, die ſich ohne wechſelſeitige Neigung, bloß aus Achtung für den Willen des Sterbenden vermählt hätten, wären, obgleich von allen guten Menſchen geſchätzt und geliebt, und bei allem äußern Glanze, wenn man dem allgemeinen Rufe trauen dürfe, keineswegs glücklich.

Tief ſeufzte Dalbeck am Schluſſe dieſer Erzählung. O, ſagte er, jeder meiner eifrigſten Wünſche bleibt unerfüllt, jede Freude des Lebens geht für mich verloren! Gern wollte ich ohne Murren mein Schickſal ertragen, wenn nur ſie glücklich wäre! Aber, iſt es denn auch ſo gewiß? fragte Rohde. Der Feldprediger, antwortete Dalbeck, war Dörfers Freund, warum ſollte ich zweifeln? Das Geſpräch ſtockte, auch Rohde wurde nachdenkend. Getroſt mein Freund, ſagte er nach einigem Schweigen, der Ewige weiß, warum er unſere Schickſale ſo oft gegen unſere Wünſche und Hoffnungen lenkt, auch Ihnen kann noch die Freude auf Erden blühen, auch Sie können noch an der Seite der zärtlichen Gattin als Hausvater — Nimmer, nimmer! fiel Dalbeck heftig ein; ſie war meine erſte, ſie bleibt meine einzige Liebe; gern will ich meine Zukunft einſam und freudenlos hinbringen, könnte ſie, die für mich ewig verloren iſt, nur glücklich ſeyn.

Sie kamen an den Ort ihrer Beſtimmung, und von guten Menſchen freundlich empfangen, kehrte wenigſtens die Ruhe bei Dalbeck zurück; die Flügelthüren des Saales gingen nach dem herrlichen Garten; wollen wir nicht, fragte die Wirthin, noch vor dem Abendeſſen einen Spatziergang in den Garten machen? Sie traten aus dem Bogengange und ſahen am Blumenbeete ein einfach gekleidetes Frauenzimmer, welches ihnen den Rücken zukehrte und ſie gar nicht zu bemerken ſchien. Louiſe, meine taubſtumme Nichte, ſagte die Amtmännin; unwillkürlich fühlte ſich Dalbeck äußerſt bewegt. Als ſie ſich ganz genaht hatten, und die Amtmännin ſie leiſe berührte, richtete ſich Louiſe, die indeß Blumen gepflückt hatte, auf, begrüßte die Kommenden ſchweigend und Dalbeck bebte zurück. Wer iſt, fragte er mit Heftigkeit, dieſe Dame? Meine taubſtumme Nichte; ſollte ſie vielleicht ſchon die Ehre haben, Ihnen bekannt zu ſeyn? O dieſe Züge, ſagte er zu Rohde, ſo dachte ich mir Mathilden, wenn ſie älter wäre. Louiſe vertheilte ihre Blumen, ſie reichte auch einige an Dalbeck, ſie bebte, als er ihre Hand an ſeine Lippen drückte. Warum, ſagte er, zittert dieſe Hand? Ihre Blicke und Ihre lebhafte Pantomime, ſagte Münter, ſetzen die Arme in Verlegenheit. Nein! rief Dalbeck, unmöglich, ſie iſt es! ein Paar Thränen traten in Louiſens Auge, ſie riß die Hand aus der ſeinigen und eilte davon. Er machte eine ſchnelle Bewegung, ihr zu folgen. Ich bitte Sie, ſagte Madam Münter, ſchonen Sie die Aermſte, welche Sie bereits ſo erſchreckt haben, ſie dürfte ſonſt, ſo lange Sie hier ſind, nicht wieder erſcheinen.

Ein alter Mann, der, ungeachtet ſeiner ſanften, wohlwollenden Züge auf Dalbeck, weil er ihn aufmerkſam zu beobachten ſchien, einen unangenehmen Eindruck gemacht hatte, näherte ſich ihm. Verzeihen Sie, mein Herr! einem Unbekannten, ſagte er, indem er ſeine Hand faßte, und ſeinen Puls unbemerkt zu berühren ſchien, Sie ſcheinen bei dem Anblick dieſer Unglücklichen in eine ſo heftige Gemüthsbewegung gerathen zu ſeyn, daß Sie es uns wohl nicht als übertriebene Neugier ausdeuten werden, wenn wir hierüber einen Aufſchluß zu erhalten wünſchen. O mein Herr! antwortete Dalbeck, o Ihr alle, martert mich nicht, wozu dieſe Täuſchung? Eine ſolche Aehnlichkeit der Züge iſt unmöglich, es iſt keine Taubſtumme, Madam Dörfer, Mathilde, Mathilde, ſie iſt es! Um des Himmels willen! ſagte der Amtmann, beruhigen Sie ſich, erholen Sie ſich einige Augenblicke hier auf dieſer Raſenbank. Die Amtmännin brachte ein Glas mit Limonade, man drang in ihn, zu trinken, er that es. Aber wer iſt denn dieſe Dame, von der Sie ſprechen? fragte der ältliche Mann, der ſich neben ihn geſetzt hatte. Sie iſts, von der ich meinen Himmel auf Erden erwartete, wenn ich ſie gleich nur im Verborgenen liebte, nie die Meine zu nennen hoffen konnte, ſie iſts, die mich beſtimmte, nicht dem Leben zu entſagen, und lieber für wahnſinnig zu gelten; die mich während meiner langen Einſperrung in meinen Träumen als tröſtender Engel umſchwebte, mich hierdurch vom Wahnſinn rettete, und um ihrer einſt im Himmel würdig zu ſeyn, wenn Verzweifelung erwachte, mich vom Selbſtmorde zurückhielt. Aber, ſagte der Doktor Funk, der ältliche Mann, der ihm zur Seite ſaß, Sie nannten ſie ja Madam Dörfer. Ich danke Ihnen, mein Herr! ſagte Dalbeck mit Würde, daß Sie mich hieran erinnern, ſie iſt die Gattin eines Andern und folglich waren meine Wünſche, ſelbſt meine Aufwallung war ungerecht! Aber daß Sie, er blickte unwillig umher, aber daß Sie mir dieſe qualvollen Augenblicke bereiteten, das verzeihe Ihnen Gott! Nehmen Sie, ſagte Doktor Funk, ich bitte Sie, dieſes kühlende Mittel. O mein Herr, ſagte Dalbeck mit Bitterkeit, ſparen Sie Ihre Kunſt, denn ich bin wahrlich nicht der, für den man mich ausgab. Das haben Sie in dieſem Augenblicke bewieſen, antwortete Funk;

Digitized by Google

aber Freude, größer als der Schrecken, könnte Ihrer Geſundheit nachtheilig ſeyn; nehmen Sie daher, Mathilde bittet Sie, Ihre Geſundheit zu erhalten.

Er verſchlang die ihm dargebotene Arzenei. Aber, rief er nun, wo iſt ſie, und wozu dies Alles? Darum, rief Mathilde, die hinter einer Hecke hervortrat, indeß die Thränen ihren Augen entſtürzten und ſie die Arme gegen ihn ausbreitete, um nun ungeſtört von Angſt und Beſorgniß ewig die Deine zu ſeyn. Dalbeck ſank in ihre Arme, Freudenthränen ſtanden in den Augen aller Anweſenden.

Der erſte Taumel ging vorüber, zuerſt ſammelte ſich Dalbeck. Lebt Dörfer? fragte er. Er lebt, antwortete Mathilde; aber unſere Ehe iſt getrennt, und ich, ſagte er innigſt gerührt, eine Paar Schritte zurücktretend, davon die unglückliche Urſache! Ich ehre dies Zartgefühl, antwortete Mathilde; unſere Trennung erfolgte, als noch Zinkmar lebte, wurde dir aber auf Dörfers Bitte von deinem Freunde, dem ehemaligen Feldprediger, verſchwiegen. Aber wo iſt Dörfer? forſchte Dalbeck aufs Neue. Im Beſitze der Handlung meines Onkels, im höchſten Wohlſtande, frei von aller bisherigen Schwermuth, ein glücklicher Gatte und Vater. Löſt mir dieſe Räthſel! Alle ſetzten ſich nun unter den Schatten einiger ſich über ſie wölbenden blühenden Linden und Akazien. Mathilde begann:

Du, mein Dalbeck, warſt für mich verloren und beinah ohne Wunſch und Hoffnung ſchlich mein Leben dahin. Da ſtarb meine Tante nach einer langen ſchmerzhaften Krankheit; es war mir Troſt, ihr auf dem Sterbelager jeden möglichen Beiſtand zu leiſten, und die Ueberzeugung, doch noch in der Welt nützen zu können, linderte in etwas meinen Gram. Länger als vierzig Jahre hatte ſie das Schickſal meines Onkels getheilt, er liebte ſie innig, ihr Tod zerſtörte völlig die Geſundheit des ohnehin ſchwächlichen Greiſes, durch Dankbarkeit und kindliche Liebe an ihn gefeſſelt, vergaß ich meinen eigenen Schmerz. Er wurde einige Tage lang höchſt unruhig, ſprach oft ins Geheim mit Dörfer, mir ahnete nichts Gutes, der Arzt zuckte bedenklich die Schultern; es iſt etwas, ſagte er, im Gemüthe des Kranken, das ſeine letzte Lebenskraft verzehrt. Er wurde wieder heiter, obgleich die Entkräftung beinahe mit jeder Stunde ſtieg. Was hältſt du, ſagte er, da ich einſt an ſeinem Krankenbette ſaß, was hältſt du von Dörfer? Es iſt nach meiner Ueberzeugung ein vorzüglicher junger Mann. Recht mein Kind! recht, ſagte er; es iſt ein herrlicher Mann; ſein Eifer, ſeine Treue, ſeine Einſichten haben mich aus einer ſchrecklichen Lage geriſſen, gern möchte ich ihm reichlich lohnen. Mathilde! du biſt meine einzige Erbin, mache ihn durch deine Hand glücklich, gewähre mir die letzte Bitte, Euch meine guten Kinder, ehe ich ſterbe, zu ſegnen. Konnte ich Nein ſagen? Ich küßte die Hand des Greiſes, aus allen ſeinen Zügen ſtrahlte Freude, da trat Dörfer ins Zimmer. Er winkte ihn an ſein Lager. Mein Sohn, ſagte er, ſo wünſche ich Sie nun künftig zu nennen, Sie haben viel für mich gethan, gern möchte ich Ihnen, noch ehe ich ſterbe, meinen Dank zeigen. Mathilde, ich habe es längſt bemerkt, iſt Ihnen nicht gleichgültig; ſo eben hat meine gute Tochter meine Bitte erfüllt, und mir für Sie ihre Hand zugeſagt. Kommen Sie, mein Sohn! er legte meine Hand in die ſeine. Dörfer hatte keine Worte, Thränen traten ihm ins Auge, ach und ich nahm dies für Ueberraſchung, Dankbarkeit und Freude. Ich kniete am Bette des Greiſes nieder, Dörfer an meiner Seite, der Kranke richtete ſich auf ſeinem Lager empor, er ſegnete uns beide, ſeine Thränen ſtrömten auf uns herab, und ſo erhielt Dörfer den erſten Bräutigamskuß.

Mein ehrwürdiger Onkel ſchien durch die Freude auf Augenblicke geneſen zu ſeyn. Ich, rief er, muß, ehe ich ſterbe euch noch als Eheleute erblicken. Er ſchickte ſogleich ſeinen Wagen nach Dörfers Vater, einem nur wenige Meilen entfernten Landgeiſtlichen, der nun nach ſeinem Wunſche die Sache mit ſolcher Schnelligkeit betrieb, daß er uns nach wenigen Tagen, blos in Gegenwart einiger Verwandten vor dem Bette des Kranken zuſammengab. Er wird es nicht lange machen, ſagte der Arzt; ſelbſt dieſe Heftigkeit iſt Krankheit; ich fühlte mich glücklich, ſeine letzten Stunden aufgeheitert zu haben, denn ſchon zwei Tage nach meiner Trauung war er nicht mehr.

Dörfer, dieſer gebildete junge Mann, behandelte mich zuvorkommend, mit hoher Achtung, ich ſuchte dieſe Geſinnungen zu erwiedern und ſo war unſere Ehe nicht unglücklich. Ich ward Mutter, mein Eduard, ein ſchöner Knabe, machte mich unausſprechlich glücklich, ſchon konnte er den Vater- und Mutternamen lallen, da ſank er ins Grab. Ich tröſtete mich, noch lebte meine Mathilde, aber ich litt unausſprechlich, als ich auch ſie im zweiten Jahre verlor; dies war auch das Schickſal ihrer jüngſten Schweſter. Mein Mann wurde ſchweigend und in ſich gekehrt, oft ſah ich Thränen in ſeinen Augen, forſchte aber nicht nach dem Grunde, denn ich maß ſeinen Schmerz nach dem meinigen. Da nöthigten ihn ſeine Geſchäfte zu einer Reiſe nach Hamburg, er kam verſtört und trübſinnig zurück, ich ſchob den Grund auf ungünſtige Handelsverhältniſſe, aber er ſelbſt gab mir Nachricht von unerwartetem ſehr großem Gewinn. Ich ſah, es lag ihm etwas auf dem Herzen, wünſchte ſein Vertrauen und ſuchte es durch Wohlwollen zu verdienen, erbetteln wollte ich es nicht. Er blieb verſchloſſen, nur wenn der einzige uns noch übrige Knabe, der freundliche Rudolph, die kleinen Händchen nach ihm ausſtreckte, auf ſeinem Schooße ſaß, Vater! ſtammelte und ihm kindlich ſchmeichelte, dann ſchien ſein guter Engel ihn freundlich zu umſchweben. Aber auch mein Rudolph erkrankte. Dörfer ward außer ſich, er bot alle Aerzte auf, verſprach fürſtlich zu lohnen, umſonſt! Der Knabe litt unter den ſchrecklichſten Zuckungen, ſelbſt ſeine Wärterin wurde durch dieſen Anblick ſo angegriffen, daß ſie das Zimmer verließ und auch ich, einer Ohnmacht nahe, trat auf einige Augenblicke in ein Nebenzimmer, um an einem offenen Fenſter die friſche Luft zu genießen, und ſah noch im Hinaustreten, wie Dörfer, der mit unverwandtem Auge am Bette ſeines Lieblings geſtanden hatte, ſich daneben auf die Knie warf. Um ſo mehr eilte ich zurück; er aber, der Blick und Hände verzweiflungsvoll zum Himmel emporhob, bemerkte mich nicht. O du ſtrenger Richter! rief er aus, mir dem Meineidigen, dem Verführer deine Strafe! dieſe gräßlichen Zuckungen, dieſe Qualen, erſpare ſie Erbarmer der leidenden Unſchuld und ſende Alles auf mein treuloſes Haupt! Ich bebte zurück; eine ſolche Entdeckung hatte ich nicht erwartet. Mein armes, leidendes Kind ſtarb erſt nach einigen Stunden; noch an dem nämlichen Tage erkrankte Dörfer tödtlich, ich glaubte ihm jetzt um ſo mehr jede Pflicht der Gattin ſchuldig zu ſeyn. Er lag in wilder Phantaſie, der Arzt zweifelte an ſeiner Rettung. O Sophie, Sophie! rief er aus, indem er meine beiden Hände ergriff, du nannteſt ja unſern Knaben Eduard! o wenn ich auch dich nie die meine nennen darf, o ſo laß mich doch der Vater meines unglücklichen Kindes ſeyn! Georg, der alte Bediente meines Oheims, den wir im Dienſte behalten hatten, war zugegen und wurde todtenbleich. Was iſt dir Alter? ſagte ich. O daß Sie auch dieſe ſchrecklichen Dinge erfahren müſſen! Sollteſt du etwas davon wiſſen? Leider! antwortete er. Ich winkte ihm ins Nebenzimmer. Du ſollſt nicht, ſagte ich, der Ankläger deines Herrn ſeyn, blos um ihn zu retten, wünſchte ich ſein Geheimniß zu wiſſen, ſprich! Die Thränen des Greiſes ſtrömten die graue Wimper herab. Sie wiſſen, daß, als der Herr vor wenigen Monaten nach Hamburg reiſte, er mich mitnahm. Der Wagen brach auf der Rückreiſe und wir mußten, bis er ausgebeſſert war, einen ganzen Tag in einem kleinen Städtchen hinbringen. Der Herr ſtand am Fenſter des Gaſthofes, es war gegen Mittag, da kamen aus dem Hauſe gegenüber einige kleine Mädchen, mit dieſen ein ausgezeichnet ſchöner Knabe, den nach wenigen Augenblicken eine junge Frau, die das Fenſter öffnete, bei dem Namen Eduard hineinrief. Wer iſt dieſe Dame und wem gehört der Knabe? fragte mein Herr lebhaft. Es iſt der Sohn der Madam Waldner, dieſer jungen Witwe, antwortete der Wirth, einer vorzüglichen Frau, die hier eine Mädchenſchule hält. In dem Augenblicke ſtürzte mein Herr aus dem Zimmer, er blieb lange fort, kam mit rothgeweinten Augen zurück. Nach ein Paar Stunden mußte ich einen Brief an die Witwe bringen, die mir zwar bekannt ſchien, doch ohne daß ich mich genau auf ſie erinnern konnte. Sie gab mir den Knaben mit, er mußte mit meinem Herrn auf ſeinem Zimmer ſpeiſen. Mein Herr, der den Knaben Eduard nannte, liebkoſte ihn unaufhörlich, doch konnte er ſich auch dabei nicht der Thränen enthalten. Die Mutter ſchickte gegen Abend, um ihn abzuholen, mein Herr ſchrieb an ſie, verſiegelte eine beträchtliche Summe in Golde und gab mir den Auftrag, den Knaben zurückzubringen und Brief und Geld der Mutter zu übergeben. Dieſe, wie ich nun genauer bemerkte, eine wunderſchöne junge Frau, erbrach den Brief; gab mir aber, wie es mir ſchien, nicht ohne Unwillen den Beutel zurück, mit dem Auftrage, meinem Herrn in ihrem Namen eine glückliche Reiſe zu wünſchen. Mein armer Herr ſchien hierüber außer ſich zu gerathen, es blieb mir nicht länger ein Geheimniß, daß etwas Schweres auf ſeinem Herzen laſte. Ach er war nicht mehr derſelbe Mann. Oft bat ich ihn, doch Alles zu vergeſſen; allein dann blickte er mich immer fürchterlich an, gebot mir das ſtrengſte Stillſchweigen und ich gehorchte, bis er ſich nun ſelbſt verrieth.

Auch ich gebot dem Greiſe die höchſte Verſchwiegenheit; Dörfer erholte ſich allmählig. Daß ich im Beſitze ſeines Geheimniſſes wäre, ahnete er nicht. Ich bemerkte oft, daß ſeine Blicke mit Wehmuth auf mir ruhten, ſah, daß er mich nach Möglichkeit vermied. Der Arzt wünſchte, daß er die freie Luft genießen möchte, er fuhr daher nach dem Garten. Ich wußte, daß er allein war, und folgte ihm. Er ſtand am Grabmale unſers verewigten Freundes, hatte das Haupt an die Urne gelehnt und blickte düſter zur Erde. Eduard! ſagte ich, auf deine Liebe habe ich kein Recht, wohl aber auf Vertrauen und Freundſchaft. Ich will dir ein Geheimniß, das dir ſo ſchwer auf dem

Digitized by Google

Herzen liegt, nicht abpreſſen; aber giebt es ein Mittel, deinen Gram zu lindern, kann ich hierbei wirken, ſo — ich beſchwöre dich bei meiner Ruhe, bei meinem Glück, fordere, was ich zu thun, zu leiſten vermag, vergiß jede Rückſicht, ſchone mich nicht! O Mathilde! rief er aus und umfaßte meine Knie, vergieb dem Elenden, der nicht ſterben kann und dich, die du das höchſte Erdenglück verdienteſt, in ſein Unglück zog. Freundlich richtete ich ihn empor. Eduard! rief ich, du biſt der Vater meiner Kinder, iſt dir ihr Andenken lieb und werth, ſo beſchwöre ich dich bei ihrer Aſche, öffne mir dein Herz. Damit auch du mich verachteſt! rief er knirſchend, der ich mir ſchon ſelbſt verächtlich bin! Damit ich dich Unglücklichen tröſte, dich mit deinem eigenen Herzen wieder ausſöhnen kann. Mathilde! rief er, wäre es möglich? Eduard! nicht Liebe, ſondern der Wille eines Sterbenden, den wir beide ehrten, knüpfte unſere Ehe, zerriß vielleicht ein früheres Band, das deinem Herzen theuer war! Du biſt Vater, unſere Kinder ſchlummern im Grabe, traue es mir zu, daß ich auch für deinen Sohn ein Mutterherz habe. Jetzt ſtrömten ſeine Thränen; ich glaubte dieſen Augenblick, wo er ſo erweicht war, benutzen zu müſſen; ſagte ihm, daß er mich in ſeiner Phantaſie ſelbſt mit ſeinem Geheimniſſe bekannt gemacht hätte. O, rief er, dann kennſt du den Treuloſen, den Verbrecher! aber ich bin kein Böſewicht, komm in die Laube, dort will ich dich ganz mit meinem Vergehen, mit meinen Leiden bekannt machen.

Daß mir dein Onkel deine Hand beſtimmt hätte, ahnete ich nie; daß er mir ſeine Handlung zurücklaſſen würde, hielt ich für Gewißheit, ich war in der Blüthe des Lebens, mein Herz frei und der Gedanke an eheliches Glück ſchwebte oft wie ein reizender Traum vor meiner Seele; da geſtatteten es die Geſchäfte der Handlung, daß ich eine Frühlingscur bei meinem Vater brauchen konnte. Dort lernte ich Sophien, eins der reizendſten weiblichen Weſen, die mit hoher Bildung Anmuth und unerſchöpflichen Frohſinn vereinigte, kennen. Sie, die ſelbſt kaum das ſiebenzehnte Jahr zurückgelegt hatte, war die Erzieherin der jungen Töchter des Herrn von Elmenhorſt. Mein Vater, der auf deſſen Gütern Prediger war, wurde von ihm als Hausfreund betrachtet, daher war ich auch beinahe täglich in dieſem Hauſe, lernte mit jedem Tage Sophien mehr kennen und ſchätzen, ſchmeichelte mir, daß ich ihr wenigſtens nicht gleichgültig war, konnte auch ſchon als Buchhalter unter Einſchränkungen eine Familie ernähren, und trug ihr meine Hand an. Sie ſchlug dieſe nicht aus, machte aber eine Forderung, die mich in die größte Verlegenheit ſetzte.

Ich betrachte Sie, ſagte ſie, als einen Freund, für den ich kein Geheimniß haben muß. Ich nenne mich hier Waldner, bin aber die Tochter jenes unglücklichen Hobald, der, wenn gleich unſchuldig, doch durch das Zuſammentreffen der Umſtände beinahe überwieſen, den Tod des Verbrechers ſtarb. Meine Mutter eilte, den Ort zu verlaſſen, wo alles ihren Schmerz aufregte. Geſchickt in jeder weiblichen Arbeit, legte ſie in einer entfernten großen Stadt eine Putzhandlung an, die jetzt nach ihrem Tode von meiner ältern Schweſter fortgeſetzt wird. An dieſem Gewerbe Theil zu nehmen, war nicht nach meinem Geſchmacke, beſonders da meine verewigte Mutter bei den Lobſprüchen, die man meinen unbedeutenden Anlagen ertheilte, jeden Sparpfennig auf meine Erziehung gewandt hatte, und ſo übernahm ich hier das Geſchäft der Erzieherin. An den Ort zurückzukehren, wo mich in meinen Kinderjahren Jedermann kannte und mich bald wieder erkennen und es Ihnen vielleicht bald zum Vorwurfe machen würde, die arme Tochter eines Hingerichteten geheirathet zu haben, hierdurch ſelbſt in manche mißliche Verhältniſſe geſetzt, nicht ſelten ſchmerzlich daran erinnert zu werden, — nennen Sie es immerhin Schwäche und Vorurtheil, allein ich kann mich, dort meinen Wohnſitz zu wählen, nicht entſchließen. Wenn Sie aber an einem andern, wo möglich entfernten Ort, auch nur ein mäßiges Auskommen finden, und das Opfer, welches Sie mir hierdurch bringen, nicht zu hoch iſt, dann ſoll es mein Stolz, meine Freude ſeyn, Sie für Alles, was Sie der armen Sophie aufopferten, durch ihre ganze Lebenszeit, ſo weit es Dankbarkeit und Liebe vermag, zu entſchädigen.

Zurückzutreten war unmöglich; jetzt erkrankte dein ehrwürdiger Oheim, dennoch ſuchte ich ein anderes Unterkommen. Mir wurde eine einträgliche Buchhalterſtelle zu Nantes angetragen, ich gewann einige Tage Zeit und eilte, um Sophien damit bekannt zu machen. Das liebe, dankbare Mädchen behandelte mich nun als ihren Verlobten. Zu unſerm Unglücke waren Herr von Elmenhorſt und ſeine Gemahlin verreiſt, wir waren daher häufig allein und wurden in einer unſeligen Stunde das Opfer unſerer Leidenſchaft. Jetzt entdeckte ich meinen Eltern meine Abſicht; denn nach meinem Plane ſollte Sophie nach wenigen Tagen meine Frau ſeyn. Allein mein Vater, der Reichthum für das höchſte Erdenglück hielt, und mich ſchon immer als den künftigen Inhaber der großen Hilgertſchen Handlung betrachtet hatte, wurde außer ſich, meine Mutter weinte bei dem Gedanken, die Tochter eines Verbrechers als Schwiegertochter zu umarmen. Ich blieb unerſchüttert, tröſtete Sophien durch die erneuerten Schwüre meiner Treue und eilte zurück. Ich fand bei meiner Rückkehr wichtige Briefe, die Hilgertſche Handlung ſchwebte in der größten Gefahr, der ehrwürdige Greis, dem ich ſo viel verdankte, wurde hierdurch dem Tode nahe gebracht. Da ich jetzt uneigennützig handeln mußte, ſchien es mir um ſo mehr heilige Pflicht, alle meine Kräfte aufzubieten. An ein anderes Unterkommen konnte ich jetzt gar nicht, ſelbſt an Sophie nur ſelten denken. Meine Bemühungen wurden vom glücklichſten Erfolge begleitet, der Sterbende glaubte mir lohnen zu müſſen, du ſtandeſt vor mir in aller Fülle der Jugend und Schönheit, hatteſt eingewilligt. Sie liebt dich, ſagte mir meine Eitelkeit; alle die Verführungen, die Glanz und Reichthum darbieten können, ſtürmten auf mich ein. Bald erwachte die Reue, ich wollte mich dir entdecken; aber mein Vater, meine Mutter, von dem Sterbenden eingeladen, ſtürmten auf mich ein; durch ihr Mitwirken wurde alles aufs Aeußerſte beſchleunigt, du weißt das Uebrige. Wiederholentlich ſchrieb ich an Sophien, ſuchte mich zu entſchuldigen, bot ihr eine anſehnliche Summe als Ausſteuer, meine Briefe kamen unerbrochen zurück, ſie verließ nach wenigen Monaten das Haus des Herrn von Elmenhorſt. Jede Spur von ihr verſchwand; Reichthum, Arbeit und dein Beſitz veranlaßten, daß die Stimme des erwachten Gewiſſens immer leiſer ward. Da ſtarben unſere Kinder, und jetzt rief es unaufhörlich in meinem Innern: Elender! du biſt der Vaterfreuden nicht werth! Das Glück begünſtigte jede meiner Unternehmungen, mein Wohlſtand ſtieg mit jedem Tage, und doch hatte ich keinen frohen Augenblick. Da reiſte ich vor wenigen Monaten nach Hamburg und fand zufällig Sophien wieder. Sie war Mutter eines beinahe achtjährigen Sohnes; ich näherte mich ihr, wurde mit Kälte zurückgewieſen; ich bot ihr meine Unterſtützung für den Knaben an. O, ſagte ſie mit einem ſchneidenden Tone, wer nach dem, was Sie gethan hatten, die Mutter vergeſſen konnte, dem kann auch dieſe weder ihr Kind anvertrauen, noch das Glück deſſelben verdanken. Doch gab ſie es zu, daß Eduard mich auf einige Stunden beſuchen konnte. Der ſchöne, fähige Knabe entzückte mich, er war für mich verloren. Noch tröſtete mich mein Rudolph, barmherziger Gott! auch er wurde dem verbrecheriſchen Vater entriſſen.

Daß unter den jetzigen Verhältniſſen kein Glück mehr durch mich für Dörfer blühte, ich an ſeiner Seite nicht glücklich, nicht einmal ruhig ſeyn konnte, ſah ich ein. Ich trat mit Sophien in Briefwechſel, anfänglich lehnte ſie alle Anträge ab; allein da ich ihr Dörfers ſchreckliche Lage, ſeine Reue ſchilderte, als es Mutter zu ihrem Herzen ſprach, vergab ſie dem Reuigen und willigte in meine Vorſchläge. Jetzt machte ich Dörfern erſt mit Allem bekannt, er fühlte ſich ſo tief gebeugt, ſo beſchämt und erniedrigt, daß es mir Mühe koſtete, ihn wieder aufzurichten. Bei Uebereinſtimmung unſers Willens wurde unſere Ehe ſehr bald getrennt. Es koſtete mir Mühe, zu hindern, daß Dörfer, ein Millionär, mir nicht mehr als den Nachlaß meines Onkels aufdrang. Er überließ die Handlung, wovon er ſich nur einen Antheil vorbehielt, einem bewährten Freunde, legte einen Theil ſeines Kapitals in ſichere Fonds an, kaufte ein reizendes Landgut im Holſteinſchen und lebt dort mit Sophien, die ihrem Eduard ſchon zwei Geſchwiſter geſchenkt hat, zufrieden und glücklich.

Sein Glück weckte auch die Erinnerung an dich. So lange Zinkmar lebte, war jeder Verſuch, dich zu retten, vergeblich, und Doktor Funk, der Bruder meiner Mutter, glaubte als Arzt, nachdem er, was man in den Acten gegen dich angebracht hatte, mitgetheilt erhielt, jede Annäherung widerrathen zu müſſen. Dörfer war mit deinem Freunde, dem ehrlichen Magiſter Rohde, in Briefwechſel getreten, dieſen ſetzte ich fort; alle die guten Nachrichten, die ich nach deiner wiedererlangten Freiheit erhielt, Alles, was ich von deiner für mich immer gleich gebliebenen Neigung erfuhr, vermochten, ſo ſehr auch mein Herz für dich ſprach, die Zweifel des bedenklichen Arztes nicht zu heben. Da wurden dieſe Güter verkauft, ein Drittel meines Vermögens reichte hin, ſie zu bezahlen, aber ſchon ſchüttelte mein guter Oheim bedenklich den Kopf, als ich ohne ſein Wiſſen dieſen Kauf abgeſchloſſen hatte. Wenn, ſagte er, Ihr Anblick, ohne irgend eine heftige Gemüthsbewegung, das jetzt aus Theilnahme, Freundſchaft und Milde abgeläugnete Uebel dennoch zum Ausbruch brächte? Der Gedanke war gräßlich, doch ich vermochte meinen Empfindungen nicht zu widerſtehen und ſo brachte mein Oheim die gefahrvolle Prüfung in Vorſchlag, mich dir als Taubſtumme vorzuſtellen; du haſt zu meiner und ausſprechlichen Freude die Prüfung beſtanden, und, fügte Funk hinzu, indem er eine Thräne vom Auge trocknete, Gott ſegne Euch!

Digitized by Google

Georg Nicolaus Bärmann

am 19. Mai 1785 zu Hamburg geboren, Doctor der Philoſophie und Vorſteher einer Erziehungsanſtalt daſelbſt, ein ſprachkundiger und talentvoller Schriftſteller, gab heraus:

- Homonymikon der Deutſchen. Hamburg, 1810.
- Alexander von Soltwedel. Hamburg, 1817.
- Die glücklichen Bettler. Maskenſpiel nach Gozzi. Leipzig, 1819.
- Hamburgiſche Chronik. N. A. Hamburg, 1822. — 2 Thle.
- Das Haus mit zwei Thüren. Schauſp. n. Calderon. Altona, 1821.
- Dolch und Maske. Bremen, 1822.
- Hamburg und Hamburg's Umgegend. Hamburg, 1822.
- Rymels un Dichtels; Höög und Häwelbook. 1. 2. 1822. 1823.
- Papiere aus meiner bunten Mappe. Berlin, 1826.
- Dat groote Höög und Häwelbook u. ſ. w. Hamb. 1827.
- Die Aſſonanzen der deutſchen Sprache. Berlin, 1829.
- Einzelne Beiträge in Zeitſchriften, Ueberſetzungen des Calderon, W. Scott, Bulwer, Byron u. ſ. w. vorzüglich für die in Zwickau erſcheinende Taſchenbibliothek ausländiſcher Klaſſiker u. ſ. w. u. ſ. w.

Bärmann hat in dramatiſchen Verſuchen manches Gelungene, das ſich vorzüglich auf ſeiner vaterländiſchen Bühne ungetheilten Beifalls erfreute, dargebracht, wie er ſich überhaupt in ſeinen Leiſtungen durch ſchöne und blühende Diction, Lebendigkeit und Gewandtheit auszeichnet. — Noch größeres Verdienſt hat er jedoch als Ueberſetzer, da er bei reicher Kenntniß fremder Idiome und feſter Herrſchaft über die Mutterſprache ſich die Schönheiten fremder Dichtungen vollkommen anzueignen und dieſelben höchſt glücklich wiederzugeben weiß. Dankbare Anerkennung werden ihm endlich die Freunde des Plattdeutſchen nicht verſagen, da er daſſelbe mit entſchiedenem Talent und ſeltener Leichtigkeit und Gefälligkeit in ſeinem Höög und Häwelbuche behandelte und, in der Abſicht, ihm größeren Eingang in den höheren Ständen zu verſchaffen, ſo wie ſeinem, wenn auch langſamen doch allmählichen Abſterben entgegen zu wirken, zeigte, welchen Reichthum es beſitze, und welcher Behandlung der anſcheinend ſpröde Stoff von naturbegabter geübter Hand fähig ſey. —

Der Teufelsbanner,
ein Schwank. *)

„Hab' ich morgen
Kleid und Brot —
Weg mit Sorgen,
Angſt und Noth!
Lächeln mir der Wein im Becher,
Feueraugen hinterm Fächer —
Was da Geld!
Mir allein gehört die Welt!"

„Der iſt glücklich
In der Welt,
Der geſchicklich
's Glück feſthält.
Und Fortuna locket jeden,
Was auch Miſantropen reden;
D'rum greif' zu,
Deines Glückes Schmied biſt du!"

„Mädchenküſſe,
Goldner Wein,
Hochgenüſſe
Sind dann dein!
Faſſeſt du das Glück beim Schopfe,
Kocht dein fettes Huhn im Topfe;
Was da Geld!
Du biſt König dieſer Welt!"

So lautete **Basco's**, des luſtigen Bruders Wahlſpruch. Basco hatte ſein ziemlich beträchtliches Erbtheil mit Andern ſeines Gelichters vergeudet, und ſeine ſchwindſüchtige Goldbörſe gebot ihm, auf ſolidere Mittel zu ſinnen, ſeinem Wahlſpruche auch fernerhin nachleben zu können.

Irgend ein ehrlich Gewerbe — ſo ſchloß er, wenn nicht völlig, doch ſo ziemlich richtig — wirft dergleichen Sporteln nicht ab; und nach langem Spintiſiren fiel ihm endlich ein, daß der Soldatenſtand wohl am erſten auf den Weg leite, auf welchem das Erhaſchen der Frau Fortuna gelingen könnte.

König Philipp ließ zu eben der Zeit in Granada Volk zum Kriege gegen die Algierer werben, und Basco ſäumte daher nicht, ſich einzeichnen zu laſſen. Er ward angenommen und bis zum Abmarſche bei einem Bewohner Granada's einquartirt.

Ging auch in Philipps Reichen die Sonne nicht unter, ſo war es doch in Granada ſchon ziemlich dunkel geworden, als Basco an die Hausthüre ſeines Wirthes pochte. „Auf Befehl des Königs!" brummte er der Zofe entgegen, die ihm öffnete, indem er des Monarchen Siegel vorzeigte, und dabei mit plötzlich luſtiger Miene der bräunlichen Andaluſierin die Wange ſtreichelte.

Die raſche **Joſephe** war mit Einem Sprunge die Stiege hinauf, ihrer Herrſchaft den **ungebetenen**, indeſſen ihr ſelbſt wohl nicht ganz **unwillkommenen** Gaſt zu melden.

Donna **Maria** aber wollte ſich anfänglich nicht dazu verſtehen, den Springinsfeld aufzunehmen. Sie liſpelt' ein Langes und Breites von ihrer erſt kürzlich vollzogenen Vermählung mit dem alten ſteinreichen und zugleich hectiſchen Don Reſauro d' Eſpada, und wie derſelbe in Amtsgeſchäften verreiſet ſey, wie es gegen Zucht und Sitte liefe, in Abweſenheit ihres Eheherrn fremde Mannsperſonen zu beherbergen. **Joſephe** aber — weil Herr Basco vertieft in den Anblick der ſchönen Donna Maria da ſtand, und **ſie** ſeine brennenden Blicke auf **ſich** gerichtet wähnte — erinnerte an das Königliche Siegel, und alle Weigerungen, die die züchtige Donna auch machen mochte, zerfloſſen in Ehrfurcht vor dem Wachsbilde, das Basco jetzt hurtig aus der Kapſel hervorzog.

Unſer Abenteurer ward nunmehr in das obere Stockwerk logirt, wo ihm ein Nachtlager angewieſen, und ein Stück Käſe mit Brote gereicht ward; das wollte dem Glücksritter nicht recht munden. Unmuthig ſtreckt' er ſich auf das Lager, und wollte ſchier anfangen zu bereuen, daß er ſich habe in den Rekrutenkittel ſtecken laſſen.

Wie jener Hahn im Sande ſcharrte,
Und einen klaren Diamant
Statt der erſehnten Gerſte fand:
So unſer Held! — Ein Bratſpieß knarrte,
Und würz'ger Duft das Haus durchwallt;
Ein langgehalt'ner Kuß erſchallt.
„Sankt Benedictus!" ruft er aus:
„Ich ſelber will das Glück erhaſchen,
Doch merk' ich, wie hier Andre naſchen,
Und keiner ladet mich zum Schmaus"

„Der Naſe nach geht's wohl am beſten!"
Denkt er, und macht ſich ſchnell empor.
Er muß doch wiſſen, welchen Gäſten
Man auftiſcht hier. Er ſpitzt das Ohr,
Er reckt die Naſe lang hervor;
Nichts hilft; doch endlich ſeine Augen,
Die ſonſt im Finſtern wenig taugen —
Ob Naſ' und Ohr ihn irre führen —
Sind's diesmal, die den Quell erſpüren,
Aus dem das Dampfbad ſich enthebt,
Das lüſtern machend ihn umſchwebt:
Denn durch der Holzwand ſchmale Ritze
Dringt eines hellen Lichtes Schein.
„Ha! bei des heilgen Lorenz Mütze!
Da drinnen muß der Glücksquell ſeyn!"
So ſchließt er, und mit Aug' und Ohren
Späh't er — die Naſe ſchlürft den Duft —
Doch wehe! wär' er nie geboren,
Wenn ihm Fortuna jetzt nicht ruft.

Die züchtige Donna Maria war es, die im Nebenzimmer mit einer Mannsperſon ſich gütlich that. Das Maſculinum ſchien, ſeinem Gewande nach, ein Rechtsverweſer zu ſeyn, und

*) Aus: G. N. Bärmann, Papiere aus meiner bunten Mappe; eine Sammlung von Erzählungen, Mährchen und Gedichten. Berlin, 1826.

Digitized by Google

da Bosco gar wohl den Hausherrn kannte, ſo ſah er bald, daß der Schwarzrock ein Marder im Hühnerſtalle ſey. Doch focht ihn dieß faſt weniger an, als die vom Spieß hereingetragenen Kapaunen und was ſonſt von lieblich kalter Küche umher ſtand:

Fürwahr! dem ärgſten Speiſenhaſſer
Läuft unbedingt der Mund voll Waſſer,
Wenn er dergleichen Ding' erſchau't.
Auch unſer Basco ſtand — wer zweifelt?
Von Eßluſt ganz wie eingeteufelt,
Und tief im Magen bellt's ihm laut.
Dazu die feurigen Kareſſen,
Worauf die Beiden wie verſeſſen —
Das macht ihm gar die Sinne toll:
Wie Tantalus im Orkus gieret,
Steht er erſtarrt und angeſchnüret,
Und weiß nicht, was er will und ſoll.

Man denke ſich an Freund Bascos Stelle, und werfe den erſten Stein auf ihn. Mit jedem Athemzuge ſchien ſein Glücksſtern ſich immer weiter von ihm zu entfernen und drohte, bald ganz unterzugehen. — Horch! da pochte es an die Einlaßpforte und: „der Hausherr, Don Roſauro!“ rief Joſephine die Treppe herauf und ging, um zu öffnen.

Ha! welch ein Schrecken den Liebesleuten!
Für unſern Basco welcher Scherz!
Fortunens Gürtel zu erbeuten,
Pocht vor Begier ihm ſchon das Herz,
Denn eh' noch unſer hektiſcher Alter
Sich keuchend die Stiege herauf gedrückt,
Da wußte Basco ſchon wie ſein Pſalter
Das Plänchen, wodurch er Fortuna zwickt.
Und eh' Joſephe noch aufthat die Pforte,
Da flogen — luſtig war's anzuſehn —
Kapaun und Braten und mancherlei Torte —
Als rührte ſie neidiſch Gott Aeolus Weh'n —
Huſch, huſch, in ein Schränkchen der Zimmerecke,
Dort mußt' Alles — Teller und Tiſchtuch hinein.
Das Masculinum kroch unter die Decke
Im Kabinet, um verſteckt zu ſeyn.

„Na, Schäfchen“ — begann Don Roſauro nach etlichen langen Athemzügen — „Na? Wie thut's? Bin in dreizehn Stunden ſieben Meilen geritten, um dich heute wieder zu ſehen. Aber weshalb das große Feuer im Kamine?“

„Seyd mir gegrüßt, mein Herr und Gemahl!“ rief Donna Maria, indem ſie den Alten ſtreichelte: „Es freut mich, daß Ihr ſo bald zurück ſeyd. Ich habe mancherlei Fährlichkeit erlitten während Eures Wegſeyns. Darum auch dies große Feuer. Vernehmt nur: Auf Königs Befehl mußt' ich dieſen Abend einen jungen Kerl, einen Soldaten in das Haus nehmen. Denkt Euch meinen Schrecken darüber, und die verdächtige Lage, in welche ich dadurch verſetzt ward. Die Kolik war Folge meines Verdruſſes. Darum das Feuer, an welchem Joſephe mir etliche Tücher wärmen mußte, um meinen ſchneidenden Schmerzen hülfreich entgegen zu kommen.“

„Na, na, Schäfchen! Reſpekt vor des Königs Befehl! — Aber mich hungert. Was vermag die Küche?“

„Blutwenig“ — war die Antwort, — „um nicht zu ſagen; gar nichts. Ich und Joſephe, wir haben die drei Tage, während welcher Ihr abweſend waret, gleichſam faſtend zugebracht. Eure Ankunft überraſcht uns daher: wie ſollten wir alſo für Eure gewöhnliche Abendtafel geſorgt haben?“

„Schlimm, ſehr ſchlimm, Schäfchen — und jetzt, ſo ſpät Euch noch zu bemühen — —“

„Herein!“ rief Donna Maria einem draußen Klopfenden zu, und herein trat — Basco.

„Grüß' Euch Gott, Herr Don Roſauro d'Eſpada!“ begann der Eintretende. „Mag dies Siegel meine Kühnheit entſchuldigen. Ich vernahm draußen, daß Ihr Euch wohl würdet entſchließen müſſen, ohne Abendeſſen zu Bette zu gehen, und das thut mir leid, indem Ihr ſicher einen weiten Ritt gemacht habt. Auch ich habe Luſt, vor dem Schlafengehen noch eine kleine Mahlzeit zu halten. Ich komme daher, Euch zu Gaſte zu bitten.“

„Was? Ihr! Wo denn hernehmen bei ſo ſpäter Abendzeit?“ fragte Don Roſauro.

„Kleinigkeit! Kleinigkeit!“ entgegnete Basco und ſprach dem Alten etwas in's Ohr, worüber dieſer bedeutend zu erſchrecken ſchien.

Was konnte Donna Maria anders ahnen, als Verrätherei? Der Schrank, dachte ſie, wird ſeine Ausſage beſtätigen. Der Tagedieb hat mich ſicher belauſcht und o weh! wenn Don Alvares drinnen nicht bald einen Rettungsweg findet. —

„Wenn nur Eure Frau Gemahlin“ — verlautbarte Basco. —

„Wird nichts thun, nichts ſagen, Freundchen; aber den Geiſt ſehen, möcht' ich ſelber nicht!“ erwiederte Don Roſanro.

„Nun dann! fehlen kann mir's nicht!“ rief unſer Held: „in ſo fern Ihr die Handlung durch tiefes Schweigen ehrt. Da müßt' ich ein Stümper in meiner Kunſt ſeyn, wenn ſie mir nicht auf den erſten Wink ein ſchmackhaftes Nachteſſen einbringen ſollte. — Wie geſagt, fürchtet Euch nicht! Auch Ihr nicht, ſchöne Donna; der Geiſt, der mir dienſtbar iſt, und uns jetzt mit etwas Eßbarem verſehen ſoll, wird Euch nicht ſichtbar ſeyn. Laßt mich nur machen.“

Mächtig wirkte Basco's Rede auf die zitternde Donna. Ein neuer Lebensgeiſt drang durch ihre Adern, und tief einſchauend in den Plan unſers Abentheurers, dankte ſie ihm im Stillen für ſein Rettungswerk, zu deſſen Beginnen er ſich ſchon mit ziemlich geheimnißvoller Weitläuftigkeit anſchickte. Don Roſanro, der nicht wußte, ob er den Jüngling für wahnwitzig halten, oder ihm glauben ſollte, ließ ihn gewähren und antwortete auf deſſen Frage, welche Speiſen er begehre, blos: „Ihr ſeyd hier der Wirth, ich der Gaſt, alſo nach Eurem Gefallen.“

Der loſe Basco zog mit ſeinem Seitengewehr einen Kreis um ſich her und begann mit dumpfer Stimme:

„Esko wanmi dumaſchkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör', und thue mein Gebot!
Hurtig förd'r' in jenes Schränkchen
Einen Braten von dem Spieß,
Zwei geröſtete Kapaunen;
Flink! beginne nicht zu launen!
Fette Saucen, ſcharf und ſüß;
Auch Salat nicht zu vergeſſen,
Und als Nachtiſch zu dem Eſſen
Tort' und andre Näſcherei.

Esko waumi dumaſchkalo,
Perro, perro infernalo,
Hör' und thue mein Gebot!
Alte Weine mit Signetten,
Teller, Tiſchtuch, Servietten,
Meſſer, Gabeln, Salz und Brot:
Was zum Tafeln nöthig ſey,
Hurtig allzumal dabei!
Hör' und thue mein Gebot!
Daß die Donna nicht erſchrecke,
Ihre Furcht ſich nicht vermehrt,
Uns nicht ſichtbar, dort verſtecke,
Was Dein Herr von Dir begehrt.
Nicht wie Sturmwind laß dich nieder;
Höre des Gebieters Wort!
Ungeſehen kehrſt du wieder,
Harreſt in der Kammer dort,
Bis ich Dich nach Hauſe ſchicke;
Dann erſt trollſt Du ſonder Tücke
Dich zu neuen Dienſten fort.

Esko waumi dumaſchkalo,
Perro, perro infernalo,
Eilig ſey vor Mitternacht
Dieſe Kleinigkeit vollbracht!“

Schalk Basco winkte nun, aber weder Don Roſauro, noch ſeine Donna hatten Herz genug, den Schrank zu öffnen.

„Nur ohne Furcht, ſchöne Donna,“ ſprach der Teufelsbanner, „ein Junggeſell, wie ich, weiß Alles, was unangenehm iſt, von den Damen zu entfernen. Nur den Schrank aufgemacht, und wenn Ihr nicht alles Geforderte darin findet, ſo heißt mich einen Lügner!“

Donna Maria ſchien ſich noch ein wenig zu fürchten, jedoch bald hatte ſie ſich entſchloſſen und die wohlgefüllten Schüſſeln machten ſich aus dem Schranke hervor, um nunmehr auch Theil an der Poſſe zu nehmen. Herr Don Roſauro wollte anfänglich nicht recht in die Höllengerichte einbeißen, der liebliche Duft aber, der ſich aus ihnen entwickelte, ließ ihn bald nicht müßig beim Schmauſe ſeyn. Basco hatte ſchon einen Kapaun dergeſtalt zergliedert, daß wenig Geflügeltes übrig geblieben wäre, wenn er ſo im Anatomiren fortgefahren hätte. Donna Maria's Kolik wollte ſich verloren haben, darum ließ ſie ſich das Gebratene trefflich munden. Wie konnte der hectiſche, appetitreiche Don Roſauro wohl anſtehen, ſolchem Beiſpiele zu folgen? Auch ließ er ſich's wohl ſchmecken, und manches Gläschen Xeres ward auf die Geſundheit des liberalen Wirthes geleert, ſo daß das Trio ſich gar weidlich erluſtigte.

Ob Don Alvares in der Kammer auch ſo guter Dinge ſeyn mochte, iſt nicht ſchwer zu entſcheiden. Aller Wahrſcheinlichkeit nach wiederholte er die Rolle des Tantalus, die unſer Basco vorhin geſpielt hatte, und obendrein peitſchte ihn die

Digitized by Google

Furcht, entdeckt zu werden; denn vergebens ſah er ſich nach einem Rettungswege um. Die Fenſter der Kammer lagen zwar nicht hoch, aber unter ihnen rauſchte ein tiefer Bach: wie alſo entkommen?

Freund Basco, der längſt entſchloſſen war, ihn zu erlöſen, wie wir aus ſeiner Beſchwörungsformel leicht haben ermeſſen können, ließ ihn, boshaft genug, erſt eine lange Weile zappeln. Endlich brachten Maria's Feuerblicke ihn dahin, die Einleitung zur Abfahrt des armſeligen Geiſtes in der Kammer zu finden.

„Ein Meiſterſtreich wär' es doch, wenn mir's glückte!" ſprach er zu ſich ſelbſt, und war im Geiſte nahe daran, die Frau Fortuna beim Schopfe zu faſſen, denn Donna Maria ward mit jedem Augenblicke zuthulicher, und wem Fortuna wohl will — das wußte unſer Schalk recht gut, — dem naht ſie, ihr Geſchlecht niemals verläugnend, in Geſtalt eines Weibes; wie viel lieblicher aber noch in Geſtalt eines ſchönen, feurigen Weibes?

„Wie ſchmeckt's, Don Roſauro?" hob er bald nach ſeinem Selbſtgeſpräch an. Und Herr Roſauro konnte nicht genug die Teufelsküche loben, aus der ſo würzige Gerichte verſandt würden. Mehr aber noch mundete ihm der Wein, den er — wie geſagt — ſchon in reichem Maaße zu ſich genommen hatte, und welchen er ungleich beſſer fand, als den aus ſeinem eigenen Keller. Basco neckte ihn mit ſeiner vorhin geäußerten Furcht vor dem dienſtbaren Geiſte und erſt nach langem Necken ſchien's, als ob Don Roſauro's Muth zu wachſen beginnen wollte.

„Herr!" rief Basco: „Ihr könnt Euch nicht dankbarer gegen den geiſtigen Freudenſpender beweiſen, als wenn Ihr ihm Eure und Eurer frommen Gemahlin achtungswerthe Perſonen zeigt. Auch wird meine Schuld gegen ihn dadurch getilgt; alſo laßt mich ihn beſchwören —"

„Halt! Nein! doch — wenn Ihr könntet, wenn er in einer andern Geſtalt als — ſeinem gewöhnlichen Ornate — mit Verlaub — — ich und meine Donna Maria — —"

„Laßt mich machen!" unterbrach ihn Basco, der unterdeſſen einen Zettel beſchrieben hatte.

Donna Maria drückte verſtohlen unſerm Helden die Hand — wie hätt' es ihm an Scharfſinn fehlen können?

Der Zauberkreis ward abermals gemacht. Don Roſauro zu ſeiner Rechten, Donna Maria, die ſich furchtſam, das will ſagen: zärtlich an ihn ſchmiegte, zu ſeiner Linken, trat Basco in den Cyklus ein:

„Esko waumi dumaſchkalo,
Perro, perro infernalo,
In der Kammer, höre mich!
Eile flugs dich anzuſchicken,
Dich zu zeigen unſern Blicken;
Ich befehl' es — zeige Dich!
Doch vernimm, wie ich gebiete:
Nicht in Deinem Höllenſtaat
Kommſt Du — nein! im ſchwarzen Rocke
Mach dich eilend auf die Socke,
Tritt hervor — als Advocat!"

Schon wollte Don Roſauro durch lautes Gelächter die Beſchwörung unterbrechen, und Hexenmeiſter Basco anfangen, zu zürnen, als ein flüchtiger Kuß von Donna Maria's ſchönem Munde die Wange unſeres Abentheurers berührte. Ein dankbarer Händedruck links und ein donnerndes Halt! rechts und gegen die Kammerthür hieß den Lacher ſchweigen und den ſchon vorhandenen Schwarzrock zurücktreten.

„Faſſe friſch das Glück beim Schopfe!" war jetzt mehr als je Basco's Wahlſpruch, und er fuhr fort:

„Esko waumi dumaſchkalo
Perro, perro, infernalo,
Höre, wie Dein Herr befiehlt!
Manches Plänchen wird vereitelt;
Mancher Näſcher wird gebeutelt,
Muß oft zahlen, eh er ſtiehlt.
Aber ich bin Herr und Meiſter
Aller hier zugegnen Geiſter,
D'rum merk' auf, wie man befiehlt:
Deines wahren Namens Züge
Schreibſt du unter dieſe Schrift;
Doch daß Alles friedlich trifft,
Mach die Quittung nicht zur Lüge!
Jetzt hervor aus deiner Hocke!
Muthig ſchreite zu der That;
Wohl gemerkt: in ſchwarzem Rocke
Mach' Dich eilend auf die Socke,
Schreib' und geh' als — Advocat!"

Und Don Alvares, der Rechtsverweſer, trat hervor, hob die Schrift vom Boden auf, las, unterſchrieb ſeufzend und eilte dann ſchweigend fort durch die Thür.

Basco ſprang aus dem Kreiſe, griff haſtig nach dem Papier und fand, daß die Verſchreibung über viertauſend Piaſter, auf Sicht zu zahlen, ehrlich unterſchrieben ſey.

Don Roſauro lachte noch eine Weile über den gefälligen Teufel, der ſo, mir nichts, dir nichts, ſich hinbugſiren ließ, wohin ſein jovialiſcher Meiſter ihn haben wollte; dankte — obſchon mit einem kleinen Schauder — ſeinem Wirth und begab ſich zu Bett.

Herr Alvares zahlte am Morgen die viertauſend Piaſter gegen einen Eid des Stillſchweigens von Seiten des Glücksritters Basco, welcher nun hinging, und ſich von den Fahnen Philipps des Zweiten loskaufte.

Donna Maria hatte ſich kaum durch etliche Stunden Schlafes von dem gehabten kleinen Schrecken erholt, als ein zweiter ſie überfiel, der jedoch nach einigen Minuten Bedenkens ſie bald verließ.

Ganz erbärmlich ächzte Don Roſauro an der Seite ſeines jungen Weibes und war allminuthlich bereit, ſeinen Geiſt aufzugeben, indem der vorhin genoſſene Wein ihm einen ſolchen Blutſturz zugezogen, daß ſchleunig ein Seelſorger geſchafft werden mußte, um die ringende Seele gebührend vorzubereiten auf ihren unmaßgeblich-baldigen Eintritt in's himmliſche Freudenreich.

Nach wenigen Stunden war der Hektikus entſchlafen und Don Basco ſäumte nicht, die trauernde Wittwe nach Kräften zu tröſten, welches, wie die Sage verlauten will, ihm auch ſehr wohl gelang; denn nach einigen Monaten war er der luſtige Gemahl der dankbaren Donna Maria. Die muntere Joſephe ſoll, wie es heißt, nicht ganz leer ausgegangen ſeyn bei der bekannten jovialiſchen Laune ihres Gebieters.

„Frau Fortuna locket Jeden,
Was auch blöde Thoren reden,
D'rum greif' zu!
Deines Glückes Schmied biſt Du."

trällerte der geſtrenge Don Basco und ließ ſich's wohl ſeyn am Buſen ſeiner Maria und bei jedem Griff in ihre gefüllten Geldkiſten.

Kunz, der Sänger.

Ballade.

Was klopft an Elsbeth's Kämmerlein?
Was ziſchelt: „Mädlein, biſt allein?
„Mach' auf, mach' auf die Thüre!"
Was liſpelt leiſer: „Nur herein,
„Geliebter, komm; ich bin allein —"
Wer ſchlüpft dann durch die Thüre?

Kunz iſt's, des Grafen wackrer Knecht,
Von nied'rem Stande, ſchlecht und recht
In Einfalt fromm erzogen.
Des Grafen Gerhard edle Maid
Erfüllt ſein Herz mit Zärtlichkeit
Gewaltig unerwogen.

„Ach Kunz, nicht länger zaud're mehr,
„Es leidet ſonſt der Jungfrau Ehr;
„Der Vater darf's nicht wiſſen.
„Zieh hin, zieh hin, in fernes Land,
„Erwerbe Dir den Ritterſtand,
„Soll ich als Weib Dich küſſen."

Und Kunz nimmt Abſchied weinerlich,
Und ruft: „Bei Gott! vergißt Du mich,
„So koſtet's mich das Leben."
Doch tröſtend ſpricht ihr Roſenmund:
„Der Liebe Allmacht iſt Dir kund;
„Ich bleibe Dir ergeben."

Er zieht hinab in trübem Sinn,
Zum heilgen Grabe zieht er hin,
Sein Liebchen zu erkämpfen.
Verwundet ſinkt er im Gefecht,
Geneſet — aber bleibet Knecht:
Was wird die Gluth ihm dämpfen?

„Vergebens all mein Streben bleibt;
„Ach! immer geht's nicht, wie man's treibt;
„Ach ſie wird nie die Meine!
„Du lang' verſäumtes Saitenſpiel,
„Herbei und lindre mein Gefühl;
„Sprich's aus: „Sie wird die Deine!""

Digitized by Google

So über Berg und Thal entlang
Tönt klagend Kunzens Harfenklang:
„Ach! ſie wird nie die Meine!"
Doch mählich lindert ſich ſein Schmerz,
Die Hoffnung hebt ſein banges Herz:
„Vertraue nicht dem Scheine!"

Gar lieblich ſchallet der Geſang,
Stets raſcher tönt der Harfe Klang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Die Liebſte wird die Deine!"

Der Hoffnung voll, gelangt er bald
Nach flinkem Zug durch Feld und Wald
Zu Kaiſer Friedrichs Hofe,
Und baß ergötzt ſein Saitenſpiel
Der edlen Herr'n und Frauen viel',
Den Knappen und die Zofe.

Des Kaiſers Erbe jugendlich
In Männerkraft verlobte ſich
Mit Fräulein Kunigunden;
Doch Beider Väter wurden Feind,
Sey's bös nun, oder gut gemeint:
Das Paar ward nicht verbunden.

In Franzens Bruſt wogt's auf und ab,
Er ſiehet nur der Liebe Grab,
Beklagend die Verlorne.
Und düſter wird des Jünglings Sinn:
„Mit ihr, mit ihr ſchwand Alles hin;
„Verloren die Erkor'ne!"

Der Außenwelt ſich nicht bewußt,
Des Grames Wurm in tiefer Bruſt,
Wird enger ihm und enger,
Und ob des Sohnes dumpfem Schmerz
Erbanget ſchier des Kaiſers Herz,
Und trägt es nun nicht länger.

Laut ſchallt das Aufgebot durch's Land:
„Prinz Franzens Wahnwitz iſt bekannt,
„Wer kann, wer wird ihn heilen!
„Wer mir ihn wiederſchenkt den Sohn,
„Der fordre kühn den reichſten Lohn,
„Sollt' ich den Thron auch theilen."

Viel' edle Frau'n und große Herrn
Verſuchen's, Alle wollen gern
Den reichen Lohn erwerben;
Doch wie ſich Alles auch bemüht,
Fortdauernd irrer Wahn erglüh't
Im Aug' des jungen Erben.

Da tönet Kunzens Harfenklang
Und zauberiſch ſein Troſtgeſang:
„Vertraue nicht dem Scheine!
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Die Liebſte wird die Deine!"

Erwachend ſchaut der Jüngling auf,
Den Thränen läßt er freien Lauf,
Beginnet zu geneſen.
Die Väter reichen ſich die Hand:
„Wohlan: es knüpfe ſich das Band,
Die Feindſchaft ſey geweſen!"

„Du haſt den Sohn aus Irrwahns Nacht —"
Ruft Friedrich — „mir zurückgebracht
„Auf lebensfrohe Pfade.
„Dem Sänger dieſes Lorbeerreis,
„Drei feſte Schlöſſer an der Pleiß'
„Und Kaiſers Schutz und Gnade!"

Da tönet jubelnd Kunzens Sang
Ein Siegslied in der Harfe Klang:
„Triumph! ſie wird die Meine.
„Des Menſchen Wahn oft irrig denkt,
„Doch Gott der Menſchen Schickſal lenkt;
„Drum traue nie dem Scheine!"

Sängerwürde.

Wenn mit blutgefärbter Siegesfahne
Eris um die Friedensländer kreiſ't,
Und das Volk in wildem Pöbelwahne
Seines Glückes Tempel niederreißt;

Wenn der Kirche ehr'ne Pfeiler zittern
Vom Tumult des Bilderſturms erfaßt;
Wenn Gedankenfreiheit hinter Gittern
Wimmernd duldet böſen Zwanges Laſt;

Wenn die Ehrſucht mit Gigantenſchritten
Zu dem fluchbelad'nen Ziele eilt,
Und, verhöhnend der Getreu'nen Bitten,
Die Ergebung in die Knechtſchaft feilt;

Wenn Gemeingeiſt, durch den Krampf erwürget,
In den Abgrund des Vergeſſens ſinkt,
Egoismus für das Ganze bürget,
Gift ſtatt Labetrunks im Becher blinkt;

Wenn der Liebe ſegensreiche Bande
Frecher Räuber Mörderfauſt zerreißt;
Wenn des zücht'gen Mädchens Unſchuld — Schande,
Und des Chriſten Demuth — Feigheit heißt;

Wenn die Redlichkeit mit Schmach beladen
Seufzend, einſam und verlaſſen ſteht;
Wenn die Freundſchaft wie von Gottes Gnaden
Treu und dennoch fruchtlos betteln geht;

Wenn ein Schwarm gedungner Ariſtarchen
Dort den Krautkopf zum Genie kreirt,
Hier den ächten Sohn Apolls mit Schnarchen
Zu des Pöbels Brudel einquartiert;

Wenn nur täglich Helios, der reine,
Stets daſſelbe Jammerbild beſtrahlt,
Und in Heſpers goldnem Dämmerſcheine
Stets ſich nur daſſelbe Zerrbild mahlt; —

Was vermag die Thräne da zu löſen,
Die im Aug' des Fühlenden erſtarrt,
Während wilden Schwarmes tolles Weſen
Ihn und ſeines Buſens Gottheit narrt?

O, ich weiß es und mein Lied ſoll's künden!
Sänger, Dir nicht, Dir iſt es bekannt;
Aber Jenen nenn ich's, jenen Blinden,
Die der heil'gen Muſe nicht verwandt.

Sänger, der in holde Phantaſieen
Durch des Liedes Zauber uns verſetzt,
Du biſt's, dem die Hochgefühle glühen,
Wenn das Herz an Bildern ſich ergötzt;

An den Bildern, die Du aufgeſtellet,
Die uns öffnen einen mildern Kreis,
Wo zur Liebe Freundſchaft ſich geſellet
Und der Waller nichts von Sorge weiß.

Sänger, ſo erblühe Dir zum Lohne
Friſcher Lorbeer aus dem Thränenland,
Und kaum braucht's der Myrte hier zur Krone,
Die Dir längſt die Muſe lieblich wand.

Stoffels Nachtmuſik.

Vor das Gucklock der Charmanten,
Die mein Herz ſich auserwählt,
Hab' ich dritthalb Muſikanten
Für ein Trankgeld hingepfählt.

Hänſel dudelt in die Flöte,
Jürgen Triller piept Clar'nett,
Und ich ſelber peitſch und knete
Ein zerbrochenes Spinett

Digitized by Google

Wie das piept und ſchwirrt und dudelt
Durch die ſtock=pech=finſt're Nacht!
Wen, wie mich, die Liebe hudelt,
Der hat's ärger wohl gemacht.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Spitz die Oehrchen weit heraus!
Mod'ſcher Lecker Lieb'sgekakel
Nimmt ſich zehnmal lump'ger aus.

Liesmarie'chen, hör', o höre!
Hör' zumal, mein Schatz, auf mich:
Keine andr' — ich ſchwör's, ich ſchwöre,
Keine Andre je als Dich.

Liesmariechen, Zuckerſtengel,
Süßholzbäumlein, Honigbrei!
Heiß mich einen Galgenſchwengel,
Bleib' ich jemals Dir nicht treu.

Laß mein Ständchen Dich erbarmen,
Zwick' den alten Knaſterbart,
Daß er Ja ſagt, und mich Armen
Vor Verzweifelung bewahrt.

Sieh, dann ſchlüg mit einer Klatſche
Ich zwei garſt'ge Fliegen todt:
Erſtens bin ich aus der Patſche
Aller Liebs= und Herzensnoth;

Zweitens aber — Liesmariechen,
Merk' Dir's! — bin ich eingehetzt,
Wenn die garſtigſte der Fliegen
Auf die Naſe mir ſich ſetzt;

Wenn armirt mit des Pantoffels
Prügel droh'nder Centnerwucht,
Dein lieb Patſchchen Deines Stoffels
Kirſchbraunrothe Naſe ſucht.

Hui, da weiß ich mir zu helfen!
Ein Genie hängt nicht am Schein,
Heult nicht hundiſch mit den Wölfen,
Läßt nicht fünf gerade ſeyn.

Hurtig hol' ich mir den Jürgen
Und den Hanſel und's Spinett;
Daß am Schrei'n Du magſt erwürgen,
Dudeln luſtig wir'n Terzett.

Klingklang — dudu — o Spektakel!
Wie das piept und ſchwirrt und klingt,
Bis von dem Xantippgekakel
Dir die Lungenader ſpringt.

So kommt Pfiffigkeit zum Ziele;
Denn ſie übet ſich bei Nacht,
Daß ſie leicht zum böſen Spiele
Gute Mien' am Tage macht.

Jens Immanuel Baggeſen,

ein Däne, der ſich jedoch vollkommenes Bürgerrecht unter den deutſchen Dichtern erworben hat. Er ward am 16. Februar 1764 zu Korſöer auf Seeland, wo ſein Vater das Amt eines Kornſchreibers verwaltete, geboren, erhielt eine gute wiſſenſchaftliche Bildung und ſtudirte mit großem Eifer neben den Alten die philoſophiſchen Syſteme der Neueren, beſonders Kant's, ohne jedoch darüber ſein ſchon frühzeitig rege gewordenes poetiſches Talent zu vernachläſſigen. Bereits im zwanzigſten Jahre ſeines Alters gab er komiſche Erzählungen in ſeiner Mutterſprache heraus, welche ſeine glücklichen Anlagen, beſonders für das Humoriſtiſche, beurkunden und ſehr günſtig aufgenommen wurden. Mehrere ernſte Oden und Lieder, die gleichen Anklang bei ſeiner Nation fanden, vermehrten ſeinen Ruf, und es gelang dem unbemittelten jungen Manne, ſich bedeutende Gönner, u. A. den Herzog von Holſtein=Auguſtenburg zu erwerben, die ihn in den Stand ſetzten, eine größere Reiſe theils zu ſeiner weiteren Ausbildung, theils zur Herſtellung ſeiner angegriffenen Geſundheit zu machen. Sie führte ihn während der Jahre 1789 und 1790 durch Deutſchland nach der Schweiz. Hier vermählte er ſich mit einer Enkelin des großen Haller und kehrte dann mit ſeiner jungen Gattin nach Kopenhagen zurück Er hatte auf dieſer Reiſe Voß, Klopſtock, von Gerſtenberg, von Knigge, Reinhold u. A. mehr kennen lernen und war zu ihnen in ein mehr oder weniger enges Verhältniß getreten. 1793 machte er eine zweite Wanderung, nach Italien, und wurde dann nach ſeiner Rückkehr 1796 Probſt der Communität und Regens der Stipendiaten in Kopenhagen; doch ließ es ihm nicht lange Ruhe an einem Ort, und er ging wiederholt nach Paris, wo er ſich für die Revolution lebhaft intereſſirte, ſo wie nach Italien. Im Jahre 1800 zog er mit ſeiner ganzen Familie nach Frankreich und wohnte eine Zeit lang auf einem Meierhofe bei Marly, der ſein Eigenthum war. — 1811 erhielt er eine ordentliche Profeſſur der däniſchen Sprache und Literatur an der kieler Univerſität zugleich mit dem Titel eines Juſtizrathes, beſchäftigte ſich jedoch nicht ſehr mit Vorleſungen und nahm bereits 1814 ſeine Entlaſſung, worauf er nach Kopenhagen ging, nachdem er ſich zum zweiten Male, da ſeine erſte Frau ſchon früher geſtorben war, vermählt hatte. Seine jetzige Gattin war eine Franzöſin. Während ſeines diesmaligen Aufenthaltes gerieth er in einen heftigen Streit mit Oehlenſchläger (S. d.), der wohl von ihm allein veranlaßt war, auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt wurde und höchſt ärgerliche Auftritte herbeiführte. — Er verließ nun von Neuem ſein Vaterland und lebte von nun an abwechſelnd zu Paris und Kopenhagen. — Um ſeine zerrüttete Geſundheit herzuſtellen, beſuchte er 1825 die böhmiſchen Bäder und ſtarb auf der Rückkehr nach Dänemark am 3. October 1826 zu Hamburg.

Folgendes ſchrieb B. in deutſcher Sprache:

Gedichte. Hamburg, 1803. 2 Thle.
Parthenais oder die Alpenreiſe, ein idyll. Epos. Amſterdam, 1806. N. verm. Aufl. 1812. 3. A. Leipz. 1819. 2 Th.
Heideblumen. Amſterdam, 1808. N. A. Leipz. 1819.
Der Karfunkel= oder Klingklingelalmanach. Tübing. 1810.
Taſchenbuch für Liebende. Tüb. 1810.
Adam und Eva, humor. Epos. Leipz. 1826.
Aus Jens Baggeſens Briefwechſel mit K. L. Reinhold und F. H. Jacobi. (Herausgegeben von ſeinen Söhnen.) Leipz. 1831. 2 Thle.

Glänzender Witz, eine ſcharfe und treffende Beobachtungsgabe, ausgebildet durch ſeine vielen Reiſen und ſein unſtetes Leben, und ein harmoniſcher Versbau charakteriſiren B's Leiſtungen vorzüglich; ſein flüchtiges Ueberſpringen aber von einem Gegenſtande zum anderen, ſeine faſt unbegrenzte Eitelkeit und die daraus entſpringende Reizbarkeit hinderten ihn, tief zu ſeyn und ſeinen Arbeiten jenen Werth zu geben, der ihnen allein eine längere Dauer verleihen kann. Im Liede, der Epiſtel, der Satyre und der humoriſtiſchen Erzählung iſt er oft unübertrefflich, und mehrere von ſeinen Liedern beſonders leben in Dänemark wie in Deutſchland (vorzüglich im nördlichen) im Munde des Volkes fort, getragen durch leichte und glückliche Compoſitionen. Sein idylliſches Epos fand bei ſeinem erſten Erſcheinen großen Beifall und ward, obwohl mit Unrecht, Göthe's Herrmann und Dorothee und Voſſens Luiſe an die Seite geſtellt, erhielt ſich jedoch nicht dauernd in dieſer Gunſt und wird jetzt wenig geleſen. Das zweite, Adam und Eva, fand, obgleich es einen Reichthum von feinen und glücklichen Ideen enthält, gleich anfangs wenig Be=

Digitized by Google

achtung, da der Ton, in welchem es geſchrieben iſt, der Menge gar zu fremd klang. — Unter den däniſchen Gaben ſeiner Muſe ſind ſeine komiſchen Erzählungen wohl das Gelungenſte. Mehrere derſelben finden ſich überſetzt in folgender Sammlung:

Salz, Laune und Mannichfaltigkeit in komiſchen Erzählungen. Hamburg, 1808.

Ein bedeutendes Werk Baggeſen's, das er kurz vor ſeinem Tode vollendete, und das neben großen Schönheiten, heftige Perſönlichkeiten enthält, „der moderne Fauſt," iſt bis jetzt noch nicht im Druck erſchienen. — Baggeſen's ziemlich getroffenes Portrait findet ſich vor den Heideblumen.

Vgl. den oben angeführten Briefwechſel.

Memoria defuncti J. Baggesen; ed. Dr. Fricke. Hamburg. 1826.

Neuer Nekrolog der Deutſchen. Jahrg. 4. Th. 2. S. 585.

Dresdener Morgenzeitung, 1827; N. 11—14; N. 87. 88.

Hiſtoriſch=kritiſche Einleitung *).

Die Weltgeſchichte (wenn man ſo betiteln kann
Das Tagbuch der Ameiſenhaufen,
Die ſich auf einer Scholle raufen
Seit geſtern) iſt für mich, und jedermann,
Der ernſtlich ſie beherziget, mitnichten
So trocken, ſeicht und unterhaltungsleer,
Wie es gewöhnlich glaubt, wer nur ſo obenher
Den Blick d'rauf wirft von ohngefähr.
Meint man, ſie ſey gar traurig, irrt man ſehr;
Sie ſtrotzt im Gegentheil von komiſchen Geſchichten,
Die kein Cervantes droll'ger würd' erdichten.
Zwar hieße ſie dennoch mit gutem Fug
Ein großes Trauerſpiel. Will man dramatiſch geben
Des menſchlichen Geſchlechts bisher'ges Leben,
Iſt allerdings der Name paſſend g'nug;
Allein für's Ganze bloß. Stückweiſe ſind die Sachen
Durchgängig, um ſich todt zu lachen.
Mir ſcheint ein Poſſenſpiel das Drama der Natur,
Wie's ſpielt und wird geſpielt auf unſrer Erdenflur;
Das hohe Tragiſche liegt im Begriffe nur,
Nicht im Begriffenen; die Sache paßt zum Namen,
Wie eines Bettlers Bild zu einem gold'nen Rahmen.

Der liebe Gott hat's, ſcheint es, ſo gemacht,
Auf dieſer Bühne, die wir kennen,
(Denn andre konnen wir doch höchſtens nur benennen)
So wie ſein Shakeſpear — und mit Bedacht:
Im Welten=Drama und Planeten,
Wovon die mehrſten, wie bekannt, Kometen,
Excentriſch, mit und ohne Schwanz,
Faſt nimmer ausgebildet, rund und ganz,
Giebt's viel, das Ariſtoteles verboten,
Und wimmelt es zumal von Poſſen und von — Zoten.

Die Sach' iſt: Gott, auch Shakeſpear lieben nur
Die Kunſt, als ſchön're Tochter der Natur,
Und ſind, trotz ſcheinbar'n Trivialitäten,
Nichts weniger, als franzöſiſche Poeten.
Ich folge treu der erſtern Spur,
Die letzten laſſend ſonſt in allen Ehren;
Ich weiß ſo gut wie ſie, daß artig iſt, zu ſeh'n,
Wie Ein und Zwei und Fünf geh'n auf in Zehn,
Nach mathematiſcher Kunſtrichter Lehren;
Doch laſſ' ich Gott und Shakeſpear auch gewähren,
In ihrer Drei- und Vier= und Sieben=Wahl,
Wenn Welten oder Dramen ſie gebähren —
Und finde art'ger noch, daß, ohne ſich zu kehren
An Ariſtoteles und Decimal,
Sie liefern, was da zählt, anſtatt der bloßen Zahl.

Die Weltgeſchicht' iſt alſo, wie geſagt,
Mein **Omne portans suum secum**,
Mein Walter=Scott, mein **Vademecum**,
Mein Ariſtophanes, und Plautus, und Horaz,
Aeſopus, Holberg, Arioſt, Boccaz,
Und Lucian und Swift und Sterne,
Ja mein Jean=Paul ſogar. Der Wahrheit ſey's geklagt,
Mit andern Studien hab' ich mich nie geplagt;
Denn was mir nah' iſt, ſuch' ich nicht von ferne.
Ich ſchöpf' aus ungetrübter Quelle gerne,
Und lieb in allem die Frugalität,
Auch als Poet.
Das Buch der Bücher, wie der Quell der Quellen,
Iſt mir die menſchliche Natur,
Und ihr Decameron, die Weltgeſchichte, nur
Brauch' ich, als Magazin, in allen Fällen,
Wo's gilt, was Lächerliches darzuſtellen;
Sie geht mir über Don Quixote gar,
Weil der am End' aus ihr geſchöpft auch war.
Ihr Lexicon liegt vor mir immerdar;
Denn will ich etwas Drolliges erzählen,
Kann ich darin auf jegliche Gefahr
Die erſte beſte Seite wählen.

Sie fängt zum Beiſpiel gleich mit einer an,
Die, als burleske Poſſ' im Droll'gen, über alles
Bei weitem geht, was Rabelais erſann —
Ich meine: die des Sündenfalles.
In dem hiſtoriſchen Pankomikon,
Das ich in Verſen, ſpart mir Gott das Leben,
Geſonnen bin, herauszugeben,
Steh' an der Spitze ſie! Wer nicht ſie ſchon
Geleſen wo, dem wird ſie wohl erſcheinen
Alt=Eulenſpiegeliſch und er wird meinen,
„Es ſey ein Mährchen," er wird rufen, „Bah!
„Das mache man mir weiß, daß je ſo was geſchah!
„Daß die Geſchichte, die authentiſche Geſchichte,
„Die wirkliche, die kein fantaſtiſches Gedichte,
„Die ächt urkundliche, die wahre — die
„Da wandelt Hand in Hand mit der Chronologie,
„Geſtützt auf die Geographie —
„Mit einem Wort: die Reihe der Geſchäfte,
„Der Strom von Handlungen und Thaten der Vernunft,
„In jeder Klaſſ' und jeder Zunft —
„Die Offenbarung aller Menſchenkräfte —
„Die Folg' in der Entwickelung
„Des Abſoluten, ohne Lück' und Sprung —
„Das freie Spiel in den Begebenheiten —
„Die Perfektib'lität — der Genius der Zeiten —
„Das Leben, kurz des Ichs Hiſtorie — daß die
„So angefangen!" — Lieber! eben ſie!
Mein Mährchen iſt ihr Anfang, wie die Fibel
Der Anfang aller Wiſſenſchaft! Es ſteht
Mit dürren Worten in der Bibel;
Und hat ſogar der Kirch' Authorität,
Die (wie wir wiſſen) nimmermehr kann fehlen;
Es iſt der Welthiſtorie Beginn.
Ich läugne nicht das Drollige darin;
Es iſt zum Lachen — wie ich es erzähle,
Von allen tollen Mährchen offenbar
(Was ich ja, Theuerſter, auch nicht verhehle)
Das tollſte; doch es iſt, bei der Geſchichte Seele!
Hiſtoriſch wahr.

Zwar weiß ich wohl, daß viele von den bloßen
Hiſtorikern (man weiß doch hoffentlich,
Was bloß bedeutet in der Sprach' an ſich),
Zumal die alles zählenden Franzoſen,
Die Geneſis, nach wörtlicher Kritik,
Verwerfen, als von keinerlei Gewichte —
Behauptend: dieſer Anfang der Geſchichte
Sey nichts als Fabel und Metaphyſik —
Und daß er uns kein wahres Wort berichte.
Das glaub' ich ſelbſt; allein das thut mir nichts —
Auch macht im mindeſten mich nicht verlegen
Ein alter Einwurf von mir ſelbſt dagegen,
Der nämlich: das der Autor Jude war.
Mithin — die Folge wäre ziemlich klar;
Denn die Prämiſſe läugn' ich, und behaupte,
Daß nie die Geneſis geleſen mit Bedacht,
Der immer glaubt (wenn er's auch einmal glaubte)
Ein Jude habe ſie gemacht.
Dagegen ſtreiten inn'r' und äuß're Gründe,
Zumal der Jüdiſche Begriff von Sünde.
Wenn auch Spinoza zwar, und Mendelſohn,
Der erſte gar zu weit, der letzte gar zu enge
Getrieben die Spekulation,
Geſchah's im chriſtlichen Gedränge;
Spinoza dacht' und ſchrieb, als Benedikt, —
Was unſer frommer Moſes war, als halbe,
Nur erſt mit ihm genommen, ganze Schwalbe,

---

*) Aus: Adam und Eva, oder die Geſchichte des Sündenfalls. Ein humoriſtiſches Epos n zwölf Büchern. Leipzig. 1826.

Digitized by Google

Sieht man aus dem Jacobiſchen Konflikt.
Ach! eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, Theurer!
Und einer winzigen Ausnahme Spur
Macht mir die ungeheure Regel nur
Gewiſſermaßen ungeheurer.

Ein Jude hätt' (es koſtet' ihm ja nichts!)
Die Hauptverführung anders eingerichtet,
Und etwas rares, goldenen Gewichts,
Von Geldeswerth hineingeſchichtet,
Statt eines Apfels vom Erkenntnißbaum,
Woran von Allem in des Gartens Raum
Ihm g'rade war am wenigſten gelegen;
Zur Lockung hätt' er in dem Paradies
Wo irgend aufgehängt ein goldnes Bließ! —
Auch hätt' ein Jude nicht, der Klugheit wegen,
Es mit der Schlange ſo verdorben, wie
Der Autor — und vor Allem hätt' er nie
Beim Ausgang (wenigſtens ich kann's nicht paſſen
Mit ächter Juden-Phantaſie)
Bedellion und Gold und Onyx liegen laſſen;
Hätt' Adam auch davon er weggeſchreckt,
Das Evchen hätte was zu ſich geſteckt.
Der Jude wird den Juden nie verhehlen,
Auch als Erzähler nicht, weil, wie er ſinnt,
Er mahlt und darſtellt. Jüdiſches Erzählen,
Und die Hiſtorie des ganzen Volks beginnt
Mit Schachern, und mit Schmuggeln, und mit Stehlen.
In Jacob wird uns erſt der Urſprung klar
Des Unkrauts, das noch wuchert immerdar
In vier Welttheilen, und zumal in Pohlen —
Schon die Geburt des Volks, die erſte, war geſtohlen —
Ich frage jeden Juden: „Iſt's nicht wahr?"

Man wird mir hoffentlich die andern Gründe ſchenken,
Warum ich nicht die drei Kapitel, die
Vom Sündenfall berichten: Was und Wie,
Betracht' als jüdiſche Kosmogonie.
Schenkt man ſie nicht, ſo geb' ich zu bedenken,
Daß der Verfaſſer, wer er ſonſt auch war,
Zu einer Zeit gelebt, da noch natürlich
Die Thiere redeten und nicht figürlich,
Wie die Erzählung darthut offenbar, —
Ein nachſündfluthlicher Erzähler, zweifelsohne,
Hätt' es erzählt in einem andern Tone.
Es wundert Even im geringſten nicht,
Daß jener Wurm mit ihr geläufig ſpricht:
Ganz recht! Denn was wohl konnt' ihr offenbaren,
Daß ſie nur und ihr Mann vernünftig waren?
„Kann unſer Eins," vermuthlich dachte ſie
In ihrer Unſchuld ſo, „ſchon raiſonniren,
„Die wir von geſtern her, ich weiß nicht wie,
„Erſt hier im Garten h'rum ſpatzieren,
„Warum ſollt' es nicht können auch ein Vieh,
„Das vor uns da war? und vielleicht ſeit immer —
„Deß Haut von Kopf zu Fuß iſt nichts als Schimmer,
„Deß Wuchs iſt ſo vollendet ganz,
„So g'rade, glatt und ſchlank, als wär' er lauter Schwanz,
„Und deſſen ganzen Leib viel ſchöne Ringel zieren?"
Das alles laſſ' ich noch dahingeſtellt,
(Bis weiter wenigſtens, wenn's ſo gefällt)
Allein, was jeden Leſer muß frappiren:
Auch der Erzähler findet ganz und gar
Den Urſprungsdialog, den Plato's und Jacobi's
Nur commentiren, ſo wie Trims und Tobis,
Und alle folgende, nicht ſonderbar!
Man ſage nicht: „Er habe ſich enthalten
„Zu äußern, was er ſelbſt davon geglaubt,
„Weil Reflexionen überhaupt
„Er, als Hiſtoriker, ſich nicht erlaubt,
„Und niemals pflegt ſein Urtheil einzuſchalten:
„Er ſey beſtändig völlig objectiv,
„Als plaſtiſcher Darſteller und Enthüller,
„Und lange nicht einmal ſo ſubjectiv,
„Wie ſein Collega, Herr Johannes Müller:
„Es ſtelle ſich in ihm nur die Geſchichte dar —
„Drum ſey er auch ſo groß, ſo göthiſch tief und klar,
„Weil ſtets mit ſeinem Glauben und Gewiſſen
„Sein eignes Ich bleibt hinter den Kuliſſen;" —
Denn, mit Erlaubniß, das iſt gar nicht wahr!
Zwar geht der Urbericht vom Sündenfalle
Als Darſtellung auch mir entſchieden über alle;
Zwar find' ich auch den Autor wundergroß;
Allein, er giebt ſich doch, als ſolcher, einmal bloß.

Er findet nehmlich kurios
Des erſten Paars natürliches Benehmen:
Daß nackt ſie gingen, ohne ſich zu ſchämen;
Wär' auch zu ſeiner Zeit der Thiere Loos
Brutal geweſen ſchon, ihr Maul gebunden,
Und ihre Sprache ganz und gar verſchwunden,
Hätt' er die Schlangenrhetorik
Gewiß viel kurioſer noch gefunden!
Wer nur ein Naſenloch hiſtoriſcher Kritik
Halb offen hat, riecht hier, ſchon als Primaner,
Beim Buchſtabiren ſeiner Geneſis,
Den unbefang'nen Prädiluvianer.
Nun aber iſt's hiſtoriſch ganz gewiß,
Daß Juden nach der Sündfluth erſt entſtanden —
Die wenigſtens, die noch vorhanden —
Mithin gehört (nachdem ich weggefegt
Von der Hiſtorie gewohnten Eingangsthüren
Die Zweifel, die man hier und dort noch hegt,
Ob ſie zum Vorſaal oder Abtritt führen)
Das Abenteuer, das ich hier
Denſelben ganz gemäß berichte,
Zur wahren, ächten, klaſſiſchen Geſchichte.

Wenn übrigens unchriſtlich ſollte ſcheinen,
Und lieblos, einem Juden irgendwo
Mein Nichtvielhalten von den Seinen,
Bemerk' ich, um ein möglich qui pro quo
Bei dieſem Anlaß zu vermeiden,
Daß man Hebräer wohl muß unterſcheiden
Und ſelbſt Iſraeliten von den Heiden
Und Chriſten, die ich nenne ſo —
Ich meine nicht die Trödler in den Buden,
Ich mein' auch die Rothſchilde nicht allein,
Wenn tadelnd, und ſogar mit einem Schein
Von Hohn, ich ſpreche von den Juden;
Ich meine zwar auch ſie mit vollem Recht,
Allein vorzüglich: die ſogar noch unbeſchnitten,
Getauft und ungetauft, nicht ihre Strafe litten —
Neun Zehntel nehmlich von dem menſchlichen Geſchlecht —
Und mein' es ſelbſt, trotz allem Reim-Getöſe,
Mit dieſen armen Teufeln nicht ſo böſe.
Bin ich doch ſelber, ach! (in meinem Sinn
Das Schlechte nehmend, und das Jüdiſche darin)
Vielleicht der ſchlimmſte Jude trotz dem Schelten;
Denn wenn auch Schätze mir von Gold
Nicht eben über alle Schätze gelten,
Bin ich doch vielen andern Schätzen hold,
Die wohl, genau beſeh'n, auf einer Unſchuldswieſe,
Dem Dichter viel gefährlicher, als dieſe.
Drum wiederhol' ich ſtets das Sprüchlein mir:
Sind auch die Juden nirgends recht zu Hauſe,
Die Chriſten pilgern auch am Ende hier,
Und ſchmauſen, wenn ſie können. Wir ſind Wir;
Und vor dem Herrgott ſind wir alle Schmauſe.

Zum Schluß der Vorerinnerung noch dies:
Obgleich, der Sache nach, was ich in deutſchen Reimen
Verſuchen werde hier der Leſewelt zu leimen,
Man alles leſen kann in jener Geneſis,
Weil ich das Factum ſelbſt nicht umgeſtaltet —
Steht dennoch meine Schnurre dort
Natürlich nicht gerade Wort für Wort.
Ich habe die Urkund' entwickelt und entfaltet,
Wie Herder und wie Kant, poetiſch, kritiſch ſchier,
Doch alles ſo auf eigene Manier,
Wie mir die Laune kreuz und quer gewaltet:
Was innwärts lag im Stoff' herausgekehrt —
Kurz, der Geſchichte Knollen klein geſpaltet,
Was niemand dem Erzähler wehrt,
Wenn er des Factums Holz nur nicht vermehrt.
Auch hab' ich mich beſtrebt, in manchen Stellen,
Wo etwas dunkel, oder wenig klar,
Das Vorſündfluthliche gehörig zu erhellen
Aus nachſündfluthlichen Erfahrungsquellen,
Was eigentlich ſehr leicht mir war —
Weil in der Welt, und in dem ganzen Weltlauf alles,
Von jenen groſen Monarchien vier,
Bis auf mein ſchlechtes Reimen hier,
Nichts iſt, im Grund', als deutliche Bewährung,
Entwickelung, Erweiterung, Erklärung,
Und öfters bloße Wiederholung ſchier,
Des Sündenfalles.

Digitized by Google

Wer übrigens nicht viel für Unterſuchung giebt,
Und keine Gründlichkeit, kein tiefes Dringen
In etwas, nicht einmal in's Lächerliche, liebt,
Kann dieſe Voreriinn'rung überſpringen.
Ich hielt es zwar für ſtrenge Pflicht,
Sie als hiſtoriſche Einleitung anzubringen,
Doch möcht' ich niemand ſie zu leſen zwingen;
Denn ſie gefällt mir ſelber nicht.
Wird die Erzählung ſelbſt nicht angenehmer,
Spaziere ſie nur g'radeswegs zum Krämer,
Und komme wöchentlich mir, Stück nach Stück,
Statt Tags- und Nachts-Journal von ihm zurück.

Der Geſchichte des Sündenfalls zweites Buch.

— Ut sibi quivis
Speret idem. —
Hor.

Der Leſer ſchließt vielleicht aus dem, was ſchon geſagt
Von dem Entſteh'n des Himmels und der Erde,
Daß ihn und mich gemacht daſſelbe große Werde,
Das jene ſchuf; der Schluß iſt zu gewagt.
Uns hat der liebe Gott zwar auch hervorgerufen,
Allein ſo wie wir ſind, mit Haut und Haar,
Er ſelber nicht unmittelbar.
Aus der Urkunde ſieht man klar,
Daß mehrere den erſten Menſchen ſchufen.

Der Schöpfung großer Meiſter gab ſich nicht
Mit dem Detail die Mühe — was mit Ellen
Sich meſſen ließ, ſagt der Bericht,
Das überließ er den Geſellen,
Die Er zu dem Behuf, als fertig war das All,
Und ſchon der große Ringeltanz begonnen
Der Monde, der Planeten und der Sonnen,
Herabgeſchickt auf unſern kleinen Ball.

Es thut mir leid für alle Spinoziſten,
Idealiſten oder Realiſten;
Denn der Philoſophie aus einem Stück
Bricht dies im Mutterleibe das Genick.
Zum wenigſten ſtört's mich gewaltig
Im Glauben an das Einmaleins-Syſtem.
Wie kann man hoffen ein Philoſophem
Der abſoluten Einheit, wenn ſo ſpaltig
Der Menſch von Anfang iſt, daß auch das Weſen gar,
Das ihn gebildet, mannichfaltig war?
Es thut mir leid für's Ich, und ſeine großen Herren,
Daß vor dem sum und cogito
Man fand auf Erden Du'en ſchon und Er'en;
Allein es iſt nun einmal ſo.

Die Elohim (ſo hießen die Geſellen
Des lieben Gotts) rathſchlagten unter ſich:
Ob nicht ein neu Geſchöpf nach ihren Ellen,
Ein Ueberthier, mit einem Wort, ein Ich,
Sich bilden ließ aus den gegeb'nen Sachen,
Und wurden eins, das ließe ſich wohl machen.
Sie nahmen etwas Koth — was giebt es da zu lachen?
Koth, ſag' ich, eben Koth, wie jedermann,
Der ſelbſt den Text ſtudirt, ſich überzeugen kann —
Und fingen gleich zu modeln an,
Nach ihrem eig'nen Schnitt und Ebenmaße,
Mit Händen, Füßen, Rippen, Mund und Naſe,
Mit Ohren und mit Augen, die Figur,
Die wir (vermuthlich weil ſie unſre) halten
Für weit die ſchönſte der unzähligen Geſtalten
In der unendlichen Natur.

Da lag das Meiſterſtück der himmliſchen Sculptur,
Sie konnten's nur nicht recht zum Stehen bringen;
Es fehlte der vollkomm'nen Kreatur
Das Leben nur;
Allein das konnten die Geſellen nicht erzwingen.

„Was iſt denn noch dem Dinge Noth?"
So frugen ſie ſich, maßen, zählten
Die Glieder alle — keine fehlten;
Und dennoch war und blieb das Männchen todt.
„Wie Schade" ſagten ſie, „es iſt doch ganz vollkommen,
„Ganz nach dem Maaße, das wir von uns ſelbſt genommen,
„Proportionirt, und weiß und roth!"
Nach viel vergeblichem Darüberraiſonniren
Spazierten ſie davon, und ſagten im Spazieren
Einander leiſ' in's Ohr: „Mein Lieber! Koth iſt Koth!"

Da kam der Meiſter hergegangen,
Zu ſehn, was die Geſellen unterfangen,
Und ſah
Das neue Kothfigürchen liegen da
Zu ſeinen Füßen in dem Graſe;
Der kleinſte Wurm war ſchon von mehr Gewicht;
Und, Gott ſey Dank! und doch — zertrat Er's nicht;
Er hob es lächelnd auf mit ſeiner Hand,
Blies in die Naſe:
Und ſieh'! es ſtand.
„Geh!" ſprach Er, „ſinn', und brauche den Verſtand,
„Den Ich mit dieſem Hauche dir gegeben!"
Und er verſchwand.

Der Kothmann fand ſich kaum beweglich und im Leben,
So fing er ſchon zu weinen an.
„Zu weinen?" Allerdings! Trotz allen Herrlichkeiten,
Die rings er ſah im Nahen und im Weiten,
Fehlt' immer etwas noch dem armen jungen Mann.
Umſonſt fand er genug zu eſſen und zu trinken,
Am Platze, wo er ſich befand,
Und Nahrung g'nug zugleich für den Verſtand;
Es war ihm alles reichlich zugemeſſen
Zum Glücklichleben auf dem Land;
Und wo er ging, und wo er ſtand,
War Füll' und Fülle zum Genuß — indeſſen
War er auf ſeinem Bett von Blumen-Stroh
Nichts weniger, als herzlich froh.

Zwar legt' er ſich gleich anfangs auf's Studiren
Des Phyſicaliſchen in Pflanzen und in Thieren,
Begann die erſten zu klaſſificiren,
Und nach und nach allmählich auch
Sich einen ordentlichen Sprachgebrauch
Durch ihre Namen zu fixiren —
Auch ſetzt' er ſich wohl öfters hin
Auf einen Porphyrſtein im Graſe
Den Zeigefinger auf die Naſe,
Und ſprach bald laut bald leiſe ſo: „Ich bin! —
Ich ſetze mich! — ich denke! — cogito,
„Und ergo sum — sum, ergo cogito!" —
Umſonſt! das Alles half ihm nichts. Er einte
Das Mannigfaltige, fand alles ganz
Nach ſeiner Unterſuchung, wie nach Kants;
Allein er fand ſich ſelber halb — und weinte.

Ich mag nicht hererzählen, was er ſich
Für Mühe gab vom Morgen bis zum Abend,
Die Sinne ſo, bald ſo, bald anders labend,
Ein wenig zu befriedigen ſein Ich,
Das immer in des Edens Ueberfluſſe
Nach etwas ſuchte, das noch da nicht war,
Und im Genuß des Guten immerdar
Sich ſehnte nach was Gutem im Genuſſe.
Oft ritt er in dem Garten wie ein Narr,
Auf einem Aſt; — oft ſucht' auf allen Vieren
Er wettzulaufen mit den Thieren —
Oft lief er in dem nächſten Bach Gefahr
Sich zu erſäufen, ſchwimmend nach den Schwänen
In einer Doppelfluth von Waſſer und von Thränen.
Umringt von Blumen, fiel ihm endlich ein,
Ein Exemplar von jeder ſich zu pflücken,
Und aus der ſämmtlichen Verein
Sich ein vollſtändiges Entzücken
Selbſt zu bereiten. Anfangs ſchien ihm das,
So wie der Straus allmählig wuchs an Zierde,
Das Räthſel der unſchuldigen Begierde
Nach einem kleinen Paradies
Im großen ſchön zu löſen. „Ja, das war,
„Was hier noch fehlte," murmelt' er im Gehen,
An Blume Blume fügend, bei'm Entſtehen
Des neuen Werks, — „Das iſt es offenbar,
„Das Ideal — zugleich für Aug' und Naſe,
„Und für ich weiß nicht was! Wie füllt's die Sinnen-Kluft
„In meiner Aeſthetik mit Schmelz und Duft,
„Der Zauber bringt mich ſchon faſt gänzlich in Extaſe!
„Wie reizend und wie ſanft! wie dunkel und wie licht! —
„Nur noch die Schlanke, Weiße, Hohe, Reine,
„Aus deren Blick der Unſchuld Himmel ſpricht —
„Und die Verborgne hier, die Süße,
„Die lächelnd weint: Vergiß mein nicht!

Digitized by Google

„Euch alle hab' ich nun im lieblichen Vereine;
„Kein Reiz, kein' Anmuth, keine Wonne fehlt —
„In einem einz'gen holden Bund vermählt,
„Seyd, all' ihr mannigfaltigen, mir Eine!
„Zum erſtenmal drück' ich mit Herzensluſt
„Der Schöpfung ſchönſte Zierd' an meine Bruſt!"

Ach! Er zerdrückte ſie! Sein heftiges Entzücken
Zerſtörte die ſo zarte Harmonie:
Der ſchöne Straus zerfiel zu ſchönen Stücken —
Und, eines nach dem andern, welkten die.
Zwar fing er immer wieder an zu pflücken,
Und baute ſich ſein Ideal auf's neu',
Und immer ſchöner ſchien es ihm zu glücken;
Doch keins beſtand, der Straus ward immer Streu.
Auch, der Anthologie ſtets eifriger befliſſen,
Fing er allmählig an, nach jeder neuen Wahl,
Der Farben und der Düfte ſonder Zahl
Selbſt an dem ſchönſtgelung'nen Ideal,
Trotz der Vollkommenheit, ein Etwas zu vermiſſen.
„Vermuthlich," ſeufzt' er, „giebt's dergleichen nicht,
„Das meinem Ideale ganz entſpricht!
„Was hilft's, darnach zu laufen und zu gaffen?
„Es iſt am Ende nicht erſchaffen. —"
Indeſſen lief, und gafft' er immerfort,
Bewährend ſchon auf ſeiner Blumen=Wieſe:
Daß wenig helfe, ſelbſt im Paradieſe,
Zur weiſen That ein weiſes Wort.

Ich mag nicht, wie geſagt, erwähnen,
Was alles er gethan, ſo lang' er einſam war,
In dieſem wahren Flegeljahr
Des Unſchuldsſtands, um nicht ſich todt zu gähnen.
Genug: er aß und trank, und ging, und lief,
Und kroch, und ſchwamm, und ſtreckte ſich, und ſchlief,
In jeder Lag', auf allen Wegen,
Mit ſeines Körpers und mit ſeines Geiſtes Kraft,
Mit ſeinem Muth, mit ſeiner Wiſſenſchaft,
Mit ſeiner Unſchuld gar, — kurz mit ſich ſelbſt verlegen.

Der Meiſter ſah's, und ſprach: „Es iſt nicht gut,
„Daß er alleine ſey! hab' ich auch gleich vernommen
„Von Ewigkeit, was ſicher dann wird kommen,
„Ich werd' ihm geben, was ihm nöthig thut.
„So geht es nicht, es iſt in jedem Falle
„Dem Menſchen beſſer, daß er ſtirbt,
„Als daß er ganz und gar verdirbt —
„Was einer dann nicht wird, das werden alle!
„Ich mach' ihm eine Hälft' an Liebe reich:
„Aus ſeinem ſtarken, feſten Leibe
„Soll, während dort er ſchläft, ein Mädchen ſanft, und weich,
„Und zart und anmuthsvoll, ihm ſonſt in Allem gleich,
„Entſpringen, und ich geb' es ihm zum Weibe!"

Geſagt, gethan. Der Adam ſchlief —
Das Mädchen ſprang empor, und lief
Zum nächſten Bach ſogleich, und wuſch die ſchönen Haare.
Sie ſieht ſich ſelbſt verwundert in der Fluth,
Und lächelt, als wenn ihr ſich offenbare
Der ganze Himmel, wie er wirklich thut.
„Jetzt," ſprach der Meiſter, der das höchſte Gut
Dem Menſchen gab: „Jetzt erſt iſt Alles gut!"

Mein Adam, der indeſſen ausgeſchlafen,
Erwacht, umringt von Ziegen und von Schaafen
Und Tauben, und dergleichen Thieren mehr,
Und gähnt, und ſpricht: „Ich ſchlief entſetzlich ſchwer,
„Unruhig, ängſtlich hin und her,
„Erhitzt, als hätt' ich das gehabt, was Fieber
„Man nennen wird einmal, wenn's erſt dergleichen giebt:
„Mich dünkt, ich war zum Wahnſinn, gar verliebt,
„(Ja, wenn es etwas giebt, darüber)
„In etwas außer mir, ich weiß nicht wie:
„Doch ſchlief ich gerne wieder ein; denn lieber
„Iſt mir ein ſolcher Traum, trotz der Philoſophie,
„Als dies gelehrte Leben mit dem Vieh.
„Was hilft mir mein ſelbſtdenkendes Erwachen
„Hier unter dieſen Nicht=Ichs=Siebenſachen
„Von Strahlen, Schatten, Bäumen, Affen, und
„Was ſonſt ſich hier thut meinen Sinnen kund?
„Mit keinem von dem Allen kann ich ſcherzen.
„Zwar find' ich manches ſchön, gewandt, und ſtark, und klug,
„Zwar brummt's, und ziſcht's, und blökt's, und ſchwatzt's genug,
„Allein kein Einzig's ſpricht zu meinem Herzen,
„Selbſt nicht mein beſter Freund, der Hund;
„Auch er am Ende ſpricht nur mit dem Mund!
„Zwar lern' ich was von ihnen alle Tage,
„Und ſehe halb ſchon manches Was und Wie,
„Doch niemals ein Warum? Wozu die ganze Plage
„Mit meinem Lexicon, mit der Zoologie,
„Sammt der vergleichenden Anatomie
„Von Phyſiognomien aller Affen,
„Die mich Studirenden begaffen.
„Ich werde nie doch ſo geſcheit, wie ſie —
„Nie ſag' ich's, weil ich's meine — nie! nie! nie! —
„Sie ſchränken ſich auf etwas ein im Leben
„Des Daſeyns, ſind zufrieden, drücken ſich
„Dicht an einander, innig, fröhliglich,
„Und überhaupt multipliciren ſich,
„Und ihre ſüße Luſt — das nenn' ich leben!
„Das iſt geſcheit, da ſieht man einen Zweck;
„Doch meine Weisheit iſt ein ewig Streben
„Nach dem, was nirgend iſt, — nach allem. Keck
„Behaupt' ich, wenn ich alles recht betrachte
„Um mich herum, und dann mich ſelbſt beachte:
„Ein Himmel iſt die Welt an jeder Eck' —
„Ein Meiſterſtück im Großen und im Kleinen —
„In jedem Leben ſeh' ich einen Zweck —
„In meinem nur, in meinem ſeh' ich keinen —
„Ich bin allein der faule Fleck!"

In dieſem Selbſtgeſpräch ging er beſtändig weiter,
(Denn er war ſchon im Gang)
Den Bach entlang.
Die Morgenluft war ungewöhnlich heiter,
Und alles hüpft' in Eden, ſprang und ſang,
Und bot ihm freundlich guten Morgen
Mit Zwitſchern, Brüllen, und Geſumm;
Er aber ſah ſich gar nicht um,
Verdrießlich murmelnd: „ich bin ſtumm!
„Schwatzt, was ihr wollt, Ihr Ohneſorgen!
„Ich ſpreche heute wenigſtens kein Wort!"
Und ging, wie halb im Traume, weiter fort.

So naht' er ſich dem Platz, wo jene ſand
Sich ſelbſt, und noch im Blick verloren ſtand.
(Gott Vater folgt' ihm mit dem Auge lange;
Denn er blieb, ohne Sie zu ſeh'n, im Gange.)
Auf einmal warf er, Arm in Arm verſchränkt,
Den Kopf empor, den er geſenkt,
Und rief: „O Himmel, der du hell und heiter
„Dich über mir, und ſelbſt der Sonne wölbſt!
„Bin ich geſtürzt denn auf der Weſen Leiter
„Seit geſtern unter — gar mich ſelbſt?
„Ich weiß nicht, wie mir iſt, ich finde kein Behagen
„Am Daſeyn; alles iſt mir nichts an ſich,
„Beſonders heut' — an allen vor'gen Tagen
„Sonſt liebt' ich wenigſtens doch mich
„So halb und halb; ich war mir gut, und deckte,
„So ſehr ich konnte, mir die Augen zu
„Für jeden Mangel, der mein Herz erſchreckte."
Der Arme wußte nicht, daß in ihm ſteckte
Noch geſtern ein gewiſſes Du,
Das jetzt herausgeriſſen, eine Lücke
Gemacht — ein wahres Loch im Ich, —
Und daß er jetzo nur mit einem Stücke
Der Menſchlichkeit herum im Garten ſchlich.

„O!" rief er wild, „ich flieh', ich haſſe mich,"
Und blickte vor ſich hin mit ſtarrem Auge,
„Ich weiß gar nicht, wozu ich tauge
„Mit meiner ewigen Metaphyſik — — —"
Doch in demſelben wilden ſtarren Blick
Begegnet ihm die kaum erſchaff'ne Roſe,
Die junge Schönheit, jene ſüße Braut,
Die wallend in der Ahndung dunklem Schooſe
Sein ſehnend Herz im Traum geſchaut!
Sie ſahen ſich zugleich, und ſah'n nicht mehr die Sonne,
Und ſah'n nicht mehr den Bach,
Sie glühten, bebten, zitterten vor Wonne,
Und ſeufzten, ſtaunend, lächelnd, weinend: „Ach! —"
Dann flogen ſie zuſammen, wieder wach,
Und hielten ſich einander in den warmen,
Weitausgeſtreckten, ſtarken Liebesarmen,
Und ſanken, Herz an Herz, und Bruſt an Bruſt,
Dahin vor namenloſer Luſt;
Sie zuckten wieder auf, und bebten immer wieder
In ſeligen Entzückungen darnieder,
Und ſah'n ſich wieder an ſo inniglich,
Und drückten ſich die Händ' — und — küßten ſich.

Digitized by Google

Die erſte Menſchenluſt — den Gruß der Grüße —
Der Ur-Umarmung Urkuß aller Küſſe —
Der allererſten Liebe Himmelreich —
Den Urſprung aller wonnevollen Triebe —
Die Lieb' im Paradies: Der Liebe Liebe,
Die ſtärkſt' und die unſchuldigſte zugleich,
Noch vor dem Sündenfall — mit Worten zu beſchreiben —
Das laß' ich armer Sünder bleiben.

Nach langem Taumel ſüßer Luſt,
Das All' vergeſſend, ihrer nur bewußt,
Erwachten ſie zu ſanfterer Entzückung
Aus der gen Himmel flammenden Entrückung;
Und Adams Auge trank in langem Zug,
Die Reize der Umarmten ſtill betrachtend,
Auf jede Lieblichkeit beſonders achtend,
Des ſchönen Anblicks ſeliges Genug.
„O!" rief er aus, „das iſt es, was ich wähnte
„Mir zu ergrübeln, und was immer wich;
„Das Schöne, Gute, Göttliche an ſich,
„Wonach ich mich umſonſt im All der Schöpfung ſehnte —
„Das iſt ein Ich, und doch nicht Ich!
„O Du! Du! Du! — o! nenne mich, Du Süße,
„Nur Du in jedem holden Nu!"
„Du!" ſprach ſie — Küſſe folgten dann auf Küſſe,
Und Du auf Du. —
„Nun glaub' ich erſt an Gott!" rief Adam laut und weinte
Vor Freude jetzt, „durch Dich, in Dir
„Wird, was mit Körper Geiſt, und mich mit mir vereinte,
„Erſt fühlbar mir!"
Du war das erſte Wort, das Adam Eva lehrte,
Das zweite: Gott — und, als ſie knieend ſich
Umarmt, das dritte: Liebe! — „Liebſt Du mich?"
Frug er, und drückt' ihr Händchen inniglich.
„Du du" antwortete ſie ihm, und kehrte
Die Roſenlipp' ihm lächelnd, „liebet Dich!"

So ſcherzten ſie voll Unſchuld, und die Sonne,
Die Vöglein und die Engel, Mond und Stern',
Und alle Weſen ſahen es mit Wonne,
Und ſelbſt der Liebe Schöpfer ſah' es gern.

Epigramm.*)

Was ſollen wir, die etwas wir gelernt,
Noch ſchreiben?
Ich dächt', wir ließen es in Zukunft bleiben
Und blieben lieber ſtumm.
Es ſchreibt ja jetzt für uns das ganze Publicum.

Der Liebenden Erdenwallen.**)

Getrieben zu Paaren
Rennen und laufen
Entathmete Haufen.
Auf Zeltern, zu Roß,
In Kutſchen und Wagen —
Voll Päcken und Plagen,
Gefolgt von dem Troß
Der Särgen und Baaren,
Reiten und fahren
Die ſchnaubenden Schaaren
Durch's todte Gehege
Der ſtaubigen Wege
Nach Erdengewinn —
Das ſchlechte beginnend,
Das ärgere ſinnend,
Und endlich gewinnend
Das ſchlechteſte drin.
Laß fahren und laufen
Die thörichten Haufen!

Zu Fuß und alleine,
Durch tönende Haine,
Mit ruhigem Sinn —
Auf ſchattigem Stege
Entfernt vom Gewimmel
Und von dem Getümmel
Des Todes darin —
Im Auge der Himmel,
Im Ohre die Töne,
Im Herzen die Schöne —
Geleitet vom Triebe
Der ewigen Liebe —
Das Hohe beginnend,
Das Höhere ſinnend,
Das Höchſte gewinnend,
Ich wandle dahin.

Wie ſcheinet ſo leicht mir
Das irdiſche Leben:
Das Senken und Heben
Der goldenen Wage —
Das Treiben und Streben
Im künſtlichen Weben
Geſelliger Plage!
Wie ſchwinden ſo leicht mir
Die ſeligen Tage,
Seitdem ich, alleine,
Bald lächle, bald weine,
Nichts weltliches achtend —
Auf einſamen Pfade
Der fernen Geſtade
Dich, Holde, betrachtend —
Nur Dich in dem Raume,
Nur Dich in der Zeit,
Erwacht und im Traume
Dir ewig geweiht!
In wechſelnder Lage,
Nun dort und nun hier,
Bey Nacht und bey Tage,
Wo Wellchen ſich kräuſeln,
Wo Blätterchen ſäuſeln,
Vernehm' ich Dein Schweben
In leiſer Bewegung,
In leiſerer Regung,
Im leiſeſten Leben.

Wie tönet der Hall mir
So lieblich von Dir?
Wie ſtrahlt überall mir,
Ringsum in dem Kranze
Der Näh' und der Ferne —
Hoch oben im Glanze
Der ſchillernden Sterne —
Bald hier in dem blühenden
Wonnegefild,
Bald dort in der glühenden
Sonne — Dein Bild!

Wie ſinkt die Gewalt mir
Der irdiſchen Macht!
Wie ferne verhallt mir
Der Sterblichen Klage,
Seitdem ich, o Sonne
Der liebenden Wonne,
Bey Tag und bey Nacht
Im Buſen Dich trage!

Mir Hoffenden blühen
Mit lieblichem Prangen
Die Blumen im Haine!
Mir Brennenden glühen
Im doppelten Scheine
Durch grünende Flechten
Zur Linken und Rechten
Die roſigen Wangen
Des Himmels, wie Deine!
Mir Schmachtenden bringen
Ambroſiſche Düfte
Auf koſenden Schwingen
Aetheriſcher Lüfte
Nektariſche Grüße —
Ich athme die Süße
Der himmliſchen Küſſe
Wie Odem von Dir!
Mir Horchenden ſingen
Der offenen Felder,
Der heimlichen Wälder,
Der heiteren Gipfel,
Der ſchaurigen Wipfel
Geflügelte Chöre

*) Ward 1826 in Dresden von Baggeſen ſelbſt dem Herausgeber mitgetheilt.

**) Aus: Heideblumen; vom Verf. der Parthenaïs. Amſterdam, 1808.

Nun dort und nun hier —
Ich hör' im Gewimmel
Der lieblichen Klänge,
Der Zaubergeſänge
Der tönenden Himmel —
Ich lauſch' und ich höre
Der Seligen Chöre,
Als ſängeſt Du mir.

Wenn Donner erſchallen —
Wenn ſchäumender Flüſſe
Herſtürzende Güſſe
Dem Himmel entfallen —
Wenn über die Kieſel
Mit leiſem Gerieſel
Die murmelnde Wogen
Der ſilbernen Bogen
Die Blumen durchwallen —
Des Liebenden Klagen
Voll Sehnen und Zagen,
Des Wallenden Lieder
Voll zärtlicher Schmerzen
Und Wonnen und Scherzen,
O Schönſte der Schönen,
Die Lieder von Dir
Nachſeufzen, und tönen,
Und hallen ſie wieder
Mir Seligen, mir!

Dem Herrſcher der Schaaren,
Die reiten und fahren —
Dem Treiber der Haufen,
Die rennen und laufen,
Dem Fürſten im Zelt,
Umringt von den Rachen
Glutſpeyender Drachen,
Gehöret die Welt.
Was kümmert die Liebe
Mit himmliſchem Triebe,
Wer dieſe behält:
Der ewigen Fülle
Vergängliche Hülle,
Die zeitlich zerfällt?

Dem liebenden Reinen
Getreuen der Einen
In ſingenden Hainen,
In tönender Flur;
Auf luftigen Gipfeln
Gebirgiger Wege,
Und unter den Wipfeln
Beſchatteter Stege,
Gehöret, was nur
In allem, was eilet
Und ſchwindet, verweilet —
Gehöret, was liebe,
Wenn alles zerſtiebe —
Gehöret die Fülle
Der nichtigen Hülle —
Gehöret die Liebe,
Gehört die Natur.

Die kleine Muſe.

Süße Kleine! zürne nicht mit mir,
Wegen meiner kindlich loſen Streiche!
Bin ich Kind, ſo gleich ich eben Dir;
Und iſt's Sünde wohl, daß ich Dir gleiche?

Wie gebot der Heiland uns zu ſeyn?
Stets werd' ich mich auf ſein Wort beſinnen:
Komm als Kind ins Himmelreich hinein;
Oder du wirſt nimmer es gewinnen!

Kleiner Engel! reich Dein Händchen mir!
In der Kinder Himmel Du mich führe!
Wenn der liebe Gott ſie öffnet Dir,
Schließe nicht mir Weinenden die Thüre!

Gib der Kindheit Jahre mir zurück!
Gib mir ihre Blumen, ihre Spiele!
Gib mir Deiner Unſchuld ſtilles Glück!
Setze Deine Freude mir zum Ziele!

Kleine Holde! Dir will ich mich weih'n;
Dein Geſpiele will ich ſeyn auf Erden;
Meine Lieblingsmuſe ſollſt Du ſeyn;
Und ich will Dein Lieblingsdichter werden!

Weltkenntniß.

Wie war ich glücklich,
Als noch ein Jüngling
Voll Kindeseinfalt,
Und Kindesunſchuld,
Ich auf der kleinen
Beblümten Höhe
Der Menſchheit ſtand!

Da ſah ich unten
Ein bunt Gewimmel
Von holden Kleinen
Auf Steckenpferden
Im Sande reiten,
Mit hübſchen Puppen
Im Graſe tanzen,
Sich herzlich freuend
Des holden Nichts.

Da ſah ich um mich
Auf andern Hügeln
Kraftvolle Buben,
Herzvolle Mägdlein,
Nach Regenbogen
Voll Hoffnung greifen,
Indem ich ſelber,
In jedem Jungen
Den Herzensbruder,
In jedem Mädchen
Die Herzensſchweſter
Voll Wonne ſah!

Da ſah ich — Götter!
Wie ſchlägt das Herz mir
Bey der Erinn'rung!
Auf hohen Bergen,
Hoch über jenen
Beblümten Hügeln,
Erhabne Menſchen,
Gekrönte Helden,
Bekränzte Dichter,
Umſtrahlte Weiſen —
Der Erde Götter;
Und über allen
Des hohen Himmels
Im tiefen Aether,
In allen Sternen,
Im tiefen Dunkel,
In allen Blitzen
Sichtbaren Gott!

O! wie ganz anders,
Wie tief unglücklich —
Wie ſchrecklich einſam,
Und gänzlich elend,
Auf dieſem hohen,
Mit Schweiß errungnen
Erfahrungs-Gipfel
Steh ich, vollendet,
Nunmehr ein Mann!

Kahl iſt des Felſens
Erhabne Scheitel —
Kein Bäumchen ſchattet —
Kein Bächlein labet —
Kein Blümchen lacht mir;
Und ringsum ragen
Nur kahle Gipfel
Dem Meinen gleich!

Sie ſtehn zur Seite
Mir jetzt, zu denen
Ich vormals ſtaunend
Erhob die Blicke —
Die Hügel alle
Mit ihren Blumen,
Mit ihren Buben,
Und ihren Mädchen,

Digitized by Google

Sind tief geſunken —
Und ſelbſt unſichtbar
Der Kinder Gott!
Und jene Helden,
Und jene Dichter,
Und jene Weiſen —
Der Erde Götter —
Sind gegenüber
Gemeine Menſchen —
Sind höchſtens einſam,
Und jeder Täuſchung
Beraubt wie ich!

Wiederkunft des Liebenden.

Steh nicht auf, obgleich am hellen Tage!
Bleib im dunklen grünen Bette hier!
Daß ich, ſüßes Mädchen, über Dir,
Niederblickend auf die holde Lage,
Nur ein Weilchen voll Entzückung rage!
Daß ſich meiner Liebe Glut
Spiegl' in Deiner blauen Augen Flut,
Und nach langem Lauf, im Stilleſtehen,
Ich mich lab' an Deinem Wiederſehen!
Laß mich meine ſchwer errungne Luſt,
Nach ſo langem ungeſtümen Schmachten,
Götterruhig, aufrecht, ſtill betrachten,
Meines ganzen Glückes mir bewußt!
O wie hebt ſich Deine Bruſt!
O! wie ſelig, weil ich hier! —
Süßes Schweben
Meines wunderſamen Bangens,
Meines brennenden Verlangens,
Meiner Flammenflügel, über Dir!
Gerne weilt' ich ewig hier!
Doch ein namenloſes Wonnebeben
Faßt in dieſer Höhe ſelbſt mein Leben!
O! Du lächelſt hold hinauf zu mir! —
So dem Sonnengott an hoher Mitte
Seines Himmels lächelt Amphitrite!
Und er eilt hinab zu ihr —
Liebeglühend, wonnetrunken,
Flammenroth entſendend alle Funken,
Stürzt er in der holden Zaubrerin
Sanfte Wolluſtarme hin —
Und es iſt der Tag verſunken.

Am Geſtade.

Ich wandle her, ich wandle hin,
Am Pilgerſtab,
Wohl ohne Ruh und Luſt,
Mit wildem Blick, mit trübem Sinn —
Bergauf, bergab —
Ach! mit beklommner Bruſt.

Erlöſcht iſt ſchon des Tages Strahl;
Die Gegend grau't
In ſchwarzem Dämmrungsflor —
Und rings, wohin durch Berg und Thal
Mein Auge ſchaut,
Steigt Finſterniß empor.

Und immer hohler wird der Klang,
Beym dumpfen Tritt,
Am hallenden Geſtad —
Und immer bebender der Gang
Mit bangem Schritt
Auf immer engerm Pfad.

Und dennoch muß ich weiter fort;
Stets weiter fort;
Es kann nicht anders ſeyn —
Mein Weg geht durch das Dickigt dort
Zum düſtren Ort;
Und ach! ich muß hinein.

Die Schöpfung des Teufels.

Ich hörte jüngſt des Teufels After-Werde
Zur Höll' organiſiren Gottes Erde.
Auf einmal ward die ſämmtliche Natur
Verwandelt in franzöſiſche Cultur:
Die Seen wurden Teiche, Höh'n die Berge,
Die Schwäne Frösch', und alle Rieſen Zwerge;
Das Ganze ward, in Rauch und Dampf gehüllt,
Mit Städten und mit Lagern rings erfüllt;
In allen Städten waren Peſtilenzen,
Denn alle waren Freiheitsreſidenzen —
Statt Feld, und Flur, und Berg, und Thal, und Hain,
Umgaben dieſe lauter Boulewarden;
Der Hirten Plätze nahmen Trödler ein,
Und der Hirtinnen Poiſſarden;
Nur auf den Bühnen ſah man Sonnenſchein;
Ausſichten fand man nur in Panoramen —
Und überall, wo man ging aus und ein,
Statt Thaten Wort', und ſtatt der Sachen Namen.
In allen Straßen voll Pariſerkoth
War Vollgedräng von Buben und von Dirnen
Mit feigen Herzen, und mit frechen Stirnen;
In allen Häuſern war die ſchwere Noth;
In allen Räthen richteten Couthone —
Wo ſonſt ein Bauer ging, ſtand ein Soldat —
Auf jedem Lehrerſtuhl ſaß ein Prälat —
Und ein Duc d'Orleans auf jedem Throne.

Der geſtürzte Rieſe.

An Klopſtock*) 1793.

Klopſtock, zürne mir nicht! ich zweifl' an des Traumes Erfüllung;
Zweifl', ob noch kehre die Sonne, die ſank
Unſern erſtaunenden Blicken, wie kaum aus nächtlichen Wolken
Spät vorführend den ſäumenden Tag,
Ueber das jauchzende Gallien jüngſt ihr ſtrahlendes Antlitz
Leuchtete; zweifl' an dem rettenden Sieg
Nach ſo vielen verlohrnen, vergeblichen, blutigen Kämpfen;
Zweifle, daß je ſich empor aus dem Staub,
Wo voll Wunden er liegt, mit Kraft noch hebe der hundertköpfige Rieſe, der Thronen geſtürzt —
Wie der herkuliſche Richter das Säulengewölbe des Dagons
Stürzte — zerſchmettert vom Sturze des Feinds!
Ach! da liegt er nun ſelber ein Trumm! und ſchaurige Stille
Schweigt um des Blutigen ſchweigende Gruft;
Schweigt den Namen ſogar des längſt thatloſen, den leeren
Namen, deß tugenderweckender Hall
Flog vom Pole zum Pole, Geſang den entfernteſten Völkern,
Donner den fernſten Tyrannen, und Sturm.
Schlägt ihm annoch das verborgene Herz? Entſetzliche Frage!
Oder verblutet's im Buſen durchbohrt?
Wer giebt Kund' im Gebiete des Trugs, wo nichts, als die Lüge,
Spricht? — Das Schweigen! — Es ſchweigt auch der Tod.
Wehe! mein Zweifel wird Angſt! Ein Leichnam liegt ſie, ein Leichnam,
Jene lebendige, hehre Geſtalt
Hundertarmiger Kraft und hundertäugiger Weisheit,
Die ſich dem ſchlummernden Fürſten erhub
Schrecklicher noch als Todesgeſtalt, dem Fürſten, deß Kebsweib,
Ihn zu betäuben, den blinkenden Wein,
Und den Geſang zu der Laut', und den Duft der perſiſchen Roſen,
Und das mit Menſchen ſpielende Spiel
(Todblaß blieb er) umſonſt aufbot. Da liegt ſie, der Freiheit
Rieſengeſtalt, in dem blutigen Staub.
Und von der Laut' in Schlummer gelullt, und berauſchet vom Nektar,
Ruhig im roſenbeduftenden Bett
Schläft nun wieder der Fürſt, und träumt den ewigen Schachtraum,
Jeglicher Furcht vor Geſpenſtern beraubt;
Während die Weichlinge rings um den Thron Siegslieder poſaunen,
Und die Verdorbneren um den Altar
Feſtliche Chöre beginnen zum Lob der göttlichen Rache,
Die ſie vertilgte, die ſchreckliche Schau!
Sicher ſind ſie nunmehr der bald allwaltenden Herrſchaft,
Sicher, die Freiheit ſtöre nicht mehr
Ihre Caligulafeſt' und Borgiaſpiel' und der neuen
Heliogabale ruhigen Schlaf.

*) Siehe deſſen Ode: der Fürſt und ſein Kebsweib.

Digitized by Google

Doch iſt nicht Ihrer der Sieg. Den hundertköpfigen Rieſen
Streckte das tauſendfäuſtige Volk,
Welches zu jugendlich kühn er ſelbſt voreilig entfeſſelt.
Hört's! und ſchlummert ſo ruhig noch nicht!
Wütend bohrt es dem Rettenden aus die leuchtenden Augen,
Haute das ſieben und neunzigſte Haupt
Schon dem mit Füßen getretenen ab; da kam er, der letzte
Freiheitsmörder, der fünffache Zwerg;
Sah ohnmächtig zu Boden geſtreckt den blutenden Rieſen,
Aber noch frey — denn das Wütende ſchlug,
Kettete nicht — und entwand dem blinden berauſcheten Wütrich
Schmeichelnd die Keulen: Ihr tödtet den Leib!
Sprach er dem ſtaunenden laut, und leiſ': Ich tödte die Seele!
Hört's — und bohrte den giftigen Dolch
Jenem in's Herz. Hört's, hört's, ihr Fürſten und Prieſter!
Nicht Ihr ſieget! Es ſiegten des Volks
Keulen, im tobenden Raſen des Volks fünf kriechende Laurer,
Aus dem Gezücht, das euch immer umgiebt:
Fünf, von denen ſo viel es noch giebt, als Lutetia Meuchler,
Feile Vergifter, die Romula zählt.

Carl Friedrich Bahrdt,

ein talentvoller, aber höchſt unruhiger Kopf, ward am 25. Auguſt 1741 zu Biſchofswerda in der Lauſitz, wo ſein Vater Diaconus war, geboren. Er ſtudirte zu Leipzig Theologie und wurde nach vollendeter akademiſcher Laufbahn daſelbſt Katechet und außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie, mußte aber 1768 ſeine Aemter aufgeben und dieſe Stadt wegen unordentlichen Lebenswandels verlaſſen. Er ging nun als Profeſſor der Philoſophie und hebräiſchen Antiquitäten an die Univerſität zu Erfurt, erhielt in Erlangen die theologiſche Doctorwürde und trat jetzt mit ſeinen theologiſchen Neuerungen hervor, welche zu jener Zeit beſonders ihm viele Feinde zuzogen und vorzüglich ein Verdammungsurtheil der theologiſchen Facultät zu Wittenberg gegen ihn veranlaßten. Er unterlag jedoch nicht in dieſem Kampfe, ſondern nahm einen Ruf als Profeſſor und Prediger in Gießen an, wo er jedoch bald mit den orthodox Geſinnten in Händel verwickelt wurde, die ihm ſeinen Aufenthalt dort verleideten. 1775 ward er Director des Philanthropins zu Marſchlins in Graubünden, vertrug ſich indeſſen mit Herrn von Salis, dem Stifter deſſelben, nicht ſonderlich, verließ dieſe Anſtalt bereits im folgenden Jahr und trat das Amt eines Generalſuperintendenten zu Türkheim im Fürſtenthum Leiningen-Dachsburg an. Dies genügte ihm bald nicht mehr und er ſtiftete nun ein Philanthropin in der Nähe, auf dem Schloſſe Heidesheim bei Worms. Um ſeinem Inſtitut, das nicht recht gedeihen wollte, Zöglinge zuzuführen, machte er eine Reiſe nach Holland und England, die nicht erfolglos blieb. Mittlerweile aber hatten ſeine Schriften und vorzüglich eine ſehr freie Ueberſetzung des neuen Teſtamentes ihm neue Angriffe zugezogen; der Reichshofrath erklärte ihn durch ein Concluſum aller ſeiner Aemter entſetzt und legte ihm auf, entweder die ihm Schuld gegebenen Irrthümer in Puncto der Dreieinigkeitslehre zu widerrufen oder das deutſche Reich zu meiden. B. begab ſich jetzt nach Halle und hielt hier als Privatdocent Vorleſungen, welche zwar viele Zuhörer herbeizogen, aber, beſonders nach der Herausgabe ſeines Glaubensbekenntniſſes, in welchem er alle Wunder verwarf u. ſ. w., ihn in neue Händel verwickelten. Er beſchloß daher fortan nur von ſchriftſtelleriſchem Erwerb zu leben und kaufte einen Weinberg bei Halle, auf welchem er zugleich Gaſtwirthſchaft trieb. Zwei ihm beigelegte Schriften: „das Religionsedict", ein Pasquill auf den preußiſchen Miniſter von Wöllner, und „die deutſche Union," ein Plan zu einer engeren maureriſchen Verbindung, zogen ihm gerichtliche Unterſuchung und in Folge derſelben einjährige Feſtungsſtrafe in Magdeburg zu. — Hier ſchrieb er die Geſchichte ſeines Lebens. Nachdem ſeine Strafzeit vorüber, kehrte er nach Halle auf ſeinen Weinberg zu ſeinem alten Treiben zurück und ſtarb daſelbſt am 23. April 1792.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Der Chriſt in der Einſamkeit, verbeſſert und mit neuen Abhandlungen vermehrt. Leipz. 1763. 2 Bde.
Predigten von einer Seele, die den Frieden Jeſu hat. Leipz. 1764.
Sammlung von Kanzelreden über wichtige Wahrheiten der Religion. Leipz. 1764
Verſuch eines bibliſchen Syſtems der Dogmatik. Erfurt und Gotha, 1768. 2 Bde.
Laute Wünſche des ſtummen Patrioten. Ebend. 1768.
Briefe über die ſyſtematiſche Theologie. Ebend. 1768—72. 2 Bde.
Syſtem der Moral-Theologie. Ebend. 1768.
Sieg der Religion u. ſ. w. Erfurt, 1769. Eine Predigt.
Vorſchläge zur Aufklärung und Berichtigung des Lehrbegriffs unſerer Kirche. Riga, 1770, nebſt Anhang, 1770.
Predigten. Frankfurt a. M. 1772.
Die neueſten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen. 4 Thle. Riga, 1772—75. 2. Ausg. Frankenthal, 1777. 2 Bde.
Entwurf einer unpartheiiſchen Kirchengeſchichte N. T. Frankfurt a. M. 1772.
Homiletik. Ebendaſ. 1772.
Allgemeine theologiſche Bibliothek. Mietau, 1774—75. 4 Bde.
Die Lehre von der Perſon und dem Amte unſeres Erlöſers. Predigten u. ſ. w. Frankf. 1773.
Eden. Frankfurt, 1774.
Philanthropiniſcher Erziehungsplan u. ſ. w. Frankf. 1775.
Nachrichten über das Leiningiſche Erziehungshaus. 1776—1777.
Literariſches Correſpondenz- und Intelligenzblatt. Heidesheim, 1776.
Pädagogiſches Wochenblatt. Heidesh. 1778.
Glaubensbekenntniß, veranlaßt durch ein kaiſerliches Reichshofraths-Concluſum. Berlin, 1779.
Kurze Erklärung über Semlers Antwort auf das vorige. Berlin, 1779. 8.
Die kleine Bibel. Berlin, 1780.
Apologie der Vernunft u. ſ. w. Baſel, 1780.
Verſuch über die Beredſamkeit. Halle, 1780. N. A. Deſſau, 1782.
Tacitus Annalen, 1. und 2. Buch. Halle, 1780.
Tacitus überſetzt. Halle, 1780. 2 Bde.
Juvenal's Satyren in metriſcher Ueberſetzung. Deſſau, 1781.
Briefe über die Bibel, im Volkston. Halle, 1782 fgde. 6 Hefte.
Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu u. ſ. w. (Fortſetzung des vorigen Buches.) Berlin, 1783—85. 10 Bändchen.
Gedichte. Halle, 1786.
Magazin für Prediger u. ſ. w. Züllichau, 1782—88. 8 Bde.
Das neue Teſtament u. ſ. w. (3. Aufl. der neueſten Offenbarungen.) Berlin, 1783. 2 Bde.
Rhetorik für geiſtliche Redner. Halle, 1785.
Ueber das theologiſche Studium auf Univerſitäten. Berl. 1785.
Kirchen- und Ketzeralmanach auf das Jahr 1782.
Standrede am Sarge des u. ſ. w. Joh. Melch. Gözze. Hamb. 1786.
Neue Literaturbriefe. 1. Bd. Berlin, 1786.
Chriſtliches Sittenbuch für's Geſinde. Berlin, 1786.
Sämmtliche Reden Jeſu u. ſ. w. Berlin, 1787. 2 Thle.
Syſtem der moraliſchen Religion. Berl. 1787. 2 Bde.
Ueber Preßfreiheit und deren Grenzen. Züllichau, 1787.
Kirchen- und Ketzeralmanach. Zweites Quinquennium. 1787.

Digitized by Google

Analytiſche Erklärung aller Briefe der Apoſtel Jeſu. Berl. 1787 — 89. 3 Bde.
Zamor oder der Mann im Monde. Kein bloßer Roman. Berl. 1787.
Ueber Aufklärung. Leipzig, 1788.
Sittenbuch für den Bürger. Halle, 1789.
Alvaro und Ximenes. Halle, 1790.
Geſchichte meines Gefängniſſes u. ſ. w. Berlin, 1790.
Ala Lama, oder der König unter den Schäfern. Halle, 1790.
Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Berlin, 1790. 4 Bde.
Katechismus der natürlichen Religion. Halle, 1790.
Auszug aus Luther's Tiſchreden. Halle, 1791.
Ausführung des Plans und Zwecks Jeſu. 11. und 12. Bändchen. Berl. 1791.

Das Religionsedict. Luſtſpiel. 1789.

Einzelne Flugſchriften, Abhandlungen u. ſ. w.

Bahrdt war ohne Zweifel ein talentvoller, ideenreicher, lebhafter und leicht erregter Kopf, der bei weniger Eitelkeit und Flüchtigkeit und bei größerer Ruhe und tieferem Ernſt gewiß ſehr Bedeutendes geleiſtet haben würde. So aber ließ er ſich nur zu leicht von Sinnlichkeit und Leidenſchaft hinreißen und zerſtörte durch ſein unruhiges Treiben das Gute wieder, das er vielleicht hier und da bewirkt hatte. Daß er ſeiner Zeit bedeutend vorausgeſchritten war, daß es ihm nicht an den Mitteln fehlte, wenn er wollte, das Begonnene durchzuführen, dazu hat er die Beweiſe geliefert; doch war es ihm nie aus innerſter Seele darum zu thun, und die echte herzentſprungene Begeiſterung nie die alleinige Quelle ſeiner Handlungen und Schriften. Sehr geiſtreich charakteriſirt ein competenter Richter kurz und klar mit folgenden Worten Bahrdt's hauptſächlichſtes Streben, den religiöſen Naturalismus in Deutſchland zu verbreiten! „B., gewandt und leichtſinnig in der Wiſſenſchaft wie im Leben, ſuchte den geſchichtlichen Inhalt des neuen Teſtaments durch abenteuerliche, einander widerſprechende Hypotheſen zu zerſtören" *). Dieſe Gewandtheit zeigte er in Allem; er beſitzt dieſelbe Leichtigkeit in der Behandlung der Form wie des Stoffes und iſt in dieſer Hinſicht ebenfalls nicht ohne Verdienſt; nur ließ er ſich auch hier zu ſehr gehn, und ſein Styl iſt mitunter, anſtatt populär und einfach zu ſeyn, gemein und plump. — Wir theilen die erſten Capitel ſeiner Lebensgeſchichte, die von allgemeinem Intereſſe ſind, als Beweis und Probe mit.

Vgl. die Berichtigungen zu B's Leben von Volland (Jena, 1791) und Laukhard (Halle, 1791).

An meine Zeitgenoſſen **).

Mit dem Abfluß des halben Jahrhunderts von meiner Lebenszeit, beginne ich, liebe Zeitgenoſſen, Ihnen die Geſchichte meiner Schikſale und Meinungen, meiner Freuden und Leiden, meiner Thorheiten und meiner Verdienſte — zu entwerfen, und vor Ihrem und dem noch unpartheiiſcheren Richterſtuhle der Nachwelt dieſelbe niederzulegen.

Ich ſchmeichele mir, daß ich den meiſten unter Ihnen mit dieſer Arbeit wilkommen ſeyn werde. Denn ich bin nicht nur ſeit vielen Jahren von allen Orten und Gegenden her zu derſelben aufgemuntert, und zum Theil auch recht dringend darum gebeten worden, ſondern ich kan mir ſelbſt ſchon von dem Inhalte dieſer Geſchichte verſprechen, daß ſie für den Leſer, durch die Mannigfaltigkeit der Auftritte, durch die Sonderbarkeit meiner Schikſale, und durch das Neue und Unerwartete der vielen Aufſchlüſſe, welche ſie über manche Scenen meines Lebens erhalten werden, ſo wie ſelbſt durch die Freimüthigkeit und Offenherzigkeit der Erzählung, — anziehend genug ſeyn werde.

Schon ſeit zehn Jahren bin ich damit umgegangen, meine eigene Geſchichte zu beſchreiben. Aber ich habe um hundert Urſachen willen es immer von einer Zeit zur andern aufgeſchoben. Und ich glaube meinen Leſern neun und neunzig derſelben entbehrlich zu machen, wenn ich der einzigen gedenke, daß ſoviel Menſchen bisher noch am Leben waren, welche ich ſchlechterdings nennen und vor dem Publicum kompromittiren mußte (was ich äuſſerſt ungern thue), wenn meine Geſchichte nicht alles Intereſſe verlieren ſolte. Denn ich weiß es aus Erfahrung, wie geſchwind die meiſten Leſer eine Schrift aus der Hand legen, zu deren vollem und leichtem Verſtändniß ihnen erſt ein Schlüſſel nöthig iſt, ohne den ſoviel Thatſachen ohne Licht und ſoviel Anſpielungen ohne Wirkung bleiben.

Schwer iſts freilich auch an ſich, ſein eigener Biograph zu werden. Und faſt möchte ich ſagen, es gehöre zu einer ſolchen Arbeit gerade ein Mann wie ich, der nun bald funfzig Jahre lang durch ein ungeheuer großes Publikum gleichſam Spießruthen gelaufen, und eben dadurch gegen Lob und Tadel des großen Haufens ſo abgehärtet worden iſt, daß er faſt gar nichts mehr von derjenigen Empfindlichkeit übrig hat, welche die meiſten Menſchen unfähig macht, die reine und nackende Wahrheit von ſich ſelbſt aufzuſtellen, und eigenes Lob und eigenen Tadel, ohne die beſchwerlichſte Erröthung, wie ein Bänkelſänger unter dem Haufen abzuſingen.

Wenn Ihnen alſo, liebe Zeitgenoſſen, daran gelegen iſt, meine Geſchichte genau zu wiſſen und in die geheimſten Falten meines Herzens, ſo wie in die kleinſten Umſtände und Triebfedern meiner Handlungen und Schikſale, einzuſchauen; ſo können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie mich hier in puris naturalibus zu ſehen bekommen werden. Denn Recenſenten und Prieſter und Theologen und Maurer und Gott weiß, was noch ſonſt für Menſchenracen, haben mich bereits dermaßen an den Pranger der Publicität geſtellt, daß mir die auf mich gerichteten Blicke der Menſchen ſo gleichgültig geworden ſind, wie Adam und Eva ihre Blöße geweſen ſeyn muß, ehe der unglückliche Apfel ſie zwang — ſich zu bedecken.

Was kan ich wohl nachtheiliges von mir ſagen, das nicht die Haſſer meiner Meinungen ſchon von mir geſagt, und mit den kralſten Farben geſchildert haben? Was kan ich durch die aufrichtigſten Geſtändniſſe meiner Menſchlichkeiten verderben, und in Abſicht auf Gut oder Ehre verlieren, das mir jene ſtarkglaubigen Verfechter der Prieſterreligion nicht bereits entriſſen hätten? Und was iſts am Ende überhaupt um aller Menſchen Tugend und Thorheit, wenn man bedenkt, daß die unbefiederten Zweyfüßler unter dem Monde alles, was ſie ſind, durch den von ihnen ganz unabhängigen Zuſammenfluß der Umſtände ſind, unter denen ſie leben und handeln, und daß jeder Menſch ſchlechterdings ſo zu wollen und zu handeln genöthigt iſt, wie es ſeine jedesmaligen, wahren oder falſchen, volſtändigen oder unvolſtändigen, dunkeln oder hellen Vorſtellungen mit ſich bringen, die in dem Augenblicke, wo er wil oder handelt, in ihm eben zum Bewuſtſeyn gelangten?

Zudem, liebe Zeitgenoſſen, bin ich ja in der Welt nicht blos geſcholten worden, ſondern ich habe von Norden nach Weſten und von Süden nach Oſten unzählige Freunde, die mich ſchäzen und lieben und welche mit ehrlicher Wage mein Gutes und meine Unvolkommenheiten wägen, und es recht gut wiſſen, daß wahre Verdienſte um die Menſchheit durch keine Art der vorgeworfnen Fehler aufgehoben und ihres Werthes verluſtig gemacht werden können. Und dieſer Weiſen Urtheile ſind es, ſo wie das eigne Bewuſtſeyn meines Werths vor Gott und Menſchen, was mich gegen allen Tadel entſchädigt, und mich ſo gelaſſen macht, daß ich gar keine Schmähungen mehr achte, mich über kein Lob unbändig freue und über keinen Tadel härme, und daß mir alle Urtheile der Welt, vom Throne bis zur Hütte, ſo gleichgültig ſind, wie unſerm lieben Gott das Glockengeläut und alle Litaneien der Chriſtenheit es nur immer ſeyn mögen.

Und dieſe Betrachtungen ſind mir jezt erſt ganz einleuchtend geworden, ſeitdem ich unter die Bewohner der Kerker aufgenommen worden bin. Denn Kerker ſind in der That für den Philoſophen das, was ſchattige Pfade und romantiſche Ausſichten für den Dichter ſind. Sie bringen beide in eine Lage, in welcher ihre Seele ganz allein für ihren Zwek in Spannung geſezt wird. Die Kerker zerſtöhren für den Philoſophen die Täuſchungen der Phantaſie, und lehren die irdiſchen Dinge aus ihrem wahren Geſichtspunkte betrachten, und dadurch die eigentliche Philoſophie des Lebens ſich ſelbſt verſtändlich machen.

Vielleicht hätte ich ohne dieſe Rükkehr meiner Seele zur ruhigſten und reinſten Kontemplation noch lange mit meiner Geſchichte gezögert. Denn wirklich hatte ich vor dieſer Epoche verſchiedene Projekte entworfen, dieſelbe der Welt auf eine andere Art mitzutheilen, darunter dies das unglücklichſte war, ſie in der Waltherſchen Buchhandlung in Leipzig maskirt herauszugeben, wie wenn ein Dritter ſie ſchriebe, um — ſie deſto unpartheiiſcher ſchreiben zu können.

Daß in beſagter Handlung wirklich der erſte Band erſchienen iſt, darf nicht auf meine Rechnung geſezt werden. Denn Herr Pott, der mit der Waltherſchen Handlung in Verbindung ſteht, hat ohne mein Wiſſen und Willen, zur Zeit, wo ich im Ge-

*) D. Karl Haſe, Kirchengeſchichte. Leipz. 1834. S. 602.

**) Aus: D. C. Fr. Bahrdt, Geſchichte ſeines Lebens, ſeiner Meinungen und Schickſale. Berlin, 1790.

Digitized by Google

fängniſſe keinen Menſchen ſprechen durfte, meine unerfahrne Tochter, ein Kind von funfzehn Jahren, beredet, ihm alle meine, ſeit vier und zwanzig Jahren geſamleten Briefſchaften und Dokumente einzuhändigen, unter dem Verſprechen, daß er meine Geſchichte ſchreiben, und den Gewin davon meiner Familie zu ihrer und meiner Unterſtüzung ſchenken wolle. Ich habe aber theils von denen längſt eingegangenen Pränumerationsgeldern nicht einen Heller erhalten, theils von glaubwürdigen Freunden gehört, daß der erſte Theil ſo wenig meine Geſchichte ſey, als die gemahlten Tauben auf den Altären dem heiligen Geiſte ähnlich ſehn.

Jezt alſo ergreife ich die Feder ſelbſt, um Ihnen, liebe Zeitgenoſſen, ein richtiges Gemählde von meiner berühmten, oder wie einige lieber ſagen werden, berüchtigten Perſon vorzulegen. Und ich habe Ihnen davon hauptſächlich vier Urſachen anzugeben, die mich zu dieſem Entſchluſſe beſtimt haben.

Die erſte iſt meine Lage, in welcher ich mich befinde. Ich habe in meinem Arreſt nicht nur mehr Muße, als ich jemals gehabt habe, und inſonderheit eine Menge ganz einſamer Stunden, wo ich, von allem Geräuſche und Zerſtreuungen entfernt, über mich ſelbſt nachdenken, alle alten und tief hinabgeſunkenen Ideen wieder zum Spiegel des Bewuſtſeyns empor heben, und der kleinſten Umſtände und Triebfedern mich erinnern kan, welche die verſchiedenen Begebenheiten und Handlungen meines Lebens erzeugt haben.

Dazu kam denn, bei der Entſtehung meines Entſchluſſes, das verdoppelte Intereſſe, welches in jeziger Epoche meine Schikſale für das Publikum haben. Denn wenn je in der Welt von mir geſprochen und nach mir gefragt worden iſt; ſo iſt es gewiß jezt geſchehen, ſeitdem die tauſendzüngige Fama den alten Gelehrten im Kerker durch Europa herumgetragen hat.

Und eben dieſe ſo geſchäftige und redſelige Dame hat mir durch die Menge der ſonderbarſten Urtheile, die ſie bei dieſer Gelegenheit theils neu ausgeſtreut, theils wieder aufgewärmt hat, einen neuen und ſchier dringenden Bewegungsgrund gegeben, mich der Welt endlich doch lieber in natura zu zeigen, als mich in ſo viel herumgehenden Karrikaturen länger miskennen zu laſſen.

Endlich komt zu dem allen noch eine etwas traurige Urſache. Ich fühle es jezt nur alzuſehr, daß theils bei dem mühſeligen Leben, das ich von jeher geführt habe, und das in den lezten zehn Jahren mit faſt übermenſchlichen Arbeiten verbunden geweſen iſt, theils durch ſo nagende Sorgen, Bekümmerniſſe, und — häusliche ſowohl als auſſerhäusliche Kränkungen, meine Geſundheit zerſtört und mein Nervenſyſtem dergeſtalt geſchwächt iſt, daß ich mir wenig Hofnung machen kan, diejenige Lebhaftigkeit meines Geiſtes noch lange zu behaupten, welche ein Schriftſteller bedarf, der ſein Publikum erhalten und ihm intereſſant zu bleiben wünſcht. Um alſo wenigſtens dieſe Arbeit, welche mir ſelbſt in Abſicht auf Zeitgenoſſen und Nachwelt ſo wichtig iſt, noch mit dem Reſte meiner Geiſteskraft zu arbeiten und ihr all' das bisgen Feuer zu widmen, was meine Feinde mir, troz aller Verſuche, mich aufzuzehren, etwa noch übrig gelaſſen haben; ſo bin ich dadurch vornehmlich bewogen worden, meine Geſchichte vor allen andern zur Hand zu nehmen, und das Andenken meiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn durch ſie zu verewigen.

Und Du — Gottheit meines Lebens! der ich meine Ruhe, meine Geſundheit, meine Bequemlichkeit — der ich angebotne Geldeinnahmen und engegenſtrömende Vergötterungen meiner Talente geopfert — für die ich den Genuß ſo mancher Freude mit ſo mancher trüben Stunde vertauſcht — der zu Liebe ich jezt krank und ein Bettler worden bin — Du, mir ewig heilige Wahrheit! ſolſt auch bei dieſer vielleicht lezten Frucht meines Geiſtes mich leiten und jeden Schritt mir vorzeichnen, auf welchem ich ſtreben werde, ſie zur Reife zu bringen!!!

Dem Andenken meines Vaters gewidmet.

Mein Vater war der Sohn eines unbegüterten Advokaten in Lübben in der Lauſiz, von dem ich weiter nichts weiß, als daß er bis in ſein ein und neunzigſtes Jahr, bei einem freundſchaftlichen Podagra, gelebt und ſich wohl befunden hat. Sein Vater und Großvater hatten dieſen Gaſt ſchon bewirthet, und mein Vater hat ihn nicht minder beherberget und mir folglich die Hofnung gelaſſen, daß er ſich in linea recta descendente erhalten und mit mir (wie wohl ich noch eben nichts davon merke) — da ich keinen Sohn habe, ausſterben wird. Der alte Mann bekam es alle Frühjahr, 14 Tage lang, äuſſerſt heftig, linderte ſeine Qualen mit Hollunderrinden, die er von friſchen Zweigen ſchälte und auf den ſchmerzhaften Flek legte, und war im ganzen übrigen Theile des Jahres ſo geſund, daß er, was ihm ſchmekte, eſſen und trinken, ohne Brille leſen, und ſeine Motion als Fußgänger ſich machen konte, bis an ſein ſeliges Ende.

Was für Schulen mein Vater beſucht hat, iſt mir nicht mehr erinnerlich. So viel aber weiß ich, daß er auf den Univerſitäten Wittenberg und Leipzig ſtudiret und ſich da in den allerarmſeligſten Umſtänden befunden hat. Oft hat er mir erzählt, wie er die ganze Woche keinen Biſſen warmes Eſſen zu ſich genommen, und nicht ſo viel Barſchaft gehabt habe, um ſich eine hebräiſche Biebel und andere zu den akademiſchen Vorleſungen erforderlichen Bücher zu kaufen. Seine gewöhnliche Mittagsmahlzeit war eine Kanne Thee und ein Dreyerbrod. Nur des Sontags nahm ihn gewöhnlich ein Landsmann mit zu Pohlens (ſo hieſſen die Wirthsleute, welche auf dem Paulinum, der geräumigen Wohnung der armen Studenten in Leipzig, ſpeiſeten), wo er mit einer Portion Fleiſch für achtzehn Pfennige ihn traktirte.

Bei dieſem kümmerlichen Leben war mein Vater beſtändig heiter und von der munterſten Laune — eine Gabe der Natur, die ich ganz von ihm geerbt habe. Ueberhaupt erzeugte ſeine Armuth nie eine der ihr gewöhnlichen Wirkungen. Er war zwar in ſeinen Sitten äuſſerſt beſcheiden und inſinuant, aber nie kriechend und ſchüchtern. Und er behauptete beſtändig, auch wenn er in den größten Verlegenheiten ſich befand, bei ſeiner Munterkeit einen edeln Stolz und entſchloßne Dreiſtigkeit, mit welcher er jedem Reichen ins Geſicht ſahe, und ſich gewiß darum, weil er ärmer war, nichts vergab.

Einer ſeiner beſten Freunde, ein Menſch von den herrlichſten Talenten und dem edelſten Karakter, der mit ihm in gleicher Dürftigkeit lebte, hatte eine minder glükliche Stimmung ſeiner Seele. Seine tiefſte Armuth machte ihn nicht niederträchtig, aber ſchwermüthig. Er war zu ſtolz, um ſich des Hungers durch Betteln oder Schmeicheln zu erwähren: ja er ging in dieſer Art von Delikateſſe ſo weit, daß er ſeine armſeligen Umſtände nicht einmal geſtehen wolte. Gleichwohl nahm endlich Mangel und Elend dermaßen bei ihm überhand, daß ihm ſeine Lage unerträglich wurde. Kurz man fand ihn eines Morgens über ſeinem Bette aufgehängt und einen Zeddel an ſeiner Bruſt, den er mit den Worten beſchrieben hatte: Vater, ich komme, ehe du mich gerufen haſt. — Mochte dieſer Menſch wohl mehr Schuld haben an der unvolkomnen Stimmung ſeiner Seele und an der Schwäche ſeines Nervenſyſtems, als mein Vater, an ſeiner glücklichern Laune und Geiſtesſtärke?

Daß übrigens mein Vater bei ſeiner Dürftigkeit und, was noch weit mehr in Rechnung gebracht werden muß, bei dem elenden Univerſitätsunterrichte, der damals noch ungleich ſchlechter war, als heut zu tage, keinen Grund zu eigentlicher Gelehrſamkeit legen konte, wird man von ſelbſt ſchon vorausſetzen können. Er ward, bei ſeinen wirklich ungemeinen Talenten und unermüdetem Fleiße ein ganz gemeiner Theolog, d. h. ein Mann, der ſeine Dogmatik, Polemik und alle den unnützen Kram am Schnürchen hatte; der dabei eine gute Predigt ausarbeiten und ſie mit einer ihm natürlichen äußerlichen Beredſamkeit herſagen konte. Aber zu einem großen Gelehrten, der dereinſt in glänzenden Aemtern ſich zeigen ſolte, war auch nicht der geringſte Zuſchnitt gemacht. Und gleichwohl führte ihn ein kleiner unbedeutend ſcheinender Zufal auf einen Pfad, der ganz andere Vorbereitungen erfordert hätte, und öfnete ihm ſehr bald die Ausſicht zu den größten Ehrenſtellen.

Er hatte nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn, eine Hofmeiſterſtelle in dem Gräflich Flemmingſchen Hauſe erhalten, wo ſeine Kentniſſe, ſeine geſchikte Art, die Kinder zu behandeln, ſein angenehmer Wiz und ſeine gute Laune ihn außerordentlich beliebt gemacht hatten. Hier fügte ſichs, daß in der Familie ein Hochzeitfeſt gefeiert wurde, welches ſich durch einen merkwürdigen Kontraſt zwiſchen Braut und Bräutigam auszeichnete. Das eine war von ſchönem Wuchs, reizender Bildung und hellem Geiſt. Der andere Theil war buklicht, von verzerrtem Geſicht und ohne allen Geiſt. Bei dieſem Feſt erſchien, als Verwandter und Gaſt, der damalige Präſident des Dresdner Oberkonſiſtorium, der Graf v. Hohendorf, ein Mann, der Talente, wo er ſie fand, mit Scharfblik bemerkte, und mit Enthuſiasmus ſchäzte und begünſtigte. Da das Hochzeitmahl bald zu Ende war, fiel es dieſem Freunde der Kunſt und der Gelehrſamkeit ein, nach dem Strohkranzredner zu fragen, welches zu damaliger Zeit noch eine ſehr modiſche Rolle war. Der Herr vom Hauſe ſah ſich genöthigt, Sr. Excellenz zu geſtehen, daß ihm dieſe Schnurre diesmal ganz entfallen und folglich kein Redner beſtelt ſey. Der Präſident aber wolte ſich damit nicht abſpeiſen laſſen. Er war von zu fröhlicher Laune und — die ſämtlichen Gäſte hatten durch die großen Pokale ſich ſchon zu ſehr von ſeinem Einfalle bezaubern laſſen, als daß die gewöhnliche Strohkranzrede hätte können erlaſſen werden. Man brachte zur Ehre desjenigen, der jezt gleich dieſe Rolle übernehmen würde, eine lauttönende Geſundheit aus: und da niemand ſich von ſelbſt melden wolte, um den Dank und die Lobſprüche der Geſellſchaft zu verdienen, ſo rufte endlich Graf Hohendorf meinem Vater zu: „nun, Herr Kandidat? haben Sie keine Kurage? Predigen iſt Ihr Amt." — Mein Vater entſchuldigte ſich. — „Ei, da hilft nichts. Machen Sie es ſo gut wie Sie können. Kurz und erbaulich! Wir nehmen vorlieb." — Es half alſo nichts, mein Vater mußte von der Tafel aufſtehn und die Verſamlung mit einer Rede aus dem Stegreif amüſiren. Und ſiehe

Digitized by Google

da, ſie gelang ihm ſo ſehr, daß er als Genie vom erſten Range bewundert wurde. Er ergrif das frappante Thema, „die Harmonie als die Grundlage glüklicher Ehen" und führte daſſelbe, nachdem er alle Anweſende durch die Ankündigung deſſelben ſtuzig und faſt verlegen gemacht hatte, mit ſolcher Delikateſſe und ſo allgemeiner Zufriedenheit aus, daß ihm der Präſident die glänzendſten Lobſprüche ertheilte, und von Stund an beſchloß, dieſen zufällig entdekten Mann von den ſeltenſten Talenten in der Welt groß zu machen.

Von dieſer Zeit an ward mein Vater von einer Stelle zur andern beinahe gejagt. Der Präſident war ſo ſchwärmeriſch für ihn eingenommen, daß er ihm gar keine Zeit ließ, ſich zu beſinnen. Er wolte ihn mit Gewalt zu den erſten Ehrenſtellen im Lande erhoben ſehen und ſchien die Zeit nicht erwarten zu können, welche der gewöhnliche Stufengang erforderte.

Er beförderte ihn noch in demſelben Jahre zum Diakonat nach Biſchofswerda in der Lauſiz, wo mein Vater eine Predigerstochter heirathete, welche eben in ihr ſechzehntes Jahr getreten war, und für das ſchönſte Mädchen im Umkreiſe gehalten wurde. Doch übertraf die Schönheit ihrer Seele ihre körperlichen Reize unendlich. Nie habe ich ein weibliches Geſchöpf von ſo einer reinen, treuen, liebevollen, ſanften, und beſonders in Leiden duldſame Seele geſehn. Und ſie wird mir als Muſter der ſtillen Tugend unvergeßlich bleiben. In Biſchofswerda ward ich im Jahre 1741 am 25. Auguſt geboren.

Kaum war mein Vater anderthalb Jahr da geweſen, ſo gab ihm der Präſident eine der ſchönſten Pfarreien bei Dresden, in Schönefeld.

Da war er etwa zwei Jahre, ſo machte er ihn zum Superintendenten in Dobrilug, und kündigte ihm damals ſchon an, daß er auch hier nicht lange bleiben, ſondern in kurzer Zeit in einen größern und glanzvollern Wirkungskreis verſezt werden ſolte.

Des Grafen Abſicht, die er ihm aber nie beſtimmt entdekt hatte, war, meinen Vater auf eine Univerſität zu befördern, wo er glaubte, daß ſeine Talente am meiſten wuchern würden. Er hatte aber nie unterſucht, ob auch mit den Talenten die nöthigen Kentniſſe verbunden waren. Das Genie ſchien ihm das einzige Requiſit zum großen Manne: — ein Irthum, den in unſern Zeiten ſo viel junge Leute hegen, und dadurch ſich ſelbſt verleiten, die ſoliden Wiſſenſchaften zu vernachläſſigen, und ihr bisgen Kopf mit dem Flitterſtaate der Schöngeiſterei zu verhunzen und — alle wahre Nuzbarkeit für den Staat zu verlieren.

Leipzig oder Wittenberg waren ſein Augenmerk. Und da zuerſt in Leipzig die Predigerſtelle an der Petrikirche aufging, und der Graf mit dem damaligen Bürgermeiſter Born in vertraulichem Briefwechſel ſtand, ſo ward es ihm leicht, für ſeinen Liebling eine Vokation nach Leipzig zu erhalten.

Und ſo führte er ihn von Stufe zu Stufe immer weiter. Denn die größte Schwierigkeit, woher nehmen wir Brod? ſchien ihm überwunden zu ſeyn. Der Prediger mußte nun den Magiſter, den Bakalaur, der Profeſſor Extraordinarius, den Doktor u. ſ. w. ernähren. Und ſo ſtieg mein Vater in kurzer Zeit durch alle Ehrenſtellen, ward ordentlicher Profeſſor der Theologie, bekam eine Kollegiatur, wurde Kanonikus in Zeiz, Decemvir, zulezt auch Domherr in Meiſſen und Superintendent in Leipzig.

Fortſezung.

Aber dieſer ſchnelle Gang ſeines anſcheinenden Glüks hatte viel traurige Folgen. Der Neid erwachte gegen ihn, ſobald er nach Leipzig kam. Es verdroß ſo manchen, der auf die Stelle, die er erhielt, ſich Rechnung gemacht hatte, daß ein Fremder herbeigeholt werden mußte, wie wenn nicht würdige Kandidaten genug in Leipzig vorhanden geweſen wären. Und nach dem herſchenden Geiſte der Univerſitäten, wars ſchon algemeiner Verdruß, auch für die, welche nichts dabei verloren, daß ein Auswärtiger ihre Zahl vermehrte: beſonders in Leipzig, wo man es weniger als auf andern Univerſitäten gewohnt iſt, daß Fremde hinberufen werden, und wo wirklich die Menge der jungen Magiſters und Profeſſoren, welche am Teiche Bethesda liegen, ſo groß iſt, daß man ihnen einen kleinen Unwillen über den Eintrit eines Fremden kaum verargen kann.

Die Menge der kleinen und großen Feinde, die meinem Vater nun als einem neuen Ankömlinge die Federn auszurupfen ſtrebten, verurſachte bei ihm nichts als einen ganz auſſerordentlichen Eifer, ſich durch ſeine Talente auszuzeichnen und ſein Publikum zu dem Geſtändniſſe zu zwingen, daß er ſeines Glücks würdig ſey.

Aber eben dies koſtete meinem guten Vater ſeine Geſundheit und ſeinen Kindern die Erziehung. Denn er war jezt genöthiget, da er in keiner einzigen Wiſſenſchaft ſehr bewandert war, ſondern blos die moraliſchen Kentniſſe eines Landpredigers beſaß, Tag und Nacht zu ſizen und zu ſtudiren, um nur mit Ehren vor ſeinen Feinden zu beſtehen, welche von allen Seiten her auf ihn lauerten und ſich Gelegenheit wünſchten, ihn als einen armen Sünder blos zu ſtellen, und den hohendorfiſchen Liebling verächtlich zu machen.

Ich erinnere mich, daß er mir ſelbſt es nachmahls geſtanden hat, daß er in den erſten beiden Monaten Tag und Nacht die lateiniſchen Klaſſiker geleſen hat, um in der Latinität, die er freilich als bloßer Prediger ſehr füglich hatte entbehren können, ſich wenigſtens ſo weit nachzuhelfen, daß er ſeine Programmen erträglich ſchreiben, und bei Diſputationen fehlerlos ſprechen konte.

Hernach fing er an, die orientaliſchen Sprachen zu ſtudiren, ſuchte ſich über Hals und Kopf im Hebräiſchen veſtzuſezen, lernte in der Folge noch chaldäiſch, ſyriſch und zulezt auch noch, (mit mir, da ich Student war) vom ſeligen Reiske das arabiſche. Dabei trieb er Kirchengeſchichte und ſezte noch viele Jahre lang täglich eine halbe Stunde für die Leſung der Römer und Griechen aus.

Und ſo ward er durch unſäglichen Fleiß, und mit Hülfe eines glücklichen Genies, nach und nach wirklich der Mann, der ſeinem Poſten Ehre machte, und den Plan ſeiner Feinde (der auf nichts geringers gerichtet war, als ihn, durch die wiederholteſten Bloßſtellungen ſeiner Unwiſſenheit ſo lange zu kränken und zu quälen, bis er ſeine hohen Gönner ſelbſt um einen andern Poſten zu bitten genöthiget würde) glüklich vereitein konte.

Aber man kan auch leicht urtheilen, was für Angſt, Bekümmerniſſe, ſchlafloſe Nächte und drükende Sorgen mein Vater hat überſtehen müſſen, ehe er ſich durcharbeiten konte: wie er in den erſten zehn Jahren ſeine Kräfte erſchöpfen und allen Genuß des Lebens, alle Ruhe, alle Erholungen entbehren mußte. Und — wie wenig er im Stande war, auf die Erziehung ſeiner Kinder zu ſehen, und einen unmittelbaren Antheil daran zu nehmen.

Man wird aber den Grad ſeiner Laſten und Leiden noch weit fürchterlicher finden, wenn man erſt noch dies erwäget, daß er bei dem allen mit der äußerſten Armuth kämpfen mußte. Denn alles, was er in den erſten acht Jahren einzunehmen hatte, war die Beſoldung, die er als Peterspredigen genoß. Als Profeſſor extraordinarius hatte er gar nichts, und von Kollegiis ſo wenig, daß er froh ſeyn mußte, wenn er Auditoren bekam, die umſonſt bei ihm hören wolten. Auch war ſein enthuſiaſtiſcher Gönner nicht im Stande, ihm irgend eine Zulage zu verſchaffen, weil die Univerſität ſehr wenige Einkünfte hat, die nur zu den armſeligen Penſionen der ordentlichen Profeſſoren und Kollegiaten hinreichen, und von Hofe — damals wenigſtens, alle möglichen Titel, aber kein Heller bares Geld zu erhalten war. Nun betrug ſeine Predigerbeſoldung (Beichtſtuhl war nicht an dieſer Kirche) jährlich vierhundert Thaler. Man kan alſo leicht ermeſſen, wie kümmerlich der gute Vater leben, und wie er faſt alles, was dem Körper Kraft, Nahrung, Erquikung giebt, entbehren mußte, da er genöthigt war, an einem Orte wie Leipzig, mit einer Gattin und ſieben Kindern (deren jezt fünfe noch am Leben ſind) ſich durchzubringen.

In der That wird es jeder, der Leipzig kent, und weiß, was zu einer Haushaltung gehört, ſchlechterdings unmöglich finden, mit einer ſolchen Summe auszureichen. Und das war es auch. Mein Vater mußte Schulden machen, und mit ihnen neue Laſten und Sorgen und Bekümmerniſſe übernehmen.

Aber hier kan ich das Gefühl der Dankbarkeit nicht unterdrücken, welche die Theilnehmung des Sohnes an den Wohlthaten erzeugt, die dem Vater wiederfuhren. Das Plaziſche Haus war es, welches von dem erſten Augenblicke an meinem Vater mit der wärmſten und thätigſten Freundſchaft entgegen kam, und dieſelbe bis an ſein Ende ununterbrochen fortgeſezt hat. Er, ein gelehrter Arzt, ein großer Kenner der Römer und Griechen, ein Mann von ächtem Wiz und der angenehmſte Geſelſchafter: Sie, ein liebes, frommes, häusliches Weib, das ganz für ſeinen Gatten lebte, und im kleinen und ſtillen Zirkel einiger Hausfreunde die Befriedigung aller ihrer Wünſche fand: beide, vol der zärtlichſten Liebe gegen meinen Vater, thaten alles, was ihnen möglich war, ſeine traurige Lage ihm zu erleichtern. Sie bewirtheten ihn und meine Mutter wöchentlich ein bis zweimal aufs beſte, und ließen ſie diejenigen Erquikungen durch Speis und Trank und geſelſchaftliche Aufheiterung genießen, welche ſie ſich zu Hauſe nicht erzeugen konten: ohne dafür Gegenbittereien zu verlangen. Sie benachrichtigten meinen Vater von allen Kabalen, die gegen ihn auf dem Tapete waren, und gaben ihm Rath, ihnen zu entgehen. Sie borgten ihm endlich von Zeit zu Zeit kleine Kapitale, ſo viel ich weiß, ohne Intreſſen, welche er erſt ſpät und nach und nach wie ſeine Einnahme ſich mehrte, wieder abzahlen durfte. Kurz, ſie waren ſeine einzigen, treuen und thätigen Freunde, welche in ſeinen Trübſalen ihn tröſteten, und in Verlegenheiten unterſtüzten.

Digitized by Google

Ich wil damit nicht ſagen, daß mein Vater in der Folge nicht noch andere Freunde gefunden hätte. Denn es iſt bekant genug, daß ſeine Kanzelredner-Talente, ſo wie ſein äuſſerſt liebreiches und einnehmendes Weſen ihm die Herzen des Raths, der Kaufmannſchaft und der Bürger gewannen, und daß die rührendſten Merkmale der Liebe und Achtung ihn für ſo manche Kränkungen ſeiner gelehrten Antagoniſten in ſchwarzen und bunten Röken entſchädigten. Und ich muß inſonderheit die ausdauernde Freundſchaft der würdigſten Männer im Rath, eines Borns, Schubarts, Gutſchmidts u. ſ. w. rühmen, welche ihm nie, ich erinnere michs lebhaft, eine Bitte abſchlugen, die ſie ihm zu Erleichterung ſeines Amts, zur bequemern Einrichtung ſeiner Wohnung u. ſ. w. nur gewähren konten — auch in der Folge die anſehnlichſten Zulagen ihm machten, ſo daß er zulezt achthundert Thaler fixe Beſoldung genoß.

Indeß war doch das Plaziſche Haus (mit dem ſpäterhin das Kammerrath *Hoeſche* wetteiferte, ohne es doch je zu erreichen) das vertrauteſte und wolthätigſte gegen meinen Vater, welches ihn in der Noth ganz allein unterſtüzte und die weſentlichſten Dienſte ihm leiſtete.

Und war es wohl Wunder, wenn mein Vater dieſes Haus allen andern vorzog, deſſen Umgang allein genoß und alle ſeine wenigen Erhohlungsſtunden in den Armen ſolcher redlichen Freunde zubrachte? Aber leider wußte der Neid und die Liebloſigkeit aus dieſer ſo natürlichen und unvermeidlichen Vertraulichkeit vergiftete Pfeile zuzubereiten, welche ſeine Ehre und Ruhe verwundeten.

Freilich — hätte mein Vater vorher ſchon in der groſſen Welt gelebt und ſich die nöthige Menſchenkentniß erworben: hätte er gewußt, daß ſelbſt diejenigen Herren und Damen, welche ſich den freiſten Genuß ihrer Wollüſte erlauben, gerade die allerſtrengſten Richter fremder Tugend ſind, und daß Leipzig von ſolchen Herren und Damen wimmelt: wäre ihm bekant geweſen, daß es in der heutigen Welt für eine Unmöglichkeit gilt, auch mit einer vierzigjährigen Matrone, wenn ſie nur noch einige Annehmlichkeiten hat, einige Stunden allein in einem Garten zu ſeyn, ohne die heiligſten Pflichten der Ehe und der Freundſchaft zu verletzen: hätte er bedacht, daß einem Geiſtlichen inſonderheit Dinge zur Sünde gemacht, und als Widerſprüche gegen ſeine Kanzelbelehrungen angerechnet werden, welche ſich alle übrigen Menſchen ohne alles Bedenken geſtatten; ſo würde er vielleicht den ſchönſten Genuß der Freundſchaft, der ihm bei ſeinem mühſeligen Leben für ſeine Geſundheit und Geiſteskraft ſo nöthig war, dem Vorurtheile aufgeopfert, und nur die ſeltenen Stunden dem Plaziſchen Garten gewidmet haben, in denen der faſt immer kränkliche Mann ſeiner Gattin Geſelſchaft leiſten konte.

Da er nun das alles nicht wußte, ſondern freie Luft, Bewegung, Gebrauch mineraliſcher Waſſer und alles, was dahin gehört, in dem Plaziſchen Garten genoß, wo das rechtſchaffenſte Weib dem armen, kränklichen und kummervollen Manne alle mögliche Bequemlichkeit ſelbſt täglich veranſtaltete; ſo ward er einige Jahre lang der Gegenſtand der giftigen Läſterungen, die ſich unter vornehmen und gemeinen Pöbel verbreiteten.

Indeſſen behielt mein Vater ſeinen in der That außerordentlichen Applauſus bis an ſein Ende. Seine Kirche war immer (wenn auch einmal eine neue Erſcheinung ſich zeigte, welche das Maulgeſperr des Publikums erregte) gedrängt voll. Und er behielt bis an ſeinen Tod den Ruhm eines algemein beliebten Redners, welcher durch ſeine hinreiſſende Beredſamkeit, ſo wie durch das lichtvolle und herzangreifende ſeiner Lehren und das hinzukommende Beiſpiel eines ſanften, redlichen, gefälligen und in allem Betracht unbeſcholten tugendhaften Karakters vielen Tauſenden Unterricht und Troſt gegeben, und ſie auf die Wege der Rechtſchaffenheit und Glükſeligkeit geleitet hat.

Mein Vater war übrigens, was er in ſeiner Epoche unvermeidlich werden mußte, ein ganz orthodoxer Theologus. Aber ich muß es ihm zum Ruhm nachſagen, daß er noch in ſeinem Alter ſich bekehrt, und wenigſtens die Hälfte des alten Syſtems aufgegeben hat. Die Veranlaſſung dazu waren ihm meine Schriften. Dieſe las er natürlich mit derjenigen Prädilektion, deren ſich ein zärtliches Vaterherz gar nicht erwähren kan. Und dadurch wirkten ſie ganz natürlich ſtärker auf ihn, als ſie auf jeden andern Leſer ſeines Standes und Alters wirken konten und jemals gewirkt haben. Es leuchtete ihm ſo manches ein, was ich ſchon in Erfurth über ſymboliſche Bücher, Willkührlichkeit theologiſcher Begriffe und Schwäche dogmatiſcher Beweiſe ſchrieb. Und ſo ſchritt er gleichſam mit mir fort und fing an, da ich in Gieſen an den Lehrſätzen von Erbſünde, Gnadenwirkungen, Dreyeinigkeit und Verſöhnungslehren hämmerte, um nach Abſonderung der Schlaken reines Gold zu finden (wo freilich nichts zu finden war), in Abſicht auf alle dieſe Lehrſätze zweifelhaft zu werden, und nach beſſern Beſtimmungen und Beweiſen derſelben ſich umzuſehen. — Und er hat auch kurz vor ſeinem Tode durch einen Band *Predigten zu Beſtreitung ſchädlicher Vorurtheile in der Religion*, wo er ſelbſt Hrn. Eberhard, dem damals durch ſeine Apologie des Sokrates ziemlich verkezerten Philoſophen, ſeinen lauten Beifal gab, deutlich genug gezeigt, daß er angefangen hatte, ein Selbſtdenker zu werden, und daß er gewiß in ſeinen theologiſchen Einſichten zur Reife gekommen, und — vielleicht mit Aufopferung, wie ich — ſehr veränderte Meinungen bekant haben würde (denn er war ein redlicher und dabei muthvoller Mann), wenn er länger gelebt hätte.

Seine ganz vorzüglich veſte Natur war freilich durch das unmäßige Studiren zerſtört worden, allein ich bin verſichert, daß er ſein Leben höher gebracht haben würde, wenn er in die Hände eines andern Arztes gefallen wäre. Denn der, welchen er gebrauchte, verdarb ihn durch unaufhörliches Mediciniren. Es verging kein Tag, wo nicht bald ein Wienertränkchen, bald Magentropfen, bald andre Arzneien verſchrieben und eingenommen wurden. Ja ich wette, daß mein Vater in einer Zeit von zwanzig Jahren ein Stükfaß mineraliſcher Waſſer und ein Orthof Purganzen und Magentropfen hat einſchluken müſſen. Zulezt wurde ſeine Verdauungskraft gänzlich zerſtört und alle ſeine Säfte verdorben. Er ſtarb an der Waſſerſucht, ohngefähr im ſechzigſten Jahre ſeines Alters.

Er liebte mich unausſprechlich und meine Fortſchritte in Einſichten und Ehrenſtellen waren zuverläſſig die ſüßeſten Freuden ſeines Lebens. Aber auch meine ganze Seele hing an der ſeinigen und gern, gern wolte ich noch von meinem Leben Jahr um Jahr mit ihm vertauſchen, wenn ich ihn noch mit mir lebend haben könte.

Ich habe mich ganz nach ihm gebildet. Und wenn er nichts für meine Erziehung hat ſelbſt thun können; ſo hat er doch dadurch viel Einfluß auf mich gehabt, daß meine Liebe zu ihm und mein lebhafteſtes Wohlgefallen an allem, was an ihm ſehbar und hörbar war, dies alles in meiner Seele ſowohl, als in meinem Aeußerlichen gleichſam abdrükte, und jede Mine, jede Art ſich auszudrüken, jede Bewegung ſeines Körpers, (auf der Kanzel, wie im Umgange) mit den Hauptzügen des Karakters mir mittheilte, deſſen Ausdruk jenes Aeußerliche war.

Wir lebten auch, da ich in die Jahre der Reife kam, wie die vertrauteſten Freunde. Er bediente ſich oft und viel meines Raths, und es reichen nicht zweihundert Diſpoſitionen zu Predigten, die ich ihm noch des Sonnabends machen mußte, wenn Gicht oder andere Krankheitszufälle ſeinen Kopf unfähig machten, zu denken, und über die er hernach den Sontag früh, wie er mir oft ſagte, weit leichter und mit mehr Ideenzuſtröhmung predigte, als über ſeine eigenen.

Heilig iſt mir ſein Andenken! Unvergeßlich ſeine treueſte Vaterliebe! Ueberſtröhmende Freude der Gedanke, ihn einſt wiederzuſehen!

Meine erſten Jugendjahre unter dem Regiment leidiger Hausinformatoren.

Von den Jahren meiner Kindheit in Biſchofswerda, Schönfeld und Dobrilugk kan ich meinen Leſern nichts erhebliches noch intereſſantes erzählen. Und Dinge, die gar nichts enthalten, was die Neugierde befriedigt, wollen ſie ja nicht wiſſen.

Kleine luſtige Vorfälle und Anekdoten zwar, die mein Vater aus dieſem Zeitpunkte mir erzählt hat, könte ich in Menge auftiſchen. Z. B. — daß ein gewiſſer benachbarter Prediger, Namens Schuman, der eine garſtige Frau hatte und ſelbſt ein herzlich garſtiger Schaz war, ihm in Schönfeld, mit ernſter und ſchier andächtiger Mine, den Antrag that, unter ſich, bei einer zärtlichen Freundſchaft, *communionem uxorum* einzuführen, und die *communionem bonorum* der erſten Chriſten dadurch nachzuahmen: wobei er, wie leicht zu erachten ſteht, einen ziemlich unappetitlichen Repuls erhielt — daß mein Vater, der auf der moraliſchen Seite äuſerſt empfindlich und bei der ſcheinbarſten Verlezung derſelben faſt zu hizig war, die Freundſchaft, mit dem einzig genießbaren Hauſe, einem ſächſiſchen Dragoner Rittmeiſter in Dobrilugk, dadurch verſcherzte, daß er dieſen Offizier wegen ſeiner Vertraulichkeit mit einem dicken Fräulein und der daraus entſtandenen Vernachläſſigung ſeiner liebenswürdigen aber bürgerlichen Gemahlin (die er wegen ihrer 20,000 Thaler geheirathet hatte) zu ſtreng tadelte und (da dieſer bei einer fröhlichen Mahlzeit gewiſſe Anſpielungen meines Vaters, den er erſtaunend liebte, zu verſchmerzen und zu verſchlucken ſich bemühte, und daher die Geſundheit meinem Vater zutrank: nun Herr Gevatter: luſtig gelebt und ſelig geſtorben, heiſt dem Teufel die Rechnung verdorben —) mit Heftigkeit erwiederte: mein Herr, ſo muß es hier heiſſen: wollüſtig gelebt und hundsvoigtſch geſtorben, heiſt mit Leib und Seele verdorben: — allein meine Leſer wollen ja *meine* Geſchichte und werden daher alle ſolche Kleinigkeiten, wenn ſie auch für den und jenen Gaumen ſeyn ſolten, mit Recht ſich verbitten. Alſo zur Sache!

Digitized by Google

Mein Vater war bei ſeinen Sorgen und Arbeiten nicht vermögend, und — aufrichtig zu reden, bei dem Mangel pädagogiſcher Kentniſſe nicht geſchikt dazu — unſere Erziehung ſelbſt zu beſorgen und wirkſamen Antheil daran zu nehmen. Er mußte uns ganz den Hauslehrern überlaſſen.

Und hier ging es ihm leider, wie es den meiſten Vätern und Müttern geht, welche die Pfänder ihrer Liebe fremden Händen anvertrauen müſſen. Er hatte keine Gelegenheit, ſelbſt junge Männer kennen zu lernen, und durch Umgang ihre Kentniſſe und Erziehertalente zu prüfen und — er war dabei zu arm, als daß ſich junge Männer von ſonderlichem Werth bei ihm hätten melden, und ſeine Hauslehrerſtelle ambiren ſollen. Alles, was er thun konte, war, daß er den oder jenen bat, ihm für ſeine Kinder ein brauchbares Subjekt zu empfehlen. Und der Gebetne nahm, wie gewöhnlich, den erſten beſten Studenten, der bei ihm Zutrit hatte und durch eigne Dürftigkeit genöthigt war, eine armſelige Hausinformation anzunehmen, und ſchikte ihn meinem Vater zu. Oder es kam auch wohl ſelbſt ein demüthiger Pauliner, der ſeine Hochwürden und Magnificenz um das Patrocinium bat und ſich Dero Dienſten anbot. So ward der Mentor angenommen und eingeführt. Die Juſtruktion war kurz. „Geben Sie den Jungens täglich ſo und ſo viel Stunden, halten Sie ſie dann auf der Stube, daß ſie keine Teufeleien machen, und hauen mit dem Ochſenziemer drunter, daß das Fel ſtiebt, wo ſie nicht folgen wollen,“ Was und wie der Herr Präceptor lehren ſolte, blieb ihm ſelbſt anheim geſtelt. Und an phyſikaliſche und moraliſche Erziehung war gar nicht zu denken. Es war dem armen Vater, der bei ſeinen Büchern ſchwizte, und unter tauſend Sorgen erlag, genug, wenn die wilden Jungens nur ſtille ſaßen, und ihm nicht das Haus umkehrten. Daß ſie in vier bis ſechs Informationsſtunden doch etwas lernen müßten, ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen.

Zu dem Uebel der ſchlechten Wahl meiner Jugendlehrer kam noch das Uebel, ihre Menge. Oft muſte mein Vater im Jahre dreimal wechſeln, weil er ſich immer betrogen ſahe. Bald hatte er einen Menſchen bekommen, der durch die roheſten Sitten ſich auszeichnete, und als ein ungeſtümer und ungeſchlifner Menſch meinem Vater mehr Unruhe machte, als wir. Bald war ihm einer empfohlen worden, der in der erſten Woche gleich einen Grad von Unwiſſenheit verrieth, der ſelbſt den Zöglingen und dem Geſinde merklich werden mußte. Daher kam es, daß wir alle Augenblike einen andern Informator hatten, und folglich alle Augenblike andre Behandlungsarten, andern Unterricht, andre Bücher u. d. uns gefallen laſſen und das, was der Vorgänger geleiſtet hatte, wieder zerſtört und unnüz ſehen muſten.

Ich kan mich nur an einige wenige dieſer Hauslehrer erinnern. Der erſte derſelben iſt mir aus meiner frühſten Jugend noch im Andenken. Er hieß Banden, war ein baumlanger Menſch, hager, wie ein Windſpiel, arm, wie eine Kirchenmaus, geiſtlos, wie eine Gans. Sein einziges Talent, das mir an ihm ſichtbar wurde, war die Dichtkunſt: damit beſchäftigte er ſich beſtändig. Er hatte ganze Foliobände vol Verſe vorräthig, die aus ſeiner Fabrik waren. Seine ganze Kunſt war das Reimen. Und er hatte darinnen ſo eine Fertigkeit, daß er Verſe extemporirte und, wenns drauf ankam, 1000 Zeilen in einem Tage lieferte. Er war daher der gewöhnliche Karmenmacher der Stadt, d. h. wenn Schneider und Schuſter und Leute dieſer Art Hochzeit- und Leichengedichte brauchten. Sein Preis war 16 Groſchen für ein Karmen. Mich ſelbſt hielt er eifrig dazu an, ein Dichter zu werden. Und ich beſinne mich wohl, daß meine poetiſche Ader vortreflich floß, und ein weißes Schreibebuch von zwölf Bogen in wenig Monaten fülte. Aber in ſeinem übrigen Unterrichte war er ein unausſtehlicher Menſch, der mir aber dadurch im Gedächtniſſe geblieben iſt. Er rauchte unaufhörlich Tabak und ſchwizte dabei im Geſicht, daß die Tropfen immer auf der Naſe ſtanden. So ſaß er am Tiſche, klemte mich und meine zwei Brüder in ſeine Seiten ein, und zwang uns, zu leſen und unaufhörlich zu exponiren: denn mehr konte er ſelbſt nicht. Dieſe ängſtliche Stellung nun, die wir nehmen muſten, und dieſes einförmige und ekelhafte Exponiren verurſachte uns an ſeinen Stunden, wie an ſeiner Perſon, einen Ekel, den wir in der Folge nicht mehr zu verbergen im Stande waren. Wie nun dieſer Ekel zunahm, ſo nahm unſere Arbeit ab, d. h. wir exponirten alle Tage ſchlechter. Je ſchlechter wir aber exponirten, deſto mehr Kopfnüſſe und Schimpfnamen regnete es. Und wie dies unſern Verdruß vermehrte, ſo feuerte es uns an, ihn denſelben empfinden zu laſſen. Und dazu ſchuf uns unſer lebhafter Geiſt tauſend Methoden. Wir ſuchten uns z. B. dadurch für unſere Informationspein zu entſchädigen, daß wir beim Exponiren uns allerlei wizige Einfälle zuflüſterten, und unter andern auch mit Verkehrung der Buchſtaben auf unſern Plagegeiſt ſchimpften. So murmelte denn mein Bruder: Nednab ſti nie Ran, und ich erwiederte: Nednab ſti nie Leſe (Banden iſt ein Narr: Banden iſt ein Eſel). Wenn nun endlich der Schulmonarch dieſe Geheimniſſe unſerer neuen Sprache entdekte; ſo karbatſchte er uns rein durch und nöthigte uns zu neuen Erfindungen: bis endlich mein Vater gelegentlich erfuhr, was unſer Banden für ein Held war, und ihn verabſchiedete.

Nach der Zeit kam ein gewiſſer Schulz in unſer Haus, welcher etwas mehr Fähigkeit zum Lehrer, aber deſto weniger zum moraliſchen Erzieher hatte. Er war ein eingebildeter Narr, welcher bei aller ſeiner Zigeunerfarbe den Stuzer zu machen glaubte und, nach damaliger Mode, auf jeder Seite ſeines Kopfes etliche dreißig geklebte Loken mit einem halben Pfunde Puder trug. Ich — war von Jugend auf begierig, alles zu lernen, und alles, was ich lernen wolte, gelang mir auch. Ich ergrif jede Gelegenheit, in die Werkſtat eines Handwerkers zu kommen und ihm zuzuſehen, und, alle ſeine Arbeiten beſchauen und ſeine Handgriffe bemerken, war eine meiner größten Vergnügungen. Als Knabe von zehn Jahren konte ich ſchon friſiren, wie ein alter Geſelle. Und ich hatte die Ehre, nicht nur meiner Mutter den ſchönſten Krepp zu machen, wenn ſie Sontags in die Kirche ging, ſondern ich verſtand mich auch dazu, dem Herrn Schulz des Sonnabends ſeine Unſchlitreichen Lökchen auszukämmen, jede derſelben friſch aufzuwikeln, mit dem Brenneiſen die alten Fettigkeiten herauszuſchmelzen, und des Sontags ſeinen lokenvollen Kopf in höchſter Schönheit wieder herzuſtellen. — Dieſer Menſch ward mir und meinen Brüdern in kurzer Zeit verächtlich: wozu ſeine übrigen Sitten das meiſte beitrugen. Unter andern war er ein erſchreklicher Eſſer, und ſeine elaſtiſche Leibeskonſtitution brachte gewiſſe bäuerſche Wirkungen nach jeder Mahlzeit hervor, von welchen wir ihm einen ſchmuzigen Namen gaben, der ſeinen Reſpekt mit jedem Tage mehr herunterſezte. Aber das, was ihn am meiſten erniedrigte, und als Erzieher junger Knaben äuſſerſt verwerflich machte, war ſein Umgang mit einem gewiſſen Röschen, welche meine Mutter als Näterin brauchte. So oft er uns ſpaziren führte, wählte er das Haus einer Kohlgärtnerin zu unſerm Aufenthalte, und veranſtaltete jedesmal, daß unſere Kinderfrau, welche das jüngere Geſchwiſter trug oder führte, ſein Röschen mitnehmen mußte, welches er vor unſern Augen auf dem Schooße hatte, mit Kaffeſtölchen fütterte und mit tauſend Küſſen beehrte. — Und dieſer Menſch war fünf Vierteljahr unſer Mentor.

Max Karl Baldamus

nannte ſich vor ſeinem Uebertritt zur katholiſchen Religion bloß Karl Baldamus. Er ward am 14. October 1784 zu Roßla am Harz geboren, ſtudirte Jurisprudenz und erhielt, nachdem er die juriſtiſche Doctorwürde erlangt hatte, das Amt eines Bürgermeiſters zu Bleckede. Während der Beſitznahme Hannovers und Braunſchweigs durch die Franzoſen und deren Verbündete bekleidete er unter dieſen mehrere Stellen; mußte dann eine Zeit lang zu Dömitz als Gefangener verweilen und ging darauf 1814 als Advocat nach Lüneburg. Beſondere Verhältniſſe bewogen ihn, 1822 dieſe Stadt zu verlaſſen und ſich nach Hamburg zu begeben, wo er privatiſirte Im Jahre 1825 vertauſchte er dieſen Aufenthalt mit Leipzig und den lutheriſchen Glauben, zu dem er ſich früher bekannte, mit dem katholiſchen. Von Leipzig ging er nach Wien und hielt ſich bis zur neueſten Zeit in Oeſterreich auf. Gegenwärtig iſt er in Stuttgart. —

Er hat Folgendes geſchrieben:

Oſkar und Theone. Lüneburg, 1815.
Eranen. Lüneb. 1815.
Zeitgenoſſen. Hamburg, 1818.
Gedichte. Lüneburg, 1821.
Oenotheren. Hamb. 1822.
Hippolyte. Roman. Leipz. 1822.
Brocken in Proſa und Reimen. Leip. 1822.
Zerſtreute Blätter. Altenb. 1823.
Neueſte Gedichte. Hamb. 1823.
Liebe und Tod. Leipzig, 1826.
Wahnſinn und Liebe. Leipz. 1826.
Klänge nach Oben, chriſtlicher Liederkranz. Wien, 1830.

Digitized by Google

Chronologiſch geordneter Bildnißſaal u. ſ. w. Wien, 1833. 2 Thle.

Einzelne Aufſätze, Erzählungen und Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

B. iſt ein gewandter, talentvoller Schriftſteller, der ſeinen Schickſalen eine reiche Lebenserfahrung verdankt und in ſeinen Leiſtungen Herr der Form iſt, ohne jedoch tief und wahrhaft poetiſch zu ſeyn. Ein wohlgebauter, einſchmeichelnder Vers, gefällige Schilderung und angenehme Darſtellung haben ſeinen Gedichten mehr oder weniger freundliche Anerkennung verſchafft; ſeine Romane ſind dagegen nicht ſehr beachtet worden. Seine Art und Weiſe der Auffaſſung ſpricht ſich am Deutlichſten in den hier mitgetheilten Aphorismen aus.

Aphorismen.*)

Der Irrthum eines geiſtvollen Mannes hat für mich von jeher etwas ſehr Ehrwürdiges gehabt. Die Welt geht dabei nie ganz leer aus, denn was die Genialität für die Befeſtigung ihrer falſchen Meinung thut, was ſie an Baumaterialien dazu anführt, das läßt ſich alles trefflich zu anderen Zwecken benutzen. Werden auch gleich die Beweiſe, die das Genie zuſammentreibt, zu einer Art von Teufelsmauer, ſo kann doch die Wahrheit bedeutende Vortheile herausziehen. Sie gründet hinter dieſer Mauer eine Stadt, die, ein zweites Nürnberg, dem guten Bürgerſamen einen Markt bereitet, auf dem Gilden und Zünfte reichlichen Abſatz finden. Man ſtellt einen Roland auf, der als Malzeichen der hohen und niederen Gerichtsbarkeit ſo lange ſeinen Platz behauptet, bis es dem Genie einfällt, unter Leitung des Humors, der als Rottenmeiſter ſchon oft die Rolle eines Erasmo da Narni ſpielte, einen mittelalterlichen Scherz zu erneuen und die hochverehrte Ritterſtatue entführen zu laſſen. Oft legt das Genie auch ſelbſt Hand an, hebt ein neuer Samſon die Stadtthore aus, und trägt ſie auf einen nahe belegenen Berg. Jetzt wird die ganze Bürgerſchaft aufgeboten, um das Palladium wieder heimzuſchleppen, das wurmſtichig, wie ein alter Sargdeckel, unter dem Ameiſentreiben der ehrbaren Philiſter zuſammenbricht.

Ein Schriftſteller, der ſeine Werke in einer wohlgeordneten Geſammtausgabe vor ſich liegen ſieht, gleicht einem kinderreichen Vater, der noch bei ſeinen Lebzeiten alle ſeine Söhne und Töchter anſtändig verſorgt und verheirathet weiß.

Wenn wir uns in unſern Entſchlüſſen übernehmen, wenn wir ſpaniſche Schlöſſer aufzimmern, und babyloniſche Thürme hinſtellen wollen, und mit unſern Plänen an das Uebermenſchliche anſtoßen, wo wir Halt machen, und der irdiſchen Schwäche uns bewußt werden müſſen, ſo packen wir dem Schickſal das Mißlingen unſerer Entwürfe auf und erinnern auf dieſe Weiſe an die alten Bauſagen, die das Unvollendete, das Abgebrochene, an den kühnen mittelalterlichen Münſtern und Thürmen dem Teufel zuſchreiben, der in den Domkirchen zu Wien und Nürnberg, und mehren andern Orten ſein Weſen getrieben haben ſoll.

Die ſogenannten Großthaten der meiſten Menſchen erinnerten mich oft an die aufgefahrenen Hügel eines in der Ebene belegenen Luſtgartens, denen man durch künſtlich angelegte Schneckengänge einen Anſtrich von Erhabenheit zu geben ſuchte.

Wir ſehen die Reue zuerſt als ein Geſpenſt an, das durch die oft noch rauchenden Trümmer ſündhafter Freuden ſchleicht. Fliehen wir vor dieſer grauenhaften Erſcheinung, oder verſtecken wir uns in den Laubgängen einer friſchgepflanzten Luſt, ſo wird die Reue zu einer zürnenden Ahnfrau, die in ein Bahrtuch gehüllt, mit fliegenden Haaren, ein blutiges Meſſer in ihrer Rechten haltend, in jeder Mitternacht an den Wänden unſeres Herzens vorüberzieht. Nähern wir uns dagegen der ernſten Nachtwandlerin, ſind wir bereit, Zwieſprache mit ihr zu halten, ſo ſtreift ſie das leichenartige Gewand ab und legt halbe Trauer an. Das gefürchtete Geſpenſt, das uns ſchon als Alp bedrohte, das als ein nimmerſatter Vampyr den Pulsſchlag unſerer Gefühle belauſchte, kommt uns bald als theilnehmende Hausfreundin entgegen und hat Thränen für uns, in denen der Glaube, ein geiſtiger Johannes der Täufer, den Fehl badet. Liebe und Hoffnung vertreten die Pathenſtelle und reichen uns lächelnd den Seelenfrieden zum ſtillen Angebinde.

Ein edelſinniger Liberaler, der ſich nicht ohne Anſtand den Servilen anſchloß, kam mir vor wie die Pinakotheka zu Rom, der Michael Angelo die Geſtalt eines griechiſchen Kreuzes gab und ſie ſo zur Karthauſe zurichtete.

Wer unbekümmert um das Urtheil der öffentlichen Meinung lediglich den Eingebungen ſeiner Laune folgt, der gleicht einem Manne, der noch lebend ſeinen Leichnam an ein anatomiſches Theater verhandelt.

Der Zweifel gleicht dem Bandwurme, der gewöhnlich nur ſtückweiſe abgetrieben und höchſt ſelten ganz verjagt wird. Wenn der Kopf des häßlichen Thieres zurückbleibt, ſo hebt das Leiden von neuem an. — Wenn der Zweifel auch nur eine kleine Faſer zurückläßt, ſo wächſt er wieder nach. Wer dieſen Lindwurm beſiegen will, der muß ſich mit dem Muthe eines heiligen Georgs waffnen.

Das Herz des hochſinnigen und gefühlvollen Mannes gleicht leider nur allzuhäufig dem Foro des alten Roms, das, einſt Zeuge der quiritiſchen Herrlichkeit, jetzt als Campo vacchino halb mit Gras bewachſen iſt.

Ruhm und Liebe führen gewöhnlich eine ſchlechte Ehe. Die Liebe hat die größte Aehnlichkeit mit einer eiferſüchtigen und eigennützigen Hausfrau, die dem Ruhme das Ausgehen zu verleiden ſucht. Er, der ſich ins Freie hinausſehnt, der gern Bergluft athmet, und in den Wäldern nach dem Bär und dem Eber jagt, ſoll in den vier Wänden des Hauſes hucken, immer en famille leben und von den ſchäferſtündlichen Erinnerungen zehren, die ihm die geſtrenge Hausehre auf irdenen Schüſſeln aufzutragen pflegt. Der Ruhm iſt nicht für aufgewärmte Koſt, auch ſpeiſt er gern von Silber; darum tritt zwiſchen beiden Eheleuten bald eine Spannung ein, die in den meiſten Fällen mit einer freiwilligen Trennung endet.

Der Schmerz wird am gefährlichſten, wenn er als Leichenräuber die halbverſunkenen Gräber der längſt zur Ruhe beſtatteten Freuden öffnet, um ſie im Gefühle ſeiner Armuth ihres Schmuckes zu entkleiden.

*) Aus: Abendzeitung. Jahrg. 1831.

Jacob Balde,

ſeit ſeinem zwanzigſten Jahre Mitglied der Geſellſchaft Jeſu, ward im Jahr 1603 zu Enſisheim im Elſaß geboren und brachte den größten Theil ſeines Lebens in Baiern, theils als Lehrer der Rhetorik zu Ingolſtadt, theils als Hofprediger des Kurfürſten in München zu. Er ſtarb am 8. Auguſt 1668 zu Neuburg an der Donau.

Seine vorzüglichſten und meiſten Gedichte ſind lateiniſch geſchrieben; einige deutſche Verſe, u. a. das hier mitgetheilte Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, finden ſich in der Sammlung ſeiner Werke, welche unter folgendem Titel erſchien:

Jacobi Balde e Societate Iesu Poemata. Monac. 1638. 3. Voll. in 12. — Colon. Ubior. 1660. 4 Bde in 12. — N. A. München, 1729. 8 Bde. — Carmina selecta ed. Orell. Ed. II. Turic. 1818.

Einzeln erſchien:

Ehrenpreis Mariä. München, 1647.

Beigelegt wird ihm von Weißlinger (Merkwürdigkeiten, Th. III. S. 86. not. 8.) und Koch (Compendium der deutſchen Literärgeſchichte, Th. I. S. 76.) eine Satyre auf Luther:

Paradoxon musicum, das iſt, neues geiſtliches Lied von einer wilden Sau u. ſ. w.

Jac. Balde gehört eigentlich nicht in die Geſchichte der deutſchen Poeſie, da er in der Befangenheit ſeiner Zeit und

Digitized by Google

ſeines Standes ſich bei ſeinen Gedichten vorzugsweiſe der lateiniſchen Sprache bediente. Unter vielen körperlichen und geiſtigen Leiden, ſchwer bekümmert durch die Reformation und ihre Folgen, welche ſeinen Frieden gar oft ſtörten, ſchilderte er ſeine Gefühle auf eine edle und kräftige Weiſe in römiſchen Oden, bei denen Horaz ſein Vorbild war, und hat hier, obwohl nie und nirgends ganz frei von dem Einfluſſe der Geſinnungen und Lebensanſichten ſeines Ordens, Vorzügliches geleiſtet. Unter anderen Verhältniſſen und beſonders bei anderer Bildung würde er ohne Zweifel ein Chorführer deutſcher Dichtkunſt geworden ſeyn und Opitz u. A. m. weit hinter ſich gelaſſen haben: ſo aber, die deutſche Sprache nur als ein Mittel betrachtend, um auf den gemeinen Mann zu wirken und deſſen religiöſe Anſichten zu befeſtigen und zu leiten, verſchmähte er es, ſich um ihre Veredlung zu bemühen, und hielt ſie nicht für geeignet, der Dollmetſcher erhabener Gefühle und Geſinnungen zu ſeyn. — Das Lateiniſche war ihm wie ſo vielen Gelehrten jener Zeit zur Mutterſprache geworden; ein Fluch, der lange auf dem armen Deutſchland laſtete, länger als auf jedem anderen Lande, und eins der größten Hinderniſſe ward, die ſich dem Fortſchritt der Cultur entgegenſtellten. — Daher ſind die wenigen deutſchen Gedichte Balde's plump, roh, derb, ſo wie ſie dem Pöbel in Baiern wohl zuſagen mochten, und nur hin und wieder offenbaren ſich ſeltene Ergüſſe wahrer herzentſprungener Kraft und Begeiſterung. Es gemuthet Einem, wenn man B's lateiniſche und deutſche Gedichte mit einander vergleicht, als höre man daſſelbe Lied ein Mal von einem ausgezeichnetem, kunſtreichen und gefühlvollen Meiſter, und dann von einem Bänkelſänger auf der Straße zu einer Drehorgel vortragen. Treffend bemerkte Herder daher: „Alſo lege man unſerem Dichter nicht zur Laſt, was der Fehler ſeines Orts und ſeiner Zeit war; in deutſchen Verſen wollte er populär ſeyn und glaubte, daß er es nicht beſſer als alſo ſeyn könnte."

Damit der deutſche Leſer ſelbſt entſcheide, theilen wir neben einem urſprünglich deutſchen Gedichte Balde's mehrere von Herder überſetzte lateiniſche Gedichte deſſelben mit. Zu näherer Kenntniß des Dichters verweiſen wir des Lateiniſchen Unkundige auf:

Herder's Terpſichore. Lübeck, 1796. 3 Bde. (Ueberſetzungen der lateiniſchen Gedichte Balde's und Abhandlungen über ihn und ſeine Leiſtungen enthaltend.)
Silbert's Dom heiliger Sänger. Wien, 1820.
A. W. v. Schlegel: Characteriſtiken und Kritiken, Th. 2. S. 342.

Ehrenpreis Mariae*).

Ach! wie lang hab ich ſchon begehrt,
  Maria, dich zu loben:
Nit zwar, als wie du wirſt verehrt
  Im hohen Himmel oben.
Diß wär vmbſonſt: mein gringe kunſt
  Wird an der harpffen hangen:
Vnd dieſes Lied, mit gantzem Gmüht,
  Tieff in dem Baß anfangen.

Demühtig ſey von mir gegrüſt,
  Nimb gnädig an diß grüſſen:
Von der ſo viel der Gnaden flüſt,
  Was immer her mag flieſſen.
Der dich erwehlt hat, vnd gewölt,
  An deinen Brüſten ſaugen;
So ſchön Er iſt, ſo ſchön du biſt:
  Er ſcheint dir auß den Augen.

Was in der welt ſo manigfalt
  Zierlichs iſt außgefloſſen:
Wird in vergleichung deiner gſtalt,
  Verworffen vnd verſtoſſen:
Die gröſte krafft, den beſten ſafft,
  Die fünfft Eſſentz der Gaben,
Soll, wie man ſagt, deß Herren Magd,
  Vom Sohn empfangen haben.

Der Annae Leibsfrucht deinem Kind
  Iſt gantz nit zu vergleichen:
Vnd was ich guts in Sara find,
  Muß eben ſo wohl weichen.
Die Rachel zwar die ſchönſte war,
  Der Jacob oft thät küſſen;
Doch gegen dir, weiſſag ich ihr,
  Wird ſie, wie Lia trieffen.

Abigail, war nie ſo klug,
  Die David eingenommen:
Vnd die durch ihren Waſſerkrug
  Den Iſaac hat bekommen.
Juditae blut vnd Heldin muht,
  Vnd ſtärcke, müſt verzagen.
Der vorzug ghört Mariae Schwerdt:
  Was wil ich lang viel ſagen?

Erfahren hats der Holofern,
  Der Gott hat gleichen wöllen,
Der Lucifer vnd Morgenſtern,
  Mit ſeinen ſchönen Gſellen.
Du haſt den Pracht zu nichten gmacht:
  Vnd der verfluchten Schlangen,
Dem Höllen Fürſt, den Kopff zerknirſcht,
  Daß ihm der muht vergangen.

Selbm erfahrt es der Tyrann,
  Vor etlich ſechtzig Jahren:
Als er zu Meer mit Schiff vnd Mann
  Hinab in Abgrundt gfahren.
Der Türckiſch Hundt, dort wohl empfundt,
  Das nichts mehr halff das bellen;
Hinumb, herumb, getrieben vmb
  In Sturmb vnd Waſſerwellen.

Das Meer der Statt Corintho gantz
  Mit Blut war überloffen.
Alis dem Baſſa, hat ein Lantz
  Das lebendig getroffen.
Gantz bitter weh war Siſarae,
  In dieſem leid vnd jammer:
Dem Hirn vnd Bein hat gſchlagen ein
  Der alt Jahelis Hammer.

Hie, weiſer Mann, dein ſtarckes Weib,
  Hie, mein ich, werſts erfragen:
So ſtarck, daß ſie in ihrem leib
  Hat gar ein Rieſen tragen.
Da noch ſo klein, ein Jungfraw rein,
  Den gröſten Mann vmbfangen:
Der ohn beſchwerdt kont von der Erdt
  Hoch bis an Himmel langen.

Zier, Mardochee, tauſendmahl
  Dein ſchöne Heſter, zier ſie:
Vnd führs drauff in deß Königs Saal,
  Zur Hand Aſſueri, führ ſie.
Laß ihr geſchmück vnd güldes ſtück
  Mit Perlen vberſetzen.
So werd ich doch, Mariam noch,
  Ohn maß weit höher ſchetzen.

Was ſoll ein bloſſer ſchatten ſein,
  Nur ein figur der Alten,
Gegen dem hellen Sonnenſchein?
  Das Feld kans nit erhalten.
Ein Engel ſag, ſo viel er mag,
  Vnd hör nie auff zu ſchreiben:
Wird doch darob allzeit vom lob,
  Das meiſt ihm vberbleiben.

Zwölff Stern vmb ihr glorwürdigs Haupt
  Ringsweiß heroben ſchweben;
Dann ihn allein iſt es erlaubt
  Daſſelbig vmbzugeben.
Kein Schwerd, kein ſtab, kein gwalt triebs ab,
  So ſteiff thuns hie verharren:
Sie lieſſen ehn, der Himmel zween,
  Ja ſämptlich alle fahren.

*) Aus: *Jacobi Balde*, e societate Jesu, poematum T. IV., compl. Miscellanea. Coloniae Ubiorum, MDCLX.

Ihr gröſte frewd vnd hertzens luſt
Iſt, dieſes Gſicht anſchawen;
Den Mund, den Gott ſo offt gekuſt,
Die Augen vnd Augbrawen;
Geſalbte Händ, Leffzen vermengt
Mit Hönig vnd mit Roſen.
Oelflieſſend Red, die von ihr geht,
Iſt vber alls liebkoſen.

Dem Palmenbaum ihr länge gleicht,
Die Wang den Turteltauben:
Vnd ihren ſüſſen Brüſten weicht
Der Wein auß Cypris Trauben:
Voll Hyacinth: von keiner ſünd
Noch groß, noch klein beladen:
Deß Adams gifft, das alle trifft,
Hat ihr nicht können ſchaden.

Weiß, roth, ihr Lieb vnd Schatz ſein ſoll,
Als der im Krieg geſtritten;
Sie köſtenbraun; vnd ſteht auch wol,
Gleich wie die Cedar Hütten.
Der ſie entferbt, hats nit verderbt,
Sonder nur wöllen mehren.
Viel ſchöner ſeys auff dieſe weiß,
Der Augenſchein thut lehren.

Wie ſie dem König auffgewart
Zu Heſebon, in Reben,
Da hat den beſten gruch ihr Nard
Herumb weit von ſich geben:
Ihr Sommerhauß durchgehend auß
War voll der Zimmetrinden,
Darzu, ſo hats ein ſolchen ſchatz,
Dergleichen nit zu finden.

Der Mon, all Monat hat ſein gnants,
Von ſeiner lieben Sonnen,
Vnd mehrers nit; dann all ſein glantz
Quellt her auß dieſem Bronnen.
Hat er ſein meiſts Liecht auffzehrt, heiſts,
Sparamundus halt darzwiſchen;
Bis wiederumb die Sonne kumb;
Die muß die fleck abwiſchen.

Weit anderſt iſt das Firmament,
Das in Maria leuchtet.
Mon hat ſein anfang, hat ſein end,
Nur Tröpfleswciß befeuchtet.
Du, du Planet von Nazareth,
Du hohes Gſtirn der deinen,
Du biſt das Faß, das ohne maß
Mit ſtätem Licht thut ſcheinen.

Gantz Tonnen Sonnen ſeind in dir,
Gantz Million voll Tonnen.
O köſtlich außerwehltes Gſchirr,
In der all Klarheit wohnen.
Wohl innerlich vnd äuſſerlich,
Hat dich die Zier vmbfangen:
Biſt vber all hoch Berg vnd Thal,
Von Libano außgangen.

O Fürſten Tochter, O wie ſchön,
Seynd deine Schritt, ders zehlet,
Was für ein Feſttag wirdt begehn,
Dem du einmahl vermählet!
Dein Bräutigamb, wirdt bey dem Lamb
Ein anders Gſänglein ſtimmen:
In lauter Frewd, vnd Süſſigkeit,
Gleich wie ein Meerfiſch, ſchwimmen.

Komb her, dem Keuſchheit angenemb,
Vnd will ein Sponß erfragen:
Die Töchter zu Jeruſalem
Einhellig alle ſagen;
Vnd heben drauff zween Finger auff,
Daß, (vnd ſey zu bekommen)
Maria frey die ſchönſte ſey,
Durchauß kein außgenommen.

Ein Paradeyß hat dieſen Ruhm,
Ein Garten, der beſchloſſen,
In dem ein wunderſame Blum,
Iesse, IESUS entſproſſen.

Wanns gliebt muß ſeyn, ſo lieb was ſein,
Was löblich zu begehren;
Was ſeeliglich, was adelich
Herbracht mit allen ehren.

Mariam lieb, Mariam dich,
Sollſt allerdings verſchreiben:
Die Morgengab, glaub ſicherlich,
Wirdt keines wegs außbleiben.
Der Hochzeit Kleidt iſt ſchon bereit,
Begehr die Farb auß allen,
Das Himmelblaw (gen Himmel ſchaw)
Sollt dir am beſten gfallen.

Maria hat den beſten Theil
Wie gſchrieben ſteht, erwöhlet.
Mariae Theil, iſt aller Heyl:
Ders hat, nit wol verfählet.
Weil ſie ſo gut, vnd wohlgemuht,
Weil jeder muß bekennen:
Thu ich mit fleiß im Ehrenpreiß,
So oft ihr Namen nennen.

O daß von Siena noch ſo viel
Der Bernardini wären:
Deren diß einig Endt vnd Zihl,
Dieſe Geſponß zu ehren.
Er ſchencket ihr all ſein gebür;
Luſt, Hoffnung, frewd vnd Schmertzen:
Vnd, wie ich ſing, ſein liebſter Ring,
Ein Adamant im Hertzen.

Ich greiff zum Endt, laß allgemach
(Ade) die Seiten lauffen.
Der weiter will, thut zu der Sach,
Laß auch ein Harpffen lauffen.
Schlag ſelber auff; nur wacker drauff,
Mit ſeinem gut Vertrawten:
Und fing das Gſang ſein Lebenlang:
Iſt vber ſiben Lauten.

Alls ſoll er, was Spieß tragen kan,
Von Mundt vnd Hertz auffmahnen:
All ſeine Nerv vnd Adern dran
Für Seyten laſſen ſpannen.
Gſetzt nun, daß ein, groß oder klein,
Sert oder Quint thät ſchnellen:
Wirdt ſie ihm ſchon den Schlagerlohn
Im Himmel baar herzehlen.

Wanns ſolche Meinung hat: ſo ſchlag;
Biet auff die Kunſt zum ſingen;
Die gantze Nacht, den gantzen Tag
Solt Harff vnd Hertz verſpringen.
Ich laſſe, ſprich, O Jungfraw, dich,
Vnd deinen Sohn jetzt walten.
Mein Seel vnd Leib ich dir verſchreib
Es ſteht vnd bleibt im Alten.

Hilff vns, O Thurn auß Helffenbain,
In Diemand woll gegründet,
Vnd auffgeführt mit Edelgſtain,
Wie ſelig, der dich findet.
Hilff vns, O Thron, den Salomon
Mit ſeinem Goldt bekleidet.
Dem du vergwiſt, kein wunder iſt,
Daß ihm die welt verlaidet.

Bind an mit dir, O Menſchengſtalt,
Mit Milch vnd Blut gewaſchen:
Die letzlich welck wird vnd veralt,
Zu lauter Staub vnd Aſchen:
Beſonders die in falſcher blue
Ihr Schönheit nur erdichten:
Ohn Kunſt vnd Oel, nur waſſer Gmähl,
Vnd drauff bald gar zu nichten.

Würff vnd verdamb all Vppigkeit,
Die niemand wol gelungen.
Die ſchöne Welt vnd Eytelkeit,
Von der ſo viel geſungen.
Vnd was für Pfeil der Lieb, in eyl,
Doch nit vom Himmel gſchoſſen,
Vilen das Hertz, in bitterm ſchertz,
Mit ſüſſem Gifft abgſtoſſen.

Digitized by Google

Sag hiemit auch den Pareis ab,
Die mir bißher geſpunnen.
Bey denen ich an meinem Grab
Verlohren mehr, als gwunnen.
Falſch vnd Vntrew ſeynd alle drey
Haimblich mit mir vmbgangen.
Müßt an ihr Gſpunſt vnd blawen Dunſt,
Mein Leib vnd Leben hangen.

Diß ſey, Maria, dir vertrawt
Von Tag zu Tag der Jahren:
Der dir vertrawt, hat woll gebawt,
Sodales diß erfahren.
In letſter Noth vnd bittern Todt,
Bitt, thu mich nit verwerffen.
Erzaig dein Macht, vertreib die Nacht
Wirdts jeder wol bedörffen.

Wann dann die Kranckheit wirdt zu ſchwer,
Daß ichs nit mehr kan leyden:
Soll mir den Faden nimmermehr
Derſelben ein abſchneyden.
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
(Weil je die Stund abgloffen)
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es auß mit hoffen.

Wann bey dem Beth die Kertzen brinnt,
Die Augen nimmer wachen;
Vom Leib der kalte Todtſchwaiß rinnt
Die Bainer jtzt ſchon krachen:
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
O Jungfraw außerkohren;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es alls verlohren.

Wann nun geſchwächt ſeynd all fünff Sinn,
Die vmbſtehnd Rott wirdt ſagen:
Jetzt hat ers gar, jetzt iſt er hin,
Man merckt kein Pulß mehr ſchlagen:
Dein ſchöne Hand, dein mildte Hand,
O Mutter meines Lebens;
Schneid oder halt, gleich wies dir gfalt,
Sonſt iſt es alls vergebens.

Melancholie *).

Muß ich im Kerker dann, in dieſem traurigen Lande
Oede verblühn und frühe verwelken?
Sind die Bande, die hier mich feſſeln, nimmer zu löſen?
Nicht zu zerſprengen der Thurm, der mich einſchließt?

Dädalus ſchuf ſich Flügel; ich darf der wächſernen Flügel
Nicht, die über dem Meere zerſchmelzen! —
Kann mein freies Gemüth ſich nicht aufſchwingen, wohin es
Will? Kein tobender Wind in den Fluthen,
Auf dem Lande kein Riegel verhindert den Geiſt, daß er auffliegt,
Ueber Alpen und Wolken und Sterne.

Und hat Apollo mir nicht der Gaben höchſte, die Dichtkunſt,
Milde geſchenkt, die auf Flügeln des Oſtwinds,
Auf der Aurora Flügeln ſich hebt? — — O Erretterin, auf dann!
Ferne von hier! bis zum Bett der Aurora! —

Verwünſchungen des Katarrhs.

Du Pfuhl des Lebens! Seuche dem armen Volk
Der Sterblichen! Ob Cerberus dich geſpien
Aus ſeinem heiſern Höllenrachen,
Oder der tückiſche Krokodill dich

Ausweinte, als den Schlafenden er ergriff;
Wie oder haben lachend die Furien
Dich ausgebohren, als im Tanz ſich
Giftger die Schlangen der Haare küßten.

Woher du ſtammeſt, ſinke, verſink', o Peſt
Des Menſchenvolkes! fahre zur Höll' hinab,
Du Lungenzehrer, Lungenbohrer,
Erebus Schaum und des Hauptes Henker.

Was fälleſt frech du, Räuber der Stimme, ſelbſt
Auf dürre Dichter, die, dem Olymp verwandt,
Des Erdenreifs und Erdennebels
Quälende Seuche nicht kennen ſollten!

Auf jene Feiſten falle, du Unglücksſohn!
Die Müßig=Feiſten fördere du zur Gruft,
Du Todesbote! — Weh! er fördert
Früher mich ſelbſt zum ereilten Grabe.

Den Kahn des Lebens ruderten jugendlich
Des Mannes Kräfte; ſiehe, da ſprang ins Schiff
Ein Räuber, ach! und kehrt die Spitze
Mächtig hinab, und das Schiff erſinket.

Vergebens ſcheun wir fürder des Meeres Schlund,
Auf trockner Erde fahren im Schiffbruch wir
Zum Orkus; hundert Gräber öfnen
Sich dem erſchleichenden leiſen Mörder.

Die Virginiſche Pflanze.

Bacchus Einzug feireten einſt die ſeligen Götter,
Als er nach vielen und reichen Geſchenken,
Die er der Erde verlaſſen, mit Lüchſen hinauf zum Olymp kam.
Seine Triumphe hatte der Thyrſus
Ihm erfochten. Er kam mit Kränzen von duftendem Weinlaub,
Nicht geſchmückt mit dem traurigen Lorbeer.
Hinter ihm floſſen Ströme von Wein, ſtatt blutiger Ströme;
Um ihn ſangen Mänaden und Nymphen,
Und der Satyren Chor. Er bot den goldenen Becher
Seines Getränks dem fröhlichen Vater,
Der den Nektar dafür verſchmähte. Desgleichen die Götter
Tranken und ſangen und dankten ihm alle,
Für den labenden Trank, womit er die Menſchen beſeligt. —

Unvermuthet erſchollen die Pforten
Von unbändigem Lärm. Es hatten die Rieſen den Oſſa
Hoch auf Pellons Gipfel gethürmet,
Und erſtiegen die Burg *). In Geſtalt des brüllenden Löwen
Warf ſich ihnen entgegen Jacchus.
Pallas griff nach dem Helm und dem Speer; der Vater der Götter
Nach dem flammenden Blitz, und bemerkte,
Mavors fehle. (Der grauſame Gott, der Jammer und Blut liebt,
Neidend Dionyſus ſchönere Siege,
Wohnete ſeinem Triumphe nicht bei.) „Auf! eile zu Mavors!“ **)
Sprach zum Füßegeflügelten Sohne
Zevs. „Er komme zum Streit! und Dich begleite Diana.“

Raſtlos=eilend gingen die Beide;
Aber als ſie vom heitern Olymp in die Thraciſchen Wolken,
Voll von Schnee und Hagel und Kälte
Kamen, ergriff den beredten Gott der häßliche Schnupfen
Alſo grimmig, daß er verſtummte.

War es, weil er in Eile mit unbedecktem Haupt ging?
Oder von ungewohnetem Tranke
Warm, in die Eisluft kam? Genug, ihm ſtockte die Rede,
Und ſein Haupt war ihm wie ein Fels ſchwer. —
Als er zu Mavors Pforten gelangte, „Wie ſoll ich die Botſchaft
Jetzt ausrichten?“ athmet er heiſern,
„Wie bewegen den harten Gott mit lieblicher Rede?“ —

Und Diana zog eine dürre
Pflanze hervor; ſie beſtreute die Pflanze mit glühenden Funken. —
Auf ſtieg aus der zerfallenden Aſche
Ein wohlthätiger Rauch. Dem gedrückten Gott war die Stirn frei
Wie im Olymp, und die klingende Sprache
Wiedergegeben.

Sie traten hinein, und brachten die Botſchaft
Glücklich. Mavors eilte zum Himmel
(Zwar unwillig) hinauf, und die Rieſen wurden gebändigt.

---

*) Aus: J. G. Herder's Terpſichore. Lübeck, 1796.

*) Die Erſtürmung des Olymp durch die Titanen.

**) Mars Wohnung in Thracien.

Digitized by Google

„Schweſter", ſprach nach geendetem Streite,
Maja's Sohn, „o ſage mir, Schweſter, woher Du das Kraut nahmſt,
Das ſo ſchnell mir die Sinnen enthüllte,
Und dem entlaſteten Haupt den Klang der Sprache zurückgab?
Sieh', ich wandre beſchwerliche Wege
Oft hinauf und hinab, durch Wolken, bis in die Höle
Pluto's, wo ich die Schatten geleite.
Dumpf dann fühl' ich mich oft. Ich muß durch Regen und Kälte —
Komm, und zeige mir, jagende Schweſter,
Wo die Pflanze dir blüht." —

„Sie blüht in weſtlichen Wäldern,
Fern entlegen hinter dem Meere.
Bacchus ſetzte dahin nie ſeine Tritte. Der Stolze
Rühme ſich nicht auch dieſer Erfindung.
Für den Jäger blühet ſie dort *). Ich lehrte den Jäger
Ihre verborgnen nützlichen Kräfte.
Wenn in düſterer Wolke der Regen dort und die Nebel
Wälder umhüllen und Häupter der Menſchen,
Treibt dies Moly **) die Uebel hinweg durch ſanftere Wolken;
Frei wird das Haupt und die Näſſe des Hirns ſinkt. —
Brauche die Pflanze, jedoch nur reiſend im Zuge der Lüfte,
Oder drunten in Hölen des Pluto,
Nicht im Olymp; ſonſt fliehen Dich bald Göttinnen und Götter;
Aber im Freien wird ſie Dir wohlthun."

Und die Jägerinn führte den Gott zum Lande der Jäger,
Und umwand mit der Pflanze den Stab ihm,
Der zum Rohre gedieh. Virginien heißt das Geburtsland
Dieſer Pflanze, Dianens Erfindung.
Allen Freunden Merkurs auf Wegen und Stegen, in Hainen,
Oder auf nebelbeſchwereten Küſten,
Ueber den Wogen des Meeres, in naſſen Thälern und Ebnen,
Rednern, denen die Sprache verſiegt iſt,
Allen blühet ſie jetzt die Sorg'-entnehmende Pflanze,
Mutter ruhiger, weiſer Gedanken.

An einen Nachäffer ſeiner Gedichte.

Mein Spiel der Saiten, das du ſo oft verlangt,
Ich ſende dirs, und ſchwöre bei Phöbus Pfeil
Und Bogen, und bei ſeiner Cither,
Und bei der goldenen Locke Phöbus:

Es iſt das Meine, das mir ſo oft erklang
In dunkeln Hainen, oder am heilgen Quell. —
Doch wenn etwa deinem Finger
Zürnend ſich weigert die goldne Saite;

Gib mir die Schuld nicht. Sandte dem Türken ***) einſt
Nicht Skanderbeg †), der Schrecken des Türken, auch
Den Säbel? Aber ſeine Rechte
Sandt' er ihm nicht, die den Säbel führte.

Die Rache des Dichters ††).

Hieher, Verruchter! Der mir meine Lieder ſchmäht,
Und naget ſie mit ſchwarzem Zahn,
Hieher, daß ich mich grauſam räche, daß ich dich
Bezähme, beißger Zoilus.

Zuerſt, Verbrecher! weih' in ſüßer' Rach' ich dich,
Ich weihe dich — den Grazien,
Daß, wenn du weinen willſt, du lachen müſſeſt, wenn
Sie dir die Zwiebeln, wenn ſie dir
Den Rettig und den ſcharfen Knoblauch nehmen, der
Dir unrein deinen Athem macht.
Dafür dann düfte deine Lippe ſüßen Duft,
Vom Nektar, den die Biene ſog.

*) Nord-Amerika, das Land der Jägernationen.

**) Eine vor dem Zauber beſchützende Pflanze des Homer. (Odyss. κ. 287.)

***) Murad II.

†) Georg Caſtriota Skanderberg, ein Prinz in Albanien, war unverſöhnlicher Feind der Türken.

††) Im Original: die chriſtliche Nemeſis.

Ich wünſch', o Abſcheu, ferner dir, daß nie der Schlaf —
Daß dich der Schlaf am Morgen nie
Beſchleiche, und dafür die ganze Nacht hindurch
Verſenke in den ſchönſten Traum.

Wenn du erwachſt, reiche Ceres dir ein Brot
Von ihrer zarten, reinſten Frucht;
Im andern Korbe Bacchus einen Wein, den du
Für Formianer *) etwa hältſt;
Und dazu, Unverſchämter, wünſch' ich Hunger dir
Des Tucca bei Lucullus Mahl;
Den Durſt des Cato, als er Afrika durchſtrich,
Bei vollen Krügen Manlius.
Gebt ihm, ihr Götter, daß mein unverſöhnter Feind,
Mein Theon, wider Willen froh
Und glücklich werde, ja, wo möglich, glücklicher,
Als Der, den er ſo rauh verfolgt.

In ſeiner ſchlechten Schüſſel werd' ein Stockfiſch ihm
Zum Karpfen oder gar zum Stör.
Betrogen werd er, daß der Sperling ſeinem Gaum
Nur wie ein Krammetsvogel ſchmeckt,
Die wilde Taube wie Faſan. —

Weil ich noch,
Langmüthiger als Naſo, Ihn
Den Ibis **) völlig abzuthun. Ihr Furien!
— (Ihr weiſſen Furien;) wo ſeyd
Ihr, Schickſalsſterne! — Weilſt du noch, o Blitz?
— Der Cäſars Haupt umleuchtete,
Ihr Donner, die zur Linken tönen? — ***)

Was voreinſt
Naſika †) auf die Römer lud,
Wie ſeinen Flaccus dort Mäcenas, Flaccus ihn
Verwünſchte, ſo verwünſch' ich dich.
Gequälet werde deine Bruſt — von ſüßem Schmerz;
Beſtürmt ein Ohr — von Orpheus Ton.

Unwürdger Momus, werth, daß dreigeſpaltner Blitz
Vom Jupiter dich treffe, dich
Der Ocean erſäufe, dich der Erde Schlund
Verſchlinge, — wie? Du blickeſt mich
Gleich einer Kröte an? betroffen und erſtarrt.
Haſt du an meinen Flüchen gnug,
So fort von hier! Hinweg! — Und wenn du eilig nicht
Gen Himmel fliegeſt, ſtreu ich dir,
Ein Unverſöhnlicher dem Unverſöhnlichen,
Noch glühndre Kohlen auf dein Haupt.

Die Göttin des Frühlings.

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tauſend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sei gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttin, ſei gegrüßt.

In dem Chor der ſchlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod.
Du, ein Kleinod ſelbſt, erſcheineſt
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Aether glänzend, Alles überdeckt.

Wenn aus unſerm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufſteigſt,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Und den Schleier dir zu löſen
Drängen ſich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

*) Ein Campaniſcher Landwein.

**) Ibis, ein Feind Ovids, an dem er ſich mit einem beißenden Spottgedicht rächte.

***) Ein glückliches Zeichen.

†) Iſt Scipio, der den Römern wohlwollte.

Digitized by Google

Darf ich was von dir erflehen,
Königin, ſo laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die böſen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Und zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachſen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Rächer Wolken ſammlet,
So beſänftige, du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Till Ballistarius S. J. L. Casper.

Karl Ludwig Heinrich Bardeleben

ward am 9. Mai 1775 zu Spandau geboren, ſtudirte die Rechte und erwarb ſich die Doctorwürde in dieſer Wiſſenſchaft. Im Jahr 1798 ward er Gouverneur und Lehrer bei dem Cadettencorps zu Berlin, 1804 Regirungsaſſeſſor, dann Stadtgerichtsſecretär zu Frankfurt an der Oder. In den Jahren 1813 und 1814 nahm er Theil am Befreiungskriege als Hauptmann bei der Landwehr und kehrte mit dem eiſernen Kreuze geſchmückt in die Heimath zurück, wo er k. pr. Kommiſſionsrath wurde. —

Unter dem Namen Heinrich Frohreich hat er den größten Theil ſeiner hier angeführten Schriften herausgegeben.

- Darſtellungen aus der Welt der Erlanger Muſenſöhne. Frankf. und Leipzig, 1799.
- Cäſar Caſarelli, Graf von Caſara, der kühne Räuberherzog. Poſen und Leipzig, 1803. 2 Bde.
- Die Wahl der Braut. Poſ. und Leipz. 1804.
- Preußens Zukunft. Berlin, 1807. N. A. B. 1808.
- Der Palmenſonntag, in drei Romanen. Leipzig, 1803. 3 Bde. N. A. Leipz. 1811.
- Hans Kasper, der Selfenſieder. Leipz. 1811.
- Die Weberstochter zu Eichterheim. Leipz. 1811
- Bernhard Naphtali. Leipz. 1811.
- Kunſt und Vaterland. Prolog. Königsb. 1808.
- Friedrich Wilhelm III. und ſein Volk, an Beide. Frankf. a. O. 1809.

B. iſt nicht ohne Talent der Darſtellung, aber ſeine Romane überſchreiten das Gebiet des Alltäglichen nicht und haben ſich daher nur bei einer gewiſſen Klaſſe von Leſern beliebt gemacht, welche im gewöhnlichen Futter der Leihbibliotheken Nahrung für Geiſt und Herz zu ſuchen pflegt. Größere Tüchtigkeit und Kraft beurkunden ſeine patriotiſchen Schriften und Gedichte, die, durch B's praktiſches Wirken getragen, ſeine Geſinnungen im vortheilhafteſten Lichte zeigen.

Christoph Gottfried Bardili

ward am 18. Mai 1761 zu Blaubeuren geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und erhielt, als er ſeine akademiſche Laufbahn vollendet, die Stelle eines Vicars zu Kirchheim unter Teck. Im Jahre 1786 bekam er den Ruf als Repetent an der Univerſität zu Tübingen; 1790 aber eine Profeſſur an der hohen Karlsſchule zu Stuttgart. Er ſtarb am 5. Juni 1808 als Dr. und ordentlicher Profeſſor der Philoſophie am Obergymnaſium in Stuttgart und fürſtlich heſſen-rothenburgiſcher Hofrath.

Von ihm erſchienen:

- Epochen der vorzüglichſten philoſophiſchen Begriffe. Halle, 1788. 1. Th.
- Ueber den Urſprung des Begriffs von der Willensfreiheit. Stuttg. 1790.
- Sophylus oder Sittlichkeit und Natur als Fundament der Weltweisheit. Stuttg. 1794.
- Allgemeine practiſche Philoſophie. Stuttg. 1795.
- Ueber die Lehre vom Temperament. Stuttg. 1795.
- Grundriß der erſten Logik u. ſ. w. Stuttg. 1800.
- Briefe über den Urſprung einer Metaphyſik. Altenb. 1799.
- Philoſophiſche Elementarlehre. 1. Heft. Landshut, 1802. 2. Heft. (bearbeitet und herausgegeben von einem Freunde des rationalen Realismus) Landsh. 1806.
- Beiträge zur Beurtheilung des gegenwärtigen Zuſtandes d. Vernunftlehre. Landsh. 1803.

B. war ein ſcharfſinniger philoſophiſcher Kopf, der eine neue Lehre aufzuſtellen verſuchte, welche zuerſt von K. L. Reinhold mit dem Namen des „rationalen Realismus" belegt und durch deſſen Beitritt und Bemühung, wenn auch nur kurze Zeit, gehalten wurde. B. ſelbſt ſchadete ihr indeſſen, theils durch ſeine Polemik, theils aber und vorzüglich, daß er zu ſehr ſich Sophismen hingab, durch welche er die wichtigſten Probleme der theoretiſchen Philoſophie zu löſen bemüht war, und überhaupt zu flüchtig und unklar verfuhr. Die ihm eigenthümliche Anſicht wird von E. Reinhold (Handbuch der allgemeinen Geſchichte der Philoſophie, Th. 2. H. 2. S. 166.) mit folgenden Worten dargeſtellt: „Das Denken, ſo wie es ſeinem Weſen nach von den Menſchen geübt werde und von dem Menſchen mit Deutlichkeit anerkannt werden könne, ſey keine bloß ſubjective menſchliche Thätigkeit, wofür es, insbeſondere von Kant, ausdrücklich ausgegeben worden, ſondern es ſey die allgemeine weltbildende und weltordnende Thätigkeit, es ſey in ſeinem nothwendigen Zuſammenhange mit der durch daſſelbe geſtalteten und organiſirten Materie die reine dynamiſche Möglichkeit, der Grund von allem Wirklichen. Deßhalb dürfe die Denklehre keine Aufſtellung bloß ſubjectiver menſchlicher Denkformen, ſondern ſie müſſe die wahre Ontologie, die Lehre von dem Urgrund und Weſen aller Dinge ſeyn."

Vgl. K. L. Reinhold, Beiträge zur leichteren Ueberſicht des Zuſtandes der Philoſophie. Hamburg, 1801—1803.—

D. August Christian Bartels,

geboren am 9. December 1749 zu Harterode im Braunſchweigiſchen, ſtudirte Theologie zu Helmſtädt und Göttingen, ward 1773 Prediger zu Eimbeck, 1778 zu Braunſchweig, 1789 Abt von Riddagshauſen, Probſt und herzoglicher Hofprediger zu Braunſchweig, 1799 Conſiſtorialrath und 1818 Vicepräſident des Conſiſtoriums zu Wolfenbüttel. Er ſtarb hochgeehrt am 16. December 1826

Er verfaßte folgende Schriften:

- Ueber den Werth und die Wirkungen der Sittenlehre Jeſu. Hamburg, 1788—89. 2 Thle.

Digitized by Google

Predigten zur Beförderung einer vernünftigen Aufklärung in der Religion. Züllichau, 1793.

Einzelne Predigten u. ſ. w. —

B. war ein würdiger Diener des Herrn, der mit Klarheit, Ruhe und Beſonnenheit ſeine menſchenfreundlichen Zwecke zu erreichen ſuchte, und dem es vorzüglich darum zu thun war, Aufklärung, Liebe und Duldung zu verbreiten. Seine Predigten ſind ebenfalls in dieſem Geiſte abgefaßt; doch würden ſie weit mehr gewirkt haben, wenn es ihnen nicht hin und wieder an Tiefe und Gluth religiöſer Begeiſterung mangelte.

Vgl. Denkſchrift für die Freunde und Verehrer B's, von Th. W. H. Bauck. Braunſchweig, 1824.

Johann Heinrich Bartels,

D. der Rechte, Aſſeſſor der k. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen, Mitglied der Akademie der Volscer zu Velletri, Bürgermeiſter zu Hamburg, ein um ſeine Vaterſtadt in vielfacher Hinſicht hochverdienter Mann, ward im Jahre 1761 zu H. geboren, ſtudirte zu Göttingen, machte darauf eine größere Reiſe durch Deutſchland und Italien und kehrte dann als Dr. jur. und Advocat nach Hamburg zurück. 1798 ward er juriſtiſcher Senator, 1814 als ſolcher Polizeiherr und 1820 Bürgermeiſter daſelbſt. —

Seine auf jener erwähnten Reiſe über das ſüdliche Italien gewonnenen Erfahrungen gab er heraus unter dem Titel:

Briefe über Kalabrien und Sizilien. 3 Th. Göttingen, 1787—89. N. A. Gött. 1791.

und lieferte in denſelben zuerſt genaue und authentiſche Nachrichten über ein Land, das zu jener Zeit noch faſt gänzlich unbekannt war, da neuere Reiſende in Italien ſich um dieſe Gegend theils wenig bekümmert, theils, wenn ſie es auch gethan, nur unbedeutende und unzuverläſſige Kunde von demſelben gegeben hatten. B's Reiſebeſchreibung iſt ein wahrhaft klaſſiſches Werk, deſſen hoher Werth noch immer lebhaft anerkannt wird und ſtets als treffliches Muſter zu betrachten iſt. — Mit gleichem Intereſſe umfaßt der gründlich und geſchmackvoll gebildete Verfaſſer alle ihm vorkommenden merkwürdigen Gegenſtände, deren keiner, zu welchem Reiche des Wiſſens er auch gehöre, ſeinem forſchenden Auge entgeht, und ſchildert mit derſelben Friſche, Wärme, Unparteilichkeit und Ruhe merkwürdige Alterthümer, intereſſante Gegenden, Naturereigniſſe, Sitten und Gebräuche, Verfaſſung und Regirung u. ſ. w. der von ihm durchreiſten Provinzen in anmuthiger, klarer Darſtellung. — Wir glauben durch die Mittheilung eines größeren Auszuges um ſo mehr den Dank der Leſer zu verdienen, als dieſer, ſchon an und für ſich vortrefflich und anziehend, deſto lebendiger zur näheren Bekanntſchaft mit einem älteren hochverdienten Werke bei der Maſſe unbedeutender Reiſebeſchreibungen, welche jetzt über Italien im Umlaufe ſind, anzuregen vermag.

Beſchreibung eines Erdbebens in Meſſina*).

(Vierzehnter Brief.)

Meſſina, im Oktober 1786.

Heute müſſen Sie mit mir, mein Freund, eine Weile aus Ihrem frohen Zirkel hinweg zu Meſſina's Schutthaufen eilen, hier Menſchen-Elend in ſeiner ganzen Größe entdecken, und alle Schrecken der empörten Natur hereinbrechen ſehen, ſehen, daß in einem Moment Ruhe und Glück in Zerſtörung, Verwirrung und Elend, Zufriedenheit und Ueberfluß in bittre Verzweiflung und verzehrenden Mangel umgeſchaffen wird. Das Erdbeben rollte unter der Erde fürchterlich daher, und Meſſina ſank in Ruinen dahin!

Ich will verſuchen, Ihnen ein ſchwaches Gemälde von den Verwüſtungen, die das Erdbeben in Meſſina anrichtete, zu entwerfen. Unwillkührliche Thränen drangen aus meinen Augen beim Anblick des Schutthaufens hervor, und ich ſah bei der neuen Erinnerung Eltern ihre Kinder, Weiber ihre Gatten, und Freunde ihre Freunde noch einmal beweinen. Einer meiner ſchätzbaren und dienſtfertigen Freunde führte mich unter den Ruinen umher, und bei ihm merkte ich das allmälige Steigen des Schmerzgefühles bis zum endlichen heftigen Ausbruch deſſelben, wie ichs noch nie ſah. Wenn es einem Künſtler, wie Schröder, möglich geweſen wäre, bei dieſer Szene ruhig zu bemerken, ſo hätte ich ihn an meiner Stelle gewünſcht, um für die Kunſt, allmälig ſteigende Affekte darzuſtellen, neue Bemerkungen aus der Natur zu ſchöpfen. Wir eilten über manchen Ruinenhaufen hin, und mein Führer machte mit inniger Theilnahme hie und da Bemerkungen über das Elend, das die Leute, die dort wohnten, erlitten hatten, blieb aber ſonſt noch munter und froh: allmälig nahm ſeine Theilnahme zu, und je weiter wir gingen, deſto lebhafter ward ſeine Erzählung und deſto heftiger ſeine Aktion, bis wir endlich auf einen Fleck kamen, wo eine Menge Bruchſtücke vereinigt lagen. Beim Anblick derſelben faßte er einen geborſtenen Quaderſtein an und rief mit wildem Blick verſchiedentlich aus: „Iſt das nicht ein trauriger Anblick!" Dann ergriff er plötzlich mit heftig emporſtrömenden Thränen meine Hand, und ſagte: „(Caro mio amico, ecco la mia casa!) Hier ſtand einſt mein Haus! Ich war reich, und bin jetzt arm, wie der Taglöhner! Nichts habe ich gerettet, und bin kaum ſelbſt der epidemiſchen Seuche, die nach dem Erdbeben eindrang, entgangen." Die Bilder jener unglücklichen Nacht erwachten nun immer heftiger, er malte ſie aus mit einem Feuer, daß ich für ſeine Geſundheit bange war, und es für meine Pflicht hielt, ihn von dem Fleck ſo bald wie möglich hinwegzuziehen. Wir eilten fort, und es folgte unmittelbar auf dieſe leidenſchaftliche Aeußerung eine Stille in ihm, deren Grund ſonſt in ſeinem Charakter nicht lag, es ſchien mir beinah, als folgte nach der überſpannten Empfindung eine Erſchlaffung, und die Munterkeit, die er vorher hatte, kehrte den ganzen Tag nicht wieder zurück.

Alle Beſchreibungen von Meſſina ſcheinen in der Schilderung des trefflichen Anbliks zu wetteifern, den die ohngefähr eine Millie längs dem Hafen hinlaufenden Gebäude verurſachten, in denen edle Simplizität mit hoher Schönheit vereinigt war. Meine Beſchreibung macht hier eine Ausnahme; denn ich fand die Paläſten-Reihe in Ruinen. Indeß konnte ich doch noch ſoviel davon entdecken, daß ichs zu behaupten wage, keine mir bekannte Schilderung ihrer ehemaligen Schönheit war übertrieben. Der Name Pallazzata kommt ihr mit Recht zu. Sie gehörte zu den vorzüglichſten Werken der neuen Kunſt, und der Künſtler bewies nicht weniger Scharfſinn bei ihrer Erfindung, als Kunſt bei der Ausführung. Er ſcheint die ſtolze Idee gefaßt zu haben, daß mit dem Meiſterſtück der Natur — ſo kann man mit Recht den ſtolzen Hafen Meſſinas nennen, der vielleicht nirgends ſeines gleichen findet — ſeine Kunſt einen Wettſtreit beginnen ſollte, ob es ihr nicht gelingen würde, das Auge des Bemerkers von jenem hinweg und auf ſich zu ziehen. Aber die Solidität der Natur verſtand er ſeinem Kunſtwerke nicht zu geben, ſie trug bei dem zerſtörenden Unglück von 1783 den Preis davon. Obgleich das Erdbeben gleichſam übers Meer von Italien nach Sizilien herüber rollte, und von der Meerſeite ſeinen erſten Angriff auf Meſſina wagte; ſo trotzte doch der Hafen den zerſtörenden Wellen, und ſteht noch jetzt in ſeiner ganzen Schöne da: da hingegen die Meiſterſtücke der Kunſt in einen Schutthaufen zuſammen fielen. Man ſagt, es ſei aufs neue der Plan im Werke, die Pracht der alten Gebäude wieder herzuſtellen: aber, wer weiß wie viele Jahrzehende noch drüber hingehen? Jetzt wenigſtens fällt noch täglich mehr ein, und jeder neue Einſturz, den man ſo leicht verhindern könnte, zerſtört neue Theile des Ganzen.

Ganz dieſer Unthätigkeit ähnlich fanden wir es im Innern der Stadt, noch war nichts für Hinwegräumung des Schutts geſchehen. Kirchen, Paläſte, öffentliche Gebäude und Häuſer aller Art lagen noch eingeſtürzt über einander, die ſchönen, groſſen, parallel mit dem Hafen laufenden Straßen fanden wir

*) Aus: Briefe über Kalabrien und Sizilien, von Joh. Heinr. Bartels. Th. 2, Göttingen, 1789.

gänzlich Menſchenleer, und nur hie und da nach beſänftigter Erde zwiſchen den Ruinen ein kleines Hüttchen zur armſeligen Bewohnung erbaut; wie wenig allgemein dieß aber war, können Sie daraus ſchließen, daß in den beſten Gaſſen der Stadt noch 1 Fuß hoch und drüber Staub, Sand und Schutt lag, der es beinah unmöglich machte, durch die Stadt hinzugehen. Noch wohnt alles in Baraken, die außer Meſſina auf der Höhe errichtet ſind, aus denen die Einwohner, wie man mir ſagte, ungern wieder heraus wollen, nachdem ſie einmal gegen Näſſe und Kälte abgehärtet zu ſein glauben.

Uebrigens ſchleifte die Verwüſtung, die Meſſina im Februar und März 1783 erfuhr, die Stadt nicht ſo durchgängig, wie einige Städte in Kalabrien; ſondern nur der niedrige Theil derſelben ward ein Raub des Erdbebens, der höhere Theil hingegen blieb beinah ganz ſtehen, und ward nur heftig beſchädigt. Aber auch ſelbſt hier hat man noch wenig an Wiederaufbauung gedacht, und die Nachricht, die man von jedem angeſehnen Manne hier erhält, daß ſchon 300 Häuſer außer den königlichen Gebäuden und Kirchen wieder erbaut ſein ſollen, kann ich mit völliger Gewißheit für unrichtig erklären. Es iſt, als ob ſie dieß Gerücht abſichtlich ausbreiteten, um die Aufmerkſamkeit der Neapolitaniſchen Regierung von Meſſina abzuziehen. *)

Das Meer verkündigte in Meſſina zuerſt die kommenden Schrecken, man bemerkte einige Tage vorher eine ungewöhnliche Unordnung in Ebbe und Fluth, die Natur ſchien gleichſam von ihren Geſetzen losgeriſſen, und ohne beſtimmte Regeln tobte das Meer bald wüthend daher, und brauſte plötzlich hoch auf, als wollte es den Damm überſteigen, und Meſſina verſchlingen, bald legte es auf einmal und unerwartet ſeine Wuth. In dem bekannten Meerſtrudel von Charibdis zeigten ſich Wirbel, wie wir ſie in unſern Tagen nicht mehr zu ſehen gewohnt ſind; es ſchien als würde das Zeitalter jener Dichter zurückkehren, die uns die Wuth derſelben mit ſo ſchrecklichen Farben ſchildern. Boten von der großen Empörung im Innern des Meeres waren ferner ganze Schaaren Fiſche, die ſich faſt nie zu dieſen Zeiten auf der Oberfläche des Waſſers ſehen laſſen. Bei jedem hernach erfolgten Erdbebenſtoße waren ſie immer die erſten Vorboten der einbrechenden Verwüſtung. Daher hörte man auch in der Stadt, ſo oft ſich dieſes Phänomen aufs neue zeigte, ſchreckliche Verwünſchungen gegen ſie ausſtoßen, und ſah einen jeden verzweiflungsvoll dem Unglück entgegen gehen. Bei dem Toben des Meeres verſpürte man zugleich ein beſtändiges Getöſe im Innern der Erde, dem Schall eines entfernten Donners zu vergleichen, und dieſes rollte ganze Tage hindurch langſam und ſchwach fort, ward aber bei jedem Aufbrauſen des Meeres ſtärker. Vom Anfang des Februars an bis zum 5ten dauerten ohne Zerſtörung zu bringen dieſe Vorzeichen fort. Am 5ten Februar endlich fiel Meſſina gleich nach Mittag in einer Stunde mit ſo vielen Städten Kalabriens. Der Tag ſelbſt war in der Stadt ein finſtrer neblichter Tag, und durch die Nebel ſchien am hellen Mittage das Licht der Sonne ſchwach und blaß wie Mondſchein. Es war eine Stille in der Natur, die etwas ſchauervolles gehabt haben ſoll, man nannte ſie mir, ein ſchreckliches fürchterliches Warten, und wollte ſelbſt bei Menſchen an dieſem Tage eine gewiſſe Trägheit, Erſchlaffung und Unluſt wahrgenommen haben. Endlich um Mittag hörte man ein Getöſe von Kalabrien herüber ertönen; es ſchien allmälig näher zu kommen, und das Meer empörte ſich immer mehr; ſo rollte das Erdbeben fürchterlich und langſam in der Tiefe des Meeres und auf den Wellen daher. Wie es endlich Meſſinas Ufer erreicht hatte, ſo war zuerſt die ſchöne Palazzata ſeiner Wuth ausgeſetzt, ein großer Theil derſelben ward zerſtört und dann nur noch hie und da im Innern der Stadt einige Gebäude niedergeworfen. Der eigentliche Schaden war damals noch ſehr geringe: aber um deſto größer und allgemeiner war der Schrecken, und um deſto quälender die Furcht; denn vom Mittage an bis zum Abend hin war die Erde nur wenige Augenblicke ruhig. Wie es endlich finſter war, ſchien die Empörung in der Natur vermehrt, das Getöſe im Innern der Erde rollte heftiger, das Meer wüthete fürchterlicher und außer dieſen Phänomenen vermehrte das Geächze und Geheule verunglückter, beſchädigter, verzweifelnder und ſterbender Menſchen die Schreckensſzene noch um vieles. Eine der ſchrecklichſten Nächte folgte jetzt, in ihr ward der größte und beſte Theil der Stadt gänzlich zerſtört. Freilich am 7ten, am 13ten Februar, am 28. März und mehrere folgende Tage und Nächte wiederholte das Erdbeben ſeinen Angriff und ſtürzte das ein, was dieſe Nacht nur in ſeiner Grundfeſte erſchütterte, nicht umwarf; aber nie kehrte es ſo heftig wieder wie damals grade um Mitternacht, 12 Stunden nach dem erſten heftigen Stoße. Es wurde ſelbſt die 12 Fuß dicke Mauer der Zitadelle, die man für unzerſtörbar gehalten hatte, von oben bis unten geſpalten, und dieſe Nacht raffte in Meſſina die meiſten Menſchen hinweg. Der Zuſtand der Einwohner war während der ganzen Erdrevolution ſehr traurig. Gleich nach dem erſten zerſtörenden Stoße flüchtete ſich alles aufs freie, und mußte ohne Schutz und Dach mehrere Tage hindurch ununterbrochen heftige Platzregen, Hagelſchauer und Stürme ertragen. Da man nicht Baumaterialien weder Holz noch Ziegel genug hatte, um die Baraken mit Dächern zu verſehen, ſo mußten ſelbſt die Angeſehnern der Stadt mehrere Nächte hindurch, nur einen Schirm über ſich haltend auf einem Stuhl unter freiem Himmel ſchlafen, und mehrere Tage hindurch, wegen Mangel an Kleidung, ohne ihr genäßtes Zeug wechſeln zu können, zubringen. Dieß war die traurige Urſache von ſo vielen nachmaligen Krankheiten, die mehr Menſchen wie das Erdbeben hinwegrafften. Daß die Anzahl der durchs Erdbeben getödteten Menſchen in Meſſina ſich nicht über 1000 erſtreckte, daran war einzig der nur wenig zerſtörende Stoß vom 5ten Febr. des Mittags ſchuld, alles war jetzt ſchon aus den Häuſern geflüchtet, und ſo waren nur die, die vielleicht in der Abſicht zu ſtehlen, oder um noch etwas von dem ihrigen zu retten in den verlaßnen Häuſern ſich aufhielten, vielleicht auch einige die zu ſicher geweſen, und weniger das noch ungewiſſe Erdbeben als den heftigen Platzregen ſcheuten, und in ihren Wohnungen geblieben waren, ein Raub der traurigen Erderſchütterung.

Der Anblick der Verwüſtung wurde noch weit fürchterlicher und der Schade der armen Einwohner noch weit größer durch die heftigen Feuersbrünſte, die entſtanden; 7 Tage wüthete das Feuer ununterbrochen und unaufhaltbar fort, griff die größten Magazine an, verzehrte beträchtliche Waarenläger verſchiedener großer Kaufleute und raubte den armen Meſſineſen ihre letzten Hoffnungen. Der ganze Schaden, den Meſſina durch dieſes vereinigte Unglück erlitt, belief ſich auf 40 Millionen Lire, ohngefähr 5 Millionen Thaler, Mobilien, Edelſteine und andre Pretioſa nicht mitgerechnet.

Aber noch hatte Meſſina nicht die höchſte Stufe ihres Unglücks erreicht. Da alle Magazine verbrannt, aller Privatvorrath von Getreide und andern Lebensmitteln verloren war; ſo entſtand eine allgemeine Hungersnoth, die traurige Folgen gehabt haben würde, wenn nicht die Regierung dieſen Leiden ſchnell abgeholfen hätte. Allgemein war auch die Klage über Mangel an ſüßem Waſſer, und man ſah gar nicht voraus, wie man dieſen Mangel entfernen wollte. Größtentheils hatten ſich die beſten und ergiebigſten Quellen bei dem Erdbeben verſtopft, und die Brunnen blieben völlig waſſerleer: oder wenn noch andre Waſſer gaben, ſo ſchien es beinah unmöglich, ſich ihnen zu nähern, weil noch täglich große Bruchſtücke von den zerſtörten Gebäuden herabfielen, und ohne dieß lange Zeit, viele Beſchwerden und eine Menge Arbeiter dazu gehörte, den Schutt hinwegzuräumen. So ſtieg mit jeder Minute das Gefühl des Mangels nothwendiger Bedürfniſſe, und die Hoffnung von nachbarlicher Hülfe war nur ſehr ſchwach.

Man ſuchte indeß ſoviel als möglich das Unglück zu lindern, der Marcheſe von Caraccioli, damaliger Vicekönig von Sizilien, zeigte hier, wie bei allen ſeinen Unternehmungen, ſeinen großen Kopf und ſeine menſchenfreundlichen Geſinnungen. Er that alles, wozu er nur immer die Mittel in den Händen hatte und ſo wurde dem Mangel auf einige Zeit Einhalt gethan, einiger Vorrath, wenn gleich anfangs nur in geringer Menge herbeigeſchafft, die Sklaven zur Reinigung der Brunnen gebraucht, und auch durch ſie ein andres Geſchäfte bewirkt, das, wie ein jeder wohl einſah, wenn es unterlaſſen würde, die traurigſten Folgen nach ſich ziehen müßte, woran aber keiner Hand anzulegen Herz genug hatte. Es ſchien, als hätte im Innern der Erde die Revolution auch den Platz getroffen, wo alle die Körper begraben lagen, die an der letzten Peſt ſtarben; ſchon hin und wieder waren tiefe Löcher eingefallen, und man hatte die gegründetſten Urſachen zu der Beſorgniß, daß aus den emporſteigenden peſtilenzialiſchen Dünſten eine neue Peſt entſtehen würde. Es kam zu ihrer Verhütung daher ſehr darauf an, dieſen Platz zu beſetzen, jede eingefallene Grube auszufüllen, und überhaupt ihn mit Erde zu erhöhen; auch dafür ſorgte ſogleich die Regierung, und damit ihre beſſern Bürger nicht dieſer Gefahr ausgeſetzt ſein möchten, ſo bewirkte ſie es durch Sklaven, und erreichte ihre heilſamen Zwecke.

Während der Zeit wurden Geſandte nach Neapel geſchickt, um dem Regenten Nachricht von der Zerſtörung Meſſina's zu bringen; der Marcheſe di Regalmici erhielt darauf die Stelle eines Vicario Generale in Meſſina, wie Pignatelli in Kalabrien, mit gleicher Autorität ausgerüſtet, und mit thätiger Hülfe, das Unglück zu lindern, verſehen. Eine Menge Lebensmittel, Arzeneien, Aerzte und Chirurgen, und überdieß noch 85,000 Lire wurden ihm zu ſeiner Diſpoſition gegeben, er mußte die leidende Armuth aufſuchen und unentgeltlich ihre dringendſten Bedürfniſſe befriedigen. Der König that alles was er nur konnte, wie Sie auch ſchon aus meinen Briefen über Kalabrien werden geſe-

*) Dieß iſt mir hernach noch wahrſcheinlicher geworden, da ich ſelbſt in Neapel von einigen der Vornehmſten hörte: Meſſina kann ſich jetzt ſelbſt helfen, ſo und ſo viel iſt ſchon durch Hülfe der Regierung geſchehen. Als ich dem widerſprach, wiederholte man beſtändig die Verſichrung, es ſei gewiß ſo, und damit basta! Warum man ſo verfährt, das wird die Folge meiner Briefe zeigen.

Digitized by Google

hen haben; die Thränen, die er dem Unglück ſeiner Unterthanen weinte, der Muth, der ihn ſogleich beſeelte, und ſeine thätige Menſchenliebe anfeuerte, und dann die Wahl der beſten Mittel, um zu ſeinem Zweck zu kommen, geben von ſeinen trefflichen und menſchenfreundlichen Geſinnungen den deutlichſten Beweis. Freilich war es unmöglich, die Wunden gleich ganz zu heilen, unmöglich daß ein jeder befriedigt mit dem was die milde Hand des Monarchen ihm reichte, heimkehrte, und daher mußten, da vielleicht viele in ihren großen Erwartungen getäuſcht waren, manche Klagen über Mangel an Hülfe entſtehen. Aber dieſe Klagen zeigen es deutlich, wie wenig die Menſchen den ganzen Umfang des Elends kannten, wie ſich jeder aus zu großer Eigenliebe für den hielt, auf deſſen Rettung man am mehrſten denken ſollte; zeigen es deutlich, wie jeder Privatmann zu viel von der Regierung forderte, und ſind daher größtentheils ungerecht. Was konnte die Regierung mehr thun, als daß ſie ſogleich einen eignen Gerichtshof ernannte, um dem Unglücke der Menſchen abzuhelfen, und Männer von Geiſtesfähigkeiten und erkannter Rechtſchaffenheit beſtimmte, um allen Unordnungen zuvorzukommen und ſie zu ſtillen? was mehr, als ſogleich alle Auflagen und Accise, die ſonſt für die erſten und unentbehrlichſten Bedürfniſſe bezahlt werden mußten, aufzuheben? was mehr, um Meſſina ſo bald wie möglich zu ihrem vorigen blühenden Zuſtande zurückzuführen, als daß ſie ihren Hafen zum Freihafen mit neuen Privilegien erklärte, und beſonders um den Handel mit Seidenwaaren, den wichtigſten von Meſſina, zu beleben, alle Auflagen von ſchon verarbeiteten Seidenwaaren aufhob, und verſchiedenen Privatleuten aus eigenem Antriebe beträchtliche Summen vorſchoß, die ſie ohne die geringſte Intereſſe erſt nach 3 Jahren wieder bezahlen durften? was mehr, um den Handel mit auswärtigen Nationen anzufeuern, als daß ſie die Auflagen auf eingebrachte fremde Waaren zu 1 Procent herabſetzte, und die beſten und thätigſten Unterſtützungen zur Wiederaufbauung der Stadt und der Magazine hergab, ja gar ſelbſt ſogleich anfing, verſchiedene öffentliche Gebäude und Kirchen auf königliche Koſten wieder erbauen zu laſſen? Es iſt daher Undank, die unterſtützende Thätigkeit der Regierung bei dem Unglück der Meſſineſen verkennen zu wollen.

Aber das worüber man mit Recht zu klagen Urſache hatte, und worüber auch eigentlich die vernünftigſten Einwohner klagten, waren die vielen Unterſchleife, die bei Vertheilung der Geſchenke des Königs von Seiten der Unterbedienten gemacht wurden. Dieſe ſollen ſich aus dem Unglück der Meſſineſen durch die größten Bedrückungen Schätze zuſammen geſammlet, und die uneigennützige Gabe des Königs wohl gar den armen Bedrückten verkauft haben. Urſache zu klagen glaubt man ferner in der Nichterfüllung ſo mancher in dem erſten Gefühl des Mitleidens gegebnen Verſprechungen zu finden; der Handel ſollte noch mehr belebt, und Meſſina's Wohlſtand noch mehr befördert werden, und doch iſt's noch immer, als läge der Handel gefeſſelt, als arbeitete irgend eine verborgene Kraft dem Aufkommen der Stadt entgegen. In Meſſina will man dieſe verborgene Kraft in Palermo, dieſer Nebenbuhlerin Meſſina's, und in dem großen Adel, der alle Vortheile des Handels allein zu genießen wünſcht, finden. Man verſprach, ſo klagt man ferner, Befreiung von drückenden Abgaben; aber heißt das Befreiung vom Druck, wenn man mit der einen Hand Balſam in die Wunden gießt, und mit der andern neue Wunden ſchlägt? Ich theile Ihnen hier die allgemeinen Klagen der Nation mit; die allgemeine Volksſtimme ſcheint die Wahrheit zu verbürgen. Es iſt aber ſehr traurig, daß ein ſo guter Regent, bei allem ſeinem Wunſche und Willen, ſeine Unterthanen glücklich zu ſehen, doch ihm unbekannte und daher unvermeidliche Hinderniſſe findet, und dadurch, indem er glaubt man eile hin um ſeinem Willen gemäß zu handeln, ſelbſt Wege, neuen Druck einzuführen, veranlaßt. Nein, mein Freund, ein Land wo das Intereſſe des Königs und ſeine Unterthanen ſo ſehr mit dem der großen Baronen im Widerſpruche ſteht, und dieſe mächtig genug ſind ihre Pläne gegen den Willen des entfernten Regenten auszuführen, der keine andre Nachrichten aus ſeinen Ländern erhält, als die ſie ihm bringen, das kann kein glückliches Land ſein, und wäre es auch das Kanaan unſerer Zeit.

Als Generalvikarius lag dem Marcheſe di Regalmici die Pflicht ob, ſo ſchleunig wie möglich Meſſina Hülfe zu verſchaffen, damit der Schaden nicht weiter um ſich fräße. Nachdem er dieſe ſeine Pflicht mit möglichſter Treue erfüllt hatte, ſo ward er ferner zum Präſidenten einer neuen Giunta oder eines neuen Gerichtshofes ernannt, der hauptſächlich auf Heilung des Schadens bedacht war. Dieſer Gerichtshof beſtand außer dem Präſidenten aus dem Prinzen von Calvaruſo, dem Befehlshaber über das Militär, dem Erzbiſchof von Meſſina und dem Prinzen Perſichelli. Dieſer Gerichtshof ſteht nicht unter dem Vicekönige von Sizilien, ſondern nach Actons Einrichtung unmittelbar unter Neapel, und alle Verordnungen und Einrichtungen zur Wiedererbauung der Stadt hängen von ihm ab. Läßt ſich aber nach dem, was geſchehen iſt, ſeine Thätigkeit beſtimmen, ſo möchte ich wenigſtens nicht ſein Panegyriſt ſeyn.

Außer der Zerſtörung Meſſina's richtete das Erdbeben in Sizilien wenigen Schaden an. Nur ein einziger kleiner Ort, Rometta, ward noch ganz verwüſtet, und einige kleine Dörfer und Städte wurden mehr oder weniger beſchädigt, ſo wie ſie in größerer oder geringerer Entfernung von Meſſina lagen. Die Erderſchütterung fühlte man aber im ganzen Vall Demona. In einem kleinen Ort, Caſtroreale, fand man nur wenige Spuren der Zerſtörung, und ſo wurden auch Patti, Linguagroſſa, S. Lucia, S. Martino, Melazzo, Condro, Calvaruſo, Barcellonetta, S. Pietro di Monforte, Pozzo di Sotto, Valdina, Venetico, Randazzo und Rocca nur wenig beſchädigt. Sonſt richtete das Erdbeben keinen weitern Schaden an.

Bemerkungen über Meſſina.

(Funfzehnter Brief.)

Meſſina, im Oktober 1786.

Ich muß Ihre Ungeduld nach Briefen aus Sizilien von mir wohl nicht aufs höchſte treiben, ſonſt fürcht ich Sie zu erzürnen. Es wird mir freilich ſchwer, mich an meinen Schreibtiſch zu feſſeln, ich möchte ſo gerne jeden Augenblick genießen, und keine Schönheit der Natur und des Landes ungeſehen und ungekannt vorbei laſſen: aber Sie haben Recht, man muß auch Zeit zum Verdauen haben; zu viel Genuß ſtumpft unſre Empfindungsnerven ab, unſer Gedächtniß iſt nicht treu gnug um alles faſſen zu können, und man wirft nur zu leicht ganz verſchiedenartige Dinge unter einander, und verwirrt ſich, wenn man das Rekapituliren vergißt. Ich eile daher Ihnen meine Bemerkungen aufzuzeichnen.

Was war Meſſina einſt, und was iſt's jetzt? Dieſe Frage die ſo natürlich und ſo nothwendig iſt, wenn man mit Nutzen reiſen und nicht Gefahr laufen will, einen falſchen Maaßſtab bei ſeinen Beurtheilungen anzunehmen, kann ich nicht unbeantwortet laſſen, ehe ich Ihnen mehr vom heutigen Zuſtand dieſer trefflichen, jetzt aber ſo ſehr geſunkenen Stadt ſage. Meſſina ward zuerſt, wie die Geſchichte ſagt, vom Tyrannen von Rhegium in Kalabrien Anaxilas, nachdem dieſer die Samier überwunden, und Zankle von Grund aus zerſtört hatte, tauſend Schritt vom alten Zankle entfernt erbaut. Alſo eigentlich aus den Ruinen dieſer Stadt ſtieg ſie empor, und vertauſchte ihren alten Namen, der vom ſichelförmigen Hafen herrührte, mit Meſſana. So nannte Anaxilas die neue Stadt nach ſeinem Vaterlande. Herumſchweifendes Raubgeſindel waren die erſten Erbauer des alten Zankle; Seeräuber nämlich, die aus Euböa nach Sizilien kamen, ſetzten ſich hier zuerſt feſt, nachdem ſie ſich vorher mit dem herrlichen Boden des Landes, und mit der vorzüglichen Lage dieſes Diſtrikts, den die Natur für eine große mächtige Handelsſtadt beſtimmt zu haben ſchien, bekannt gemacht hatten. Die zweite Gründung der Stadt geſchah ebenfalls durch herumſchweifendes Raubgeſindel, die Anaxilas wo er nur konnte zuſammenraffte, und hieher ſchickte. Meſſina ward bald ſein Liebling, wuchs unter ihm zu einer reichen und bevölkerten Stadt empor, und mit jedem Tage vermehrte ſich ihr Anſehn. Daher ward es ihr auch hernach leicht, das Tyrannenjoch eines Alleinherrſchers abzuwerfen; das Gefühl der innern Stärke nährte bei den Einwohnern republikaniſchen Geiſt, und Meſſina blieb bis zum Ueberfalle der Mamertiner Republik. Wie aber dieß umherſchweifende Raubgeſindel hier ſeine Siegsfahne aufgeſteckt hatte, war die glänzendſte Epoche vorüber. Nun entſtand der erſte puniſche Krieg, und die Römer wurden Herren von Sizilien. Doch Meſſina fühlte weniger den Druck der neuen Beherrſcher, wie die andern Städte der Inſel; da ſie nämlich die erſte Veranlaſſung zur Landung der Römer gab und ſie als ihre Bundsgenoſſen ins Land rief, wurde ſie auch nach Endigung des Krieges noch immer als Bundsgenoſſin der Republik Rom behandelt. Selbſt in den nachfolgenden Zeiten ward ſie noch immer vorzüglich von den Römern begünſtigt, und beſonders mit neuen Vorrechten und Freiheiten von ihnen beſchenkt, wie der unglückliche Sklavenkrieg in Sizilien ausbrach, der dort ſo viele Verwüſtungen anrichtete. Meſſina zeigte ſich damals des Vertrauens der Römer würdig, denn durch Klugheit und Macht trieb ſie allein die Sklaven zu paaren.

So wie damals, handelte ſie beſtändig. Die Geſchichte liefert uns eine Menge Beiſpiele zum Beweiſe der Wahrheit, daß Meſſina ſich immer durch Tapferkeit, Entſchloſſenheit und ſtandhafte Treue hervor that. Es iſt bekannt wie die Schwärme von Ausländern ſowohl Gothen als Sarazenen viele Jahrhunderte hindurch die Reichthümer Siziliens verzehrten, und jedes Glück der alten Einwohner zerſtörten. Meſſina fühlte damals vorzüglich heftig dieſe Strafruthe des Landes; denn ſo oft neue Schwärme von Italien überſetzten, war ſie zuerſt ihrem Angriff ausgeſetzt: aber dieß unterdrückte ihren Muth nicht, ſondern in

Digitized by Google

der Geſchichte der Demüthigung dieſer Völker-Schwärme ſpielte ſie immer eine Hauptrolle; und daß ſowohl Arcadius ſo ſiegreich auf den Naken ſeiner Feinde und Rebellen treten konnte, als auch, daß das Unternehmen die Sarazenen aus Sizilien zu treiben glückte, davon ſchreibt die Geſchichte einen großen Theil der Standhaftigkeit und Tapferkeit der Meſſineſen zu. Das Joch der Muſelmänner, das mit dem der Sarazenen abwechſelte, war nicht weniger drückend wie dieſes, Meſſina fühlte auch ſeine ganze Laſt, bis der tapfere Normanne durch Religionseifer und Rachſucht angefeuert, Meſſina und Sizilien in Freiheit ſetzte.

Eine Stadt die jedesmal die erſten Schläge heranziehender Krieger fühlt; die beſtändig in Nothwendigkeit geſetzt iſt, ſich für dieſen oder jenen Herrn zu erklären, noch ehe das Loos über die ganze Provinz geworfen iſt; die bei jedem kühnen Schritte die Rache des Siegers zu fürchten hat, und bei den entſcheidendſten Unternehmungen nur nach Wahrſcheinlichkeit handeln muß, die ſo oft ein Spiel des Glücks iſt, findet ſich unſtreitig in der unglücklichſten Lage. Sehen Sie hier, mein Freund, die nachmalige traurige Geſchichte von Meſſina. Sie machte nicht mehr einen von dem übrigen Lande getrennten, für ſich beſtehenden Staat aus, ſondern ihre Begebenheiten waren immer genau mit dem Schickſale der ganzen Inſel verwebt. Durch ihre Lage war ſie immer dem Angriff heranziehender Feinde zuerſt ausgeſetzt, und ſie mochte entweder ſogleich dem herbeieilenden Feinde die Thore öffnen, oder treu ihrem alten Beſitzer, ſich gegen neuen Angriff und ſtolz gegen ſie ſchwimmende Flotten vertheidigen; beides war ihr oft nachtheilig. Indeß iſt's nicht zu leugnen, daß in ähnlichen Lagen Meſſina ſich immer klug und entſchloſſen benahm: ſie zögerte ſo lange ſie konnte, ehe ſie ſich für irgend eine Partie erklärte, war ſie aber einmal entſchieden, ſo war ihr Beiſtand mächtig und ihre Streiche waren von großem Gewicht.

Eben ſo betrug ſich Meſſina in der für die franzöſiſchen Uſurpateurs von Sizilien ſo entſcheidenden Begebenheit, die unter dem Namen der Sizilianiſchen Veſper hinlänglich bekannt iſt, und den Franzoſen in Sizilien auf einmal das Garaus machte. Lange zögerte Meſſina ehe ſie den Verſchwornen beitrat; wie ſie ſich aber einmal mit ihnen eingelaſſen hatte, ſo waren auch die Aeußerungen ihrer Rache heftiger, wie in jeder andern Stadt. Karl zeichnete ſie eben deswegen als Hauptgegenſtand ſeines Zorns aus, und ſo unerſchüttert auch ihr Muth und ſo ausdauernd ihre Standhaftigkeit war, ſo hätte ſie doch zuletzt unter ſeinem Rachſchwerdte ihren Naken beugen müſſen; wenn nicht Roger von Loria mit der Spaniſchen Flotte auf einmal ihren Leiden ein Ende gemacht hätte.

Die Spanier wurden alſo jetzt Herren von Meſſina und Sizilien, und blieben es — kurze unruhige Zeiträume abgerechnet — bis auf die neueſten Zeiten herab. Aber Sie irren ſich ſehr, wenn Sie in dieſem Zeitraume eine Ruhe vermuthen, die Erholung von dem vormaligen Unglücke iſt, und neue Kräfte zu ſammeln Gelegenheit und Muße giebt: nein, mein Freund, ununterbrochen dauerte die innere Gährung fort, der Druck der Spanier ſtieg immer höher, und ihr unbeſchränkter Geiz trieb ſie zu den ſchrecklichſten Ausſchweifungen; ſo daß die Meſſineſen ſich bald durch ſie beſchränkt, ausgeſogen und kraftlos fühlten. Dieß plötzliche Gefühl nach den Beweiſen ihrer ehemaligen Thatkraft, die noch im friſchen Andenken lebten, erhöhte natürlich ihre geheime Wuth; aber die tyranniſchſten Feſſeln banden ihre Hände, und Hoffnung künftiger Aenderung war das Einzige was ihren Muth beleben konnte, und ihre ganze Rachſucht bis auf dieſen Zeitpunkt aufhielt. Endlich kam er herein: aber ſo ſehr das Betragen der Meſſineſen es bewies, daß ſie es wohl wußten, es ſei um Leben oder Tod in dieſem Kampfe zu thun, ſo ſtandhaft und ausdauernd ſie ſich auch darin betrugen; ſo war doch leider die Folge deſſelben der gewöhnliche Weltlauf, der Stärkere verſchlingt den Schwächern, und verlaſſen von ſeinen treuloſen Freunden muß er eiſerne Feſſeln ſich anlegen laſſen. Die Meſſineſen hatten 2 Jahre vorher, ehe die große ſchon lange vorbereitete Verſchwörung ausbrach, im voraus, was in ihrem Innern vorginge, gezeigt. Der ſchändliche Unterſchleif, der beim Korn-Verkauf einriß, hatte ſie mit allen ſchrecklichen Plagen einer Hungersnoth bedrohet, und ihren Unwillen über den habſüchtigen Geiz ihrer Großen zur öffentlichen Empörung reif gemacht. Indeß wurde noch alles gütlich beigelegt: aber das Feuer des Aufruhrs verloſch nicht ganz, ſondern es glimmte unter der Aſche immer fort. Die Franzoſen nährten aus politiſchen Abſichten den geheimen Zwiſt, und endlich 1674, da Don Diego Soria der ſpaniſche Gouverneur ſich wegen einer ihm angethanen Verſpottung rächte, brach die Flamme der Empörung aufs neue aus, und mit Hülfe der Franzoſen führten die Meſſineſen einen Krieg, der ihren tief eingewurzelten Haß bewies: doch der politiſche Ludwig von Frankreich war nur auf ihrer Seite, ſo lange es ſein Intereſſe erforderte, und gab ſie hernach unbarmherzig der Rache der Spanier Preis. Seit der Zeit iſt Meſſina mit jedem Jahre tiefer geſunken, ihre Blitze ruhen *), und das drückende Joch, das der Spanier auf den Hals der Meſſineſer wälzte, unterdrückte ihren unternehmenden Geiſt. Selbſt jetzt fühlt die Stadt noch die traurigen Folgen jener Verſchwörung in ſeiner tyranniſchen Regierung. Aber ſie war nicht das einzige Elend, das damals über Meſſina hereinbrach, ein Gefolge von Leiden zog wie ein Leichenzug in ihre Thore ein. Wenige Jahre nach Endigung der Kriegsunruhen wüthete die Peſt in Meſſina mit türkiſcher Wuth, und raffte einen großen Theil der Einwohner hinweg. Kurze Zeit hernach geſellten ſich zu dieſen Leiden noch die bösartigen Kinderblattern, und verzehrten einen großen Theil des kleinen Ueberreſts von Menſchen. So gedemüthigt iſts kein Wunder, daß Handlung, Volksmenge, politiſches Gewicht und Reichthum von Meſſina immer mehr abnahmen; kein Wunder, daß die Stadt zu der Unthätigkeit herabſank, in der ſie uns die nachmalige Geſchichte zeigt; Wunder iſts vielmehr, daß der Meſſineſe noch der unternehmende Kopf blieb, wie wir ihn beſtändig bei ſeinen häuslichen Geſchäften finden. Die nachmalige Geſchichte dieſer Stadt iſt daher nichts weiter, als beſtändiges Streben aus dem Staube ſich wieder empor zu arbeiten, und ewiges Kämpfen mit den Hinderniſſen die der Druck der Regierung ihr in den Weg legte: aber kaum fing ſie an ihres vormaligen Unglücks zu vergeſſen, ſo drang 1783 das Erdbeben ein, und zerſtörte, was ſie ſo eben aufgebauet hatte.

Schon habe ich in meinem vorigen Briefe Ihnen etwas von der trefflichen Lage Meſſinas und von ihrem Hafen geſagt: jetzt will ich das, was mir noch übrig bleibt darüber, nachholen. Jemehr ich die Majeſtät und Pracht des Hafens, jemehr ich die Schönheit und den Reichthum des Landes, die Fruchtbarkeit der Felder, Wieſen und Bäume, die Anmuth des Klimas, wo ein beſtändig heitrer Himmel die Einwohner zu immer neuer Freude ruft, und endlich die über alle Beſchreibung treffliche Lage der Stadt, hart am Ufer des Meeres im vollen Angeſichte Italiens, gekühlt durch die erfriſchende Seewinde kennen lerne, deſtomehr werde ich zum bewundrungsvollen Erſtaunen und zum Entzücken hingeriſſen, deſtomehr fühl ich den vortheilhaften Einfluß des Klimas auf meine Geſundheit und Heiterkeit, und deſto mehr dank ich meinem Schickſal für die Freuden, die es mir vergönnte, dieß irdiſche Paradies kennen zu lernen. Der Umfang des Hafens von Meſſina iſt zwiſchen 4 und 5 Italieniſchen Meilen; ſeine Bildung war einzig Werk der Natur; die Kunſt hingegen trug das ihrige bei ihn zu befeſtigen und ſicher zu machen. Wie gewöhnlich der Menſch um ſeinen Körper zu ſchützen und jeden fremden Angriff aufzufangen ſeinen gekrümmten Arm vorhält, ſo hat auch hier die Natur, um Meſſina vor dem Eindringen der Wellen zu ſichern, einen Landſtrich in Form eines gekrümmten Armes hergedämmt, und dieſer iſt es, der den Hafen bildet. Mich dünkt nichts war natürlicher, als daß man bei dem Anblick dieſes Landſtrichs die Vergleichung mit einem vorgehaltenen krummen Arm machte, wenigſtens fiel ſie mir ein, noch ehe ich den Namen deſſelben wußte, der auch daher ſeinen Urſprung zu haben ſcheint, denn Il braccio di S. Rainero (den Arm des heiligen Rainero) nennen ihn die Einwohner; woher der Heilige zu der Ehre kam weiß ich nicht. Dieſer Landarm iſt von Oſten nach Weſten vor der in Süden liegenden Stadt hingedämmt, und an der weſtlichen Spitze, wo der Eingang im Hafen iſt, der 1250 Fuß breit ſein ſoll, liegt ein Kaſtell S. Salvatore, das die Aufſicht darüber hat. Am Ende der Stadt oder am Anfange des Landſtrichs, alſo öſtlich, ohngefähr dem Kaſtell S. Salvatore gegenüber, oder wenn ich das Bild des vorgehaltenen Arms beibehalten ſoll, ohngefähr zwiſchen Schulter und Ellenbogen, liegt die Hauptfeſtung des Hafens, die große fünfeckige Zitadelle, die zu Karls V. Zeiten vom Grafen di S. Stefano erbaut ward. Sie macht den Hafen unüberwindlich: dieß erfuhren die Spanier im ſpaniſchen Succeſſionskriege zu ihrem großen Nachtheil; denn nachdem ihnen ſchon das Unternehmen ſie mit Sturm zu erobern viele Zeit und Menſchen gekoſtet hatte, mußten ſie doch endlich von ihrem Vorſatz abſtehen, und ein langſameres aber ſicheres Mittel die Zitadelle einzunehmen erwählen, ſie nämlich aushungern zu laſſen; dieß gelang ihnen nach einer achtmonatlichen Belagerung.

Der Umfang des Hafens iſt mit einer feſten Mauer verſehen und gepflaſtert: dadurch wird ein breiter Weg längs dem Hafen hin gebildet, der mit Statuen und Brunnen geziert iſt, und zum anmuthigen Spaziergange dient. Die Meſſineſen nennen ihn la Panchetta. Durch die nicht zu ſehr überladenen Ornamente wird der Anblick des Ganzen weit frappanter; aber für die Kunſt ſind weder die Statuen einiger Krieger, noch die Gruppen von dichteriſcher Erfindung (wie z. B. die, die allgemein il Gigante genannt wird, wo neben

*) Man zeigt noch in der Zitadelle Kanonen aus jenen unruhigen Zeiten mit der Inſchrift: Habet sua fulmina Zancle!

Digitized by Google

Neptun Scilla und Charibdis gefeſſelt liegen) wichtig: deswegen übergehe ich ſie. Auf einer kleinen Inſel im Bezirk des Hafens iſt ein Lazareth gebaut, deſſen innere Einrichtung ſehr gut ſein, und ganz ſeinem Zwecke entſprechen ſoll: es bringt eine angenehme Abwechſelung in die ganze Ausſicht.

Die Stadt ſelbſt liegt am Berge, und die ganze Gegend umher iſt ſo hüglicht, daß ſelbſt der niedrige Theil der Stadt, und folglich auch die ſchöne Pallazata auf einer Reihe von Hügeln gebaut iſt, die doch die Kunſt geſchickt gnug zu verſtecken gewußt hat. Die Pallazata, die auch il Teatro genannt wird, verdankt dem Prinzen Philibert von Savoyen als damaligem Vicekönige von Sizilien ums Jahr 1622 ihre Exiſtenz. Nicht nur von der Seeſeite, ſondern auch von der Landſeite iſt Meſſina gut befeſtigt, und das Schloß Matagriſon, ſo wie auch das Schloß Gonzago und Caſtellazo dienen zu einer guten Vorwehr. Alle Befeſtigungswerke der Stadt rühren größtentheils vom Kaiſer Karl V. her, er ließ ſie mit einer Mauer umziehen, und eben damals ward ihr Umkreis, die Vorſtädte nicht mitgerechnet, auf ohngefähr 5 Millien beſtimmt.

An der Spitze der Landzunge ſteht ein Leuchtthurm, der die Schiffer vor dem Wirbel der Charibdis, jetzt Charilla, Rema, Calofaro oder Garofalo genannt, warnt. Wie ich vor einigen Tagen in einem kleinen Boot, im Hafen umher fuhr, vermehrte das ſtille heitre Wetter und die Verſichrung meiner Fuhrleute, daß keine Gefahr damit verbunden ſei, mein Verlangen, die Charilla in der Nähe zu betrachten. Ich fuhr hinaus, und hüpfte mit meinem kleinen Boote ſelbſt ohne merklich ſtärkere Bewegung über den Meerſtrudel hin, deſſen Wirkung alte und neuere Schriftſteller mit den ſchrecklichſten Farben zu ſchildern ſich bemühen. Bald nennen ſie ſie die unverſöhnliche, bald die verwickelte, bald die nie ruhige Charibdis, die wie Virgil ſagt *):

imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos et sidera verberat unda;

die ferner wie Ovid ſagt: **)

raptas vorat revomitque carinas;

oder die wie Homer ***) in der furchtbar ſchönen Stelle ſagt:

Δεινὸν ἀνεῤῥοίβδησε θαλάσσης ἁλμυρὸν ὕδωρ u. ſ. w.;

oder die, wenn Sie einen jüngern Schriftſteller wollen, Fazell in Sicular. rerum Decad. I. l. II. c. I. noch ſehr ſchrecklich beſchreibt. Meine Bootsleute ſprachen in keinen ſo fürchterlichen Ausdrücken von dem Wirbel der Charibdis, ſondern ſie verſicherten mir, daß an den mehrſten Stellen deſſelben das Waſſer nicht tiefer wie 3 Ellen ſei, daß es ruhig fortflöſſe, bis es unweit dem Eingange des Hafens gekommen, und dann, als würd' es plötzlich ergriffen, ſich in Schneckenlinien umherdrehe und die Oberfläche des Meeres kräuſele. Sie miſchten nichts von den fürchterlichen Erzählungen dort vom Strudel ergriffner und verunglückter Schiffe ein, erwähnten nichts von dem furchtbaren und ſchrecklichen Getöſe, das das in einem Wirbel umhergedrehte Waſſer verurſachen ſoll, und das die Dichtung eines nach ſeinem Raube heishungrig brüllenden Ungeheuers veranlaßte, und ſpannten dadurch meine Erwartung ſchon um vieles herab. Aber dennoch fand ich bei weiten nicht das was ich ſuchte. Ich fuhr lange auf dem vermeinten fürchterlichen Fleck umher und ſah nichts, als die ſpiegelhelle ſich kräuſelnde Fläche eines ruhigen nicht ſehr tiefen Meers. Die Tiefe des Meers läßt ſich indeß nicht genau beſtimmen, weil ſie verſchieden iſt, doch geringer als drei Ellen war ſie nirgends. Freilich mag bei ſtürmiſchem Wetter der Anblick weit frappanter und fürchterlicher ſein, und die Klugheit der Schiffer, um nicht auf einer Menge verborgener Felſen zu ſcheitern, es dann erfordern die Küſte zu fliehen und ſich auf die Höhe zu begeben. Freilich mag auch den Einwohnern die tobende Unruhe des Meerſtrudels bei dem neulichen Erdbeben es aufs neue gezeigt haben, daß die Schrecken der Charibdis nicht bloß in der feurigen Einbildungskraft der Dichter vorhanden waren, die den Wirbel allgemein verſchrieen, und mag ihnen den beſten Kommentar zu Virgil ſeinem imo barathri ter gurgite u. ſ. w. gegeben haben: dieß leugne ich alles nicht; aber was ich ſah, mein Freund, hatte nicht den geringſten Schein von etwas außerordentlichem. Wenn Sie eher auf der Oberfläche eines Waſſers kleine Wirbel, die durch aus der Tiefe emporſteigende Dünſte, oder auch durch hervorſprudelndes Quellwaſſer veranlaßt werden, geſehen, und das Spiel der kreiſelnden Zirkel bemerkt haben, ſo ſahen Sie alles, was ich von den Schrecken der Charibdis ſah. Nach langem aufmerkſamen Bemerken dieſes Phänomens, das ich an verſchiedenen Stellen wiederholte, und nach Maßgabe der Erzählung meiner Bootsleute, nehme ich vorzüglich zwei Urſachen als Hauptgründe dieſes beſtändigen Meerſtrudels an: Sowohl den felſichten Grund der See angefüllt mit vielen Abgründen, die vielleicht ſchon Folge von der großen Revolution waren, durch die muthmaßlich Sizilien von Italien losgeriſſen ward, vielleicht auch Folge von ſpätern Erdbeben ſind; als auch die Menge emporſteigender Dünſte aus dem Innern der Erde, die mit ſo vieler Feuermaterie geſchwängert iſt. Je mehr nun der Zufluß in der Erde iſt, und je dicker und häufiger die Dünſte emporſteigen, deſto mehrere und ſtärkere Wirbel veranlaſſen ſie auf der Oberfläche des Waſſers. Bei dieſer Meinung ließe es ſich auch leicht erklären, warum grade vor und bei dem Erdbeben die Wirbel der Charibdis ſo fürchterlich heftig waren? Die Feuermaterie hatte ſich im Innern der damals noch ruhigen Erde ſchon ſo angehäuft, daß ein heftiger Ausbruch nothwendig erfolgen mußte; alles war alſo in der größten Gährung, und kurz vorher ehe Erdbeben und Auswürfe der Vulkane die Erde von ihrer Feuermaterie entbanden, mußten daher natürlich mit Macht die kompakten Dünſte hervordringen, und heftigere Wirbel als gewöhnlich veranlaſſen. Daß aber immer bei Ebbe und Fluth, die bekanntlich hier täglich ihre beſtimmten Stunden hält, der Meerſtrudel ſich vermindert oder vermehrt, kann von dem mehr oder wenigern Druck des Waſſers herrühren, durch das die Dünſte bei niedrigem Waſſer ohne heftiges Vordringen, bei hohem Waſſer aber mit größerer Gewalt emporſteigen müſſen. Sei dem wie ihm wolle, das bleibt immer gewiß, der Flug der Einbildungskraft der Dichter ſah entweder hier Dinge, die in der Natur nie da waren, oder die Wuth der Charibdis hat ſich mit der Zeit ſehr gelegt.

Uebrigens bin ich den Dichtern vielen Dank ſchuldig, daß ſie mir einen Abend verſchafft haben, den ich in meinem Leben nicht froher hatte: vielleicht würde ich ohne ihre Schilderung ſonſt nie ſo lange dort auf dem Meere verweilt ſeyn, vielleicht nie den Einbruch der Nacht daſelbſt erwartet haben; und in der That ich hätte viel entbehrt. Es gehört langes aufmerkſames Bemerken, und ein Studium, das den kleinſten Veränderungen auflauſcht, dazu, um die einzelnen Schönheiten der hieſigen Gegenden ganz kennen zu lernen, und den Freuden-Kelch, den die Natur hier den Menſchen reicht, ganz leeren zu können. Wie iſt doch der Anblick der Schönheiten der Natur beim Aufgange der Sonne ſo ganz verſchieden von dem beim Niedergange! Jener das plötzliche Erwachen aller Reize; in einem Augenblick iſt durch die ganze Schöpfung auf der Erde, im Meer und in der Luft Leben verbreitet, und es ſcheinen friſche Kräfte zum neuen Genuß geſammelt: dieſer hingegen gleicht dem allmäligen ruhigen Einſchlafen des Müden, auf deſſen Geſicht das Gefühl des Danks für die genoſſenen Freuden, ausgedrückt iſt. —

Da das Erdbeben beſonders den niedrigen Theil der Stadt über den Haufen warf, ſo iſt jetzt einzig der höhere Theil derſelben bewohnt, und auch dort ſind alle Baraken entweder in Reihen neben einander gezogen, oder wenn dieß die Lage des Orts nicht zuließ, ſo ſind ſie unordentlich hie oder dorthin zerſtreut. Am mehrſten aber haben ſich doch die Einwohner nach dem Theil der Stadt hinbegeben, der Terranova heißt, weil ſie hier am ſicherſten zu ſein glaubten, und die Baraken hier am beſten Raum hatten. Hier muß man alſo hergehen, um den Charakter der Nation im allgemeinen zu ſtudiren; denn Handlung und Gewerbe ſchränkt ſich jetzt größtentheils auf dieſen Platz ein, alles iſt mit Käufern und Verkäufern angefüllt, die Landleute drängen ſich hier zuſammen, um ihre Waaren feil zu bieten, und ihre Bedürfniſſe dafür einzulöſen; hier ſind die mehrſten Kochbuden und Erfriſchungen, und was dem Italiener unentbehrlich iſt, Eiswaſſer und Eis in großer Menge. So wie in ganz Italien, ſo ziehn auch hier Leute mit großen Gefäßen mit Eiswaſſer auf ihrem Rücken durch die Gaſſe hin, bieten für ¼ Pfennig ihren Labetrunk feil, und erquicken ſo den Dürſtenden; oder es ſind auch eine Menge Buden längs den Gaſſen aufgeſchlagen, wo man Eiswaſſer mit und ohne andern Zuſatz erhalten kann. Ich führe dieß hier abſichtlich an, da ich einmal gelegentlich auf Eiswaſſer und Eis zu ſprechen kam, und nannte gleich anfangs abſichtlich dieß den Italienern unentbehrlich. Ich wünſchte nämlich zu zeigen, wie übereilt Herr Brydone zuweilen urtheilt, der in ſeinen Briefen S. 114 der deutſchen Ueberſetzung ſo grade weg das viele Eiseſſen und trinken der Italiener für Schwelgerei hält. Er ſagt nämlich: „Selbſt die Bauern in dieſen heißen Gegenden traktiren ſich während der Sommerhitze mit Eis, und bei dem Adel macht es einen vornehmen Theil von jedem Gaſtmahle aus. Eine Schneehungersnoth würde ihnen, wie ſie ſelbſt ſagen, noch empfindlicher fallen, als Mangel an Getreide oder an Wein. Es iſt eine Bemerkung unter ihnen, die ich oft habe machen hören, daß ihre Inſel ohne den Schnee des Berges Etna nicht bewohnt werden könnte; ſo nothwendig iſt ihnen dieß Stück der Schwelgerei geworden." Es würde ein ſehr ſchlechtes Verdienſt von Meſſina für Sizilien ſein, zuerſt den Gebrauch des Eiswaſſers eingeführt zu haben, wie dieß der Fall ſein ſoll, wenn es ſich wirklich ſo verhielte, daß nur die Bedürfniſſe der Menſchen dadurch unnöthig vermehrt, und ein neuer Luxus dadurch eingeführt worden wäre, der je allgemeiner er ward, um deſto ſchädlicher ſein muß. Aber dieß iſt nicht ſo; tauſende von Menſchen hat Meſſina

*) Virg. Aen. lib. III. v. 412 seq.

**) Metamorph. l. XIII. v. 731.

***) Odys. lib. XII. v. 236 seq.

Digitized by Google

durch die Bekanntmachung des kalten Getränks vom frühen Tode gerettet, und viele epidemiſche Krankheiten, die Folge der groſsen Hitze waren, weil man den neu belebenden Labetrank nicht kannte, wo nicht gar ausgerottet, doch wenigſtens ihr ſchnelleres Verbreiten verhindert. Das iſt das Urtheil verſchiedner Aerzte, die ich um ihre Meinung fragte, und wird durch die Geſchichte beſtätigt. Leſen Sie nur was Placidus Rayna *) darüber ſagt: „Man muſs es nicht überſehen, daſs der viele Jahrhunderte hindurch veraltert geweſene Gebrauch Eiswaſſer zu trinken nicht bloſs der Schwelgerei wegen aufs neue wieder eingeführt worden ſei, ſondern weil es die Erfahrung lehrte, daſs dieſs in Sizilien der Geſundheit der Menſchen ſo ſehr zuträglich wäre. Daſs ich nur von dieſer Stadt rede, wo dieſer Gebrauch zuerſt entſtand; ſo iſt es hinlänglich bekannt, daſs ſeit der Zeit, da man wieder Eiswaſſer zu trinken angefangen hat, weit weniger Menſchen an bösartigen Fiebern ſtarben wie zuvor.“ Nicht weniger wichtig iſt eine andre von ihm angeführte Stelle aus einem gewiſſen Balthaſar Piſanelli, der de natura ciborum ſchrieb, und im letzten Kapitel: „von den Wirkungen des kalten Getränks“ unter andern dieſs ſagt: „Es iſt gewiſs, daſs in Sizilien, wo „die Hitze ſehr groſs iſt, und kaltes Waſſer mangelt, vor Ein„führung des Eiswaſſers jährlich eine groſse Menſchen-Menge „an bösartigen Fiebern ſtarb, die aus Verſtopfung der Blut„gefäſse entſtanden, und durch ſchlechte Verdauung, eine Folge „des warmen Getränks, veranlaſst wurden. Nachdem man „aber vor ohngefähr 25 Jahren Eiswaſſer eingeführt hat, ſo „haben die bösartigen Fieber nachgelaſſen. Beſonders zu Meſ„ſina hat man es bemerkt, daſs die jährlichen Sterbe-Liſten „um tauſend Menſchen kleiner geworden ſind, ſeitdem man Eis„waſſer zu trinken angefangen hat. Daher rechnet ſelbſt der „ärmſte Tagelöhner jetzt unter ſeine nothwendigſten Bedürfniſſe „Brod, Wein und Schnee.“ Wenn Herr Brydone ſich hiernach erkundigt hätte, ſo würde er nicht den voreiligen Schluſs daraus gezogen haben: „So nothwendig iſt ihnen dieſs Stück der Schwelgerei geworden!“ Man hat Beiſpiele, daſs die gröſste Noth in Sizilien durch Schneemangel entſtanden iſt, das Volk verzehrt von innerer Hitze den heftigſten Tumult erregte, und ungeachtet aller ihm entgegen geſetzten Gewalt nicht eher ruhte, als bis dem Mangel abgeholfen war. So iſt z. B. das Jahr 1777 für Sirakus merkwürdig. Das Volk war wegen einer Schneehungersnoth im vollen Aufruhr, wie grade ein Schiff mit Eis und Schnee vorbeifuhr, um Malta zu verproviantiren; man eilte ſogleich mit Ungeſtüm hinaus, brachte das Schiff auf, und raubte, was der Stadt ſchon lange fehlte.

Manche Stunde bin ich in dieſem Bezirk von Meſſina, wohin ſich alles drängt, und wo die Thätigkeit der Meſſineſen gleichſam konzentrirt iſt, auf und abgewandelt, habe ſo viel es mir möglich war die Menſchen kennen zu lernen und ihnen näher zu kommen geſucht, habe mit ihnen über ihren häuslichen Zuſtand geſprochen und ihren Karakter ſtudirt; — und im ganzen habe ich ſie frei, offen und dienſtfertig gefunden: aber jenen Zug der Uneigennützigkeit, der die Kalabreſen ſo ſehr auszeichnete; jenes raſtloſe Bemühen, dem Mann, der ſich ihr Zutrauen und ihre Liebe zu erwerben wünſcht, auf halbem Wege entgegen zu kommen; es ihm zu zeigen, wie auch ihnen nicht weniger an ſeiner Freundſchaft gelegen ſei, wie ihm an der ihrigen; wie ſie bereit wären ſich ſelbſt einige Bequemlichkeiten um ihm zu dienen zu entziehen, und ſo viel es an ihnen läge, ihm zur Erreichung ſeiner Zwecke beförderlich zu ſeyn; — dieſes habe ich nicht bei ihnen gefunden. Vielmehr ſcheint eine gewiſſe habſüchtige Geldgierde die Triebfeder aller ihrer Handlungen zu ſein. Armuth, die ſie ſelbſt Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen fühlen läſst, und ihnen kaum ſo viel darreicht, als ſie um ihre Blöſse zu bedecken und ihren Hunger ſtillen zu können bedürfen; iſt freilich offenbar die erſte Urſache dieſer Leidenſchaft, die die Menſchen ſo ſehr entehrt; aber ſie hat ſo tiefe Wurzel unter ihnen geſchlagen, daſs man faſt keinen Meſſineſen findet, der nicht ſchon ſeine Hand zum Trinkgeld offen hält, ehe er ſeine Antwort auf irgend eine Frage giebt, und nach dem Gelde, durch das man ſie zu erkaufen wünſcht, ſie beſtimmter oder unbeſtimmter einrichtet, und mit mehr oder weniger verbindlichen Geſtikulationen begleitet. Kaum hat man ſeinen Biſſen zum Munde, ſo fordert man ſchon ſchreiend das Geld, und ſelbſt in einem der gröſsten Wirthshäuſer Meſſinas, Locanda del Principe Boraccino genannt, muſsten wir unmittelbar nach dem Eſſen unſre Koſt bezahlen. Ich urtheile nicht zu hart, wenn ich Ihnen verſichere, daſs der Meſſineſe, ehe er 4 Gran borger ſollte, 8 an Schuhen abläuft. Ich habe ſelbſt ein Beiſpiel der Art an meinem Miethbedienten erlebt, der einen ganzen Tag bei mir ſich nicht ſehen lieſs, und alſo mein Tagegeld verlohr, um halb ſo viel von einem ſeiner Schuldner einzutreiben; und da er dieſs nicht erhielt, und natürlich über ſeine unpolitiſche Habſucht ſehr gelacht ward, einzig ſich mit der zukünftigen Rache tröſtete, die er an ſeinem Schuldner nehmen wolle, der ihn um beides Geld auf einmal gebracht hätte. Es ſcheint ſelbſt, daſs das Kind mit der Muttermilch dieſe Haubſucht einſaugte; denn kaum kann es gehn und ſo viel reden, um einen Dienſtboten zu rufen, ſo verlangt es ſchon einige Grane zur Belohnung.

Das bleibt aber ausgemacht gewiſs, mein Freund, es kann nicht leicht Menſchen mit gröſsern Geiſtesfähigkeiten geben, wie die Meſſineſen; ihr ſchnelles Faſſungsvermögen, ihre richtige Urtheilskraft, ihre Gegenwart des Geiſtes und ihre Entſchloſſenheit, die ſelbſt die gröſsten Hinderniſſe zu überſteigen nicht ſcheut, und den mächtigen Tyrannen aus ſeinem Schlupfwinkel hervorzuziehen wagt, ihre Klugheit die jedem Unternehmen, und ihre Gewandtheit und ihr Muth bei der Ausführung leuchten aus allem hervor: aber, Menſchen die ſich bei dieſen Anlagen und Kräften ſo ſehr fühlen, müſſen unter dem Joch der Tyrannei nothwendig argwöhniſch, hinterliſtig, Schmeichler und Heuchler werden, müſſen, da grad und offen zu reden und handeln ihnen verwehrt iſt, alle ihre Kräfte auf die Verſtellungskunſt verwenden, und dadurch die gefährlichſten Menſchen werden, ſo wie ſie in einer andern Lage die gröſsten, edelſten und beſten Menſchen geworden wären. Ich kenne keine Stadt, deren Einwohner ſo zum groſsen, ſtarken republikaniſchen Freiheitsſinn geboren zu ſein ſcheinen, wie Meſſina, und daher keine Stadt, deren Einwohner ich bei dem jetzigen Druck für gefährlichere Menſchen halte, wie eben ſie. So eine ſchiefe Richtung giebt Regierung dem menſchlichen Karakter! Sollte aber einmal eine Zeit kommen, wo die Meſſineſen ihre Feſſeln werden zerbrechen können, ſo fürcht ich, werden ſie dem eingeſperrt geweſenen Löven gleichen, der nun heftiger wüthet, nachdem man ihn ſo lange im Kerker ruhen, und neue Kräfte ſammlen lieſs.

Die körperliche Bildung der Einwohner iſt gröſstentheils häſslich; es ſcheint beinah, als hätte ihnen die körperliche Anſtrengung und Thätigkeit gefehlt, die zur völligen Ausbildung unumgänglich nothwendig geweſen wäre. Ihr ſtarker Knochenbau, ihre kleine unterſätzige Figur mit dicken feſten Muskeln, ihre gelbe Farbe, ihr groſses, braunes, funkelndes Auge, und ihr krauſes ſchwarzes Haar, alles ſind Zeichen von Kraft, die, um ihre Häſslichkeit zu vermehren, nicht wenig beitragen: nehmen Sie dazu ihre ſäuiſche Tracht, ihre Ungeſittetheit in ihrem Weſen, ihre heftigen Geſtikulationen, die ins Leidenſchaftliche ausarten und ihr Geſicht verzerren, und dann ihr kreiſchendes unnatürliches Geſchrei, das einem beſtändig Glauben macht, man rede nicht mit einem Menſchen, der von unbedeutenden Dingen ſpricht, ſondern der ſeine Exiſtenz zu vertheidigen hat; alles dieſs entſtellt ihren Körper noch mehr. Ueberhaupt iſt das gemeine Volk hier ſo roh und ungebildet wie es nur immer die Lazaroni in Neapel ſein können; wie dort ſo leben ſie auch hier mit ihren Familien beſtändig unter freiem Himmel, und führen dieſelbe Oekonomie; ſtellen ſich auch hier wie dort halb nackt bei den Kochbuden hin, kaufen für einige Gran ihr Mittageſſen, das gröſstentheils in geſalzenen Fiſchen und Makaroni beſteht, die ſie dann, mit der vollen Hand aus der Schüſſel auffaſſend, mit ſchlürfendem Getöſe verſchlingen. Es iſt in der That ein unterhaltender Anblick, ſo eine Geſellſchaft freſſender Menſchen, die wie ſie alles mit Leidenſchaft thun, ſo auch dieſs, an den Ecken der Gaſſen ſtehen und ihr Mittagsbrod verzehren, zu ſehen! Wo ich bei andern öffentlichen Gelegenheiten das Volk ſah, herrſcht eben dieſe Rohheit und eben dieſes leidenſchaftliche Weſen. Grade gegen meinem Wirthshauſe über iſt die Dogane, wo die Landleute, ehe ſie ihr Korn zu Markte bringen dürfen, es wägen, unterſuchen und verzollen laſſen müſſen; ich glaube, wenn ein ganzes Heer Tataren ſchreiend auf ſeinen Feind eindringt, ſo kann ihr Geſchrei nicht ſtärker ſein, als es hier iſt; und dieſe Muſik habe ich von früh Morgens an bis ſpät in die Nacht hinein.

In der Meſſe zeigt ſich der Meſſineſe eben ſo leidenſchaftlich; ſeine Andacht iſt ein Verzerren aller ſeiner Geſichtsmuskeln, ein Aufſperren und Verdrehen der Augen, ein leidenſchaftliches Stöhnen und ein Schlagen an die Bruſt, das man für Kaſteiung des Körpers und für auferlegte Pönitenz halten möchte. Im Theater herrſchte eben dieſe Ungezogenheit, und da ſah man es, daſs ſelbſt der beſtändige Umgang mit ſolchen Menſchen auch auf den gebildeteren Theil der Nation unvermerkt wirkte. Sie ſprachen während der Oper laut von den oberſten Logen ins Parterr herab, ſagten ihr Urtheil unverhohlen und lachten über dieſen und jenen Akteur ſo, daſs er ſelbſt es hörte, ſich aber dadurch weiter gar nicht aus ſeiner Faſſung bringen lieſs. Einen ähnlichen Ton of Liberty habe ich in Rom wahrgenommen, aber doch noch mit mehr Anſtand und Mäſsigung. Laute Kabale herrſchte hier im Theater, eine Partie wollte dieſe, die andre jene Sängerin haben, und ſo klatſchten, ſchrieen und pfiffen ſie gegen einander an. Sie bezeugten ihren Beifall ſogar zuletzt

*) In ſeiner Introductio ad notitiam historicam urbis Messanae, eingerückt im 9ten Theil des Thes. Sicul. p. 14.

Digitized by Google

thätlich, und ich ſahe Geldbörſen aufs Theater fliegen, wie eine begünſtigte Sängerin ſang. Sie verhielt ſich ſehr ruhig dabei, ließ ihre Geſchenke liegen, bis ſie ihre Arie geendigt hatte, wiederholte, wenn man es verlangte, nahm dann erſt ihre Belohnung auf, dankte ziemlich kalt für die Freigebigkeit und ging fort. Man ſoll darin einen beſondern Ruhm ſuchen die Geldbörſen ſehr reich zu ſpicken und mit einander darin wetteifern, wer ſeinen Günſtling am beſten zu belohnen weiß. Die Sitte herrſcht, wie man mir ſagt, in ganz Sizilien und Malta. Die Sängerin ſcheut ſich auch nicht, wenn ſie wieder heraus kommt, ſichs deutlich merken zu laſſen, ob ſie mit ihrem Wohlthäter zufrieden iſt oder nicht. Kenntniß und Enthuſiasmus für Muſik kann man den Meſſineſen übrigens nicht abſprechen.

Sie werden ſich wundern, daß ich Ihnen noch nichts von den in der Stadt befindlichen Merkwürdigkeiten geſagt habe: aber in der That, es läßt ſich wenig davon ſagen. Theils waren ſie nie von groſſer Bedeutung, theils aber gingen ſie mit den öffentlichen Gebäuden und Kirchen, die ein Raub des Erdbebens wurden, unter. Die Kirchen werden jetzt gröſstentheils auf königliche Koſten wieder aufgebaut; beſonders viel hat die Kathedralkirche gelitten, und man iſt jetzt beſchäftigt, ſie von Holz wieder herzuſtellen. Ihre Form und Bauart iſt altgotiſch, und ſie hat nie eine von Polidor Caravaggi gemalte Decke gehabt; dieß iſt ein Irrthum vom Baron von Riedeſel. Die alte Decke ſtürzte nicht ein, wenn gleich der ganze vordere Theil der Kirche zerſtört ward, aber ſie verdient nicht erwähnt zu werden, denn ſie iſt völlig geſchmacklos. Wahrſcheinlich iſt dieſe Kirche auf den Ruinen eines alten Tempels gebaut; denn man fand eine groſſe Menge Marmorſtücke und andre architektoniſche Ueberbleibſel daſelbſt, unter denen ſich auch unter andern eine kleine Ara befand, auf welcher folgende Inſchrift zu leſen iſt:

ΑCΚΛΗΠΙΩ
ΚΑΙΥΓΕΙΑ
CΩΤΗΡCΙΝ
ΠΟΛΙΟΥΧΟΙC

Nach dieſer Inſchrift zu rechnen, ſo wäre hier ein Tempel des Aeſkulaps und der Hygiäa geweſen, eine Meinung, der man jetzt in Meſſina ſehr gewogen iſt; die Geſchichte widerſpricht auch nicht, denn daß dieſe Gottheiten einſt in Meſſina in beſonderm Anſehn ſtunden iſt bekannt genug. Jetzt iſt die Kirche der heil. Jungfrau, die die Stadt beſonders für ihre Schutzheilige erkennt, geweiht, mit dem Beinamen Madonna del Grafeo, der ſich auf das Mährchen mit dem Briefe bezieht. Es ſoll nämlich, **si fabula vera est**, der heil. Paulus ſich einige Zeit in Meſſina aufgehalten *) und die Stadt eine Geſandtſchaft nach Jeruſalem an Maria zu ſenden bewogen haben. Maria nahm die Herren gnädig auf, und gab ihnen einen von ihr ſelbſt geſchriebenen Brief an die Meſſineſen zurück. Lange war dieſer Brief vergeſſen, wie 1467 ein griechiſcher Flüchtling, Konſtantin Laſkaris ſein Andenken erneuerte, und eine Abſchrift davon wieder gefunden haben will, wahrſcheinlich aber ſelbſt einen Brief erdichtete. Maria verſpricht in dem Briefe, daß ſie die Schutzheilige von Meſſina ſein wolle. Der vernünftgere Theil der Stadt, unter welche ich einige von meinen hieſigen Freunden rechnen kann, geſtanden mir offenherzig den Betrug, andre hingegen, zu denen der gröſſere Haufe gehört, hängen ſo feſt an dieſem Mährchen, daß ſie auf den Grund mit nicht wenigerm Religionseifer die Stütze ihres Glücks bauen, wie der groſſe Haufe von Neapel auf ſeinen Januarius. Dem Andenken dieſer wichtigen Begebenheit wird nun jährlich ein Feſt der heil. Jungfrau gefeiert, wo Maria ſichs gefallen laſſen muß, durch die ganze Stadt zur Schau geführt zu werden, wie die heil. Roſalia in Palermo oder die heil. Agatha in Katanien. Leider war ich nicht Augenzeuge von dieſer National-Zeremonie; meine Freunde aber erzählten mir: daß ein armes Mädchen alsdann die Rolle der heil. Jungfrau ſpielen muß, und in weiß gekleidet mit dem Glanz um den Kopf in vollem Pomp durch die Stadt getragen wird. Es wäre nicht recht, wenn ſo ein armes Mädchen öffentlich zur Schau aufgeſtellt würde, ohne daß ſie reellen Nutzen davon trüge; trägt doch bei uns der ſogenannte Waiſen-Kapitän, ein Knabe der jährlich einmal vor dem ſingenden Waiſenhaufen her durch die Stadt ziehen muß, auch ſeine Belohnung davon: eben ſo iſts auch hier, den Tag nach der Zeremonie geht die heil. Jungfrau in demſelben Ornat, in welchem ſie die Madonnen-Rolle ſpielte, ſelbſt mit dem Glanze um den Kopf in alle Häuſer bettelnd umher, und ſingt:

Middi grazii t'innu Eternu Padri
Chi-dll' aucidda ta ti ricurdasti,
A tia cruzifigghiu chia la madri
La ta cidda fidili chista racummannasti:
Mi sia l' avucada da ta Messina, ti sia racummannata.

Tauſend Dank bring ich dir, ewiger Vater,
Daß du deiner Magd dich erinnerteſt;
Am Kreuze hängend deine Mutter riefſt,
Und ihr dieſe treue Stadt empfahlſt:
Sei mir die Fürſprecherin deines Meſſina,
Meſſina ſei dir empfohlen!

Auf Herrerzählung der in Meſſina öffentlich umhergeſtellten Statuen laſſe ich mich nicht ein, ich würde mich ſonſt bei unwichtigen Dingen verweilen und müßte fürchten Sie zu ermüden.

Im Benediktiner-Kloſter befanden ſich vor der Erdrevolution eine Menge von 200 meiſtentheils lateiniſchen Manuſcripten, die aber beinah gänzlich durch das Erdbeben zernichtet worden ſind. Nach dem mündlichen Berichte meines Freundes, des Hrn. Profeſſor Münter in Kopenhagen, ſollen in ihrem Archiv ſich alle ihre Stiftungs- und Schenkungsbriefe befinden, unter andern auch ein Dokument vom Tertullian, in welchem er dem heil. Benedikt alle ſeine Güter in Sizilien vermachte. Dieſes Dokument ſoll, was Schriftform betrifft, ganz im Karakter des 6. Jahrhunderts geſchrieben ſein, übrigens aber die Zeichen der kraſſeſten Dummheit des 14. und 15. Jahrhunderts an ſich tragen. Mabillon in ſeiner **Anal. Ord. S. Bened. Lib. III. n. XI.** iſt freilich andrer Meinung; aber es iſt gar nicht abzuſehen, wie er auf dieſen Brief eine Thatſache gründen konnte. Den Benediktinern iſt es indeß nicht zu verdenken, daß ſie mit Leib und Seele für die Aechtheit dieſes Briefes fechten, weil ihre politiſche Wichtigkeit in Sizilien ſich einzig darauf gründet; wie wollten ſie ſonſt den gröſten Theil ihrer Beſitzungen mit überzeugenden Beweiſen als rechtmäßig darthun können? Wie mit lauter Stimme gegen Ungerechtigkeiten ſchreien können, wenn ſie nur auf entfernte Weiſe die Idee aufkommen ließen, daß ſie nach und nach durch feine liſtige Streiche das an ſich gezogen hätten, was man ihnen mit Gewalt zu entreiſſen Luſt haben möchte? Uebrigens iſt die Sache eine eben ſo lächerliche Fiktion, als die mit dem Madonnen Briefe.

Mit der Bevölkerung Meſſinas ſieht es jetzt ſehr traurig aus. Es ſcheint, als ob ſeit einigen Jahrhunderten Natur und Druck der Regierung einzig darauf abzielten, die Stadt von der Stufe ihres Ruhms und ihres Glanzes herabzubringen. Noch erinnern ſich die Meſſineſen im tiefen Gefühl des tyranniſchen Drucks der traurigen Epoche der Empörung von 1674, wo die Stadt der Erbittrung der Spanier vom politiſch treuloſen Ludwig XIV. überlaſſen ward, weil dieß eigentlich der Zeitpunkt iſt, von dem angerechnet Meſſinas Handlung ſank. Seit der Zeit wurden durch eine Menge der drückendſten Auflagen die Fremden von ihrem trefflichen Hafen zurückgehalten, ſeit der Zeit mußten die Einwohner die erſten und nöthigſten Bedürfniſſe mit ſchweren Abgaben aufwiegen; ſeit der Zeit ward die Exportation ihrer Producte ihnen beinah unmöglich gemacht. Dieß iſt die Epoche, in der das Rachſchwerdt der Spanier tyranniſch in Meſſina wüthete; damals ward ihre Verfaſſung in militäriſchen Deſpotismus umgeſchaffen und prompte Exequirung mit militäriſcher Strenge eingeführt. Dieß iſt die Epoche, mein Freund, ſeit der man eine Ungerechtigkeit über die andere beging, in der bloſſer Verdacht ſchon zum Schaffott reif machte, wo Menſchenblut vergieſſen ein tägliches Schauſpiel war *) und viele Einwohner um dem Tod zu entgehen die Stadt verließen. Damals flüchteten ſich viele Familien nach Tunis und Algier, nach Konſtantinopel, Smirna und nach der Levante hin; andre retteten ſich in weniger gedrückte Provinzen Italiens; andre nach der ſüdlichen Küſte von Frankreich, wo jetzt noch verſchiedene von den Familien vorhanden ſein ſollen. Unter dieſen Flüchtlingen waren gerade die Reichſten, mochten es nun Kaufleute oder Edelleute ſein. Das leerte Meſſina ſehr aus, und ſchuf den Wohlſtand der Stadt in Armuth, Volksmenge in Volksmangel um. Indeß zählte man damals doch noch nach Abzug der Unglücklichen und Geflüchteten 90 bis 100,000 Menſchen daſelbſt; freilich keine beträchtliche Anzahl, wenn man Meſſinas Gröſſe bedenkt, indeß doch noch immer hinreichend, um ihr einiges Gewicht unter den gröſſern Städten Siziliens zu geben. Einige Jahrzehnte hernach 1693 wüthete das groſſe Erdbeben in Sizilien. Dieß war ein neuer Stoß für Meſſinas Bevölkerung, denn wenn auch gleich damals in der Stadt ſelbſt nur wenige Menſchen durch die Wuth des Erdbebens umkamen, ſo erfolgten doch hernach nach einer ſolchen Revolution unausbleibliche Krankheiten, die Leichen auf Leichen häuften. Jahrhunderte gehören dazu, um ſich von ſolchen Leiden erholen zu können; aber noch war kein halb Jahrhundert verfloſſen, wie ſchon 1743 die Peſt Meſſina überfiel und auf einmal allein in einem Tage mehr wie 10000 Menſchen hinwegraffte. Durch ſie

*) Da Lukas von einer ſolchen Reiſe gar nichts ſagt, ſo wollen andre, daß die Meſſineſen eine Geſandtſchaft an Paulus ſchickten, die er an Maria verwies.

*) Daß dieß nicht bloſſe Deklamationen, ſondern auf Wahrheit gegründete Fakta ſind, brauche ich dem Kenner der Geſchichte nicht erſt zu ſagen.

Digitized by Google

und durch die bald hernach heftig graſſirenden Kinderblattern, und durch andre Umſtände, zu denen beſonders auch die Verlegung aller groſen Gerichtshöfe und des vizeköniglichen Sitzes nach Palermo gerechnet werden muß, ward die Volksmenge auf 30000 herabgeſetzt. Jetzt beträgt nach einer neuen Zählung die Menſchenmenge nur 24000, wenn gleich eigentlich 30,000 für jetzt ſich dort aufhalten ſollen: 6000 ſind aber Fremde, die ſeit dem Erdbeben Geſchäfte haber in Meſſina leben, und nach Endigung derſelben ſich wieder zurückziehen werden.

Jetzt ſcheint es beinah als hätte die Regierung ihren Zorn gegen Meſſina geſtillt, und als ſänne ſie darauf das drückende Joch vom Hals der Einwohner hinwegzuwälzen; jetzt ſcheint es beinah, als ſähe ſie es endlich, wenn gleich ſehr ſpät, ein, wie es ganz aller geſunden Politik entgegen ſei, Jahrhunderte lang die Nachkommen das Verbrechen ihrer Väter büßen zu laſſen, und dadurch den blühendſten Handelsſtaat ihrer Lande zu verarmen, aller Geſchäfte zu berauben und menſchenleer zu machen. Wenigſtens ſcheinen die Maßregeln, die die Regierung nach dem letzten Erdbeben genommen hat, Meſſina eine frohe Ausſicht für die Zukunft zu eröffnen. Aber das Uebel iſt zu tief eingewurzelt, als daß man ſchleunige Hülfe erwarten könnte. Das ganze Gebäude unſrer Verfaſſung, ſagte mir heute einer meiner Freunde, muß erſt umgeworfen und der Grund feſtgelegt werden; ſonſt baut man ſchöne Schlöſſer auf einen ſandigten Boden, welche kommenden Stürmen nicht widerſtehen können. Das ſcheint auch jetzt Plan der Regierung; denn man arbeitet an Einführung einer ganz neuen Regierungsform in Meſſina; bisher herrſchte militäriſcher Despotismus in der Stadt, der, je nachdem der Gouverneur und der Vicekönig ſtreng oder nachſichtig waren, die Einwohner mit Ruthen peiſchte, oder die Gerechtigkeit einſchläferte.

In der Gerechtigkeitspflege ſind manche Lücken, die unausgefüllt von groſem Nachtheil ſein müſſen. Ein Beiſpiel mag hier zum Beweis dienen. Es iſt doch wohl das erſte Geſetz der Gerechtigkeit, daß zwei gegen einander ſtreitende Parteien gleiche Vortheile zu genieſſen haben, und man dem Beklagten nicht weniger Zeit, um ſich von dem gegen ihn erregten Verdacht zu reinigen vergönne, als dem Kläger, um ſeine Klage zu formiren. Geſchieht das nicht, ſo ſcheints als ob die Anklage allein ſchon die Richter zur Strafe disponire, und man weiter nicht daran denke, daß der Kläger auch die Unſchuld verdächtig machen könne. Das war bis jetzt der Fall in Meſſina. Der Avocato fisci oder der Ankläger hatte groſe Vorrechte vor dem Avocato pauperum oder dem Vertheidiger des Beklagten voraus. Jenem ſtand es frei ſich ſo viele Zeit zur Formirung ſeiner Klage zu nehmen, als er um ſeine Abſichten in ein helles Licht zu ſtellen bedurfte; dem Beklagten hingegen wurden nie mehr als 24 Stunden zu ſeiner Vertheidigung erlaubt. Wußte er nun in dieſem kurzen Zeitpunkte die Richter dahin zu bewegen, etwas zu Gunſten ſeiner Sache vorzunehmen, ſo trat ſogleich der Avocato fisci wieder auf und erklärte, dieß ſei contra fiscum und damit wars vorbei. Heißt das Gerechtigkeit? Läßt man hier einem jeden ſein ihm gebührendes Quantum auf die Wagſchale der Gerechtigkeit legen, bevor man entſcheidet? Oder nimmt man nicht vielmehr alles von dem Einen und faßt nichts von den andern, und wägt und richtet?

Aber auch dieſe Mißbräuche nicht mitgerechnet, frage ich, wie läßt ſich militäriſcher Despotismus überhaupt mit der Freiheit, die nothwendig ein blühender Handelsſtaat genieſſen muß, vereinigen? Kann ein Ausländer einen Theil ſeines Vermögens ruhig einem Kaufmanne anvertrauen, der in einem Lande lebt, wo die üble Laune des Gouverneurs eben die Autorität hat, wie in andern Landen ein durch lange Erfahrungen beſtimmtes Geſetz? Wird ſich wohl ein fremder Kaufmann gern mit einem Meſſineſen einlaſſen, wenn er vorausſieht, daß er bei entſtandnem Streite wegen Uebertretung von Handelsverträgen oder Verletzung andrer Pflichten ſein Recht dem Machtſpruch eines Richters anvertrauen muß, der mit dem Schwerdte drein zu ſchlagen gewohnt iſt, aber vom Handel ſo wenig als von Juſtiz-Verwaltung verſteht? Und wenn auch gleich, wie man mir verſicherte, alles was den Handel betrifft in Meſſina immer mit allen juriſtiſchen Formulitäten verhandelt werden muß, und der Gouverneur nichts dabei zu ſagen hat; ſo bleibt es doch immer gewiß, daß man vor allem indirekten Mitwirken des Oberhauptes der Stadt nicht völlig geſichert iſt, und da dieſer Soldat iſt, ſo wird der Gedanke der bloßen Möglichkeit ſeines Einfluſſes ſchon manche Handlungsverbindung zerſtören. Doch geſetzt er hätte ſeine Hände hiebei gar nicht im Spiele, iſt denn der Kaufmann beſſer dran? Wer ſoll jetzt den Ungerechtigkeiten der Rechtsgelehrten, ihren Chikanen und Geldprellereien Einhalt thun? Wer die Grenze beſtimmen, die der Advokat nicht überſchreiten darf? Sehen Sie, mein Freund, ſo iſt's ſchlimm, wenn der Gouverneur ſich drein miſcht, und beinah noch ſchlimmer, wenn er ruhig bleibt, denn nun fehlts an Oberaufſicht und die Juriſten ziehen die Sache unaufhörlich in die Länge, wenn nur noch Vortheil für ſie daraus zu ziehen iſt. Doch was brauchts weiter des Beweiſes! Die Natur der Sache lehrts, daß ohne auf lokal Umſtände Acht zu haben, militairiſcher Despotismus nicht mit Handelsfreiheit beſtehen könne.

Dieß alles verſicherte man mir, ſieht die Regierung jetzt ein, und deswegen beſchäftigt ſie ſich mit einer ganz neuen Reform, durch die das Glück der Bürger Meſſina's auf alle nur mögliche Weiſe befördert werden ſoll, oder daß ich mich des Ausdrucks der Meſſineſen bediene, ſie beſchäftigt ſich, di dare una nuova forma al Governo politico ed economico di questa citta, adattato al Vantaggio degl' Abitanti. Man will die alten, durch die Menge von Kommentatoren ſo ſehr verwirrten Geſetze völlig verbannen, und ein ganz neues mehr zuſammengedrängtes und dem Geiſt unſers Zeitalters angemeſſeneres Geſetzbuch geben: ſo viel wie möglich darauf ſehen, Autorität der Geſetzgebenden Gewalt dadurch heilig zu erhalten, daß man nichts ohne vorhergegangene Prüfung feſtſetze, und beſonders dabei aufs Lokale der Stadt Rückſicht nehmen, damit man nicht morgen wieder umzuſtoßen nöthig habe, was man heute aufbaute; man will ſich endlich ſo viel wie möglich der Kürze und Deutlichkeit im Ausdruck befleißigen, und den Auslegern den Weg zur Chikane zu verſperren. Es iſt nichts mehr zu wünſchen, als daß dieſe Reform, die von dem beſten Erfolg für Meſſina ſein müßte, mit dem Eifer fortgeſetzt werde, mit dem man bereits Hand ans Werk gelegt haben ſoll. Ich hoffe es ſoll geſchehen, da ſo häufige Beiſpiele die Nothwendigkeit dieſer Umſchaffung zeigen, da man es z. E. weiß, daß verſchiedene Privatleute vom höchſten Unwillen gereizt, wie ſie ſahen, daß ſo mancher Geſetzſchänder frei und ungehindert ſeine Schandthaten ausführen durfte, ſich zu Rächern der Nation aufgeworfen, und in der Stille die Menſchen getödtet haben ſollen, die die ſtrafende Gerechtigkeit ungezüchtigt laufen ließ. Dieß dünkt mich iſt der lauteſte Beweis, wie ſehr weit es mit dem Unwillen der Nation gekommen, und wie hoch die Unordnung im Staat geſtiegen ſei. Und doch, mein Freund, hat man ſchon ein Jahrhundert hindurch ähnlichen Handlungen zuſehen können, ohne an Aenderung zu denken *)!

Schon jetzt iſt eine ungewohnte Thätigkeit in Meſſina erwacht, erweckt durch die Aufhebung der vielen drückenden Abgaben. Es wäre ſehr gut, wenn man nur erſt hauptſächlich ſein Augenmerk auf Verbeſſerung der Manufakturen richtete. So lange wie die Meſſineſen noch ruhig ſagen können: „Unſre Seide geht größtentheils noch nach Frankreich, wo man ſie nur recht zu ſchätzen und vollkommen zu verarbeiten verſteht," **) ſo lange nicht edler Nacheifer bei ihnen entſteht, der vielleicht einzig durch ausgeſtellte Prämien angefeuert, und durch glücklichen Erfolg, der ihnen gewiß nicht fehlen würde, unterhalten werden könnte; ſo lange iſts unmöglich, daß Meſſina zu der Höhe emporſteigen kann, die ſie zu erreichen fähig iſt. Bis jetzt arbeiten in Meſſina 1200 Weberſtühle, aber ihre Seidenwaaren finden der geringen Güte wegen faſt nirgends anders Abſatz, als in der Levante, und zwar größtentheils mit franzöſiſchen Schiffen, ***) denn was nach Spanien und andern Ländern geht, iſt wenig. In Sizilien ſelbſt werden ihre Stoffe ſehr wenig geſchätzt, und nur die Armen, die fremde Stoffe nicht bezahlen können, tragen ſie; man hält es für einen reichen und angeſehnen Mann auf gewiſſe Weiſe für eine Schande, einheimiſche Seidenzeuge zu tragen. Daß die in ganz Europa ſich verbreitet habende Fran-

---

*) Herr Baron von Riedeſel führt in ſeinen Briefen über Sizilien und Großgriechl. S. 21 der Zürcher Ausgabe an, daß ſich zu Karl V. Zeiten in Trapani eine Brüderſchaft vereinigt hatte, deren Gelübde war, über Handlung ihrer Obrigkeit, ihrer Mitbürger und jedes Einwohners der Stadt zu urtheilen; wen die ganze Verſammlung verdammte, der war verloren, und einer von dieſen Mitbrüdern, welchem das grauſame Amt eines Mörders aufgetragen wurde, mußte ohne Widerrede dieſen in Geheim verdammten Menſchen heimlich aus dem Wege räumen. — Von ähnlichen Verbindungen ſagte man mir hier, und ſie beweiſen nicht ſowohl ſizilianiſche Rachgier, als den erbärmlichen Zuſtand der Gerechtigkeitspflege.

**) Jährlich wird den Schleichhandel ungerechnet über 200,000 Pfund rohe Seide von Meſſina ausgeführt, wovon der größte Theil nach Frankreich geht, und der übrige in Toskana und Genua bleibt. Bekanntlich hat Meſſina und Palermo die Stapelgerechtigkeit von aller in Sizilien gezognen Seide, wo eigne Konſulate zu dieſem Geſchäfte ſind.

***) Die Meſſineſiſchen Stoffe verlangt man von der Levante am mehrſten, weil ſie größern Glanz haben wie die übrigen; beſonders iſt dort der Abſatz von ſogenannten Tabi ondati oder gewäſſertem Taffet ſehr ſtark. Da die mehrſten Maulbeerbäume im Vall Demone ſind, ſo ſchränkt ſich auf den Bezirk größtentheils der Seidenbau ein; in Katanien, Milazzo, Caſtroreale und den Gegenden von Meſſina ſind die vorzüglichſten Seidenwürmer-Anpflanzungen: doch findet man auch hie und dort einige in ganz Sizilien.

Digitized by Google

komanie zum Theil hieran Schuld iſt, iſt gewiß: aber daß eben dieſe Frankomanie auch Folge von geringerer Geſchicklichkeit der Nationen ſowohl als auch der Meſſineſen iſt, ſcheint mir eben ſo unleugbar.

Die Hauptſeidenzeuge, die in Meſſina, Katanien, Jaci und Palermo, wo nur allein Fabriken ſind, verarbeitet werden, heißen terzanelli, molle und siviglia; aber alle ſind von geringem Werthe. Theils iſt die Seide grob und fäſrigt, theils taugt der ganze Handgriff der Arbeiter nichts, theils ſind die Weberſtühle elend gemacht; dieß alles trägt dazu bei, daß man ſich bald über zu große Dicke, bald über zu große Dünne der Zeuge beklagt, dazu kommt noch die elende Appretur, durch die ſie äuſerſt zerbrechlich werden. Nur der Seidendamaſt ſoll vorzüglich gut gearbeitet ſein, doch iſt er zu ſchwer und die Farben nicht lebhaft und rein genug. Ueberhaupt iſt die Farbe der hieſigen Seidenzeuge elend.

Andre Kunſtfabriken, mit deren Produkten man einen Handel treiben könnte, ſind gar nicht in Sizilien. Der Sizilianer verläßt ſich ganz auf den Fleiß andrer Nationen. Alles, mein Freund, ſelbſt die nothwendigſten Bedürfniſſe, wenn Sie von den Fellen anfangen, von denen ihre Schuhe verarbeitet ſind, und bei ihren Hüten und Mützen aufhören, erhalten die Sizilianer von Ausländern. Nichts wird von der Art in Sizilien verarbeitet, was auch nur ein Mann, der nicht als Bettler in der Stadt umherzugehen braucht, tragen kann und mag. In einem ſolchen Stande der Barbarei liegen die Künſte von Sizilien! Sie haben vielleicht etwas von ihren Wollenfabriken gehört; aber glauben Sie nicht, daß dieſe hierin eine Ausnahme machen. Alles was davon in Meſſina und der übrigen Inſel verarbeitet wird, ſind grobe dicke Tücher, die die Kapuziner und auch wohl Landleute im Winter bei ihrer Arbeit tragen; die auch wohl zu Matrazen verbraucht werden. Sie ſcheinen von Stricken zuſammengeflochten zu ſein, und ſind beinah gar nicht in Kleiderform zu bringen. *) Die Wolle iſt überhaupt ſo ſchlecht und ſo vernachläſſigt, daß ſelbſt die ärmſten Leute kaum ſich der daraus verfertigten Matrazen bedienen können, daher laſſen auch die Einwohner in den Seeſtädten Siziliens, ſelbſt die aus dem Mittelſtande, ihre Wolle dazu aus der Barbarei kommen. Uebrigens iſt zur Ausfuhr der Seide ſowohl als zu andern Produkten die gewöhnliche Erlaubniß nöthig, von der ich ein andermal reden werde.

Ich muß beinah fürchten Sie zu ermüden, wenn ich meinen Brief noch weiter ausdehne, und doch habe ich Ihnen noch verſchiedenes zu ſagen, ehe ich Meſſina verlaſſe. Die wenigen Augenblicke indeß, die mir noch vor Abgang der Poſt übrig ſind, erlauben Sie mir zur Mittheilung einiger ſo eben eingezogener Nachrichten anzuwenden. Zuerſt etwas von der ſpeziellen Regierung der Stadt. Meſſina hat natürlich ſo wie jede andere Stadt, ohngeachtet ihrer Abhängigkeit vom Vicekönige, ihren eignen Magiſtrat und ihre eigne Gerichtsbarkeit. Außer dem Befehlshaber, der erſten Magiſtratsperſon in der Stadt, der aus dem Militärſtande iſt (jetzt heißt er Feldmarſchall D. Micheli Odea), deſſen Herrſchaft ſich über das Innere der Stadt erſtreckt, und der daher Governadore interino heißt, und außer dem Ober-Inſpektor über die königlichen Einkünfte, und dem Befehlshaber über den Hafen, der den Titel ministro della Real Azienda e Giudice dello Scalo e porto franco führt; ſitzt hier wie in jeder Provinz von Kalabrien eine Reggia udienza, ein Gerichtshof, der aus einem Avocato fiscale, der beſtändig die toga trägt, aus drei Richtern, dem Giudice delle Apellazioni, und aus dem Senat beſteht. Die Autorität des Senats iſt geringe, und erſtreckt ſich nicht viel weiter als über die Sorge fürs Getreide. Er beſteht aus acht Mitgliedern, von denen einer den Titel als Obriſt-Lieutenant hat, einer Administratore Generale e Regio Secreto delle Dogane e Sovrintendente dello Scalo e Porto franco, und ein dritter Pro-Uditore degli Eserciti heißt. Die Uebrigen haben keine weitere beſtimmte Chargen, ſind aber alle aus dem erſten Adel, ſo daß die ganze Regierung, ſo wie überhaupt in Sizilien, völlig ariſtokratiſch iſt.

Von dem hieſigen Zuſtande der Literatur habe ich wenig erfahren können, der Maßſtab aber nach dem ich ſie beurtheilen möchte iſt dieſer: daß alle hieſige Bibliotheken, die ich ſah, ſpolirten Häuſern glichen, und die Buchhändler in Meſſina ſelbſt die bekannteſten neuſten Italieniſchen Werke nicht kennen, und kaum die Schulknaben mit elenden verſtümmelten Editionen vom Horaz, Virgil und andern Klaſſikern zu verſehen vermögen. Ihr ganzer Reichthum läuft auf Kirchenbücher und Kalender hinaus. Ein glänzender Schatz voll Unſinn!

Und nun noch eine Nachricht von den ſich hier aufhaltenden Griechen! Es ſind, wie Sie vielleicht wiſſen werden, noch verſchiedene Griechen in Meſſina und Sizilien, die ihre Kirchen und ihre Prieſter, ihr Griechiſches Officium und Brevier haben, auch ihre Meſſe auf Griechiſch, doch nach lateiniſchem Ritus, halten, und ebenfalls, wie überhaupt die griechiſche Kirche, keine Heiligen, die übers 8. bis 9. Jahrhundert hinaus gehen, kennen. Außer den in Meſſina lebenden Griechen ſind in ganz Sizilien nur noch vier Dörfer, oder, wie ſie eigentlich heißen, Casali mit griechiſchen Kolonien vorhanden, nämlich la Piana, il Palazzo Adriauo, la Contessa und Mezzoiuso. Alle dieſe liegen im Vall di Mazzara und ſollen in blühenden Umſtänden ſein; die erſten griechiſchen Familien oder Albaneſer kamen 1482 nach Sizilien, andre ſpäter 1488 nach Georg Caſtriota's Tode und erhielten dieſe Diſtrikte zu Wohnplätzen. In Meſſina ſelbſt iſt aus den Zeiten, da die Inſel unter dem Konſtantinopolitaniſchen Sprengel ſtand, eine Archimandriten-Kirche über. Der Archimandrit übt biſchöfliche Macht in ſeiner Diözes aus, und der Geiſtliche der griechiſchen Kollegiatkirche heißt Protopapas.

So viel vom heutigen Zuſtande Meſſina's. Man kann von ihr mit Recht ſagen: Fuit Ilium! denn kaum iſt noch ein Schatten ihrer vormaligen Größe übrig. Ich eile jetzt mit dieſem Briefe zum Poſtſchiff an den ſchönen Hafen hin, und will ihn dort beim frohen Spaziergang nach Kalabrien hinüberſchwimmen und ſeine Reiſe nordwärts antreten ſehen. Mög ein guter Schutzgeiſt ihn geleiten! —

*) Es giebt davon einige Ausnahmen, aber ſie ſind kaum der Mühe werth anzuführen. Man nennt die Manufakturen, wo dieſe Wolle feiner gearbeitet wird, Manifatture di Laniglia und verfertigt dort Strümpfe, Weſten, Handſchuhe u. ſ. w. Dieſe Manufakturen ſind in den beiden königlichen Städten Naro im Vall di Mazara und Traina im Vall Demona. Von den übrigen unbedeutenden Kunſtfabriken ein andermal mehr.

Kaspar von Barth

ward am 22. Juni 1567 zu Küſtrin geboren, ein Sohn des brandenburgiſchen Kanzlers, früheren Profeſſors zu Frankfurt an der Oder, Karl B., erhielt ſeine gelehrte Bildung zu Gotha und Eiſenach, machte dann größere Reiſen durch Italien, Frankreich, Spanien, England und Holland und lebte nach ſeiner Rückkehr als Privatmann ganz den Wiſſenſchaften in Leipzig und Halle. Er ſtarb am 17. September 1658 in Leipzig. —

Die Zahl ſeiner Schriften iſt außerordentlich groß, doch gehört nur folgende hieher:

Caspar Barthen deutſcher Phoenix. Frankfurt am Main, 1626. in 4.

Als Humaniſt und lateiniſcher Dichter iſt B. ſehr ſchätzenswerth, doch werden ſeine guten Eigenſchaften häufig durch ſeine Eitelkeit und Anmaßung verdunkelt. — Sein deutſcher Phönix, ein didaktiſches Gedicht über die Unſterblichkeit der Seele in Alexandrinern nach opitziſcher Weiſe geſchrieben, bleibt jedoch weit hinter ſeinen übrigen poetiſchen Leiſtungen zurück und iſt nur eine rohe Maſſe moraliſcher und religiöſer Sentenzen in einer plumpen, rohen Sprache und holprigen, unbeholfenen Verſen, die ſeinen Ruhm eben nicht vergrößerten und ſehr bald vergeſſen wurden. —

Digitized by Google

Johann Bernhard Baſedow,

der verdienſtliche Reformator des Erziehungsweſens in Deutſchland und Gründer der Schule der Philanthropen, ward am 11. September 1723 in Hamburg geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem dortigen Johanneum und ſtudirte dann zu Leipzig. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn ward er Hauslehrer im Holſteiniſchen, 1753 Lehrer an der Ritterakademie zu Soroe und 1761 Profeſſor am Chriſtianeum zu Altona. Er hatte vielfach Gelegenheit gehabt, die mannichfachen Fehler in der häuslichen wie in der öffentlichen Erziehung, an denen jene Zeit beſonders kränkelte, kennen zu lernen, und nahm ſich vor, durch Rouſſeau's Emile, der damals im ganzen nördlichen Europa mit außerordentlicher Theilnahme geleſen wurde, ſo wie durch eigenen Trieb vielfach angeregt, Reformator des Erziehungsweſens in Deutſchland zu werden. Gleichen Beifall wie der franzöſiſche Philoſoph hatte bei ihm ein bekannter Pädagog des 17. Jahrhunderts, Amos Comenius, durch ſeine verſinnlichende Lehrweiſe gefunden, und B. beſchloß daher, Beider Weiſe benutzend, ein Werk herauszugeben, das allen lebhaft gefühlten Mängeln in der Erziehung abhelfen ſollte, ſo wie nach dem von ihm entworfenen Plane Lehranſtalten zu errichten. Seine öffentliche Ankündigung, in welcher er zur thätigen Theilnahme aufforderte, blieb nicht wirkungslos; er ward von allen Seiten mit Geldmitteln unterſtützt und vorzüglich von dem vortrefflichen Fürſten Franz von Deſſau begünſtigt. Nachdem nun B's Elementarwerk in drei Sprachen, mit 100 Kupfern von Chodowiecky, erſchienen war, gründete er das philanthropiſche Erziehungsinſtitut zu Deſſau, deſſen Wirkſamkeit im Jahre 1774 begann. Talentvolle Männer, u. A. Campe und Wolke (ſ. d.), geſellten ſich zu ihm, aber B's unruhiger, wankelmüthiger und herrſchſüchtiger Geiſt brachte bald große Spaltungen und unangenehme Auftritte hervor, welche ſelbſt nach ſeinem Weggange beſtändig fortdauerten und 1793 die Auflöſung des Philanthropins zur Folge hatten. B. ſelbſt verließ die Anſtalt und Deſſau ſchon 1778, nachdem er Wolke und Campe zu Curatoren derſelben ernannt hatte, lebte nun als Privatmann auf Reiſen, fuhr fort, durch Schriften ſeine Ideen zu verbreiten und für ſeine Pläne zu wirken, und ließ ſich endlich 1789 in Magdeburg nieder, vorzüglich in der Abſicht, die gelehrte Bildung ſeines Sohnes hier zu befördern. Er ſtarb daſelbſt am 25. Juli 1790.

Seine Schriften ſind:

Lehrbuch der proſaiſchen und poetiſchen Wohlredenheit. Copenhagen, 1756.
Philalethie oder neue Ausſichten in die Wahrheit und Religion der Vernunft u. ſ. w. Altona, 1764. 2. Th.
Methodiſcher Unterricht in der natürlichen und chriſtlichen Religion. Altona, 1764. 2 Th.
Theoretiſches Syſtem der geſunden Vernunft. Altona, 1765.
Vorſtellung an Menſchenfreunde u. ſ. w. über Schulen', Studien u. ſ. w. Mit einem Plane eines Elementarbuches. Hamburg, 1768.
Elementarbuch. 3 Th. Altona und Leipzig, 1770
Elementarwerk (Umarbeitung des Vorigen). Deſſau und Leipzig, 1774. 4 Thle.
Agathokrator. Deſſau, 1771.
Methodenbuch für Väter und Mütter. 8. A. Deſſau, 1773.
Politiſche und moraliſche Reden. Kopenhag. und Leipzig, 1771.
Das in Deſſau errichtete Philanthropin. Leipzig, 1774.
Vermächtniß für die Gewiſſen. Deſſau, 1774. — 2 Thle.
Practiſche Philoſophie für alle Stände. Deſſau, 1777. 2 Thle.
Pädagogiſche Unterhaltungen (gemeinſchaftlich mit Campe). 12 St. Deſſau, 1777—79.
Allgemeines chriſtliches Geſangbuch. Riga, 1781.

Als Philoſoph hat B. durch ſeinen flachen Synkretismus wenig gewirkt. Es war ihm keinesweges um eine methodiſche Behandlung des theoretiſchen Theils derſelben zu thun, zumal da er ſie nur zu praktiſchen Zwecken benutzen wollte. Aber auch ſelbſt für dieſe waren ſeine Anſichten beſchränkt und befangen, denn die Philoſophie ſollte ihm überhaupt Nichts weiter ſeyn als ein Inbegriff gründlich vorgetragener gemeinnütziger Erkenntniſſe, deren Haupttheile die Anthropologie und die Theologie bildeten. — Ueber ſeine Leiſtungen als praktiſcher Pädagog möge hier das Urtheil eines der competenteſten Richter, Niemeyer, (in ſeinen Grundſätzen der Erziehung und des Unterrichtes Th. III. S. 370) folgen. „Baſedow's Wankelmuth in ſeinen Freundſchaften, das zu große Geſchrei, das nur auf kurze Zeit wirkt, die höchſt ungerechte Herabwürdigung des Alten, die Ueberſchätzung des unmittelbar Praktiſchen, die Menge der Spielereien, Tändeleien und Erleichterungsmethoden, mehr noch die Kraftgenies, welche ſich an das Philanthropin anſchloſſen, die Trennungen vorzüglicher Köpfe von dem Inſtitute, der geringe Erfolg der neuen Methode an manchen der erſten Zöglinge: — dies Alles mußte von ſelbſt eine Reviſion deſſen, was ſo raſch unternommen war, nothwendig machen. Sogar von denen, welche aus dieſer Schule ausgegangen waren, wurde jene Reviſion für nothwendig erklärt. — Aber auch die Unbefangenſten, wohl ſelbſt die Gegner, geſtehen das Verdienſt dem Stifter der Schule zu, daß er einen von Vielen vergeſſenen Gegenſtand, an welchem der Menſchheit Viel, an welchem ihr, genau genommen, Alles liegen ſollte, aufs Neue in Anregung gebracht; daß er Aufmerkſamkeit und Enthuſiasmus dafür zu erwecken gewußt; daß er die Theilnahme der Regierungen gewonnen und ſie zuerſt wieder fühlen gelehrt, daß ſie es dem Wohle der Staatsbürger und ihrem eigenen Wohle ſchuldig wären, wo nicht ſelbſt Hand anzulegen, doch die Arbeiten tüchtiger Schulverbeſſerer zu ſchützen, zu erleichtern, zu befördern. Er ſelbſt ſtrebte übrigens mehr danach, umzuwälzen und neu zu ſchaffen als auszubilden, zu ordnen und zu vervollkommnen." B's Styl iſt lebhaft, klar und deutlich und ſtets dem Gegenſtande vollkommen angemeſſen, nur daß er ſich im Feuer der Darſtellung mitunter überpoltert. —

Vgl. H. Rathmann's Beiträge zur Lebensgeſchichte Baſedow's. Magdeburg, 1791.
Meyer's, Leben, Charakter und Schriften B's. 2 Thle. Hamburg, 1791 — 92.
Göthe. Aus meinem Leben. Th. 3 S. 415 fgde.
Schlichtegroll's Nekrolog vom Jahr 1790.

Von der Staatsaufſicht über Erziehung. Schulen und Studien *).

Man hört und lieſt ewige Klagen, daß das Weſen der Schulen und Studien verfallen oder verdorben ſey. Aber man nenne mir doch in tauſend Jahren einen Zeitpunkt, in welchem es beſſer war. Ich bin aus Liebe für die Menſchen und Nachwelt ſo unzufrieden damit, als irgend jemand, der die nöthigen Erfahrungen davon hat, und deſſen Aufmerſamkeit ſeit vielen Jahren auf Verbeſſerungen gerichtet geweſen iſt. Aber ich glaube, daß nach dem Untergange der alten Republiquen und Reiche, die es einſahn, daß die beſtändige Sorge für Erziehung und Unterricht zu den wichtigſten Gegenſtänden des vornehmſten Staats-Raths gehöre, nirgends ſolche berühmte Anſtalten geweſen ſind, die wir zum Muſter nehmen, oder zum Grunde legen müſſen. Wir werden ſonſt Mängel mit Mängeln vertauſchen, oder nur ſo geringe Grade der Beſſerung veranlaſ-

*) Aus: Vorſtellung an Menſchenfreunde u. vermögende Männer über Schulen, Studien und ihren Einfluß in die öffentl. Wohlfarth. Mit einem Plane eines Elementarbuchs der menſchlichen Erkenntniß. Hamburg, 1768.

Digitized by Google

ſen, die mit dem Bedürfniſſe und dem Lichte unſerer Zeiten in keiner Proportion ſtehen.

Die finſterſte Periode der chriſtlichen Zeiten hat den Univerſitäten, und überhaupt dem Weſen des öffentlichen Unterrichts, ehemals die Form gegeben, wovon an den Orten, wo es am beſten damit ſteht, zum mindeſten drey Viertheile beybehalten ſind. Wie können wir hoffen, daß viel Gutes und Brauchbares darinnen anzutreffen ſey? Der Kürze halber ſage ich Vieles in einem Tone, den man zu entſcheidend nennen möchte; Vieles ohne Beweisgründe. Allein, ich bediene mich dieſer Schreibart nur für Verſtändige, welche nach meinem Wunſche die einzigen Leſer dieſer Abhandlung ſeyn ſollen; welche ermüdet ſind, weitläufige Vorſchäge zur Verbeſſerung des Studienweſens vergeblich zu leſen, welche die Beweisgründe deſſen, was ich ſage, beſſer, als ich ſelbſt, kennen; welche ich mehr ihrer eignen Gedanken und Wünſche erinnern, als meine lehren will; und welche es wiſſen, daß kein vernünftiger Menſch, wenn er auf die kürzeſte Art ſeine Gedanken ſagt, die vollkommne Wahrheit derſelben entſcheiden, oder ſich wundern wolle, wenn Andere das Gegentheil denken. Die Uebrigen, welchen meine Schrift in die Hände fallen möchte, bitte ich gleich anfangs, ſich den Verdruß des vergeblichen Leſens zu erſparen.

Ihr vernünftigen Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und der Staaten, ihr ſeyd mit mir einig, daß die öffentliche Glückſeligkeit (was man auch für die Vermehrung des Reichthums, der Macht, der Bevölkerung und des äuſſerlichen Aufſehens der Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie der öffentlichen Tugend zum Schaden geſchieht, nach der falſchen Politik ſchwazzen mag), ihr ſeyd, ſage ich, dennoch mit mir einig, daß die Glückſeligkeit des Staats von der gemeinen Glückſeligkeit der Bewohner nicht unterſchieden ſey; daß dieſe Glückſeligkeit mit der öffentlichen Tugend in Proportion ſtehe; daß die öffentliche Tugend von der gewöhnlichſten Erziehung aller, und von dem Unterrichte derer abhange, welche in den vornehmen Ständen die Sitten und das Schickſal der übrigen beſtimmen werden; daß eine zur öffentlichen Tugend führende Erziehung und Unterweiſung, auſſer den beſtändigen Regeln, auch ſolche beobachten müſſe, welche, nach dem Unterſchiede der Zeiten, der Gegenden und der Regierungsformen, einer oftmaligen Abänderung bedürfen. Ihr ſeyd mit mir einig, daß das Weſen der Schulen und Studien das brauchbarſte und ſicherſte Werkzeug ſey, den ganzen Staat, nach ſeiner beſonderen Beſchaffenheit, glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten, daß alſo die beſtändige Aufſicht auf den Gebrauch dieſes Werkzeugs ein unmittelbares Geſchäft eines ſolchen patriotiſchen Collegiums ſeyn müſſe, von welchem die Majeſtät eben ſo oft Vorſtellungen anhören könnte, als von dem Collegio der Finanzen, des Kriegsweſens und des richterlichen Ausſpruchs über Ehre und Güther. In welchem Lande, zu welcher Zeit (wenn man Egypten, Lacedemon und Athen vergißt) war ein ſolches von der Majeſtät unmittelbar abhangendes, und, wenn ich ſo reden darf, bey dem Throne verſammletes Collegium, welches die höchſte Aufſicht über Erziehung und Unterricht, und über die nöthigen Abänderungen derſelben, als eines der wichtigſten Reichs-Geſchäfte verwaltete?

Ehe dieſer Mangel gehoben wird, und ſo lange dennoch das ſchon feſtgeſetzte Weſen der Studien und Schulen äuſſerliche Rechte hat, alle erheblichen Verſuche der nöthigen Abänderung zu hindern; ſo lange ſind alle Klagen und Projecte vergeblich, oder doch nur ſchwache Mittel zur nöthigen Verbeſſerung, die erſt alsdann etwas wirken werden, wenn jemals die äuſſerliche Noth eines Staats ihn zwingen ſollte, die vorzüglichſte Werkſtätte der öffentlichen Glückſeligkeit ſo zu achten, daß zur oberſten Aufſicht über dieſelbe ein beſonderes nur damit beſchäftigtes Collegium eben ſo angeſehener als verſtändiger Patrioten beſtellt werde. Denn bey wem ſollen jetzt die Privatfreunde des menſchlichen Geſchlechts, welche in dieſer wichtigen Sache neue Einſichten, Erfahrungen und Kräfte erlangt haben, ihre Vorſchläge zur bedachtſamen Durchleſung anbringen? wo können ſie hoffen, daß, wenn etwas Wichtiges davon gebilligt wird, wirklich entweder öffentliche Hülfe oder nur Begünſtigung und Freyheit erfolge, ohne welche alle Vorſchläge nichts anders werden können, als ſchwarze Striche auf weiſſem Papier, welches mit der Zeit entweder von den Motten wird verzehrt, oder in den Kramladen verbraucht werden? Was hilft es zur öffentlichen Wohlfarth, wenn ſolches angefärbte Papier vor dieſem Schickſale die Augen einiger Leſer vorbey paſſirt iſt, welche allenfalls ausrufen: Der Mann hat in manchen Stücken zwar Recht, aber wer kann ſein Recht gültig machen? Oder: wer iſt der, daß er uns Gutes erinnern ſollte?

In ſo wichtigen Dingen, als für das menſchliche Geſchlecht und für die Staaten die Verbeſſerung des Unterrichts und der Studien iſt, ſollte niemals gefragt werden, von wem, ſondern was vorgeſchlagen ſey; nicht von wem, ſondern was derſelbe anzufangen oder auszuführen ſich erbiete. Können Euclidis Anfangsgründe, weil er ein Heyde war, nicht nützlich ſeyn? Sendeten die erſten Chriſten im Vertrauen auf ihre ſieghafte Wahrheit ihre Kinder nicht in die guten rhetoriſchen, philoſophiſchen und juriſtiſchen Schulen der Heyden? Iſt es bey den Pr — unerlaubt, die politiſchen Wahrheiten eines Montesquieu zu hören, und nach den Landes-Umſtänden zu erfüllen, weil er ein C — war? Gilt Rammler's Batteux nicht in Wien, ob er gleich das Tr. Conc. nicht unterſchreibt? Wäre der vortreffliche Wiener Sonnenfels nicht ein höchſt brauchbarer Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften in Stockholm? Das Quadrat der Hypotenuſe iſt doch ſo groß, als die Quadrate der andern Seiten zuſammen, und wenn es auch nicht Pythagoras, ſondern Origenes, Manes, Huß, Luther, Eck, Arminius, oder Socinus zuerſt gelehrt hätten; lauter Männer, welche irgendwo in der Theologie, wovon die Rede nicht iſt, für ſehr irrgläubig gehalten werden. Ich werde nur lauter ſolche Gedanken und Anſchläge entdecken, welche von allen Kirchen keine betreffen, vielweniger beleidigen, weil ich ſie alleſammt als groſſe und zum guten Zwecke errichtete Geſellſchaften verehre. Der Leſer verzeihe mir dieſe einzige etwas lange Anmerkung, welche mehr des Verfaſſers, als der Materie wegen nothwendig iſt.

Ich kehre auf meinen Weg gerade zurück durch Wiederholung des Gedankens, daß die Oberaufſicht über die Erziehung und den Unterricht wegen ihrer Wichtigkeit ein angeſehenes Staats-Collegium erfordere. Allerdings ein angeſehenes Collegium, welches von der Majeſtät des Landes angehört zu werden Gelegenheit hätte; welches nicht nur die Menſchen und die Wiſſenſchaften, ſondern auch im Ganzen das Land, und ſowohl die Bedürfniſſe, als die Kräfte des Staats nach ſeiner beſondern Regierungsform kennte, und von den Beſchwerlichkeiten oder anfänglichen Nachtheilen, welche mit jeder großen Veränderung verbunden ſind, deſto unpartheyiſcher urtheilte, je weniger es ſelbſt dadurch leiden oder gewinnen könnte. Der Beweis dieſer Bedürfniß, welcher auch von andern eingeſehen wird, iſt klar. Denn die Oberaufſicht, die jetzund von angeſehenen Staatsmännern ausgeübt wird, muß zur nöthigen Verbeſſerung des Studienweſens ſehr unwirkſam bleiben, weil ſie das Hundertſte ihrer Geſchäfte, oder wohl gar eines einzigen Miniſters iſt, der, ſo groß er immer ſeyn mag, (denn ich kenne und verehre Grandiſons unter den Miniſtern) doch ſeiner Länge keine Elle zuſetzen, oder ſie nicht über die äuſſerſte menſchliche Höhe erheben kann. Daher ſind an den meiſten Orten ſehr ſubalterne Geſellſchaften und Perſonen, die eigentlichen wirkſamen Aufſeher über das Weſen der Erziehung, der Schulen und der Studien. Dieſe Subalternen ſind zuweilen eben dieſelbigen, welche auch die Laſt und die Nachrede, die mit allen Neuerungen verknüpft iſt, ſelbſt ertragen müſſen, wie die Profeſſoren der Univerſitäten. Oder es iſt etwa einer dem Amte nach vornehmer Geiſtlicher, dem es an nöthiger Kenntniß der öffentlichen Bedürfniſſe, des Umfangs der Wiſſenſchaften und der Proportion in der Nothwendigkeit und Ausdehnung ihrer Theile fehlet. Beſitzt er aber dieſe Erkenntniß, wie ich denn einige Geiſtliche auch allerdings dafür verehre; ſo übt er doch ſeine Aufſicht mehr als ein Kirchengeſchäfte, als wie ein Staatsgeſchäfte aus, welches es doch nach der Natur der Sache ſeyn muß. Dazu hat er entweder eine mit dem Amte gemeiniglich verbundene Neigung; oder wenn er gerne anders wollte, ſo darf er in ſeinen Anſchlägen nicht ſo ſehr von dem Gewöhnlichen abgehen. Denn die Profeſſoren und Schulmänner müſſen bey allen Neuerungen von dem gebahnten Wege weichen, und auf rauhern Straßen anfangs fortſtolpern lernen, ehe ſie bequem gehen können. Dieſes thut natürlicher Weiſe ein Mann ſehr ungerne, der auch ſeiner Familie genieſſen will, ſein Glück und ſeine Methode fortgeſetzet hat, und eine Abänderung ſeiner Geſchäfte wenigſtens anfangs für einen Eingriff in die von der Majeſtät ertheilte Vocation halten muß. Die meiſten werden ſich in ſolchem Falle widerſetzen, und für ſchädlich oder unmöglich ausgeben, was höchſt nützlich und nur mit Beſchwerlichkeiten möglich iſt. Will der geiſtliche Aufſeher durchdringen, ſo hat er Feinde, die in keinem Stande, als in dem ſeinigen, unerträglicher ſind. Denn nichts iſt leichter, als einem Geiſtlichen empfindlich zu ſchaden, beſonders, wenn er etwas geſchrieben, und alſo zu allerley Anſchuldigungen, bis ſogar des Irrglaubens, Anlaß gegeben hat. Um des Weſens der Studien willen, die mehr den Staat als die Kirche angehen, um der unleugbaren Gewohnheit vieler Geiſtlicher willen, und ihres eigenen nöthigen Friedens halber, iſt es alſo eine Frage, ob es zu wünſchen ſey, daß die angeſehenen Geiſtlichen, die ohne dies ſehr beläſtiget ſind, von der gewöhnlichen Oberaufſicht über das Weſen der Erziehung, Schulen und Studien mögten befreyet werden. Hier aber rede ich nicht von dem Unterrichte und Rathe, den ſie ihrer Gemeine allerdings darüber zu geben ſchuldig ſind, durch welche

Digitized by Google

Unterweiſung und andere Mittel die Kinder derſelben von denjenigen Lehrſätzen benachrichtiget und vergewiſſert werden können, welche wahr und weſentlich ſind, oder nach dem Kirchenſyſteme dafür gehalten werden. Dieſer Unterricht, dieſer Rath iſt allerdings eines der wichtigſten Geſchäfte der geiſtlichen Hirten und eine wahrhaſtige Sache der Kirchengeſellſchaft, welche derſelben und ihren Lehrern von den weltlichen Hirten des ganzen Vaterlandes, nach wahrem Rechte niemals kann gewonnen, niemals kann eingeſchränkt werden, als nur in den Punkten, welche etwa mit der bürgerlichen Moralität, mit den politiſchen Rechten der Majeſtät, oder der Stände (an Orten, wo Stände ſind) und mit der bürgerlichen von der Obrigkeit beliebten Vertragſamkeit verſchiedener Religionsverwandten ſtreiten möchten.

Ein mit hundert wichtigen Geſchäften beläſtigter Miniſter, ein Collegium von Profeſſoren und Schulmännern; einzelne oder verſammelte Geiſtliche können alſo die für den Staat erſtaunlich wichtige und ſehr beſchäftigende Aufſicht über das Weſen der Schulen und Wiſſenſchaften nicht haben, wenn der Staat nach der Proportion der Wichtigkeit in dieſer Sache handeln will, wovon die weiſern alten Völker uns das Muſter geben. Kurz, ich ſehe nicht, wie dieſe Oberaufſicht nach Würden und nach dem Bedürfniſſe, auſſer jenem zum Theil beſchriebenen Staats-Collegio, verwaltet werden könne. Denn nur eine Geſellſchaft ſolcher Männer, wenn, nach Endigung eigener Studien, und nach einigen Auscultanten-Jahren in dieſem Collegio, das Leſen merkwürdiger Schriften und Vorſchläge, der Gebrauch der Nachrichten aus den Provinzen, die gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen und die Vorſtellungen vor dem Throne, oder vor der Regierung, ihr einziges und höchſt angeſehenes Hauptgeſchäfte wäre, nur ein ſolches Collegium iſt alsdann im Stande, eines der wichtigſten Geſchäfte des Vaterlandes mit dem nöthigen Nachdrucke zu treiben; ohne Schaden der nöthigen Einförmigkeit, dennoch guten neuen Anſchlägen Raum zu laſſen, für die Moralität ſowohl in der diſſidentiſchen, als in der zahlreichſten Kirche zu ſorgen; die Erziehung nach der Beſchaffenheit des Landes und der Regierungsform einzurichten; jedem politiſchen Stande und Amte die erforderlichen jugendlichen Studien anzumeſſen; das Verhältniß der Zeiten, in welcher der Vortrag einer öffentlichen Wiſſenſchaft dauren ſoll, zu beſtimmen; eine ſowohl dem Staate nützliche, als der Privatfreyheit nicht nachtheilige Reformation des Bücherweſens vorzunehmen; die in den meiſten Staaten zureichende Fonds zu dem Weſen der Schulen und Studien zu unterſuchen; ſich nützliche Veränderungen des Gebrauchs, der Zuſammenſchmelzung und der Trennung derſelben vortragen zu laſſen; die nöthige Verminderung oder Vermehrung, die Oerter und die Policey, der öffentlichen Schulanſtalten und der Academien zu überlegen; den Staat zum nöthigen Aufwande (wenn die bisherigen Fonds, wie faſt nirgends der Fall iſt, nicht zureichend wären), durch den Vorſchlag der leidlichſten Mittel zu bereden; und endlich ſolche Verſuche zu erleichtern und zu begünſtigen, welche wichtig genug dazu ſind, und doch nur einige Wahrſcheinlichkeit und keine Gewißheit für ſich haben. Ich rede von Verſuchen, die im Falle des Mißlingens gar nicht oder wenig ſchaden, aber ohne öffentliche Begünſtigung nicht können angeſtellt werden. Ich glaube alſo, meinen Satz, von der Nothwendigkeit eines höchſt angeſehenen Educations- und Studien-Collegii bey jeder Regierung erwieſen zu haben. Einen Satz, welchen nebſt andern auch der höchſt verdiente Herr Rector Ehlers einer höhern Ueberlegung dargeſtellet hat.

Ich habe Vieles im Vorbeygehen berührt. Wer zu dieſen Leſern gehört, die ich mir vorſtelle, und wer langſam genug leſen und denken will, der wird es für ihn ſelbſt weitläuftig genug ausgeführt und bewieſen finden, und mir das Vergnügen nicht abſprechen, es auch für andre zu beweiſen, wenn mein Zweck wäre, eine vollſtändige Abhandlung von der Verbeſſerung des Unterrichts und der Studien zu ſchreiben, und nicht vielmehr, nach einigen allgemeinen Anmerkungen darüber, nur die Beſchaffenheit derjenigen Schulbibliothek zureichend zu erklären, welche mit mir eine kleine Geſellſchaft von Mitarbeitern, mit völligem Stillſchweigen von den Syſtemen der verſchiedenen Kirchen, und ohne Eingriff in die Rechte irgend eines Standes, nach Berathſchlagung mit mehrern Perſonen zu ſchreiben und drucken zu laſſen, unter einigen noch ungewiſſen Bedingungen beſchloſſen hat. Ich eile alſo zur Hauptſache, wenn ich erſt von dem Unterrichte und den Studien einige Gedanken mit einer ſolchen Kürze entdeckt habe, welche man ohne meine Schuld für den Ton einer zu zuverſichtlichen Entſcheidung halten würde. Denn dieſer Zuſammenhang meiner Gedanken hat groſſen Einfluß auf die beſchloßne Beſchaffenheit derjenigen Schulbibliothek, welche bisher noch ein bloßes Project iſt, und welche es vielleicht nach der Lauligkeit unſers Jahrhunderts in Beförderung guter Werke beſtändig bleiben muß.

Die öffentliche Glückſeligkeit aller mir bekannten Länder wird auf eine erſtaunliche Weiſe weiter abnehmen, wenn die Rathgeber der Majeſtäten und der Republiken nicht bald inne werden, daß nicht etwa mit einem gewöhnlichen Kaltſinne, ſondern mit einem vollkommenen patriotiſchen Eifer, nicht nach und nach durch kleine Veränderungen, ſondern durch eine gänzliche Unterſuchung aller Theile und Umſtände, an der Verbeſſerung der Kinderzucht, des Unterrichts, der Moralität und Sitten und des Studienweſens gearbeitet werden müſſe. Nicht durch Salben und Pflaſter werden Wunden geheilet, die wegen des freſſenden Eiters eine bodenloſe Tiefe haben.

Denn in welcher Nation iſt die Liebe des Vaterlandes in vornehmen und geringen Ständen jetzund der herrſchende Character, wie ſie es etwa bei den alten weiſern Nationen war? Wo iſt alſo die bürgerliche Tugend? wo iſt die ehemals mögliche allgemeine Gückſeligkeit? Und zwar jetzund, da wenigſtens äuſſerlich eine Religion bekannt wird, welche in der uneigennützigen Menſchenliebe, und zwar um Gottes und des Himmels willen, das einzige von uns gefoderte Opfer verlangt? Wo iſt Patriotismus in freywilligen Darbietungen des überflüſſigen Vermögens; in der Amtstreue, die mehr thun muß, als die Inſtruction erzwingen kann; in der Hintanſetzung ſeiner eigenen Familie, bey Beförderung zum Beſten des Landes? Wo iſt ein geduldiger Eifer, mit Dank und Undank dem Publico zu nutzen? Wo iſt Patriotismus an den Höfen, in der Armee, bey den öffentlichen Lehrern, bey den Schriftſtellern, und inſonderheit bey dem ehrwürdigſten Theile des Staates, in den zahlreichſten Ständen? Ja, wer tadelt uns nicht, wer lacht nicht über uns, wenn wir ſo thöricht ſcheinen, unſer Privatbeſtes in Bemühungen für das Publicum aufzuopfern, oder wenn wir es gewagt haben, durch Gutesthun uns mißfällig zu machen? Welcher Freund ſagt nicht zu dem andern: ſchweig und ſprich, wie es die Welt gern haben will; warum willſt du dich dem undankbaren Publico aufopfern! Ich kenne in jedem Stande zwar Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und des Vaterlandes. Aber höchſt wenige. Andre ſeufzen über eben dieſen Mangel, und vielleicht ſeufzt man hierüber auf manchen Fürſtenſtühlen und in den Sälen des Staatsraths. Seufzen hilft nicht! Die wohlthätige Hand der Mächtigen und Weiſen muß den Grund des Schadens erforſchen und dann heilen. Die Sitten, folglich der Unterricht und die Erziehung aller, und das Studienweſen der vornehmern Stände müſſen ohnfehlbar äuſſerſt verderbt ſeyn. Die Kirchen mögen ſo rechtgläubig ſeyn, als ſie wollen, ſo wirken ſie dennoch vermöge dieſer traurigen Erfahrung nicht jetzt, und nicht genug bürgerliche Erleuchtung und Tugend. Die Staaten müſſen ſich ſelbſt heilen, wenn ſie ſich verwundet und krank fühlen, und die gewöhnlichen Aerzte die Beſchaffenheit ihrer Uebel nicht kennen, oder ihnen nicht abhelfen. Wo denn anders kann der erſtorbene Patriotismus wieder aufleben, als in den Schulen und auf den Academien? Wer kann glauben, daß dieſes groſe Werk, welches unter der bisherigen Aufſicht über Auferziehung, Schulen und Studien faſt gänzlich verſäumt iſt, und nach welchem ſich als nach einem Mittelpuncte der ganze Umfang aller zur irdiſchen Wohlfahrt gehörigen Aufſicht richten ſollte, ohne gänzliche Umſchaffung der Schulen und des Studienweſens könne zu Stande gebracht werden? Ihr Patrioten des menſchlichen Geſchlechts und der Staaten, könnt ihr die Zeichen der tödtlichen Schwindſucht an der öffentlichen Glückſeligkeit nicht ungerührt ſehen; müßt ihr euch der Millionen erbarmen, ſo erleichtert die Möglichkeit einer bürgerlichen Tugend, die Wiedergeburt der Liebe zum Vaterlande in dem Schooße der niedrigen und höhern Schulen, wo ſie geſchehen muß, und nach der bisherigen Verfaſſung nicht geſchehen iſt. Ich weiß zwar, das Schulweſen ſey in ſeiner itzigen Beſchaffenheit nicht die einzige Urſache des faſt allgemeinen Kaltſinnes für das öffentliche Beſte an vielen Orten. Aber eine der wichtigſten Urſachen iſt es doch. Dieſes iſt mir genug.

Wie der Anwachs der Macht, der Bevölkerung und des Nationalreichthums auf eine ſolche Art befördert werden kann, daß die Summe der öffentlichen Glückſeligkeit gemindert wird; ſo kann eben dieſes auch mit der Erweiterung der Künſte und Wiſſenſchaften geſchehen, erſtlich, wenn zu viel Perſonen entweder ihr ganzes Leben, oder bis ins fünf und zwanzigſte oder dreyßigſte Jahr nichts anders thun, oder zu thun ſcheinen, als memoriren, hören, leſen, excerpiren, an der Schreibart künſteln, kritiſiren, peroriren, diſputiren, programmatiſiren, promoviren, und nicht etwa aus hundert Büchern eines machen, welches oft ſehr nützlich iſt; ſondern ein kurzes nützliches Buch durch hundert andere verdrängen, die weitläuftiger und gemeiniglich unnützer ſind; zweytens, wenn eine ſolche falſche Polyhiſtorie, das iſt, ein ſolcher Schein des Vielwiſſens eine Sitte der vornehmern und wichtigen Stände wird, daß ſie zu eigentlichen Uebungen der Moralität, zur Angewöhnung der Tugenden keine Zeit übrig behalten; und drittens vornehmlich,

Digitized by Google

wenn die höhern und niedern Schulen alle Erfindung und allen Gebrauch moraliſcher Uebungen faſt gänzlich verſäumen, weil ſie den Zweck des Vielwiſſens, oder des *Nichts-recht-wiſſens* für nothwendiger halten, wobey ſie zu ſo kleinen Dingen, als die Uebungen der Tugend ſind, keine Zeit zu verlieren haben. Ich ſchweige von den Freyheiten der academiſchen Purſche, ungeſtrafter, als andre, wild und laſterhaft zu ſeyn, ehe ſie Prieſter, Richter und Aerzte werden. *Kann wohl die offenbar nöthige Reformation in Beſtimmung der Anzahl der ſtudirenden Jugend in der bey ihnen aufs ſorgfältigſte einzuführenden Moralität, und in der Abſchaffung der offenbar unnützen und zeitkoſtenden Formalitäten, anders geſchehen, als durch eine gänzliche Umſchaffung aller öffentlichen Schul- und Studien-Anſtalten?*

Die weiſe Aufrichtigkeit und Simplicität des Characters iſt die halbe Tugend. Der Geiſt der Formalitäten, der Verſtellung und der unnöthigen Künſteley macht in demſelben Maaſſe, als er anwächſt, die Bürger den Mitbürgern entweder ſchädlicher, oder unbrauchbarer. Wo ſind aber mehr offenbar *unnütze Formalitäten, mehr reſpectable Lügen und Verſtellungen, als bey den öffentlichen Schulen und Academien?* Ich will von den unleugbarſten anfangen. Wer kann itzt nicht für Geld und gute Worte *promoviren*, Doctor, Licentiat, Magiſter und Baccalaureus (ein den Zeiten ſeiner Erfindung angemeßner Mann) werden? Ich weiß die ärgerlichen Exempel bey Dutzenden. Und wenn dieſe Sache nur mit einer Unterſchrift abgethan wäre, wie bey Ertheilung andrer Titel! Aber, was werden unter dem Scheine der größten Ernſthaftigkeit, und alſo auf ſtrafbare Weiſe für erz-comiſche Comödien dabey geſpielt? *Teſtimonium* ohne Zeugniß! *Examen* ohne Unterſuchung! *Autor*, ohne zu wiſſen, wovon? *Reſpondens* ohne ſelbſt erfundene Antworten. *Opponens* ohne alle wirkliche Zweifel. *Ein groſſer Hut* im Hörſale. Ein *Kuß* ohne Ehrfurcht und Liebe. Ein *Ring* für alle Finger. *Lobeserhebungen*, die nicht einmal derjenige, der ſie empfängt, für wahr hält. *Unſterbliche Dankſagungen* für keine Wohlthaten. *Wünſche*, die dem Wünſcher gleichgültiger ſind, als die Regelmäßigkeit einer einzigen Locke ſeiner Perüque. Glockenläuten, Proceſſionen, zahlreiche Verſammlungen, Gratulationen, nichts bedeutende Carmina in allen Sprachen, koſtbare Schmäuſe und aller ſolcher Kleinigkeiten zu geſchweigen. Ich muß ernſthaft werden; öffentliche Gebete! in welchen man an nichts weniger, als dem majeſtätiſchen Gott denkt! Eide! Eide, die der Schwörer nicht verſteht, nicht halten kann, nicht halten will. Man bedenke alles dieſes! Wenn nur ein Drittel oder Viertel dieſer zeit- und geldkoſtenden Promotionen und Disputationen in ſich ſelbſt ſo comiſch und wegen des Betruges für den Menſchenfreund ſo traurig ſind, und wenn dem Unweſen nicht abgeholfen wird; was iſt denn überhaupt die reale Wichtigkeit des Ganzen, zu welchem Prinzen, Miniſter und Patrioten ganz ernſthaft eingeladen werden, und aus überflüſſiger Herablaſſung erſcheinen? Was iſt die Tändeley, womit der angeſehenſte Theil einer groſſen Stadt ſich einige Stunden beſchäftigt? Die Mode der Lügen, der Verſtellung, der Formalitäten, der mit dem Schein eines heiligen Eifers geſpielten Comödien und der leichtſinnigen Meineide, wenn ſie bey dieſen und andern Gelegenheiten reſpectabel iſt und bleibt, verdirbt den ganzen Nationalcharacter, die Tugend, die bürgerliche Glückſeligkeit. Ich laſſe einigen Kirchen ihre vielleicht ähnlichen Formalitäten. Sie können ſich auf die Einſicht ihrer Gewiſſen berufen. Aber öffentliche Promotionen und Schulübungen ſind unter bloſſer Staatsaufſicht.

Aber, ſpricht man, es ſind die Proben nöthig, ob die Männer, die man zu gewiſſen Geſchäften gebrauchen oder für fähig halten will, öffentlich reden und die Wahrheit vertheidigen können. Ich antworte, daß dieſes der *wirkliche Zweck bey den Disputationen und Promotionen nicht mehr ſey, oder ſehr ſelten.* Wird denn der Doctorand abgewieſen, wenn er anſtatt zu declamiren ſtottert, liſpelt, ſtöhnt, oder ein ermüdendes Stückchen ſingt? Wird er abgewieſen, wenn er anſtatt die Geberde und Stellung eines guten Redners zu haben, krumgebückt ſein Exercitium verlieſt, ſich tactmäßig einwiegt, oder andere widerredneriſche Sitten ſehen läßt? Wird nicht der Herr Präſes und der Herr Reſpondens immer für die vortreffliche Auflöſung der Zweifel, und jeder Opponent für die Spitzſindigkeit derſelben gelobt, und dem Staate, der Kirche, und beinahe ſelbſt Gott Glück gewünſcht, daß ſie ſolche Männer in ihren Dienſten haben, oder haben können? Sind nicht alle dieſe Oratiunkeln und alle Carmina gratulatoria vorher fertig geſchrieben, oder gar gedruckt, ehe man den Ausgang der Sache weiß?

Ein Feſt, das alle Kinder in der Schule wiſſen, ſteht bevor. Es wird ernſthaft angekündigt, durch ein *gelehrtes Programma*, worinnen oftmals von nichts weniger, als von dem Feſt, ſondern etwa von varianten Lectionen, von den Bacchusluſtbarkeiten der Griechen oder von Cicerons Großmutter die Rede iſt, und welches ſich endigt mit einer ſich über ihren Zufall verwundernden Ermahnung, das heilige Feſt mit vieler Andacht zu feiern. *Eine Abänderung der Univerſitäts-Regierung ſteht bevor!* Programmata, Reden, Proceſſionen, Disputationen, Schmäuſe, Abendmuſiken, Graſſationen der Purſche. Wovon wird bey dieſen Abänderungen oftmals programmatiſirt, oder perorirt? Von den eingeriſſenen Misbräuchen, von der Wichtigkeit der Tugend und Ordnung der Studirenden? Von den ernſthaften Vorſätzen, die man ſich in ſeinem neuen Amte faßt? Wenigſtens iſt dieſes ſelten die Hauptſache. Von **codicibus manuscriptis**, von der zur griechiſchen Sprache und zur bürgerlichen Wohlfahrt unentbehrlichen *Sappho*, oder ihrem Freunde *Anacreon*, von der Unſchuld Socratis an der Knabenſchänderey, von den Melodien der Pythagoräer, ob Dionyſius von Syracus eine Prinzeſſin Tochter gehabt habe, welche mit einem Prinzen vermählt ſey, einem Stammvater der Familie des Attila, oder des americaniſchen Montezuma, welche uns gar nichts angingen, wenn wir keine auſſerordentlich gelehrte Geſchichtskundige ſeyn oder ſcheinen müßten! O ihr armen Zuhörer bey einem ſo tönenden Erze, oder bey einer ſo klingenden Schelle!

Verſammlet euch, Mäcenaten, und alles, was das Anſehn haben will, daß es die Sprachen aller Sprachen, die man unmöglich in zehn Jahren **ex fundamento** lernen kann, die lateiniſche Sprache, verſtehe. Es wird ein *Profeſſor oder ein Schulrector eingeführt.* Ihr wißt ſelbſt, für wie wichtig ich ſolche Aemter halte oder halten würde, wenn die ganze Verfaſſung dieſes Weſens nach dem Zwecke der öffentlichen Glückſeligkeit eingerichtet wäre. Ihr hört auch zuweilen bei ſolchen Solennitäten erbauliche Reden verſtändiger und gerührter Menſchenfreunde unter den Proto-gymnaſiarchen, Proto-ſcholarchen, Gymnaſiarchen, Scholarchen, Profeſſoren, Directoren, Rectoren. Denn es giebt Menſchenfreunde von allerley Namen. Aber nicht alle ſind es. Und nicht alle Reden gehören zur Sache, oder ſind erbaulich und für das Schulweſen patriotiſch. Was geht es aber uns Menſchenfreunde zu ſolchen Zeiten an, ob die ſamaritaniſche, hebräiſche oder die ſiebzig-dolmetſcheriſche Zeitrechnung die rechte ſey; was die Ophiten gelehrt haben; ob Pope den Homer gut überſetzt oder abgeändert habe; was das Urim und Thummim geweſen ſey; wie weit ſich das Arelatiſche oder Burgundiſche Reich erſtrecke; ob das heilige römiſche Reich in Deutſchland deswegen noch Prätenſionen an Frankreich habe; worinnen eigentlich die Lullianiſche Methode, von der wir voraus ſetzen, daß ſie nichts tauge, beſtanden ſey. — Ein *Magnificus* ſtirbt! Er ſey, wer er wolle. War er nicht *Magnificus*? Er muß durch Programmata, Orationen, Lebensbeſchreibungen, die früher als die Empfängniß anfangen, mit ſeinen Großvätern, Großmüttern, Tanten, Großtanten, Gemahlinnen, Brüdern, Schweſtern, todten und lebendigen Kindern, Werken, die er gemacht, oder zu machen ſich vorgeſetzt hat, mit ſeiner Studierſtube, mit ſeiner Nachtlampe, mit ſeinem zierlichen Bücherrepoſitorio, mit ſeiner gravitätiſchen Fettigkeit, oder mit ſeiner von Arbeiten und Sorgen zeugenden ſchwindſüchtigen Magerkeit, vermöge eines ſo lauten und langen Geſchreyes gelobt werden, daß die ſpäteſte Nachwelt wohl hören muß. Wenn dieſes Privatperſonen aus Zeitvertreib thun, das kann man nicht wehren. Aber dieſes Lob geſchieht auf Befehl, auf öffentliche Unkoſten, von andern Staatsbeamten, faſt im Namen des Staats, zum Ruhm eines jeden, der ſo heißt. Ihr Cenſoren der öffentlichen Sitte! Gebt ferner nur zu, daß mit Befehlen des öffentlichen Lobes immer geſpielt werde. Dann wird nur ein wahrer Chriſt, der allerſeltenſte Menſch, mühſame Verdienſte erreichen wollen. Die Verdienſte werden gar nicht mehr ſeyn, und ſie ſind ſchon ziemlich ſelten.

Alle öffentliche Lobeserhebungen der Mächtigen und Angeſehenen, dazu Zeit und Ort vorgeſchrieben iſt, und die ſchlechterdings nicht dürfen unterlaſſen werden, die nicht auf dem Felde der außerordentlichſten Verdienſte, ohne eine ihrentwegen geſchehene Veranſtaltung aufwachſen, ſind, was ſie ſind, Lügen, Schmeicheleyen, Zweydeutigkeiten, leere Töne, oder Wahrheiten, die der Veranſtaltung wegen verdächtig bleiben. Wohl dem öffentlichen Redner, der wenigſtens das Glück des erſten Umſtandes hat! Wohl dem Redner, der in jedem Falle befohlne Lobreden halten kann, ohne wider die Wahrheit zu loben; welcher ſich aus den Lobeserhebungen zu rechter Zeit in Wünſche, in Prophezeyungen, in guten Rath, in herrliche Exempel (u. ſ. w.) unvermerkt fortſchleichen kann! *Haſſan*, ein arabiſcher Prinz, wo ich nicht irre, im dreyzehnten Jahrhunderte, fand, daß der Tag ſeiner Beſchneidung auf Verordnung aller Baſſen in den Hörſälen der Profeſſoren mußte mit Lobreden und Hymnen gefeyret werden, und daß dieſe Gewohnheit von ſeinen Vorfahren aus andern Familien, unter welchen er ſelbſt einige für ſehr mittelmäßige Fürſten hielt, fortgepflanzet war. Er ſelbſt war ein vortrefflicher Herr, und liebte ſein Volk; er hielt ein Journal ſeiner von ihm ſelbſt entſchiedenen Regierungsgeſchäfte, ſeiner Verordnungen und Inſtructionen, ſeines perſönlichen und ſeines patriotiſchen Aufwandes, ſei-

Digitized by Google

ner Lectüre und ſeiner eigenen häuslichen Sorgfalt, in ſeinem Nachfolger einen beſſern Emir zu erziehen, als er ſelbſt war. Er verbot alle Lobreden und Hymnen; aber er wollte, daß an dem jährlichen Feſte des Vaterlandes eine Abſchrift dieſes Journals oder ein Auszug aus demſelben ſollte öffentlich vorgeleſen, und ein Lied nach morgenländiſcher Weiſe geſungen werden, daß ihm Gott ſeine Sünden vergeben, daß er das Fehlerhafte in ihm ausrotten, das Gute vermehren und beſtärken, die Verführer von ſeinem Hofe entfernen, den Patrioten Geduld mit ſeinen Schwachheiten verleihen und ſeinen Sohn zu einem noch beſſern Emir, als ihn ſelbſt, machen wolle. Dieſem Emir hielt das ganze Volk täglich Lobreden, mit einem Jubelgeſchrey, Vater Haſſan lebe, Vater Haſſan lebe. Seine Weisheit iſt durchdringend, wie die Sonne; ſeine Güte lieblicher, wie der Mond, wenn er das ruhig wallende Meer verſilbert. Jede Stunde ſeines Lebens iſt uns ein Stern, welcher Gutes verkündigt. Man kennet die orientaliſche Schreibart und den Aberglauben von dem Einfluſſe der Sterne. Die Wahrheit meiner Geſchichte könnte ich mit hundert Citationen erhärten und mit ſehr gelehrten Anmerkungen erläutern.

Ich will laconiſch ſeyn, und muß doch ſo aſiatiſch aufſchwellen? Dies iſt eine moraliſche Waſſerſucht vieler Gelehrten und Profeſſoren, wovon ich mich ſelbſt nicht ganz heilen kann. Ich habe die Univerſalhiſtorie bey Schurzfleiſch dem Zweiten, einem ſehr großen Manne, hören wollen. Alles war angenehm, und, als einzelne Gedanken, des Druckes werth. Aber nichts war eine Univerſalhiſtorie. Er benannte nur alles mit dieſem Namen, was er in zehn Jahren Schönes und Gutes geſagt hatte. Weniger konnte er nicht haben, das große Werk zu vollbringen. Was jemand mit Wohlgefallen ſeiner Privatſchüler als ein Privatlehrer thun will, das kann niemand, wenn es nicht unmoraliſch iſt, mit Recht hindern. Aber in Schulen des Staats muß Ordnung und Maaße ſeyn. Unter tauſend Ausſchweifern iſt kein Schurzfleiſch. Punctilus iſt es nicht, der die D — — in eben ſo vielen Jahren unmöglich zu Ende erklären kann; nicht Juſtus Romanus, der die römiſchen Antiquitäten ſo hoch ſchätzt, daß er die Lehre davon in ſeinem Leben nicht endiget, und es bedauert, daß ſeine Schüler im Mutterleibe dieſes Studium nicht anfangen, und in dem dunkeln Grabe nicht fortſetzen können. Doch muß man zu Ehren unſerer Zeit ſagen, daß dieſem Unweſen an den meiſten Orten durch Verordnungen geſteuert ſey. Nur bedaure ich, daß ſolche Sammlungen von Erkenntniſſen, die von Natur als Eins zuſammen gehören, in verſchiedene Wiſſenſchaften, Vorleſungen und Profeſſionen höchſt wunderbar aus einander gezerrt ſind. Alsdann ſieht man jede abgeriſſene Erkenntniß durch ein Vergrößerungs-Glas an, und ruft aus: O wie groß, mannigfaltig und unerſchöpflich iſt dieſe neue Ologie. Nun muß eine neue Profeſſion dafür errichtet, beſonders Geld dafür bezahlt werden. Nun wird von dem Urſprunge und der Geſchichte dieſer neuen Wiſſenſchaft geſchrieben und disputirt. Auch bedauere ich, daß mir wenigſtens keine ſolche Ordnung der Academiſchen Wiſſenſchaften bekannt iſt, welche von einer Anzahl rechtſchaffener und gelehrter Menſchenfreunde zum Beſten der Jugend vorgeſchrieben oder angerathen und in Anſehn gekommen wäre. Zu mir, zu mir, ihr Herren, ruft faſt jeder Profeſſor. Meiner Wiſſenſchaft kann Niemand entbehren, der auf Vernunft und Gelehrſamkeit Anſpruch machen will. Man kann nicht zu früh damit anfangen, nicht zu ſpät damit endigen. Wie wenig iſt es, meine güldne Wiſſenſchaft nur ein einzig Mal zu hören? **Decies repetita placebit.** Und wo dieſes nicht häufig geſchieht, da müſſen die Profeſſorate reiche Pfründen, und die Vorleſung keine beſonders bezahlte Arbeit ſeyn. Anderswo iſt faſt nirgends Freundſchaft, Hochachtung und Vertrauen unter denen, die Muſter der vernünftigſten Sitten ſeyn ſollten. Ein jeder auf ſeine Art ſucht nur ſeinen Hörſaal zu bevölkern, der eine durch eine verſprechende Hofmiene, der zweyte als ein Großprahler von einer andern Art, der dritte durch Kopfhängerey, der vierte durch Läſterung ſeiner Rivalen, der fünfte durch die unanſtändigſten Zoten bey Gelegenheit der ernſthafteſten Wiſſenſchaften, der ſechste durch eine ausgelernte purſchicoſe Beredſamkeit (u. ſ. w.). An Orten, wo die Beſoldungen nicht unmäßig klein, der Lehrer nicht zu viel, der Zuhörer nicht zu wenig ſind, mag es erträglich ſeyn. Aber wie viele vom Staate unterhaltene Studienſtiftungen ſind nicht jetzund, wo auf jeden Lehrer zwey und ein Achtel, ein und ein Viertel, oder ſieben Neuntel Zuhörer gerechnet werden könen? Das währt zwanzig, dreyßig und hundert Jahre. Es wird nicht beſſer. Was kann ein rechtſchaffner Mann, ein Aufſeher dabey thun? Er ſelbſt kann nichts erhebliches ändern. Die gründlichen Vorſchläge zur Cur ſolcher immer in den letzten Zügen ächzender Körper müßten zuweilen weitläuftig ſeyn, lange überlegt und mehrmalen abgeändert werden, die Vorſteher müßten — die Lehrer müßten — die Bürger müßten — die Oerter müßten — die Verordnungen müßten — die Beförderungen müßten. Dies könnte, jenes könnte, das Dritte könnte. Wer ſoll alles das Müſſen und Können unterſuchen? An dem Orte, wovon jedesmal die Rede iſt, wird man ſich niemals darüber einig werden. Unterdeſſen ſagt ein jeder vielleicht etwas Gutes wider die Meinung des Andern. Wo iſt die Zeit, wo iſt das Anſehn zu ſolchen faſt jährlich in großen Staaten irgendwo nöthigen Unterſuchungen und Reformationen, die im ganzen für die öffentliche Wohlfarth wichtig genug ſind?

Das vorgängige Examen der academiſchen Bürger iſt wenigſtens auf einigen Univerſitäten und Gymnaſien nichts, als eine geldkoſtende Formalität, und das an Eidesſtatt gegebene Purſchenverſprechen, nach den Geſetzen zu leben, nichts als ein Spiel mit dem Namen Gottes. Ich rede aus allerley Art von Erfahrung. Ich mußte eidpflichtig verſprechen, in L*** auf kein Caffeehaus zu gehen, denn es ſtund in den alten akademiſchen Geſetzen, deren Abänderung, wenn gleich die Umſtände ſich ändern, der Mühe nicht werth iſt. Und doch ſahen meine Profeſſoren und ich uns wöchentlich auf mehr als einem Caffeehauſe, beyde mit guten Gewiſſen. Solche Spiele mit Geſetzen und eidlichen Verſprechungen ſind ſo häufig, und die bürgerliche Tugend iſt auch dadurch ſchon ſo verdorben, daß ſie kaum mehr ſchaden können, als ſchon geſchehen iſt.

In einem wohl eingerichteten Staate ſollte kein Menſch leben, von dem es nicht von Zeit zu Zeit unterſucht würde, ob er vermittelſt des Hauptgeſchäfts, das er wirklich treibt, oder zu treiben vorgiebt, dem gemeinen Beſten mehr zur Laſt oder mehr zum wahren Vortheile lebe. Von Landarbeitern, Handwerkern, Künſtlern und Kaufleuten iſt dieſe Frage leicht zu beantworten, weil die Sache in die Augen fällt. Aber diejenigen, die in dem Stande der Gelehrten dem gemeinen Beſten entweder wirklich, oder dem Scheine nach dienen, ſollten billig ſowohl unter einer ganz beſondern Vorſorge, als auch unter einer ganz beſondern Aufſicht des Staates ſtehen. 1) die Zahl derſelben muß nach dem Bedürfniſſe des Staates und der Zeiten beſtimmt ſeyn. 2) Vor dem funfzehnten oder ſechszehnten Jahre kann ſchwerlich geſehen werden, ob in einem Jünglinge eine natürliche und ſolche Beſtimmung zu dieſem Stande da ſey, daß der Staat wahrſcheinlich hoffen könne, dieſe bürgerlichen Kräfte durch Anweiſung zu dieſem Stande nicht vergeblich zu verlieren, und einen ſolchen Menſchen nicht zur unnützen Laſt zu machen. Alſo ſollte die Erziehung und der öffentliche Unterricht vor dem ſechszehnten Jahre billig ſo beſchaffen ſeyn, daß keiner, der allenfalls den Studien gewidmet iſt, zu einem andern bürgerlichen Geſchäfte ungeſchickt geworden wäre. 3) Es ſollte keinem erlaubt ſeyn, die Abſicht des Studirens ohne Wahl einer andern Lebensart fortzuſetzen, wo er nicht wahrſcheinlicher Weiſe Vermögen genug hätte, als ein mittelmäßig angeſehener Bürger zu leben. Wird aber unter den Aermeren ein außerordentliches Genie entdeckt; ſo muß, daß ich ſo rede, der Staat ihn an Statt eines beſondern Sohnes annehmen, wofür dieſer Client ſich gleichfalls einer beſonders genauen Direction des Vaterlandes unterwerfen müßte. Denn die Menge ungeſchickter und beſonders armer Gelehrten iſt eine der größten Hinderniſſe der öffentlichen Glückſeligkeit. Soll der Stand der Gelehrten dem Ganzen wahren Nutzen ſchaffen, ſo müſſen diejenigen, welche in demſelben ſind, eine vorzügliche Ehrwürdigkeit beſitzen, und ein mit demſelben übereinkommendes äußerlich Schickſal haben. Ueberdies iſt keine elendere Creatur, als ein dürftiger Gelehrter, der ſeinen Stand nicht lieben kann. Er denkt und empfindet ſein Elend mehr, als Andre, die auch elend ſind, und kann ſich viel weniger durch ſolche Mittel, die er ſelbſt billigen darf, heraus helfen. Nach guter Einrichtung möchte vielleicht der vierte Theil der heutigen Gelehrten in jedem Staate nicht nur zureichen, ſondern auch die Zwecke dieſes Standes in weit höherm Grade erfüllen. Denn ich ſetze voraus, daß die mittlern Stände der Bürger ohne gelehrte Studien beſſer, als jetzund geſchieht, können unterrichtet werden. 4) Da aber der Gegenſtand der Kirchengeſellſchaften in Sachen des Gewiſſens beſteht, über welche die Majeſtät keine andere Obermacht hat, als dahin zu ſehen, daß nichts wider die allgemeine bürgerliche Tugend und weſentliche Theile des allgemeinen Beſten geſchehe; ſo hat jede Kirchengeſellſchaft ein Recht, ſo viele freywillige Perſonen, als ſie will, zu ihren Kirchenämtern zu beſtimmen und zu erziehen, und als Candidaten derſelben anzuſehen; obgleich dem Staate allerdings die Aufſicht oblieget, daß dieſe Geſellſchaften auch für den Unterhalt ihrer wirklichen oder beſtimmten Lehrer und Diener ſo ſorgen, daß das allgemeine Beſte von ihrer Menge und Armuth nichts zu befürchten habe. Ehe ſolche allgemeine Vorſchläge practiſch werden, erfordern ſie ſo viele umſtändliche Unterſu-

Digitized by Google

chungen, welche kein vernünftiger Autor zu einer ſolchen Zeit, in welcher man noch faſt gar keine Hoffnung des wirklichen Gebrauchs hat, mit Verluſt ſeiner Zeit und Arbeit vergeblich anſtellen wird.

Die Unterſcheidung der öffentlichen und nicht öffentlichen Schulen iſt ſehr weſentlich. Die öffentlichen müſſen für die Bürger und Einwohner eine Staatswohlthat, aber kein Zwang ſeyn. Die Erziehung und der Unterricht im Hauſe und in Privatſchulen muß frey ſtehen. Man würde ſonſt die menſchliche Freyheit, und zwar in Gewiſſensſachen, auf eine nicht nur unnöthige, ſondern auch ſchädliche Art einſchränken. Ueber die Erziehung und Unterweiſung im väterlichen Hauſe kann ſchwerlich eine beſondere Staatsaufſicht ausgeübt werden. Aber weil der Stand der Gelehrten ein öffentlicher Stand, und gleichſam eine Würde im Staate ſeyn muß; ſo folgt natürlicher Weiſe, daß die im Hauſe und nur in Privatſchulen unterrichteten jungen Bürger dieſe Würde nicht erlangen, wenn ſie nicht durch öfffentliche Prüfungen nachmals dazu legitimirt werden. Ferner iſt es der erwünſchten Ordnung zuwider, daß zahlreiche Privatſchulen ohne vorgängige Anzeige vor der Obrigkeit gehalten werden. Denn der Staat muß unterſuchen, ob ein Kinderlehrer eine moraliſch-unſchuldige Religion habe, welche die Lehre von Tugend und Laſtern, von einem vergeltenden Richter nach dem Tode und von der Pflicht des Gehorſams gegen die Majeſtät und ihre Geſetze als weſentliche Theile in ſich faſſe. Wider dieſe Staats-Religion kann kein Unterricht ohne Verderben des Volks geduldet werden, da nicht einmal jemand ohne Wiſſenſchaft und Bekenntniß derſelben des Bürgerrechts in einem weislich regierten Staate für fähig erklärt werden kann. Auch müſſen die Privatſchulen den moraliſchen Viſitatoren, die der Staat dazu beſtellt, zur Unterſuchung offen ſtehen, ob etwas Erhebliches wider die Geſundheit und wider die nöthigen guten Angewöhnungen zu einem gemeinnützigen Leben daſelbſt geſchehe, wovon ich das Gegentheil von allen öffentlichen Staatsſchulen als bekannt, oder als unentbehrlich hier vorausſetze. Aber daß einzelne Prieſter, oder ein Collegium derſelben ein Recht haben ſollte, Schulen, worein die Eltern ihre Kinder freywillig ſenden, wegen anderer Paradoxie rechtskräftig zu verbieten, da ſolche Prieſter doch in Anſehung ſolcher Eltern eben ſo wohl parador ſind, als dieſe in Anſehung jener, indem die Paradoxie relativ iſt; dieſes äußerliche oder blos ſcheinbare Recht der Geiſtlichen, ſage ich, gehört ganz offenbar zur unchriſtlichen Intoleranz, welche, Gott ſey Dank, an vielen Orten ſchon ſehr geſchwächt iſt, und innerhalb hundert Jahren mehr lächerlich werden, als furchtbar bleiben wird. Unterdeſſen aber behält die Geſellſchaft der Kirche das Recht, Schulen, die von ihren Lehren abweichen, oder deren Uebereinſtimmung damit ihnen nicht bekannt iſt, für unkatholiſch, ungriechiſch, unlutheriſch, unreformirt, unarminianiſch, unſocinianiſch u. ſ. w. zu erklären, und nur die ihrigen dem Gewiſſen ihrer Mitglieder anzupreiſen.

Eine Nation müßte ſo gebeſſert ſeyn, als ſie faſt niemals wird, wenn niedrige und hohe Staatsſchulen, das iſt ſolche, die von dem Staate unterhalten werden, und unter ganz beſonderer Aufſicht derſelben ſtehen, unentbehrlich ſeyn ſollten. Ob nun gleich dieſelbigen kein Zwangrecht haben dürfen, ſo iſt es dennoch nicht unbillig, ſondern vielleicht nothwendig, wofern die Staatsſchulen im guten Stande ſind, daß verordnet werde, zu welchen Aemtern niemand als ein ſolcher, der daſelbſt erzogen und unterrichtet wäre, zugelaſſen werden, oder daß er im Falle einer nöthigen Ausnahme zum Vortheile der Staatsſchule ein Gewiſſes bezahlen ſollte.

Da ſolche öffentliche Schulen auf allgemeine Koſten der Reiche und Provinzen unterhalten werden, wozu in einem Lande, welches verſchiedene Religionsverwandte hat, ein jeder Einwohner etwas beyträgt: ſo iſt es auch billig, daß dieſe Wohlthat für einen jeden Bürger allgemein ſey, und daß der Religion oder Kirche halber keine Kinder von dem Genuſſe derſelben ausgeſchloſſen werden. Dieſes iſt auch daraus erweislich, weil der Staat von allen ſeinen Kindern gleiche Treue oder gleichen Patriotismus fodert, oder zu fodern das Recht hat; und alſo in allen Staatshandlungen unpartheyiſch ſeyn muß. Nun iſt es zwar weder möglich noch nützlich, daß es in den Staatsſchulen an dem Unterrichte in der Religion der zahlreichſten Kirche fehle, welche die Landesreligion genannt wird. Aber nach der ſtrengſten Billigkeit muß es erlaubt ſeyn, daß die Eltern der diſſidentiſchen Religionen und Kirchen nach ihren Gewiſſen ihre Kinder dieſes Unterrichts nicht genieſſen laſſen, und daß ſie dennoch nicht gänzlich des Vortheils beraubt werden, die Ihrigen zu Erlernung der bloßen weltlichen Wiſſenſchaften hineinzuſchicken. Zu dieſem Ende müßte der Unterricht von der Art ſeyn, daß bey Gelegenheit der weltlichen Wiſſenſchaften von den Lehrern und in den Lehrbüchern keine Vorausſetzung von der Falſchheit oder Wahrheit irgend einer unter den zuſammen wohnenden Religionen vorkäme, vielweniger eine Feindſchaft gegen irgend eine bezeuget würde. Kann man denn nicht die Sprachen, die Rhetorik, die ganze Philoſophie, die Mathematik und die Moral ſchriftlich und mündlich ſo vortragen, daß keine Entſcheidung wider Katholiken, Griechen, Lutheraner, Reformirte, Arminianer und Socinianer gegeben werde? In Anſehung der Staatslehre und der Hiſtorie ſcheint es ſchwer. Doch nach meiner Meinung darf in höhern und niedrigen Schulen nur derjenige Grund dieſer Wiſſenſchaft gelegt werden, bey welchem es ebenfalls noch möglich iſt, ſich der unverträgſamen Anzüglichkeit gegen alle Religionsverwandte zu enthalten. Die Kenntniß der berühmten Schriftſteller iſt dabey das vornehmſte. Ein jeder mag durch Hülfe derſelben nach den Schuljahren denjenigen Theil dieſes Studii weiter fortſetzen, der ſeinen Abſichten am gemäßeſten iſt, und in Leſung der ihm bekannt gewordenen Bücher nach ſeinem Gewiſſen verfahren. Die Erleuchtung und Brauchbarkeit aller Einwohner des Landes, von welcher Religion ſie auch ſeyn möchten, würde dadurch allgemeiner werden, und die Wahrheit, auf welcher Seite ſie auch ſeyn mag, durch eine ſolche Methode der Staatsſchulen mehr gewinnen, als es in der Welt geſchehen kann, ſo lange ein jeder Staat ſeine öffentlichen Schulen beordert, die zarteſten Kinder von jedem Satze der Landesreligion und von jedem Greuel des Gegentheils weit eher zu überreden, als ſie des Urtheils oder der Ueberzeugung fähig werden. Es hätte auch ſelbſt die zahlreichſte Kirche kein Recht, ſich über eine ſolche gemeinnützige Methode der Staatsſchulen zu beſchweren, indem nicht nur dieſer beſondern Religion abgetheilte Stunden gewidmet wären, ſondern auch die Kirchengeſellſchaft das Recht und die Pflicht behielte, die Ihrigen vor Aufnahme in die Kirchengemeinſchaft zur Entſcheidung aller ſolcher Puncte genug zu unterrichten, welche ſie in den Staatsſchulen etwa nicht genug nach der Wahrheit oder der angenommenen Meynung von der Wahrheit zu entſcheiden möchten angewohnt ſeyn. Der Staat und das Lehramt in der Religion, die Handlungen dieſes und die Handlungen jenes, ſind zwar in einem Lande beyſammen; aber von ganz verſchiedenem Zwecke, von ganz verſchiedener Natur. Die Kirche ſucht die Religion zu befördern in ihrer ganzen Ausdehnung, ſo fern ſie für wahr gehalten wird; aber ſie darf es nur thun durch überredende oder überzeugende Gründe oder Vorſtellungen, ohne Befehl, Zwang und Strafe. Der Staat hat die irdiſche Wohlfarth der Einwohner zum Zwecke, welche er im nöthigen Falle auch durch Geſetze und Zwang befördert. Sein vorzüglichſtes Mittel iſt die Ausbreitung der bürgerlichen Tugend. Er ſieht ein, daß dieſe Tugend durch Erkenntniß der Wahrheit von einem richtenden Vergelter unſterblicher Seelen ſehr geſichert werde. Alſo hat der Staat ſowohl Recht als Pflicht, dieſe Erkenntniß auch durch Staatshandlungen zu befördern, und einen gefährlichen Widerſpruch dawider zu verhindern. Könnte ein Staat jemals auf die falſche Meynung gerathen, daß dieſe Wahrheit von einem künftigen Vergelter der Tugenden und der Laſter ſich bloß durch die Gründe aus der Wahrſcheinlichkeit und aus der Glaubenspflicht, welche die ſich ſelbſt gelaſſene Vernunft den Nachdenkenden anbeut, wider die Macht der Zweifel und Einwürfe, ohne Annahme einer Offenbarung, ſchützen könnte: ſo wäre es nicht zu läugnen, daß der Staat nur zur Beförderung dieſer natürlichen Religion eine geſetzgebende Autorität zu gebrauchen berechtigt wäre. Allein, da unter tauſend Seelen nicht eine ſeyn kann, in welcher die Vernunft dieſe zur bürgerlichen Tugend zureichende Wirkung hätte; ſo iſt der Staat auch berechtiget, dahin zu ſehen, daß in einem jugendlichen Unterrichte der Bürger dieſe geoffenbarte Lehre auch als geoffenbart erkannt werde. Alle andere Rechtgläubigkeit aber iſt dem Staate als Staate gleichgültig, weil jene die guten Wirkungen der Geſetzgebung nicht befördert, und dieſe ſie nicht hindert. Denn zur Ausbreitung des ganzen Umfangs der Religionswahrheiten iſt die Kirche eine von dem Staate verſchiedene Geſellſchaft. Solche Lehrſätze, die man noch lange Zeit nicht glauben wird, habe ich in andern Schriften mehr erläutert und bewieſen. Hier erwähne ich derſelben nur im Vorbeygehen, weil ſie in die Methoden der Schulen, die der Staat auf gemeine Koſten erhält, einen Einfluß haben.

Das Staatsbeſte iſt die allgemeine Wohlfarth der Einwohner; dieſe fällt und ſteigt mit der bürgerlichen Tugend; die Erziehung und der Unterricht, vornehmlich in öffentlichen Schulen, iſt entweder das vorzüglichſte Hülfsmittel, oder das vorzüglichſte Hinderniß dieſes höchſten Staatszwecks, die bürgerliche Tugend zu befördern. Was kann man von der öffentlichen Glückſeligkeit alſo denken, wenn man faſt allenthalben das Weſen der Schulen und Studien in dem äußerſten Verfalle ſieht? Alles, was zur öffentlichen Wohlfarth gepflanzt iſt, muß beſtändig im Werden bleiben, aufblühen, wachſen, Früchte tragen; niemals verwelken, verdorren, oder verfaulen. Beſſer iſt es, das Unnütze umhauen. Die Säfte, die es aus der Erde zog, ſind koſtbar. Die Stelle muß gebraucht

Digitized by Google

werden. Der Staat muß allen Familien ein Exempel der beſtändigen Lebhaftigkeit und Ordnung in allen Geſchäften ſeyn. Aber wie manche Univerſität? — wie manches Gymnaſium? — wie manche Schule? Große Gebäude, welche Wüſteneyen werden, Stipendien und Wohlthaten, ohne daß eine zureichende Zahl da iſt, die ſie verlangen! Eine erſtaunliche Menge ekelhafter Verbalerkenntniß, ohne Realität! Eine Ordnung der Schulwiſſenſchaften und Studien, bey deren Beſtimmung weder Unterſchied der künftigen Lebensart der Kinder, noch die Möglichkeit in dem fortſchreitenden Anbau des menſchlichen Verſtandes zu Rathe gezogen iſt! Warum ſind oder heiſſen alle öffentliche Schulen der Städte *lateiniſche Schulen*! Was hilft dem künftigen Tiſchler oder Maurer ſein Vocabelbuch, ſein Donat, ſein lateiniſcher Catechismus! ſein Vorrath von lateiniſchen Sentenzen! ſein Miltiades! ſeine Briefe eines römiſchen Bürgermeiſters; alle Zeit, die er dabei verloren, alles Elend, das er dabei ausgeſtanden hat? Ich ſchreibe als ein Augenzeuge höchſt berühmter Schulen. Wer einen lateiniſchen Schriftſteller einigermaßen verſteht, und mit Mühe zur Noth ſo ſchreiben kann, daß er ohne Ekel andern verſtändlich bleibt; kann ſich der wohl rühmen, wenn er alle dazu verwandte Zeit zuſammen rechnet, daß er es in ſieben oder zehn ganzen und den wichtigſten Lebensjahren gelernt habe? *Die faſt allgemeinen Mängel des Schulweſens ſind unzählbar.* Nirgends iſt eine ſo feſte Anlage zur wahren Tugend und zum Patriotismus, als ſie ſeyn ſollte, und auch möglich iſt. Die Tugend der Keuſchheit iſt z. E. eine der wichtigſten. Dieſelbe iſt, wie ich aus vielen eingeholten Erfahrungen weiß, nicht ſelten in öffentlichen Schulen der ſchlimmſten und *unnatürlichſten Gefahr* *) ausgeſetzt, in einem Alter, da viele, ohne faſt zu wiſſen, daß es Sünde ſey, ſo ſündigen lernen, daß, wenn ſie ſich auch beſſern, dennoch weder der Leib noch die Seele jemals wieder zu der Stärke und Glückſeligkeit der Unſchuld gelangen kann. Ich weiß, wie ſchwer dieſes zu vermeiden iſt. Aber deſto mehr ſollte über alle Mittel berathſchlagt werden, ob vielleicht tüchtigere zu finden wären, als die man itzo weiß. Denn die Sache iſt für das ganze menſchliche Geſchlecht höchſt wichtig. Kurz, das Schulweſen muß eine Zeitlang einigen der ehrwürdigſten und angeſehenſten Menſchenfreunde der Gegenſtand ihrer wichtigſten Ueberlegungen werden. Das Ausſuchen vieler vorigen und gegenwärtigen Erfahrungen; die Prüfung vieler merkwürdigen Vorſchläge und eine Menge von unſchädlichen Verſuchen iſt nöthig, um das Schulweſen zu derjenigen Vollkommenheit zu bringen, welcher dieſes Weltalter nicht entbehren kann, ohne immer unglücklicher zu werden. Es *iſt gar keine Proportion* mehr auf der einen Seite, zwiſchen den zufällig entſtandenen Einſichten und neuen Uebeln, und auf der andern Seite, zwiſchen dem Werthe des öffentlichen Schulweſens und den Gegenmitteln, welche man wider die Uebel erfindet. *Wäre auch vormals das Schulweſen ſchlechter beſtellt geweſen, als jetzund*, ſo konnten doch die blindern und folgſamen Zeiten es beſſer ertragen als die unſrigen. Sie konnten, wollten und durften die Schulen, Schulmänner und Schulbücher nicht ſo verachten, wie jetzund von vielen geſchieht, und bis große Verbeſſerungen erfolgt, ohnfehlbar geſchehen muß. Eine zufällige Lectüre und Uebung giebt jetzund Vielen mehr Einſicht, als man in den meiſten niedrigen und hohen Schulen erlangen kann. Zum Unglück aber iſt dieſe Einſicht nichts Ganzes, nichts Zuſammenhangendes, nichts den Ständen der Leſer Angemeſſenes, nichts mit dem jugendlichen Unterrichte Harmonirendes, und nicht von einer ſolchen Art, daß es die Bürger in den Häuſern tugendhafter, und in Staatshandlungen patriotiſcher machen ſollte. Unterdeſſen, wenn man mit ſolcher oder auch mit moraliſcher Einſicht in ſeine Schuljahre zurück denkt, oder das Schulweſen anſchauet, ſo kann man ſich des traurigen Urtheils nicht enthalten, daß in dem Schulweſen noch die Vernunft oder der Geſchmack der barbariſchen Jahrhunderte herrſche; daß ſehr viel Unnöthiges daſelbſt gelernt, und ſehr viel Nöthiges verſäumt werde; daß die meiſten Methoden in Schneckenlinien fortſchreiten, und daß zu vielen Geſchäften, wozu man Gelehrte, das iſt, ſolche verlangt, die auch auf Univerſitäten geweſen ſind, mancher weit geſchickter wäre, wenn er nicht ſtudirt, ſondern einer andern Anführung zu ſolchen Geſchäften genoſſen hätte. Auf ſolche Weiſe muß das Schulweſen noch mehr in Verachtung kommen, als es ſeiner wahren Mängel wegen billig iſt. Die Eltern können ſich der nachtheiligen Reden davon in Gegenwart ihrer Kinder ſchwerlich enthalten. Sie ſuchen entweder andere Mittel, oder wenn ſie ihnen noch öffentliche Schulen, Gymnaſien und Academien anrathen, ſo hat doch die Critick der Eltern über die großen Mängel derſelben eine ſolche Wirkung auf die Gemüther der Jugend, daß ihr auch dadurch dieſe Stiftungen noch unnützer werden. *Iſt es nicht bey mancher Perſon eine ſehr ſchlechte Empfehlung, ein Gelehrter, ein Schulmann, ein Profeſſor zu ſeyn? Wie kann ein ſolcher Mann*, heißt es zuweilen, *einen practiſchen Verſtand haben?* Und dies iſt doch nicht vielmehr als die geſunde Vernunft und Reflexion über die Erfahrung. Wenn dieſes kränkende Urtheil oftmals wahr iſt; ſo hat man deſto mehr Urſache, über die Disproportion des Studienweſens und der zufälligen Einſicht unſers Jahrhunderts zu klagen, und alſo alle Menſchenfreunde und Patrioten um Rath und Hülfe bei dieſer Gefahr der öffentlichen Wohlfarth anzurufen. Wenn das Studienweſen im guten Stande ſeyn wird, ſo muß die geendigte Laufbahn der Studentenjahre ordentlicher Weiſe ein gutes Vorurtheil für jemandes vorzügliche Einſicht, Tugend und Brauchbarkeit erwecken; ſo muß man keinen Schulman ſehn, und ohne ſtarke Vermuthung, daß es ein erfahrner, geſitteter und beredter Mann ſey, der die Menſchen eben ſo gut kennt, als ein Hofmann; ſo müſſen die Profeſſorate Belohnungen der verdienteſten Schulmänner werden, und ein niemals oder ſelten falſches Zeugniß von vorzüglichen Talenten und Tugenden ſeyn.

Wie weit ſind wir von dieſer Vollkommenheit entfernt? Wie wichtig wäre es, wenn wir uns ihr näherten? Wie kann aber dieſes geſchehen, ohne eine vieljährige Ueberlegung eines dazu verordneten Collegiums? Ohne Vorſätze, welche nur die Majeſtät ausführen kann? Ohne gänzliche Umſchaffung des Studienweſens? Ohne ein dazu eingerichtetes *Seminarium* künftiger Schulmänner? Wie kann dazu der Anfang gemacht werden, wenn nicht zuvor mit nöthiger Veranſtaltung verſucht wird, ob es nach Vereinigung einiger Männer möglich ſey, *eine wirklich gute Schulbibliothek* zu ſchreiben, das iſt eine ordentliche Folge von nützlichen Schulbüchern, welche einförmig zu dem wichtigen Zwecke fortſchritte; welche von dem Alphabete des menſchlichen Verſtandes anfinge; welche die zu allen Ständen nöthigen Erkenntniſſe zu erſt feſtſetzte, alsdann zur Unterweiſung der mittlern Bürger Gelegenheit gäbe, und ſich mit den Gründen der Wiſſenſchaften eines Studirenden endigte; in welcher jeder vorhergehende Theil den folgenden erleichterte, welche die Verbalerkenntniß nicht zur Hauptſache machte; welche die Streitigkeiten der Kirchen nicht in den allgemeinen Schulen anfeuerten, welche auf eine vernünftige Art die Proportion der Wiſſenſchaften träfe; welche diejenigen Erkenntniſſe, die mit Schaden zerſtreuet ſind, vereinigte; welche mit allem Fleiße nach dem Bedürfniſſe unſrer Zeiten eingerichtet wäre; welche ſowohl der ſchädlichen Armuth, als der geitzigen Polyhiſtorie in den Wiſſenſchaften widerſtünde; welche zur möglichen Praxis jeder Kenntniß Gelegenheit gäbe; kurz, welche ſo beſchaffen wäre, daß ich mir nur getraue, zu einem verbeſſerlichen Verſuche etwas Weniges beizutragen, wenn ich Mitarbeiter und andere zureichende Hülfe ſollte erlangen können. *Nöthig, höchſt nöthig, iſt ein ſolches Werk.* Denn durch Verortnungen iſt wenig ausgerichtet. Wo ſind die Männer, die etwas Beſſeres ausüben wollen oder können, ehe ſie in Seminarien dazu erzogen werden? Hat ein G***, ungeachtet der Befehle ſeines Hofes, die Schulmethode dortiger Gegend mit einiger Allgemeinheit verbeſſern können? Kann ein ſolch Seminarium anfangen, ehe eine nützliche Schulbibliothek da iſt? Und ich frage keinesweges, wo ſie denn ſey; ſondern ich will weit weniger fragen: *wo iſt in einer einzigen Wiſſenſchaft das erſte, zweyte und dritte auf einander folgende Schulbuch*, welches nicht nach dem Maaße der jetzigen Einſicht die verkehrteſten Methoden hätte? Die Religion überlaſſe ich den Kirchen, ich frage nur von weltlichen Wiſſenſchaften; und nehme allenfalls noch die Mathemathik aus, wo die Natur der Sachen die Schriftſteller ſchon zur Ordnung gezwungen hat. Aber in der Schulmoral? — in den Sprachen? — in hiſtoriſchen Wiſſenſchaften? — in der erſten Bildung des Geſchmacks? u. ſ. w. Wenn man der Natur der Menſchen und der Dinge folgen will, wie wenig hilft uns dann noch die beſte *Chreſtomathie*, um eine beſſere zu verſuchen? Doch muß ich mit Danke im Namen Vieler geſtehen, daß des Herrn D. *Büſching's* liber latinus das noch nie erhörte Verdienſte habe, ein ſolch lateiniſch Buch zu ſeyn, welches keine Zeile enthält, deſſen Realinhalt nicht den Kräften und dem Nutzen des Alters, dem es beſtimmt iſt, angemeſſen wäre. Aber wie ſehr wäre die Möglichkeit zu wünſchen, daß ein ſolches Buch eben ſowohl mit den leichteſten Redensarten und Conſtructionen anfangen, als mit jedem Blatte oder Bogen durch die höhern Grade der nöthigen Schwierigkeiten fortſchreiten könnte?

*) M. ſ. in *Bahrdt's* Selbſtbiographie Th. I. die Schilderung von Schulpforta.

Digitized by Google

Ludwig Friedrich Otto Baumgarten-Cruſius,

Dr. und Profeſſor der Theologie, geheimer Kirchenrath, Ritter des großherzoglich-ſächſiſchen Falkenordens, zu Jena, ward im Jahre 1788 zu Merſeburg geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung dort und auf der kön. Landſchule zu Grimma und bezog dann im 17. Jahre ſeines Alters die Univerſität Leipzig. Nach dreijährigen Studien machte er das theologiſche Examen unter Reinhard, habilitirte ſich darauf 1809 als Privatdocent in Leipzig und ward im folgenden Jahre Univerſitätsprediger daſelbſt. 1812 nahm er einen Ruf als außerordentlicher Profeſſor der Theologie zu Jena an und ward 1817 ordentlicher Profeſſor, 1818 Mitglied des Senates und der theologiſchen Facultät an dieſer Univerſität, ſtets einen großen, dankbaren Kreis von Schülern und Zuhörern um ſich verſammelnd.

Außer einer Reihe von lateiniſchen Abhandlungen hat er Folgendes verfaßt:

Das Menſchenleben und die Religion. Sechs Vorleſ. Jena, 1816.
Einleitung in das Studium der Dogmatik. Leipz. 1820.
Ueber wiſſenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die deutſchen Univerſitäten; eine Rede. Jena, 1826.
Lehrbuch der chriſtlichen Sittenlehre. Leipz. 1826.
Grundzüge der bibliſchen Theologie. Jena, 1828.
Ueber Gewiſſensfreiheit, Lehrfreiheit und über den Rationalismus und ſeine Gegner. Berl. 1830.
Grundriß der evangeliſch-kirchlichen Dogmatik. Jena, 1830.
Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte. Jena, 1831 – 32. 2 Abtheil.
Ueber D. Friedr. Schleiermacher, ſeine Denkart und ſein Verdienſt. Jena, 1834.

B.-C. iſt ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit, tiefem Forſcherblick und im Leben wie in der Wiſſenſchaft voll freundlicher, wohlwollender Milde, den wahren Geiſt aller Zeiten anerkennend und befördernd und mit ſicherer Hand an das Tageslicht fördernd, wo die Stürme früherer Jahrhunderte ihn mit Trümmern bedeckten und den Blicken der Nachwelt entzogen. Von dieſem Sinne geleitet iſt ſeine Rede, wie ſein Styl einfach und ernſt, aber ein Spiegel ſeines Geiſtes und Gemüthes. Eine Darſtellung ſeines Wirkens als Lehrer der Wiſſenſchaft des göttlichen Wortes und der Grundſätze, die ihm dabei zur Richtſchnur dienen, ſey uns geſtattet hier aus der lauterſten Quelle zu ſchöpfen, wo uns ſelbſt auch nur im Entfernteſten bei anderem, dieſen Studien fremdartigem Beruf keine Stimme des Urtheils gewährt werden kann. Sie lautet *): „In der Ueberzeugung, daß ſich das Evangelium nicht habe im Widerſpruche mit der religiöſen und ſittlichen Anlage des Menſchen und mit ſeinen höhern Angelegenheiten aufſtellen können, und daß die Sache Gottes von jeher auch die der Menſchheit geweſen ſey, hat ihn die genauere Durchforſchung der heiligen Sache und Schrift vollkommen und innigſt befeſtigt. Das Evangelium will nur eine Ankündigung und Aufforderung ſeyn, welche ſich auf ein geiſtiges Gottesreich unter den Menſchen bezieht. Dabei hat er ſich gewöhnt, immer mehr an die Göttlichkeit der Sache und ihrer Erfolge, als an die Inſpiration der Perſonen zu denken. Die Fragen über das Unmittelbare und Mittelbare der göttlichen Offenbarung ſcheinen ihm, tiefer aufgefaßt, ſo unauflöslich als unerheblich. Das Außerordentliche in der chriſtlichen Urgeſchichte dünkt ihm auch in hiſtoriſcher Hinſicht wenigſtens nicht dafür geeignet, die Sache des Evangeliums darauf zu gründen: wenn er gleich ebenſo geneigt iſt, außernatürliche Kräfte in jener Zeit wirkſam zu denken, als ſich ihm Perſon und Rede Chriſti entſchieden als einzig in der menſchlichen Geſchichte darſtellen. Aber ſelbſt wenn jenes Außerordentliche nur in den Gefühlen und Anſichten der Zeitgenoſſen gelegen hätte, würde das bedeutend genug ſeyn, daß Zeit und Perſon Chriſti einen ſolchen lichten Kreis um ſich zu ziehen und auf einen ſolchen Standpunkt zu treten vermocht hätten. Die Dogmen der Kirche ſind ihm nach mannigfachen philoſophiſchen und hiſtoriſchen Studien zum Theile als unvollendete, oft auch entſtellte Auffaſſungen des Urchriſtenthums, zum Theile als Nachklänge fremder Lehren aller Art erſchienen, welche er eben ſo wenig behaupten, als ſpeculativ oder moraliſch deuten mag, ſondern die er vollſtändig zu erklären und hinter denen er die reine Urgeſtalt des Evangeliums aufzufaſſen ſtets bemüht geweſen iſt.“

Wir theilen hier einen Auszug aus B.-C's neueſter Schrift mit, welcher allgemein anſprechen muß, und deſſen Darſtellung dem würdigen und großen Gegenſtande, den ſie behandelt, vollkommen angemeſſen iſt, und laſſen hierauf eine ausgezeichnete Rede des würdigen Verfaſſers folgen.

*) Hutterus redivivus. Zweite Aufl. Leipzig. 1833. S. 69. Anm. 16.

Schleiermacher, nach Geiſt und Schriften dargeſtellt *).

Das innere Leben vollzieht und bewegt ſich in zwei Richtungen: ſie mögen Geiſt und Kraft genannt werden. Es ſind dieſelben beiden Principien, welche durch den ganzen Weltbau hin ſchaffen und herrſchen, und die unter jener Geſtalt im menſchlichen Gemüthe erſcheinen: das Eine, aneignend, in ſich gezogen, das andere nach Außen gerichtet, ſich ausbreitend. Hier im inneren Leben ſind es alſo die Richtungen: aufzunehmen, in ſich hineinzubilden, und die zur Gegenwürkung, zum Streben, Schaffen nach Außen hin; jene iſt immer innerlich, geiſtig-rein, dieſe ſich mit dem Aeußerlichen verbindend, dem Weltlichen näher, concreter.

In Allem, was in der innerlichen Region des Lebens da iſt und geſchieht, erkennen wir jene zwei Principien, ja ihre Vereinigung hält und trägt eben das Leben. Aber alle Verſchiedenheiten unter den Menſchen, die der Anlage, des Sinnes, der Richtung ihres Daſeins, haben ihren Grund in der Ungleichmäßigkeit dieſer Principien, in dem Vorherrſchen Eines vor dem andern. Dieſes hat ſchon die gemeine Erfahrung längſt erkannt und die gewöhnliche Sprache auf mannichfache Weiſe bezeichnet. Es giebt vorzugsweiſe intelligente und wieder andere, vorzugsweiſe praktiſche Naturen: auch der Beruf der Menſchen ſcheidet ſich in dieſer Weiſe. Bis zur Ueberſpannung bildeten in alten Zeiten die Freunde des abgezogendn, beſchaulichen Lebens, bis zur ſchroffen Einſeitigkeit in der ſpäteren Zeit die Pedanterie der Gelehrten, ſich in der ausſchlüßlich intelligenten Sphäre aus; die Rohheit der Empirismus, die Unwiſſenſchaftlichkeit haben ſich in der ausſchlüßlich praktiſchen Richtung gehalten. Der geſunde Sinn hat dagegen immer für das Leben die Forderung ausgeſprochen, daß beide Richtungen mit einander vereint werden, daß ſie ſich ausgleichen, ergänzen ſollen.

Aber nur bei Wenigen, den Ausgezeichneteren, zeigen ſich im Inneren das Intelligente und das Praktiſche, Geiſt und Kraft, gleichmäßig entwickelt und im Einklange mit einander. Einer dieſer Seltenen war Schleiermacher. Und der Grund eines ſolchen Ebenmaßes kann immer nur in der Ausbildung des geiſtigen Lebens liegen: denn nur das Rechte, das Tüchtige und Vollkommene vermag ſich zum Ebenmaße, zur Harmonie zu verbinden. Und eben bei Schleiermacher zeigt ſich auch dieſer Grad, dieſe Vollendung der geiſtigen Bildung.

Tief im Inneren ferner giebt es ein zwiefaches Intereſſe, in welchem alles Edle und Würdige beruht, das ſich in jedem hohen Streben und in jedem heiligen Drange offenbart: es iſt das In-

*) Aus: Ueber Dr. Friedrich Schleiermacher, ſeine Denkart und ſein Verdienſt. von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Cruſius. Jena, 1834.

Digitized by Google

tereſſe für die *Wahrheit* und das für die *Religion* und die *Tugend*, oder (wollen wir einen herrlichen Namen von ſeinem Misbrauch retten, um mit ihm jenes Beides zugleich zu bezeichnen) das für das *Heilige*. Auch dieſe Richtungen hat das gewöhnliche menſchliche Leben, innerlich und äußerlich, getrennt: auch hier kommt Alles auf die Vereinigung der beiden an, und auch hier findet dieſe nur bei der Durchbildung, der Vollendung Statt.

Eine ſolche Seele ſpricht aus den Werken und den Lehren Schleiermacher's. Wir kennen ihn als den erleuchteten Freund und Herold der Wahrheit, der Wahrheit in allen Beziehungen, für alle Verhältniſſe: aber er ſchied ſie nicht von der Religion, und dieſe nicht von dem Guten und Edlen: und die Begeiſterung für dieſe Gegenſtände hat ihn nie verlaſſen, noch ſeine letzten Reden haben ſie verkündigt.

In ſolcher Vereinigung und in ſolcher Vollendung von Geiſt und Kraft, und von Intelligenz und Religion und Tugend, laßt uns Schleiermacher darſtellen. Er hat hiermit noch als leuchtenden Schmuck ſeines Lebens, die Liebe zum Evangelium und ein hohes Verdienſt um deſſen Sache verbunden. In dieſer Lebendigkeit, dieſer Lauterkeit und Höhe ſeines Weſens konnte er denn die ewige Jugend finden, welche er ſich ſelbſt weiſſagte: „friſch bleibt der Puls des inneren Lebens bis an den Tod.“

Daß die *intelligente* Natur Schleiermacher's, wie bei unendlich Wenigen mächtig und durchgebildet geweſen ſei; dieſes iſt das Anerkannteſte von alle dem, was wir von ihm hier darzulegen haben. Aber es hat ſich auch in ſeinen geiſtigen Richtungen, und dann in ſeinen Arbeiten und Schriften zu glänzend offenbart.

Weit mehr als der wiſſenſchaftliche Stoff hatte der *Gedanke* für ſeinen Geiſt Intereſſe und Bedeutung. Dieſes hat ihm als Lehrer jene unerſetzliche Vollendung gegeben, in welcher er die Geiſter, ihnen vordenkend, ſie beherrſchend und leitend, entwickelt hat: und dieſes gab ihm auch jene Hinneigung zur *Dialektik*, zu der freieſten, reinſten Auffaſſung der Gedanken, und die Kraft, welche er in derſelben dargelegt hat. Die Dialektik hat, ſeitdem Ariſtoteles die alte, edle Bedeutung des Wortes abgeändert hatte, einen üblen Ruf in den gewöhnlichen Schulen gehabt. Auch Schleiermacher'n iſt ihr Gebrauch oft verübelt worden, oder man hat ihn wenigſtens eines Misbrauchs derſelben durch Uebertreibung angeklagt. Wie man die Dialektik früher der eigentlichen Wahrheitsforſchung entgegenſetzte, ſo meinte man, daß Schleiermacher, indem er oft nur den Begriffen an ſich folgte, ihren logiſchen Werth und ihre Anwendung prüfte, oder oft nur mögliche Gedankenreihen, Hypotheſen, bisweilen auch unvollendet, verfolgte, wenigſtens häufig ſeine Erörterungen des Gehaltes oder des Reſultats beraube. Man erwog nicht, welche Entwickelung der geiſtigen Kraft, wie die Begründung aller wiſſenſchaftlichen Forſchung in dieſer dialektiſchen Art und Kunſt liege; daß es etwas Anderes um ſie und um die Spitzfindigkeit ſei, welche die Schwierigkeiten, die ſie löſen will, erſt in die Gegenſtände hineinträgt, und daß ſich die Richtigkeit der Form, die Wahrheit des Begriffes, und die des Gedankens wechſelſeitig bedingen.

Dieſe Dialektik begleitet Schleiermacher in alle Beſchäftigungen ſeines geiſtigen Lebens: ein unübertroffenes Denkmal derſelben iſt die „*Kritik der Sittenlehre.*“ Hier hat er ſich den alten und neuen Syſtemen der philoſophiſchen Moral gegenübergeſtellt, um, ohne vorerſt das, was ihm als ſittliche Wahrheit galt, anders als nur in Andeutungen auszuſprechen, zu erweiſen, wie unbeſtimmt und ungenau bisher Principien, Begriffe, allgemeine und beſondere, und Syſteme der Sittenlehre geweſen und wie die ethiſchen Lehren meiſt theils ohne Gehalt, theils aus den gemeinen Begriffen und der Erfahrung entlehnt geweſen ſeien. Vornehmlich hat das Buch viele entſcheidende Bemerkungen über die Kantiſche Ethik und moraliſche Philoſophie vom Standpuncte der Dialektik aus gegeben.

Aber Schleiermacher's Geiſt zeigt ſich in ſeiner Tiefe und Macht auch da, wo er ſich auf Erörterung und Verarbeitung eines *Stoffes* gerichtet hat.

Ueberblicken wir zuerſt in ſeinen Schriften die *Gegenſtände*, welche er für die Unterſuchung aufgegriffen hat, ſo ſind es faſt durchgängig gerade die tiefſten, oder die am wenigſten aufgeſuchten und bearbeiteten geweſen. Um Platon, den tiefen und vielgedeuteten, noch zu übergehen, der ihm weit mehr als nur für Geiſt und Verſtand zuſagte, dem ſich vielmehr ſein ganzes Weſen angeeignet hatte; ſo waren es auf dem geſchichtlich-philoſophiſchen Gebiete: *Heraklit*, auf deſſen Namen ſchon ein uraltes Vorurtheil der Unbegreiflichkeit ruhte, und deſſen Bruchſtücke von Schleiermacher zuerſt vollſtändiger und geordneter zuſammengeſtellt wurden, ferner die *joniſchen* Philoſophen, ſie, deren Lehren nur in zweideutigen, auch widerſprechenden, Nachrichten erhalten worden ſind, und bei denen ſchon Ariſtoteles im Urtheile befangen war, *Diogenes* von Apollonia, den das Alterthum für den Vermittler des uralten Materialismus und des Anaxagoreiſchen Theismus anſahe: ſo endlich die große Erſcheinung des *Sokrates*. Dieſer bedurfte um ſo mehr einer unbefangenen, ſinnigeren Darſtellung nach ſeinem philoſophiſchen Verdienſte, als man bei ihm gewöhnlich nur nach Reſultaten und Lehren zu fragen pflegte, und als ſich gerade das Matte und Dürftige oft an ſeinen Namen angeſchloſſen hatte.

Die Geſchichte der Kirche und der Dogmen hat Schleiermacher weniger, für beſondere Studien und Arbeiten, beſchäftigt. Er forſchte und ſchuf auf einem ſchon unermeßlich ausgebreiteten Gebiete: übrigens war er gewohnt, dieſes chriſtlich-Geſchichtliche mehr in Beziehung auf die kirchliche Glaubenslehre, für welche es das Verſtändniß gebe, und auf die kirchliche Würkſamkeit zu betrachten, für welche es den Ausgangspunct und Anhalt darböte. Aber ganz im gleichen Sinne, wie wir ihn eben anderwärts erblickt haben, wählte Schleiermacher für Forſchung und Darſtellung auf dieſem Felde den *Sabellianismus* und ſein Verhältniß zur Athanaſianiſchen Lehre. Denn dieſes iſt eine uns nur lückenhaft und vielfach verfälſcht bekannt gewordene Denkart in der alten Kirche, aber in den vornehmſten Vertretern von entſchieden ſpeculativem Charakter: und von dieſer Seite faßte ſie Schleiermacher auf. Von dieſer Seite iſt auch die Abhandlung muſterhaft, wenn auch immer manche Urtheile und Anſichten derſelben noch ſtreitig werden müſſen.

Wie in der Wahl der Gegenſtände, ſo erwies ſich Schleiermacher's Intelligenz auch überall in der Auffaſſung und Behandlung derſelben: auch da, wo er eben nicht blos Dialektiker ſein wollte. Es war Wenigen ſo wie ihm verliehen, in Allem, wo ſein Blick hintraf, die tiefere Bedeutung, die Idee, Philoſophie zu erkennen und herauszuſtellen. Mag ſich auch hierbei vor ihm bisweilen der Stoff zu weit zurückgezogen haben; aber es iſt nur aus der Gedankenloſigkeit zu erklären, mit welcher Manche leſen und welche ſie ſuchen und wollen, daß dieſe tief aufklärende Art ſeiner Betrachtung und Darſtellung oft als Verdunkelung oder Entſtellung angeſehen worden iſt. Die ſinnvolle „Darſtellung des theologiſchen Studium“ möge hier vor Allem genannt werden.

Doch mit beſonderer Vorliebe und eigenthümlichem Berufe hat er vornehmlich die *Kritik* geübt. Aber ſein Geiſt eilte gewöhnlich über die Einzelnheiten der gangbaren Texte hinaus; und es kann ſein, daß er in dieſer *niederen* Kritik oft nicht glücklich geweſen ſei. Da iſt ſie ihm freilich am meiſten gelungen, wo, wie in den wichtigſten Platoniſchen Dialogen, Urtheil und Verbeſſerung in der Tiefe des Sinnes lag. Aber das, was man die höhere Kritik genannt hat, die Beurtheilung der alten Schriftdenkmale im Ganzen, des Aechten oder Unächten, der Stellung und Bedeutung derſelben; dieſes zog ſeinen Geiſt vorzüglich an, und wiederum gerade da am meiſten, wo die Kritik lange geruht hatte. Doch hat er ebenſowenig als Kritiker gebieten, das weitere Urtheil abſchneiden wollen, als ſein ernſter Sinn die Kritik wie ein Spiel des Witzes und Scharfſinnes und des gelehrten Wiſſens anſehen mochte.

So hat ſein Talent ſich in dem berühmten Werke hervorgethan, in welchem die Weisheit und Herrlichkeit *Platons* zuerſt unſerer Sprache, und ſo einem größeren Kreiſe bildungsfähiger Leſer näher trat. Mit den Dialogen Platons ſtand es ſeit der ſogenannten Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der neuen Akademie zu Florenz ſchlimmer als in den älteren Zeiten und zu Alexandria. Die Tradition nahm ohne Unterſchied Wahres und Falſches, ſelbſt lächerlich Falſches wie es die meiſten angeblichen Briefe des Philoſophen ſind, auf: die Anordnung der Schriften geſchahe unter den beſchränkteſten Geſichtspuncten, bald nur nach dem was äußerlich zu paſſen ſchien, bald nach dem Lehrinhalte derſelben, wie man ihn in ihnen allen, als ihren eigentlichen Endzweck, vorausſetzte und ſowie man ihn, meiſtens theologiſch, auffaßte. Schleiermacher's Geiſt hat zuerſt in dieſer Maſſe geleuchtet, geſchieden und geordnet: ſeit ſeinem Werke giebt es eine höhere Kritik der Platoniſchen Schriften. Nur daß wir ein, nicht nur in der Ueberſetzung, ſondern auch in den noch bei den Büchern vom Staate verhießenen Beigaben über Platon, ſeine Philoſophie und Kunſt, unvollendetes Werk empfangen haben! Und wie ſehr muß man es beklagen, daß ihn ſein Lebensgeſchäft nicht auch zu der Kritik der Ariſtoteliſchen Schriften hat gelangen laſſen, über welche er nur allenthalben zerſtreute Andeutungen gegeben hat; aber deren durchgängige Unſicherheit und Verfälſchung von Altersher bekannt und entſchieden iſt, und für deren Beurtheilung man noch nicht einmal Principien und Normen gefunden hat.

Denn freilich wurde Schleiermacher für eine lange Reihe ſeiner ſpäteren Jahre vorzugsweiſe auf das Gebiet der *chriſtlichen* Literatur hingeführt. Wir haben hier nur kurze Hindeutungen zu geben auf das, was ſeine Kritik dort geſchaffen hat. Unvollendet ſind ſeine Forſchungen über die *Evangelien* geblieben: aber ſie müſſen (während in der theologiſchen Einleitungswiſſenſchaft ſo Vieles gemeint und verſucht worden iſt, was durch den Fleiß und Scharfſinn unſerer Gelehrten nur mit Mühe noch über dem Strom der Zeit gehalten wird), *jene* müſſen ein Anhalt für bedeutende Unterſuchungen bleiben: und, wie

Digitized by Google

es mit aller vernünftigen Prüfung lauterer und würdiger Dinge geſchieht, dieſe Unterſuchungen werden immer zugleich ſowohl ſondern und läutern als befeſtigen und ſichern.

Schleiermacher konnte ſich mit einem Sinne, welcher dem Alterthume und ſeinem Studien ſo vertraut war, und bei unbefangener Anſicht, weder die Hypotheſe von Einer gemeinſamen ſchriftlichen Quelle der Evangelien noch ähnliche künſtliche Ausführungen aneignen, wie ſie die neuere Zeit beliebt hatte. Aber neben der urſprünglichen evangeliſchen Tradition, auf welche ja Alles in der älteſten Kirche hinführt, nahm er für die drei erſten Evangelien (denn das Johanneiſche ſahe er als eine urſprüngliche Denkſchrift an, und er theilte mit der alten Kirche die hohe Bewunderung für daſſelbe) noch originale Aufzeichnungen an von mancherlei Art und verſchieden benutzt von den Schriftſtellern. Die Kritik, welche er (in einer bekannten Schrift, welche, wie wir hoffen dürfen, aus ſeinem Nachlaſſe vollendet werden wird) an Lukas Evangelium übte, mochte wohl zu zuverſichtlich ſein und zu weit führen, auch läßt ſich an dem, was er jüngſt erſt über Matthäus aus dem uralten Zeugniſſe des Papias aufgeſtellt hat, eben in Beziehung darauf wie er dieſes Zeugniß gebrauchte, Manches ausſetzen. Aber das Beides konnte ſeinem Scharfſinne nicht entgehen, und es wird ſich, meinen wir, immer mehr bewähren, daß das Evangelium des Lukas das am wenigſten ſelbſtändige ſei, auch nicht habe ſein wollen, und daß die kanoniſche Form des Evangelium von Matthäus der Perſon des Apoſtels etwas ferner ſtehe, ſelbſt nach älteſten kirchlichen Meinungen. Doch während er ſo frei und kritiſch ſcheidend arbeitete, erkannte er gern und freudig den Sinn und gleichſam die höhere Ordnung an, mit welcher ſich dennoch dieſe kanoniſche Vierzahl der Evangelien zuſammengeſtellt habe.

Faſt durchgeſprochen iſt in der theologiſchen Literatur ſeine früheſte Kritik auf dem Felde der N. T.lichen Schriften, die über den 1. Brief an Timotheus. Indem er Etwas erweiſt, was man die langen Zeiten vor ihm hindurch kaum geahndet hatte, daß dieſer Brief einen nichtpauliniſchen Klang habe, legt er ſich faſt gewaltſam ein Geſetz der Mäßigung auf in Beziehung auf den 2. Brief und den an Titus. Man fand aber bald, daß die drei unter Eine Kategorie gehörten: doch die Allermeiſten haben der Kritik Schleiermacher's und ſeiner Nachfolger widerſprochen, bis ſich ausgleichende, und, wie uns dünkt, die wahren Urtheile herausgehoben haben. Denn das iſt durch Schleiermacher entſchieden und ſicher geworden, daß man die Authentie dieſer Briefe nur dann zu vertheidigen vermöge, wenn man eine genügende Erklärung der nicht Pauliniſchen Sprache bei einer Abfaſſung durch Paulus, zu geben im Stande ſei.

Hat Schleiermacher zu wenig für die eigentliche Auslegung der bibliſchen Urkunden gethan, ſo mögen wir dieſes nur beklagen, und ſchon ſeine unmittelbaren Schüler (wir wollen nur Lücke nennen) haben Manches in ſeinem Sinne vollbracht, was ihm nicht auszuführen, oder auch nicht anzufangen vergönnt war. Doch mag Schleiermacher da wo er die eigentliche Schriftauslegung geübt hat, oft weniger glücklich geweſen ſein: er war zu ſehr Kritiker, zu ſehr Dialektiker, auch zu lange nur Ausleger der Alten, und zwar der tiefſinnigſten und gebildetſten, geweſen; endlich beſchäftigte ihn die praktiſche Behandlung jener Urkunden zu ſehr, daß nicht auch die wiſſenſchaftliche Auslegung Etwas von der freieren, mehr anwendenden, Art und Methode von jener hätte annehmen ſollen. Die Bücher des A. T., welche ihn der Sage nach (und wie man bei Dem ſchon vorausſetzen kann, welcher nirgends obenhin und von Außen herein oder nur mit der Meinung Anderer forſchte und urtheilte) früherhin viel beſchäftigt hatten, blieben von ſeinen theologiſchen Arbeiten ausgeſchloſſen. Sie ſtanden aber ſchon in ſeiner Denkart in einem, ohne Zweifel zu ſehr entfernten, Verhältniſſe zu der chriſtlichen Sache und zur Kirche und ihrer geiſtigen Leitung.

So hat ſich denn ſein Geiſt gebildet, bewegt, erwieſen: wie ein helles Geſtirn überall, wo er erſchienen iſt, in der Schule und in der Wiſſenſchaft nach allen ihren Seiten hin. Aber, wir haben geſagt, gleichmäßig mit dem Geiſte, und eben ſo vollendet wie ſeine Intelligenz, habe ſich auch ſeine Kraft, praktiſch, würkend und ſchaffend erwieſen.

Das war ja ſeine eigene, ſtete Anforderung: lebendige Theilnahme und Würkſamkeit überall; Geiſt und Wiſſenſchaft in allſeitiger Anwendung und als Wahrheit im Leben; die Welt im Einklange mit der Idee. Und daß er dieſer Forderung an ſeinem Theile genügt habe, im weiteſten, reichſten Sinne, in Wort und That, mit Begeiſterung und Weisheit: dafür bedarf es keines Zeugniſſes, keiner Darſtellung: das hat die öffentliche Meinung längſt gewußt und bekannt. Darum galt ihm der Lehrerberuf und im kirchlichen Leben die Predigt ſo viel, er ſahe ſie beide als das Ziel und als die Bewährung der Bildung an; und wir wiſſen was er in dieſem zwiefachen Berufe ſelbſt geweſen ſei.

Doch auch weit in das öffentliche Leben hinaus drang ſein Gedanke und reichte ſein Eifer. Die Lehre vom Staate und die bürgerlichen Pflichten und Rechte beſchäftigten Geiſt und Gemüth Schleiermacher's ununterbrochen, auch in ſeine Lehrerthätigkeit hatte er dieſe Gegenſtände aufgenommen: wiewohl er nur ſeltener, und niemals außerhalb der wiſſenſchaftlichen und religiöſen Sphäre, nie blos für die oberflächliche, übereilende Meinung der Menſchen, immer aber verſöhnend und ordnend, ſeine Stimme über einzelne Verhältniſſe und Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens erhoben hat. Dagegen hat er gern über Alles öffentlich geſprochen, was in einem näheren Zuſammenhange mit ſeinem Berufe in dem Leben ſtand. So über die Idee und die Anordnung der Univerſitäten im deutſchen Sinne, ſo von vielen Seiten über die Einrichtung der Gottesverehrung, und über das Verhältniß der evangeliſchen Kirche zum Staate, über dieſen ſchwierigen Gegenſtand, welcher, wie Schleiermacher wohl erkannte, entſcheidend und völlig weder durch die Schule noch auf äußerlichem Wege, ſondern nur durch den guten Geiſt und eine zuſammenwürkende Geſinnung geordnet werden kann. Doch wie er für die Ehre ſeines Vaterlandes überhaupt gedacht und gewürkt hat, in Glück und Unglück, lehrend, ermahnend und begeiſternd: das hat ſeinem Namen bei ſeinen Volks= und Zeitgenoſſen einen unſterblichen Klang gegeben.

Aber die Thätigkeit, mit welcher er in dem Leben würkte, würde weder die Kraſt und den Eifer, noch dieſe Richtung, noch den Erfolg gehabt haben, wie ſie bei ihm aufleuchteten, wenn ſie nicht aus einem guten Geiſte des Lebens hervorgegangen wäre. Das Unedle und Unheilige ſpannt ſich, auch wo es verſtändig und hochgebildet ſein mag, umſonſt zu kräftigem, anhaltenden Thun und Würken an, es gelingt ihm nicht auch nur zum Scheine die gute Sache im Menſchenleben zu fördern; und nach dem alten herrlichen Spruche, die Welt vergeht zuſammt ihrem Gelüſte und ihrem Wollen. So führt uns denn das, was wir von der praktiſchen Trefflichkeit Schleiermacher's zu ſagen hatten, auf ſeine ſittliche und fromme Geſinnung hin, wie ſie beide im Bunde mit einander und mit ſeiner geiſtigen Ausbildung und wie ſie ſo rein und hoch beſtanden haben.

Es könnte dem, welcher ſich im Zuſammenhange mit ſeiner Denkart, wie er ſie ſtets voll und lebendig geäußert hat, und mit ſeinem Würken erhalten hat, oder der da fähig iſt, ſie anzuerkennen, auffallend ſein, daß es hier gerade Zweifel gegeben haben könne: Zweifel an der Beſtändigkeit oder an der Lauterkeit ſeiner Geſinnung. Laßt uns, aber nur um den Blick frei zu erhalten, und nur mit Einem Worte bei dieſem Widerſpruche verweilen. Wir wiederholen es: wir trennen weder bei Schleiermacher noch ſonſt bei einem Manne ſeiner Art und Sprache, die Geſinnung und ihre Aeußerung im Leben; gewiß war Schleiermacher ſo wie er ſich gab und wie viele innige Zeugniſſe hat dieſes nicht gefunden! aber hier haben wir nur von dem zu reden, wie er ſich ausgeſprochen hat. Auch wollen wir hier nur von jenen Zweifeln auf Einer Seite hin, der ſittlichen, handeln: die Widerſprüche der andern Art, die gegen ſeine religiöſe Denkart, haben mehr auf dem Gebiete der Lehre gelegen, und wir werden auf ſie im folgenden Abſchnitte Rückſicht nehmen.

Kaum würde es jetzt noch eine Erwähnung verdienen, da es doch in der ſittlichen Denkart dieſes Mannes auch als Vorwurf viel zu iſolirt ſtehen würde, wenn es nicht die Leichtfertigkeit in der Perſon des Herren H. Heine jüngſt aufgegriffen hätte, um einen großen Namen dem Auslande Preis zu geben: daß es eine Zeit gegeben habe, da von Schleiermacher „vertraute Briefe über Fr. Schlegel's Lucinde" geſchrieben worden ſeien. Man würde dieſe Erſcheinung (die Abfaſſung jener Briefe durch Schleiermacher vorausgeſetzt) wenigſtens in einer andern Weiſe erwähnt haben, wenn man Zeit und Verhältniſſe erwogen, oder wenn man auch nur das getadelte Buch ſelbſt gekannt hätte.

Die Grenze des 18. und 19. Jahrhunderts kündigte ſich in der deutſchen Literatur mit großen Bewegungen, großer Gährung an. Es trat, aber in einer höhern Potenz, und unter weit kräftigerem Ringen und ſtärkeren Schlägen, bei den Begabteren wieder eine ſolche Auflehnung ein gegen das Beſtehende, in Meinung und Denkart, als gegen Todtes, Rohes, Beſchränktes, wie in der Epoche, in welcher vormals Göthe auftrat. Dieſer Gegenſatz ſchlug freilich, jetzt auch noch offenbarer, in übertreibende Richtungen und Aeußerungen um. Das war auch die Zeit des „Athenäum" und die Art ſeiner Stifter, beſonders Friedrich Schlegel's. Schleiermacher war ihnen, wie bekannt, wiewohl immer mit Mäßigung und mit tieferem Verſtändniſſe, in der freien Regung, in der Lebendigkeit des Geiſtes eng verbunden. Es iſt gewiß, daß jene „Lucinde" eben eine ſolche Uebertreibung im Sinne jener Oppoſition war, daß ſie, wieviel Licht und Glanz der Phantaſie in ſie gelegt worden ſei, ein unedles, undeutſches Erzeugniß geweſen: und gewiß iſt auch das, daß jene „Briefe" ſo wenig wie ähnliche Schriften aus derſelben Veranlaſſung, eine rechtfertigende Darſtellung des urſprünglichen Sinnes des Buchs haben ſein ſollen. Sie waren eine Entſchuldigung des Freun=

Digitized by Google

des und des deutſchen Volkes, indem ſie eine mögliche *geiſtige*, ſittlichere Tendenz der Schrift entwickelten: und um den Sinn des Verfaſſers zu erkennen, muß man das Für und Wider, wie es in den Briefen kunſtreich dargeſtellt wird, zuſammenfaſſen, man muß auf dasjenige wohl merken, was in den vertheidigenden Briefen nicht entſchuldigt wird: aber denkt man an Schleiermacher, ſo muß man vor Allem erwägen, daß dieſe Briefe in dieſelbe Zeit der Abfaſſung fallen, in der ſich unter anderen die hohe Sittenlehre ſeiner „Monologen" ausgeſprochen hat.

Sollen wir noch hier die Beſchuldigungen erwähnen, welche ſich in Beziehung auf die Streitſchriften Schleiermacher's oft haben vernehmen laſſen: daß ſie ſchroff, bitter, ſpottſüchtig, daß ſie nicht im Sinne des Sittenlehrers, geſchweige des Lehrers vom Evangelium, geſchrieben ſeien? Er ſelbſt hat gelegentlich darüber Manches geſagt, und wir bekennen, daß uns die Sache vollkommen lauter und recht erſcheine. Es liegt Vieles, was die Meinung Einiger am ſchwerſten aufnahm, nur in der Form jener Schriften, zum Theile in der Weiſe, welche Er ſich angeeignet hatte; er hat niemals, und wie hätte es dieſer vermocht? den Menſchen geläſtert, deſſen Sache er verwarf: und hat er jemals für *ſeine* Perſon auch nur Ein Wort geſprochen? Endlich mag es wohl auch noch jetzt an der Zeit ſein, daß Männer ſolcher Gaben und dieſes Namens Aufſicht und Gericht über Sinn und Meinung im Volke halten. Denn unter hohen Geſinnungen, herrlichen Thaten, großen Reſultaten, klingt doch unausſprechlich viel Thorheit durch dieſe Zeit.

Nein, ſo wie ſich Schleiermacher gegeben hat, ſo und nicht anders mögen und ehren wir die Geſinnung der Sittlichkeit, wie der Religion: und gerade jene Schriften, in denen ſein Eifer Wunden brannte und ſein Geiſt ſchneidend eindrang, jene Streitſchriften zeigen, worauf es ihm im Leben am meiſten ankam, ebenſo klar, wie wo er dieſes eigentlich darſtellen wollte. Die „Kritik der Sittenlehre" in Andeutungen, die jugendlich idealen „Monologen", um von Andern zu ſchweigen, können uns dieſes ſo lange ſagen, bis Schleiermacher's „Sittenlehre" aus ſeinem Nachlaſſe hervorgegangen ſein wird.

Lebendigkeit, Geiſtigkeit, Freiheit, Freundſchaft: dieſes ſind die Ideen, in denen ſich der Sinn, die Rede, die Begeiſterung Schleiermacher's regte und ausgeſprochen hat. Es ſind diejenigen, auf welche zuletzt alle wahrhafte Menſchlichkeit zurückführt, und in denen ſich Alles vereinigt, was von Anbeginn unter den Menſchen gut und edel geheißen hat: diejenigen, in denen allein ein jedes Leben ſeine Genüge und Kraft und ſeinen Stolz finden muß. Die Trägheit und Abgeſtorbenheit, die Rohheit und Geiſtloſigkeit, die Unterdrückung menſchlicher Entwickelung und des Menſchenlebens, die Gefühlloſigkeit, die Selbſtſucht, und wiederum der Verrath an der Freundſchaft: dieſes waren die Gegenſtände ſeines Haſſes, und unter ihnen ſind freilich einige Götzen und einige Schwächen dieſer Zeit.

Der freie und edle Mann verabſcheut nichts mehr als die Heimlichkeit, das Verſtellen, das Heucheln. Es iſt unbegreiflich geweſen, wie man Schleiermacher auf irgend einer Stelle des Lebens auch nur von fern ſolcher Eigenſchaften habe anklagen können: dennoch hat man es bisweilen wenigſtens in ſeinem Verhältniſſe zur Kirche gethan. Aber in ſeinem offenen Sinn erklärte er ſich, ſchneidender als je ſonſt, und ſogar wie herausgetreten aus den perſönlichen, und faſt auch aus den amtlichen Verhältniſſen, damals, als eine unbegreifliche Uebereilung auch redlicher Männer von weitverzweigten, geheimen Bündniſſen im Volke berichtete, durch welche alles Beſtehende, alles Rechte und Heilige, unſicher und gefährdet würde. Zweierlei entrüſtete ihn: daß dieſe hingeworfene Meinung der heuchleriſchen Selbſtſucht und dem tückiſchen Verrathe erſt einen Anlaß geben könne ihr heimliches Werk zu treiben, und daß man einem wackeren Volke, das laut und kräftig genug geſprochen und gethan hatte, ein geheimes Verbrechen beimeſſen wollte.

Aber wie die Sittlichkeit Schleiermacher's ſo heiter, menſchlich war als beſtimmt und ernſt, ſo war es auch ſeine *religiöſe* Geſinnung. Wir dürfen hier dem nicht vorgreifen, was wir in der folgenden Abtheilung über ſeine Religions*lehre* zu ſagen haben. Aber die religiöſe Anſicht, welche bei ihm ebenſo ſehr aus Geſinnung hervorging, als ſie eigentlich nur Geſinnung war, hatte viel Eigenthümliches in Vergleich mit dem, was in der früheren Zeit gegolten hatte: doch ſie führte eben die Religion auf ein menſchliches, freies Gebiet zurück.

Die Beſtimmung der „Reden über die Religion," dieſer gefeiertſten unter Schleiermacher's Schriften, war ebenſo ſehr gegen die gangbaren Lehren über Religion, als gegen ihre Verächter gerichtet. Sie ſollten derſelben ein eigenthümliches Gebiet im menſchlichen Gemüthe, aber auch eine allumſchließende Macht im Leben behaupten und ſichern: nachdem, weniger das Leben als die Schulen, ſie bisher meiſtens nur in beſchränkten Formen, als Dogma, als Cultus, oder zuletzt auch, in der Kantiſchen Lehre, als Moral, aufgefaßt hatten. Und dieſes iſt die Stelle der Religion in allen Lehren Schleiermacher's: daß ſie überall und im ganzen Leben das Göttliche aufnehme und halte; vornehmlich aber in den Momenten der Erregung, zur Freude (wie es die herrliche „*Weihnachtsfeier*" ausführt) zum Danke, zur Erhebung, die göttliche Bewegung des Geiſtes erkenne. Freilich wo die Religion zur großen Geſinnung wird, ſpricht ſie ſich innerlicher, ſo zu ſagen ſubjectiver, aus über das Göttliche und Unſterbliche, aber ſie leugnet es nicht.

Religion und *Evangelium* waren in Schleiermacher's Denkart gleichbedeutende Begriffe und im Leben Eines. Daher galt ihm das Chriſtenthum auch als Sache der Geſinnung: nicht als todter Begriff, als äußerliche Lehre und Form, oder als Cultus. Es war auch ganz dieſelbe Art, wie er die Begeiſterung für Religion und für das Evangelium ausſprach, und wie er meinte daß es überhaupt geſchehen müſſe. Für eine Geſinnung ſoll, ja kann man nur lehrend und nur durch die Sache bewegt und anregend ſprechen. Gerade dieſes iſt der Charakter der *Predigten* unſeres Meiſters: man hat ſie mit Recht „unvergleichliche" genannt, und ſie erinnern an das Edelſte, was das chriſtliche Alterthum damals, als ſich antike Redekunſt mit evangeliſcher Begeiſterung vermählte, hervorgebracht hat. In treuer, ſtetiger Entwickelung, darum auch demjenigen überall klar, welcher ihnen mit Sinn und Seele folgt, in ſtetem Zuſammenhange mit der Idee und der Geſchichte des Evangelium, nur auf das Weſentliche und Nothwendige gerichtet; verſchmähen ſie jede fremde Kunſt, jeden herbeigeholten Schmuck; und wo ſich die Sprache erhebt, da geſchieht es nur in den heiligen Tönen der urchriſtlichen Zeiten: Alles ſpricht und würkt in ihnen nur durch die Sache. Und ſo war ſeine Rede ſchon damals, als die dichteriſche Phantaſie noch oft auch in ſeinem Gemüthe Wellen ſchlug und bildete: er urtheilte eben, daß die Religion nicht anders ſprechen ſolle.

Rede bei dem Antritte des Prorectorates der Univerſität Jena *).

Als die erhabenen Geſetzgeber eine alte, würdige Sitte erneuten, indem ſie den Wechſel der Verwaltung bei unſerer Anſtalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Abſicht, den Redner *nur ſich* ankündigen, und von ſich, oder nur aus dem unmittelbaren Kreiſe ſeines Forſchens und Würkens ſich ausſprechen zu laſſen. Ja, ſelbſt dieſer Ort und dieſe Verſammlung erheben *andere* Anſprüche an den Redner und an ſein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem *Ganzen* an: und er ſoll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieſer Verſammlung, ſich *ſelbſt* in dieſer ſeiner Beſtimmung noch bewußter und klarer werden; er ſoll in ſeinem Worte die Meinung von ſich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, ſo auch in ſeinem Denken und ſeiner Berufsanſicht, nicht erſt jetzt das *Ganze* zu erwägen und zu umfaſſen beginne; es ſoll endlich an dieſen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns *Alle* berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die *Wiſſenſchaft* aber iſt es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinſam beſeelen ſoll, Verehrte Verſammlung: *ſie* hat dieſe Hallen erbauet und geweiht; und dieſe Anſtalt begründet, für welche wir Alle, Ehrwürdige Väter und Amtsgenoſſen, zu leben und zu würken berufen ſind. Und, hat man die Wiſſenſchaft von jeher und mannichfach, in Anſtalten und Vereinen geehrt und gepflegt; von Einer Seite beſonders gehört ſie *dieſen* Anſtalten an: und dieſes iſt die *Freiheit*. Ich erbitte mir daher Ihre Aufmerkſamkeit für das, was ich hier in den allgemeinſten Umriſſen, über *die wiſſenſchaftliche Freiheit*, an ſich und in Beziehung auf die Bedeutung der Univerſitäten, welche ſie auszuführen beſtimmt waren, darlegen werde.

Wo das menſchliche Leben aus der ſinnlichen Roheit, aus den Feſſeln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geiſteszwange, oder aus den Schreckniſſen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, ſich zur *geiſtigen Regſamkeit* emporgearbeitet hat; wo es alſo eine *Wiſſenſchaft* giebt, ein Streben, ſich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man ſie, die man ſelbſt in der freien Entwickelung des Geiſtes *gewonnen* hatte, fortwährend mit der *Freiheit* zuſammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wiſſenſchaft, ſelbſt in der Sprache des Volkes ſo, daß man ſie des *Freigebornen* würdig nannte; und man meinte damit den Geiſt, die Lebendigkeit und

---

*) Aus: Ueber wiſſenſchaftliche Freiheit an ſich und in Beziehung auf die deutſchen Univerſitäten, von Dr. Ludw. Fr. Otto Baumgarten-Cruſius. Jena, 1826.

Digitized by Google

die Erhabenheit derſelben, wie ſie dem Sklavenſinne immer fremd wäre. Auch in dem äußeren Leben ſuchte ſich die Wiſſenſchaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stäten: ſie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Geſellſchaft und die Anmaßungen der Schulen, ſtrebte in dem philoſophiſchen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeſchränkung; ſie trat in ſolchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländiſchen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wiſſenſchaft ſuchte ſich endlich in jenen Anſtalten zu beſtimmen und feſtzuſtellen, in den Univerſitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen, Begriffe; allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet: während ſie doch auch oft wieder, theils in Misdeutungen, theils in Rückſchritte von dem, was ſie ſchon erreicht hatte, verfiel, und nur in unſerer Zeit, wenigſtens auf eine beſtimmte Einſicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wiſſenſchaftlichen Freiheit, welche ſich da, wo ſie herrſchen ſoll, und in dieſen Anſtalten beſonders, beiſammen finden ſollen; und ſie ſtellt ſich zuerſt als eine Freiheit des Lebens für die Wiſſenſchaft dar.

Das äußere Leben hat, neben ſeinen unabweisbaren Bedürfniſſen, auch eine Menge von Anforderungen, in Beziehung auf die Einzelnen und auf die Geſellſchaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß; und, um es zuſammenzuhalten und zu ordnen, um es erſprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Geſellſchaft, welche eben dieſe Zwecke hat, einer ſtrengen Form und Verwaltung, und oft eines heilſamen Zwanges. Aber das geiſtige Leben iſt ſo zart, es iſt ſo leicht zu ſtören und zu hemmen, und ſo ſchwer wiederhervorzurufen, daß man es ihm, und beſonders in ſeiner reichſten Entwickelung, in der Wiſſenſchaft, immer gern zugeſtand, ſich von jenen Verhältniſſen entfernter zu halten. Gewiß hat dieß ſeine Misbräuche gehabt; und die Trägheit, die Selbſtſucht, der böſe Wille hat oft die Gunſt benutzt, welche der Wiſſenſchaft geworden war, ſie haben ſie oft gebraucht, um ſich aus dem bürgerlichen Leben herauszuſtellen, oder ſich ihm entgegenzuſetzen. Auch jene lebensloſe, erheuchelte Vollkommenheit, welche ſich aus der Geſellſchaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beſchauung dazuſein; indem ſie mit der gemeinen Sorge, Leben, Gemeinſamkeit und Menſchenpflicht ſelbſt aufgab; ſie, welche, im Geleite von unzähligen Irrthümern, auch in die Kirche eingedrungen war: auch ſie gieng aus dem Misbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menſchen immer dem Geiſte, dem Gedanken, der Wiſſenſchaft, gehuldigt hat. Und oft ſuchte doch dieſe ſelbſt gerade am wenigſten das, was man ihr gern einräumte: ſich ſelbſt genug, begeiſtert und eifrig zu handeln und zu würken, ſich und das Leben dabei oft miskennend, ließ ſie ſich oft in den Menſchenverkehr und ſeine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Anſprüche der Wiſſenſchaft auf die Freiheit des Lebens, zu beachten und zu wahren. Möge ſie ſich in ihren Beſtrebungen und Reſultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, ſo gehören ſie doch immer der Menſchheit an: mögen ſie im näheren Zuſammenhange mit ihm ſtehen, ſo bereitet ſie Geiſt und Kraft für daſſelbe, ſo gewährt ſie Würdigkeit für alle Verhältniſſe, ſo hat man ſie, als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geiſtes giebt, da möge man es ſich nicht verbergen, daß in dem verletzten Inneren, immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöſt werden. Aber jene Freiheit iſt der Wiſſenſchaft angemeſſen, und, wenn man ſie ihr zugeſteht, ſo achtet man die Würde des Geiſtes ſelbſt: und ſie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daſeins. Die Laſten alſo, welche dem äußeren Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Geſellſchaft; Verhältniſſe, welche in das Gemeine herabziehen oder ſich mit dieſem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen ſich Sinn und Seele herabſtimmen, und jene ſtrenge Form im Leben; ſie ſind der Wiſſenſchaft nicht angemeſſen. Wieviel weniger darf die niedere Lebensſorge, wenn ſie auch durch das ſtarke Gemüth beſtanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beſchränken und trüben, wenn nicht das geiſtige Leben zuletzt verkümmern ſoll!

Und dieſes erkannten Alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her, für die Wiſſenſchaft, als ihre Begünſtiger, eifrig waren: als dieſe Anſtalten für ſie gegründet wurden, war es der erſte Gegenſtand, den man beachtete, und es iſt, wenn immer auch nur das äußerlichſte, doch ein weſentliches, Moment der wiſſenſchaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des Griechiſchen Lebens, zu welcher das Schwerdt den Weg gebahnt hatte, zu einer geiſtigen Verſchmelzung zu machen: gaben ſie den Wiſſenſchaften, denen ſie eine Stäte bei ſich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer ſelbſtändig und in geſicherten, reichen Verhältniſſen ſein; ſie ehrten ſie und ihre Werke: und, hätten ſie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, ſo haben ſie doch unſterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunſt jener Zeiten, ihr geſunkener, ermatteter Geiſt, ſie das nicht erreichen laſſen, was ſie verlangten und hofften: die Alexandriniſche Wiſſenſchaft blieb ohne den tieferſchöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches in ihr wiederhergeſtellt werden ſollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienſt für jene Zeit und für die Nachwelt, iſt geblieben; und während die Prieſter in dunklen Zügen aus ihrer uralten Weisheit dieſe Könige vergötterten, ſprechen Werke und Erfolge der Wiſſenſchaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menſchliches Verdienſt. Als, ihnen vornehmlich nacheifernd, die glanzvollen arabiſchen Herrſcher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer ſelbſt in das Abendland hereinführte, ſich für die Wiſſenſchaft beeiferten; gaben ſie den Bekennern und den Anſtalten, welche ſie gründeten, vor Allem Freiheit, Wohlſtand und Ehre. Die chriſtlichen Fürſten ſtrebten ihnen nach, und ſelbſt in der ſeelen- und tugendloſen byzantiniſchen Herrſchaft traten Einzelne auf, welche es erſchreckte, in der Begünſtigung der Wiſſenſchaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wiſſenſchaft, blieb ſie ſich dann Jahrhunderte hindurch ſelbſt überlaſſen, um ſpäter in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöſter, wie ein Geiſt aus den Gräbern des Alterthums, wieder ſichtbar zu werden. Aber als im eilften Jahrhundert ſich jene freien Schulen der Wiſſenſchaft bildeten, indem ſich um das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Schaaren von Jünglingen verſammelten; ergriffen bald viele Herrſcher im Abendlande dieſen Anlaß, die Wiſſenſchaft würdig und angemeſſen zu ſtellen: und, um ſie nicht nur ſorglos und geachtet, ſondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen ſein zu laſſen, nahm ſich die Kirche jener Anſtalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stäte für das geiſtige Leben ſein wollte, und in ihren Freiſtäten ſchon langeher, wenn auch nur im beſchränkten Sinne, die Wiſſenſchaften beſchirmt und gepflegt hatte; erklärte die Univerſitäten für ihre Sache; ſie gab ihnen und ihren Genoſſen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener: und, haben auch andere Rückſichten eingewürkt, hat auch die Kirche dann ihr Geſchenk, ſelbſt gegen den Empfänger, wie gegen die bürgerliche Ordnung, gemisbraucht; dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche ſie ausſprach. Als die Kirche die Herrſchaft immer mehr verlor, und als dieſe endlich in einer neuen Ordnung der Dinge untergieng; wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geſchenk der Freiheit ſchmälern, wie ſie auch ſonſt die Anſtalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es iſt keine beſchränkte Anſicht unſeres Standes und Würkungskreiſes, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und ſeine Verhältniſſe aufzufaſſen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menſchlichen Standpunkte aus, und für ſolche Zwecke anzuordnen, und ſelbſt das Bewußtſein, daß man das Rechte und Gute wolle, ſeit daher ſich immer in dieſer Begünſtigung ausgeſprochen habe, in welcher man die Wiſſenſchaften ſelbſt zu ehren glaubte. Oft gab oder geſtattete man ſelbſt mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlſtande, der Ehre, welche man den Anſtalten und ihren Genoſſen einräumte, wollte man auf jede Weiſe, und ſelbſt den Schein meiden, das geiſtige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen; und vertraute übrigens dem Geiſte, welcher in ihnen herrſchte, daß er ſich in allen Verhältniſſen immer mäßigen und ordnen würde.

Indeſſen liegt die wiſſenſchaftliche Freiheit bei weitem nicht in dieſen Verhältniſſen allein; ſie ſind nur das Aeußerlichſte von jener. Die Wiſſenſchaft ſelbſt ſoll frei ſein, ſo wie ſie ſich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und dieſe Freiheit iſt Etwas, was ſie ſich ſelbſt geben ſoll, und wofür ſie nur das anſprechen darf, daß man ſie nicht hemmen und beſchränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß ſollen ſchon in ihren Gegenſtänden unbeſchränkt ſein. Der Menſch hat ſeine Beſtimmung eben ſowohl im Gedanken, wie in dem würkſamen Leben; und ſelbſt Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beſchränkt werden, wenn es für ſein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder, wenn ſich ihm nur die Furcht vor ſolcher Beſchränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geſchichte der Menſchenwelt, ihre Verſchiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie ſie ſich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wiſſenſchaft, ihres Glaubens, ihrer Kunſt, darlegt: der Zuſammenhang endlich von Natur und Menſchenwelt mit dem Geiſterreiche und mit der ſtillen Welt des Geheimniſſes: es muß Alles dem menſchlichen Geiſte aufgeſchloſſen ſein und bleiben; denn er hat das Vermögen, er hat die Beſtimmung dafür in ſich, und ſie kündigen ſich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen ſeines geiſtigen

Digitized by Google

Strebens an. Zwar giebt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wiſſenſchaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit: es giebt ein geheimes Weſen im Inneren des Menſchen, ſeinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewiſſe Grenzen beſtimmen wollen für dieſen Glauben, und, wieviel einem Jeden auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erſcheinen ſolle. Fordert man unbeſchränktes Denken; ſo ſoll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet ſich die Anforderung der Wiſſenſchaft überall hin aus; denn ſie will Alles nur mit Ueberzeugung, erwogen und geprüft aufnehmen, und in ihrer Einſicht ſoll es wenigſtens mit Klarheit und Sicherheit daſtehen, wo die Grenze zwiſchen dem Erkennbaren und dem Geheimniſſe, dem Weltlichen und dem Ewigen ſei; es ſoll die Verbindung wenigſtens erkannt werden, welche zwiſchen dieſen Reichen Statt hat; und, je beſcheidener außer ihren Grenzen, deſto entſchiedener will ſie auf ihrem Gebiete ſein.

Die Wiſſenſchaft ſoll frei ſein, auch in ihrer Entwikkelung und in dem Intereſſe, von welchem ſie belebt und angeregt wird. Man ſoll das Weſen und Leben derſelben nicht aufhalten, und nicht zu dämpfen ſuchen: und, wenn es nicht ſchon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es ſich auch nicht ſelbſt widerſpräche, es, im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beſchränken, und Alles nicht ſo einer willkührlichen Beſtimmung anheim fallen müßte; ſo wäre es ſogar gefährlich, weil das geiſtige Leben in ſeiner Beſchränkung, immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünſtelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei, verfällt. Man ſoll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlaſſen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: ſie nicht Formen unterordnen, welche ſie ſich nicht ſelbſt gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müſſen; oder ſie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen; und am allerwenigſten die Idee der Wiſſenſchaft in dieſen Sklavendienſt hingeben. Aber ſie ſoll es auch nicht ſelbſt thun; und gewöhnlich iſt ſie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn ſie ſchon ſelbſt ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich ſoll ſie ſich dann vor dem Geiſte der Schulen hüten, in welchen ſich immer menſchliches Anſehen, ſtehende Formen, Verſchrobenheit der Richtung, Unduldſamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und ſolche Freiheit ſuchten die würdigen Freunde der Wiſſenſchaft immer für dieſelbe; aber ſie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit ſeinem Glanze und ſeinen Idealen zeigt ſich uns nur ſelten. Da wo nicht das ausgeartete Prieſterthum geherrſcht hat, und man die wiſſenſchaftliche Freiheit ſelbſt haßte, begünſtigte das Alterthum oft nur die Wiſſenſchaft, als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menſchengeiſtes, es ſcheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkührlichen Formen, in die Nacht ſeiner Heiligthümer fallen ſollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben ſuchte; und, ſeit es eine Wiſſenſchaft giebt, ſind Märtyrer derſelben, und ſo der verkehrten Sitte, wie dem falſchen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geiſt, der der Religion, iſt der Gedankenfreiheit günſtig, und hat ſie hervorgerufen, weil er das Geiſtige umfaßt, weil er an gleiche Menſchenwürde glaubt, weil er ſo erhaben als menſchlich iſt. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabiſchen Herrſcher, obgleich in den Feſſeln des Islam, dieſe Freiheit an; und, wenn ſie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, ſo wußten ſie die Wiſſenſchaft mit ihm auszugleichen, indem ſie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forſchungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrſchende Kirche des abendländiſchen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie ſie von den Bekennern der Wiſſenſchaft gefordert wurde; weil ſie verdorben, weil ſie nicht im Lichte, weil ſie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anſtalten nur das Aeußerliche dieſer Freiheit, indem ſie dieſelben getrennt von der Schule erhielt; aber ſie ſcheute die Weisheit, ob ſie gleich ihren Haß gegen ſie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer ausſprach; ſie legte dieſe Anſtalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einſamkeit und der ſtillen Buße, ſondern einem werkthätigen Dienſte der Kirche lebten: ſie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen, oder die Seele zu erregen ſchien, verwarf die geiſtigen Lehren, welche ſich in der Form platoniſcher Gedanken ausſprachen; und ließ der Wiſſenſchaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beſchränkende, Lehrform in dialektiſchen Formeln. Und ſie ſchritt nun weiter gegen die Geiſtesfreiheit vor, als es je geſchehen war, weil ſie tiefergreifende Mittel hatte: ſie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, ſie wollte Gedanken, Glauben und Gewiſſen beſchränken, und ſo war jene bürgerliche Freiheit, welche ſie der Wiſſenſchaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geſchenk für den Geiſtesdruck, welchen ſie übte. Es war die Nacht gekommen; und die Wiſſenſchaft ſelbſt, welche ſich ſo frei und rege angekündigt hatte, begab ſich immer williger und immer unwürdiger in den Dienſt, ſo dieſer Kirche als der Schulen. Dennoch beſtand dieſe Forderung der Freiheit, für die Wiſſenſchaft, wie für die Kirche ſelbſt, in den Seelen Einzelner: abſichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schulen verbargen ſie, und bereiteten die Herrſchaft des freien Geiſtes vor: und, als die Wiederherſtellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höhern Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde ſie auch ſogleich für die Wiſſenſchaft, und ſelbſt da, wo man ſich den Neuerungen widerſetzte, in Anſpruch genommen. Aber nur ſpärlich kam es dazu, ſie würklich auszuführen; und die Wiſſenſchaft ſelbſt erlag ſehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsſtreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Misdeutung und den Misbrauch abwehren, ohne der Sache ſelbſt zu nahe zu treten; und, indem ſie die kirchliche Herrſchaft vernichteten, ſtellten ſie eine der Formeln auf, unter welcher ſich Geiſt und Sinn faſt noch ſchwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil ſie das Denken ſelbſt beſtimmen wollte. Doch mit der ausgeſprochenen Idee iſt auch immer die Möglichkeit, und die Aufforderung gegeben, ſie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armſelige, Form abzuwerfen, in welcher ſie ſich urſprünglich ausſprach. Und ſo hat auch dieſe unſere Anſtalt, wiewohl ſie urſprünglich unter jener Herrſchaft des Buchſtabens und für dieſelbe geſtiftet war, ſich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wiſſenſchaft erhoben; und iſt, begünſtigt von erleuchteten Fürſten, von langen Zeiten her ſelbſt eine gefeierte Stäte und Zuverſicht für daſſelbe, und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wiſſenſchaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in ſich; und man kann ſie nicht für vollſtändig dargeſtellt halten, wo nicht auch dieſer ſich entfaltet hat oder möglich geworden iſt. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, ſie will nicht nur in ſich ſelbſt frei ſein: ſie hat auch die Aufgabe, eine geiſtige Befreiung des Lebens durch die Wiſſenſchaft zu ſein; und dieſe Anſtalten, denen wir angehören, V. V., ſind ganz beſonders dazu beſtimmt, ſie für die Einzelnen und für die Menſchheit, immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es iſt klar, und es war an ſich nie einer Misdeutung unterworfen, worin ſich dieſe Befreiung im Leben des Menſchen darlege.

Die Wiſſenſchaft giebt ihm den Geiſt, in welchem er ſich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, ſondern auch die Herrſchaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Daſein überwindet; ſie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche ſeine Kräfte und Beſtrebungen immer rege, immer beſtimmt und entſchieden, erhält; ſie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und giebt ihm die Begeiſterung für ſie, welche ihn nie in die Gewalt der Geiſtesherrſchaft fallen läßt; aber ſie legt auch hierin die Achtung vor dem Geſetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit ſteht am beſtimmteſten der Willkühr, und in unſerem eigenen, inneren Leben entgegen. Ja die Wiſſenſchaft führt zu der Weisheit; und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichſam erzwungen, zur Unterſcheidung dieſer Begriffe zu gelangen. Und in dieſem Sinne faßt dieſes befreiete Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Würkſamkeit an daſſelbe geſchehen.

Dem, welchen der Geiſt, und in ihm die Wiſſenſchaft, befreiet hat, wird es in ſeinem Seelenadel unmöglich ſein, ein Werkzeug für das Unedle zu ſein, in welcher Geſtalt es ihm auch erſcheine, und wie es ihn auch, aus ſeinem Innerem oder von Außen, zu bethören ſuchen möge. Er wird ſich ſeinen ganzen Würkungskreis geiſtig und ſittlich rein erhalten: und hier zuerſt möge ſich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in ſich den Drang, über ſich den Beruf, darauf einzuwürken, und, ein Jeder an ſeinem Theile, das Gute auch außer ſich zu ſchaffen, deſſen er ſich in ſich ſelbſt bewußt iſt: und auch hier ſoll ſich die Freiheit ſeines Geiſtes darlegen.

Die Freiheit aus Geiſt und Wiſſenſchaft hat auch hier immer nur das Geiſtige vor Augen, und um es geiſtig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher ſie ſelbſt belebt, arbeitet und ſorgt ſie immerfort, und ſo mild als kräftig, zu verkündigen, und Menſchen dafür zu gewinnen, zu bilden, zu erheben: aber ſie thut es gern und von Herzen, eben, weil ſie Freiheit iſt; ſie thut es endlich immer nur in ſtiller, ſittlicher Würkſamkeit. Und, ſelbſt berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältniſſe deſſelben, findet dieſe Freiheit aus Geiſt, immer nur Anlaß und Stoff für dieſelbe Würkſamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menſchenwürdiges zu wollen und zu ſchaffen; und ſie will auch ihren be-

Digitized by Google

ſonderen Würkungskreis nur zum Geiſtigen auf geiſtige Weiſe bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Geſetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Würkſamkeit in ihm über. Hier iſt das Geſetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Beſten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen, und allgemeine Verwirrung, vor welcher ſie ſich entſetzt, in welcher ſie ſelbſt zu Grunde gehen würde. Selbſt das Anerkannte, Beſtehende, achtet ſie, von welcher Art es immer ſei; um ſich mit ihrem Handeln daran anzuſchließen, und um es, wenn es ihr zuſteht, oder möglich iſt, nur ſchonend, allmälig und ſtill, zu verbeſſern.

Die Freiheit, die aus dem Geiſte ſtammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältniſſen, niemals umſtürzend, verletzend, gehandelt; denn ſie ſteht, ſo der Willkühr, als der rohen Kraft, entgegen, und ſie will ja eben keine Herrſchaft unter Verwirrung und Trümmern. In ſich ruhig und klar, will ſie außer ſich, für ihre Würkſamkeit und für das Gedeihen der Menſchenwelt, nur vernunftgemäßes Daſein; ſie will es nur durch Geiſt und Vernunft vorbereiten und ſchaffen, und ſie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, ſie hofft auf die Menſchheit, ſie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf dieſem Wege ſich entwickeln, daß es aufblühen und ſich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt: denn alles Unglück der Menſchen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit giebt es eine Hoffnung.

Dieſe unſere Anſtalten alſo, welche die wiſſenſchaftliche Freiheit geſchaffen hat, richteten ſich von jeher auch auf dieſe Erfolge für das geſammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens, Kenntniß und Fertigkeit verleihen: ſie waren beſtimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensanſicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu ſein. Es lag in Zeiten und Verhältniſſen, daß dieſe Beſtimmung oft nur beſchränkt aufgefaßt wurde: und, wie die Kirche ſie vormals gegen die bürgerliche Geſellſchaft und ihre Ordnung zu misbrauchen geſucht hat, ſo gab es immerfort Misdeutungen dieſer Begriffe, und die bürgerliche Geſellſchaft hat bisweilen die wiſſenſchaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen ſelbſt, und nach ihrem eigentlichen Weſen, konnte nur der Geiſt der Menſchheit hervorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber iſt, ſondern der der beſtimmten, geordneten Kraft, und des heiteren und ſtillen Würkens im ſittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht ſind dieſe Anſtalten, in denen die wiſſenſchaftliche Freiheit wohnt, unſerem Volke ſo lieb, und die Zierde des deutſchen Landes. Denn ſie ſind ſein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des urſprünglichen Sinnes behalten; und es iſt dieſes Volkes Beſtimmung gerade, geiſtig und ſittlich bedeutend zu ſein, und ſelbſt geiſtig zu herrſchen: endlich wird es nur auf dieſem Wege, und in der Würde und dem Ernſte der Geſinnung, ſich ſein Glück und den Ruhm ſeiner Väter erhalten.

Detlev Karl Wilhelm Baumgarten-Crusius,

ein Sohn des 1816 verſtorbenen Conſiſtorialrathes B-C. zu Merſeburg, ward am 24. Januar 1788 zu Dresden geboren, beſuchte ſeit 1798 die Landſchule zu Grimma und ſeit 1803 die Univerſität zu Leipzig, wo er Theologie ſtudirte, ſich jedoch nebenbei ſehr anhaltend mit Philologie, Geſchichte und neuerer Literatur vertraut machte. Nachdem er ſeine Studien vollendet und ſein Examen mit großem Lobe beſtanden hatte, wandte er ſich nach Merſeburg und privatiſirte daſelbſt, zu Zeiten mit erfreulichem Beifalle predigend. Zwei gefährliche Krankheiten, von denen er überfallen wurde, machten es ihm jedoch auf Verlangen des Arztes zur Pflicht, dieſem Beruf zu entſagen, und er widmete ſich daher gänzlich der Philologie. — Im Jahre 1810 erhielt er das Conrectorat am Gymnaſium zu Merſeburg und verwaltete daſſelbe bis 1817, wo er einſtimmig als Conrector an die Kreuzſchule nach Dresden berufen wurde. Hier blieb er bis zum Jahre 1832, außerordentlich viel Gutes ſtiftend, höchſt verdient um das ſächſiſche Schulweſen, und ging dann als Rector der Fürſtenſchule zu St. Afra nach Meißen.

Außer mehreren von ihm beſorgten Ausgaben klaſſiſcher Schriftſteller des Alterthums u. ſ. w. gab B-C. heraus:

- Vier Reden über Vaterland, Freiheit, deutſche Bildung und das Kreuz. Leipzig, 1814. 2. A. 1816.
- Die unſichtbare Kirche. Leipzig, 1816.
- Reiſe aus dem Herzen in das Herz. 2 Thle. Dresden, 1819.
- Reiſe auf der Poſt von Dresden nach Leipzig. Dresd. 1820.
- Licht und Schatten. 2 Thle. Dresden, 1824.
- Leben des Regierungs- und Conſ. Rathes Dr. G. A. Baumgarten-Cruſius. Dresden, 1821.
- Briefe über Bildung und Kunſt in Gelehrtenſchulen. Leipzig, 1824.
- Geſchichte der Schweiz. 2 Thle. Dresden, 1826.
- Mehrere Schul- u. Gelegenheitsſchriften u. ſ. w.

An einem ſo begabten Manne wie B-C. bewährt ſich vollkommen die herrliche Bildung, welche das Alterthum gibt, wenn es, in reicher Seele aufgenommen, mit dem Leben der Gegenwart in Einklang gebracht wird. Ein begeiſterter, gemüthswarmer, geſchmackvoller Redner, ſtehen ſeine Leiſtungen auf dieſem Gebiete als Muſter da und können nicht genug empfohlen werden. — In ſeinen Romanen geht er ſeine eigene Bahn. unbekümmert um die Mode des Tages, tief in das Innere der Menſchen dringend und die Regungen des Herzens bis in die leiſeſten Zuckungen verfolgend, ſtets aber mit geſundem Sinne und zarter Hand, Leben und Dichtkunſt verbindend. Eine blühende, höchſt correcte und elegante Sprache, wie ſie ſich von einem ſo reich gebildeten Manne nicht anders erwarten läßt, Lebendigkeit und Friſche des Vortrags, Wärme der Empfindung, Fülle der Phantaſie und ein köſtlicher friſcher Humor ſind eine reiche Zierde ſeiner Romane und gewähren dem denkenden Leſer einen hohen Genuß, da B-C. ſtets mit zarter Hand die wichtigſten Intereſſen des Herzens, die bedeutendſten Erſcheinungen der Lebensverhältniſſe entfaltet und darſtellt, ſtets zu hochſittlichem, ſchönem Zwecke. Ein Land, das ſolche Männer an der Spitze ſeiner höhern Bildungsanſtalten ſieht, mag ſich Glück wünſchen, denn B-C. wirkte ſtets ſegenbringend und das Rechte befördernd in allen Richtungen, denen er ſich zuwandte.

Licht und Schatten*).

Als ich in das öffentliche Leben eintrat, hatte ich ſo viel geleſen, wohl auch gelernt, daß man mir ausgezeichnete Belobungen angedeihen ließ. Ich hatte mich nie in den Mitteln beſchränkt, in den Wegen gehemmt geſehen; meine Kräfte und bedeutende Anſtrengung, wenn es etwas Neues zu erringen gab, erſtürmten Schwierigkeiten; und, wo es nicht gehen wollte, halfen mir andere, die ſchon einheimiſch waren. Was mein Werk war, galt mir allein etwas. Fremdes nahm ich bald immer vorſichtiger an. Nach und nach ſuchte ich wegzuſchaffen, auch was ich mir ſchon von ſolchen Gaben angeeignet hatte. Es war die Zeit, wo jeder Genie, Original ſeyn wollte. Ueber die Schwachen ſah ich mit Stolz hinweg. Der langſame, beſonnene Fleiß, der in tiefen Schachten mühſam das Körnlein edlen Metalls ergräbt, und nach der Perle in den Ocean taucht, erregte mein Mitleid. Wer alles in ſich trägt, iſt der Reiche und Glückliche, ſprach ich vermeſſen einem weiſen Manne nach. So übermüthig war ich, weil ich nichts weniger kannte, als mich ſelbſt.

Die Zeit, in die meine Jünglingsjahre fielen, hatte die beiden Krankheiten, die ſich entgegengeſetzt ſcheinen, Ueberſpannung und Erſchlaffung zugleich. In der langen Friedensruhe wollten wir doch etwas Bedeutendes zu thun haben, und es fehlte uns an Hebeln, die uns über die Krämerei, die öffentlich am ſchwunghafteſten war, hätten herausbringen können. Den meiſten war

*) Aus: Licht und Schatten, Darſtellungen aus der Schule des Lebens von Carl B-C. Theil 2. Dresden, 1824.

Digitized by Google

die Religion ein gutes Hausmittel, das jeder ſich nach ſeinem Dafürhalten und Geſchmack zuſammenmiſchte, und deſſen er ſich auch wohl entrathen zu können meinte, weil der Gebrauch zu lange allgemein geweſen war. Das Vaterland hatte einen Namen, bei dem ſich keiner, der vernünftig ſeyn wollte, etwas zu denken wußte. Wer einen Dienſt oder ein Gewerbe brauchte, nahm das Wort in ſeinen Mund, ſo oft er ſich des täglichen Brods erinnerte. Von der Freiheit hatten die Alten ſo viel geſprochen, und es war die höchſte Zeit, daß ſie aus der Mode kamen.

Wir hatten eine Menge großer Männer in unſerm Volke, weniger im Staate — da waren die meiſten mit ihm zugleich alt und ſchwach geworden — als in dem größern Reiche der Wiſſenſchaft. Aber von den Beſten durften wir jungen Menſchen nichts hören. Was uns zukam, war verbotene Speiſe. Manche nahmen ſie nicht aus ängſtlicher Scheu; andere konnten ſie nicht verdauen, ſo überreizt oder reizlos waren ſie. Deſto mächtiger war die Wirkung derer, die ausboten, was dem Gaumen gerade zuſagte. Erregt wollte die Zeit ſeyn. Da ſie ſelbſt ſo etwas noch nicht hervorzubringen vermochte, beſchwor ſie das Mittelalter, und lieh ihm ihre Wirklichkeit und ihren Stolz, ihre Genußſucht und die Süßigkeit viel abgekoſteter Gefühle. Der Ritterhelm deckte die kahle Scheitel, und in den Harniſch barg ſich die Bruſt, an der die Verzehrung nagte. Fehden und Fauſtrecht, Adelsrohheit und Knechtſchaft der Gemeinen, Trinkgelage und Mönchslieder, Turniere, Klöſter und Verſchmachter im Mondenſcheine, das waren die altväterlichen Geſpenſter, die in einem Geſchlecht herumſpuckten, das an Geiſt und Gemüth immer mehr erſchlaffend einen mächtigen Zauber verlangte, den es in der Wirklichkeit zu finden verzweifelte. Wenn ich an die ungeheuren Ereigniſſe der letzten Zeit, an das Aufſtehen aller Völker, wenn ich an die Erfahrungen denke, die ich ſelbſt gemacht habe, ſo erfüllt mich ein ſolcher Unwille über die verſchwendeten Jahre, die einer kräftigen Vorbereitung hätten gewidmet ſeyn ſollen, daß ich das Lächerliche zu Hülfe rufe, und mir mich und meine Genoſſen wie Leichtſinnige abbilde, die von dem tollſten Maskenball zu den wichtigſten Geſchäften des Lebens übergehen, und das Phantaſtiſche ihres Anzugs noch in halbem Taumel mit der würdigen Kleidung zu vertauſchen vergeſſen haben. Ich war halb Ritter, halb Schäfer, da ich in einen Sturm eintrat, der einen ganzen Mann verlangte.

Wo der ächte Ernſt der Seele fehlt, hat die Eitelkeit ihr ſicheres Spiel. Wir wollten wieder Deutſche ſeyn. Aber wir nahmen das alte heimiſche Gewand mit ausländiſcher Ziererei um; wir trugen es, nicht weil und wie es uns zukam, ſondern um darin ſchön zu ſeyn. Was ſoll ich Ihnen Jugendthorheiten einzeln herzählen? Ich war lange einer der erſten unter den Ritterlichen, und auch bei den Thränen- und Mondlichtleuten angeſehen durch ſchwärmeriſche Dichtungen, die in ihrem Kreiſe von Hand zu Hand gingen. Leicht erworbenes Uebergewicht verblendet. Darum zog ich vor, von den Unmündigen gefeiert zu werden, anſtatt bei den Verſtändigen mich zur Reife zu bilden. Die meiſten unter dieſen ſahen mit Bedauern auf mich und mein Treiben. Einige baten mich väterlich, ich möchte den kurzen Schimmer, in dem ich mich ſonnte, ſchwinden laſſen, und mit der Kraft, die ſie mir zugeſtanden, ein tüchtigeres Wirken beginnen. Andere gingen ſtrenger auf mich ein, und ſchlugen den Uebermuth, der ſich wie eine große Sommerblume aufblätterte, auf die breite Krone, daß es bis in den Kern ſchmerzte. Aber alles wollte noch nicht helfen. Jene ſchienen mir beengte und in mühſeligem Studium verſchrumpfte Seelen, die den Aufflug meiner Schwingen nicht verfolgen konnten, und aus Neid ihn zu lähmen verſuchten. Gegen die andern wehrte ich mich, wie ein junger Ritter in den Schranken. Nachdem ich einige ſchwache Speere gebrochen hatte, fühlte ich mich ſtark genug, ſelbſt den Handſchuh hinzuwerfen, unter großem Jubel meiner Bewunderer.

Nichts iſt geeigneter, junge Männer zu bilden oder zu verderben, als der Umgang mit Frauen. Die Natur hat dieſen ein ſicheres Urtheil gegeben, das ſie vor den Trugbildern, die uns aus dem Leben, der Schule, und der Phantaſie begegnen, in Ruhe und Frieden erhält. Aber, wie alles unter den Menſchen ſeiner Beſtimmung entgegen ſich ſonderbare Wege ſucht, hat auch dieſes Geſchlecht die eigne Leidenſchaft, aus ſeiner Natur heraustreten zu wollen. Was wir nicht ohne Schaden für unſere Unbefangenheit durcharbeiten müſſen, wollen ſie ſich auch zum Geiſtesſpiel machen. Was uns erhebt, und oft, im Kampfe des Gefühls und der Anwendung, uns das Herz erdrücken möchte, das ergötzt ſie. Die großen Wahrheiten, denen tauſend Männer ſich aufopfern, werden zum Schaugenuß einiger Weiber. Wenn aber zum Unglück in ſinkenden Zeitaltern die Männer nicht mehr wiſſen, was ihres Beruf's iſt, wenn ſie ſich, und was ihr Geiſt erzeugt, ſchmücken, zieren, pomphaft vorführen; dann haben die ihr Feſt, die eigentlich berufen, die Größe und den Ernſt zu achten, auch wieder mit ſchnellem Blick die Karikatur zu faſſen verſtehen, und ſie in verjüngtem Maßſtabe zu unzähligen Lachbildern nachformen. Das ſind die Zeiten der gelehrten Frauen. Zu unſerer Schande ſehen wir uns von ihnen abgemalt, ſchief, querköpfig, engbrüſtig, eitel und geiſtesarm; wir ſind lauter Nebvil's, die vor den königlichen Corinen zu Staub und Aſche werden möchten. Das Schlimmſte iſt, daß das Gewiſſen uns ſagt, daß wir es nicht beſſer verdienen. Das iſt die Strafe der männlichen Eitelkeit.

In jener Erſtlingsperiode meines öffentlichen geiſtigen Lebens gehörte ich auch zu den Lieblingen der Frauen; nicht als ob ich in der großen Geſellſchaft ſehr zu glänzen verſucht hätte — was gar nichts ſagen und bedeuten wollte, ging doch unbegrüßt an mir vorüber — aber ich hatte ein geiſtiges Weſen, das ziemlich männlich ausſah, und doch zum Gefallen ausſtaffirt war. Es fanden ſich entſchiedene Gönnerinnen von allem, was ich ſagte, ſprach und that. Da mich Männer nicht anerkennen wollten, tröſtete ich mich unterweilen mit dem Lobe dieſer. Das ſchönſte Frauenlob, das allein beſſert und erhebt, das Lob, das aus der Werthachtung ſittlicher Reinheit und edler Geiſteskraft hervorgeht, das uns für würdige Führer und Beſchützer erklärt, verſtand ich nicht, und es iſt mir auch damals nicht zu Theil geworden. Im Gegentheil empfand ich mit tiefem Verdruß, daß ſehr gebildete Mütter, die Gatten und Kindern alles waren, was ſie ſeyn ſollten, mir den Zutritt zu ihren Familien verſchloſſen, wenn ich ihn zuverſichtlich ſuchte.

Ich gerieth — um mit wenig Worten das ſchimpfliche Geſtändniß abzuthun — auf den traurigſten Abweg, den ein Mann gehen kann. Das franzöſiſche Wort will mir noch heute nicht über den Mund; etwas weitläuftiger deutſch alſo: ich wollte von vielen geliebt, hochgeſtellt, bewundert ſeyn, und ich ließ es mich unendliche Mühe, Sorgen, ja Kummer koſten, um meinen Zweck zu erreichen. Von der Sinnlichkeit noch unverführt, huldigte ich nicht der Tugend, ſondern dem Selbſtgefühl, das ich neben den Leichtſinnigen oder Laſterhaften hatte. Was ich wußte und leiſtete, mußte mir reiche Zinſen tragen, ſo oft ich ſprach oder von mir ſprechen ließ. Ich fing an, der Einfalt nachzulaufen, wenn ſie mich auszeichnete, und gegen ehrenwerthe Freunde kalt zu werden, wenn ſie mein Handeln nicht gut hießen.

Eine ſtarke Lehre zum Anfang war mir nothwendig. Unter den Frauen der Stadt, die ich bewohnte, wurde einer faſt einſtimmig der Kranz der Schönheit und der geſellſchaftlichen Bildung zuerkannt. Dieß war genug, um meine Augen auf ſie zu richten. Aber jemehr ſie von Gecken umſchwärmt wurde, deſto kälter und ſtolzer war ich. Donna Diana fügte ſich dem Stolzen. Es war mir ein königlicher Triumph, als ſie mir ihre Liebe bekannte; ich meinte in den erſten Tagen jener Seligkeit, ſelbſt Liebe zu fühlen. Die ſtille Hinneigung, das Gefühl, das ſich verſteckt, und den Mund wie einen Verräther fürchtet, war nicht bei uns. Wir mußten Zeugen haben, die das ſeltne Paar anſtaunten, und ihm die Anſtrengung belohnten, die der Doppelſieg gekoſtet hatte. Mit den äußern Huldigungen aber wuchſen auch die Anſprüche unter uns. Weil jeder Theil nur ſich geſucht, nur ſich geliebt hatte, entſtand bald Eiferſucht, Groll, Mißmuth. Nach lebhaften Auftritten und ſchwärmeriſchen Verſöhnungen, die nur ſtundenlangen Frieden gewährten, um neue Zwiſte herbeizubringen, überzeugten wir uns, daß baldige Trennung beiden heilſam ſeyn würde. Stolz und Ehrgefühl erlaubten mir nicht, davon zu reden. So ſehr ich ein qualvolles Leben vorher ſah, ſo ernſtlich widerſtrebte ich allem, was es verhüten konnte. Sie handelte raſcher. Während ich grämelnd ein wieder entſtandenes Mißverſtändniß mit längerer Entfernung ſtrafen wollte, verreiſte ſie ohne Abſchied und Nachricht. Nach einigen Wochen bekam ich von ihrer eignen Hand die Anmeldung ihrer Verlobung, und mit einem Manne, den ich, ſo oft er mir zu Geſicht gekommen war, meiner Anſprache kaum werth gehalten, den ſie ſelbſt in Stunden der Vertraulichkeit bitter beſpöttelt hatte.

Die Menge freut ſich über den Fall der wahren Größe, wie viel mehr über die Demüthigung des anmaßenden Stolzes. Einige Zeit trotzte ich den Anſpielungen, den Erzählungen, ſelbſt der Theilnahme derer, die kein größeres Glück kannten, als mich ſo hingeſtellt zu ſehen. In mir war eine Hölle von Erbitterung. Jetzt erſt glaubte ich, wirklich geliebt zu haben, und ſchändlicher Verrath war das Wort, über dem ich brütete. Endlich beſchloß ich, die ganze Umgebung zu verlaſſen, in der es mir ſo übel gegangen war. Unabhängig, wie ich war, konnte ich alle Himmelsgegenden zur Zuflucht wählen. Ich ging nach dem Rhein, um ſchneller von den Ereigniſſen zu hören, die alle Welt mit Staunen und ängſtlichem Warten erfüllten. Meine Ausbildung, ſo viel Glanz ich ihr zu geben verſucht hatte, war ungründlich und mangelhaft. Die neue Zeit wollte mit den Anſprüchen der vorigen ſich nicht mehr begnügen. Um etwas zu ſeyn und zu werden, warf ich mich auf alles, das Wege bahnen konnte. Zwei Jahre verlebte ich nun in meinem Zimmer und in der ſchönen Natur. Sie ſchenkten mir einen guten Vorrath an Kenntniſſen, einen ſtillen Ernſt, der auf eine feſte Grundlage

Digitized by Google

fußen konnte, und muthige Faſſung, um in aller Veränderung der Dinge, die ſich denken ließ, zu beſtehen.

Ich wohnte in Coblenz bei einem würdigen Manne, deſſen Bücherſammlung und mündliche Belehrung mir ein geöffneter Schatz wurde, nachdem er meine Eingezogenheit und meinen Fleiß bemerkt hatte. Des Abends waren wir beiſammen, und die großen Intereſſen, um die ſich die Nachbarn jenſeits ſtritten, beſchäftigten uns, wie alle Männer in Hütten und Paläſten. Wir nahmen die aufgeworfenen Fragen ernſthaft vor, und beleuchteten ſie mit der Geſchichte. Dann nahm es uns wohl Wunder, wenn den Angegriffnen neu erſchien, was auf jeder Seite des großen Lehrbuchs mit klaren Buchſtaben nach Anfang, Fortgang und Ende vorgezeichnet iſt; wir ſahen aber auch, wohin der Wahn, die Tollheit, der Taumel führen mußte, ohne Unterſchied die, welche den Becher kredenzten, und die ihn lachend ausleerten. Daß am Ende ein ſchöner Wein aus der Gährung werden könne, war unſere feſte Ueberzeugung. Aber die Arbeiter dabei wollten uns nicht gefallen. Sie goſſen bald abſcheuliches Gemiſch in das gute Gewächs, bald zapften ſie zur Unzeit heraus, bald ſchlugen ſie auf die Fäſſer, als wenn ſie nicht ſo ſchon zu halten gehabt hätten. Dazu erhub ſich ein Lärmen und Schreien von außen, daß die Männer drinnen ganz von Sinnen kamen, und berauſcht ſich ſchlugen und die Fremden, bis es an dieſe allein ging.

Die Auswanderer beſuchten uns in Schaaren, und im Ganzen waren ſie eben nicht die Leute, an denen wir unſere Freude haben konnten. Sie belehrten uns mit ſolcher Zuverſicht, daß ſie allein und in Allem Recht hätten, daß uns bei unſerer Gelehrſamkeit ganz ſonderbar zu Muthe ward. Wir mußten durchaus es glauben, daß die Deutſchen keine dringendere Pflicht hätten, als ſie in den räuberiſch entzognen Beſitz wieder einzuſetzen. Sind wir ſo lange eure Lehrer und Meiſter geweſen, ſagte ein ſolcher, ſo könnt ihr nun aus Erkenntlichkeit auch einmal euer Brod und euer Blut für uns hergeben. Die es in ihrem Vaterlande am ſchlechteſten getrieben hatten, waren die erbittertſten. Wenn ſie ihre abgemergelten Leiber mit Kraftbrühen geſtärkt hatten, warfen ſie das Fleiſch zum Fenſter heraus, daß ſich der deutſche Pöbel auch ſatt eſſen konnte. Viele Unglückliche, die der Sturm der Noth und der Greuel mit über die Grenze geſchleudert hatte, ſahen ſeufzend die Verderbniß ihrer verjagten Brüder: ſie wendeten die naſſen Augen noch einmal nach dem ſchönen Frankreich, und zogen mit dem Wanderſtabe weiter gegen Morgen.

Eines Abends ſaß ich mit meinem Wirth bei der gewöhnlichen Arbeit. Da trat ein ſchöner Mann bei uns ein, auch der Auswanderer einer, und erſuchte uns um einige Zimmer auf wenige Tage. „Die Stadt iſt ſo überfüllt, und es iſt unſer Schickſal, jede ſchöne Ruhe zu ſtören. Aber um der Menſchheit willen, ſagte er mit rührendem Tone, nehmen ſie eine kleine Familie auf, die ſich aus dem Gewühl zu dem Edelmuth retten möchte.“ Er erzählte uns, wie der Vater von ihnen geriſſen ſey, ſie wußten nicht, ob er daheim den Tod gefunden oder mit andern ſich noch gerettet habe. Während er ausgehe, ihn zu ſuchen, wünſche er Mutter und Schweſter unter treuer Obhut. Mein Wirth war ihm als ein würdiger Mann gerühmt worden. Mit dem Vertrauen, das dem Gefühle entſpricht, auch mit andern in gleicher Lage eben ſo zu verfahren, und zugleich mit dem Muth des Unglücks that er ſeine Bitte, und der Hausbeſitzer, ſo fern er ſich immer von den Ausländern gehalten hatte, bedachte ſich nicht, ſie zu gewähren. Nach wenigen Stunden waren die Frauen in den entbehrlichen Raum eingeführt, und mit allen Bequemlichkeiten verſorgt, die ſie der traurigen Wanderſchaft vergeſſen machen konnten.

Die Eitelkeit, dem ſchönen Geſchlecht zu gefallen, war bei mir vorüber. Aus Haß hatte ich es nach der ſchmerzlichen Täuſchung vermieden. Dann waren meine Studien zu ernſt, um für den Leichtſinn Raum zu laſſen. In dem letzten Jahre war mein Streben nur auf die Stellung gerichtet, die ich in der furchtbaren Bewegung der Zeit nehmen wollte. So enthuſiaſtiſch ich für die Freiheit und die Verbeſſerung fehlerhafter Einrichtungen war, ſo ſehr haßte ich die Frevel der ſchändlichen Volksführer, die ſich an die Spitze gedrängt hatten, und die gräßlichen Ausbrüche viehiſcher Wuth, in der ein ſittenloſer Pöbel ſich für lange Knechtſchaft erholte. Glühende Liebe zu meinem Vaterlande war die einzige Frucht, die ich aus den Luſtgärten meiner erſten Jugend gerettet hatte, und ſie war am männlichen Herzen gereift. Warum ſtehe ich frei da, ſagte ich mir ſelbſt, als um jetzt einen Entſchluß faſſen zu können? Ich will in die Reihen treten, die den heimiſchen Boden ſchützen ſollen, damit da das Gute mit Beſonnenheit und deutſcher Ordnung geſchafft werden könne, und fremder Uebermuth uns nicht gebiete, was und wie wir es machen ſollen. Ich hatte meine Dienſte als Freiwilliger bei einer Abtheilung kaiſerlicher Reiter angeboten. Sie wurden angenommen, und ich erwartete den Befehl zum Aufbruch, als die franzöſiſchen Flüchtlinge ſich in unſerm Hauſe bargen.

Meine Fertigkeit in ihrer Sprache machte mich zu ihrem Geſellſchafter. Die Mutter, von Gram und Reiſe und Krankheit geſchwächt, fühlte doch immer das Bedürfniß der Unterhaltung. Ich war mit der franzöſiſchen Literatur hinlänglich bekannt, um ſie nicht abſterben zu laſſen. Was mir erſt eine nützliche Vorübung für das neue Leben ſchien, das mich erwartete, wurde mir in kurzem Genuß, als auch die Tochter an den Geſprächen Theil nahm. In den erſten Tagen war ſie in ihrem Zimmer geblieben, ſo oft ich die Mutter beſuchte. Als der ſchlimme Zuſtand dieſer beſtändige Pflege verlangte, blieb ſie auch während meiner Gegenwart, und ſie vertraute mir um ſo mehr, da ſie aus dem Munde, dem ſie alles glaubte, mein Lob vernommen hatte. Es waren die ſchönſten Tage meines Lebens, die ich in dieſem ſtillen Kreiſe mitten unter den Rüſtungen zu dem Kriege der größten Erbitterung zubrachte. Wer konnte der Liebe wehren, die ſtürmiſcher erwachte und eilte, je mehr die Zeit drängte! Die Mutter, dem Tode nahe, legte meine Hand in die zitternde der Tochter. Nur die Rückkehr des Bruders ſollte erwartet werden. Dann vereinigte uns, ſo hatten wir beſchloſſen, der prieſterliche Segen.

Immer näher kam der Tag, an dem ich mit dem Heere ziehen ſollte. Die Verbindlichkeit war ich aus eignem Antrieb eingegangen. Aber jetzt ſie aufzuheben, wo der Krieg begann, geſtattete mir die Ehre nicht. Die Mutter wagte nicht die Bitte, ich möchte bleiben. Meine Thereſe konnte den Mann nicht achten, der in den Armen der Liebe verweilte, wenn das Vaterland zum Kampf rufte. So oft die Trompeten der gerüſteten Schaaren unter unſern Fenſtern ertönten, erblaßte ſie. Doch ſchnell erhob ſie ſich. „Ich bin eine Deutſche geworden, ſagte ſie dann, ſeit ich dieſem Herzen gehöre. Dieſe Töne erſchrecken mich, weil ſie das Verderben meiner Landsleute verkündigen. Aber mein Hugo wird ein menſchlicher Krieger ſeyn; er wird in manche Hütte Beruhigung und Hülfe tragen, wenn wilde Haufen in ihr wüthen. Du kannſt mein Volk nicht haſſen, weil einige von ihnen ſchweres Unrecht thun.“ Wir glaubten, ein Feldzug würde den Frieden herbeiführen. Die Liebe denkt nicht an die Möglichkeiten, die eine ſo kurze Zeit ihr entgegenwerfen kann. Nichts bekümmerte uns, als daß der Bruder noch nicht erſchien. Ohne ſeine Einwilligung konnten wir unſere Verbindung nicht ſchließen. Wie hätte ich ihm antworten ſollen, wenn er mir den Vorwurf machte, heimlich der ſchwachen Mutter das anvertraute Kind abgedrungen zu haben? Noch eine kurze Prüfung, und ich kam mit ihm zurück, um in einer Stunde den Preis meiner Geduld zu erhalten, und die Geliebte und den Freund auf immer in die lieblichſte Gegend zu führen, die wir uns wählen konnten.

Der Erwartete kam nicht, und ich mußte ſcheiden, ohne meiner Zukunft gewiß zu ſeyn. Ich beſchwor den Mann, in deſſen Hauſe wir ſo glückliche Zeit verlebt hatten, für die Verlaſſenen väterlich zu ſorgen. „Es iſt ſchon meine Familie, ſagte ich ihm, als ich meine Anweiſungen zurückließ. Nur die äußere Form fehlt, um ſie öffentlich dafür zu erklären. Von Ihnen fordere ich die Meinen zurück, wenn ich wiederkomme.“

Sie riß ſich aus meinen Armen, die ſie, wie zur Rettung aus einer feindlichen Welt, umfetteten, um zu der Mutter zu eilen, die bei dem Abſchied bewußtlos niederſank. Träumend ritt ich unter meinen jubelnden Kriegsgenoſſen. Ich fühlte, welche Verpflichtung ich mir auferlegt hatte, und vor und hinter mir ſah ich nur Zerſtörung meiner Hoffnungen. Wir hatten bald heiße Gefechte, und ich erhielt die Genugthuung, daß meine ſtille Trauer nicht durch die Gefahren des Kampfs erzeugt war. Ich bekam ein kleines Häuflein zu führen, und die wilden Reiter liebten mich, wie ihren Bruder. Es galt, Thereſen zu gewinnen mit jedem Vortheil, den wir erſtritten. Der Sieg bringt den Frieden, der Friede das Glück, nach dem du dich ſehnſt. So ſprach ich, ſo oft zum Angriff geblaſen wurde, und ich flog zu der blutigen Arbeit.

Die Schlacht von Jemappe riß mich aus der ſtolzen Laufbahn, die ich begann, lieb zu gewinnen. Ich kämpfte um die Auszeichnung, die mich meines Mädchens würdig machen ſollte. Die Wunden, die ich zum Andenken jenes Tages trage, warfen mich in den Staub. Aber eine Wunde wurde mir geſchlagen, die die Seele meines ganzen Lebens durchdrang. Man ſchleppte mich unter den blutenden Gefangnen fort nach den innern Provinzen Frankreichs. Von nun an ſchwieg alle Kunde von meiner Geliebten. Sie hielten mich für todt, und der Räuber faßte die unbewachte Taube.

Während ich in Noth und Krankheit ſchmachtete, und Hohn und Schmach von erbitterten Feinden ertrug, weinte Thereſe um den Mann ihres Herzens, die Mutter aber erlag dem bangen Gram. Die Hülfsmittel, die ich zurückgelaſſen hatte, wurden nach und nach erſchöpft. Aber der edelmüthige Menſch, dem ich ſie anvertraut hatte, verſchwieg ihr, daß ſie ganz von ſeiner Wohlthätigkeit lebte. Sie, aus dem Ueberfluß in gänzliche Armuth geworfen, trug einen Sinn in ſich, der höher war, als ihre Lage. Sie vermuthete, was ihr nicht geſagt wurde, und

Digitized by Google

belohnte das Wenige, was ſie bedurfte, mit treuen Dienſten, die ſie ſich ſelbſt auferlegte. In dem Drange des Kriegs verwaltete ſie das viel beſtürmte Hausweſen, und bald der deutſchen Sprache mächtig, der ſie mit ihrem Geliebten angehörte, vermochte ſie, in jeder Verlegenheit zu rathen und zu helfen. Sie wurde von der Familie wie ein mildes Weſen verehrt, dem Thränen beſtimmt waren, um Thränen zu trocknen.

Als ſie eines Tags um mich im Stillen trauerte und um alle die Ihrigen, die ſie, wie mich, todt glaubte, trat ihr Vater mit dem Manne ein, der ſie unglücklich gemacht hat. Schon lange hatte dieſer die einſame Schönheit belauert, und er wollte von einem Theile ſeines Goldes ſcheiden, um ſie zu erkaufen. Vergebens waren alle Bemühungen geweſen, ſich in das Haus einzudrängen, das keinen Fremden aufnahm, als die ihm zugewieſen wurden. Demohngeachtet hatte er den Namen und die Verhältniſſe des Mädchens erfahren, und er bot alles auf, ſich um ſie ſo verdient zu machen, daß ſie ſeiner ſich nicht erwehren könnte. Er hatte durch ſeinen Reichthum ſich eine bedeutende Stelle bei dem verbündeten Heere erworben. Während er dem Kriege Summen abgewann, ſtieg er in ſeiner Wichtigkeit durch Dienſte, die er einzelnen leiſtete. Es gelang ihm, den Vater meiner Thereſe auszuforſchen, der lange verborgen, und ohne Nachricht von ſeiner Familie, von den Trümmern ſeines Vermögens lebte, die er auf der Flucht hatte retten können. Dieſer, ein ſtolzer Mann und in dem Glanz und den Vorurtheilen eines alten Geſchlechts erzogen, ertrug mit Mühe die Entbehrungen und die verachtete Einſamkeit ſeiner Lage. So wie jener Argliſtige durch andere Auswanderer ſeinen Zufluchtsort erkundet hatte, eilte er zu ihm. Er meldete ihm, daß er die verloren geglaubte Tochter gefunden hatte, er redete von ſeiner Liebe und den gültigen Anſprüchen ſeines Rangs und ſeiner Reichthümer. Zugleich öffnete er dem Verarmten ſeine Caſſe, und verſchaffte ihm die Genüſſe wieder, die er nicht miſſen konnte. Das Kind wurde zugeſagt, ehe der Vater ſie geſprochen, ſie gehört hatte.

Thereſe weinte Thränen der Freude an dem Herzen, das ihr ſtatt des Troſtes das Elend gab. Nur wenige Stunden genoß ſie arglos des Wiederſehens. Dann wurde ſie von der Beſtimmung unterrichtet, die ihr der Vater, wie einem leicht zu veräußernden Eigenthum, gegeben hatte. Sie berief ſich auf ihre Verbindung mit mir, auf den Willen, den Segen ihrer Mutter. Die Anſprüche der Todten galten nichts mehr. Ihr Verſorger widerſetzte ſich mit aller Kraſt, und erwähnte meine Veranſtaltungen. Man wollte ihm eine Summe zum Erſatz anbieten. Als er gegen den Vater und den zukünftigen Gatten nichts mehr vermochte, nahm er ſie, und theilte ſie unter die Verwundeten aus, die die Stadt füllten.

So wurde mir die Braut geraubt, die vor Gott und Menſchen rechtlich mein war. Sie mußte mit dem Vater nach den Beſitzungen des herzloſen Käufers abgehen. Bald folgte er ſelbſt, nachdem er ſeine Angelegenheiten bei dem Heere geordnet hatte, um ſich ſeiner Beute zu erfreuen. Ihre Thränen und ihr Widerſtand vermochten nicht, ſie zu retten. Als der Vater mit dem Fluche drohte, ſchlich ſie wie ein Opfer zum Altar.

Indeſſen hatte ihrem Bruder das Glück auf eine eigne Weiſe gelächelt. Es ſchien, als ſolle er der Einzige von dieſer Familie ſeyn, der nicht durch eigne oder anderer Thorheit zu Grund gerichtet wurde, um zu verbeſſern, was jene ſo ſchlimm als möglich gemacht hatten. Er war kühn genug geweſen, auf franzöſiſchen Boden zurückzukehren, um Gewißheit über das Schickſal ſeines Vaters zu erlangen. Als ihn ſchon der Tod erwartete, vergaß einer der Machthaber nicht, wie die meiſten, der Tugenden, durch die jener in früherer Zeit alle, die ihn umgaben, mit ſeinen ausgezeichnetern Verhältniſſen und mit dem Stolz ſeiner Vaters ausgeſöhnt hatte. Er hatte ihm ſelbſt viel zu verdanken, und that, was er vermochte, um zu beweiſen, daß menſchliche Gefühle auch in einem rauhen Herzen nicht ganz erſterben. Er lieh ihm verbergende Kleider, und ließ ihn ſo zu einem der republikaniſchen Heere entkommen, bei dem er geltende Freunde hatte. St. Pierre liebte die Freiheit, weil er ſie ſelbſt zu brauchen verſtand. Er war einer der edeln Schwärmer, die alles hinwarfen, wenn ſie dem Vaterlande ein günſtigeres Loos gewinnen konnten. Gebildet, wie es unter den Franzoſen ſelten iſt, durch die Werke der Alten, und mit der Literatur der Britten und Deutſchen vertraut, hoffte er, das Ideal verwirklicht zu ſehen, das dichteriſche Philoſophen und Geſchichtſchreiber aufgeſtellt hatten. Aus dem Chaos, das im Kampf mit ſich ſelbſt und mit den äußern Gewalten verflochten war, erwartete er das Aufblühen einer jugendlichen Schöpfung. Ueberzeugt, daß keiner feiern dürfe, der die ſtürmenden Kräfte zum Guten lenken könne, ſtritt er in den Reihen der Begeiſterten, und führte immer ſo ſicher zum Siege, daß auch der Neid bei dem ſchnellen Emporſteigen ſchwieg, das ſeinen Enthuſiasmus belohnte.

In den Zeiten der Waffenruhe war es ſein angelegentlichſtes Geſchäft, Wunden des Kriegs zu heilen, wo er konnte. Wie Howard, richtete er ſeine Augen auf das Elend der Gefangenen, die in dieſem um die Rechte der Völker geführten Kriege von dem Volke, das die hohen Lehren mit Mahomeds Beredſamkeit predigte, mit entſetzlicher Barbarei behandelt wurden. Als er an den Ort kam, wo ich der Verzweiflung faſt unterlag, der ſchon mehrere meiner Genoſſen des Jammers ſich geopfert hatten, erkannte ich ſogleich den Bruder meiner Thereſe. Ich flehte ihn an, mir ein geheimes Geſpräch zu gewähren. Er hörte mich nicht eher, als bis er mir Kleidung und die Stärkungen gereicht hatte, die meine erſchöpfte Natur nöthig hatte, um die Geſchichte meiner Noth zu erzählen. Da er mich jetzt erſt wieder erkannte, lag er in meinen Armen, und als ich ihm von den heiligen Banden ſagte, die mich an die Seinigen knüpften, rief er mit Thränen: Mein Bruder, Sohn meiner Mutter, du mußt in deine Heimath eilen, um mir Kunde von den Lieben zu geben, die du ſo lange beſchützt haſt. Ueberall, wohin unſere Heere drangen, hab ich nachgeforſcht, und keine Spur finden können. Wir werden bald Frieden haben, und die werden wieder glücklich beiſammen ſeyn können, die in dieſem entſetzlichen Streite Menſchen geblieben ſind. Dann komme ich zurück. Denn hier, wo der Desrotismus ſchrecklicher ſein Haupt erhebt, als je, iſt meines Bleibens nicht.

Er wirkte gegen mein Ehrenwort, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen, mir Befreiung und Päſſe aus. Ich eilte nach Coblenz, und dort in das Haus, in dem der Frühling meines Glücks geblüht hatte. Aber der erdrückenden Sommerglut waren Herbſtſtürme gefolgt. Jetzt laſtete kalter, erſtorbener Winter, wie in der Natur, ſo auf meinem Leben. Ich fand meinen alten Wirth nicht mehr. Der war längſt in den Tagen des allgemeinen Jammers in ſeine Kammer ſchlafen gegangen. Der einfache Wohlſtand war verſchwunden, und die Wittwe wohnte in dem ärmlichſten Stübchen des Hauſes, das ſie beſeſſen hatte. Von ihr hörte ich, was mit Thereſen geſchehen war.

Welche Hand hielt mich damals, als ich gegen mein Leben wüthen wollte? Was gab mir Kraft, auszuhalten und den Sturm zu beſtehen, der durch den heiligen Hain meiner Glückſeligkeit brauſte, wie ein Wehen der Unterwelt? Es war dieſelbe Hand, die ich erſt demüthig erkennen lernte, nachdem ich mein ganzes Elend überſchauen konnte, die mich von Schmerz zu Schmerz führte, bis ich den Blick in das Land der Ruhe fand, und wieder auf ſichern Weg geleitet mit wackern Füßen die übrige Wallfahrt anzutreten vermochte. Aber wie tief mußte ich fallen, um mich erheben zu können!

Ich komme zu der traurigſten Periode meines Lebens, der, wo ich mit Himmel und Erde zerfallen, ein Wahnſinniger fortſtürzte, um meinen Verderbern und mir Unglück für Unglück und den Tod zu geben. Ich wußte nicht, was ich wollte, ich beſchloß nichts. Eine blinde Wuth war meiner Meiſter, und ſie riß mich fort, nach ihr hin und zu denen, die ſie mir genommen haben. Wie ich in Haß und Liebe glühte, ſo ſollten dieſe Flammen auch die verzehren, die ſie entzündet hatten.

Auf der ganzen Reiſe war ich ein Gegenſtand der Scheu oder des Mitleides. Mein vernachläſſigtes Aeußere, mein bleiches Geſicht, und der unſichere Blick verriethen den entſetzlichen Irrthum, in dem mein Geiſt über ſich und ſein Treiben befangen war. Was lange Leiden und Gram während der Gefangenſchaft begonnen hatten, das vollendete eine Erbitterung, die ſchonungsloſer aus den Trümmern meines Stolzes und meiner Hoffnungen ſich erhob. Dieſe Verwilderung gefiel mir ſelbſt, weil ſie die Rolle ſchien, zu der mich mein Schickſal beſtimmt habe. Man wies mich oft in Gaſthäuſern ab, weil man mir nicht traute. Das entlockte mir ein Lächeln der Freude. So ſind die Menſchen, rief ich, ich irre mich nicht; und durch die Nacht, am liebſten, wenn alles ſich in die ſchützende Wohnung verbarg, ſetzte ich den Weg fort. Wenn ich freundliches Bedauern, milde Theilnahme fand, ſuchte ich den Trug, die boshafte Abſicht bei den gutmüthigſten Leuten auszudeuten. Ich dachte nicht an St. Pierre und an die Edeln alle, die mir ſo oft wohl gethan hatten.

Der Name des Gatten meiner Thereſe war auf meinen Lippen, ſo wie ich über die Grenzen ſeiner Heimath gekommen war. Die meiſten ſprachen mit Bewunderung von ſeinem Vermögen, ſeinen großen Unternehmungen; einige, wie um mich langſam zu vergiften, erzählten von ſeiner ſchönen Gemahlin, ihren Tugenden, und der Einfachheit, die mit Perlenreinheit allen Schimmer, in dem ſie ſtrahlen müſſe, überleuchte. Die beſſeren Menſchen vermieden, von ihm zu reden; die Aermſten aus niedrigem Stande nannten ihn den reichen Teufel, der die Heilige gefreiet habe. Er wohnte auf ſeinem Gute, und ich erreichte es am ſpäten Abend, ermüdet zum Zuſammenſinken, aber ohne Hoffnung, hier ruhen zu können. Ich nahm meine Wohnung in dem elenden Gaſthauſe, wie ſie in jenem Lande ſind, und umſchweifte dann noch einige Stunden lang Garten und Schloß, ohne jemand zu ſehen. Nach einer ſchlafloſen Nacht war ich wieder in den verſteckten Anlagen des weiten Parks, einem Verbrecher gleich oder einem Wild, das der Beute nachſtellt. Ich

Digitized by Google

ſah mit Entſetzen mich ſelbſt, ich bebte, in mein Inneres zu ſchauen, und ſo wollte ich vor die treten, die ich noch freventlich die Meinige nannte, wie ſchändlich ſie mir immer entriſſen worden war, und ihr von meiner Liebe ſagen.

Eine lange Stunde verſchlich, und ungeduldiger trat ich in die offnern Gänge hervor. Da ſah ich ſie von weitem gehen. Sie war auch blaß vor langem Harm. Aber Heiterkeit war auch auf dem bleichen Geſicht. Wie über den blauen Himmel Wolken hinziehen, die ſeiner Klarheit nichts nehmen können, ſo umflorte ihr reines Weſen irdiſcher Schmerz. Ihr Auge ſchien matt von vielen Thränen; aber die Ruhe der Unſchuld wohnte darin. Sie war, wie mir alle geſagt hatten, frömmer und milder, je unglücklicher ſie war. Da verglich ich mich in Abbadona, wie er dunkel und nächtlich dem verlornen Freunde, Abdiel, entgegentritt. Ich floh vor ihr zurück in das tiefere Gebüſch, und auf den Boden hingeworfen, weinte ich zum erſtenmal wieder heiße Thränen. Wie lange ich ſo lag, weiß ich nicht. Als ich mich aufrichtete, ſah ich ſie in einiger Entfernung vor mir ſtehen, ungewiß, ob ſie dem Unglücklichen nahen und ihm helfen könne. Thereſe! riß ſich der Schrei von meinem Herzen los, und ſie erkannte meine Stimme und ſank zuſammen. Hätten Tauſende mich umringt, ich konnte ſie ſo nicht verlaſſen. Ich hob ſie wieder auf, wie an dem Tage meines letzten Abſchieds, ich ſprach wieder mit dem milden Tone, der mir wiederkehrte, ich gab ihr zärtliche, liebkoſende Namen. Ihrer ſelbſt vergeſſen ſank ſie in meine Arme, und drückte den Kuß des Wiederſehens auf meine Lippen.

O mein Freund, jenes Wiederſehen iſt es, das ich beklagen werde, ſo lange ich lebe. Mußte ich ihren Frieden aufs neue ſtören, da ſie mich für todt hielt? durfte ich den Sturm aufregen in einer Bruſt, die ein ſchweres Schickſal Gott ergeben ertrug? Durfte ich mit verbrecheriſchen Armen die umſchließen, die ein Wille mir genommen hatte, den ich ſchon jetzt demüthig verehre, den ich lobpreiſen werde, wenn ich einſt alle Räthſel gelöſt ſehe?

Wie wenig denkt der Menſch an die Folgen ſeiner Handlungen, wie wenig ſtreng führt er ſie vor den unparteiiſchen Stuhl der Gerechtigkeit, wo nicht gefragt wird, was andere um uns verdient haben, ſondern nur, was wir zu thun ſchuldig ſind! In jener Stunde erinnerte ich mich nur des Unrechts, das mir angethan worden war, nur der Anſprüche, die ich gehabt hatte, nur der Genugthuung, die der Augenblick meiner Liebe gab. In ſüßer Unterredung erzählte ich ihr von meinen Leiden, und wiſchte die Thränen ihr von den Augen, die ſie meinem Schickſal weinte. Sie ſagte mir, wie ſie hingeliefert worden, wie ihr Vater in Gram und Reue und unwürdiger Behandlung hingewelkt ſey. Das verſchwieg ſie, was ſie ſelbſt duldete; aber der verſchloſſene Kummer ſprach aus den Zügen, unter denen er ſeine ſtille Wohnung hatte. Was vermochte ich nicht zu thun in jener Stunde, wo Rachſucht, Ingrimm, Leidenſchaft der Liebe, wo das Entzücken mich berauſchte, ſie zu haben! Aber ſie war edler, als ich. Wie ſie mir in der Abweſenheit treu geweſen war, ſo hielt ſie auch den abgedrungenen Eid dem entfernten Peiniger. Sich anklagend, daß ſie ſo lange mit mir geſprochen hatte, wendete ſie ſich von mir, als ich ſtürmiſcher ſie umfaßte. Mit Mühe erflehte ich von ihr die Zuſage noch einer Unterredung.

Mit bangem Herzklopfen erwartete ich ſie in der beſtimmten Stunde. Endlich kam ſie, das Kind auf dem Arme, das Sie, der Mutter Ebenbild, geſehen haben, die kleine Roſalie, hingeopfert, wie jene.

„Weil ich Ihnen verſprochen habe, ſagte ſie ſanft, doch ernſt, weil ich Ihnen verſprochen habe, was ich nimmermehr hätte thun ſollen, Sie noch einmal zu ſehen, ſo ſey dieſe Kleine unſer unmündiger Zeuge, der uns an die Macht der göttlichen Geſetze, an die menſchlichen Pflichten erinnere."

Sie reichte mir das Kind, das mich mit den kleinen Armen umhalste, wie ſonſt die zarten Weſen mit Fremden nicht thun. Ich zog es an meine Bruſt, und ſchluchzte laut. Von meiner Heftigkeit erſchreckt bog es ſich nach der Mutter hin, die ſtill weinend es wieder an ſich nahm. „Sie ſehen, ſagte ſie, daß auf dieſer Erde uns nichts gemeinſchaftlich iſt. Eilen Sie fort von hier. Wenn Sie mich lieben, ſo kommen Sie nicht wieder in meine Nähe, als wenn Sie mich mit Ruhe, mit Ergebung als das Eigenthum eines andern ſehen können. Bitten Sie Gott, daß er dieſes Kind ſegne, das ich unter vielen Thränen getragen und geboren habe, daß er das Herz ſeines Vaters erweiche, und nur einen Funken ſeiner göttlichen Liebe ihm einhauche, bitten Sie Gott, daß er auch uns den Muth gebe, zu ſeyn und zu thun, was er uns beſchieden hat."

Sie war aus meinen Augen verſchwunden, als ich wieder vom Boden aufſah. Lange ſtand ich und ſann. Ich habe ſie nicht verdient, ſagte ich zu mir, warum aber dieſer? Da that ich einen Blick in mein ſtolzes, ſtürmiſches Herz, und ich erkannte den erſten Grund, warum mir nicht geworden war, was ich wollte; ich ſah die Eitelkeit, die Hoffahrt, den Uebermuth meiner Jugend, den kühnen Trotz meiner beſten Handlungen, die Bitterkeit in den Tagen des Unglücks, die Feindſchaft gegen Gott und Menſchen, die noch in mir war. O ich höre dich, du Stimme, die mich verdammt, rief ich in dumpfer Verzweiflung, verließ den Ort, deſſen ich mich nicht werth hielt, und ritt, belaſtet mit allen Qualen der innern Pein, wieder in die leere Welt hinaus.

Lieber Freund, das Andenken jener Zeiten hat mich ſehr weich gemacht. In meiner Krankheit traten alle die Augenblicke vor meine Seele, die ich Ihnen beſchrieben habe. Es iſt mir recht frei geworden, da ich über mich gegen einen Mann habe ausreden können, der mir ſo freundlich zugethan iſt. Sie erinnern ſich gewiß, wie ich in dem Garten, wo wir alle ſo erwarmten, von dem Fieberkranken redete, deſſen der treue Arzt, der ungekannt ihn ſuchte, ſich erbarmt. Doch nicht durch Wunder wird der Menſch mit einemmal ausgeheilt. Wie geſund er auch wieder ſcheine, es kommen zuweilen Boten, die ihn vor zu großem Selbſtvertrauen warnen, und ſtrenge Vorſicht gebieten. Ich rufe es mir ſelbſt in meine Seele zurück, was ich ſo oft wiederhole.

Nachdem ich Thereſen verlaſſen hatte, zog ich in allen Gegenden Deutſchlands umher, nicht mehr von den Furien des Zorns gehetzt, aber in wüſter theilnahmloſer Trauer. Ich konnte und wollte nichts unternehmen. Mein Geiſt bot mir keine Ideen, mein Herz keine Gefühle. Man hielt mich ſo allgemein für einen Irren, daß ich es ſelbſt nicht anders glaubte, und in dem Gedanken mich wohl befand. Wie ich gerne am längſten weilte, wo es am ödſten und finſterſten war, verbrachte ich auch einige Wintermonde in dem höchſten Theile des Erzgebirgs. Bis zur Nacht ſaß ich oft unter den beſchneiten Kiefern auf eiſigem Boden, und horchte dem Abendlauten, das aus den armen Dörfchen zu mir klang, wie Halle aus einer frohen Zeit, wo ich nach der Arbeit zur Ruhe ging. Ich ſehnte mich, ſo einzuſchlummern, bis ich im Frühling der neuen Erde wieder erwachte. Die gutmüthigen Bewohner trieben mich oft auf, wenn ich ſchon ein ſüßes Erſtarren meiner Kräfte fühlte. Aber ich ſetzte in meinem Eigenſinn fort, wovor ich herzlich gewarnt wurde. An einem Weihnachtsabend, wo ich in die ſtarren, glänzenden Chriſtbäume hinausſah, und mit Thereſen und den Kindern ſprach, denen ich beſcheren wollte, übermannte mich der Schlaf, und die Welt erſtarb vor meinen Sinnen.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich in einem reinlichen Stübchen, und die Wintermorgenſonne beſchien ein aufgeputztes Chriſtbäumchen meinem Bette gegenüber, an dem ein Kind, ſo groß ich Roſalien jetzt dachte, ſpielte. Ich ging in ihr Lallen ein, und ſie antwortete mit der unſchuldigen, neckenden Freude ihres Alters. Ich war außer mir, und wollte von meinem Lager zu ihr hin. Da drückte mich jemand ſanft zurück, und ich erblickte einen Mann, der mit milden Worten mich zur Ruhe ermahnte. Er nannte mich Sohn, und die Liebe, die in dieſem Worte liegt, drang mir in die Seele, noch mehr die fromme Herzlichkeit, mit der er es ausſprach. Die Glocken läuteten wieder, und ihr Klang erpreßte mir Thränen. „Bald wird Ihr Arzt kommen, ſagte er. Mich ruft jetzt mein Amt von Ihnen." Jetzt ſah ich, daß ich nicht in einer Wunderwelt, ſondern in dem Hauſe des Predigers war, der mich bei der Rückkehr von einem ſpäten Amtswege ſchon im Hinüberträumen gefunden, und, in ſeine Wohnung gerettet, dem Tode entriſſen hatte.

Ich könnte Ihnen nur beſchreiben, was mir im Aeußern von dieſen Leuten Gutes geſchah, und auch das will ich nicht, weil die Liebe und Herzlichkeit, mit der ſie alles thaten, was mir helfen und mich erheitern konnte, der fromme Sinn, der Quell und Zierde ihrer Handlungen war, ſich doch nicht mit Worten ſchildern läßt. Meine Lage war zu traurig geweſen, als daß ich nicht die Veränderung mit frohem Gefühl hätte empfinden ſollen, die dadurch in meiner Seele entſtand. Hier waren Menſchen, die mich aufrichtig und ohne Eigennutz lieb hatten. Konnte ich der Liebe wehren, die mit der Rührung der Dankbarkeit wieder in mein gebrochenes Herz eindrang, und es, wie ein kühlender Morgenthau, wieder empfänglich machte für guten Samen, und kräftig, ihn zur Frucht tragenden Pflanze aufſchießen zu laſſen? Wie verſöhnte ich mich mit meinen Mitbrüdern, die mir Böſes gethan hatten, um dieſer willen, die mir zeigten, das Glück und Zufriedenheit nicht in dem, was wir beſitzen, ſondern in uns ſelbſt iſt. Wie hochſchätzen lernte ich jeden mir erwieſenen Dienſt, ſeitdem ich erfuhr, daß auch mir mit Dank und Liebe erwiedert werde, was ich nicht um mein willen, ſondern aus reiner Abſicht und von Herzen that. Jetzt leuchtete mir der Unterſchied ein zwiſchen der großſprecheriſchen Tugend, die ich nirgends ſchöner hatte verkündigen hören, als wo man die Humanität mit Füßen trat, und der ſtillen Wirkſamkeit, die nicht anders handeln kann, als ſie thut, weil die Liebe das ganze Leben durchdrungen hat.

Ich blieb einige Jahre in dieſem Hauſe. Da ich mit Geld nicht belohnen konnte, was unſchätzbar war, die Freude zu le-

Digitized by Google

ben und nützlich zu leben, ſo ſuchte ich wenigſtens unſer Beiſammenſeyn zu verſchönern. Nach und nach wurde ein kleiner Büchervorrath angeſchafft, längſt der ſtille Wunſch des Predigers, den er bei ſeinem beſchränkten Einkommen nicht hatte befriedigen können. Der Mann legte ſich mit unermüdetem Fleiß auf die Erlernung der neuern Sprachen, in denen ich ihm einige Anleitung geben konnte. Das Kind wuchs fröhlich heran, und es war mir Genuß, ihm erſter Lehrer zu ſeyn. Die Entfaltung eines ſo wunderbaren Weſens, wie die menſchliche Seele iſt, muß dem kälteſten Beobachter Bewunderung und Staunen abnöthigen. Wer mit lebhafterem Intereſſe ihr entgegen kommt, und den Weg aufmerkſam verfolgt, den die Natur immer richtig und mit ſicherer Behutſamkeit geht, wird, indem er zu führen meint, in eine Schule geſchickt, die ihn ſelbſt weiſer und beſſer macht. Er begreift, was der große Meiſter ſagen wollte, als er uns werden hieß, wie dieſe Kleinen. Die Erziehung der Kinder in dem Orte ſelbſt und dem benachbarten Dörfchen, wurde unter treuer Aufſicht des Predigers von einem jungen Manne geleitet, den bei dem lauterſten Willen gänzlicher Mangel an allen Hülfsmitteln drückte. Was ich ſonſt dem äußern Glanz und einer Menge erträumter Bedürfniſſe geopfert hatte, reichte ich hier einer bequemern und beſſer ausgeſtatteten Einrichtung der Anſtalt. Wir brachten von nun an manche Stunde unter dem muntern Häuflein zu, und ich übernahm ſelbſt einigen Unterricht, der künftigen Landleute erſprießlich ſeyn konnte. Die Alten wußten es mir herzlich Dank, weil nirgends ein Zwang, ein Aufdringen, und — was den immer in Anſpruch genommenen wohl auch nicht zu verdenken iſt — keine Forderung Statt fand. Wenn wir die übrigen Stunden des Tags im Gärtchen gebaut oder die Felder durchwandert hatten, verſammelten wir uns am runden Tiſche, und genoſſen unſer geſundes Mahl mit Dank und Fröhlichkeit. An Winterabenden wurde der Bücherſchatz zu Hülfe genommen. Sonntags ſtand auch jedem der Dorfbewohner der Zutritt offen, dem dieſe Unterhaltung lieber war, als Trunk und Kartenſpiel, und wir wählten die Gegenſtände des Leſens und Sprechens nach ihren Bedürfniſſen. Es dauerte nicht lange, ſo kam die ganze kleine Gemeine. Nun ließ ich in dem Hauſe des Dorfwirths ſelbſt einrichten, was zu unſerer gelehrten Verſammlung nöthig war. Er verlor ſo nichts an ſeiner Einnahme, und hatte dazu den Vortheil, alles bei ſich in Ordnung und Zucht zu ſehen.

Dem edeln St. Pierre allein hatte ich während dieſer Zeit bisweilen Nachricht von mir gegeben. Der übrigen weiten Welt war ich in meinem Verſteck wie abgeſtorben. Ich wußte von ihm, daß er Anſtalten träfe, ganz in meine Nähe zu kommen. Das Werk des Despotismus war vollendet. Aus dem jungen Republikaner, der alle Köpfe entzündet, alle Seelen begeiſtert hatte, war ein finſterer, ſelbſtſüchtiger Herrſcher geworden. Für dieſen wollte ſich St. Pierre nicht die Wunden aufreißen laſſen, die er für Freiheit und Frieden ſich hatte ſchlagen laſſen. Die Ordnung war hergeſtellt. Aber ihre Grundlage war Furcht und Zittern. So knechtiſcher Gehorſam war nicht für das hohe Gemüth meines Freundes, eben ſo wenig das Gaukelſpiel, das man mit allem Heiligen trieb in unheiliger Geſinnung. Er ſammelte, was ihm von ſeinem Vermögen gerettet worden war, ging dann zu Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit in das ſüdliche Frankreich, und, da er dort als ein zum Modehandwerk fortan Untüchtiger den Abſchied erlangt hatte, nach der Schweiz, wohin er mich zu einer gemeinſchaftlichen Reiſe entbot. Es wurde mir ſchwer, mich von meinen Hausgenoſſen, von allen Bewohnern des Dorfs zu trennen, in dem ich an Körper und Geiſt geneſen war, und in dem ganzen Wohlgefühl friſcher Lebenskraft ſo viele glückliche Tage zugebracht hatte. Aber mein Pflegevater — ſo nennte ich den Pfarrer — ermahnte mich ſelbſt, nun wieder unter die Menſchen hinauszugehen. „Sie ſind noch ſo jung, ſagte er, daß Sie ſich nicht für immer hier verkriechen dürfen. Dazu iſt Ihre Bildung einer weniger beſchränkten Uebung beſtimmt. Sie können nun ſchon die friſche, oft auch rauhe Luft des Lebens ertragen. Ich will indeß in dem kleinen Garten, der mir zum Tagewerk gegeben iſt, fortbauen, damit Sie Ihre Freude an den Blumen und Früchten ſehen, wenn Sie wieder zu uns zurückkommen.“

Ich fand St. Pierre in Zürich. Wir umarmten uns mit dem tiefen Gefühl des großen Schmerzes, den wir zuſammen zu tragen hatten. „Ich habe verloren, ſagte er, was ich Theures im Leben hatte. Mein Vaterland iſt unterdrückt. Wir haben Ströme Bluts vergoſſen, um einen Baum zu düngen, aus dem der Stuhl des Tyrannen zuſammengeſchlagen worden iſt. Mein Vater hat die Vorurtheile, die ihn und ſeines Gleichen die Heimath koſteten, auch in das innerſte Heiligthum der Familie eingetragen. Weil er lieblos gehandelt, hat ihn der Haß erſt der Reue, dann dem langſamen Tode des Grames hingegeben. Und meine Schweſter — warum muß ich mit Dir von ihr reden? Noch bin ich nicht im Stande, mit ihrem Gatten zu ſprechen. Ich weiß noch nicht, ob ich ihn züchtigen oder verachten ſoll. Mein franzöſiſches Blut kocht bei dem Gedanken an die heimtückiſche Räuberei dieſes Geldmenſchen. Wir wollen noch einige Monate auf der Erde umherziehen, und ſehen, wo es am freundlichſten iſt, damit ich mit milderm Sinn zu der Unglücklichen kommen und thun kann, was zu ihrem Beſten ſeyn möchte.“

Selten werden zwei Männer zuſammen reiſen, die ſo einverſtanden in ihren Anſichten, ſo gleich in ihren Gefühlen, und auch durch Kummer ſo vereinigt geweſen wären, wie wir. Wenn uns der Einklang unſers Denkens und Wollens bisweilen recht plötzlich, wie ein Harmonikaton, durchzog, lächelten wir, daß uns die Fügung der Dinge in manchem Kampfe feindlich entgegengeſtellt hatte. Wir konnten damals zuſammentreffen, und in blinder Wuth uns den Tod geben. Und nun, — was hatte mein, was ſein Vaterland durch jenes Morden gewonnen, wenn es nicht die großen Lehren waren, die dieſes Geſchlecht noch nicht verſtand, die vielleicht auch das kommende in unverſtandne Feindſchaft verwickelte? Was meinen feurigen Gefährten am meiſten Wunder nahm, war, daß ich über das Schickſal ſeiner Schweſter nicht aufglühte, wie er. Aber die Erzählungen, die ich ihm oft weitläufiger von meiner Heilungsperiode gab, als ich ſie Ihnen zu wiederholen wagte, machten ihm klar, wie ich ſo ruhig in die Wellen zurückblicken konnte, aus denen mich die höhere Macht gerettet hatte, wie ich an meine Geliebte wie an eine früh Verſtorbene nur mit ſtillen Wehmuthsthränen denken, und dem Grabe entgegenlächeln konnte, durch das der Weg zu unſerer ewigen Wohnung führt.

Er befand ſich wohl in der Ruhe, mit der meine Heiterkeit wuchs. Ich hatte verlernt, in Eifer und Zorn aufzubrauſen. Was konnte mich noch überreizen, nachdem ich die ungeheure Beleidigung meiner Hoffnungen, die ich erfahren, überwunden hatte? Die Gifttropfen, die ich verzweifelnd in mich trank, hatten mein Weſen durchdrungen, und den Krankheitsſtoff getödtet, um ſelbſt in und mit ihm ſich aufzulöſen. Weil ich aber wußte, wer das an mir gethan hatte, war ich ſanft und demüthig.

So gewannen wir beide, ich an neu belebter Theilnahme an den Intereſſen der Menſchheit im Allgemeinen durch ſein glühendes Streben nach dem Ideal des Guten, das keine Täuſchung der Wirklichkeit ihm verdunkeln konnte, er an Schonung und Duldſamkeit bei den Irrthümern der Schwachen durch meine Ruhe, die in ihn überging.

Wir waren mehrere Jahre auf unſern Reiſen. Jetzt war es Zeit, die Unſrigen wieder zu ſehen. Er lud ſeinen Schwager zu einer Zuſammenkunft in Karlsbad ein. Denn ſeine Wohnung wollte er nicht betreten. Ich fragte mich ſtreng, ob ich ihn begleiten dürfe, und mein Herz gab mir vor den Augen des unſichtbaren Zeugen die Genehmigung. Mich verlangte ſehr, die guten Menſchen im Gebirge zuvor zu ſehen, und St. Pierre freute ſich ſelbſt auf die kleine Colonie, wie er es nannte. Es war die Erndtezeit, und wir fanden die Bewohner fröhlich mit ihrer ſparſam belohnten Arbeit beſchäftigt. Die jungen Leute, zum größentheil meine ehemaligen Schüler, erkannten mich ſogleich, und mit Jubelgeſchrei wurde ich zu dem Pfarrer geführt, der mitten unter ſeinen Kirchkindern ſtand, wie ein guter Vater, und mit freundlicher Rede und heiterem Scherz die fleißige Geſellſchaft ſo belebte, daß ſie den Schweiß ihres Angeſichts mit Luſt vergoſſen. „Sie kommen zu Gottes großem Feſt- und Freudentag, bewillkommte er uns. Er ſteht mit keinem Heiligen im Kalender. Aber der gütige Gott, der ihn mit Regen und fruchtbaren Zeiten hereingeführt hat, ſchreibt ihn mit Zügen der Vaterliebe dort oben an den blauen Himmel an.“ Wir ſetzten uns unter den Haufen hin, und St. Pierre war außer ſich vor Freude. Die Dirnen neckten ihn mit ſeinem gebrochnen Deutſch, und er wollte ſich todt lachen, wenn ich ihm die Späße, die immer anſtändig, und oft witzig genug waren, aus dem Volksdialekte, den er nicht verſtand, überſetzte. Die Alten ſagten heimlich zu mir: „Das iſt einmal ein Franzos, den wir gern ſehen.“

So kam der Abend heran. Nachdem die letzte Garbe gebunden und die Rechen zuſammengeſtellt waren, traten die Arbeiter unaufgefordert in einen Kreis, einen Vers zum Lobe des Vaters zu ſingen, der den Segen und Kraft und Frieden gegeben hatte, ihn einzuerndten. Der Pfarrer ſprach einige Worte, wie ſie ihm Dank und Freude eingaben. Dann ging der fröhliche Zug zurück nach den Hütten, und die Jugend ſtimmte muntere Volkslieder an, mit einer Wahl und mit einem Geſang, die Lehrern und Lernenden alle Ehre machte. Mein Freund ließ es ſich nicht nehmen, auf heimathliche Weiſe ein Feſt zu geben. Er nahm in Beſchlag, was zu haben war, und bewirthete das ganze Dorf auf das köſtlichſte. „Ich habe heute einen rechten Nationalſtolz, ſagte er zu mir, indem er in ſeinem Amtseifer bei mir vorüberging. Meine Landsleute mögen ſich hier manchesmal ein übles Gedächtniß geſtiftet haben. Die lieben Menſchen ſollen mich nicht umſonſt gelobt haben.“

Die Mitternachtſtunde rief zur Ruhe, und ich bettete mich in das Zimmerchen, in dem ich einſt unter ganz andern Umſtänden und Empfindungen geſchlummert hatte. Wie ſoll ich Ihnen die Rührung ſchildern, die ich bei dem Vergleich zwi-

Digitized by Google

ſchen jetzt und damals fühlte! Sanfter Schlaf umarmte mich unter ſanften Thränen.

Den erſten Beſuch am andern Morgen machte mir die kleine Emilie. Sie ſtrampfte keck zu mir herein, und rief: Ich will meinen Bräutigam ſehen. Das Kind am Chriſtbaum erſchien mir wieder, jetzt ein blühender, holder Mädchenengel. Ich zog es zu mir heran. Die Aeltern kamen dazu, und ich bedung mir, dem zur Einſamkeit beſtimmten, wenigſtens das Vorrecht aus, einmal die Braut zur Kirche zu führen, wenn ſie, wie ich wohl hoffen dürfte, ſich einem würdigen Lebensgefährten vermählte. Die Kleine ſchmollte, daß ich ſie einem andern verſchenkte, und ich hatte Mühe, ſie zu verſöhnen.

Den Tag über wurden alle Anſtalten wieder beſehen, und überall bemerkten wir ſchöne Fortſchritte. St. Pierre hatte ſchon mit Verwunderung in des Pfarrers Bibliothek gekramt. „Das alles verſteht bei uns ein Profeſſor nicht, ſagte er, als er die Mannichfaltigkeit der Schriften, und Beweiſe ſah, daß ſie geleſen und verſtanden waren. Noch mehr überraſchte ihn die Schule des kleinen Dorfs. Er herzte die bausbäckigen Kinder, die ſo natürlich gut antworteten, und mit Freuden machten, was ſie gelehrt waren. „O ihr glücklichen Deutſchen, rief er einmal über das andere, wenn wird es bei uns dahin kommen! Das hat euer Luther gemacht und ſein Geiſt, der in euren Schulen iſt. Und den wollen die Wirrköpfe austreiben!" „Ja, wendete er ſich zum Pfarrer, ich bin Katholik, und ich will es bleiben, weil ich alles Wechſeln nicht leiden kann. Die aber, die mir den großen Mann antaſten, könnte ich züchtigen, wie ein Schulmeiſter die ungezogenen Buben. Es ſind abſcheuliche Menſchen, die das Herrliche nicht ertragen können, weil ſie ſelbſt ſo erbärmlich klein ſind."

Wir freuten uns des Zuſammenſeyns mit ſo unſchuldigen guten Menſchen ſo lange als möglich, um dann mit unſerm eignen Weſen verſöhnt, der verfeinerten Bösartigkeit uns zu nähern. Doch wurde uns der erſte Schritt immer ſchwerer, je mehr uns die Zeit mahnte, daß er nun gethan werden müſſe. Ein Tag nach dem andern wurde zugegeben. Solchen Reiz hat die Einfachheit der Tugend. Sie iſt dem Menſchen ein Bild von dem, was er einſt war, und wovon er immer mehr abirrt.

Bei unſerer Ankunft in Karlsbad wollte ich, um auszuweichen, eine beſondere Wohnung beziehen. St. Pierre duldete es nicht. „Er ſoll zu ſeiner Demüthigung erfahren, ſagte er, daß wir innige Freunde ſind, die er nicht trennen kann. Warum ſoll ſich das gute Gewiſſen bergen vor dem böſen? Das ſey die einzige Rache, die ich an ihm nehmen will, daß ich Sie immer herzlicher an mich ketten werde, je mehr er Sie abſtößt."

Wir erhielten bald einen Beſuch von dem Gatten Thereſens. Es galt ihm viel, einen Verwandten für ſich zu gewinnen, deſſen Widerwillen er kannte, und von dem er doch eine Entſchädigung für den ſchnellen Entſchluß hoffen konnte, der ihm die Verbindung mit einer unbegüterten, vielleicht die einzige Uebereilung ſeines Lebens, aufgebürdet hatte. Sinnlichkeit und Geiz haben einen kurzen Kampf mit einander. Die erſte weicht einer kleinen Befriedigung und überläßt dem Sieger eine unbeſchränktere Herrſchaft. Von den Verfügungen des beleidigten Bruders hingen ſo viele Wünſche ab, daß auch dem kalten Ernſt nachzugeben ſchien, der unabänderliche Verhältniſſe mit ſtolzem Anſtand ehrte, ohne je eine heuchleriſche Vertraulichkeit aufkommen zu laſſen, die dem Charakter beider nicht angemeſſen war. In dem erſten Geſpräch, an dem ich Theil nahm, wurde ich wie ein Fremder behandelt, deſſen alte Anſprüche als unbekannt zu übergehen, deſſen Einflüſterungen zu fürchten wären. Ich ſah wohl, daß er mir eigennützige Abſichten zutraute. Aber er geſtattete dem Verdacht keine Aeußerung. St. Pierre beruhigte ihn, wie er mir ſpäter ſagte. Durch dieſen verſichert, daß ich Verbeſſerung meiner Umſtände weder brauchte, noch annehmen würde, gab er mir nun noch reichlicher von den Artigkeiten, die er an alle, die ihm nützlich ſeyn konnten, verſchwendete. Er wurde um deſto geneigter, die einzige unwiderrufliche Bedingung einzugehen, von der die künftigen Maßregeln abhingen, um die er die ſchwierige Unterhandlung mit ſo ungleichen Menſchen führte.

Mein Freund hatte feſt beſchloſſen, das Kind von den Aeltern zu trennen, das, die Frucht einer moraliſch unnatürlichen Verbindung, unter ſo widerſprechender Einwirkung nicht gedeihen konnte. Er theilte mir ſeinen Plan ſchon auf der Reiſe mit, und, was ich auch dagegen einwenden mochte, er war von der abgeſchiedenen Erziehung, die die Kleine, zu allem Guten angeleitet, von allem Böſen möglichſt entfernt, bei ihm erhalten ſollte, ſo ſchwärmeriſch eingenommen, daß an ein längeres Entgegenſtreben nicht zu denken war. Ich mußte ſogar, ſeitdem ihm meine Thätigkeit auf dem Dörfchen bekannt geworden war, meine Beihülfe zuſagen. Er fand eine ſchöne Ausgleichung in dem mir zugetheilten Berufe, Lehrer des Kindes zu ſeyn, das mir mit der Mutter geraubt worden war.

Es war das erſtemal, daß ich ſie wieder ſah, als ſie mit Roſalien ankam, um ſie unſern vereinigten Bemühungen zu übergeben. Wie hätte ich vor ihr, und neben dem getäuſchten Gatten, dem vertrauenden Bruder ſtehen können, hätte ein Verbrechen unſere erſte Zuſammenkunft befleckt? Sie reichte mir das Kind hin, wie damals in dem Garten, und jetzt ſah es mir fröhlich in die heitern Augen. Ich fühlte, welche Macht ſich Gott in dem Blicke der jungen Kinder und Säuglinge bereitet hat, wie in ihrem Munde. Die Mutter drückte dem Freunde wehmüthig lächelnd die Hand, der es wagen wollte, die Liebe, die vor ihr hatte ſchweigen müſſen, in milden Worten zu dem kleinen Weſen reden zu laſſen, das, ihr einziges Glück, auch von ihr ſcheiden mußte, wenn ihm die Tage der Unſchuld nicht in Furcht und Zweifel vergehen ſollten. Wie verehrte ich die herrliche Kraft der höhern Beruhigung, als in dieſem ganzen Geſpräch kein Gedanke des alten Grolls, keine Regung des Verlangens wiederkehrte, und nur Dank und Rührung das Verhältniß verklärte, in das wir von nun an zu einander geſtellt waren. Wir waren in dieſen Stunden, denen gewiß alle mit Bangigkeit entgegen geſehen hatten, ſo ſtill und ſelig vergnügt, daß wir uns von Himmelsluft umweht glaubten, und dieſe ging von dem Friedensengel der Religion aus, der ſeine Palme über uns ſtreckte.

Thereſe hatte die lange Zeit meiner Abweſenheit über ſo viel zu tragen gehabt, daß der Schmerz, wie eine Gewohnheit, in ihrem Herzen lagerte. Ein günſtiger Freudenblick war ein Sonnenſtrahl im Winterſturm, dem das erdrückte Pflänzchen ſich zurichtet, wie einem Boten der wiederkehrenden beſſern Zeit. Es war ein Glück für ſie, daß ihren Gatten die vielen Geſchäfte, in die er ſich verwickelte, wenig an die Einſamkeit denken ließen, in der ſie hinwelkte. Da er von mir erſt durch St. Pierre wieder gehört hatte, ſo war ihm jeder Anlaß genommen, ſie zu quälen. Ihre Wohlthätigkeit allein konnte manchen harten Tadel begründen. Seitdem ſie ihren Antheil an Vermögen von dem großmüthig berechnenden Bruder zur Verwaltung erhielt, war ihr die Freude geworden, ungehindert in der Tröſtung anderer den Troſt ſchöpfen zu dürfen, der ihr nöthig war.

Sie kennen die Erziehung Roſaliens aus ihren eignen und zum Theil aus meinen Geſprächen. Ich fürchtete oft, dieſe zu ängſtliche Bewahrung vor jedem möglichen ungünſtigen Eindruck möchte ihr den Eintritt in das Leben einſt noch gefährlicher machen, wenn ſie nicht mehr ſtatt finden könnte. Wir Männer allein würden viel verdorben haben mit unſern Idealen, hätte nicht die Mutter ſelbſt dem Kinde eine Führerin mitgegeben, der ſie mit vollem Recht vertraute. Dieſe wußte auch aus unſern oft zu reichlichen Gaben, die wir dem lebhaften Weſen boten, eine Nahrung zu bereiten, die der zarten weiblichen Natur mehr zuſagte. Wir ſahen mit Freuden, wie das Gemüth der Mutter, das ſchönſte Erbtheil der Kleinen, auch dem Sinne eine ſanfte Richtung gab, der, nicht ohne Einwirkung der väterlichen Behandlung, und von uns zu ſchnell gehoben, bisweilen ein Wollen verrieth, das bei feindſeligem Widerſtand in Trotz ausarten könnte. St. Pierre verlangte feſten, ernſten Charakter auch bei dem Weibe. Die Heldinnen und die Ungeheuer, die in ſeinem Vaterlande in der letzten Zeit aufgetreten waren, dienten ihm als Beweiſe für und wider bei unſern kleinen Streitigkeiten. Er behauptete, daß das Unglück ſeiner Schweſter nur von der Nachgiebigkeit herkomme, die nicht unbedingt über ſich entſcheiden laſſen müſſe, wenn ſie nicht, für waffenloſe Schwäche gehalten, der übermüthigen Gewalt erliegen wolle. So verſchieden indeſſen unſere Meinungen im Einzelnen waren, ſo kamen wir doch, von denſelben Erfahrungen belehrt, darin überein, daß der Grund aller Bildung herzliche Frömmigkeit ſeyn müſſe, demüthig, um ſich unter die Hand des Höhern zu beugen, und ſtark, um über dem Uebel der Erde ſtehen zu können.

Ich glaube nicht, daß ein längerer Einfluß auf das Kind gut geweſen wäre. Für die erſten Jahre mochte meine weichere Stimmung, die in jedem Geſpräche den Hauptton führte, nicht unheilſam ſeyn. Aber für die Dauer hätte ſie widerſprechend gewirkt, und auf Einheit kam es vorzüglich an. Dazu war auch mein Freund immer kindlicher geworden, und es war ihm damit gelungen, die Kleine, die ihren Wohlthäter erkennen lernte, mit der innigſten Liebe an ſich zu ketten. Mich begann der Mangel an Thätigkeit zu drücken. Der Vater ſpielte in Briefen wiederholt auf den Einfluß an, den ſich Fremde in ſeinen Familienangelegenheiten anmaßten. Ich erkannte die Sprache eines nicht verſöhnten Haſſes, ich fürchtete für das Weib, das ihm am erſten ausgeſetzt war, für die Ruhe der Uebrigen. Ueberzeugt, daß der Freund ſcheiden müſſe, wenn er Verwandten ein Hinderniß dauernder Einigkeit werden kann, beſchloß ich bald, wieder meinen Wanderſtab in die Welt zu tragen, wie ſchwer mir auch St. Pierre den Abſchied machte. Er erkannte endlich ſelbſt die Gültigkeit meiner Gründe, und wir verabredeten beſtimmte Zeiten des Wiederſehens.

Die letzten Zeiten waren ſo unruhig, daß ich nur einmal Ihm habe Wort halten können. Als ich mit Ihnen in Teplitz zuſammentraf, beweinte ich ſchon die tödtliche Krankheit des edeln

Digitized by Google

Mannes, und unbemerkt war ich bei der Beſtattung, wo Eduard Roſalien zum erſtenmal ſah. Wie ich die Verhältniſſe kannte, mußte erſt die gegenwärtige Geſinnung des Vaters erforſcht werden. Ich hoffte, Alter und Warnungen aller Art würden ihn weicher gemacht haben. Sie wiſſen, wie ſchmerzlich ich getäuſcht worden bin. Niemand verzeiht ſchwerer, als wer Unrecht gethan hat. Auch weiß ich von bittern Verluſten, die jedes Hülfsmittel annehmlich gemacht haben mögen. So meinte er, die Thränen, die er aufs neue den Seinigen erpreßt, eher ertragen zu können, als einen Rückſchritt von der Höhe des Beſitzes, den er erreicht hatte.

Ich habe dieſen Brief während meiner Gefangenſchaft zu Hauſe geſchrieben, die zwar etwas erweitert, aber noch nicht aufgehoben iſt. Sie ſehen daraus, warum ich von Eduard ſo wenig zu ſagen weiß. Nur durch Erich erfahre ich, wie finſter eingezogen er lebt. Sein Herz hat ſich mir nicht ganz verſchloſſen. Denn er hat ſich mehrmals nach mir erkundigt, da meine Krankheit gefährlich ſchien. Sein perſönliches Erſcheinen, meinte er, würde mich in der Geneſung ſtören. Warum iſt er ſo fremd, ſo mißtrauiſch geworden? Er muß mir Rede ſtehen, ſo bald mir der erſte Ausgang geſtattet iſt. Wie kann er von dem Manne laſſen, den er ſo oft mit Sohnsliebe umarmte?

Es war während meiner letzten Reiſe, wo ich ihn in einer bedenklichen Verwicklung fand. Seine Heftigkeit hatte ihn damals, wo man die Worte wog, wie Verbrechen, zu ſtarken Aeußerungen verleitet, und an einem Orte, wo der Verräther ſehr viel waren. Schon lange aufmerkſam auf den Jüngling, der zu unbewacht in das Leben zu ſtürmen ſchien, verſuchte ich, ihn aus den Händen der Bosheit zu reißen, und es gelang. Seitdem wollte er in meiner Nähe bleiben, und wir eilten zuſammen in ein Land, das ſicherer war. Jeder Tag überzeugte mich mehr, wie reich er von der Natur ausgeſtattet war. Aber er verſchwendete oft ohne Berechnung, geiſtig und körperlich, wie Phantaſie und Reiz des Augenblicks ſchmeichelte. Da ich ſah, wie ihn das Gefallen mehr anzog, als das Seyn, wie ihn Schwelgen mehr entzückte, als Genuß, und Ausſtattung mehr, als Wahrheit, machte ich die Anſprüche geltend, die mir ſein Vertrauen eingeräumt hatte. Seine Arbeiten und ſeine Freuden wurden regelmäßiger. Das unbeſtimmte Herumſchweifen in der Kunſt und der Wiſſenſchaft begann ihm in der ganzen Unfruchtbarkeit zu erſcheinen, womit es beſtraft. Indem ich ihn veranlaßte, den Geiſt in ſeine Tiefen zu verfolgen, gewann ich ſelbſt durch die Bilder, mit denen er die Wanderungen zur Rechten und Linken ausſchmückte. Mein einziger Wunſch war, er möcht einen Vereinigungspunkt erwählen, auf den er die Fülle ſeiner Kräfte verwendete. Dann, hoffte ich, würde der Ehrgeiz, der in ihm loderte, über den Werth der Dinge und des Lohns, das Verlangen über die wahre Befriedigung, die Phantaſie über das Urbild des Schönen und Guten ſich bald verſtändigen. Aber noch flog er zu haſtig. Er wollte der Sonne entgegen, und die Adlerſchwingen waren ihm noch nicht erſtarkt. Das Ziel der Anſtrengungen leuchtete in ſeinem Gemüth, und die Blumen lockten noch auf die Abwege. Sie wiſſen, wie in Teplitz ihn eine gewiſſe Wuth, ſich zu vergnügen, ergriff, und wie oft ich ihn entſchuldigte, wenn Sie ihn zu hart des Leichtſinns anklagten. Er büßte durch den Ueberdruß. Der Eitelkeit, die ihm eine Zeit lang gehuldigt hatte, nahm er keine Kränze mehr ab. Ein einziges Gefühl übermächtiger Liebe trat an die Stelle der wechſelnden Empfindungen. Es würde ihm wohlthätig geweſen ſeyn, es würde gewirkt haben, was ich ſo ſehr an ihm vermißte, wäre er mehr vorbereitet geweſen, hätte er ſich ſelbſt eine Freiheit behauptet, die des menſchlichen Geiſtes würdig iſt. Aber er erlag derſelben Gewalt, die ihn früher beherrſchte, auch bei dieſer edlern Leidenſchaft. Er wollte erſtürmen, anſtatt zu erwarten, beſitzen, anſtatt den Beſitz ſich zu verdienen. Die Hinderniſſe, die ſeine Kraft erheben ſollten, warfen ſie nach den erſten vergeblichen Verſuchen. Wie ein Krieger, der mit glühendem Enthuſiasmus vordringt, und zurückgeworfen in Mißmuth und Erſchlaffung zuſammenſinkt, wußte er nicht mehr, eine Stellung zu halten, in der er, um das Ziel ſeiner Anſtrengungen betrogen, ſich ſelbſt nicht verlöre. Zugleich verzweifelte er an uns, die ihm zur Seite ſtanden. Sie wiſſen, welche Hülfsmittel er ergriff, und was ich fürchtete, wenn er auch von dieſen ſich getäuſcht ſehen würde. Ach womit wirſt du enden, wenn alle die morſchen Stützen brechen, und die blutige Wunde die Hand durchſchneidet, die unbeſonnen das Gewicht deines ganzen Weſens auf ſie legte? In meiner Krankheit erſchienen mir oft entſetzliche Bilder von ihm, aus den Ueberlegungen und Befürchtungen der frühern Zeit gebildet. Möchte ich einen Mann wieder finden, der im Sturme der Nacht feſtgewurzelt, nun die Glut des Mittags ertragen kann!

Joachim Beccau.

Von den Lebensumſtänden dieſes Mannes iſt weiter Nichts bekannt geworden, als daß er, zu Burg auf der Inſel Femern geboren, um 1720 Rector zu Neumünſter im Herzogthum Holſtein war. —

Er hinterließ:

Theatraliſche Gedichte. Hamburg, 1719.
Zuläſſige Verkürzung müſſiger Stunden. Hamb. 1719. 2 Thle.
Ehrengedichte u. ſ. w. Hamburg, 1720.

In ſeinen theatraliſchen Arbeiten (Amadis von Gaula, Blutiges doch muthiges Pegu u. ſ. w.), welche für die Compoſition beſtimmt waren, zeigt ſich der gute Rector als ein eifriger Anhänger der lohenſteiniſchen Schule, und es fehlt ihnen keineswegs an Schwulſt, Unnatur und Uebertreibung. — Dagegen iſt er aber weit gefälliger in einigen Liedern und in Epigrammen zuweilen nicht ganz unglücklich, wie z. B. das folgende beweiſt:

Urſprung der Poeſie.

Apollo ließ einmal die blaue Sternenbahn,
Begab ſich in die Welt und traf die Armuth an.
Die hat er ſich alsbald zum Ehgemahl erkohren.
Von dieſen Eltern iſt die Poeſie geboren.

Ludwig Bechſtein

ward am 24. November 1801 geboren und erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium zu Meiningen. Das poetiſche Talent erwachte zwar frühzeitig in ihm, gedieh aber erſt in ſpätern Jahren zur Reife; und da er ſich auf der Schule gedrückt fühlte und ſich ſelbſt zum Studiren unbefähigt glaubte, ſo verließ er das Gymnaſium im 17. Jahre und widmete ſich der pharmazeutiſchen Laufbahn. Durch dieſe mit der Natur innig befreundet, pflegte er mit Liebe die Himmelsgabe der Poeſie, von theilnehmenden Freunden ermuntert, fühlte aber auch bald genug die Feſſeln, die ſein ſelbſtgewählter Stand dem Dichter nothwendig anlegen mußte. Immer mehr den ſchönwiſſenſchaftlichen und Geſchichtsſtudien zugewandt, ohne doch ſeine Berufspflichten hintan zu ſetzen, arbeitete er an belletriſtiſchen und andern Journalen mit, ſoviel es ſeine Zeit geſtattete, bis im Herbſt 1823 der regirende Herzog von Meiningen aus eignem Antriebe den Dichter ſeinen beengenden Verhältniſſen entriß und zu fernerer wiſſenſchaftlicher Ausbildung großmüthig unterſtützte. Hierauf ging B. nach Leipzig, hörte Philoſophie, Geſchichte u. ſ. w. und ſchrieb und dichtete fröhlich fort. Hier wurde es ihm auch leicht, Verleger für ſeine Werke zu finden, die nun in raſcher Aufeinanderfolge erſchienen. Manches früher Vorbereitete wurde umgearbeitet und geordnet, z. B. die Haimonskinder, die Weiſſagung der Libuſſa u. a. Der Todtentanz wurde in Leipzig gedichtet, ebenſo der Sonntag und die Hälfte des Fauſtus. Nach einem für den Dichter angenehmen, genuß- und lehrreichen Aufenthalt von $1\frac{1}{2}$ Jahren verließ er Leipzig und wandte ſich nach München, wo Fauſtus vollendet und Luther gedichtet wurde. Mitten in der katholiſchen Stadt fühlte ſich der Dichter ſo recht innig von dem Glück durchdrungen, Proteſtant zu ſeyn, fühlte Luther's großes Verdienſt um die Menſchheit mehr als je, und ſo entſtand das Gedicht. Im Herbſt 1831 kehrte B. nach

Digitized by Google

Meiningen zurück erhielt ſeine Anſtellung als Cabinetsbibliothekar des Herzogs, zugleich als zweiter Bibliothekar an der herzogl. öffentlichen Bibliothek, und im Jahr 1833 an dieſer die erſte Bibliothekarſtelle. In demſelben Jahr wurde er Gründer und Direktor des hennebergiſchen alterthumsforſchenden Vereins.

Schriften:

Sonettenkränze. Arnſtadt, 1828.
Mährchenbilder und Erzählungen. m. K. Leipzig, ohne Jahrzahl.
Die Weiſſagung der Libuſſa. Stuttgart, 1829. 2 Theile.
Die Haimonskinder. Gedicht. Leipzig, 1830.
Erzählungen und Phantaſieſtücke. Stuttgart, 1831. 4 Theile.
Die Darſtellung der Tragödie Fauſt von Göthe. Stuttgart, 1831.
Der Todtentanz. Gedicht. m. K. Leipz. 1831.
Novellen und Phantaſiegemälde. Hildburghauſen, 1832. 2 Theile.
Der Sonntag. Gedicht. mit Kupfern. Leipzig. Querfolio. ohne Jahrzahl.
Arabesken. Stuttgart, 1832.
Fauſtus. Gedicht. m. K. Leipzig, 1833. 4.
Grimmenthal. Hildburghauſen, 1833.
Luther. Gedicht. Frankfurt a. M. 1834.
Der Fürſtentag. Frankfurt a. M. 1834. 2 Theile.
Des Haſſes und der Liebe Kämpfe. Drama. Hildburghauſen, 1834.
Phantaſieblüthen. Leipzig, 1835. 2 Bände. (unter d. Preſſe.)

Mitarbeiter war B. an der dolziſchen Jugendzeitung, der Hebe, an Ziehnert's Idunna, am Komet, an Spindler's Damenzeitung und Zeitſpiegel, an Meyer's thüring. Merkwürdigkeiten, Schneider's Buchonia, und mehreren andern Journalen und Taſchenbüchern.

Unabhängig, durch ſich ſelbſt gebildet und ſeinem reichen Naturell folgend, hat Bechſtein in ſtets fortſchreitender Stufenfolge, vorzüglich als lyriſcher Dichter, ſchon von ſeinem erſten öffentlichen Erſcheinen an zu den ſchönſten Erwartungen berechtigt und iſt dieſen mit jeder neuen Leiſtung immer mehr nachgekommen. Eine reiche Phantaſie, Herrſchaft über die Sprache, ſeltener Zauber des Vortrags, wahre, hohe Begeiſterung für das Wahre, Gute und Schöne, Innigkeit und Tiefe der Empfindungen ſind ihm eigenthümlich, vorzüglich da glänzend hervortretend, wo er bei ſeiner Neigung für das Mittelalter Stoffe, welche dieſem entlehnt ſind, behandelt. Durch ſein Leben ſtets mehr auf ſich ſelbſt verwieſen, anfangs in beſchränkten Verhältniſſen ſich bewegend, dann plötzlich in das Treiben des Tages hinaustretend, ohne ſichere Erfahrung, ohne feſte wiſſenſchaftliche Vorbildung, die er erſt ſpäter ſich mühſam erwerben ſollte, mußte es ihm unmöglich fallen, ſich nicht in der Wahl und Anwendung der Mittel zu vergreifen, und ſo kam es, daß er in früheren Leiſtungen mitunter, von dem herrſchenden Ton des Tages fortgeriſſen und dieſem huldigend, unklar über ſeine eigentlichen Fähigkeiten, unwillkürlich copirte, wo er hätte Original ſeyn können. — Sein geſunder Sinn führte ihn aber ſtets auf die rechte Bahn zurück, und wenn man mit wohlwollendem Blick, wie das eigentlich ſtets und bei Allen geſchehn ſollte, ſeine poetiſchen Arbeiten nur als Studien betrachtet, ſo wird man in jeder ein ernſtes, ſchönes Streben wahrnehmen und gewiß keine ganz unbefriedigt, manche aber nach großem geiſtigen Genuſſe aus der Hand legen.

Wir theilen hier mehrere Geſänge aus ſeinem der Form nach vollendetſten Werke „Luther" mit, verweiſen aber den Leſer, der ſich näher mit ihm zu befreunden wünſcht, auf ſeinen „Todtentanz", den „Sonntag" und ſeinen Roman: „das tolle Jahr", ſo wie ferner auf mehrere ſeiner Lieder und Balladen, in denen er thüringiſche Stoffe behandelt, und welche mit Recht höchſt ausgezeichnet zu nennen ſind. —

Luthersbuche *).

1.

Ein heil'ger Baum ſteht in des Waldes Grunde,
Der wunderbar, faſt marklos und verwittert,
Von längſtvergangnen Tagen ſcheint zu träumen;
Sein Haar iſt graues Moos, das leiſe zittert.
Der alte Baum weiß eine ſchöne Kunde,
Die er vertraut umher den jüngern Bäumen,
Und rings den Waldesräumen.
Die lauſchen all' den leiſen Flüſterworten,
Und rauſchen all' erſtaunet und verwundert
Der Sage, die der müde Greis erzählet.
„O wären wir doch früher jung geworden!
Du, Glücklicher, den ſchmückte manch Jahrhundert,
Sahſt auserwählt den Mann, der auserwählet."

2.

Am Fuß des Baumes rinnt ein Brünnlein helle,
Das murmelt leiſe zu dem Laubgekoſe,
Bald lauſcht es, bald mit Uferblumen ſpricht es.
So traulich wallt es aus dem Erdenſchooſe,
So heilig rauſcht die ſilberklare Quelle,
Wie Rythmen eines göttlichen Gedichtes,
Sie ſah den Mann des Lichtes!
Sie gab ihm Labe bei des Tages Schwüle;
Der Baum, noch Jüngling, gab dem Kämpfer Schatten,
Erhebend ſah der blaue Himmel nieder.
Die grünen Laubeskronen rauſchten Kühle,
Und Hoffnung weckten die ſmaragdnen Matten,
Ach, ſolchen Mann ſah dieſes Thal nicht wieder! —

3.

Zwei Ritter ſaßen auf dem Altenſteine,
Die Zeit beſprechend unter einer Linde,
Die ſanft verkläret ſtand im Abendrothe.
Im grünen Laubdach flüſterten die Winde,
Ein ernſtes Rauſchen ſprach im nahen Haine,
Da naht mit ſchnellem Schritt ein Fürſtenbote;
Was Martin Luthern drohte,
Verkündet er den Freunden bang und eilig,
Und auch was Freundſchaft über ihn beſchloſſen.
Und fordert ſie zur Hülfe ſonder Weilen.
Solch treues Wollen iſt den Freunden heilig;
Das nächſte Frühroth ſieht auf ihren Roſſen
Die treuverbundnen Ritter thalwärts eilen.

4.

Dort wo die Buche hebt die ſtarken Zweige,
Dort wo die Quelle perlt im grünen Bette,
Wo bergwärts ſich der krumme Fahrweg windet,
Dort harret Freundſchaft, ſorgend, daß ſie rette.
Vermummte Knappen lagern im Geſträuche,
Und wie der Kämpfer, der das Wort verkündet,
Vom frommen Muth entzündet
Nun nahet, zu den Feinden ſich zu wagen,
Da ſprengen ihm die Ritter wild entgegen,
Den Wagen haltend mit Geſchrei und Drohen.
Dann muß ein Roß den Glaubenshelden tragen
Durch Nacht und Dunkel auf geheimen Wegen;
Der Fuhrmann aber war voll Angſt entflohen.

5.

Baut einen Tempel an die hehre Stelle,
Wo Luther ward von Freundeshand gefangen,
Daß er, von Feinden unbedroht, ein Freier,
Genüge ſeinem brünſtigen Verlangen.
Und baut den Altar über jene Quelle,
Und ſammelt oft Euch zur Gedächtnißfeier
Des Mannes, heiligtheuer,
In dieſes Thales traulich ſtiller Kühle,
Das an der frommen Vorzeit Tage mahnet,
Und feiert, ernſt betrachtend, ſein Gedächtniß!
Ja, denkt an ihn mit dankbarem Gefühle,
Der uns durch Nacht lichthellen Weg gebahnet,
Und Freiheit uns vererbt als ſein Vermächtniß.

*) Aus: Luther, ein Gedicht von Ludwig Bechſtein. Frankfurt a. M. 1834.

Digitized by Google

6.

Der graue Baumgreis, der voll Wonnezittern
Mit jedem Mal ſang ſeine Frühlingspſalter
In der Natur gottvolles Freudeleben,
Der wird wohl bald gefällt von ſeinem Alter,
Wie feſt er ſtand in Stürmen und Gewittern.
Die Buche — ſtirbt, das Buch wird ewig leben,
Das Luther treu gegeben,
Das iſt geſetzt mit diamantnen Lettern
Der ew'gen Liebe Gottes, uranfänglich;
Das iſt ein Baum, den kann die Zeit nicht tödten,
Den können Weltenſtürme nicht entblättern,
Und ſeine Quelle ſprudelt unvergänglich,
Ein Troſtesborn, in allen Erdennöthen.

Wartburg.

1.

Siehſt du die Burg dort, die mit grauen Zinnen
Zum Himmel aufragt von dem ſteilen Berge,
Und weit umherblickt, ſtolz und hochgefeiert!
Die alte Rieſin überm Volk der Zwerge,
Der Felſenthron geborner Königinnen,
Zu der die Schaar zahlloſer Pilger ſteuert,
Wie Lenz den Kranz erneuert?
Sie ſteht, ein Pharus über Zeitenmeeren,
Sie ſteht geſchmückt von der Natur im Prangen,
Sie prangt gekrönt von reichen Liederkränzen,
So wie bekränzt von Ruhm und hohen Ehren,
Geprieſen wie geſucht von dem Verlangen,
Und wird noch manch Jahrhundert überglänzen.

2.

Einſt ragten höher noch die ſtolzen Thürme,
Einſt ſtanden ſtarrer noch die feſten Mauern,
In harter Zeit ſelbſt hart, unüberwindlich.
Vorüber zog die Zeit mit Todesſchauern,
Vorüber brauſten ihre wilden Stürme,
Und zu der Menſchheit, die ſo wahnvoll, ſündlich,
Sprach Gottes Zürnen mündlich.
Da ward zur Nacht ans Wartburgthor geſchlagen,
Laut, donnernd laut, als ob die Vehme pochte;
Der Wächter ruft, erſchrocken eilt der Pförtner,
Und mit den Freunden naht der ſonder Zagen,
Den eine Welt zu ſchrecken nicht vermochte,
Im Garten Gottes der beruf'ne Gärtner.

3.

Ein Eiſenkleid umſchließt den kühnen Ringer;
Wer wäre kräft'ger auch und ritterlicher,
Wer würdiger, das Ritterkleid zu tragen?
Hier ruhe, ſtarker Kämpfer, ſtill und ſicher,
Hier winkt dir Raſt der ew'gen Liebe Finger,
Dir, den der Herr ſelbſt in nothvollen Tagen
Zum Ritter hat geſchlagen.
Die Wartburg ſoll dich ſchirmen, ſoll dich bergen;
Wie ſonſt das Gold den Edelſtein umarmet,
Soll jetzt der Stein das lautre Gold umfahen.
Nun mag die Tücke ſenden ihre Schergen,
Dich ſchützt der Ew'ge, der ſich dein erbarmet,
Dir wird kein Feind mit Gift und Dolchen nahen! —

4.

Einſt reichten ſich die Hände Sang und Minne,
Des deutſchen Vaterlandes beſte Dichter
Auf Wartburg rangen kühn im Liederſtreite.
Aus fernen Landen kam des Kampfes Schlichter,
Dem wohnte wunderbares Wiſſen inne,
Ein Meiſter ſtand er Meiſtern kühn zur Seite;
Dann in der Zukunft Weite
Weiſſagend blickend, hat er Glück verkündet,
Im Sternenbuch die Zauberſchrift geleſen,
Denn Dichter weiht die Muſe zu Propheten,
Und ächte ſind mit Zauberkunſt verbündet.
Doch lange ſind die Harfen ſtumm geweſen,
Kein Sänger hat die Wartburg mehr betreten.

5.

Nun aber will es wieder klingen, tönen,
Der Wonnemond umblüht die Burg der Sagen,
Auf der einſt edle Sangesmeiſter rangen.
Ein Stärkerer will in die Saiten ſchlagen,
Gekräftiget vom Hochgefühl des Schönen;
Und ſind auch drei Jahrhunderte vergangen,
Seit jene Sieben ſangen,
Wird nun der eine lautren Klang erwecken,
Deß Wiederhall durch alle Lande ſchmettert
Wie Donnerlied und wie Prophetenpredigt,
Der Freunde Wonne, wie der Feinde Schrecken.
Wo bleibt der Herbſt, der Luthers Kranz entblättert?
Der Zaubrer wo, der ihn des Ruhms entledigt? —

6.

Auf Wartburg iſt ein ſchönes Bild zu ſchauen
Aus alter Zeit, von einem Eiſenhelden,
Der mildiglich geherrſcht in Jugendtagen,
Bis ihm ertödtet, wie die Sagen melden,
Vaſallentrotz das freudige Vertrauen,
Bis er vernahm des Volks troſtloſe Klagen,
Und an ſein Schild geſchlagen,
Daß vor dem Schall ganz Thüringen gezittert;
Und daß er ſicher ſei vor Feindestücken,
Erſcheint der Held im Panzerkleid von Eiſen,
Und geißelt der Rebellen Schaar erbittert,
Die grauſam ſeine Gauen unterdrücken,
Und ward ſeitdem der Eiſerne geheißen.

7.

Du, Luther, Held der Wahrheit, Fürſt des Sieges,
Zornflamme, wenn ſich regt der alte Drache,
Der Lügengeiſt, der Völker hält in Banden,
Dir tönt kein Zuruf: „Werde hart! Erwache!“
Du wacheſt ſchon, gewärtig deines Krieges.
Dein hoher Muth, den Feinde ſchwer empfanden,
Macht ihre Liſt zu Schanden.
Du ſtandeſt kühn vor Königen und Kaiſern,
Du haſt der Menſchheit heil'ges Recht vertheidigt,
Du ſchwangſt die Geißel eines bittern Spottes,
Und nicht dein Kleid, nein, deine Kraft war eiſern,
Dein Schirm war Gott, den jene frech beleidigt,
Und ſicher warſt du unterm Panzer Gottes.

8.

Von einem Wartburghelden ſingt die Sage,
Der einſt heraustrat in der Morgenſtunde,
Daß er dem Herrn der Welt Gebete weihe,
Da rollt ein Donnerton aus grauſem Munde
Gleich einer dunkeln, nachtgebornen Frage,
Und vor dem Landesgrafen ſteht ſein Leue,
Der feſſelloſe, freie,
Und ſchießt die Blicke, die Verderben drohen,
Auf jenen hin — doch ernſt und unerſchrocken
Zeigt ſich der Mann dem Wüſtenkönig ſtärker.
Und zitternd ſteht der Leu bei ſeinem Drohen,
Und ſchüttelt nur der Mähnen goldne Locken,
Und ſchweigt — und geht zurück in ſeinen Kerker.

9.

So hat auch dir, du Wartburgheld, die Zähne
Der Leu von Rom gezeigt mit ſtarkem Brüllen,
Und wollte dich verſchlingen gar im Grimme.
Doch nicht mit Schreck vermocht' er dich zu füllen;
Du ſchüttelteſt ihm die verworrne Mähne.
Und ſtärker war dein Wort, wie ſeine Stimme,
Die drohende, viel ſchlimme.
Feſt ſtandeſt du, feſt wie des Erdballs Achſen,
Und haſt, verſpottend Drohung und Gewalten,
Den Kampf gewagt mit dem ergrimmten Leuen.
Doch er, der Kraft des Mannes nicht gewachſen,
Kroch wieder fort in Ketten, ſeinen alten,
Dir aber jauchzten huldigend die Freien.

10.

Wo Dädalus den hohen Flug begonnen,
Und Ikarus auf allzukühnen Flügeln,
Den heißen Drang in kalter Meerfluth büßte,
Ruht ſtill ein Eiland, das mit Blumenhügeln
Natur geſchmückt zu Paradieſeswonnen,
Das als Aſyl einſt Jeſu Jünger grüßte,
Den die Begeiſtrung küßte,
Dem in Geſichten heiliger Verzückung,
In wunderbar geheimnißvoller Weihe
Sich engelvoll der Himmel offenbarte.
Ihm wurde die Verbannung zur Beglückung,
Johannes ſah die Gottesſtadt, die neue,
Und Patmos war es, wo er ſie gewahrte.

Digitized by Google

11.

Hoch ragt die Burg empor im Wälderkranze,
Wo Sängerharfen rauſchten, Helden wallten,
Wo rings Natur prachtvollen Zauber ſtreute.
Dort prüft ein Dichter ſeine Liederlanze,
Dort ſchaut ein Seher himmliſche Geſtalten,
Dort bringt das gottgegebne, gottgeweihte,
Das hochgebenedeite
Buch aller Bücher uns ein Held getragen
Im Prieſterſchmuck, die Offenbarung lieſt er,
Dazu die Harfe rauſcht in Glutaccorden.
In Völkernächte ſoll der Morgen tagen!
Und Luther iſt der Sänger, Held und Prieſter,
Und Wartburg iſt zum Patmos ihm geworden.

12.

Du Lutherszelle, wenn wir dich betreten
Durchſchauert uns ein ahnungsvolles Zittern,
Gleichwie in eines Domes Rieſenhallen,
Und wie beim ernſten Nah'n von Hochgewittern,
Und unwillkührlich drängt es uns zu beten.
Hier dürfen Kön'ge dankend niederfallen,
Hierher die Völker wallen,
Gleich einem ſtolzbewegten ſtarken Strome,
Hier wohnte Luther! Seliges Empfinden!
Hier weht ſein Geiſt, hier nach dreihundert Jahren,
Wehn ſeines Hauchs begeiſternde Atome!
Aus dieſer Pforte ſtrömte Licht den Blinden
Und Freiheit Geiſtern, die gefeſſelt waren!

13.

Nicht blieb der Streiter, den ſich Gott erkoren,
Auf Wartburg kampflos und unangefochten,
Blieb nicht in Banden ſchnöden Müſſigganges.
Ob ihm zu ſchaden Feinde nicht vermochten,
Ihm ward ein Feind in eigner Bruſt geboren,
Und nur dem ſtarken, feſten Muth gelang es,
Sein oft verzagtes banges
Und weiches Herz im Glauben aufzurichten,
Und Kampf zu bieten den erregten Sinnen,
Die ſich Phantome ſchufen, Höllenmächte,
Sündhafter Regung Stürme zu beſchwichten.
Der Sieg gelang, der Dämon wich von hinnen,
Und über Luther ſchwebte Gottes Rechte.

14.

Zehn Monden nur, zehn Monden und nicht länger
Haſt du, o Wartburg, freundliches Gefängniß,
Den ſeltenen, geprieſnen Gaſt umfangen.
Die Kunde kam von Wittenbergs Bedrängniß,
Vom Bilderſturm, vom Wüthen wilder Dränger,
Da röthet edles Zürnen Luthers Wangen,
Da folgt er dem Verlangen,
Aufs Neue tritt er auf des Kampfes Bühne,
Ob Acht und Bann nach ſeinem Leben trachtet,
Ob rings Gefahren dräuen, ſchwer und blutig;
Aufs Neu' erhebet ſein Pannier der Kühne,
Der nicht vorm Bann bebt und der Acht nicht achtet,
Wie Helden furchtlos und wie Löwen muthig.

Die Schwärmer.

1.

Es geht ein wilder Geiſt durch manche Zeiten,
Erzeugt vom Wahn, von Raſerei geboren,
Ein Ungeheuer, ſuchend ſeines Gleichen,
Gefolgt von einer Schaar blindwüth'ger Thoren.
Die Keule ſchwingt er im Vorüberſchreiten;
Da bricht des Friedens Bau von ſeinen Streichen,
Und Ordnung muß entweichen.
Sein Blick iſt Mord, ſein Augenpaar ſprüht Funken,
Der Fackel gleich, die zündet und zerſtöret,
Sein wuthentſtelltes Haupt iſt ſchlangenhaarig,
Sein Roß iſt Sturm, und mordgedankentrunken
Fährt er daher, und wo er naht, empöret
Sich blindes Volk und folgt ihm tauſendſchaarig.

2.

Und grauſig zieht das wilde Heer der Schrecken
Die Länder durch; voran auf bleichem Pferde
Jagt Angſt als Herold und mit Zeterrufen
Schreit aus dem Schlaf ſie alles Volk der Erde,
Als wollte ſie zum Weltgerichtstag wecken;
Der Tod beflügelt ihres Roſſes Hufen,
Die Thränenbäche ſchufen.
Da wird der Mord gepredigt und vertheidigt,
Und Raub wird ein Geſetz, Willkühr zum Rechte,
Und heilig ſelbſt wird Aufruhr frech geſprochen.
Der Laſter gift'ge Frucht wird ſchnell gezeitigt,
Und von der Heerſchaar räuberiſcher Knechte
Altar und Bild und Heiligthum zerbrochen.

3.

Und Freiheit! brüllt die mordgeſchuppte Schlange,
Und bäumt ſich hoch, und ſpeit Gift auf die Länder,
Ein ſinnbethörend Gift, den Schwindel zeugend,
Darin berauſchen ſich die Tempelſchänder;
Vom Aufgang raſend bis zum Niedergange,
Zieht Blutbegier, nach neuen Opfern keuchend,
Sich keinem Gott mehr beugend.
Der Knecht wird Herr, Kunſt muß ſich weinend bergen,
Des Friedens Blüthen knickt das Zeitgewitter,
Es ſchweigen alle heitern Melodeien.
Frohſinn und Freude liegen tief in Särgen,
Auf Leichenfeldern tanzen wilde Schnitter
Die blut'gen Reigen toller Schwärmereien.

4.

Freiheit und Gleichheit, Wahngeſpenſt der Zeiten,
Du ſchreiteſt ſtolz mit Bettlerkönigskronen
In Lumpen durch die Welt. Der Nacht entflohen,
Suchſt du die Macht, und rüttelſt an den Thronen,
Die zittern vor den Schritten der Befreiten.
Du nahſt als Rachefurie den Hohen
Im Bunde mit dem Rohen.
Du ſchliefſt, bis dich Tyrannenwillkühr weckte,
Da ſprengteſt du die Ketten, die dich banden,
Und deiner Kerkerpforten Eiſenriegel;
Nun fliehn Tyrannen, die dein Bild erſchreckte,
Denn drohend blickt, was ſie mit Schreck empfanden,
Ihr eignes Bild todkündend aus dem Spiegel.

5.

Die wahre Freiheit thront in reinem Lichte,
Ihr Afterbild thront bei des Mordbrands Helle.
Die wahre Freiheit nur weckt große Thaten;
Sie leitet zu des Nachruhms Tempelſchwelle,
Und ſitzt mit Recht und Weisheit zu Gerichte.
Die falſche Freiheit, ewig ſchlecht berathen,
Zertritt des Guten Saaten.
Die wahre Freiheit iſt ein Geiſt der Reinheit,
Ein ſel'ger Ormuzd, froh im Lichte waltend,
Ausſtrom der Liebe, ſtets das Böſe dämpfend.
Die Afterfreiheit freut ſich der Gemeinheit;
Ein Ahriman, im Streit die Welt zerſpaltend,
Haß zeugend und das Gute ſtets bekämpfend.

6.

So war's zu Luthers Zeit, ſo war es ſpäter,
Denn ſtets erneu'n die Häupter ſich der Hyder.
Die Schwärmer toben, ihre Rotten ſchnauben
Nach Mord und Blut; Aufruhr ſingt Siegeslieder.
Der Ordnung, der Geſetze Uebertreter,
Sie nennen ihrer Unthat Schild — den Glauben,
Dem ſie die Würde rauben.
Die Burgen brennen, Rache nehmen Sclaven,
Und Rache ruft der Unſchuld Blut vom Himmel,
Und Wahnſinn jauchzt und freut ſich der Zerſtörung.
Der ew'ge Weltenrichter ſcheint zu ſchlafen,
Bald aber würgt ſein Zorn im Schlachtgetümmel
Und dämpft mit Blut die blutige Empörung.

7.

Auch Luther zieht, ein muthentflammter Streiter,
Zum Kampfe gegen die empörten Horden,
Die ſeiner Lehre reinen Sinn verdrehen,
Und predigt gegen ſie mit Donnerworten,
Und ruft den Fluch der Rache auf die Meuter,
Und läßt nicht ab, den Himmel anzuflehen,
Dem Rechte beizuſtehen.
Wie jubeln ſeine Feinde! Seiner Lehre
Wird Schuld gegeben dieſes Aufruhrs Wüthen,
Auf ihn wird all' die blut'ge Schuld geſchoben,
Doch er ſteht reinen Herzens, reiner Ehre;
So brauſen Wetter rauh um lichte Blüthen,
Doch blühn ſie ruhig, auch wenn Stürme toben.

Digitized by Google

8.

Es müſſen Wetter übern Erdkreis ziehen,
Wohlthätig Donner alles Land erſchüttern,
Der Blitze Glutſtrahl muß den Aether rein'gen.
Und ob auch Herzen zagen in Gewittern,
Es ſoll die Kraft, es ſoll der Muth nicht fliehen.
Noch lebt, wenn Schmerzen ſchwer die Seele pein'gen,
Die Hülfe des Dreiein'gen.
Nach Stürmen geht hervor die reine Bläue,
Des Jammers Anblick zeuget das Erbarmen,
Das Leben ſelbſt gebiert ſich unter Schmerzen,
Und erſt in Nöthen wird erprobt die Treue.
O möchte doch die ganze Welt umarmen
Der Geiſt der Freiheit mit der Liebe Herzen!

Verbum Dei manet in aeternum.

1.

Im Anfang war das Wort — als Sonnen glühend
Hervorgegangen aus des Schöpfers Wollen,
Als Welten wurden, Sphärenjubel klangen,
War ſchon das Wort! Das Wort des gnadenvollen
Urew'gen Vaters, der den Erdball blühend
Hervorrief aus der Nacht, die ihn umfangen,
Als Engel jauchzend ſangen.
Gott war das Wort, er ſelbſt, der Allgedanke!
In Wille, Wort und That der Ewiggleiche,
Hat er ſich ſchaffend, liebend ausgeſprochen.
Der Fels, umblüht von holder Liebesranke
— Ob Erd' und Himmel aus den Fugen weiche —
Er ſteht durch Ewigkeiten unzerbrochen.

2.

Im Anfang war der Geiſt, der Allumfaſſer,
Der Gottesgeiſt, der die Natur durchflammte,
In Chaosnächte trat der Ewighelle,
Und ſeinem Hauch das Paradies entſtammte.
Auf Taubenflügeln ſchwebt' er überm Waſſer,
Und heiligte zur friſchen Lebensquelle,
Zum Balſam jede Welle.
Licht war der Geiſt, der Strahl des ew'gen Wortes,
Der eingeborne Sohn urheil'ger Klarheit,
Ein Stern, durchleuchtend Nacht und Dunkelheiten;
Licht, Leben, Liebe! Dreiklang unſers Hortes!
Als klarer tiefer Strom der frommen Wahrheit
Rauſcht Gottes Wort durch alle Ewigkeiten.

3.

Das Licht des Herrn fällt in die Finſterniſſe;
Im Sternengold am nächt'gen Himmel brennt es,
Mit Flammenpracht ſchmückt es die Morgenröthen,
Und wird zum Roſenkranz des Firmamentes.
In Blitzen lodern ſeine Gluthergüſſe,
Als ob den Brautkuß ſie der Erde böten
Beſeligend im Tödten.
Nie kann das Grab die Auferſtehung faſſen,
Nie kann die Finſterniß das Licht begreifen,
Nie kann die Lüge Wahrheit offenbaren.
Der Strahl der Wahrheit, den die Dunkler haſſen,
Läßt, gleich der Sonne, edle Früchte reifen —
Das Wort des Herrn lebt mit dem Ewigwahren.

4.

Das Wort ward Fleiſch! Als Flamme ſank es nieder,
Und ward zum Pulsſchlag in der Bruſt des Reinſten,
Das ew'ge Wort ſprach aus dem Menſchenſohne.
Groß iſt der Herr im Größten, wie im Kleinſten,
Den armen Hirten tönten Himmelslieder,
Und Stimmen ſangen im Prophetentone
Von einer Königskrone.
Des Lichtes Seraph trat mit Knechtgeberde
Zur armen Menſchheit in der Armuth Hülle,
Und neigte liebend ſich zu den Verlornen.
Er litt den Tod, daß er verherrlicht werde,
Daß die Verheißung ſich an ihm erfülle,
Das Wort des Herrn an ſeinem Eingebornen.

5.

Das ew'ge Wort, das Paradieſe ſchenkte,
Das der Natur gottheil'ge Offenbarung
Zu Menſchen reden heißt mit Engelzungen,
Das Vaterwort, ſo reich an Liebesnahrung,
Das mit dem eig'nen Blut die Kinder tränkte,
Beſeligend hat es das All' durchdrungen,
Und hat den Tod bezwungen.
Propheten weckt es aus des Staubes Söhnen,
Die treu vertreten alle heil'gen Rechte,
Und kämpfen für das Wort kühn und beſtändig.
Und ob des Lichtes Haſſer ſie verhöhnen,
Die wirſt das Donnerwort in ihre Nächte:
„Das Wort des Herrn bleibt ewiglich lebendig

6.

So, hoher Luther, haſt auch du geſprochen,
Gewaltig donnernd, ein Prophet des Lichtes,
Kühn eifernd für das Wort, das ewig reine.
Dein Zürnen klang wie Stimmen des Gerichtes,
Und ſieh, dein Freiheittag iſt angebrochen;
O daß uns ewig ſeine Sonne ſcheine,
Und Nationen eine!
Ihr bangen Seelen, zagend noch in Nöthen,
Euch hülflos wähnend, bangt nicht ſo kleinmüthig,
Ringt mit dem Schmerz, bewältigt euer Trauern,
Und blickt vertrauend zu dem Siegerhöhten!
Der Weltenvater iſt gerecht, iſt gütig —
Das Wort des Herrn wird alles überdauern!

7.

Preiß dir, du Kämpfer, der für Wahrheit wagte
In edlen Zornes göttlicher Entflammung
Das Wort zu führen unerſchrocknen Muthes!
Zurück die Blitze ſchleudernd der Verdammung,
Stand vor den Feinden groß der Unverzagte,
Erringend uns das Recht des höchſten Gutes,
Des Leibes wie des Blutes!
Laßt himmelan Giganten tobend thürmen
Die Laſten ihrer Gotteslaſterungen,
Daß alle Welt im bangen Zagen zittert!
Der Himmel bebt nicht vor den ird'ſchen Stürmen,
Die Wahrheit bleibt erhaben, unbezwungen,
Das Wort des Herrn bleibt ewig, unerſchüttert.

8.

Gott iſt das Wort! Gott iſt die Segensfülle!
Gott iſt das Gut, das Allen ward gegeben,
Ausſtrahl und Ausſpruch des Unausgeſprochnen!
Gott iſt das Licht! Gott iſt das ew'ge Leben!
Gott iſt die Wahrheit ſonder Trug und Hülle!
Gott iſt der Sieger, der die nachtentkrochnen
Dämonen mit zerbrochnen,
Freiheitzerbrochnen Ketten wieder bindet,
Und Martyrer durch Blut und Tod verkläret.
Gott ſchrieb ins Buch der Sterne Luthers Namen! —
Die Lüge ſtürzt, die Wahrheit überwindet!
Das Wort des Herrn, das dreimal heil'ge, währet
Von Ewigkeit zu Ewigkeiten! Amen.

Christian Daniel Beck

ward im Jahre 1757 (am 22. Januar) zu Leipzig geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der dortigen Thomasſchule, ſtudirte dann Theologie und Philologie auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt und hielt bereits im Jahre 1779 exegetiſche, philologiſche und archäologiſche Vorleſungen daſelbſt. 1784 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur und ſtieg nun von Würde zu Würde, bei ſchönem Wirken ein hohes Alter erreichend. Im Mai 1829 feierte er ſein Jubiläum als akademiſcher Lehrer. Er ſtarb am 13. Decbr. 1832 zu Leipzig als Dr. der Philoſophie u. Theol., k. ſächſ. Hofr., Komthur d. Civilverdienſtordens, Prof. d. Geſchichte, Direct. d. philologiſch. Seminars u. ſ. w.

Außer vielen lateiniſchen Abhandlungen, Ausgaben alter Klaſſiker u. ſ. w. erſchien von ihm im Druck:

Digitized by Google

Fergusons Geſchichte der römiſchen Republik. Leipz. 1784—87. 3 Bde.

Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeſchichte. Leipz. 1787—1806. 4 Thle. N. A. 1831. 1. Th.

Muradgea d'Ohsson's allgemeine Schilderung des ottomaniſchen Reichs. Leipzig, 1788—1793. 2 Thle.

Goldsmith's Geſchichte der Griechen. Leipz. 1792—93. 2 Th. N. A. 1806.

Ueber die Würdigung des Mittelalters und ſeiner Geſchichte. Leipz. 1812.

Grundriß der Archäologie. Leipz. 1816.

Außerdem redigirte er das allgemeine Repertorium der neueſten in- und ausländiſchen Literatur und verwaltete längere Zeit das Amt eines Cenſors.

Tiefe, gründliche und vielſeitige Gelehrſamkeit und ſeine ſcharfe Kritik erwarben ihm einen hohen Rang unter den deutſchen Philologen. Als Hiſtoriker hat er beſonders durch ſeine Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Weltgeſchichte, ſo wie als akademiſcher Lehrer überhaupt außerordentlich ſeinem Vaterlande genützt. Eine ausführlichere Würdigung ſeiner Leiſtungen wäre hier am unrechten Orte; eben ſo geſtatten ſeine ſtreng-wiſſenſchaftlichen Schriften keinen Auszug, da ein ſolcher einerſeits kein genaues Bild von ſeiner Art und Weiſe geben, andererſeits unmöglich von allgemeinem Intereſſe ſeyn könnte.

Heinrich Beck

ward 1769 in Gotha geboren, widmete ſich der Bühne und ſtarb am 6. Mai 1803 als ein ſehr beliebter und talentvoller Schauſpieler zu Mannheim.

Seine Schriften ſind:

H. Becks Theater (enthaltend: Rettung für Rettung; die Quälgeiſter; das Chamäleon.) Frankfurt a. M. 1803.
Das Herz behält ſeine Rechte. Schauſpiel. Berl. 1788.
Alles aus Eigennutz. Luſtſpiel. Prag, 1805.
Verirrung ohne Laſter. Schauſpiel. Hamburg, 1804.
Die Schachmaſchine. Luſtſp. Berlin, 1798.

Unter ſeinen dramatiſchen Arbeiten haben ſich vorzüglich die Quälgeiſter, das Chamäleon und die Schachmaſchine auf der Bühne erhalten und werden noch immer gern geſehn. — B. arbeitete hauptſächlich nach engliſchen Vorbildern und wußte dieſe nicht ohne Geſchick dem Tone ſeiner Zeit anzupaſſen und bühnengerecht zu machen, obwohl der Freund wahrer Poeſie mit ſeiner Behandlung des ſhakſpear'ſchen Much ado about nothing (die Quälgeiſter) ſchwerlich zufrieden ſeyn wird. — Kenntniß des Lebens, treffende Charakterzeichnung, ein lebhafter, witziger Dialog und komiſche Situationen ſind und bleiben lobenswerthe Eigenſchaften ſeiner Leiſtungen für die Bühne; nur arbeitete er hin und wieder zu leicht und oberflächlich, indem er mehr als billig nach Effect ſtrebte. —

Gotthelf Wilhelm Rupert Becker,

als Schriftſteller gewöhnlich Rupert Becker genannt, ward am 20. April 1759 in Dresden geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf der Fürſtenſchule zu Meißen und ſtudirte dann die Rechte zu Leipzig. 1780 ward er Regiſtrator in Dresden, 1795 Secretär der dortigen geheimen Kriegskanzlei, 1800 zweiter, 1808 erſter Kriegscommiſſär, 1815 geheimer Kriegs-Kammerrath. Er ſtarb in ſeiner Vaterſtadt am 15. Februar 1823.

Er ſchrieb Folgendes:

Schauſpiele nach ſpaniſchen Planen. Dresden, 1783.
Ueber Frauenzimmer und Ehe. Leipzig, 1783.
Der Landtagsritter. Gera, 1785.
Begebenheiten aus dem geſellſchaftlichen Leben. Berl. 1786.
Geſchichte der Regierung Ferdinand des Katholiſchen. 2 Thle. Prag und Leipzig, 1790—91.
Karl der Kühne. Prag und Leipzig, 1792.
Späne aus der Werkſtatt Meiſter Sachſe's. Leipz. 1793.
Romantiſche Chroniken. Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Kayſerbarts Leben und Schickſale. Leipzig, 1796.
Einzelne Gedichte und Beiträge in Canzler's und Meißner's Quartalſchrift, den berliner Ephemeriden der Literatur und des Theaters, W. G. Becker's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen u. ſ. w.

R. Becker war nicht ohne Talent der Darſtellung, aber es fehlte ihm an feinem Geſchmack und Gediegenheit, weßhalb denn auch ſeine ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen ſehr bald der Vergeſſenheit anheim gefallen ſind, aus der wir ſie nicht wieder erwecken wollen, da wir den Raum für Beſſeres ſparen können. Am Gelungenſten ſind ſeine komiſchen Erzählungen und Romanzen, doch ſteht er auch hier anderen Dichtern, wie z. B. Pfeffel, von Nicolay, Langbein u. A. bedeutend nach.

Karl Friedrich Becker,

ein durch ſeine trefflichen hiſtoriſchen Darſtellungen für die Jugend höchſt verdienter, wegen ſeiner geiſtigen Kraft in ſchweren körperlichen Leiden außerordentlich achtungswerther Mann. Er ward im Jahre 1777 zu Berlin geboren, beſuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium und darauf die Univerſität Halle, wo er ſich vorzugsweiſe mit Philoſophie und Geſchichte beſchäftigte. Nach beendigten akademiſchen Studien nahm er eine Hauslehrerſtelle in Cottbus an und ward darauf von 1798 bis 1800 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin. Seine wankende Geſundheit zwang ihn jedoch, dieſem Amte zu entſagen. An einem unheilbaren Uebel leidend, ſiechte er noch ſechs lange Jahre, mit bewundernswürdiger Ruhe und Geduld ſeine Krankheit ertragend. — Geſchichtliche Studien boten ihm eine angenehme Zerſtreuung dar, bis am Ende der Tod ſeinem Leiden ein Ziel ſetzte. — Er ſtarb als Doctor der Philoſophie und Privatgelehrter in ſeiner Vaterſtadt am 15. März 1806.

Seine Schriften ſind:

Die Weltgeſchichte für Kinder und Kinderlehrer. Berlin, 1801—5. 9 Thle. 10. Th. von J. G. Woltmann, 11. und 12. Theil von K. A. Menzel. 6. Ausgabe mit Fortſetzung von Woltmann und Menzel und einer Vorrede von J. W. Löbell. Berlin, 1828 fgde. 14 Thle.
Erzählungen aus der alten Welt für die Jugend. Halle, 1802—1803. 3 Thle.

Digitized by Google

Die Dichtkunſt aus dem Geſichtspunkt des Hiſtorikers. Berlin, 1803.

Mit dem ausgezeichnetſten Talent für hiſtoriſche Darſtellung hat K. F. Becker den Ton zu treffen gewußt, in welchem der Jugend die Geſchichte vorgetragen werden muß, und iſt bisher darin von Niemanden erreicht worden. Wärme und Friſche des Vortrags bei allgemeiner Verſtändlichkeit, Deutlichkeit und Klarheit, Beſonnenheit in der Behandlung der ſchwierigſten Gegenſtände, der feinſte Tact hinſichtlich der Hervorhebung oder Milderung ſchwieriger Momente, ein tiefer Blick in die eigentlichen Verhältniſſe der einzelnen Völker, verbunden mit der Fähigkeit, nur Das, was jugendliche Gemüther zu faſſen vermögen, kräftig und anſchaulich darzuſtellen, ſo wie Adel und Einfachheit des Styls, verleihen ſeinen Arbeiten einen überaus hohen Werth. — Wir theilen nur deßhalb keine Auszüge mit, weil er hauptſächlich für die Jugend ſchrieb, und wir mit Recht annehmen dürfen, daß gewiß jedem Gebildeten in früheren Jahren eine Kenntniß ſeiner Weltgeſchichte beſonders zu Theil wurde und ihm zur Freude und zum Nutzen gereichte. —

Rudolph Zacharias Becker,

ein um die Bildung und Veredlung der unteren Stände des deutſchen Volkes höchſt verdienſtvoller Schriftſteller. Er ward am 8. April 1751 zu Erfurt geboren, ſtudirte in Jena Theologie, nahm nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Hofmeiſterſtelle bei dem Präſidenten von Bacheröden zu Erfurt an und ging darauf im Jahre 1782 als Lehrer am Philanthropin nach Deſſau. Er verließ jedoch ſchon 1783 dieſe Anſtalt wieder und begab ſich nach einem kurzen Aufenthalt in Erfurt noch in demſelben Jahre nach Gotha, wo er ſeinen bleibenden Aufenthalt als Privatgelehrter wählte und eine Buchhandlung errichtete. 1786 ward er ſchwarzburg-rudolſtädtiſcher Rath, 1802 Hofrath. Unabläſſig war er bemüht, durch populäre Schriften Gutes zu wirken, und hatte die Freude, ſein „Noth- und Hülfsbüchlein" (ſ. weiter unten) während eines Zeitraums von 25 Jahren in einer Million Exemplare verbreitet zu ſehn. Im Jahre 1791 gründete er den „Allgemeinen Reichsanzeiger", eine Zeitſchrift, welche noch jetzt (ſeit 1806 unter dem Titel „Allgemeiner Anzeiger der Deutſchen") exiſtirt, 1800 die „Nationalzeitung der Deutſchen" (welche in den letzten Jahren mit dem allgem. Anzeiger verbunden wurde). Einige Aufſätze in derſelben zogen ihm aber die Verfolgung der franzöſiſchen Regirung zu; er ward 1811 (am 30. November) plötzlich in Gotha aufgehoben und nach der Feſtung Magdeburg gebracht, wo er 17 Monate verweilen mufte, bis es endlich der Vermittelung des Herzogs von Gotha gelang, ihm ſeine Freiheit wieder zu verſchaffen. — Er brachte jetzt den übrigen Theil ſeines Lebens in ungeſtörter Ruhe zu und ſtarb am 28. März 1822 in Gotha.

Folgende Schriften ſind von ihm verfaßt worden:

Beantwortung der Frage: Kann irgend eine Art von Täuſchung dem Volke zuträglich ſeyn? Eine von der K. Akad. der Wiſſenſchaften zu Berlin gekrönte Preisſchrift. Leipzig, 1781.

Die Kunſt, Leute zu ſchröpfen, die noch nicht geboren ſind u. ſ. w. Gotha, 1786.

Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Erſte Ausgabe Gotha, 1788. 2. Theil 1798 und öfter.

Fragebuch für Lehrer über das Noth- und Hülfsbüchlein. Gotha, 1799.

Das Friedensfeſt u. ſ. w. Gotha, 1801.

Das Eigenthumsrecht an Geiſteswerken. Gotha, 1789.

Mildheimiſches Liederbuch. Gotha, 1799 und öfter.

Vorleſungen über Pflichten und Rechte der Menſchen. 1791 — 1792. 2 Thle.

Ueber Bürgerſchulen. 1794.

Leiden und Freuden in 17monatlicher Gefangenſchaft. Gotha, 1814.

Das deutſche Feierkleid. Gotha, 1815.

Mildheimiſches Evangelienbuch. Gotha, 1816.

In Verbindung mit Anderen gab er heraus:

Deutſche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde. Gotha, 1784 — 1795.

Nationalzeitung der Deutſchen, ſeit 1796.

Allgemeiner (Reichs-) Anzeiger, ſeit 1791. (fortgeſetzt von J. G. Hennicke.)

Gemeinnützige Aufſätze vermiſchten Inhalts. 2 Samml. Gotha, 1797 — 1798.

Flugſchriften, betreffend die neueſten Verſuche, Religions-Verfolgungen in Deutſchland zu erregen. 1. Sammlung. o. O. u. J.

Holzſchnitte alter deutſcher Meiſter, in den Originalplatten, geſammelt von H. A. von Derſchau u. ſ. w. Folio. 2 Lieferungen. —

B's rühmliches Beſtreben während der ganzen Zeit ſeines ſchriftſtelleriſchen Wirkens ging darauf hinaus, Grundſätze ächter praktiſcher Weisheit im Volke zu erwecken, zu nähren und zu verbreiten. Dies gelang ihm auch in vielfacher Hinſicht, da er tief in die Verhältniſſe aller Stände eingedrungen war und mit ruhigem, geübtem Scharfblick ihre Bedürfniſſe zu erkennen und zu würdigen verſtand. Echte Religioſität, allgemeines Wohlwollen, Redlichkeit und wahrer Eifer begleiteten ihn. Wie treffend er Alles zu erkennen, zu behandeln und zu benutzen wußte, davon zeugt die große Verbreitung, deren ſich ſeine Schriften, vorzüglich, wie bereits oben erwähnt wurde, das Noth- und Hülfsbüchlein erfreute. So hat B. außerordentlich ſeinem Vaterlande genützt und verdient mit Recht neben den Erſten und Würdigſten der Nation genannt zu werden.

Meine Befreiung *).

Tochter der Unſterblichkeit! Süße Hoffnung! Du ſtärkeſt den Geſunden, erquickeſt den Kranken und erwärmeſt noch das Herz des Sterbenden, wenn ſchon die kalte Hand des Todes ſeinen Pulsſchlag hemmet. Du erleuchteſt den Kerker des Gefangenen und miſcheſt in das melancholiſche Geraſſel ſeiner Ketten immer einige Töne von Freyheit, ſo oft die eiſerne Thüre klirrt und der Fußtritt des Kerkermeiſters vom Gewölbe wiederhallt. Du verſüßeſt den Schweiß des Landmannes durch den Vorſchmack des fröhlichen Mahles, das am Abend ſeiner wartet. Auf deinen Schwingen vertraut der kühne Sterbliche ſein Leben den wilden Meereswogen und fliegt über Wolken empor. Du ſtählſt den Muth des Kriegers im Gewühl der Schlacht, und trockneſt die Thränen ſeiner Lieben durch die Hand des Friedens, der ihn ihren Armen wiedergiebt. So läſſeſt du uns alles Gute tauſendfach genießen, noch ehe wir es empfangen, und reicheſt uns für jeden Lebenskummer einen Labetrunk; bis du uns endlich zu der Quelle, aus der du entſprungen biſt, zur Unſterblichkeit hinüber leiteſt. Auch mir reichteſt du, Holde, oft den Balſam einer beſſern Zukunft, wenn die Leiden der Gegenwart mein Herz zerriſſen: nun muß ich aber deinen täuſchenden Tröſtungen entſagen; auch der letzte Stab, an dem du mich aufrecht hielteſt, entſinkt meiner Hand. Ich muß in den ſicherern Armen deiner Schweſter, der Ergebung, Zuflucht ſuchen.

So ſchloß ich meine Rechnung mit der Hoffnung ab, als nach ſechs Wochen noch keine Antwort auf mein Schreiben an den Großherzog erfolgte: indem die franzöſiſchen hohen Staatsbehörden fortfuhren, ein gänzliches Stillſchweigen über meine Sache zu beobachten, und auch der neue Gouverneur auf die Anfrage, was aus mir werden ſolle, da er alle Gefangene aus der Stadt Magdeburg hinwegſchaffen ließ, keinen Beſcheid erhielt. Ich überzeugte mich alſo immer mehr davon, daß ich in die Claſſe der Oubliés geſetzt ſey, und das Ziel meiner Hoffnung jenſeits des Grabes aufſtecken müſſe: wenn nicht ein außerordentliches Ereigniß mich einmal der Gewalt meiner

*) Aus: R. Z. Beckers Leiden und Freuden in 17monatlicher franz. Gefangenſchaft, von ihm ſelbſt beſchrieben. Gotha, 1814.

Digitized by Google

Feinde noch entriſſe. Ich beſchloß alſo, mein freudenloſes Leben noch ſo lange zu ertragen, als es Gottes Wille ſey, und es zu nützen, ſo gut ich könnte. Unter den verſchiedenen Perioden meiner Gefangenſchaft waren immer diejenigen die quälendſten für mich, wo ich mir mit Hoffnungen ſchmeichelte, deren Erfüllung einen Tag um den andern ausblieb. Ich war dann unfähig, mich anhaltend mit Etwas zu beſchäftigen und die Unruhe des Gemüths über die Zukunft verkümmerte mir die Freuden der Arbeit und Erinnerung. Nun ward ich endlich mit mir ſelbſt einig, der trügeriſchen Hoffnung zu entſagen, und mir einen auf lebenslängliche Gefangenſchaft berechneten Lebens- und Beſchäftigungsplan vorzuzeichnen.

Ich beſtimmte einen Theil des Tages zur Arbeit an der Verbeſſerung des Noth- und Hülfsbüchleins; einen andern zur Aufzeichnung meiner Gedanken über die Geſellſchaft, die ich in der Einſamkeit, nach ihrem ſo noch wenig erreichtem hohen Zwecke zu würdigen gedachte, wie Zimmermann im Geräuſch des geſelligen Lebens über die Einſamkeit ſchrieb. Die Abendſtunden widmete ich politiſchen Träumen von möglicher Erhebung meiner Nation aus der tiefen Erniedrigung, in die ich ſie verſunken ſah und fühlte, zu der Höhe des geiſtigen und leiblichen Wohlſtandes, deſſen ſie durch ihren Charakter auf der von ihr erſtiegenen Stufe der Bildung und durch den Umfang und die Beſchaffenheit des von ihr bewohnten Stückes der Erde ſo fähig iſt. Ich brauchte jetzt meine Schreiberey nicht mehr vor Argusaugen zu verbergen, und hatte Gelegenheit, ſolche durch ſichere Hände an meine Familie gelangen zu laſſen.

So hatte ich ſchon einige Tage in ruhiger Ergebung verlebt, als am 29. April Vormittags mein biederer Freund Arnould wie ein Betrunkener in das Zimmer ſtürzte, mit größtem Ungeſtüm ein Blatt Papier forderte, und in ſolcher Eile einige Zeilen darauf ſchrieb, daß ſie nicht zu leſen waren. Es war der Befehl an den Gerichtsfrohn: daß ich frey ſey. Mit hellen Thränen im Auge reichte er mir das Papier, fiel mir um den Hals: „Gott im Himmel ſey gelobt! Sie ſind frey, und das iſt noch nicht alles. Da warten auch ſchon Leute, die Ihnen Glück dazu wünſchen wollen!“ ſo ſprach er und rief zur Thüre hinaus: „Herauf!“ Da flogen mir meine beyden ältern Söhne in die Arme. Sie waren die Engel, die dem Vater die frohe Botſchaft brachten und ihn heim zu holen kamen. Solche Augenblicke des Gefühls wiegen Jahre von Leiden auf, und — ſind nicht zu beſchreiben.

Nach den erſten ſtummen Ergießungen der unerwarteten höchſten Freude wurden Vater und Kinder redſeliger, als ſie bey jenem Trauerbeſuche im September des vorigen Jahres waren. Mein älteſter Sohn bedauerte, daß er wegen zufälliger Abweſenheit der rührenden Scene der Freyſprechung des Vaters nicht habe beywohnen können. Der zweyte beſchrieb ſie mir mit folgenden Umſtänden:

— „Wir hatten gehört, Napoleon werde durch Gotha kommen, um von Erfurt aus den neuen Feldzug zu eröffnen. So ſchmerzliche Empfindungen ſein Name auch in uns aufregte, ſo belebte er doch immer die ſchwache Hoffnung von neuem, daß wir vom Kaiſer unmittelbar Gerechtigkeit erlangen würden. Da wir jetzt mit Gewißheit wußten, daß er von Deiner Angelegenheit unterrichtet ſey, ſo ſetzte ich nur einige Zeilen auf, ihn daran zu erinnern und ihm unſere unglückliche Lage zu ſchildern und meine Mutter wollte ſie ihm ſelbſt überreichen. Ich hoffte wenig von dieſem Schritte: weil ſo viele ähnliche ſchon vergebens geſchehen waren, und weil die ſchönere Hoffnung, daß die Macht gerechter Waffen Dich bald befreyen würde, uns damals aufging. — Mehrere Tage und Nächte unruhiger Erwartung ſeiner Ankunft waren verfloſſen, als man uns am 25. April gegen Abend meldete, in einer halben Stunde werde der Kaiſer eintreffen. Die Hoffnung beflügelte die Schritte meiner Mutter, die den Gaſthof zum Mohren, wo der Kaiſer abſteigen ſollte, ſchon erreicht hatte, ehe ich mit meiner Schweſter folgen konnte, wir wollten alle drei vor ihn treten, denn mehrere Bittende rühren ja leichter die Herzen, und bitten mußten wir leider! wo wir hätten fordern dürfen! Jetzt erfuhren wir, der Kaiſer werde nicht ausſteigen, ſondern nur die Pferde beym Chauſſeehauſe nächſt der Stadt wechſeln. Unſere Hoffnung ſank, aber meine Mutter war entſchloſſen, zu ihm zu dringen, wo es auch ſey, und ſo eilten wir an den beſtimmten Ort.“

„Eine Menge von Menſchen verſammelte ſich da nach und nach, vom Zufall oder Neugier getrieben, den Mann des Jahrhunderts zu ſehen; uns allein hatte die Liebe hierher geführt, aber die verzweifelnde Liebe, wie im Fieber wechſelnd mit Haß und mit Furcht. — Jetzt kam der kaiſerliche Wagen; er hielt, und unſer durchl. Herzog, der wenige Minuten vorher auf dem Platze angekommen war, näherte ſich dem Schlage, um den Kaiſer zu begrüßen. Da es Eile galt, um die Abſicht zu erreichen, die uns hierher geführt hatte, ſo ſah ich mich ängſtlich nach einem Offizier um, der uns den Weg zum Wagen durch die Gendarmen öffnen konnte, die ihn verſperrten. Während ich aber noch ſuchte, riß ſich plötzlich meine Mutter mit den Worten: „nein! ich warte nicht länger!“ von meinem Arme los, warf den vor uns ſtehenden Gendarmen auf die Seite, ſtand mit einem Sprunge vor dem Wagen, und überreichte dem Kaiſer haſtig das Papier. Aber in dem Augenblick verließen ſie auch ihre Kräfte; der Schmerz Jahre langer Leiden und die Erinnerung ſo vieler getäuſchter Hoffnungen und bittern Erfahrungen ſchienen ſich in dieſem Moment der Entſcheidung lebendig zu erneuern, und laſteten zu ſchwer auf der Bekümmerten; von der wechſelnden Angſt und Hoffnung erſchöpft, ſank ſie laut jammernd zu Boden. Es war ein herzzerreißender Anblick, die verzweifelnde Mutter von Liebe getrieben im Staube vor dem Herrſcher, in dem ſie den Urheber ihres Unglücks haſſen mußte!“

„Der Kaiſer hatte die Schrift genommen, und während er ſie entfaltete, ſich zum Wagen herausgelegt, und unſern Herzog gefragt, wer die Frau ſey? Ehe dieſer ſie erkannte, ſah der Kaiſer in das Papier und ſagte ſogleich: „Ah, je sais ce que c'est“ (ach ich weiß, was es iſt). Freundlich wendete er ſich darauf zum Herzog und bat ihn — der Frau die baldige Rückkehr ihres Mannes zu verkünden. Du weißt, wie innigen Antheil unſer durchl. Herzog an Deinem Schickſal und an unſerer unglücklichen Lage genommen hatte; freudig gerührt hob er ſelbſt meine Mutter auf, und wünſchte ihr zu Deiner Befreiung Glück; und in dem Augenblick erſchallte auch ſchon ein allgemeines: „Es lebe der Kaiſer!“ wie ihm vielleicht nur wenige ſo aus Herzens Grunde gerufen wurden. — Meine Mutter war noch außer ſich; ſie wußte nicht, ob ſie ihren Ohren trauen ſollte, und obgleich ihr die Umſtehenden, unter ihnen ſehr freundlich der Marſchall Mortier, wiederholt die Verſicherung gaben, ſie könne ruhig ſeyn, ſo hatte ſie doch in der langen Trauerzeit ihr Mißtrauen in Worte zu oft gerechtfertigt geſehen, um ein kaiſerliches Wort von dem eines gewöhnlichen Menſchen ſo ſchnell unterſcheiden zu können. Ich ſtand mit meiner Schweſter noch hinter den abwehrenden Gendarmen; die Mutter ſprang auf uns zu, der Erhörten öffneten die ernſten Krieger freundlich ihre Schranken, ſie zog uns vor, um ihr noch einmal bitten, um ihr danken zu helfen, und ich folgte mechaniſch; ich wußte nicht, ob ich mich freuen oder betrüben ſollte über die Gnade. Der Kaiſer legte ſich noch einmal freundlich zum Wagen heraus, und ſagte: „votre mari retournera, mais, ſetzte er hinzu, dites-lui, qu'il soit plus sage à l'avenir et qu'il ne se mêle plus des affaires des puissances!“ (Ihr Mann wird zurückkehren; aber ſagen Sie ihm, daß er ſich künftig klüger benimmt, und ſich nicht mehr in die Angelegenheiten der großen Mächte miſcht) — Worte, die uns deutlich zeigten, wie ſehr gehäſſige Verläumdung Dich angeſchwärzt haben mußte, wie irrig des Kaiſers Vorſtellung von Deiner Art zu wirken war, und wie er Deine Freylaſſung nur als ein Werk ſeiner Gnade angeſehen wiſſen wollte. — Noch einmal rief die ganze verſammelte Menge laut aus: „Es lebe der Kaiſer!“ und er ſchien ſich darüber zu freuen; vielleicht im ſeltnen Bewußtſeyn einer That der Gerechtigkeit und in dem Gefühl, wie leicht es Fürſten werde, durch Ein Wort ſich und Hunderte um ſich her zu beglücken. Schnell rollte ſein Wagen fort; Glückwünſchende eilten von allen Seiten auf uns zu, die Augen aller Anweſenden begleiteten uns mit herzlich theilnehmenden Blicken.“

„Es kam nun darauf an, daß von unſerer Seite nichts unterblieb, um die Erfüllung des kaiſerlichen Worts auf das ſchleunigſte zu bewirken. Der Marſchall Mortier, zu dem mich ein theilnehmender Freund unſerer Familie begleitete, rieth, uns an den franzöſiſchen Geſandten bey den herzoglich ſächſiſchen Höfen, Baron von St. Aignan zu wenden, der die Ausfertigung des Freylaſſungsbefehls am leichteſten bewirken könne. Der Geſandte war in Weimar; mein Bruder und ich beſchloſſen, ſogleich beyde zu ihm zu reiſen, und unſer durchl. Herzog gab uns ein eigenhändiges Schreiben an ihn mit, das wir glücklich überbrachten. Im Begriff, in den Wagen zu ſteigen, um dem Kaiſer in Erfurt ſeine Aufwartung zu machen, gab uns der Baron St. Aignan die Verſicherung: er werde unſere Sache ſogleich betreiben; und wirklich hatte bey unſerer Rückkunft nach Gotha unſer durchl. Herzog unſere Mutter bereits zu ſich rufen laſſen, um ihr Papiere erfreulichen Inhalts zu übergeben. Es war eine ſchriftliche Mittheilung des Fürſten von Neuſchatel von dem geſtrigen Vorfall in Gotha an den Baron v. St. Aignan, und ein Brief von dieſem an den Gouverneur von Magdeburg, General Haro, worin er ihn bat, Dich in Freyheit zu ſetzen. Ohne Verzug eilten wir beyde mit den wichtigen Depeſchen über Nordhauſen durch den Harz nach Magdeburg, überall als fröhliche Boten willkommen. Wir hatten denſelben Weg früher in tiefer Trauer zurückgelegt, und überall ſchmerzliche Theilnahme gefunden, um ſo rührender mußte uns jetzt die Freude ſeyn, die Bekannte und Freunde mit den Glücklichen theilten.“ —

Ich vertauſchte nun mein Gefängniß noch denſelben Tag mit einem Zimmer in dem Gaſthofe, wo meine Söhne abgetreten wa-

Digitized by Google

ren. Abreiſen konnte ich noch nicht, weil der Gouverneur erſt eine amtliche Ordre vom Fürſten von Neufchatel erwartete, ehe er mir einen Paß zur Abreiſe ausfertigen laſſen konnte; indem meine Söhne ihm nur einen Brief vom Geſandten Baron von St. Aignan überbracht hatten, mit einem eigenhändigen Billet an dieſen vom F. v. Neufchatel, beyde des Inhalts: daß Se. k. k. Maj. meine Entlaſſung decretirt habe. Ich benutzte dieſen Aufenthalt zu Beſuchen in Magdeburg, erhielt überall die rührendſten Beweiſe von Theilnahme und Freundſchaft, und genoß die Freuden der Geſelligkeit wieder im Kreiſe biederer Deutſchen von wiſſenſchaftlicher Bildung mit unbeſchreiblichem Vergnügen; nachdem ich ſiebzehn Monate lang auf die Unterhaltung mit fremden Kriegern beſchränkt geweſen. Den vierten Tag kam endlich der officielle Befehl zu meiner Heimreiſe, der durch einen bloßen Zufall verſpätet worden war. Auch jetzt noch gaben mir franzöſiſche Officiere Beweiſe von Herzensgüte, die ich nicht unerwähnt laſſen darf. Als der Gouverneur die Depeſche empfing, waren der Platz-Major und ein Kapitän zugegen, und machten ſichs zum Vergnügen, mir die Ordre ſelbſt einzuhändigen, und warteten, weil ich eben ausgegangen war, eine Stunde lang auf mich im Gaſthofe, bis ich zurückkam. Den mehrgenannten Prevot überfiel ich des Morgens fünf Uhr im Bett, um von ihm meinen Paß unterzeichnen zu laſſen; und als er ſah, daß ich es war, der ihn weckte, ſprang er aus dem Bett, ging mit mir im bloßen Hemd ins Bureau und fertigte mich mit herzlichem Lebewohl ab. Der vormalige Commandant der Citadelle, Kapitän Perrier, brach ſich einige Stunden vom Schlaf ab, um mich bis zum äußern Thor zu begleiten; damit ich beym Examen von der Wache nicht aufgehalten würde, und ihm kein Zweifel übrig bliebe, daß ich wirklich hinaus ſey in die Freyheit. Auch mir entfielen Thränen der Wehmuth bey einer Trennung, wo ich die höchſte Urſache zu lautem Jubel hatte. So findet das Herz überall auch unter Fremden und Feinden Liebe um Liebe, wenn man das Gute, was die Natur in jede Menſchenbruſt gelegt hat, aufnimmt und erwiedert, ohne ſich an Verſchiedenheit und Anſichten der Sitten und des Charakters zu ſtoßen, die ihm von der Erziehung, der Lebensart und dem Volksthum angebildet werden.

Die ganze Wonne der Freyheit empfand ich nun erſt, als ich den letzten Schlagbaum der Außenwerke im Rücken hatte. Es war eine körperliche Empfindung damit verbunden, nicht anders, als ob ſich die Bruſthöhle auf einmal erweiterte und eine Menge friſcher Lebensluft die Lunge durchdränge. Der Morgen war heiter, mich umſchloß ſtatt enger Mauern der weite blaue Himmelsbogen, die Erde unter mir im erſten Frühlingskleide, zwey meiner Liebſten ſaßen mir zur Seite, die andern alle ſah ich im Geiſte ſchon die Arme nach mir ausſtrecken. Ich fühlte, daß ein Gott ſey, der den Menſchen durch Leiden zur höchſten Seligkeit erhebt. Die Dankgefühle fanden keine Worte, nur Thränen und Blicke nach Oben. So feyerte der Vater mit den Söhnen in ſtiller Andacht ſeine Auferſtehung zu neuem Leben und Wirken unter den Lobgeſängen der Frühlingslerche.

Meine Rückreiſe überzeugte mich nun ſchon, daß mein überſtandenes Unglück in der That die Wirkung gehabt habe, deren Vermuthung mir den kräftigſten Troſt und den Muth verliehen hatte, auch dem Tode ohne Furcht ins Auge zu ſchauen. Es hatte mitgewirkt, das Gefühl des Unwillens über den fremden Despotismus, der auf ganz Deutſchland laſtete, zu erhöhen, welches endlich unerträglich werden und früher oder ſpäter das hervorbringen müßte, was nun Gott Lob! ſchon geſchehen iſt. Von der erſten Poſtſtation an bis zur letzten wurde ich überall mit herzlichen Freudensbezeigungen empfangen, wie ein lang vermißter Freund; die Poſtillons äußerten ihr Vergnügen, den Geretteten zu fahren, durch Blaſen und Eile mich dem Ziele meiner Wünſche zu nähern, und als hätte ich meine Ankunft durch Eilboten angemeldet, fand ich in den Poſthäuſern alte und neue Freunde verſammelt, die mir zu meiner Erlöſung aus der Gewalt der Unterdrücker der deutſchen Freyheit Glück wünſchten. Am feyerlichſten geſchah dieſes zuletzt in Langenſalza, wo mich der biedere Poſthalter faſt aus dem Wagen ins Zimmer trug, das ſich bald mit den angeſehenſten Einwohnern der Stadt anfüllte. Ein ſächſiſcher Offizier kam im Gallopp geſprengt und erklärte mir: er ſey der Stadt-Commandant, und komme, mir im Namen der ganzen Bürgerſchaft die Theilnahme zu bezeigen, die Jedermann an meiner Befreyung nehme. In einer Viertelſtunde waren die Pferde angeſpannt, und man brachte mich unter dem heftigſten Platzregen in den Wagen, indem der Poſthalter dem Kutſcher zurief: nun fahr, was das Zeug hält, daß der Mann keine Minute ſpäter zu den Seinigen kommt, als es ſeyn muß!

Meine Ankunft in meinem Hauſe geſchah den fünften Mai, in der Mitternachtsſtunde. Liebende und geliebte Gatten, Aeltern und Kinder, welche je von den Ihrigen ſo lange, und mit ſolcher Gefahr der Trennung auf immer, entfernt waren, nur ſolche vermögen ſich die Scenen des Wiederſehens und die Gefühle des Herzens, das ſich kaum von der Wirklichkeit der erfüllten Sehnſucht überzeugen kann, in der ganzen Fülle der Entzückung vorzuſtellen. Die Sprache iſt zu arm, ſie Andern mitzutheilen.

Ebenſo freudenvoll war für mich der Wiedereintritt in das geſellſchaftliche Leben in Gotha. Mit mehr als herablaſſender Huld wurde ich von Sr. Durchlaucht unſerm gnädigſt regierenden Herzog und allen Gliedern des hohen herzogl. Hauſes empfangen, als ich meinen unterthänigſten Dank für die meiner Frau und Kindern während meiner Gefangenſchaft bewieſene gnädige Theilnahme an ihren Leiden darbrachte. Die Beweiſe von wahrer, herzlicher Freude, mich wieder in ihrer Mitte zu ſehen, die mir meine Mitbürger aller Stände gaben, ſind mir unvergeßlich. Solche Tage, wie ich viele nach meiner Rückkehr im Genuß uneigennütziger Anhänglichkeit und Freundſchaft guter Menſchen verlebte, löſchen das Andenken ganzer Jahre von Kränkungen aus. Gott vergelte es allen den Guten, die mich dieſe ſüße Erfahrung machen ließen; auch den nahen und fernen Freunden und Gönnern, die mir ihre Theilnahme ſchriftlich bezeugten, und denen ich nicht antworten konnte!

Mein erſter Ausflug in die für mich mit neuem Reiz geſchmückten Umgebungen meiner zweyten Vaterſtadt Gotha war nach Georgenthal, einem herzoglichen Amtsort, in einer der lieblichſten Gegenden des thüringiſchen Waldgebirges, zu der einzigen mir noch übrigen geliebten Schweſter und ihrem redlichen Gatten, dem verdienſtvollen Rath und Amtmann Jacobs. Als wir hier den Abend im traulichen Familienkreiſe der Erinnerung der trüben Vergangenheit und den Ausſichten einer heitern Zukunft widmeten, kamen die Dorf-Muſikanten, die es wußten, wie viel ihr verehrter Amtmann und ſeine treue Gattin um mich gelitten hatten, unter das Fenſter, und blieſen das Lied:

Nun danket alle Gott!

Wilhelm Gottlieb Becker

ward am 4. November 1753 zu Oberkallenberg im Schönburgiſchen geboren, ſtudirte von 1773 — 1776 in Leipzig und ging dann als Lehrer am baſedow'ſchen Philanthropin nach Deſſau. Von hier begab er ſich ein Jahr ſpäter nach Baſel, wo er, hauptſächlich durch den Umgang mit von Mecheln, ſich genauere Kenntniß in den bildenden Künſten erwarb. Er machte alsdann größere Reiſen durch die Schweiz, Frankreich und Oberitalien und kehrte 1782, wo er die Stelle eines Profeſſors der Moral und Geſchichte an der Ritterakademie zu Dresden erhielt, nach Sachſen zurück. Im Jahre 1795 ward ihm die Aufſicht über die Antikengallerie und das Münzcabinet, 1805 neben dieſen noch die Inſpection über das grüne Gewölbe mit dem Hofrathscharakter übertragen. — Dieſe Aemter verwaltete er bis an ſeinen Tod, der am 3. Juni 1813 zu Dresden erfolgte. —

W. G. B. iſt ſchon ſehr früh als Schriftſteller aufgetreten und hat Folgendes theils ſelbſt verfaßt, theils in Gemeinſchaft mit Anderen herausgegeben:

Gedichte an Eliſe. Leipz. 1775.
Die Muſe. 2 Thle. Leipz. 1776.
Die drei Pächter. Schauſpiel aus dem Franz. Gotha, 1778.
Das Liebesgrab. Schauſp. Heidelb. 1779.
Die Erſcheinung. Leipz. 1779.
Vermiſchte Blätter. Dresden, 1790.
Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen. Leipz. 1793—1813.
Taſchenbuch für Gartenfreunde. Leipz. 1795 — 1800.
St. Pierre's Amaſis. Görlitz, 1800.
Erholungen. Leipzig, 1796 — 1810.
Darſtellungen. Leipz. 1798 — 1800.
Lina's Ferien. 3 Thle. Leipz. 1797.
Erzählungen. Leipz. 1812 — 1815. 4 Thle.
Guirlanden. 4 Thle. Leipz. 1812 — 13.

Digitized by Google

Erasmus Lob der Narrheit, mit Kupfern von Chodowiecky. Berlin und Leipz. 1781.

Girardin, über die Verſchönerung ländlicher Wohnungen. Leipz. 1776.

Dandré Bardon, Coſtume der älteſten Völker. Leipz. 1776. 5 Hfte gr. 4.

Vom Coſtume an Denkmälern. Leipz. 1776.

Auguſteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Dresden und Leipz. 1804—11. 3 Bde in Folio. N. Ausg. Leipzig, 1832.

v. Ligne, der Garten zu Belovil u. ſ. w. Dresd. 1799. 2 Thle.

Der Plauiſche Grund bei Dresden. Nürnberg, 1799. kl. Fol.

Das Seifersdorfer Thal. Leipz. 1799. 4 Hefte in 4.

Landſchafts- und Gartengebäude. Leipz. 1798. 4 Hefte gr. Fol.

Charactere und Coſtums der K. S. Hofſchauſp. Geſellſchaft. Leipz. 1804. 2 Hefte Fol.

Magazin der neueren franzöſ. Literat. 12 Stcke. Leipz. 1780—81.

Zweihundert ſeltene Münzen des Mittelalters. Dresden, 1813. gr. 4.

Einzelne Abhandlungen, Aufſätze, Ueberſetzungen u. ſ. w. u. ſ. w.

Als Kunſtkenner hatte B. eine ſehr gründliche Bildung und vielen Geſchmack. — Seine bedeutendſte Leiſtung in dieſer Hinſicht iſt das Auguſteum. — Um die ſchöne Literatur hat er ſich gleichfalls durch ſein Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen, ſeine Erholungen, Darſtellungen u. ſ. w. ſehr verdient gemacht, indem er in dieſen Sammlungen die Erzeugniſſe der beſſeren deutſchen Dichter und Proſaiſten zu vereinen und manches jüngere Talent einzuführen und zu ermuntern wußte. Seine Gedichte wurden früher gern geleſen, ſind aber ſpäter in Vergeſſenheit gerathen. Am Glücklichſten im belletriſtiſchen Fache iſt er als Erzähler. Ein ſehr gefälliger und reiner Styl, eine geſunde und angenehme Phantaſie, Kenntniß des Lebens und der Menſchen, feiner Geſchmack, Wärme des Gefühls, ethiſche Tendenz und gewandte Darſtellung zeichnen ſeine Leiſtungen in dieſer Gattung vorzüglich aus. —

Die Spielerin *).

Fräulein von F*** war von gutem Hauſe; aber freilich war dieß auch beinahe ihr ganzer Reichthum. Der Himmel weiß, was ihren Vater bewogen hatte, ſie mit jedem in der höhern Welt gewöhnlichen Spiele aufs genauſte vertraut zu machen. Wenn ihn bisweilen ein beſorgter Freund darum befragte, ſo gab er zur Antwort: „Das Mädchen muß damit bekannt werden, um ihrem Vortheile nichts vergeben zu dürfen." Von der Mutter muthmaßte man mit Recht, daß ſie ſchon früh auf die Vortheile ſpeculirt hätte, welche die aufblühende Schönheit dazu beitragen müßte, ihrer Beſitzerin im Spiele vorzüglichen Gewinn zu verſchaffen, und ſo ſich und ihrer Familie den Mangel andrer Glücksgüter zu erſetzen. Genug, im funfzehnten Jahre ſchon war unſre Caroline im Stande, jede Spielparthie anzunehmen, und das Glück, den Damen ſo hold, war ihr ſo gewogen, daß ſie nicht allein alle ihre kleinen Bedürfniſſe befriedigen, ſondern auch ſelbſt ihrem Vater manchen Zuſchuß geben konnte.

Sie war jetzt zwanzig Jahre alt; ihre Schönheit, ihr liebenswürdiges Betragen, und ihre Herzensgüte, hatte den jungen Baron H— gefeſſelt, und ſie ſelbſt war vom erſten Augenblick ihrer Bekanntſchaft an gegen ihn nicht gleichgültig geweſen. Die Anverwandten des Erſtern machten ihm Vorſtellungen, nicht gegen die Vermögensumſtände ſeiner Geliebten, wohl aber gegen ihre Spielſucht; er, im Vertrauen auf die Gewalt, welche die Liebe äußert, auf das, was Leitung eines vernünftigen Mannes bei einem bis auf einen Punkt ſonſt vernünftigen Weibe vermag, ſtellte der Geliebten dieſes unverholen vor, die, weit entfernt, ihm ihre Liebe zu entziehen, ihm, nachdem ſie ſich von der kleinen Beſchämung erholt hatte, mit einem warmen Händedruck verſprach, und das Verſprechen mit einem Kuſſe beſiegelte, in einem ganzen Jahre (ſo lange war ihre Verbindung hinausgeſchoben) keine Karte und als Frau ſie nur dann anzurühren, wenn ſie zu Geſellſchaftsſpielen eingeladen wäre. „In der That, ſagte er, müſſen Sie mir zugeben, theure Karoline, daß es wohl keine Leidenſchaft giebt, die uns für alles andre ſo blind, ſo gefühllos machen könne, als die des Spiels, das keine ſo traurige Folgen nach ſich ziehen könne, als gerade ſie. Ein Spieler von Profeſſion treibt ein ehrenloſes Gewerbe, denn ſein Gewinn iſt nichts weniger als auf rechtem Wege erworben. Meiſtentheils wird er alle Delicateſſe — ſelbſt die Pflichten der feinern Lebensart verlernen. Iſt nicht jeder Spieler von ſolchem Charakter, ſo ſetzt er ſich doch der Gefahr aus, es zu werden. Aengſtlich bei dem zu erwartenden Gewinn oder Verluſt, verdrüßlich oder zornig über den letztern; ſehr mißvergnügt bei einem anhaltenden Verluſte, und nur wenig vergnügt bei einem fortdauernden Gewinn, beneidet von Unglücklichen, verſpottet von Glücklichen, hintergangen wohl gar durch feinere oder gröbere Kunſtgriffe — das iſt der, der ſich ſolchen Raubgeiern nahet."

„Sie haben Recht, Baron, verſetzte Caroline. Gewiß, ich werde mein Wort halten. Meine Entſchuldigung war — Nachſicht und wohl gar Aufmunterung meiner Aeltern, die oft den Gewinn theilten, oder ſo weniger für mich zu ſorgen hatten. Nicht ſelten trieb mich auch der eingeführte Geſellſchaftston ſelbſt dazu."

Caroline hielt ihr Wort bis zur Verheirathung redlich. Ihr Gemahl eilte nach derſelben an ſeinen Hof nach B****, ſie vorzuſtellen. Das ſchöne, junge Weibchen ward von allen mit Entzücken geſehen. Man beeiferte ſich um ihre Geſellſchaft, und nur zu oft fand ſie hier Verſuchungen, ihr Wort zu brechen, denen ſie immer glücklich widerſtand, und von welchen ſie nun für einen Sommer ganz befreit wurde, als der Baron, nicht aus Eiferſucht, ſondern aus Liebe zum Landleben, und beſorgt für die Geſundheit ſeiner Gemahlin, welche die erſten Beſchwerden der Schwangerſchaft empfand, ſich aus der Stadt auf ſein Landgut zurückzog, und dieſes nicht eher verließ, bis ihn der Winter und die nahe Beendigung der erſtern ſelbſt aufforderte, ſeine Einſamkeit mit den Vergnügungen der Stadt zu vertauſchen.

Ihr Wochenbette zog ihr eine gefährliche Krankheit zu; ſchon fürchtete man, das Mädchen, das ſie geboren hatte, würde ihr das Leben rauben. Mit Mühe genas ſie, um in der Liebe ihres Gatten den Lohn für die ausgeſtandenen Leiden zu finden. Durch die Furcht, ſie zu verlieren, durch das neue Pfand ihrer Zärtlichkeit, hatte der Baron ſeine Gattin nur noch zärtlicher lieben gelernt — er betete ſie an. —

Jetzt vermählte ſich eine ſeiner reichen Anverwandtinnen; er ward zu dem Trauungsfeſte, wie billig, eingeladen; gewiß wäre er nicht gekommen, hätte er die unſeligen Folgen vorausgeſehen, die ſich daraus erzeugten.

Man bot ſeiner Gemahlin eine Parthie Farao an — das Spiel konnte ja allein ein wenig die langweilige Unterhaltung nach dem Souper verdrängen. Sie weigerte ſich indeſſen, doch vergeblich, denn alles ſpielte, und ſelbſt ihr Gatte drang darauf, keine Ausnahme zu machen. Eine augenblickliche Vergeſſenheit ihres Verſprechens, dachte ſie endlich, würde ja wenig auf ſich haben.

Das Glück begünſtigte ſie wie ehemals, nur in noch unerhörterem Grade. Um ſo mehr erwachte die alte Begierde.

Daſſelbe Feſt gab ihr auch den folgenden zweiten und dritten Tag einen ſchicklichen Vorwand. Sich ſelbſt täuſchend, eilte ſie ihrem Verderben zu. Schon vergaß ſie ſich ſo weit, nur auf den geringſten Anlaß dazu zu lauſchen; bei häuslichen Feſten in der Meinung, als Wirthin müſſe ſie den Gäſten Unterhaltung ſchaffen; bei auswärtigen unter dem Vorwande der geſellſchaftlichen Höflichkeit.

Dann und wann wagte der Baron, eine leiſe Erinnerung fallen zu laſſen, aber immer hinderte ihn, den zu ſehr liebenden, das bezaubernde Lächeln, ihre ſchmeichelnde Bitte, nur dießmal es mit anzuſehen, ihre Verſicherung der treueſten Liebe mit ernſteren hervorzutreten. Sie wußte es ſogar ſo weit zu bringen, daß er im nächſten Sommer die Stadt nur auf einzelne Tage verließ.

Jetzt wurde indeß die Baronin zum zweitenmale Mutter, Mutter eines jungen Stammhalters. Der Baron, gewohnt ſich mehr für den Verwalter, als den Beſitzer ſeiner Güter zu achten, hielt es für Pflicht, jeden unnützen Aufwand zu vermeiden. Theils dieſes, theils der Widerwille gegen den einzigen Fehler ſeiner ſonſt in allem liebenswürdigen Gemahlin, bewogen ihn dazu, ſich gänzlich auf ſeine Landgüter zurückzuziehen. Hier war die Baronin wieder das, was ſie im erſten Sommer geweſen war, das treueſte, liebevollſte Weib, die zärtlichſte Mutter, die gute Wirthin, die wohlthätige Freundin der Armen, die Tröſterin der Unglücklichen, und darum der Gegenſtand der Bewunderung, der Unterhaltung, der Hochachtung der ganzen Gegend.

Sechs Jahre waren ſo verfloſſen, der Baron und ſeine Gattin lebten nur ſich, ihren Kindern und Unterthanen, als ein Brief von der Baronin Mutter eintraf, der ihren nahen Beſuch ankündigte, und zugleich meldete, mit ihr werde die Gräfin C***

---

*) Aus: W. G. Beckers Erholungen. Viertes Bändchen. Leipzig, 1808.

Digitized by Google

eintreffen, die eine Herrſchaft in der Nähe gekauft hätte, und gar ſehr die Bekanntſchaft ihrer liebenswürdigen Nachbarin bei dieſer Gelegenheit zu machen wünſchte. Alles athmete jetzt eine lebhaftere Freude; die Baronin, weil ſie ihre Mutter umarmen ſollte, die ſie ſo lange nicht geſehen hatte; ihr Gemahl, weil ſich ſeine Gattin ſo freute.

Den Tag der Ankunft harrte ſie ſtundenlang am Fenſter; das geringſte Geräuſch aus der vor dem Schloſſe vorbeigehenden Landſtraße rief ſie hin. Von weitem rief ſie ſchon ihrer Mutter, von den Kindern und ihrem Gemahl begleitet, zu. Die Freude des Wiederſehens war grenzenlos.

In der Perſon der Gräfin fand das junge Weibchen das Einzige, was ihr auf dem Lande gefehlt hatte — eine zärtliche Freundin. Die erſtere, eine ſchöne junge Wittwe von 28 Jahren, hatte in der That nicht allein alles, was den Blick der Männer feſſeln, ſondern auch jede Geſpielin zur Freundin ſchaffen kann, ohne ihren Abſichten das Mindeſte vergeben zu dürfen. Wie ein Chamäleon ſchmiegte ſie ſich in jede Laune ihrer Bekanntinnen. Jede ihrer Handlungen athmete zuvorkommende Gefälligkeit. Mit der Tugendhaften ſprach ſie von Tugend, und bei der Kokette hielt ſie Lobreden auf jeden möglichen Gebrauch der weiblichen Reize. Mit dem Scheine der Offenherzigkeit machte ſie ihre Freundinnen offenherzig, kurz, ihr Betragen kündigte, wie ihr Aeußeres, einen Engel an, während im Innern ein boshafter Dämon hauſete.

Der ziemlich unerfahrnen Baronin war ſie unentbehrlich geworden. Ihr Geſchmack, ihre Denkungsart, alles hatte den Charakter angenommen, den die Gräfin darüber äußerte. Das Landleben war ihr verhaßt. Bald ſtimmte ſie mit der Gräfin überein, es ſei nichts Langweiligeres, nichts Einförmigeres, als dieſes. Mit Zittern nur dachte ſie an die nahe Rückreiſe der Gräfin, welche Kammerdame am B—n Hofe war. Die Freundſchaft eines Monaths ſchien auf die Dauer des Lebens berechnet zu ſeyn. Untröſtlich lag die Baronin bei dem Abſchiede in den Armen ihrer Mutter und neuen Freundin, und beruhigte ſich nur durch das Verſprechen, in kurzem für immer im Gewühle der Stadt, angeſtellt in dem Hofſtaat, bleiben zu dürfen.

In der That ſchien die Baronin nach ihrer Entfernung gar nicht mehr das Weib zu ſeyn, das ſie geweſen war. Ihre Kinder waren ihr jetzt mehr im Wege, als angenehm. Einſam glaubte ſie ſich jetzt im Kreiſe ihrer Familie, wo ſie kurz vorher noch die ſeligſten Stunden verlebt hatte. Stille Seufzer beklagten das Verlorne, ihr Gatte ſtimmte mit ein, aber freilich aus einem andern Grunde.

Schon waren ſechs Wochen vergangen; ſchon fing die Baronin an, ihre neue Freundin für eben ſo leichtſinnig zu halten, wie die meiſten ſind, weil ſie gar nichts ihrem Verſprechen zuwider von ſich hören ließ, als ſie auf einmal bei einem Spaziergange am Ende der großen Lindenallee, die nach dem Schloſſe führte, einen Wagen wahrnahm, den ſie ſogleich für den der Gräfin erkannte. Im Augenblick war er indeß verſchwunden; ſchon glaubte ſie ſich getäuſcht zu haben, und war nun deſto freudiger, als er glücklich in der Landſtraße daher gefahren kam, welche der Kutſcher, mit der Gegend noch wenig bekannt, einſchlagen zu müſſen geglaubt hatte.

Welche Freude, welche Wonne des Wiederſehens auf beiden Seiten! Fragen ertönten auf beider Lippen; ohne die Antwort abzuwarten, wurden ſie durch andre verdrängt. Der Baron ſelbſt ſchien die beiderſeitige Freude in vollem Maße zu theilen, die auf ſeiner Gemahlin Seite noch durch die frohe Nachricht bis auf den höchſten Gipfel erhöht wurde: „ſie ſey als Kammerdame am B—n Hofe angeſtellt.“ Durch weſſen Einfluß, iſt leicht zu begreifen. Die Gräfin war die ganze Nacht hindurch gereiſt, ihre Freundin damit zu überraſchen.

Mit Blitzesſchnelligkeit wurden die Anſtalten zur Abreiſe getroffen. Der Baron verließ zwar ungern den Sitz ſeiner Ahnen; je näher man den Großen iſt, meinte er, deſto kleiner erſcheint man ſelbſt; indeſſen war er viel zu galant, und liebte ſeine Gemahlin viel zu ſehr, um ihr den Weg verſperren zu wollen, auf dem ſie ihre Glückſeligkeit zu finden glaubte. Hätte er die Folgen geahndet — er würde gewiß anders gehandelt haben.

Am Hofe fand die Baronin mannichfaltige Gelegenheit, ihre alte Begierde befriedigen zu können. Die Fürſtin von B— ſpielte ſelbſt gern; ſo war es ihr alſo oft Pflicht, zu ſpielen. Außerdem fand ſie bei der Gräfin jeden Augenblick dazu Gelegenheit, die, ſelbſt eine große Freundin davon, beſtändig kleine oder größere Parthien anſtellte. Ihrer Leidenſchaft opferte Caroline in kurzem bald alles auf. Oft bekam ſie ihre Kinder und ihren Gatten in mehrern Tagen nicht zu ſehen. Der letztere, ſchwach und fürchtend, durch Klagen und Vorſtellungen das Liebſte, was er auf der Erde beſaß, zu beleidigen, beſchloß die kleine Adelheid und ſeinen Heinrich in eine Erziehungsanſtalt zu thun, um ſo die Folgen der mangelnden Aufſicht verhüten zu können. Auf dieſe Art war ſie von aller Einſchränkung frei geworden, und der Augenblick war ſehr nahe, wo ſie durch den beſtändigen Umgang der Gräfin endlich jede Pflicht der Gattin vergeſſen konnte.

Der Baron hatte ihr gleich bei der Vermählung ein reichliches Jahrgeld ausgeworfen; eine reiche Erbſchaft, die er einige Jahre ſpäter that, ließ ihn daſſelbe ſogar verdoppeln. Nichtsdeſtoweniger langte es nicht zu, die beträchtlichen Summen bezahlen zu können, die ſie ſeit geraumer Zeit verlor. Schon empfand ihr Körper die Folgen der beſtändigen Unruhe, der Angſt, der Nachtwachen, der Furcht, die mit dieſer ſchändlichen Leidenſchaft verknüpft ſind. Schon wurden heimlich die Juwelen, die Geſchmeide verkauft, die noch mehr durch die Art, wie der Baron ſie ihr gegeben hatte, als durch ihre Koſtbarkeit Werth beſaßen. Als ſie nicht mehr hinreichten, bediente ſie ſich endlich ſogar der nicht unbedeutenden Penſion, welche ihr der Baron zur Unterſtützung ihrer Aeltern zahlte; woran dieſe ein ganzes Jahr ſich erquicken ſollten, das verthat jetzt ihre unnatürliche Tochter in einer einzigen Viertelſtunde.

Man glaube nicht, daß das Gewiſſen der Baronin gegen jeden Vorwurf abgehärtet war. Marternde Vorwürfe raubten ihr die Nächte, die ihr das Spiel übrig ließ. Je mehr ſie der Baron immerfort zärtlicher liebte, je weniger er ihre Lage kannte, deſto mehr fühlte ſie das Unrecht ihrer Aufführung. Furcht vor der Zukunft quälte ſie nicht weniger, als bittre Reue über ihre Sorgloſigkeit. Oft bildete ſich ein feſter Vorſatz, wieder heimzukehren in die ſtillen Wohnungen ihres Gemahls, ihm alles zu entdecken, und um Verzeihung zu bitten, um ſie nie wieder zu bedürfen. Aber immer ward er verdrängt durch die Hoffnung, das Verlorne wieder zu gewinnen, immer ſeine Ausführung bis auf dieſen Punkt hinausgeſchoben. Die Gräfin hatte ſich überdieß ihrer ganz bemächtigt; ſie that nur das, was dieſe wollte; ſie dachte nur das, was dieſe dachte.

Es kam der Fürſtin Geburtstag. Eine glänzende Cour, ein noch glänzenderer Ball ſollte ihn feiern. Welche Ausſicht für die Baronin! Ohne Diamanten, ohne die Mittel, die Pracht in der Kleidung zu beſtreiten, mit der es hier eine Dame der andern zuvorzuthun ſtrebte, wie konnte ſie dabei erſcheinen? Sie faßte den Entſchluß, ſchon einige Tage vorher die Kranke zu ſpielen. Der Kummer über das, was ſie dazu nöthigte, bleichte ihre ohnedem ſchon bleichen Wangen genug, um ſelbſt den Baron zu täuſchen, deſſen Unruhe um ſo größer war, je mehr er bei ſeiner Gattin Spuren innerer Unruhe und Traurigkeit wahrzunehmen glaubte. Vergebens gab er ſich alle Mühe, ſie zur Offenherzigkeit zu bringen. Im Stillen weinte ſie, doch feſt blieb ihr Entſchluß, eher ihrem Kummer zu unterliegen, als die Urſache davon zu entdecken.

Gegen Abend überraſchte ſie die Gräfin, um ſie in ihre kleine Aſſemblee abzuholen.

„Mein Gott! rief ſie beim Eintritt, Sie krank, und kein Wörtchen mir ſagen laſſen? Mein Gott, warum nur nicht? Ich hätte den ganzen Nachmittag neben Ihrem Bette geſeſſen, Ihnen vorgeleſen, vorgeplaudert, vorerzählt, daß Sie ſchon längſt hätten geſund ſeyn müſſen.“

Die Baronin war zu ſehr überraſcht, um mehr als ein gewöhnliches Compliment herausſtottern zu können, und ſich dann einem unwillkührlichen Ausbruch ihres Kummers und den ihn begleitenden Thränen zu überlaſſen.

„Himmel! Sie weinen? Süßer Engel, ſeit wann hat meine Freundſchaft das Recht auf Ihr Herz verloren? Ich beſchwöre Sie, ſagen Sie, was Ihnen fehlt!“

„Ach ich bin ſehr unglücklich!“ ſchluchzte die Baronin, und ihre Thränen floſſen ſtärker.

„Deutlicher, mein Engel!“

„Ach daß das Leben mir ſo bitter werden mußte!“

„Das wolle der Himmel nicht!“

„Ach, wenn Ihr Verluſt dem meinigen gleichkäme, gewiß, Sie würden ebenſo untröſtlich ſeyn, wie ich.“

„Ihr Verluſt! Doch wohl im Spiel?“

Eine ſtumme Bewegung des Kopfes bejahte es.

„Und weiter nichts? Süßer Engel, was klagen Sie? Das iſt ja etwas Gewöhnliches. Aber ein Augenblick kann ja alles wieder gut machen. Mein Gott, wie können Sie deswegen ſo ſeyn? Sehen Sie doch mich an. Hat eins unglücklich geſpielt, ſo war ich es, aber Beharrlichkeit beſiegt endlich doch die Launen des Glücks. Erſt dieſe Nacht hab' ich bei dem alten Baron D— gegen tauſend Louisd'or verloren. Nun, was thuts? Heute Abend bekomme ich ſie vielleicht wieder, ohne daß ich darum nur ein Thränchen vergoſſen habe.“

„Wenn nur meine Börſe ſo wenig zu erſchöpfen wäre, wie die Ihrige.“

Sie ſank an der Gräfin Buſen, und ſchluchzte von neuem.

„Mein Gott, ſo faſſen Sie ſich doch!“

„Ach ich vermag nicht einmal übermorgen beim Balle zu erſcheinen.“

„Wie?“

„Meine Diamanten, meine Spitzen, alles — alles iſt verſetzt, und Niemand wird mir Credit geben.“

Digitized by Google

„Mein Gott, Ihr Mann iſt ja reich genug.“

„Aber Ordnung liebend, und ſchon iſt mein Jahrgeld ſo groß genug!“

„Poſſen! Er kann immer noch zulegen! Muthig, wenden Sie ſich an ihn; Sie ſind in dem Punkte noch, wie ich merke, ein Kind. Der Mann muß ſeiner Frau nichts als ein beſtändiger Caſſirer ſeyn. Schicken Sie Ihre Gläubiger jeden Morgen an ihn ab, ſuchen Sie ſich aus, was Sie brauchen, und laſſen ihn es bezahlen. Und will er nicht — ſo giebt es ja andere.“

„Er, ſo reich, heirathete mich Arme!“

„So? Ihre Ahnen, Ihre Schönheit, Grazie, Bildung und hundert andere Reize rechnen Sie für nichts?“

„Spötterin!“

„Nichtsweniger als das. Geld gegen dieß alles — ſollte nicht der Baron Ihnen verpflichtet ſeyn, ſtatt daß Sie ſich dafür halten? Tauſend andere würden Ihnen alles das aufgeopfert haben, ohne Sie ſo zu tyranniſiren.“

„Tyranniſiren! Er? O niemand liebt mich ſo ſehr, als er.“

„Stille, Stille, Sie ſind wie alle Weiberchen, die ſich nicht umgeſehen haben. Sie nehmen den Schein ſchon für das Weſen. Weil er immer von Liebe redet, ſo liebt er Sie auch ſchon? Laſſen Sie ſich doch erſt die Beweiſe davon geben! — Ach, etwas ganz Neues! Gut, daß ich es nicht wieder vergeſſen. Wiſſen Sie, daß Sie eine ſehr wichtige Eroberung gemacht haben?“

„Ich?“

„Nun,? ſo einem allerliebſten Weibchen iſt wohl ſo etwas unmöglich? Der Arme, den Ihre Schönheit verwundet hat, gäbe für einen Ihrer Blicke alle ſeine Reichthümer mit Freuden hin. Rathen Sie einmal, wer es iſt?“

„Mein Gott, wie kann ich? Doch nicht der Kammerjunker?“

„O, der iſt dazu viel zu leichtſinnig.“

„Der alte General?“

„Schwärmen Sie, meine Theure? Der liebt wohl ſein Gebetbuch, aber nicht mehr die jungen Weiber.“

„Nun, vielleicht der junge Aſſeſſor?“

„Ja, wenn der nicht zu ſehr in ſich ſelbſt vernarrt wäre!“

„Nun, ſo errathe ich es nicht; wie darf ich auch auf ſo eine Erörterung mich einlaſſen!“

„Nun ſo ganz iſt, wie ich mir ſchmeichle, die Sache doch nicht von der Hand zu weiſen. Es iſt — es iſt — mein Herr Bruder, Ihnen gehorſamſt aufzuwarten.“

„Welcher Scherz!“

„Ihre Dienerin, ſüßer Engel, völliger, völliger, Ernſt!“

„Sie vergeſſen, oder vielmehr er, daß ich Gattin und Mutter bin!“

„Weder ich, noch er. Seit drei Wochen ſchon hegte er ſeine Leidenſchaft; erſt heute gelang es mir, ſie ihm abzufragen.“

„Um Gotteswillen, Sie machten ihm doch keine Hoffnung?“

„Wo denken Sie hin? Meiner Freundin Ehre iſt die meinige; ihr Intereſſe ſo groß, wie das für meinen — unglücklichen Bruder! — Im Ernſt, Freundin, wollte ich Ihnen ſeine Gefühle ſchildern, Sie würden nicht ungerührt bleiben. Nur um das Einzige bittet Sie ſeine Schweſter, ſeyn Sie nicht zu hart gegen ihn; rauben Sie mir nicht durch zu große Strenge einen Bruder, der der beſte, zärtlichſte meiner Freunde und jetzt mein Beſchützer iſt.“

Es ſchlug ſechs Uhr.

„Mein Gott, ſchon ſo ſpät. Die Aſſemblee nöthigt mich. Kommen Sie mit; kleiden Sie ſich an. Die Geſellſchaft heitert Sie auf.“

„Wie kann ich,? So ganz unvorbereitet?“

„Deſto natürlicher! ich will Sie ausſchmücken, daß Sie Ihre Freude haben ſollen. Wo iſt Ihr Mädchen? He, Joſephine! Ich ſtelle Sie als eine liebenswürdige Patientin vor, die ſich der Unterhaltung der Geſellſchaft mit Vergnügen ſelbſt aufopfert.“

Die Toilette war in einer Viertelſtunde gemacht. Am Arme der Gräfin hüpfte die Baronin die Treppe hinab. Ihr Gemahl kam dieſe ſo eben herauf, um ſeinem Weibchen, das er noch krank wähnte, für den Abend Geſellſchaft zu leiſten. Natürlich erſtaunte er nicht wenig darüber, ſie ſo wohl zu ſehen. So wenig er eigentlich auch Freund der Gräfin war, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ihr aufs lebhafteſte für ihre Theilnahme zu danken, der er den größten Antheil der Wiedergeneſung zuſchrieb.

Die Baronin ſpielte natürlich auch dieſen Abend wieder. Die Gräfin hatte ihr ihre Börſe erlaubt. Noch zu wenig daran gewöhnt, mit fremdem Gelde zu wagen, war ſie ungemein ängſtlich. Indeſſen der Inhaber der Bank war der Gräfin Bruder, und dieſer war, als ſie gegen ihn auftrat, ſo verwirrt, ſo zerſtreut und unruhig, daß er theils dadurch, theils durch Glück der Baronin, mehrere Tauſend an dieſe verlor. Er war dafür, wie die Gräfin ihrer Freundin bei der Abſchiedsumarmung ſagte, hinlänglich durch einen Händedruck belohnt worden, den er von ihr, der Baronin ſelbſt unwiſſend, erhalten hatte.

Die Gräfin hatte einmal ſeine Liebe der Baronin entdeckt; ſchon den folgenden Tag lenkte ſie das Geſpräch wieder darauf. Sie führte ihn beim Dejeuner ein. Die Baronin, weit entfernt, ihrer Pflicht zu nahe zu treten, dachte doch an die Bitte ihrer Freundin; ſie begegnete dem Grafen mit Schonung und erklärte ihm bei der erſten Gelegenheit mit vieler Delicateſſe, daß er ſich ja keine Rechnung auf ihre Liebe machen dürfe. Allein eben dieſe Schonung ſchien ihm nur eine Stütze ſeiner ſchmeichelnden Hoffnung; nichts glaubte er in ihr, als die gewöhnlichen Waffen weiblicher Koketterie, wahrzunehmen. Er beſchloß, die Sache ernſthaft anzugreifen; ſeine Schweſter unterſtützte ihn trefflich.

Sie hatte der Baronin den Vorſchuß einer beträchtlichen Summe und den Gebrauch eines Theiles ihrer Juwelen zum Ball verſprochen. Den Abend zuvor kam ſie zur Baronin.

„Süßer Engel, werden Sie nicht böſe. Ich kann Sie nicht mit Gelde unterſtützen, wie ich verſprochen habe, aber befehlen Sie über meinen Bruder; er wird ſich eine Freude daraus machen, wenn Sie ihm vor einem andern den Vorzug geben.“

„Wie können Sie mir ſo etwas zumuthen? Sie wiſſen, welche Leidenſchaft Ihr Bruder gegen mich hegt; das hieße“ —

„Mein Bruder iſt eben ſo bieder, als er verliebt iſt. So eine Kleinigkeit wird ihn nicht niedrige Geſinnungen faſſen laſſen.“

„Leidenſchaft heißt die Vernunft ſchweigen: bleibe der Ball Ball, ich mag ſo ein Mittel nicht, und verſchließe mich auf mein Zimmer.“

Gute Baronin, hätteſt du doch immer ſo gedacht! Ach bald wußte die liſtige Gräfin deine Vernunft zu betäuben. Sie ſiegte am Ende doch, und 500 Louisd'or wurden von ihrem Bruder geborgt, um am nächſten Morgen dem größten Theil nach für Kleinigkeiten mancherlei Art in die Gewölbe der Modehändlerinnen zu wandern.

Dagegen glänzte aber auch unſre Heldin am Abend, wie es lange nicht der Fall geweſen war. Kunſt vereinigte ſich mit der Natur, ſie zu einer der Grazien umzuſchaffen. Selbſt der Baron konnte ſich nicht enthalten, ſein reizendes Weibchen zu bewundern. Indeſſen empfahl er ſich doch ſogleich wieder, als er ſie nach Hofe gebracht hatte. Noch immer lebte er eingezogen und ſich begnügend mit der Geſellſchaft einiger Wenigen, die perſönlicher Werth ihm theuer machte.

Die Baronin, aufgemuntert durch den Erfolg ihrer Anſtrengung, welcher zwei Abende vorher Statt gefunden hatte, konnte kaum den Augenblick erwarten, wo ſie beim Spiel dieſelben Vortheile einärnten könnte. Es ſollte, bei rechtem Glücke, der letzte Abend ſeyn; das ſetzte ſie ſich vor. Hätte ſie doch auch ihn weggelaſſen; er ward ſehr unglücklich. Der Gewinn flog dahin, ſchneller als er gekommen war; ihm folgte der Reſt des Erborgten. Je ängſtlicher ſie wurde, deſto mehr Blößen gab ſie. Ihre Sinne verwirrten ſich. Alles wagend, um alles zu gewinnen, ſpielt ſie ſelbſt mit ungeheuren Summen, die ſie auf ihr Ehrenwort borgte. Halb raſend eilt ſie erſt bei lichtem Morgen in ihrem Wagen zur Gräfin; ſie iſt ſchon aufs Land gefahren. Neuer Schreck; ſie hatte ſie bitten wollen, ihre Juwelen verſetzen zu dürfen, um damit ihre Schulden zu tilgen, die binnen vier und zwanzig Stunden bezahlt ſeyn mußten. Jetzt muß ſie es ohne ihre Erlaubniß wagen. In welchem Zuſtande kehrte ſie in ihre Wohnung zurück! Die Schminke hatte der Schweiß, den die Angſt auspreßte, längſt von ihren Wangen gewiſcht! aber man merkte es nicht, denn ſie waren eben durch die Angſt geröthet, wie wenn ſie Karmin überzogen hätte. Unordentlich flogen die blonden Haare umher, in Eil beraubt des Schmuckes, mit dem ſie durchflochten waren. In den weiten eingefallenen Augen zeigte ſich die Furcht der angſtvoll durchwachten Nacht. Wer ſie jetzt ſah, erkannte nicht die, welche ſie achtzehn Stunden vorher geweſen war. Flüchtig, wie ein geſcheuchtes Reh, eilte ſie die Treppen hinauf, um den Blicken ihres Gatten auszuweichen. Schon dankt ſie dem Himmel dafür, daß er ihr jetzt nicht entgegen kam, als er auf einmal hereintrat.

Sie erblaßt, das Wort erſtirbt ihr auf der Zunge, ohnmächtig ſinkt ſie nieder.

Der Baron ruft nach Hülfe, und faßt ſie in ſeine Arme. Jetzt ſchlägt ſie die Augen auf. Ein tiefer Seufzer erleichtert die beklemmte Bruſt.

„Wie viel Unruhe haben Sie mir gemacht! redete er ſie freundlich an. Sie kommen ſo ſpät, ſchon ſeit einer Stunde ſah ich dem Wagen aus dem Fenſter entgegen. Ihre Geſundheit leidet dabei. Und wie verſtört ſehen Sie aus! Sie haben gewiß verſpielt?“

Ein Papier entfiel jetzt den Händen der Baronin — der Baron hebt es auf, lieſt es; es iſt die Pfandverſchreibung des Juwelenhändlers. Ein Blick auf ſeine Gattin läßt ihn die Sache gleich enträthſeln. Doch gütig, liebevoll, wie er war, vermag er ihr, die in ihr Buſentuch, laut ſchluchzend, ſich verhüllt, nichts zu ſagen, als:

Digitized by Google

„Sie bedürfen der Ruhe; ich laſſe Sie allein. Erholen Sie ſich. Unſere Kinder werden heut bei uns ſpeiſen. Ich hoffe, dieſer Tag wird eben ſo nützlich als angenehm werden.“

Kaum war er fort, als der Baronin Mädchen meldete, daß der Gräfin Equipage vorführe. Ein heftiger Landregen hatte ſie die Rückkehr wählen laſſen; in ihrem Pallaſte hatte ſie die Eile der Baronin erfahren, mit der ſie von dieſer war aufgeſucht worden. Jetzt trat ſie ſelbſt herein.

„Ich bin verloren, wenn Se mich nicht retten!“ rief ihr die Baronin entgegen und ſtreckte die Arme nach der Eintretenden aus. „O könnten Sie in meinem Herzen leſen! Verlaſſen Sie mich nicht! Freundin, verlaſſen Sie mich nicht! Beim Himmel, der mich kennt, ich kenne mich nicht mehr; ich weiß nicht, was ich thun könnte, wenn ich —“

„Süßes Engelchen, ich Dich verlaſſen? — Sie kennen mich ja. Sagen Sie nur, worüber Sie klagen?“

„Sie können fragen? O nie wieder ſolch' eine Nacht!“

„Schickſal! Sie müſſen ſich faſſen.“

„Kann ich? O Sie wiſſen noch nicht alles. Ich habe —“

„Nun?“

„Ihre Güte hab' ich gemißbraucht; in der Verzweiflung Ihre Juwelen verſetzt?“

„Weiter nichts? Ha, ha, ſie waren ja nicht mein.“

„Nicht die Ihrigen? Gott, wem bin ich denn verpflichtet?“

„Nur ſich ſelbſt, Täubchen! — Sie ſtutzen? Mein Bruder, furchtſam wie er iſt, waget es nicht, ſie Ihnen zu Füßen zu legen, und bediente ſich meiner dazu!“

Die Baronin, nur für das Gegenwärtige Sinn habend, fiel, außer ſich, dankbar der Gräfin in die Arme, und rief mehr als einmal: „Sie geben mir das Leben wieder!“

Allein der Rauſch verflog bald. Die Thüre öffnete ſich, und der Gräfin Bruder liegt zu ihren Füßen, ihre Hand mit Küſſen bedeckend. In der Betäubung bewilligt ſie ihm die Erlaubniß, den Abend in ihrer Geſellſchaft zubringen zu dürfen. Welches Weib würde auch wohl unter ſolchen Umſtänden nicht dieſes gethan haben? Freilich bald, als ſie allein war, ſtellte ſie das Bild der Folgen davon deutlich vor die Augen. Ueber kurz oder lang würde der Graf für ſein Geſchenk einen Lohn fordern, den ihr die Pflicht der Gattin nicht zu geben geſtattete; vergebens ſuchte ſie durch jedes Mittel dieſen Ausſpruch der Vernunft ſich aus dem Sinn zu ſchlagen.

Schon war der Baron zurückgekehrt. Freude und Heiterkeit malten ſich auf ſeinem Antlitz. Er hatte ſeine Kinder aus der Penſionsanſtalt abgeholt, um ihre Mutter am heutigen Tage, der ſie meiſt ans Licht hatte treten ſehen, deſto mehr zu überraſchen, und ein Geſchenk für ſie beſtimmt, das ſeiner Auswahl Ehre machte.

Der Koch wartete auf das Zeichen zum Anrichten. Die Baronin erſchien aber noch nicht. Ihr Gemahl, ſo ſehr er und die Kinder auf ihre Erſcheinung warteten, glaubte ſie in den Armen des Schlummers; allein dieſer floh vor der Unruhe, die ſie unaufhörlich beſtürmte. Jetzt endlich tritt ſie herein. Adelheit und Heinrich fliegen ihr entgegen, und küſſen der lange nicht geſehenen Mutter die Hand; nur kalt erwiedert ſie, und mit Zerſtreuung, ihre Zärtlichkeit. So ſitzt ſie während der ganzen Mahlzeit. Schon geht dieſe zu Ende. Der Baron bemerkt mit Unmuth dieſen Zuſtand; endlich gewinnt er es über ſich, nach der Urſache ihrer Kälte zu fragen. Sie entſchuldigt ſich durch heftiges Kopfweh.

„Schade, daß es heute Sie gerade gegen die Freude gleichgültig machen wird, welche ich mir ausgedacht hatte. Es iſt heute Ihr Geburtstag, deswegen ließ ich die Kinder kommen; deswegen wartete ich ſo ſehnlich auf Sie, um Ihnen dieſes zum Angebinde zu geben.“

So der Baron, indem er ihr den Schmuck überreichte, den ſie verpfändet hatte.

Die Baronin ſtürzt ſich ihrem Gemahl freudetrunken in die Arme. Da erwacht das Gefühl ihrer Vergehungen; ſie will ihm zu Füßen ſinken, doch ihr Bewußſeyn weicht; unter den Füßen des Gatten, benetzt mit ſeinen Thränen, und dem Wehklagen ihrer Kinder erwacht ſie wieder, um die Beſtürzung noch größer zu machen.

Ein Wagen fährt die Straße herauf; er hält vor dem Hauſe des Barons; jetzt fällt unſerer Heldin das Verſprechen ein, das ſie dem Bruder der Gräfin gethan hat. Mit einem lauten Schrei reißt ſie ſich aus ihres Gemahls Umarmung; halb wahnſinnig läuft ſie nach ihrem Zimmer, der Baron hinter ihr her.

„Ich bin für Niemand zu Hauſe!“ ruft ſie aus. Der Baron ſtürzt aus ihrem Zimmer, um zu ſehen, wer heraufkäme? Es war eine Verwandte ſeiner Gemahlin. Er entſchuldigt dieſe mit einer ſtarken Unpäßlichkeit, und eilt, ſo ſchnell er kann, zu der Beunruhigten.

„Nicht wahr, ich bin verloren?“ ruft ſie ihm händeringend entgegen.

Er giebt den Kindern einen Wink, das Zimmer zu verlaſſen. Zärtlich faßt er ihre Hand.

„Bin ich nicht mehr Ihr Freund?“ fragt er. „Sie haben etwas auf dem Herzen; theilen Sie es Ihrem Gatten, Ihrem Freunde mit. Sey es, was es wolle, er hat Troſt für Sie.“

„Troſt? für mich iſt keiner mehr. Ich bin nicht werth, die Ihrige zu ſeyn.“

„Selbſt wenn Sie ſchuldig wären, mein Herz würde Sie immer entſchuldigen.“

„O nicht ſo viel Güte! Sie zerreißt mein Herz. Vorwürfe, Vorwürfe für die Verbrecherin, die den Edelſten ſeines Geſchlechtes beleidigen konnte!“

Sie fiel ihm zu Füßen.

„Strafen Sie mich, fuhr ſie fort, ſtrafen Sie die Reuige, ſo ſtreng Sie wollen, nur jetzt ſchützen Sie mich.“

Der Baron hebt ſie bebend auf, und ſetzt ſie neben ſich auf den Sopha. Mit Zittern erwartet er das Geſtändniß, das ſie abzulegen im Begriff ſtand. Kaum vermag er es, durch ſteten Zuſpruch ihr dazu Muth einzuflößen. Unter Thränen, Schluchzen und öftern Unterbrechungen entdeckt ſie alles.

„Jeden Augenblick erwarte ich den Betrüger,“ endigte ſie. „Wo ſoll ich mich bergen?“

„In den Armen Ihres zärtlichen Freundes. Fürchten Sie nichts: Ihr Zimmer ſoll ihm verſchloſſen bleiben. Bald will ich Sie von Ihrem Verfolger befreien. Er ſoll alles wieder erhalten, was er für Sie verwandte. Adieu indeſſen, ruhen Sie aus nach dieſer erſchütternden Scene; ich gehe, Maaßregeln zu treffen, die ihre Wiederherbeiführung verhüten ſollen.“

Der Graf kam richtig, und wurde durch den Kammerdiener ſehr trocken abgefertigt. Deſto toller kam er zu Hauſe an; er ſtürzt ins Zimmer ſeiner Schweſter. Vorwürfe, die er dieſer machte, Drohungen, der Baronin Gläubiger aufzuhetzen, und andere Ausbrüche ſeines Zornes wechſelten mit einander ab.

„Denkt ſie, rief er aus, denkt die Närrin, mich am Seile herumzuführen, mir einen Blick ſo theuer zu verkaufen, wie ich noch nie eine Schäferſtunde bezahlt habe?“

Vergebens ſtellte ihm ſeine Schweſter vor, daß vielleicht die Baronin verhindert worden wäre, ihr Wort zu halten; daß es vielleicht nur feine Koketterie ſei, was dieſen Vorfall verurſacht hätte. Nur die Verſicherung beruhigte ihn etwas, daß ſie ihm für die Erreichung ſeiner Abſicht ſtünde, ſie, der die Baronin in allem Folge leiſte. Allein nichts deſto weniger eilte er ſogleich zu allen Gläubigern der Baronin, die ihm ſeine Schweſter nennen mußte. Alle wußte er dazu zu bereden, ſich den folgenden Morgen mit ihren Forderungen bei dem Baron zu melden.

Dieſer erſtaunte nicht wenig, als ſich ſo viel ungebetene Gäſte einſanden. Indeſſen verſprach er ihnen allen des Mittags die Zahlung, und eilte ſogleich zu einem ſeiner Bekannten, der ſchon lange den Wunſch geäußert hatte, eine ſeiner entferntern Beſitzungen zu kaufen. Je bedeutender der Verluſt war, den ihm ſeine bisherige Entfernung vom Lande, einige Unglücksfälle auf ſeinen Gütern, und ein Bankerot des Hauſes, welches ſeine baaren Gelder verwaltete, verurſacht hatten; je größer die Summen waren, welche er heute für ſeine Gemahlin zahlen wollte, deſto lieber war es ihm, ihn noch eben ſo bereitwillig dazu zu finden, und ſogleich die Hälfte der Kaufſumme zu erhalten. Alles wurde ſogleich berichtigt. Mit den bezahlten Quittungen und dem Verkaufscontrakt in der Taſche, ſeine Kinder an der Hand, eilt er in das Zimmer ſeiner Gemahlin, welche in düſterer Schwermuth verſunken am Fenſter ſaß. Er übergab ihr die Quittungen und den Kaufcontrakt. Die Thränen traten ihm in die Augen, als er ſeine Gemahlin weinen ſah.

„Euch beraubte ich, meine Kinder!“ rief ſie aus.

„Schenken Sie ihnen Ihre Liebe wieder, und beide ſind hinlänglich entſchädigt!“

„Das will ich!“ erwiderte ſie mit einem Blick gen Himmel. Dann umarmte ſie wechſelsweiſe ihre Kinder, deren Thränen ſich mit den ihrigen miſchten. O es war mancher Monat verſtrichen, daß ſie der herzlichen Umarmung ihrer Mutter hatten entbehren müſſen!

„Darf ich Euch etwas nehmen?“ brach ſie endlich aus: „ich, die Euch nichts geben kann?“

„Ruhig, liebes Weib; Sie können es; wachen Sie ſorgfältig über das Uebrige. Dieſer Verluſt wird durch weiſe Sparſamkeit bald erſetzt ſeyn. Gutes, beſtes Weib, ich mache Ihnen keine Vorwürfe, aber ſpielen Sie nun nie wieder; wollen Sie das Ihrem zärtlichen Gatten verſprechen?“

„Ich,? Ich wieder ſpielen? Welch ein Geſchöpf müßte ich ſeyn, wenn ich im Stande wäre, den geſtrigen Tag des Schreckens, dieſen Augenblick der Milde und der Großmuth zu vergeſſen? Auf meinem Buſen ſollen dieſe Papiere ruhen, und wenn ein feindlicher Dämon die alte Begierde anfachen will, dann will ich auf ſie meinen Blick werfen, mir dieſe Augenblicke ins Gedächtniß zurückrufen, und mein guter Engel wird mich ſchützen. Euch, Kinder, will ich wieder das werden, was ich war, die zärtlichſte Mutter! Ihnen wieder die treue, gute Gattin ſeyn, die Ihrer Liebe ſich werth machen wird!“

Digitized by Google

„Und dann wird der alte Segen zurückkehren. Nichts wird unſere Heiterkeit betrüben. — Doch noch eine Bitte, wollen Sie ſie erfüllen?“

„Was könnte mir zu ſchwer ſeyn, das mein Gatte verlangt?“

„Sehen Sie nie die Gräfin wieder; brechen Sie allen Umgang mit ihr ab!“

„Sie rauben mir auch das kleinſte Verdienſt, das ich mir zu erwerben ſuchte. Ihr Wunſch eilt meinem Vorſatze zuvor. Sie war die Urſache meines Verderbens; ſie führte mich an einen Abgrund, in den ich ſtürzen mußte, wenn Sie mich nicht retteten. Von ihrer Freundſchaft darf nie mehr die Rede ſeyn!“

„Tauſend Dank für Ihre Bereitwilligkeit! Jetzt kleiden Sie ſich an, Theure. Ich will meinen Unterthanen ihre Beſchützerin wieder zuführen. In einer halben Stunde fahren wir zum Thore hinaus!“

Michael Beer,

ein Bruder des berühmten Componiſten Meyerbeer, aus einer ſehr angeſehenen und achtungswerthen jüdiſchen Familie zu Berlin entſproſſen, ward daſelbſt am 19. Juni 1800 geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Bildung in den Schulen ſeiner Vaterſtadt, machte hierauf eine Reiſe nach Italien und verweilte nach ſeiner Rückkehr in München, wo er leider den trauernden Seinen und der dramatiſchen Poeſie, der er ſich mit großem Erfolg gewidmet hatte, am 22. März 1833 durch den Tod entriſſen wurde.

Von ihm erſchienen:

Die Bräute von Arragonien. Trauerſp. Berl. 1823.
Klytemneſtra. Trauerſp. Berlin, 1823.
Der Paria. Trauerſpiel. (zuerſt in der Urania für 1826 abgedruckt, dann:) Stuttgart, 1829.
Struenſee. Trauerſp. Stuttgart, 1829.

Mit bedeutendem, obwohl eigentlich mehr rhetoriſchem als poetiſchem Talent ausgerüſtet, hatte M. B., dem ein günſtiges Schickſal vergönnte, ganz ſeiner Neigung zu leben, ſich als Dichter der Tragödie zugewandt; und wenn gleich ſeine ſämmtlichen Leiſtungen, ſelbſt Struenſee nicht ausgenommen, nur als Studien zu betrachten ſind, in welchen er die Reſultate ſeiner Fortbildung an den bedeutendſten Tragikern der älteren wie der neueren Zeit niederlegte, ſo iſt doch ein ernſtes, wahres Streben, das gewiß herrliche Früchte getragen hätte, falls ihm ein milderes Geſchick längeres Wirken vergönnt, darin unverkennbar. — Jede ſeiner Leiſtungen beurkundet die höhere Stufe, auf die ſich der Dichter geſchwungen, doch ſcheint überall Schiller ſein Vorbild und Meiſter geweſen zu ſeyn. Unklar über das, was eigentlich die tragiſche Kunſt verlange, und nicht erfaſſend, daß ſie mehr als irgend eine andere Gattung der Poeſie gereifte Erfahrung des Lebens fordere, iſt B. in den beiden erſten von ihm herausgegebenen Trauerſpielen noch ſehr ſchwankend und unſicher. Bewußter deſſen, was er leiſten müſſe, erſcheint er in ſeinem Paria, noch mehr aber hat er bei dem Struenſee erkannt, worauf es ankomme — und hier endet leider ſeine dichteriſche Laufbahn. — Freundliche Theilnahme begrüßte ihn aufmunternd ſeit ſeinen erſten Verſuchen: Klytemneſtra ward am 8. December 1819 von den erſten Künſtlern der berliner Bühne dargeſtellt, ging jedoch ſpurlos vorüber. — Der Paria, dem ein tiefes, edles ethiſches Motiv zu Grunde liegt, ward bei ſeiner Aufführung in Weimar auf Göthe's Veranſtaltung von einem erläuternden Programm begleitet*); Struenſee erfreute ſich bei der erſten ſceniſchen Darſtellung in München am 27. März 1828 einer ſehr günſtigen Aufnahme.

Beſonders hervorzuheben an ſämmtlichen Dramen M. Beer's ſind die edle und gebildete Sprache, die ruhige Beſonnenheit und Verſtändlichkeit der Expoſitionen, die Lebhaftigkeit des Dialogs und die kluge ökonomiſche Berechnung der Handlung, ſo wie die reine Wärme des Gefühls. Freilich vermißt man noch immer Bedeutendes, was aber der Dichter bei längerem Leben gewiß erreicht haben würde.

Wir theilen einige der gelungenſten Scenen aus Struenſee mit. —

*) S. Göthe's Werke. Bd. 45 S. 338 fgde. —

Struenſee.*)

Erſter Aufzug. Zwölfte Scene.

Struenſee.

Ihr ſeyd's, Graf Ranzau! ſeyd es wirklich? Nun
Bey Gott, ein überraſchender Beſuch,
Und mir um ſo erfreulicher. Was immer
Euch zu mir führt, ſeyd herzlich mir willkommen.

Ranzau.

Ich kann Euch nicht willkommen ſeyn, Herr Graf,
Denn nicht mit freud'gem Herzen komm' ich her.

Struenſee.

Kann ich Euch Troſt, kann ich Euch Hülfe bieten?

Ranzau.

Mich drückt kein ſelbſtiſch troſtbegehrend Leiden.

Struenſee.

So drückt Euch fremder Kummer, Freundes Noth?

Ranzau.

Ihr ſagt's. Mich quält die Noth des liebſten Freundes.

Struenſee
(zutraulich Ranzau's Hand faſſend).

Vermag ich's, ſoll mir's Pflicht ſeyn, ihm zu helfen.

Ranzau.

Pflicht iſt's. Ob Ihr's vermögt, weiß Gott allein;
Doch Hülfe thut dem theuren Freunde noth.
Wollt Ihr ſie redlich leiſten, wie Ihr's könnt,
So helft dem Vaterland, helft meinem Dänemark.

Struenſee
(lächelnd).

Iſt's dieſer Freund, ſo ſchlägt in Eurer Bruſt
Kein wärmer Herz für ihn als in der meinen,
Und ſeine Sorgen theilen, iſt mein Ruhm.

Ranzau.

Und dennoch iſt's nicht Euer Vaterland.
Euch klingt das Murmeln dieſer Oſtſee=Welle
Nicht wie ein Wiegenlied der Kinderzeit.
Was gelten Euch die Thaten dieſes Landes,
Dem Fremdling, die Geſchichte dieſes Volks?
Ich ſprach es aus, und weil ich es gethan,
So will ich Euch mit ſchlichten Worten ſagen,
Und darum kam ich her, wie mir's um's Herz iſt,
Die laut're Wahrheit, frey, wie es dem Krieger,
Wie's dem ergrauten Edelmann geziemt.

Struenſee.

Wahrheit und Freiheit ſind mir goldne Worte
Im Mund' des Edelmanns wie des Gemeinen.

Ranzau.

„Im Mund des Edelmanns wie des Gemeinen.“ —
So war't Ihr ſtets, es darf der Edle nicht
Sich eines Vorzugs rühmen vor dem Niedern!
Das fechten ſie mit kühnem Wort jetzt aus
Im fernen Frankreich, und ich weiß es wohl,
Ein treuer Zögling ſeyd Ihr dieſer Lehren;
Da iſt nichts heilig mehr, und jede Schranke
Soll niederſchmettern, daß ein neues Licht
Sich Bahn zu aller Scheitel breche; alle

*) Aus: Struenſee, Trauerſpiel in 5 Aufzügen von Michael Beer. Stuttgart und Tübingen, 1829.

Digitized by Google

Ein Tag umleuchte unglückſel'ger Gleichheit.
Und hofft Ihr auf dem dornenvollen Weg
Zum Ziel verweg'ner Neu'rung freyen Schritts
Und ungeſtraft zu gehn? Ihr werdet's nicht,
Die Kön'ge Dänmarks ſelbſt ſind nicht ſo reich
An herrlichem Gedächtniß großer Thaten,
Als dieſes Landes Adel; er allein
Hat aus den Stürmen trüber Zeit
Die Trümmer ew'ger Rechte ſich gerettet.
Er iſt die Seele dieſes Volkes, iſt
Sein Lebens=Strom, und ihn vernichten wollen,
Ihr aber wollt's, heißt allen Dänen Tod,
Dem ganzen Dänmark Untergang bereiten.

Struenſee.

Mit Staunen hör' ich Euch, nennt Ihr vernichten
Dem Frevel ſteuern übermüth'ger Willkühr?
In welchem Buche der Geſchichte laſ't Ihr,
Daß Namen edler Väter je den Enkeln
Das Recht des Mißbrauchs hell'ger Würden gaben?
Der größte Sohn der Julier war gemordet,
Weil er in frechem Uebermuth vergaß,
Daß nicht der Götter=Adel ſeines Bluts,
Die eig'ne Größe nicht, dem Vaterland
Erſetzen konnte die geſtohlne Freiheit,
Die König war zu Rom und ſelbſt den Cäſar
Nicht ſeiner Unterthanen=Pflicht entband.
Es hat dem Könige, Herr Graf, gefallen,
In dieſe Hand ein ſchweres Amt zu legen.
Nach Pflicht und Recht es zu verwalten, iſt
Mein heißes Sorgen, und ich zähle nicht
Mühvolle Tage, nicht durchwachte Nächte,
Die ich ihm hingegeben. Niemand zählt ſie,
Doch bin ich auch nur einem Rechenſchaft
Und einem Dank nur ſchuldig — meinem König.
Doch weil Ihr kühn und freyen Sinns zu mir
Getreten ſeyd, und nicht des tiefſten Herzens
Geheimes Sinnen mir verſchwiegen, denk' ich
Auch wie ein Ehrenmann die Schuld zu löſen,
Und Wahrheit Euch mit Wahrheit zu bezahlen.
Mag ſeyn, das Volk ſoll ſeine Edlen ehren.
Doch ſagt mir, war der Uebermuth zu dulden,
Mit dem der Adel Dänmarks ſich allein
Und ſeine Rechte in des Thrones Nähe
Vertrat mit unerhörter Selbſtſucht? Sagt mir,
Was jener Staatsrath, der geweihte Sitz
Der edlen Häupter dieſes Lands gewürkt,
Was herrlich ſegentragendes vollbracht,
Daß man mich anklagt, ihn gelöſt zu haben?
Hat er wie eine goldne Mauer nicht
Sich zwiſchen Volk und König hergeſtellt?

Ranzau.

Er war das Bollwerk alter Dänen=Freyheit.

Struenſee.

Er war das ſtolze Hinderniß der neuen.
Wart Ihr es nicht, der mich an dieſen Hof
Zuerſt geführt, und der mir warnend ſagte:
Der König iſt in unglückſel'gen Händen!
War er in beſſern, als ich ſein Vertrau'n,
Und mit ihm, die Gewalt empfing? Es theilten
Die höchſten Stellen Uebermuth und Dünkel.
Die beſſern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Aemter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch' bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und ſchändliche Verſchwiegenheit vergalt.
Voreilig flog der Edlen junge Schaar
Der Ehrenſtellen vielgeſtufte Leiter
Mit raſchen Sätzen an, und flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſſern Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daß die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen nied'rer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adler=Brut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daß uns kein neuer Phaëton
Das Flammen=Roß der Staaten=Herrſchaft lenke.
Könnt Ihr mich tadeln, daß ich's that? Und glaubt Ihr,
Daß Dänmark ſiech und elend werde, weil
Kein Heer unnützer ebenbürt'ger Dränger
Den König mehr umlagert? Weil der Landmann
Nicht mehr den feuchten Blick zur Hauptſtadt wendet,
Wo oft ſein ſtrenger geißelnder Gebieter,
Der unentbehrlich ſich am Hofe wähnte,
Die ſchweißerpreßten Früchte karger Güter
Der frechen Nacht zur Beute gab, und dann,
Nach manchem Klagelied von ſchwerer Zeit,
Sich von der Gnade des Monarchen wieder
Den Beutel füllen ließ? Das iſt vorbey,
Denn, Gott ſey Dank! ich hab' dem Könige
Gezeigt, was ihm die Kaſſen ſchnell erſchöpfte.
Er iſt es müd' des Adels Säckelmeiſter
Zu machen. Seines Volkes Jammer iſt
Zu ſeinem Ohr gedrungen. Er vernimmt
Die allgemeine Noth, doch machtlos ſtirbt
Der ungeſtüme Laut verweg'ner Klagen.
Des Landes Mittel ſind erſchöpft. Entbehrlich
Muß manches ſcheinen, was nothwendig uns
Noch jüngſt erſchien. Verſtummt iſt jede Rückſicht.
Der König ſelbſt entäußert ſich zuerſt
Des überflüß'gen Glanzes. Seiner Garde
Erwähltes Corps entließ er heut in Gnaden.
(Ranzau ſcharf anblickend.)
Iſt Dänmark krank, ſo ſeht Ihr, werther Graf,
So ganz unkundig ſind wir nicht der Mittel,
Den theuren Freund vom Untergang zu retten.

Ranzau.

Ich ſeh', ich ſeh', wie Ihr geſchickt und ſchlau
Die Wehr' geriſſen aus des Adels Händen.
Dafür bewaffnet Ihr das Volk. Es darf,
Wie's nie erhört war, jeglicher nach Willkühr
Die ungemeſſ'ne Keckheit der Gedanken
Den freyen Preſſen rächend anvertrau'n.

Struenſee.

Ich kann dem Volke nicht das Denken wehren,
So ſag' es frey und offen, was es denkt.

Ranzau.

Ja Ihr ſeyd blind und ſeht den Abgrund nicht,
Dem Ihr entgegen eilt mit raſchen Schritten.
Die Waffen, die Ihr dieſem Volk vertraut,
Wird's gegen Euch zuerſt im Wahnſinn kehren.

Struenſee.

Den Mißbrauch ſeiner Gaben fürchtet nur,
Wer nicht aus freyem Trieb des Herzens giebt.
Die reine Abſicht gleicht der großen That!
Den preiſ' ich glücklich, dem vom Anbeginn
Des Willens, bis zum herrlichen Vollbringen,
Ein günſtig ſiegendes Geſtirn geleuchtet!

Ranzau.

Nicht Euern Sternen leuchtet dieſes Glück.
Glaubt mir, Graf Struenſee, es wird der Adel
Euch furchtbar werden, eh' Ihr's Euch verſeht.
Der Unmuth pocht in aller Herzen, laßt,
Ich bitt' Euch, laßt Euch warnen, wagt nicht ferner,
Was Ihr bisher gewagt.

Struenſee.

Es ſcheint, Graf Ranzau
Vergißt, daß nur des Königs hoher Wille
Aus den Befehlen des Miniſters ſpricht.
Nennt ſich der Adel dieſes Thrones Bollwerk,
Und ſeines Königs Schutz, ſo ehr' er auch
Den Willen des Monarchen.

Ranzau.

Ja, nun ſeh ich's,
Ihr ſpielt mit mir, und wollt mit leerem Blendwerk
Die Blicke des erfahrnen Mannes täuſchen.
Gebt Ihr für einen König mir den Schatten
Des kranken Chriſtians? Dieſes müde Haupt
Hat ſich der Laſt der Krone längſt entwöhnt.
Wer iſt's, der ihn beherrſcht? Die Kön'gin Mutter
Iſt weggedrängt aus Ihres Sohnes Nähe.

Struenſee.

Graf Ranzau trägt ſein Herz auf ſeinen Lippen;
Das weiß das Land. Jetzt aber hör' ich nicht

Digitized by Google

Sein ehrlich Herz. Nennt Ihr die Wittwe Friedrichs,
(Ihn an ſich ziehend.)
Und denkt der Zeiten nicht, wo Ihr mir ſelbſt
Erzählt in Aſchbergs ſtillem Buchen-Schatten,
Wie dieſe Eris an des Königs Seite
Ein ſtiller Fluch dem Königs-Hauſe war?
Soll ſie aufs Neue unheilbringend jetzt
Dem königlichen Paare nah'n die Zwietracht
In die verſöhnten Herzen wieder ſäen;
Mit neid'ſchem Groll die jugendlichen Tage
Der holden, blüh'nden Königin vergiften?

Ranzau.

Ja, dieſe holde, blüh'nde Königin, —
Ihr mahnt zur rechten Zeit, die kühne Brittin
Hat endlich alle Feſſeln abgeſtreift,
Hat alle uns getäuſcht. Sie wollte herrſchen,
Sie hat's erreicht in ungetheilter Macht;
Denn ungewiß fragt ſich das ganze Volk,
Ob Ihr ein Spielwerk ſeyd in ihren Händen,
Ob ſie ein Spielwerk in den Euren. —

Struenſee
(auffahrend).

Graf
Das iſt zu viel, verzieh'n hab' ich die Kühnheit,
Das Ungeziemende ertrag' ich nicht.
Geht, geht, Ihr kamt mit bitt'rem Herzen her,
Ihr wolltet keinen Frieden, tragt den Streit
Mit Euch hinweg, wie Ihr ihn hergebracht.

Ranzau.

Ja, ew'ger Kampf trennt Willkühr und Geſetz,
Ihr wollt das Eine, ich das And're, ſo
Iſt's beſſer, daß wir ſcheiden.

Struenſee
(ihn zurückhaltend).

Eines noch!
Ihr dachtet nicht gering von mir, und kamt,
Dem Mächtigen manch' kühnes Wort zu ſagen.
Ihr ſcheidet ungeſtraft, da Ihr's gethan,
Das Graf, — das iſt die Willkühr, die ich übe.
(Ranzau wirft einen durchdringenden Blick auf ihn, und geht raſch ab.)

Dreizehnte Scene.

Struenſee
(allein).

Fahr' hin, du Stolzer! Jetzt vergelt ich dir
Verachtung mit Verachtung; hat er nicht
Genugt ſelbſt ihren Namen — ihren Namen?
(Das Geſicht mit beiden Händen bedeckend.)
Unglücklicher, verrathen haſt du dich!
Schlug nicht mein Blut, als er den Namen nannte,
Wie ein unſel'ger Gläub'ger an mein Herz,
Und pochte mahnend aus dem tiefen Schlummer
Das gräßliche Geheimniß wach?
O, mir war's nie gegeben, ſtill und heimlich
Des Buſens off'ne Regung zu verſchließen.
Frey lag mein Herz vor Allen da, und jetzt,
Da es die feige Qual den Blicken Aller
Verbergen ſoll, — verräth ſich's ſelbſt und haucht
Mit Purpur-Schrift auf die entſetzte Stirn'
Der Feindes Blick ein tödtliches Geſtändniß.
(Er ſinkt in einen Seſſel und bleibt einige Augenblicke in Gedanken verſunken. Nach kurzer Pauſe öffnen ſich die Thüren, der Pfarrer Struenſee tritt ein, den Sohn ſchweigend betrachtend. Er tritt näher.)

Vierzehnte Scene.

Pfarrer Struenſee. Graf Struenſee.

Gr. Struenſee
(ſich wendend, und den Vater erblickend).

Mein Vater! Güt'ger Himmel! endlich wieder
In meinem Herzen, theurer, lieber Vater!

Pf. Struenſee.

Mein Sohn!

Gr. Struenſee.

O ſüßer Ton der väterlichen Stimme!
Wie lang' hab' ich vergebens dieſe Gunſt
Erfleht, umſonſt gehofft, Euch hier zu ſeh'n.
Seit mir die Sonne königlicher Huld
Geleuchtet, hat des Vaters lieber Stern
Sich weg von mir gewendet. Laßt mich nun
Tief, tiefer wieder in die Blicke ſchauen,
Die meines Lebens Quell und Seegen ſind.
(der Vater wendet ſich ab.)
Wie iſt Euch Vater, wollt Ihr mir die Gunſt
Des theuren Anblicks nicht gewähren? Oder
Wollt Ihr das Antlitz mir verbergend, auch
Geheimnißvoll verſchwiegnen Kummer — Gott!
Ich habe nach der Mutter nicht gefragt,
Wo, wo iſt meine Mutter?

Pf. Struenſee.

Heimgegangen.

Gr. Struenſee.

Todt?

Pf. Struenſee.

Ihren Segen bring' ich Dir, mein Sohn,
Dein Name war ihr letztes Wort.

Gr. Struenſee.

Mein Name?
Ihr brechend Aug' hat einen Strahl von Seegen
Für mich, und den mißgönnt der Himmel mir?
Erſtarrt im Grab dieß Herz voll Liebe! Weh mir,
Daß mich verderblich ein unheil'ger Glanz
Von dem geweihten Lager bannte, — daß ich
Ihr letztes ſegnend Röcheln nicht vernahm,
Und jetzt vergeblich nur nach einem Blick,
Nach einem einz'gen Blick der Mutter weine.
(Pauſe, Vater und Sohn ſtehen in ſtummen Schmerz verſunken.)
O, wie ſie gut war, Vater, denkt Ihr's noch?
Wenn ich, ein raſcher Knabe, oft zu herriſch
Die kindiſchen Geſpielen meiſtern wollte,
Und Ihr mit ſtrenger Zücht'gung, unerbittlich
Des Sohnes ungemeſſ'nen Trotz bedroht, —
Sie hatte immer ein begüt'gend Wort,
Sie wußte nur zu lieben, zu vergeben.

Pf. Struenſee.

Gönn' ihr den Schlummer der Vollendung, Sohn!
Und zähl' ihr nicht die Sünden nach.

Gr. Struenſee
(heftig).

Ha, Vater!
(gefaßter, nicht ohne Bitterkeit.)
Ihr wählet Euch ein traurig Amt, mein Vater!
Nicht in den Tagen ſeines Glückes kommt Ihr
Den Sohn zu ſchau'n. Nicht ſeines Königs Gnade,
Nicht eines Volkes ſtaunendes Erwarten
Auf ſeine Thaten ziehen Euch zu ihm, —
Ihr kommt, wenn das Entſetzen in die Hütte,
Die ihm das Liebſte einſchließt, tödtend einbricht;
Und Eurer Lippen ſchauervoller Gruß
Iſt ſeines Unglücks fürchterliche Bothſchaft.

Pf. Struenſee.

Dem armen, blinden Sohne dieſer Erde
Erſcheint mit zwiefachem Geſicht das Leben.
Sein Doppel-Antlitz heißt uns Glück und Unglück.
Doch der dort oben aus dem ew'gen Borne
Das Leben ſchöpft, von dem ein karger Tropfen
In unſ're Herzen ausſtrömt und verrinnt, —
Der, denk' ich, tauſcht wohl oft die Namen um.
Von ihm kommt niemals Unglück, niemals, niemals.
Dein Unglück aber, fürcht' ich, iſt Dein Glück.

Gr. Struenſee.

Ja, ja, ich weiß, Ihr habt's mir nie vergeben,
Daß ich dem engen Kreiſe mich entzogen,
Der feſt in's nied're Leben mich gebannt.
Daß ich nicht Lügner ſchalt des Buſens Stimme,
Die mich hinwegrief von dem dürft'gen Bett
Des Kranken zu des Daſeyns lichter Höhe,
Wohin die freye königliche Wahl
Mit ſchnellem Adler-Fittich mich getragen.
Und hab' ich mich des fürſtlichen Vertrauens
Unwerth gezeigt, mit frevelhafter Selbſtſucht?
Wer hat die Macht in Händen und darf ſagen,
Er habe Größeres gewollt, als ich?
Durchbebt nicht ein entzückender Gedanke
Mein ganzes Herz? Den uralt ſchweren Streit
Der Krone mit des Bürgers ſtillem Recht
Zu löſen, daß der leiſtende Gehorſam
Die Zügel billiger Gewalt nicht fühle,

Digitized by Google

Nicht wider eines Lenkers ſchwere Hand
Sich knirſchend bäume; daß ein thätig Volk
Nicht preisgegeben launenhafter Willkühr,
Sich wie der König Dänmarks auf dem Thron,
In edlem Selbſtgefühle frey bewege.
Es darf der Bürger jetzt des Hauſes Thore
Dem falſchen Blick der feilen Späher ſchließen.
Geſichert iſt ſein friedliches Aſyl:
Sein Fleiß bringt ihm den redlichen Gewinn
Und kleidet nicht, wie es vor mir geſchah,
In Marmor=Glanz die fürſtlichen Paläſte.
Durch meine Hand entfeſſelt, wandelt frey
Von Bruſt zu Bruſt der leuchtende Gedanke.
Der Bildung ſchöner Tag, der unſ'rem Deutſchland
In friſchem Glanz der Morgenröthe leuchtet,
Wird ſeiner Sonne herzbelebend Feuer
Auch auf dieß ſchöne Land herüber tragen.
Und ſind wir längſt dahin, und folgt uns dann
Ein fröhlich heiter würkendes Geſchlecht,
So wird es milder als des Vaters Stimme
Auf meinem ſtillen Grab' mir feuchten Blick's
Dieß theure Zeugniß ſeines Dankes geben:
Daß ich ſein Glück gewollt, daß ich's erreicht.

Pf. Struenſee.

Das wird es nicht, mein Sohn, denn nicht die Willkühr
Des Einzelnen kann Völker=Glück begründen.
Und welch' ein Pfand der Sicherheit haſt Du
Dem Volk gelaſſen, daß nach Dir kein Zweiter
Und mächtiger als Du erſcheint, und wieder
Den Pracht=Bau Deiner Thaten niederreißt?
Wer biſt Du, daß aus Deiner Hand ein Volk
Die Freyheit wie ein dürftiges Geſchenk
Empfangen ſoll? Wie eine karge Wohlthat,
Die And'rer Launen frevelnd ihm entzieh'n,
Wie eines Jünglings Laune ſie gewährt.
Haſt Du ſo tief in's Erdreich der Geſetze
Der Freiheit jugendlichen Stamm geſenkt,
Daß ſeine ſtillen Wurzeln nie die Axt
Der königlichen Willkühr, nie ein Streich,
Von Deiner eig'nen Hand verborgen, treffe?
Das haſt Du nicht vermocht, und kannſt es auch
Großmüthig niemals wollen; — denn Du kannſt
Das Nächſte nur bedenken, kannſt Dein Schickſal
Nicht frey mehr lenken; feſtgeankert muß es
In dieſes Thrones falſcher Nähe ruh'n.
Dort iſt Dein Platz; bey allen Deinen Planen
Iſt das die ſtille traurige Bedingung,
Daß Du dem Thron zunächſt ſtehſt; denn ich fürchte,
Dich hält dort nicht allein die karge Luſt
Der mühevollen Herrſchaft. And're Schlingen
Umſtricken Dich, und halten Dich gebannt
Mit ſtillen, zaubervollen Kräften.
(Graf Struenſee wendet ſich ab)
Bebſt Du?
Blick' her! Sieh mir in's Auge! Kannſt Du's nicht?
Kannſt Du die greiſen Flammen meines Blick's,
Des Vater=Aug's nicht mehr ertragen? Weh mir!
Iſt's wahr, das Gräßliche, das wie die Feuer
In Tagen der Gefahr von Berg zu Berg,
Von Mund zu Mund des Volkes geht? Du liebſt?
Liebſt Deine Königin?

Gr. Struenſee.

Mein Vater!

Pf. Struenſee.

Fort!
Die Sünde fällt auf Deines Vaters Haupt!
Der alte gläub'ge Diener Gottes fleht
Verzweiflungsvoll den Tod auf ſich herab,
Eh' Deine bleichen Lippen ihm bekennen,
Was ihn zu hören ſchaudert.

Gr. Struenſee.

Bebt Ihr, zu hören, was die bangen Lippen
Euch zu geſtehen zittern? Dennoch kann ich
Das Gräßliche Euch nicht erſparen, muß es
Von dieſem Herzen wälzen, dieß Bekenntniß. — Ja,
Ich liebe, Vater! Meine Königin,
Zu der mein Auge ſich mit ſcheuer Ehrfurcht
Kaum heben ſollte, bet' ich Raſender
Mit allem Wahnſinn an der Leidenſchaft.
O richtet mild, mein Vater! Wunderbar
Auf leiſen Wegen hat dieß ſtille Gift
Sich unvermerkt in's Herz geſchlichen. Weiß ich
Die Stunde doch zu nennen, wo ich plötzlich
Mich umgewandelt fand, und ſich der Zauber
Der unbewehrten Seele ſtill bemächtigt.
Die Königin war krank. Der König war
Von ſeiner Reiſe damals heimgekehrt.
Mein ſchnelles Glück war das Geſpräch des Tages,
Dienſtfertig übertrieb der bange Neid
Der Höflinge das flüchtige Verdienſt
Des jungen Arztes, und die Königin
Begehrte mich zu ſehen. Die Verlaſſ'ne
War ohne Freund, allein, an ihrem Hof. —
Verſchmäht von ihrem fürſtlichen Gemahl,
Beneidet von der königlichen Mutter,
Fand ich ihr Herz von Gram und Schmerz geknickt,
Und ich verhehlt' es nicht, wie ich's gefunden.
Und wie ſie nun des Antheils ſtille Thräne
In meinem Auge ſah, und aus dem ihren
Ein ſüßer Strom herniederfloß, — die Wange
Von holder Scham geröthet, daß der Fremdling
In's tiefſte Herz der Königin geſchaut, —
Da war's um mich geſchehn; die Macht des Zaubers,
Der mich umſponnen, ließ mich nimmer wieder.
Mit ihren Thränen hat ſie mich vergiftet!
Mit ihren Thränen meines Lebens Ruh'
Und meine Seeligkeit hinweggeſtrömt.
In ihrer Nähe feſtgebannt, erduld' ich
Seit jenem Tag die Hölle tauſendfach.
Ich darf ſie ſtündlich ſeh'n und muß die Blicke
Zu Boden ſenken, daß mein flammend Aug'
Nicht aus der klaren Hoheit ihrer Sterne
Verdammniß leſe und Verwerfung. Flüſtert
Ihr ſüßer Mund ein mildes Wort mir zu,
So täuſcht mich mein betrüg'riſch Herz und wähnt
Es ſey der Liebe Wonne=Glanz geweſen.
Ich ſchaudre heut' vor mir zurück, und morgen
Belebt mich wieder ein unſelig Hoffen,
Und die zermalmte Seele ſucht und findet
Mühſel'gen Troſt, um ihn mit neuem Jammer
In tödtlich ſchnellem Wechſel zu vertauſchen.
Laßt einen Dämon in die Himmel brechen,
Die Seeligkeit daraus hinwegzuſtehlen,
Und wollt Ihr ſtrafend ſeinen Fehler rächen,
Mit allem Elend der Verruchten quälen,
Sucht nicht nach neuer Qual, — Ihr findet keine,
Die Seelen beſſer folt're als die meine.

Pf. Struenſee.

O Unglückſel'ger! Und Du willſt noch länger
Das Ungeheure tragen? Theurer Sohn!
Ich bin nicht ſtreng, ich habe nichts zu richten,
Ich kann nichts mehr, als Dir verzeih'n! komm mit mir,
Flieh' dieſen Hof, entſage dieſer Hölle.
Dein kühner Geiſt, Dein Herz ſind reich genug,
Der Einſamkeit zu leben! Komm mit mir!
Du biſt ſo elend hier, Du wirſt vergeſſen.

Gr. Struenſee.

Niemals, mein Vater, niemals! Wenn ich's könnte,
Ich möcht' es nicht. Nur Thaten können mich,
Die Größe meiner Pflichten nur erheben;
Ich lebe ihr und meinen Planen; Beiden
Entſagen müſſen, Vater, iſt mein Tod.

Pf. Struenſee.

Stirb, aber komm mit mir! Das Schrecklichſte
Iſt endlich müſſen, was wir nie freywillig
Zuvor gewollt. O ſteige von der Höhe,
Eh' dich ein feindliches Geſchick hinabſtürzt.
Komm mit mir, Friedrich! Meine alten Tage
Sind jetzt ſo einſam, komm, erheit're ſie!
Komm, mein geliebter Sohn!

Gr. Struenſee.

Ich kann nicht, Vater!

Pf. Struenſee
(ſich vor ihm niederwerfend).

Auf meinen Knien beſchwör ich Dich, verlaſſe
Das Haus des Königs, komm mit mir!

Gr. Struenſee
(der den Vater emporzuheben ſucht).

Vater!

Pf. Struenſee.

Nein, laß mich knie'n wie im Gebet vor Gott,
Laß Dich erfleh'n! Komm zu der Mutter Grab,
Die heil'ge Stätte wird des Herzens Frieden
Dir wiedergeben. Ihr verklärter Geiſt
Umſchwebt den theuren Sohn, — ſie fordert Dich

Digitized by Google

Von mir, dem Vater, wieder; — Höre ſie,
Dein Name war ihr letztes Wort. Mein Friedrich,
Mein theurer Friedrich, folge mir.

Gr. Struenſee
(den Vater gewaltſam emporziehend).
Ich kann nicht!

Pf. Struenſee
(den Sohn ſtürmiſch an ſich preſſend).
Ich that, was ich vermocht'! Gott ſey mit Dir!

Gr. Struenſee.
Ihr geht, mein Vater?

Pf. Struenſee.
Dich zu warnen kam ich,
Ich bleibe nicht, um Deinen Fall zu ſeh'n,
Gott mit Dir!
(ab.)

Gr. Struenſee
(dem Abeilenden nachblickend, erſchüttert).
Vater!
(nach kurzem Kampf)
Zu ihr!
(heftig klingelnd, mehrere Damen treten herein.)
Zum Könige!
(der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug. Neunte Scene.

(Graf Struenſee hat den Blick bei Köllers Abgang abgewendet, ſo daß er ſeinen Vater nicht bemerkt, mit welchem er allein bleibt.)

Graf Struenſee. Pfarrer Struenſee.

Gr. Struenſee.
Das that mir weh! In dieſem Augenblick
Den Feind zu ſeh'n, der unverſöhnlich noch
Den Haß im Buſen trägt! Auch dieſer Kampf
Mich zu beſteh'n. Ich habe überwunden.
Ich bin allein! Steh' an dem offnen Grab
Allein. — Kein Freundes-Auge glänzt in Thränen
Des ſüßen Mitleids, — keine liebe Stimme
Schlägt tröſtend an mein Herz. O hätt' ich nur
Den theuern Vater noch einmal geſeh'n!
Daß ich von ſeinen Lippen nur ein Wort
Des Segens noch gehört, — den einz'gen Laut:
Leb' wohl mein Sohn!

Pf. Struenſee
(der bei den erſten Worten des Sohnes aufgeſchreckt, langſam vortrat).
Mein Friedrich!

Gr. Struenſee.
Welche Stimme!
Mein Vater! Ewige Barmherzigkeit!
Mein Vater, ich erliege!

Pf. Struenſee.
(Der Sohn hält ſeines Vaters Knie umklammert, dieſer hebt ihn auf.)
Faſſe Dich!
Laß uns dem großen Augenblick mit Ruh'
Entgegen geh'n, nicht mit gemeinem Jammer
Die letzte Stunde trüben, in der nächſten
Stehſt Du vor dem, an den wir denken müſſen.

Gr. Struenſee.
Könnt Ihr's denn faſſen, könnt Ihr's tragen, Vater!
Mich ſo zu ſehn.

Pf. Struenſee.
Ich hab' es kommen ſeh'n!
In Deines Glückes Tagen ſah ich Alles
Sich langſam vorbereiten; warnend kam ich,
Du hörteſt nicht, nun kommt der Tag des Unglücks,
Den ich gefürchtet.

Gr. Struenſee.
Wißt Ihr, welchen Weg
Der blut'gen Schmach die Feinde mir beſtimmt?

Pf. Struenſee.
Jedweder Weg des Todes führt zu dem,
Der unſer aller Heil und Wonne iſt.
In dieſem Glauben ſtirb, — ſo wirſt Du leben.
(nach einer Pauſe.)
Mein theurer Sohn, wie ſtehts um Deine Seele?

Gr. Struenſee.
Ich glaube, ſie iſt rein von Haß und Rachſucht.

Pf. Struenſee.
So biſt Du mit der Welt verſöhnt?

Gr. Struenſee.
Ich bin's.

Pf. Struenſee.
Haſt Du die Seele auch von ſchnödem Zweifel
Gereinigt, wankt Dein Glaube nicht, mein Sohn?

Gr. Struenſee.
Ich glaube, Vater! an die Liebe Gottes,
Ich glaube an das Glück der Ewigkeit,
Ich glaube an die Sünden meines Lebens,
Ich fühle mich zerknirſcht von bittrer Reue.

Pf. Struenſee.
Denkſt Du nicht mehr an Deine ſünd'ge Liebe?

Gr. Struenſee.
Was nennt Ihr meine ſünd'ge Liebe, Vater?

Pf. Struenſee.
Denkſt Du nicht mehr an Deine Königin?

Gr. Struenſee.
Nein, Vater, nein, das kann ich nicht geloben,
Sie war der ſchöne Engel meines Lebens!
Und wie die ſüße Ahnung ew'ger Wonnen
Ruht ihr geliebtes Bild in meiner Seele.
Die letzten Worte ihrer Huld umwehn
Mich wie ein Frühlingshauch am offnen Grab,
Ich denk' an ſie, muß an ſie denken, Vater!
So lang die Seele ruht in ihren Banden.
Nun hab' ich's Euch, — längſt hab' ich's Gott geſtanden.

Pf. Struenſee.
Der Aller Herzen wägt, wird Dir vergeben, —
Geh' ein verklärter Geiſt zur Herrlichkeit.

Gr. Struenſee.
Der Himmel leuchtet! Er vergiebt! Er führte
Den Vater her in meine Todesſtunde!
Sein heilig Zeichen der Vergebung glänzt
In Euren Blicken, meine ganze Seele
Jauchzt auf zu ihm, und wie ein Sieger einzieht
In ſein erkämpftes Reich durch blut'ge Pforten,
Schreit' ich empor zu ihm vom Blutgerüſt.
Der Tag geht auf! Demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf.
Hier, wo ich wirkte, reift manch' edle Saat!
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt, die Tyranney erkennt,
Daß ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern
Erbau'n, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Erndte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die eh'rne Wuth.
Der Henker ruht, — doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht; — ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, — ſie muß erſcheinen;
Sie iſt gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß.
(Die Thüren öffnen ſich, Wache — zwey Gerichtsdiener, von denen einer das Wappen des Grafen trägt, der Geiſtliche; der Graf ſchrickt bei dieſem Anblick leicht zuſammen.)

Pf. Struenſee
(zu ihm).
Wie iſt Dir, theurer Sohn?

Gr. Struenſee.
Wohl, lieber Vater!

Pf. Struenſee.
So laß uns geh'n! —

Digitized by Google

Gr. Struenſee.

Nein, nein, das duld' ich nicht,
Du darfſt mich nicht auf dieſem Gang begleiten,
Du nicht, mein Vater! Bricht Dein Auge nicht
Vor Jammer ſchon in dieſem Augenblick!
Sollt' ich gefaßt ſeyn, wenn Dein theurer Blick...
Nein, nein, das trüg' ich nicht, — laß ab, mein Vater!
Von dieſem gräßlichen Entſchluß, — mich ſoll
Der würd'ge Mann zur Ruheſtatt geleiten,
Du aber Vater! gieb mir Deinen Segen.

Pf. Struenſee.

O! mein geknicktes Herz, o Gott des Himmels,
Erbarme dich, und gieb mir Kraft!
(ſein Sohn knieet vor ihm nieder, indem er ihm die Hände ſegnend aufs Haupt legt.)
Der Herr ſey mit Dir! ſeine Gnade ſtärke
Dich in dem letzten ſchweren Augenblick.
Er ſey Dir nah in Deiner Todesſtunde,
Der einſt für Dich gelitten und gebüßt.
Der Herr laß über Dir ſein Antlitz leuchten,
Er geb' Dir ſeinen ew'gen Frieden — Amen.
(indem der Graf aufſteht, ſinken ſich Vater und Sohn ſprachlos in die Arme.)

Pf. Struenſee.

Ich laſſe nicht von Dir!

Gr. Struenſee.

O laß uns ſcheiden!

Pf. Struenſee
(ihn feſt umſchlingend).

Du biſt mein Kind! Es iſt der blüh'nde Theil
Von meinem Leben, den der Himmel fordert!
Soll ich nicht einmal noch auf dieſe Blüthe
Die Lippen drücken! Scheide Sohn, mir iſt's
Als ſäh ich Deine Mutter dort, — ſie wartet, —
Er kommt, — ich halt ihn länger nicht.
(indem er den Sohn aus ſeinen Armen entläßt, ſinkt er zu ſeinen Füßen nieder.)

Gr. Struenſee.

Er ſinkt!
Er ſinkt! — Der Schmerz iſt mild, und wendet
Die theuren Blicke von des Abſchieds Graun!
Eh Du erwachſt, werd' ich das Leben ſchaun.
Mein Weg iſt kurz, — ich habe bald vollendet.
(Er geht, alle folgen ihm. Der Pfarrer bleibt allein mit ſeinem Diener zurück.)

Pf. Struenſee
(nach langer Pauſe aus der Ohnmacht erwachend).

Er iſt hinweg, — wo iſt er?
(Trommel-Wirbel aus der Ferne. Pfarrer Struenſee zum Himmel blickend)
Dort!

Matthias von Behaim

ein ſächſiſcher Mönch zu Halle, über deſſen Lebensumſtände nichts Näheres bekannt geworden, überſetzte um 1343 die Bibel aus der Vulgata. Von dieſer Ueberſetzung befindet ſich eine Handſchrift, die vier Evangelien und die Pſalmen enthaltend, nebſt einem Magnificat und athanaſianiſchen Symbolum auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig. — Wir theilen hier eine Probe daraus mit.

Vgl. Feller, Catal. Msctor. Biblioth. Paulinae, Lips. p. 79.
Unſchuldige Nachrichten von alten und neuen theologiſchen Sachen. Leipzig, 1717. S. 903; 1718. S. 18 fgde.

Ev. Matth. VI.

1) Hutet uch daz ir vwer gerechtigkeit icht wirket vor den luten. uf daz ir geſehn w'det von en. and's ie ſult ir nicht lones haben bi vweren Vat'r der in den himelen iſt.

2) Darume wane du gibes dine almuſen. ſo ſaltu nicht mit boſunen vor dir ſingen. alſe di gliſen'e tun in den ſynagogen. vnn an den ſtrazen. uf daz ſi geerit w'den von den luten. Vorwar ſage ich uch. ſi habin genumen iren lon.

3) Aber wan du gibes dine almuſen. dine linke hant ie ſal nicht wizzen. waz die rechte hant tut.

4) Uf daz die almuſen ſin in d' vorborgenheit. vnn din vatir d' iz in d' v'borgenheit ſiht. d' gibet dir' iz wider.

5) Un wan ir betet. ſo ſult ir nicht werden trurie alſe di gliſn'e. di da lib haben in den ſynagogen :n in den eckin d' gaſſin ſten zu betene. uf daz ſi geſen w'den von den luten. Vorwar ſage ich uch. ſi habin genumen iren lon.

6) Ab' wan du betes. ſo ge in din cuwekemerlin. vnn mit vnſlozzen ture bitte dinen vatir in d' v'borgenheit. vnde din vatir d' iz ſiht in d' v'borgenheit. gibet dir wird'.

7) Abir betinde ſult ir nicht vile reden. alſe die iuden vnn heiden tun. wan ſie wenen daz ſi in irme vile redene irhort w'den.

8) Darume ſult ir en nicht glich werden. wan vwir vatir weis wez uch not iſt er wan ir en bittet.

9) Darume ſult ir alſo beten. Vatir unſir d' da biſt in den Himelen. geheiliget werde din name.

10) Zukume din riche. din wille d' werde. alſe in dem himele vnn in der erden.

11) Vnſir tegeliche brot gip uns hute.

12) Vun vorgip vns vnſir ſchulde. alſe uch wir vorgebin vnſerin ſchuld'geren.

13) Vnn inleite vns nicht in bekorunge. Sundern loſe vns von ubeln. amen. — u. ſ. w. —

Michael Behem

oder Beham, aus Sulzbach in der Herrſchaft Weinsberg, ward am 29. September 1421 geboren, und hielt ſich als Meiſterſänger auf an den Höfen Kurfürſt Ludwig's von der Pfalz, Kaiſer Friedrich's, König Ladislaus' von Böhmen und endlich Friedrich's I. von der Pfalz, in deſſen Dienſte er trat und deſſen Geſchichte er in Verſen beſchrieb; eine Arbeit, die er 1469 begann, und welche ſich unter dem Titel Vita et res gestae Friderici Elect. Palat. Rhen. handſchriftlich in der Bibliothek des Vatikans findet. Außerdem verfaßte er noch ein Gedicht: von der Zwietracht Kaiſer Friedrich's und ſeines Bruders Herzog Albrecht's, welches die Bibliothek zu Gotha handſchriftlich aufbewahrt, und eine Reihe von Liedern, die ebenfalls in vaticaniſchen Handſchriften, ſo wie in einem zu Nürnberg bewahrten Manuſcripte enthalten ſind. Er war übrigens nur ein gewöhnlicher Reimer, deren jene Zeit eine große Menge aufzuweiſen hat. Sein Todesjahr iſt unbekannt. —

Vgl. C. J. Kremers, Geſchichte des Kurf. Friedrich I. von der Pfalz. Mannheim, 1766. 2 Thle. 4.

Von der Hagen und Büſching, literariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Berlin, 1812. S. 517 fgde.

Digitized by Google

Johann David Beil

ward im Jahre 1754 zu Chemnitz geboren und war der Sohn eines armen Tuchmachers. Da er ſchon früh bedeutende Fähigkeiten entwickelte, ſo ward man auf den talentvollen Knaben aufmerkſam, und es gelang dieſem, von mehreren Seiten unterſtützt, die gelehrte Schule ſeiner Vaterſtadt zu beſuchen und darauf hinlänglich vorbereitet nach Leipzig zu gehn, um hier die Rechte zu ſtudiren. Leichtſinn und Spielſucht machten ihn jedoch bald ſeinen guten Vorſätzen untreu. Die Gegenwart der trefflichen ſeylerſchen Schauſpielergeſellſchaft weckte und nährte ſeinen Hang für die Bühne. Er folgte derſelben nach Dresden und bot ſich dem Director als Mitglied an, ward aber abgewieſen und engagirte ſich nun, durch die Noth dazu getrieben, bei einer herumziehenden Truppe in Naumburg, mit welcher er Querfurt, Sangerhauſen, Mühlhauſen und Erfurt beſuchte und mit glücklichem Talent Rollen aus faſt allen Fächern ſpielte. Durch den Statthalter von Erfurt, Karl von Dalberg, ward der Herzog von Gotha aufmerkſam und engagirte B. im Jahre 1777 für ſein Hoftheater. Hier bildete er ſich als ein höchſt vorzüglicher Schauſpieler aus. Nachdem der Herzog 1779 die Geſellſchaft hatte aus einander gehn laſſen, nahm B. eine Einladung bei dem kurfürſtlichen Theater zu Mannheim an, wo er ſich unter Seyler's und ſpäter unter Schröder's Leitung noch vortheilhafter, beſonders für ernſte Charakterrollen, entwickelte. Seine Neigung zum Spiel, von der er ſich nie ganz hatte befreien können, ſo wie andere Mißverhältniſſe machten ihn melancholiſch. — Er ſtarb am 13. Auguſt 1794.

Beil verſuchte ſich auch als Theaterdichter und hat Folgendes geliefert:

Die Spieler. Originalſchauſpiel in fünf Aufz. Mannheim, 1785.
Die Schauſpielerſchule. Originalluſtſpiel in drei A. Mannh. 1786.
Dietrich von Ruben. Luſtſp. in einem A. Mannheim, 1786.
Armuth und Hoffarth. Or. Luſtſ. in fünf Aufz. Berlin, 1789.
Curd von Spartau. Schauſpiel in vier Aufz. Mannh. 1790.
Die Einöde. Schauſp. in vier Aufz. Mannh. 1791.
Die Familie Spaden. Schauſp. in vier Aufz. Zürich und Leipz. 1794.
Sämmtliche Schauſpiele von D. B. Zürich und Leipz. 1794. 2 Thle.
Bettelſtolz. Originalluſtſp. in fünf A. Zürich und Leipz. 1797.

B. beſaß Reichthum der Erfindung, vorzüglich in komiſchen Situationen, und große Leichtigkeit im Dialog, aber er arbeitete zu oberflächlich und flüchtig; ſo daß ſeine Leiſtungen erſt durch glückliche und gelungene Darſtellung wirklichen Werth bekamen und nach ſeinem Tode ſehr bald der Vergeſſenheit anheim fielen.

Beſſeres hat ſein Sohn, Kar Theodor Beil, ebenfalls Schauſpieler zu Mannheim, in derſelben Gattung der Poeſie geleiſtet, jedoch auch nichts Außerordentliches.

Von ihm erſchienen im Druck:

Gedichte. Mannh. 1810.
Raphael von Aquillas. Trag. Mannh. 1819.
Alexander von Macedonien. Schauſp. Mannh. 1821. N. A. 1826.
Vergeltung. Drama. Mannh. 1826.

Ueber Joh. Dav. Beil vgl. Iffland's Theateralmanach für 1808. S. 92 fgde. wo ſich auch B's Bildniß, von Henne geſtochen, findet.

Belani s. K. L. Häberlin.

Belmont s. H. A. v. Schömberg.

Johann Wilhelm Otto Benda

ward am 30. October 1775 zu Berlin geboren, ſtudirte die Rechte, wurde ſpäter Kriminalrath zu Kaliſch, dann k. preuß. Regierungsrath zu Poſen und lebt jetzt in gleicher Eigenſchaft zu Oppeln.

Von ihm iſt, außer mehreren Preußen betreffenden, ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften, erſchienen:

Die Irrthümer der Liebe und die Launen des Geſchicks. Frankf. a. d. O. 1806.
Moraliſche Erzählungen. Quedlinb. 1817.
Shakſpeares dramatiſche Werke überſ. Leipz. 1825 — 26. 19 Thle.
Die Braut ohne Bräutigam und die blauen und die ſchwarzen Augen. Liegnitz, 1828.

Sein vorzüglichſtes Verdienſt als Schriftſteller beruht auf ſeiner Ueberſetzung des Shakſpeare, in welcher er große Treue der Uebertragung mit Herrſchaft über die Sprache und gutem geiſtigem Verſtändniß des großen engliſchen Dichters verband. — Seine eigenen Leiſtungen bieten eine gefällige und angenehme Lectüre dar, doch ſind ſie nicht eben von großer Bedeutung. —

Lazarus Bendavid,

ein als Gelehrter wie als Menſch höchſt achtungswerther Mann, ward am 18. October 1762 zu Berlin von jüdiſchen Eltern geboren, bildete ſich größtentheils durch ſich ſelbſt und verſchaffte ſich, wie einſt Spinoza, ſeinen Unterhalt durch Glasſchleifen. Er ſtudirte darauf in Göttingen Philoſophie und Mathematik und erwarb ſich in der letzteren Wiſſenſchaft ſo ausgezeichnete Kenntniſſe, daß ihm Käſtner auf ſein Anſuchen ſcherzend das ſchriftliche Zeugniß ausſtellte, er könne auf jede Profeſſur der Mathematik Anſpruch machen, nur nicht auf die ſeinige, ſo lange er (Käſtner) lebe. Nach Berlin zurückgekehrt, warf ſich Bendavid mit großem Eifer auf das Studium der kantiſchen Philoſophie und ging dann nach Wien, wo er mehrere Jahre öffentlich philoſophiſche und äſthetiſche Vorleſungen hielt, welche großen Beifall fanden. Kleinliche und gemeine Kabalen zwangen ihn zuerſt, nicht mehr öffentlich aufzutreten, dann Wien zu verlaſſen. — Er begab ſich nun nach ſeiner Heimath zurück und wirkte ſegensreich durch Wort und Schrift. Große Um-

Digitized by Google

ſicht und Gewandtheit bewies er bei der Redaction der Haude und Spener'ſchen Zeitung während der ſchweren Tage der franzöſiſchen Herrſchaft. Noch größeres Verdienſt erwarb er ſich aber durch die Direction der jüdiſchen Freiſchule, für die er auf die uneigennützigſte Weiſe unabläſſig thätig war. Er ſtarb in hohem Alter am 28. März 1832 zu Berlin. —

Seine Schriften ſind:

Ueber Parallellinien. Berlin, 1786.
Etwas zur Characteriſtik der Juden. Leipz. 1792.
Verſuch über das Vergnügen. Wien, 1794. — 2 Thle.
Rede über den Zweck der kritiſchen Philoſophie. Wien, 1796.
Vorleſungen über die Kritik der reinen Vernunft u. ſ. w. u. ſ. w. Wien, 1795 — 98. 4 Thle.
Beiträge zur Kritik des Geſchmacks. Wien, 1797.
Geſchmackslehre. Berlin, 1798.
Aufſätze verſchiedenen Inhalts. Berl. 1800.
Ueber den Urſprung unſerer Erkenntniſſe (Philotheos, gemeinſchaftl. mit G. W. Block). Berlin, 1802.
Rechtslehre. Berlin, 1802.
Selbſtbiographie. Berl. 1804.
Ueber die Religion der Hebräer vor Moſes. Berlin, 1812.
Zur Berechnung und Geſchichte des jüdiſchen Kalenders. Berl. 1817.

Bendavid war einer der eifrigſten Forſcher auf dem Gebiete der kritiſchen Philoſophie und hat ſich vorzüglich um die Geſchmackslehre große Verdienſte erworben; doch iſt ſein Wirken jetzt mehr in Vergeſſenheit gerathen, da es in die eigentliche Blüthenzeit der kantiſchen Lehre fällt, und wir ſeitdem in allen Zweigen des philoſophiſchen Strebens außerordentliche Fortſchritte gemacht und jene weit hinter uns gelaſſen haben. — B. gehört demgemäß, da er ſtreng bei dem einmal angenommenen Syſteme und den durch daſſelbe gewonnenen Reſultaten beharrte und nicht mit der Zeit fortſchritt, einer früheren Periode an. Gründlichkeit, Klarheit und ein ruhiger, deutlicher Vortrag ſind ihm eigenthümlich und tragen noch immer zu lebhafter Empfehlung ſeiner Schriften allgemeineren Inhalts für die Menge bei. — Wer ſich beſonders mit kantiſcher Philoſophie beſchäftigt, wird in ſeinen übrigen dahin einſchlagenden Leiſtungen einen vortrefflichen Führer an ihm finden. Die hier folgende Mittheilung ſcheint uns von Intereſſe für jeden Gebildeten zu ſeyn, obgleich ſie ſtreng im Geiſte der Schule geſchrieben iſt. —

Von der Dichtkunſt. *)

Lügen, Erfinden, Dichten: drey Wörter, die alle drey Handlungen des Menſchen bezeichnen, in denen vermittelſt des Aſſociations-Geſetzes etwas Neues an das Alte geknüpft, aber das Alte unter einem ſolchen Lichte dargeſtellt wird, als es ohne die ausgeübte Handlung nicht erſchienen wäre. Und doch iſt Newton kein Dichter, Taſſo kein Lügner geweſen. Worinn liegt der Unterſchied? Wäre nur die Zuſammenſetzung mehrerer Theile zu einem Ganzen erforderlich, um dem, der dieſe Kunſt verſteht, den Nahmen eines Dichters zu erwerben; ſo müßte jeder Erfinder und jeder Dichter ein Lügner ſeyn.

Das Characteriſtiſche des Dichters beſteht meiner Meinung nach darinn, daß er, durch das freye Spiel ſeiner lebhaften Einbildungskraft, das, was da ſeyn ſoll, für das nimmt, was da iſt.

Wenn Homer den Zorn Achills und die Folgen ſchildert, die dieſer auf das Schickſal der Griechen gehabt hat; wenn Theokrit arkadiſche Schäfer mit Spiel und Geſang wetteifern, und ihr ganzes Leben unter Müſſiggang, Liebe und leichter Beſchäftigung verſtreichen läßt, wenn Phidias einen Jupiter darſtellt, in dem die größte Pracht mit der größten Einfachheit, der erhabenſte Ernſt mit der herablaſſendſten Güte ſich vereinigt; ſo haben alle dieſe Männer durch den Schwung ihrer Einbildungskraft das Seynſoll, wenigſtens einen Augenblick, für das Iſt genommen.

Ich weiß freylich nicht, wie Homer und Theokrit und Phidias empfunden haben; aber ich wage es mich auf die Empfindung eines jeden Menſchen zu berufen, der einem Entwurfe, einem Plane, einer Leidenſchaft, oder welcher Sache es ſonſt ſey, die er innigſt gewünſcht, mit ganzer Seele nachgehangen hat. Der erſte Funke, der ihm Licht gab, und ihm eine Ausſicht in die dunkele ſollende Zukunft zeigte, durchblitzte ſein Gemüth, und blendete ſein Auge für die ſeyende Gegenwart, daß er nicht ſahe, was da iſt. Hier ſteht dann der Menſch, herausgehoben aus der wirklichen Zeitreihe in der Welt da, die ſeine Einbildungskraft ihm erſchaffen hat, und die ihm wirklich geworden iſt. Vor dieſem oder nach dieſem Augenblicke wünſcht er, daß ſie ſeyn ſoll: in dieſem Augenblicke iſt ſie für ihn.

Dieſen Zuſtand des Gemüths nennt man den Zuſtand der Begeiſterung; und den, der ihn bey ſich, durch die Federkraft ſeiner Phantaſie, ſo oft er will hervorbringen kann, einen Dichter.

Bey dem Erfinder und Lügner iſt es ganz anders. Des Erfinders Welt, die ſeine Einbildungskraft ſchuf, iſt auch nach der Hand, wenn ſie ſchon längſt zu ſpielen aufgehört, für ihn und für jedermann wirklich: die Goldkörner, die er an den Tag fördert, behalten auch dann noch ihren vollen Werth, wenn ſie ſchon längſt aus dem dunkeln innern Gang des erfinderiſchen Gemüths, in der wirklichen Welt in Umlauf geſetzt worden. Sie ſind außer ihm, was ſie in ihm waren — Wirklichkeiten, die die ſpätere Zeit aus der frühern erzeugte, und ihr Daſeyn dauert ewig.

Der Lüge aber fehlt die Wirklichkeit ſtets. Auch nicht einen Augenblick kann der Lügner glauben, daß das, was er andern anhängen will, einen Ring in der großen Kette der Wirklichkeit abgebe. Der Lügner ſucht die Wirklichkeit zu ſeiner Abſicht zu bequemen, wünſcht daß ſie anders ſeyn ſolle, und beweiſet eben dadurch, daß er recht gut wiſſe, wie wenig das wirklich ſey, was er dafür ausgibt.

Nur der Dichter füllt die Zeit, in der die Begeiſterung dauert, mit Objecten aus, die in dieſem Augenblicke Leben und Wirklichkeit für ihn haben, deren Tod aber ſogleich erfolgt, als die Begeiſterung aufhört. In dieſem Augenblicke zernichtet er alles Wirkliche, alles Synchroniſtiſche aus der Zeit, conſtruirt ſie durch eine eigne, nirgends als in ſeinem Gemüthe vorhandene, durch nichts als ſein Gefühl erſchaffene Reihe von Begebenheiten, ſtellt nun dieſe durch ſein Gefühl hervorgebrachte Conſtruction der Zeit, als Ganzes auch außer ſich dar, beſitzt die Kunſt zu dichten: ſeine Darſtellung iſt ein Gedicht.

Ich faſſe meinen Gegenſtand noch von einer andern Seite, um einige Folgen daraus zu ziehen. Doch bemerke ich, daß hier bloß von der Fähigkeit des Dichtens die Rede iſt, nicht von der, das Gedichtete außer ſich darzuſtellen; denn in der erſten nur beweiſet ſich die Freyheit der Einbildungskraft am ſtärkſten; und da will ich es einmal verſuchen, den Gemüthszuſtand der Dichtenden in einem beſondern Falle zu beſchreiben, um daran ein Beyſpiel für den Satz zu finden, daß der Dichter dar Seynſoll für das Iſt nimmt.

Seine Einbildungskraft ſtellt ihm einen Weiberkopf vor, treu anfänglich, wie er in der Natur war, und ſchön genug, um ſich an ſeinem Anblicke zu weiden. Aber da iſt unter dem linken Auge eine garſtige Warze. Der kalte, gewöhnliche Menſch wünſcht bloß, daß ſie nicht da ſeyn ſoll: dem Begeiſterten iſt ſie nicht da. Nun ſpielt ſeine Einbildungskraft, durch den glücklichen Erfolg ihres Strebens aufgemuntert, immer weiter fort. Das von der Sonne etwas gebräunte Geſicht färbt ſich mit Lilien und Roſen, der Buſen ſchwillt, die Hände werden zart und voll, der Wuchs wird ſchlank und kühn, jede Hülle verſchwindet, alles wird ausgebildet, bis auf die Nägel, bis auf den kleinſten Theil des weiblichen Körpers: — Venus ſteht vor ihm. Was er je von der Schönheit geſehen, wünſcht er nicht nur, daß es hier zuſammen ſeyn ſoll, er trägt es auch nicht mühſam zuſammen; ſondern es iſt mit dem Spiele ſeiner Einbildungskraft erzeugt worden, es ſteht da, vereinigt als Ganzes, unzertrennbar, wahr, wirklich.

Dieß Verfahren der Einbildungskraft in dem Zuſtande der Begeiſterung hat viel Aehnliches, und viel Verſchiedenheit mit dem der Vernunft bey Bildung der moraliſchen Ideen. Auch die Vernunft ſtellt ſich hier das Seynſollende als wirklich vor, und umfaßt die Idee der Tugend in ihrer ganzen Erhabenheit. In ſo fern nun beyde, Einbildungskraft und Vernunft, die Wirklichkeit überſteigen, und ſich in eine andere Welt ſchwingen, verdienen die Erzeugniſſe der Einbildungskraft in ihrer Begeiſterung, Ideale genannt zu werden.

Doch ſind die Ideale der reinen practiſchen Vernunft von denen der begeiſterten Einbildungskraft merklich verſchieden. Bey denen der Vernunft umfaßt das Gemüth die Einheit nicht nach und nach, ſondern wirklich transſcendental, außer der Zeit, ohne alle Succeſſion. Die Wirklichkeit dient ihr nur als Leiter, um zu dieſem über der wirklichen Welt ſtehenden Ganzen, hinauf und hinaus ſteigen zu können. Es iſt ihr wohl bewußt, daß, eben weil das Hinaufſteigen nach und nach geſchehen muß, das Hinausſteigen nie geſchehen werde. Nur nach Verlauf von einer vollendeten Unendlichkeit denkt die Vernunft das Ideal des höch-

---

*) Aus: Beiträge zur Kritik des Geſchmacks von L. Bendavid. Wien, 1797.

Digitized by Google

ſten Guts zu erreichen. Das Intelligibile außer aller Zeit, dient ihr zum Ziele, das ſich ſtets weiter ſchiebt, und eben darum bedarf das Senſibile der Unendlichkeit, um dieſem Ziele nach zu ſtreben.

Mit dem Idealen der Einbildungskraft verhält es ſich gerade im Gegentheile. Das Ganze wird zwar nach und nach erzeugt, aber dafür auch umfaßt und erreicht: man hat ſich kein Ziel vorgeſteckt, wohin man gelangen ſoll, aber man gelangt weiter als man will, und was uns die reine Vernunft nicht geben kann, giebt uns die Einbildungskraft, — Vollendung.

Zwiſchen den Idealen der Vernunft und dem Theile, der ſich in der wirklichen Welt von ihm darſtellen läßt, liegt eine unausgefüllte Strecke, die von den künftigen Geſchlechtern betreten werden kann, wenn auch gleich das Ideal ſich von ihnen eben ſo weit entfernen wird, als ſie ihm nachgegangen ſind. Zwiſchen dem Ideal der Einbildungskraft und dem, was ſie ſich als wirklich denkt, liegt nichts. Was ihr als Ideal vorſchwebt, und für die kalte Vernunft ein Seynſoll wäre, hat Wirklichkeit für die Einbildungskraft: ſie hat es erreicht, über ihm gibt es nichts größeres, hinter ihm nichts zu erreichen.

Wie wenig iſt es daher dem Dichter möglich, ſich von den moraliſchen Idealen in dem Grade begeiſtern zu laſſen, daß er ſich aus ihnen ein Ideal für die Einbildungskraft erſchaffe. Wenn die Idee der Tugend den Weiſen noch ſo ſehr belebt, wenn ſie ihm auch den ſeligen Wunſch einflößt, das majeſtätiſche Bild derſelben zu umfaſſen; es bleibt nur Wunſch für ihn, bey dem er ſich nie bis zu dem täuſchenden Wahne verirren kann, es umfaßt zu haben. Gerade weil er ihn kennen muß, den Abſtand, der ſich noch immer von dem größten das die Wirklichkeit gibt, bis zu dem befindet was die Vernunft fordert, gerade weil er die Idee für überſchwenglich halten muß, wird es ihm unmöglich fallen, jene zur Begeiſterung ſo nothwendige Verwechſelung des Sollenden mit dem Seyenden in ſich zu bewirken: er bleibt ſich ſtets bewußt, daß die Schöpferkraft der Phantaſie der Vernunft huldigen müſſe, und was der einen ſchon als Vollendung gilt, der andern nur Bruchſtück ſey.

In der That wird man auch wohl jeder Arbeit den Mangel der Begeiſterung anmerken, deren Gegenſtand es iſt, eine Vernunftidee durch die Einbildungskraft zu idealiſiren. Sie, die über alle Darſtellung erhaben ſind, laſſen den Dichter den Mangel ſeiner Einbildungskraft nur zu deutlich fühlen, und nichts tödtet die Begeiſterung ſo ſehr als das ſichere Bewußtſeyn, das nicht erreichen zu können, was man erreichen will. Um ins Spiel geſetzt zu werden, muß die Einbildungskraft ſchneller gehen, als die Wirklichkeit; aber um begeiſtert zu ſeyn, mit einem Sprunge auf dem Gipfel ihrer Wünſche ſich befinden. Hier hingegen ſieht die Einbildungskraft die Vernunft ſtets über ſich ſchweben, ſtets höher ſich erheben, als ſie zu thun vermag, und ihre Schwingen ſind gelähmt; ſie ſpielt gar nicht.

Doch wenn es auch dem Dichter unmöglich fällt, ſich von den Vernunftideen, als ſolchen, begeiſtern zu laſſen, gereicht es ihm doch zu groſem Vortheil, vermittelſt einer Fähigkeit, die ich analyſirende Begeiſterung nennen möchte, nach einer Vernunftidee zu arbeiten. Dieß iſt eine eigne Operation des Gemüthes, die mir die Erwägung zu verdienen ſcheint.

In der gewöhnlichen Begeiſterung, von der wir bisher geſprochen, arbeitet die Einbildungskraft ohne vorgeſtecktes Ziel; aber das Ziel ergibt ſich ihr von ſelbſt: ſie bleibt ſtehen, ſobald ſie etwas erhalten hat, das ſich ihr als Ganzes vorſtellt.

In der analyſirenden Begeiſterung hingegen ſchweben ihr verſchiedene Abſtufungen der nähmlichen moraliſchen Idee vor Augen, die ſie alle mit ihrem Blicke durchläuft, um auf alle ihnen entſprechende Bilder zu ſetzen, deren jedes das Höchſte iſt, das auf dieſer Stufe der unendlichen Leiter ſtehen darf. Auch hier weiß ſie nicht, was ſie erreichen wird, auch hier weiß ſie nicht, welche Stufe ſie zum Ziel ihres Fortſchreitens machen ſoll: aber ſie läßt alle Stufen fahren, von denen ſie fühlt, daß ihre Kraft nicht hinreicht, ſie mit ſchicklichen Bildern zu beſetzen, und fängt, gleichſam von oben herabſteigend, bey dem höchſten Grade der Idee an, den ſie ſchon verſinnlichen kann.

Die Idee iſt eigentlich ſtets das abſolute Maximum der Art; das aber, was die analyſirende Begeiſterung des Dichters nach der Idee hervor zu bringen vermag, nur das höchſte Darſtellbare der Art. Nicht das Schönſte überhaupt, ſondern das höchſte darſtellbare Schöne faßt des Dichters Einbildungskraft auf, und dieſes kann erreicht werden, weil ſie es unabhängig von dem abſoluten Maximo auffaſſen kann.

Hat der Dichter nämlich die Idee des höchſten Weſens, des höchſten Guts, und der höchſten Schönheit mit ſeiner Vernunft als abſolutes Maximum gefaßt; ſo analyſirt ſeine Einbildungskraft dieſe Idee gleichſam, und zerlegt ſie in ihre Grade. Von dieſem läßt ſie dann ſo viel fahren, als ſie nicht behalten kann, und findet in einem weiſen, ſein Volk beglückenden Fürſten, in einem arkadiſchen Schäfer, und einem cirkaſſiſchen Mädchen, das erſte Bild der höchſten, darſtellbaren Vollkommenheit, darſtellbaren Glückſeligkeit und Schönheit.

Dieſe Bilder, mit allen ihnen nothwendig anhangenden Mängeln des Wirklichen, vertreten der Einbildungskraft die Stelle der Vernunftidee: ſie ſchafft das höchſte Darſtellbare der Art in das abſolut Höchſte um, denkt ſich in einem guten Fürſten einen Gott, in einem glücklichen Menſchen einen Bachus, und in einem leidlichen Mädchen eine Venus. Denn wenn die Vernunft ſich lange genug an ihren Ideen geſpiegelt, ihre Unerreichbarkeit eingeſehen hat, und nun die Einbildungskraft von dieſem zurückgeworfenen Lichte erwärmt iſt, um das Bild der höchſten darſtellbaren Moralität, Glückſeligkeit und Schönheit zu beherzigen, wiſcht ſie jeden Flecken, jeden leiſen Hauch weg, der ihr dieß ihr liebes Bild entſtellt, faßt es ganz in ſeiner Klarheit auf, prägt es tief dem Geiſte ein, und iſt im höchſten Grade davon begeiſtert.

Nirgends leuchtet der Vortheil nach Ideen zu arbeiten ſo deutlich hervor, als bey den epiſchen und dramatiſchen Dichtungen. Hier, wo durch das ganze, lange Gewebe der Begebenheit, jeder einzelne Faden zur Haltbarkeit des Ganzen etwas beytragen ſoll, wo die zufälligſte Handlung durch die Haupthandlung veranlaßt, die Nebenperſon durch den Helden und um des Helden willen eingeführt werden muß; hier, wo es, von der andern Seite, der Einbildungskraft ſo leicht fällt, ſich der Freyheit ihres Spiels mit Zügelloſigkeit zu überlaſſen, und Handlung und Perſonen zu ſchildern, die ſie zwar augenblicklich begeiſtern, aber nur gewaltſam mit dem Ganzen verwebt werden können — hier wird die Einbildungskraft am beſten gezügelt, wenn ſie ſich eine Idee zum Grunde ihrer Arbeit legt, und ſie bey ihrer ganzen Arbeit ſo feſt hält, daß dieſe Einheit bekommt.

„Ich ſinge den Zorn des Peliden Achills!“ Und dieſes höchſte Bild des darſtellbaren Zorns ſteht in dem ganzen Werke im Vordergrunde, in dem größten Lichten: alles andere trägt nur bey es herauszuheben, iſt nur durch und für daſſelbe da.

Es thut mir weh, nur die Ilias des Griechen als Beleg zu meiner Behauptung anführen zu können. Iſt gleich in der Odyſſee die Idee der Schlauheit zum Grunde gelegt; ſo ſind doch die Mittel wodurch dieſes Bild anſchaulich gemacht wird, nicht nothwendig aus der Idee entſprungen: es bleibt immer die Frage, warum juſt dieſe Unglücksfälle, und nicht andere? warum nur ſo viel und nicht mehr? Sobald aber dieſe Fragen aufgeworfen werden können, ſehen wir das Bild nicht als das höchſte Darſtellbare der Idee an, und die Einbildungskraft bleibt unbefriedigt.

Dreymal glücklich ſchätzte ich mich aber einen deutſchen Mann gefunden zu haben, dem Deutſchland huldigt, der unſerer Literatur die Achtung des Auslands erworben hat, und der in ſeinen Schauſpielen einen Weg ſich bahnte, den vor ihm noch keiner betreten, und bis jetzt, ſo viel ich weiß, keiner bemerkt zu haben ſcheint — Leſſing.

Von ſeinen drey Meiſterſtücken der dramatiſchen Darſtellung: Minna, Emilie, und Nathan iſt jedes ganz nach einer Idee gearbeitet, und ſie haben eben dadurch eine Rundung bekommen, die es unmöglich macht, die oft richtigen Bemerkungen der Kritiker mit andern Augen anzuſehen, als er ſie ſelbſt angeſehen hat: „Das Kind ſtirbt euch unter den Händen, wenn ihr es von ſeinem Schaden befreyen wollt.“

In Minna von Barnhelm liegt die Idee der Großmuth zu Grunde. Nicht jener unerreichbaren, überſchwenglichen Großmuth, nicht das abſolute Maximum derſelben; ſondern verſchiedene Grade der auf der unendlichen Skala der idealiſchen Großmuth, die jedem Menſchen, in gewiſſe Umſtände verſetzt, ausführbar iſt, und die ſich daher abändert nach den Umſtänden, in die der Menſch verſetzt worden.

Tellheim ein großmüthiger Mann von Erziehung und Charakter; Minna ein großmüthiges, zwiſchen Liebe und Wohlanſtändigkeit kämpfendes Mädchen; Paul Werner, als Wachtmeiſter, die Großmuth ſelbſt; Juſt ein großmüthiger Bedienter u. ſ. w. Ja ſelbſt Monſieur Riccaut, dieſe ganz zufällige Perſon, iſt für den, der dieſe Art Geſchöpfe kennt, ein wahrhaft großmüthiger Windbeutel, der, wie ein franzöſiſcher Schriftſteller von ſeinen damahligen Landsleuten ſagt, das diem perdidi darinn ſetzt, daß der Tag vorbey ging, **sans avoir dit mille belles choses à personne.**

In Emilie Gallotti werden ebenfalls verſchiedene Abſtufungen der Idee der Ehre, oder vielmehr der beleidigten Ehre, mit ihnen angemeſſenen Bildern beſetzt. Vom Odoardo bis zur Orſina, bis zum Marinelli athmet alles Ehrliebe, und wünſcht alles für die Kränkung derſelben Genugthuung. Nur äußert ſie ſich freylich anders, mit Biederſinn vermiſcht, in der Handlung des edeln Odoardo, anders in einer Orſina, wo ſie als gefallene Günſtlinginn erſcheint, anders in Emilie und Claudia, wo ſie mit Liebe und Eitelkeit zu kämpfen hat, und anders in einem Marinelli, wo ſie von Feigheit und dem ganzen Schmutze der Niederträchtigkeit ſo übertüncht iſt, daß ſie ſchon zu dem Grade

Digitized by Google

des falſchen point d'honneur herabſinkt. Nur durch Entwerfung einer Stufenleiter der Ehre, findet man auch die falſche Ehre auf einer der Stufen ſtehen, und nur dann iſt es nicht auffallend, den ſo ehrloſen Marinelli ſich beklagen zu hören, daß Appiani ſeine Ehre gekränkt habe.

Vollends aber iſt Nathan der Weiſe ganz nach der Idee der Tugend gebildet; und hier zeigt Leſſing den Mann, der das menſchliche Herz bis in ſeine innerſten Falten kennt, und der keine größere Tugend darſtellen will, als die, welche die jedesmahlige Einwirkung der Sinnlichkeit möglich macht, und die daher auf der Stufe, wo ſie ſteht, das höchſte Darſtellbare wird. Er forderte von dem jungen Tempelherrn in voller Lebenskraft, nicht die kalte, überlegte Tugend, die der Greis Nathan mit geſtumpfter Leidenſchaft auszuüben vermag; nicht von der Frömmlerinn Daja die Tugend, die ſich durch Liebe und bloß eingepfropfte Schwärmerey in dem Gemüthe Rechas durcharbeitet; von dem guten, aber nicht ſonderlich gebildeten, durch aſiatiſche Erziehung und durch Widerwärtigkeiten etwas zurückgeſcheuchten Herzen des Sultans, nicht die Tugend des glücklichen, und durch überſtandene Unglücksfälle weiſe gewordenen Nathans. Das Ganze iſt eine Gruppe von tugendhaften Menſchen, in deren Geſellſchaft der Menſchenfreund ſich ſo gern befindet, weil er in ihnen das Streben erkennt, das jeder äußert, ſo viel ſich dem Ziele zu nähern, als es die Schnellkraft ſeiner, durch die Umſtände gehemmten Seele, zuläßt: eine Gruppe von Menſchen, in der ſelbſt der Kloſterbruder uns werth wird, weil wir ſehen, daß er ſo handelt, wie er, in ſeinen Umſtänden, handeln ſoll, und unter der ſelbſt Moliere's Alceſte im **Al-Hasi** einen Freund zu umarmen, ſich nicht ſcheuen dürfte.

Ich muß dieſen Gedanken noch ein wenig feſthalten, um ihn theils in ein helleres Licht zu ſetzen, theils eine und die andere Folge daraus ziehen zu können.

In allen drey erwähnten Stücken herrſcht eine Einheit, wie ſie meiner Meinung nach, in Gemälden herrſchen muß, bey denen der Künſtler ſein Ganzes in der Zeit darſtellt. Die Succeſſion, in der die ganze Handlung vollbracht werden kann, gibt ihr ſtets vor der Vollendung derſelben, eine bloß logiſche, nicht anſchauliche Einheit. Wenn wir den Inhalt der ganzen Begebenheit, nach Vollendung derſelben, durch die reproductive Einbildungskraft und das Gedächtniß, wiederhohlen, finden wir in dem Totaleindrucke, durch den Verſtand, daß alle Theile zu einer Einheit zuſammenſtimmen. So lange aber das Stück nicht vollendet iſt, ſo lange wir noch nicht wiſſen, wohinaus der Dichter eigentlich will; ſcheint uns das Ganze mehr verſchiedenen Gemälden zu gleichen, die bloß in einem Rahme zuſammengefaßt ſind, als einem einzigen Ganzen. Wir zweifeln gleichſam, ob dieſer oder jener Charakter bloß epiſodiſch, oder wirklich Theil des Ganzen iſt; und dieſer Zweifel wird deſto ſtärker, je feiner der Plan des Ganzen ſich durchwebt.

Bey einem Werke des Raumes, bey einem hiſtoriſchen Gemälde, findet dieſer Zweifel gar nicht ſtatt. Hier, wo der Künſtler den Totaleindruck darſtellt, überſehen wir das Ganze mit einem Blicke: die Richtung der Augen, die Stellung der Anweſenden, ihre verſchiedenen Attituden, alles überzeugt uns, daß nichts epiſodiſch iſt, daß alles zur Einheit des Ganzen beyträgt. Wie iſt aber dieſem Zweifel bey den Künſten der Zeit, und vorzüglich bey dramatiſchen Dichtungen zuvorzukommen?

Nur dadurch, daß der Dichter, außer der Einheit der Handlung, der Zeit und des Ortes, auch die der Idee beobachtet. Weiß man nun auch gleich nicht, wie viel oder wie wenig die Handlung einer Perſon auf das Ganze einfließt, zweifelt man daher auch vor dem Ausgange mit Recht, ob eine Perſon, aus ihrer Handlung zu urtheilen, ganz und gar dem Stücke weſentlich ſey; ſo hat man doch wenigſtens an der Idee einen Leitfaden, der uns den Weg zeigt. Sie iſt gleichſam die Verhältnißzahl, nach der der Künſtler alle ſeine Figuren entwirft, die zwar nach einem verjüngten Maßſtabe ausgedrückt wird, für Figuren, die im Hintergrunde ſtehen; bey denen aber doch das Hauptverhältniß zu Grunde liegen muß, wenn die Verjüngung genau der Entfernung entſprechen ſoll. Was nicht nach dieſer Verhältnißzahl beym Maler, und vom Dichter nicht nach der Idee, die im Ganzen herrſcht, gearbeitet worden, dient dort zum C o n t r a ſ t e, hier zum P e n d a n t. Doch über das letzte noch ein paar Worte.

Es iſt, ſo viel ich weiß, noch nirgends bemerkt worden, daß das, was die Künſtler Contraſt nennen, ganz etwas anders bey extenſiven als bey intenſiven Größen, etwas anders alſo in dem eigentlich räumlichen der Kunſt, als dem zeitlichen der Kunſt ſey. In dem erſten muß immer etwas als Einheit angenommen werden; und die Nebeneinanderſtellung zweyer Gegenſtände, von denen einer die Einheit um vieles überſteigt, indeß der andere um vieles hinter ihr zurückbleibt, contraſtiren. Bey den intenſiven Größen hingegen braucht nur etwas von dem andern merklich verſchieden zu ſeyn, um den Contraſt zu bewirken. Ein Beiſpiel wird dieſe Erfahrung hoffentlich beleuchten.

Wenn man die ungewöhnliche Größe eines Menſchen durch den Contraſt erheben will, ſo geht das nicht anders an, als wenn man einen ganz kleinen Menſchen ihm zur Seite ſtellt. Sobald wir beyde neben einander ſehen, bildet ſich das Gemüth einen Menſchen von gewöhnlicher Größe, nimmt dieſen für die Einheit an, und findet den einen um deſto größer durch ſeine Uebertreffung der Einheit, als ſie den andern, durch ſeinen Abſtand von der Einheit, zu klein findet. Nur in dieſem Falle nennen wir es Contraſt. Denn wenn man zum Beyſpiel einen Menſchen von gewöhnlicher Größe, einen ſogenannten Rieſen durch die Hand gehen läßt, zeigt man wohl dadurch an, daß der eine ſehr groß ſey; aber das, was man eigentlich unter Contraſt verſteht, wird dadurch noch nicht bewirkt.

Hingegen iſt es, bei den intenſiven Größen, bey der Darſtellung des Kummers, der Freude u. d. gl. ſchon hinreichend, einen äuſerſt gleichgültigen Menſchen in der nämlichen Gruppe anzutreffen, um durch die Gleichgültigkeit des einen, die Leidenſchaft des andern zu erhöhen, und den Contraſt zu bewirken. Ja, ich getraue mir zu behaupten, daß es ſogar gefehlt wäre, in einem Gemälde, deſſen Hauptcharacter Traurigkeit ausdrücken ſoll, eine Perſon anzubringen, die ſich äußerſt luſtig bezeugte. Nicht nur wird dadurch kein Contraſt, keine Erhebung der Traurigkeit hervorgebracht, ſondern die Wirkung des Ganzen iſt ſchlechterdings zerſtört.

Gibt man dieſe Erfahrung zu, und fragt nach dem Grunde derſelben; ſo möchte er in folgender Betrachtung liegen: woraus dann zugleicht erhellen dürfte, wie Leſſing, in den drey erwähnten Stücken, für richtige Zeichnung des, der dramatiſchen Dichtungsart, möglichen Contraſtes geſorgt hat.

Von allen unſern Wahrnehmungen iſt, für den Dichter, das Gewöhnliche, das Alltägliche gleich Null zu achten: es erregt gar keine Empfindung. Der Dichter in ſeiner Begeiſterung muß das Seynſoll für das Iſt nehmen, muß in ſeine Darſtellung das hineinlegen, was da ſeyn ſollte, wenn man mit ihm die Wirklichkeit überfliegen, und die Gemüthsſpannung erhalten ſoll, die man Rührung nennt. In dem Anblicke des Gewöhnlichen aber ſieht er die Wirklichkeit für das an, was ſie iſt, für Wirklichkeit; und ſie iſt daher, wenn er dabey ſtehen bleibt, eben ſo unfähig ihn zu begeiſtern, als andere zu rühren.

Das Gewöhnliche alſo iſt dem Dichter gleich Null. Nun aber dient uns, bey extenſiven Größen, wenn es auf eine äſthetiſche Schätzung derſelben ankommt, das Gewöhnliche ſtets als Maßſtab. Wenn wir einen Menſchen ſehen, und ihn nicht etwa wirklich meſſen, nennen wir ihn nur dann groß, wenn wir uns einen vom Mittelſchlage vorſtellen, und dieſen mit jenem vergleichen.

Der Rieſe, der alſo neben einem gewöhnlich groſſen Menſchen ſteht, wird daher freylich für größer gehalten als jener; aber weil der gewöhnliche gar keine Wirkung hervorbringt, und als Null für die Empfindung dient, herrſcht hier kein Contraſt. Nur dann, wenn der Künſtler, durch die Einheit, durch das Gewöhnliche und das Null, gleichſam vom Poſitiven ins Negative übergeht, hier das viel zu viel, dort das viel zu wenig blicken läßt; nur dann ſtellen beyde etwas vor, das Empfindung hervorbringen kann, und nur dann haben wir dieſer Zuſammenſtellung die Empfindung zu verdanken, die wir Contraſt nennen.

Bey den intenſiven Größen verhält es ſich, im Ganzen genommen, zwar auch ſo; aber doch ändert ein ganz eigner Umſtand die Sache um ein Merkliches ab. Auch hier iſt freylich das Gewöhnliche für das Null der Empfindung zu achten, auch hier wird die Stärke oder Schwäche der Leidenſchaft durch das Gewöhnliche gemeſſen; aber eben weil das Null der Empfindung nicht gewöhnlich iſt, dient Gleichgültigkeit ſchon zum Contraſte.

Wenn ich neben einem Rieſen ſtehe, werde ich nicht um ein Haar breit größer: er theilt mir nichts mit von ſeiner Größe. Schmerz aber und Freude ſind mittheilend. Mehr oder minder ergreift jeden Umſtehenden ein Theil der Leidenſchaft, die einen aus der Geſellſchaft in hohem Grade verzehrt. Wenn der Vater ſich über den Verluſt ſeines hoffnungsvollen Kindes ſtumm die Bruſt zerſchlägt, um gleichſam ſeinem beklommenen Herzen einen Weg zu brechen, indeß die Mutter, ihren Schmerz verbeißend, das Geſicht in ſeinen Schooß verbirgt, rollen häufige Thränen über die Wange der Tochter, trauern Knecht und Magd, und beweiſet ſelbſt das Thier, das ihm die Füße leckt, ſeine Theilnahme durch das innige Anſchmiegen an ſeinen Herrn. Sich in einer ſolchen Geſellſchaft befinden, und Gleichgültigkeit, das Null der Empfindung äußern, iſt nicht gewöhnlich, iſt nicht der Maßſtab, nach welchem wir die Heftigkeit des Kummers der Hauptperſon beurtheilen: es geht ſchon ins Negative über, und dient daher zum Contraſte.

Träfe man aber in dieſer traurigen Geſellſchaft gar einen an, der ſeine volle Freude, nicht bloße Schadenfreude, äußerte, ſo würde er, weit gefehlt die Traurigkeit der andern Perſonen zu erhöhen, vielmehr als gar nicht zur Geſellſchaft gehörig, betrachtet werden, und die Einheit zerſtören.

Digitized by Google

Darauf beruht auch, meiner Meinung nach, der eigentliche Unterſchied zwiſchen dem Contraſte und dem Gegenſtücke (pendant)*). Da aber die Künſtler das Wort Pendant in einem ziemlich viel umfaſſenden Sinne nehmen; ſo muß ich einige Beiſpiele anführen, um zu zeigen, wie weit ich die Bedeutung dieſes Wortes gern ausgedehnt zu ſehen wünſchte.

In den zwei Blättern: **Plenty in England**, und **Scarcily in East-India** führt in dem erſten Blatte Ein Matroſe zwey ſchön und gut gekleidete Mädchen, indeß auf dem andern Blatte zwey ſtatliche Männer ſich, durch Schmachten und Geſchenke, um die Gunſt eines allenfalls leidlichen Weibes bewerben. In zwey andern Blättern, von denen mir nur der Titel des einen, hospitality of the savages beyfällt, wird in dem einen Blatte ein durch Schiffbruch verunglückter Europäer, mit aller Gaſtfreundſchaft und aller Theilnahme von den Wilden behandelt, indeß auf dem andern Blatte geſittete Völker die Gaſtfreyheit ſo weit mißbrauchen, daß ſie die Canots ihrer Wirthe anfallen, und die Fahrenden als Sclaven zu Markte ſchleppen. Endlich wird in dem Blatte: Countryman in Town der ungekünſtelte Anzug eines ehrlichen Landmanns, von den Pflaſtertretern Londons verſpottet, indeß in dem andern Blatte: Londoners in the country die ſchnippiſche Kleidertracht einer kleinmeiſterlichen Geſellſchaft die Verwunderung und das Gelächter der Landleute erregt.

Aus dieſen Beyſpielen erhellet nun, daß die Wirkung des Contraſtes und deſſen, was ich Gegenſtück nenne, im Ganzen genommen die nähmliche ſey: in beyden Fällen ſoll die Empfindung verſtärkt, gehoben werden. Allein darin ſind ſie doch verſchieden, daß der Contraſt eigentlich nur die Erhöhung Einer Empfindung beabſichtiget, da hingegen bey den Pendants die wechſelſeitige Verſtärkung ſtatt findet.

Bey dem Contraſte wird der Maaßſtab nur verjüngt, aber alles bleibt auf der Leiter der nähmlichen Empfindung, als Idee betrachtet. Die höchſte Traurigkeit kann, in den verſchiedenen Perſonen, die das Ganze ausmachen, ſtufenweiſe verringert werden, und abnehmen bis zur Gleichgültigkeit, ohne daß eine andere Idee dazu nöthig wäre. Hingegen bedürfte der Ausdruck der Freude ſchon ſeinen eignen Maaßſtab, der gar nicht in der Skala der Traurigkeit liegt. Freude iſt ſchon ſelbſt etwas Poſitives, und gehört keinesweges zur Idee der Traurigkeit: der allergeringſte Grad der Traurigkeit iſt noch nicht Freude.

Dafür ſtellt man uns aber in den Pendants wirklich zwey poſitive Affecte mit gleicher Stärke dar: ſie geben keine Einheit der Idee; aber ſie heben ſich wechſelſeitig, und ziehen uns wechſelſeitig an. Bey Pendants, wie das angeführte zweyte, ſchwanken wir ſtets zwiſchen der Bewunderung, die uns die Handlungsweiſe der Wilden abdringt, und der Geringſchätzung für die Art, wie die Europäer ſich betragen; unſer Auge verweilt, durch den Anblick des andern, um ſo lieber bey dem erſten, als es ſich, durch den Anblick des erſten, um ſo lieber dem andern entzieht. Hier ſoll der Schatten durch das Licht noch mehr beſchattet, doch auch zugleich das Licht durch den Schatten noch mehr beleuchtet werden. Bey den Contraſten hingegen will man bloß Eine Empfindung ſo ins Licht ſtellen, daß alles andere nur Schatten für ſie werde; und da wäre es gefehlt, wenn eine neue Hauptempfindung uns im Zweifel ließe, welches eigentlich die Erhebung und welches das Erhabene ſey.

Ehe ich nun auf Leſſings Schauſpiele zurückkomme, um die vorigen Betrachtungen auf einen wirklichen Fall anzuwenden, muß ich noch folgendes bemerken. In keiner Kunſt der Zeit iſt es möglich, das anzubringen, was man eigentlich Contraſt nennt. Was Contraſt ſcheint, iſt in der That Pendant.

Der bloße Mangel an der Empfindung, die den Hauptcharacter der Darſtellung ausmacht, haben wir oben geſehen, iſt der höchſte Contraſt, den die Kunſt ſich bey intenſiven Größen erlauben darf. Nun kann bey den Künſten des Raumes, der Malerei z. B., der Empfindungsloſe ſich zufälliger Weiſe in dem nähmlichen Raume befinden, und doch, eben durch ſeine Gleichgültigkeit, die Hauptempfindung erhöhen. In einer Zeichnung, die ich von dem Erdbeben in Liſſabon geſehen habe, flieht alles aus der zertrümmerten Stadt, und rettet ſich ins Freye. Säugende Mütter klettern mit zartem Fuße über Schutt und Stein, um das Unterpfand ihrer Zärtlichkeit vor dem drohenden Tod in Sicherheit zu bringen. Eins dieſer Kinder, unbewußt und unbekümmert, welcher Gefahr ſein noch kaum ins Licht gequollenes Leben ausgeſetzt ſey, ſchläft ruhig an der Bruſt ſeiner Mutter, die ängſtlich hinaus eilend, mit der vorgeſpreizten Hand den Kopf deſſelben vor einem herabfallenden Steine ſchirmt.

Dieſes Kind nun iſt, weil die Dinge des Raumes nie nach dem Geſetze der Cauſalität nothwendig verbunden ſind, nur zufällig da; aber nun iſt es doch einmal da, und der gänzliche Mangel der Theilnahme an dem traurigen Schickſale, das ihm bevorſteht, dieſer Mangel, der ſo vortrefflich durch die Ruhe ausgedrückt iſt, die auf ſeinem Geſichte liegt, contraſtirt im höchſten Grade mit der Angſt der übrigen, ebenfalls nur zufälligen, aber durch den Raum als Einheit verbundenen Perſonen.

In den Künſten der Zeit aber, wo die Zeit empiriſch conſtruirt, wo die Handlung daher nach dem Geſetze der Cauſalität zu einer Einheit verbunden wird, und alles in den Plan des Dichters eingreifen muß; in ihnen wäre der vollkommen Gleichgültige eine müſſige Perſon, und ganz und gar unbrauchbar zur Hebung der Hauptempfindung. Der Geiſtliche, der, in dem Blatte von **Chodowiecki: Jean Calas**, dieſem Unglücklichen den letzten Liebesdienſt mit völliger Gleichgültigkeit verrichtet, contraſtirt vortrefflich mit dem Schmerze der übrigen Anweſenden. Dieſer nämliche Geiſtliche trete unter den nähmlichen Umſtänden auf die Bühne: was wird nun aus ihm? Entweder er ſpricht gar nicht, verrichtet das Amt ſtillſchweigend, und gibt gar keinen Grund zu ſeiner Gleichgültigkeit an. Alsdann thut er gar keine Wirkung: er iſt nur des Decorums wegen da, wie etwa ein Bedienter, der jemand anmeldet. Der Fremde könnte auch ohne dieß hereinkommen, aber es iſt ſo Sitte, und ſie muß auf der Bühne beybehalten werden. Spräche er aber, legte er aus religiöſen oder verketzerenden Geſinnungen die Gründe zu ſeinem Betragen an den Tag, handelte er alſo; ſo würde er entweder Hochachtung oder Abſcheu erregen, und zwar um ſo mehr, als das Mitleiden, das wir für die Unglücklichen fühlen, uns ſeine Kälte empfindlicher macht. Es ſind daher ſtets zwey Empfindungen, die nicht auf der Skala der nämlichen Idee liegen, die ſich wechſelſeitig heben und ſchwächen; es ſind Pendants.

Nun zu Leſſing. In Emilie Gallotti iſt der Prinz eigentlich mehr Contraſt als Pendant, und thut daher auch ganz und gar keine Wirkung. Er iſt nicht ſchlecht: mit ſeinem Willen hätte es dem Grafen das Leben nicht koſten ſollen; aber eigentliches Ehrgefühl äußert er nun auch nicht. Sein Character iſt ſchwankend und unbeſtimmt, und gehört zu denen, bey welchen der Menſchenkenner die vorzüglichſte, aber größtentheils vernachläſſigte Regel der Menſchenkenntniß anwenden muß, daß man nähmlich nicht ſuchen ſollte, welchen Character ſie haben, da ſie gar keinen haben.

Schon mehr Pendant, und wirkſamer daher iſt der Wirth in Minna. Seine ſchmutzige Gewinnſucht, ſeine kleinliche Neugierde, dieſer alle Großmuth ſo erſtickende Fehler, ſeine niedrige Gefälligkeit — alles ſticht ſo ſehr ab gegen die Handlung aller Perſonen, mit denen er zuſammen auftritt, erhebt ihren Werth ſo ſehr, und wird ſogleich von dieſem ihrem Werthe ſo ſehr herabgeſetzt, daß die Großmuth um ſo viel ehrwürdiger erſcheint, als die Niedrigkeit verächtlich wird, und beyde zuſammen einen wahren Pendant abgeben.

Tritt aber endlich der Patriarch mit dem Tempelherrn zuſammen auf die Bühne; ſo ſieht man die vollkommenſten Gegenſtücke zweier Charactere, die ſich wechſelſeitig Schatten und Licht mittheilen. Man iſt lange im Zweifel, ob man die unter dem ehrwürdigen Mantel einer heiligen Religion verſteckte Heimtücke, den mit Salbung überfirnißten Blutdurſt des Patriarchen mehr verabſcheuen, oder die mit Großmuth und Menſchenliebe gekrönte wahre Religion, und den durch Ueberlegung und Gefühl gemilderten Eifer für dieſelbe im Tempelherrn, mehr bewundern ſoll. Am Ende findet es ſich, daß dieß des Dichters Abſicht geweſen ſey: die Bewunderung durch den Abſcheu, und dieſen durch die Bewunderung zu erhöhen; und, traue ich meinem Gefühle, ſo hat er dieſe Abſicht vollkommen erreicht.

Dieſes, daß der Schauſpieldichter, um eine wechſelſeitige Hebung zweyer Affecte hervorzubringen, zwey leidenſchaftliche Menſchen mit entgegengeſetzten, aber in der nähmlichen Idee noch enthaltenen Characteren darſtellen müſſe, iſt auch vermuthlich der Grund geweſen, weßhalb Leſſing den Patriarchen nicht mit Nathan zuſammen auftreten läßt: eine Sache, deren Unterbleibung man, bey einem Leſſing, gewiß nicht auf die Rechnung der Schwierigkeit ſchreiben muß. Sein Genie hätte ſie gewiß überwunden, wenn es, wie man glauben ſollte, eine gute Wirkung gethan hätte.

*) Von den Künſtlern wird das Wort Pendant in einer weitern Bedeutung genommen, als hier geſchehen wird; aber ich kenne kein eigentliches Wort für das, was ich hier ausdrücken will. — Sulzer in dem Art. Gegenſatz, nimmt drey Arten des Contraſtes an, von denen die zwey letzten doch gewiß nicht dazu gerechnet werden ſollten. Die Helden Homers contraſtiren weder unter ſich noch mit Achillen. Sie ſind bloß Abſtufungen der nähmlichen Idee, von der Achill der höchſte darſtellbare Grad iſt, und nur Tyrſites dient zum Contraſte, oder beſſer, zum Pendant. — Die beyden zuerſt hier angeführten Pendants ſind bekannte engliſche Blätter; das dritte entlehne ich aus den minder bekannten Excentric excursions by Woodward No. 2. — Noch eins! Farben, wird man ſagen, ſind intenſive Größen, und doch verlangt ein Contraſt, den man durch ſie hervorbringt, daß das Schwarze neben dem Weißen ſtehe. Allein gerade das iſt Beweis für mich. Wenn das Weiße den höchſten Grade der Farbe bezeichnet, iſt das Schwarze das Null derſelben.

Digitized by Google

Aber genauer überlegt wäre dadurch, wie ich glaube, alles verloren gegangen, was Leſſing beabſichtigte. Der Character des Patriarchen, neben den eines Nathans geſtellt, wäre bey weitem in kein ſolches gehäſſige Licht geſetzt worden, als jetzt, da er neben dem des Tempelherrn ſteht. Wenn gegen einen Mann, in dem Jahre, Erfahrung und Ueberlegung die Leidenſchaften gemäſſigt haben, gegen einen Mann, den ſeine Lage und ſeine Religion etwas furchtſam machen, und der die letzte nicht als Eiferer verehrt — wenn gegen ihn ein pompöſer Patriarch ſeine ganze Wuth ausläßt; ſo werden dadurch die Umriſſe ſeines Characters lange nicht ſcharf genug gezeichnet. Nathan hätte entweder leiden und ſchweigen, oder höchſtens der ſtarken Leidenſchaft kalte Weisheit entgegenſetzen können. Das hätte Nathans Character zwar erhoben, jenen aber nicht erniedrigt: es wäre vielleicht ein belehrender Contraſt, aber gewiß kein wirkſames Pendant geworden.

Jetzt aber ſtreitet die leidenſchaftliche Jugend gegen das leidenſchaftliche Alter, jetzt gehen beyde von den nähmlichen Grundſätzen aus; und doch behält in dem jungen, von ächter Religion beſeelten Manne, Menſchenliebe die Oberhand, indeß bey dem Heuchler nur Furcht vor dem Sultan ſeine Wuth dämpft, ohne ſie zu löſchen. Nun erſt erhebt eins das andere, nun erſt ſehen wir recht ein, „wie viel ein wenig gut handeln beſſer ſey, denn vieles Klügeln," und um wie viel mehr eine Menſchenliebe athmende Religion unſere Achtung verdiene, als jene Scheintugend, die auf Menſchenweh abzielt.

Aus dem Geſagten läßt ſich nun erſtlich abnehmen, wie wenig der richtig angelegte Contraſt, oder das richtig gehaltene Pendant ein Einwurf gegen die Behauptung ſey, daß der Dichter n a ch Einer Idee arbeiten müſſe. Weit gefehlt, daß der Contraſt, oder das Pendant ſeiner Arbeit die Einheit benehme, gibt er ihr gerade die gehörige Vollendung. Dadurch erſt ſieht man recht deutlich ein, wie ſehr er alles erſchöpft habe, was ſich aus ſeiner Quelle ergoß: er hat die Situationen ſo vermannichfaltigt, als es angeht, und beyde äußerſte Enden der Idee ſo weit aufgefaßt, als es der Einbildungskraft möglich fällt, das darzwiſchen liegende noch in ein Ganzes zuſammen zu faſſen.

Zweytens aber ergibt ſich auch hieraus eine neue Beſtätigung des Satzes, daß dem Dichter die Mühe kärglich wuchern müſſe, die er auf die Darſtellung einer Idee, als ſolcher, verwendet. Die Idee, an und für ſich, gleicht der Berührungslinie eines Kreiſes, wie ſie ſich von einer Seite, in die Höhe oder in die Tiefe, gleichviel! bis ins Unendliche erſtreckt. Die Einbildungskraft, die ſie auffaſſen will, fängt von einem feſten Puncte an, und verfolgt ſie entweder hinauf, oder herunter ins Unendliche; beydes, das Hinaufſteigen und Herabſteigen zugleich vorzunehmen, fällt ihr unmöglich. Wenn daher auch der Dichter das Unmögliche wagen, und eine moraliſche Idee darſtellen wollte; ſo wird er, gerade durch das große Ziel, das er zu erreichen ſich vorgeſetzt, nicht einmal ſo weit gelangen, als wäre die Schnellkraft ſeiner Phantaſie minder geſpannt geweſen.

Denn nun kann er nichts von dem Entgegengeſetzten der Idee in ſein Werk aufnehmen, ohne die Einheit des Ganzen gewaltſam zu zerreißen. Wagt nun auch gleich der kühne Künſtler die gefährliche Höhe der idealiſchen Tugend zu erklimmen; ſo liegt doch auf ſeiner ganzen Reiſe nichts vom Laſter, das er mitnehmen und brauchen könnte. Er müßte ſich miteins, und gewaltſam in den ſchauerlichen Abgrund des Laſters ſtürzen, und ſein ganzes Wageſtück dadurch vereiteln, daß niemand dieſen Todesſprung nachmachen kann.

Des Menſchen Seele iſt ein gar viel umfaſſendes Ding; aber zu viel muß man doch nicht in ihren Faſſungskreis drängen wollen, wenn er nicht, bey all ſeiner Ausdehnungskraft, plötzlich zerreißen, und auch dem Theil einen unwillkührlichen Ausgang laſſen ſoll, den er ſonſt recht gut begränzt hätte. Strängt man unſere Einbildungskraft zur Umfaſſung einer Idee an; ſo gibt ſie willig nach, und hält, was ſie halten kann. Man hüthe ſich aber nur das mindeſte von entgegengeſetzter Idee hineinzwingen zu wollen. Denn alſobald, und gleichſam aus Furcht, daß auch dieſe Idee ihre ganze Kraft heiſchen werde, verſchließt ſie ſich für beyde, und wird eingeſchränkter als je. Dadurch aber geht dem Künſtler das Beſte wieder verloren: die Vermannichfaltigung der Situationen durch den Contraſt oder das Pendant. Seine Figuren ſtehen höchſtens im Lichte, kein Schatten erhebet ſie. *)

Aus dem Geſichtspunkte, wie hier die Brauchbarkeit der moraliſchen Ideen für den Dichter betrachtet wird, fließen einige Bemerkungen über die dramatiſche Dichtungsart, denen man vielleicht die Stelle nicht mißgönnen wird, weil ſie, ſo viel ich weiß, wenigſtens nicht allgemein bekannt ſind, und einen Weg zur Beantwortung der Frage eröffnen: ob Schauſpiele, deren Stoff aus der alten Geſchichte entlehnt iſt, einen Vorzug vor bloß erdichteten Handlungen haben?

Was iſt der Zweck der Schauſpiele? Sollen ſie bloß, einem Gemälde aus der holländiſchen Schule gleich, Handlungen aus dem gemeinen Leben darſtellen, und den Zuſchauer eines und des nähmlichen Stückes bald zum Lachen, bald zum Weinen reizen? Wenn das wäre, ſo könnte man wahrlich ſagen:

Aber das habt ihr ja bequemer und beſſer zu Hauſe,
Warum entflieht ihr euch, wenn ihr euch ſelber nur ſucht?

Natur! Natur muß ein Stück enthalten! ruft jedermann. Aber wahrſcheinlich nur wenigen ſcheint es mir Ernſt mit dieſem Ausrufe zu ſeyn. Denn da frage ich abermahls: was heißt man im Schauſpiele Natur?

In Betracht des erſten Punktes iſt es bey weitem noch nicht damit abgethan, wenn man meint, daß der Zweck der Schauſpiele mit dem aller ſchönen Künſte zuſammenfalle: uns nähmlich durch die Mannichfaltigkeit der Formen, die wir aus der Einheit entwickeln, zu ergötzen. Denn außer, daß jede Dichtungsart ihren eigenthümlichen Zweck haben muß; könnte der allgemeine Zweck der ſchönen Künſte überhaupt nur von dem gelten, wodurch eine Form wirklich conſtruirt wird, von der Diction, der Einheit der Handlung, der Bewegung der Schauſpieler u. dgl. Keinesweges aber von dem Materiellen deſſelben, von dem eigentlichen, dauerhaften, unauslöſchlichen Eindrucke, den es macht, wenn der Verfaſſer wirklich Dichter iſt, und geleiſtet hat, was er leiſten ſoll.

Der Schauſpieldichter muß, wie jeder Dichter, in ſeiner Begeiſterung das Seynſollende für das Seyende halten; und nur dann hat er ſeinen Zweck erfüllt, nur dann merkt man es ſeiner Arbeit an, daß er begeiſtert geweſen, wenn auch der Zuſchauer, während das Stück ſpielt, ſich nicht entwehren kann zu glauben, das alles ſey wirklich ſo. Wie wenn ein Rembrand vor uns ſteht, jedermann bey der feſten Ueberzeugung, daß es flach auf der Leinwand liegt, ſich dennoch nicht enthalten kann, Naſe und Wangen ſo herausſpringend zu finden, daß man ſie mit Fingern greifen möchte; eben ſo muß man, durch des Dichters Kunſt verleitet, die Handlung für daſeyend halten, die in der That nur ſeyn ſollte. Hat der Schauſpieldichter dieß geleiſtet, ſo entſpringt aus dieſem allgemeinen Zwecke, ſein eigentlicher, weit höherer — Verminderung der Philautia.

Der Menſch ohne Bildung und Veredlung iſt, alles ſchon darüber geſagten ungeachtet, im höchſten Grade Egoiſt. Alles wirkt auf ihn nur dann, wenn es gleichſam wie durch eine Anziehungskraft nach ſeinem Innern gezogen wird, und wirkt um deſto ſtärker, je näher der Gegenſtand dieſem innern Anziehungspunkte liegt. Selbſt die Liebe zu ſeinen Kindern, ſeinen Anverwandten und Freunden, dieſer, auch bey rohen Menſchen, oft ſtärker wirkende Affect, als die Liebe zu ſich ſelbſt, iſt größtentheils weiter nichts, als der erweiterte Kreis des wirkſamen Ichs, als die Vergrößerung deſſelben, durch um ſich hervorbrechende Strahlen: es iſt m e i n Kind, m e i n Anverwandter, m e i n Freund, und deßhalb thue ich das für ihn.

In der wirklichen Welt iſt es ſo; aber ſo ſollte es nicht ſeyn. Unſere Vernunft, vielleicht auch aus einem verſteckten Egoismus, will, daß wir, wenn auch nicht alle Menſchen mit unſerer Liebe gleich umfaſſen, doch gewiß die Laſter unſeres Kindes nicht minder ſträflich, als die des Fremden, die Tugenden des Fremden nicht minder lobenswerth als die unſeres Kindes finden ſollen. Aber ſollen wir, wie die Vernunft es heiſcht, unpartheyiſch ſeyn können; ſo muß ſich in die Handlung nichts Wirkliches einmiſchen. Das Wirkliche hat immer Bezug auf uns, auf unſer Wohl und Weh, auf das Egoiſtiſche in uns, und hier ergreifen wir immer Parthey. Der unpartheyiſchſte Richter ſeiner ſelbſt findet ſich ſtets beſſer oder ſchlechter als er iſt, je nachdem ſeinem Egoismus mehr durch Selbſtlob oder Selbſttadel geſchmeichelt wird. Wahr ſchildert ſich der Menſch nie, wahr iſt er auch gegen ſeine Kinder, ſeine Freunde und Anverwandten, ſein Vaterland und ſelbſt ſeinen Welttheil nicht, weil er es nicht ſeyn kann. Die Kraft, die ihn an ſich feſſelt, wirkt, wie alle Naturkräfte, ſtärker in der Nähe, als in der Ferne. In der Entfernung findet er ſich nur erſt durch langes Suchen wieder, indeß er in der Nähe dicht bey ſich ſelbſt ſteht. Je mehr Denkkraft dazu gehört, um zu finden, daß ich zu dieſem oder jenem umfaßten Ganzen als Theil gehöre, je ſchwächer wirkt der Egoismus; und um deſto ſtärker im Gegentheil. In der wirklichen Welt iſt daher der Menſch ſtets partheyiſch, und ſeine Theilnahme an dem Schickſal anderer, kann nicht ſo unverfälſcht ſeyn, als die Vernunft will, daß ſie ſeyn ſoll.

*) Ob gewiſſe jetzt ſehr beliebte Stücke, in denen ſtets eine doppelte Idee zu Grunde liegt, die ſtrengſte Kritik aushalten dürften, und ob ſie, vom Mahler vorgeſtellt, nicht zwey Blätter einnehmen müßten, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen. Ich ſchreibe keine Dramaturgie; und überdieß halte ich es mit Swift, daß es unſchicklich ſey, den Gedanken wie den Haſen todt zu jagen. Anwendungen kann jeder geübte Leſer machen, und ſollte ihm jeder Schriftſteller zu machen überlaſſen.

Digitized by Google

Nur die Geburthen des Dichters, nur das Schickſal erdichteter Perſonen, kann uns von uns ſelbſt abziehen, uns zu unpartheyiſchen Richtern machen, und die im wirklichen Leben gedämpfte Stimme der Vernunft bis zu einer Höhe hinauftreiben, daß ſie durch allen Egoismus durchgreift, und ihr Wohlklang dem Harthörigſten verſtändlich wird. Hier, wo alles Privatintereſſe ſchweigen kann, wo die ganze Lebensdauer des Helden nur einen abgeriſſenen Theil, nur einen Nebenzweig von unſerer Lebenszeit ausmacht; hier, wo das Schickſal des Helden auf meinen Lebenswandel keinen Einfluß zu haben braucht — hier lernen wir uns ungeheuchelt freuen mit der glücklichen Tugend, lernen ungeheuchelt trauern mit der bedrückten Unſchuld. Das Herz erweitert ſich unwillkührlich, öffnet ſich für Menſchenwohl und Menſchenweh, lernt dieſe Gefühle kennen, will ſie befriedigen, und hängt ihnen, wenn auch dann aus Egoismus, im wirklichen Leben nach.

Wie weit entfernt aber von dieſem Zwecke iſt die Wirkung des Schauſpiels, zu dem das gemeine Leben den Stoff hergibt. Außer der leichten, und beſtändigen Anwendung, die jeder auf ſich von den handelnden Perſonen machen kann, außer daß er daher nicht unpartheyiſch bleibt, und ein Laſter entſchuldigt, wenn es ihn trifft, oder es ſchwärzer findet, wenn er ſeinen Feind darin zu erkennen glaubt — außer dieſem wird, durch den Stoff ſelbſt, der Unpartheylichkeit ſelbſt das größte Hinderniß in den Weg gelegt.

Selbſt erdichtete, aber aus dem wirklichen Leben genommene Perſonen können nicht vollkommen ſo handeln, wie ſie, den Geſetzen der Vernunft nach, handeln ſollten. Sie können keine großen Aufopferungen machen, ſelbſt keine großen Schandthaten verüben, weil ſie ſonſt unwahrſcheinlich würden. Sie müſſen handeln wie wir: aus Abſichten, die man mit Fingern greift, müſſen ſelbſt egoiſtiſch handeln; denn es ſind Menſchen aus der wirklichen Welt. Wie kann nun, durch dergleichen Schauſpiele, der Zweck des Schauſpiels bewirkt werden? Iſt das aufgeſtellte Vorbild nicht minder Egoiſt als ich, warum ſoll ich beſſer ſeyn, als mein Vorbild? Ja, jemehr ein ſolches Stück wirkt, jemehr der Dichter die Kunſt verſteht, das Herz ſeines Publikums zu meiſtern; deſto weiter entfernt er ſich von ſeinem wahren Zwecke. Iſt eine ſolche egoiſtiſche Tugend, wie ich ſie da vor mir ſehe, ſchon hinreichend alle Zuſchauer in die innigſte Rührung zu verſetzen, warum ſoll ich nach etwas höherm ſtreben; oder vielmehr, wenn das dem Ideal gleicht, wie kann ich ihm gleichen? Die Strebungslinie wird begränzt, und man geht aus dem Schauſpielhauſe hinaus, nicht ſelten mit einem ſtärkern Egoismus als man hineingegangen.

Nichts ſucht der Menſch ſo gern, als das für ein Ideal, für unerreichbar zu halten, was man ihm als Muſter zur Nachahmung aufſtellt. Er übertrifft die Muſter ſeiner Meiſter gern, wenn er ſie ſelbſt wählt; aber er hält auch von der andern Seite die Foderung für unbillig, daß er es ſeinem, ihm gegebenen Meiſter gleich thun ſolle. Er wird daher von dem, aus der wirklichen, alltäglichen Welt fälſchlich aufgeſtellten Ideale, gewiß ſo viel abdingen, und die wahre Schätzung ſeiner Thaten ſo kärglich ausüben, daß ſein eignes Verdienſt fernerhin auch noch den alten Werth behält.

Natur im Schauſpiele heißt nichts anders, als in der Lage der vorgeſtellten Perſon hinreichend gegründete Handlungsweiſe. Natur iſt es, wenn bey dem leidenſchaftlichen Antonius ein Blick Cleopatrens die Herrſchaft der halben Welt aufwiegt; Natur, wenn die blutdürſtige, vor Eiferſucht wüthende Medea, das Muttergefühl erſtickt, und jedes Unterpfand ihrer vormaligen Liebe zu Jaſon, ihre Kinder ſelbſt vertilgt; Natur endlich in Ulyſſen, der ſeinem vor Troja erworbenen Ruhme die höchſte und glänzendſte Krone aufzuſetzen glaubt, wenn er ihm von den Händen Penelopens und ſeiner Unterthanen aufgeſetzt wird, daß er allem Ungemach und aller Verführung widerſteht, und neue Lorbeeren in den alten, ſich ſtets vergrößernden Kranz flicht.

Dieſe Menſchen handelten, eben weil ſie natürlich handelten, nicht ohne egoiſtiſche Beweggründe; aber wenn ſie der Dichter im Schauſpiele darſtellt, oder wenn er überhaupt ſeine Scene ſo weit in die graue Vorwelt zurücklegt, als die Geſchichte ihm der dramatiſchen Darſtellung fähige Handlungen liefert, wird er manchen Nutzen daraus ziehen, und gewiß den Zweck des Schauſpiels ſoweit erreichen können, als es Menſchen möglich iſt.

Denn erſtlich geräth die Einbildungskraft des Dichters nirgends ſo ſehr in Begeiſterung, entwirft ſie nirgends ſo leicht und ſo willig äſthetiſche Ideale, als wenn ſie ſich mit der Auffaſſung der uns in der Geſchichte aufbewahrten Charactere der Alten beſchäftigt. Der Nimbus, der ſie in unſern Augen umgibt, der Mangel an hinreichender Kenntniß der egoiſtiſchen Motive ihrer Handlungen, den die Länge der Zeit und die Unzulänglichkeit der Quellen veranlaßt, die Unabhängigkeit von äußern Verhältniſſen, in der ſie, wenigſtens uns, gelebt zu haben ſcheinen — alles dieß macht ihre Handlungsweiſe ſchon an und für ſich idealiſch, daß ſie nur braucht vom Dichter aufgefaßt zu werden, um ſeiner Einbildungskraft mächtig die Hand zu bieten. Iſt ſie einmahl von dem Bilde Cato's erfüllt, hat der Dichter keinen egoiſtiſchen Flecken, als motiv, aus der Handlungsweiſe deſſelben wegzuwiſchen, und überredet er ſich gern, daß alle Menſchen ſo ſeyn ſollten; ſo iſt Cato in dem Augenblicke wirklich ſo für ihn geweſen. Er iſt ihm das Ideal, das er ſuchte, er wird von ihm begeiſtert, ſtellt ihn als Muſter auf, und reißt die Zuſchauer zur Beherzigung dieſes Muſters, unwillkührlich hin.

Um ſich begeiſtern zu laſſen, verträgt die Einbildungskraft nichts, was ſie in ihrem kühnen Schwung aufhält. Jedes Hinderniß, jede Nebenausſicht ſtört ſie, leitet ſie ab von ihrem Hauptgegenſtande, und an die Stelle der Begeiſterung treten kalte Vernunftgründe. Der größte Mann neuerer Zeiten, wird den, mit deſſen Geſchichte vollkommen vertrauten Dichter, nie in dem höchſten Grade begeiſtern können. In dem Augenblicke, wo er, von irgend einer ſeiner glänzendſten Thaten hingeriſſen, ſich den Mann in ſeiner ganzen Vollkommenheit darſtellt, wo er ſich gleichſam in ſeinem Innern zuruft: das iſt mein Held, erinnert ihn ein Nebenumſtand, eine Anecdote, ein Nichts, der Mängel des Helden, bringt ihn ab von dem Geſichtspuncte, aus dem er ihn gefaßt hat, und läßt höchſtens den Wunſch in ihm übrig, daß der Mann doch ohne dieſen Mangel gelebt haben möchte, weil er alsdann vollkommen geweſen wäre. Für wirklich vollkommen aber hält er ihn nun nicht mehr: er fühlt, daß er lügt, nicht dichtet, wenn er ihn als ſolchen darſtellt. Ulyſſes, Cato, oder ſonſt einer der Alten aber bemeiſtern ſich ſeiner Einbildungskraft gänzlich, und, weil ſie nur ihre guten Seiten kennt, iſt ſie wirklich von ihnen begeiſtert. Ihre Fehler, und alles, was die Einbildungskraft aus ihrem ſüßen Traume von Vollkommenheit wecken könnte, ſchlummert ruhig in dem Grabe der Zeit; kein Leichenſtein zeigt dem wißbegierigen Wanderer eine Spur ihres Daſeyns an. — Von den großen Männern neuerer Zeiten beſitzen wir genaue, ähnliche und ausgemahlte Portraits: die uns überlieferten Charakterſchilderungen der großen Männer der alten Welt ſind bloß erhabene Skizzen.

Dieſer Vortheil der leichten Begeiſterung für den Dichter, erſtreckt ſich, in Betracht der leichten Täuſchung auch auf den Zuſchauer. Aber da ſich dieß von ſelbſt verſteht, kann ich ihn um ſo eher mit Stillſchweigen übergehen, als ich zu einem andern Grunde ſchreiten will, weßhalb Darſtellungen aus der alten Geſchichte die Täuſchung des Zuſchauers ſo leicht bewirken.

Wenn es auch der Dichter ſo ſehr über ſich gewinnen könnte, von einem wirklichen Menſchen neuerer Zeiten, oder einer nach neuerm Coſtüm erdichteten Perſon alle die Flecken wegzuwiſchen, die das helle Bild verdunkeln, das ſich in ſeiner Einbildungskraft, zu ihrer Begeiſterung, abſpiegeln muß: ſo wird doch der Zuſchauer deſſen Darſtellung höchſt unwahrſcheinlich finden, und daher alle Täuſchung verlieren. Von dem Neuern verlangen wir, daß er handle wie wir; dem Alten erlauben wir willig, ſonderbar genug, daß er größer erſcheine, als gewöhnliche Menſchen.

Es geht ein ſonderbarer, und ganz unwillkührlicher Irrthum in der Beurtheilung des Alterthums in uns vor, wodurch daſſelbe eine Art Würde für uns erhält, die kein Zeitgenoſſe dem Zeitgenoſſen ertheilt, und die uns, vielleicht erſt von unſern ſpäteſten Nachkommen gezollt werden dürfte. Wir verwechſeln ſtets das Alterthum, oder die Alten, mit dem Alter.

Zu den Zeiten der Griechen und Römer, wo nur eigene Erfahrung die Kenntniſſe der Menſchen bereicherte, wo der an Jahren jüngere Mann auch wenigere Seiten in dem großen Buche der Natur, ihrem einzigen Leſebuche, geleſen haben konnte; zu dieſen Zeiten, war das Alter in dem höchſten Grade verehrungswerth: alt ſeyn, und weiſe ſeyn galt ihnen für eins. Und auch ſelbſt bey uns, bey denen ſo manches ein ganz anderes Verhältniß zwiſchen Jugend und Alter feſtgeſetzt hat, bleibt doch der Vorzug der eignen Erfahrung mit Beleſenheit verbunden, über die bloße Beleſenheit des jungen Mannes ſo überwiegend, daß das Alter mit Recht ſich noch immer auf der nähmlichen Stelle der Würde behauptet. Ihm trauen wir daher auch Moralität, größere Fähigkeit zu Aufopferungen, größere Verachtung des Lebens zu, weil wir von ihm wiſſen, daß alle Begierden nur ſchwach auf ſeine Entſchlüſſe einfließen, weil wir, wie wohl irrig, in der Meinung ſtehen, daß das Leben in dem Grade ſeinen Reiz verlieren müſſe, als die Reize des Lebens abnehmen.

Nun übertragen wir die Achtung vor dem Alter auf die Alten, trauen auch ihnen größere Schnellkraft der Seele, größere Entſchloſſenheit und größern Muth zu, denken uns auch ſie mit längerer Erfahrung, und mehr Weisheit ausgerüſtet; und Früchte, die Plato vielleicht in der Blüthe ſeiner Jahre erzeugt, haben für uns die volle Reife, als die Erzeugniſſe der ſiebzigjährigen Stämme Käſtner und Kant. Was Alexander zu dreißig Jahren that, iſt für uns über zwey tauſend Jahre alt: und Dinge daher, die man einen aus dem Alterthume ohne Unwahrſcheinlichkeit verrichten läßt, könnten bey einem, mit dem Helden gleichzeitigen Schriftſteller nur höchſtens als Hyperbel entſchuldigt werden.

Digitized by Google

Daher kam es auch, daß bey einem Volke, deſſen Geſchichte noch nicht alt genug geweſen, um der Einbildungskraft, in der Schilderung ſeiner Helden, hinreichend freyes Spiel zur Illuſion zu geben, daß bey ihnen, ſage ich, Götter und Halbgötter, die Stelle der Helden vertraten. Wenn große Thaten, ohne ſie nach menſchlicher Art, alſo egoiſtiſch zu motiviren, verrichtet werden, und ſie doch ihre Wirkung nicht verlieren ſollen; muß man der Einbildungskraft mächtig zu Hülfe kommen. Aber nichts ſtört ſie in ihrer Täuſchung ſo ſehr, als der Anblick eines alltäglichen Menſchen, der ungewöhnliche Handlungen verrichtet.

Dieſer zweyte Grund für den Vorzug der Schauſpiele, deren Stoff man aus der alten Geſchichte entlehnt, könnte noch die Frage übrig laſſen, ob nicht ganz erdichtete Perſonen, die man in ein anderes Land, oder in ein anderes Zeitalter als das des Zuſchauers verſetzt, eben die leichte Täuſchung bewirken dürften. Denn zugegeben auch, daß gleichzeitige Perſonen keinen ſonderlich ergiebigen Stoff zu großen Handlungen darbiethen; ſo iſt doch noch nicht abzuſehen, warum es nicht erdichtete Perſonen thun ſollten. Hat einmal der Dichter die Kunſt verſtanden, ſeine Helden zu erſchaffen, warum ſollte es ihm nicht möglich fallen, ſie mit ſo vieler Vollkommenheit auszurüſten, daß ſie keinem der Alten etwas nachzugeben hätten. Die Täuſchung ſcheint dabey um ſo weniger Abbruch zu leiden, als wir von unbekannten Ländern eine eben ſo große Wunderkraft erwarten, als von den Alten.

Allein dadurch entwiſcht dem Dichter ein großer Vortheil, der zur vollkommenen Täuſchung unumgänglich nöthig iſt, und der ihm, durch die Darſtellung von Perſonen aus der alten Geſchichte, gleichſam auf halbem Wege entgegen kommt — Beſtimmtheit der Charactere.

Der Fabeldichter wählt Thiere, weil ſie einen beſtimmten, wiewohl nur conventionellen Character haben. Wenn er uns die Fabel von einem Wolfe und einem Schafe ankündigt, wiſſen wir freylich die wirkliche Handlung der Fabel noch nicht: die Relation der Handelnden hingegen iſt uns völlig beſtimmt gegeben. Wir wiſſen nun, was wir zu erwarten haben, und die Frage: ob der Character richtig motivirt ſey? ſchränkt ſich nun bloß auf die zur Beantwortung minder ſchwierige ein: ob die Handlung aus dem bekannten Character folge? Welchen Vortheil dieſes dem Fabeldichter gewähre, haben die Kunſtrichter ſchon längſt bemerkt. Aber eine ſo unbedeutende Schattirung dieß auch für die Schauſpieldichter zu ſeyn ſcheint, ſo ſehr erhebt es doch ſeine ganze Darſtellung, und ſo ſehr trägt es zur leichten Täuſchung bey.

Die Einbildungskraft des Menſchen iſt ein gar ſonderbares Ding: ſie iſt im höchſten Grade thätig, aber auch zugleich im höchſten Grade träge. Wird ihr der Kopf, der Buſen, der Fuß eines ganzen Körpers gegeben; und mit eins ſteht der Körper vor ihr in ſeinem ganzen Leben da. Darin beſteht ihre Thätigkeit. Aber bey dieſer Thätigkeit will ſie durch nichts, oder doch ſo wenig als möglich geſtört werden. Muß ſie mühſam die Theile eines Ganzen zuſammen klauben, muß ſie daher die Hülfe ihres ernſthaften Bruders, Verſtand, erbetteln; ſo verliert ſie alle Freude an ihrer Arbeit, und, wie ein eiferſüchtiges aber großmüthiges Weib, entzieht ſie ſich, um nicht zu theilen, ganz der Beſchäftigung mit ihrem Liebling. Je leichter ſich ihr daher die Einheit darbietet, je mehr es der Dichter darauf anlegt, ſich nach ihrer Laune zu bequemen, ihr die Herbeyrufung des Verſtandes zu erſparen, und je mehr er ſie dann in den Stand ſetzt, den ihr dargebotenen Stoff nach und nach, eigenthätig, bis in ſeine kleinſten Falten zu entwickeln, in ſeine feinſten Fäden auszuſpinnen; deſto mehr ſieht ſie ſich an ihrem rechten Platze, mit deſto größerem Behagen treibt ſie ihr Werk.

Die Anwendung von dieſem Satze auf den vorliegenden Fall iſt nicht ſchwer. Mag es doch auch immer dem Dichter gelingen, Perſonen und Handlungen zu erfinden, deren Seelengröße wahrſcheinlich, und deren Betragen dem Zuſchauer glaublich iſt; kennt man vorher nicht, was man von ihnen zu erwarten hat, muß man erſt hintennach, aus dem vorgelegten Mannichfaltigen zuſammennehmen, daß der Künſtler richtig gezeichnet habe; ſo iſt die Täuſchung größtentheils verloren. Der Verſtand hat gewonnen, aber auf Koſten der Einbildungskraft: ſie will aus der Fülle ſchöpfen, aber nicht aus einzelnen Tropfen eine Fülle zuſammengeizen.

Wie ganz anders aber verhält es ſich wenn man ein Stück aus der alten Geſchichte behandelt. Die Ankündigung eines Stückes von ſo beſtimmten Characteren, wie Agamemnon, Iphigenia u. d. gl. gibt der Einbildungskraft ſchon den Totaleindruck; ſie weiß, welchen Stoff der Dichter zu behandeln hat, und braucht daher nur langſam dem Gange nachzuwandern, den ſie der Dichter führt. Jeder neue Auftritt, jede Wendung und jedes Wort iſt ein Theil von dem Mannichfaltigen, das ſie in der Einheit wiederfindet, und aus dem Totaleindrucke entwickelt; das Ganze entfaltet ſich vor ihren Augen, und ſie empfindet die ganze Schönheit der Darſtellung.

* * *

Ein Umſtand gehört noch weſentlich zu meinem Plane, und den muß ich nicht unberührt laſſen. — Bey den Künſten des Raumes fand ſich eine dreyfache Verſchiedenheit in der Darſtellung ein, die als Maaßſtab für den Grad des freyen Spieles dienen konnte, das der Künſtler bey ihrer Hervorbringung ausüben muß. Denn entweder die Linien ſelbſt, aus denen die Umriſſe des Ganzen beſtehen, ſind vom zweyten Grade, und die Freyheit der Einbildungskraft beſchränkt ſich bloß auf die Compoſition des Ganzen; oder die Linien können zwar mit voller Freyheit entworfen werden, aber die Compoſition iſt durch etwas beſtimmt; oder endlich trifft beydes zuſammen: ſowohl die Umriſſe als das Ganze, verrathen das freye Spiel der Einbildungskraft.

Hier hingegen, bey der Dichtkunſt, wo alles nur auf eine Conſtruction der geraden Zeitlinie abzielt, wo der Dichter alſo nichts an der reinen Form zu thun findet, und alles, was er darſtellt, nach und nach, in einer Art von Cauſalverbindung darſtellen muß; hier ſcheint alſo dem Dichter ein großer Theil von dem freyen Spiel der Einbildungskraft verloren zu gehen. Der Hauptumriß des Ganzen, ſollte man glauben, iſt, bey allen Gedichten, eine gerade Linie, die weder mit Freyheit aufgefaßt, noch als Schönheit dargeſtellt werden kann.

Verhielte es ſich in der That auf dieſe Weiſe, ſo fiele auch noch der innere Unterſchied zwiſchen den Dichtungsarten ſelbſt weg. Jedes Gedicht wäre die Darſtellung eines Ganzen, das die Zeitlinie für das Gefühl empiriſch conſtruirte; und der Dichter dürfte ſich bey dem einen nicht mehr als bey dem andern, dem freyen Spiele ſeiner Einbildungskraft überlaſſen: alle gingen fort nach dem Geſetze der Cauſalität, die Umriſſe der Ode und der Epopöe wären gleich.

Um dieſem Einwurfe zu begegnen, muß ich nochmals auf das zurückkommen, was oben ſchon erinnert worden. — Bey allen Kunſtwerken der Zeit fängt des Kunſtrichters Einbildungskraft erſt mit dem Totaleindrucke an, in ein freyes Spiel zu gerathen. Erſt dann, wenn ihr dieſes durch den Verſtand als Einheit gegeben worden, zergliedert ſie ihn in ſeine mannichfaltigen Theile, und findet Vergnügen in dieſer Zergliederung, ſobald ſie ſieht, daß alles wirklich aus der Einheit fließt. Für den Kunſtrichter alſo iſt, ſo lange ſich der Verſtand noch mit der Aufſuchung der Einheit beſchäftigt, der Totaleindruck ein Seynſoll, und nur dann erſt, wenn er dieſen bekommen hat, iſt das Ganze ein Kunſtwerk für ihn.

Der Dichter hingegen nimmt in ſeiner Begeiſterung das Seynſoll ſtets für das Iſt. In ſeinem Gemüthe muß ſich daher vor der Ausführung, die in der Zeit geſchieht, ein Ganzes als Totaleindruck zugleich darſtellen, muß ſich gleichſam räumlich für den innern Sinn abbilden, und ihm eine Art von äußerer Anſchauung gewähren. Je nachdem nun dieſes Ganze, als Bild im Raume wirklich dargeſtellt, mehr oder weniger Freyheit der Einbildungskraft verrathen würde; je nachdem wird auch die Dichtungsart mehr oder minder freyes Spiel der Einbildungskraft enthalten.

Betrachten wir nach dieſem Maaßſtabe die verſchiedenen Dichtungsarten; ſo wird ſich vielleicht finden, was ſchon von den Kunſtrichtern allgemein angenommen worden, daß die Ode den höchſten, das Lehrgedicht hingegen den geringſten Schwung der Einbildungskraft erfordere.

Mag der Odendichter ſchildern was er will, Empfindungen, Leidenſchaften oder Handlungen; er muß die Empfindungen, Leidenſchaften und Handlungen perſonificiren, um alles gleichſam vor ſeinen Augen vorgehen zu ſehen. Die Empfindung des Schmerzes iſt ihm nicht bloß ein inneres Gefühl ohne Object; ſondern ſeine lebhafte Einbildungskraft ſieht den Schmerz als Perſon vor ſich, wie er auf ihn zueilt, und an ſeinem Innern nagt. Aber da der empfundene Schmerz gewöhnlich nicht den ganzen Körper einnimmt, mahlt ſich auch das Bild deſſelben nur ſelten vor der Einbildungskraft des Dichters aus. Bald iſt es ein ſcheuslicher Kopf mit blutgem Rachen, und gräßlich bleckenden Zähnen: es iſt ein beißender Schmerz; bald eine bloße Hand mit gezucktem Dolche, womit ſie ihn zu durchbohren droht; und bald ein paar ungeheure Füße, die ſeine Ehre in den Staub treten. Dieſe einzelnen Theile, deren ſeine Begeiſterung eigentlich nur bedarf, werden nun von der Einbildungskraft zu einem Ganzen ausgemalt. Der ganze Schmerz, mit allen ſeinen Attributen, ſteht nun vor ihm. Es iſt ein Bild mit voller Freyheit entworfen, und das, in Stein gehauen, und als räumliche Anſchauung dargeſtellt, uns gerade den Totaleindruck geben würde, der des Dichters Einbildungskraft vorſchwebte *).

Das nähmliche gilt von den Leidenſchaften und den Handlungen, Liebe, Eiferſucht, Geiz und Neid, und alle Leidenſchaften ſind dem Dichter nicht bloße Abänderung unſeres Gemüthes, nicht bloße Erhöhung ganz natürlicher innerer Begierden in uns, ohne Objecte außer ihm; es ſind ihm wirkliche Weſen, mit ſtärkern Kräften begabt, als daß der ſchwache Menſch ih-

*) Nach den Geſetzen der Einbildungskraft braucht der Theil nicht das Ganze herbeyzuführen; ſondern kann auch andere Theile von anderen Ganzen mit ſich ziehen. Daher die lyriſchen Sprünge.

Digitized by Google

nen widerſtehen könnte. Was er leidet, wird einer Urſache außer ihm zugeſchrieben, und dieſe Urſache ſelbſt verkörperlicht: ſein Herz iſt von Amors Pfeilen verwundet worden, und ſeine Leiden bleiben ihm dennoch werth, weil es goldene Pfeile ſind.

Bei den roheſten Völkern des Alterthums mußte nothwendiger Weiſe der erſte Schritt zur Cultur von der Einbildungskraft geſchehen. Eben weil ſie eine Wirkung des Verſtandes auf die Sinnlichkeit iſt, eben weil ſie den Uebergang zwiſchen dieſen zwey Gemüthsfähigkeiten ausmacht; ſchlägt ſie gleichſam eine Brücke für den Menſchen, der es wagt, ſich aus dem bloß ſinnlichen Zuſtand zu dem eines vernünſtigen Weſens zu erheben. Was daher die Einbildungskraft ſich anſchaulich machen, was ſie ſich vorſtellen konnte, war Beweis im eigentlichen Verſtande des Wortes, für den Gedanken, den ſie verſinnlichte; und jedes neue Bild war eine neue Wahrheit. Wahrheiten, in dem Sinne, wie wir jetzt das Wort nehmen, ſolche Wahrheiten zu finden dachte wohl niemand. Der Unterſchied zwiſchen einem abſtracten Begriffe des Verſtandes, und dem Bilde in concreto, das die Einbildungskraft von ihm zu entwerfen vermag, iſt viel zu fein und viel zu ſchwer, als daß er ſich gleich, beym erſten angehenden Denken, hätte vorſtellen ſollen.

Jede Leidenſchaft wurde von ihnen mit einem Körper bekleidet; und der damahlige Weiſe, der über ihre Beſchaffenheiten nachdenken wollte, perſonificirte ſie zu eben dem Behufe, als wir abſtrahiren: wenn er denken wollte, mußte er dichten. Von der kleinſten Empfindung des Menſchen bis zu den erhabenſten Gegenſtänden der Weltweisheit, mußte ſich alles verkörperlichen laſſen, weil man, aus Mangel an vertrautem Umgang mit abſtracten Begriffen, keinen Gegenſtand auf eine andere Weiſe im Gemüthe feſthalten konnte.

Daher der Urſprung der Mythen und der Attribute, welche letzte den Begriff begränzten; und der Dichter arbeitete nie nach einem Bildhauer, ſondern dieſer ſog die Lehren, oder vielmehr die mit Worten ausgedrückten Bilder des Weltweiſen ein, deſſen Schule er beſuchte; und ſtellte ſie, gleichſam als einen Commentar zu ſeines Lehrers Vortrag, auch im Raume außer ſich dar.

Aber unſere Leidenſchaften und Empfindungen ſind wirklich für uns; daher waren auch die Bilder, unter denen die Phantaſie des Weltweiſen der damahligen Zeit ſie ſich vorſtellte, auch wirklich außer ihm, und was er für kaltes Nachdenken hielt, war eigentlich Begeiſterung. Es war kein gewaltſamer, dem Rauſche ähnlicher Zuſtand, ſondern das innigſte Abziehen von allem Fremdartigen, das Feſthalten ſeines Gegenſtandes, und die Entwickelung deſſelben in ſeine kleinſten Theile. Wie uns beym Abſtrahiren eines Begriffes, leitete ſie ihr Gedächtniß und ihr Scharfſinn bey der Verkörperlichung deſſelben und der Ertheilung der Attribute; und was bey uns eine richtige Abſtraction iſt, war bey ihnen ein treffendes Bild mit gehörigen Attributen.

Frey wie die Empfindung oder Leidenſchaft ſelbſt, die er fühlte, ſpielte daher die Einbildungskraft des Odendichters, um in ſich ein wirklich räumliches Bild für ſeine Einbildung oder ſeine Leidenſchaft zu erhaſchen: wenn er denken wollte, mußte er ſinnbildern, und dichten, wenn er das Gedachte niederſchreiben wollte.

Bey uns iſt es freylich gerade das Gegentheil. Unſere Dichter, von Jugend auf der abſtracten Begriffe gewohnt, können nie den hohen Schwung, und das freye Spiel der Alten, in ihren Oden beweiſen. Jene ſuchten Worte für ihre Bilder, dieſe ſuchen Bilder zu ihren Gedanken; jene beſchrieben, was die Einbildungskraft ſah, dieſe verſinnlichen, was ſie denken.

Daraus ließe ſich der Glaube an die Orakel pſychologiſch erklären, der Unterſchied zwiſchen den eigentlichen Dichtern und den Schwärmern der Alten beſtimmen, und endlich ein Weg zur Beantwortung der Frage zeigen: ob es dem neuern Dichter, nach Klopſtocks muſterhaftem Beyſpiele, erlaubt ſey, dem Vorbilde der Alten zuwider, durch innere Empfindungen äußere Anſchauungen zu malen. Aber da ich nur zeigen wollte, worinn das freye Spiel des Odendichters beſtehe, muß ich hier einlenken, um zur Epopöe überzugehen.

Der Mangel an dem leichten Gebrauche der abſtracten Begriffe erzeugte die Ode; der Mangel an der Kunſt zu ſchreiben, das Heldengedicht. — Die Menſchen zu allen Zeiten fanden nur eine magere Unterhaltung in dem Umgange mit ſich und ihren Zeitgenoſſen. Sie lernten ſich einander bald, gleichſam auswendig kennen, und ihre Begebenheiten hatten nur wenig Reiz für ſie. Ueberdieß ſind ihnen die Gründe zu der Handlungsweiſe der Zeitgenoſſen meiſtens ſo gut oder ſo ſchlecht bekannt, miſcht ſich in die Beurtheilung derſelben ſo viel Partheylichkeit, und ſo viel ungerechter Neid von der einen, und ſo viel blinder Beyfall von der andern Seite, daß der Menſch zu allen Zeiten nichts ſo wenig kannte, als die Geſchichte ſeiner Zeit, und daß er gern das Blatt überſchlug, das ſie ihm erzählte.

Nur dann, wenn wir unſeren Lebensfaden weit zurück in die Vergangenheit ausſpinnen, wenn wir die Thaten der Vorwelt kennen lernen, finden wir eine Mannichfaltigkeit unerſchöpflicher Begebenheiten, und wahre Unterhaltung mit Menſchen, über welche die Vernunft ihr ſtrenges Richteramt ausüben, und deren Handlungen ſie nach ihrem Geſetze prüfen kann.

Dieſer Hang zur Kenntniß der Geſchichte der Vorwelt mußte daher, ohne alle Rückſicht auf Nutzen, auch ſchon frühzeitig die Menſchen antreiben, die Thaten ihrer Voreltern aufzubewahren; und in der That iſt kein neu entdecktes, nur halb cultivirtes Land noch gefunden worden, das nicht die Geſchichte von einigen Generationen zurück beſäße.

Aber wie konnte, bey den erſten Griechen, die Geſchichte aufbewahrt werden? Die Kunſt zu ſchreiben war noch nicht erfunden, der Gebrauch der Hieroglyphen ihnen unbekannt. Durch Tradition freylich: vom Vater auf den Sohn. Aber das hätte die Geſchichte nicht weit zurück aufbewahrt gehalten. Den meiſten Menſchen ging es damahls, wie es noch jetzt geht: ſie vergeſſen das Alte durch die Eindrücke des Neuen. Nur hie und da ein Mann von ſtarker Einbildungskraft, dem die Natur die Gabe verliehen hatte, das Gehörte bildlich aufzufaſſen; nur er konnte ſeinem Gedächtniß durch ſeine Einbildungskraft zu Hülfe kommen, und die Niederlage für die Thaten der Vorzeit werden, aus der man, wenn man es brauchte oder wollte, ſie wieder bekommen kann.

Aber wie es mit allen Niederlagen geht, deren Ein- und Ausgabe niemand bucht, ſo ging es auch hier. Eben dieſe Männer, weil ſie jede That ausmalten, um ihrem Gedächtniß durch ein räumliches Bild zu Hülfe zu kommen, veränderten, nach dem Geſetze der Einbildungskraft, die Form der That ſelbſt. Was da hätte geſchehen können, geſchah für ſie wirklich; Kräfte wurden zu Weſen, Menſchen zu Göttern, und natürliche Begebenheiten zu Wundern erhoben. Ihre Einbildungskraft mußte ſpielen, um ſich des Gegenſtandes recht anſchaulich zu bemeiſtern, und ſie bediente ſich dieſer Erlaubniß hier, wie überall, wo ſie ſpielt: ſie formt den Gegenſtand ſo lange um, bis man nur mit Mühe das Muſter erkennt, nachdem er gebildet worden.

Traten nun dieſe Männer auf, und erzählten dem Volke, in guten Verſen — das beſte Hülfsmittel etwas im Gedächtniſſe zu behalten *) — die Thaten der Vorwelt, wie ſie dieſelben geſehen hatten; ſo war das dem Volke die angenehmſte Unterhaltung. Auch ſie wußten, durch ihre eigene Tradition, ſo etwas von den Begebenheiten, die ihnen der Geſchichtskundige vorſang; aber ſo wußten ſie es dennoch nicht. Gerade wie wir das größte Wohlbehagen fühlen, wenn wir eine Begebenheit aus einem ſchlechten Compendium kennen, und dann einen ausführlichen Geſchichtſchreiber zu Rathe ziehen, der uns alle die Schwierigkeiten hebt, die wir vormahls hatten; gerade dieß Gefühl mußte ſich des Gemüthes jener Leute bemeiſtert haben. Was ſie nur dunkel wußten, ward ihnen nun bis zur Anſchaulichkeit deutlich was ihnen unbegreiflich ſchien, erklärte man ihnen; und was ſie für alltäglich hielten, bekam einen Anſtrich vom Ungewöhnlichen und Erhabenen.

Daß dieſe Ableitung des Urſprungs der Epopöe nicht bloße Hypotheſe zum Behufe meiner Theorie ſey, ließe ſich vielleicht ſtrenge erweiſen, wenn das zu meinem Zwecke gehörte. Aufmerkſam bloß will ich darauf machen, daß man keine Spur von einer Epopöe bey den Egyptiern, Hebräern und Indiern antrifft, denen der Gebrauch der Hieroglyphen, und ſogar der Schrift nicht fremde war; daß die Epopöe anfänglich keine lange, zuſammenhängende Begebenheiten, ſondern nur einzelne Thaten behandelte; und daß ſelbſt proſaiſche Schriftſteller, die, wie Herodot und Kteſias, aus der Tradition ſchrieben, manche Fabel, nicht mit beſſerm Wiſſen, als Wahrheit aufnahmen, ſondern weil die von den Dichtern überlieferten Traditionen die Quellen waren, aus denen ſie ſchöpfen, und ſie nicht ſo viel Kritik wie Livius beſaßen, das fabelhaft Scheinende zwar zu erzählen, aber nicht zu beſtätigen.

Waren demnach die erſten Epopöendichter die eigentlichen Lehrer der Geſchichte; ſo mußten ſie freylich, durch das freye Spiel ihrer Einbildungskraft, manches Bild, manche Scene ausmalen, um dem Ganzen Anſchaulichkeit zu verſchaffen, und es dadurch der Einbildungskraft des Zuhörers einzuprägen. Aber an der eigentlichen Hauptbegebenheit, die jedermann doch ſo ziemlich aus eigener Tradition kannte, durften ſie nichts ändern. Sie konnten die Handlungen motiviren, auf welche Art ſie wollten, konnten Maſchinen brauchen, wo gewöhnliche Gründe und Kräfte nicht zulangten; aber der Grund, weßhalb ſie motivirten und Maſchinen einführten, mußte der allgemeinen Tradition getreu bleiben.

Rechnet man daher das Lyriſche ab, das jedes Heldengedicht mehr oder weniger enthält, ſchränkt man ſich alſo bloß auf das ein, was eigentlich zum Aneinanderreihen der Thatſachen gehört; ſo iſt die Freyheit der Einbildungskraft, die der Dichter deſſelben ausübt, gerade die des Hiſtorienmalers. Auch dieſer entlehnt den Stoff aus der Geſchichte, und nur Umriſſe, Anordnung des

*) Deßhalb, ſagt Ariſtoteles, nennt man die Muſik ein Geſetz.

Digitized by Google

Ganzen, und Colorit ſind ſein Werk, nur dieſe hat er dem freyen Spiele ſeiner Einbildungskraft zu verdanken.

Der Idyllendichter iſt zum Theil Lyriker, und unterſcheidet ſich bloß vom Epopöendichter durch den Gegenſtand. Was daher, in Betracht der Freyheit der Einbildungskraft als Reſultat aus beyden Dichtungsarten fließt, paßt zuſammen auf ihn: er hat nicht das volle freye Spiel des erſten, und iſt nicht ſo eingeſchränkt wie der zweyte.

Daß aber der didaktiſche Dichter, als ſolcher, faſt gar kein freyes Spiel der Einbildungskraft äußern könne, und daher nur in Rückſicht auf das zufällig eingemiſchte Lyriſche den Namen eines Dichters verdiene, iſt zu oft geſagt worden, als daß es hier wiederholt zu werden brauchte.

Karl Friedrich Benkowitz,

ein früher nicht ungern geleſener, jetzt aber bereits faſt ganz vergeſſener Schriftſteller, ward 1764 zu Uelzen im Lüneburgiſchen geboren, ſtudirte Theologie und lebte dann eine Zeit lang als Candidat zu Karkow bei Stargard, ſpäter in Breslau. Zu Anfange dieſes Jahrhunderts beſuchte er Italien, ward darauf nach ſeiner Rückkehr 1804 in Glogau als Kammerſecretär angeſtellt und endete hier am 19. März 1807 aus Schwermuth freiwillig ſein Leben, indem er ſich von einem Fenſter des dritten Stockwerkes hinab auf die Straße ſtürzte.

B. gab heraus:

Erzählungen und Gedichte. Göttingen, 1788.
Lebensſcenen. Halle, 1790.
Klopſtock's Meſſias, äſthetiſch beurtheilt. Breslau, 1797.
Der Zauberer Angelion. Berlin, 1798—1800. 2 Thle.
Natalis. Leipzig, 1800.
Robert. Halle, 1793—98. 4 Thle.
Pfeile des Witzes und der Laune. Halle, 1798.
Der neue weſtphäliſche Robinſon. Halle, 1799. 2 Thle.
Helios, der Titan. 2 Thle. Leipz. 1802—3.
Reiſe von Glogau nach Sorrent. Berlin, 1803—4. 3 Thle.
Das italieniſche Cabinet oder Merkwürdigkeiten von Rom und Neapel. Leipz. 1804.
Hilarion. Leipzig, 1804.
Abbadonnah. Leipz. 1804. 2 Thle.
Reiſen von Neapel in die umliegende Gegend. Berl. 1806.
Der deutſche Don Quixote. Leipz. 1806.
Geſchichte eines afrikaniſchen Affen, genannt Muley Haſſan, vormals Voltaire. Berlin, 1807.

Benkowitz's Sterben ging vorzüglich dahin, der Menge zu gefallen und dem Ton des Tages zu huldigen; er verſuchte ſich daher in faſt allen Gattungen und ſchrieb bald ſentimental, bald humoriſtiſch, bald in ſtrengſtem Ernſt, bald nur komiſch u. ſ. w. Daher fand er auch für kurze Zeit ein dankbares Publikum; da er jedoch ſchnell und oberflächlich arbeitete und gründlicher Tiefe wie treffenden Witzes ermangelte, ſo hat ihn keines ſeiner Werke überlebt. Gefällige Rede und eine gewiſſe Lebhaftigkeit der Darſtellung ſind ihm nicht abzuſprechen; weiter reichen indeß ſeine Verdienſte nicht, indem er ſelbſt nicht hinreichende Phantaſie und genug Wärme und Wahrheit des Gefühls beſaß, um einen mehr als gewöhnlichen Leſer zu feſſeln. — Das hier mitgetheilte Fragment einer Art von Autobiographie charakteriſirt ſeine Weiſe genügend und iſt nicht ganz ohne pſychologiſches Intereſſe.

Erinnerungen an die Freunde meines Lebens *).

Wenn man einige hundert Meilen von ſeinem Vaterlande entfernt iſt, wenn alles um uns her eine veränderte Geſtalt angenommen hat, wenn die Natur, die Menſchen, die Sitten ſich verwandelten, wenn man nur ſelten einen vaterländiſchen Genoſſen findet, der nicht mit verwandelt iſt, dann wird uns das, was uns ehemals theuer war, noch unendlich theurer, dann beginnt man, ſein Vaterland und die Menſchen darin mehr zu lieben, wie ſie, dann ſteigen, beſonders unſere ehemaligen Freunde, in einem ſehr reizenden Lichte vor der Seele auf.

Alles, was mir von den Jahren meiner Kindheit an, bis jetzt, theuer war, alles, zu welchem in meinem vorigen Leben meine Seele ſich hinneigte, iſt fern, ſehr fern von mir; ich bin unter einem fremden Himmel, unter fremden Menſchen, von denen ich nie etwas wußte, nie etwas vernahm. Noch hat ſich mein Herz nur wenig zu neuen Freundſchaftsbündniſſen geöffnet; aber um ſo theurer ſind mir die alten, und ich kann mir die Freude nicht verſagen, ſie noch einmal recht lebhaft in meine Seele zurückzurufen.

Vielleicht werde ich in meinem künftigen Leben nur wenige von meinen Freunden wiederſehen, vielleicht keinen; aber ich will wenigſtens noch einmal von ihnen und mit ihnen reden. Ich will ihnen aus weiter Entfernung, tief aus dem Süden Europas und vom Geſtade des mittelländiſchen Meers her ans Herz rufen, daß ihr Andenken noch lebendig und neu in meinem Herzen wohnt.

Der erſte Freund meiner Kindheit, als ich noch unbefangen im väterlichen Hauſe war, hieß Pape. Kaum, daß noch ein Schatten von ſeinem Bilde vor mir aufſteigen will; aber das entſinne ich mich noch genau, daß die Blattern einſt ſein Geſicht roth gefärbt hatten.

Ich verlebte mit ihm einige von den frühen roſenfarbenen Knabenjahren, und weiß nur das noch von unſerer Freundſchaft, daß ich ihn ſehr lieb hatte, und daß der erſte Seelenſchmerz, an den ich mich zu erinnern vermag, ſich meiner bemächtigte, als ich mich von ihm trennen mußte. Er ward in meiner Vaterſtadt, in Uelzen im Lüneburgiſchen, bei ſeinen Verwandten erzogen, und kam dann ohngefähr im zehnten Jahr, zu ſeiner Mutter nach Otterndorf im Lande Hadeln. Seit dieſer Zeit habe ich ihn nie wieder geſehen, nie etwas von ihm gehört. Ich erinnere mich bloß, daß ich in öffentlichen Blättern den Namen Pape als Schriftſteller erwähnt gefunden habe, aber ich weiß nicht, ob es mein Freund iſt.

Wenn du noch auf Erden walleſt, erſter Freund meiner Kindheit, wenn du dreißig Lebensjahre zurückzudenken vermagſt, ſo wirſt du dich erinnern, wie ich meine ganze kindiſche Beredſamkeit aufbot, dich bei mir zurückzubehalten, und wie alles umſonſt war. Ich weiß es noch, daß ich tief traurig über deinen Verluſt war, aber ich zweifle, daß dein Gefühl ganz dem meinigen glich; denn der Hinwegeilende leidet nicht ſo viel, als der Zurückbleibende.

Seitdem ſind unſere Lebensbäche in verſchiedenen Richtungen dahin gefloſſen, und haben ſich nie wieder berührt; aber ich ſehne mich, zu wiſſen, ob der deinige durch Blumenfelder dahin eilte, oder ob er auch durch Klippen und Dornengebüſche ſich durchdrängen mußte! Ach, auch dir wird das allgemeine Loos der Menſchen, das jedem ſeine Blumen und ſeine Dornen hinwirft, nicht vorübergegangen ſeyn.

Mir ging es nicht vorüber. Seit dem Schmerz, den ich bei der Trennung von dir empfand, habe ich noch oft den Schmerz getrennter Freundſchaft gefühlt, und nicht ihn allein; tauſend reizende Dornen habe ich unter den Blumen des Lebens gefunden, und vorzüglich in meinem letzten Lebensjahre, wo Krankheit des Körpers und der Seele mich wütend ergriff. Aber ich will hier nicht davon reden; nur was meine Freunde betrifft, ſoll jetzt bei mir vorüber gehen. O Trennung, Trennung!

Oft hing ich feſt an einem treuen Freund,
Du aber ſchlugſt in ſeine Bruſt die Klauen,
Und riſſeſt ihn, mit heißem Schmerz beweint,
oft in das Grab, oft hin zu fernen Auen.

Der zweite Freund meiner Kindheit iſt nicht mir allein, ſondern auch vielen andern bekannt, mindeſtens dem Namen nach. Es iſt Veit Weber, der durch die Sagen der Vorzeit, ſo wie durch manche andere Schriften, ſo bekannt geworden iſt. Aber er heißt nicht Veit Weber. Dieß iſt nur ſein ſchriftſtelleriſcher Name; ſein wahrer Name iſt Philipp Leonhard Wächter, und unter dem

*) Aus: Helios, der Titan, oder Rom und Neapel von C. F. Benkowitz, erſtes Heft. Leipzig, 1802.

Digitized by Google

Namen Philipp war er der Freund meiner Kindheit, ſo wie ich der ſeinige unter dem Namen Fritze.

Sein Vater war Prediger in meiner Vaterſtadt, und wohnte nur ein Haus von dem Hauſe meiner Eltern. Wir ſahen uns alle Tage, und ich erinnere mich noch ſehr lebhaft der beiden Maulbeerbäume in ſeinem Hofe, zwiſchen denen wir eine Schaukel angebracht hatten, noch ſehr lebhaft der Hagedornſchen Fabel, die wir pantomimiſch zuſammen aufführten.

Zu unſerer Knabenlectüre gehörte nehmlich auch die Fabel von Hagedorn: der Adler, die wilde Katze und die wilde Sau, und dieſe hatte einen ſo tiefen Eindruck auf unſere Einbildungskraft gemacht, daß wir ſie dramatiſch darſtellten. Von einem Schriftſteller, wie Wächter, ſind auch kleine Züge aus den Jahren der Kindheit anziehend, und ich erlaube mir deßhalb die Erzählung von dieſem unſern kindiſchen Spiel. Die Fabel fängt *) ſo an:

Es hatt' auf einem hohen Baum
Der Vögel Königin den Oberſitz genommen,
Die Katze wählte ſich der Eiche mittlern Raum,
Den unterſten hatt' eine Sau bekommen;
Die hielten lange gute Nachbarſchaft u. ſ. w.

Die wilde Katze aber, die liſtig auf die Jungen ihrer Nachbarn iſt, überredet die Sau, daß der Adler ihre Ferkel freſſen will, wenn ſie ausgeht, und dem Adler macht ſie ebenfalls bange für ſeine kleine Brut, wenn er nach Futter ausfliegen ſollte. Beide bleiben zu Hauſe, verhungern, und werden von der wilden Katze gefreſſen.

Dieß iſt das Drama, daß wir aufführten. Unſer Baum war eine Treppe in meinem väterlichen Hauſe, die in der Mitte einen Abſatz hatte; an dieſer bauten wir unſere Neſter auf. Oben hatte der Adler, auf dem Abſatz die wilde Katze, und unten die Sau ihren Sitz. Unſer dritter Schauſpieler war mein anderer Jugendfreund Pape. In den Rollen wechſelten wir ab, aber Veit Weber machte gewöhnlich die wilde Katze, alſo den Hauptacteur.

Wenn wir dann unſere Neſter in Beſitz genommen hatten, ſo kam die wilde Katze zuerſt zur Sau gekrochen, und hub vertraulich an: Liebe Frau Nachbarin, ich habe ihr mit ſchwerem Herzen etwas zu entdecken, aber ſie muß mich ja nicht verrathen; ach ich unglückliche Frau, wie würde mir es gehen!

Die Sau gelobte feierlich an, nichts zu verrathen, und nun fuhr die Katze fort: Denke ſie ſich, liebe, liebe Frau Nachbarin, was der böſe Adler im Schilde führt; wenn ſie das erſtemal wieder ausgeht, um Futter zu holen, will er ihre Jungen freſſen. Die Sau fing gewaltig an zu grunzen, und ereiferte ſich heftig über den feindſeligen Adler. Still, ſtill, rief die Katze, damit er es nicht hört; aber weiß ſie, liebe Frau Gevatterin, wie ſie ihn anführen kann? Bleibe ſie fein zu Hauſe, und verlaſſe ſie ihre Jungen nicht; ich will es eben ſo machen.

Die Sau verſprach auch dieß feſt, und nun ergoſſen ſich beide über den boshaften Nachbar in bittre Schmähungen. Sodann nahm die Katze einen zärtlichen mütterlichen Abſchied, und kroch zum Adler, wo dieſelbe Szene wiederholt ward.

Wir hatten nun unſere Jungen viel zu lieb, und hüteten das Neſt unaufhörlich. Endlich kam der Hunger; wir fingen an zu ächzen und ſtarben. Sogleich kam die Katze und fraß uns auf. Ich weiß, daß die Katze mich bei dieſer Gelegenheit oft weidlich hin und her geriſſen hat.

So endigte unſer kleines Drama. Wer dieß alles für Kleinigkeit hält, dem will ich es gern erlauben; aber es wird auch manchen geben, der es nicht dafür hält, oder vielmehr, der es weiß, daß faſt das ganze menſchliche Leben aus Kleinigkeiten beſteht, und daß manches davon etwas Großes für unſer Herz ſeyn kann. Es gab niemand auf unſere Spiele Acht; aber mir ſcheint, daß wenigſtens der Erfinder dieſes kleinen Drama etwas Kopf verrathen hat. Ich weiß nicht mehr, wer es war. Sollte jener Pape, den ich in den öffentlichen Blättern fand, mein Freund ſeyn, ſo wäre es merkwürdig, daß dieſe drei kleinen Schauſpieler drei Schriftſteller geworden wären.

Ich erinnere mich aus dieſer Zeit, daß Veit Weber eine Menge alter Bücher aus der Kirchenbibliothek, die ſein Vater unter ſich hatte, begierig las, und ſchon damals viele romantiſche Vorſtellungen in ſeiner Seele herumtrug. Seine Leſerei beſtand, wenn ich mich noch recht beſinne, in der Geſchichte eines alten Helden. Er erzählte mir oft davon, und mir ſchien damals alles ſehr wunderbar.

Dieſen Freund verlor ich ebenfalls frühzeitig. Sein Vater ward als Prediger nach Hamburg berufen, und mein Philipp folgte ihm mit Freuden nach dieſer großen Stadt. Ich weiß, daß ich am Morgen der Abreiſe viele Thränen vergoß. Seit dieſer Zeit habe ich auch dieſen Jugendfreund nicht wieder geſehen; aber gehört habe ich oft von ihm, und unſer Leben hat ſich in einigen kleinen Punkten berührt. Als ich die Univerſität Göttingen bezog, hatte er ſie eben verlaſſen, und ich traf noch Bekannte von ihm. Der Verleger ſeiner Sagen der Vorzeit iſt Herr Maurer in Berlin; derſelbe Buchhändler hat auch einige von meinen unwichtigen Sachen verlegt.

Wenn du dich meiner noch erinnerſt, Freund meiner Jugend, ſo rufe noch einmal die goldenen Jahre der Kindheit in dein Herz zurück, wo unſere Seele einem Spiegel gleicht, in welchem die großen Leiden des Lebens ſich noch nicht abgebildet haben, der noch ungetrübt iſt, und alle kleinen Freuden des Daſeyns in dem reizendſten Lichte zeigt. Wir haben mehrere von dieſen Jahren zuſammen verlebt, worin Unſchuld und Natur unſere Begleiterin war, und wir wären ohnſtreitig die glücklichſten Menſchen geweſen, hätten alle unſere Lebensjahre denſelben Stempel getragen.

Der dritte Freund, den ich in meiner Vaterſtadt hatte, hieß Meyer. Er kam aus einem fremden Ort nach Uelzen auf die Schule, und wohnte bei dem damaligen bekannten Probſt Zimmermann daſelbſt. Unſere Freundſchaft entſpann ſich auf eine ſehr einfache und ungekünſtelte Art. Nachdem wir eine Zeitlang mit einander bekannt geweſen waren, ſagte er mir einſt, daß er ſo gern in meiner Geſellſchaft wäre; ich geſtand ihm aus vollem Herzen daſſelbe (denn in dieſer Lebenszeit ſpricht die Zunge noch nicht allein), und ſeitdem waren wir unzertrennlich.

Wir mochten damals ohngefähr zwölf Jahr alt ſeyn, und unſer beſtändiges Beyſammenſeyn wurde unſern andern Geſpielen ſchon auffallend. Ich glaube ſelbſt, daß man uns einen Namen gegeben hatte; aber dieß ſtörte uns keinen Augenblick, und wir ſchloſſen uns um ſo feſter an einander. Es war ein ſehr ſüßer Augenblick für mich, als mir einſt jemand ſagte: ich müßte einen recht wahren Freund an Meyern (denn meine Freunde hießen nun ſchon nach ihrem väterlichen Namen, und ich ſchon Benkowitz) haben, denn er hätte ſich meiner in der Abweſenheit mit der größten Heftigkeit angenommen. O ich erinnere mich noch ſehr lebhaft, wie wohl das meinem Herzen that.

O Freundſchaft, erſtgebornes Kind
Des liebevolleſten der Weſen;
Süß, wie die Träume vom Geneſen
Dem hoffnungsloſen Kranken ſind!

Es war damals, daß ich dieſe Süßigkeit zuerſt mit einigem Nachdenken empfand. Wenn mich nach Meyern verlangte, gab ich ohnweit von ſeinem Fenſter ein Zeichen, und ſogleich kam er zu mir herunter. Wir verlebten dann auf Spaziergängen unter faſt unabgeriſſenen Geſprächen ſehr ſüße Stunden.

Alles iſt mir aus dieſer Freundſchaft ein angenehmes Andenken, nur etwas hat mich nachher oft erröthen gemacht. Meyer hatte mehr Taſchengeld, als ich, und eine gewiſſe Naſchhaftigkeit überwand meine damals ſonſt große Beſcheidenheit; ich litt nicht nur, daß er oft mit mir theilte, ich gab ſelbſt Gelegenheit dazu, und ſeine Gutmüthigkeit bequemte ſich immer willig. Dieß hat mir noch lange nachher Beſchämung verurſacht, und noch jetzt wundere ich mich über dieſe Eigennützigkeit, da ich ſonſt nicht dazu geneigt bin. Es war in dieſer Rückſicht gut, daß ich nach wenigen Jahren von ihm entfernt ward; ich hätte ein eigennütziger Freund werden können.

Er war der erſte von meinen Freunden, den ich verließ, und ich fühlte dabei recht lebhaft, daß das Verlaſſen bei weitem nicht ſo ſchwer ſey, als das Zurückbleiben. Ich erinnere mich nicht, daß ich über unſere Trennung geweint hätte, ob ich ihn gleich herzlich liebte.

In meiner Vaterſtadt hatte ich noch mehr Geſpielen, die mir theuer waren, und mit denen ich ſehr viel Vergnügen genoß. Ernſt, Hartwig, Wilhelm, euer Bild und euer Name ſteht noch lebendig in meinem Herzen. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen, wie wir des Sonntags nach dem kleinen Dorfe Ferſen gingen, wie wir da frohen Muthes unſern Zwieback aßen, und unſer ſüßes Bier tranken, wie wir in dem ſchönen Tannenwäldchen zu dem Quell eilten, wie wir uns in der Wipperau badeten und neugierig die Papiermühle beſuchten. O es waren ſehr unſchuldige und ſüße Freuden, die wir genoſſen, denn ſie haben auf immer einen angenehmen Eindruck hinterlaſſen.

Von Uelzen kam ich, als ich vierzehn Jahr alt war, nach Stendal auf eine größere Schule. Mein Herz war nun ſchon daran gewöhnt, immer jemanden zu haben, an den es ſich vorzüglich hing, und ich fand bald, was ich, ohne es zu wiſſen, ſuchte. Ein feingebildeter Knabe, mit einem eben ſo feinen und

*) Ich würde den Anfang dieſer Fabel hier nicht herſetzen können (denn ich habe die Hagedornſchen Gedichte nicht bei mir, und in Neapel ſind die deutſchen Bücher ſehr rar), wenn nicht ein Ohngefähr ſie mir in die Hände geführt hätte. Indem mir hier nehmlich das Herz voll von meinen Jugendfreunden iſt, und ich unſere Spiele einem hieſigen Freunde, dem Maler Kniep, erzähle, frage ich ihn zugleich, ob er die Fabel kenne? Da liegt ſie auf dem Tiſch, ſagte er. Ich war nicht wenig überraſcht, ſie in dieſem Augenblick zu finden, und habe dieß alte Stück unſerer kindiſchen Schauſpielerei mit großem Vergnügen wieder durchgeleſen.

Digitized by Google

angenehmen Weſen, zog bald meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; aber es war nicht ſowohl ſeine Bildung und ſein Weſen, als, ich muß es nur geſtehen, vielmehr ſeine Kleidung, die ich ſo modiſch und niedlich noch nicht bei meinen Geſpielen geſehen hatte.

Dieß machte mich etwas ſchüchtern, und ich wagte kaum, ſeine Freundſchaft zu ſuchen. Er war mir übrigens an Geiſtesbildung weit überlegen. Ich ſprach über Gegenſtände, nach dem erſten Eindruck, den ſie auf mich machten, er machte Bemerkungen. Ich war ganz natürlich aufgewachſen, er hatte eine gewiſſe Welt; ich redete, wie mir der Augenblick eingab, er wählte die Worte, und hatte Wendungen in ſeiner Sprache. Dieß alles unterſchied uns, aber da wir in einer Claſſe waren, ſo fanden wir uns dennoch bald, und wurden ſehr innige Freunde. Er war der Sohn eines Hofraths, und hieß Schröckh.

Viele Jahre ſind es ſchon, daß er hinübergegangen iſt zu jenem Lande, aus dem keine Nachrichten mehr zu uns kommen; aber ſein Bild lebt in meiner Seele, und wird nie darin verlöſcht werden. Er hatte viele Vorzüge vor andern, und bei einem äußerſt zarten und ſchwachen Körper that ſich immer ſein Geiſt hervor. Noch ſeh ich ihn, wie er bei unſern kleinen Redeübungen da ſtand, und mit einem rührenden Ausdruck in der Declamation ſehr paſſende Geſten verband; noch höre ich, wie ſchön er das Wort Schmerz ausſprach, und die ſchönſten Stellen aus Klopſtocks Meſſias mit ſanftem Nachdruck vortrug.

Alle dergleichen Dinge waren in der Schule meiner Vaterſtadt nicht vorgekommenn., und ich ward ſehr davon hingeriſſen. Aber wie hölzern ſtand ich da, als ich das erſtemal declamiren ſollte! Gleich einer Marionettenpuppe, die durch einen Drath ihr ganzes Leben erhält, hob und ließ ich dabei die Arme ſinken, und ſagte dabei monotoniſch die ſchöne Stelle aus dem Meſſias her:

— — — Ja, bitter iſt doch von Geliebten,
Jammervoll iſt die Scheidung, der keine Stunde geſetzt ward,
Ach, zum Wiederſehen u. ſ. w.

Aber da die Sache ſo vielen Reiz für mich hatte, und wir überdieß durch einen trefflichen Lehrer im Declamiren gebildet wurden, ſo machte ich bald Fortſchritte auf dieſer Bahn, und nach einigen Jahren hatte ich die Freude bei einem Rede-Actus, daß man ungewiß war, wer am beſten declamirt hätte, Schröckh oder ich.

Auch wurden wir zuletzt die beiden erſten in der Schule, und und wechſelten oft halbjährig mit dem oberſten Platz ab, je nachdem wir unſer Latein am zierlichſten geſchrieben hatten; aber ich beſinne mich nicht, daß je ſich deßhalb Neid unter uns gezeigt hätte. Demohngeachtet hob die Zwietracht auf eine andere Art ihr Haupt zwiſchen uns empor, und trennte uns. Wir, die wir gleich geſtimmt waren, gleiche Urtheilskraft, gleiches Gefühl, gleiche Anlagen hatten, wir ſahen, ſprachen, liebten uns nicht mehr.

Es iſt ſchon lange, daß du hinübergegangen biſt, edler Freund, zu jenen Gefilden, zu denen wir alle auf dem Wege ſind, aber noch immer erfüllt mich das Andenken an unſre Zwietracht mit Schmerz und Wehmuth. Ich weiß nicht genau, wie ſie entſtand, und ſo lange fortgepflanzt wurde; aber ich nehme mit Freuden die Schuld davon auf mich. Der kleinſte Funke von Unwillen iſt längſt in meinem Herzen getilgt, und mit ausgebreiteten Armen werde ich dir entgegen gehen, wenn ich in jenen Gefilden dich wieder finde, wo keine Zwietracht mehr ihr ſcheusliches Panier zwiſchen Freunden aufſteckt.

Er bezog ein Jahr früher, als ich, die Akademie, und am Morgen ſeiner Abreiſe ſöhnten wir uns aus, ach, um uns nachher noch einmal auf dieſer ſpätern Laufbahn bitter zu entzweien. Ich wende meinen Blick davon hinweg, denn ich faſſe noch nicht, wie ich mit einem für mich ſo paſſenden und alten Freunde in Zwietracht leben konnte. Aber je älter die Freundſchaft iſt, um ſo zarter wird ſie oft, um ſo leichter iſt ſie zu verletzen.

Ich erinnere mich aus der Zeit meiner Schuljahre, daß ich eine lebhafte Dankbarkeit gegen die Lehrer empfand, von denen ich etwas Neues oder Vorzügliches lernte. Beſonders wandte ſich meine Achtung gegen den damaligen Rector, Namens Brohm, der einen trefflichen Vortrag, einen edlen Charakter, und überhaupt alles beſaß, was zu einem guten Lehrer gehört. Von ihm empfing ich das erſte Licht, die erſte Ahndung von dem, was es Gutes und Schönes im Reich der Wiſſenſchaften gäbe, und meine Achtung wäre in die zärtlichſte Freundſchaft übergegangen, wenn die Verhältniſſe des Lehrers und Schülers es erlaubt hätten. Noch ſehnt ſich mein Herz nach dieſem Manne.

Es iſt wahr, daß er die wenigen Anlagen, die ich hatte, nicht ermunterte; im Gegentheil ſcheint es mir noch jetzt, daß er meine Arbeiten zu tief herabſetzte. Aber er hatte gewiß ſeine Gründe dazu, und es geſchah vielleicht, um kein Selbſtgefühl in mir emporkommen zu laſſen.

Ich hatte damals ein Gedicht gemacht, über Religion und Freigeiſterei, das ſich ſo anfing:

O du, vom Himmel uns geſandt,
Religion, der Gottheit größte Gabe,
Wie ſelig der, der einmal dich erkannt,
Dich einz'gen Troſt im Leben und am Grabe.

In dieſem Gedicht kamen auch folgende Stellen vor:

Du biſt es, die in trüben Stunden,
Wenn auf den Leidenden die Laſt des Elends ſinkt,
Wenn nun der letzte Troſt verſchwunden,
Und ſeine Seele ganz den Kelch der Leiden trinkt,
Die dann ihr Antlitz zu ihm wendet,
Und Linderung und Seelenruh ihm ſendet, u. ſ. w.

Ferner:

Und wenn von dieſer ſchwarzen Lehre *)
Dein eignes Herz auch überzeuget wäre,
So braucht's ein Fünkchen Edelmuth
Und Menſchenliebe nur, es andern zu verhehlen,
Und ihnen nicht das höchſte Gut
Mit Tigergrauſamkeit zu ſtehlen.
Dieß iſt die ſchwärzeſte der Thaten, die geſchehn —
Verzweiflung kann durch ſie in einer Welt entſtehn.

Wie grauſam iſt der Menſch, der dieß Syſtem erfindet,
Und ſeinen Brüdern es zu ihrer Qual verkündet!
Der Mörder iſt ein Böſewicht,
Der ſeiner Brüder Herz, die ängſtlich vor ihm flehen,
Und um Erbarmung ihn, und um ihr Leben flehen,
In dieſem Angſtgeſchrei mit kaltem Blut durchſticht;
Ein Böſewicht! ... Allein du mußt vor ihm erröthen,
Er tödtet nur den Leib, du willſt die Seele tödten;
Er quält nur einen Augenblick:
Du raubſt dem Schwachen oft in allen Lebenstagen
Die inn're Ruh, des Lebens größtes Glück,
Denn nur ein Böſewicht kann den Gedanken tragen
Ich gehe nun in nichts zurück.

O unausſprechlich dumm iſt dieſe Lehre,
Daß ich für dieſe Welt allein geſchaffen wäre,
Daß Gott, der ſonſt ſo liebreich ſich erwies,
Mir dieſen heißen Trieb zum Leben,
Und die Vernunft allein zur Qual gegeben.
Wird der, der dieſen Durſt in mir entſtehen ließ,
Die Zunge nur mit einem Tropfen kühlen? u. ſ. w.

An einer andern Stelle heißt es von dem praktiſchen Freigeiſt:

Kommt, laßt uns ihn von andern Seiten ſehn,
Und mit in ſeine Wohnung gehn,
Er, der vorher als Vater und als Gatte,
Der Kinder frohe Schaar mit Fleiß erzogen hatte,
Entfernt ſie nun von ſich, blickt ſie mit Unmuth an;
Das Weib umarmt mit Luſt den ihr ſo theuren Mann,
Und küßt ein fremd Geſchöpf, das ihrem Arm entfliehet,
Weil itzt ſein Feuer nur für Buhlerinnen glühet,
Ach! der, mit welchem ſie auf immer ſich verband,
Mit welchem ſie ſo oft das ſtille Glück empfand,
Das Liebenden ſich beut, iſt itzo ein Verbrecher,
Verhöhnt nun alles das, was Menſchen heilig iſt,
Iſt nun ein Böſewicht, der jede Pflicht vergißt,
Scheut keine That nun mehr, und fürchtet keinen Rächer.

Und iſt dann kurze Zeit in trunkner Luſt verlebt,
Der Freudenbecher leer, der Körper abgezehret
Und das Gewiſſen nun mit jeder Schuld beſchwert,
Seht, wie der Frevler dann beim nahen Grab erbebt!
Dann breiteſt du, mit fürchterlichen Schwingen,
Verzweifelung, dich über ihn;
Seht den verworfnen Geiſt mit jeder Marter ringen,
Seht ſeine Freunde zaghaft fliehn,
Seht ihn in Todesangſt ſich winden,
Und in der Todesangſt nun einen Rächer finden!
Itzt ſtarrt der Mund, das wilde Auge bricht,
Der Geiſt entflieht, und tritt nun vor Gericht.

Ein Schauder dringt, bei dem Gedanken,
Durch mein erzitterndes Gebein;
O Freigeiſt, willſt du nicht in deinen Lehren wanken?
Sieh, dieſes fließt daraus, ſieh, dieſes Werk iſt dein u. ſ. w.

Das Gedicht ſchloß mit den Worten:

Wer uns den Glauben raubt, den uns die Bibel ſchenket,
Daß unſer Geiſt noch nach dem Tode denket,

*) Des Unglaubens an Unſterblichkeit der Seele.

Digitized by Google

Der raubet uns mit ihm des Lebens ganzes Glück;
Wer mit dem Ruf uns ſchreckt: du gehſt in Nichts zurück!
Der läßt ein ſchneidend Schwerdt nach unſerm Herzen zielen,
Und uns in jedem Nu des Todes Schauder fühlen.

Für einen Primaner iſt dieß Gedicht immer etwas; aber ich entſinne mich nicht der kleinſten Aufmunterung, in dieſem Fach fortzufahren. Derjenige von meinen Mitſchülern, dem es ſchriftlich zu kritiſiren gegeben war, wie die Gewohnheit in Stendal ſehr nachahmungswürdig mit ſich brachte, hatte manches daran ausgeſetzt, und unter andern auch die Stelle:

O unausſprechlich dumm iſt dieſe Lehre,

als zu unedel und niedrig getadelt, und ſie dahin abgeändert:

Wie wenig überlegt iſt dieſe Lehre.

Der Tadel mag richtig ſeyn, aber die Verbeſſerung taugt nichts. Uebrigens erlebte ich nicht viele Freuden an dem Gedicht. Nur bei einem andern, das in Hexametern gemacht war, erinnere ich mich, eine kleine Aufmunterung erhalten zu haben. Es fing ſo an:

Welche Gottheit kömmt in beſeelendem, lieblichem Lichte
An den Hügeln herauf? ſchnell fleußt von den Hügeln
Traubenblut. Ihr Fuß ruht auf den öden Gefilden,
Und die Gefilde wehen von ſinkenden Halmen. Sie weilet
Am Geſtade des Meers; da ſteigen ſchwimmende Städte
Aus den Fluten. Wer biſt du, ſchaffende Gottheit? Dein
Nam' iſt: Friede u. ſ. w. *)

Dies Gedicht las der Lehrer mit einem gewiſſen Pathos vor, und ſagte darauf: Nun, das geht ſchon an. Dieſe Beifallsworte ſind das einzige, deſſen ich mich als Aufmunterung bei meinem Versmachen erinnere. Vielleicht wußte der Mann, wie höchſt undankbar dieß Fach iſt, und wollte meine Neigung dazu auf immer niederſchlagen. Er hatte Recht. Es iſt gewiß, daß der zehnte Theil von dem Talent, das zu einem guten Gedicht gehört, hinlänglich iſt, im Geſchäftsfach Ehre und Brod zu geben, dagegen oft ſelbſt der vorzügliche Dichter darben muß. Wo iſt jetzt ein Kaiſer, ein König, ein Fürſt, der einen Dichter hervorzieht? Mindeſtens ſind ſie gleich zu überzählen. Das Publicum muß ſeine Sänger lohnen, und das Publicum hat hunderttauſend Köpfe, von denen faſt jeder ſeine andere Rede führt.

Darum iſt auch nachher nie der kleinſte Unwille in mir entſtanden, daß mein Lehrer die Neigung zum Dichten in mir niederſchlug. Ich liebe und ehre dieſen Mann noch, und würde es für ein Glück halten, wenn ich ſeines Umganges genießen könnte. Aber er iſt jetzt Inſpector in Seehauſen in der Altmark, und ich lebe in Neapel in Terra di Laboro.

Noch gegen einen Lehrer empfand ich in den Zeiten meiner Schuljahre die höchſte Dankbarkeit. Es war der verſtorbene Generalſuperintendent Silberſchlag, der Ephorus der Schule in Stendal. Er erſchien nur einmal die Woche, um eine Stunde lang Unterricht zu geben; aber es war allemal eine Stunde ſehr erweiterter Kenntniſſe und Einſichten. In dieſer Stunde zeigte er durch Berechnungen an der Tafel, wie viel Waſſer erforderlich geweſen ſey, um, nach Moſis Beſchreibung, die höchſten Berge in der Sündfluth zu bedecken, und bewies durch anſchauliche Zeichnungen und Berechnungen, daß, nach dem Cubic-Inhalt der Erde, noch weit mehr Waſſer in ihren Höhlen Raum haben könne; in einer andern lehrte er uns, wie viel Kraft der menſchliche Arm anwenden müſſe, um mit dem Ellnbogen ein Gewicht von wenigen Pfunden aufzuheben, oder welch ein künſtlicher und kraftvoller Mechanismus es ſey, wenn der menſchliche Körper nur einen Fuß fortſetzen wolle; in einer dritten erklärte er uns die Entſtehung der Erde, und zeigte, wie die Folge von den Tagewerken mit den Grundſätzen einer geläuterten Phyſik übereinſtimme.

Alle dieſe Gegenſtände, die an ſich ſchon ſo anziehend ſind, entwickelte er durch den deutlichſten und hinreißendſten Vortrag, wie ich ihn kaum ſo ſchön auf zweien Akademien nachher wiedergehört habe. Ich hätte den Mann auf den Händen tragen mögen, wenn er ſo viel Licht in einer kurzen Zeit über unſere Seelen gleichſam ausgegoſſen hatte.

Er iſt jetzt, ſammt ſeinem Bruder in Berlin, längſt hinübergegangen zu jenen Gefilden, wo ihr kenntnißvoller Geiſt noch tiefer aus der Quelle des Wiſſens ſchöpfen, und alles Irrende ablegen wird, das ſich hier ſo gern der menſchlichen Seele mittheilt.

Aber ich wollte nur von den Freunden meines Lebens reden, nicht von denen, welchen ich Dankbarkeit ſchuldig bin.

In Stendal hatte ich noch viele Genoſſen, an die ſich mein Herz mit Vergnügen und Freundſchaft erinnert. Cuno, Vogt, Göring, Benecke, Frohne, von Wülknitz, Meinecke, Köppen jun., Hahn, Bornemann, Schröder, euer Andenken iſt noch unverlöſcht in meiner Seele, und mit herzlicher Freude würde ich jedem von euch entgegen gehen, wenn ich ihn auf dem Wege des Lebens noch einmal finden ſollte. Es iſt etwas höchſt reizendes um einen Freund, mit dem man ſich an alte Zeiten erinnern kann. Wenn ich mindeſtens wüßte, wo alle dieſe Freunde meiner Jugend hingekommen ſind! Aber nur von einigen weiß ich es.

Von Stendal ging ich auf die Univerſität meines Vaterlandes, nach Göttingen. Hier fand ich keinen einzigen von den genannten Schulfreunden, und dieß war nicht wenig drückend für mich, da andere Schulgenoſſen auf der Univerſität gleichſam ein neues Freundſchaftsleben anfangen. Dagegen fand ich einen Freund aus meinem Knabenalter, jenen Meyer, der mir im zwölften Jahr ſo theuer war. Ich freute mich herzlich. Aber ſeltſam! Wir, die wir uns als Kinder ſo liebten, waren uns als Jünglinge gleichgültig. Wir ſahen uns einigemal, ohne uns zu nähern, und ſahen uns nicht wieder. Den Grund davon begreife ich noch nicht; aber wer fühlt nicht, welch eine Veränderung ein Zeitraum von acht bis zehn Jahren in der Denkungsart und den Empfindungen heranwachſender Knaben hervorbringen kann. Wir hatten uns als Kinder der Natur verlaſſen, und fanden uns als cultivirte Menſchen wieder, deren Cultur vielleicht eine andere Richtung genommen hatte.

Dagegen ſteigt dein Bild, guter Wieſeler, in einem angenehmen Lichte vor mir auf, und der trauliche Umgang, den wir genoſſen, unſere wechſelſeitigen Einladungen, unſere Unterhaltungen dabei, alles dieß iſt mir noch theuer, und mit Freuden würde ich es noch einmal genießen. Wo du auch ſeyſt, wo auch das Schickſal dir deinen Standpunckt angewieſen hat, erinnere dich deines Univerſitätsfreundes, erinnere dich an unſere Spaziergänge auf dem ſchönen Wall in Göttingen, an unſer abendliches Luſtwandeln in den ſchön erleuchteten Straßen, an unſere kleinen Näſchereien in den Zuckerladen; erinnere dich auch, daß ich, im Scherz über deinen Namen, dich oft bat, meinen Freund Hahn zu verſchonen, wenn du nach Halle kommen ſollteſt. Nicht allein das Andenken an überſtandene Leiden, auch das Andenken an die Freuden des Lebens, ſelbſt an ganz kleine, hat etwas ſehr Süßes, beſonders, wenn ſie ſo unſchuldig waren, als die, welche wir zuſammen genoſſen.

Ich blieb nur ein Jahr in Göttingen, und ſchloß wenig andere Freundſchaften, weil es mir ſchien, als wäre der Umgang unter den Studenten etwas zu ſteif, und verlöre dadurch das Herzliche. Dagegen hatte ich Gelegenheit, hohe Bewunderung und Achtung für die großen Männer zu faſſen, deren Hörer ich war. Noch ſehe ich den trefflichen Schlözer, bei dem ich die Weltgeſchichte hörte, in ſeiner feinen Weltmanier auf dem Catheder ſtehen, und mit großem Nachdruck hohe Gedanken ſagen. So kraftvoll ſeine Schreibart iſt, ſo kraftvoll iſt auch ſein Vortrag, und ich freute mich auf ſeine Vorleſungen, wie man ſich auf irgend ein großes Schauſpiel freut. Auch war ſein Beifall ausgezeichnet, und in einem Publikum, das er über die Geſchichte Carls des Großen las, lagerten ſich die Hörer auf Holzhaufen vor den Fenſtern, und ſtanden tief hin auf dem Flur, weil im Hörſaal kein Platz mehr war. O dieſem Manne verdanke ich viel Gedanken, viel Licht.

Nicht minder reizend waren mir die Vorleſungen des großen Heyne über die Satyren des Horaz, deren Schönheit und Sinn dieſer lebenskluge Mann mit ſo vieler Leichtigkeit entwickelte, und wovon er ſo oft eine ſchwierige Stelle durch ein Paar Winke, durch ein kleines Hindeuten auf unſere Zeiten, erläuterte.

Mit großem Vergnügen erinnre ich mich auch noch an den Unterricht in der Experimental-Phyſik bei dem verſtorbenen trefflichen Lichtenberg. Dieſer Gelehrte war in ſeinem Vortrage ſo witzig wie in ſeiner Schreibart, und überall leuchtete der feine hochgebildete Mann hervor. Als Voltaire durch Göttingen kam, aß er bei Lichtenberg. Am Tiſche fragte ihn der Deutſche, ob er wohl ein Glas in einem Augenblick luftleer machen könnte, und Voltaire verneinte es. Sogleich goß Lichtenberg es voll Waſſer, und Voltaire geſtand, daß dieß die leichteſte Manier dazu ſey.

Einſt als er in einem gläſernen Cylinder gezeigt hatte, daß, in einem luftleeren Raume, eine Feder ſo ſchnell zu Boden fällt, als ein Dukaten, waren die Dukaten ſchlüpfrig von dem Oel an der Luftpumpe geworden; die werden recht leicht aus der Hand gehen, ſagte er ganz trocken. Ueberhaupt machte er gewiß ſeinen Zuhörern ſo viel Freude durch ſeinen mündlichen Vortrag, als dem auswärtigen Publikum durch ſeine Schriften. Wenn doch ſolche Männer unſterblich wären! — Mindeſtens ſo unſterblich, als ihr Name.

Aber auch dieſer lichtverbreitende Denker iſt ſchon von hinnen gegangen. Einſt äußerte er den Gedanken, daß vielleicht im Saturn, wegen ſeiner Entfernung von der Sonne, das Eis und das Queckſilber ein beſtändig feſter Körper wäre, der nur,

*) Beide Gedichte ſind nachher unter meinen Erzählungen und Gedichten, die im Jahr 1788 als mein erſtes literariſches Product, bei Dieterich in Göttingen herauskamen, abgedruckt worden.

Digitized by Google

wie bei uns das Metall, durch Feuer zum Schmelzen gebracht würde; daß im Gegentheil im Merkur, wegen ſeiner Nähe bei jenem erwärmenden Geſtirne, das Gold und Silber flüſſig wäre, wie bei uns das Waſſer, und nur durch eine dortige große Kälte zum Gerinnen gebracht werden könnte. Jetzt wird er es wiſſen, ob ſeine geiſtreiche Vermuthung Grund hatte.

In Göttingen leben viele große Männer, und aus dem großen Magazin des menſchlichen Wiſſens iſt hier vieles zuſammengedrängt. Höchſt wahrſcheinlich ſind an keinem Ort von dieſem geringen Umfange in Europa, und alſo auch in der ganzen Welt, ſo viel große Männer vorhanden, als in Göttingen. Schon viele Sterne der erſten Größe ſind untergegangen; Käſtner, Lichtenberg, Michaelis, Leß, Miller u. ſ. w. ſind ſchon zu höheren Kenntniſſen abgerufen, aber noch immer leuchtet dieſer geſtirnte Himmel hell.

Ich verließ nach einem Jahr Göttingen, um nach Halle zu gehen. Der Umſtand, daß ich keinen einzigen Schulfreund in Göttingen gefunden hatte, trug viel zu dieſem Entſchluſſe bei. Ich blieb drei Jahr in Halle, und aus dieſer Zeit ſteigt eine ganze Reihe von Jünglingen vor mir auf, die meinem Herzen nahe verwandt ſind, die noch nach zwölf verfloſſenen Jahren oft meine Sehnſucht rege machen. Geht vorüber vor meinem Blick, wie ich euch fand, ihr Theuren, gleich einer Reihe von Gemälden, von denen ich einſt das Original beſaß.

Du warſt mir ſehr theuer, braver, jachzorniger Buntebart, und biſt es noch. Ich war ſo gern in deiner Geſellſchaft, und es machte mir eine herzliche Freude, als du mir einſt ſagteſt: wir unterhielten uns immer ſo gut, wenn wir zuſammen wären. Erinnerſt du dich deſſen noch? Ich weiß ſelber die Stelle vor dem Galgthore noch, wo du es mir ſagteſt.

Jachzornig nannte ich dich? Aber warum? Ich entſinne mich in der ganzen Zeit unſerer Freundſchaft nicht, daß ich die Erfahrung davon gemacht hätte, und wenn dein Feuer bei einer andern Gelegenheit aufwallte, ſo ſah ich es oft recht gern; der Sturm ging ſo eilend vorüber, und hatte etwas Unterhaltendes.

Ich weiß nicht, auf welchen Pfaden des Lebens du jetzt walleſt, nicht, zu welcher Beſtimmung dein Schickſal dich hinführte; ich weiß nur, daß du zum Geſtade des balthiſchen Meeres zurückkehrteſt, und ſeitdem ward mir keine Nachricht mehr von deinem Leben. O möchte es doch ruhig und glücklich ſeyn!

Auch du vom Ufer des Oſtſee mir Gegebener, theurer Odebrecht, auch du haſt noch eine große Stelle in meinem Herzen. Wie oft habe ich mit Sehnſucht deiner gedacht, und dich mir zurückgewünſcht! Unſere Freundſchaft muß ſehr rein geweſen ſeyn, denn ſie hat beim Zurückdenken nie auch nur die kleinſte unangenehme Erinnerung mir erweckt.

Ich weiß, wo du biſt, und welche Beſtimmung du haſt, wenigſtens, welche du hatteſt, als ich das letzte Schreiben von dir empfing. Du warſt als Rector in deiner Vaterſtadt Wolgaſt angeſetzt, wandelteſt an der Hand einer Gattin, und erziehſt jetzt vielleicht ſchon Knaben zu den ſchönen Jahren der Akademie. Sage ihnen, daß ſie bieder und brav werden ſollen, lehre ſie nächſtdem, wozu ſie einſt im Staat beſtimmt ſind, auch Menſchen zu ſeyn; dieß iſt ſo ſelten.

Noch danke ich es dir, daß du mich einſt zu dir ziehen, und du mir in deinem Geburtsort eine Laufbahn öffnen wollteſt. Ich würde ſo glücklich in deinem Umgange geweſen ſeyn; aber ich war nicht beſtimmt, die Geſtade des balthiſchen Meeres zu betreten, ich ſollte an der andern Gränze von Europa, an dem mittelländiſchen Meer umherwallen.

Einſt veränderte ich meine Wohnung in Halle. In der neubezogenen machte ich eine neue Bekanntſchaft, die ſich bald in die zärtlichſte Freundſchaft verwandelte. Thilo, ein mir theurer und unvergeßlicher Mann, und ein mir werther, noch immer werther Freund. Ich verdanke dir viele Freuden in den Jahren der Akademie; du biſt es, den ich unter allen Freunden am meiſten ſah, auf deſſen Beſuch ich mich immer freute, und mit dem mir überall, zu Hauſe und auf Spaziergängen wohl war. Du nahmeſt warmen Antheil an meinem Schickſal, und ich wahrlich auch an dem deinigen.

Als ich das letztemal Nachricht von dieſem Freunde erhielt, war er Referendarius in Halberſtadt; ſeitdem vernahm ich nichts weiter von ihm. Aber ich ſehne mich oft danach, und nie wird ſein Andenken in mir erlöſchen.

Während meines Aufenthalts in Halle ſchloß ich auch Freundſchaft mit einem Griechen, Namens Polizo. Ich ſuchte ihn, um Uebung in der franzöſiſchen Sprache zu haben, die er fertig ſprach, und wir wurden vertraute Freunde. Er war einer der erſten im Conſtantiſtenorden, und ein taſerer Campion. Aber obwohl ich nie Geſchmack an den Ordensgeſchichten finden konnte, ſo lebten wir doch viel mit einander, und ich war gerne bei ihm.

Er hatte als Schläger vielen Ruf, und den Grund dazu durch ein Duell gelegt, in welchem er, nach der Sitte ſeines Vaterlandes, mit großem Geſchrei auf ſeinen Gegner eingedrungen war, und ihm gleich bei den erſten Ausfällen eine ſtarke Wunde beigebracht hatte. In Halle muß ſein Andenken unvergeſſen ſeyn.

Durch ihn wurde ich mit noch andern Griechen bekannt; die Namen Gregoria, Athanaſius, Moſchos ſind noch in friſchem Andenken bei mir. Ich erinnere mich noch an eine angenehme Scene, der ich einſt bei dieſen Griechen mit beiwohnte. Ich war mit andern Deutſchen zu ihnen eingeladen; zum Nachtiſch brachte der junge Theſſalier Moſchos, in deſſen Bildung ſich ganz die Milde ſeines Himmels abgedrückt hatte, eine kleine Schüſſel auf den Tiſch, und ſagte dabei, daß er uns jetzt mit Früchten aus ſeinem Vaterlande bewirthen wollte. Es lagen Datteln darin, die er ganz friſch mitgebracht hatte, und wir aßen mit großem Vergnügen von dieſer ſeltenen Frucht. Es war mir damals ſehr merkwürdig, aus der Gegend des Thales Tempe Früchte zu eſſen: jetzt bin ich dieſen Gefilden näher, und lebe faſt unter demſelben Himmel.

Ich habe nie erfahren können, ob dieſe Griechen in Deutſchland geblieben, oder ob ſie wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt ſind; nur das Schickſal des jungen Theſſaliers Moſchos kenne ich. Er ward wie der Prinz Libu von der ſchrecklichen Blatternkrankheit weggerafft.

Eine Zeit hindurch genoß ich auch eines ſehr genauen Umganges mit dem Grafen von C a r m e r jun., dem Sohn des berühmten Großkanzlers. Seine feine Welt, ſeine große Fertigkeit im Clavierſpielen, ſein treffliches Franzöſiſchreden, und überhaupt ſeine angenehme Unterhaltungsgabe machten mir ſeine Freundſchaft ſehr anziehend, und ich genoß viele Freude darin.

Minder oft ſah ich den Grafen von Dyherrn; aber ſein richtiger Verſtand, ſeine ſcharfe Beurtheilungskraft hätten mich dieſen Umſtand weit mehr wünſchen laſſen.

Ich komme zu dir, theurer, talentvoller Mannfroſt! Du, der einzige von meinen akademiſchen Freunden, den ich nachher noch wiederfand, und mit dem ich in einem engen Bündniß blieb.

Dieſen wahren und theilnehmenden Freund lernte ich durch den Griechen Polizo kennen; wir ſchloſſen uns feſt an einander, und waren ſeitdem unzertrennlich. Als ich ihn fand, beſchäftigte er ſich mit Philoſophie, und unſere Unterhaltung lautete oft über dieſen Gegenſtand. Ich ahndete damals nicht, daß noch ein anderes ſehr wichtiges Talent in ihm wohnte, und entdeckte dieß erſt, als ich ihn nach den Jahren der Akademie einſt auf der Kanzel ſah. Mit inniger Freude fand ich eine vorzügliche Beredſamkeit, und eine außerordentliche Gabe ans Herz zu dringen in ſeinem Vortrage, und ich verließ nie ſeine Predigt, ohne Thränen vergoſſen zu haben. Dieß iſt bei einem Univerſitätsfreunde, den man ſo genau kennt, etwas ſehr ſeltenes.

Er befindet ſich jetzt ohnweit Haynau in Schleſien auf dem Dorfe Algenau als Prediger in einer günſtigen Lage; aber ſeine Nebenmenſchen verlieren, daß er nicht einer großen Gemeine vorſteht.

Dich, braver Schulze sen., hätte ich früher nennen ſollen, denn ich fand dich früher, hatte ſchon manchen angenehmen und freundſchaftlichen Abend mit dir verlebt, als ich viele von den genannten Freunden noch nicht kannte. Unſere vertraulichen Bewirthungen, unſere uneigennützigen Spiele ſind unvergeſſen bei mir, und jetzt nach zwölf Jahren ſähe ich alles dies gern noch einmal wiederkehren; aber du lebſt in Küſtrin, ſo viel ich erfahren konnte, und mich hat Parthenope mit ihren weiten Armen umſchlungen.

Wie könnte ich dich vergeſſen, mir ſehr werther und theurer Klebe, der ſo oft durch ſeine fröhlichen Scherze mich erheitert hat. Wir haben uns nicht lange genoſſen, aber auch in weniger Zeit kann man fühlen, mit wem uns wohl iſt. Meine Empfindung ſagte dieß damals, und die Erinnerung, die ſich dich mir zurückwünſcht, ſagt es mir noch. Ich weiß, daß du nachher als Schriftſteller aufgetreten biſt, und erinnere mich noch ſehr gut an die kleinen gefallenden Gedichte, die du mir ehemals mittheilteſt.

Keine Zeit des Lebens, glaube ich, iſt mehr zu wahrer Freundſchaft gemacht, als die Zeit der Akademie. Hier wird dieß Gefühl von keinem Eigennutz, von keinen Verhältniſſen, von keinem Mangel an Gegenſtänden geleitet. Man ſucht nur den, der uns gefällt, denn man hat unter vielen die Wahl. Die Blüthe des Landes iſt hier vereint, der Jüngling iſt frei, ſein Geiſt fließt von froher Unbefangenheit über; wie ſollte nicht wahre Freundſchaft entſtehen? Unter den hundert Brüderſchaften, die man oft in einem Abend mit dem Munde macht, wählt ſich das Herz immer einige zu wahren Brüdern aus.

Ich ſang damals ein wehmüthiges Lied über die Trennung, als ein Freund nach dem andern mich verließ, und ich endlich ſelbſt Halle verlaſſen mußte; es kamen folgende Verſe darin vor:

Digitized by Google

Bald nimmſt du auch, ich ſeh dein Schreckenbild
Von weitem ſchon, die traulichen Geſpielen
Der Jünglingsjahre mir, und furchtbar wild
Wirſt du die Bruſt mit neuem Schmerz durchwühlen.

Hier iſt ein Kreis von Freunden feſt vereint:
Ein Hauch wird ihn wie herbſtlich Laub verwehen.
Viel ſind der Thränen, die die Trennung weint,
Ich habe ſie oft zahllos fließen ſehen.

Wahrlich die Trennung von meinen akademiſchen Freunden hat mich viel Thränen gekoſtet, und noch lange nachher ein melancholiſches Gefühl in mir zurückgelaſſen.

Ich komme zu den ſpätern Jahren meines Lebens, zu meinem Aufenthalt in Breslau, und ſogleich ſteigt dein Bild, Theodor Vizthum von Eckſtädt, in einem angenehmen Licht vor mir auf. Nur ein einziges Jahr habe ich deiner genoſſen, aber die Trennung von dir iſt mir unbeſchreiblich ſchwer geworden. Dein treffliches, gefühlvolles Herz, das gleichſam ein Familiengeſchenk iſt, deine zärtliche Theilnahme an anderer Schickſal, deine mitleidsvolle Seele, deine vertrauliche Geſprächigkeit, alles dieß hat dich mir ſo theuer gemacht, obwohl wir an Jahren ſehr verſchieden ſind, daß ich dich nie vergeſſen werde.

Ich geſtehe gern, daß ich mit dieſem Freunde die Jahre meines Lebens hinbringen möchte; aber dieß iſt ein vergeblicher Wunſch. Wer weiß, ob ich ihn je nur wiederſehen werde. Als ich das letzte Schreiben von ihm erhielt, war er auf der Univerſität in Erlangen, und wird wahrſcheinlich in der Mitte von Deutſchland ſeine Beſtimmung finden.

Durch ihn ward ich mit dem Hofrath Bach, dem Director der Zeichenſchule in Breslau bekannt, und ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe, ſeine richtigen Urtheile in der Kunſt, ſeine angenehmen geſellſchaftlichen Talente feſſelten mich bald an ihn, zumal da ich immer eine große Vorliebe für Malerei und Bildhauerkunſt gehabt hatte. Da wir uns zur Herausgabe des Torſo mit einander verbanden, ſo ward unſer Umgang dadurch noch enger, und ich verdanke ihm viele angenehme Stunden. Meine Freude würde groß ſeyn, könnte ich mit ihm die Schätze des Alterthums und der neuern Kunſt, die in Neapel ſind, genießen; denn er beſitzt ein äußerſt lebhaftes Gefühl für Schönheiten dieſer Art, und iſt in den Geiſt derſelben eingedrungen.

Ich hatte das Glück, noch einen andern Mann in Breslau, der in der gelehrten Welt ſehr bekannt iſt, meinen Freund zu nennen, den Profeſſor Fülleborn, und manchen reizenden Abend, manchen ſchönen Morgen habe ich in ſeiner angenehmen Geſellſchaft genoſſen. Es hat etwas Erhebendes, mit einem weitſchauenden Geiſt, den man verſteht, und von dem man verſtanden wird, über die Dinge der ſublunariſchen Welt zu urtheilen, über das Große und das Kleine, das Wahre und das Falſche, das Gute und den Unfug. Es bot ſich auch in Breslau Gelegenheit genug dar, uns hierüber zu ergießen; und in Neapel, in dieſer neuen Welt, wie weit mehr würde ſich darbieten! O dieſem Freunde, der auch durch lange Geiſtesarbeiten viel gelitten hat, wünſchte ich herzlich, daß er unter Welſchlands reinerem Himmel ſich zu erholen vermöchte. Er iſt deſſen in vielen Rückſichten ſo würdig, und die Welt würde dadurch gewinnen.

Dich, braver, biedrer, denkender Zimmermann, fand ich nur, um dich, als wir uns nun eben kannten, als wir eben gefühlt hatten, daß wir für einander ſtimmten, wieder zu verlieren. Wir begegneten uns auf dem Wege des Lebens, lächelten uns an, und mußten vorübergehen. Aber dies Anlächeln hat mindeſtens in mir einen bleibenden Eindruck zurückzulaſſen, und unter den vielen Theuren, die ich in Deutſchland betraure, iſt auch dein Andenken ſehr lebendig in mir.

Ich darf den Literatoren nicht ſagen, daß dieſer Mann ſich durch die Beiträge zur Beſchreibung von Schleſien, und durch einige andere ſtatiſtiſche Schriften vortheilhaft bekannt gemacht hat.

Ich komme zu meinem Aufenthalt in Glogau, zu den Jahren, die mir am nächſten ſind. Aber von einem ſo neu verfloſſenen Zeitraume, von noch ungeendigten Verhältniſſen läßt ſich nur wenig reden. Dennoch kann ich mir einige angenehme Erinnerungen nicht verſagen.

Gleich von meiner Ankunft in dieſer Stadt an fand ich eine ſo freundſchaftliche Aufnahme in dem Hauſe des Canzleidirectors Kuhn, daß das Andenken davon mir immer noch angenehm vorſchwebt, und wer dies Haus kennt, wird es wiſſen, wie wohl einem unter den biedern und edeldenkenden Bewohnern deſſelben ſeyn kann.

Von Biberſtein, unſere Laufbahn war weit entfernt, aber unſere Denkungsart grenzte nahe aneinander. Es iſt wahr geworden, wovon wir oft redeten; aber meine Achtung und Freundſchaft iſt auch in der Entfernung unverſehrt.

Unter die, in deren Umgang mir wohl war, gehört auch der junge, aber verdienſtvolle Schauſpieler Nagel, der in den meiſten Städten Schleſiens bekannt ſeyn muß. Er zog mich zuerſt durch ſein rührendes und überhaupt vorzügliches Spiel an ſich, denn wer uns eine wehmüthige Thräne, oder ein fröhliches Lachen entlockt, wer ſtundenlang uns eine angenehme Unterhaltung gewährt, hat gewiß Anſpruch auf unſere Achtung und Dankbarkeit. Ich fand aber nicht allein den talentvollen Schauſpieler, ſondern auch den denkenden und angenehmen Geſellſchafter in ihm, und mit Freuden erinnere ich mich der Stunden, die ich mit ihm verlebte. Könnte er ſo gut in der italieniſchen Sprache deklamiren, wie in der deutſchen, ſeine Laufbahn ſollte bald unter einem mildern Himmel beginnen, zu welchem er ſich ſo oft hinwünſchte.

Mit Vergnügen habe ich dieſe wenigen Worte einem Talent gezollt, das immer ſeltener in Deuſchland zu werden anfängt.

Ich übergehe eine ganze Reihe von Bekannten und Freunden, unter denen mir viele theuer und werth ſind; meine zunehmende Kränklichkeit hinderte mich an den mannigfachen Vergnügungen Theil zu nehmen, die ich mit ihnen hätte genießen können, und drängte mich in mich ſelbſt zurück. Ich ſuchte keinen Genuß mehr; mein höchſter Wunſch beſchränkte ſich dahin, ohne Schmerz oder Beängſtigung zu ſeyn. Wer dieſen Zuſtand kennt, wird es wiſſen, wie ſehr er von aller Geſellſchaft, von allem Vergnügen entfernt.

Dennoch ſchloß ſich mein Herz dir noch zuletzt auf, guter, theilnehmender Hennings, und es war keine geringe Linderung für mich, in dir und deiner Gattin ſolche mitfühlende Seelen zu finden, die auch für fremdes Leiden Empfindung hatten. Herzlicher Dank für alle Beweiſe wahrer Freundſchaft und Theilnahme! Auch in Neapel iſt ihr Andenken noch lebendig in mir, und das mitgegebene Lebewohl, das ich unterwegens erſt entdeckte, ſehe ich oft mit Vergnügen an.

Ich ſage nichts mehr von meinen freundſchaftlichen Verhältniſſen in Glogau, aber eine andere angenehme Erinnerung ſteigt in mir auf: meine Dienſtverhältniſſe. Wenn man große Reiſen macht, wenn man mehrere Länder und Staatseinrichtungen kennen lernt, wenn man ſelbſt durch die Lage des Reiſenden manches von dem öffentlichen Geſchäftsgange erfahren muß, dann fängt man an, Vergleichungen anzuſtellen mit dem, was man ehemals davon kannte, und nach dieſem kann meine Zurückerinnerung nicht anders als angenehm ſeyn. Das Talent, der Fleiß, die Geradheit und Genauigkeit, die in dem Bezirk meines Dienſtverhältniſſes an der Spitze ſteht, die Präciſion, womit dort die Geſchäfte getrieben werden, iſt mir oft eingefallen, wenn ich unterwegens oft etwas ganz anders zu entdecken Gelegenheit hatte. Mit Freuden würde ich auch hier in Neapel, wo der Zerſtreuungen ſo viel ſich darbieten, meine Dienſtgeſchäfte übernehmen, wenn es möglich wäre; und dieß um ſo mehr, da mein Körper mir hier gleichſam etwas mehr Luft läßt.

Nach dem überhaupt, was ich ſah, was ich erfuhr, und daraus zu ſchließen vermochte, hat der König von Preußen die beſte Armee, die beſten Staatsbedienten. Dieß muß jeden, auch den geringſten Unterthan freuen. Warum? — Ei, ein Land, von dem man ſo etwas ſagen kann, wird nicht leicht überwunden, und welch eine elende Geſtalt ein überwundenes Land annimmt, auch wenn es den Sieger als Freund empfängt, auch wenn es nur unter fremden Flügeln ſich ſelber eine Geſtalt giebt, das kann man in Deutſchland und Italien bald auswendig lernen, wenn man etwas in das große Buch der Länder hineinſieht. Aber man muß nicht von weitem leſen, man muß an Ort und Stelle ſeyn, wo ſo etwas geſchah.

Ich bin von meinem Gegenſtand abgekommen, und kehre zu ihm zurück. Vielleicht werden viele fragen, warum ich ihn überhaupt wählte, warum ich in einer Schrift, die von Rom und Neapel handeln ſoll, die Freunde meines Lebens erwähne? Ich habe nur eine kleine Entſchuldigung dafür: alles übrige in dieſem Buch habe ich für andere geſchrieben, dieſe wenigen Bogen für mich, für die Empfindung meines Herzens. Man vergönne mir dieß; ſie ſind ja ſo leicht zu überſchlagen.

Ich bin in einem fremden Lande, in einem Lande, das bei vielen andern Vorzügen, wahre innige Freundſchaft nicht häufig zu haben ſcheint; ich bin losgeriſſen von allen Verbindungen, die ehemals zum Glück meines Lebens beitrugen; warum ſollte ich nicht in der Erinnerung an dieſelben einige angenehme Stunden ſuchen.

Auch wünſcht man den zu kennen, von dem man etwas lieſt; wohl! Es giebt ein altes Sprichwort, welches heißt: ſage mir, mit wem du umgehſt, und ich will dir ſagen, wer du biſt. Dieß könnte ich ebenfalls zu meiner Entſchuldigung anführen; aber auch ohne ſie hoffe ich bei denen, welche Freundſchaft kennen, entſchuldigt zu ſeyn.

Digitized by Google

Ich betrachte dieſen Aufſatz als einen langen Brief, den ich an alle meine Freunde ſchreibe, um ihnen Nachricht von mir zu geben; denn ich weiß, daß bei vielen von ihnen auch mein Andenken nicht verloſchen ſeyn wird. Ich geſtehe am Ende gern, daß es mir eine herzliche Freude ſeyn wird, Antwort von ihnen zu erhalten, und das ſpätere Schickſal derer kennen zu lernen, mit denen ich einſt ſo genau verbunden war. Vermöchten meine Wünſche über die Winke der Vorſehung etwas, ſo würde es ſo glücklich ſeyn, als das letzte Jahr meines Lebens durch Krankheit am Körper und an der Seele unglücklich geweſen iſt.

Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau

ward am 9. April 1767 in Mainz geboren und trat, nachdem er ſeine Studien vollendet, als Regierungsrath und Gerichtsaſſeſſor zu Erfurt in kurmainziſche Dienſte. Im Jahre 1803 erhielt er die Würde und das Amt eines kurerzkanzleriſchen Staatsrathes zu Regensburg, ging 1806 in badiſche Dienſte, wurde 1807 geheimer Rath bei dem Polizeidepartement und Director der Generalſtudiencommiſſion zu Karlsruhe, 1808 großherzoglicher Miniſterialdirector des Innern und 1812 Staats- und Finanzminiſter des Großherzogs von Frankfurt. Nach der Auflöſung des Großherzogthums Frankfurt begab er ſich 1813 in den Ruheſtand und lebte theils in der Schweiz, theils auf ſeinen Gütern. Als Abgeordneter auf dem baieriſchen Landtage in den Jahren 1825 und 1828 zeichnete er ſich ſehr rühmlich durch tiefe und gründliche Kenntniſſe, wahre Vaterlandsliebe und ernſte Freimüthigkeit aus. Am 19. Auguſt 1827 trat er zugleich mit ſeinem Bruder in Frankfurt am Main von der katholiſchen zur proteſtantiſchen Kirche über. (S. Sophronizon 1829. Bd. 11. H. 3.) Er lebt jetzt, nach ehrenvollem Wirken in vielfacher Richtung ländlicher Muße und Stille ſich erfreuend, abwechſelnd auf ſeinen Gütern Emmerichshofen bei Aſchaffenburg und Mariahalden am Bodenſee.

B. St. gab theils allein, theils in Verbindung mit Anderen heraus:

Aretäus. Erfurt, 1793.
Dichteriſche Verſuche. Würzburg, 1794.
Kamillo Altiera oder das Verhängniß. Erfurt, 1795.
Das goldene Kalb. Gotha, 1802—3. 4 Bde.
Novellen für das Herz. Hamburg und Altona, 1796. 2 Thle. N. A. 1806.
Mährchen am Kamine. Hamb. und Alt. 1797. N. A. 1805.
Lebensgeiſter aus dem Klarfeldiſchen Archiv. Gotha, 1805. 4 Thle.
Geſpräche im Labyrinth. Gotha, 1805. 3 Thle.
Publikola. Gotha, 1805. 2 Thle.
Proteus oder das Reich der Bilder. Regensb. 1806.
Titania. Regensb. 1807.
Morpheus. Regensb. 1807. N. A. 1811.
Gemmen. Karlsruhe, 1808.
Jaſon. Gotha, 1808 folgende.
Der ſteinerne Gaſt. Gotha, 1808. 4 Thle.
Pygmäenbriefe. Gotha, 1808. 2 Thle.
Der Cid. Trauerſp. nach Corneille. Gotha, 1811.
Hiſtoriſche Bibliothek des Auslandes. Frankfurt, 1812—13. 3 Bde.
Der alte Adam. Gotha, 1819—20. 4 Thle.
Anti-Israel. Aarau, 1819.
Young's Nachtgedanken. Frankf. 1825.
Weiß und Schwarz. Luſtſp. Zürich, 1826.
Hoftheater von Barataria. Leipzig, 1828. 4 Thle.
Mein iſt die Welt. Luſtſp. Hanau, 1831.

Bericht über die baieriſche Ständeverſammlung von 1827—28. Zürich, 1828.
Baierbriefe. Stuttgart, 1831—32. 4 Bde.
Ueber die willkührliche Vertheilung der Bauerngüter. Erf. 1795. gr. 4.
Urkunden und Actenſtücke zu der ehrerbietigſten Recursſchrift an den hohen Kongreß in Wien. Nürnberg, 1814.
Sachſens Verfaſſungs-Entwurf beleuchtet. Hanau, 1831.

Außerdem gab er in neueſter Zeit zwei Zeitſchriften „der Proteſtant" und „der Verfaſſungsfreund" heraus, welche jedoch beide bereits aufgehört haben u. ſ. w. u. ſ. w.

Abgeſehen von ſeinen großen Verdienſten als Publiciſt, verdient Graf B. St. noch beſondere lebhafte und dankbare Anerkennung wegen ſeiner humoriſtiſchen Leiſtungen, in welchen er den erſten Schriftſtellern dieſer Gattung an die Seite zu ſtellen wäre, wenn er größeres Talent der Erfindung beſäße und nicht ſo ſehr nach Effect haſchte, was um ſo mehr zu beklagen iſt, als er über einen höchſt reichen Schatz von origineller, echter Laune gebieten kann. Eigenthümlich iſt ihm auf der andern Seite ein großartiger, geſunder Eifer für das Schöne, Gute und Wahre, eine Fülle von Witz, umfaſſende Lebenserfahrung, tiefe, feine und gründliche Kenntniß der Menſchen, große Beleſenheit, eindringendes Wiſſen und eine köſtliche, blühende, lebendige Sprache, von Anmuth und Würde. Am Glücklichſten erſcheint er in ſeinen Romanen; ſeine dramatiſchen Leiſtungen leiden dagegen mehr an jenen oben erwähnten Mängeln, da er ſich hier, wo es gerade am Nothwendigſten wäre, nicht zu concentriren vermag. Als ſein gelungenſtes Werk möchte wohl „das goldene Kalb" zu betrachten ſeyn, doch bieten ſeine übrigen Leiſtungen alle dem Leſer eine reiche Quelle des Genuſſes und der Belehrung dar, denn ein Mann wie B. St. iſt ſelbſt in ſeinen Fehlern groß. — Mag er auch hin und wieder geirrt haben, immer gebührt die tiefſte Achtung und Verehrung ſeinem vielſeitigen Streben, und Deutſchland kann mit Recht ſtolz auf dieſen wahren Edelmann ſeyn.

Der Genius im Staube*).

1.

Rathszimmer. Die Herrn von Sparwolf, Mauerbär und Bükenſohl in großer Deliberation.

Mauerbär.

Ein Wort ſo gut wie tauſend — 's kann nicht ſeyn.

Sparwolf.

Was ſollte dann aus unſ'rer Kammer werden?

Bükenſohl.

Die Leere würden wir mit Bildern füllen!

Mauerbär.

Der Hunger plagt ihn? — Gut, er hacke nur!
Im Taglohn ſchwitzt er dann die Grillen aus.

Sparwolf.

Ich zitt're bey'm Gedanken ſchon, ſo was
Zu proponiren im Kollegio.
Das Brummen möcht' ich hören, — 's Angeſchnauz,
Ich mag's Präſidium nicht kompromittiren.

Bükenſohl.

Dem armen Menſchen gönnt' ich's ſchon — er iſt
Ein Vetter meines Kammerdieners Kauz:
Doch hab ich für die Käuzchen erſt zu ſorgen.

Mauerbär.

Es brauchet mein Departement noch Geld
Für dringend Staatsbedürfniß — weit in's Land
Muß ich in dieſem Sommer viſitiren.

---

*) Aus: Jaſon. Eine Zeitſchrift, herausgegeben von dem Verfaſſer des goldenen Kalbes. Jahrg. 1809 Bd. 1. S. 43.

Digitized by Google

Bükenſohl.

Und meine Haupt-Negoziation
Hat Sereniſſimus genehmigt — Pferd',
Geſchirr und Wagen ſind, Livreien, Gallakleider
In dieſen böſen Zeiten theuer g'nug.

Sparwolf.

Mein trauter Sohn — ein hoffnungsvoller Keim —
Die Herrn Collegen kennen, ſchätzen ihn —
Muß auch ſein Stadien-Deputat erhalten.

Alle Drey.

Ein Wort wie tauſend gut — es kann nicht ſeyn.

Mauerbär.

Conclusum ergo — —

Sparwolf.

Abgeſchlagen!

Bükenſohl.

Wie angebracht!

Mauerbär.

Auf immerdar! der Bildhauer mag —

Bükenſohl.

Wie andre Menſchenkinder — ſich bemühn —

Sparwolf.

Im Schweiß des Angeſichts ſein Brod zu eſſen!

Bükenſohl (aufſtehend).

Wünſch' guten Appetit, ihr Herrn!

Sparwolf (eilig).

Schon zwölf?

Mauerbär (nach der Uhr ſehend).

Und fünf Minuten!

Alle Drey.

Ey, die Suppe harrt!

2.

Werkſtätte. Wolgemuth (vor ſeinen Büſten und Bildſäulen).

Fahr wohl, o Kunſt! du freundliche Gefährtin,
Und du, mein ſchöner Name, fahre wohl!
Es trug dich einſt der Lehrer Albrecht Dürers,
Der Zeit Zerſtöhrung haſt du überlebt,
Doch ich — und du — wir paſſen uns nicht mehr.
In jenem frohen Augenblick, da an
Der Mutter Bruſt dem Vater ich gelächelt,
Empfing ich von Propheten „Lippen dich!
Wir hielten treu zuſammen uns — du riefſt
Des Lebens heitern Sinn mir in die Bruſt,
Wenn ſtumpfe Brut der Menſchen ihn verjagt,
Selbſt wenn der Kunſt allmächtige Magie
Vor Undank und Bedürfniß kraftlos ſank,
Da boteſt du auf Dornpfad mir den Stab.
Nun iſt's zu End — kein Zauber waltet mehr,
Das dürre Vaterland ſtößt mich von ſich,
Als Bettler geh' ich in die weite Welt,
Du biſt mir lieb, ich werd' dich ewig ehren,
Doch Kunſt und dich — ich leg' euch am Altar
Der Muſen nieder — allzuhehr ſeyd ihr
Für'n Jammerſtaub, in dem ich wandeln ſoll!

Ahr (tritt ein).

Sey mir gegrüßt, des Schönen Freund, und meiner!

(Vertieft ſich im Anſchauen der auf-geſtellten Werke.)

Wolgemuth (nach einer Pauſe).

Dein Schauerblick gibt mir die Schöpferluſt zurück.

Ahr.

Im Anblick deiner Schöpfungen erkenn'
Ich dich —

Wolgemuth.

Mein Schickſal auch?

Ahr (immer ſchauend).

Erinn're mich

Nicht an die Nebel dieſes engen Thals.

Wolgemuth.

Ach! ſie erſticken mich!

Ahr.

Sie können's nimmer.

Wolgemuth.

Sie könnten's ſchon —

Ahr.

Du glaubſt's!

Wolgemuth.

Ich fühl' es wohl.

Ahr.

Was du hier zählſt, iſt mein —

Wolgemuth (überraſcht).

Iſt dein!

Ahr.

War mein! — —

Bleibt mein! das erſte ohne Gold — durch Gold
Das andere — — — du biſt's zufrieden doch?

Wolgemuth.

Ich fühle tief im Heiligthum der Bruſt,
Daß du mich kennſt, und wie du ſelbſt mir nicht
Verborgen ſey'ſt — ein freundlich Götterleben
Aus deinem Funkenauge zu mir weht.
Du biſt — — ich weiß dich nicht zu nennen — doch
Du biſt kein Dilettant — ein Genius!

Ahr (lächelnd).

Ein Kunſtgenoſſe bin ich, der entzückt
Die prieſterliche Himmelsluſt an dem
Altar des Schönen theilt — ſo nimm mich an.

(Sich vom Anſchaun losreißend.)

Jetzt führe mich, Pygmalion, zu den Gönnern,
Die hier den Künſten Schutz verleih'n.

Wolgemuth.

Du ſuchſt

Umſonſt — —

Ahr.

Nun! zu den Großen denn!

Wolgemuth.

Ha wie!

Zu unſern kleinen Großen wollteſt du!
Was denkt die Glut in Lapland vorzunehmen?

Ahr.

Das hohe Werk, zu dem ſie ew'ger Hauch
Beſtimmt — an Eiſes Stelle Leben aufzuſprühen!

Wolgemuth (die Augen zuhaltend).

O weh!

Ahr.

Du zweifelſt!

Wolgemuth.

Ach! ich weiß!

Ahr.

Verſuch!

Wolgemuth.

Ich muß der klaren Willens-Vorſchrift folgen,
Doch klage mich nicht deines Leidens an.

Ahr.

Laß mich nur wandern deinen ſauern Weg,
Es findet ſich der rechte Ausgang ſchon.

(Sie gehen.)

3.

Straße. Wolgemuth und Ahr begegnen dem Dr. Zellers-leben.

Wolgemuth.

O der!

Ahr.

Wer iſt der gravitätſche Mann?

Digitized by Google

Wolgemuth.

Der Erz-Aeſthetiker!

Ahr.

Er ſieht ſo trocken.

Wolgemuth.

Und ſchmauſet doch was in ihn geht.

Ahr.

Stell mich
Ihm vor — — —

(Dr. Tellersleben empfängt die Vorſtellung mit Grandezza.)

Dr. Tellersleben.

Ein Mahler?

Ahr.

Halb und halb!

Dr. Tellersleben.

Verſteh!
Ein Kupferſtecher.

Ahr.

Nein!

Dr. Tellersleben.

Ein Architekt?

Ahr.

Verzeih'n.

Dr. Tellersleben (vornehm lächelnd).

Der erſte Blick ſagt mir, was ich,
Geheimniß ehrend, auch verſchweigen will.

Ahr.

So gibt die Theorie in unſre Hand
Die Himmelskart' der mannichfalt'gen Schönheit.

Dr. Tellersleben.

In welcher Kunſtſchul' hat der Herr ſtudirt?

Ahr.

Im groſſen grünen Tempel, den Azur
Bedeckt, und Zedern ſchmücken und Zipreſſen.

Dr. Tellersleben.

Sonſt nirgend? — hm! — Auf keinem Klaſſenboden?

Ahr.

Auf klaſſiſchem — — Italien ſah mich wachſen.
In Griechenland ſucht' ich Heroenſpur.

Dr. Tellersleben.

Und meine Reiſe mit den vielen Kupfern —
Die acht und ſiebenzigſte Lieferung
Hat eben erſt die Kennerwelt erfreut —
Iſt ſie von Ihm in Fleiſch und Blut verwandelt?

Ahr.

Vorm Reiſen ſelbſt fand ich zum Reiſen-leſen
Nicht Zeit — —

Dr. Tellersleben.

Iſt nachzuholen, will der Herr.
Dahier in unſern Mauern bleiben. Wir
Examiniren d'raus — Auch aus den Feigenblättern!
Der Herr lieſt doch die Feigenblätter hübſch?
Da läßt Kritik ſich lernen und Geſchmack!

Ahr (vor ſich).

Geſchmack? — — da's Hunger ſchrieb?

Dr. Tellersleben.

Adieu! Ich hoffe!
Den Wolgemuth mit Ihm bey mir zu ſehn,
Um zehn Uhr morgens. Da geb' ich beſtändig
Aeſthetiſche Audienz, Artiſtenkour!
Adieu! Jetzt muß ich rezenſiren!

Ahr (ihm nachſehend).

Thu's!

Wolgemuth (erſtaunt).

Was ſeh ich! Einen Pfauenſchweif mit Brillen
Befeſtigt unſichtbare Macht am — Frack
Des protegirenden Aeſthetikers

Ahr (lächelnd).

Die Götter ſind gerecht — das nächſtemal
Erſcheint der Vorderleib der dieb'ſchen Krähe.

4.

Quaſi-Studierzimmer. Wenig Bücher, viel Akten.

Mauerbär.

Was Poeſie! was Redekunſt! was Poſſen!
Das iſt mir ſo ein Ideal-Geſchnatter!
Geſchrieben wird's, befohlen und gedruckt,
Und wer nicht hören will, mag fühlen! Ei!
Wie wunderlich! In Schulen ſind ganz recht
Die Chrien eingeführt, an ihrem Platz
Die Exerzizia Stili — doch bewahr'
Uns Gottes Gnade davor in Geſchäften!

Ahr.

Ich meyne doch, es wäre klug und ſchön,
Zugleich den Willen zu gewinnen, ſich
Den ſichern Bundsgenoſſen zu erziehn
In Menſchen Bruſt, der hoch begeiſtert dann
Die eigne Kraft in's Machtgebot verſchmilzt;
Es wäre — dächt' ich wohl — ſo ſchön als ſüß.

Mauerbär.

He? iſt der Herr beſeſſen? oder hält
Er mich — Ich rath' ihm Gut's — für ſeinen Narrn?
Was thut die Süßigkeit im Kabinet?
Und wagt die Schönheit zu den Akten ſich?
Begeiſterung frommt nicht auf dieſer Welt,
Das macht nur die Gemüther kraus und krumm;
Der Wille find't ſich ſchon — iſt nur's Geſetz
Erſt fertig — und die beſten Bundsgenoſſen
Sind Eigennutz und Furcht — der Säckel und
Das Hundeloch — — —

Ahr.

So hätt' ich denn umſonſt — — ?

Mauerbär.

Gehofft, als Kabinetspoet hier anzukommen?
Ja! damit iſt es nichts — Wir haben ſo
Der müſſigen Gelehrten, Litterarer
Und theuren Thunichtviel in Us und Ik
Auf unſern ſogenannten Muſenſitzen —
(Ja wohl! da ſitzen ſie und plaudern, ſtreicheln
Das Bäuchlein ſich und halten Zucker feil!)
Mehr als genug — Pack' ſich der Herr nur wieder!

Ahr.

Ich ſchreib' auch eine feine Hand — Wenn Sie
Von meinem Stoff nichts brauchen können, ſo
Wär' doch vielleicht die Form gefällig —

Mauerbär.

Nichts!
Das hieß' den Bock zum Gärtner ja beſtellt.
Er ſchlich' im Finſtern unter den Kanzliſten
Mit der äſthet'ſchen Peſt, und eh' man ſich's
Verſähe, wär' die Heerde rein-poetiſch.
So lange mir die Augen offen ſtehn,
Bleibt unſer Dienſt von ſolchen Gräueln frey.

Ahr.

Die Probe könnten Sie doch unſchwer machen.
Denn wahrlich! Ihre Prieſter und Leviten
Bekratzen wie mit Beſenſtiel 's Papier.

Mauerbär.

Will er das Raiſonniren laſſen, Herr?
Er hat Beſcheid, wie ihm gebührt, und ſcheert
Sich fort — Spaziert Er dieſen Abend noch
In unſern heil'gen Hallen, Vagabund,
So ſchaff' ich morgen ihm ein Kämmerlein
Im Korrektionshaus an — Verſteht er mich?

Ahr.

Ja! ich verſtehe dich, griesgramiger Pedante!
Leb' wohl und denke mein — —

(hinweg gleitend.)

Mauerbär.

Was ſpricht der Kerl?
Wie wird mir! — — Ach! — So dunkel vor den Augen!

(Sein Mund verwandelt ſich in einen Rüſſel, die Akten in Eicheln.)

Ein ſonderbarer Schwindel! hm! es iſt

Digitized by Google

Vorbey! — ha! ha! da gibt es was zu ſchmauſen!
Das ſchmeckt! das ſchmeckt! — —
(Nach der Thüre eilend und ſie verſchließend.)
Ich will mir gütlich thun!

5.

Quaſi-Kabinet. Viel Zeitungen, wenig Depeſchen.

Ahr.
Der Größe frommt die Kunſt, der Herrlichkeit,
Die ſich in ihrem klaren Schöpferlicht,
Erſt mit dem Empyräumsglanze ſchmückt — —

Bükenſohl.
Ich kenne wohl die eine hohe Kunſt,
Die Noth thut — doch damit ſind wir ſehr ſchön
Und reichlich gar verſorgt.

Ahr.
Empfangen Sie
Dazu den herzlichſten der Wünſche, die
Es je verſucht, ſich an das Glück zu knüpfen.

Bükenſohl.
Spricht man mit mir?

Ahr.
Sie zweifeln dran?

Bükenſohl.
Weil ich
Den Ausdruck der gebührenden Verehrung
In Ihrem kavalièren Vortrag ganz
Und gar vermiſſe; — denn, bemerken Sie's,
Man wünſcht mir unterthänig Glück.

Ahr.
Verzeihn
Den unwillkürlichen Verſtoß dem Künſtler,
Dem frohen Bürger einer — — andern Welt,
Von äuß'rer Form durch's reiche Innere
Entbunden, doch —

Bükenſohl.
Darum iſt's gut die Hand
Der Warnung nach Berauſchten auszuſtrecken.

Ahr.
Der echte Künſtlerrauſch perlt aus der Muſen
Aetheriſchem Pokal, und iſt an ſich
So geiſtig ſchon; daß ihn kein Erdenaug'
Erblickt — mithin bedarf's auch nicht der Hand,
Die zu dem Erdenaug gehören mag.

Bükenſohl (mitleidig lächelnd).
Nur auf den diplomatiſchen Jargon
Verſteh' ich ex officio mich, und dannenhero
Entbehr' ich Zeit und Luſt für künſtleriſchen.
Zur Sache, wenn's gefällt.

Ahr.
Ich horche auf.

Bükenſohl.
Ein großes würdiges Geſchäft beut ſich
Der Kunſt bey uns, doch wie geſagt, wir ſind
Mit Leuten, die's vermögen, reichlich ſchon
Bedacht —

Ahr.
Ein glücklich Land!

Bükenſohl.
Indeſſen kann
Vielleicht die günſtige Gelegenheit — — —
Ein billiger Gebot — —

Ahr.
Vom Preis hernach,
Zum Kunſtwerk jetzt — —

Bükenſohl.
Ein billiger Gebot
Sich aus der Konkurrenz erheben.

Ahr.
Nun?

Bükenſohl.
Im fernſten Nebelgrau der Vorgeſchichte
Verliert der Urſprung ſich des fürſtlichen
Geſchlechts, das dieſe Gegenden beherrſcht.
Allein! begreifen Sie's, mein Herr, der doch
Viel Welt geſehn und Menſchen-That und Wirken
Erſpäht zu haben ſcheint — erfaſſen Sie's,
Das alle meine Vordermänner, alle,
Den wichtigſten der Punkte rein verſäumt?
Noch iſt bis zu der Stunde, da wir ſprechen,
Der Stammenbäume Phönix — ungemahlt!

Ahr.
Ei! was ſie ſagen!

Bükenſohl.
Kummervoll hab' ich's
Entdeckt, und konnt' es doch nicht glauben, daß
In langer Reih' der nützlich angewandten Jahre,
Von einem großen Staatsmann bis zum andern,
Die Pflichtvergeſſenheit ſich ſo bewährt.
Ich ſuchte die Archive durch — verſteht
Sich, ließ in ihnen ſuchen von den Staubgewöhnten —
Zu oberſt kehrt' ich ſie, zu unterſt dann,
Kein Blatt Papier entging den Forſcherhänden,
Als wär's ein köſtlich Bergwerk voller Gold,
Durchwühlte man die Schachte wie die Stollen
Der Haus- und Staatsregiſtratur — und fand
Sich nichts.
(Bedeckt ſich die Augen.)

Ahr.
Ei! Ei!

Bükenſohl.
Da ſtieg in meiner Bruſt
Der hohe ſchöpferiſche Plan empor,
Dem grauſeſten der Mängel abzuhelfen,
Unſterblich im Unſterblichen zu ſeyn.

Ahr.
Das iſt der rechte Weg —

Bükenſohl (vergnügt).
Nicht wahr? ich traf's?
Zum Stammbaum machte ich — verſteht ſich, ließ
Durch genealogiſche Urkunden-Würmer
Den Plan entwerfen — letzte Hand legt ich
Dann ſelbſt daran — das Werk im Keim iſt fertig;
Nun ſoll die Kunſt darſtellend es vollenden.

Ahr.
Ein ſchönes Thema, das!

Bükenſohl (ſich blähend).
Doch wie die Kunſt,
Die große Kunſt der weiſen Staatsverwaltung
Darin beſteht, erhabner Zwecke Gipfel
Durch kleine Mittel zu erreichen; ſtark
In dem Erfolg die Anſtalt zu beſchränken,
So hab' ich auch, nach dem ich tief devot
Darüber höchſten Ortes referirt,
Beſchloſſen: nun des Mechanismus Kunſt
Dem — Wenigſtnehmenden zu überlaſſen.
(die Hände reibend.)
Was ſagen Sie dazu?

Ahr.
Ich wünſche nur
Daß ſich, der Wenigſtnehmende zu ſeyn,
Der's Meiſte könnende entſchließen mag.

Bükenſohl.
Das eben iſt die wicht'ge Konkurrenz
Des Kunſtgenies und der Finanz-Erſparung.
Sind Sie der Mann? Noch iſt nicht abgeſchloſſen!

Ahr.
Ich bin der Mann, der mit entzückter Bruſt
Und reicher Farbenglut, und reger Hand
Den Ahnherrn des Geſchlechts, den Groß-Erlauchten
Vom allerſtaubigſten der Konterfai's,
Die uns die karge Vorwelt ließ, in's Leben,
In's neue kunſtbeſeelte Leben ruft —
Und fehlt uns auch der Zeit Vermächtniß ganz,
Verſäumte ein Geſchlecht, das lieber that als mahlte,
Die Züge für die Nachwelt aufzuſammlen,
So faß' ich, von der Schöpferkraft der Kunſt
Im Innerſten geſtählt, emporgehoben,
Verlohrne Heldenform aus Heldenthat,
Die uns verblieb — Der Mann bin ich, mein Herr, — — —

Bükenſohl (ſich aufrichtend).
Man nennt mich Exzellenz —

Digitized by Google

Ahr.

Doch Ihren — — Baum,
Den blätterloſen, blüthberaubten, dürren,
Den Sie auf Pergament im Klingklangreich
Der Eitelkeit recht wohlfeil pflanzen wollen,
Den mahl ich nicht — und ſollt ich ſelbſt hinein
Zum Lohn — die Kunſt umarmt die Gröſſe wohl,
Doch nie lackirt ſie's groſe Kleine glänzend.

Bükenſohl (nach der Klingel eilend).

Ich laß dich arretiren, Grobian!

Ahr (die Hand nach ihm ausſtreckend).

Sey — tätowirt mit deines Stammbaums Zeichen!
(Er gleitet hinweg.)

Bükenſohl.

Gerechter Gott! wie brennt mir das Geſicht!
Ich halt's nicht aus — — die Feuerfunken hüpfen
Um Stirn' und Wang' — — —
(Umherlaufend, fühlt er ſich plötzlich vor dem Spiegel zurückgehalten.)
Was ſehe ich! wie ſchön!
In Wappen emaillirt iſt mein Geſicht,
Und aller Glanz des hohen Hauſes ſtellt
In mir, auf mir ſich dar! Welch Monument
Des eignen Genius, der Fürſtenhuld!
Unſterblich bin ich jetzt! und — unentbehrlich!
In treuſter Devotion ein Wunderwerk!
Geſchwind nach Hof! mich präſentirt! vergöttert!

6.

Quaſi-Garten, viel Gemüſe, wenig Blumen.

Sparwolf.

So treib' ich denn das Nützliche allſtets,
Um's ſogenannte Schöne unbekümmert;
Das Nützliche will nämlich Sorgfalt, Müh',
Umſonſt verleiht es nie des Himmels Huld,
Dagegen ſproßt wie Unkraut Schönes auf,
Man muß ſich nur des Andrangs fein erwehren.
Da ſeh' der Herr die herrlichen Kohlraben,
Ich baute ſie im Schweiß des Angeſichts;
Mit tauſendfältiger Gefahr hat hier
Mein Kraut gekämpft, und jenes Bohnenbeet;
Dagegen rankt dieß blühende Geſindel,
Das von dem Boden Farben nur ſchmarozt,
Und allenfalls ein bischen Duft — (es iſt
Tabak ein beſſeres Gericht für weiſe Naſen,
Zugleich ein hübſcher Nahrungszweig) es rankt
Und windet ſich von ſelbſt empor, und nimmt
Den Raum des beſſern nur hinweg —

Ahr.

Hm! Hm!

Sparwolf.

Iſt Ihm die Luft zu kühl? zu heiß die Sonne?
Er ennuirt ſich wohl? verſteht mich nicht?
So gehts dem leeren Kunſtgeſtimmer! Und
Mit Recht! Das Oekonomikum entkam
Dem Kopf, Solides ließ man ſchnöde liegen,
Und in der Welt gilt das Solide nur.

Ahr.

Die Lieblichkeit der Kunſt verſchmäht es nicht;
Im feſten Stamm erläutert ſich der Saft
Des Lebens, der zum Blüthen-Nektar wird.

Sparwolf.

Bleib' Er mit ſeiner Lieblichkeit zu Haus!
Die wahre wohnt im angefüllten Kaſten,
Und hab' ich Geld, ſind alle Blumen mein,
Geb' ich's für Blumen hin als baarer Narr.
Der echte Nektar aber winkt im Glas,
Das mir bey Hof der Mundſchenk gratis füllt.
Dafür zerſitz' ich mir den — Körper auch
Am Pult, und ſchreibe für das Vaterland.

Ahr.

Mein Plan, die Kunſt empor zu bringen —

Sparwolf.

Iſt
Ein Titulus für Ihn zu jenem Haus,
Wo man die Pſeudo-Genios verwahrt.
Was ſollen wir mit Künſtlern thun? was denn?
Ein Künſtler iſt nur ein gefährlich Thier,
Das von dem Luxus lebt, wie von der Woll'
Die Motte — gütlich thut ſich's ohne Müh',
Sein Schweben nennt's Begeiſterung, zerſchabt
Den dichten Rock des allgemeinen Wohls,
Und ſetzt den Männern Kinderhauben auf.

Ahr.

Was man doch von Gelehrten lernen kann!

Sparwolf.

Mokir' Er nicht! ich ſeh' Sein giftig Lächeln
Und kenn' die Phariſäerzüge ſchon.
Den Paß hab' ich in's Wirthshaus Ihm geſchickt,
Bezahl' Er Seine Zeche, wenn er — kann,
Und troll Er ſich alsbald aus unſerm Land,
Wo Milch der Ordnung und der Arbeit fließt,
Und man den Honig ſeiner Kunſt nicht braucht.

Ahr (betrachtet ihn ſtumm).

Sparwolf.

He! alle Wetter! Margreth! Kunz! Rebekka!
Die Gänſe ſind im Kraut! wie Teufel kommt's?
Gewiß ließ Er, gedankenloſer Künſtler,
Die Thür' zum Heiligthum der Küche auf!
(jagt emſig die Gänſe hinaus.)

Ahr.

Wie Deine Gänſe ſchnatterſt Du, wie ſie
Befrevelſt ſeelenlos Du Höheres,
Dem guten Futter hold, nur ihm ergeben!
So watſchle denn wie ſie des Lebens Bahn!
(Er ſtreckt, hinweggleitend, die Hand gegen ihn aus.)

Sparwolf.

O weh! o weh! ein Zauberweſen macht
Der alten Schuhe treues Paar zu eng,
Und Höllenſchmerz glüht mir durch alle Zehen.
Ich kann nicht mehr! — mein ſchönes, ſchönes Kraut!
Mein armes Fußgeſtell! — Und mein Geſind!
Das iſt wohl gar zum ſchnöden Tanz gelaufen!
Auch eine Kunſt! verdammlich genus cum speciebus,
Noch morgen jagt's Kollegium dich aus!

7.

Wolgemuths Werkſtätte.

Wolgemuth (in voller Arbeit froh).

Wo bleibt er denn ſo lang? der Edle! Edle!
Mir gab er Brod und Gold, doch das iſt wenig —
Den heitern Muth des innerſten Vermögens,
Die ungebeugte Kraft des Genius,
Am Schaffen und am Werk der Schöpfung hoch
Ergötzen gab er meiner Bruſt zurück —
Mein iſt die Welt im ſtillen Spiegel wieder,
Der ſtille Funke hellt die warm umfaßte
Mit regem Strahl des eignen Tages auf.
Ich biu entzückt nun wieder's alte Ich,
Ihm dank ich es, — das Werk hier dank' es ihm,
Das unter väterlicher Hand bald athmet.
(Den Meiſel und Hammer wegwerfend.)
Er kommt —

Ahr.

Die Freude ſtrahlt aus Deinem Blick.

Wolgemuth.

Dem Geber flammt ſie Dank — Was wirkeſt Du
Indeß?

Ahr.

Ich zeichnete die Seelen auf
Das Aeußere; ſie ſcheinen beyde nun,
Was ſie auch ſind, erbärmlich lächerlich.

Wolgemuth.

Die Gönner fließen Dicht zurück — nicht ſo?
Ich hatt es prophezeiht — Bleib nun bey mir,
Laß uns zuſammen wirkend glücklich ſeyn.

Ahr (feierlich).

Nie ſcheide ich von Deinem Innerſten,
Von Deinem Werke nie, bin ich gleich ungeſehen.
Was Du erſchaffeſt, ſpricht mich aus — ich bin
Mit Dir! Leb wohl.
(Die Menſchenhülle fällt, der Genius ſchwebt auf.)

Wolgemuth.

O Genius!

Der Genius (verſchwindend).

Ich kam,
Ich ſah', ich ſtrafte — Deine Welt iſt mein.

Digitized by Google

Landolina *).

Gott ſegne dich! ſagte der arme Mahler mit ſchwindender Stimme (der Tod nahte ſichtlich, ihm jede, auch nur noch dämmernde Lebensfarbe zu löſchen) — Gott ſegne dich, Balduin, und erhalte dir dein Gemüth. Dann haſt du übergenug für dieſe, doch immer dürftige Erde, und viel Ausſtattung voraus für jenſeits! Dabey legte Apelles auszehrender Jünger die dürren Hände ſegnend auf den Lockenkopf des laut weinenden Knaben, und ſchloß die Augen zum letztenmal vor den Schätzen eines Daſeyns, deſſen bürgerliches Elend er — ſich erſchöpfend — getragen, während er ſein geiſtiges Glück — mit vollen Zügen ſich begeiſternd — eingeſogen.

Der kleine Balduin weinte über Sampſon's Leiche die Thränen verzweifelnder Liebe. Schon früher war die geliebte Mutter, zugleich des Vaters geliebte Gattin, dem ungleichen Kampf hingebender Duldung mit nimmer endendem Schickſalsdruck entrückt worden. Die edle Tochter des erlauchten Stammes der Siebenbergen hatte, von zarter und trauter Liebe gewonnen, dem nur an unſichtbaren Talenten reichen Mahler die lohnende, die verdiente Hand gereicht. Da kam der zürnende Schatten des Ahnherrn, Grafen Haldolph, über die ſtolzen Verwandten; ſie ſtießen mit wilden Verwünſchungen das liebende Mädchen aus, das ſich ſchon unter holden Wünſchen aus der Mitte ihres Glanzes ausgeſchloſſen, doch gern' ihre Herzen auch als Mahlersfrau behalten hätte. Aber was die Hoffärtigen nicht hatten, das konnte ſie nicht behalten: Namen und Liebe zum Namen ließ ſie ihnen, indeß ſie ſelbſt die Buſenwunde über den Mangel einer beſſern Liebe brannte; die beſſere, die innigſte Liebe heilte ſie an Sampſon's Bruſt, der freundliche Genius Balduin verdreyfachte ihr Leben; ſelig, wenn auch darbend, trug ſie Noth und Entbehrung mit Gatten und Kind. Das ſchönere Wiederſehen im milden Himmelsange ſchied ſie von ihnen, als die Stunde vollendeter Erſchöpfung ſchlug, und den holden Faden irdiſchen Bands zerriß, ohne die innige Verbindung überlebender Gemüther zu trennen.

Dem zärtlichſten Andenken, der Sehnſucht nach Wiedervereinigung, dem Sohne voll ſchöner Hoffnungen und der Kunſt lebte der vereinſamte Sampſon. Unter den Augen der Geliebten, deren Bild in ſeinem Herzen war, und aus dem Herzen in lebendige Farben floß, erzog er ſeinen Balduin: karger Lohn verkannter und doch in der eignen Fülle reicher Kunſt nährte den Zögling und den Vater, dem nur eine Sorge blieb, wenn er die Gattin wiederzuſehn ginge — die Sorge um den verwaiſten Sohn. Ohne Mittel auf dieſer Welt, ſie zu befriedigen, ging er mit dem ſchönen Segen einer geiſtigern Welt.

Balduin Sampſon's Thränen floſſen noch bey der geliebten Leiche, aber ſchon hatte die innere Kraft ſeine Verzweiflung bekämpft. Den Segen des Vaters gabſt du dem Knaben, als wär' er Mann! rief der ſich Erhebende — ich fühle ſein Wirken, denn ich fühle den Entſchluß ſeiner werth zu ſeyn — eurer würdig, geliebte, mir früh entriſſene, nimmer für mich verlorne Eltern. Balduin folgt eurem Wink, eurem Pfad!

Das ärmliche Mitleid kam, ihn nach der Freyſtätte der dürftig verſorgten Armuth abzuholen. Der vornehme Groll ſeiner Verwandten hatte kein Ohr für ſeine mögliche Klage; der edle Stolz ſeiner Seele keinen Laut der Klage für dieß entrückte Gehör. Aber er gelobte ſich's zu vergeſſen, daß es Menſchen gebe, auf deren Theilnahme er Anſpruch habe; ſich ſelbſt die Wonne der Selbſtſtändigkeit zu verdanken, den Segen des Vaters zu verdienen, das lag ihm heiß in der Bruſt, feſt im Willen. So warf er ſich in's geiſtige Leben, die Umgebung der Erde wurde ihm nichts, er vermißte es nicht mehr, daß ſie ihm nichts ſeyn mußte. Nur die Natur ſprach ihn mächtig rührend und ſtärkend zugleich an, und das Vaterland. In ihnen wollte er ſich leben.

Die Bahn der Ausbildung war zurückgelegt, das Brod der Abhängigkeit gegeſſen, die Wohlthat der Unterſtützung verdankt, aber nicht jeder Wohlthäter von ihm geliebt, vielleicht nicht einer, außer ſeinem guten Lehrer, der es wirklich war, wenn die ſtolzen Handreicher Fortuna's nur ſo hießen. Lebe wohl, mein Sohn, ſprach ſcheidend Zacharias Aſthelm und vergiß mich nicht, ſollteſt du unglücklich ſeyn. Biſt du aber glücklich — und ich denke ahnend, du wirſt es — ſo lohne mir, Gutes wirkend. Der Greis umarmte ihn mit jugendlicher Inbrunnſt, und ſetzte mit brechender Stimme hinzu: um deine Liebe bitt' ich dich nicht, die hab' ich ſchon.

Die haſt du, mein zweiter Vater! rief der blühende Jüngling am Halſe des ehrwürdigen Veteranen im Dienſte der Muſen. Ja! keine deiner frommen Ahnungen mochte dich jemals trügen; auch das innere Flüſtern deines Geiſtes von meiner Zukunft wird erfüllt, denn ſie ſproſt aus der Gegenwart, die ich dir danke. Glücklich werde ich ſeyn, ſagſt du, mir ſtets ein Apoſtel der Wahrheit. Ich bin es im Gefühl der Ausſtattung für das Gute, in der feſten Bürgſchaft meiner Seele, daß ich der Ehrſucht nicht bedarf, wie ich ihrer Mittel entbehre.

Glaubſt du, erwiederte der fromme Greis, mit dem Ton des mildeſten Vorwurfs, daß ich auf ihren Pfaden dein Glück ſuchte?

Balduin ſchloß ihn herzlich an ſich. Nein! wir mißverſtanden uns nicht, denn wir können uns nicht mißverſtehn. Zum Wirken des Guten berieſſt du mich, wie mich der Segen des Vaters dazu beruft — da ſprudelt die Quelle meines Glücks. Jede glänzende Laufbahn iſt mir verſchloſſen, doch offen, ungehindert offen der verachtete Pfad, vor welchem nur der Achtungs-Unwerthe flieht. Bilden will ich die Bürger meines Landes; wiedergeben den Söhnen der Zeitgenoſſen, was der Vorfahren Stiftungen mir gaben — Unterricht! Thaten kann ich nicht ſchaffen für die Bewunderung der Nachwelt, aber die Heiligthümer der Vorwelt will ich aufſuchen, als ehrerbietiger Prieſter den Tempel geſchichtlicher Wahrheit erſteigen, und in der Dämmerung gothiſcher Säulengänge und Hallen nach den Schätzen des Vaterlandes graben.

Sey Lehrer und Geſchichtſchreiber, flüſterte der Greis, ſich über den ihn Stützenden beugend — ſey gut und nützlich und laſſ' Menſchen und Schickſal walten. O, der Segen des Vaters ruht über deinem Gemüthe!

Die ärmliche Ausbeute vereinzelter Lehrſtunden befriedigte das genügſame Bedürfniß des glühenden Jüngers im Dienſte des Wiſſens und Forſchens. Auf jedem Schritte des gewöhnlichen Lebens, zu jedem kleinen Geſchäfte des nöthigen Brodgewinns begeiſterten ihn höhere Ideen und die Liebe zum Werk, das in ſeinem Geiſt reges Leben erhalten hatte, immer neues Leben entwickelte.

Iſt das Blatt Ihr Eigenthum? fragte ihn Gabriel Dankwart, Rektor zu Bahnbrücken.

Balduin erröthete flüchtig, ſein Auge ſenkte ſich beſcheiden, ſchnell aber drängte der Strahl des Entzückens über das wiedergefundene und ſchmerzlich vermißte Blatt, den Zeugen und das Werk ſeiner ſtillen Thätigkeit, den dankbaren Blick wieder aufwärts zu dem überraſchenden Wohlthäter.

Der gutweiſe Rektor hatte nur dieſen Blick nöthig, um in der Seele des jungen Mannes zu leſen.

Von heute an ſind Sie mein Freund, ſagte er, ihm herzlich die Hand reichend, wie der Befragte die Geſchichte ſeines kurzen und doch ſo thätigen Lebens erzählt hatte — mein Freund und mein Gehülfe. Die erledigte Lehrerſtelle bey Eliſabeths Stiftung ſey Ihnen übertragen; ſie nährt ihren Mann, und gewährt dem Streben des nützlichen Erziehers lohnende Beſchäftigung, dem Geſchichtsforſcher hinlängliche Muße. Genießen Sie beyder, und reifen Sie zu der Größe, die Ihrer wartet; zu der einzigen, die Ihrer werth iſt — der verdienſtlichen.

Sampſon's Genius ergab ſich dem edeln Wirkungskreiſe, wie ſein Herz dem innigſten Dankgefühl. Raſtlos in dem begonnenen Werke fortſchreitend, behielt er nur die unter ſeiner Pflege aufblühende Jugend, und das von ihm erforſchte graue Alterthum des Vaterlandes im Auge. Gabriel Dankwart war ihm Vater, Gabriel's Bruder, Gottfried, väterlicher Freund. Jede Neigung ſeines liebenden Herzens ſammelte ſich befriedigt und befriedigend in dem kleinen reichen Zirkel, welchen ein günſtiges Schickſal um das tiefe, genügſame Gemüth gezogen.

Sein geliebter ſchriftſtelleriſcher Erſtling nahte der Vollendung; er hing mit der Zärtlichkeit eines neuen Pygmalions an der Schöpfung ſeines Geiſtes. Da ſchrieb ihm der langſam erlöſchende Zacharias Aſthelm:

„Die Uhr meines Daſeyns läuft ab; nur wenige Sandkörner ſind zurück. Ich ſchließe die müden Augen gerne. Sie haben des Guten Manches geſehen, des Schlimmen Vieles hinweggeſcheucht, des Böſen Nichts wiſſentlich geduldet. Aber eh' ich ſie ſchließe, möcht' ich ſie noch einmal an dem Anblick des geliebten Sohns meiner Wahl erfreuen. Theile, o Du theurer Balduin, die ſparſam zugemeſſenen Minuten mit mir."

Balduin flog nach dem Städtchen — der Greis lächelte ihm freundlich dankbar; ſchon dunkelten die ſinkenden Augen, die ſchwachen Lippen verſagten ſich den Worten der Liebe, die welke Hand lag matt in der lebenswarmen des Freundes — aber aus jedem Zug des Erlöſchenden ſprach wortlos und innig liebevolle Anhänglichkeit. Dein Gemüth! lallte er — des Vaters Segen! — und verſchied.

Balduin trocknete die Zähren vom eignen Auge, um die Enkelin des Entſchlafenen zu tröſten. Sorgſam pflegend war die holde Landolina um den entſchlummerten Großvater geſchäftig; in den Jammer der trauernden Zärtlichkeit aufgelöſt, weinte ſie um den Entſchlafenen. Der dreyßigjährige Mann gedachte der bittern Thränen, die er einſt bey der Leiche des Vaters vergoſſen; das zwanzigjährige Kind der kunſtloſen Anmuth gewann ſein Herz, indem ſie von ihm lindernden Troſt nahm. Zum erſtenmal wurde der Forſcher des Alterthums in den ſüßeſten Geheimniſſen der Natur eingeweiht. Seine theuere

*) Aus: Jaſon. Eine Zeitſchrift. Herausgegeben von dem Verfaſſer des goldenen Kalbes. Jahrg. 1810. Bd. 3. S. 261.

Digitized by Google

Handſchrift rief ihn zurück nach Bahnbrücken; aber Landolinens ſanfte Macht hielt ihn hier feſt. Mit argloſer Kindlichkeit ergaben ſich zwey unerſahrne unverdorbene Herzen dem zauberiſchen Zug, der ſie mit unwillkürlicher nnd unbekämpfter Gewalt vereinigte.

Ich wünſche dir Glück, mein Kind, flüſterte Landolinen's Mutter. Er liebt dich!

Erſchrocken ſchüchterte das Mädchen in ſich zuſammen. Er liebt mich! rief ſie.

Du darfſt mir glauben — die beſſere, die ſtille Seele ſpricht's aus ihm. Auch ich wurde einſt ſo geliebt, und ſo wünſchte die Mutter, daß auch du geliebt würdeſt. Dieß doppelte Gefühl leitet die Beobachterin mit dem eignen und dem mütterlichen Herzen ſicher. Du biſt ſo geliebt!

Ach Gott! ſeufzte das Mädchen, und verbarg ſich an der Mutter Bruſt.

Dieſe lächelte. Du biſt ſonderbar mit Schrecken und Klagen, ſagte ſie. Iſt Balduin Sampſon nicht ein herrlicher Mann? Mahlen darf ich ihn nicht erſt dem Aug' der erröthenden Jungfrau. Aber das, was ihrem Herzen Bedürfniß iſt, und treue Erkundung mir gewährte, will nnd muß ich dir ſchildern. Klar iſt ſeine Seele, wie ſein Blick; was dieſer Edles ausſpricht, liegt in der Tiefe des hellen, biedern Gemüths; ſanft, wie ſeine Sitten, ſind auch ſeine Gefühle und Geſinnungen; reich im Guten, theilt er ſich gern' und ohne Zurückhaltnng mit; warm hängt er an ſeinen Freunden — war er nicht dem Großvater ein Sohn? iſt er's nicht dem wackern Paar der Dankwart?

Bey dem Namen Dankwart ſeufzte Landolina tief — die Mutter fühlte darin keine Verbindung, und fuhr, immer noch der ſorgſam lieblichen Einfalt lächelnd, ungeſtört fort: Nie kam ein feindſeliger Gedanke in ſein reines Herz, nie Verläumdung oder bitterer Spott auf die reinen Lippen; von jeder Leidenſchaft blieb das Heiligthum ſeiner Bruſt unentweiht — ſein Weſen iſt Liebe, und dieſer Liebe erſter, einziger Gegenſtand biſt du. —

Landolina ſuchte mit feuchten Augen unter Papieren — ihre Hand zitterte.

Neid kennt er ſo wenig, als Rachſucht; ſeine Freunde lohnt er durch Liebe, ſeinen Feinden vergibt er mit Verzeihung. Aber nur wenige hatte er — wie könnte man auch einem Engel feind ſeyn und bleiben? Wer ihn ſieht, den gewinnt er; wer ihn kennt, der iſt ihm hold. Und warm iſt er ſeinem Gott und unſerer Kirche ergeben.

Du mahlſt den Engel, liebe Mutter rief Landolina ſchluchzend, und weißt nicht — — —

Wohl werde ichs wiſſen, was du ſagen willſt, närriſches Kind! eiferte die Mutter gutmüthig aufbrauſend. Ueber den Büchern liegt er zuviel, nach todten Alterthümern ſucht er, und gräbt und wühlt, und beſchreibt ſie, und arbeitet an einem dicken Werk. Aber laſſe dir nicht bange ſeyn vor ſolcher Nebenbuhlerin. Aus dem Leben der Schatten führt ihn die Liebe jetzt in das wahre Leben ſüßer Wirklichkeiten; ſeine Schrift wird an den zweyten Platz zurücktreten, weil Landolina den erſten einnimmt, und laßt erſt noch das dritte liebliche Weſen zu eurem Bund kommen, ſo muß auch den zweyten Platz die immer tiefer heruntergedrängte einräumen.

Landolina vermochte es nicht mehr zu tragen. — Lies, liebe Mutter! rief ſie, ihr einen Brief in die Hand drückend, und floh aus dem Zimmer, wo die gute verwunderte Frau mit Erſtaunen und Neugierde allein blieb. Sie entfeltete das räthſelhafte Blatt, um die Auflöſung des Räthſels zu finden.

Mit der Wärme zutraulicher Freundſchaft ergoß auf dieſem Blatte Brigitta Dankwart ihr Herz in Landolinens verwandtes. Sie liebte ſchon länger den liebenswürdigen Jüngling, welcher, ihren Vater wie ſeinen verehrend, die Tochter des Gönners mit den Augen des Brudes ſah, und nur geſchwiſterliches Gefühl hatte, indeß die ſtill Liebende Erwiederung erſehnte und an ihr verzweifelte. Das Vertrauen der Freundin hatte Landolinens Buſen tief verwundet; denn es entdeckte ihr in ihr ſelbſt die Nebenbuhlerin des Weſens, deſſen Glück ihrer wohlwollenden Innigkeit näher lag, als das eigne. Aber war auch das holde Band der Schweſterſeelen minder ſtark und unauflöslich, ſo trat auch dann noch die uneigennützige Liebe Landolinens zwiſchen ihre Wünſche und deren Erfüllung. Brigitta Dankwart vereinigte mit jeder reizenden Gabe der Natur auch die Gaben des Glücks; ihr reiches Herz ſicherte Balduins innere Seligkeit, und ihr Reichthum erhob den Liebling Landolinens, die arm war, wie er, über den Drang kümmerlicher Verhältniſſe. Ihr Entſchluß war gefaßt, wie ſie den Brief der Freundin geleſen. — Das Opfer ihrer ſüßeſten Hoffnungen wollte ſie zwey Geliebten bringen; auch der ſchmerzlichſte Kampf vermochte dieſem Plan nichts abzudringen. Aber er verlängerte ſich unwillkührlich, leiſe ſchlich die immer wieder anflebende Sehnſucht zur Seite der immer wieder ſiegenden Hingebung; ſie ſah nur in der ſchnellen Entfernung das Mittel, den Triumph der Pflicht zu ſichern, aber ſie konnte das Urtheil dieſer Verbannung von ihrem ſchönern Daſeyn nur tief im verſchwiegnen Buſen ausſprechen — wie ſie der Vollziehung nahte, blutete ihr Herz. — Jetzt hatte die mütterliche Enthüllung ihres Geheimniſſes und Balduins ſtiller Gefühle den entſcheidenden Augenblick herbeygeführt. Landolina gab den wichtigen Brief in die Hände, welche die Wankende auf dem Pfad der Schmerzen und der Pflicht ſtützend leiten ſollten.

In tiefen Gedanken fand die Zurückkehrende ihre Mutter und in heißen Thränen. Dieſe hinwegküſſend, errieth ſie jene. Du giebſt mir Recht, Mutter, ſprach ſie entſchloſſen, laß uns fliehen. Doch — ſetzte ſie innig hinzu — laſſ' uns zugleich vollenden. Ich rette mich unverzüglich in den Schoos unſerer ländlichen Zuflucht, aus der uns die Trennung vom beſten der Väter hinwegführte. Du — o folge du mir erſt, wenn du den Inhalt dieſes Blattes und der Freundin Schickſal an das edle Herz meines Balduins gelegt. O er wird immer mein ſeyn, wenn gleich nimmer ſo heißen. Entdeck' ihm alles — der Tochter ſeines Wohlthäters wird der Hochherzige die — beglückende Hand reichen: was Achtung und Dankbarkeit begonnen, wird die aus ihrem herrlichen Innern ſich entwickelnde Liebe vollenden und lohnen. Auch er wird glücklich ſeyn — ich bin es dann in beyden. Du gibſt mir dein Wort, Mutter — nicht ſo? und du löſeſt es, wie du es gabſt! Ja! ja!

Wehmüthig gab die Mutter nach, und ihr Wort. Landolina floh, ohne Balduin wiederzuſehn. In der Verborgenheit der blühenden Natur weinte ſie die Opferthränen, welche auch am Altar der reinſten Tugend fließen dürfen, ohne den Glanz des Heiligthums zu trüben, nnd in den Augen holder Schönheit den Thautropfen der Roſe im Sonnenſtrahl vor dem Ungewitter gleichen.

Johann Friedrich Benzenberg

ward am 5. Mai 1777 zu Schöller bei Elberfeld geboren, ſtudirte zu Göttingen und Marburg Mathemathik und Phyſik, wurde darauf kurze Zeit Lehrer an der rudolphiſchen Erziehungsanſtalt für Töchter in Hamburg und ging dann zu ſeiner weiteren Ausbildung im Jahre 1804 nach Paris. — Schon im folgenden Jahre ward er als Profeſſor der Phyſik und Aſtronomie an das Lyceum zu Düſſeldorf berufen und verwaltete dieſes Amt, bis ihn die Regierungsveränderung im Bergiſchen veranlaßte, demſelben zu entſagen. Er begab ſich jetzt (1810) nach der Schweiz, lebte ſpäter (1815) in Paris, ſowie in den Jahren 1817—20 in Berlin und privatiſirt gegenwärtig auf ſeinem Landgute bei Crefeld.

Seine Schriften ſind:

Verſuch, die Entfernung und Bahnen der Sternſchnuppen zu meſſen (gemeinſchaftlich mit H. W. Brandes). Hamburg, 1800.

Ueber die Beſtimmung der geographiſchen Länge durch Sternſchnuppen. Hamb. 1802.

Verſuch über das Geſetz des Falls u. ſ. w. Dortmund, 1804.

Briefe, geſchrieben auf einer Reiſe nach Paris. Dortmund, 1806. 2 Thle.

Der Dom in Köln u. ſ. w. Erſter Heft mit 2 Kupfern. Dortmund, 1810.

Ueber Verfaſſung. Dortmund, 1810.

Der vollkommene Viſirmeiſter. Düſſeldorf, 1811. Beſonderer Abdruck aus:

Anfangsgründe der Rechenkunſt und Geometrie. Düſſeldorf, 1810. 3 Thle.

Briefe auf einer Reiſe durch die Schweiz. Düſſeldorf, 1811. 2 Thle.

Beſchreibung eines einfachen Reiſebarometers. Düſſeldorf, 1811.

Wünſche und Hoffnungen eines Rheinländers. Dortmund, 1815.

Briefe, geſchrieben in Paris. Dortmund, 1816. 1. Hft.

Das gegenwärtige Miniſterium von Frankreich. Berlin, 1817.

Zwei Sendſchreiben über Verfaſſung. Dortmund, 1817. in 4.

Digitized by Google

Ueber das Kataſter. Bonn, 1818. 2 Thle.
Ueber Handel und Gewerbe. Elberfeld, 1819. 2 Thle.
Ueber Provinzialverfaſſung. Hamm, 1819. 2 Thle.
Die Verwaltung Hardenberg's. Leipzig, 1820.
Ueber Preußens Geldhaushalt u. ſ. w. Leipzig, 1820.
Friedrich Wilhelm III. Leipzig, 1821.
Briefe über die Aſſiſe in Trier. Köln, 1822.
Ueber die dalton'ſche Theorie. Düſſeldorf, 1830.

Ein gründlicher, gediegener, vielſeitiger Schriftſteller, wie dies Verzeichniß ſeiner Leiſtungen beweiſt, hat B. mit männlicher Freimüthigkeit, ſcharfem Blick und gewandter Rede in ſeinen publiciſtiſchen Arbeiten manches Gebrechen aufgedeckt und, wenn auch mitunter zu derb und entſchieden, auf die Mittel zur Abhülfe aufmerkſam gemacht. — Freilich fand er, vorzüglich bei ſeiner Schrift über Hardenberg, nicht überall ein geneigtes Ohr; ſeinem ernſten Streben kann aber unmöglich die tiefe Achtung, die es verdiente, ſelbſt von ſeinen Gegnern verſagt werden. Mittheilungen geſtatten ſeine Arbeiten ihrer Natur nach hier nicht.

G. August Bercht

ward im Jahre 1786 zu Torgau geboren, diente nach vollendeten Studien als Lieutenant im zweiten Befreiungskriege und lebte dann geraume Zeit in Bremen, wo er Redacteur der dortigen politiſchen Zeitung war. Gegenwärtig iſt er Dr. der Philoſophie und Lehrer am Gymnaſium zu Kreuznach.

Von ihm erſchienen:

Geſchichte des Grafen Egmont. Leipzig, 1810.
Braga. Düſſeldorf, 1814.
Archiv für Geſchichte und Literatur (gemeinſchaftlich mit Friedrich Schloſſer). Frankfurt, 1830 folgende.

B. hat ſich in lyriſchen Gedichten nicht ohne Glück verſucht. Weit bedeutender iſt er jedoch in ſeinen hiſtoriſchen Leiſtungen, in denen er bei tiefer, gründlicher Kenntniß Scharfblick mit Herrſchaft über den Stoff, Klarheit und Ruhe mit ſeltener Kraft und Gediegenheit und einer höchſt anſchaulichen Darſtellung vereint und den größten Beruf zum Hiſtoriker offenbart. Zu bedauern iſt, daß er ſeine Gaben und Fähigkeiten bisher noch an nichts Größeres wandte; eine Klage, in die gewiß Jeder, der die folgende meiſterhafte Darſtellung höchſt verwickelter Verhältniſſe geleſen hat, mit uns einſtimmen wird.

Der Oberindendant Fouquet, deſſen Proceß und Gefangenſchaft *).

Als der Kardinal Mazarin, nachdem er Frankreich ſeit 1653 unumſchränkt regiert hatte, am Ende des Jahres 1660 die Nähe des Todes fühlte, entſchloß er ſich endlich, den jungen König in die Grundſätze, nach welchen Frankreich regiert werden müſſe, einzuweihen. Er bat ihn, nach ſeinem Tode keinen erſten Miniſter zu ernennen, was Ludwig XIV. ohnedieß nicht gethan haben würde, da ſein ſtolzer Sinn, der ſich ſchon im Knaben ſo mächtig regte, daß er bei dem bloßen Namen der Hausmeier in Zorn gerieth, in der letzten Zeit auch die Macht des Kardinals ungeduldig ertrug **); er ermahnte ihn ferner, ſeine vorzüglichſten Räthe nicht aus den großen Familien, ſondern aus den mittleren Klaſſen zu wählen, die gewöhnlich bei gründlicheren Kenntniſſen auch mehr Arbeitsluſt und Beſcheidenheit beſäßen ***), und endlich gab er ihm eine genaue Charakterſchilderung aller Perſonen, die durch ihre Stellung am Hofe oder im Staate mehr oder weniger Einfluß gewinnen konnten. Als diejenigen, welche des königlichen Vertrauens am würdigſten ſeyen, empfahl er Le Tellier, Lionne und vorzüglich Colbert, der ſeit mehreren Jahren im ganzen Sinne des Wortes ſein Vertrauter war. Dagegen ſchilderte er den Oberintendanten Fouquet, den er ſeit geraumer Zeit haßte und gebrauchte, weil er ihn nicht entbehren konnte, als einen höchſt ehrgeizigen, gefährlichen Menſchen, der die Einkünfte des Staats verſchwende, um ſich Freunde zu machen und ſich vor der Ungnade, die er fürchten müſſe, ſicher zu ſtellen.

Nikolaus Fauquet, Vicomte von Melün und Vaur, Marquis von Belle-Isle, war 1615 geboren und ſtammte aus einer angeſehenen Familie der Bretagne oder der Normandie. Sein Vater war Maitre des Requetes und Staatsrath unter Ludwig XIII. und von Richelieu ſehr geachtet; ſeine Mutter Maria von Maupeſü, eine ſehr fromme Frau. Er zeigte ſchon früh ausgezeichnete Anlagen und erwarb ſich namentlich ſo bedeutende Rechtskenntniſſe, daß er ſchon im zwanzigſten Jahre die Stelle eines Parlamentsraths mit Ehren bekleiden konnte. In den Unruhen während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. gehörte er Anfangs zu den eifrigſten Anhängern des Kardinal Retz und des Herzogs von Beaufort, ging aber ſpäter zur Hofparthei über, und leiſtete dieſer ſehr wichtige Dienſte *). Als daher der Kardinal Mazarin im Februar 1653 nach Paris zurückkehrte und die Stelle eines Oberintendanten der Finanzen durch den Tod des Herzogs von Vieuville (2. Jan. 1653) erledigt fand, theilte er dieſelbe unter den Staatsminiſter, Grafen Servien, den wir aus der Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens kennen, und den Staatsrath und Generalprocureur Fouquet, den die Königin Mutter begünſtigte, und deſſen gewandter Geiſt ihm beſonders geeignet ſchien, das Parlament willig zu erhalten und die nöthigen Summen für den Staat und den Kardinal herbeizuſchaffen. In der Beſtallung an Servien und Fouquet vom 8. Febr. 1653 heißt es ausdrücklich, daß der König volle Macht ertheile, die Finanzen ſo zu verwalten, wie ſie es nach ihrem Gewiſſen für das Wohl des Staats am zuträglichſten halten würden, und daß ſie weder der Rechnungskammer noch ſonſt irgendwo, außer dem Könige ſelbſt,

---

*) Aus dem: Archiv für Geſchichte und Literatur, herausgegeben von F. K. Schloſſer und G. A. Bercht. Frankfurt, 1830. Bd. 1. S. 130 fgde.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 6. Pellisson hist. de Louis XIV. I. pag. 13. Pelliſſon meint, Mazarin möchte nicht lange mehr den König beherrſcht haben. La Fare (Mémoires, in der Collection des Mém. relatifs à l'hist. de France p. Petitot et Monmerqué Ser. II. t. 65.) bezweifelt es; quoiqu'on ait dit qu'il commençait à s'en lasser, je doute qu'il eût de long-temps secoué ce joug. Das glauben wir auch, daß er aber froh war, des Jochs ledig zu ſeyn, beweiſen mehr noch als ſeine eigenen Worte alle ſeine Handlungen unmittelbar nach Mazarin's Tode.

***) Oeuvres de St. Evremont. Amsterdam, 1706. t. X. p. 113. — Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 36. — Guy Patin 1661.

*) Memoires de Guy Joli hinter den Memoiren des Cardinal Retz, t. V. p. 47. Plusieurs conseillers du parlement, des plus zélés, s'assemblaient régulièrement presque tous les jours après midi (1648 nach der Rückkehr des Königs) chez le Sieur Longueil, conseiller de la grand' chambre etc. Ceux qui se trouvaient le plus souvent à ses conférences étaient le Sieur de Croissy, Fouquet etc. Auch S. 97 wird er mit Fouquet de Croiſſy noch unter den Hauptfrondeurs genannt. Das war 1649. Im Jahr 1651 kannte man ihn ſchon als geheimen Anhänger Mazarin's. Mém. de Retz, Paris 1820, t. III. p. 164. M. de Procureur-Général Fouquet, connu pour Mazarin, quoiqu'il déclamât à sa place contre lui comme tous les autres, entra dans la grand'chambre le 17. Avril (1652), et en présence de M. le Duc d'Orleans et de M. le Prince requit au nom du Roi, que M. le Prince lui donnât communication de toutes les associations et de tous les traités qu'il avait faits, et dedans et dehors le royaume, et il ajouta, qu'en cas que M. le Prince le refusât, il demandait acte de sa réquisition et de l'opposition qu'il faisait à l'enregistrement de la déclaration que M. le Prince venait de faire, qu'il poserait les armes aussitôt que M. le Cardinal Mazarin serait éloigné. — Oeuv. de S. Simon t. IX. p. 288.

Digitized by Google

Rechenſchaft ſchuldig ſeyn ſollten *). Es war indeß vorauszuſehen, daß eine ſolche gemeinſchaftliche Verwaltung ohne beſtimmte Begränzung der beiderſeitigen Pflichten und Rechte nur von kurzer Dauer ſeyn konnte. Es entſtanden manche Mißhelligkeiten zwiſchen Servien und Fouquet. Deshalb erließ Mazarin unter Ludwig's XIV. Namen am 24. Decbr. 1654 eine neue Inſtruction, der zufolge Servien blos den Bedarf zu beſtimmen hatte, Fouquet aber das Geld anſchaffen mußte **); gewiß die verkehrteſte Maasregel, die jemals getroffen worden iſt, wenn ſie nämlich einen andern Zweck haben ſollte, als der Habſucht des Kardinals zu dienen.

Als Servien ſtarb (den 16. Febr. 1659), glaubte Mazarin Anfangs, er könne deſſen Amt mit der reichen Beſoldung ebenfalls übernehmen, und ließ ſich die Beſtallung ausfertigen. Da er jedoch bald auf unerwartete Schwierigkeiten ſtieß, ſo gab er die Idee wieder auf, und Fouquet wurde ſchon den 21. Febr. zum alleinigen Oberintendanten ernannt. „Da die Laſt und die Schwierigkeit der Finanzverwaltung Unſeres Königreichs (heißt es im Dekret) ***), durch die außerordentlichen Ausgaben, welche die Fortſetzung des Krieges nöthig macht, mit jedem Tage ſich vermehren, und da ſich der Todesfall des Herrn Servien ereignet hat, dem Wir gemeinſchaftlich mit Ihnen die Oberintendanz übertragen hatten: ſo hätten Wir Veranlaſſung, an die Wahl eines Mannes zu denken, der fähig wäre, die von demſelben bekleidet geweſene Stelle auszufüllen, wenn nicht das ſechs Jahre lang erprobte Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Perſon hegen, die Umſicht und der Eifer, welchen Sie gezeigt, der Fleiß und die Wachſamkeit, welche Sie dieſem Geſchäft gewidmet, die Erfahrung, welche Sie erworben, die Zuverläſſigkeit, welche Sie bei dieſem Amte und bei mehreren Gelegenheiten bewieſen haben, Uns die volle Gewißheit gäben, daß es nicht nur nicht nöthig iſt, die Arbeiten dieſes Amtes zu trennen und Sie durch Anſtellung eines Kollegen zu erleichtern, ſondern daß es auch zum Wohl Unſeres Staates und Unſeres Dienſtes, zur Erleichterung der Geſchäfte und der Beſchleunigung der Ausfertigungen wichtig iſt, die Verwaltung Unſerer Finanzen nicht zu trennen, und daß, wenn ſie Ihnen allein übertragen würde, Wir deſto beſſer bedient ſeyn würden und der Staat (le public) mit Uns. Aus dieſen Gründen und in dem Vertrauen, welches Wir zu Ihrer Perſon hegen, und indem Wir die Gewalt, die Wir Ihnen früher ertheilt haben, beſtätigen; ernennen Wir Sie von Neuem, ſo weit es nöthig ſeyn könnte, — — — — — zum alleinigen Oberintendanten Unſerer Finanzen, um ſie fortan mit voller und ganzer Macht und ſo wie Sie es in Ihrem Gewiſſen zum Beſten Unſeres Dienſtes für nothwendig erachten werden, zu verwalten, — — — — — ohne daß Sie gehalten ſeyn ſollen, in Unſrer Rechnungskammer, oder Andern, als Uns ſelbſt, von dieſer Verwaltung Rechenſchaft zu geben.“ In dieſem Verhältniß blieb Fouquet bis zum Tode des Kardinals, der ihn noch in den letzten Tagen mit dem Präſidenten Lamoignon, Le Tellier, Colbert und dem Biſchof von Frejus, Zongo Ondedei, zum Teſtamentsvollſtrecker ernannte.

Mazarin ſtarb den 9. März 1661. Schon am folgenden Morgen um ſieben Uhr ließ Ludwig XIV. den Kanzler von Frankreich, den Oberintendanten und die übrigen Miniſter kommen und erklärte ihnen mit kurzen Worten, daß er von jetzt an ſelbſt regieren wolle, und daß nur die Achtung für einen Miniſter, der ihm in ſchwierigen Zeiten ſo treu gedient, die Rückſicht auf das Wohl des Staats, während das königliche Anſehen noch ſchwach geweſen, und die reifliche Ueberlegung, welche ein ſolcher Schritt fordere, ihn verhindert habe, ſeinen Entſchluß früher auszuführen †). Er befahl ihnen, von nun an zu gewiſſen Tagen, bei wichtigen Sachen zu jeder Stunde, ihm ſelbſt zu berichten und nichts, nicht einmal einen Paß, auszufertigen, ohne ſeinen ausdrücklichen Befehl. Er errichtete zwei neue Conſeils, das der Depeſchen, worin die Staatsſecretäre in Gegenwart des Kanzlers und des Finanzminiſters über alle innere Angelegenheiten Bericht erſtatten mußten, und das der auswärtigen Angelegenheiten, wo er ſich alle Depeſchen, die vom Auslande eingingen, von Anfang bis zu Ende vorleſen ließ und die Antworten ertheilte, die er ſich dann ebenfalls vorleſen ließ. Dieſes Conſeil, gewöhnlich der Rath der Drei genannt, beſtand aus Fouquet, dem ſeine Stelle als Oberintendant den erſten Rang gab, Le Tellier für das Kriegsweſen und Lionne für das Auswärtige. Hier wurden die wichtigſten und geheimſten Angelegenheiten des Reichs verhandelt. Im Geheimen arbeitete der König viel mit Colbert, der in der erſten Zeit nur Finanzintendant war, aber ſchon damals eine bedeutende Wirkſamkeit hatte, indem er die Regiſter des Fonds führte, wodurch ihm eine gewiſſe Controlle der Einnahmen und Ausgaben zukam. Keiner von den Prinzen, nicht einmal die Mutter des Königs, die ſehr auf größeren Einfluß gerechnet hatte, wurde bei dieſen Berathungen zugezogen. Die Hofleute, welche nun allen Einfluß verloren, indem der König ſichs zum Geſetz machte, ihre Verwendung nie zu berückſichtigen, waren natürlich mit dieſer neuen Einrichtung ſehr unzufrieden, während das Volk, das bald bemerkte, wie viel raſcher und pünktlicher alle Geſchäfte beſorgt wurden, ſich den ſchönſten Hoffnungen überließ *). Der König arbeitete täglich ſieben bis acht Stunden und war bei allen Berathungen ſeiner Miniſter zugegen. Die meiſte Aufmerkſamkeit widmete er den Finanzen, die in heilloſer Verwirrung waren, da Mazarin das Vermögen des Staats ganz wie ſein Eigenthum betrachtet und niemals Rechnung abgelegt hatte. Die völlige Veränderung, die der König mit dieſem Zweige der Verwaltung machen wollte, hielt er jedoch Anfangs noch geheim. Er begnügte ſich, vier Millionen an der Grundſteuer zu erlaſſen, indem er die Steuerpächter zwang, um einer gerichtlichen Unterſuchung zu entgehen, fünf Millionen herzugeben, wovon Eine zu den Vergnügungen des Hofs verwendet wurde. Die ganze Erſparniß war überhaupt mehr zum Schein, weil die Erhebung der Steuern ſo beſchaffen war, daß die Pächter leicht Mittel finden konnten, ſich den Schaden von den armen Unterthanen erſetzen zu laſſen. Indeß hatte Ludwig die Freude, daß ſeine Sparſamkeit, ſeine Ordnungsliebe, ſeine Gerechtigkeit geprieſen wurden, und daß man Vergleichungen anſtellte, die natürlich ganz zum Nachtheil der alten Regierungsweiſe ausfielen. Dem Könige mochte dadurch der Muth wachſen, wie er ſich ausdrückte, ſein eigner Oberintendant zu ſeyn, und Colbert, der ihn mit allem Detail der Finanzen bekannt machte, ſtieg, wie der König ſelbſt verſichert, ſo ſehr im Vertrauen, daß bei der vieljährigen Feindſchaft zwiſchen Colbert und Fouquet der Sturz des letztern unvermeidlich wurde. Fouquet ſelbſt ſah wohl ein, daß Einer von Beiden den Platz werde verlaſſen müſſen, allein ſey es, daß er eine zu hohe Meinung von ſeiner Wichtigkeit hatte, daß er ſeinen Verbindungen zu viel vertraute **), daß er die Freundlichkeit, womit ihn der König fortwährend behandelte, arglos für Wahrheit hielt, oder daß er glaubte, der Eifer des Königs werde bald nachlaſſen und alsdann Alles ſeinen alten Gang gehen, kurz er ſchmeichelte ſich ſo, Colbert ohne Mühe verdrängen zu können, daß die wiederholten Warnungen ſeiner Freunde ihn in ſeinen Hoffnungen nicht zu ſtören vermochten. Am meiſten baute er wohl auf das Wort des Königs ſelbſt, der ihn bald nach Mazarin's Tode, auf das Geſtändniß, daß

---

*) Recueil des défenses de M. Fouquet t. II. p. 350: „sans que de la dite Administration vous soyez tenus d'en rendre raison à nostre chambre des Comptes ni ailleurs qu'à nostre Personne, dont Nous vous avons de nostre grace speciale, pleine puissance et autorité Royale, relevez et dispensez, relevons et dispensons par ces dites presentes etc.“

**) Recueil des défenses II. p. 354: „Le dit Sieur Fouquet signera, sans difficulté, les Ordonnances de fonds et les Assignations, même celles de comptant, après qu'elles seront signées du dit Sieur Servien.“ Die Ordonnances de comptant waren Anweiſungen, welche für geheime Ausgaben ausgeſtellt wurden.

***) Ebendaſ. p. 356.

†) Pellisson, t. I. p. 14. Am ausführlichſten in den Memoiren des jüngern Brienne, der als Augenzeuge ſpricht, (Mémoires inédits de L. H. de Loménie, Comte de Brienne, publ. p. Barrière. Paris, 1828, II Bände 8vo.) tom. II. p. 155. u. ff. — — et vous, monsieur le surintendant, je vous ai expliqué mes volontés; je vous prie de vous servir de Colbert, que feu monsieur le Cardinal m'a recommandé. — — La face du théâtre change. Dans le gouvernement de mon Etat, dans la régie de mes finances et dans les négociations au dehors, j'aurai d'autres principes que ceux de feu Mr. le Cardinal. Man vergleiche die Oeuvres de Louis XIV.

*) Pellisson I. p. 16: „Les peuples, à qui il étoit assez ordinaire de voir nos Rois à toutes les heures, mais non pas d'en être écoutés, moins encore d'être expédiés si promptement, et délivrés de cet état incertain et flottant entre la crainte et l'espérance, pensoient voir renaître le siècle d'or en matière de gouvernement. Der König nahm die Bittſchriften zu jeder Stunde und an jedem Orte an, las ſie ſelbſt und gab ſie erſt dann den Staatsſekretären, die ſie ſchnell beantworten mußten.

**) La Fare p. 147: Fouquet, dans l'appréhension qu'il avoit eu du Cardinal, s'étoit voulu mettre en état de lui résister en s'acquérant des amis; et comme il étoit naturellement visionnaire, il crut en avoir un bien plus grand nombre qu'il n'en avoit réellement. Il en fit une liste: la moitié de la cour se trouva sur ses papiers. Beſonders hatten ſich die jüngern Herrn des Hofs zu Fouquet gehalten, während die ältern mehr dem Kardinal huldigten; nur wenige, die ſich nachher wohl dabei befanden, hatten ſich dem Könige angeſchloſſen. Ebend. p. 145.

Digitized by Google

manche Unregelmäßigkeiten in ſeiner Verwaltung vorgefallen ſeyen, die beſtimmte Verſicherung gegeben hatte, er wolle ihm alles Vergangene verzeihen (Oui, je vous pardonne tout le passé) *). Auch hatte der König, wenn wir ſeinen Memoiren glauben dürfen, Anfangs wirklich die Abſicht, unter Colbert's Controlle Fouquet zu behalten, da er von ſeinen Kenntniſſen eine hohe Meinung hatte. Wie er einſah, daß Fouquet ſein Vertrauen fortwährend mißbrauchte, beſchloß er zuerſt, ihn ohne weitere Strafe blos von den Geſchäften zu entfernen, und nur die Sorge, daß Fouquet's hochſtrebender, unruhiger Geiſt einen ſolchen Wechſel des Geſchicks nicht ertragen würde, brachten nach und nach den Entſchluß zur Reiſe, ihn zur größeren Sicherheit verhaften zu laſſen und vor ein Gericht zu ſtellen **). Der König ſcheint auch in der That, vermuthlich durch Mazarin veranlaßt, in deſſen Charakter bekanntlich Vorſicht ein Hauptzug war, von Fouquet's Verbindungen höchſt übertriebene Begriffe gehabt zu haben, denn er betrieb ſeine Verhaftung mit einer Aengſtlichkeit, als ob er es mit einem Prinzen ſeines Hauſes zu thun hätte. Fouquet war Generalprocureur des Pariſer Parlaments und konnte als ſolcher nur in einer allgemeinen Verſammlung (grand' chambre) des ganzen Parlaments gerichtet werden, wo hundert und fünfzig Köpfe ihre Meinung ſagten, wo alſo eine Juſtiz, wie ſie der König wünſchte, nie zu hoffen ſtand. Wollte man aber Fouquet durch eine Specialcommiſſion richten laſſen, ſo verletzte man die Rechte des Parlaments und es ſchien nicht rathſam, dieſer Verſammlung, deren Einfluß man in den bürgerlichen Unruhen erfahren hatte, gerade jetzt neuen Stoff zum Widerſtande zu geben. Allein auch dafür wußte Colbert, oder wer ſonſt die Seele des Beginnens war, Rath zu ſchaffen. Am erſten Tage des folgenden Jahres ſollte der Orden des heiligen Geiſtes, der nicht einmal die Hälfte der ſtatutenmäßigen Mitglieder zählte, vollzählig gemacht werden, und der König hatte erklärt, daß er weder ſeine Staatsſekretäre, noch irgend ein Mitglied des Parlaments (aucun qui fût de robe ou de plume) dazu ernennen würde. Man wußte, wie ſehr Fouquet den Orden ſich wünſchte, und gründete hierauf den Plan. Man gab ihm nämlich zu verſtehen, daß der König, der ihm bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen zeige, ihn gewiß, ſo bald er nur ſeine Stelle im Parlament, wofür er überdem eine ſehr anſehnliche Geldſumme erhalten könne, niederlege, zu gleicher Zeit zum Ritter des Heiligengeiſtordens und zum erſten Miniſter ernennen würde. Dies wirkte. Fouquet entſchloß ſich nicht nur, die Stelle zu verkaufen, ſondern auch das dafür erhaltene Geld, eine Million Livres *), dem Könige zu ſchenken, der es dankbar annahm (en pur don). Allein ſelbſt jetzt, nachdem man ihm den Schutz des Parlaments entzogen zu haben glaubte, ſchien Fouquet noch ſo gefährlich, daß der König es nicht wagte, ihn in Paris verhaften zu laſſen, ſondern zu dieſem Zweck in die Bretagne zu reiſen beſchloß. Ueberdem war auch die Jahreszeit, der Sommer, wie Ludwig verſichert, zur Entfernung des Oberintendanten am wenigſten geeignet, weil man nothwendig zugleich eine große Veränderung mit den Staatspachtungen vornehmen mußte, deren Ertrag größtentheils erſt nach der Erndte einging; die Ausführung mußte alſo ſchon deshalb bis zum Herbſt verſchoben werden. Ueberdem ſollte Fouquet vorher noch vier Millionen aufbringen **). Um ihn daher noch ſicherer zu machen, zeigte er ihm fortwährend ausgezeichnetes Vertrauen und beſprach eine Menge Dinge, ohne die andern Miniſter zu fragen, nur mit ihm. Er ließ durch ihn ohne Mitwiſſen der andern Miniſter in England Unterhandlungen anknüpfen, mit denen es ihm kein Ernſt war, und dieſelbe Veranlaſſung ſcheinen auch die Verhandlungen mit dem Kardinal Retz gehabt zu haben, von denen Guy Joli in ſeinen Memoiren ſpricht ***). Er erſchien ſogar mit ſeinem ganzen Hofe auf einem Feſte, welches ihm Fouquet und, wenn man den Memoiren glauben darf, vom Könige ſelbſt dazu veranlaßt, am 17. Auguſt im Vaux-le-Vicomte gab. Dieſes Schloß, mit ſeinen weitläuftigen von Le Notre angelegten Gärten übertraf an Pracht die königlichen Schlöſſer zu Fontainebleau und Saint Germain. Levau, der nach Boileau auch die herrliche Colonnade des Louvre entwarf, hatte es gebaut; Wände und Decken waren mit Bildern der vorzüglichſten Meiſter geſchmückt, von denen wir nur Lebrun nennen wollen. Das Feſt ſelbſt war nicht minder prächtig. Im Garten war ein Theater gebaut, auf welchem zum erſtenmal Moliere's **Fâcheux** mit einem Prolog von Pelliſſon gegegen wurden; die Springbrunnen und die damals noch ſeltenen Orangenbäume dienten als Dekorationen. Dem Schauſpiel folgte Feuerwerk, Ball und

---

*) Conclusion des défenses de M. Fouquet p. 156 und Recueil des défenses II. p. 94. Leider hat Pelliſſon, der am genaueſten davon unterrichtet ſeyn mußte, weil er ſeit 1657 unter Fouquet angeſtellt war, und ſein Vertrauen genoß, in ſeiner Geſchichte Ludwig's XIV. von Mazarin's Tode bis zum Frieden von Nimwegen Fouquet's Miniſterium aus leicht zu errathenden Gründen übergangen. Die vortrefflich geſchriebenen Vertheidigungsſchriften, die unter dem Titel Recueil des défenses de M. Fouquet, Suite du Recueil etc. und Conclusion des défenses von 1665 — 1668 in 13 Duodezbänden ohne Druckort in Holland, ſowie auch in den Oeuvres de Fouquet erſchienen ſind, enthalten einen Schatz von Notizen zur Geſchichte der innern Verwaltung Frankreichs in dieſem Zeitraum. Sie müſſen aber, da ſie größtentheils Partheiſchriften ſind, welche überall nur die Lichtſeite zeigen ſollen, natürlich mit der ſtrengſten Kritik benutzt werden. Man wird indeß ſelten irre gehn, wenn man, was freilich höchſt mühſam iſt, die Protokolle über die Verhöre Punkt für Punkt mit Talon's Anklagen und Fouquet's Vertheidigung zuſammenhält. — Pelliſſon's Freund Conrart hat über dieſe Zeit nur wenige Fragmente. Choiſy, der es von Pelliſſon und Parette gehört haben will, ſagt t. I, p. 141, der König habe von F. genaue und ehrliche Auskunft verlangt, wie es mit den Finanzen ſtehe, mit dem Verſprechen, wenn er ihn wahr fände, ſich immer ſeiner zu bedienen. Fouquet lui exposoit nettement toutes ses dépenses, et entroit sur cet article là dans un fort grand détail, beaucoup plus reservé sur la recette, dont il avoit peine à lui découvrir toutes les sources, prevoiant assez que s'il disoit tout, il ne seroit bientôt plus nécessaire. Il avoit tenu un petit conseil avec ses plus intimes amis, et leur avoit rapporté le discours du Roi. De Lorme, Bouchart et Pelisson, qui étoient de ce conseil, lui firent remarquer, que dans ce discours du Roi il paroissoit beaucoup de fermeté et de bonté, et qu'il seroit peut-être dangereux de ne lui pas dire les choses comme elles étoient; mais il se moqua d'eux, les assurant que ces premières velleités de gouverner ne seroient pas long temps dans l'esprit d'un jeune Roi. ——— Il donna au Roi des états de sa dépense, qu'il grossissoit, et de ses revenues, qu'il diminuoit, faisant les choses encore pires, qu'elles n'étoient. Le Roi montroit tous les soirs ces états à Colbert, qui lui en faisoit remarquer les faussetés. Le Roi insistoit le lendemain avec Fouquet, sans pourtant vouloir paroître trop instruit, et Fouquet insolent persistoit dans le mensonge. Cette épreuve plusieurs fois reitérée détermina enfin le Roi à perdre Fouquet." So ſtellt auch Ludwig ſelbſt in ſeinen von Pelliſſon redigirten Denkwürdigkeiten die Sache dar. Beſonders ärgerte den König, daß F. aus Eitelkeit oft um Privataudienzen bat und ihm „unnütze" Dinge vortrug. Oeuvres de Louis XIV. t. I., p. 103.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I. p. 102.

*) Er erhielt für die Stelle 1.400.000 Livres; 400.000 mußte er ſeinem Bruder für deſſen Anſprüche auf die Nachfolge (survivance) geben. Conclusion des défenses pag. 96. Der Präſident Marentin hatte ſogar 400,000 Livres mehr geboten, allein aus Rückſicht für die Königin Mutter (Oeuvr. pag. 346.) zog Fouquet die geringere Summe vor, die ihm ſein Freund und Verwandter Harlai gab. — Man fand ſpäter ein Billet von Pelliſſon, worin er Fouquet beſchwor, ſeine Stelle im Parlament um keinen Preis zu verkaufen. — Ueber den hohen Preis dieſer Stellen bemerkt Voltaire ſehr richtig Siècle de Louis XIV. I. 14, chap. 25: Le prix excessif des places au parlement, si diminué depuis, prouve quel reste de considération ce corps avoit conservé dans son abaissement même. Le Duc de Guise, grand chambellan du Roi, n'avait vendu cette charge de la couronne au Duc de Bouillon que huit cente mille Livres. Dabei iſt aber auch zu bedenken, daß eine Hofwürde mehr Aufwand erforderte. Ob Colbert, oder der Marquis de Laigues, der quasi mari der Herzogin von Chevreuſe, oder gar, wie Brienne behauptet, der König ſelbſt den feinen Streich angab, oder ausführte, laſſen wir dahin geſtellt. Fouquet ſelbſt ſagt bei Brienne (t. II., p. 184.) den Tag vor der Abreiſe nach Nantes nur im Allgemeinen, aber freilich ſo, daß man es zunächſt auf den König beziehen muß: On me leurre d'un collier de l'ordre qu'on ne me donnera peut-être jamais, worauf Brienne naiv erwiedert, er glaube es auch nicht. Daß Colbert gar keinen Antheil gehabt, credat Judaeus Apella.

**) Oeuvres de Louis XIV. t. I., p. 103.

***) Man vergleiche die Memoiren des Abbé Choiſy (Amſterdam 1727.) I., p. 154. mit Guy Joli (Paris 1820) VI., p. 79: Pennacors (den Le Tellier zum Kardinal Retz geſchickt hatte) de son côté stipula la même secret au nom du Sieur le Tellier sur toute cette négociation, déclarant qu'il quitterait tout là, s'il apprenoit que le Surintendant Fouquet en eût entendu parler. Gleich darauf kommt der Abbé Charrier im Haag an, um über dieſelbe Sache in Fouquet's Namen zu unterhandeln, der das Erzbiſthum Paris einem ſeiner Brüder zuwenden wollte. Kaum iſt aber Fouquet verhaftet, ſo macht Le Tellier ganz andere Bedingungen. Fürchtete man, Fouquet und der Kardinal Retz möchten ihre alte Verbindung erneuern?

Digitized by Google

Spiel, und damit die Hofleute nicht genöthigt wären, ihr eignes Geld zu verſpielen, ſoll ihnen der liberale Finanzminiſter volle Beutel in ihre Zimmer geſtellt haben *). Die Hofleute fanden das ſehr artig, nicht ſo der König, den überhaupt, weil er einmal gegen Fouquet eingenommen war, alles an dieſem Feſte beleidigte; ſo ſchienen ihm ſelbſt die Eichhörnchen in Fouquet's Wappen, mit der Inſchrift quo non ascendet? die er ſich überſetzen ließ, die hochverrätheriſchen Entwürfe des Beſitzers zu verrathen. Auch ſoll er, der Verſtellung nicht mehr Meiſter, ſeinen Unwillen darüber der Königin Mutter laut ausgeſprochen haben **). Wenigſtens blieben die Geſinnungen des Königs nicht mehr geheim, die Hofleute veränderten ihr Benehmen, der Günſtling Saint-Aignan wurde hochfahrend, die Freunde warnten dringender, ſelbſt die Königin Mutter ließ ihm Winke geben. Allein Fouquet hielt ſich, wie es ſcheint, nicht für ſo gefährlich, als er es in den Augen des Königs war; er glaubte daher den freundlichen Worten deſſelben, und wenn er auf Augenblicke durch die Warnungen ſeiner Freunde geſchreckt wurde und ſich dann ſehr niedergeſchlagen und kleinmüthig zeigte, ſo war er doch weit entfernt, ernſtlich etwas Härteres als Abſetzung zu fürchten, eine Strafe, die bei ſeinem zerrütteten Vermögen hart genug war ***). Auch dauerte die Beſorgniß nie lange, weil Ludwig, wie er in ſeinen Memoiren ſelbſt geſteht, alle Staatsklugheit, oder, wie Andere ſagen, alle Heuchelei aufbot, um den Miniſter ſogleich wieder ſicher zu machen.

Unter dieſen Ausſichten wurde endlich die Reiſe in die Bretagne angetreten, wo eben die Landſtände verſammelt waren. Sie ſchienen nicht geneigt, viel Geld zu geben; Fouquet hatte daher dem Könige gerathen, ſich perſönlich nach Nantes zu verfügen, weil die Deputirten, durch ſeine Gegenwart eingeſchüchtert oder geſchmeichelt, alsdann gewiß alle Forderungen bewilligen würden. So warf ſich der Verblendete ſelbſt die Schlinge um.

Mit einem zahlreichen Gefolge, zu welchem nicht ohne Abſicht auch Condé und Türenne genommen wurden, traf der König am 1. Sept. in Nantes ein und nahm ſeine Wohnung im Schloſſe. Unter dem Vorwande, daß ſie am neuen Hafen arbeiten ſollten, zogen ſtarke Truppenabtheilungen durch die Provinz, in welcher keine Spur von Gährung zu bemerken war. Fouquet, ſeit einem Monat fieberkrank, war mit ſeiner Familie und dem Grafen Lionne den Abend vorher angekommen und hatte ein Haus am andern Ende der Stadt bezogen, aus welchem, wie mehrere Nachrichten behaupten, ein geheimer Gang nach der Loire führte, ſo daß es nur von ihm abhing, trotz aller Wachen nach Belle-Isle zu entfliehen. So wie der König ſeine Anweſenheit erfuhr, ließ er ſich durch den jungen Brienne, mit dem Fouquet ſeit kurzem in freundſchaftlichen Beziehungen ſtand, nach ſeinem Befinden erkundigen; Fouquet war indeſſen ſchon auf dem Wege nach dem Schloſſe. Dieſer und die folgenden Tage vergingen unter Geſchäften; die Stimmung der Stände war zuvorkommender, als der König erwartet hatte. Am 4. wurde Brienne wieder zweimal zu Fouquet geſchickt, und fand dieſen in voller Hoffnung, daß der König Colbert's Verhaftung beſchloſſen habe, denn daß irgend etwas Geheimes im Werke ſey, hatten manche ungewöhnliche Anſtalten zu deutlich verrathen. Als Brienne am andern Morgen um 6 Uhr auf Befehl des Königs wieder in Fouquet's Wohnung kam, um ihm zu melden, daß ihn der König erwarte, war Fouquet bereits im Conſeil und Brienne fand den königlichen Commiſſär ſchon in voller Arbeit, ſeine Papiere zu verſiegeln.

Das Conſeil wurde wie gewöhnlich gehalten; Fouquet mußte noch 30,000 Thaler für die Marine anweiſen. Am Schluſſe ſprach der König noch Verſchiedenes mit ihm; darauf entließ er ihn ohne das geringſte Zeichen von Ungnade. Kaum aber hatte der Unglückliche, den der König aus Furcht, im Commandanten der Schloßwache keinen getreuen Vollſtrecker zu finden, nicht im Schloſſe ſelbſt verhaften laſſen wollte, die Mauern deſſelben hinter ſich, als er vom Capitän-Lieutenant Artagnan angehalten und in einem eigens dazu erbauten Wagen unter Bewachung von 100 Musquetärs nach Angers abgeführt wurde. Seine Gattin ward nach Limoges verwieſen. Dies geſchah am Geburtstage des Königs, den 5. September. — Der Mutter Fouquet's brachte ein Diener zitternd die Nachricht, fürchtend, ihr den Tod zu geben, allein die fromme, hochbetagte Frau empfing die Botſchaft mit ſtiller Ergebung; ſie ſank auf ihre Knie und betete: ich danke dir, mein Gott, du haſt mein Flehen erhört und ihn auf den Weg des Heils geführt.

Wie dem Könige gemeldet wurde, ſein Befehl ſey vollzogen, trat er mit freudigem Geſicht in das Vorzimmer und rief den Hofleuten zu: „Ich habe den Oberintendanten verhaften laſſen, es iſt Zeit, daß ich meine Angelegenheiten ſelbſt beſorge." Seine unwürdige Freude über das Gelingen dieſes feingeſponnenen Planes ſpricht ſich auch in dem ausführlichen Briefe aus, den er noch am nämlichen Tage an ſeine Mutter ſchrieb *). „Ich habe ihnen ſchon dieſen Morgen geſchrieben, heißt es dort, daß meine Befehle zur Verhaftung des Oberintendanten ausgeführt worden ſind, aber ich freue mich, Ihnen das Detail dieſer Sache zu melden. Sie werden wiſſen, daß ich ſie ſchon lange auf dem Herzen hatte, allein es war mir unmöglich, es eher zu thun, weil ich wollte, daß er vorher dreißigtauſend Thaler für die Marine auszahlen ließe, und weil ich überhaupt mehrere Dinge in Ordnung bringen mußte, die nicht in einem Tage beendigt werden konnten, und Sie können ſich keinen Begriff machen, welche Mühe ich gehabt habe, um Gelegenheit zu finden, Artagnan im Geheim zu ſprechen, denn ich bin den ganzen Tag von einer Unzahl ſehr hurtiger Leute umlagert (accablé), die auf den geringſten Schein durchgeblickt hätten: gleich wohl hatte ich ihm ſchon ſeit zwei Tagen befohlen, ſich bereit zu halten. — — — — — Ich hatte die größte Ungeduld von der Welt, dies beendigt zu ſehen, da mich ſonſt nichts mehr hier zurückhielt. Dieſen Morgen endlich, da der Oberintendant wie gewöhnlich gekommen war, um mit mir zu arbeiten, unterhielt ich ihn bald auf die bald auf jene Weiſe und that, als ob ich Papiere ſuchte, bis ich durch das Fenſter meines Kabinets Artagnan im Schloßhofe bemerkte, und darauf ließ ich den Oberintendanten gehen, der erſt unten an der Treppe ein wenig mit La Feuillade ſprach und dann, während er Herrn Le Tellier grüßte, verſchwand, ſo daß der arme Artagnan ſchon ihn verfehlt zu haben glaubte und mir durch Mauperluis ſagen ließ, er vermuthe, daß man ihm geſagt

---

*) Die Beſchreibung des Feſtes findet man bei Choiſſy und Andern, vorzüglich bei Lafontaine, der als Augenzeuge ſpricht, in einem poetiſchen Briefe an Maucroix, Oeuvres diverses edit. in 8vo. 1729. t. III., p. 296. Büſſy-Rabütin, obgleich Fouquet's Feind, ſagt doch: „on lui conseilla de donner cette fête, comme un grand plaisir au Roi, et même on le flatta de tant d'espérance d'agrandissement, qu'il se laissa persuader de vendre sa charge de procureur Général, comme étant au-dessous des honneurs qu'on lui destinoit." — Mazarin, von dem freilich auch Montglat IV, p. 254. ſeine Zeitgenoſſen ſagen läßt „jamais on ne fit une telle litière de la royauté," hatte noch 1660 ein Feſt gegeben, was eine halbe Millionen Livres koſtete; es war eine Lotterie, wozu auch der König und die Königin Looſe erhielten; die Preiſe beſtanden in Edelſteinen, Silberzeug, Kryſtal, Spiegeln, Handſchuhen u. dgl. Als der Oberintendant Bullion im Jahr 1640 die erſten Louisd'or ſchlagen ließ, lud er eine Geſellſchaft und theilte die erſten Stücke als Deſert unter ſeine Gäſte aus, die auch ſo begierig zugriffen, daß der Herr Oberintendant, wie weiland Kröſus, herzlich lachen mußte, weil die Herrn mit ihren übervollen Taſchen Mühe hatten, zu gehen. — Nach dieſen Vorgängen, die wir leicht vermehren könnten, wird man geneigt ſeyn, über Fouquet's Unverſchämtheit weniger hart zu urtheilen; Beiſpiele ſind anſteckend. Uebrigens ſagen die beſten Memoiren, auch La Fontaine's Beſchreibung, nichts davon, ſo daß die ganze Erzählung ebenfalls nur eine Erfindung übelwollender Müßiggänger zu ſeyn ſcheint.

**) Mémoires de Choisy t. I. p 171. Gourville, der den Finanzminiſter in der That warnte, (S. 349.) hinterbrachte ihm auch, wie Choiſy verſichert, der König habe zu ſeiner Mutter geſagt: Ah Madame, est-ce-que nous ne ferons pas rendre gorge à tous ces gens là? In Gourville's Memoiren ſteht davon nichts. Choiſy, Voltaire u. A. behaupten, Fouquet's Deviſe ſey geweſen: quo non ascendam? So arg war es doch nicht. S. Delort Hist. de la détention des philosophes I. p. 13.

***) Mémoires de Brienne t. II. p. 184. Da ſagt Fouquet im Geſpräch mit Brienne kurz vor der Reiſe nach Nantes: La Reine-mère m'a fait dire par Berthillac de me garder de la duchesse (de Chevreuse) — — mais quoi! il faut se résoudre à tout. Je ne saurais croire que le Roi veuille me perdre! Brienne räth ihm, ſich an die Königin Mutter zu wenden, darauf antwortet er: Je l'ai fait, et elle ne m'a dit que de général, et peut-être ne sait-elle rien des desseins du Roi contre ma personne. Dann ſpricht er von Flucht: Mais m'enfuirai-je? c'est ce qu'on serait peut-être bien aise que je fisse. — Madame Dupleſſis Belliere ſchreibt an Pomponne aus Chalons den 19. Sept. 1661: Ce n'est pas que je n'aye assez prévu qu'il pouvoit arriver du mal à M. le S.; mais je ne l'avois pas prévu de cette sorte, et je me consolois (?) qu'en l'ostant de la place, voyant qu'il le désiroit luy-mesme pour songer à son salut. Das letzte iſt gewiß erlogen. Man ſehe den ganzen Brief in einer Anmerkung zu den Memoiren von Conrart Collect. des Mém. p. Petitot u. ſ. w. t. 48. p. 259.

*) Lettres de Louis XIV. p. Morelli, Lettre 28. Die Nachläſſigkeiten des Stils gehören dem Könige.

Digitized by Google

habe, er ſolle fliehen; allein er erreichte ihn wieder auf dem Platze bei der großen Kirche und verhaftete ihn in meinem Namen ohngefähr um Mittag. Er hat ihm die Papiere abgefordert, die er bei ſich hatte, in welchen ich, wie man mir geſagt hat, den wahren Zuſtand von Belle-Isle finden ſoll, allein ich habe ſo viel andere Sachen zu thun gehabt, daß ich ſie noch nicht habe anſehen können. — — — — Ich hatte erklärt, daß ich heute früh auf die Jagd gehen wollte, und unter dieſem Vorwande meinen Wagen vorfahren und meine Musquetärs aufſitzen laſſen; ich hatte auch meinen Garden, die hier ſind, Befehl gegeben, auf der Wieſe zu exerciren und alles bereit zu halten, um nach Belle-Isle zu marſchieren. — — — — Ich habe darauf mit den Herrn, die hier bei mir ſind, über dieſen Vorfall geſprochen, ich habe ihnen offen geſagt, daß ich meinen Entſchluß ſchon ſeit vier Monaten gefaßt, daß Sie allein darum gewußt und daß ich ihn dem Herrn Le Tellier erſt vor zwei Tagen mitgetheilt habe, um die Befehle ausfertigen zu laſſen. Ich habe ihnen auch erklärt, daß ich keinen Oberintendanten mehr wollte, ſondern ſelbſt in den Finanzen arbeiten mit treuen Perſonen, die nicht ohne mich handeln werden, überzeugt, daß dies das wahre Mittel wäre, mich in Ueberfluß zu bringen und mein Volk zu erleichtern. Sie werden leicht glauben, daß Manche ganz beſtürzt geweſen ſind (qu'il y a eu de bien penauts), aber es freut mich, daß ſie ſehen, daß ich mich nicht ſo anführen laſſe, wie ſie ſich eingebildet hatten*) und daß das beſte Theil iſt, ſich an mich anzuſchließen. Ich vergaß Ihnen zu ſagen, daß ich überall auf allen Landſtraßen und bis nach Saumur von meinen Musquetärs ausgeſchickt habe, um alle Kuriere, die ſie auf dem Wege nach Paris antreffen, anzuhalten und zu verhindern, daß Keiner früher ankomme, als der, den ich ihnen ſchicke." Dann lobt er den Eifer und die Pünktlichkeit der Musquetärs, und ſpricht von dem Vergnügen, womit er ſchon in den Finanzen gearbeitet habe. „Morgen," fährt er fort, „werde ich Alles, was mir noch zu thun übrig iſt, beendigt haben und auf der Stelle mit einer außerordentlichen Freude (avec une joie extrême) abreiſen." Noch am nämlichen Tage errichtete der König ein Finanzconſeil, welches außer dem Kanzler, der in allen Conſeils den Vorſitz hatte, und dem Marſchall von Villeroi, des Königs ehemaligem Gouverneur, der mit einem Gehalte von 48,000 Livres die Ehre genoß, Präſident zu heißen, aus drei Räthen beſtand, d'Aligre, de Seve und Colbert**), der ſchon dadurch die wichtigſte Stelle unter ihnen erhielt, daß er an Fouquet's Statt in das Conſeil der auswärtigen Angelegenheiten genommen wurde.

Fouquet wurde ſchon in Angers mit vieler Härte behandelt. Die dringendſten Bitten um Nachrichten von ſeiner Familie, um Erlaubniß, einige Familienangelegenheiten ordnen zu dürfen, blieben unbeachtet. Seine Krankheit hatte ſo zugenommen, daß ſein Arzt die Aerzte in der Stadt zu Rath zu ziehen wünſchte; es wurde verweigert. Er bat um einen Beichtvater, und erhielt zur Antwort, daß man ſein Geſuch nicht eher gewähren könne, als bis er ohne alle Hoffnung ſey. Er genas, und ſobald er das Bette verlaſſen konnte, wurde er nach Amboiſe und von da am Weihnachtstage nach Vincennes abgeführt, wo er am 4. März, alſo ſechs Monate nach ſeiner Verhaftung, zum erſtenmal verhört wurde. Erſt am 18. Juni 1663 ward er zu größerer Bequemlichkeit der Richter in die Baſtille geſetzt. Unterdeß waren ſeine Sachen ſofort nach Ankunft des Kuriers, welcher die Nachricht von ſeiner Verhaftung überbrachte, verſiegelt worden. Nach einigen Memoiren der Zeit hätte Fouquet im Augenblicke der Verhaftung ausgerufen: Saint Mandé! Madame Dupleſſis-Belliere! Im Hauſe zu Saint Mandé bei Melun lagen nämlich ſeine wichtigſten Papiere. Ein Bedienter, Namens La Foreſt, hätte den Wink verſtanden, wäre zu Fuß nach der nächſten Station geeilt, wo zu Fouquet's Dienſt Pferde bereit geſtanden, und ſey zwölf Stunden vor dem Kurier des Königs in Paris angekommen. Sofort hätte Fouquet's Bruder, der Abt von Barbeaux, mit Mad. Dupleſſis-Belliere, der vertrauteſten Freundin des Oberintendanten, und mit einem Angeſtellten im Finanzminiſterium, Bruant des Carrieres, Rath gehalten. Sie wären indeß nicht einig geworden und hätten — darin ſtimmen alle überein — ſämmtliche Papiere an Ort und Stelle gelaſſen. Dieſe ganze Geſchichte iſt gewiß bloßes Stadtgeſchwätz. Denn angenommen, die Flucht des Bedienten ſey weder von Artagnan noch von ſeinen Soldaten bemerkt worden, er ſey ſo ſchnellfüßig geweſen, daß er den Reutern, welche der König ſogleich nach allen Gegenden hin ausſchickte, vorausgeeilt wäre; wie konnte die kluge Frau von Belliere die Thorheit begehen, den Abbé Fouquet in das Geheimniß zu ziehen, mit dem der Oberintendant ſeit langer Zeit notoriſch in bitterer Feindſchaft lebte*). Daß die Müßigen auf den Straßen und in den Salons dergleichen Gerüchte eine Zeit lang glaubten, iſt natürlich. Aber was ſoll man von Richtern urtheilen, die ein Gerücht, wofür ſie keinen einzigen Zeugen vorbringen können, dem Angeklagten als Beweis ſeines böſen Gewiſſens vorrücken, mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Zuſatz, daß er die Abſicht gehabt hätte, Saint Mandé anzünden zu laſſen? Fouquet nennt dies Verfahren, gewiß nicht mit Unrecht, jämmerlich (pitoyable). Bei der Beſchlagnahme der Sachen verfuhr man mit Unordnung und Leidenſchaftlichkeit. Papiere, Geld, Geldeswerth wurden weggenommen, als ob er ſchon verurtheilt wäre, ohne daß ſeine Gattin oder irgend Jemand von den Seinigen dabei ſeyn durfte, zum Theil ohne Beiſeyn einer Gerichtsperſon, obgleich der königliche Befehl dies, wie natürlich, ausdrücklich beſtimmt hatte, zum Theil nur auf mündliche Befehle des Königs, die Colbert überbrachte. Es iſt überhaupt nicht zu leugnen, daß Colbert, der ſchon aus Ehrgefühl jede Theilnahme an dieſem Proceß ablehnen mußte, in den Akten nicht nur als ſehr eifriger Theilnehmer erſcheint, ſondern auch noch Belieben Papiere mitnimmt, deren Inhalt nicht einmal angegeben wird. Noch mehr. Im Protokoll von Saint Mandé wird geſagt, Colbert ſey den 19., 20. und 21. September von früh ſechs bis Abends halb ſieben Uhr zugegen geweſen, und nach dem Protokoll von Fontainebleau iſt derſelbe Colbert an denſelben Tagen in Fontainebleau, welches vierzehn

---

*) La Fare p. 147. ce qui (die große Vorſicht) parut puérile aux plus sensés, mais qui flatta le Roi, dans la pensée qu'il en acquerroit la réputation d'un prince résolu, prudent et dissimulé. Man vergleiche den Brief des Königs! Lafare, überhaupt ein Mann von durchdringendem Urtheil, hatte auch hier ganz richtig geſehen. Daß die Königin Mutter nicht allein darum gewußt habe, ſagt auch Racine in den Fragm. Hist. „on l'avait dit à Laigues, pour le dire à Mad. de Chevreuse, afin qu'elle y disposât la Reine; ce qui se fit à Dampierre. Villeroi le sut aussi. Le Roi vouloit le faire arrêter dans Vaux: quoi, au milieu d'une fête qu'il vous donne, lui dit la Reine. Man ſieht leicht, welchen Grund der König hatte, ſich gegen die Herrn ſeines Hofs anders auszuſprechen. Ganz ſo wie Racine erzählt es auch der jüngere Brienne, Mémoires t. II. p. 177. Dann p. 182: Le Roi — — — ne s'ouvrit de la résolution qu'il avait prise de faire arrêter le surintendant qu'à trois personnes: La Reine sa mère, M. Le Tellier et mon père, qu'il laissa auprès de la Reine-mère pour conseil et pour mettre les scellés sur les papiers de M. Fouquet. La duchesse de Chevreuse et Laigues le savaient aussi, mais l'exécution leur en était cachée. Quoi qu'il y ait bien de l'apparence (ja wohl!) que M. Colbert en avait connoissance, on dit cependant que le Roi lui en fit une finesse, parceque M. Colbert n'osa jamais parler à sa Majesté de faire arrêter M. Fouquet, et se contenta de faire agir la duchesse de Chevreuse. Woher weiß man, daß Colbert mit dem Könige nicht darüber ſprach? Frau von Lafayette, die ihre Geſchichte der Prinzeſſin Henriette unter den Augen und zum Theil nach den Notizen dieſer Prinzeſſin ſchrieb, ſagt, der König ſey von Le Tellier, Colbert, der Herzogin von Chevreuſe und Herrn von Laigues bewogen worden, Fouquet zu ſtürzen.

**) Motteville. Coll. de Petitot S. II. t. 40. p. 163. Nous le vimes, prenant le contre-pied de Fouquet, venir tout seul chez le Roi avec un sac de velours noir sous son bras, comme le moindre petit commis de l'épargne.

*) Fouquet hatte vier Brüder, von welchen Einer Erzbiſchof von Narbonne, ein Zweiter Biſchof von Agdes, ein Dritter Abbé, und der Jüngſte erſter Stallmeiſter des Königs war. Der Abbé, ganz anerkannt Mazarin's Spion, (Mémoire de Gourville, in der Collection von Petitot t. LII. pag. 300. und 310.) der unter andern den Kardinal Retz aus der Welt ſchaffen wollte, hatte durch ſein Verhältniß zu Mazarin eigentlich, wie man zu ſagen pflegt, das Glück ſeines Bruders gemacht. Il étoit brouillé avec le Surintendant (1658); il le voyoit pourtant encore, mais il ne l'en ménageoit pas davantage: il n'y a rien qu'il n'eût dit à Lyon au Cardinal pour le perdre. Sa haine venoit de ce qu'ayant fait son frère Surintendant des finances, et prétendant par là en devoir être le maître, l'autre n'avait pas voulu souffrir un joug que l'abbé rendoit un peu tyrannique, et sur cela leurs flatteurs les animant tous les jours de plus en plus l'un contre l'autre, la haine qui d'ordinaire est plus grande entre les proches qu'entre les étrangers, ne gardoit plus de bornes entre les deux frères. Mém. de Bussy-Rabutin II., p. 175. ed. 1696. Für das folgende ſehe man Recueil t. IV., p. 98. Daß wir Artagnan's Memoiren nicht benutzt haben, wird Niemand befremden, da ſie bekanntlich nicht von Artagnan, ſondern von dem oberflächlichen Vielſchreiber Sandras de Courtitz verfaßt ſind.

Digitized by Google

Stunden von Saint Mandé entfernt iſt *). Er bringt ſogar ein Käſtchen mit, um, wie er ſagt, die Karten von Belle-Isle, die er dem Könige zu zeigen wünſche (nicht: die der König zu ſehen verlange), hineinzupacken **). Sehr richtig bemerkt Fouquet, woher er denn gewußt habe, daß ſich die Karten dort befunden, warum er ein Käſtchen dazu mitgebracht habe, da man doch Landkarten zu rollen pflege, und drittens, ob er nicht mehr wiſſe, daß man ihm die erwähnten Karten ſchon in Nantes weggenommen habe? Wer kann es dem Angeklagten verargen, daß er hieraus alle Schlüſſe zieht, die man nur daraus ziehen kann, und daß er namentlich behauptet, Colbert habe ihm gerade diejenigen Papiere, mit denen er ſich vertheidigen könne, weggenommen, und falſche, die zu ſeinem Verderben gereichen ſollten, untergeſchoben. Daß wenigſtens die erſte Beſchuldigung nicht ungegründet iſt, beweiſen die Akten. Denn der König ſelbſt erklärte feierlich vor Präſidenten und Räthen im Parlament, daß allerdings Colbert ihm Papiere aus Fouquet's Wohnung überbracht hätte, daß ſie aber Staatsgeheimniſſe enthielten, mithin dem Gericht nicht mitgetheilt werden dürften ***). Kein Gericht der Welt wird dieſen Grund zureichend finden, da nicht blos dieſe oder jene einzelne Thatſache, ſondern die ganze Verwaltung ein Gegenſtand der Klage war, und er durch nichts in der Welt ſich rechtfertigen konnte, als durch ſeine Papiere und namentlich nicht durch Privatpapiere, ſondern durch ſolche, welche den Staat betrafen, alſo Staatsgeheimniſſe enthielten. Die Papiere, die man mir weggenommen hat, ſagt Fouquet, ſind gerade die wichtigſten, weil ſie die Nachweiſungen über meine Verwaltung enthalten. Es ſind die Briefe von Mazarin, Servien, Colbert. Jedermann weiß, daß Mazarin unumſchränkt regierte, daß nichts ohne ſeine Genehmigung geſchehen durfte, es iſt mithin unmöglich, daß ich im Laufe von neun Jahren nicht eine Menge Schreiben, Befehle u. ſ. w. von ihm erhalten haben ſollte; daſſelbe gilt von Servien, daſſelbe von ſeinen Sekretären, namentlich von Colbert. Allein in keinem Inventarium findet ſich (zwei oder drei Briefe ausgenommen) das mindeſte, weder vom Kardinal, noch von ſeinen Angeſtellten, kein Befehl über die ungeheuren Summen, die durch ihre Hände gegangen ſind. Und da ich ſoviele unnütze Papiere aufbewahrt habe, ſo wird mir kein Verſtändiger zutrauen, daß ich die, welche zu meiner Rechtfertigung dienen mußten, vernichtet hätte.

Ferner wird im Protokolle von Saint Mandé von zwei verſchloſſenen Koffern geſprochen, zu welchen der Schlüſſel fehle; in einem zweiten Protokoll ſind die Koffer offen, und man hat Papiere herausgenommen, ohne daß man erfährt, ob ſich der Schlüſſel gefunden, oder wer den Koffer geöffnet habe. Dies könnte vergeſſen ſeyn. Auffallend iſt es aber doch, daß in einem andern Protokoll, vom 23. Februar 1662, der Schloſſermeiſter zum Oeffnen eines Koffers geholt wird, nachdem das Protokoll unterzeichnet iſt und der Eine der Commiſſarien ſich bereits entfernt hat †). Ein ſolches Verfahren für abſichtslos zu halten, iſt ſchwer, beſonders, nachdem man folgendes Schreiben des Kanzlers Seguier an den Rath Benard geleſen hat, aus dem deutlich hervorgeht, daß man ungern andere als ganz vertraute Perſonen gebrauchte. „Ich ſchreibe Ihnen dieſe Zeilen, um Sie zu bitten, Sich mit Hrn. l'Aleman nach S. Mandé zu begeben, um an alle Orte dieſes Hauſes die Siegel anzulegen und ſie durch ſtarke Wachen ſicher zu ſtellen. Wenn der Herr Civillieutenant ſchon die Siegel angelegt hat, ſo werden Sie nichts thun; ſind dagegen Sie die Erſten, ſo hat er Befehl, nichts zu thun. Ich bin überzeugt, daß Sie ſoviel als möglich eilen werden (que vous ferez toutes les diligences nécessaires pour ce sujet)." Es lag alſo dem Kanzler ſehr am Herzen, daß die Herrn, die er hinſchickte, die Erſten ſeyn möchten. Sie kamen auch wirklich eher und fanden das Haus ſtatt von einer Civilbehörde von einer Militärwache beſetzt. — Ein großer Pack Papiere wurde von zwei Gerichtsbeamten für unnütz erklärt, in einen Sack geworfen und ſo in ein anderes Zimmer gebracht, wo ſie einige Zeit unbeachtet liegen blieben, wo man alſo allerdings hinweg und hinzu thun konnte. Später wird dieſer Sack wieder vorgebracht und das Erſte, was man darin findet, iſt eine Schrift, aus welcher hervorgehen ſoll, daß Fouquet jährlich von den Pächtern der Salzſteuer eine bedeutende Penſion erhalte *). Viele Papiere wurden gar nicht paraphirt, andere nur von Colbert's Vertrautem Foucault, der gegen allen Brauch vom Könige zum Greffier der Gerichtsbeamten gewählt worden war. Dies ſind nur einige von den unzähligen geſetzwidrigen Handlungen, die man ſich bei der Beſchlagnahme der Sachen zu Schulden kommen ließ.

Fouquet wurde vor eine Specialcommiſſion (chambre de justice) geſtellt, deren Mitglieder der König aus den verſchiedenen Parlamenten gewählt hatte. Auch dies war eine Verletzung des Rechts. Denn als Fouquet ſein Amt als Generalprocureur niederlegte, war er ſchon fünf und zwanzig Jahre Mitglied des Parlaments geweſen; mithin genoß er die Vorrechte der Veteranen, die ſelbſt nach ihrem Austritt Ehrenmitglieder blieben, eine berathende Stimme behielten und in Criminalfällen nur vom geſammten Parlament (grand' chambre) gerichtet werden konnten. Auch als Oberintendant konnte er nicht wieder vor eine chambre de justice geſtellt werden, die überdem nicht einmal competent war, über Staatsverbrechen zu urtheilen **). Aber abgeſehen davon, war auch die Wahl der einzelnen Richter von der Art, daß ſich Fouquet mit Recht darüber beklagen konnte. Mehrere, z. B. der Präſident des Gerichts, der Kanzler Seguier, der Generaladvokat Talon, einer der größten Juriſten ſeiner Zeit, waren ſo notoriſch Feinde des Angeklagten, daß ihre eigne Ehre erfordert hätte, zurückzutreten; Andere, z. B. Colbert's Oheim Puſſort, waren die nächſten Verwandten ſeiner Gegner oder ſtanden in ſo abhängigen Verhältniſſen zu ihnen, daß ſie ſchon deshalb nicht wohl für unpartheiiſch gelten konnten ***).

Indeß blieben Fouquet's Vorſtellungen unberückſichtigt, und der Prozeß begann. Die Verbrechen, deren man ihn anklagte, waren theils Staatsverbrechen, (crimes de lèze Majesté), theils Unterſchleife und Mißbräuche in den Finanzen.

Unter den Staatsverbrechen, die er begangen haben ſollte, war das Erſte das Niederſchreiben des Anfangs eines Planes, was ſeine Freunde thun ſollten, ihn zu retten, wenn ſeine Gegner es unternehmen würden, ihn zu ſtürzen. Dieſer Entwurf, der nicht einmal beendigt noch vielweniger ins Reine geſchrieben war, von deſſen Daſeyn, ſoviel ſich aus den Akten

---

*) Recueil des défenses de M. Fouquet I. pag. 7.

**) Ebendaſ. p. 199.

***) Ebendaſ. p. 30. Wie niederträchtig Colbert, der im J. 1680 über 10 Millionen beſaß, denken konnte, beweiſt unter andern ein Brief, den er den 31. Oct. 1659 aus Nevers an Mazarin ſchrieb, wovon ſich das Original auf der königl. Bibliothek befindet (Oeuvres de Louis XIV. t. I.). Ein von ihm empfohlener Verwandter hatte den Kardinal betrogen, da bittet er dieſen, das Verbrechen an allen ſeinen Verwandten zu ſtrafen: il n'est pas juste que V. E. en punisse l'auteur seul; ses graces n'ont point été personnelles, elles ont regardé toute ma famille: il est juste que V. E. la punisse toute entière; et pour moi, Monseigneur (der Titel, den Mazarin gern hörte), sans les ordres exprès de V. E. qui me retiennent, je m'en serois allé en poste le trouver avec tous mes frères, pour la supplier de nous punir comme le mérite un crime de cette nature. — — Je finis, m'estimant indigne de prendre la qualité ordinaire de très-fidèle serviteur de V. E. — Colbert."

†) Ebendaſ. pag. 262. Seguier's Schreiben, welches wir weiter unten anführen, findet man im nämlichen Bande S. 160.

*) Ebend. p. 199. findet man das Protokoll, welches hierüber die unverwerflichen Zeugniſſe der Juſtizbeamten enthält. Der König verlangt, man ſolle ihm die wichtigſten Papiere bringen; die Commiſſäre finden ſie aber ſo wichtig (de telle importance), daß ſie dieſelben ihrem Greffier Foucault nicht allein vertrauen wollen. Sie übergeben ſie dem Könige ſelbſt; „sur quoi nous aurions pris occasion de lui dire que nous étions obligé de l'avertir que, dans l'ordre, les pièces, que nous lui apportions, devoient être remises avec toutes les autres trouvées sous le dit scellé, et que nous supplions Sa Maj. de prendre en bonne part le dit avis, dont nous étions chargés de la part des dits Commissaires pour le bien de la Justice. Der König ſagt ihnen qu'il l'entendoit ainsi. Wer wird in der entgegengeſetzten Antwort des Königs, von der wir oben geſprochen haben, den Einfluß ſeiner Miniſter verkennen?

**) Ebendaſ. S. 46 und f. Wem die Prozeßſchriften nicht zur Hand ſind, der vergleiche Hist. de Louis XIV. par de la Hode Liv. XXVII. Dieſes Buch iſt bekanntlich unter zwei verſchiedenen Namen erſchienen; in der Ausg. bei J. Düren im Haag 1740 u. f. 6 Bände 4. iſt Bruzen de la Martinière, prem. Géogr. de S. M. Cathol. Secrétaire du Roi des deux Siciles et du conseil du Roi, auf dem Titel genannt, dagegen ſteht in der Ausgabe, die in denſelben Jahren in 6 Quartbänden bei Varrentrapp in Frankfurt und Chriſt in Baſel erſchienen iſt, der Name des wahren Verfaſſers, de la Hode, auf dem Titel.

***) Dies war die allgemeine Stimme; man leſe nur die Briefe der Frau von Sevigné und Conrart's Aufſatz über den Präſidenten von Nesmond. Daß ebenſo allgemein Colbert als die Triebfeder des ganzen Verfahrens angeſehen wurde, beweiſt ſchon Henault's furchtbares Sonett: Ministre avare et lâche u. ſ. w.

Digitized by Google

ergab, Niemand etwas erfahren hatte *), enthielt im Weſentlichen Folgendes: Seit längerer Zeit ſuche der Kardinal Mazarin ihm auf alle Weiſe zu ſchaden, indem er ihn bei dem Könige verläumde, ihm Feinde zu machen ſuche und ſogar im Schooße ſeiner Familie Zwietracht ſäe. Er müſſe daher fürchten, der Kardinal werde dabei nicht ſtehen bleiben. Da er nun aber theils aus Erfahrung theils aus des Kardinals Munde wiſſe, daß derſelbe mehrere ſeiner Feinde blos aus Furcht vor ihrer Rache geſchont habe, ſo könne er überzeugt ſeyn, daß, wenn der Kardinal einmal etwas gegen ihn unternehme, derſelbe Alles thun werde, um ihn für *immer* unſchädlich zu machen, daß er ihm alſo nicht blos ſein Amt, ſondern auch Freiheit und Leben rauben werde. Sowie er daher verhaftet würde, ſollten die Seinigen verhindern, daß das Parlament nicht zu eifrig einſchreite, damit der Kardinal nicht noch mehr erbittert werde; man ſolle ſich nur dafür verwenden, daß er ſeinen Bedienten, ſeinen Koch und ſeinen Arzt behalten dürfe; ſeine Frau ſolle ſich in ein Kloſter zurückziehen; ſeine Tochter mit ihrem Gatten, dem Grafen Charoſt, nach Calais gehen und den Platz in guten Stand ſetzen; daſſelbe ſolle mit Belle-Isle, Concarneau und einigen andern Orten geſchehen. Weiter ſolle man nicht gehen, ſo lange Mazarin ſich begnüge, ihn gefangen zu halten, beginne er aber Aergeres (s'il passoit outre), ſo müſſe er mündlich und ſchriftlich von allen ſeinen Verwandten und Freunden, namentlich vom Marſchall Fabert, beſtürmt werden. Helfe das nicht, ſo könne man etwa ein Manifeſt gegen die Gewaltthätigkeiten der Regierung ausgehen laſſen, das Parlament, die Geiſtlichkeit aufregen, einige Schiffe bewaffnen, um Lärm zu machen (pour faire crier), und allenfalls auch einige ſeiner heftigſten Feinde, z. B. Le Tellier, entführen **); ſeine Schiffe müſſe man mit fremden Soldaten und Matroſen bemannen, und den Viceadmiral Neuffchaiſe zu gewinnen ſuchen (cultiver), daß er Belle-Isle, wenn er den Auftrag erhalte, es zu belagern, nicht ernſtlich bedränge. Hierauf ſolle man durch gütliche Uebereinkunft ſeine Freilaſſung zu bewirken ſuchen, er wolle dann Bürgſchaft ſtellen, ſich am Kardinal nicht zu rächen. Bei jedem Schritt ſolle man ſeine treue Freundin, Madame Dupleſſis-Belliere, die von allen ſeinen Wünſchen genau unterrichtet ſey, zu Rath ziehen. Der Anfang war 1657, das Uebrige ohngefähr im Januar 1659 geſchrieben. — Fouquet's Vertheidigung über dieſen Punkt trägt den Stempel der reinſten Unſchuld ***); übrigens bedarf es ſeiner Vertheidigung gar nicht, wenn man erwägt, daß Mazarin, gegen welchen der Plan gerichtet iſt, geſtorben war, und daß es kein Geſetz giebt, durch welches Gedanken beſtraft werden. **Cogitationis poenam nemo patitur.**

Der zweite Klagepunkt war, Fouquet habe Belle-Isle befeſtigt. Fouquet hatte Belle-Isle vom Herzog von Retz gekauft, weil der König gewünſcht hatte, eine ſo wichtige Beſitzung in treuen Händen zu ſehen, er hatte an den Befeſtigungen arbeiten laſſen, weil es ihm ausdrücklich war befohlen worden *). Ueberdem hatte er nicht nur dem Könige ſelbſt mehrmals den Wunſch geäußert, Belle-Isle dem Staate zu verkaufen, ſondern es war auch erwieſen, daß der Commandant des Platzes, wie auch der von Concarneau, nicht die mindeſte Schwierigkeit gemacht hatte, die königlichen Truppen einzulaſſen.

Als drittes Staatsverbrechen wird angeführt, daß er das Gouvernement von Concarneau gekauft habe. Wie ein öffentlich mit Wiſſen des Kardinals Mazarin abgeſchloſſener Kauf auch nur ſcheinbar zum Verbrechen gemacht werden konnte, begreifen wir nicht. Uebrigens beſtritt Fouquet auch das Faktum, indem er angab, er habe Concarneau für ſeinen jüngſten Bruder gekauft.

Zum vierten wurde er angeklagt, er habe ſich von mehreren Perſonen ſchriftliche Verſprechen ihrer Treue und Ergebenheit ausſtellen laſſen. Man fand drei Schriften dieſer Art: Die Eine bezog ſich auf den Ankauf von Belle-Isle und war durchaus unverfänglich. Die Zweite, von einem Präſidenten des Oberſteuerhofs (cour des aides), *Maridor*, ausgeſtellt, enthielt allerdings ein geſetzwidriges Verſprechen, allein erſtlich hatte es Fouquet nicht gefordert, ſondern im Gegentheil Maridor's Verfahren getadelt, und zweitens war er nie, weder vorher noch nachher, in irgend eine nähere Verbindung mit Maridor getreten, hatte mehrere Verfügungen gegen ihn erlaſſen, und wenn er bei der cour des aides etwas zu ſuchen hatte, ſich nicht an ihn, ſondern an Andere gewendet. Alle dieſe Angaben wurden vom Präſidenten von Maridor im Verhör beſtätigt. — Die Dritte war von einem gewiſſen *Delandes* ausgeſtellt, der im Dienſt des Abbé Fouquet und Commandant von Concarneau geweſen war. Als die Brüder ſich verfeindet hatten, erklärte der Oberintendant, Delandes möge zwiſchen ihm und ſeinem Bruder wählen. Delandes beſprach ſich erſt mit dem Abbé und ſtellte hierauf *unaufgefordert* den Schein aus, wodurch er ſich dem Oberintendanten gegen Jedermänniglich verpflichtete, allein dieſer traute ihm nicht mehr und entließ ihn. Sie waren ſeitdem aus aller Verbindung **). Delandes muß ſich ebenfalls ſehr unſchuldig gefühlt haben, denn ſtatt zu entfliehen, ſtellte er ſich freiwillig als Gefangener in Sedan und in der Baſtille, wurde aber beide mal wieder in Freiheit geſetzt.

Wir gehen nun zur *zweiten* Klaſſe der Anklagen über, welche die Finanzen betreffen. Unter allen Zweigen der Staatsverwaltung iſt keiner ſchwieriger und verwickelter, als die Verwaltung der Finanzen. Nehmen wir nun dazu, daß Frankreich aus einem langen Bürgerkriege hervorging, der die Kräfte des Staats erſchöpft und die Menſchen demoraliſirt hatte, daß die ganze Form der Verwaltung höchſt verworren war, daß Mazarin, der im Trüben fiſchen wollte, die Verwirrung noch vermehrt hatte, daß er geſtorben war, ohne jemals Rechnung abgelegt zu haben, und daß er ein Vermögen von wenigſtens vierzig Millionen Livres hinterließ, die er größtentheils ſeit 1653, alſo in acht Jahren, zuſammengeſcharrt hatte; erwägen wir dabei, daß Fouquet vergebens um Mittheilung *ſämmtlicher* Papiere bat, die ſich auf ſeine Verwaltung bezogen, ſo iſt es klar, daß wir hier in ein Labyrinth von Zahlen gerathen müſſen, aus denen ſelbſt ein Mann vom Fach ſchwerlich den Ausgang fände. Wir wollen uns daher ſo kurz als möglich faſſen. In den zwei erſten Jahren meiner Verwaltung, ſagt Fouquet ***), fehlte es ſelten an Geld; die Pächter (gens d'affaires) zahlten

---

*) Gourville erzählt in ſeinen Memoiren (collection des mémoires rélatifs à l'histoire de Prouen p. Petitot et Monmerqué S. II. t. LII.) pag. 336. Fouquet habe ihm 1660 den Plan gezeigt; auf ſeine Bemerkung, daß er nicht auszuführen ſey, habe Fouquet ein Licht beſtellt, um ihn zu verbrennen, da aber Jemand dazu gekommen, habe er das Heft hinter einen Spiegel verſteckt, wo es nachher vergeſſen worden ſey. Ob Gourville die Zeit richtig angegeben hat, iſt zu bezweifeln; er ſagt *à peu près dans ce temps là* und man weiß, daß er ſeine Memoiren erſt 1702, als er 78 Jahr alt war, binnen fünf Monaten dictirte und ſich dabei zu ſehr auf ſein Gedächtniß verließ. So weiß er z. B. nicht einmal gewiß, ob Pelliſſon mit Fouquet verhaftet wurde. Wie Fouquet mit Mazarin ſtand, ſieht man am deutlichſten bei Gourville S. 325.

**) Wörtlich: „Une chose qu'il ne faudroit pas manquer de tenter, seroit d'enlever les plus considérables du conseil au moment de la rupture, comme M. Le Tellier et quelques autres de ses ennemis les plus redoutables.“ Wie auch hier das Gerücht vergrößerte, ſehen wir aus Conrart's Brief vom 29. Septbr. 1661 (tom. 48. pag. 257. der Petitot'ſchen Sammlung), wonach in dieſem Entwurf ſtehen ſoll, man müſſe Le Tellier auf die Folter ſpannen. Conrart, der dieß für wahr hält, glaubt doch auch, daß die Damenbillets, von denen er zwei ſehr energiſche liefert, erdichtet ſeyen.

***) Recueil t. II. p. 6 — 40. Man ſieht deutlich, daß der ganze Plan blos darauf berechnet war, dem Kardinal zu drohen. La Fare ſagt pag. 145: on lui fit faire beaucoup de choses en le menaçant. Beſchloſſene Sache war es nie, kaum mehr als ein eitler Traum zum Troſt ſeines Herzens. Das Original befindet ſich in den Handſchriften der königlichen Bibliothek, collect. 494. No. 384, woraus das Weſentlichſte in der Petitot'ſchen Ausgabe von Gourville's Memoiren S. 337. abgedruckt iſt.

*) Recueil t. II. p. 369 ſind die königlichen Dekrete abgedruckt. Im erſteren vom 20. Aug. 1658 heißt es: Sa Majesté a résolu *d'engager* quelqu'un de ses plus affidés serviteurs d'en traiter et pour cet effet n'ayant pu faire choix d'aucune personne qui ait donné plus de preuves de son zèle et de sa fidélité que le Sieur Fouquet, Conseiller etc. etc., Sa Majesté l'a *convié* de traiter de la dite terre et marquisat de Belle-Isle avec le dit Duc et la dite Duchesse de Retz — — — — *à la charge* néanmoins d'y entretenir une garnison suffisante pour la sûreté de la place, *et de faire les choses nécessaires pour sa conservation*“ etc. — Frau von Motteville ſagt: Collect. des Mémoires p. Petitot t. XL. p. 142: Les amis de Fouquet ont dit, et il est à croire qu'ils ont dit la vérité, que ce Surintendant, qui en effet étoit capable par son génie et par son esprit de beaucoup de grands desseins, avoit eu celui d'y faire bâtir une ville, dont le port étant bon devoit attirer tout le traffic du nord, et, privant Amsterdam de ces avantages, rendre par là un grand service au Roi et à l'état. Daß beide Fouquet, Vater und Sohn, weit ausſehende Pläne für Handel und Colonien hatten, und daß Colbert Manches daraus gelernt hat, beweiſen mehrere Stellen der Prozeßakten; dies gehört aber mehr in eine Geſchichte Colbert's.

**) Ebendaſ. p. 43—53. Conclusion p. 119, 124 und 141, wo man das Verhör über dieſe Punkte findet.

***) Recueil II. p. 61.

Digitized by Google

pünktlich und liehen gern; ſelbſt Privatleute gaben zu 15 Procent, was damals der gewöhnliche Zinsfuß war, bedeutende Summen. Dies rührte beſonders daher, daß man die Münzen, die Piſtolen von 12 zu 10 Livres und das Silbergeld in gleichem Verhältniß, herabgeſetzt hatte and daß die Herabſetzung nur allmählich von drei zu drei Monaten geſchah. Wer alſo baares Geld beſaß, eilte vor dem Termin zu zahlen oder ſonſt ſein Geld anzubringen. Es ging aber der Regierung wie ſchlechten Hausvätern; dieſe Leichtigkeit, mit der man die Kaſſen füllen konnte, verbunden mit der Nothwendigkeit, einige Schulden der vorigen Jahre abzutragen, machte, daß man die Einnahme der beiden nächſten Jahre 1655 und 1656 voraus verzehrte. Jetzt fehlte Geld und Credit. Wer vorher, um nicht die Zinſen und ein Sechstheil des Capitals einzubüßen, ſein Geld, wo er nur konnte, ausgeliehen hatte, ſuchte es jetzt, nachdem der Münzwerth feſtgeſetzt war, eben ſo eifrig wieder einzuziehn. Man war in groſer Verlegenheit (Nov. 1654). Die Einquartirung hatte die Provinzen erſchöpft, aus allen Steuerbezirken lieſen nur Klagen ein, Niemand wollte auf das Jahr 1657 etwas vorſchieſſen; die Garden murrten, die Schweizer wollten abziehen. Der Kardinal fürchtete einen neuen Banquerout. Er ließ die Pächter kommen, bat, drohte, allein je mehr er ſeine Verlegenheit zeigte, deſto furchtſamer verſchloſſen dieſe ihre Kaſſen. Endlich, fährt Fouquet fort, ließ der Kardinal mich kommen, er war in Verzweiflung, höchſt unwillig auf Servien, der ſeinen Erwartungen ſo wenig entſpreche. Ich ſagte ihm, daß mir die Lage der Finanzen noch nicht ſo verzweifelt ſcheine, nur müſſe man nicht an einen neuen Banquerout denken, ſondern im Gegentheil von dem vom Jahr 1648 nur mit Abſcheu reden; man müſſe die Renten und Beſoldungen pünktlich auszahlen, den Capitaliſten Zuverſicht einflößen, ſie guten Gewinn hoffen laſſen, kurz man müſſe vor allen Dingen das Vertrauen, die reichſte Quelle des Credits, wieder herſtellen. So erſchien das Dekret vom 24. Dec. 1654, wodurch die Verhältniſſe der beiden Oberintendanten dergeſtalt beſtimmt wurden, daß Servien die Etats machte und Fouquet den Bedarf herbeiſchaffen mußte. Dies war ſchwierig: der Hof brauchte Geld zu Feſten aller Art *), der Feldzug ſollte im Frühjahr mit verdoppelter Anſtrengung beginnen und man weiß, daß der junge König im Jagdkleide, mit der Reitpeitſche, man möchte ſagen königlich-burſchikos, in das Parlament ging, um nach einer derben Strafpredigt, die uns wenigſtens für ſein Alter nicht ganz paſſend ſcheint, die neuen Steuern, unter denen ſich auch das Stempelpapier und Abgaben von Taufen und Begräbniſſen befanden, in die Regiſter eintragen zu laſſen.

Der Kardinal ſchickte einen Generaletat der Summen, die er für beinahe ſämmtliche Ausgaben des Staats, für auswärtige Penſionen, für die Vergnügungen des Hofs, Ballette, Komödien, Hoftrauer und dergleichen nöthig hatte. In das Einzelne der Ausgaben ging er nie ein und die Gelder mußten jeden Monat dem Ueberbringer baar (manuellement) eingehändigt werden. Dieſe Summen beliefen ſich jährlich, je nachdem er die Schweizer und die Garden in den Kreis ſeiner Verwaltung zog oder davon ausſchloß, auf zwanzig bis dreiundzwanzig Millionen. Außerdem nahm er die Einkünfte aus den Steuerkreiſen von Chalons, Soiſſons, Amiens, Moulins und Grenoble, einige Jahre hindurch aus gewiſſen Steuerbezirken der Normandie, ſehr oft auch aus Sens und Beauvais. Unter dieſen Einnahmen des Kardinals ſind nicht begriffen ſeine Gehalte, ſeine eigenen Schuldforderungen, oder ſolche, die er den Häuſern Mantua und Modena, den Herrn Cenami, Cantarini und Hervart abgekauft hatte und wofür er nicht nur die Einkünfte aus den Steuerbezirken Xaintes, Rochelle, Les Sables, Marennes, ſondern auch mehrere andere Summen verwandte. Er ließ ſogar in den Kreiſen, die er ſich vorbehalten hatte, durch Lettres de cachet außerordentliche Steuern erheben, eine Handlung, die nach den Geſetzen den Tod verdient. So ſchloß er auch die Contrakte über das Kommißbrod der Truppen ab, ohne etwas Schriftliches auszuſtellen, und man kann ſich denken, wie das Brod war; die Geſchenke (pots de vin), welche die Pächter bei Erneuerung der Contrakte brachten, theilte er mit dem Könige, und der Theil, welcher dem Könige zufiel, war für das Spiel und die Vergnügungen beſtimmt, deren Beſorgung ebenfalls der Kardinal übernommen hatte. In dieſer Weiſe ging es bis zum Jahre 1658.

Am 16. Januar 1659 ſtarb Servien. Mazarin hatte oft geäußert, daß es dem Staatsdienſt ſehr nachtheilig ſey, zwei Intendanten zu haben, die ſich nicht ſelten gegenſeitig hemmten; demungeachtet fertigte er jetzt ſich ſelbſt unterm 19. Febr. einen königlichen Befehl aus, an Servien's Stelle gemeinſchaftlich mit Fouquet die Finanzen zu verwalten. Wahrſcheinlich, ſagt Fouquet, hatte ihn Colbert auf die Idee gebracht, weil dieſer vorausſah, daß Mazarin, der tauſend läſtigen und kleinlichen Arbeiten, welche das Finanzweſen erfordere, bald müde ſeyn, und die Geſchäfte nach und nach ihm übertragen werde. Der Kardinal fing nun an, mit mir, Hervart und Colbert zu arbeiten; er brauchte Geld und forderte zuerſt Hervart, und, wie dieſer ſich entſchuldigte, mich auf, zu mehreren dringenden Ausgaben Vorſchüſſe zu leiſten. Ich entſchuldigte mich ebenfalls, indem mein Credit durch die Verzögerung meiner Beſtallung ſeit Servien's Tode plötzlich geſunken ſey, und forderte ihn zu Vorſchüſſen auf, zu denen er ſich ja ohnedies für den Nothfall oft erboten hätte. Kurz er ſah ein, daß er ſich zu einem falſchen Schritte hatte verleiten laſſen, und zwei Tage nachher, den 21. Februar, war Fouquet allein Oberintendant *). Sein Verhältniß zum Kardinal blieb daſſelbe; was er that, wurde gut geheißen; dagegen ward die Stellung zu Colbert täglich feindlicher. Seit Mazarin's Tode that Fouquet nichts, ohne den König zu fragen und ohne es Colbert, an den ihn der König gewieſen hatte, mitzutheilen. Es war ſchwer, Geld zu bekommen, weil die neue Regierung, was auch Ludwig ſelbſt an mehreren Stellen ſeiner Denkwürdigkeiten ausſpricht, noch kein Vertrauen hatte; für die kleinſten Summen wurden wenigſtens fünfzehn Procent gefordert. Ich entſchloß mich, ſagt Fouquet weiter, nicht mehr als zehn Procent zu bewilligen, und ſagte dem Könige, daß ich dafür Geld zu bekommen hoffte, wenn ich der Heiligkeit ſeines Wortes vertrauen könnte, daß die Leihenden geſichert ſeyen. Der König fand meine Vorſchläge zweckmäßig, und ſo gelang es, auf meinen Credit, vom März bis zum September gegen zwanzig Millionen herbeizuſchaffen. Der König ſah Alles, billigte Alles **). Man ſchlug zur Vergrößerung des Staats außerordentliche Unternehmungen vor, wozu Millionen baares Geld erfordert wurden, ich antwortete ſtets, daß der Ruhm des Königs nie aus Geldmangel leiden würde; der König überzeugte ſich, daß alle groſen Staaten Europa's Mangel litten und oft ihre größten Intereſſen gefährden mußten, weil es ihnen an 100,000 Thalern fehlte; daß Spanien mit den Schätzen Indiens ſeine Einkünfte zehn Jahre voraus aufzehre, während Frankreich nach meiner feſten Ueberzeugung im Laufe eines Jahres ſeine Rückſtände getilgt haben würde. Darauf erzählt Fouquet, wie er dem Könige eine Million geſchenkt, und wie dieſer ſie mit Dank angenommen und nach Vincennes habe bringen laſſen, „wo ſie vielleicht noch iſt, ſo gut wie ich.“

Nach dieſem kurzen Abriß ſeiner Verwaltung, deſſen Inhalt in den Hauptpunkten wohl richtig ſeyn muß, weil er nicht widerlegt worden iſt, ſucht Fouquet aus der ganzen Art der Verwaltung, wie ſie ſchon unter den früheren Oberintendanten beſtand, zu beweiſen, daß es bei den einmal beſtehenden Formen dem Oberintendanten unmöglich war, die Amtsführung ſeiner Untergebenen genau zu beaufſichtigen, und daß Mazarin, den er öfter darum anging, ſich fortwährend weigerte, dieſe Dinge zu ändern ***). Da Fouquet auch hier ſich auf ſeine Correſpondenz mit Mazarin beruft, die man ihm vorenthält, ſo hat er offenbar ein Recht, wenigſtens von ſeinen Richtern Glauben zu fordern, und wenn man bedenkt, welch ungeheures Vermögen Mazarin hinterließ, ſo begreift man leicht, daß er ſeine Gründe hatte, ſich jeder Verbeſſerung zu widerſetzen. Wahrſcheinlich hatte aber auch Fouquet ſeine Gründe, nicht allzu feſt auf ſeinen Vorſchlägen zu beſtehen †). Die einzelnen Anklagen über Fouquet's Untreue in der Verwaltung des Staats-

*) Montglat t. IV. p. 80 Der König tanzte ſchön, war in Fräulein Manzini verliebt, und die Königin Mutter war wie andere Mütter auch: ſie ſah ihren Sohn gern tanzen und gab ſogar einen Ball, pour faire admirer le Roi, wie Frau von Motteville erzählt.

*) Recueil II. p. 85 Après une longue discussion de toutes ces choses, il (Mazarin) quitta la plume qu'il avoit prise à deux ou trois reprises pour commencer à signer, et tout son travail aboutit à dire a Monsieur Hervart en ma présence: On m'a fait faire ici un méchant pas. Man ſieht, daß Fouquet den geizigen Prieſter ſchlau zu packen wußte.

**) Ebendaſ. p. 97. „Le Roi a vu et lu lui-même le détail, une ou deux fois par semaine, approuvé la recette, la dépense, les prêts, les intérêts, les traités.“

***) Ebendaſ. p. 108.

†) Gourville erzählt unter dem Jahr 1659 S. 323. von einem grand projet, que M. Colbert envoyoit à M. le Cardinal pour le rétablissement des finances, qui étoient en grand désordre. Il projettoit une chambre de justice, et par conséquent la perte de M. Fouquet. — — Il en faisoit M. Talon procureur-général, enfin de de la manière qu'elle fut établie, quand M. Fouquet fut arrêté. Fouquet und Gourville ſchrieben das Project ſchnell ab; dieſe Abſchrift fand ſich unter Fouquet's Papieren und der König ſah ſie. Colbert vouloit faire connoitre au Roi qu'il avoit pensé au remède — — — — mais que c'étoit la faute de M. le Cardinal de n'avoir pas écouté son projet. Alſo nicht Fouquet's Schuld.

Digitized by Google

haushalts wurden unter acht Rubriken gebracht, die wir kurz berühren wollen.

I. Er habe, um Zinſen nehmen zu können, unnöthige Anleihen gemacht und ſogar Anleihen in ſeinen Rechnungen aufgeführt, die gar nicht exiſtirt hätten. Allein es iſt erwieſen, daß von 1653 bis 1661 die Ausgaben fortwährend die Einnahme überſtiegen; folglich mußte geborgt werden und da die Contracte von Servien unterzeichnet wurden, der allein die Summen des Bedarfs zu beſtimmen hatte, ſo war es wenigſtens bis 1659 geradezu unmöglich, daß Fouquet auf dieſe Weiſe betrog. Tauſend Schreiben des Kardinals ſprechen von der Nothwendigkeit, Anleihen zu machen, und nach ſeinem Tode, fährt Fouquet fort, hat mich der König auf ſein Wort verpflichtet, mit meinen Vorſchüſſen, die ſich in Zeit von ſechs Monaten auf beinahe zwanzig Millionen beliefen, fortzufahren, weil die Pächter dem Könige ſelbſt nicht leihen wollten, und die Zahlungen, zu denen ſie ſich verpflichteten, theils unbedeutend waren, theils nicht ſchnell genug eingingen, um die nöthigſten Ausgaben zu decken. Noch den Tag vor ſeiner Abreiſe nach Nantes hat der König ſelbſt 20,000 Piſtolen von mir verlangt, ja ſogar den letzten Tag vor meiner Verhaftung hat mich Colbert gebeten, auf meinen Credit 88,000 Livres für die Marine aufzunehmen *).

II. Er habe dem Könige Geld vorgeſchoſſen, was ihm in ſeiner Stellung als Ordonnateur, nicht erlaubt geweſen ſey **). Erſtlich war er nicht Ordonnateur; dies war Servien, oder eigentlich der Kardinal; zweitens beſtand kein Geſetz, das eine ſolche Handlung verbot, und drittens hatte man die Vorſchüſſe mit Dank angenommen.

III. Er habe die Staatskaſſe und ſeine eigene nicht geſondert und königliche Gelder zu Privatzwecken verwendet ***). Wer nur einigermaßen mit Verhältniſſen dieſer Art bekannt iſt, wird wiſſen, wie ſchwer und leicht zugleich hier die Anklage und die Vertheidigung iſt. Soviel iſt ausgemacht, daß jeder Finanzminiſter, der ſich einmal ähnlich zu vertheidigen hat, wohl thun wird, dieſe Schriften zum Muſter zu nehmen.

IV. Er habe unter falſchen Namen an Pachtungen und Anleihen zu Spottpreiſen (à vil prix) Antheil genommen ****). Fouquet geſteht, daß er allerdings, wenn er im Vorſchuß geweſen, königliche Gefälle als Zahlung genommen habe; nur ſey dies nicht zu niedrigen Preiſen geſchehn, im Gegentheil habe er, wenn er den Preis zu niedrig befunden, den Ueberſchuß in die Staatskaſſe geliefert. Uebrigens habe man ſolche Geſchäfte ſo wenig für unrecht oder ehrenrührig gehalten, daß nicht blos der Kardinal, ſondern der Kanzler, Le Tellier und viele Andere daran Theil genommen †). Le Tellier ſey ja noch am Leben und könne es bezeugen. Endlich aber laſſe ſich leicht beweiſen, daß dieſe Gefälle durch die Theilnahme angeſehener Staatsbeamten im Werthe geſtiegen ſeien, folglich das, was man zum Verbrechen mache, im Gegentheil Dank verdiene.

V. Er habe von den Pächtern der Einkünfte Geld genommen und ihnen dafür beſſere Bedingungen zugeſtanden. Auch hier konnten die Richter durchaus keinen Beweis finden. Das Einzige, was mit einigem Scheine gegen ihn gebraucht werden konnte, war eine Erklärung, durch welche die Intereſſenten der Salzpacht, die im Jahr 1656 anfangen ſollte, dem Herrn N. N. (der Name war nicht geſchrieben) verſprachen, ihm für ſeinen Antheil eine jährliche Abſchlagsſumme zu bezahlen ††). Dieſe Schrift enthielt durchaus nichts Verbrecheriſches, denn warum konnte nicht ein Theilnehmer ſich mit ſeinen Mitintereſſenten auf ſolche Weiſe abfinden? Uebrigens war ja der Name des präſumirten Verbrechers nicht ausgeſchrieben. Fouquet macht es durch ein Billet aus jener Zeit, worin es heißt, man ſolle Mazarin's vertrautem Kammerdiener Bernouin ſogleich ganz geheim 10,000 Piſtolen in Gold einhändigen †††), ziemlich wahrſcheinlich, daß der Kardinal gemeint war, dem dergleichem immer in Gold ausgezahlt werden mußte.

VI. Er habe veraltete Staatsſchuldſcheine (des billets surannés) unter dem Nominalwerth (au denier trente) gekauft und ſie dem Könige zum vollen Werth angerechnet *). Fouquet leugnet das Factum nicht unbedingt, leugnet aber den Vortheil, den er dabei gehabt haben ſoll. Man war oft, wenn man Geld haben wollte, genöthigt, ſchlechte Papiere mit anzunehmen; die Anleiher machten es zur Bedingung, und der Staat war in ſo dringender Noth, daß er ſich allerlei läſtige Bedingungen gefallen laſſen mußte **).

VII. Er habe gewiſſe ſchlechte Scheine, welche der Schatzkammer hätten müſſen übergeben werden, gegen gute Fonds ausgetauſcht, und daraus zum Nachtheil des Staats großen Gewinn gezogen. Die Sache iſt ſo verwickelt, Fouquet's Vertheidigung ſo gewandt, und, wenigſtens ſcheinbar, ſo gründlich, die Zeugniſſe ſo widerſprechend, daß wir jedem Urtheil darüber entſagen. Schon ſeine Richter fanden, daß er ſich beſonders über dieſen Punkt unübertrefflich vertheidigt habe ***).

VIII. Seine Verwaltung ſey in jeder Beziehung ſchlecht geweſen, er habe nichts gethan, was dem Staate genützt, aber ſehr viel, was dem Staate geſchadet habe; er habe unter unvortheilhaften Bedingungen Verträge abgeſchloſſen, königliche Güter unter dem Werth weggegeben und durch ſchlechte Ausgaben durchgebracht; er habe kein ordentliches Regiſter gehalten und könne überhaupt von nichts Rechenſchaft geben †).

„Da man mir mein Amt ſo lange gelaſſen hat, erwiedert Fouquet auf dieſe Anklage zuerſt, da man ſogar meinen Eifer und meine Fähigkeit vielfältig geprieſen und mir, wie ich beweiſen kann, Belohnungen zugeſichert hat, ſo kann ich mein Amt ſo ganz ſchlecht doch nicht verwaltet haben. Auch hat der Staat, ſo lange ich im Amte bin, aus Mangel an Geld keinen weſentlichen Nachtheil gehabt. Die Verträge habe ich geſchloſſen, ſo gut ich konnte; was jetzt nachtheilig ſcheint, kann damals ſehr wünſchenswerth geweſen ſeyn. Kein Zeuge behauptet, er habe vortheilhaftere Bedingungen angeboten und ſey von mir zurückgewieſen worden. Im Gegentheil beweiſen die vielen Beiſpiele, wo ich gerade gegen diejenigen, mit denen ich am beſten ſtand, höhere Gebote veranlaßt habe, daß Niemand zum Nachtheil des Staats von mir begünſtigt worden iſt. Regiſter zu halten iſt kein Oberintendant verpflichtet; dazu ſind eigne Beamte angeſtellt. Ueber die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der Ausgaben mußte man von Servien und noch mehr vom Kardinal Rechenſchaft fordern. Indeß will ich mich auch dazu verpflichten, ſobald man mir meine Papiere zuſtellt, und mir erlaubt, mit meinen Untergebenen zu arbeiten.“ —

Es iſt hier nicht der Ort, Fouquet's Verwaltung ausführlich auseinanderzuſetzen, und noch weniger kann es unſere Abſicht ſeyn, Fouquet's Advokat zu werden, oder Colbert's unläugbare Verdienſte zu ſchmälern; wir wollen nur andeuten, wie ungerecht der Vorwurf war, ſeine Verwaltung ſey durchaus ſchlecht geweſen. Auch Fouquet förderte Handel und Fabriken, ſo daß ſchon im Jahr 1658 für achtzig Millionen Franken unſeres Geldes franzöſiſche Manufakturwaaren nach England und Holland ausgeführt wurden, ohne daß der Ackerbau dadurch litt; er ſelbſt legte Fabriken an, forderte reiche Privatleute zu ausgedehnten Unternehmungen auf, und trug vielleicht das Meiſte dazu bei, daß die franzöſiſchen Colonien dem Staate erhalten wurden ††). Daß er nicht ſo viel thun konnte, als Colbert, lag zum Theil in den Verhältniſſen, und wenn ſeine ganze Verwaltung auch in der That geweſen wäre, wofür man ſie ausgab, ſo gehörte dies nicht in den Kreis einer richterlichen Unterſuchung,

*) Recueil II. p. 142.

**) Ebendaſ. p. 146.

***) Ebendaſ. p. 160.

****) Ebendaſ. p. 176.

†) Daß Fouquet in dieſen Dingen vollkommen Recht hat, ergiebt ſich unter andern aus Gourville's Unterhandlung mit Mazarin über die Grundſteuer von Guienne. Fouquet war dagegen, M. le Cardinal lui répondit qu'il lui étoit dû deux millions, sept cent mille livres des avances qu'il avait faites pour le service du Roi, dont M. Fouquet lui devoit donner des assignations; qu'il se contenteroit volontiers qu'il lui en donnât sur le traité que je ferois.

††) Ebendaſ. p. 204.

†††) Ebendaſ. p. 214.

*) Ebendaſ. 224.

**) Gourville Mémoires t. LII. der Sammlung von Petitot pag. 318. Le désordre étoit grand dans les finances (im Jahr 1657); la banqueroute générale, qui se fit (1648) lorsque M. le maréchal de la Meilleraye fut Surintendant des finances, remplit tout Paris de billets de l'épargne, que chacun avait pour l'argent qui lui étoit dû; et en faisant des affaires avec le Roi, on mettoit dans les conventions que M Fouquet renouvelleroit de ces billets pour une certaine somme: on les achetoit communément au denier dix; mais après que M. le Surintendant les avait assignés sur d'autres fonds, ils étoient bons pour la somme entière. Messieurs les trésoriers de l'épargne s'avisèrent de faire si bien par leurs manigances, qu'ils ôtoient la connoissance de ce que cela étoit devenu. M. Fouquet en rétablissant toujours de nouveaux, ces messieurs s'accommodoient avec ceux qui en avoient entre les mains, et les passoient dans leurs affaires. Cela fit beaucoup de personnes extrêmement riches: cependant, parmi ce grand désordre, le Roi ne manquoit point d'argent; et ayant tous ces exemples devant moi, j'en profitai beaucoup.

***) Recueil II. pag. 229 bis 289. Lettres de Mad. de Sevigné éd. de Grouvelle I. p. 52.

†) Recueil II. p. 290.

††) Man vergleiche die Memoiren von J. de Witt und die Recherches et Considérations sur les finances de France p. Forbonnois.

Digitized by Google

am wenigſten, wenn die Richter, wie es hier der Fall war, nichts von der Sache verſtanden. Dieſes Verfahren iſt doppelt auffallend, da ſogar Colbert, der gewiß nicht gern Gutes von Fouquet ſagte, der ſeine Intriguen und ſeine „erſchrecklichen Beſtechungen“ mit den härteſten Farben ſchildert, wie wir aus ſeiner Correſpondenz mit Mazarin ſehen, dennoch ſeinen großen Talenten und Kenntniſſen unbedingte Achtung zollt *).

Den ſicherſten Beweis, daß Fouquet nicht ehrlich ſeyn könne, glaubte man in der Menge und Pracht ſeiner Güter und Häuſer, in dem Aufwande ſeines ganzen Lebens gefunden zu haben. Das Verhör hierüber erſtreckte ſich auf die unbedeutendſten Dinge, allein es zeigte ſich auch hier, daß man ſich wenigſtens zum Theil getäuſcht hatte **). Fouquet beſaß theils von ſich, theils von ſeiner Frau, ein ſehr bedeutendes Vermögen; er beſaß nebſt der Stelle als Generalprocureur, die allein eine Million werth war, Vaux-le-Vicomte, Meiûn, Kerraoul und einige andere Güter in der Bretagne, ehe er Oberintendant wurde, und, was er ſpäter gekauft hatte, etwa für 2½ Million Livres, war er faſt ohne Ausnahme ſchuldig geblieben. So ſtand auf Belle-Isle, deſſen Ankauf 1,300,000 Liv. gekoſtet hatte, beinahe noch eine Million fremdes Geld. Seine ausſtehenden Capitalien beliefen ſich noch nicht auf eine Million, ſeine Schulden ungefähr auf zwölf Millionen, ſo daß alſo, wenn man ſeine ganze Habe dagegen ſetzt, noch eine Schuldenlaſt von einigen Millionen übrig bleibt. Nimmt man hierzu, daß er als Oberintendant ein ſehr anſehnliches Gehalt hatte ***), daß ihm eine Menge Mittel zu Gebote ſtanden, ſich auf erlaubte Weiſe zu bereichern, daß er mit eignen Schiffen Seehandel trieb †), ſo können ſeine Veruntreuungen, wenn man ſie aus ſeinen Ausgaben erweiſen will, nicht ſehr bedeutend geweſen ſeyn.

Man legte ihm zwar die Rechnungen vor, nach welchen die Gebäude und Gärten zu Vaux, woran ſeit 1640 gebaut worden war, achtzehn Millionen Livres gekoſtet haben ſollten, was nach dem ſpätern Geldwerth zwiſchen dreißig und vierzig Millionen betragen würde, allein Fouquet ſetzte weitläuftig auseinander, daß die Rechnungen ſich auch auf andere Dinge erſtreckten, ſo das alſo hier, wie es ſcheint, ebenfalls übertrieben worden iſt ††).

Am eifrigſten vertheidigte ſich Fouquet gegen die Briefe vieler Damen, die man nebſt Locken und andern Liebeszeichen unter ſeinen Papieren gefunden haben wollte. Dieſe Briefe cirkulirten in ganz Paris und beſchimpften den Ruf vieler Frauen, die man bis dahin allgemein für unbeſcholten gehalten hatte. Selbſt Frau von Sevigné, die gewiß im unverfänglichſten Sinne des Wortes, ſoweit ihr Charakter es zuließ, Fouquet's Freundin war, ſah ſich genöthigt, Paris zu verlaſſen und einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. „Die Hölle, ſagt Fouquet, haben die Leute verdient, die ihre ſchändlichen Machwerke unter meine Papiere gelegt haben, um den König und alle rechtlichen Menſchen gegen mich zu erbittern. Um recht gewiß zu ſeyn, daß ihr teufliſches Vorhaben gelinge, haben ſie Namen von Perſonen eingemiſcht (die Valliere), welche den König beſonders gegen mich erbittern konnten. Man hat ſich hinter die Autorität des Königs geflüchtet, um mir die Unterſuchung gegen die Urheber dieſer ſchändlichen Papiere zu verweigern, und mir bleibt kein menſchliches Mittel, die Wahrheit an das Licht zu ziehen. Aber ich bitte den lebendigen Gott, den Rächer der Meineide, in deſſen Gegenwart ich dieſes niederſchreiben laſſe †††), mich ohne Barmherzigkeit zu verderben, wenn dieſe ehrloſen Briefe jemals zu meinen Papieren gehört haben, und ich flehe zur göttlichen Gerechtigkeit, dieſe Wahrheit ſo offenkundig werden zu laſſen, daß der König erfahre, welchen niedrigen Verrath man nicht blos an mir, ſondern auch an Seiner Majeſtät begangen.“ — Hat Fouquet Recht, zu welcher bodenloſen Schlechtigkeit hätten ſich ſeine Feinde erniedrigt. Und hat er nicht Recht, warum verweigerte man ihm, warum forderte man ihn nicht vielmehr auf, die Verläumder aufſuchen zu laſſen? — Wie dem aber auch ſey, welches Recht hatte man, dieſe Briefe bekannt zu machen, und die achtbarſten Familien zu entzweien und zu beſchimpfen?

Daß aber wirklich wenigſtens ein Theil der angeblichen Liebesbriefe untergeſchoben war, wollen wir zu beweiſen ſuchen. Der Abbé Choiſy hatte Abſchriften von allen geſehen und zweifelt ſelbſt an der Aechtheit. Als Fouquet verhaftet wurde, ſagt Choiſy, fand man in ſeinen Taſchen eine Menge Briefe an Frauen, die für das Geld, welches er ihnen täglich ſchickte, ſehr dankbar ſchienen. Unter andern fand man folgendes von Pelliſſon corrigirte Concept eines Briefes an eine Dame: „Da es mein einziges Vergnügen (plaisir) iſt, Sie zu lieben, ſo dürfen Sie nicht zweifeln, daß ich mir eine Freude (joie) daraus mache, Sie zu befriedigen. Ich hätte indeß gewünſcht, daß die Angelegenheit, welche Sie ſo ſehnlich gewünſcht haben, rein von mir gekommen wäre, allein ich ſehe wohl, daß immer etwas mein Glück ſtören muß. Und ich geſtehe, mein theures Fräulein, daß es zu groß ſeyn würde, wenn es die Glücksgöttin nicht zuweilen mit einigen Widerwärtigkeiten begleitete. Sie ſind Schuld an tauſend Zerſtreuungen heute, als ich mit dem Könige redete; indeß, ſeine Angelegenheiten kümmern mich wenig, wenn nur die Ihrigen gut gehen.“ *) Um ein ſo albernes Billet zu ſchreiben, hätte Fouquet, der zu den Gebildetſten ſeiner Zeit gehörte, nicht nöthig gehabt, Pelliſſon, der allerdings ſeine wichtigſten Briefe ſchrieb, zu Hülfe zu rufen. Und wozu trug er denn die vielen Liebesbriefe in ſeiner Taſche, als er zum König ging? Er war den Tag vorher ſo heftig fieberkrank, daß er ſich zu Bette legen mußte, hatte dabei eine Menge Geſchäfte beendigt, mit mehreren Deputirten der Stände ſich beſprochen, war erfüllt von allerlei Sorgen und Plänen und doch hätte er den andern Morgen nichts Eiligeres zu thun gehabt, als die Dankbriefe der Damen in die Taſche zu ſtecken! Auch weiß Brienne, der genau unterrichtet iſt, nichts von Liebesbriefen, wohl aber, und das iſt allerdings glaublicher, von wichtigen Rechnungen, die man in ſeinen Taſchen gefunden habe. Ein anderes Billet trägt den Stempel der Unächtheit noch offner. Madame Dupleſſis-Belliere, die es geſchrieben haben ſoll, war ganz anerkannt eine Frau von außerordentlichem Geiſt und Verſtand. Nun leſe man das Original in der Anmerkung **), und urtheile, ob eine in den höheren Kreiſen gebildete, kluge und geiſtreiche Frau,

*) Oeuvr. de St. Simon t. IX. p. 252 u. ff.

**) Vorzüglich Conclusion von S. 19. an.

***) Seine ſämmtlichen Einkünſte, Gehalt, Gratifikationen, Zinſen betrugen jährlich über 350,000, alſo in 9 Jahren über 3,150,000, Livres. Recueil des défenses II. p. 343.

†) Conclusion p. 214. Recueil t. III. p. 358. Kurz zuſammengezogen ſind die Nachrichten darüber Suite de Recueil III. pag. 31: Tout le monde sait, que mon pere a été employé aux affaires de la mer jusques à sa mort; on sait qu'apres sa mort j'ai continué dans la même affection; lui et moi avons été de toutes les compagnies de cette nature; nous avons eu des habitations et des colonies dans l'Amérique; nous y avons envoyé des vaisseaux tous les ans.

††) Volt. Siècle de Louis XIV., Oeuvr. ed. de la soc. typogr. 1785 tom. XXI. pag. 92. in der Note. Les comptes qui le prouvent étaient à Vaux, aujourd'hui Villars, en 1718, et doivent y être encore. M. le Duc de Villars, fils du maréchal, confirme ce fait. Voltaire iſt indeß kein gültiger Gewährsmann. Er wollte auch wiſſen, und zwar von Fouquet's Schwiegertochter, der Gräfin von Vaux (t. XXI. p. 98.), F. ſey nicht im Gefängniß geſtorben. Selbſt Choiſy ſpricht nur von neun oder zehn Millionen.

†††) In Gegenwart Artagnan's und ſeiner Rechtsbeiſtände. Suite du Recueil t. VII. p. 95. Frau von Lafayette ſagt: la seule qui fut convaincue ce fut Meneville, une des filles de la Reine, et une des plus belles personnes. Elle fut chassée. Histoire de Madame Henriette d'Angleterre. Collection etc.: tom. 64. pag. 404.

*) Choisy I. p. 189. Man glaubte, es ſey an das Fräulein Montalais gerichtet geweſen.

**) Delort hat, Détention des philosophes t. I. p. 15, den Brief mitgetheilt, ohne zu ſagen, wo er ihn gefunden hat. Er ſcheint ihn für ächt zu halten. Das Datum fehlt. „Je ne sais plus ce que je dis, ni ce que je fais, lorsqu'on résiste à vos intentions. Je ne puis sortir de colère, lorsque je songe que cette demoiselle de La Vallière a fait la capable avec moy. Pour captiver sa bienveillance, je l'ay encensée par sa beauté, qui n'est pourtant pas grande; et puis luy ayant fait connoitre que vous empêcheriez qu'il le luy manquât jamais de rien, et que vous aviez vingt mille pistoles pour elle, elle se gendarma contre moy, disant que vingt cinq mille (nach einer andern Lesart vingt millions; das läßt ſich hören) n'étoient pas capables de luy faire faire un faux pas; et elle me répéta cela avec tant de fierté que, quoique je n'aye rien oublié pour la radoucir avant de me separer d'elle, je crains fort qu'elle n'en parle au Roi, de sorte qu'il faudra prendre le devant. Pour cela ne trouvez-vous pas à propos de dire, pour la prévenir, qu'elle vous a demandé de l'argent, et que vous luy en avez refusé; il la rendra suspecte pour la Reine-mère. La grosse femme Brancas et de Grave vous en rendront bon compte: quand l'une la quitte, l'autre la reprend. Enfin je ne sais point de différence entre vos intérêts et mon salut. La politique a voulu que je visse l'aigle (?): il m'a paru un fort bon homme, mais fort dupe en nos affaires; je luy ay donné de la pature pour trois mois, et je luy ay fait avaler cela le plus doucement du monde. En vérité on est heureux de se mêler des affaires d'un homme comme vous: votre mérite applanit toutes les difficultés; et si le ciel vous faisoit justice, nous vous verrions un jour la couronne fermée.“ Wie plump und gemein! Etwas anders erzählt die Sache

Digitized by Google

ſelbſt in einer Zeit, wie die damalige, wo Benſerade's ſchmutzige Anſpielungen für ſeine Galanterie galten, im Stande iſt, ſo etwas zu ſchreiben. Man urtheile, ob nicht, wie auch in dem zuvor angeführten Briefe, jedes Wort darauf berechnet ſcheint, den König noch mehr zu erbittern.

Nachdem dieſe merkwürdige Unterſuchung, die außer Fouquet noch einer großen Menge Perſonen verderblich wurde, bereits drei Jahre gedauert hatte, ward Fouquet am 14. November 1664 vor ſeine Richter geſtellt, um noch mündlich auf die gegen ihn vorgebrachten Klagen zu antworten. Obgleich durch Krankheit, Kummer und Kerker, ſelbſt durch freiwillige Faſten und Büßungen abgemattet, ſprach er doch mit außerordentlicher Kraft und Gewandtheit, und leiſtete auf ein Crucifix den Eid, daß er die lautre Wahrheit geſagt habe, mit ſolcher Erbauung, daß der größte Theil der Richter davon ergriffen wurde. Der Generaladvokat Talon, ſeit Jahren Fouquet's perſönlicher Feind, der das Amt des Generalprocureurs bei der Chambre de Justice verſah, hatte in einer ſehr leidenſchaftlichen Schrift, worin Alles, was die Schuld mildern konnte, unterdrückt, jede Verletzung der geſetzlichen Formen vertheidigt wurde, den Antrag gemacht, Fouquet als überwieſenen Verbrecher der beleidigten Majeſtät und als Staatskaſſendieb mit dem Strang hinzurichten und ſeine Güter zum Beſten des Staats einzuziehen. Wahrſcheinlich aber fand doch die Parthei ſelbſt ſeine Sprache zu ungemäßigt; denn er vergaß ſich ſo ſehr in ſeinem Dienſteifer, daß er ſogar einen unmäßigen Ehrgeiz, welcher leicht in Staatsverbrechen ausarte (qui dégénère aisément en crime de Lèze Majesté), unter Fouquets Verbrechen aufzählte, alſo das, was vielleicht einmal mit der Zeit Verbrechen werden konnte, ſchon als wirkliches Verbrechen beſtrafen wollte; er wurde daher entfernt *) und an ſeine Stelle trat der ruhigere Chamillart, der, nur mit milderer Form, den Anſichten ſeines Vorgängers folgte. Er wählte blos einen andern Ort für den Galgen und wollte, daß die Armen 40,000 Livres bekommen ſollten. Dagegen erſtattete der Maitre des Requetes, Lefevre d'Ormeſſon **), einen Bericht, der einen und einen halben Tag dauerte. Er zeigte, daß der Entwurf, auf welchen das Verbrechen der beleidigten Majeſtät begründet werden ſollte, nur das Ergebniß einer vorübergehenden Leidenſchaft geweſen und ohne Folgen geblieben ſey. Was das Peculat angehe, ſo könne der Schein, welcher gegen Fouquet ſey, keine ſichere Grundlage bieten, da ſeine Papiere, durch welche er ſich, ſeiner Angabe nach, rechtfertigen könne, ihm genommen worden ſeyen, und man außerdem, um zu einem vollſtändigen Urtheil darüber zu gelangen, eine Unterſuchung anſtellen müßte über das Vermögen, welches der Kardinal Mazarin hinterlaſſen habe, weil der größte Theil deſſelben nur aus den Summen herrühren könne, die ihm Fouquet habe geben müſſen ***). Der Parlamentsrath von Sainte-Helene, der dem erſten Berichterſtatter beigegeben war, ſprach zwei und einen halben Tag und ſtimmte für die Todesſtrafe, indem er zugleich, wie man glaubte nicht in redlicher Abſicht, die Hoffnung ausſprach, daß der König ihn begnadigen würde. Darauf ſchritt man zur Abſtimmung, welche drei Tage dauerte; neun Stimmen waren für die Todesſtrafe, dreizehn für Verbannung aus dem Königreiche und Confiskation des Vermögens. Allein der König, in Erwägung, daß es gefährlich ſey, einen Mann, welcher ſo genaue Kenntniß von den wichtigſten Angelegenheiten des Reichs beſitze, in das Ausland gehen zu laſſen, ſchärfte die Strafe zu lebenslänglicher Gefangenſchaft auf der Feſte Pignerol, wohin Fouquet zwei Tage nach dem Spruch der Juſtizkammer, den 22. Dec. 1664, von Artagnan unter Bedeckung von hundert Musquetärs abgeführt wurde. Seine vierundſiebzigjährige Mutter, ſo wie ſeine Frau, der man nicht erlaubte, den Kerker ihres Gatter zu theilen, wurde nach Montluçon in Auvergne, ſein Schwiegerſohn, der Marquis von Charoſt mit ſeiner Gattin nach Ancenn in Bretagne, ſein jüngſter und treuſter Bruder nach Joinville in der Champagne verwieſen. Indeß erhielt der letzte auf der Mutter Bitte die Erlaubniß, ſie in ihre Einſamkeit zu begleiten. Der Generaladvokat Bailly, der von Colbert und zwei Richtern Fouquet's ehrenrührig geſprochen hatte, wurde nach Chateau Thierry verbannt. Keiner von dieſen hatte den mindeſten Antheil an ſeiner Schuld. Sein Arzt Pecquet und ſein Kammerdiener, die ihm in die Baſtille gefolgt waren, wurden aus Furcht, ſie möchten ſeinen Verwandten Mittheilungen machen, erſt ſpäter freigelaſſen. Frau von Belliere wurde nach Montbriſon verwieſen, ihr Schwiegerſohn, der Marquis von Crequi, ſeiner Stelle entſetzt. Der Proteſtant Pelliſſon, Fouquet's vertrauteſter Freund, der wegen ſeiner Gewandtheit im Styl beſonders bei der Correspondenz gebraucht worden war, ward im Sommer 1665 durch die Verwendung des Herzogs von Montauſier und des Grafen von Saint Aignan aus der Baſtille entlaſſen, wurde Katholik, darauf Proſelytenmacher und gewann das Vertrauen des Königs in hohem Grade. Der ſchlaue Gourville, der ſich einige Millionen erworben, hatte ſeine Papiere und Gelder zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht; er hatte überdem, um ſich Colbert gefällig zu erweiſen, dieſem 500,000 Livres für die Staatskaſſe geliehen. Dies ſicherte ihm vorläufig die Freiheit, ſo daß man ihn nur im Bilde hängen konnte, während er ſichs in den Niederlanden, in England und Deutſchland wohl ſeyn ließ, und ſogar vom König zu wichtigen diplomatiſchen Geſchäften gebraucht wurde *). Später wurde das Urtheil gegen ihn annullirt und er lebte bis an ſeinen Tod im Genuß eines großen Vermögens. Die Juſtizkammer ward erſt zwei Jahre ſpäter (1666) aufgelöſt, nachdem ſie die Gefängniſſe mit Schuldigen und Unſchuldigen angefüllt, Allen, die mit dem Finanzminiſterium in Geſchäftsverhältniſſen geſtanden hatten, den Prozeß gemacht und ihnen Millionen abgenommen hatte, die in den Schatz floſſen, ohne dem Volke zu Gut zu kommen **). Diejenigen unter den Richtern, welche für Fouquet's Tod geſtimmt hatten, erhielten Belohnungen und Gnadenzeichen. Lefebre d'Ormeſſon hatte dem König geſagt: Sire, ich werde thun, was Ehre und Gewiſſen mir vorſchreiben. Als er zwölf oder fünfzehn Jahre ſpäter für ſeinen Sohn um eine Stelle als Maitre des Requetes anhielt, ward ihm die Antwort: ich werde thun, was Ehre und Gewiſſen mir vorſchreiben. Auf ähnliche Weiſe verfuhr man gegen den Präſidenten der Rechnungskammer, von Pontchartrain. Erſt nach achtzehn Jahren vergaß man dem Sohne, daß der Vater ſich geweigert hatte, für Fouquet's Tod zu ſtimmen. Beſtochen war Pontchartrain gewiß nicht, denn er blieb bis an ſeinen Tod ſo arm, daß er ſehr beſchränkt wohnen mußte, und mit ſeinem Sohne zuſammen nur Einen Wagen halten konnte ***).

Ganz unſchuldig war Fouquet nicht. Daß er Schriftſtellern, wie dem Orientaliſten Herbelot, Scarron, Corneille, Lafontaine †) ihre dürftige Lage erleichterte, möchte eher den Dank der Nachwelt verdienen, wenn es auch aus Eitelkeit geſchah. Das zerrüttete die Finanzen gewiß nicht. Andern, z. B. mehreren Parlamentsräthen, gab er auf Befehl des Kardinals, um ſie zur königlichen Parhei überzuziehen und ihnen den Muth der Unabhängigkeit zu nehmen. Daß er aber auch ſonſt eine Menge geheime Penſionen auszahlen ließ, um ſich Freunde und Creaturen zu machen, vielleicht auch um weibliche Gunſt zu erkaufen, unterliegt keinem Zweifel, wenn man es auch vor Gericht

Choiſy I. p. 163. Nach la Beaumelle in den Memoiren der Mad. Maintenon wollte Fouqut auch Scarron's ſchöne Wittwe durch koſtbare Geſchenke verführen. Ueberhaupt verbreitete man in der erſten Zeit ſeiner Verhaftung ein Gerücht nach dem andern. So ſollte er den Kardinal Mazarin vergiftet haben! Er ſollte den Plan gehabt haben, ſich zum Souverän der Bretagne zu machen! Noch viel ſpäter log die gräßliche Giftmiſcherin Brinvilliers auf ſeine Rechnung.

*) Ce changement fût une énigme impénétrable, jamais on n'en a sû la raison. Ce n'étoit pourtant pas par mécontentement, car dans la suite il obtint pour lui ou pour son fils l'agrément pour une charge de Président à mortier, et peut-être quelque gratification pour la payer, car il ne passoit pas pour riche. De la Hode t. III. p. 161. Der Grund, welchen man angab, daß ſeine Stelle im Parlamente ihm zu viel Zeit nehme, war natürlich nur Vorwand. Es waren eigentlich zwei Procuratoren, der Zweite hatte aber blos mit dem Prozeß der übrigen Finanzbeamten zu thun.

**) D'Ormeſſon galt allgemein für einen durchaus rechtlichen Mann. Guy Patin z. B. nennt ihn einen homme d'une probité parfaite. — — Je voudrois que le Roi fit l'un ou l'autre (Ormeſſon oder Roqueſante) Chancelier de France, pour leur noble et courageuse opinion. Lettre du 21. Dec. 1664.

***) Conclusion p. 337.

*) Gourville pag. 386. Er ſagt ganz vergnügt: Me voilà donc mon procès fait et parfait à Paris, et Plénipotentiaire du Roi en Allemagne!

**) De la Hode t. III. p. 164. Wenn Ludwig's Angabe in den Memoiren richtig iſt (Oeuvr. t. II. pag. 46), ſo wurden ihnen 25 Millionen Livres abgenommen. Wie weitläuftig dieſe Unterſuchungen waren, davon nur ein Beiſpiel: In der Sache eines Einnehmers zu Giſors wurde über ſiebenhundert Zeugen abgehört! Unter den Gebüßten befand ſich auch ein Biſchof.

***) Oeuvres de St. Simon. Strasb. 1791. t. XI. p. 116. Sa probité fut inflexible aux menaces et aux caresses de Mrs. Colbert, le Tellier et Louvois réunis pour la perte du Surintendant. Dann wie arm die Familie geweſen u. ſ. w.

†) Er gab z. B. Lafontaine jährlich 1000 Fr., wofür ihm dieſer vierteljährlich als Quittung ein Gedicht geben mußte. Hist. de la vie et des ouvrages de J. de la Fontaine p. C. A. Walkenaer p. 13. La Fontaine blieb ſeinem unglücklichen Gönner dankbar, als dieſer längſt nicht mehr im Stande war, Gold zu ſpenden.

Digitized by Google

nicht beweiſen konnte oder wollte. Denn gerade dieſes Vergehen iſt, wahrſcheinlich um nicht zu viel Schuldige zu finden, am wenigſten hervorgehoben worden. Selbſt dem Miniſter Lionne hatte Gourville Geld gegeben, von welchem der König nichts wiſſen ſollte *). Auch der Vorwurf, daß er den Betrügereien ſeiner zahlreichen Unergebenen, die zuſammen dem Staate wohl ebenſoviel ſtahlen, als Mazarin, freien Lauf gelaſſen, trifft ihn ſchwerlich unverdient, da er hier, wenigſtens in der letzten Zeit, wo ihn der König unterſtützt haben würde, gewiß in keiner Weiſe gehemmt war **).

Fouquet war ſtrafbar, — ſagt Frau von Motteville, die vieljährige Vertraute der Königin Mutter, — wegen großer Verſchwendung, er ſelbſt aber war nicht reich, und hatte viel mehr Schulden, als Vermögen. Seine Staatsverbrechen konnten Gebilde der Phantaſie ſeyn: er hatte ſie für ſich allein begangen, indem er Mährchen (des fables) hinſchrieb, bei denen es ſchwer war, ihn einer böſen Abſicht zu überführen, und ſelbſt der Entwurf, der am meiſten gegen ihn ſprach, war als ein unbedeutendes Concept hinter einem großen Spiegel gefunden worden; daraus konnte man ſehen, daß er es nicht für ſo wichtig gehalten hatte, als es ſchien. Aber, fügt die gutmüthige Hofdame hinzu, es iſt ein großes Unglück, nicht weiſe ſeyn, und in die Ungnade ſeines Königs fallen ***).

Die Königin Mutter, die ihm wohl wollte, die ſeine Schuld glaubte, aber ſeine Verdienſte darum nicht vergaß, die mit Wiſſen des Königs oft Geld für die Armen von ihm erhalten hatte, bemühte ſich vergeblich, ſein Schickſal zu mildern; ſie konnte nur ſeinen Kindern eine freundliche Tröſterin ſeyn †).

Der Unglückliche betrat im Januar 1665 den Kerker, in welchem er ſterben ſollte. Der Commandant von Pignerol, Saint-Mars, ein Mann, der noch härter war, als ſelbſt Louvois, erhielt die ſtrengſten Befehle; Fouquet durfte nie mit irgend Jemand ſchriftlich oder mündlich Verkehr haben, oder unter irgend einem Vorwande, auch nicht um ſich Bewegung zu machen oder friſche Luft zu ſchöpfen, ſein Zimmer verlaſſen; Dinte, Feder und Papier ſollten ihm beſtimmt verweigert werden; wenn er Bücher verlangte, ſo ſollte ihm St. Mars nur Eins auf einmal geben und das Zurückerhaltene ſorgfältig unterſuchen. Man gab ihm einen Bedienten, der das Zimmer nie verlaſſen durfte. Sein Beichtvater durfte nicht immer der nämliche ſeyn, und der Geiſtliche, welchen der Commandant dazu wählte, ſollte jedesmal erſt kurz vorher (un moment avant) davon benachrichtigt werden; zu Anſchaffung des Meßgeräths gab der König 500 Louisd'or *). Im Juni ſchlug der Blitz in das Pulvermagazin, wobei viele Menſchen umkamen und in Fouquet's Zimmer die Decke einſtürzte. Alles Geräth im Zimmer wurde zerſchmettert, nur Fouquet und ſein Bedienter, die am Fenſter dem Wetter zugeſehen hatten, blieben unverſehrt. Da er aber jetzt in Pignerol nicht mehr ſicher ſchien, ſo brachte man ihn auf das Schloß Perouze, wo er mit noch größerer Strenge bewacht wurde. Um das Nachmachen der königlichen Befehle an den Commandanten zu verhindern, hatte Louvois die Vorſicht, jedem Amtsſchreiben einige Worte von ſeiner Hand beizufügen. Allein je ſtrenger ſeine Wächter waren, deſto erfinderiſcher ward der Gefangene, ſie zu täuſchen: zum Schreiben nahm er Kapaunenknochen und eine Miſchung von Wein und Ruß, ja er bereitete ſich ſogar eine Dinte, die erſt in der Hitze ſichtbar wurde. Im Auguſt 1666 war die Citadelle von Pignerol wieder hergeſtellt, und Fouquet wurde ſehr geheim in ſeinen alten Kerker zurückgebracht, wo er ſich die Zeit damit verkürzte, ſeinen Bedienten im Lateiniſchen und in der Arzneikunde **) zu unterrichten oder Verſe zu machen. Weil man ihm kein Papier gab, ſo ſchrieb er auf Bänder oder machte ſich Papier aus Tiſchzeug. Man entdeckte es und verdoppelte die Vorſicht: er bekam nur ſchwarze Bänder, ſeine Kleider wurden ſchwarz gefüttert, es ward eine beſondere Wäſcherin angeſtellt, welche die Citadelle nicht verlaſſen durfte, und ſtatt eines Bedienten bekam er zwei, die ſich gegenſeitig bewachen ſollten ***). Die Liſt eines Gefangenen iſt aber größer als jede Vorſicht. Fouquet wußte Soldaten und Bedienten zu gewinnen und es gelang ihm durch einen jungen Edelmann aus der Provence, Valcroiſſant, ſeiner Frau Nachricht von ſich zu geben.

---

*) Gourville reiſt mit Lionne von Nantes zurück. Je lui dis qu'il pouvoit prendre ses mesures sur ce que tout l'argent que je lui avois donné par son (Fouquet's) ordre depuis deux ans, qui étoit très considérable, ne seroit jamais su. Lionne war dankbar. — P. 330. (Fouquet) me chargea de grosses affaires sous le nom de gens que je commois, pour avoir lieu de distribuer beaucoup d'argent de sa part, sans que personne en eût connoissance. — P. 329: M. de Brancas étoit assez de mes amis, parceque de temps en temps je lui donnois de l'argent de la part de M. Fouquet, et à bien d'autres aussi. So hatte auch Mazarin's Erbe, der Dc de Mazarin, ein artiges Sümmchen angenommen, er machte es aber wie ſein Oheim, er bot dem Könige an, das unrecht erworbene Gut zurückzuzahlen. Darauf antwortet der König den 27. Oct. (Lettres I, 31.) auf Colbert's Bericht: l'explication des vingt mille écus que l'homme, dont vous me parlez, vous a fait payer, et de l'argent qu'il vous a prêté depuis, est très superflue à mon égard, vous connoissant trop bien pour vous croire du nombre de ses pensionnaires.

**) Das ſehen wir aus dem ganzen Prozeß, und die Entſchuldigung, daß die beſtehenden Formen eine genauere Aufſicht unmöglich gemacht hätten, war nichtig. So z. B ſagt Gourville p. 316: M. Fouquet ayant laissé aller son autorité à M. de Lorme son premier commis, au point de ne regarder presque plus ce qu'il lui faisoit signer, le rendit par là maître des gens d'affaires. Daß dies richtig iſt, ſieht man aus der Geſchichte, die Gourville gleich darauf erzählt. Fouquet gehörte zu den Leuten, die leben und leben laſſen. — Aus dieſer und mehreren andern Stellen in Gourville's Memoiren (z. B. p. 327.) ergiebt ſich auch, was zu Fouquet's Beurtheilung wichtig iſt, daß ein Finanzminiſter damals nothwendig perſönlichen Credit haben, alſo zugleich der Banquier ſeyn mußte, und daß man ihn ſtürzen konnte, wenn man ſeinen Credit untergrub. Er hing faſt ganz von den gens d'affaires ab; wollten dieſe kein Geld geben, ſo ſtand es mißlich, man konnte Niemand bezahlen, und wie häufig dieſe peinliche Lage eintrat, wie dann der Oberintendant von den erſten Beamten des Reichs gequält wurde, ſehen wir aus mehreren Memoiren. — Eine ſehr charakteriſtiſche, ungeſuchte Parallele des geizigen Mazarin und des verſchwenderiſchen Fouquet findet man bei Gourville S. 314 u. f.

***) Mémoires de Mad. de Motteville Coll. de Petitot t. 40. p. 148. Wenn man die Memoiren der Frau von Motteville geleſen hat, ſo weiß man, daß dies ungefähr das Urtheil der Königin Mutter war.

†) Racine ſagt in ſeinen Fragments historiques, und man kann ihm glauben, wenn er von Ludwig XIV. nachtheilig ſpricht: Le Roi, peu avant le jugement de M. Fouquet, dit à la Reine dans son oratoire, qu'il voulait qu'elle lui promît une chose qu'il lui demandait: c'était, si Fouquet était condamné, de ne lui point demander sa grace. Le jour de l'arrêt, il dit chez mademoiselle la Valliere: s'il eût été condamné à mort, je l'aurois laissé mourir. Il avait dit à monsieur de Turenne, der ſich, wie auch Condé, dringend für Fouquet verwendet hatte, très-fortement, de ne plus se mêler de cette affaire. Frau von Sevigné, deren Briefe für die Geſchichte des Prozeſſes wichtig ſind, weil ſie die Perſonen und die Verhältniſſe kannte, ſchreibt den 11. Dec. 1664 an den Marquis von Pomponne, der ſpäter Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten wurde: Foucault va solliciter partout, et fait voir un écrit du Roi, où on lui fait dire qu'il y eût des Juges qui appuyassent leur avis sur la soustraction des papiers; que c'est lui qui les a fait prendre, qu'il n'y en a aucun qui serve à la défense de l'accusé; que ce sont des papiers qui touchent son état, et qu'il le déclare, afin qu'on ne pense pas juger là dessus. — — Il (der König) disoit l'autre jour à son lever, que Fouquet étoit un homme dangereux; voilà ce qu'on lui met dans la tête. Enfin nos ennemis ne gardent plus aucune mesure: ils vont à présent à bride abattue; les menaces, les promesses, tout est en usage. Man vergleiche Conrart's Aufſatz über den Präſident von Nesmond, in ſeinen Memoiren S. 271. Einige Jahre ſpäter ſoll ſich ſelbſt der König von England für Fouquet verwandt haben.

*) Die Inſtruction vom 24. Dec., vom Könige und Le Tellier unterzeichnet, ſteht bei Delort, Détention des philosophes I. p. 24. So unbedeutend der eigentlich hiſtoriſche Theil in dieſem Werke iſt, wo ſelbſt die Gallerie de l'ancienne cour als Quelle angeführt wird, ſo wichtig ſind die ungedruckten Schreiben, welche aus dem königlichen Archiv u. ſ. w. mitgetheilt werden. — Delort glaubt pag. 27 daß Fouquet's Arzt, Pecquet, in der Baſtille geſtorben ſey; das iſt aber gewiß nicht wahr, denn im November 1670 entbindet er die Frau von Grignan.

**) Die ganze Familie ſcheint mediciniſche Studien getrieben zu haben. Die Mutter hat ein Buch geſchrieben: „Recueil des remèdes faciles et domestiques,“ 2 Bände 8, wovon wenigſtens acht Auflagen erſchienen ſind. Während ihr Sohn gefangen ſaß, heilte ſie die Königin Mutter von Krämpfen oder Blähungen. Ueber die Kuren der Frau von Charoſt macht ſich die Sevigné luſtig. Sie gaben ihre Arzneien beſonders den Armen, und ihre Wohlthätigkeit mag freilich oft übel genug angebracht geweſen ſeyn.

***) Lettre de Louvois, 14. Févr. 1667 bei Delort: le Roi — — — estime que l'on ne peult mieux faire que ce que vous proposez, d'enfermer avec luy deux valetz qui ne sortiront que par la mort.

Digitized by Google

Auch dies ward entdeckt, und der mitleidige Briefträger zu fünfjähriger Galeerenſtrafe verurtheilt *). Erſt im Jahr 1672 ward ſeine Lage etwas erleichtert; es wurde ihm endlich erlaubt, einen Brief ſeiner Frau zu leſen und zu beantworten. „Da es dem Könige beliebt hat, ſchrieb Louvois am 18. October 1672 an Saint Mars, daß Herr Fouquet den Brief und die Denkſchrift ſeiner Gemahlin ſehen ſoll, ſo ſchicke ich ſie Ihnen hierbei, damit Sie, den Abſichten Sr. Maj. gemäß, ihn beides in Ihrer Gegenwart leſen laſſen und ihm ſodann, wenn er es wünſcht, eine von Ihnen ſelbſt gemachte Abſchrift geben nebſt einem Blatt Papier, Dinte und Feder, damit er nach einigen Stunden Bedenkzeit in Ihrer Gegenwart ſeine Willensmeinung darauf ſetze, worauf Sie mir das Ganze zurückſchicken werden, damit ich es dem Könige vorlege und, wenn es Sr. Maj. beliebt, der Frau Fouquet zuſchicke.“ Vermuthlich ſchrieb Fouquet ſeiner Frau Einiges, was ſich nicht unmittelbar auf ihren Brief bezog, denn als Louvois ihm bald darauf einen zweiten Brief derſelben ſchickte, ließ er ihn durch Saint Mars ausdrücklich bedeuten, in ſeiner Antwort keinen Gegenſtand zu berühren, wozu ihn der Inhalt ihres Briefes nicht geradezu aufforderte. Zwei Jahre ſpäter bekam er die Erlaubniß, zweimal im Jahr einen Brief ſeiner Gattin zu empfangen und darauf zu antworten, jedoch abermals mit dem Bedeuten, nur über Familienangelegenheiten und im Beiſeyn des Commandanten zu ſchreiben, der ihm jetzt aus beſonderer Gnade ſtatt einiger Stunden zwei Tage gönnen durfte, um über das, was er ſchreiben wollte, nachzudenken. Natürlich gingen alle Briefe erſt durch die Hände des Miniſters.

Ueberhaupt wurde die Lage des Gefangenen, ſoviel die ſtrenge Vorſicht, von der man nicht abging, es zu geſtatten ſchien, nach und nach erleichtert. Im Mai 1677 ſchreibt Louvois aus Tournai, Saint Mars ſolle Fouquet ſagen, daß ſein Sohn, der Graf von Vaux, der im Militär angeſtellt war, ſich bei jeder Gelegenheit auszeichne **), und zwei Monate ſpäter überſchickt der Miniſter das Gutachten eines berühmten Pariſer Arztes, Vezou, über Fouquet's Geſundheit, die Kummer und gänzlicher Mangel an Bewegung, da er ſeit eilf Jahren buchſtäblich ſeinen Kerker nicht verlaſſen hatte, natürlich von Jahr zu Jahr immer mehr aufreiben mußten. Erſt im November dieſes Jahrs erhielt Fouquet die Erlaubniß, einen Tag um den andern zwei Stunden ſpazieren zu gehen, und zwar nur aus folgender zufälligen Veranlaſſung. Der ehemalige Günſtling des Königs, Graf von Lauzun, hatte die Neigung der dreiundvierzigjährigen, reichen Mademoiſelle de Montpenſier, einer Enkelin Heinrich's IV., in ſo hohem Grade gewonnen, daß ſie ihm ihre Hand bot. Schon hatte Ludwig XIV. eingewilligt, die Verlobten hatten die Beſuche der Glückwünſchenden erhalten, und Lauzun war einen ganzen Tag Herzog von Montpenſier geweſen, als plötzlich, wahrſcheinlich auf die Vorſtellungen der Miniſter, daß eine ſolche Mißheirath die Würde des Throns verletzte, der König ſeine Einwilligung zurücknahm (den 18. Dec. 1670). Lauzun ertrug den Schimpf mit verbiſſenem Grimm und blieb noch ein Jahr am Hofe, wie es ſchien, fortwährend in Gunſt. Ganz unvermuthet, ohne daß der König eine Silbe über die Veranlaſſung ſprach, wahrſcheinlich aber, weil er ſich heimlich mit der Prinzeſſin von Montpenſier vermählt hatte, wurde er als Staatsgefangener nach Pignerol abgeführt. Da dieſer nun den Wunſch äußerte, zuweilen ſpazieren gehen zu dürfen, ſo erinnerte ſich der König auch des unglücklichen Fouquet, und hatte die Gnade, Beiden die Erlaubniß zu geben. Sie durften ſogar, wenn der Commandant dabei war, zuſammen ſpazieren gehen, ſich mit Geſpräch oder unſchuldigem Spiel die Zeit vertreiben, und der freien Ausſicht in die Umgegend genießen. „Ich antworte Ihnen, ſchreibt Louvois den 27. Nov. 1677, im Augenblick, wo ich Ihren Brief erhalte, damit ſie nicht zögern, Ihre Gefangenen den Troſt, den ihnen die Frömmigkeit Sr. Maj. zu bewilligen geruht, genießen zu laſſen.“ Er wartet nicht einmal die Poſt ab, mit der er am nämlichen Tage noch einmal an Saint Mars ſchreibt, um Fouquet eine Büchſe mit Thee zu ſchicken, deſſen Gebrauch ihm der Arzt verordnet hatte *). Ueberhaupt ſieht man aus der ganzen amtlichen Correſpondenz dieſes Miniſters, der mit unermüdlicher Thätigkeit über die geringfügigſten Dinge, ſelbſt über die neuen Kleider Fouquet's und ſeiner Bedienten, Befehle ertheilt, daß die Gefangenen ihm durchaus keine Perſonen ſind, die er haſſen oder bemitleiden könnte, er will nichts als ihre völlige Sicherheit und thut daher ebenſowenig etwas zur Erleichternng als zur Verſchlimmerung ihrer Lage. Der Commandant genießt zwar ſein ganzes Vertrauen, wie er denn auch ſpäter den Gefangenen mit der eiſernen Maske zu bewachen hatte, demungeachtet wird er in allen Schreiben nur als ſtummes Werkzeug betrachtet, dem der geringſte Schritt genau vorgezeichnet wird. Wir wollen nur ein ganz kurzes Schreiben als Beiſpiel geben: „Ich ſchicke Ihnen mit der heutigen Poſt (den 27. Nov. 1677) eine bleierne Büchſe mit Thee für Herrn Fouquet. Wiewohl ich nicht glaube, daß etwas anderes darin iſt, ſo iſt es doch gut, alle mögliche Vorſicht anzuwenden, um zu verhindern, daß man ihm auf dieſem Wege etwas zukommen laſſe. Dies nöthigt mich, Ihnen zu ſagen, daß Sie dieſe Büchſe in das Zimmer des Herrn Fouquet tragen müſſen, um allen genannten Thee in ein anderes Gefäß zu ſchütten, worauf Sie die bleierne Büchſe und das Papier, welches darin ſeyn könnte, wieder mitnehmen werden, ſo daß ihm nichts bleiben kann, was es auch ſey, als genannter Thee.“

Bald nach dieſer Zeit bildet ſich ſelbſt eine Art von Verhältniß zwiſchen Louvois und Fouquet. In einem Schreiben an Saint Mars vom 26. Dec. heißt es: „Ich bitte Sie, in meinem Namen Herrn Fouquet für alle ſeine Artigkeiten (honnêstetés) meinen Dank abzuſtatten,“ während er früher dem Commandanten verboten hatte, ihm Fouquet's Komplimente auszurichten. Im April des nächſten Jahres erhält Saint Mars die Erlaubniß, ihm Neuigkeiten mitzutheilen; denn früher durfte er ſchlechterdings von nichts hören, als von den Siegen des Königs; im Juni erbittet ſich der Miniſter vom Staatsgefangenen das Recept zu dem Augenwaſſer, welches man Caſſelunette nenne, und im December tritt er ſogar, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, mit Fouquet in Briefwechſel. „Ich ſchicke Ihnen, ſchreibt Louvois dem Commandanten aus Saint Germain den 23. Dec. 1678, einen Brief von mir an Herrn Fouquet. Dem Willen des Königs gemäß werden Sie ihm denſelben verſchloſſen, wie Sie ihn finden, übergeben, Dinte, Papier, ein Pettſchaft und Siegellack in ſein Zimmer tragen, und ihn dort allein laſſen, damit er mit Bequemlichkeit darauf antworten kann, und dann werden Sie mir den Brief, den er Ihnen für mich geben wird, ganz verſiegelt (toutte fermée) zuſchicken. Da der König für gut findet, daß er in Zukunft, ſo oft er es wünſcht, an mich ſchreibe, ſo werden Sie ihm ſoviel Papier, Dinte und Siegellack geben, als er verlangt. Sie werden ihm das Pettſchaft, das er bei dem erſten Brief an mich gebraucht haben wird, laſſen, und wenn er Ihnen Briefe an mich giebt, ſey es verſiegelt oder offen, ſo werden Sie mir dieſelben in demſelben Zuſtande, wie er ſie Ihnen giebt, überſchicken. So iſt der Wille des Königs.“ — Was dieſer Brief und Fouquet's Antwort enthalten habe, iſt nicht bekannt, indeß muß der Inhalt wichtig geweſen ſeyn, weil Fouquet's Lage unmittelbar nachher durch eine neue Inſtruction vom 20. Jan. 1679 ſehr weſentlich erleichtert wird. Er darf, ſo oft er will, an ſeine Familie ſchreiben, mit der Einſchränkung, daß die Briefe dem Miniſter überſchickt werden, der ſie lieſt und dem Könige Bericht erſtattet. Fouquet und Lauzun dürfen den ganzen Tag zuſammen ſeyn, zuſammen eſſen, mit den Offizieren ſich unterhalten, und Fouquet, von dem der König glaubt, daß er weniger im Stande ſey, als Lauzun, an Flucht zu denken, darf ſogar in Begleitung eines Offiziers in der ganzen Citadelle umhergehen; ſie dürfen ohne Einſchränkung Bücher und Zeitungen leſen. „Aus allem Obigen, fährt Louvois fort, wird Herr von Saint Mars begreifen, daß Seine Majeſtät zwar aus Mitleid über die lange Strafe dieſer Herren ihnen gern ein milderes Gefängniß zugeſtehen will, daß es aber fortwährend ſein Wille iſt, daß ſie nur auf ſeinen Befehl aus dem Gefängniß entlaſſen werden können; genannter Herr von Saint Mars wird alſo bei allen Vergnügungen, die er ihnen bewilligt, vor allen Dingen jederzeit auf die Sicherheit ihrer Per-

*) Delort I. p. 170. Frau von Sevigné empfiehlt den jungen Mann ihrem Schwiegerſohn d. 25. Juni 1670. Ce pauvre garçon étoit attaché à M. Fouquet; il a été convaincu d'avoir servi à faire tenir à Mad. Fouquet une lettre de son mari; sur cela il a été condamné aux galères pour cinq ans; c'est une chose un peu extraordinaire; vous savez que c'est un des plus honnêtes garçons qu'on puisse voir, et propre aux galères, comme à prendre la lune avec les dents. Im November d. J. wurde er vom König begnadigt.

**) Auch Frau von Sevigné ſchreibt den 5. Aug. 1676: Aire est pris. Mon fils me mande mille biens du Comte de Vaux, qui s'est trouvé le premier partout. Aus einem Briefe vom 1. Juli deſſelben Jahrs, wo Frau von Sevigné ihren kurzen Beſuch in Vaux ſchildert, ſehen wir, daß Fouquet's älteſter Sohn wieder im Beſitz war; der alte Glanz war freilich erloſchen.

*) Es iſt merkwürdig, daß damals in ganz Paris kein Thee zu bekommen war. Louvois ſchreibt d. 28. Oct. 1677: Ayant vu, par la lettre de M. Fouquet, qu'il désiroit, qu'on lui envoyât du thé, j'ai chargé le sieur Vezou d'en choisir; il m'a donné ce matin celui qui se trouve dans le pacquet ci-joint, qu'il avoit chez lui et qui est très bon, duquel il fait un présent à M. Fouquet. Il ne s'en trouve point à Paris, mais il prendra soin d'en faire venir d'ailleurs.

Digitized by Google

ſonen Rückſicht nehmen. Es iſt möglich, daß Se. Maj. in einigen Monaten bewilligt, daß Leute aus der Stadt ihnen Geſellſchaft leiſten, ſogar daß ihre Verwandten ſie beſuchen, namentlich die Frau und die Kinder des Herrn Fouquet, aber Se. Maj. wünſcht nicht, daß hierin irgend etwas geſchehe, ohne Ihren ausdrücklichen Befehl, noch daß Herr von Saint Mars ihnen ſage, daß er von der Gnade, welche Se. Maj. ihnen zu bewilligen geneigt iſt, unterrichtet ſey, bis Se. Maj. ihm erlaubt, ſie davon in Kenntniß zu ſetzen.“ Zum Beweiſe, daß der König mit ſeinem Dienſteifer zufrieden ſey, erhielt Saint Mars, deſſen Gehalt ſchon im Anfange bedeutend erhöht worden war, ein Geſchenk von 15,000 Livres.

Endlich im Mai deſſelben Jahrs erlebte Fouquet noch die Freude, die Seinigen, die er ſiebenzehn Jahre entbehrt hatte, wieder um ſich zu ſehen. Sein älteſter Sohn, der Graf von Vaux, überbrachte dem alten Vater ſelbſt die freudige Nachricht, daß ſeine Gattin, ſeine Kinder und ſein jüngſter Bruder, Fouquet von Mezières, die Erlaubniß erhalten hatten, ihn, ſo lange ſie wollten, zu beſuchen und ohne Zeugen bei ihm zu ſeyn; ſeiner unverheiratheten Tochter wurde ein Zimmer ganz in der Nähe ihres Vaters eingeräumt, und ſeine Frau durfte ſogar wieder Tag und Nacht das Zimmer mit ihrem Gatten theilen. Nur ward ihm nochmals bedeutet, keinen Brief abzuſchicken, den der Miniſter nicht vorher geleſen habe. Ueberhaupt blieb aller ſonſtiger Verkehr fortwährend auf die Einwohner von Pignerol beſchränkt, ſo daß der Commandant einen Verweis erhält, weil er dem berühmten Le Notre, der Fouquet's Gärten in Vaux angelegt, erlaubt hatte, ſeinen ehemaligen Gönner zu beſuchen. „Obgleich nichts gleichgültiger iſt, ſchreibt Louvois den 25. Dec. 1679, als daß Herr Le Notre Ihre Gefangenen geſehen oder nicht geſehen hat, ſo glaube ich Ihnen doch wiederholen zu müſſen, was ich Ihnen bereits gemeldet habe, daß die Befehle des Königs Ihnen dergleichen Freiheiten nicht geſtatten, und die etwaigen Beſuche nur auf die Offiziere und Einwohner der Stadt und Feſtung Pignerol beſchränken, wonach Sie Sich in Zukunft gefälligſt richten werden.“ Beſonders ſorgfältig wurden fortwährend die Jeſuiten von ihm entfernt gehalten, die er als Oberintendant eben ſo ſehr begünſtigt haben ſoll, als ſie von Mazarin mit mißtrauiſchen Augen angeſehen wurden *). — Um dieſe Zeit entzweite ſich Fouquet mit Lauzun, und Saint Mars hatte dies gemeldet mit der liſtigen Frage, ob er ſuchen ſolle, ſie wieder zu vereinigen. „Ich ſehe nichts, antwortet Louvois den 24. Jan. 1680, was Sie verpflichtete, ſie zu verſöhnen, beſonders da Sie nichts beigetragen haben, ſie zu entzweien; es kann daher nur zweckmäßig ſeyn, dieſe Feindſchaft fortdauern zu laſſen. Inzwiſchen rathe ich Ihnen, ſie zu benutzen, um zu erfahren, was die Herren Fouquet und Lauzun gegenſeitig von ihren Abſichten entdecken können.“

Fouquet genoß die Freude, wieder unter den Seinigen zu leben, nur kurze Zeit. Er ſtarb ſchon den 23. März 1680, mit den Geſinnungen eines Büßers. Sein älteſter Sohn brachte ſeine Papiere, zum großen Verdruß des Miniſters, in Sicherheit. „Sie haben Unrecht gehabt, ſchreibt er den 8. April an Saint Mars, zu leiden, daß Herr von Vaux die Papiere und Verſe ſeines Herrn Vaters mitgenommen hat, und Sie hätten das in ſeinem Zimmer müſſen verſchließen laſſen, um davon, wie Seine Majeſtät es befehlen würde, Gebrauch zu machen“ **).

Fouquet's Leichnam wurde ſeiner Wittwe, nachdem ſie die Erlaubniß dazu vom Könige erhalten hatte, auf einen Befehl Louvois's vom 9. April 1680, ausgeliefert und nach Paris geführt, wo er den 28. März 1681 in der Kirche des St. Marienkloſters, welchem ſein Vater 4000 Livres vermacht hatte, in derſelben Gruft, in welcher dieſer ruhte, beigeſetzt wurde. Seine Mutter überlebte ihn noch; ſie ſtarb 1681, ein und neunzig Jahr alt.

Nach den von Delort aus dem königlichen Archiv mitgetheilten Aktenſtücken geht unwiderſprechlich hervor, daß Fouquet im Gefängniſſe geſtorben iſt. Unbegreiflich iſt es daher, wie Voltaire behaupten konnte, die Gräfin von Vaux, alſo die Gemahlin des Grafen von Vaux, in deſſen Armen der Vater geſtorben war, habe ihn verſichert, Fouquet ſey einige Zeit vor ſeinem Tode in Freiheit geſetzt worden. Man ſieht, wie wenig ihm ſelbſt in ſolchen Dingen zu trauen iſt, wo man meinen ſollte, er hätte die allerbeſten Quellen vor ſich. Aber faſt noch unbegreiflicher ſcheint die Art, wie Gourville über Fouquet's Tod ſpricht. Man ſieht daraus zugleich, wie ungemein vorſichtig man beim Gebrauche ſelbſt der beſten franzöſiſchen Memoiren zu Werk gehen muß. Gourville ſagt nämlich S. 461 der Ausgabe von Petitot und Monmerqué, nachdem er mehrere Begebenheiten des Jahrs 1672 berichtet hat, die mit Fouquet's Schickſal nicht im entfernteſten Zuſammenhange ſtehen, „als Herr Fouquet einige Zeit nachher in Freiheit geſetzt worden war, erfuhr er mein Benehmen gegen ſeine Frau Gemahlin, der ich über 100,000 Livres geliehen hatte zu ihrem Lebensunterhalt, ihrem Prozeß (pour sa subsistance, son procès) und ſelbſt um einige Richter zu gewinnen, wie man ſie hatte hoffen laſſen. Nachdem er mir geſchrieben hatte, um mir dafür zu danken, gab er dem Herrn Präſidenten von Maupeou, der ſein Verwandter und mein Freund war, den Auftrag, mir vorzuſchlagen, im Fall meine Vermögensumſtände ſo gut wären, als man ihm geſagt hätte, die hundert und ſoviel tauſend Livres, die ich zu fordern haben könnte, ſeinem Sohne, dem Herrn von Vaux, zu ſchenken, was ich ſehr gern that, und worüber ich bei meiner Ankunft eine Schrift ausſtellte.“ Hat Gourville das wirklich geſchrieben, ſo hat er geradezu gelogen. Denn aus einem der Amtsſchreiben, welche Delort aus dem königlichen Archiv mittheilt, ſehen wir, daß Gourville im Jahr 1679, alſo ſieben Jahre nachher, an Fouquet ins Gefängniß ſchreibt und von dieſem aus dem Gefängniß eine Antwort erhält *). Er mußte alſo wiſſen, daß Fouquet damals noch gefangen ſaß, was ihm auch ohnedies nicht unbekannt ſeyn konnte, da er mit Fouquet's Verwandten und Freunden, z. B. mit dem Präſidenten Maupeou und Frau von Sevigné, deren Briefe beweiſen, daß ſie von Fouquet's Schickſal bis zu ſeinem Begräbniß im Jahr 1681 wohl unterrichtet war, fortwährend in einem vertrauten Verhältniß blieb. Ferner mußte er wiſſen, daß nicht Frau ſondern Herr Fouquet einen Prozeß gehabt hatte, und daß die Koſten dieſes Prozeſſes aus der Staatskaſſe, oder, wenn man will, aus Fouquet's Vermögen beſtritten worden waren. Geſetzt aber auch, dies wäre ein Schreibfehler und es ſollte heißen: sa subsistance pendant oder durant son procès, ſo wäre die erſte Angabe über Fouquet's Schickſal allein hinreichend, hier eine gänzliche Verfälſchung des Textes anzunehmen. Man weiß nämlich, daß Gourville's Memoiren, die zuerſt 1724 erſchienen, von einem ſeiner Verwandten, dem Abbé Foucher, redigirt worden ſind, und man weiß auch, was man unter dieſem Worte „redigirt“ zu verſtehen hat. Dieſer Abbé dünkte ſich, wie das einem franzöſiſchen Abbé jener Zeit leicht begegnete, klüger und corrigirte hie und da nach Gutdünken. So hat er denn mehrere recht arge Schnitzer hineincorrigirt und z. B. unter dem Jahr 1669 den neunundzwanzigjährigen Herzog von Orleans mit dem einjährigen Herzog von Anjou verwechſelt. Mehrere Fehler dieſer Art ſind zwar in der zweiten Ausgabe von 1782, die Petitot und Monmerqué nur abgedruckt haben, berichtigt, indeß wird ein neuer Herausgeber, der die Sache nicht fabrikmäßig betreiben will, hier wie anderwärts noch Manches zu thun finden.

Schon in der Baſtille, noch mehr in den trauervollen Jahren zu Pignerol, fand Fouquet ſeinen höchſten Troſt im Chriſtenthum **), und las fleißig in der Bibel, beſonders in den Sprüchen Salomonis. „Seit ich dieſes Buch beſitze, ſagt er ſelbſt von ſich, geht auch in meiner ſchrecklichen Einſamkeit die Zeit mir ſchnell vorüber.“ Eine Frucht dieſer Beſchäftigung iſt das kleine Werk, welches unter dem Titel Lehren der Weis-

*) Guy Patin den 21. Sept. 1661: Les Jésuites sont bien fâchés de sa perte, il étoit leur grand Patron. Ils ont tiré de lui plus de six cents mille livres depuis peu d'années.

**) Delort I. pag. 318. — In den Vies des hommes illustres de France t. V. ſteht eine Biographie Fouquet's von Auvigny, deutſch in Meuſel's franzöſiſcher Biographie. Meuſel bittet, da dieſes Werk eine für Nichtgelehrte unterhaltende Leſerei ſeyn ſolle, nicht ſtreng zu urtheilen, und die franzöſiſchen Verzierungen, wodurch eine Begebenheit bisweilen von ihrer Wahrheit verliere, nicht ſo zu rügen, wie in einem hiſtoriſch-kritiſchen Buche.

*) Delort I. p. 290: J'ai vu par une réponse que M. Fouquet a faite à M. de Gourville, laquelle M. du Fresnoy m'a remise, que vous avez donné une lettre de M. de Gourville à M. Fouquet etc.

**) Es iſt intereſſant, mit den Stellen, wo der Hiſtoriker Voltaire über Fouquet ſpricht, zu vergleichen, was der Poet Voltaire über ihn urtheilt. Zugleich ſieht man, wie ungern er das Wort Chriſt in den Mund nimmt. Er ſagt in einer Epiſtel an den Abbé Servien:

Le philosophe est libre dans les fers;
Ainsi Fouquet, dont Thémis fut le guide,
Du vrai mérite appui ferme et solide,
Tant regretté, tant pleuré des neuf sœurs,
Le grand Fouquet, au comble des malheurs,
Frappé des coups d'une main vigoureuse,
Fut plus content dans sa demeure affreuse,
Environné de sa seule vertu,
Que quand jadis, de splendeur revêtu,
D'adulateurs une cour importune
Venoit en foule adorer sa fortune.

Digitized by Google

heit (Conseils de la sagesse ou le recueil des maximes de Salomon, les plus nécessaires à l'homme pour se conduire sagement, avec des réflexions sur ces maximes) zuerſt 1683 und dann in mehreren Auflagen erſchienen iſt. Dieſes Büchlein, im düſtern Kerker verfaßt von einem Manne, der die Eitelkeit der Welt beſſer kennen gelernt hatte, als Salomo, gehört in ſeiner ſchlichten Einfalt, die jeden Prunk der Rede verſchmäht, zu den wenigen wahrhaft erbaulichen Schriften dieſer Art. Wie konnte er auch anders als wahr und eindringlich reden, wenn er ſich, getrennt von Allem, was ihm theuer war, todt für dieſe Welt und eine beſſere hoffend, die Vergänglichkeit aller irdiſchen Pracht und Sinnenluſt, wenn er ſich die Freunde dachte, die an unſerm Tiſche eſſen und von unſerm Wein trinken und zu dem Unglücklichen ſprechen: wir kennen dich nicht!

Seine Söhne kamen ſpäter, nachdem ſie lange in großer Dürftigkeit gelebt hatten *), wenigſtens zum Theil wieder in den Beſitz der väterlichen Güter, und unter ſeinem glorreichen Enkel, dem Marſchal Herzog von Belle-Isle, kehrte der Glanz und die Luſt noch einmal in Fouquet's Hauſe ein.

Amalie Berg s. **Joh. Karol. Amal. Ludecus.**

Adolf Bergen s. **Abr. Friedr. Blech.**

Walther Bergius s. **J. A. Kanne.**

Berintho s. **R. Roberthin.**

Emilie von Berlepsch s. **Emilie Harms.**

Götz von Berlichingen,

mit der eiſernen Hand, einer der tapferſten deutſchen Ritter ſeiner Zeit, ſtammte aus einem alten edeln, würtembergiſchen Geſchlechte und wurde auf dem Schloſſe ſeiner Väter, Jarthauſen, in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geboren. — Das eigentliche Jahr ſeiner Geburt iſt unermittelt geblieben. Er ward von ſeinem Vetter Konrad von Berlichingen erzogen. Schon früh nahm er Kriegsdienſte, anfangs bei dem Kurfürſten Friedrich von Brandenburg, dann bei dem Kurfürſten von Baiern, mit dem er gegen die Pfalz zu Felde zog. Bei der Belagerung von Landshut ward ihm die Hand weggeſchoſſen, die er ſpäter durch eine eiſerne erſetzen ließ. Daher rührt ſein bereits erwähnter Beiname. Nach geſchloſſenem Frieden begab ſich Götz auf ſein Stammgut, wo er ſich bald in fortwährende Fehden mit ſeinen Nachbarn verwickelt ſah, ſich aber durch ſeine Tapferkeit und Redlichkeit einen hochgeehrten, wenn gleich gefürchteten Namen erwarb. 1522 ward er, dem Herzoge Ulrich von Würtemberg gegen den ſchwäbiſchen Bund Beiſtand leiſtend, gefangen und mußte ſich nach der Vertreibung Ulrich's mit einer Summe von 2000 Gulden löſen. Gleiches Schickſal traf ihn 1525 im Bauernkriege, in welchem er jedoch nur gezwungen die Befehlshaberſchaft der Aufrührer angenommen hatte. Er mußte diesmal, um ſeine Freiheit zu erlangen, eine ſchwere Urphede ſchwören und brachte nun, dazu eidlich verpflichtet, den Reſt ſeines Lebens in gänzlicher Unthätigkeit zu. Er ſtarb am 23. Juli 1562 zu Hornberg.

In den letzten Jahren ſeines Lebens verfaßte er ſchlicht und einfältiglich die Geſchichte der Begenheiten deſſelben, ein getreues, prunkloſes Bild ſeiner Zeit. Sie ward ſpäter durch den Druck bekannt und erſchien in drei Auflagen: Nürnberg, 1731. — Nürnberg, 1775. — Berlin, 1813. — Wir theilen folgendes anziehende Bruchſtück daraus mit. — Wie genial Göthe das Leben des wackern Ritters dramatiſch behandelt, iſt allgemein bekannt, und jede ausführlichere Erwähnung daher wohl überflüſſig. —

Bauern**)-Krieg.***) †)

Weiter iſt auch männiglich wol wiſſend, daß in dieſer Lands-Arth eine groſſe Bäuriſche Uffruhr ſich erhebt, dergleichen vor nie geweſen, da ſchrieb mir mein Bruder Hannß von Berlichingen ſeel. anhero gen Hornberg, ich ſolt zu ihm kommen,

---

*) Oeuvres de St. Simon, Strasb. 1791. tom. IX. unter Belle-Isle und Charoſt.

Zum Schluß wird noch bemerkt, daß Pelliſſon's Schriften (Oeuvr. div. Paris 1735, 5 Bde., 8), zwei bis drei Notizen ausgenommen, durchaus keine Aufſchlüſſe geben.

**) Von denen Bauren hat dieſer Krieg oder vielmehr Rebellion, Aufruhr ſeinen Nahmen, als welche ſolchen angefangen; es haben ſich aber nachgehends viele Burger aus denen Städten und andere dazu geſchlagen, alß aus Rothenburg, Würzburg, Oehringen, Kizingen, Neckars-Ulm ꝛc.

***) Die Occasion zu dem Bauren-Krieg haben An. 1524. die Unterthanen des Grafen von Lupſſen in Schwaben gegeben, weil ſie von ihm zu hoch beſchwert zu ſeyn vermeinten, welche aber damals durch das Reichs-Regiment in Eßlingen geſtillet wurden. Die Feinde Lutheri gaben damals vor, es ſei derſelbe Schuld an dieſem Unheil; Allein dieſe gute Leute haben nicht bedacht daß ſchon lang vorhero, ehe Lutherus zu reformiren angefangen, hin und wieder dergleichen Unruhen außgebrochen. Zu geſchweige daß Lutherus vielmehr dieſes innerliche Feuer in aparten Schriften zu löſchen geſucht. Vid. Sleidanus de stat. Reip. Germ. L. IV. et V. Die wahrhafftige Urſachen mögen vielmehr geweſen ſeyn, daß man damals derer Untherthanen alte Freyheiten zu ſchwächen, neue Tributa aufzulegen, die alten zu extendiren und an denen Höfen allzu wollüſtig zu leben angefangen. Perizonius Hist. Seculi XVI, p. 138. seq. Die hauptſächlichſten Scribenten ſo über dieſen Bauren-Krieg nach zu ſchlagen ſind, hat Herr Spener in Hist. Germ. p. II. L. IV c. 2. §. 7. allegiet, denen noch Hortleder von denen Urſachen des Teutſchen Kriegs, und Sleidanus I. l. L. IV. et V. ad. An. 1524 et 1525. beyzufügen ſind. Nach dieſem kam Thomas Münzer nach Nürnberg, und ſtreuete in ſolcher Gegend ſeinen Gifft aus, welcher ſolche Operation that, daß An. 1525. die Bauren in den Algaw, hernach die bey Walbringen, zwo Meilen ob Ulm, dann die Mündenthaler, Leibheimer, Weinsgarter, Rotenburger, Hälliſche, Hoheniolſche, Weinſpergiſche, Gailborffer, Ellwanger, Oettinger, Nördlinger, Tauber-Grundiſche, Würzburgiſche, und andere Bauren aufſtunden, des Vorſatzes, dem Gehorſam, ſo ſie ihrer Obrigkeit ſchuldig, ſich zu entziehen, oder wenigſtens doch derſelben eine andere Regierungs-Form vorzuſchreiben, wie dann die Conditiones und Articuli, auf welche ſie ſich mit Herren Biſchoff Conraden zu Würzburg in einen Vergleich einlaſſen wolten, ein ſolches deutlich zeigen, welche zu finden bey denen Würzburgiſchen Geſchicht-Schreibern, und zwar bey Lorenz Frieſen p. 884.

Siehe Wurstisium in der Baßler-Chron. p. 546. seqq. It. Bey Herrn Struven im Archiv. P. III. p. 141.

†) Aus: Lebensbeſchreibung Hr. Götzens v. Berlichingen, 2. Aufl. Nürnberg, 1775. — Die Anmerkungen ſind von dem Herausgeber. —

Digitized by Google

nachdem viel Bauren zu Schönthal legen, ſolt ich ihm helffen, damit ſie ihn nicht übereilten, das thet ich nun als ein getreuer Bruder, kam dahin, und handelte ſo viel mit denſelbigen Hauptleuthen, daß ſie ihn zu frieden lieſſen, darnach braucht mich der Teutſche Meiſter in das Weinſperger-Thal, da reit ich als ein getreuer Nachbar Ihro Fürſtl. Gnaden zu Ehren und Gefallen, und mit groſſen Sorgen dahin, was mir begegnet, das zeigt ich Ihro Fürſtl. Gnaden und dero Befehlshabern zu Horneck *) an, und ſonderlich, daß ſie kein Geſchütz hetten, nit ein Büchſen, daß ſie könten ein Stein auſſer einer Mauer ſchieſſen, welches ich darum thet, damit die zu Horneck ſich deſto beſſer darnach richten könnten, dann es waren etliche Leuth darinnen, alſo daß das Hauß dannoch beſetzt ward; Wie nun die Bauren zu Weinſperg **) gehandelt haben, das iſt männiglich in dieſen Lands-Orthen wiſſend, und zogen ſie dernach herab den nechſten uf Horneck, und nahmen es ein ohne alle Wehr, wie wol ich nit mehr Pfalz-Gräſlicher Diener war, ſo wer ich doch gern bey Ihro Chur-Fürſtl. Gnaden in dieſer Handlung geweſt, und befahl demnach Wilhelm von Habern, daß man mir ſchreiben ſolt, wie ich mich ſolt halten, dann ich hett Sorg, dieweil ſie nahe da lagen, ſie würden mich auch übereilen, darzu beſorgt ich auch meines Weibs und Kindern, die lag auch eines Kinds der Zeit innen; Nun hatt mich mein Bruder und andere meine guthe Freund und Geſellen beſcheiden in ein Holz bey Borberg, das heiſſet das Heſpach, da ich dann mit groſſen Sorgen zu ihnen kam, dann der Teuffel war überall ledig, da bedachten wir uns mit einander, zu welchem Fürſten wir doch ziehen wolten, der in der Nähe wär, da zeigte ich an, wie ich keinen Fürſten wüſte, der in der Nähe wär, dann meinen gnädigſten Herrn den Pfalz-Grafen, ***) der hett ſich beworben, und wer der meiſte Theil unter uns der Meynung, daß wir wolten zum Pfalz-Grafen reiten, da ſagt ich, ich wäre einer Schrifften wartend, was mir begegnet, wer es möglich, ſo wolt ich ſies wiſſen laſſen, und reit auch von Stund an mit großen Sorgen in mein Behauſſung, und ehe ich mich austhet, da fragt ich mein Weib, ob kein Brief von Heydelberg kommen wer, da ſagt ſie nein, da erſchrack ich warlich ubel, daß ich nit wuſt, wie ich mich halten ſolt, denn es giengen die Red, daß ſich mein Herr der Pfalz-Graf wolt mit den Bauren vertragen, daß ich nit wuſt, wie ich ihme thun ſolt, hab auch ſeither denſelbigen Brief nit geſehen, aber ſo viel erfahren, daß er meiner Schwieger und meinem Weib worden iſt, und als ſie ſolchen meiner Schwieger geleſen, hat ſie ihr befohlen, ſie ſolt mir bey Leib und Leben nichts darvon ſagen, ſonſt wären ſie all geſtorben und verdorben; darum ich ſolchen Brief, wie gemelt, nit geſehen, und kame um der Urſachen willen in all mein Unglück und Unrath, das mir begegnet iſt, habe auch als bald darnach, da die Sachen beſſer erfahren, die Schwieger nit länger in meinem Hauß haben wöllen, ſie iſt auch ſeithero nit mehr darein kommen, und wie die Bauren zu Gundelsheim †) lagen, da waren daſelbſt etliche von Bernlingen, und auch andere, als nemlich Beringer von Berlingen, ein ſehr alter Mann, und auch mein Bruder Wolff von Bernlingen, und andere mehr vom Adel, die wußten auch nit wo aus oder ein, hetten all gern Frieden erlangt, und war ich auch bey ihnen, und vertrugen ſich mit den Bauren, wie andere mehr Fürſten Grafen und Herren gethan haben, aber ich hett mich in keinen Weg weder mit Worten noch mit Werken mit ihnen denen Bauren eingelaſſen, ſondern mich für und für uf enthalten, und zog wieder in mein Häußlein, und hofft immer uf die Schrifften von Heydelberg, wie ich dann mit Wilhelm von Habern geredt hett, ſie ſolten mir zugeſchickt werden, und weiß noch uf dieſen Tag nit einen Buchſtaben ihres Inhalts, darauf wolt ich ſterben, und ſo wahr als Gott im Himmel iſt, und bey meiner Seelen Heil und Seeligkeit und wie ich in meinem Hauß, da brechen die Bauern zu Gundelsheim wieder uff, und ſchickten die Hauptleuth meinen Schuldheißen zu mir, ich ſolt zu ihnen kommen, ſie hetten was mit mir zu handeln, wuſt ich doch nit, wie oder wann, furcht mich auch, ſie mögten mich übereilen, daß es meinem Weib und Kindern und den Meinigen zu Nachtheil mögt gereichen, dann ich hett kein wahrſames Volk in meinem Hauß, ſo wären die Bauren all voll Teuffel und wolten Knecht und Mägd auch nicht gut thun, alſo zog ich mit dem hinauf, und ſaß vorm Wirthshauß ab, und will hinein gehen, als ich auch thet, ſo gehet Marx Stumpf von Bauren die Stegen herab, und ſpricht, Göz biſtu da, da ſagt ich ja, waß iſt die Sach, was ſolt ich thun, oder was wollen die Hauptleuthe mein, da hebt er an, du muſt ihr Hauptmann werden, da ſagt ich Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thuſtu es nit, thue du es an meiner ſtatt, da ſagt er, ſie haben mirs zugemuth, ich heb mich aber von ihnen geredt, und wann ich es meines Dienſts halb thun könnt, ſo wolt ichs thun, ſo ſagte ich, wie vor, ſo will ichs nicht thun, viel ehe ſelbs zu denen Hauptleuthen gehen, verſiehe mich, ſie werden mich nicht darzu zwingen oder nöthigen, da ſagt er, nimms an meinem gnädigen Herrn und andern Fürſten und uns allen, dem gemeinen Adel zu guth, da ſagt ich, ich wills nit thun, und gieng darauf zum Hauptmann *) ſelbs, und erlangt guten Beſcheid, allein daß ſie mir das anhengten, ich ſolt zu den andern Hauptleuthen auch gehen, die unterm Hauffen drauſſen vorm Thor wären, wie ich ſie dann im Feld ſehen würde, und ſolts ihnen auch anzeigen, und ſie, wie ihnen angezeigt hett, bitten, das thet ich, reit hinaus, und ſprach ſie an, eine Rott nach der andern, wie ſie dann in allen Fähnlein Hauffenweiß bey einander waren, da fand ich aber guten Beſcheid bey allen Fürſten **) Grafen und Herrn, Verwandten und Unterthanen, die im Hauffen waren, ausgenommen bey den Hohenloiſchen ***) die nahmen meinen Gaul bey dem Zaum, und umringten mich, mit Vermelden, ich ſolt mich gefangen geben, geloben und ſchwören, den andern Tag bey ihnen zu Buchen †) im Lager zu ſeyn, da würde ich ſie finden, und ohne ihr Wiſſen nit abziehen, die Gelübd zwang mich, daß ich mich zu ihnen gen Buchen ſtellt, damit nit mein Weib und Kind und andere darunter von Adel beſchädigt würden, und thet es mit traurigem betrübtem und bekümmertem Herzen, dann ich ließ mich nicht gern erwürgen, wie ſie dann neulich vielen Frommen von Adel zu Weinſperg gethan hetten, und ich hoffte noch immer, ich wolt etwas guths erlangt haben, und zog alſo des andern Tags mit traurigem Herzen zu ihnen ins Lager, und wünſcht mir vielmahl darfür, daß ich in dem böſten Thurn leg, der in der Türkey wäre, oder uff Erdrich, es wäre wo es wolt, und gieng mit, wie Gott wolt, wie mir gleich Gott aushilfft; Nun ich kam zum Hauffen, Gott erkannt und weiß, wie mir war, da nahmen ſie den Gaul bey dem Zaum, und muſt ich abſtehen zu ihnen

*) Iſt, wie oben gedacht, eine Teutſch-ordniſche Commende, und das Schloß daſelbſt von denen Bauren auch ausgebrant worden.

**) Hier iſt mit der Erſt Dietrich von Weyler, als er vom Kirchthurm herab mit denen Bauren gütlich geſprochen, erſchoſſen, und hernach herunter geworfen worden. Dann führte die Bauren Herrn Grafen Ludwig von Helffenſtein nebſt 13. von Adel, unter welchen 2. Sturmfeder, Rudolph Nagel von Ellershofen, Pleickard von Rüxingen, und ein Späth geweſen, und vielen andern, zuſammen bey 80 Perſonen auf einen Acker gegen Heilbronn. machten da einen Creyß, und jagten ſie alle zuſammen erbärmlich durch die Spieß.

Mst. Hallens. Chron. p. m. 90. seq.

Ohngeachtet ſein des Grafens Gemahlin, Kayſers Maximiliani I. natürliche Tochter, nebſt einem kleinen Kind auf dem Arm denen Bauren zu Fuß fiele, und ganz erbärmlicher Weiß, mit vielen Weinen und Klagen um des Grafens Leben bate, und daß ſie ſolchen dem Kindlein ſchenken mögten, ſie anflehte.

Arnold in Msto. Chron. p. m. 195.

Nachdem die Bauren geſchlagen waren, hat man einen von denen Bößwichten erhaſchet, den der Oberſte Truchſäß von Waldburg an einen groſſen Pfal mit einer eiſernen Kette ſolchergeſtalten anſchlieſſen laſſen, daß er um den Pfal herum laufen können, ſodann ein Feuer von auſſen her anſchüren, und den Bauer innerhalb ſolchen ſo lang herum laufen laſſen, biß er ſeinen Geiſt aufgegeben. Wo er ſich hinwenden wollen, da war Feuer.

Schwäbiſch-Hall. Chron. Msct.

Wie ſolches der Extract eines Korbiſchen Zeugen-Protocolls, welcher unten in fine dieſ. Buchs unter denen Beylagen No. V. befindlich beſtätiget.

***) Dieſes war Pfalz-Graf Otto Heinrich der Chur-Fürſt.

†) Iſt ein zwiſchen Wimpffen und Moßbach an dem Neckar gelegener Ort.

*) Alſo wurde damals derjenige genennet, ſo einen ganzen Hauffen oder Regiment commandiret.

**) Daß Fürſten mit untern denen Bauren geweſen ſeyn ſollen, daran iſt zu zweifeln. Der damalige Fürſt von Henneberg hat ſich zwar ziemlich weit mit ihnen eingelaſſen gehabt, es iſt aber die Sache zu keiner Conſiſtenz gekommen. Dieſes aber iſt gewiß, daß Grafen und verſchiedene von Adel ſich zu ihnen geſchlagen halten, oder vielmehr ſchlagen müſſen, als zum Exempel der Graf von Löwenſtein, Graf Georg von Wertheim.

***) Dieſe waren mit von denen ſchlimmſten, und haben ihre eigene Herren, Graf Albrecht und Georgen, gezwungen, daß ſie ihnen ſchwören müſſen, wie dann auch alle junge rüſtige Männer aus Oehringen mit nach Königshofen gezogen, und da immittelſt der Schwäbiſche Bund um Oehringen ankam, haben die Bürger 20000 fl. Brandſchatzung geben müſſen.

Chron. Msctm. Hohenl. p. 326.

†) Iſt ein Chur-Maynziſches Städtlein in dem Odenwald gelegen.

Digitized by Google

in Rinck *) da redten ſie mit mir der Hauptmannſchaft halber, das ſchlug ich ihnen nun frey und gut rund ab, ich kunt und wuſt es meiner Ehren und Pflichten nach nit zu thun, darzu verſtand ich mich nit ihres Handels, dann ihre Handlung und meine Handluug, und ihr Weſen und mein Weſen, wäre als weit von einander als der Himmel von der Erden, darzu kunt ich es auch gegen Gott, Kayſerl. Majeſt., Chur-Fürſten, Grafen und Herren, und der gemeinen Ritterſchafft und gegen den Bund **) auch allen Ständen des Reichs Freunden und Feinden mit Ehren nit verantworten, und bat ſie ſolten mich deſſen erlaſſen, aber es war verlohren, kurzum ich ſolt ihr Hauptmann ſeyn, da ſagte ich, ehe ich ihr Hauptmann ſeyn, und ſo tyranniſch handeln, wie ſie zu Weinſperg gethan und gehandelt hetten, oder auch darzu rathen und helffen ſolt, ehe müſten ſie mich zu todt ſchlagen, wie ein wüteten Hund, da ſagten ſie, es wäre geſchehen, wo nit, geſchehe vielleicht nimmer; Nun kamen die Mayntziſche Räth auch gen Buchen ins Feld zum Geſpräch, und Marr Stumpff mit ihnen, dereu waren unter 5 oder 6 nit, und war freylich einer, hab ich anderſt recht behalten, darunter, der hieß der Rucker, in Summa die Maynziſchen Räth bathen mich auch, wie Marr Stumpff, ich ſolte ſolche Hauptmannſchafft ihrem gnädigſten Herrn zu Gefallen, auch allen Fürſten und dem Adel hohen und niedern Ständen im Reich zu gut annehmen, ich mögte viel Unraths damit vorkommen, da bat ich drauf, wann die Bauren von ihrem Fürnehmen wolten abſtehen, und der Obrigkeit und ihrer Herrſchafft gehorſam ſeyn, mit ihren Frohnen, Recht nehmen und geben, wie von Alters herkommen wäre, und ſich halten gegen ihre Obrigkeit als wie frommen gehorſamen Unterthanen und Hinterſaſſen wol anſtehet und gebühret, ſo wolt ich es 8 Tag mit ihnen verſuchen, da ſchlugen ſie mir eine lange Zeit für, aber es kam letzlich uff ein Monath, doch daß ſie in allen Herrſchafften und Aemtern, Städten, Flecken und Dörffern, ſie weren gleich daheim wo ſie wolten, weit oder nahe, unter ihrem Sigill hinter ſich ſchreiben, daß ſie dem allen, wie obgemeldt, nachkommen wolten, und auch keines Fürſten oder Edelmanns Hauß nit brennen oder beſchädigen ***) und nahm darauf etlich ihre Räth und Hauptleuth, die mich taugten tüglich darzu zu ſeyn, und war ſonderlich deren einer Wendel Hippler, ein feiner geſchickter Mann und Schreiber, als man ungefehrlich einen im Reich finden ſolt, war auch etwa ein Hohenloſcher Canzler geweſt, und thäten ihme die von Hohenlohe, ſo viel ich wißens hab, auch nit viel gleichs, den nahm ich zu mir und machten einen Vertrag, wie vorgemeldt, daß ſie gehorſam ſolten ſeyn, und dergleichen, und ſchreiben es hinter ſich †) in alle Amt und Herrſchafft, wo ein jeglicher daheim war, und wurd auch ſolche Bethevdigung ††) und Vertrag überantwort, und vom hellen Hauffen und ihren Hauptleuthen bewilliget, daß ich nit anderſt wuſt, dann die Sach ſtund deſſelbigen halben, wie gemeldt, gar wol und were angenommen; was geſchah aber, ſie wolten hinab ziehen, von Ammerbach gen Miltenberg, und wolt Graf Georg von Wertheim *) auch dahin kommen, daß er ſich auch mit denen heylloſen Leuthen vertragen mögte, und ziehe ich dahin, und will wehren, ſie ziehen mir nach, ſo halten ſie ohne wiſſend mein ein Gemein mit dem ganzen Hauffen, und war das die Meynung, die Bauren, den man hinter ſich geſchrieben hat, weren mit ihrer Bottſchafft da, und ſagten, ſie wolten wehnen, ſie kriegten um ihre Freyheiten, ſo wer ihn geſchrieben worden und geboten, ſie ſolten eben thun, wie vorhin auch, und dergleichen, und machten alſo ein Uffruhr unter dem Hauffen, daß ſie zuſammen ſchwuren und die Finger ufreckten, mich und diejenigen, die ſolchen Vertrag ufgericht und ihnen zugeſchickt hätten, todt zu ſchlagen, um der Urſach willen, wie obgemeldt, daß ſie dem Vertrag, den wir ufgericht hetten, nachkommen, und alſo halten ſolten, da wuſt ich Herr Gott! nichts darum, und zeug doch den Hauffen zu und wolte ſehen, was die heilloſen Leuth für ein Handel hätten, ſo läufft ein Kriegsmann herab, der war von Heilbronn, und war auch bei den Bauren, (den hette ich kennt, als unſer etliche, als Philipps Echter, **) Franz von Sickingen, ich und andere gute Freund und Geſellen Umſtatt ***) einnahmen, da er Franz für Darmſtatt lag,) der gemeints ohne allen Zweifel gut gegen mir, und hett alle Redt gehört, daß ich nit wuſte, der ſagt mit kurzen Worten zu mir, Juncker reit nit zum Hauffen, da war ich ſchellig †) und ſchwur ubel, daß euch Boz der und jener uf ein Hauffen ſchendt, was habe ich dann gethan, dann ich kunte nit wiſſen, was es war, oder warum ich beſorgen ſolt, hette an den Vertrag nicht mehr gedacht, ſondern gemeint es blieb dabey, und ſtunde gleichwol, wie ich ſchier zum Haufen kame, da ſahe ich ein Schloß brennen, daß heiſt Willenberg, iſt des Biſchoffs von Maynz, welches alles wieder den Vertrag, den wir ufgericht hetten, gehandelt war, und wie ſie mit mir thaydigten vor Buchen, und wollteu mir alsbald oblaut länger Zeit bey ihnen zu bleiben uflegen, dann ich thun wolt, da ſagte ich frey zum ganzen Hauffen, ſie ſolten mich alſo, wie ich bewilligt, die 8 Tag bleiben laſſen, ich wolte mich dermaſſen halten, ſie ſolten mein eben alsbald müdt werden, als ich ihr, und das geſchahe auch, und wehrt ſolche Hauptmannſchafft nit über 8 Tage, wie ich geſagt hett, alſo zogen ſie nein für Würzburg, und lag das Leger hieaus zu Huttberg, ††) da hatten ſie abermals ein Gemein, und wolten weder Fürſten, Herrn noch Edel-Leuth bey ihnen haben, und gaben mir auch vor der Zeit, wie ich ihnen geſagt habe, Urlaub, da war ich mein Lebenlang nicht fröher, dann ich ließ mir in den 8 Tagen, was ich im Sinn hett, das Herz nit abſtoſſen, wie ich dann nie kein Heuchler geweſen bin, und noch uf dieſen Tag nit, und redt nichts, daß ihnen gefallen thet, gab ihnen auch nit Recht, wo ſie unrecht hetten, als ſie nun gen Würzburg kamen, richten ſie die Sach dahin, daß man ſie hinein in die Stadt ließ, und lagen bey St. Burckhards Münſter †††) und daſelbſt herumer um die Brucken, auch vielleicht zum Theil in der Stadt darinnen, dann es waren der Hauffen viel, und wie wir alſo etlich Tag zu Würzburg gelegen, da kommt ein guter frommer treuherziger (der vielleicht ſahe, daß ich die Sachen meiner Meynung nach, treulich und gut gemeint, und mit einem jedweden redt, was ihm wol gefiel) zu mir allein und warnt mich, ohne Zweiffel aus redlich treulicher Meynung mir zu gutem, und ſagt, ich wär ein guter freyer Edelmann, und redt frey, nit einem jedlichen was ihm wol gefiel, und wär kein Heuchler, aber er rieth mir doch vertreulicher Weiß, ich ſolte ſolcher Redt müßig gehen, und ſolte mich auch bey Leib und Leben nichts mercken laſſen, daß er mich gewarnt hett, dann wo ich es nit thun werd, ſo wäre beſchloſſen, ſie wolten mir den Kopff herabſchlagen, und

---

*) Das iſt in dem Creiß.

**) Verſtehe den groſſen Schwäbiſchen Bund, deſſen Haupt damals Herr Georg Truchſes von Waldburg, und in welchem der Kayſer mit groſſen Chur- und Fürſten begriffen geweſen. An. 1512 und 1522. hat man denſelben 6 Kriegsräthe, als 2 von denen Chur- und Fürſten, 2 von Prälaten, Grafen, Freyen, Ritter und Knechten, und 2 von denen Reichs-Städten beygeordnet.

Burgerm. Gr. u. R. S. P. II. sect. 46. p. 277. 279.

Welcher endlich ſo formidabel worden, daß man deſſen Aufhebung vor gut angeſehen, wie er dann auch An. 1533. würklich diſſolviret worden.

Spenerus in Hist. Germ. Univ. L. IV. c. 2. §. 16. p. 458. Staat von Würtemberg p. 32. seqq.

Eben dieſe Schwäbiſche Bunds-Verwanthen ſind An. 1523. in das Frankenland gezogen, und haben bey 23. Schlöſſer verbrandt, die ſich wider den Bund aufgelehnet, und woraus vieles geraubet und geplündert worden, worunter Bocksberg, Aſchhauſſen, Absberg, Ix, Gnozheim, Reuſſenberg, Alt- und Neu-Guttenberg geweſen.

Nachrichten von Nürnberg p. 227.

Wie aber An. 1525. die Bauren von denenſelben geſchlagen worden, wird unten vorkommen.

***) Es iſt aber dieſes nachgehends gleichwol geſehen, und denen Gräfl. und Adelichen Schlöſſern, wie auch denen Clöſtern, ſo lang die Bauren die Oberhand gehabt, übel mit gefahren worden. Allein daß unſer Herr von Berlichingen, daran nicht allezeit einen Gefallen getragen, davon kan der in denen Beylagen No. VI. befindliche Brief ſo er ſelbſten geſchrieben einiger maſſen zeugen.

†) Das iſt: Zuruck nach Hauß.

††) Das iſt: Capitulirung, Einswerdung. Dann Betheidigen iſt ſoviel, als über etwas ſtreitiges eins werden, wie es damals gehalten werden ſolle. Heut zu Tage brauchet man dieſes Wort annoch bey denen Kammern in dem Frankenland, ſonſten aber wird ſtatt deſſen das Wort Capituliren gebrauchet.

*) Dieſer wurde auch aus Noth gedrungen, eine Zeitlang auf der Bauren Seiten zu ſtehen, und kam mit denen Bauren nach Würzburg, daß Schloß daſelbſt helffen zu belagern.

Pastorius in Francon. rediviv. p. 173 seqq. Schwäbiſch-Hälliſche Chronick p. m. 94.

Frieſe in der Würzburgiſchen Chronick bey denen Würzburgiſchen Geſchicht-Schreibern Herrn Ludwigs p. 888 seqq.

**) Dieſes vornehme alte Reichs-Adeliche Geſchlecht iſt ausgeſtorben. Der berühmte Biſchoff Julius zu Würzburg war ein Echter von Meſpelbrunn.

***) Iſt in dem Odenwald zwiſchen Darmſtadt und Aſchaffenburg gelegen.

†) D. i. ungehalten, zornig.

††) In des Lorenz Frieſens Chronick heiſſet es Huchberg.

†††) Dieſes war eigentlich in der Vorſtadt unterhalb dem Schloß.

Digitized by Google

war derſelbig darzu der Siebener *) und innern Raths einer, waß die Bauren beſchloſſen, das nahmen ſie an, und waß ſie handelten, daß were gethan, darbey mußten die Bauren bleiben, das nahm ich nun willig, (dann ich merkt, daß es treulich und gut gemeint) zu groſſem Dank an, und war wol bedacht, was ich thun oder wie ich mich halten ſolt, ſo lag mir das im Weg, daß ich ein Monath zu ihnen gelobdt und geſchworen hett, und hielt ich mich, wie vorgemeldt, daß es acht Tag wehret, daß ſie mir Urlaub geben, ich blieb aber doch die 4 Wochen, wie ich gelobdt und geſchwohren hett, damit ſie nit Urſach hetten, als ob ich mein Gelübd und Pflicht nicht gehalten. Dem ſey nun wie ihm wöll, ſo wüſt ich weder zu Würzburg noch im Leger von ihnen zu kommen, dann wann Gott vom Himmel zu mir kommen wäre, ſo hätten ſie ihm nit mit mir reden laſſen, es weren dann 10 oder 12 darbey geſtanden, die zugehört hetten, ſo hett ich Sorg, wann ich ſchon von ihnen kommen wäre, alle Fürſten, Grafen, Herrn, Ritter und Knecht, die hetten mein entgelten müſſen, aus der Urſach, daß ich meiner Gelübdt und Pflicht, wie ich ein Monath zu ihnen gethan hett, nit nachkommen wär, und mögten daſſelbig für ein Urſach fürgewendt haben, damit es viel unſchuldigen Leuten vom Adel und andern zum Nachtheil gereicht haben würde; indeme gab Gott der Allmächtig dem Schwäbiſchen Bund Sieg und Glück, daß ſie ein Hauffen im Land zu Schwaben ſchlugen**), da merkt ich wol, daß ihnen die Katz den Ruck hinauf lief, darum ſie denn bald zu Würzburg aufbrechen, und zogen heraus uf Lauda ***) zu, und hetten das erſte Lager an der Tauber, darnach zu Krautheim, darnach uf die Neuenſtatt †) und durch die Hohenloiſchen Orth, und blieb ich bey ihnen, bis gen Adolzfurth ††), das iſt auch Hohenloiſch, da hetten ſie ein Lager, und war eben uf demſelbigen Tag mein Zeit und Ziel der 4 Wochen, wie ich zu ihnen verpflicht war, aus, und dacht ich, nun iſt es Zeit, daß du ſiehſt, was du zu ſchaffen haſt, und ich glaub nit, daß ſie die Abentheuer wuſten, daß eben meine Zeit aus war, ich wuſt es aber wol, denn ich rechnete ſchier alle Tage einmal daran, alſo gab Gott der Allmächtige Glück, daß ich von denen böſen oder frommen Leuthen, wie ich ſagen ſoll, kam;

Nun hat ein jedweder ehrlicher verſtändiger Menſch †††), er ſey wer er wöll, aus dieſer meiner ſchriftlichen Anzeigung leichtlich und wol zu vernehmen, ob ich mich wohl oder übel bey dem Bauren-Krieg gehalten hab, und wolte auch gern einen redlichen Menſchen, er ſey, wer er wölle, ob er ſchon partheyiſch wäre, hören davon reden, wie ich mich doch anderſt bey einem ſolchen tyranniſchen Volk, wie ich zu ihnen verpflicht bin geweſt, gehalten haben ſolt, dann wie ich gethan hab, und hett ich es beſſer gewuſt, ſo wolt ich es auch beſſer gethan haben und ich weiß nichts, das ich gethan hab, denn daß ich manchen Chur- und Fürſten, Geiſtlichen und Weltlichen, auch Grafen, Herrn und Rittern und Knechten, Hoch- und niedern Stands, groſſen merklichen Schaden, ſoviel mir möglich geweſt, verhüt hab, auch darum mein Leib und Leben in Gefährlichkeit begeben, daß ich kein Tag wuſt, daß ich ſicher war, daß ſie mich nicht zu todt oder den Kopf herabſchlugen, und kan mir auch keiner, er ſey wer er wöll, uflegen, daß ich je einem eines Neſtels werth genommen, entwendt oder begehrt hab, ſondern ſo viel wie möglich einem jeden für Schaden und Nachtheil geweſt bin, auch mein Lebenlang in keinem Krieg geweſt, da ich Gott mehr und vielfältiger in dem Feld um Frieden, daß mit Ehren und Fuegen davon kommen mögt, angeruffen und gebetten hab, dann bey denen ehrloſen Bauren, und iſt auch die Wahrheit, daß der Abt und das Convent zu Ammerbach *) den Hauptleuthen, wer ſie dann waren, jedlichem ein oder zween Becher gaben, und wolten mir auch zween geben, das merckt ich wol, daß ein Betrug dahinter war, aber die andern nahmen ihr all, allein ich gab ihnen meine zween wieder, und ließ ufm Tiſch ſtehen, und wolt ihr nit, nit weiß ich, wo ſie hinkommen ſind, ich habe ihr kein in mein Hauß gebracht, dann etlich Ding kauffet ich den Bauren ab, und wolt wehnen, es wäre Silber und übergüldt, aber es waren möſſingne Röhren und übergüldtet, und liehe mir auch Leonhard von Thurn daſſelbig Geld, das ich ihme wieder erſtattet, und weiß nit um Pfennig, daß ich es genoſſen hab, und hat mich gleichwol nach ſolchem Handel glaubig angelanget, wie der Abt von Ammerbach ſich hören laſſen, er habe viel Silber-Geſchirr verlohren, und der Meynung, ob es ihme entwendt wäre worden, davon ich dann bey der Göttlichen Wahrheit nit weiß zu ſagen, dann daß ich mit den vermeinten Geſchirr, als ob laut zum höchſten betrogen worden, welches die gründliche Wahrheit iſt, und viel guther ehrlicher Leuth darum wiſſens haben, ſo hat man auch daſſelbig Silber-Geſchirr, das der Münch klaget, darnach da er ſterben wolt, hinter ihme ſelber unter ſeinem Bett, darauf er geſtorben iſt, funden, iſt gut zu dencken, daß ers ſelber wolt behalten und wollen verdiſtuliren, das hat mir mein Pfarrherr einer, der ein frommer ehrlicher Mann, und freylich nie kein Lügen von ihm gehört worden, anzeigt, mit Namen Friderich Wollfarth, der dann länger als 50 Jahr mein und meiner Brüder Pfarrherr zu Jagſthauſen und Neuenſtetten geweſt **); der es von etlichen München aus dem Convent zu Schönthal gehört, dahin es ohne Zweifel von den München zu Ammerbach kommen, wie dann die München einander nichts verhelen, das habe ich dannoch zur Entſchuldigung meiner Ehren, und andern, die der Sach auch unſchuldig ſeyn, nit unangezeigt laſſen wollen ***).

---

*) Alſo werden in Franken an dem Mayn herum diejenige genennet, welche die Steine auf dem Feld ſetzen.

Siehe Wehnerum in Observ. Pract. sub voc. Umgänger p. 472. Was aber beſiebnen seye, iſt daſelbſt sub voc. beſiebnen p. 50. zu finden.

**) Dieſes geſchahe bei Beblingen an der Würm, nicht weit von Stuttgard, in dem Würtemberger Land. Die Bauren ſollen 14000 ſtark, und 6000 auf der Wahlſtatt geblieben ſeyn, ohne die, ſo auf den Zug nach Würzburg von dem Bund, unter des Obriſten Hauptmanns Tauchſeß von Waldburg Commando niedergemachet worden, deren auch bei 4000 geweſen ſeyn ſollen. Die Bündiſchen Kriegsleuthe hatten zu ihrem Zeichen ein rothes und die Bäuriſchen ein weiſſes Creuzlein auf dem Hut oder vor der Bruſt.

Schwäbiſch-Hälliſche Chron. Mact. p. m. 99.

***) Iſt ein Würzburgiſcher Orth und Amt zwiſchen Königshofen und Biſchoffsheim an der Tauber gelegen.

†) Iſt an dem Kocher nicht weit vom Wimpffen gelegen, wird ſonſten mit dem Beynamen ad differentiam anderer Städte, ſo auch Neuſtadt heiſſen, Neuſtadt an der Linde genennet, und iſt Würtembergiſch.

††) Iſt ein Hohenloh-Pfedelbachiſcher Orth, nicht weit von Oehringen gelegen.

†††) Was nun folget, führet Herr Göz von Berlichingen zu ſeiner Apologie und Rechtfertigung an, und wie es wol ſeyn mag, daß derſelbe lieber von denen Bauren geblieben wäre, wenn es ohne Gefahr hätte geſchehen können, wie denn in dem hiſtoriſchen allgemeinen Lexicon sub. voc. Berchlingen, er auf das beſte entſchuldiget, und ihm viel gutes zugeſchrieben wird; alſo giebet auch dazu keinen geringen Behuf, daß Lorenz Frieſe ſchreibet, die Bauren hätten ihn bey Wertheim gefangen, und er mitziehen müſſen. Daß er bey denen Bauren, als ſie das Schloß Frauenberg bey Würzburg belagert, in den Verdacht gekommen, als wann er Leuthe in daſſelbe hätte bringen wollen, die Beſatzung zu verſtärken. Daß er und Georg Mezler von Ballenberg, einer von denen vornehmſten Aufrührern, gute Vorſchläge zu Würzburg wegen des Schloſſes gethan, die Würzburger aber ihm nicht gefolgt hätten, und daß er nit mehr bey denen Bauren geweſen, als dieſe bei Königshofen und Ingolſtatt geſchlagen worden, ſondern daß er, als ſie einen Hauffen detachiret, deren betrangten Brüdern wider den Schwäbiſchen Bund zu Hülff zu kommen, und er mit commandirt geweſen, derſelbe unterwegs, da der Haufen nach Krautheim gekommen, (er ſelbſt ſchreibet, daß es zu Adelsfurth geſchehen) ſich heimlich bey der Nacht davon gemacht. Zu dem Schwäbiſchen Bund ſelbſten aber gehörten damals der Kayſer, als Erz-Herzog von Oeſterreich, der Churfürſt von Maynz, und von der Pfalz, der Erz-Biſchoff von Salzburg, der Biſchoff von Bamberg, Würzburg, Aychſtätt, Augſpurg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Bayern, die Pfalz-Grafen am Rhein, Otto Heinrich und Philipp, die Marggrafen Georg und Albrecht von Brandenburg, der Landgraf Philipp von Heſſen, viele Grafen, Herrn, von Adel und Städte.

Sieh Sleidanum de statu Religionis L. IV. in s. q. m. 63. Nicolaus Helvicus in Theatr. Hist. univ. L. I. p. 8. seqq.

*) Iſt ein zwiſchen Erbach und Waldthürn in dem Odenwald gelegener Orth, woſelbſt es eine Abtey und ein Chur-Maynziſches Ober-Amt hat.

**) Dieſer gehört alſo in Herrn M. Joh. Matthiae Groſſens Hiſtoriſches Lexicon der Evangeliſchen Jubel-Prieſter.

***) Gleich wie alle innerliche Unruhen und Rebellionen nichts als ein Verderben nach ſich ziehen; Alſo iſt es auch mit dieſem Bauren-Krieg ergangen: Dann 1) ſollen dieſelbe allein in Franken und deſſen Gränzen bey 200 Schlöſſer, Klöſter und Dörffer zerbrochen und ausgebrannt haben, worunter namentlich noch bekannt ſind, Altenſtein, Lichtenſtein, Neuhauß bei Mergentheim, Ingelſtadt, Ober-Lauden, Schwarzaich, Caſtell, Steinheim, Zabelſtein, Stollberg, Bimbach, das Schloß zu groſſen Lanckheim, Reichenberg, Pommersfelden, Röttelſee, Schwanberg, Schillingsfürſt, Hohen-Kottenheim, Brauneck, Reuſenberg, Bütthard, Reigelberg, das Kloſter Lanckheim, Kloſter Banz, Schöfftersheim, Birklingen, das Kloſter zu Kizingen, das Kloſter Vogelsberg, ohne die, ſo in Schwabenland und in Sachſen eingeäſchert worden, und zu leſen ſind in Herrn Struvens Archiv. P III. p. 155. seqq. Dann 2) ſind viele tauſend Bürger und Bauren, (ſo einige auf die Zahl von 50,000, andere auf noch mehr und 100,000 vergrößern wollen.)

Digitized by Google

§. 2.

Nun kann und will ich meiner groſſer Nothdurfft nach auch einem jeden nit verhalten, daß ich auf etlich Leuth Anſuchen, die meinethalben mit Herrn Georg Turchſeſſen geredt, zu ihme gen Stuttgarden geritten, der dann ein Obriſter Hauptmann und Gouvernator über das ganz Würtemberger=Land geweſt iſt, und wie ich nun etlich Tag bey ihme zu Stuttgarden verharret, und wie der Bäuriſchen Ufruhr und anderer Sachen halber viel Sprach mit einander gehalten haben, trug ſich zu, daß er mich zulezt anſprach, ich ſolt Königlich Majeſtät Ferdinandus, der jeznnd *) Kayſer iſt, Diener werden, und wiewol ich wuſt, wo ich hin ſolt, und guten Plaz wolt gehabt haben, da ich denn auch gern geweſt wäre, und hatte mir ein guter Freund daſſelbig zugeſchrieben, jedoch gedacht ich, daß ichs meines Weibs und Kinder auch meiner Armuth halb etwas thun muſt, und auch daß ich Kayſerl. Majeſtät, unſerm allergnädigſten Herrn, der dann unſer Obriſter Herr im Römiſchen Reich iſt, billiger und ſchuldiger zu dienen, dann einen andern ſeyn ſolt, und ſagts ihnen derohalben zu, daß ich keinen andern Herrn wolt annehmen, ſondern ſeines Beſcheids erwarten; doch ſo fern, daß es auch glaub wer, darauf ichs mehr dann einmal Ihro Gnaden zugeſagt, ich welte mich daruf verlaſſen, da ſagt er mirs auch zu, und ſolt ich wie billig und meinen Zuſagen nach Glauben halten, und war ſelten ein Wochen, ich reit einmal gen Stuttgarden und lud er mich und thete mir alle Ehre an, und meint, des Beſcheids halben ſtund es gleich wol, wie es aber mir gangen, daß weiß Gott, dann ich bey ſolchem Trauen und Glauben in des Bunds Hand unſchuldig niedergeworffen worden, wie ich dann hievor genugſam gemeldt und angezeigt habe, und hette ich mir ſelbs gefolgt, ſo wolt ich mich an allen meinen Feinden gerochen haben, es wäre dann Sach, daß ich darob zu Grund gangen ſeyn möchte, welches zu Gott dem Allmächtigen geſtanden wäre, und wurde ich dergeſtalt verglübdt *), wann man mich mahnt, ſo ſolt ich mich ſtellen, und war mir doch kein Plaz, weder in mein Behauſſung noch anderswo, da ich mich ſtellen ſolt, benannt, allein ich ſolt der Mahnung warten, und lieſſen mich daruf wieder reiten, daraus dann ein jeglicher wol erachten kann, wenn ich mich der Geſängnus hoch beſorgt, oder ſchuldig gewuſt hette, daß ich wol an ein Orth wolt geritten ſeyn, daß ſie mich ihr Lebenlang nicht ſolten gemahnt haben; wolt demnach wol Rath haben funden, oder ſo ich mich geſtellt wolt haben, wolt ich es mit Unterſchied gethan haben, das ich dann alles (alsdann) wol gewuſt hett, als einer der lebt, aber ich wuſt mich ſolcher Sachen frey unſchuldig, und das noch mehr iſt, da ich mich ſtellen ſolt und wolt, da kam ich gleich in kurzen Tagen davor gen Wertheim **) zu meinem gnädigen Herrn Grafen Georgien von Wertheim, der dann gar mein vertrauter und gnädiger Herr war, der mir auch über ſein Leib, Haab und Gut, Land und Leuth vertrauet, desgleichen vertraut ich Ihro Gnaden auch, und war mein Lehenherr darzu, und allda lag Herr Tillman von Premen, der war der von Nürnberg Diener und Rittmeiſter, und ſo ich recht behalten, ihr Schuldheiß ***) darzu, und lagen all in meiner Herberig zu Wertheim, da ich innen lag;

Nun mein gnädiger Herr Graf Georg ꝛc. der ſchickt gegen den Abend ganz ſpät, da wir ſchon zu Nacht geſſen hatten, einen zu mir in die Herberig, daß ich ſolt am Morgen zum Früh=Eſſen droben im Schloß bey Ihro Gnaden ſeyn, das thät ich, fand auch ſchon Ihro Gnaden auf mich wartend, wie ſie mich beſcheiden hätten, dann er war ein emſiger Herr in ſeinen Sachen, und bot mir die Hand, empfing mich, und fragt mich in allem Guten und treuer Meynung, wie ich mich halten wolte, ob ich mich gen Augſpurg ſtellen wolte oder nit, da ſagt ich ja, dawieder rieth er mirs warlich aus treuer Meynung, anderſt kont ichs nit mercken, und ſagt, ob ich mich aber ſtellen wolt, da ſagt ich, ich will mich ſtellen, ſolt ich wiſſen, daß ſie mich zu unterſt in Thurn werffen, dann ich weiß mich der Sachen, der Bäuriſchen Aufruhr halben, wie Euer Gnaden ſelbſt wiſſeu, unſchuldig, und mit guten Ehren wol zu verantworten, da fuhr er weiter heraus und ſagt, er wolt mir in guter treuer Meynung nit verhalten, daß Befehl verordnet wäre von den Bunds=Ständen, ſo bald ich vor der Herberig †) abſäß, ſolt man mich den nechſten nehmen und in Thurn werffen, und merckt als viel von Ihro Gnaden, daß ſie ſolches von Herrn Tillmann, von Premen, wie ich dann nicht anderſt achten kund, verſtanden hatten, doch weiß ich es nit für wahr, dann ich ſolches mit eben von Ihro Gnaden verſtanden, ſo hab ich auch nit wöllen fragen, und lag ſolcher Herr Tillman, wie gemeldt, in meiner Herberig, und wie mir der gute fromme Graf ſagt, alſo gieng mirs auch, allein daß ich oben druff und nit unten in Thurn kam, da lag ich 2 Jahr, und muſt das Mein verzehreu, das mir lange Zeit ſauer worden war ††), und bin darnach von des Herzogs von Würtemberg wegen vierthalb

Siehe Nicolas P. II. in Syllog. Hist. p. 842. (Puffendorffs Einleitung p. 597.)

umkommen und geblieben, am Ende aber und da ſie gekämpfft waren, unter andern folgende hingerichtet worden, als zu Oettingen 9 Bürger, zu Würzburg der Bauren Obriſter Hauptmann, Jakob Knel, ſamt 4 andern Bürgern auf dem Markt, 19 vor der Kapellen, 36 auf dem Rennweg, 10 bey dem grünen Baum, 10 zu Königshofen, 14 zu Meiningen, 5 zu Melrichſtatt, item 3 Hauptleuthe, 9 zu Fladungen, 14 zu Neuſtadt und Biſchoffsheim, 22 und dann 12 zu Münnerſtadt, 9 zu Arnſtein, 12 zu Werneck, 6 zu Volckach, 3 zu Schlüſſelfeld, 3 zu Au, 4 zu Röttingen, 8 zu Lande, noch 13 zu Würzburg, 9 zu Carlſtadt, 3 zu Heydigsfeld, 4 zu Ballenberg, 9 zu Oehringen, 12 bey Neckars=Ulm, von denen 230 Bürgern zu Königshofen ſollen ſehr wenige mit dem Leben aus der Schlacht davon kommen ſeyn. Zu Kizingen ſind Donnerſtags nach Pfingſten 6 von Burg=Bernheim die Köpfe abgeſchlagen, Freytags hernach 62 Männern die Augen ausgeſtochen, dann Samſtag darauf noch 4 die Köpffe abgeſchlagen und 1 die Augen ausgeſtochen, zu Hammelburg aber 8 enthauptet, dabey aber von einigen angemercket worden ſeyn, daß ein mancher unſchuldiger Weiſe angegeben und in der Hitze zum Todt verurtheilt worden; Sonſten hatten ſich unter andern auch folgende Städte oder vielmehr ihre Bürger in Franken des Aufruhrs wo nicht alle jedoch zum Theil ſchuldig gemacht, als die zu Rotenburg ob der Tauber, Oehringen, Mergenthal, Würzburg, Kizingen, Schweinfurth, Königshofen, Grünsfeld, Meiningen, Münnerſtadt, Melrichſtadt, Fladungen, Biſchoffsheim, Gerolzhoffen, Haßfurth, Seßloch, Arnſtein, Schwarzach, Eltmann, Geminden, Rottenfels, Carlſtadt, Dettelbach, Heydingsfeld, Hohenburg Schlüſſelfeld, Werneck, Klingenberg, Eißfeld, Eſſenfeld, Eltmannshauſſen, Bramberg, Moßbach, Volckach, Lauben, Röttingen, Neuſtadt, Iphoſen, Meckmühlen, Bibart, Trimberg, Au, Bütthard ꝛc. ꝛc.

Add. Chron. Mnet. Hallens. P. I. p. m. 77.

Woſelbſt diejenige Edelleuthe in Franken ſich recensirt befinden, ſo vor dem Bauren=Krieg von dem Schwäbiſchen Bund ruinirt worden. Der Zug des Schwäbiſchen Bunds geſchahe alſo: Nachdem die Bauren bei Leiblingen geſchlagen waren, und in dem Creichgow ſelbige zur Raison gebracht waren, gienge es auf Weinſperg loß. Sonntag Exaudi conjungierte ſich der Chur=Fürſt von Pfalz mit demſelben, und zog man darauf nach Neckars=Ulm, die Bauren zu Oehringen aber retirirten ſich von da nach Krautheim, woſelbſt ſich die von Würzburg mit ihnen conjungirten, zuruck über die Tauber giengen, ſich oberhalb des Bergs bey 8000 Mann ſtark ſetzten, und des Bunds erwarteten, da ſie dann von dem Bund auf das Haupt geſchlagen wurden. Den Pfingſt=Sonntag zog der Bund ferner fort auf Würzburg zu, das Schloß von der Belagerung zu befreyen, ihm aber 5000 Bauren entgegen, welche aber ebenfalls bey Guttenberg, Ingelſtadt und Gibelſtadt geſchlagen, und die meiſten elendiglich wie das Viehe niedergemacht worden, quo facto der Bund Montags auf Heydingsfeld, Würzburg und Schweinfurth zugezogen, nachdem vorhero die Bauren die Belagerung aufgehoben, und ſich in die Stadt retirirt gehabt hatten.

*) Nemlich zu der Zeit, da Herr Göz von Berlichingen dieſes geſchrieben, denn als dieſe Geſchicht geſchehen, hat Kayſer Carl noch regiert, und iſt ſein Herr Bruder Ferdinandus noch Römiſcher König geweſen.

*) h. e. Durch einen Eyd, als ein Votum oder Gelübdt gebunden.

**) Dieſes war eben der Herr, ſo die Bauren commandirt, als das Schloß zu Würzburg von ihnen belagert worden, deſſen Schweſter Martham Graf Wolffgang von Caſtell, ſo damals in beſagtem Schloß gelegen, und ſolches defendiren helffen, zur Ehe gehabt; Dieſer ſolle zu jenem geſagt haben, als die von der Beſatzung und die Bäuriſche Hauptleuthe mit einander capituliren wollen: Wiltu denn mein Feind ſeyn, und ich ſolle dir deine Schweſter geheyen, wie reimet ſich das zuſammen, worauf aber Graf Georg von Wertheim geantwortet; Es wäre kein Scherz, und er mit ſamt ſeiner Herrſchafft und Unterthanen zum Bauren worden.

Siehe Lorenz Frieſe apud script. Episcop. Herbip. p. 888.

***) Verſtehet ſich nicht ein Land= oder Dorff= ſondern Raths=Schuldheiß zu Nürnberg, welches Amt ante Annum 1562 gemeiniglich einer von frembdem Adel gehabt, nachhero aber verordnet worden, daß ſolches jedesmal der älteſte des Raths verwalten ſolte. — Siehe die Nachrichten von der Stadt Nürnberg p. 43. 155. 176. 465. item Anonymus von der Stadt Nürnberg p. 55.

†) Nemlich zu Augſpurg, wenn der Herr Göz von Berlichingen dahin kommen würde.

††) Der modus acquirendi war eben auch nicht allzeit der beſte, und hat dahero geheiſſen: Wie gewonnen, ſo zerronnen.

Digitized by Google

Jahr zu Heilbronn *) gefangen gelegen, habe das Mein daſelbſt auch verzehrt, und ihnen Geld darzu geben **) müſſen, das ſind ſchon ſchon 5½ Jahr, darinnen ich gefänglich enthalten worden, darnach wie Kayſerliche Majeſtät mich in Ihro Kayſerliche Majeſtät Schutz, Schirm und Glaidt aufgenommen ***) und in ſolchem Glaidt-Brief mir zu gut angezeigt, daß Ihro Kayſerliche Majeſtät mich wolten in Ungarn brauchen, habe ich mich 16 Jahr in meiner Behauſſung behalten, und bin nit aus meiner Mark kommen, und habe mich anderſt nit, dann wie ich verpflicht geweſt, gehalten, wie ich bey der göttlichen Wahrheit ſagen darf, und als ich einmal ufm Weydwerck geweſt, uf ein Wieſen-Plätzlein kommen, und der Marckung, ſo mir in der Verſchreibung beſtimmt geweſen, nit in Acht genommen, bin ich gleich darob erſchrocken, und dacht ich, ich were aus der Marckung, aber die Verſchreibung ſtund ſo weit mein Marckung Zinnß und Gült †) reicht, da erfuhr ich alsbald bey meinen Verwandten, daß mir das Wießlein ein Sommerhanen zu Zinnß gab, und wurd frohe und wol zufrieden, daß ich nit aus der Marckung geſchritten ††), wiewohl es ungefehrlicher Weiß geſchehen war †††), aus dem allen kunten alle Ständ, Chur-Fürſten, Grafen, Freyherrn, Ritter und Knecht, hoch oder niedern Stands wol und leicht erachten, was mein Sinn und Gemüth allweg geweſt, und auch wiſſentlich iſt, daß ich viel Chur- und Fürſten, auch meines gleichen, auch andere hoch und niedern Standts, und ſchier vom Höchſten bis zum Niederſten ohne alle Beſoldung aus freyem Willen, mein Leib und Leben, Blut und Gut in ihren Händeln und Kriegen, in Gefährlichkeit begeben, und darob auch groſſe Noth erlitten, dabey ich es jetzt, zumal ſo viel dieſer Articul berührt, auch beruhen und bleiben laſſen will.

August Friedrich Bernhardi,

ein als Sprachforſcher und ſatyriſcher Schriftſteller rühmlichſt bekannter Gelehrter, ward am 24. Juni 1770 in Berlin geboren, beſuchte das joachimsthaliſche Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte darauf zu Halle, vorzüglich unter Wolf's Leitung, Philologie und Pädogogik. Nachdem er ſeine akademiſche Bildung vollendet hatte, ward er Subrector des friedrichswerderſchen Gymnaſiums zu Berlin, dann ſeit 1803 Prorector und endlich ſeit 1808 Director, dieſer Anſtalt, ſowie der Realſchule. Später habilitirte er ſich auch an der dortigen Univerſität als Privatdocent, hielt jedoch nur wenige Vorleſungen. Im Jahre 1816 ward er zum Konſiſtorialrath erhoben. Er ſtarb am 2. Juni 1820 zu Berlin.

Seine Schriften ſind:

Bambocciaden. Berlin, 1797—1800. 3 Thle.

Kynoſarges. Berlin, 1801 (eine literäriſch-kritiſche Zeitſchrift, von der nur das erſte Stück erſchienen iſt).

Sprachlehre. Berlin, 1800. 2 Thle. — Spätere erweiterte Umarbeitung. Berlin, 1801—3. 2 Thle.

Anfangsgründe der Sprachwiſſenſchaft. Berlin, 1805.

Ueber das Alphabet. Berlin, 1810.

Ueber den Philoktet des Sophokles. Berlin, 1811. N. A. 1825.

Anſichten über die Organiſation der gelehrten Schulen. Jena, 1818.

Einzelne Gedichte in Tieck's und Schlegel's Muſenalmanach u. ſ. w.

Ueber Bernhardi's Beſtrebungen als Sprachforſcher urtheilt ein ſehr gewiegter Richter (Gruber, in ſeinem Wörterbuch zum Behuf der Aeſthetik) Folgendes, dieſe mit wenigen Worten trefflich charakteriſirend. „Wie iſt es möglich, mit einigen tauſend Klängen die Menſchheit und die unendliche Natur zu erfaſſen und darzuſtellen? Wie iſt es möglich, dieſe Klänge bald zu willigen Dienern des Bedürfniſſes, bald zu Formen zu machen, aus ihnen Formen zu bilden, welche wieder in dem Reiche der Erſcheinungen als wirklich ſtehen, und durch dieſes Eintreffen für die Wahrheiten höherer Art bürgen? Wodurch hat die bewegte Luft die Kraft, wenn ſie als Ton in das Ohr fällt, hinabzuſteigen in den Geiſt und dort, wie der Wind auf dem Waſſer, bald ein ſanftes Kräuſeln, bald wilde Wellen zu erregen? Und durch welche Zauberei bewegt der Dichter durch das Medium der Sprache für Geſchöpfe ſeiner Phantaſie unſere innerſte Seele, warum lieben und haſſen, lachen und weinen, ſchaudern und entſetzen wir uns nach ſeiner Willkür"? Das gefühlte Bedürfniß einer Beantwortung dieſer Fragen, welche die bisherigen Sprachphiloſophen, wenn ſie auch dieſelbe verſucht, doch bei Weitem nicht befriedigend gegeben hatten, nöthigte den ſcharfſinnigen, mit wahrhaft philoſophiſchem Geiſt ausgerüſteten Forſcher, einen Punkt auszumitteln, wo dieſe Sprache mit der Natur des Menſchen zuſammenhängt, um von ihm aus theils die Sprachgrundſätze zu entwickeln und als nothwendig darzuſtellen, theils die einzelnen Erſcheinungen aus ihnen zu erklären, zu rechtfertigen, zu entſchuldigen und auf ſie zurückzuführen. Wie er bei ſolchem Unternehmen zu Entwickelungen und Erörterungen der höchſten und wunderbarſten Erſcheinungen im Gebiete der geiſtigen Energieen des Menſchen, der Philoſophie und Poeſie, gelangen, eine Philoſophie poetiſcher Sprachdarſtellung begründen und hierdurch zugleich Licht über das ganze Gebiet der Kunſt verbreiten mußte, ergibt ſich Dem, dem der innige Zuſammenhang der geiſtigen Energieen nicht fremd iſt, leicht. So ſich beſtrebend, ahnte Bernhardi ſchon, was ſpäter mit völliger Gewißheit ausgeſprochen wurde, ſo wie mit Erfolg behandelt, daß es durchaus nothwendig ſey, mit reger Aufmerkſamkeit bei linguitiſchen Forſchungen die hiſtoriſche Entwickelung und Fortbildung einer Sprache im Auge zu behalten. — Wenn auch ſpätere Bemühungen, durch die philoſophiſchen und ſprachlichen Fortſchritte unſerer Zeit getragen, tiefer in die Philoſophie der Grammatik eindrangen, ſo gebührt ihm doch vor Allem das Lob, einer der Erſten geweſen zu ſeyn, welche dieſe Bahn eröffneten.

Als Belletriſt zeichnet ſich Bernhardi durch eine äußerſt feine Satyre, glücklichen Humor, geiſtreiche, lebhafte Darſtellung und einen vortrefflichen Styl aus. — Seine Bambocciaden (ſatyriſche Genrebilder, nach einem niederländiſchen Maler ſo genannt) ſind bei Weitem nicht ſo bekannt, als ſie es jener trefflichen Eigenſchaften wegen verdienen; die hier mitgetheilte Probe wird unſeren Ausſpruch beſtätigen. —

*) Siehe oben a.

**) Nemlich 2000 Fl. Siehe oben a.

***) Siehe oben a.

†) D. i. ſo weit ich Marckungs- oder Dorffs- dann Erbzinnß-Herr wäre: Dann in dem Hohenlohiſchen und der Ends wird auch der Canon emphyteuticus, der Erb-Zinnß, er beſtehe gleich in Geld oder Geldswerth, ein Gült genennet.

††) Von denen Icils wird es eine Confinatio genennet, wann einer an einen gewiſſen Orth hin in eine Stadt, Dorff, oder Marckung, alſo gebannet worden, daß er die vorgeſchriebene Grenzen nicht überſchreiten darf.

†††) Unwiſſend ſündiget nicht.

Digitized by Google

Sechs Stunden aus Finks Leben *).

Erſte Stunde.

Von fünf Uhr Abends bis ſechs Uhr.

Fink ſaß auf ſeinem Sopha am Ofen, mit friſirtem Kopfe, in tiefem Negligee, und las Göthens Iphigenie. Es ſchlug fünf Uhr, jemand ſtürmte die Treppe herauf: es war Finks Herzensfreud, der junge Hartmann, welcher heftig, den Hut auf dem Kopfe, eintrat, um Fink zur Geſellſchaft bei dem Rathe abzuholen.

Fink hatte ein kleines Vermögen und viele Bedürfniſſe; ſeine Kapitale verloren ſich unter ſeinen Händen, und die Alphabete, mit denen er die Welt beſchenkte, waren nicht hinreichend, die Lücken auszufüllen, welche Spiel, Wein, Mädchen u. ſ. w. in ſein Vermögen geriſſen hatten. Er ſah ſich deswegen nach einem Amte um; und da er von Jugend auf Lektüre gehabt, auf Univerſitäten Aeſthetik gehört, und wirklich über dieſe Gegenſtände viel nachgedacht hatte, ſo hielt er ſich zu einem Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften für fähig und berufen, und hatte durch die Beckerſche Familie, welche viel Einfluß und drei mannbare Töchter hatte, ſich dem Miniſter, welcher die Profeſſur vergab, empfehlen laſſen. Bei dem Rathe Bunian ſollte er dem Miniſter präſentirt werden, und aus ſeinem Munde die Entſcheidung hören.

Aber Fink! ſagte Hartmann, indem er noch die Thüre in der Hand hielt, noch nicht einmal angezogen? Heute, wo das Glück Ihres Lebens, die Ruhe Ihres Alters auf dem Spiele ſteht — —

Ach! ich hatte mich ſo vertieft, ſagte Fink, und die Zeit gieng hin unter dieſer Lektüre, ich weiß nicht wie — — Sehn Sie, wenn man über Iphigenie die Zeit vergißt, ſo iſt man wahrlich zu entſchuldigen. Welch ein Meiſterwerk iſt dieſes Stück! Der reinſte Abdruck des griechiſchen Menſchengeiſtes — ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehn?

Ein andermal davon, ſagte Hartmann — jetzt ziehn Sie ſich nur an.

Nein! nicht ein andermal, jetzt — mein Herz iſt voll und warm, und dann ſpricht man am beſten über Dichter — Sehn Sie, ich meine — jedes Produkt der ſchönen griechiſchen Kunſt, fordert, um verſtanden zu werden, Griechen — In jeder Zeile, in jeder Anſpielung, liegt für uns Stoff zu einer antiquariſchen Anmerkung; aber in Göthens Iphigenie iſt nur die allgemeine Schönheit alles das, was uns unter jeder Bedingung rührt und entzückt, weil es nicht griechiſch, ſondern menſchlich iſt, zuſammengetragen und mit jener äußern griechiſchen Form verbunden, als da ſind: Simplicität der Fabel, des Dialogs; häufige, prätenſionsloſe, tiefe Sentenzen und Reflexionen und —

Ja doch! o ja doch! ſagte Hartmann, und ſah nach der Uhr.

Ferner der Plan — giebt es ein größeres Meiſterſtück als dieſes! er iſt mir immer wie ein anmuthiger Hügel vorgekommen, welchen man auf der einen Seite beſteigt und auf der andern verläßt — bis zur Scene, wo Oreſtes wahnſinnig wird, ſteigt das Intereſſe der Leidenſchaft immer höher, und von da führen die Sitten der Perſonen und die Handlung es fort und einem ſanften Schluſſe zu —

Sie haben ſehr recht, aber — — es wird wirklich ſpät.

Nur noch darauf mögt' ich Sie aufmerkſam machen: welch ein tiefer Sinn in der Idee liegt, daß Iphigenie durch einen unwillkührlichen Zug ihres Herzens getrieben, den Anſchlag entdeckt, welchen Pylades gegen Thoas hegt, und daß auf dieſe Folgſamkeit gegen das innere Gefühl das Glück der Iphigenie, des Oreſtes und des Pylades gegündet wird. — Sie glauben nicht, wie klein mir Dichter vorkommen, welche eine Reihe von Maſchinen erfinden, um eine ſogenannte gute Lehre den Menſchen einzuimpfen, da es hier mit ſo wenigem Aufwande, ſo faſt unvermerkt, und doch ſo innig geſchieht — Wahrlich! ich würde den Menſchen, welcher, wenn er die Iphigenie geleſen, hingehn und ſchmeicheln oder die Wahrheit verläugnen könnte, ich würde ihn auf das äußerſte verachten; ich würde zweifeln, ob Plato recht habe, wenn er ſagt, daß die Menſchen nur die Göttlichkeit der Tugend zu ſehen brauchten, um ſie anzubeten.

Wollen Sie ſich nicht anziehn? Es iſt halb ſechs Uhr, ſagte Hartmann in vollem Aerger.

Was das für Menſchen ſind! ſagte Fink, und ſtampfte mit dem Fuße. In dieſer Stimmung denke ich nicht an die Zeit und an andere Menſchen; die Profeſſur, welche ich bekommen ſoll, kömmt mir wie eine Narrenkappe vor, welche ich aufſetzen muß, damit die andern Narren mich nicht auslachen.

Ich habe ſchon oft bemerkt, ſagte Hartmann, wie intolerant Sie ſind, wenn Sie in Enthuſiasmus gerathen. Ich tadle es nicht, daß uns Produkte der ſchönen Künſte entzücken; nur muß unſre Liebe, zu den Künſten nie das praktiſche Leben durchſchneiden, ſondern wie Parallellinien daneben herlaufen, ohne es in einem Punkte zu berühren.

Etwas Schlechteres haben Sie lange nicht geſagt, unterbrach ihn Fink. Was ſind denn die ſchönen Künſte werth? Und was gelten die durch ſie erregten ſchönen Empfindungen, wenn ſie nicht eine Stimmung in der Seele hervorbringen, welche einen wohlthätigen Einfluß hat, nicht nur in den Momenten, wo ich als ſelbſtſtändiges Weſen egoiſtiſch mich ſelbſt und meine Stimmung genieße, ſondern auch wenn ich mit andern Weſen zuſammentreffe. Das iſt eben das Hohe in den ſchönen Künſten, daß ſie die Seele anfaſſen, man weiß nicht wie, und daß ihr Einfluß auf die bürgerliche Geſellſchaft nie ſchädlich, aber, ohne daß man es berechnen kann wie ſehr, immer wohlthätig iſt. Wenn ich aber einen Prozeß ſchlichte — —

Sie verfallen in Paradoxen — Laſſen Sie uns ſtatt des Allgemeinen ins Beſondere gehn. Setzen Sie, bei Ihrer ungemeinen Neigung keine Zeit zu reſpektiren, hätten Sie ein Amt, wie würden Sie deſſen warten? Wie oft würden Sie den poetiſchen Enthuſiasmus der bürgerlichen Pflicht vortreten laſſen — und wäre das recht gehandelt?

Nein! ſagte Fink; aber iſt denn das recht, immer in dem bürgerlichen Kreiſe zu leben, und ſo, wie Sie, keinen Begriff mehr reſpectiren, als den der Zeit! Sie thun wahrlich gerade, als wenn die Natur und nicht die Menſchen die Stunden erfunden hätte, als wenn das ganze Leben eine Muſik wäre, und die Stunden die einzelnen Takte, in welchen eine beſtimmte Anzahl Noten müſſen abgeſpielt werden —

Und wenn dem ſo wäre, wie es nicht iſt, wenn ich mich ſo an Minuten bände: wäre es denn nicht Ihre Pflicht, meiner Schwachheit nachzuſehn?

Und wäre es nicht Ihre Pflicht, ſagte Fink, von Ihrer Schwachheit etwas abzuweichen, um meine zu unterſtützen?

Das iſt egoiſtiſch gedacht!

So! wenn ich mich recht erinnere, ſo tadeln Sie ſelten etwas anders an mir, als eben dieſe Ungefälligkeit in dieſem Punkte.

Sehr wahr! ſagte Hartmann.

Nun, lieber Herr! ich tadle noch viel mehr Schwachheiten an Ihnen; aber ich fordere nicht, daß Sie ſie ablegen ſollen. Nun ſtänden wir alſo in dieſem einen Punkte völlig gleich, und nun frage ich Sie: Sie, der Sie Ablegung dieſer meiner Schwäche als Gefälligkeit von mir fordern, warum leiſten Sie mir dieſe Gefälligkeit nicht, da es ebenfalls nur das Einzige iſt, was ich von Ihnen begehre? Ich möchte nun wohl fragen: wer von uns beiden iſt mehr Egoiſt? Und ich denke, man wird wohl antworten müſſen: beide gleich ſtark.

In dem Augenblicke fuhr ein Wagen vor. Hartmann riß mit Heftigkeit die Uhr aus der Taſche. Nun bitte ich Sie um Gotteswillen! in zehn Minuten iſt's ſechs Uhr; nun ſollen wir noch zu Beckers fahren, vor ſieben Uhr können wir nicht bei Bunians ſeyn.

Aber, mein Gott! ſagte Fink, wer hat denn nun aufgehalten? Ich hätte mich lange angezogen, wenn Sie ſich mit mir nicht gezankt hätten.

Gezankt! erwiederte Hartmann, das nennen Sie wahrſcheinlich nur darum zanken, um mich bei Gelegenheit zänkiſch zu nennen.

So! Das iſt wohl nicht gezankt, wenn man jemanden einen Egoiſten nennt? Man zankt wohl nur dann, wenn man ſich ſchimpft?

Und Sie hätten ſich wohl, ſagte Hartmann, nicht während unſeres Geſprächs anziehen können! — Nun, ſo ziehen Sie ſich wenigſtens jetzt an.

Gleich! ſagte Fink, und ſprang an die Klingel. Friedrich! reine Wäſche, mein braunes Kleid, die ſtreifigte Weſte und die ſchwarzen ſeidnen Strümpfe — aber nun die Beinkleider?

Um Gotteswillen! eilen Sie.

Nun, mehr kann ich nicht thun, ſagte Fink, als daß ich eile; der Schade iſt ja doch einmal geſchehn.

Hartmann kehrte ſich mürriſch gegen das Fenſter, und ſah durch die Scheiben.

Fink ſteckte ſich nun nach und nach in die Kleider, alles zog er ſchief, alles verkehrt an, er ſtampfte öfters mit den Füßen, und leitete auf dieſe Art ſeinen Zorn in die Erde ab. Endlich ſtand er ſchmuck angezogen da. Er wandte ſich an Hartmann.

*) Aus: Bambocciaden (von Bernhardi). Berlin, 1797. S. 139 folgende.

Digitized by Google

Nun! ſagte er zu dieſem, noch mürriſch?

Ach, laſſen Sie mich! ſagte Hartmann, Sie verderben einem jedes Vergnügen durch dieſe verdammte Nachläſſigkeit.

Wer verdirbt denn, ſagte Fink kalt — ich verlange ja nur, was ich gebe, Toleranz.

Schon gut! Aber Sie werden ſehn, wie unglücklich Sie ſich durch ſolche Nachläſſigkeiten noch machen werden. Es fehlt Ihnen ganz an Weltkenntniß, und da wäre es wohl billig, daß Sie auf mich hörten, der ich zwei Jahre älter als Sie bin, und von Jugend auf in der Welt gelebt habe.

Wollen wir jetzt gehn? ſagte Fink.

Kommen Sie, erwiederte Hartmann; aber Sie haben mich ganz verdrüßlich gemacht; ich kann nicht dafür, ſo unrecht es iſt: ich bin ganz verſtimmt.

Sie fuhren nach dem Beckerſchen Hauſe.

Zweite Stunde.

Von ſechs bis ſieben Uhr.

Der Wagen hielt vor Beckers Thüre. Fink und Hartmann ſtiegen aus, und fanden in einem Zimmer Mademoiſell Caroline Becker, welche die Fremden empfieng, weil Vater, Mutter und Schweſtern noch mit dem Putze zu dieſem Feſte beſchäftigt waren.

Mademoiſell Becker hatte eine Phyſiognomie, welche einer Schwärmerin nicht übel ſtehen würde; allein ſie hatte nichts von dieſer als die Phyſiognomie, welches ſie auch recht gut wußte. Sie ſuchte daher durch einen Putz, welchen ich idealiſch nennen möchte, — wenigſtens war immer ein oder das andere Stück von dieſer Beſchaffenheit, — den Eindruck ihrer leichten Schönheit dauernder zu machen. So gieng ſie ein halbes Jahr, aller Mode zum Trotz, mit einer Roſe in den Haaren und großen blauen Glascorallen um den Hals, welcher Putz ihr eben des Abweichenden wegen, das Anſehn einer Fremden und etwas Piquantes gab, welches ihre Nebenbuhlerinnen, und dazu gehörten dermalen alle unverheirathete Mädchen, vergeblich zu erlangen ſuchten und daher verläſterten.

Seyn Sie uns willkommen, meine Herren! ſagte ſie. Wie befinden Sie ſich, Herr Fink?

Recht wohl, Mademoiſell! erwiederte dieſer, und Sie — doch Sie müſſen ſich wohl befinden oder — es geſchieht das himmelſchreiendſte Unrecht.

Ich habe Zahnweh, ſagte ſie; ſehn Sie? die Backe iſt mir ein wenig angeſchwollen.

Man merkt es nicht, Mademoiſell! — Treten Sie ſo, wahrlich man merkt es nicht — aber freilich kein Wunder iſt es, Zahnweh zu haben, das Wetter —

Ich geſtehe Ihnen, ſagte Mademoiſell Becker, ich würde mich gar nicht um das Wetter bekümmern, wenn es mir nicht Zahnweh verurſachte — Sie wiſſen, wie ich darin denke: ein Hausfreund zaubert mitten im häßlichſten Winter mir den ſchönſten Frühling in das Zimmer — Aber warum beſuchen Sie uns ſo ſelten?

Ich glaube, ich habe Sie oft genug incommodirt, erwiederte Fink, und beſonders ihren Herrn Vater, dem ich meinen Dank nicht genug ſagen kann, wenn es anders ſo iſt, wie er mir ſchrieb, daß nur der Miniſter mich noch ſehn wolle, um mir die Stelle zu conferiren.

So iſt es! Und ich gratulire im Voraus nicht bloß zur Stelle, ſondern auch zu dem, was Ihr Herren gemeiniglich mit der Stelle zu verbinden ſucht, zur Frau — Nicht wahr, Herr Hartmann! es fällt Ihnen auf, ein Frauenzimmer, und noch dazu ein unverheirathetes, ſo ſprechen zu hören? aber fragen Sie nur Herrn Fink, ob er mich nicht oft eine Philoſophin genannt hat, und daher mag er mich entſchuldigen; ſonſt müßte ich freilich bitten, mich nicht nach meinen Einfällen zu beurtheilen.

O, Mademoiſell! erwiederte Hartmann, Sie ſind gefährlich, Sie haben tiefer in ſein Herz geſehn als ich — er hat ſeit einiger Zeit viel Gedichte geſchrieben: ich glaube wirklich, daß er verliebt iſt.

Mademoiſell Becker ward roth, denn dieſe Gedichte waren an ſie.

Wir wollen, ſagte ſie, Ihrem Freunde, wenn er ein ſolches Geheimniß hat, es weder durch Zureden noch durch Spöttereien entreißen. Er wird es uns ſchon ſagen, wenn er es für nöthig findet — Nicht wahr, Herr Fink — ich kann auf ihr Vertrauen rechnen?

Mademoiſell! ſagte Fink in einiger Verwirrung, Sie beſchämen mich — er beugte ſich bei dieſen Worten auf ihre Hand und küßte ſie mit einer kleinen Heftigkeit.

Der Vater trat ein. Ein gerader Mann, der immer die gebahnteſten Wege, das heißt, die Wege gieng, auf welchen die meiſten gehn.

Sieh da, mein lieber Freund! ſagte er zu Fink, und umarmte ihn; ſind Sie es? nun ich gratulire — Ihr Diener, lieber Herr Hartmann! ich hoffe, Ihr Freund iſt recht heiter.

O ja, lieber Herr Becker! ſagte Hartmann.

Und das danke ich Ihnen allein, fiel Fink ihm in die Rede; Sie haben mich mit Ihrem Rathe, mit Ihrem Einfluſſe, wie ein Vater, unterſtützt, was wäre ich ohne Sie —

Und Sie, mein lieber Fink! haben ſich immer gegen mich als Sohn betragen, ich habe Sie ſehr lieb gewonnen, Sie ſind ein ſolider junger Mann, welcher alle Unterſtützung und Achtung verdient. Ich habe mich recht gefreut, Ihnen dienen zu können, und wenn noch irgend etwas zu Ihrem Glücke fehlt, ſo ſagen Sie es mir, und wenn es in meinen Kräften ſteht, ſo werde ich ſie anſtrengen, um Ihnen es zu gewähren.

Ich danke Ihnen — wenn ich vielleicht alſo Ihre Vorſprache — er ſah ſeitwärts auf Mademoiſell Becker — und wer weiß, wie bald das kommt — wenn ich Sie ſollte nöthig haben — ſo werden Sie mich gewiß unterſtützen.

Gewiß, ſagte der Vater mit freundlichem Lächeln, — ganz gewiß, mein lieber Herr Fink! Dabei drückte er ihm die Hand und küßte ihn. Wir ſehn uns doch heute Abend? — Sie verzeihn! Ich habe noch einige Geſchäfte — wollen Sie noch hier verweilen, ſo ſchlage ich Ihnen meine Tochter zur Geſellſchaft vor.

Der Vater gieng — Erſt halb ſieben Uhr: Sie haben ja noch Zeit, ſagte Caroline.

Verzeihen Sie, ſagte Hartmann, es iſt ſchon fünf Minuten über halb.

Und wenn auch, ſagte ſie — Apropos, Herr Hartmann! Wiſſen Sie wohl, daß ich neue Muſikalien bekommen habe? — Hier, ſehn Sie dieſe Sonate — ſie iſt vortrefflich! Wollen Sie ſie einmal probiren?

Sie öfnete bei dieſen Worten das Fortepiano, und Hartmann fingerte mit dem größten Verdruß darauf herum. Caroline wandte ſich ſogleich zu Fink.

Sie haben, ſagte ſie, in Ihrer letzten Schrift das häusliche Glück ſo lebhaft und innig geſchildert, daß ich die Stelle S. 36 im zweiten Theile — ſehn Sie, ſo habe ich Ihre Schriften inne — mehr als dreimal geleſen habe.

Ich habe, erwiederte Fink, als ich die Schilderung entwarf, an Ihren Familienzirkel und an Ihre Geſellſchaft gedacht. So wie Gertrud in meinem Buche, ſo iſt Ihre Frau Mutter, und ſo wie Röschen, müßten Sie als Gattin ſeyn — Bei den letzten küßte er ihre Hand.

Caroline erröthete. — Sie ſchmeicheln mir, ſagte ſie — und das thut mir leid. Ich bin ein unbefangenes Mädchen, welches leicht auf Schmeicheleien hört, und Sie haben es zu verantworten, wenn ich auf mich ſtolz werde, da ich bis jetzt nur eitel war.

O! ſagte Fink, welch eine liebenswürdige Schalkheit und Offenheit.

Zeit? Allerdings iſt es die endlich, ſagte Hartmann, und ſprang von dem Fortepiano auf.

Sie ſehn, fuhr Fink fort, was mich eigentlich von Ihnen trennet: die Zeit und mein Freund Hartmann. Ich habe noch das Vergnügen, Sie heute Abend zu ſehn.

Das Vergnügen wird auf meiner Seite ſeyn, ſagte Caroline, und ſah bei dem accompagnirenden Knikſe Fink allein an.

Kaum waren beide Freunde in den Wagen gekommen, welcher nun nach Bunians Hauſe fuhr, ſo brach Hartmann los. Aber, Fink! ſagen Sie mir, wie können Sie dies Betragen mit feiner Empfindung, mit Freundſchaft, mit Rechtſchaffenheit reimen, welches Sie in dieſer Familie und gegen mich jetzt eben beobachtet haben.

Es wird ſich doch noch immer eben ſo gut reimen, als die neueſten Verſe — aber was habe ich denn ſchon wieder gethan?

Was Sie gethan haben? ſagte Hartmann; Sie lieben doch die reiche Mademoiſell Müller, und wollen ſie heirathen?

Allerdings! Nun, was weiter?

Und Sie unterfangen ſich, in dem Herzen eines alltäglichen, eiteln, trivialen Geſchöpfs Hofnungen zu erregen, welche Sie nicht zu erfüllen im Stande noch Willens ſind.

Hofnungen, ſagte Fink, wie die Leute ſich ausdrücken. — Glauben Sie mir, ich bin weder ſo niedrig noch ſo vorzüglich, als Sie glauben; ich bin ein ganz gewöhnlicher Menſch, der eben ſo wenig Ihrem Ideale als dem Bilde entſpricht, welches Sie in Stunden übler Laune ſich von ihm entwerfen.

Was ſoll das hier? ſagte Hartmann; die ganze Frage iſt die: iſt es recht, einem Mädchen zu verſtehen zu geben, man

Digitized by Google

wolle ſie heirathen, blos um ein paar angenehme Viertelſtunden zu haben.

Es iſt Ihr ewiger Fehler, ſagte Fink, jedes Ding nur von einer Seite anzuſehn. Ich werde in Beckers Haus introduzirt, drei mannbare Töchter werden mir vorgezeigt und mir zu verſtehn gegeben, ich könnte mir eine davon zur Frau ausſuchen; ich kann des alten Beckers Einfluß benutzen, um die Profeſſur zu erlangen: ſoll ich nun dieſer Familie, welche übrigens eine der gemeinſten iſt, welche ich kenne, ſoll ich dieſer mein Geheimniß anvertrauen, daß ich ſchon verſprochen ſey? Ich laſſe alſo die Sache auf ſich beruhen; man nimmt meine Galanterien für Aeußerungen der Leidenſchaft — was kann ich dazu — man verwendet ſeinen Einfluß, um mir ein Amt und eine Tochter an den Hals zu werfen: ſoll ich nein ſagen, da nicht ich, ſondern Beckers das primum mobile waren? Zudem habe ich mich wirklich in dem Hauſe oft amüſirt, und war eine Zeitlang in der That verliebt.

Wofür ſoll ich Sie halten? Sie ein Bräutigam — Sie bekennen, daß Sie ein anderes Mädchen lieben.

Und warum nicht? So geht es tauſend Menſchen; nur iſt beinahe keiner ſo aufrichtig, ſo dreiſt herauszuſagen, was er fühlt, als ich. Meine Braut iſt abweſend: was iſt natürlicher, als daß ich eine Perſon ſuche, welcher ich das lebhafte Bild von meiner Geliebten, welches ich in meiner Einbildungskraft mit mir trage, anpaſſe. Nun kömmt mir gerade Mademoiſell Becker entgegen, welche wirklich eine entfernte Aehnlichkeit von meiner Braut hat. Was kann ich dafür, daß ſie es gerade iſt, an welche ſich meine Liebe hängt? Was kann ich dafür, daß ſie dieſe Liebe für ernſtlicher hält, als ſie iſt; daß Vater, Mutter und Tochter einen Plan entwerfen, mich zu fangen, daß ſie mir darum ein Amt ſchaffen — Kurz und gut, als die Sache einmal ſoweit gekommen war, daß ſich Beckers für mich verwandten: ſo wäre es unpolitiſch geweſen, ihre Bemühungen aufzuhalten, und unverantwortlich gegen meine Braut, welcher ich doch ſtatt ihres Geldes nach ihrer Grille einen Titel zubringen ſoll. — Daß ihr Menſchen niemals einſehn wollt, daß, ſobald ich aus meinen vier Pfählen herausgehe, ich von andern Leuten, ſowie ſie wieder zum Theil von mir dependiren, daß ich alſo mich nach ihnen richten, mit einem Worte, daß ich eine gewiſſe Klugheit beobachten muß, ohne welche man wenigſtens wie ein Narr, wo nicht als ein Raſender, in der Welt erſcheint. — Wahrlich! ſo wie Semler ſchlechterdings einen Unterſchied zwiſchen Privat- und öffentlicher Religion machen wollte, ſo möchte ich einen zwiſchen dem Menſchen in ſeinem Hauſe und dem in Geſellſchaft feſtſetzen; jener iſt für Freunde origineller, rauher, beſſer und in einzelnen Stunden unerträglich, dieſer iſt für die Welt trivialer, glatter, ſchlechter, und bleibt ſich immer gleich — —

Ich weiß es, unterbrach ihn Hartmann, daß Sie ein Sophiſt ſind, und mit Worten lieber als mit Begriffen ſtreiten, aber ſo viel iſt richtig, ich würde nicht ſo handeln.

Das können Sie ſagen, im Handeln hat jeder ſeine eigne Schule; ob Sie aber, trotz dieſer anſcheinenden Simplicität, dennoch nicht manierirter ſind als ich — —

Der Wagen hielt vor Bunians Thür ſtill.

Dritte Stunde.

Von ſieben bis acht Uhr.

Fink und Hartmann traten in den erleuchteten Saal, in welchem eine zahlreiche vermiſchte Geſellſchaft, welche Caffee und Thee trank, und ſich die gelehrte Geſellſchaft nannte, verſammelt war. Die Sache war mit zwei Worten dieſe.

Der Rath Bunian war ein Mann, welcher gerade ſoviel in der Welt geweſen war, daß er vollkommen einſah, er habe nichts gelernt, und man ſchätze in der Welt die Leute, welche ſich Kenntniſſe erworben. Er hatte daher lange gedacht, nicht etwa wie er ſeine Unwiſſenheit ablegen, ſondern vorzüglich, wie er ſie verbergen und den Schein der Gelehrſamkeit erwerben könne. Die ſchönen Künſte ſchienen ihm darin vor allen Theilen der Gelehrſamkeit etwas vorauszuhaben, daß ſie anmuthig zu erlernen, und daß man, ohne viel in dieſem Fache geleiſtet zu haben, dennoch viel gelernt zu haben ſcheinen könne. Er enrollirte ſich alſo mit eigner Hand unter die ſchönen Geiſter; und da er wohl wußte, daß man gemeiniglich denen Belletriſten einen Mangel an ſolider Gelehrſamkeit vorwirft, und daß ein Titel nichts hilft, wenn unſere Mitbürger uns denſelben nicht geben, ſo brachte er zur Abwendung des erſten Vorwurfs in einem der prächtigſten Zimmer ſeines Hauſes eine Bibliothek, und zur Erlangung des letzten im Kellergeſchoß einen Weinkeller an, welcher dem Rathskeller und der Rathsbibliothek die Wage hielt, und ihn zum geiſtlichen und leiblichen Mäcenas der Gelehrten auf einmal erhob.

Aber damit begnügte ſich der Mann nicht; er blickte noch einmal auf ſeine harten Thaler, und dachte auf eine Hausacademie. Dieſe war bald angelegt, denn die Gelehrten der ganzen Stadt drängten ſich hinzu, um an dieſem Zirkel Antheil zu nehmen. Die Geſetze waren: man kam um fünf Uhr zuſammen, unterhielt ſich bis ſechs Uhr über die Merkwürdigkeiten der Litteratur, las von ſechs bis ſieben Uhr kleine Aufſätze, welche eines oder das andere von den Mitgliedern der Geſellſchaft verfertigt hatte, von ſieben bis neun Uhr ſpielte ein Theil Karten, der andere unterhielt ſich, und von neun bis zehn Uhr verzehrte man ein kaltes Abendbrod, worauf bis gegen eilf Uhr die Geſellſchaft auseinander gieng.

Den meiſten Glanz aber erhielt die ganze Geſellſchaft dadurch, daß der Miniſter, welcher, ohne eine Wort davon zu verſtehn, die ſchönen Wiſſenſchafen protegiren ſollte, nicht ſelten die Geſellſchaft, welche er ein höchſt nützliches und zweckmäßiges Inſtitut nannte, zu beſuchen pflegte: daher alle Gelehrte, beſonders die, welche in ihrer Art das waren, was die Inſekten unter den Thieren ſind, klein und beſchwerlich, dieſem Hauſe zuflatterten, um das Vergnügen zu haben, von dem Miniſter bemerkt zu werden.

Am angeſehenſten bei dem Rathe Bunian war der Rath Becker, und da der Miniſter den Rath Becker für ein großes Genie hielt, ſo traute einer auf den andern, und Fink war der gründlichſte und feinſte Kopf für den Miniſter, weil der Rath Becker eine Tochter zu verheirathen hatte.

Homer ruft bei allen Gelegenheiten, wo er etwas Außerordentliches beſchreibt, die Muſen an, um gleichſam durch ihre Eingebung bei ſchweren Stellen einige Erleichterung zu erhalten. Auch ich ſehe mich hier genöthigt, neue Kräfte zu ſammeln, um die eben ſo außerordentliche als amüſante Geſellſchaft ein wenig abzuzeichnen. Ich werde aber meiſtens nur die ſprechende und nicht die ſpielende Geſellſchaft ſkizziren, weil die erſtere die intereſſantere iſt.

In einem Winkel, in welchen ſich Fink und Hartmann ſtellten, ſprach oder dozirte vielmehr ein Mitglied der Akademie der bildenden Künſte über etwas, was er nicht verſtand, wofür er aber bezahlt ward — nämlich über die bildenden Künſte. Mit einer höflichen Wichtigkeit belehrte er den Kantianer Baldrian über die Kunſtgeſchichte folgendermaßen.

Michael Angelo Caravaggio zeichnete ſich, wie geſagt, ſehr durch die ſtarken ſchwarzen Schatten in ſeinen Gemählden aus, durch welche er die Figuren bewundernswürdig hervortreten läßt. Beiſpiele davon giebt nicht nur das jüngſte Gericht in der Sixtuskapelle, ſondern auch die berühmte Nacht zu Dresden. Sein Sohn, den man abgekürzt Caracci nannte, und ſeine Enkel Annibale und Agoſtino Caracci brachten den Ruhm der römiſchen Schule auf das höchſte.

Ich für mein Theil, unterbrach in Baldrian, halte auf Mahlerei weit mehr als auf Bildhauerkunſt; die Form iſt am Ende doch nur ein Stück des Körpers, und da mir Mahlerei, Umriß und Farben zugleich giebt, ſo iſt ſie für einen, der nur weiß, daß zwei mehr iſt als eins, ausgemacht die vorzüglichſte Kunſt.

Sie haben recht, Herr Baldrian! ſagte das akademiſche Mitglied, (Habermann war ſein Name) Sie haben ſchon darum recht, weil die Mahlerkunſt weit ſchwerer zu erlernen iſt, als die Bildhauerkunſt. Man kann z. B. ſein ganzes Leben zubringen, um Coloriren zu lernen, wovon Raphael das lebendige Beiſpiel iſt.

Können Sie mir nicht erklären, wie Contraſt und Contrapoſt ſich unterſcheiden? fragte Baldrian.

O ja! erwiederte dieſer, nichts iſt leichter. Sehn Sie, Contrapoſt iſt der ins Große getriebene Contraſt, und Contraſt iſt der ins Kleine gehende Contrapoſt. Was im Styl ein Gegenſatz heißt, nennen wir in der Mahlerei Contraſt, eine Antitheſe aber Contrapoſt. Z. B. wenn Daphne vor dem Apollo flieht, ſo giebt dies auf dem Gemählde einen Contraſt; aber wenn auf der einen Seite einer Landſchaft ein Gewitter tobt, während der hellſte Sonnenſchein auf der andern iſt, ſo nennt man das Contrapoſt.

Ich für mein Theil, ſagte Baldrian, beſcheide mich gern, daß ich als Philoſoph in die Tiefen der Kunſt, in welche Sie, Herr Habermann, ſo glücklich eingegangen ſind, nicht eindringen kann, ich bleibe bei allgemeinen Philoſophumenis ſtehn.

Hier trat zu beiden ein privatiſirender Gelehrter, welcher wegen ſeiner weiten Reiſen berühmt war, und viel Kenntniſſe auf denſelben eingeſammelt hatte, hinzu. Er hatte in Italien ächte Makaroni gegeſſen, vor Raphaels Schule von Athen eine Priſe Tabak genommen, und wäre in Frankreich beinahe von der Marechauſſee aufgeknüpft worden, weil er einem berühmten franzöſiſchen Spitzbuben, welcher gerade zu der Zeit vermißt wurde, ungemein ähnlich ſah. Herr Günther ſtellte ſich alſo zu dieſen beiden Sprechern und hörte ihnen eine Weile zu.

Und darin, fuhr Baldrian fort, thut es keine Wiſſenſchaft der Philoſophie, ich meine der Kantiſchen, gleich, daß ſie, vermöge einiger Principien, uns in den Stand ſetzt, über alles mitzuſprechen, weswegen man ſie die Wiſſenſchaft aller Wiſſenſchaften nen-

Digitized by Google

nen könnte, denn die Philoſophie, welche ſich bloß mit allgemeinen Ideen beſchäftigt, giebt uns eben durch dieſe die ſpeciellen; und deswegen bin ich ſo dreiſt, über jede Wiſſenſchaft, aber wohlgemerkt, nur im Allgemeinen, abzuſprechen, welches man mir oft für Arroganz angerechnet hat, beſonders da ich mich nie auf das Specielle einlaſſen wollte.

Sie haben ſehr recht, ſagte Günther, daß die Philoſophie eine der edelſten Wiſſenſchaften iſt, und daß ſie, nächſt dem Reiſen, am entſchiedenſten auf unſern Geiſt wirkt. Aber nur Erfahrung kann ſie zur Wiſſenſchaft erheben, da ſie nichts als Abſtraktionen enthält, welche man einmal vorher als wirklich angeſchaut haben muß.

Um Verzeihung! ſagte Baldrian, Sie haben wohl auf Ihren Reiſen viel erfahren.

O ja! erwiederte Günther, manches wird mir ewig merkwürdig bleiben, z. B. das herrliche Clima Italiens. Ich verſichere, daß ich Jahr aus Jahr ein meinen Caffee im Freien trinken konnte.

Was meinen Sie dazu, ſagte Habermann, lieber Herr Fink! und ſchlug ihn auf die Schulter, ſo daß Fink, welcher bisher in tiefen Gedanken geſtanden, plötzlich auffuhr.

O, es muß herrlich ſeyn! ſagte er.

Ein lautes Gelächter am andern Ende des Saales machte die Sprecher aufmerkſam, ſie eilten fort, um zu hören, was es gäbe.

Ein junger Herr von Biſſing, welcher bis jetzt von ferne geſtanden, drängte ſich ſehr ſchnell und hitzig an Fink. Sie ſind zum erſtenmale in dieſer Geſellſchaft?

Ja, ſagte Fink.

Sie iſt ſehr intereſſant, erwiederte Biſſing.

So ſcheint es mir, ſagte Fink.

Sehn Sie um ſich, lauter Originale — freilich eigentlich Copien, aber ſo ſchlecht copirt, daß man ſie für Originale hält.

Meinen Sie? Zum Beiſpiel?

Der Mann im blauen Rocke iſt Dichter, fuhr Biſſing fort — Müller iſt ſein Name — man kann ihm den Verſtand nicht abſprechen, allein er braucht ihn wie der Elephant den Rüſſel, um das Futter zum Munde zu bringen, er trägt, wie der Krebs, den Magen im Kopfe — ſeine Seele iſt wirklich cultivirt und ein ſchönes Beet geworden, auf dem er Küchenkräuter zieht — und ſo wie die Natur den Stieren Hörner, und dem Roſſe Hufe gegeben, ſo hat er auch für ſein Theil Witz bekommen, mit dem und mit einer Menge Anekdoten er ſeine Mahlzeiten bezahlt.

Ich denke er iſt Dichter.

Allerdings! — Er hat die Sylbenmaaße recht gut im Kopfe — allein ſonſt ſind ihm eben die Muſen nicht hold geweſen — doch was kümmert er ſich um die Töchter — Mnemoſyne, die Mutter, iſt ſeine Geliebte — bleiben ihm die Gedanken aus, ſo ſchreibt er ab.

Und Forſtner?

Gut, daß Sie mich auf den bringen — dieſer Mann fühlt ſich, wie Shakeſpears Richard der dritte, ſehr groß darin, daß er ſelbſt — er ſelbſt ſei. Er fühlt ſich ſehr gebildet, und bedauert von Herzen alle die, welche unter ihm ſtehn, wozu dermalen alle Menſchen gehören — und ſucht ſie zu ſich hinauf zu heben. Als er hier in die Stadt kam, ſah er ſich die Menſchen an — Gute Leute! dachte er — aber nicht cultivirt, indeſſen da ſie dich gehörig ſchätzen, ſo iſt noch Hofnung — Er ſtiftete alſo einen Leſe-Club, um dieſe dürren Geiſter durch ſeine Ideen und Geſpräche ein wenig zu düngen, und hat ſich nach Verlauf von ein paar Jahren wirklich das Verdienſt um die Menſchheit erworben: daß die Mitglieder ſeines Clubs erträglich leſen, und er für einen großen Mann gilt.

Dieſe Geſellſchaft iſt wirklich intereſſant, ſagte Fink mit einem halb höflichen Lächeln.

Dies ſind aber auch die originellſten — die andern Nebenfiguren, welche Sie hier ſehn, ſind nicht an und für ſich wichtig, ſondern nur darum, weil durch ſie die Hauptfiguren mehr hervortreten. — Jener Herr wird gebeten, weil er gut Clavier ſpielt — dieſer, weil er eine ſtarke franzöſiſche und engliſche Bibliothek hat, und Bücher leiht — der Mann daneben wird ſehr gern geſehn, weil er aus freier Hand ſehr treffende Silhouetten ſchneiden kann — jener Mann, weil er Baron iſt — dieſer, weil er die Gabe hat, manchem Menſchen täuſchend nachzuſprechen und nachzugeſtikuliren — jener, weil ſeine Eltern ganz gemeine Leute waren, und er durch eigne Kraft ſich empor hob. — Endlich — gut, daß Du mir vor die Augen kömmſt — der junge Menſch dort, im blauen Rocke, ledernen Beinkleidern, Stiefeln und Sporen, der ſich immer mit der Reitpeitſche an die Stiefeln ſchlägt, wenn er mit Jemand ſpricht, iſt noch eine intereſſante Figur — Er iſt Jude, und concentrirt alle Liebenswürdigkeiten junger, aufgeklärter Juden in ſeiner Perſon. — Er ſpielt excellent Billard — und ſchätzt Mozart ganz vorzüglich — Da er Sonntags reitet, geht er Mantags noch in Stiefeln und Sporen, er hat Liebesintriguen mit Chriſtinnen, und zum Beweiſe, wie tolerant er ſey, zeichnet er lauter Chriſtus-Köpfe. Die Muſik zum neuen Sonntagskinde kann er auswendig; und wenn er auf dem Billarde gerade nicht ſtößt, ſo ſingt er eine oder die andere Arie daraus zum Zeitvertreibe — kurz, er verſpricht in ſeiner Perſon, was wir von der aufblühenden Generation cultivirter Juden bei vermehrter politiſcher Freiheit zu erwarten haben.

Ich danke Ihnen — aber da lacht man ja ganz unmäßig.

Ach! ich weiß ſchon, Sie ſollten mitkommen, ſagte Biſſing, ich will hingehn — er hüpfte fort — Hartmann trat zu Fink.

Es fehlt Ihnen doch gänzlich an der nöthigen Weltkenntniß, ſagte er; iſt dies eine Methode, ſich in Geſellſchaften zu introduziren, in welchen man zum erſtenmale ſich befindet? Still auf einem Flecke zu ſtehen und kein Wort zu ſprechen? Was fehlt Ihnen denn?

O, dieſe Menſchen mit ihrem Geſchwätze, ſagte Fink, könnten mich raſend machen, ich bin ſchon ganz ſchwindlich und melankoliſch! Wenn man ſieht, auf welche Armſeeligkeiten die Menſchen Werth legen, wie ängſtlich ſie bei alledem die Mühe ſcheuen, ſich dieſe Armſeeligkeiten zu erwerben, ſondern nur nach dem Scheine davon ſtreben, und auf welche elende Art ſie ſich den Schein davon geben: ſo müßte man ganz fühllos ſeyn, wenn der Anblick eines ſolchen Geſchöpfs uns nicht betrübt machen wollte. Hier ſtand ein unwiſſendes Mitglied der Kunſtakademie, und ſah arrogant auf einen unwiſſenden Philoſophen, ſo wie der angemaßte Weltmann auf beide herab; dann kam ein Menſch, welcher ſeine paar Dutzend witzige Einfälle mir mittheilte, und in ſeiner Unſchuld glaubt, ich würde dies, ſein Alles für ein Stück ſeines Ganzen halten — und ſo wie mir dieſe armſeeligen Geſchöpfe, ſo komme ich und andere verſtändige Leute vielleicht höhern Geiſtern vor, welche uns umſchweben.

Ei! ſagte Hartmann.

Ja! ſagte Fink, man kann wahrhaftig nicht wiſſen, ob nicht der höchſte Verſtand aus einer Miſchung von dem, was wir Verſtand und Narrheit nennen, entſtehen würde.

So würde am Ende wohl der Titel eines Narren eine Art Ehrentitel ſeyn.

Wenigſtens, ſagte Fink, kann man nicht wiſſen, ob Sie mich nicht mehr loben, wenn Sie mich närriſch, als wenn Sie mich verſtändig nennen.

Ein groſer Tumult erhob ſich, die Spieler ſtanden auf, die Sprecher ſchwiegen, denn der Miniſter trat in den Saal. —

Vierte Stunde.

Von acht bis neun Uhr.

Laſſen Sie ſich nicht ſtören, bleiben Sie, meine Herren! ſagte der Miniſter freundlich grüßend.

Der Miniſter ſprach mit dieſem und jenem. Man ſetzte ſich nieder, und Bunian ſtand, die Anrede des Miniſters erwartend, zur Seite. Mein lieber Bunian! fieng dieſer endlich an, wenn mir recht iſt, ſo ſollte ich ja wohl heute den jungen Menſchen kennen lernen, welchem ich die Profeſſur auf Ihre Empfehlung conferirt habe.

Zu Ihrer Excellenz Befehl! erwiederte dieſer, dort iſt er — Herr Fink! wollen Sie nicht näher treten, um Ew. Excellenz Befehle zu vernehmen?

Fink näherte ſich und beugte ſich ſtumm.

Wer iſt der andere junge Menſch? ſagte der Miniſter.

Ich heiße Hartmann, zu Ew. Excellenz Befehl, und privatiſire.

Ei! ei! privatiſiren! ſagte der Miniſter, Sie haben gewiß gute Kenntniſſe, die Sie nicht ſo egoiſtiſch ſelbſt verzehren ſollten. Was heißt privatiſiren? Bloß ſich ſelbſt leben, und dazu ſind wir nicht da, keine Kenntniß hat Werth, wenn ſie nicht mitgetheilt wird — non nobis solis nati sumus, partemque nostri patria vindicat, partem amici. — Sie ſind alſo Herr Fink — Nun mit der Profeſſur wird es eben ſo wenig Schwierigkeiten haben, als mit Ihrer Fähigkeit und dem Fleiße und der Anſtrengung dazu — Sie ſind mir von gar zu guter Hand empfohlen worden, als daß ich mir nicht mit Grunde das Beſte verſprechen konnte. — Wo haben ſie denn ſtudirt? —

Zu Königsberg, Ew. Excellenz!

Da haben Sie wahrſcheinlich den berühmten Kant gehört. — Sagen Sie mir doch, iſt er in den Kupferſtichen, welche man von ihm hat, getroffen?

So ziemlich, Ew. Excellenz! Freilich nicht ſo wie Göthe z. B., denn der ſieht ſeinem Kupferſtiche frappant ähnlich.

Sie kennen alſo Herrn von Göthe?

Digitized by Google

Ich habe ihn ein einzigesmal in der Nähe geſehn — am meiſten kenne ich ihn aus ſeinen Schriften.

Ich habe ſie auch geleſen, es ſind viel gute Stellen darin. Aber ſagen Sie mir, was halten Sie von dem Werther — ich für mein Theil halte es für das ſchlechteſte, was Herr von Göthe je geſchrieben, welches ſich ſchon daraus beweiſen läßt, daß es ſein erſtes Produkt, wie ich glaube, war. Sehn Sie, ich bin ſehr tolerant, und liebe die Preßfreiheit, aber dieſes Buch würde ich verbieten, weil es ganz dem Zwecke der ſchönen Wiſſenſchaften entgegen iſt, welcher darin beſteht, die Menſchen für die bürgerliche Geſellſchaft und für die Erfüllung ihrer Pflicht zu präpariren. Etwas Immoraliſcheres aber giebt es wohl ſchwerlich, als das dargeſtellte Faktum, nämlich daß ein junger Menſch ohne Luſt zur Arbeit, welche ihm doch gleichſam allenthalben angeboten wird, ſo lange herumgeht, bis er aus Liebe genöthigt iſt, ſich todt zu ſchießen. — Wo giebt es erſtlich einen Menſchen, welcher ſich wirklich aus Liebe todtſchießt? die meiſten Selbſtmörder entſtehen aus Melancholie oder weil ſie Schulden gemacht haben. Der Dichter hat alſo ſchon darin gefehlt, daß er, ich will nicht ſagen einen unmöglichen, dennoch ſeltenen Fall genommen hat, und es iſt ein Vorurtheil, daß das Gewöhnliche in der Dichtkunſt unintereſſant ſey; denn das Genie des Dichters kann in die trivialſten Gegenſtände viel Kunſt legen. Indeß, wir wollen dem Dichter dieſen Fehler einmal überſehn, ſo iſt zweitens die ganze That immoraliſch, denn der Selbſtmord kann unter keiner Bedingung gerechtfertigt werden, und drittens iſt der größte Fehler der, daß dieſer Menſch als liebenswürdig dargeſtellt wird, indem nicht nur die Sachen alſo geſtellt ſind, daß der Menſch nicht wohl anders konnte, ſondern auch, indem aus philoſophiſchen Gründen dieſe That entſchuldigt wird — So denke ich darüber, und ich frage Sie aufrichtig, Herr Fink! finden Sie die Meinung nicht richtig?

Ich ſuche es mir, ſagte Fink, immer gegenwärtig zu erhalten, daß Göthe dieſes Werk in ſeiner Jugend ſchrieb.

Recht! ſagte der Miniſter, und ſo wie ein junger Menſch ſich eine Welt träumt, wie ſie nicht iſt, ſo hat der jugendliche Dichter die Klippe nicht vermieden, eine ideale Welt darzuſtellen. — Ins einzelne mag ich gar nicht gehn, und dort die Unnatürlichkeiten rügen, weil wir ſonſt nicht fertig werden würden; nur das Eine muß ich am Werther und an allen tadeln, daß zu wenig Handlung darin iſt, meinen Sie nicht, Herr Fink?

Allerdings! ſagte dieſer, ſind die Empfindungen bei Göthe immer die Hauptſache.

Eben darum, fuhr der Miniſter fort, ſollte man Hrn. v. Göthe nicht als Muſter empfehlen, um unſere Genies vor Einſeitigkeit zu bewahren, aber freilich einzelne Stellen kann man nicht oft genug leſen und wiederholen, ich habe mir dieſe daher auch in meinem Exemplar angeſtrichen. — Indeß muß man freilich ſagen, ſein Fürſt hat ihn auch nicht unbelohnt gelaſſen, und ihn ſogar in den Adel erhoben, und ſeit der Zeit finde ich die Klagen der deutſchen Schriftſteller ſehr ungegründet, welche behaupten, daß das Verdienſt in Deutſchland nicht ſo wie in andern Ländern belohnt werde — Ich frage Sie, Herr Fink! finden Sie das nicht richtig?

Allerdings! Ew. Excellenz, ſehr!

Nun ja! von der Profeſſur, welche Sie erhalten ſollen. — Hier iſt die Vokation, ich freue mich, ſie Ihnen überreichen zu können. — Ich hoffe, Sie werden Ihrem Amte mit Nutzen vorſtehen und uns nicht ſolche Leute, wie ſie zu tauſenden in Deutſchland ſind, ziehen, ſondern ſolche, welche einen tüchtigen Styl ſchreiben, ohne die Empfindſamkeit, welche jetzt Mode iſt. — Ja, was ich ſagen wollte — ich gratulire Ihnen zu dem erhaltenen Amte; leben Sie recht wohl —

Ich warte nur auf eine Gelegenheit, wo ich Ew. Excellenz meine Dankbarkeit bezeigen kann.

Schon gut, junger Mann, ſchon gut! es wird ſich ſchon eine Gelegenheit finden, wenn Sie einmal ein Buch ſchreiben oder ſo etwas. Wem Sie danken müſſen, das iſt der Rath Bunian, der mir Sie empfohlen hat, und große Stücke auf Sie hält. — Gute Nacht, meine Herren! ſagte er freundlich.

Es entſtand derſelbe Tumult, wie oben; alles rannte durcheinander, und der Rath Bunian kam bald darauf von der Begleitung des Miniſters zurück.

Ich kann nicht genug ſagen, ſprach er, wie ſehr Sie die Gunſt des Miniſters gewonnen haben: er iſt ganz entzückt von Ihnen, und ſagt, ſo ein beſcheidener, weltkluger und ſolider junger Menſch ſey ihm ſeit langer Zeit nicht vorgekommen.

Würden Sie mich empfohlen haben, ſagte Fink, wenn ich nicht, wenigſtens etwas, ähnliches von dem beſäße, was Ihre, und des Miniſters Güte mir beilegt: die Selbſtkenntniß? Sie ſind ſonſt ſo ſtrenge in Ihren Empfehlungen: möchte ich doch die Ausnahme verdienen, welche Sie für mich gemacht haben!

O, mein lieber Freund, ſagte Bunian, und umarmte Fink, ich werde es nie bereuen, durch ein Amt Sie in unſerer Stadt feſtgehalten zu haben — Auch Sie, Herr Hartmann; fuhr er fort, und wandte ſich an ihn, ſind auf dem Wege zu Ihrem Glücke; der Miniſter hat Sie bemerkt, hat ſich mit Ihnen eingelaſſen, und Ihnen gute Lehren gegeben, und gegen wenn er das thut, der darf nur ſein Glück pouſſiren.

Ich habe, ſagte Hartmann, Gott ſey Dank! ſo gut gewirthſchaftet, daß ich nicht nöthig habe, aus Mangel an Vermögen mir ein Amt anzuſchaffen; auch bin ich gar nicht im Rücken geſchmeidig, kann gar nicht ſchmeicheln, noch weniger nachgeben, wenn ich offenbar recht habe: und ſo würde ich mich ſchlecht zu einem Geſchäftsmanne ſchicken.

Ei, ei, mein Lieber! ſagte Bunian, Sie übertreiben ja heute, und mit einer Bitterkeit, als wenn Se. Excellenz ungnädig gegen Sie geweſen wäre — Ich verſtehe Sie nicht.

Es iſt ein Verdruß, welchen er heute gehabt hat, und der ihn ſo verſtimmt, ſagte Fink.

Ei, ei, mein Lieber! ſagte Bunian, wer wollte den Leidenſchaften ſo viele Gewalt über ſich einräumen, wer wollte ſich nicht verſtellen können, ei, ei, mein Lieber! Sie würden einen ſchlechten Hofmann abgeben — Vielleicht werden unſere Damen Sie aufheitern, ich ſehe, es iſt ſchon gedeckt, und die Böte ſind abgeſpielt; ich gehe ſie zu holen.

Schön! ſagte Hartmann zu Fink, als Bunian ſich entfernt hatte, das hat man davon, wenn man ſich in anderer Leute Seele ſchämt.

Laſſen Sie es alſo, ſagte Fink, künftig meiner Seele über, ſich zu ſchämen — aber was macht Sie denn ſo böſe?

O, Sie ſind kaum werth, daß ich es Ihnen ſage — ich will auch nur ſchweigen; aber von einem Menſchen, wie Bunian, mir Verweiſe geben zu laſſen, o, es iſt zu arg! Es iſt um des Henkers zu werden!

In dieſem Augenblicke ſprangen die Flügelthüren auf; eine zahlreiche Menge Damen rauſchte herein, und den Schluß machte die Räthin. Bunian ſtellte Fink ſeiner Frau vor.

Sie ſind mir durch die Beckerſche Familie ſchon vortheilhaft bekannt, ſagte dieſe.

Sie ſind doch gar zu gütig, ſagte Fink, und wandte ſich an den Rath Becker, welcher bis jetzt geſpielt hatte.

Nun laßt mir alle Gelehrſamkeit weg, ſagte Bunian, nun iſt Eſſenszeit, kommt und ſeyd fröhlich! — — Fink und Becker wurden von ihm nach dem Tiſche gezogen! Bunian zeigte der Geſellſchaft den neuen Profeſſor vor, und alle gratulirten.

Fünfte Stunde.

Von neun bis zehn Uhr.

Nachdem die Zähne der ganzen gelehrten Geſellſchaft eine halbe Stunde lang in Bewegung geweſen waren, wandte ſich der Rath Bunian an einen Mann, welcher mit ſchnellen Schritten im Saale auf- und abtrabte, und mit jedem aus der Geſellſchaft unter lebhaften Geſtikulationen ſprach. Ein Merkmal, welches, nach Rabner, erſtlich den Dichter, und zweitens den Satyren- oder Epigrammendichter bezeichnet. Auch war der Mann wirklich ein Satyrendichter, und nannte ſich Necker; er hatte in Finks dritter Stunde das große Gelächter an dem andern Ende des Saales erregt. An dieſen wandte ſich der Rath Bunian, und bat ihn, die Satyre, welche der männlichen Geſellſchaft ſo ſehr gefallen, doch den Damen auch vorzuleſen.

Herzlich gern, mein lieber Herr Bunian, ſagte Necker, und zog ein Paquet Papier aus der Taſche, auf welchem Horaz ſeine zwei Bücher Satyren hätte hinſchreiben können. Hier iſt ſie. Alles ſetzte ſich, und nun las er, was wir nicht nachzuſchreiben nöthig haben, indem es Leſeluſtige im Archiv der Zeit finden werden.

Schön! riefen alle von allen Seiten, allerliebſt! ſo derb iſt noch nie eine Satyre geſchrieben.

Beſonders, ſagte eine Dame, gefällt es mir, daß die Juden mitgenommen werden.

Was mich betrifft, — ſagte Habermann, und hatte völlig die Miene, als wenn er untrüglich wäre, — ſo iſt dieſe Satyre mir darum ſo lieb, weil ſie nicht nur mit horaziſchem Geiſte gedacht und geſchrieben, ſondern auch, weil ſie mit Wielandiſchem commentirt iſt. Wenn ich mir es recht überlege, ſo könnten Sie dieſe Satyre drucken laſſen.

Das müſſen Sie! ſagte Günther, der Witz liegt ja handhoch darin.

Nur die Sarkasmen gegen die Kantiſche Philoſophie, ſagte Baldrian, ſind unnütz; denn theils ſind ſie falſch, theils platt.

Nicht doch! ſagte Bunian, dieſe Satyre muß an das Tageslicht, und alles muß ſtehen bleiben, wie es iſt. — Ei, ei, meine Herren! wenn Sie eine ſolche Satyre geſchrieben hätten, würden Sie ſich etwas wegſtreichen laſſen? Ich bin überzeugt, eher würfen Sie die ganze Satyre weg. — Nein, mein lieber Herr Necker! Ihre Satyre hat mich ſehr divertirt, ſo was ha-

Digitized by Google

ben wir ſeit langer Zeit nicht geſehn. Nun komme einmal einer, und ſage, wir blieben in unſerer Litteratur ſtehn, ja, wer hätte vor dreiſſig Jahren ſo was geſchrieben? Cacagoriſcher Ambradif! herrlich geſagt! Nan, nau — lebendig wie ein Jude — Wenn Sie ſie Rabnern vorläſen, der kehrte ſich wahrhaftig im Grabe um.

Fink war indeſſen im Saale auf und abgegangen, und traf auf Biſſing.

Sind Sie, redete ihn dieſer an, nicht begierig, die Damen kennen zu lernen?

Es muß ſehr intereſſant ſeyn — Wollen Sie mich au fait ſetzen?

Das iſt mit zwei Worten geſchehn — Jene — Madam Moſes iſt eine Jüdin, und von ihr werden Sie wohl ſchon bemerkt haben, daß ſie ſich mit Mühe ſoviel Grazie erworben hat, daß ſie dadurch ungemein misfällt — Sie iſt in dieſer Geſellſchaft die eigentliche ſchöne Seele, ſie hat von Jugend auf viel Umgang mit guten Köpfen gehabt, — welche ihr eine runde Summe von allgemeinen durchgreifenden äſthetiſchen Ideen hinterließen, die ſie jetzt jedem neuen Bekannten Groſchenweiſe zuzählt — Sie iſt immer in irgend einen Göthiſchen Charakter masquirt — am liebſten zeigt ſie ſich als Prinzeſſin im Taſſo, deswegen lernt Sie auch jetzt Latein. Hat ihr Göthe den Charakter nicht recht auf den Leib gemacht, ſo ſchneidet ſie ihn ſich ſelbſt nach der Mode — Ihre begünſtigten Liebhaber indeſſen behaupten, unter vier Augen wäre ſie — — Madam Moſes.

Sie ſcherzen! ſagte Fink.

Ich ſtehe für jedes Wort. — Dabei iſt ſie fein; Leute von einigem Verſtande ſucht ſie durch coquettiren, ſchmeicheln und ſolche kleine Künſte auf ihre Seite zu bringen: dieſe breiten dann ihren Ruhm aus. Solch ein Menſch iſt Wagner.

Wagner?

Er würde nicht uneben ſeyn, wenn ihm die Moſes nicht in den Kopf geſetzt hätte, daß er ungemeinen Verſtand habe; — er glaubt auch deswegen feſt an den ihrigen, und geht aus in alle Welt, wie ein Apoſtel, zu lehren alle Heiden.

Er ſcheint doch manches zu wiſſen.

O ja — Perſonalien von Schauſpielern. Wer dieſen oder jenen Aufſatz in den Horen geſchrieben hat, oder dieſes oder jenes anonyme Buch, — kurz, er iſt eine Art von literariſchem Colporteur.

Wer iſt denn die Dame, mit der er ſpricht?

Sie heißt Ring und iſt eigentlich Mademoiſell — Sie lieferte ſich einem jungen Menſchen in die Arme, der ſie nachher mit ihrem Kinde ſitzen ließ. Dieſen Umſtand benutzte ſie aufs beſte, und machte es wie jener, welcher auf den Brandbrief des Hauſes bettelte, daß er ſelbſt in Brand geſteckt hatte. Sie lebt von ihrer verlornen Unſchuld — Da ſie ein ſehr ſchönes Franzöſiſch ſpricht, ſo haben ihre Freunde ſie irgendwo als Gouvernante unterbringen wollen; allein ſie zieht dieſe verächtliche Abhängigkeit vor, weil ſie hier müßig ſeyn kann. Die daneben heißt Albrecht, ſie iſt eine gute Frau und auf dem herrlichſten Wege der Beſſerung — ſie ſtudirte ſonſt die neuſten philoſophiſchen Romane, und hatte daraus gelernt: daß Sittſamkeit Tand, und Tugend ein leeres Wort ſey. Von dieſer Meinung aber hat ſie nun Herr Forſtner, welcher ihr Lehrer und begünſtigter Liebhaber zugleich iſt, beinahe zurückgebracht. Daneben ſitzt Madam Berger. Dieſe iſt originell, und bedauert innigſt, daß ſie mit andern Menſchen noch in dieſem und jenem Punkte zuſammentrift — Sie hält jedermann Widerpart — Gehn Sie langſam, ſo heißt es: Sie ſchleichen ja wie eine Schnecke; gehn Sie geſchwinder: der Gang wird mir theuer zu ſtehen kommen — Sie verurſachen mir die Schwindſucht. Sind Sie ein Demokrat — ſo iſt ſie eine ſtrenge Monarchiſtin — dagegen die deklarirteſte citoyenne, ſo wie Sie mit einem Cammerherrn ſpricht. Sie hätte Verſtand genug, es allen vernünftigen Leuten recht zu machen, allein um dieſe kümmert ſie ſich nicht — und denen Narren, von denen ſie aufs engſte abhängt, kann ſie es nicht recht machen, wie ſchon ein bekanntes Sprichwort lehrt. Sie würde ſehr decent und artig ſeyn, wenn man ihr beweiſen könnte, daß ſie ſo abgeſchmackt erſcheinen würde — mit einem Worte, ſie hat ihr ganzes Leben darauf gewandt, ein originelles männliches Weib zu werden, und iſt nun ein närriſcher weiblicher Mann geworden.

In der That, Sie wiſſen dieſer Geſellſchaft ſehr bittere Wahrheit zu ſagen.

O, ich bitte Sie, erwiederte Biſſing freundlich. — Nun, da kommt Mademoiſell Becker. Ich will nicht ſtören, ſetzte er liſtig hinzu und gieng.

Was ſagen Sie denn zu dieſer Satyre? fragte Mademoiſell Becker.

Sie fragen ſchwerlich im Ernſte, Mademoiſell! denn Ihnen kann es unmöglich gleich den übrigen Blöden im Saale ergangen ſeyn, welche den Spaß nicht bemerken, welchen ſich Herr Necker mit der Geſellſchaft macht.

Den Spaß? ſagte Caroline erſtaunt.

Allerdings, Mademoiſell! fuhr Fink fort; denn laſſen Sie uns nur einen einzigen Augenblick annehmen, es ſey mit der Satyre ihm Ernſt: was würde daraus folgen? Wäre es nicht eine Arroganz erſter Größe, anzunehmen, das Publikum oder die Zuhörer würden den feinen Zuſammenhang zwiſchen den Ideen nicht wahrnehmen, und in dieſer Rückſicht eine Einleitung zu ſeinem eigenen Gedichte zu verfertigen? Wäre es nicht, ich will nicht ſagen lächerlich, ſondern ſogar verächtlich, ſeine eigenen poetiſchen Schönheiten in Noten zu erklären und nützliche Anmerkungen moraliſchen Inhalts in die Erklärung des Textes einzuweben? Können Sie glauben, daß Herr Necker ſolche Verſe machen wird, welche ſich in dem Grade weigern, über die Zähne zu ſpringen! Können Sie glauben, daß er die geiſtloſen Poſſen, wovon die Satyre wimmelt, können Sie glauben, daß er dieſe für ſchön, für geiſtreich hält? Nein! ich glaube das nicht, und fühle im gegenwärtigen Moment das tiefſte, innigſte Mitleid mit ihm.

Mitleid? ſagte Caroline, wie ſo?

Er hat ſich mit dieſen nicht ſehr geiſtreichen Herrn einen Spaß machen wollen, den ich nicht gemacht hätte; er hat etwas ſehr ſchlechtes für etwas gutes ausgegeben: theils, um zu ſehn, ob mehrere ſo ihre Vernunft gefangen nehmen würden, daß ſie es gut fänden; theils, ob wohl einer ſo aufrichtig ſeyn und ihm ſagen würde: Lieber Freund! Sie haben ja etwas erbärmliches geſchrieben. — Und nun denken Sie ſich die Empfindung eines Mannes, welcher in dieſer Narrheit bewundert wird, der angeſtaunt, und dem nicht geglaubt werden würde, wenn er ſagen wollte: ich habe Euch zum Beſten gehabt *)! giebt es etwas niederſchlagenderes, als die Anſchauung der Verſtandesſchwäche einer ganzen Geſellſchaft, und wie muß dem Dichter die bewundernde Geſellſchaft, ja, wie muß er ſich ſelbſt vorkommen, wenn man dieſes elende Produkt ſchön finden kann?

Ich weiß nicht, ſagte Caroline, ob ich ſagen ſoll, Ihre Phantaſie oder Ihre Menſchenfreundlichkeit leihe Herrn Necker dieſe Gründe. — Ich verſichere Sie aber, er wird Sie durch den Druck der Satyre widerlegen.

Widerlegen? ſagte Fink, beſtätigen wollen Sie ſagen. Denn läßt er ſie drucken, ſo will er ſehn, was die bloße Vernunft gegen die Sathre ſagen kann und ſagen wird; die Vernunft nicht von perſönlicher Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer, nicht durch ſchnelles, vielleicht gutes Vorleſen überliſtet. Er will dieſen dummen bewundernden Haufen, welcher ihn jetzt umgiebt, und den er verachten muß, dadurch wieder lieben lernen, daß er dieſe Bewunderung, indem Fremde ſein Werk auf den wahren Werth herabſetzen, das heißt, indem ſie ihm allen Werth nehmen, auf Rechnung der Freundſchaft ſetzt.

Ich glaube, ſagte Caroline, daß das, was Sie eben jetzt geſagt, weder Ihr Ernſt iſt, noch daß ein Gedanke von dem Ihrigen je in Hrn. Neckers Seele gekommen iſt. Ich ſage, ich weiß dies recht gut, aber Ihre Gründe ſind zu ſehr aus dem Herzen und der moraliſchen Natur des Menſchen hergenommen, als daß ſie mir nicht gefallen ſollten. — Wahrlich, Herr Fink! Sie haben ſich durch dieſe Vertheidigung meine Freundſchaft im hohen Grade erworben.

Wie ſoll ich, — ſagte Fink mit der Miene der Beſchämung, — wie ſoll ich dieſe Freundſchaft und das Zutrauen, welches Sie zu mir haben, erwiedern? — Ach Mademoiſell! — fuhr er nach einer Pauſe fort, — ich kann Ihre Güte nicht anders als durch Freundſchaft, durch Zutrauen vergelten!

Sie berühren eine Eigenſchaft, welche Ihnen fehlt, ſagte Caroline; ſchon lange habe ich mit einem großen Mißvergnügen einen Mangel an Zutrauen an Ihnen bemerkt.

Sie ſollen, ſagte Fink, nie mehr Urſach haben, in dieſem Punkte Klagen über mich zu führen. Zum Beweiſe meines uneingeſchränkten Zutrauens will ich Ihnen etwas entdecken, was bis jetzt noch jedermann ein Geheimniß iſt.

Caroline ward roth — Bedenken Sie ſich wohl, ſagte ſie, was Sie thun, Sie legen Ihr Geheimniß in den Buſen eines Frauenzimmers nieder.

Dies Frauenzimmer, verſetzte Fink, wäre meine Freundin nicht, wenn ſie nicht die Geheimniſſe ihres Freundes verwahren könnte, und zudem wird es jetzt, da ich die Profeſſur erhalten habe, nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben — ja, mein Glück wird darin beſtehen, daß die verhüllende Decke bald weggezogen wird.

Caroline ward röther, ſchwieg und fieng an zu zittern.

Wir ſprachen heute früh von dem Glücke des häuslichen Lebens: ſchon ſeit lange trage ich mich mit dem Gedanken, mich zu verheirathen, aber immer lag es an einem anſtändigen Auskommen. Ich mußte leider zwei Rückſichten bei meiner Wahl haben,

*) Eben weil Hr. Necker vorausſah, daß man ihm nicht glauben werde, ſo hat er die Erklärung, mit der Satyre ſey es ihm Spaß, bisher noch nicht von ſich gegeben.

Digitized by Google

ich muſte mir nicht nur eine gute, ſondern auch reiche Frau wählen, und beides fand ich an Mademoiſell Müller — —

Um Gotteswillen! ſchrie Caroline auf, ward blaß und ſank zuſammen — die ganze Geſellſchaft ſtürzte herbei.

Sie bekömmt ihre Krämpfe, ſagte der Vater, wir müſſen ſie nach Hauſe bringen — dies geſchah augenblicklich.

Der Tumult hatte auch Hartmann erweckt, welcher gleich nach Tiſche eingeſchlafen war.

Wollen wir nicht gehn? ſagte er zu Fink; es iſt gleich zehn Uhr, und ich weiß nicht woher es kömmt, aber ich bin ungewöhnlich müde.

Die ganze Geſellſchaft iſt ja noch beiſammen, ſagte Fink.

Beckers ſind ja ſchon nach Hauſe,, erwiederte Hartmann, kommen Sie! überdies habe ich noch mit Ihnen zu ſprechen.

Nun meinethalben! ſagte Fink, und beide empfahlen ſich der Geſellſchaft.

Als ſie herunter kamen, war der Wagen, welcher ſie abholen ſollte, noch nicht da. Sie hielten es für auffallend, zu einer Geſellſchaft zurückzukehren, von der ſie ſich beurlaubt hatten, und giengen daher zu Fuß, welches deſto leichter geſchehen konnte, da der Himmel ſich aufgeklärt hatte, und es ſtark gefroren war.

Sechste Stunde.

Von zehn bis eilf Uhr.

Beide Freunde giengen eine Zeitlang ſtillſchweigend nebeneinander, endlich fieng Hartmann an:

Es iſt mir in gewiſſen Stimmungen ganz unmöglich, ſie nicht zu äuſern, beſonders wenn die Sache die Freundſchaft betrift, und ein Freund mir Aufſchluß geben kann. Aber ehe ich ſpreche, bitte ich Sie inſtändigſt, mich nicht zu unterbrechen und mir ohne Scherz zu antworten. Dieſe Achtung gegen mein Gefühl bedinge ich mir im Voraus.

Fragen Sie, ich will antworten, ſagte Fink.

Sagen Sie mir: wer ſind Sie, und was ſind Sie? Ich bin irrig an Ihnen geworden. Ich komme um fünf Uhr zu Ihnen, finde Sie durchglüht von Enthuſiasmus, entzückt von Göthens Meiſterſtücke, und in einer halben Stunde darauf ſuchen Sie ein Mädchen zu hintergehen, zu täuſchen. Sie, der Offenheit und Aufrichtigkeit ſo ſehr zu lieben vorgab, ſchmeicheln dem Miniſter auf eine kriechende Art, und von weitem habe ich nur gehört, daß Sie die elende Satyre von Necker vertheidigten — ſagen Sie mir, Fink! wie ſoll ich alles dies mit Ihrem Geſchmacke, Ihrem Verſtande, Ihrer Rechtſchaffenheit reimen? Ich weiß es nicht, und beſorge, die traurige Zeit iſt nahe, wo wir uns ſeltner und immer ſeltner ſehn, uns fremder und immer fremder werden, bis unſere Freundſchaft zu kalter Bekanntſchaft herabſinken wird — Löſen Sie mir dieſe Widerſprüche, und es ſoll mich freuen; denn ſo, wie Sie jezt handeln, ſo, ich geſtehe es Ihnen, kann ich Sie nicht lieben.

Und brauche ich denn, antwortete Fink, brauche ich denn wirklich gegen dieſe Anſchuldigungen mich zu vertheidigen? Giebt es hier wirklich Widerſprüche zu löſen? — Doch es ſey! Ich will es einmal annehmen. Habe ich Ihnen nicht ſchon, als wir nach Bunians fuhren, alles geſagt, was ich für vernünftig über dieſen Punkt halte? Beobachte etwa ich allein, und Sie nicht auch, eine gewiſſe Weltklugheit? und wollen Sie mich deshalb verfolgen, weil wir zwei Syſteme haben? Ich erklärte Ihnen, warum ich ſo gegen Demoiſ. Becker handeln müßte, und Sie waren damit zufrieden. Was würden Sie von mir, was müßte ich von mir denken, wenn ich dem Miniſter ins Angeſicht widerſprochen, wenn ich ihm geradezu geſagt hätte: Sie verſtehen und fühlen von Göthe kein Wort.

Aber haben Sie ſelbſt nicht geſagt, Sie würden den verachten, welcher, nachdem er Göthens Iphigenie geleſen, hingehn und ſchmeicheln könne?

Ganz recht! Aber war der, welcher das ſagte, eine und dieſelbe Perſon, mit dem, welcher dem Miniſter ſchmeichelte? War ich nicht durch den Zank mit Ihnen, durch den Beſuch bei Beckers, Ihre Vorwürfe über mein Betragen, durch die Kunſtkenner, Philoſophen und Wizlinge bei Bunians ſo anders geſtimmt, oder vielmehr ſo verſtimmt, daß ich ganz recht that, mit dem Miniſter ſo und nicht anders zu ſprechen? abgerechnet, daß mein Betragen, wäre ich in einer andern Stimmung geweſen, und hätte alſo anders gehandelt, keine Weltklugheit verrathen hätte.

Alſo handeln Sie nach Stimmungen?

Und Sie wohl nicht? ſagte Fink. Handlungeu ſind wohl nur, was ich mit den Händen oder fünf Sinnen verrichte, wohl nur das Sichtbare? Wenn Sie in Ihrem Zimmer bleiben und gewinnen heute eine Terne, morgen ſtirbt Ihre Mutter, übermorgen baut Ihnen der König ein Haus, und am folgenden Tage brechen Sie ein Bein; ſo handeln Sie wohl nicht, wenn Sie die Freude, den Schmerz nur innerlich fühlen, nicht äußerlich zeigen? Und wenn Sie äußerlich handeln, ſo hat wohl die Freude, der Schmerz, und das heißt doch wohl die Stimmung, keinen Einfluß, ich will nur ſagen, auf den Ton Ihrer Worte! Nun denken Sie ſich einen Menſchen, bei dem in der Seele nicht alles niet- und nagelfeſt iſt, wie ich z. B. bin: iſt es bei dem nicht ganz natürlich, daß die Stimmung ihn härter ergreift und ihn ſtärker mit ſich fortreißt? Entſchuldigen Sie mich daher mit ſich, und das können Sie, wenn Sie ſich in mich verſetzen. Doch ſollte Ihnen das nicht Genüge thun, ſo wollen wir eine andere Seite der Sache ins Auge faſſen. Wie, wenn der Miniſter in ſeiner Perſon eben ſo recht hätte, als ich in der meinigen? Er, der nur Akten, Courfahren, Soupees, Aſſambleen, Suppliken, kurz alle die Armſeeligkeiten kennt, welche die groſe Welt und das geſchäftige Leben für Realitäten ausgeben, er kann ſich ſo wenig in die zarte von groſen, ſchönen, menſchlichen Empfindungen angefaßte Seele Werthers verſetzen, als ich mich in die ſeinige. Ferner muß man doch eingeſtehen, daß Werther wirklich ein Kunſtwerk iſt, in welches ſich zu verſetzen eine friſchere, jugendlichere Stimmung gehört als zum Genuß der Iphigenie; und daher würde ich, wenn er gegen dieſe geſprochen hätte, ſicher nicht ſo zweideutig geantwortet haben, als ich that, indem ich gewiſſer geweſen wäre, einen Punkt in Göthens Iphigenie auszumitteln, von dem aus ich und er die Sache gemeinſchaftlich hätten betrachten können. Endlich war das, was er über den Werther ſagte, ſo, ich will es gerade herausſagen, dumm, daß es mir eigentlich Spaß machte, ihn darin zu beſtärken. Durch einen Zufall ſah nun dieſes Beſtärken einer Schmeichelei ähnlich, aber wahrhaftig keiner niedrigen, denn ich drückte mich immer zweideutig aus, und keiner, als Sie, konnte meine damalige Stimmung gegen die vorhergehende halten. Uebrigens bin ich überzeugt, daß jeder der Anweſenden bei Bunians mir es verdacht hat, daß ich nicht ſtärker geſchmeichelt habe.

Das entſchuldigt Sie wahrſcheinlich, ſagte Hartmann.

Gar nicht! erwiederte Fink. Nur möchte ich Ihnen bei der Gelegenheit zeigen, daß gerade meine ſimple, unverhüllte Art zu handeln es iſt, welche Ihnen einen Vortheil über mir giebt. Hätte ich Ihnen meine erſten Empfindungen bei der Leſung der Iphigenie nicht geſtanden, ſo hätten Sie mich wahrlich nicht anklagen können. — — Daß ich Neckers Satyre vertheidigte, war eine Laune, in welcher aber für mich ein Troſt, eine Stärkung liegt. Iſt es nicht äuſerſt human, immer das Beſte, das Menſchlichſte anzunehmen? Unſer ganzes Leben iſt ſo ſchaal, ſo proſaiſch, daß wir ohne poetiſche Fiktionen gar nicht leben können; die Wirklichkeit wird uns bald, zu bald zur Laſt, und wir müſſen ſie mit Bildern unſerer Phantaſie überkleben, um ſie lieben zu können — Sie ſind ſo ſtill?

Ich habe mich, ſagte Hartmann, während Ihrer ganzen Deklamation, damit beſchäftigt, daß ich mich gefragt habe: wohin führt dieſe Philoſophie?

Wer wird darnach fragen, ſagte Fink, man kann mit jeder Philoſophie an den Galgen kommen — Ueberhaupt, Hartmann — fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, wer wird den Tand des Lebens für ſo viel werth halten, daß er auf einige Worte ein Gewicht legt, welche, in einer unwillkührlichen Stimmung ausgeſprochen, vielleicht ganz anders wirken, als der ſprechende es wollte. — Was iſt die Erde gegen die Welt, das Menſchengeſchlecht gegen die Erde, und wir beide gegen das Menſchengeſchlecht? Und was ein einzelnes Wort, eine einzelne Handlung, eine einzelne Stunde gegen ein Menſchenleben? — Sehn Sie, lieber Hartmann! nun will ich es Ihnen geſtehen, das ich vorher innerlich lächelte, als Sie ſagten, Sie befürchteten, ich würde meine Freundſchaft gegen Sie zurücknehmen. Bei der hohen Toleranz, welche ich gegen fremdartige Handlungen und Empfindungen habe; bei der Geringſchätzung, mit welcher ich mich, Sie und die Menſchen betrachte, haben Sie das von mir wahrlich nicht zu erwarten. — Und wollen Sie die Ihrige zurücknehmen, ſo kann ich nichts, als Sie bitten, es nicht zu thun. — Wollen Sie es dennoch, nun ſo kann ich Sie verſichern, daß ich es nicht thun werde.

Sie ſtanden bei den letzten Worten vor Finks Thüre; Fink klingelte.

Adieu! ſagte Hartmann kalt.

Gute Nacht! erwiederte Fink.

Der Bediente kam mit Licht, um Fink die Thüre zu öfnen. Hartmann gieng vorwärts. Kann ich morgen Mittag bei Ihnen eſſen? fragte Fink.

Ich werde es Ihnen morgen früh ſagen laſſen, erwiederte Hartmann.

Gute Nacht, lieber Hartmann! ſagte Fink.

Am andern Morgen erhielt letzterer folgendes Billet.

„Sie haben mich geſtern Abend überredet, aber nicht überzeugt. Sie können nicht verlangen, daß ich Ihr Freund

ſeyn ſoll, da Ihre Seele Stimmungen hat, in denen Ihnen Treue und Freundſchaft lächerlich erſcheinen können. — Ich bin zu ſtolz, mein Betragen Ihrer wandelbaren launiſchen Critik zu unterwerfen, und ziehe mich daher zurück — Tröſten Sie ſich damit, wenn mein Verluſt Sie vielleicht für einige Minuten nachdenkend machen ſollte, daß Sie ein Amt und eine reiche Braut gewonnen haben. Eine Närrin, welche ſich von Ihrer glatten Zunge bethören läßt, und ein treuer Freund finden ſich ja wohl wieder. — Ich bin heute Mittag gebeten.

Hartmann.

Friedrich Juſtin Bertuch,

ein durch raſtloſe, vielſeitige Wirkſamkeit überaus verdienter Mann, ward am 30. September 1747 zu Weimar, wo ſein Vater als Arzt lebte, geboren, erhielt ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem dortigen Gymnaſium und beſuchte dann die Univerſität Jena, wo er das Studium der Theologie, dem er ſich anfangs gewidmet hatte, bald mit dem der Rechtswiſſenſchaften vertauſchte. Nach zurückgelegter akademiſcher Laufbahn erhielt er 1765 eine Anſtellung als Hauslehrer bei dem geiſtreichen, feingebildeten Freiherrn Bachof von Echt zu Remſchütz im Altenburgiſchen. Dieſer veranlaßte ihn, ſich mit der reichen ſpaniſchen Literatur bekannt zu machen; ein Beſtreben, das ſchöne Früchte trug, denn Bertuch war der Erſte, welcher den Don Quixote in guter Ueberſetzung den Deutſchen zuführte und ſie überhaupt auf die Schätze der ſpaniſchen Poeſie aufmerkſam machte. Im Jahre 1773 kehrte B. nach ſeiner Vaterſtadt zurück, ward 1775 herzogl. weimariſcher geheimer Kabinetsſecretair, 1776 Rath, 1785 Legationsrath. Während dieſer Zeit hatte er den Grund zu mehrern nützlichen merkantiliſch-ſcientifiſchen Anſtalten gelegt; um ſich dieſen ganz widmen zu können, trat er 1796 aus dem Staatsdienſt und leitete nun die von ihm unter der Firma „G. S. Priv. Landes-Induſtrie-Comtoir" geſtiftete Verlagshandlung, ſowie das „Geographiſche Inſtitut" und fuhr fort nach wie vor vielſeitig durch Schrift und That zu wirken. So erreichte er ein hohes, friedliches Alter und ſtarb am 3. April 1822. Sein Grab hatte er ſich ſelbſt in dem von ihm angelegten ſchönen Baumgarten hinter ſeiner Anſtalt erwählt und ſchlummert dort neben den ihm vorangegangenen Lieben.

Theils allein, theils in Verbindung mit Andern gab er heraus:

Kopien. Altenburg, 1770.
Das Mährchen vom Bilboquet. Altenb., 1772.
Wiegenlieder. Altenb., 1772
Das große Loos, komiſche Oper. Weimar, 1774.
Elfriede, Trauerſpiel. Weimar, 1775. N. A. 1789.
Polyxena, Monodrama. Leipzig, 1775.
Magazin der ſpaniſchen Litteratur. Deſſau, 1780—83. 3 Thle.
Priors Heinrich und Emma. Altenb., 1771.
Geſchichte des Gerundio von Campagas. 2 Thle. Leipzig, 1773. N. A. 1777.
Ines de Caſtro. Leipzig, 1773.
Don Quixote de la Mancha. 5 Thle. Leipzig, 1775—77. N. A. 1780.
Yriarte's litterariſche Fabeln. Leipzig, 1788.
Journal des Luxus und der Moden. Weimar, 1786—1822.
Bilderbuch für Kinder. Weimar, 1790—1822. 190 Hefte.
Blaue Bibliothek. Gotha, 1790—97. 11 Thle.
Allgemeine geographiſche Ephemeriden. Weimar, 1806—22.
Neue Bibliothek von Reiſebeſchreibungen. Weimar, 1815—22. u. ſ. w. u. ſ. w.

Bertuch's hauptſächlichſtes Verdienſt beruht darin, daß er, mit raſtloſem Eifer alle Schwierigkeiten überwindend, durch glückliche Verhältniſſe und Verbindungen unterſtützt, zu einer Zeit und an einem Orte lebend, wo alles geiſtige Wirken freundlich ermuntert und befördert wurde, überall mit Rath und That das Schöne, Gute und Nützliche einzuführen und zu verbreiten ſuchte. In dieſem Streben wirkte er als geſchmackvoller Ueberſetzer, als geiſtreicher Kritiker, als tüchtiger Gelehrter und als verſtändiger Staatsbeamter und Verlagshändler nach allen Richtungen. So verdankt man ihm neben vielen guten bürgerlichen Einrichtungen und Anſtalten, die er entweder gründete oder an deren Leitung er Theil nahm, und welche noch jetzt in ſeiner erkenntlichen Vaterſtadt, der er manche neue Quelle des Erwerbes bei eigentlich beſchränkten Mitteln eröffnete, fortbeſtehn, u. A. den Plan zur Allgemeinen Literaturzeitung, welchen er 1784 gemeinſchaftlich mit Schütz und Wieland entwarf. Den Sinn für ſpaniſche Literatur hat er, wie bereits ſchon oben bemerkt wurde, zuerſt in Deutſchland geweckt und durch für jene Zeit vortreffliche Uebertragungen poetiſcher und proſaiſcher ſpaniſcher Meiſterwerke genährt und rege gehalten, indem er dabei mit eben ſo gründlicher Kenntniß als feinem Geſchmack und echtem Tact verfuhr. Ein anderweitiges großes Verdienſt von ſeiner Seite ſind ſeine Bemühungen, die Kenntniß der Naturwiſſenſchaften, vorzüglich der Naturgeſchichte, ſo wie der Geographie populär zu machen, was er vorzüglich durch die Herausgabe ſeines Bilderbuchs, der geographiſchen Ephemeriden und der Bibliothek der Reiſebeſchreibungen zu erreichen ſuchte. Seine eigenen poetiſchen Leiſtungen können zwar nicht auf hohe Originalität Anſpruch machen, aber ſie zeichnen ſich durch Beſonnenheit, Klarheit, Geſchmack und Correctheit vortheilhaft aus. Ein gleiches Lob trifft ſeine proſaiſchen Arbeiten, in denen der in inniger Verbindung mit dem Gelehrten bleibende Mann von Welt unverkennbar iſt.

Vgl. Küttner's Charactere deutſcher Dichter und Proſaiſten, S. 525 fgde. — An Bertuch's Grabe, im Namen der Loge Amalia in Weimar geſprochen in der Morgenſtunde den 6. April 1822. Als Manuſcript für Freunde. O. O. — Zeitgenoſſen. Neue Reihe, Bd. 5. Heft 19. S. 77 — 103. — Grüber's Wörterbuch zum Behuf der Aeſthetik, Bd. I. S. 606 folgende.

Lope Felix de Carpio *).

Gehe zuerſt hervor aus deinem Grabe, großer, herrlicher Lope de Vega! Du ſo oft mißgeſehen als mißverſtanden; ſo oft ſchwärmeriſch vergöttert als unſinnig getadelt. Pygmäen wollten dich meſſen, legten den Maßſtab ihrer Zwergenglieder an deinen Rieſenleib und fanden dich — regellos und ungeheuer. Du lachteſt ihrer und ginſt deinen eignen urſprünglichen Gang fort. Natur, nicht Schule ſchuf deine Werke. Du wurfſt ſie von dir, ſo oft innerer Drang dich nöthigte, unbekümmert nach welcher Art und Kunſt!

Lope de Vega's Vaterſtadt war Madrid, und ſeine Eltern von gutem Adel aus derſelben. Felix de Vega, ſein Vater, war auch Dichter. Ob gut oder mittelmäßig kann ich nicht ſagen, denn ich habe nie etwas von ihm geſehen; Lope lobt ihn aber in ſeinem Laurel de Apolo. Er wurde den 25. Nov. 1562 geboren, lebte alſo gerade in der glänzendſten Periode des Spaniſchen Parnaſſes, und war Zeitgenoſſe von Cervantes, Quevedo, den beyden Argenſola, Calderon, und mehreren vortrefflichen Dichtern und witzigen Köpfen Spaniens.

---

*) Aus: Magazin der Spaniſchen und Portug. Literatur; von F. J. Bertuch. Erſter Band, Deſſau, 1781.

Digitized by Google

Trug je ein Menſch den Dichter-Stempel, von der Hand der Natur aufgedrückt, ſichtbarlich an der Stirn, ſo war es Lope. Niemand, ſagt Antonio von ihm, hat je das Sprüchwort: ein Redner kann gemacht, ein Dichter aber muß geboren werden, ſo wörtlich erfüllt als er. Faſt alles, was er dachte und ſprach, war Vers, und beynahe hätte er fragen können, ob's auch Proſa in der Welt gebe? Es iſt nicht Scherz, ſondern wahre Thatſache, daß er als Kind, noch nicht 5 Jahr alt, ſchon Verſe machte, die ihm, weil er noch nicht ſchreiben konnt, andere ältere Knaben in der Schule aufſchrieben, und er hernach gegen Bilder und andere Spielereien an ſie vertauſchte. Mein Genius, ſagt er einmal von ſich ſelbſt, lehrte mich von der Wiege an Verſe machen; und in ſeinem Arte nuevo de hazer comedias en este tiempo: ich ſchrieb im eilften und zwölften Jahre ſchon Comödien, von vier Akten und vier Bogen; denn jeder Akt machte nicht mehr als einen Bogen; weil man zwiſchen jedem damals noch ein Zwiſchenſpiel gab. Außer dieſer wunderbaren Leichtigkeit ſeiner Verſification ließe ſich auch ſeine erſtaunende Fruchtbarkeit und Polygraphie, von der ich bald mehr ſagen werde, gar nicht begreifen.

Mit dem Zaubertalent, womit die Mutter Natur ihren Liebling ausgeſteuert hatte, that unſer Lope nun Rieſenſchritte in allem was er begonn. Poet von Natur, behagten ihm natürlich vor allen die Wiſſenſchaften, die ſeiner Imagination Nahrung gaben; und in ſeinem zwölften Jahre hatte er ſeine Humaniora ſchon völlig ſtudirt, und ſich noch eine Menge Fertigkeiten durch Leibesübungen erworben: konnte tragen, fechten, zur Guitarre ſingen, kurz, er war ein vollkommener junger Cavallero.

Um dieſe Zeit ſturben ihm ſeine Eltern, die, wie aus den Umſtänden erhellet, nicht reich waren. Der junge verwaiſte Lope, dem ſie nichts hinterließen, hatte nicht, wo er ſein Haupt hinlegte, geſchweige denn, wovon er hätte leben können. Das Glück verließ ihn aber in dieſer Noth nicht, ſondern führte ihn zum Don Geronymo Manrique, Inquiſidor General und Biſchof von Avila, der ihn zu ſich in's Haus nahm. War's aus Verwandtſchafts-Pflicht oder bloßer Liebe zu Genie und Talenten, daß er ihn aufnahm, weiß ich nicht. So viel iſt aber gewiß, daß es Lope da mußte gut gegangen ſeyn; denn er machte zum Beweiſe ſeiner Liebe, auf den Tod ſeines Wohlthäters, etliche Eclogen und das kleine Schäferſpiel: La Pastoral de Jacinto. Die erſten Früchte, die ſeine Muße der Welt gab, und die ſchon den daherſchreitenden Rieſen von Ferne zeigten.

Lope de Vega ging nun nach Alcala de Henares, und ſtudirte da die Philoſophie vier Jahre lang mit ſolchem Erfolg, daß es ihm keiner gleichthat. Er machte großes Aufſehen, und hätte leicht können ein Doctor admirabilis oder subtilissimus werden, wenn's ſeinem poetiſchen Kopfe um dieſe Strahlenkrone wär zu thun geweſen. Vor der Hand war er mit den erſten Graden der philoſophiſchen Würden zufrieden, ging nach Madrid zurück, und trat bey dem berühmten Duque de Alba als Sekretär in Dienſte; deſſen ganzes Vertrauen und Liebe er ſich erwarb. Dieß Glück wurde ihm aber bald durch den Tod des Herzogs entriſſen. Sein Andenken ſuchte er auch durch ſein Arcadia, einen ſehr angenehmen Schäfer-Roman in Proſa und Verſen, zu verewigen.

Von der geheimen Geſchichte des Herzens unſers Lope wiſſen wir weiter nichts, als daß er, ſeinen Liedern nach, ein höchſt zärtlicher Liebhaber ſeyn mußte. Zweymal war er verheirathet; das erſtemal, nach des Herzogs von Alba Tode, mit Donna Iſabel de Urbina, einer Dame von guter Familie. In dieſer Ehe lebte er glücklich, bis ihn ein unangenehmer Zufall von ſeiner Gattin trennte. Ein boshafter Verleumder nämlich hatte nachtheilich von Lope geſprochen, und ihn beleidigt. Gefühl von Ehre ſetzte unſers jungen Mannes Blut in Wallung. Es kam zum Zweykampfe. Lope verwundete darin ſeinen Gegner tödtlich und mußte nach Valenzia entfliehen. Da brachte er einige Jahre zu, bis er nach ausgemachter Sache wieder zurück nach Madrid, zu ſeiner geliebten Gattin, kommen konnte; die aber leider einige Monate nach ſeiner Zurückkunft ſtarb.

Dieß Unglück ſchlug den Mann, deſſen zärtliches Herz ſchon zuvor durch die lange Trennung ſeiner Gattin ſehr gelitten hatte, vollends ganz nieder. Er verſank in eine Art von Schwermuth, daraus er ſich zuletzt durch den halbverzweifelten Entſchluß, Kriegsmann zu werden, und auf der Flotte, die Philipp der II. unter dem Herzoge von Medina Sidonia gegen England ausrüſten ließ, Dienſte zu nehmen. Er ging auch wirklich nach Cadir und Liſſabon, und ſchiffte ſich mit ſeinem Schwager Alferez de Marina ein. Bey dieſer unglücklichen Expedition im Jahr 1588 verlohr er ihn, ſtund ſelbſt viel aus, und kam müde und unzufrieden wieder heim. Um dieſe Zeit ohngefähr muß er ſeine Gatomachia geſchrieben haben, wie aus verſchiednen Kennzeichen wahrſcheinlich wird; obgleich er ſie erſt 1634, ein Jahr vor ſeinem Tode, mit ſeinen Rimas del Licenciado Tome de Burgillos, herausgab.

Lope war erſt 26 Jahr alt, als er von der unglücklichen Expedition gegen England zurückkam, hatte ſchon manche Scene des Lebens ſchnell durchlaufen, und in der letzten den gehofften Lorbeer nicht gebrochen. Je raſcher das Feuer in dem jungen Manne lodert, deſto ſchneller verleidet ihm oft die erſte fehlgeſchlagene Erwartung das ganze Unternehmen, und deſto ſchneller ſpringt er ab. So auch Lope. Der junge feurige Dichter konnte die Untreue des Kriegsglücks nicht ertragen, und brach lieber ganz mit Bellonnen. Da er aber noch nicht reich genug war, für ſich zu leben, ging er wieder als Sekretär bey dem Marques de Malpica, und nicht lange darauf bey dem Conde de Lemos, Vicekönig von Neapel, in Dienſte. Dieſer wahre Muſagete, der überhaupt Alles, was Genie und Talent hieß, hochſchätzte, liebte beſonders auch den vortrefflichen Cervantes; und höchſt wahrſcheinlich war's auch die Gunſt dieſes Protektors, die zwiſchen die beyden herrlichen Köpfe, Lope und Cervantes, ein wenig Eiferſucht ſäete; die zwar nie öffentlich und unanſtändig ausbrach, wovon aber doch beyden hie und da Züge in ihren Schriften entwiſchten.

Als Lope beym Conde de Lemos war, verheyrathete er ſich zum zweytenmale mit Donna Juana de Guardio, die von ſehr gutem Hauſe, und außerordentlich ſchön war. Mit dieſer zeugte er zwey Kinder; einen Sohn und eine Tochter. Der Sohn ſtarb als Kind wieder; die Tochter, Donna Feliciana de Vega aber heyrathete einen gewiſſen Luis de Uſategui, der hernach auch ſeines Schwiegervaters hinterlaſſene Werke, unter dem Titel: la Vega del Parnaso, herausgab. Lope genoß das Glück ſeiner zwooten Ehe auch nur kurze Zeit; denn ſeine Gattin ſtarb ihm, wie die erſte, da er ſie kaum einige wenige Jahre beſeſſen hatte.

Von der ganzen Periode aus Lope de Vega's Leben, nämlich von der Niederlegung ſeiner Kriegsdienſte an bis zu ſeinem Uebergange zur Kirche, ſind faſt gar keine Nachrichten da, die ſie in etwas helleres Licht ſetzen könnten. Sie muß ohngefähr zwanzig Jahre gedauert haben, und reich an Unruhen und Beſchwerlichkeiten geweſen ſeyn, weil ſie unſern Lope zu dem wichtigen Schritte, ſich der Kirche zu widmen und da Ruhe zu ſuchen, reif machen konnte.

Sey es Ekel für den drückenden Welt- und Staatsgeſchäften, und Sehnſucht nach Ruhe, oder Wunſch, ſein übriges Leben ganz den Muſen zu weyhen, was ihn dazu vermochte, kurz, Lope that den Schritt, wurde Geiſtlicher, empfing zu Toledo die Prieſterweyhe, und trat in die Congregation des heil. Franciscus. Dieſe Epoque fällt zwiſchen ſein 40. und 50. Jahr, und von der Zeit geht die glänzendſte Periode von Lope's Leben an. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von ſo großem Namen und Talenten auch in dieſer Laufbahn die ehrenvollſten Schritte thun mußte. Er lebte am Hofe in vertrauter Freundſchaft mit Großen und Männern vom erſten Range; wurde als Dichter in Spanien und Italien allgemein geliebt, und von dem ſchwärmeriſchen Theile der Nation beynahe vergöttert; von großen Herren mit Gnadenbezeugungen überhäuft; von allen Fremden beſucht; ſeine Werke durchwanderten ſchon beyde Hemiſphären, ſein Name war der Stempel des Schriftſtellerruhms, und Es de Lope, es iſt von Lope, zum Sprüchwort von jedem guten literariſchen Producte worden; er ſtund in Briefwechſel mit Päpſten, Prinzen, Cardinälen und andern großen und gelehrten Männern faſt durch ganz Europa; ſeine Vermögensumſtände hatten ſich gewaltig vergrößert: denn die jährlichen Renten ſeiner Pfründen trugen ihm 1500 Dukaten, und durch ſeine Schriften und Präſente großer Herren hatte er ſich auch beynahe 105000 Dukaten erworben; kurz, Lope war in der zwooten Hälfte ſeines Lebens ſo unbegränzt glücklich, als ein Dichter es auf Erden zu werden nur träumen kann. Er war kaum in die Congregacion de Sacerdotes naturales de Madrid getreten, ſo ward er auch gleich zum Capellan-Major davon gewählt. Er war auch Familiar des heiligen Officii; eine auszeichnende Ehre, welche die Inquiſition in Spanien ertheilt. Papſt Urban VIII., dieſer Gönner der Muſen und ſelbſt Dichter, dem er ſeine Corona tragica de Maria Stuarda zugeeignet hatte, ſchrieb ihm eigenhändig den dankvollſten Brief, ſchickte ihm das Johanniterkreuz, und machte ihn zum Doktor der Theologie und Promotor Fiscal der Apoſtoliſchen Kammer. Seines ausgebreiteten Briefwechſels mit auswärtigen Großen und Gelehrten habe ich ſchon erwähnt. Viele davon kamen ausdrücklich nach Madrid und an den Hof, bloß ihn kennen zu lernen; man zeigte ihn allen Fremden als ein Wunder, und das Volk zog ihm auf der Straße nach, wie einem Heiligen, wenn er ausging.

Unbegreiflich iſt's, daß Lope, ſo ein Wunder von Genie, Talenten und dichteriſcher Schöpfungskraft er auch war, bey dieſer Berühmtheit, dieſen Verbindungen, Zerſtreuungen, Amtsgeſchäften und andern Unternehmungen in ſeinem Leben, die alle doch Zeit koſteten, ſo unendlich viel ſchreiben konnte. Lope de Vega iſt der ungeheuerſte Polygraph unter allen Original-Schriftſtellern alter und neuerer Zeiten, aller mir bekannten Nationen. Man zählt mehr als funfzig Bände

Digitized by Google

lyriſcher und proſaiſcher; und **ſechsundzwanzig** in Quart, dramatiſcher Werke, die in Druck erſchienen ſind. Eine ungeheuere Menge, und doch iſt's nicht die Hälfte aller ſeiner Arbeiten. Er ſagt ſelbſt in ſeiner Ecloga à Claudio (die in ſeiner Vega del Parnaso ſteht, die nach ſeinem Tode herauskam, und da wahrſcheinlich ſchon das meiſte gedruckt war, als er dieß ſchrieb), da er eben von ſeinem Leben und Schriften ſpricht:

No es minima parte, aunque exceso,
De lo que esta por imprimir, lo impreso,

„was von mir ſchon gedruckt, iſt, obſchon ungeheuer viel, doch nicht der kleinſte Theil von dem, was noch zu drucken wäre.“ Man rechnet 1800 Comödien und Trauerſpiele, und 400 Autos sacramentales von ihm, die alle geſpielt worden; und nach ſeiner eignen Angabe, deren Wahrheit man aus keinem Grunde bezweifeln kann, kommen auf jeden Tag ſeines Lebens fünf Bogen. Nach dieſer Angabe hat dieſer Herausgeber des Parnaso Español berechnet, daß **Lope** 133225 **Bogen**, und nach Abzug ſeiner wenigen proſaiſchen Werke und Verhältniß der Anzahl Verſe, die auf einem Bogen Druck ſtehen können, 21,316,000 Verſe müſſe geſchrieben haben. Man begreifet ſchlechterdings nicht, wie ein Menſch, der ſo lebte wie **Lope**, eine Menge anderer Geſchäfte hatte, doch auch eſſen, trinken und ſchlafen mußte, in 73 Sonnenjahren dieß thun konnte.

Wahr iſt's, er arbeitete ſo erſtaunend ſchnell, als einer kaum ſchreiben konnte. Er ſchrieb Verſe, gereimte Verſe, die oft das Anſehen der mühſamſten Feile und Vollendung hatten, unabgeſetzt nach einander fort, und ſchneller als Proſa. Er ging nie etwas wieder durch; ſtrich nie aus; wozu er auch ſelten Zeit hatte: denn ſeine dramatiſchen Werke, an denen er nie über drey Tage, oft auch nur einen einzigen arbeitete, riſſen ihm die Schauſpieler immer noch naß aus den Händen, und gaben ihm, gleich unbeſehen, die für jedes Stück von ihm ein für allemal accordirte Summe. **Es de Lope!** und nun galt es ſo ſicher wie eine gemünzte Dublone.

Lope's unumſchränkte Monarchie über das ſpaniſche Theater ſchuf natürlicherweiſe die heftigſten Partheyen; die eine des Volks, der Schauſpieler, und der Eſelheerde ſeiner hirnloſen Nachahmer; und die andere, ſcheelſichtiger Dichterlinge und pedantiſcher Kritikaſter, die auf ihren Ariſtoteles und die drey Einheiten wie auf den chriſtlichen Glauben geſchworen hatten; überhaupt der gewöhnliche Haufe Malcontenten; unter welchem zwar auch einige gute Dichter waren, die durch **Lope's** Berühmheit in Schatten geſetzt wurden, ſich aber immer edel dabey benahmen. Jene Parthey vergötterte ihn unſinnig, und ſchrie: **Lope** iſt ein Halbgott; alles, was er macht, iſt Meiſterwerk und Geſetz für's Theater; wer nicht ſchreibt wie er, iſt ein Stümper, ein Dummkopf; weg mit Zwange, weg mit allen Regeln! Regel iſt nur, was er macht! Natur, Natur her! Sey's welche es wolle, und Freyheit! Die andere Parthey ſchrie eben ſo ſchwärmeriſch, als müßte ſie pro aris et focis fechten: **Lope** iſt toll; er ſchreibt Comödien, und kennt entweder die Regeln des Drama gar nicht, oder tritt ſie wiſſentlich mit Füßen, bringt Ungeheuer auf's Theater, darin man zugleich lacht und weint; er durchbricht alle Geſetze, Einheiten, Wahrſcheinlichkeit, Wohlſtand und gute Sitten; verderbt unſer Theater und Geſchmack in Grund; bringt Könige in die Comödie und Bauern ins Trauerſpiel; kurz, iſt **regellos**; hinweg, hinweg mit ihm! kreuzige! kreuzige!

Beyde Theile hatten Unrecht, und thaten der Sache viel zu viel, wie's bey Schwärmerey pro und contra immer geht. Wahr iſt's, wenn man den Ariſtoteliſchen und gewöhnlichen Poetiken-Maßſtab an **Lope's** dramatiſche Arbeiten legt, ſo gehn ſie mächtig von der Regel ab, ſind nichts weniger als ſchulgerecht, und ſtudierte Muſter zum Nachzeichnen für Anfänger. Aber welchen Original-Genie hat auch je die Schule gebildet, oder welcher ſchuf nach ihren Geſetzen? **Lope's** feurige und überſchwenglich fruchtbare Imagination konnte und wollte ſich nicht durch magere Regeln feſſeln und in ihrem Adlerfluge aufhalten laſſen. In ſeinen Werken ſieht es aus wie in einem großen herrlichen Park; alles ſcheint da von der Hand der Natur gepflanzt, nichts iſt, was Gartenſchnur und Scheere verrieth. Freylich wächſt da auch manchmal ein Dornſtrauch, eine Neſſelſtaude, ein Unkraut, das ein feiner Stadtgärtner zwiſchen ſeinen Tulpen, und Anemonen-Beeten nicht dulden würde. Aber dort, wer bemerkt's? Nicht alſo Plan, Regel und Schnitt, ſondern Erfindungskraft, Charakterzeichnung, Sittenmalerey, Menſchenkenntniß, Sprache und Diktion ſollte man bey **Lope** ſuchen, bewundern, und dann hätte man's auf beyden Seiten recht gemacht.

Ich habe vielen Grund zu glauben, daß mancherley Bedürfniſſe und die res angusta domi, die **Lope** in ſeinen jüngeren Jahren oft empfand, und die erſtaunende Leichtigkeit im Arbeiten, ihn zuerſt regellos machten. Das ſpaniſche Theater war als er zu ſchreiben anfing, faſt noch ganz roh; das Volk erhielt es, war an Poſſenſpiele gewöhnt, und wollte nichts anderes ſehen, als wobey es ſich für ſein Geld ſatt lachen konnte; Schneider und Schuhflicker waren die furchtbaren Richter der Bühne, von deren Urtheil Leben und Tod eines Stücks, Glück und Unglück des Dichters und Principals abhing. Der Dichter, der alſo Brod ſuchen und ſein Glück machen wollte, mußte ſich nach dem Geſchmacke des großen Haufens richten, ſonſt zahlten ihm die Schauſpieler keinen Maravedi für ein Stück; und dieß mußte **Lope** anfangs auch thun. Den Heerführer aber zu ſpielen, ſich zum Diktator der Bühne aufzuwerfen, die alten dramatiſchen Regeln vom Throne zu ſchmeißen und ſeine Manier dafür darauf zu ſetzen, ſiel dem beſcheidenen **Lope de Vega** gar nicht ein. Man kann ſich, denk ich, nicht deutlicher erklären, als er es über die ganze Sache gethan hat.

Als nämlich das Geſchrey über **Lope's** Regelloſigkeit zu arg wurde, miſchte ſich die venerable Akademie zu Madrid, mit welchem Rechte weiß ich nicht, in's Spiel, forderte Rechenſchaft von ihm darüber, und legte ihm auf, ſich gegen die ihm gemachten Vorwürfe zu verantworten. Wahrſcheinlich mochten unter dieſen Vierzigern wohl auch manche Malcontenten ſeyn, die dieſen Schritt veranlaßten. **Lope** that es, und lieferte ihnen ſeine Apologie in Verſen, unter dem Titel: Arte nueve de hazer comedias en este tiempo; dirigido a la Academia de Madrid *). Offenbar macht er ſich darin, mit der feinſten Spötterei, über dieſe Herren luſtig, und verſichert ſie, daß er den geträumten Hochverrath am Parnaſſe gar nicht begehen wolle. „Die edlen „Genien, (ſo beginnt er) die Blumen von Spanien, die dieſe erhabene und hochberühmte Akademie vereint, befehlen mir „eine Comödien-Kunſt nach Volksgeſchmack zu ſchreiben. Das „Ding ſieht leicht aus, und wär's auch wirklich für jeden von „Euch Herren; der minder Comödien ſelbſt geſchrieben hat, aber „deſto mehr von der Kunſt, wie man ſie ſchreiben ſoll, verſteht. „Aber mir iſt's nicht ſo; mir ſchadet, daß ich ſchon welche ohne „die Kunſt geſchrieben habe. Nicht, daß ich die Regeln nicht „verſtünde. Nein, ſchon da ich noch an der Grammatik kauete, „und ehe ich noch zehn Jahr alt war, hatt' ich die Bücher geleſen, darinn ſie ſtehen. Sondern weil ich endlich fand, daß „man damals in unſerm lieben Spanien Comödien machte, „nicht nach dem Sinn ihrer erſten Geſetzgeber, ſondern wie's einem Haufen Sudler beliebte, die dem Volke ihr Zeug vorſetzten, „und ſich ſo in Gang und Schwang gebracht hatten, daß einer, „der hätte welche nach Kunſt ſchreiben wollen, ſicher ohne Ruhm „und Belohnung geſtorben wäre. Wahr iſt's, ich ſchrieb etliche „nach Kunſt, und beobachtete Regeln, die damals Wenige kannten. Aber da ich den Augenblick wieder Ungeheuer voll Gaukeleyen erſcheinen ſah, denen das Volk und die Weiblein zuliefen, die dieſe Herrlichkeiten kanoniſirten, bin ich wieder zu „dieſer Barbarey umgekehrt; und wenn ich jetzt alſo eine Comödie ſchreibe, lege ich die theuern Regeln wenigſtens unter „ſechs Schlöſſer, und ſchaffe den **Terenz** und **Plautus** gleich „aus meiner Studierſtube, daß ſie mir nicht die Ohren voll „ſchreyen. Ich ſchreibe Comödien nach der Kunſt, die die erfanden, die nach dem Beyfall des Volks haſchten; denn da ſie das „Volk bezahlt, ſo iſt's auch billig, als Thor zu reden, um ihm „Spas zu machen. — Es iſt mir leid genug, daß es ſo iſt, aber „es iſt kein Mittelweg zwiſchen beyden Uebeln auszufinden; „u. ſ. w.“

Dieß iſt, denk ich, deutlich genug geſagt, warum er ſo oft regelloſe Plane auf's Theater brachte. Anfangs aus Noth, und zuletzt war's ihm Manier worden. Mit **Lope** ſelbſt ging's auch noch: aber ſeine hirnloſen Nachahmer machten eigentlich den größten Unfug, und verderbten Alles. Ohne einen Funken von **Lope's** Genie und Schöpfungskraft zu haben, faßten ſie gerade, was an ihm Fehler war, ſeine Regelloſigkeit und Sünden wieder das Coſtume, auf, dachten darinn läg der Talismann des Theater-Ruhms, und machten nun die ſcheußlichſten dramatiſchen Ungeheuer, die man ohne Ekel nicht anſehen konnte. Daher hatte **Lope** auch in dieſem Jahrhunderte noch Gegner, die ihn mit Parthey geiſte tadeln. Don **Blas Antonio Naſſarre y Ferriz** **), D. **Ign. Luzan** ***), D. **Greg. Mayans** †) und **Velazquez** ††), ſind die ſchärfſten darunter. Alle tadeln ihn, ſtechen ihm, dem Großen, unendliche Kleinigkeiten auf; keiner aber iſt ſo ehrlich und ſagt: **Lope** iſt groß, aber regellos; bewundert ihn, aber ahmt ihn nicht in Allem nach; ſtudirt ſeine Bilder, ſeine Charakteren, Sitten, Diktion und leichte Manier, aber nicht Plan und Compoſition.

---

*) Neue Kunſt, Comödien zu dieſen Zeiten zu machen. An die Akademie zu Madrid gerichtet.

**) In der Vorrede zu Cervantes ocho comedias.

***) In ſeiner Poetik.

†) In Cervantes Leben.

††) In ſeiner Geſchichte der Spaniſchen Dichtkunſt.

Digitized by Google

So viel von unſers Lope dramatiſchen Arbeiten, die bald Comödie, bald Trauerſpiel, bald beydes zugleich ſind; nun auch ein Wort von ſeinen übrigen Werken.

Es iſt faſt keine Art von Gedichten, in welcher nicht Lope de Vega auch gearbeitet hat. Ernſthafte und komiſche Epopee, Bukoliſches Gedicht, Ode, Elegie, Lehrgedicht, Sonnet und Sinngedicht, religiöſes Gedicht und ſcherzhaftes Lied, alles gehört unter ſein Gebieth, und in jeder Gattung haben wir reichen Nachlaß von ihm. So ungleich dieſe auch an ſich ſind, ſo iſt doch keins ſeiner Werke, auch das unerheblichſte, ganz mittelmäßig; und man wird gezwungen, den unerſchöpflichen Reichthum ſeiner ſchöpferiſchen Imagination zu bewundern.

Die Mannichfaltigkeit der Ausgaben ſeiner Werke, davon jede eine andere Anordnung hat, macht ein richtiges und vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Schriften ſehr ſchwer, wo nicht gar unmöglich. So enthält z. E. von ſeinen Comödien ein und eben derſelbe Band der Madriter Ausgabe ganz andere Stücke als der von der Zaragozer oder Brüſſeler. Ich will es verſuchen weiter unten, nach Antonio, dem Parnaso Español, und einem Verzeichniſſe davon, das der Buchhändler D. Pedr. Jos. Alonso y Padilla ſeiner Ausgabe der Dorotea 1736 angehängt hat, ſo vollſtändig als möglich zu liefern. Zuſammen wird ſie ſchwerlich eine Bibliothek von Europa beſitzen.

Lope de Vega war ein ſchöner Mann, lang, hager, wohlgemacht, etwas braun von Geſicht, aber voll Geiſt und Grazie; hatte eine große ſchöngeformte Naſe, ſehr lebhafte und liebliche Augen, und einen ſtarken ſchwarzen Bart. Er hatte vorzügliche Geſchicklichkeit in ſeinen Gliedern, und viel Leibesſtärke. Sein ganzes Leben hindurch war er vollkommen geſund; denn er hatte eine glückliche Organiſation und Miſchung der Säfte, und lebte ſehr ordentlich und mäßig.

Sein moraliſcher Charakter war edel und rein. Er war tugendhaft ohne die geringſte Heucheley und Anmaßung; beſcheiden, gutherzig, und voll Menſchenliebe; freygebig und gefällig, beynahe zur Verſchwendung. Keins ſeiner Werke verräth Muthwillen und Jücken ſich an andern zu reiben. Er that ſicher keinem wehe, der ihn nicht zuerſt angefallen hatte. Gegen die Armen war er ſo außerordentlich mild und wohlthätig, daß er in ſeinem Alter faſt ſein ganzes Vermögen an ſie wandte, und man nach ſeinem Tode, ob er gleich ein ſo vermögender Mann geweſen war, kaum für 6000 Dukaten an Werthe bey ihm fand.

Lope ſtarb den 25. Auguſt 1635, in ſeinem 73. Jahre. Wie ſehr er von einer großen Menge Menſchen aller Stände geliebt wurde, beweiſt ſein Tod, der eine allgemeine Bewegung am Hofe und im ganzen Reiche machte. Sein Leichenbegängniß, daß der Duque de Seſa, ſein Mäcen, Freund und Teſtaments-Beſorger, auf eigne Koſten machte, geſchah mit außerordentlichem Pomp und Prachte, und unter Zuſammenlauf einer ungeheuern Menge Menſchen. Er ward in dem Kirchſprengel San Sebaſtian begraben, und der Duque de Seſa ſelbſt, alle Grandes, Miniſter, Prälaten und Ritter gingen mit im Leichenkondukte. Es wurde ihm eine feyerliche Novena, ſo prächtig als das Leichenbegängniß ſelbſt, gehalten, bey welcher die Königliche Kapelle die Muſik aufführte; und darauf folgten die Exequien an drey verſchiedenen Tagen, an welchen drey Biſchöfe die Seelenmeſſen laſen, und drey der berühmteſten geiſtlichen Redner predigten. Lauter Beweyſe, wie ſehr ihn die Nation liebte und verehrte. Juan Perez de Montalban, ſein Freund und Schüler, ſammlete alle dieſe Kennzeichen der allgemeinen Liebe gegen ihn, und gab ſie, nebſt Nachrichten von ſeinem Leben, in einem Bande unter dem Titel: Fama postuma a la vida y muerte del Doctor Frey *Lope Felix de Vega Carpio* etc. Madrid, 1636 heraus. Nicht allein die Spaniſchen Muſen aber, ſondern auch die Italieniſchen beweinten Lope's Tod; denn es erſchien ihm zu Ehren 1636 zu Venedig ein ganzer Band Klage- und Trauergedichte unter dem Titel: Essequie poëtiche, von den beſten damals lebenden Italieniſchen Dichtern.

Johann von Besser,

der Sohn eines Predigers, ward am 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Kurland geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im elterlichen Hauſe, bezog dann die Univerſität Königsberg, wo er Theologie ſtudirte und ſich die Magiſterwürde erwarb, und begleitete darauf 1675 einen jungen kurländiſchen Edelmann als deſſen Hofmeiſter nach Leipzig. Er hatte jedoch das Unglück, ſeinen Zögling an den Folgen eines Duelles zu verlieren, wodurch er die Hoffnung zu einer baldigen Beförderung in ſeinem Vaterlande verlor. Demzufolge wandte er ſich von der Theologie ab, widmete ſich der Jurisprudenz und begab ſich, als er ſeine rechtswiſſenſchaftlichen Studien vollendet hatte, nach Berlin, wo ihm wegen ſeiner poetiſchen Talente der Kurfürſt von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, beſonders geneigt ward und ihn, nachdem er ihn ſchon früher zum Rath ernannt, 1681 zu dem Poſten eines Legationsrathes mit Gehalt erhob. Im Jahre 1690 erhielt v. B. die Charge eines Ceremonienmeiſters am kurfürſtlichen Hofe, womit zugleich das Amt eines Hofpoeten und der Adel verbunden wurde. Er bekleidete dieſe Stelle auch unter Friedrich I., König von Preußen, ward aber von deſſen Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., verabſchiedet und begab ſich nun an den Hof des prachtliebenden Friedrich Auguſt, Königs von Polen und Kurfürſten von Sachſen, an welchem er eine noch glänzendere Anſtellung in gleicher Eigenſchaft fand, die er bis an ſeinen Tod, den 10. Februar 1729, behielt.

Seine Gedichte, welche anfangs einzeln gedruckt oder in anderen Sammlungen aufgenommen erſchienen, wurden endlich mit ſeiner Bewilligung vereint herausgegeben unter dem Titel:

Des Herrn von Beſſer Schriften, beides in gebundener und ungebundener Rede u. ſ. w. Leipzig, 1711. gr. 8. N. A. 1715. 8.

Eine verbeſſerte und vermehrte Auflage derſelben, welche zugleich mit einer ausführlichen Lebensbeſchreibung des Dichters verſehn iſt, beſorgte J. U. König unter dem Titel:

Des Herrn von Beſſer Schriften, beides in gebundener und ungebundener Rede u. ſ. w. von Johann Ulrich König. Leipzig, 1732. gr. 8. 2 Thlr.

B. gehört zu den reimreichen, wäſſerigen Dichtern jener Zeit, welche aus der Ausartung der erſten ſchleſiſchen Schule hervorgegangen ſind. Er war ein kenntnißreicher, gewandter, feiner Weltmann voll ſchöner Talente, aber, durch den ſchlechten Geſchmack ſeiner Tage verbildet, verkannte er ſeinen eigentlichen Beruf und glaubte genug zu thun, wenn er elegant und correct ſchrieb, was er nach damaligen Anforderungen auch wirklich that. — Dagegen fehlt es ihm (an einigen wenigen Stellen ausgenommen, wo ihn ſein Herz fortriß, wie z. B. in dem Gedichte auf den Tod ſeiner Gattin: Verhängniß treuer Liebe überſchrieben) durchaus an Kraft, Wärme, Phantaſie und Begeiſterung, den weſentlichſten Erforderungen für einen Dichter.

Galante Gedichte*).

Die blauen Augen.

Blau ſind meiner Anemonen Augen,
Weil ſie uns zum Zeugniß ſollen taugen,
Daß ſie ihr, von Venus, ſind erkohren,
Die vom blauen Meeres-Salz geboren.

Pallas Augen ſind auch blau geweſen,
Die ſie ſich, aus Weisheit, hat erleſen;
Weil der blauen Farben Glanz vollkommen,
Den der Himmel ſelbſt drum angenommen.

*) Aus: Schriften des Herrn v. Beſſer, Leipzig, 1732.

Digitized by Google

Was ſoll man denn Anemone ſagen?
Was doch deine Augen in ſich tragen!
Klugheit und der Himmel die ſind lichte;
Beydes ſieht dir auch aus dem Geſichte.

Blaues Feuer brennt wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tauſend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Bruſt vergraben.

Selbſt die blauen Augen die dich zieren,
Zeigen, daß ſie theure Türckis führen;
Die, wie Gold wächſt von der Sonnen Blicken,
Alſo ſich von deinen Augen ſchmücken.

Aber blau iſt auch der Treue Zeichen,
Wird dein Hertze wohl den Augen gleichen?
Ob Beſtändigkeit dein Hertz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdeſſen ſoll mich nichtes ſtöhren,
Als was Himmliſches ſie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geſchrieben,
Will ich ſie auch als den Himmel lieben.

Die ſchwartzen Augen.

Phillis Augen brennen mich verſtohlen;
Denn ſie ſcheinen ausgelöſchte Kohlen;
Weil dem Himmel ſie beliebt zu ſchwärtzen,
Sieht man nicht die Flammen=reiche Kertzen.

Wolken ſind ſie, aber voller Blitze,
Und diß neue Monden=Licht hat Hitze.
In den ſchwartzen Kugeln ſtecken Sonnen,
Wo ſich aller Seelen Brand entſponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu ſpielen,
Und in dieſen Quellen mich zu kühlen:
Aber lauter heiſſe Feuer=Ballen,
Lieſſen die vermeynte Brunnen fallen.

Dunkler Kreis ſo viel verbrannter Leichen!
Wer dich ſieht, der kan dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden ſchweben,
Wenn uns deine Finſterniß umgeben.

Brenne mich, doch mich nicht zu verbrennen,
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen;
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß ſich will erſtrecken.

Oder willſt du mich zu Aſchen haben,
Muſt du in den Augen mich bebraben.
Denn die Schwärtze ſchicket ſich zum Trauren,
Und ein ſchwartzes Grab kan länger dauren.

Liebe ſonder Eigennutz.

Melindens Auge ſeh ich nicht;
Doch hör ich, daß es letzund weinet.
O weint diß himmliſche Geſicht,
Das ſonſt mit Sonnenblicken ſcheinet!
Ich weiß, daß ſelbſt die Traurigkeit
Und ihres Schmertzens Ungebehrden,
Wenn ſie die heiſſen Thränen ſtreut,
Sie noch viel ſchöner machen werden.

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und ſie der Freuden Arm umfangen,
Hab ich den Mund feſt zugemacht;
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kan letzt ruhig ſeyn,
Da wir Melinden hören klagen?
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen.

Zwar ſpür' ich, daß ſie's nicht begehrt,
Und von dem Tirſis nichts will wiſſen.
Allein, was nimmt diß ihrem Werth,
Daß ſie mir widerſtreben müſſen?

Mein Unſtern hat mich ſchon geübt,
Für das Geliebte mich zu leiden;
Und wenn Melinde gleich nicht liebt,
Soll auch ihr Haß uns immer ſcheiden.

Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Bruſt, die friſche Jugend,
Sind ja nicht meiner Liebe Grund:
Ich liebe mehr Melindens Tugend.
Dergleichen Liebe kann beſtehn,
Auch ſonder etwas zu begehren.
Sie nur zu ehren, ſie zu ſehn,
Iſt alles, was ſie darf gewehren.

Treibt aber mich kein Eigen=Nutz,
O, mir nur, bittere Melinde!
So ſey die Tugend ſelbſt mein Schutz,
Wenn ich dich liebenswürdig finde.
Was willſt du mehr, ich meide dich,
Ich will dich andern überlaſſen;
Nur, haſt du ja kein Herz für mich,
So hab auch keines mich zu haſſen.

Die durch Melindens Thränen ſiegende Traurigkeit.

Die Traurigkeit gieng dieſer Tage
Selbſt voller Schmertzen und betrübt;
Und ſprach: weil ich die Menſchen plage,
Werd' ich von keinem faſt geliebt.
Wie mach ich es mit meinem Leide,
Daß ich was angenehmer ſey?
Ein jeder liebet Luſt und Freude,
Wie komm ich meiner Feindin bey?

Sie dechte, muß ich heßlich ſcheinen,
Das rührt vermuthlich nur daher:
Daß wenig ſchöner Augen weinen;
Wie, wenn ich künftig klüger wär?
Wie, wenn ich einmahl auf den Wangen,
Der allerſchönſten Nymphen käm?
Ich weiß, man würde mich verlangen,
Die Thränen würden angenehm.

Der Anſchlag galt, ſie traf Melinden
Bey einer werthen Leichen an:
O! rief ſie, meine Trauer=Binden,
Hier hab ich was euch zieren kann!
Wohl mir! nun ſoll es mir glücken,
Man wird mich bald erhaben ſehn:
Mit der Melindens Wunder=Blicken,
Wird meine Traurigkeit mit ſchön.

Melinde ſieng kaum an zu klagen,
Da ſpürte man ſchon ihren Zug.
Ein jeder ſuchte Leid zu tragen;
Weil es Melindens Auge trug.
Die Männer liebten die Beſchwerden,
Die Nymphen drungen ſich zur Pein:
Die Schönen, ſchöner noch zu werden,
Die Ungeſtalten, ſchön zu ſeyn.

Was für ein Mittel diß zu heilen?
Die Freude lief zur Traurigkeit;
Und ſprach: Zum mindſten laß uns theilen,
Es wechſel umzech Freud und Leid.
Willſt du nicht deinen Ehrgeitz zähmen;
So wird, weil jeder Leid empfindt,
Die Welt ſich bald zu Tode grämen;
Was biſt du, wo nicht Menſchen ſind?

Die Traurigkeit erwog diß Sehnen,
Und ſprach: Wohlan ich bin vergnügt;
Daß ich, durch der Melinden Thränen,
Dich überwunden und beſiegt.
Ich laß es zu, brich ihre Schmertzen,
So bald du ſie wirſt weinen ſehn,
Und bitte ſie, für alle Hertzen,
Von trauern wieder abzuſtehn.

Digitized by Google

Ferdinand Leopold Karl Freiherr von Biedenfeld

ward am 5. Mai 1788 zu Karlsruhe geboren, erhielt eine wiſſenſchaftliche Bildung und privatiſirte darauf abwechſelnd in verſchiedenen Städten (Karlsruhe, Dresden, Wien u. ſ. w.). Im Jahre 1824 ging er als Secretair an die neuerrichtete königsſtädter Bühne zu Berlin, verließ dieſelbe jedoch bereits 1826, wo er ſich als Theaterdirector nach Magdeburg begab, doch blieb er auch hier nicht lange. Gegenwärtig lebt er als Privatgelehrter in Leipzig.

Von ihm erſchien:

Unterhaltungen für müßige Stunden. Karlsruhe, 1816.
Wieſenblumen. Dresden, 1818.
Aglaja, romantiſche und hiſtoriſche Erzählungen nach Karamſin. Leipzig, 1819.
Mancherlei Vernünftiges und Verrücktes in einer Laterna magica geſammelt. Peſth, 1820.
Mohnblätter. Brünn, 1821. — 2 Thle.
Feierſtunden (gemeinſchaftlich mit C. Küffner). Brünn, 1821—1822. 2 Thle.
Der Liebe Wirken, Trauerſpiel. Bamberg, 1821.
Winterabende. Bamberg, 1823. 4 Thle.
Die Paria's. Trauerſpiel nach Delavigne. Berl. 1824.
Der hinkende Teufel in Berlin. Berlin, 1827. 4 Hefte.
Einzelne Aufſätze, Erzählungen, Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

B. iſt ein geiſtreicher und anmuthiger, dabei im höchſten Grade anſpruchsloſer Erzähler, mit angenehmer Darſtellungsweiſe begabt und ſich eines fließenden, leichten Styles erfreuend. Seine ausländiſchen Originalen nachgebildeten Leiſtungen zeugen von gründlichen Kenntniſſen, tiefem Eindringen und einer gewandten Herrſchaft über Sprache und Vers. — In ſeinen Sittenſchilderungen offenbart er glücklichen Humor, richtigen Blick und heitere, angenehme Laune. —

Das Wunderfräulein*)

Wo der Schwarzwald am Rhein hinauf den Bodenſee umgürtend, den Tyroler Alpen die Hand reicht voll reicher Geſchenke an Weinen, Obſt und Körnern zur brüderlichen Gabe, — da ragen hoch über die lachende Landſchaft empor die Trümmer von eilf Ritterburgen.

Sind Kobolde und Geſpenſter oben gefährlich, ſo hat der Reiſende unten in den blumigen Thälern von der Hexerei der Frauen noch weit mehr zu befürchten. Denn beinahe alle Mädchen und Frauen ringsumher ſind geborne Zauberinnen; das beweiſen die Herzkirſchen-Augen und die Vergißmeinnicht-Aeuglein, die ſchwarzen und die mildgoldenen Bogen über denſelben, und gar mancherlei andre Raritäten, welche viel mächtiger ſind, als Zauberſprüche und Bannformeln.

Wer noch nicht verliebt iſt, und das recht ernſtlich, oder wer noch kein wahrhaft angebetetes Weibchen ſein nennen darf, dem rathe ich wohlmeinend aus jener Gegend wegzubleiben. Ein Beiſpiel wirket oft mehr, als hundert gute Lehren; darum will ich getreulich erzählen, was mir dort begegnete. Vielleicht hilft es; wo nicht, ſo habe ich meine Pflicht gegen die Nebenmenſchen redlich erfüllt.

Keine von allen jenen Burgen reizte meine Neugierde mehr, als die ſtattliche Hohenkrähen. Sorgſam gewarnt vor den nächtlichen Erſcheinungen hatte ich dennoch beſchloſſen, eine Nacht oben zuzubringen und die Sonne meines Geburtstages dort aufgehen zu ſehen. Mein Geburtstag iſt mir um ſo werther, weil er zugleich der erſte Tag im Wonnemonat iſt. Wer weiß überhaupt, ob man noch einen ſolchen Tag erlebt?

In der herrlichſten Feierſtunde des Morgens ſtehe ich ſchon auf dem ſanften Vorhügel, und ſchaue die weißen Gold- und Roſenumrandeten Wolken, welche aus der funkelnden Tiefe des Sees den Bräutigam der Natur allſtrahlend emportragen, und höre alle Chöre der Schöpfung ihr Hoſianna ihm entgegen jauchzen. Welche belebende Friſche rings um euch her! Meere von Wohlgerüchen wogen, wie zwiſchen zwei ungeheuer entfernten Ufern, zwiſchen Himmel und Erde; Myriaden buntfarbiger Blüthen prangen im Geſchmeide der demantenen Nachtthränen und öffnen gaſtlich die Kelche den Heeren ſummender Bienen und zephyriſcher Schmetterlinge; ein milder Oſt ſchwebt ſchaukelnd über Kräuter und Halme und Gräſer daher und weht mit dem Odem der Liebe durch das junge Laub der Bäume und Sträucher, daß ſie in wonnigem Flötengeliſpel ihr Erwachen kund geben und dem Gott des Tages ihren Morgengruß entgegen ſäuſeln; ſchon zerſtreuen ſich die lockigen Heerden munter rings über die Hügel, und aus den fetten Thalgründen empor ſteigt das Gebrülle der Stiere, welche täglich mit dem alten Echo und ſeinen ſieben Kindern ein neckendes Spiel treiben; die erſten Sicheln blicken im friſchen Grün längs der ſonnigen Raine um der edeln Roſſe Futter lieblich zu würzen; der Grasmücken geſchwätziges Völkchen übt ſich in Wechſelgeſängen mit der Schnitterin; der Nachtigall letzte Klagen verſchmelzen ſich zu unausſprechlich ſüßen Klängen mit den Jubeltönen der Lerche, welche dem jungen Weizen entſteigend auf azurnen Wellen ſich wiegend hoch in den Lüften das Jahresfeſt der erſten Liebe feiert; die Cicade zirpt im Graſe, die ſmaragdenſchimmernde Sylphide ſchaukelt ſich wollüſtig auf der Liebe athmenden Krone des erſten Röschens und entſchwebt dem Summen der Biene, welche ſich tief eintaucht in den Nectarkelch und der Reihe nach alle die freundlichen Schachten des ſüßen Goldes befährt; Käferchen ſchwirren von Blume zu Blume — die Boten der Liebe, die Geſandten der Natur, — um die Grüße der Sehnſucht hinüber zu tragen und ferne ſtehende Liebende zu vermählen; das Bächlein ſchlängelt ſich behaglich murmelnd über den Silberkies fort, haſcht und küßt im Vorbeigehen mit freundlicher Schalkheit tauſend Blümchen, birgt ſich dann unter den Gewölben der Weiden und der Dulcamara, um plötzlich wieder ans Tageslicht hervorzuſpringen, und die Sonne mit ſeinen demantnen Augen anzulachen im Wohlſeyn des Junggeſellenſtandes. Bald aber iſt es in der Ebene angelangt, erblickt dort in geringer Ferne die träge Braut, welcher es vermählt werden ſoll und von welcher ſchon ganze Schaaren von Fiſchen als Brautwerber ihm entgegengeſendet werden. Sein frohes Murmeln verſtummt, das kindiſche Spiel mit Steinchen und Blümchen hat ein Ende, es gedenkt der künftigen trüben Tage in Gemeinſchaft mit der reichen Braut und verfloſſener heitrer Stunden, und ſchleicht nun langſam und unbehaglich durch die ſchwarze Moorbahn dem Brautbette entgegen, oft ſich ſträubend und in großen Beugungen rückwärts ſtrebend — aber vergebens!

Schon hörte ich von hundert Kirchthürmen in der Runde Mittag läuten, ohne irgend einen Trieb zu fühlen, das ſtille Plätzchen unter der Ulme zu verlaſſen, von wo ich ſeit ſechs Stunden alle paradieſiſchen Ausſichten ringsumher mittelſt meines ſchwarzen Spiegels treulich nachgezeichnet hatte; da ſtörte mich ein nahes Flüſtern, und meinem Blick begegnete ein ſtattliches Bauernweib, welche ihr Amorchen am ſtrömenden Buſen, hinter mir geſtanden und voll Bewunderung meiner Zauberei ſtill und kaumathmend zugeſehen hatte. Als ſie aber auch ihr Weingärtchen — an der auffallenden Baumgruppe es erkennend — plötzlich auf meinem Papier entſtehen ſah, wich ſie voll Erſtaunen einige Schritte und konnte ein leiſes: ach Herr Je! nicht unterdrücken.

Wer wendet ſich nicht gerne vom Anblick der zauberreichſten Schönheiten der lebloſen Natur — zu dem Anſchaun des ſchönſten aller Werke der Schöpfung — einer jungen, blühenden, liebevollen Mutter mit dem Säugling an der Bruſt? Unſre Bekanntſchaft war bald gemacht. Sie war die Frau des Bewohners der einzigen Hütte, welche einige hundert Schritte entfernt auf dem Hügel ſtand; und pflegte täglich hierher zu kommen, um ihren Mann von der Weingarten-Arbeit zurückkommen zu ſehen und ihm ſein Mahl ſogleich auftiſchen zu können. Im Anblick meiner Landſchaftsmahlerei vertieft, hatte ſie ihn heute wirklich überſehen, und wurde nun von ihm zärtlich ſcheltend überraſcht, eben als ſie anfangen wollte, von den Sonderbarkeiten des alten Schloſſes über mir einen getreuen Bericht zu erſtatten.

Die treuherzige Bitte beider, ihr ſpärliches Mahl mit ihnen zu theilen, konnte ich unmöglich abſchlagen, obgleich mein Johann ebenfalls mit ſeinen Vorräthen zur Mittagsſtunde nach ihrer Hütte beſtellt war. Kaum waren wir auch dort angelangt, ſo erſchien er mit ſeiner lieblich duftenden Laſt und reichte mir einen Brief, der eben an mich angelangt war, mit den lakoniſchen Worten: „Euer Gnaden von Heilbronn!“ mit einem ſchalkhaften Lächeln.

---

*) Aus: Feierſtunden von Biedenfeld, zweiter Band, Brünn, 1822.

Digitized by Google

Alles vergaß ich und riß haſtig das Siegel entzwei, denn ich harrte ſehnlichſt einer Kunde von dem unvermutheten Verſchwinden meiner angebeteten Seraphine, um ihre Spur weiter zu verfolgen und vielleicht mein ſchönſtes Lebensglück ihrem Herzen anvertrauen zu dürfen. Mein Freund ſchreibt mir:

„Theurer Julius! Ich eile Dir Kunde zu geben von Deiner wundervollen Geliebten, wie ich ſie erforſchen konnte und ſo weit ich ſie zu geben vermag. Du ſahſt ſie in Frankfurt, ſahſt ſie wieder in Mannheim, trafſt mit ihr in Heildelberg zuſammen, hatteſt Gelegenheit im Zauberthale von Wimpfen einige Worte mit ihr zu wechſeln und den Pfeil noch tiefer in dein wundes Herz zu drücken; flogſt nach Heilbronn herüber, um Dich abermals an ihrem räthſelhaften Anblick zu laben; folgteſt ihr nach Stuttgard, um dort ihre Spur zu verlieren, und warſt ſchon zu verwirrt, um auch nur die allergewöhnlichſten Fragen der Klugheit zu thun, um ihre Herkunft, Stand, Namen und Zweck der fliegenden Reiſe zu erfahren. Der Name Seraphine ſchien Dir genug, um ſie am Ende der Welt wieder zu finden und ſo zogſt Du ihr blindlings nach, wie einſt Deine Ahnen auf Ebentheuer auszogen. Ich wollte dich zappeln und die Hitze verkühlen laſſen. Nun ich aber von hier fort und den Rhein hinab muß, melde ich Dir mit wenigen Worten: Sie heißt Seraphine von Tannenburg, iſt im Harzgebirg geboren, eine nahe Verwandte des Beſitzers von Hohenkrähen, und verweilt ſeit acht Tagen ganz in Deiner Nähe! Suche ſie auf, finde ſie und mache ſie zu Deinem Weib; zu Deinem Gevatter aber recht bald Deinen treuen Freund und Bruder Wilhelm!"

Ich war unausſprechlich glücklich, und hätte in meinem Entzücken die ganze Welt umarmen mögen. Nur die eiſerne Beharrlichkeit, nie einen Entſchluß aufzugeben, hielt mich ab, ſogleich den Hügel hinabzurennen und die ganze Gegend auszuſpähn, um heute noch die Heißerſehnte zu finden. Ich hätte ja vor mir ſelbſt mich ſchämen müſſen, — vor dem unbeſtechlichſten aller Erdentribunale. Das Natürlichſte wäre wohl geweſen, zum alten Baron, welchen ich als meinen ehemaligen Oberſten und fernen Anverwandten wohl kannte — ſchnurſtraks ſelbſt zu gehen, und eigenhändig an der ſicherſten Quelle Kundſchaft zu ſchöpfen. Allein gerade das Natürliche erſchien mir als etwas Gewöhnliches, wovon ich nie ein großer Freund geweſen. Auf dem geraden Wege zum Ziele zu gelangen, wäre mir nicht romantiſch oder romanhaft genug geweſen, und hätte mir die Luſt zu einer Liebe benommen, welche ſo ſonderbar begonnen hatte.

Ich zügelte daher mein Sehnſuchtpochendes Herz und ſendete meinen Johann hinab, um Seraphinen auszukundſchaften, und mir um die neunte Stunde Nachts in die Ruinen gute Poſt zu bringen, damit ich des andern Tages die Nachforſchungen ſelbſt fortſetzen, und an mein Ziel gelangen könnte. Ungeduldig ſtieß ich ihn hinaus und ſchritt im Druck der Mittagsſonne den jähen Berg hinauf nach den Ruinen.

Noch ſtehen ſtattliche Ringmauern von der alten Burg und unverwüſtliche Gewölbe, welche eines über dem andern von dem Waſſerſpiegel bis zum Gipfel hinauf aus dem Felſen geſprengt ſeyn und der Meinung nach große Schätze verbergen ſollen. Der Beſitzer ſcheint keine Schätze dort zu vermuthen, oder dieſelben ſeinen Enkeln für Nothfälle bewahren zu wollen, weil ſeit Menſchengedenken, außer von ſtets verunglückten Wünſchelrüthlern, kein Verſuch gemacht war, auch nur einen der vielen Schätze an das Tagslicht zu bringen. Nur auf der nordöſtlichen Spitze ſteht auf einem jähen Vorſprung noch ein Flankenthürmlein alten Baues bewohnbar, woran ein freundliches Häuschen geſtützt wurde für den Kaſtellan, einen alten Reichsfeldwebel, welcher in Geſellſchaft ſeines wackern Weibchens und eines flinken Jungens die einzige Bevölkerung der weitläuftigen Burg ausmacht. Ein ſchmales Zugbrückchen führt zu ihm hinüber, ſonſt iſt ſeine Wohnung rings von einer ziemlich hohen Backſteinmauer umfangen.

Ich mußte nach alter Sitte Namen, Stand und Begehren nennen, ehe ich in die ritterliche Burg eingelaſſen wurde. Der Alte war es ſehr gerne zufrieden, das kleine niedliche Gaſtzimmer im oberſten Stockwerk des Thürmchens für die kommende Nacht mir einzurichten und führte mich mit großer Geſchäftigkeit in den Ruinen umher, jede ſchöne Ausſicht mir zeigend und erklärend. Nur die halb verfallene Kapelle bat er mich, nicht jetzt zu betreten, ſondern dieſen Anblick für die Nacht mir aufzuſparen, wenn der Mond ſchon hoch ſtehen würde.

Ich hatte Luſt, noch einige Skizzen der Gegend zu entwerfen, aber es wollte nicht mehr gehen; immer und immer erfüllte eine Erſcheinung den Vorgrund, welche die ganze Perſpective mir bedeckte und mein Auge blendete. Mißmuthig ſchloß ich meine Mappe und ging wie im Traume Planlos umher, ſtets gequält von den Stacheln ſehnſüchtiger Erwartung, froher Hoffnung und banger Furcht. Die Sonne ging unter in aller Majeſtät ihrer wandelloſen Schönheit — ich bemerkte es nicht; der ruhegebietende Hauch der nahenden Nacht durchbebte meine Glieder mit ſeinem kühlen Schauer, ich fühlte es nicht; Lunas heitre Blicke ſpähten umher, als ſuche ſie nach dem lieben Endymion, ich ſah ſie nicht; die ganze Erde und der Himmel ſpiegelten ihr Bild vor meine Seele von höhern ſeligen Reizen umfloſſen. Da weckte mich der Kaſtellan aus meinen ſüßen Träumen und rief mich hinab, die Kapelle im Mondſchein zu betrachten und das ſchönſte Wunder des Schloſſes kennen zu lernen.

Die kleine Kapelle ſteht jetzt ganz frei, ihr Inneres wird von einem einzigen hohen gothiſchen Fenſter beleuchtet. Der Eingang iſt von den Trümmern der äußern Mauer beinahe ganz verſchüttet und alle Zierrathen der Wappen, Basrelifs und Sculpturen auf den äußern Wänden ſind völlig verwittert, weil der ſchwammige Sandſtein dem Zahn der Zeit nicht lange zu widerſtehen vermochte und die frühern Beſitzer auch um den Tempel über ihrer Familiengruft ſich wenig kümmerten.

Der Alte hatte mit aſtronomiſcher Sorgfalt den Himmel beäugelt, und bat mich, nun noch einige Minuten zu verweilen, bis der Mond auf dem rechten Punkt ſtehen würde, um das Wunder in ſeiner ganzen Gloria zu zeigen.

„Indeſſen," fuhr er fort „erzähle ich Euer Gnaden mit ſieben Worten eine Geſchichte, welche Ihnen das bald zu ſchauende Wunder erſt zu einem recht bewundernswerthen Wunder machen wird; — hören Sie: Im Jahr des Herrn 1321 war die einzige Fräulein Tochter des überaus tapfern Ritters Otto von Hohenkrähen gerade 18 Jahr alt, und mithin zu einer Vermählung mit einem mannbaren Ritter ſo ziemlich herangediehen. Der Herr Ritter und ihr Bruder der tapfere Conrad, waren auch beide geſonnen, ſie ſobald als möglich einem adelreichen Ritter des Gaus, dem Herrn Ulrich von Heben zum Geſpons zu geben, und hatten den Bund bereits durch Wort und Handſchlag beſiegelt, ohne bei dem Fräulein Widerſtand gefunden zu haben; denn ihr Herz war noch frei von Minneluſt und zärtlichern Gefühlen für irgend einen Ritter. Es wurde demnach beſchloſſen, daß nach dem großen Turnier zu Würzburg die Vermählung ſtraks vollzogen werden ſollte. Die Menſchen beſchließen gar vieles, wovon im Buch des Himmels kein Wort ſteht, und ſo ein Beſchluß gilt dann auch gerade ſo viel, wie ein ungeſtempelter Rechnungsbogen. Der Vater, der Bruder, der Bräutigam und das Fräulein zogen mit vielen Vaſallen und mit namhaftem reiſigem Gepränge gen Würzburg, um des Schwabengaues und ihrer edeln Abſtammung dort würdig zu erſcheinen. Herr Conrad kämpfte wie ein Löwe, und Herr Ulrich erſiegte ſich den erſten Dank aus den Händen der ſchönen Ida von Gemmingen; aber Herr Rudolph von Senkenberg hatte die Augen und faſt das ganze Herz ſeiner Braut indeſſen dafür gewonnen, ohne auch nur ein Wort mit ihr zu wechſeln. Der böſe Feind und die Kobolde und Heren ſchleichen ſich durch ein Schlüſſelloch in wohlverwahrte Gemächer, und Liebe findet den Weg zum Herzenskämmerlein oft durch die Augen aus der Ferne. Der Senkenberger war ein gar muthig tapferes Schwerdt, aber auch ein weichherziges Kind, dem Geſang ergeben, und der zarten Sitte und vor allem unterthan den holden Frauen, ſo weit Zucht, Ehrbarkeit und Ritterthum es ihm erlaubten. Herr Otto lud den Vielgeliebten ein, auf ſeinem Zug nach Welſchlands kunſtblühenden Auen auf Burg Hohenkrähen einzuſprechen, oder lieber gleich mit ihnen zu ziehen und die Vermählung ritterlich mit ihnen zu feiern. Der Conrad und der Ulrich waren ihm auch hold und zugethan, das Fräulein nur ſchien unwillig darüber zu ſeyn, daß ein dritter auf der Heimfahrt ſie begleiten und oft wie ein Stöhrenfried zwiſchen ſie und ihren Bräutigam treten ſollte. Aber die aufſteigende und ſchnell wieder verſchwindende Flamme in ihrem Geſicht war nicht Zeichen des Unmuthes oder Widerwillens, ſondern eine Schalkheit der mächtig entbrennenden Liebe zu Senkenberg, ein Aufblicken der Scham und banger Ahnung zugleich. Sie zogen denn zuſammen gen Hohenkrähen. Herr Conrad und Ulrich ritten ſtets eine Strecke Weges voraus, und unterhielten ſich weidlich von Jagden, Turneien und Fehden, und von einem Zuge, den ſie gegen die mächtigen Werdenberge vorhatten. Herr Otto aber blieb ſtets an der Seite ſeiner Tochter und ergötzte ſich baß an den feinen Mähren und Schwänken, welche Herr Senkenberg in mancherlei Weiſen gerühmter Minneſänger wunderkünſtlich vortrug, den Weg zu verkürzen. So lange ſie auf der Heerſtraße neben einander einher zogen, waren ſie fröhlich und guter Dinge, wenn ſie aber Abends in die Herberge eintritten, begegneten ſich die Blicke ſcheuer und ſcheuer, ihre Luſtigkeit war wie verſchwunden; das Fräulein begehrte bald nach dem Lager und Herr Senkenberg warf ſich trüben Sinnes unter einen Baum und klagte dem Mond und den Sternen ſein Herzeleid in trübſeligen Liedern ſoft die ganze Nacht durch vor, wenn nicht zuweilen, wo es unbemerkt geſchehen konnte, ein Fenſterlein ſich öffnete und eine ſüße Stimme ihm Ruhe gebot. Des Morgens war er aber doch ſtets der erſte zu Roß, und heitern Sinnes trieb er die andern zum Aufbruch an. Allein der letzte Reiſetag vertrieb die Fröhlichkeit aus den Geſichtern, Reden und Herzen. Das Fräulein ritt ſtill dahin

Digitized by Google

auf ihrem ſanften Zelter und zählte die Grashalme und Kieſelſteine am Heerweg; Herr Senkenberg ſtob auf ſeinem Rappen wild hin und her, und war dann wieder ſo lahm und todt, als hätte ihn der Holzmeier mit einem Schlagfluß berührt; nur ſein Auge ſchien zu leben und blitzte zuweilen nach dem Fräulein hinüber, um ſogleich wieder am Sattelknopf zu hängen. Der alte Herr Otto war des ſtillen unheimlichen Einherziehens nicht gewohnt und darum zuerſt beſorgt um ſeine Tochter, es könnte ihr etwas fehlen an ihrer Geſundheit, bald aber unwirſch, weil ſie ihn ihres Wohlſeyns verſicherte und doch ſo ſtill und trübſelig blieb. Er ſchalt ſie kindiſch — weil er in ſeinem Herzen vermeinte, ſie wäre ungehalten darüber, daß ihr Bräutigam mit Conrad vorausgeritten war, um ihren Empfang auf der Burg zu bereiten. Allein damit hatte der alte Schütze nicht ins Schwarze, ſondern ins Blaue hinein geſchoſſen; denn des Bräutigams Entfernung war wirklich das einzige am ganzen Tag, was ihr einige Freude gewährte. Je näher ſie der heimathlichen Burg kamen, deſto lauter und bänglicher ſchlug ihr und dem Herrn Senkenberg das Herz; beide gedachten des näher rückenden Augenblickes der ewigen Trennung. Der Ritter griff gar oft voll Ingrimm an ſein Schwerdt und knirſchte grauſenvolle Flüche in ſich hinein; dem Fräulein aber rollten die hellen Thränen über die Backen, und Seufzer preßten die Bruſt; die ganze Welt ſchien zuweilen wie ein wilder Herentanz ſie zu umſchwirren, und der Himmel nur Tod und Flammen auf ſie herab zu ſchleudern, ſo bang und wehmüthig und furchtſam war ihr zu Muthe. Beide erſeufzten zu gleicher Zeit freudig, als der alte Herr Otto ihres Murrſinnes endlich überdrüſſig dieſſeits des Städtleins Engen hochauf vorausſprengte und alle Knappen ihm jauchzend folgten und ſie allein ließen. Sie ritten noch eine gute Weile langſam fürbaß, ohne ſich anzuſchauen oder ein Wort zu reden. Nur zuweilen ſchoß ein Blicklein links, und ein anderes rechts, und beide wurden gluthroth im Angeſicht. Herr Senkenberg ſann endlich darauf, das mißbehagliche Stillſchweigen zu brechen und auf geziemende Weiſe eine förderliche Zwieſprache anzuknüpfen, und öffnete eben den Mund mit einem herben Seufzer. — Da traten die Roſſe über die Grenzen und jubelnd ſprengten ihnen Bräutigam und Bruder entgegen mit all ihrem reiſigen Zeug, auf dem Boden der Heimath die Holde zu begrüßen. Der alte Herr Otto aber ſaß oben auf dem Söller, und leerte den zweiten Humpen Kreuzacher auf des Turnierſiegers Wohl. Wenns Einem darum immer wohlginge, weil aufs Wohl wacker getrunken wird, da müßte es dem am Wohlſten gehen, welcher auf ſein eigenes Wohl manch zehnten Becher geleert hat; aber dem iſt nicht alſo!"

„Die ganze Burg war anzuſchauen, wie ein Feenſchloß der Freude; alle Vaſallen und Saſſen der beiden Ritter waren verſammelt in ihren Prunkwämſern; Stahl und Eiſen verſchwanden und machten dem Gold und Silber Platz mit edlem Geſtein und vielſagenden Perlen, wie mit einem Blumengarten beſtreut."

„Herr Rudolph mußte ſich auch bequemen, den Stahlwammes abzulegen und ſich in ein prachtvolles Feierkleid, welches ihm Herr Ulrich verehrte — einzuhüllen, weil er Brautführer ſeyn ſollte. Es wurde ihm zu einem Feuerkleide, das ihn gewaltig ſchnürte und nicht ſehr wollüſtig an die Qualen des Fegfeuers ermahnte. Die Braut ſaß neben ihm an der Willkommtafel. Sie beide waren die einzigen Traurigen in der allgemeinen jubelnden Luſtigkeit, und hatten die einzige Freude, ſich von den Zechenden nicht ſehr bemerkt zu ſehen."

„Auch bei dieſem traurigen Alleinſeyn unter der ſchwirrenden Menge, fanden die Herzen wieder keine andern Dolmetſcher, als ſcheue Blicke, Seufzer, und einzelne jedem andern ſinnleere Worte; aber beide trugen die Ueberzeugung von der Tafel hinweg, daß ſie liebten, geliebt wurden, und namenlos unglücklich ſeyn müßten, wenn nicht der Himmel durch irgend ein Wunder die irdiſchen Hemmketten ſprengen und ſie befreien ſollte aus den Banden des Herrn Ulrichs von Heben."

„Der Mond ſtand eben da, wo er jetzt ſteht, als das Fräulein feierlichen Schrittes in die Kapelle trat, und ihre Knie beugend vor dem Altare, von der Mutter Gottes Stärkung erflehte in inbrünſtigem Gebet, und Troſt für ihr Herz und für des armen Rudolphs liebendes Herz. Hinter ſich ein leiſes Rauſchen vernehmend, wendete ſie das Haupt mit den thränenfeuchten Augen und erſah — Herrn Rudolph, welcher hinter ihr kniete in ihr Anſchauen verloren und die Hände emporgerungen zum Himmel ein heißes Gebet der Liebe ſtammelte. Wie ein Blitz traf der Anblick ihr Herz, mit einem Angſtrufe ſank ſie bewußtlos nieder — um bald zum ſchönſten Augenblicke ihres Lebens in ſeinem Arm zu erwachen. Die Wonnen ſeliger Liebe durchbebten ihren Buſen, der erſte Kuß brannte auf ihren Lippen — die ganze Welt zerfloß vor ihren trunkenen Blicken in einen roſigen, Paradieſesluſt athmenden Schimmer. Da traf ihr Ohr plötzlich ihres Brudes donnernde Stimme: „Verräther, Bube!" brüllte er und ſtieß ſein Schwert voll blinder Wuth tief in die Bruſt des Geliebten, welcher mit dem letzten Röcheln des Todes in ihren Schooß niederfiel. „Barmherziger Gott!" waren ihre letzten Worte. Sie ſank neben den Geliebten auf die Stufen des Altars hin, um nie wieder zu erwachen."

„Der graue Vater überlebte nicht lange die Schmach ſeines Hauſes, Verzweiflung ſtreckte ihn auf das Krankenlager und ſaugte wie ein Vampyr an den Adern ſeines Lebens. Er ſtarb einſam, nachdem er im wilden Fieberwahn den Sohn mit Verwünſchungen von ſich geſtoßen hatte. Herr Ulrich war längſt, tiefen Gram in der Seele, davon gezogen nach Preußen gegen die Heiden. Er hatte das Fräulein wirklich lieb, und hätte lieber, ſie glücklich zu machen, der Seligkeit ihres Beſitzes entſagt. Dem Bruder konnte er nicht mehr Freund ſeyn, ohne ihn ob ſeiner überraſchen That zu ſtrafen. Heimlich ließ er Nachts ſein Roß ſich ſatteln, betete noch einmal in der Kapelle und ſchied für ewig von der theuren Geliebten und von dem ſüßen Boden der Heimath. Der raſche Herr Conrad fühlte am ſchwerſten — die Laſt ſeiner That. Fruchtlos waren alle Bemühungen, die Geſpenſter des Mordes und des Vaterfluches zu verſcheuchen. Ueberall begegneten ihm die ſchwarzen ſchrecklichen Geſtalten. Nach jahrelangem Umherſchweifen kehrte er endlich auf ſeine Burg zurück, verſchenkte den größten Theil ſeiner Habe an Nothleidende, Klöſter und Kirchen; ließ von einem berühmten Meiſter nach einem wohlgetroffenen Bildniß ſeine Schweſter mahlen, wie ſie neben dem ermordeten Geliebten todt niederſinkt; ſtellte dieſes ſchauerlich ſchöne Bild hier in die Kapelle auf, lag ganze Nächte knieend vor ihm in heißem Gebet und wurde eines Morgens todt vor demſelben gefunden."

„Des Fräuleins Seele ſcheint keine Ruhe gefunden zu haben unter der Erde, denn raſtlos wandelt ſie unter den Lebenden umher ſeit fünf hundert Jahren, und iſt ſeit jener Zeit, ohne Jemanden etwas zu leide zu thun, unter dem Namen, des Wunderfräuleins, der Schrecken der ganzen Gegend und ſieht heute noch ſo aus, wie ſie nach dem Bilde war vor fünf hundert Jahren. Offen und frei wandelt ſie am hellen Tage umher unter den Gliedern des Nebenſtammes, welcher die Güter ererbte. Die hohe Herrſchaft will es aber vor uns gemeinen Leuten vertuſchen, und giebt ſie, ſo oft ſie erſcheint, für eine junge Baſe oder Anverwandte aus. Wie die weiße Frau iſt das Wunderfräulein überall, wo ſich die Familie aufhält. Mich betrügt man aber nicht. Ich ſah ſie vor 45 Jahren im Sachſenlande bei dem Vetter des jetzigen gnädigen Herrn, und vorgeſtern — denken Sie ſich meinen Schrecken — ſteht ſie wieder leibhaftig wie ſie damals war, vor mir und lacht mir ins Geſicht. Das Alter ſcheint ſie boshaft gemacht zu haben, denn ſie kam Abends ſogar in mein Quartier und trieb ihren Spott mit uns armen Leuten! Ach du lieber Gott! ſo weit hat es ein ſolches Familiengeſpenſt noch nie getrieben."

„Jetzt ſteht der Mond recht — ich öffne Ihnen die Thüre, treten Sie hinein, die Wunderbare zu ſehen; ich bleibe hier im Freien."

Die Schlüſſel klirrten in ſeiner Hand, ſo zitterte der Alte, obgleich er früher dem Tode der Schlachten nicht gebebt hatte, wie ſeine Narben beurkundeten. Mit abgewandtem Geſicht öffnete er die Thür und ſprach halblaut: „rechts an der Mauer!" meine Blicke flogen dahin und ich ſah nichts als kahles Mauerwerk in dem wunderbaren Halblicht, welches der durch die gelben Fenſterſcheiben einfallende Mond hervorbrachte

Einen Augenblick ſtand ich ſtaunend, immer den Blick nach der rechten Seite gekehrt und beinahe ſchon unwillig, von dem Alten gefoppt worden zu ſeyn — da folgte mein Auge unwillkührlich dem Mondſtrahl, welcher die Mauer links in magiſchem Schimmer vergoldete; — die düſtern Figuren des beſtaubten Bildes ſchwammen vor meinen Augen unkenntlich umher — ich trat einige Schritte näher und mit unausſprechlicher Lebendigkeit begegneten die Züge des Wunderfräuleins meinem Auge — laut ſchrie ich auf: „Allmächtiger! Seraphine!" Der Alte floh voll Schrecken, in dem Wahn, das Geſpenſt habe mir vielleicht für meinen Fürwitz den Hals umgedreht.

„Seraphine!" rief ich noch ein Mal und eine eiſige Hand berührte mich, eine hohle Stimme ertönte matt hinter mir: „wer ruft mich?" Der Schrecken des unerwarteten Anblicks hatte meine Sinne verwirrt — ich wendete mich bebend und ſah — Seraphinen mit drohendem Antlitz vor mir ſtehen, und meinen ſchüchtern eintretenden Johann mit Jammergeſchrei zu Boden ſtürzen.

Ein ſchallendes Gelächter weckte mich aus meiner Betäubung. Hatte mich vorhin der Schrecken gebleicht, ſo überzog jetzt die Scham mein Antlitz mit Purpur. Seraphine, der alte Hohenkrähen, und mein Freund Wilhelm, ſtanden Arm in Arm vor mir und begannen wieder ihr ſchallendes Gelächter; der Reichstruppenfeldwebel und Kaſtellan brachte lachend meinen Johann mit reichen Waſſergüſſen wieder ins Leben, und die Frau Kaſtellanin ſtand beſorgt neben mir, ein Fläſchchen Eau de Cologne in der einen Hand, in der andern flüchtigen Sal-

Digitized by Google

miak; der Junge aber ſteckte neugierig den Kopf zur Thüre herein und ſchloß mit ſeinem ſchelmiſchen Geſicht die Hogartſche Gruppe.

Sie lachten zum dritten Male laut auf, ſo herzlich und vollſtimmig, daß alle meine Muskeln unwiderſtehlich in Verzuckung geriethen, und ich noch fortlachte, als ſchon alle Geſichter zum Ernſt ſich wieder in die Alltagsfalten eingezwängt hatten. „Bruder Julius,“ brach Wilhelm die Stille, „wer zuletzt lacht, der lacht am beſten! Hier wirds zu kühl, hinauf zum Kaſtellan, dort ſoll dir Licht werden über alles!“ Ach du lieber Himmel, ihm wars zu kühl, und ich glaubte in einem ruſſiſchen Schwitzkaſten zu ſtecken. Was halfs, ich mußte gehorchen! Seraphine ging mit den Fackelträgern lächelnd voran, mich faßten der Oberſt und Wilhelm unter den Armen, und zogen mich hinaus; der Kaſtellan mit ſeiner Alten und mit meinem nur halb lebenden Johann beſchloſſen den Zug, welcher ſich nach dem Thürmchen in Bewegung ſetzte, wo ein fürſtliches Mahl für alle bereitet war.

Ich kam mir an Seraphinens Seite ſelbſt vor wie ein Miſſethäter am letzten Tage der Ausſtellung, und hatte nicht einmal den Muth, auch nur mit einem ſcheuen Seitenblick nach der Conſtellation der Geſichter flüchtig zu forſchen. Aber mein Herz ſchlug ſo mächtig wie in den Stunden der erſten Schlacht, als ich hinter einer Batterie in lähmender Ruhe des erſten Schuſſes harrte, welcher den Ausbruch des todverbreitenden Hochgewitters verkünden ſollte. Hinein! hinein! wünſchte ich damals mit bebendem Muthe, und jetzt ſeufzte ich leiſe: „wenn's nur losging!“ Wilhelm erbarmte ſich meiner und nahm endlich den drückenden Alp von meiner Bruſt mit einem Wink, welcher allen überflüſſigen Zeugen Entfernung gebot und mir die nahe Auflöſung ſo manches Räthſels verhieß. Der Oberſt leerte einen Zuges ſeinen ritterlichen Becher, ſtrich ſich den Schnurrbart, rückte die Mütze auf die linke Seite, und ſtimmte die ganze Klaviatur ſeines Geſichtes in D. Dieſe Stimmung war mir noch vom Regiment her zur Genüge bekannt, ich ſuchte daher alle mögliche Faſſung zu gewinnen, um einen gediegenen Spaß= und Zank=gemiſchten Sermon ordonnanzmäßig anzuhören, welcher denn auch ſogleich folgendermaßen begann:

„Mein lieber Herr Baron und Huſaren=Ex=Rittmeiſter! Als wohlbeſtallter Standartenjunker waren Sie ſchon ein ſüß romantiſches Püppchen; als Lieutenant wurden Sie ein ſchwärmeriſches Märrchen und der Rittmeiſter mochte Sie, salva venia, beinahe ganz zum Narren mit Deutſchthum, Magnetismus, Wahlverwandtſchaften, Stillingiaden und Idealismus in der Liebe. Sie waren und ſind auf natürlichem Wege mit gar nichts zu kuriren, als mit einer guten und klugen Frau, dem ewigen und unwandelbaren Arcanum gegen die meiſten Narrheiten; Ihr Vater wollte Ihnen eine Frau geben und kam aus alter Familienfreundſchaft auf den Gedanken, das einzige weibliche Weſen meines Stammes — da die ſchmucke Seraphine — Ihnen zu vermählen. Ich war es gerne zufrieden; aber wohl einſehend, daß Ihnen mein Mädchen auf gewöhnlichem Wege zukommend, als ein gewöhnliches untaugliches Möbel erſcheinen würde — verabredete ich mit Ihrem Freund Wilhelm die romanhaften Zuſammenkünfte auf der Reiſe, und mit meinem Kaſtellan die hier geſpielte Geſpenſterpoſſe. Sie haben nun das idealiſch romantiſche Mädchen gefunden, was Ihrer Seele ſchon vor Jahrtauſenden verwandt war — gehen Sie und halten Sie nach altem Gebrauch um ſie an — ich gebe Ihnen mein Wort, Seraphine wird nicht nein ſagen! Was übrigens die Geſchichte mit dem Wunderfräulein betrifft, ſo iſt ſie wörtlich wahr, nur daß meine Seraphine mit jener nichts gemein hat als den Namen und außerordentliche Aehnlichkeit. Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, ob Seraphine ein Geſpenſt oder ein wohlconditionirtes Mädchen iſt, küſſen Sie den Mund, der Ihnen entgegenlächelt — küſſen Sie zu — ich erlaube es, und Seraphine hat es ſchon längſt erwartet!“

Eine milde Gluth rieſelte beſeligend durch alle meine Adern, ſchüchtern, aber voll Sehnſucht wendete ich mich nach meiner Nachbarin. Ja! ihr Engel des Himmels! ſie lächelte mir liebevoll entgegen, ein Thränchen der Liebe perlte in ihren Augen, ich beugte meine Knie — ſtammelte Seraphine! und feierte den Bund der Vermählung mit dem erſten glühenden Kuß auf ihren ſüßen Mund, um von einem brennenden Stich in den Lippen ſchmerzlich erſchreckt aufzufahren.

Wer beſchreibt mein Erſtaunen, als ich von der Kühle der Nacht umweht, auf einem kräuterbewachſenen Trümmerhaufen einſam mich liegend fand, und erkannte, daß der Stich in den Lippen von den Stacheln einer Hundsroſe, in deren Zweige mein Haupt ganz verſchlungen war, herrührte? Geſpenſtig erſchien mir nun erſt das ganze Schloß, ich wähnte mich von Zauberern und Kobolden umgeben, welche im Augenblick des ſeligſten Genuſſes von Seraphinens Lippen hinweg in dieſe ſchauerliche Einöde mich geſchleudert hatten. Kraft und Muth fehlte mir aufzuſtehen, und ſcheu flogen meine Blicke durch die Schatten der Nacht hin, und meine Seele gaukelte wie trunken in wirren Geſichten umher.

„Gnaden Herr Rittmeiſter, wünſche wohl geſchlafen zu haben!“ redete der Kaſtellan, der mühſam über die Trümmer zu mir heraufkletterte, mich an.

„Geſchlafen?“ antwortete ich gedehnt — und rieb mir Stirn und Augen und betaſtete den ganzen Körper, ob ich wirklich lebe. „Geſchlafen?“

„Ja, Euer Gnaden, und wie! und geträumt ſeit zwei Stunden überlaut! ha, ha, ha! iſt's Wunderfräulein bei Ihnen geweſen? Sie riefen ja hundert Mal Seraphine!“ —

„Geſchlafen, geträumt? Alſo alles — alles was ich ſah und hörte, wäre nur ein Traum geweſen?“ —

„Wie Euer Gnaden befehlen!“ —

„Wie kam ich aber hierher?“

„Ei — Euer Gnaden kletterten gegen Sonnenuntergang auf den Ruinen herum und zeichneten Ausſichten, und ſchliefen darüber ein — da liegen ja noch alle ihre Zeichenbücher im Gras. — Ich komme jetzt, Ihnen die Kapelle zu zeigen, weil der Mond gerade recht ſteht, damit Sie nachher dem Johann Audienz geben können, er iſt in dieſem Augenblick gekommen!“

„Geſchlafen! geträumt?“ rief ich noch einmal und ſprang auf, „wenn das nur ein Traum war, ſo hole der Teufel das ganze Leben!“

Von den Stacheln der heftigſten Neugierde geſpornt, eilte ich in die Kapelle und fand zu meinem namenloſen Erſtaunen alles — alles gerade ſo, wie ich es im Traum geſehen hatte. Scheu blickte ich nach allen Seiten mich um, ob nicht die lebende Seraphine irgendwo aus einem Winkel hervorträte. Nichts ließ ſich hören und ſehen!

„Wie weit iſt's zum Schloß des Oberſten?“ rief ich haſtig, der Kaſtellan erwiederte ruhig: „Euer Gnaden, drei Viertelſtunde Wegs, aber der Fuchs hat ſie gemeſſen!“ — „Ja, ja, der Oberſte hat auch im Traume recht! Noch heute will ich mit ihr unter einem Dache ſchlafen, und morgen — ja morgen in aller Frühe, bitte ich ſie um Herz und Hand — ſagt ſie nein — ſo — gute Nacht Herr Kaſtellan — ich eile hinab zu ihrem Herrn!“

Der Alte mochte ſich wundern und mich kurios anſchauen, ſo oft er wollte — es blieb bei meinem Entſchluß, ich flog auf Fittigen der Liebe hinab in das Schloß des Oberſten. Er ſaß im Hof unter drei mächtigen Linden mit Seraphinen und mit meinem Freund Wilhelm!

Die Geſchichte des Wunderfräuleins erfuhr ich gerade ſo, wie der Kaſtellan ſie mir im Traum erzählt hatte, und das lebendige Wunderfräulein, der 518 Jahre alten Seraphine leibhaftes Konterfei — lächelt über meiner linken Schulter hervor, während ich zum Schluß meines Abentheuers die Worte ſchreibe: das lebendige Wunderfräulein iſt nun meine Frau, und zwar ein Wunder von einer Frau — wie unſer Jahrhundert ein zweites ſchwerlich mehr hervorbringen wird!

Johann Erich Biester,

ein unermüdlicher Kämpfer für Licht und Recht, ward am 17. November 1749 zu Lübeck, wo ſein Vater ein wohlhabender Kaufmann war, geboren. Er zeigte ſchon früh große Anlagen für die Wiſſenſchaften, welche unter Overbeck's Leitung auf der hohen Schule ſeiner Vaterſtadt glücklich ausgebildet wurden, und widmete ſich dann auf der Univerſität zu Göttingen dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, verſäumte jedoch nicht, dabei ſich ſehr gute hiſtoriſche und ſprachliche Kenntniſſe zu erwerben. Nach Lübeck zurückgekehrt, beſchäftigte er ſich anfangs mit juriſtiſcher Praxis und arbeitete in Stunden der Muße für gelehrte Zeitſchriften, verließ jedoch die erſtere Laufbahn bald wieder und begab ſich 1773 nach Bützow, wo er ſich als Privatdocent an der dortigen Univerſität habilitirte, äſthetiſche und hiſtoriſche Vorleſungen hielt und 1774 Doctor der Rechte ward. — 1775 entſagte er indeſſen ſchon ſeinem Amte, machte eine Reiſe nach Berlin und privatiſirte hierauf im Mecklenburgiſchen und in Lübeck. Zwei Jahre ſpäter ward er Privat-

Digitized by Google

ſecretair und Hausgenoſſe des preußiſchen Miniſters von Zedlitz und verband ſich mit Gedicke (1783) zur Herausgabe der bekannten Berliniſchen Monatsſchrift, welche er von 1791 an allein redigirte. 1784 erhielt er die Ernennung zum Bibliothekar an der königlichen Bibliothek zu Berlin, an welcher er, thätig und gefällig, höchſt vortheilhaft wirkte. 1798 trat er in die berliner Akademie. — Er ſtarb am 20. Februar 1816.

B. gab theils allein, theils in Verbindung mit Anderen heraus:

- Berliniſche Monatsſchrift. Berlin, 1783—96. 14 Jahrgänge.
- Berliniſche Blätter. 1797—98. 2 Jahrg.
- Neue Berliniſche Monatsſchrift. Berlin, 1799—1808. 10 Jahrg.
- Barthelemy's Reiſe des jüngeren Anacharſis. Berl. 1790—93. 7 Thle.
- Abriß des Lebens und der Regierung Katharina II. Berlin, 1797. N. A. 1805. —
- Einzelne Aufſätze in der „Roſtocker gelehrten Zeitung," der „Allgemeinen deutſchen Bibliothek," den „Abhandlungen der Berlin. Akademie" u. ſ. w. u. ſ. w.

Durch raſtloſen Eifer und weit verbreitete Verbindungen machte B. ſeine Monatsſchrift zu einer der gehaltvollſten jener Tage: ſeine eigenen Leiſtungen beurkunden den gründlichen Gelehrten und umſichtigen Denker, aber in ſeiner Bekämpfung der heimlichen Verbreitung des Katholicismus in Deutſchland ging er unbedingt zu weit und verfuhr mit zu großer Heftigkeit, wodurch er ſeinem übrigens völlig redlichen Streben ſchadete und es nicht vermeiden konnte, ſich ſelbſt mitunter lächerlich zu machen. — Jene bekannte Stelle in Göthe's Fauſt, die ihn treffend darſtellte:

Sagt mir, wer iſt der ſteife Mann?
Er geht mit ſtolzen Schritten;
Er ſchnopert, was er ſchnopern kann?
„Er ſpürt nach Jeſuiten"

mußte ihm zu ihrer Zeit daher um deſto ſchmerzlicher auffallen, als ſie ſein übertreibendes Weſen im hellſten Lichte mit wenigen Worten zeigte und verſpottete.

Ueber den Charakter.*)**)

Unterſuchungen über den Charakter ſind in anthropologiſcher und ſelbſt moraliſcher Hinſicht wichtig, weil ſie uns das Innere des Menſchen anſſchließen, und zur Beurtheilung vorlegen. Der Gegenſtand iſt aber zugleich ſo umfaſſend und vielſeitig, daß er Stoff für mehrere ganz verſchiedene Betrachtungen, ja ſelbſt Beſchäftigungen darbeut. Ich will hier nur den Aeſthetiker, den Pſychologen, den Pädagogen nennen. Der erſtere hat ſeine Kritik darauf zu richten, ob die in einem Schauſpiel oder Roman auftretenden Perſonen, die in einem Liede odee anderm Gedichte ausgedrückten Empfindungen, die auf Flächen oder freiſtehend abgebildeten Geſtalten, ſo geſchildert und dargeſtellt ſind, daß ſie eine innere poetiſche Wahrheit haben, und durch keinen Widerſpruch ſich ſelbſt aufheben. Ja man legt ſogar einem Kunſtwerke an und für ſich, welches auch keine Menſchen darſtellt, Charakter bei: einem Gebäude z. B., einer gemalten Landſchaft, einer freien Handzeichnung von Arabesken, einem Muſikſtück ohne begleitende Worte, u. ſ. w. Der Pſycholog betrachtet die ihm vorkommenden Mannichfaltigkeiten der menſchlichen Geſinnungs- und Handlungsart, um herauszubringen, wodurch dieſelben veranlaßt ſind, ob körperliche Eigenſchaft, ob Gewöhnung, Lebensart, Beiſpiel, ob eine beſtimmte Beſchaffenheit des Erkenntnißvermögens, der Phantaſie und anderer Seelenkräfte, oder ein ganz eigenthümlicher freier Entſchluß des Gemüths, die Urſache iſt; er prüft zugleich, wie die einzelnen Züge, welche zuweilen in einem ſchneidenden Kontraſt gegen einander zu ſtehen ſcheinen, doch aus einem gemeinſchaftlichen Mittelpunkte zu erklären ſind. Der Pädagog endlich hat Acht auf die Triebe und Neigungen ſeiner Zöglinge, um ſie gehörig zu leiten, um, wenn der Charakter nach einer Seite hin ein nachtheiliges Uebergewicht erhält, eine dienliche Richtung dagegen zu geben. — Schon dieſe kurze Ausführung zeigt die übergroße Reichhaltigkeit der Materie. Es wäre die unüberlegteſte Unternehmung, dieß große Ganze erſchöpfen zu wollen; wohin auch mein Vorſatz um ſo weniger geht, da meine Kräfte nicht ſo weit reichen.

Dieſer Ueberblick kann aber dazu helfen, ſchon das Gemeinſame aufzufinden, worin alles jenes zuſammentrifft, um daraus den Begriff des Charakters, wenn auch anfangs noch nicht vollſtändig, zu abſtrahiren. — Das erſte Merkmal, welches ſogleich vorſpringt, iſt, daß wir an dem Dinge oder Weſen, welches wir vor uns haben und beachten, alsdann wenn uns ein Charakter aus demſelben anſpricht, etwas, alſo eine Beſchaffenheit, kennen lernen. Aber welche? Wir verſtehen oft gar nichts von der Kunſt oder dem Mechanismus, wodurch das Ding (zumal wenn es ein Naturprodukt wäre) hervorgebracht iſt; wir wiſſen oft nicht, zu welchem Zweck es da iſt, oder vergeſſen bei dieſer Anſicht und Beurtheilung, doch die Abſicht, die Nützlichkeit oder Schädlichkeit des Dinges; wir wollen das vor uns liegende Weſen gleichſam an und für ſich kennen lernen, und bloß ſeiner ſelbſt wegen genießen. Wir dringen mit unſerm Blick in daſſelbe hinein, und ſuchen herauszubringen, was dort liegen mag. Es iſt die innere Beſchaffenheit, welche uns aus ihm anſpricht. Der Pſycholog und der Pädagog wird auch den äußern Menſchen nicht ganz verabſäumen, aber doch nur, inſoweit er, oder weil er, Bezug auf den innern Menſchen hat. Wenn der Phyſiognomiker von charakteriſtiſchen Geſichtern oder einzelnen Geſichtstheilen, Naſe, Stirn, Schnitt des Mundes, von einem charakteriſtiſchen Gange und Haltung des Körpers, von charakteriſtiſcher Hand (im Schreiben) ſpricht; ſo kömmt es ihm hierbei nicht auf eigentliche Schönheit, Farbe u. ſ. w. an, ſondern er ſucht aus allen dieſen Zeichen das innere Weſen des Menſchen, ſeinen Verſtand oder Unverſtand, ſeine Sanftheit oder Heftigkeit, ſeine Feſtigkeit oder Leichtſinnigkeit herauszubringen. Der Mimiker lehrt, wie der Schauſpieler durch Geberde und Ton die innern Empfindungen, die Gemüthsbewegungen ſeiner Perſonen anzeigen ſoll, und den Charakter immer richtig beobachte. Daß bei den durch Rede wirklich geäußerten, oder den durch Redekünſte dichtungsweiſe vorgetragenen, Geſinnungen der Perſonen, nur dieſe Geſinnungen ſelbſt, dieſe ihre innere Gemüthsbeſchaffenheit in Betracht kömmt, braucht nicht erſt geſagt zu werden. Aber dieſe ſo eben angegebene nähere Beſtimmung Gemüth, menſchliches Gemüth, kann auch als das dritte gemeinſame Merkmal aufgenommen werden. Nur die innere Gemüthsbeſchaffenheit iſt dasjenige, welches wir Charakter nennen; — wir mögen es nun in demjenigen Dinge, welchem wir Charakter zuſchreiben, finden und herausheben; oder es erſt, durch eine dem Menſchen natürliche und zugleich höchſt angenehme ja wohlthätige Täuſchung, in das Ding hineinlegen. Es war vorher von Werken die Rede, welche keine Menſchen darſtellen. Wenn ein Künſtler ſie verfertigt hat, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ſowohl er, als der ihn beurtheilende Aeſthetiker, mit Recht hier von Charakter ſprechen. Denn, was Menſchen für Menſchen machen, damit bezwecken ſie eine Abſicht, die auf den innern Menſchen, auf die Erregung und Bewegung ſeines Gemüths geht. Der Tonkünſtler will durch ſein Muſikſtück auf unſere Empfindungen der Zärtlichkeit, des Mitleids u. ſ. w.; der Architekt auf unſer Gefühl des Schönen, des Erhabenen, der Harmonie u. ſ. w. wirken. Der nehmliche Fall iſt bei den kleinſten, unbedeutend ſcheinenden, nur durch Anmuth und Zierath gefallen-wollenden, Kunſtwerken. Verfehlen die Künſtler ihren Zweck, fühlt der Kenner nicht, was ſie beabſichtigten, weil ſie es entweder gar nicht ausdrückten, oder durch eingemiſchte widerſprechende Züge die Wirkung ſelbſt wieder aufhoben; ſo urtheilt er: das Werk hat keinen Charakter, es ſagt nichts, es zeugt nicht von der Gemüthsbeſchaffenheit des Verfertigers, und dringt nicht in das Gemüth des Beſchauers. Selbſt bei den Werken der Natur findet ſich dieß ſo. Einem Thiere z. B. leihen wir etwas von unſern Eigenſchaften: wir ſprechen von ſeinem Stolze, ſeiner Großmuth, ſeiner Liſt, ſeinem Witz, ſeiner Munterkeit; ohne ganz genau zu unterſuchen, ob das Thier dieß alles wirklich ſelbſt hat, oder wir es nur aus ſeinem Blicke, Gange u. ſ. w. ſchließen, weil Menſchen mit einem ſolchen Blicke und Gange ſo beſchaffen zu ſeyn pflegen. Wir perſonificiren den Löwen, den Elephanten, ſelbſt das kleine flüchtige Inſekt, und legen ihm Charakter bei, der doch eigentlich nur eine Gemüthsbeſchaffenheit des Menſchen iſt. — Bei unbeſeelten Dingen, einer Pflanze z. B., ſtellen wir uns die Natur als eine Künſtlerin vor, die durch ihr Werk auf uns einen Eindruck hätte machen wollen; und ſprechen auch hier von Charakter, je nachdem wir freudige, abſchreckende, reizende, oder andere oft unnennbar ſonderbare Empfindungen bei deren Anſchauen genießen. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit unbelebten Maſſen; ein Berg hat den Charakter der Größe u. ſ. w., wenn er unſer

*) Aus: Abhandlungen der königl. Academie der Wiſſenſchaften. Berlin, 1803.

**) Vorgeleſen in der Akademie, den 5. May 1803.

Digitized by Google

Gemüth in die Lage ſetzt, daß wir Größe u. ſ. w. empfinden. So ſelbſt oft ein ausgezeichnet gebildeter Stein. —

Ein kleiner Rückblick auf die Etymologie wird uns vielleicht noch näher zum Zweck bringen. Das Wort Charakter kömmt von dem bekannten griechiſchen Wort χαράσσειν, graben, einſchneiden. (Unſer deutſches kratzen iſt nahe damit verwandt, oder vielmehr gemeinſchaftlichen Urſprungs, und eben ſo das zuerſt bei der Ueberſetzung gebrauchte Wort, da ein Graben im alten Deutſch, und noch jetzt im Holländiſchen, Gracht und Graft heißt). Charakter alſo iſt urſprünglich ein Einſchnitt, dann ein Merkzeichen, ein Gepräge oder dergleichen, um etwas anzudeuten, auszudrücken. In dieſem Sinne wird das Wort noch in manchen Wiſſenſchaften, und ſelbſt in den Verhältniſſen des Lebens gebraucht. Wenn alſo einem Dinge ein Zeichen beigefügt iſt, einer Metallplatte der Ausdruck eines Münzſtempels, einem Naturprodukt der Name ſeiner Gattung und Art, einem Menſchen der Titel ſeiner Bedienung und Würde; ſo geſchieht dieß, damit wir dieſe Gegenſtände richtiger kennen, ihre Eigenthümlichkeit merken, und ſie von andern verwandten Gegenſtänden deſto leichter unterſcheiden ſollen. — Kehren wir nun zu der vorher herausgebrachten Definition zurück, nach welcher wir das Wort Charakter nicht in ſeinem weiten urſprünglichen Sinne, ſondern in der beſtimmten auf Anthropologie und Moral ſich beziehenden Bedeutung nehmen; ſo kömmt nun noch der Zuſatz des Eigenthümlichen, Unterſcheidenden hinzu. Dieſer Begriff herrſcht vorzüglich in dem abgeleiteten Wort charakteriſtiſch. Wenn wir vom Charakter einer Nation ſprechen, ſo meinen wir die Eigenſchaften derſelben, im Gegenſatz anderer Nationen, bei denen ſie ſich nicht, oder doch nicht auf gleiche Weiſe finden. Charakter iſt demnach eine „eigenthümliche oder unterſcheidende innere oder Gemüthsbeſchaffenheit des Menſchen.“ Gleich viel noch hier, ob eine gute oder böſe, eine richtige oder verkehrte, eine wahre oder falſche Beſchaffenheit, eine einzige oder mannichfache. Der gemeine Sprachgebrauch redet von guten und von böſen, von verſchiedenen, von vielerlei Charakteren.

Man kann die Worte Charakter und Griechiſche Sprache nicht in Verbindung ſetzen, ohne ſich eines koſtbaren Ueberbleibſels des Alterthums zu erinnern, welches vor wenig Jahren eine unerwartet glückliche Hülfe der wiederherſtellenden Kritik erhalten hat. Ich meine die Charakterſchilderungen von Theophraſt. Es iſt ein höchſt ſchätzbares, originales, in ſeiner Art einziges Werk. Nur muß es aus dem richtigen Geſichtspunkt angeſehen werden. Erſtlich ſind bei den einzelnen Charakteren die Züge ſo gehäuft, und zum Theil ſogar in ſich widerſprechend, daß es unmöglich fällt, ſich eine Perſon zu denken, in welcher alle dieſe Züge ſich vereinigten, und die wir uns alſo als einen wirklichen Menſchen vorſtellen ſollten, den etwa Theophraſt leiblich vor Augen, oder doch vor den Augen ſeiner dichtenden Phantaſie gehabt hätte. Dieß war aber auch die Abſicht des alten Weiſen nicht. Der Charakter, den er jedesmal aufſtellt, iſt kein Individuum, ſondern der Repräſentant ſeiner ganzen Spezies; man muß verſtehen: „ſo pflegt es der Grobe, der Geizige, der Schwätzer zu machen; oder er macht es auch wohl ſo; oder manche pflegen auch dieß zu thun, dieß zu ſagen.“ Nicht aber: jeder Grobe, jeder Geizige, jeder Schwätzer überhaupt, thut dieß; und noch weniger: ein beſtimmter Menſch von ſolchem Charakter thut alles dieß zuſammen. — Zweitens, eben weil Theophraſt nur einzelne Züge geben wollte, dachte er nicht an wiſſenſchaftliche Form, an philoſophiſche Sonderung und Zuſammenfaſſung. Er hat nicht alle Charaktere zeichnen wollen; denn wie viele fehlen noch, und würden ſtets fehlen, wenn wir auch ſein Werk ganz hätten, wovon kaum die Hälfte auf uns gekommen iſt. Er wollte aber auch nur fragmentariſch verfahren. Er hat z. B. den Dummen, den Groben, den Abergläubiſchen. Wie leicht können nicht alle drei Eigenſchaften zuſammentreffen! Bleiben es dennoch drei verſchiedene Charaktere? Wie aber kann ein einzelner Menſch eine ganze Menge von Charakteren in ſich beherbergen? — Ein ſtrengerer Philoſoph, ein Ariſtoteles z. B., würde eine andere logiſchere Form gewählt, würde gewiſſe allgemeine Beſchaffenheiten zum Grunde ſeiner Eintheilung gemacht, und dann angeführt haben, was bei einer ſolchen Beſchaffenheit, unter beſtimmten Umſtänden, ein Menſch iſt und wird. Theophraſt aber hat in ſeiner Art ganz recht; es ſind einzelne Charakterzüge, nicht Charaktere wirklich lebender Menſchen.

Dieſe Erinnerung führt ſogleich darauf, daß, um alle Verwirrung zu vermeiden, man noch genauer abſondern muß. Erſtlich: Charakter heißt ein unterſcheidendes Merkmal, und dann der ganze Umfang aller dieſer Merkmale. Auf dieſe letzte Art wird das Wort in Anſehung der Gemüthsbeſchaffenheit der Menſchen gebraucht, denen (jedem einzeln) man daher einen Charakter zuſchreibt. Zweitens: Nicht jede Eigenſchaft oder Beſchaffenheit des innern Menſchen macht den eigentlich ſo zu nennenden Charakter aus. — Es wird ewig ein unauflösliches Räthſel bleiben, welchen wechſelſeitigen Einfluß Körper und Seele (um die gewöhnlichen Ausdrücke hier beizubehalten) auf einander haben. Könnte dieß erklärt werden, ſo wäre es gewiß ſchon durch die, Jahrtauſende lang, angeſtrengten Bemühungen der ſcharfſinnigſten Forſcher zu Stande gebracht. So viel bleibt indeß einem jeden Bewußtſeyn klar, daß, wie innig auch jenes unbegreifliche Band ſeyn mag, wir doch eine Kraft in uns fühlen, die ſich über alles Körperliche, ſo wie über die geſammte äußere Natur, nebſt allen umgebenden Verhältniſſen und Lagen, zufolge eines deutlich in uns ausgeſprochenen Geſetzes, erheben und hinwegſetzen ſoll; auch ſich ſo erheben und hinwegſetzen kann, weil ſie es, wenigſtens zuweilen, thut. Was alſo wirklich geſondert iſt, muß nicht wieder vermengt werden; phyſiſch und moraliſch ſind, wenn auch in mancher Rückſicht eng verbunden, doch zwei wahre Entgegenſetzungen. Wer ſich um deutliche Begriffe bemüht, wird von jedem dieſer Stücke einzeln ſprechen, und ihr Gebiet zu trennen ſuchen, ohne darum den Einfluß des einen auf das andere leugnen zu wollen. Die Philoſophie hat kein ander Geſchäft, als die vor uns liegenden Erſcheinungen in ihre Beſtandtheile aufzulöſen, und ſo eine richtigere Kenntniß und Beurtheilung des zuſammengeſetzten Ganzen möglich zu machen.

Der unbeſtimmte, unphiloſophiſche Sprachgebrauch faßt, in ſeinem Begriff vom Charakter, Phyſiſches und Moraliſches zuſammen. Alles Phyſiſche kömmt darin überein, daß es, inſofern es rein phyſiſch iſt, außer der Kraft des Menſchen liegt, der es weder hervorbringen noch vernichten, obzwar beträchtlich modifiziren kann; das Moraliſche hingegen liegt im Vermögen des Menſchen, ſobald er nur ernſtlich will. Was alſo der Menſch bei dem Charakter ſelbſt kann, was er dabei mit eignem freien, feſten Willen thut, das iſt das Moraliſche, das ſchafft den eigentlichen, genau oder auch ſchlechthin ſo zu nennenden Charakter. Das Phyſiſche dabei wird dem Menſchen durch die äußere von ihm unabhängige Natur, ohne ſein Zuthun, gegeben. Ein milder Moraliſt, unſer verewigter Garve, entſcheidet daher auch: daß man unterſcheiden muß unter den allgemein verbindlichen Pflichten, wozu nur diejenigen Fähigkeiten gehören, welche allen Menſchen gemein ſind, welche jeder entweder hat oder ſich verſchaffen kann; und denjenigen Pflichten, wozu eine beſondere Gabe, eine gewiſſe Beſchaffenheit der Seelenvermögen und Eigenſchaften, kurz ein beſtimmtes Maas und Proportion der Tugenden erfordert wird, welche Pflichten daher auch nur für die verbindlich ſind, welche dieß Maas haben, oder es durch Arbeit an ſich ſelbſt erlangen können.

Das erſte Phyſiſche beim Charakter iſt das ſogenannte Naturell, die Naturanlage. Alle Ausdrücke dieſer Art ſind urſprünglich vom Körper hergenommen, und dann figürlich auf die Seele angewandt. Ein Rückblick auf jenen hilft daher zur beſſern Einſicht. — Es giebt ein gewiſſes Allgemeine, Nothwendige, welches jeder in Gedanken hat, wenn er ſich den Begriff menſchlicher Körper vorſtellt; ungeachtet jeder Körper, in Größe, Stärke u. ſ. w. verſchieden iſt. Die Abweichungen dürfen nicht ſo weit gehen, daß alle Grundzüge dieſer Form vertilgt, alle weſentliche Beſtandtheile des menſchlichen Körpers vernichtet wären; eine Mißgeburt, die ein Karikaturiſt bis zu einem ſolchen Grade erſinnen wollte, würde nicht leben können. Eben ſo giebt es unumgängliche Principien, Grundfähigkeiten der Seele, ohne welche ſie nicht menſchliche Seele ſeyn würde. Wir haben, vorzüglich in unſern Tagen, Seelenmaler, die ſich in den übertriebenſten Karikaturen gefallen; ob die Geſchöpfe ihrer Einbildungskraft wirkliche Menſchen heißen können, ob ſie wirklich als irdiſch-vernünftige Weſen zu exiſtiren vermögend ſeyn würden, möchte wohl ein Zweifel bleiben. Jene nothwendige Form oder Norm nun abgerechnet, unter welcher nichts fehlen darf, und über welche hinaus nichts daſeyn kann, giebt es in den Anlagen der Seele eben ſo große Mannichfaltigkeit, wie bei den menſchlichen Körpern. Die Schwäche und Stärke, die Größe und das kleine Maas, der Fähigkeiten und Triebe, die Proportion und gleichſam Miſchung der Anlagen, die Grade der Empfindlichkeit (um Eindrücke aufzunehmen) und der Kraft (um thätig zu wirken) ſind bis ins Unendliche von einander abweichend, und gewähren dem Menſchenbeobachter das unterhaltendſte Schauſpiel. Dieſe Anlagen nun gab theils die Natur, theils erhielt ſie das Kind, ehe es gehörig denken konnte; ſie ſind alſo, in beiden Fällen, unverſchuldet; und, obgleich Erziehung, Nachdenken, Aufmerkſamkeit viel darauf wirken können, doch nie ganz vertilgbar. Aus ihnen erwächſt das, was man gewöhnlich das Gefühl nennt: durch welches jeder Menſch von einem Gegenſtande auf beſondere Weiſe affizirt wird, und weßhalb Luſt und Unluſt verſchieden ſind, welche freilich durch Selbſtbeherrſchung ſo überwunden werden können, daß ſie, wenn es aufs Handeln ankömmt, zwar ſich noch zeigen, aber keine Stimme haben. In der gemeinen Redeart heißt das Naturell auch wohl das Gemüth, wenn z. B. von einem Menſchen geſagt wird: „er hat ein gut Gemüth,“ wodurch ausgedrückt werden ſoll, daß er nachgebend und negativ-gut iſt. Eine wahre Beſtimmung des Menſchenwerthes kann aber die

Digitized by Google

Naturanlage nicht geben, eben weil ſie etwas Phyſiſches iſt, nicht durch ſelbſtſtändige Kraft des Charakters hervorgebracht wird.

Das zweite Phyſiſche hierbei, welches ſchon mehr auf das Begehrungsvermögen Bezug hat, iſt die Sinnesart, oder (mit einem vom Körper übertragenen Ausdruck) das Temperament. Es bezeichnet vorzüglich den Grad der Wärme und Geſchwindigkeit, womit die zum Leben nöthige Flüſſigkeit umgetrieben wird; und dann, nach der Analogie des Bluts, die Beſchaffenheit des Ganges oder Spiels der Gefühle und Begierden. In neuern Zeiten iſt vieles über die Benennungsarten und Eintheilung der Temperamente geſchrieben, namentlich von Herrn Platner, der aber faſt zu ſehr nur Hypotheſen vorträgt, jedoch freilich, weil die Sache auch eine medizinische Seite hat, als Arzt hiebei eine bedeutende Stimme führt. Indeß kann man auch wohl mit den alten Namen ausreichen, und Kants Eintheilung in Empfindung und Thätigkeit dabei benutzen. Das Temperament des Gefühls nehmlich iſt ſo, daß die Empfindung entweder ſchnell und ſtark affizirt, aber nicht lange anhält und alſo nicht tief eindringt: ſanguiniſches Temperament; oder ſo daß die Empfindung weniger auffallend iſt, aber ſtark einwurzelt: melanchaliſches Temperament. Jenes hat leichtes, dieſes hat ſchweres Blut. In Abſicht der Thätigkeit giebt es dieſelbe doppelte Eintheilung: die Thätigkeit iſt entweder raſch, aber nicht anhaltend: choleriſches Temperament; oder langſam doch anhaltend: phlegmatiſches Temperament. Bei jenem findet ſich warmes bei dieſem kaltes Blut. — Natürlich erwächſt, vornehmlich durch die Abſtufungen des Mehr und Weniger, eine ſehr große Verſchiedenheit in den Sinnesarten der Menſchen; und ein geiſtvoller Anthropolog und Pſycholog kann eine höchſt unterhaltende und belehrende Gallerie von den Gemälden des Luſtigen, des über ſeine Empfindung Brütenden, des Hitzigen, des Affektloſen, aufſtellen.

Das Naturell, oder die Beſchaffenheit des Gefühles; eben ſo die Sinnesart (Temperament) oder das Spiel der Triebe und Begierden, kann ſchon einem Kinde zugeſchrieben werden, noch vor der Reife ſeines Verſtandes: weil die Natur dieſe beiden Stücke ſo giebt, daß ſich ſchwerlich je wird ausmachen laſſen, welchen Antheil der Körper an dieſen Beſchaffenheiten der Seele hat. Ja ſie kommen ſogar den Thieren zu, wie auch der Sprachgebrauch zeigt, welcher hier auf richtige Beobachtungen gegründet iſt. — Nun aber tritt ein wichtiges drittes Stück hinzu: etwas bloß Moraliſches. Weil es moraliſch iſt, ſo iſt es innig mit der Vernunft verbunden; alſo fallen die Thiere hier weg. Weil es moraliſch iſt, ſo entſpringt es aus dem freien Willen; alſo fallen die Kinder weg, und wer ſonſt noch ſich zu keiner Feſtigkeit der Ueberlegung und des Entſchluſſes, zu keiner Selbſtbeſtimmung emporgehoben hat. Die Grundzüge unſerer Natur zeichnen uns dieſe Stufen vor: Anlage zur Thierheit, Anlage zur Menſchheit, Anlage zur Perſönlichkeit. So wie, im alten römiſchen Recht, nicht jeder Menſch eine Perſon war, die vor Gericht ſtehen und rechtskräftige Handlungen ausüben konnte, ſo mag auch vor dem innern heiligern Gerichtsſtuhl nur derjenige auftreten, der die Stimme des moraliſchen Geſetzes in ſeiner eigenen Vernunft anhören, und dann ſelbſt als Herold für ſich ankündigen kann.

Dieſes dritte Stück iſt die Denkungsart, oder der im eigentlichen und höchſten Sinne ſogenannte Charakter. Er entſpringt aus Grundſätzen, und giebt alſo die einzige wahre Zuverſicht und Feſtigkeit. Er beſtimmt den Werth des Menſchen; und ein guter Charakter, ſo entſtanden und ſo gebildet, iſt das Vollkommenſte auf Erden. Gutartigkeit aus Temperament iſt ein wandelbares unbeſtändiges Ding, worauf nicht der Beſitzer ſelbſt, und noch weniger Andere, ſich verlaſſen können. Gutartigkeit aus Naturanlage giebt es gar nicht einmal; höchſtens nur Nicht-Bösartigkeit.

Dieſer Charakter iſt nur einer und derſelbe. Die äußere Natur iſt verſchieden; das Innere, Moraliſche, iſt Eins. Will man das Wort Charakter ſo weit ausdehnen, wie der gemeine Sprachgebrauch es thut, ſo muß man von verſchiedenen Charakteren reden: einem fröhlichen, einem traurigen; einem heftigen, einem langſamen; einem geizigen, einem großmüthigen; und wie die tauſenderlei Geſtalten alle weiter heißen, worunter ſich das Temperament, das Gefühl, die Gemüthsart, ferner die Schwächen, die Tugenden, die Laſter, das heißt die Ausübungen der zur Fertigkeit gewordenen Denkungsart, zeigen. Nimmt man hingegen das Wort Charakter in dem höchſten Sinn, wo es Denk- und Handelsart nach Grundſätzen heißt; ſo kann bei dieſem Worte weder ein Plural, noch auch irgend ein Artikel Statt finden. Man ſagt von dem, welchem dieſes edle Prädikat zukömmt: Er iſt ein Mann von Charakter, er hat Charakter; nicht dieſen oder jenen, nicht den, oder einen; ſondern Charakter ſchlechthin (abſolute). Und dieſen Sprachgebrauch thut man wohl, anzunehmen, und zum richtig philoſophiſch beſtimmten zu machen, damit ſchwache Naturanlage, unwillkürliches Temperament, flüchtige Laune, und jede kleinliche unbedeutende Beſchaffenheit des Sinnes oder Gemüthes, ſich nicht einen höhern Titel zueignen als ihnen gebührt, und uns nicht in Verwirrung bringen, wenn wir von einem der wichtigſten Stücke unſerer moraliſchen Natur reden.

Worin beſteht alſo dieſer Charakter? Er iſt: „die Beſtimmung der Denk- und Handelsart nach feſter, freier Willkür, alſo nach beharrlichen Prinzipien, im Gegenſatze vorübergehender Stimmungen.“ — Von der Denk- und Handelsart iſt hier die Rede, nicht von einzelnen Handlungen. Ein jeder kann wohl einmal veranlaßt werden, einzelne Dinge zu thun, die gegen ſeine Grundſätze ſind; er fällt dann aus ſeinem Charakter, welches ihm ſelbſt das ſchmerzhafteſte Gefühl erregt. Eben weil der Charakter (wie jeder, der davon ſpricht, oder das Wort auch nur gehört hat, einſtimmen wird) auf die Art und Weiſe des Denkens und Handelns geht, ſo muß eine Norm zum Grunde liegen, zufolge welcher dieſe geſchieht; das heißt alſo, beharrliche Prinzipien, Grundſätze.

Man hat, nicht mit Unrecht, obgleich mit Unrecht klagend, oder vorwerfend, angemerkt: daß dieſer Sprachgebrauch erſt ſeit einiger Zeit eingeführt iſt. Sonſt (ſagt man) ward doch gefragt, ob ein Menſch gut oder böſe ſey; nachher, als das Wort Charakter aufkam, ward wenigſtens gefordert, ein Menſch müſſe einen guten Charakter haben. Jetzt ſagt man bloß, er hat Charakter; als wenn dieß ſchon an ſich genug wäre, und als wenn es nicht auch böſe Charaktere gäbe. — Ich antworte: Es iſt das Auszeichnende, Beſtimmende der Vernunft, Einheit der Prinzipien zu ſuchen; dieß muß alſo auch bei dem Willen zum Grunde liegen. Es iſt ſchon unendlich viel gewonnen, wenn ein Menſch nach feſtem beharrlichen Willen, und den daraus entſpringenden Grundſätzen, handelt; nach wahrem Willen, nicht trägem Wünſchen, eingebildeten Launen und Grillen der Phantaſterei; nach eigenem durch feſte Ueberlegung ſelbſt beſtimmten Willen, nicht nach bloßen Leidenſchaften, nach augenblicklichen Einfällen, nach Modebeſtimmungen, oder andern der Vernunft und den Grundſätzen fremden Motiven. Selbſt Bösartigkeit mit Charakter iſt beſſer, als Gutartigkeit ohne Charakter. Durch den letztern wird man leicht die Oberhand über jene erſtere erhalten, und wird und muß ſie endlich erhalten. Man thut der menſchlichen Natur Unrecht, wenn man glaubt, daß Bosheit mit voller innerer Konſequenz durchzuführen ſey. Ein Weſen dieſer Art hat man ſich gedacht, als man den Begriff des Teufels aufſtellte. In teufliſcher Natur mag ein durchaus böſer Charakter, nach Grundſätzen, möglich ſeyn; in der menſchlichen Natur iſt er es nicht. Die wahre Seelenſtärke, die innere Kraft der Selbſtbeherrſchung, welche bei jedem fortgeſetzten Handeln nach feſten Grundſätzen Statt hat, muß nothwendig auch das Gute, das Andern Nützliche, das in ſich ſelbſt Edle, finden. Sie leitet dahin, ſie allein macht dazu fähig und tüchtig. — Seelenſtärke, ſchon an und für ſich, ſchon allein, iſt immer etwas Hohes und Bewundernswürdiges; Seelenſtärke mit Seelengüte verbunden, giebt freilich das Ideal der Vollkommenheit. —

Siegmund von Birken

(Betulius)

ward am 25. April 1626 zu Wildenſtein, einem böhmiſchen Marktflecken in der Nähe von Eger, wo ſein Vater proteſtantiſcher Prediger war, geboren. Die religiöſen Verfolgungen jener Zeit zwangen den Letzteren, mit ſeiner Familie nach Nürnberg zu flüchten, wo der Sohn die nöthige Vorbereitung erhielt, um 1643 die Univerſität Jena beziehen zu können. Er ſtudirte daſelbſt Jurisprudenz, Philoſophie und Rhetorik, ſah ſich jedoch genöthigt, nach zweijährigem Aufenthalte, da es ihm an Subſiſtenzmitteln fehlte, zu den Seinigen zurückzukehren. Harsdörfer und Clajus (S. d.), mit denen er durch ſeine Vorliebe für die Poeſie bekannt wurde, nahmen ſich ſeiner an und machten ihn 1645 zum Mitgliede des Ordens der Pegnitzſchäfer oder der Blumengeſellſchaft zu Nürnberg, deren Stifter ſie bekanntlich waren, unter dem Namen Floridan. Im Jahre 1646 begab er ſich als zweiter Erzieher der Prinzen Anton Ulrich und Fer-

Digitized by Google

dinand Albrecht von Braunſchweig nach Wolfenbüttel: die dortige Hofluft ſagte ihm jedoch nicht ſonderlich zu und er kehrte, nachdem er noch eine Zeit lang in Danneberg verweilt und dort eine mecklenburgiſche Prinzeſſin unterrichtet hatte, bei Gelegenheit der zu Nürnberg in Folge des osnabrücker Friedens ſtattfindenden Reichsverſammlung dahin zurück. Er beſchäftigte ſich nun mit der Bildung junger Edelleute, zeigte ſich bei verſchiedenen öffentlichen Gelegenheiten vortheilhaft als Dichter und Redner und ward vom Kaiſer Ferdinand III. zum Pfalzgrafen ernannt, ſpäter ſogar geadelt. 1658 wurde er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, 1662 Präſident des Blumenordens, 1679 Mitglied der Academia dei Ricoverati in Venedig. Er ſtarb am 12. Juni 1681 zu Nürnberg.

Von ihm erſchienen:

Deutſcher Olivenberg. Nürnberg, 1650. 4.
Chriſtlicher Weihrauch. Nürnberg, 1652. 12.
Paſſionsandachten. Nürnberg, 1653. 12.
Vom Fato oder Gottesgeſchick zwölf Lieder und Sinnbilder. Nürnberg, 1655. 12.
Die deutſche Schaubühne. Nürnberg, 1655. 12.
Oſtländiſcher Lorbeerhain. Nürnb. 1657. 12.
Die truckene Trunckenheit. Nürnb. 1658. 12.
Die ſichtbare Welt Comenii verdeutſcht u. ſ. w. Nürnberg, 1658. 8.
Sonn- und Feſttagsandachten. Nürnb. 1661. 8.
Der Donauſtrand u. ſ. w. Nürnberg, 1664. 12.
Mauſoleum der hungariſchen Könige. Nürnberg, 1664. Fol.
Oeſterreichiſcher Ehrenſpiegel. Nürnb. 1668. Fol.
Hochfürſtlicher Brandenburgiſcher Ulyſſes. Nürnb. 1667. 4. N. A. Ebendaſ. 1678. 12.
Guelfis oder Niederſächſiſcher Lorbeerhain. Nürnb. 1669. 12.
Pegneſis u. ſ. w. 1 und 2 Theil. Nürnb. 1673. 1679. 12.
Chur- und Fürſtlich Sächſiſcher Heldenſaal. Nürnb. 1677. 12. N. A. mit Anmerkungen von Feller.
Deutſche Rede- Bind- und Dichtkunſt u. ſ. w. Nürnberg, 1679. 12.
Margenis, das vergnügte bekriegte und wieder befreyte Deutſchland. Nürnb. 1679. 12.
Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. Nürnberg, 1681. 8.

S. von B., in der Schule der Erfahrungen gebildet und mit ſchönen Kenntniſſen ausgerüſtet, war unbedingt ein Mann von Talent und Gefühl, der gewiß, zu anderen Zeiten lebend, Bedeutendes geleiſtet haben würde. So aber unterliegt er allen Fehlern des Aftergeſchmackes jener Tage und beſonders der nürnberger Schule, und nur ſein ehrenwerthes Streben, der Literatur ſeines Vaterlandes mit allen Kräften durch Lehre wie durch Beiſpiel zu nützen, hebt ihn vortheilhaft aus der Menge nüchterner oder übertreibender Reimer dieſer Periode hervor. Als Hiſtoriker waren ihm die Hände durch kleinliche Rückſichten, die er ſeiner ganzen Stellung nach nicht verletzen durfte, gebunden, ja bei ſeinem auf Befehl Leopold I. geſchriebenen öſterreichiſchen Ehrenſpiegel, an dem er acht Jahre arbeitete, mußte er jedes einzelne Blatt dem kaiſerlichen Hofrathe erſt zur Genehmigung einſenden, erhielt daſſelbe ſehr oft von den drei Cenſoren, unter denen der bekannte händelſüchtige Pater Lambacius ihm durchaus abgeneigt war, verändert und verkürzt zurück, durfte durchaus nichts über den Papſt und die Geiſtlichkeit bemerken u. ſ. w. An hiſtoriſche Wahrheit und Genauigkeit war alſo bei dieſen Arbeiten nicht zu denken. Glücklicher iſt er dagegen in ſeinen dramatiſchen Arbeiten, unter denen ſich die ſeiner deutſchen Rede- und Bindekunſt angehängte „Pſyche" am Meiſten auszeichnet und einige wirklich gelungene Stellen enthält. Seine Proſa iſt verdienſtlich; nur geht er überall zu weit in der Bildung neuer Wörter und Wendungen, ohne den Geiſt der Sprache richtig aufgefaßt zu haben. Unter ſeinen geiſtlichen Liedern haben ſich zwei: „Fahr hin, du ſchnöde Welt" und „Schöpfer aller Menſchenkinder" am Längſten in der Kirche erhalten.

Vgl. die betrübte Pegneſis, den Leben- Kunſt- und Tugendwandel des ſelig edlen Floridans, Herrn Siegmund von Birken; **Com. Pal. Caes.** durch 24 Sinbilder, in Kupfern zur ſchuldigen Nachehre fürſtellend u. ſ. w. Nürnberg, 1683. — Hiſtoriſche Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang u. ſ. w. von Amarantes (Herdegen), S. 79—158. —

Keyſer Carl V.*)

Alhier ſehet ihr (ſagte Moris) Keyſer Carln, den Fünften dieſes Nahmens: aber, den Thaten nach, einen andern Keyſer Carl den Erſten und Groſſen. Er brachte, das ſieghaffte Kriegs- Schauſpiel der alten Zeiten wieder neu auf den Schauplatz dieſer letzten Zeiten: als zugleich ein Ruhm- und Reichs-Erbe ſeiner löblichſten Vorfahren. Den Eingang dieſes Schauſpiels, machte er, bald in ſeiner Jugend, mit den Spaniſchen Maranen, deren er in die 40000 erlegte: und alſo zu ſiegen anfienge, ehe man noch meynte daß er kriegen könde. Nachmals reitzete ihn der Franzöſiſche König Franciscus I., welchem er in der Keyſerwahl ware vorgezogen worden. Der erfuhre aber hernach, zu ſeinem Schaden, daß er einen Löwen aufgeweckt hatte: Dann, er ward, in der Schlacht vor Pavie, nicht allein bis aufs Haupt erlegt, ſondern auch in Perſon gefangen;**) und zwar eben an des Ueberwinders Geburtstag, gleichſam zur Anzeig, daß Keyſer Carl zum Siegen gebohren ſey. Dieſer herrliche Sieg, als den er über einen ſo ſtolzen und ſonſt ſieghaften Feind erhalten, machte ihn der ganzen Welt furchtſam. Mit gleichem Ausgang bekriegten ihn die zwey dapfre Smalkaldiſche Bundshäupter, Churfürſt Johann Friderich, und Landgraf Philips: welche ebenmäßig, durch ihre Niederlag und Gefangenſchafft,***) ihrem Ueberwinder, den altgewöhnlichen Keyſertitel eines Triumfirers, und das Lob der Unüberwindlichkeit, durch ihre Dapferkeit, krafft deren es, ihnen obzuſiegen, ſchwer geweſen, beſtätigt haben. Der Groß Türck Soliman, welcher in Perſien, Hungarn, Rhodis, und anderswo, Siegszeichen aufzurichten gelernet und gewohnet, auch ſogar die Keyſerliche Sitzſtatt Wien zu belägern †) ſich unterfangen dörfſen, flohe zum zweytenmahl, ſobald er vernahm, daß der Keyſer wider ihn im Anzug wäre; ſagend, ſeine Zagheit zu entſchuldigen: Er fürchte Carln nicht, ſondern ſein Glück. Dieſem fremden Glück und ſeinem eignen Unglück, entflohe er zwar in Europa; aber es fand ihn bald darauf in Africa, allwo er unlangſt, durch den Seeräuber Barbaroſſa, das Reich Tunis oder neu- Carthago ſeines Königs entſetzt, und der Ottomaniſchen Pforten unterworfen hatte. Dann, der Keyſer und ſeine Waffen ſchifften über Meer, ††) ſchlugen und verjagten den Barbaroſſa, eroberten das Königreich, und belehnten den verjagten Mulcaſſes wieder mit ſelbigem. Und zu wünſchen wäre, daß die einheimiſchen Unruhen, ſamt dem Neide der Benachbarten, ihme nicht ſoviel zu thun gemacht, ſondern Zeit und Weile gelaſſen hätten, dieſen Tyrannen zuhaus heimzuſuchen, und den Siegsfahn auch in Aſia, dem Dritten Welttheil, ſwingend, ſelbige Länder und Völker von dem Joche der Türkiſchen Grauſamkeit zu befreyen.

Gleichwohl konde, ſein groſſer Muht, ſich in jene zwey, als vor ihn viel zu änge, Welttheile nicht einſchlieſſen laſſen. Er, als ein andrer Alexander, hielte dafür, der Ehre und Würde eines Keyſers, der nach Gott der Höchſte, und was jener im Himmel, auf Erden iſt, ſey es aufrupſbar, noch eine Welt wiſſen, und dieſelbe nit unter ſeinen Gehorſam bringen; und, wer Auguſtus heiſſe, der müſſe es auch im Werk ſeyn, nämlich ein Mehrer des Reichs. Er gedachte, die Erfindung des Vierdten Welttheils America, habe allein darum ſeinen H. Vater und Mütterlichen Anherrn beglückſeeligt, damit Ihn, deſſen Eroberung beruhmſeeligte. Dannenhero ſchicket er ſeine Fortun †††) gewaffnet in diß neu- entdeckte fäſte Land, und bezwange es gröſſen Theils an den See- Canten, in 28 Treffen über eben ſo viel Könige ſiegprachtend. Dieſe preißwürdige Verrichtungen, hatte er ihme gleichſam ſelber geprofezeyet, oder vielmehr ſich darzu aufgemuntert, indem er zu einem Denk- Sinnbild erwählet, die zwo Seulen, welche Herkules, zu einem Gränzſtein ſeiner Kriegs- Züge und Reisfahrten, an die Gadiſche Meeräng.

*) Aus: Oſtländiſcher Lorbeerhain von Siegmund v. Birken. Nürnberg, 1657.

**) Anno. 1523, 24. Febr.

***) An. 1547, 24. Apr.

†) An. 1529, 21. Sept.

††) An. 1535.

†††) An. 1532.

Digitized by Google

geſetzet; mit dem Beywort, **Plus ultra** d. i. Weiterfort, oder, darüber hinaus. Welches er dann, hierinnen mehr als ein Herkules, gehörter maſſen auch dapfer ins Werk geſetzt. Und dergleichen Thaten muſte er thun, als derjenige, der gebohren ware, das fünffzehende Welt Jahr oder Seculum nach der Welt Heil geburt, als mit deſſen Eintritt er zugleich in die Welt getretten,*) mit ſeinem Ruhmglanze zu erleuchten. Alle dieſe Geſchichten, ſehet ihr auf dieſen Seulgeſtellflächen vorgebildet, ſamt itzt-angeregtem Spruch und Sinnbild.

Es waren bey ihme, der Verſtand und die Erfahrenheit in Kriegsſachen, als zwei treffliche Geſchwiſter, zu ſolcher Vollkommenheit erwachſen, daß ſeine Reden und Thaten mit recht eine Kriegsſchule zunennen. Es pflegte zuſagen: Zum Rathſchlagen gehöre, Bedacht und Langſamkeit; zum Vollziehen aber, Muht und Geſchwindigkeit: und dieſes beydes beyſammen, ſey die Quint-Eſſenz eines löblichen Fürſten. Iſt ſoviel geſagt: „Im Raht ſoll man verweilen, und zur That eilen; in jenem ein Schneck, in dieſem ein Vogel ſeyn.“ Dieſen Lehrſatz gleichwie er aus ſeinem eignen Leben genommen, alſo hat er ihn auch mit ſeinem Thun gleichſam lebendig ausgebildet. Unter erzehlten vier Stücken, hat inſonderheit ſeine unvergleichliche Keck- und Groſmütigkeit, in allen ſeinen Kriegszügen aufs herrlichſte hervorgeleuchtet. Als dereinſt, Er und König Franz, ſich gar nahe gegeneinander gelägert, dieſer aber keine Luſt zum Schlagen hatte; ſagte er mit Ungedult: Ich wollte, daß der Franzos entweder mehr Herz und Glück, oder aber weniger Worte und Neids hätte. Womit er, beydes ſeine eigene Begierde zum Streiten, und ſeines Feindes bloßen Trotz im Ausfordern, zuverſtehen gabe. Als er, im erſten Zug in Afrika, mit dem Barbaroſſa ſchlagen wolte, befahl er ſeinen Soldaten, ſie ſolten nur auf ihn ſehen, und ihm alles nachmachen. Setzte damit ganz ritterlich in den Feind. Und weil die Seinen anderſt nicht funden, als, von einem ſolchen Vorgänger, das dapfer-ſeyn und den Tod verachten, lernen, muſte nothwendig hierauf der Sieg folgen. In dem andern Zug vor Algier,**) als die Feinde ſtark ſchoſſen, und hart bey ihm in die Schlacht-ordnung ein groſ Loch macheten, veränderte er, weder das Geſicht, noch, auf Erinnerung, den Ort, ſondern lachte und ſagte: „Es iſt noch nie kein Keyſer erſchoſſen worden.“ Alſo auch im Lager bey Ingolſtadt,***) als der Feind ohne aufhören mit groben Stücken ſpielete, umritte er die Schwadern, und ruffte: Sie ſolten dieſen eiſernen Regen nicht achten, es würde bald darauf ſchön Wetter folgen. Eben daſelbſt, als er ſich vom Feind in groſſer Anzahl umringt ſahe, ſagte er ganz unerſchrocken: „Laſſt ankommen! Je mehr Feinde, jemehr Sieg; jemehr Gefahr, jemehr Ehre!“

Gleichwohl, wie muthig er ware, ſo ware er doch dabey auch vorſichtig. In Africa, als er ſahe, daß der Sieg Blut koſten würde, hat er das Treffen eingeſtellt, ſagend, mit jenem Römiſchen Feldherrn: Er wolle lieber einen der Seinigen erhalten, als 1000 Feinde niedermachen. Sonſten, nennete er, dieſe 3. Stücke, Geld, Proviant und Soldaten, zwar die Grundveſte des Krieges; ſetzte aber hinzu, wann er je zweyer von dieſen Stucken mangeln ſolte, ſo wolte er ihm gute Soldaten wehlen, mit denen hoffete er ihm die zwey andern leichtlich zu erobern. Er meynte aber ſolche Soldaten, wie Er ſelber ware, die da mutig, wachſam, dauerhafft, nit weniger wider Hunger, Durſt, Froſt, Hitz, Ungewitter, und dgl. Zufälle, als wider die Feinde, ja wider ſich ſelber, ſtreiten und obſiegen konden. Einen ſolchen Krieg führete er im andern Afrikaniſchen Zug, wider Meer, Wind und Regen. Daher, als er mit groſem Verluſt von dannen wieder heim kehrete, ſagte man von ihm: An andern Orten, habe Keyſer Carl, die Krigsheere; vor Algier aber, ſich ſelber, Meer und Ungewitter, überwunden. Alſo pflage er auch, nach Ueberwindung andrer, ſich ſelber zuüberwinden, und des Siegs, zu Mehrung ſeiner Ehre und Gewalts, gar wenig zugebrauchen, ſagend: Solches ſey zwar Alexanders, Keyſ. Julians, und andrer alten Sieges-Helden, Kriegs-abſehen geweſen; Aber ein chriſtlicher Potentat, müſſe überdas, auf Gottes Ehre und das Heil der Seelen, ſehen. Den Herzogen von Cleve, der ſich wider ihn mit König Franzen verbunden hatte, verziehe er nicht allein, ſondern befreundete ſich auch mit ihm,†) und erwarb ihm ſeine Nifftel, König Ferdinands Tochter, zur Gemahlinn. Erwieſe alſo im Werk, was er oftmals zuſagen pflegete, daß nämlich der Sieg niemals ohne Ubung der Barmherzigkeit ſeyn ſolle. Als auch, die Landsleute in Afrika, ihme Kniefällig die Füſſe küſſen wolten, verbote er ihnen ſolches, mit dieſen Worten: Das Haupt regiret, und nicht die Füſſe.

Sonſten, wiewohl er meiſtentheils in Spanien ſich aufhielte, und, neben den 17 Niderländiſchen Provinzen, auſer dem Reich und der neuen Welt, faſt eben ſoviel Königreiche zu regiren hatte: dennoch ſo liebte und ehrte er, Teutſchland, vor allen andern ſeinen Ländern, als aus welchem, er ſagte, daß er, nicht allein, Väterlicher Ankunfft nach, hergeſtammet, ſondern auch darinnen zur Keyſerlichen Würde erhoben worden. Daher, gabe er ihm, unter andern, auch dieſen Lob-Spruch: In ſeinen andern Ländern, herrſche er nur über Sklaven; Aber in Teutſchland, über Fürſten und Herren. Als auch einsmals die Spaniſchen Rähte bey ihm anhielten, er wolte doch die vollen Teutſchen beurlauben und von Hof ſchaffen; ließe er alle ſeine Teutſche Bediente zuſammenfordern, zeigete ihnen diß Begehren an, und beſchloſſe mit dieſen Worten: Wolan, ſo kommt dann her, meine Teutſchen, und laſſet uns abziehen, damit wir ihnen nit länger beſchwerlich ſeyn! Stellete ſich damit, als wolte er davon ziehen: indem die Teutſchen, als die ihren Keyſer gerne in Teutſchland gehabt hätten, frölich nachzufolgen, die Spanier aber, ſchamroth und Fußfällig um Verzeihung zubitten, begunnen. Und dieſes ſein liebes Teutſchland hat er nit allein, ob-erwehnter maſſen, wider deſſen ausländiſchen Feind, den Groß Türken, mächtiglich geſchutzet: ſondern auch ſonſten, daſſelbige innerlich zuberuhigen, ſich äuſſerſt befliſſen. Unter andern, als er einsmals einen Schluß, wider welchen die meiſten Reichsſtände Bitt einlegten, formaliſiren und verfaſſen lieſſe, und ſein Canzler dieſe bedrohliche Clauſel mit hineinruckte: Keyſerl. Maj. wolte dieſen Schluß vollziehen, und ſolte ganz Teutſchland darüber verwüſtet werden; unterfuhre ihm der Keyſer, als er das Concept vorlaſe, mit den Worten: Das hab ich euch nicht ſchreiben heißen; da ſey Gott vor! Ich begehre mein liebes Vaterland, in welchem ich die höchſte Ehre und Hoheit empfangen, nicht zuverwüſten, ſondern, als ein Keyſer, zuſchützen, und zuhandhaben. Durch ſeinen P a ſ ſ a u i ſ c h e n R e l i g i o n s v e r t r a g,*) wurde das zweytrachtige Reich in das Band der Einigkeit wieder zuſammengefaſſt. Und hat der theure Held, mit dieſem löblichen Friedenswerk, ſeine ſieghafte Kriegsthaten, zugleich am Ende ſeiner Regierung, endigen und beſchließen, und damit ſich der Nachwelt zu ewigen Lob-andenken wohlempfohlen machend, andeuten wollen, die Kriege werden dadurch gerechtfertigt, wann ſie den Frieden zur Ziel Scheibe haben; und beglückſeeligt, wann ſie zu dieſem Ziel treffen, und keinen Fehlſchuß thun.

Als er in Gedanken, das Reich zu übergeben, begriffen ware, und die Reichs-Rähte ihn davon abmahneten, mit dem Einwand, er könde, es durch andere, in ſeinem Nahmen, verwalten laſſen; antwortete er ihnen: was würdet ihr alsdann vor ein Regiment führen, da ihr es itzt, noch in meinem Beyſeyn, ſo ſchlimme machet, daß jedermann über euch klagen muß? Und was würde auch ich durch andre thun können, da mir ſelber die Regierung ſo ſchwer gefallen? Recht-Keyſerliche Reden, und Dolmetſchern ſeines hohen Regierverſtandes: welcher auch aus folgenden ſeinen Lehrſprüchen erhellet. „Der „Oberkeit Fehlere, ſagte er, ſeyen gleich einer Sonnen Finſterniß; die bedeute und verurſache groſen Jammer. Ein Keyſer „müſſe, gleichwie die Sonne, Armen und Reichen zugleich ſcheinen, und Niemand ſeine Hülffe verſagen.“ Wie die Sonne das Wachs zerſchmelze, aber den Koht härte: alſo mache die Gnade der Obern etliche gut, andere aber verſtockt. Wie der Mond je weniger Liecht habe, je näher er der Sonne läufft: Alſo ſeyen die, ſo groſen Herren am nahſten, offtmals die ärmſten. Zu mehrgedachtem König Franzen ſagte er einsmals: Wir haben Hitzige Choleriſche Unterthanen; wann wir ſie nit zuweilen wider andere in Krieg führeten, würden ſie wieder uns ſelber kriegen. Zur Vollkommenheit eines Kriegsheeres erforderte er ein Italiäniſch Haubt, Spaniſche Arme, und ein Teutſches Herz; Bauch und Füſſe aber, von den übrigen Nationen oder Völkerſchaften. „Im Frauenzimmer (pflage er auch zuſagen) brauche er gerne die Franzöſiſche, im Raht die Italiäniſche, und zum Gebieten die Teutſche Sprache.“ Gute Schulen und richtige Uhren nennte er die zwey Zeichen eines wohlbeſtelleten Regiments. Sein Spruch ware auch: Aller Dinge Anfang ſey gering. Als man ihn einesmals bereden wolte, das verſprochne Geleite nicht zu halten, wieſe er die Rahtgeber mit dieſer Antwort ab: „Treu und Glaube, wann ſie in der ganzen Welt vertrieben, ſollen doch an dem Hofe eines Keyſers „anzutreffen ſeyn.“ Von einem Biſchoff, der ſeine Unterthanen, nicht ſo gar nötiger Urſachen halber, mit Krieg wolte überzogen haben, ſagte er: O des böſen Hirten, der ſeine eigne Schafe auffreſſen will! Seinem Sohn, König Philipſen in Spanien, gabe er, bey Antretung des Königreichs, dieſe Lehre: Er ſolte, weder im Krieg, noch in der Regierung, den höchſten Befehl lange bey einer Perſon laſſen; noch in auftragung deſſelben, mehr auf den Adel, als auf Tugend und Verdienſte ſehen.

---

*) Anno 1500.

**) An. 1542.

***) An. 1546.

†) A. 1544.

*) An. 1555. 25. Sept.

Digitized by Google

In ſeiner Jugend wurde er zeitlich von den Büchern ab zu den Ritterſpielen gezogen. Sein Belehrer, Adrian von Utrecht, (den er nachmals zur Bäpſtl. Würde befördert), ſagte dazumahl, es würde ihn dereinſt gereuen. Und das geſchahe auch. Dann als er einmahl Lateiniſch angeredet wurde, und nicht alles verſtunde, dachte er hieran, ſeufzte und ſagte: Hätte ich damals gefolget, ſo dörffte ich itzt nit mit fremden Ohren hören, und mit fremdem Mund reden. Sein Gemüte, als ganz unbeweglich und ſtandfäſt, lieſſe ſich vom Glück nit trotzig, noch vom Unglück verzagt machen: blieb demnach allemahl mit einerley Buchſtaben an ſeine Stirn geſchrieben, und man konde daraus zu keiner Zeit einige änderung leſen. Wie groß und mächtig er ware, ſo mangelte es ihm doch niemals an Willen, ſich unter ſich ſelber zu demüthigen. Als ihme in einer Empfahungs-Rede, alle Keyſerl. Tugenden zu Ruhm zugemeſſen wurden; ſagte er darauf: Das groſſe Lob, das ihr uns zuſchreibet, iſt uns darüm lieb, weil es uns erinnert, wie wir ſollen beſchaffen ſeyn. Als König Franz, nach dem Treffen vor Pavie, in der Kammer, darinnen er gefänglich gehalten wurde, Keyſer Carls obangezogenes Denkbild an der Wand fande, und, ſolches ihm zu Hon dahingemahlet, achtend, darunter ſchrieb: Heute an mir, Morgen an dir! *) ſetzte der Keyſer, als er deſſen etliche Tage hernach gewar worden, dieſes hinzu: Ich bin ein Menſch, und verſtehe michs, daß mir etwas Menſchliches widerfahren könne. **) Als er, nach übergebenem Reich, kurz vor ſeinem letzten Abzug aus Teutſchland, mit Selden, ſeines Brudern König Ferdinands Abgeſandten, tief in die Nacht hinein geſprachet, und endlich ſeinem Diener geklingelt, aber keiner herbey kame, nahme er ſelber das Liecht, truge es, wie heftig der dawider ware, gedachtem Selden die Stiegen hinab vor, und ſagte: Mein lieber Selden! dieſes laſſt euch ein ewigs Denkmal ſeyn Keyſer Carls, der etwan vordeſſen mit ſo vielen Wachten und Kriegshauffen umgeben, itzund, wie ihr ſehet, von jedermann, auch ſeinen eignen Dienern, verlaſſen iſt, und dem ihr ſo viel Jahre gedienet, der hat auch itzt wieder gedienet, und hiemit eurer Tugend und Geſchicklichkeit, deren ich diß zu Ehren thue, ein ewiges Gedächtniß bey den Nachkommen machen wollen. In Wahrheit ein unerhörtes Beyſpiel hoher Leutſeeligkeit!

Er aß und trank mäſſig, und gleichſam nach dem Gewichte; und zwar lieber gemeine Speißen, als fremde Leckerbißlein. Alſo verachtete er auch äuſſerlichen Pracht, und pflag ſich ſchlechtlich zu kleiden. „Hochvernünftig ermeſſend, der Vor„zug Menſchlicher Hoheit, behaupte ſich, nit durch äuſſerliche „theure Erdklumpen oder Seidenlumpen, ſondern innerlich durch „ein Gemüte, welches, der Menſchheit Gränzen überſchreitend, „der Gottheit näher tritt.“ Und es ſcheinet auch, als habe er, beydes ſo hohe Tugenden und ſo groſſe Glückſeeligkeiten, wie jener allerweißeſte König, vom Himmel erbetten. Dann, er pflage nicht viel zu reden, aber lang zu beten. Daher ſagten ſeine Hofleute: „Keyſer Carl rede mehr mit Gott, als mit den „Menſchen.“ Vor dem erſten Zug in die Barbarey, als von Verordnung eines Feldherrn geredet wurde, hielte er im vollen Raht ein Crucifix empor, ſagend: dieſer, deſſen diß ein Zeichen iſt, ſoll das Haupt eines ſo heiligen Zugs ſeyn. Gleichwie er nun den Krieg mit Gott anfienge, alſo pflage er auch den Sieg Gott heimzuſchreiben. Daher ſagte er, nachdem er den Churfürſten in Sachſen gefangen und Wittenberg erobert hatte: „Ich kam und ſahe; aber Gott hat überwunden.“ *) Dieſe ſeine Gottesliebe war eine Urſach, daß er endlich entſchloſſen wurde, ſich von den Menſchen abzuſondern, um, ſich mit Gott bekandt zu machen, und den Himmliſchen Betrachtungen abzuwarten. „Ich muß mir auch Zeit nehmen, ſagte er, mich zum Sterben zubereiten.“ Dieſes Leben, dachte er, laufft zum Tode, und der Tod führet in ein anders und ewiges Leben. So hänget nun, die Gewißheit der Ankunft in jenes, an der guten Bereitſchaft der Abfahrt aus dieſem Leben. Dieſem nach, thäte er etwas, das, weil die Welt ſteht, ein einiger ſeines gleichen gethan: dem er es aber in gutem Vorſatz weit zuvor gethan. Keyſer Diocletian übergab das Reich, aus Begierde eines ruhigen Landlebens: Keyſer Carl aber aus einer höchſtlöblichen Gottes-Liebe. Jener trat ab, als ein Tyrann und Verfolger, mit jedermans Frolocken: Dieſer aber, als ein Vater und Beſchützer, mit jedermans Leidweſen. Jenen gereuete ſolcher Uebergabe: dieſer aber pflegte oft zuſagen, er empfahe von dieſem ſeinen eiſamen Leben mehr Wolluſt und Freude, als hiebevor von allen ſeinen Triumfen und Herrlichkeiten. Der ſich ſelbſt überwindet, ſagt der König aller Weißen, iſt gröſſer, dann der Städte gewinnet. Und die Tugend kan auch zu höherer Vollkommenheit nicht gelangen, als wann ſie über ſich ſelbſt ſteiget, und ihre Verdienſte unter eine hartſeelige Zufriedenheit demütigend, die Herrlichkeit der Belohnungen verlachet. Einen ſolchen höchſtpreiswürdigen Sieg erhielte, und eine ſolche Tugendvollkommenheit erſtiege, dieſer Keyſer. Die höchſte Weltwürde, welche zu erlangen, von andern, Land und Leute, Ehr und Gut, ja Leib und Seele, in die Schanz geſchlagen werden, trate er nicht allein, neben allen ſeinen Königreichen und Erblanden freywillig ab, ſondern er lieſſe ſich auch durch kein Bitten erbitten, dieſelbe nit abzutreten. Eine Sache, die genugſam iſt, ihn vor den Großen und Beſten unter allen ſeines gleichen zubehaupten.

Sixt von Bircken
(Xyſt. Betulejus),

der Sohn eines Webers, ward am 21. Februar 1500 in Augsburg geboren, ſtudirte zu Erfurt, Tübingen und Baſel, bekleidete nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Lehrerſtelle an der St. Theodorſchule, dann am theologiſchen Seminarium zu Baſel und ging 1536 als Rector der St. Annenſchule nach Augsburg, woſelbſt er ſpäter auch Bibliothekar ward und am 19. Juni 1554 ſtarb.

Von ihm erſchien im Drucke:

Eine Tragedie mit 57 Perſonen, Judith u. ſ. w. Straßburg, 1559.

Es werden ihm ferner mehrere lateiniſche und deutſche Dramen, wie z. B. Nobilitas vera; Sapientia Salomonis, Suſanna, Bel, Zorobabel, Herodes u. ſ. w. zugeſchrieben.

Seine deutſchen dramatiſchen Leiſtungen, im Geſchmacke jener Zeit, erheben ſich nicht über das Gewöhnliche; ſie ſind in gezählten Reimverſen geſchrieben.

Christian Friedrich von Blankenburg

ward am 24. Januar 1744 bei Kolberg in Pommern geboren und trat, nachdem er ſeine Bildung in der königlichen Militärſchule zu Berlin erhalten hatte, ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre in preußiſche Dienſte. — Er nahm Theil am ſiebenjährigen Kriege, mußte aber ſpäter ſeiner zerſtörten Geſundheit wegen die militäriſche Laufbahn aufgeben und erhielt ſeinen Abſchied mit dem Charakter eines Hauptmanns. Leipzig zum Aufenthaltsorte wählend, lebte er nun in ſtiller Zurückgezogenheit den Wiſſenſchaften und dem Kreiſe ſeiner Freunde und ſtarb, allgemein geliebt und bedauert, am 4. Mai 1796.

Seine Schriften ſind:

Verſuch über den Roman. — Leipzig und Liegnitz, 1774.

Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Reichs und deutſcher Sitten. Ein Roman. Erſter Theil (Mehr iſt nicht davon erſchienen). Liegnitz, 1775.

S. Johnſon's biographiſche und kritiſche Nachrichten von einigen Engliſchen Dichtern, aus dem Engliſchen überſetzt und mit Anmerkungen vermehrt. 2 Thle. Altenb. 1781—83.

*) Hodie mihi, Cras tibi.

**) Homo sum, nihil humani à me alienum puto.

*) Veni, Vidi, Deus Vicit.

Digitized by Google

Herausgegeben von ihm wurden:

- J. G. Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Neue Auflage. Leipz. 1786—87. 4 Thle. und öfter. — Seine Anmerkungen und Verbeſſerungen erſchienen auch beſonders unter dem Titel: F. v. Blankenburg's literäriſche Zuſätze zu J. G. Sulzer's allg. Theorie d. ſchön. K. u. W. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.
- J. G. Sulzer's vermiſchte Schriften u. ſ. w. Leipzig, 1781.
- G. J. Zollikofer's Predigten, nach ſeinem Tode herausgegeben. 7 Bde. Leipzig, 1788—89.

v. B. war ein überaus fleißiger, redlich ſtrebender Mann, der mit den vielſeitigſten Kenntniſſen die äußerſte Beſcheidenheit verband. In Sulzer's Geiſte (S. d.) fortarbeitend, ſuchte er größere Klarheit über Gegenſtände aus dem Gebiete der Philoſophie, der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften zu verbreiten zu einer Zeit, wo die Theorie derſelben noch ſehr im Werden ſich befand, und man eben anfing, verjährte Vorurtheile auszurotten und hellere, gründliche Anſichten zu gewinnen. Wenn gleich ſeine Forſchungen nicht eigentlich ſelbſtſtändig zu nennen ſind und ſehr bald von den Leiſtungen ſpäterer Jahre überflügelt wurden, ſo gebühret ihm doch das wohlverdiente Lob, unermüdlich thätig geweſen zu ſeyn und mit angeborenem feinem Geſchmack oft das Richtige getroffen, beſonders aber überall da, wo poſitives hiſtoriſches Wiſſen das Haupterforderniß war, mit unermüdlicher Emſigkeit die Lücken ergänzt und die nothwendigen Materialien zum Baue für kommende Geſchlechter zuſammengetragen zu haben. Dies iſt hauptſächlich der Fall in ſeinen Beiträgen zur ſulzerſchen Theorie. Sein Verſuch über den Roman galt lange, und für die Zeit, in welcher er erſchien, mit großem Rechte, als eine vortreffliche Arbeit. Minder glücklich war er im Romane ſelbſt, denn ſeine Beiträge zur Geſchichte des deutſchen Reiches ſind eine in vielfacher Hinſicht verfehlte Arbeit: auch gab er, da er das ſehr bald einſah, in ſeiner zarten Beſcheidenheit jede Fortſetzung derſelben auf. —

Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. Bd. 59. St. 2. S. 304—3011.

Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1796 Bd. 2. S. 333—399.

Sein Portrait findet ſich vor dem 90. Bande der Allgemeinen deutſchen Bibliothek

---

Alexander von Blomberg,

mit ſeinem vollen Namen Karl Alexander Johann Ludwig Freiherr von B., ward am 31. Januar 1788 zu Jagenhauſen im Lippeſchen geboren, trat bereits in ſeinem dreizehnten Jahre in preußiſche Militärdienſte, nahm Theil an der Schlacht von Jena, ward nach derſelben auf ſein Ehrenwort entlaſſen und lebte nun geraume Zeit zu Berlin, bis er 1809 an Schill's Zuge Theil nahm, wofür er ein Vierteljahr Feſtungsarreſt erdulden mußte. Darauf trat er wieder als Lieutenant und Adjutant in die preußiſche Armee, ging aber 1812 in ruſſiſche Dienſte und ward Adjutant des General Tettenborn. Eine feindliche Kugel tödtete ihn am 20. Februar 1813 vor dem ſchönhäuſer Thor zu Berlin.

La Motte Fouqué gab 1820 ſeine hinterlaſſenen Schriften heraus. Sie enthalten die Trauerſpiele Konradin von Schwaben, Waldemar von Dänemark und kleinere Gedichte.

Als Dichter erhebt ſich A. v. B. nicht über die Sphäre der Mittelmäßigkeit; Reflexion vertritt zu oft bei ihm die Stelle der Phantaſie und der Begeiſterung. An ſeinen Trauerſpielen iſt allenfalls eine conſequente Durchführung der Charaktere und die gebildete, aber keineswegs ſchwungreiche Diction zu loben; doch zeugen ſeine ſämmtlichen poetiſchen Leiſtungen von redlichem Wollen und ernſtem Streben für Recht, Tugend und Vaterland. —

Wilhelm von Blomberg,

des Vorigen Bruder, Offizier in preußiſchen Dienſten zu Düſſeldorf, ward am 6. Mai 1786 zu Jagenhauſen im Lippeſchen geboren, ſtudirte von 1805 bis 1809 in Halle und Heidelberg, privatiſirte darauf und trat 1813 in die preußiſche Armee.

Von ihm erſchien:

- Satiren über das göttliche Volk. Lemgo, 1811—1817. 2 Thle. N. A. 1823.
- Thomas Aniello. Trauerſpiel. Hamm, 1819.
- Das Leben J. F. Steinert's. Lemgo, 1823.
- Hermann's Tod, Trauerſpiel. Hamm, 1824.
- Gedichte. Stuttgart, 1826.

W. von B's Satiren ſind unbedingt ſeine vorzüglichſte Leiſtung. Edle Geſinnungen, ein reges Talent der Auffaſſung des Tadelnswerthen, feine Ironie neben ſcharfem Spott und eine ſehr gebildete Sprache, ſo wie ein gewandter Versbau zeichnen dieſelben höchſt vortheilhaft aus und machen ſie um deſto empfehlenswerther, je ärmer die deutſche Literatur an Gedichten dieſer Gattung iſt. — Nicht ſo bedeutend ſind ſeine Trauerſpiele; der Verſtand herrſcht zu ſehr vor, und es fehlt ihm, wie ſeinem Bruder, an tieferem Schwunge poetiſcher Begeiſterung. — Unter ſeinen Gedichten ſind einzelne gelungen zu nennen. —

I.

Die Satire.*)

Viele Lehrer hatt' ich zuerſt, ein lockiges Knäblein,
Schwarz im blonden Volke daheim: Geſtorbener Zeugniß
Reden und Thun, und Lebender viel, und hatte die Zunge
Früh gelöſt, und ſchaute mit keckem Auge die Dinge,
War nicht friedlich daheim, in andere Häuſer zu ſchauen
Lohnete mehr, und kühn dem Sinn mit dem Tritte zu folgen.
Und ich wähnt' in dem Strahle des Tags die Geiſter zu ſehen,
Tief in den Mienen verſteckt, auf Lipp' und Augen erſcheinend.
Einige lockten mich an und zeigten mir himmliſchen Urſprung,
Stimm' und Geſtalt bewegend wie oben über den Sternen;
Andere zogen mich Armen hinab in die finſtere Erde,
Weiſend die Noth, und das Spiel des allverderbenden Zufalls,
Und dem Gehaſſten naht' ich mich oft, willkommen ihm ſelbſt nicht.
Und es mahnete mich mit jeglichem Alter zu reden,
Und in den Schulen erkühnt die zürnenden Lehrer zu lehren.
Drohenden ſagt' ich: „Es iſt nicht Schuld der eigene Wille,
„Alſo will es in mir ein unbezwingliches Leben
„Denn zwei Wege muß ich zugleich abwandern und aufwärts;
„Heute ſeyn im Olymp und morgen bei den Geſellen;
„Deßhalb ſchmähet mir nicht geſondertes Wiſſen und Reden.
„Drum ja ſeht ihr mich ſchwarz vor vielen anders geſtaltet,
„Hüten könnt ihr euch immer, und eure Ohren mit Wachſe
„Schließen, daß ich euch nicht mit böslicher Zunge verderbe.
„Aber habt ihr einmal die argen Worte vernommen,

---

*) Aus: Wilh. Freiherrn Blomberg's Satiren über das göttl. Volk. 2. Aufl. Lemgo, 1823.

Digitized by Google

„Zürnet mir nicht, auch folget mir nicht, und haltet an Eurem.
„Denn ihr ſinket hinab, ich ſchweb' euch oben ein Irrlicht.
„Helfet mir nicht zum Geſang mit euren Stimmen, und leſet
„Giftige Kräuter nicht auf, mir Stoff in die Hände zu geben.
„Denn euch brennen ſie nur, mir ſind ſie ſpielender Umgang.“
Als ich nun ſo im heimiſchen Volk dem Treiben begegnet,
Vieles redend am Weg' und im Wald, und erfülletem Markte,
Nahte ſich mir ein finſterer Mann, und ſah mir das Auge
Scharf, und gab mir die Hand, und zog zu heimlichem Wort mich.
„Lange,“ redet' er, „irr' ich, ein ſolches Wunder zu finden,
„Und ich achtete ſchon, vergeblich laufe der Pfad mir
„Hin von Norden nach Weſt und Süd, und hin nach dem Aufgang.
„Dich nun kannt' ich ſogleich aus Tauſenden, alſo geſchieden
„Zeigſt du von andern dich, und dich den Geſucheten nah mir.
„Auf mit mir in den Wald, du ſollſt ein Wunder vollenden.
„Denn ich ſeh' es an dir, du biſt ein göttliches Mittel,
„Helfend in mancherlei Pein und Nöthen dem Menſchengeſchlechte;
„Wie einſt unter das Kraut ein mächtiges miſchte der Weltgeiſt,
„Dem die Gewalt gegeben hinein in die innerſte Seele,
„Wunderbar wirkend zu dringen dem übermüthigen Menſchen.
„Alſo mit ätzendem Saft die Wunden zu heilen verſtehſt du,
„Und in Erſtorbenes wieder lebendige Keime zu pflanzen.“
Und ich ſprach: „Was ſuchſt du bei mir, und preiſeſt mich alſo?“
Und er ſagte mir noch: „Ein Greis iſt dorten zu ſehen,
„Ganz im Gemüthe verwirrt und blind und leidend und hülflos,
„Aber den Königen König im weiten Runde der Erde,
„Wenn du verlornes Erkennen von ſich und den wirklichen Dingen
„Wieder erweckſt im Gemüthe, das fern dem irdiſchen Urſprung
„Irrt im Beſchaun der Götter an Lethes feſſelnden Ufern.
„Alſo hält ihn der zaubriſche Kreis in ſeiner Gewahrung,
„Daß er des Wahnſinns Herrlichkeit nie dir willig vertauſchet
„Mit der kalten Vernunft und nackt beſchauetem Leben.
„Du nun wahrlich, du wirſt mit Worten löſen die Zauber,
„Daß er ſich ſelber erkennet, und niederſtürzen in ſeinem
„Innern die goldenen Säulen des eingebildeten Tempels,
„Und er auch uns erkennt, beſchämt aus der Lüge ſich windend.“
Und wir gingen, den Mann zu finden, in dunkle Gebirge
Einſamen Pfad, und klimmten an Felſen nieder und aufwärts.
Endlich fanden wir ihn vor einſamer Hütte gelagert.
Blind nun war er und ſang ein finſter tönendes Lied ſich.
Und ich faßte mir Muth und ſprach zu dem Greiſe die Worte:
„Was nun härmſt du dich hier in Nacht und einſamer Wildniß,
„Fern von helfender Hand und alterpflegender Liebe?
„Aber die Augen ſind dir geblendet, alſo erſcheinet
„Alles anders in dir, und fremd gar dünket dir endlich
„Solch unſeeliges Loos und dich betrügendes Leben.
„Weißt du nicht, daß du der König des mittleren Waldes der Erde,
„Daß zu dienen um dich die andern Menſchen beſtellt ſind?
„Und du ſteigſt den Berg nicht hinan, das Scepter zu führen,
„Und du entwöhneſt das Volk, die herrſchende Stimme zu hören?
„Auf, beſinne dich wohl, und fremd nicht ſey's und verſtandlos,
„Was ich dir eben geſagt, den Herrſchenden werde der Erſte.
„Denn nicht ſchwach ja iſt dir der Leib, und edel die Bildung,
„Abzulenken von dir den Troß der niedrigen Seelen,
„Und um das Edelſte ſelbſt die herrſchenden Netze zu ſpannen.
„Aber ſchauern wirſt du dich ſelbſt erkennend im Worte,
„Wenn ich dir weiter erzählt, wie du und die Erde geſchieden,
„Und wie ſtreng der Gewalt der eiſerne Scepter gebühre,
„Und allein mit dem Eiſen geſtählt auflebe die Freiheit.
„Wieder erblicke den Stern, den deiner Jugend die Götter
„Hefteten, welchen du ſelbſt in Nebelwolken gehüllt haſt,
„Und empfange das dir vergeſſene Zeichen des Lebens.“
Dieß nun ſprach ich, es neigte der Greis das geblendete Antlitz
Nieder, und ſprach abwendend von uns zu der eigenen Seele:
„Alſo neiget die Blüthe ſich mir, der tödtende Staub ſinkt
„Ueber mich hin, und Duft und Blätter wollen vergehen.
„Wagt ihr, gegen den Tod zu ſtreiten, thörichte Menſchen?
„Retten wollt ihr auch das Unrettbare, öffnen das Auge
„Dem für die Nacht, der Sonnen in ſich und Himmel zu ſchaun hat,
„Und nach hellerem Tag aus Todesnächten emporſtrebt?
„So nun ſah mich gewachſen der Wald, und den grünenden Wald ich.
„Beide ſcheiden wir wohl, ſeht ihr die goldenen Säulen
„Nicht im Innern mir anitzt, ſo werdet ihr einſt ſie
„Steigen ſehn aus der Aſch' empor an die Bogen der Sterne.
„Gönn ich in Frieden euch alles, und harre wie es auch werde,
„Thut ein gleiches an mir, und glaubet wo es vergönnt iſt.
„Alſo kannt' ich mich ſelber, und hielt mich fern von den andern.“
Und mich grauſet' die Rede, die Wang' bemeiſterte Schaam rings.
Weg nun wandt' ich den Blick, beſchämt auf den Führer ihn heftend.
Aber er ſchwieg und deutete wieder das Wort zu ergreifen.
„Höre mich Greis,“ ſo ſprach ich, „und reichte nimmer zu hart mich.
„Denn es ward mir ein Stachel gegeben unter die Blätter,
„Dieſen breche zuvor, wer in den Händen die Blume
„Sicher zu führen beſtrebt, und freudige Düfte zu athmen.
„Dem gefällt auch die Knoſpe, das herbe Blatt und der Stengel,
„Welcher das liebliche Bild der Blume führet im Innren.
„Was ich geſagt, es redets durch mich ein finſterer Alter;
„Aber im Munde der Jugend ergrünt die verſtändige Rede:
„Höre mich Greis, verdamme mich nicht, denn jugendlich bin ich.“
Und es horchte der Greis, und wendete zu mir das Antlitz:
Und er ſprach: „Mein Sohn, du ſpät aus dem Staube Gebohrner,
„Wo nichts weiter entblüht, und rings die Herrlichkeit alle
„Sinkt in Trümmer zurück, und gleich ſich alles hinabdrängt.
„Wie nur kommſt du mir an, ein wehes ſchauriges Stündlein,
„Aehnlich dem Schwert und der Wage, die That zu prüfen dem Todten?
„Aber ferne den Alten von dir, und wie er auch ſchweige,
„Denn ich liebe die Abſicht nicht, ſie ſtöret mit Böſem;
„Du nur rede mir frey, dich hör' ich, rede mir immer!“

Der Dichter und Teut. *)

(Ein Traum.)

Es lachte draußen Lenz, und Lenz war innen:
Dem Dichtermuthe wonniges Behagen,
Des Frühlings Phantaſie'n im Spiel zu haſchen;
Zu koſen mit dem duft'gen Lenzesathem,
Zu ſpielen mit dem Himmel, mit der Erde:
Mit Vöglein, Blumen, flücht'gen Schmetterlingen
Den Sommerſtrahl zu fangen, und zu meiden.
Doch ward der Drang getrieben nach der Ferne.

Denn droben wußt' ich, auf dem Bergesrücken
Der ſich von Oſten waldvoll zieht nach Weſten,
Wohn' ein bejahrter Ackersmann, in ſaurer
Und thät'ger Müh beſorgt um Haus und Garten,
Der Vater Teut geheißen. Nicht zu lernen
Von ſeiner Kunſt, nicht um die Frucht zu handeln,
Auch nicht bey ihm zu weilen war mein Wille.
Doch hört' ich, hegt er auch ein Blumengärtlein
Gelegen an der warmen Mittagsſonne.
Drinn meint' ich blaue zarte Frühlings-Krokus
Und duft'ge Hyazinthen anzutreffen.

Nicht für mein Mädchen wollt' ich dieſe brechen,
Nein, mit den Wurzeln ſie aus Teut's Gehege
In meinen eig'nen Frühlingsgarten pflanzen;
Und wollte Teut mir ſolches nicht gewähren,
Dacht' ich mit Liſt ſie dennoch zu erhaſchen.
Denn wohlbedacht war ich auf meinen Garten,
Verliebt in jede duft'ge Frühlingsblume.
Und hielt die Blumen alle mein von ſelber;
Doch auch nichts and'res mein, als nur die Blumen.

Drauf ſpannt ich vor des offnen Wagens Muſchel
Zwei muntre Roſſe, flüchtig wie der Lenker.
Die Geißel hielt ich hoch in meinen Händen;
Und ohne ſie zu brauchen, flog der Wagen.
Die Lüfte ſpielten mild um Bruſt und Locken.
Denn Hut und Ueberrock hatt' ich vergeſſen,
Wiewohl zu Teut der Weg nicht kurz zu nennen.
Rings flog an mir vorüber Wald und Wieſe,
Und Dorf und Weiher. Doch im Herzen voller
Des Lenzes Aufblühn tragend als im Auge,
Trat immer näher aus der fernen Bläue
Das Waldgebirge Teut's in farbge Klarheit.

Doch ward der Pfad nun wild an dem Gebirge,
Und über Stein' und knot'ge Wurzelſtränge
Ging es nicht ohne Schwung der Geißel aufwärts.
Nicht dacht' ich an der Roſſe Schweiß und Arbeit,
Nicht an des Wagens, und an 's eig'ne Schickſal,
Im Herzen nur den Trieb nach blauen Blumen.

*) Aus: Wilh. Freih. v. Blomberg's Gedichten. Stuttgart und Tübingen, 1826.

Digitized by Google

Wie ſteigend, und gewunden auch am Abhang,
Der Weg im jähen Abgrund ſchien zu enden,
Ich achtet's nicht, und wagt's, und kam zum Gipfel.

Hier ſchwebt' ich leicht, vor mir die Sonn' im Süden,
Und raſig lief zur rechten, waldbegränzet,
Entlangs der Höh', der Weg auf grünen Matten.
Hier ſah ich unter mir mit Wohlbehagen
Ein tiefes Thal zur linken ſich eröffnen.
Drinn floß ein breiter Strom, noch laut ſich wirbelnd
In hohen Fluthen, trieb von Winterunmuth,
Der Schollen Hemmung zornvoll mit ſich reißend.
Nur fern erblickt' ich ruhiger den Spiegel,
Des Schiffervolkes aufgeſchwellte Segel,
Und ihre Loſung tönt herauf von Abend.

Ich ſah die Aecker Teut's ſich aus den Waſſern
Mit neuem Grün erheben, ſah die Arbeit
Auf höhern Feldern, ſah die Dämme beſſern.
Doch während ſchweigend die poet'ſchen Blicke
Sich an der unt'ren Menſchenarbeit freuten,
Entging mir, wie die Spur zu Teut's Behauſung
Sich immer mehr verlor. Nicht Weg nicht Wagen
Nicht Roſſe ſtörten die beſchau'nden Augen.
Ich merkte nicht, daß dem poet'ſchen Fuhrwerk'
Ein ſolcher Weg, trotz aller Müh, verſagt war.

Doch plötzlich fiel ich aus dem Frühlingstaumel.
Denn meine Roſſe, die ſo leicht mich aufwärts,
Die ſo gefahrvoll mich ſo kühn gefahren,
Vermißt ich plötzlich vor der Wagenmuſchel.
Auch von dem Wagen blieb nicht Sitz, nicht Deichſel;
Sogar auch drei der Räder ſah ich ſchwinden.
Nur eines lag noch auf der Spuren Ende.
Da ſtand ich hülflos vor des Ziels Erreichung.
Vergeblich ſah ich mich nach allen Seiten,
Nach oben um, nach unten in Verzweiflung.

Vergebens hofft' ich, ſcherzend oder boshaft,
Den Grund des Mißgeſchicks, durch Zauberſtimmen
Aus irgend einem Winkel zu vernehmen.
Doch Stille blieb; und ich, die Blumen immer
Mit wandelloſem Drang in meinem Herzen,
Vermogte nicht den theuren Reſt zu laſſen,
Nicht vor dem innern Vorſatz umzulenken.

Ermannet griff ich in des Rades Felgen;
Und jenes Rad, das mich ſo treu getragen,
Wälzt ich nun dankbar, und beſorgter Pflege,
Vor mir auf engem Pfad zu Teut's Behauſung.

Drauf an des weiten äußern Hofs Verzäunung
Gelangt ich da, wo an dem Weg der Garten,
Mit hölzernem Geländer ſchlecht umgeben,
Zugänglich jedem, aus der Wildniß abſchied.

Den Garten fand ich ſonder Pfleg' des Eigners;
Zertreten Weg' und Beete. Nur die Reſte
Vergeſſ'ner Sorg' entwanden ſich dem Boden;
Hier eine wild entwöhnte Taxushecke
Angſtvoller Scheer' entwachſen; dort die Lauben
Mit rings verwachſ'nem Eingang, wildem Schirme;
Ausländ'ſche Blumen halb im Weg vertreten,
Und Unkraut wuchernd über zarten Knospen.
Hohnlachend blickt' der alte kerngeſunde
Hochwald, mit ſeinen Buch- und Eichengipfeln
Und Edeltannen, in den Teut'ſchen Garten.
Doch ſchien mir leicht nun meines Drangs Erreichung.
Denn wer wird nach dem Ungeſchätzten fragen,
Wenn ſich der Eigner ſelbſt entwöhnt der Blumen?
Da fiel mein Blick auf ferne blaue Blümlein,
Und unter Unkraut glaubt' ich zu erblicken
Die ſüßen Blumenkelche, mir ſo theuer.

Drauf legt' ich ſanft mein Rad an das Geländer,
Und ſchwang mich leicht in den verſäumten Garten.
Doch als ich jene Pflänzlein näher ſchaute,
Gewahrt ich, daß nicht Krokus ſey die Blume;
Daß eine Diſtel, jugendlich noch keimend,
So Farb' als Bau nachahment' auf Stachelblättern.
Und doch gefiel mir dieſe ſelt'ne Pflanze.
Viel' mit den Wurzeln hob ich aus dem Boden.
Auch hob ich eine Knospenhyazinthe
Daneben, mit der Zwiebel aus der Erde.

Kaum hatt' ich in den Händen meine Beute,
Als ſich der alte Hausherr langſam näh'rte;
Und fürchtend ſeinen Zorn eilt' ich zur Seite',
Und barg im Moos den Raub. Dann eilt' ich muthig
Entgegen ihm, nicht ohne Zwang ihn grüßend.
Doch freundlich war der Mann, als kenn' er lang mich;
Und grüßte bieder, gab mir auch die Rechte.
Treuherzig war ſein Blick, ſtill und geſchäftig,
Doch kein Behagen zog ihn auf den Garten.
Gealterte, doch kräft'ge Züge, hüllt er
Im grauen Ueberrock, von magerm Tuche;
An woll'nen Strümpfen klappt ihm der Pantoffel,
Und graues Haupthaar blickt aus weißer Nachtmütz'.

„Willkommen," ſprach er: „viele Freunde kommen,
„Zu ſehen meinen Flor in meiner Wirthſchaft.
„Seit ich erlöſt bin von dem Diebsgeſindel,
„Hat Gott die Wirthſchaft wiederum geſegnet.
„Nur macht mir oft das baare Geld noch Sorge.
„Jetzt bau' ich an dem neuen Vorrathshauſe,
„Mit herrlichem Gelaß für Korn und Früchte.
„So's dir beliebt, will ich den Bau dir weiſen."

Drauf eill' er mir voraus nach der Behauſung,
Die wie ein Kloſter, das von Mönch und Nonne
Verlaſſen, und zur Pachtung eingerichtet,
In Stein- und Holz-Bau wechſelnd, ſich emporhob.
Geſtützt war Altes ſtets mit neuer Hülfe.
Nicht zierlich prangt' der Hof von neuem Pflaſter,
Nein, rings erfüllt mit Dünger aus den Ställen,
Führt' drüberhin ein Pfad auf ſchmalen Brettern,
Selbſt in die Wohnung Teut's zur Eingangspforte.
Im Hauſe war in engen Kloſtergängen
Des Tages Licht nur kümmerlich verbreitet;
Nur einzeln proteſtirten neue Scheiben,
Gefügt zum dunkeln Glas im alten Rahmen.

Da ſagte Teut: „Zu meiner Frau und Kindern
„Will ich dich nicht in die Gemächer führen.
„Du kommſt zu ſpät. Es iſt ſchon hoch am Tage.
„Denn Frau und Kinder haben voll der Arbeit,
„An Spinnen, Weben, Kochen, Haushaltsmühen.
„Denn ſehen wirſt du nun mit eignen Augen,
„Wie jeder ohne Raſt ſich drinn beſchäftigt.
„Ein ſolcher Haushalt koſtet Schweiß und Mühe,
„Und Schweiß und Mühe ſelbſt ſind ſeine Früchte."
Dabei ging aus den Blicken ihm ein leichter
Scherzhafter Strahl auf mich, den luſt'gen Dichter.
Drauf führt' er mich durch Windeltreppen höher,
Und ſchloß den Speicher auf. Mit Wohlbehagen
Wies er mir ſeines Kornes reichen Seegen;
Auch künſtlich ausgedachte Mäuſefallen
Des eig'nen Genie's preisliche Erfindung.
„Drin," ſprach er: „fing ich manch' korngierig Mäuslein;
„Ja manche fremde Land- und Waſſerratte."
Dann eilt er zu des langen Speichers Ende,
Und ſchloß ein Thürlein auf, daraus mir weiſend
Des neuen Baues jüngſt erhob'ne Giebel,
Die unbekleidet noch, zum alten Dache
Sich, wohl gezimmert, aus dem Grunde fügten.
Tief unten tönt' es von der Maurer Arbeit,
Und oben klopft' es bei den Zimmerleuten,
Denn an den Latten nagelte man munter.
Dort ſah ich ſtaunend manchen Freund im Schurzfell,
Mit Winkelmaaß und Kell' und Hammer ſtehen,
Den ich in deutſchen Herrſcherſtädten wußte
Mit Rath und That bereit zu Amtsgeſchäften.
Sie grüßten mich, nur nicht die Arbeit hemmend.

Da ſprang mir Teut voran von Balk' zu Balken,
Und ſonder Zaudern folgt' ich ſeinen Tritten.
Doch plötzlich ſah er ſich nach ſeinem Dichter
Im Springen fragend um, als wollt' er ſagen:
„Haſt du den Hammer noch nicht in den Händen?"
Da ſank mein Blick zuerſt herab zur Tiefe,
Und wirrer Schwindel faßte Kopf und Sinne.
Da beugt ich mich, und ängſtlich feſt mich klammernd,
Faßt ich den Balken, kriechend bis zum Giebel,
Und drückte mich zum Niederſteigen abwärts.
Da ſchallte laut des Arbeitsvolks Gelächter.
Denn unbekannt war allen ſolch ein Schwindel;
So hoch zu kommen, und ſo ängſtlich, nieder
Vom Dach, ſich von der Arbeit abzudrücken.

Als ich mit Zittern unten angelanget,
Ward mir die Angſt wohl ſelber zum Gelächter.
Doch eilt' ich gleich zum Ort im Blumengarten,
Wo ich die Pflänzlein in dem Moos geborgen.
Die nahm ich freudig, lief zu meinem Rade,
Es hebend, wälzend wie vorhin, doch heimwärts.

Digitized by Google

Als ich drauf, gar zu froh in dem Berufe,
Leichtſinnig trieb mein Spielzeug an den Bergrand:
Rutſcht' es mir jählings ab aus meinen Händen,
Hinab zur Tiefe unaufhaltſam ſpringend.
Lebendig ſchien's, und ſelber mit Vergnügen
Aus meiner Hand dem Strome zuzueilen.
Und endlich ſah ich's an dem Uferſchilfe
Sich gar bequemlich ruhig niederlegen.

Da klagt' ich laut, und rief nach fremder Hülfe.
Denn lieb war mir mein Rad wie die Geliebte,
Und kraftlos ſah ich hin in jene Tiefen.

Da kam vom Bau ein Bruder hergeſprungen,
Die Arbeit laſſend um dem Freund zu helfen.
Er wand ſich ohne Schwindel an den Felſen
Hinab bis an mein Rad im Uferſchilfe,
Hob es mit leichter Müh' auf ſeine Schulter,
Und brachte mir hinauf das theure Spielzeug.
Und als ich kaum den heißen Dank geſtammelt,
Stand vor mir wohlgeſattelt eins der Roſſe,
Die mich den Berg hinauf zu Teut gefahren.
Um meine Schulter hing ein blanker Degen.
Schnell ſchwang ich mich auf meines Roſſes Rücken.
Doch fühlt ich ungern mich zum erſtenmale
Allein auf ſolchem Pfad, und ſüß vor allem
Schein mir des Rades Retter als Begleiter.
Und da ich ſeine Luſt an meinem Rade
So brüderlich getheilt bey ihm gefunden,
Glaubt' ich nichts höheres zum Dank ihm bieten
Zu können, als das Rad mir nachzuwälzen.
Denn leicht erachtet' ich's und ein Vergnügen.
Auch ihn gewahrt' ich nicht unwillig zögernd.
Doch wie er leicht mein Rad hob aus der Tiefe,
So ſauer ward die Laſt ihm auf dem Berge,
Und vielen Schweiß vergoß er bei der Arbeit.
Da bat ich ſelbſt den Helfer, abzulaſſen,
Und riß den blanken Degen aus der Scheide,
Senkt ihn vom Roſſe nieder in die Achſe,
Und wälzt' es fort am Degen, luſtig trabend.

Nun trieb nach ſolchem ſeltſam neuen Schickſal
Die Neugier mich, des Berges Waldesſeite
Sey es zu Fuß, ſey's auf des Roſſes Rücken,
Was dort verborgen wär' zu unterſuchen.

Anfangs gings ungehindert durch den Hochwald.
Dann aber folgt' Geſtrüpp gar eigenſinnig.
Ich ſtieg vom Roß, und ließ den Renner traben.
Das Rad wälzt' ich zu Fuß durch Dünn' und Dickicht.
Urplötzlich ſank's jedoch zum zweitenmahle
Aus den zu ſorglos ausgeſtreckten Händen.
Und unter mir ſah ich in einen Trichter
Aus Erd und Stein, in dunkle Tief' verſunken;
Drein ſtürzt' das Rad, und in dem finſtern Grunde
Sah ich's auf moosbedeckten Quadern liegen.
Doch klimmt' ich gleich zum jähen Abgrund nieder,
Weil noch zugänglich war des Trichters Senkung.
Wie ſehr erſtaunt ich, in den Grund gelanget!
Die moosbedeckten Quadern waren Bücher,
In ſchweren Band gezwängt mit Schloß und Heften,
Ein lang vergrabner Schatz aus alten Zeiten.
Hoch freute mich der Fund; denn ich bedachte,
Daß dieſes Kleinod ferner Zeitenkunde
Von wenig Augen wohl erſpüret werden,
Und dieſer Trichter durch der Wölbung Einſturz
Dem Lichte ſelt'nen Inhalt aufgeſchloſſen.
Da fing ich an zu öffnen an den Büchern.
So Schlöſſer brach ich wie metall'ne Hefte.
Doch konnt' ich von der Schrift nur wenig leſen.
Viel Bildlein fand ich in den Pergamenten,
Um vieles deutlicher als Schrift und Sprache;
Von Indern und von Perſern fand ich Bilder.
Doch hatten viele heimathliche Mienen,
Und teutſch auch klang der alten Wörter manches.
Von Aſien, dacht' ich, iſt der Quell gefloſſen,
Deß alte Kunde dieſe Gruft verſchlungen,
Und wiederum dem Tageslicht eröffnet.
Doch als ich meiner Wißbegierde Drängen,
So einſam, ganz zu ſtillen nicht vermogte,
Und mich nach fremden Wiſſens Hülfe ſehnte,
Gewahrt' ich, daß ſo fremd der Menſchenkunde
Der abgelegne Schatz ſich nicht befinde;
Nur daß man ſcheue ſich ſo tief zu wagen.

Denn eben ſah ich an des Trichters Rande
Ein luſt'ges Häuflein zu mir niederſchauen.
Auch waren Freunde drunter. Alle winkten
Zu ihnen aufzuklimmen. Da beſchloß ich
Mein theuerſtes, mein Rad, im Grund zu laſſen,
Als Zeichen des Beſitzes und der Rückkehr.
Denn meine Reiſe wollt ich erſt vollenden.
Doch wundert's mich, daß auf dem arbeitsvollen
Gebirge Teut's ſo müßige Geſellen
Mit leichterm Sinn die Wanderſchaft betrieben.
Und da ſie muntern Zugs ſelbander zogen,
War es mir neu dem Völklein zuzutreten.

Schnell klimmt' ich auf, und oben angelanget,
Erblickt ich mir zur linken eine Mauer,
Die neuerlich gebeſſert, einen weiten
Gevierten Raum entzog dem Blick und Abgrund.
In's Inn're führt' ein altes ſchmales Pförtlein,
Wodurch man nur mit Hauptesſenken eingeht;
Verſchloſſen ſtets, und nicht gar weit vom Trichter.
Davor vertrieb mein Völklein ſich die Weile,
Bald nach der Mauer, bald zum Trichter blickend.
Mit Grüßen ward ich freundlich aufgenommen,
Als wär's ein Wunder aus dem Grund zu ſteigen.
Doch während ich mit ſtummem Dank mich neigte,
Kam aus dem Wald, auf einem ſchmalen Pfade,
Der von dem Wohnort Teut's zur Mauer führte,
Ein wohlgenährtes Männlein flink geſchritten.
Ein Pfäfflein ſchien's dem Haupt und dem Gewand nach,
Die Wangen rund, gar freundlich Gruß und Miene,
Gewohnt mit Artigkeit in's Herz zu blicken
Halb gnädig, halb geſchäftig = ſelbſtzufrieden.
Doch unterm Prieſterrocke ſchritt ein zierlich,
Gerundet Wadenfüßlein, ſeideglänzend,
Und Demantſchnallen blitzten von den Schuhen.
Am Arme trug er, wie zum Scherz, ein Körblein,
Den Inhalt wohlverdeckt mit weißem Tuche.
Und rechts und links gar überfreundlich grüßend,
Wand er ſich durch uns hin nach jenem Pförtlein,
Dem Eingang in die räthſelvolle Mauer.
Da hob ſich in der Meng' ein laut Gelächter,
Und Spott erſchallte ob dem All = Welts = Pfäfflein.
Dann ſprang ein junger Mann gar ausgelaſſen
Dem Männlein nach, faßt' ihn an Korb und Decke,
Und ſprach: „Was trägſt du, Pfaff, im Korb verſteckt?
„Gieb her, und weiſe den geheimen Plunder!"
Da ſah ich ſich des Männleins Wange röthen,
Und Zorn erfüllen die ſo gnäd'ge Miene.
Ergrimmte Worte, von Beleid'gung, ſprechend.
Ließ er unwillig fahren Korb und Inhalt,
Und haſt'gen Drangs den Höhnenden entſchlüpfend,
Sprang er zum Pförtlein hin, den Schlüſſel ziehend,
Schloß auf, und warf noch haſtiger die Thür zu.
Als man nun lang umſonſt ihm nachgepochet,
Griff alles nach dem Inhalt ſeines Korbes.
Doch fand darin ſich nichts als ſchwarze Mäntel;
Den Domino's der Faſtnachtszeit vergleichbar.
Und nun begann man ſich mit Spott und Scherzen
Des Pfäffleins Nachlaß luſtig anzulegen,
Und hüpfte munter um in der Erob'rung.

Doch als ich von dem Faſtnachtsſpiel die Blicke
Zufällig nach der Mauer Höh' erhoben,
Da ſchaute mir von jenſeit in das Auge,
Gar fürchterlich und ſtolz, ein Rieſenantlitz,
Und ſchauend dacht' ich, daß ſich jenes Männlein
Jenſeits in die Geſtalt gewandelt habe.
Wie ein metall'nes Feldſtück anzuſchauen,
Im dunklen Glanz der eng vereinten Erze,
Blickt er aus kaltem unverwandtem Auge,
Ernſt nieder auf den Spott des leichten Völkleins.
Sein Antlitz ſtrahlte dunkle Götterhoheit,
Dem Pluton mehr, denn Jupitern, vergleichbar;
Verdeckend in dem Ernſt ein unergründlich,
Doch ſicher ſchreitend Faſſen der Gedanken.
Verachtung kaum war ſicher drinn zu leſen,
Doch wer ihn ſah, verachtete ſich ſelber,
Dem Rieſenleib die Zwerggeſtalt vergleichend.
Da lief ein Schauer kalt durch die Gebeine.
Doch hört ich nichts als Spott von den Begleitern,
Die nur ſich ſelbſt, und nicht den Rieſen ſchauten.
Drauf trieben ſie, gar froh in der Verkleidung,
Mich weiter fort entlangs der alten Mauer.
Im Weiterwandern blickt' ich nochmals rückwärts
Zum Haupt des Rieſen, und ich merkt' es deutlich,
Wie ſein Geſicht, durchdringend, doch beſonnen,
Ein flüchtig Lächeln kaum verbergen konnte.

Digitized by Google

Am andern Ende jener Mauer hob ſich
Ein Tempel, eingefügt dem alten Viereck.
Der Eingang fand ſich an der Außenſeite,
Und an den Stufen ſtand ein Cicerone.
Der winkte mir, und ſprach: „Wollt ihr nicht ſehen
„Das ſchöne Grabmahl des gefall'nen Hauptmann's?
„Der an der Mauer ſelbſt ſo kühn gebrochen,
„Dann ſie für andre wieder hergeſtellet,
„Und unterging im Kampfe für die Mauer?“
Die Neugier trieb von den Geſellen keinen;
Nur ich allein begab mich auf die Stufen.

Drauf führte mich mein treuer Cicerone
Hinab auf düſtrer Stieg' in das Begräbniß.
Gar traurig fiel durch eine ſchmale Oeffnung
Das Licht in eines dunkeln Kellers Tiefe.
Da zeigte mir mein Führer an der Erde
Ein Hüglein Kalch, ohn' eines Grabes Zeichen.
Und ſprach: „Hier ruht der Hauptmann aus vom Kampfe.“
Und mit den Worten wehte der Verweſung
Betäubender Geruch zu meinen Sinnen;
Und kehrend wollt' ich gleich den Ort verlaſſen.
Doch faßte mich am Arm der Cicerone,
Und ſprach: „Das ſchönſte habt Ihr nicht geſehen,
„Habt nicht gehört die ſeltnen Trauertöne,
„Die unſre hohe Kunſt in Harmonieen
„Um den gefall'nen Hauptmann auserſonnen.“
Drauf führt er mich in einen tiefern Keller;
Drin ſtand auf einem Vorſprung, ein gewalt'ger
Gar rieſenſchöner jugendlicher Krieger;
Und ſeine nerv'ge Hand hielt einer Walze
Gewund'nen Eiſengriff zum Drehn umklammert;
Und in der Walze ſah man tücht'ge Hebel,
Eingreifend in die Deckel mächt'ger Röhren
Von Menſchenhöh' und Umfang, wie die Pfeifen
Der Orgel, an des Kellers Wand gereihet.
Drauf griff der Mann zur Arbeit in das Kunſtwerk.
Und als die Hebel hoben an den Deckeln,
Begann, aus der erſchloſſ'nen Röhren Bäuchen,
Ein tief gepreßter Klageton zu ſteigen,
Bald männlich dumpf, bald weiblich hoch erſchallend;
Doch mannichfaltig, und harmoniſch folgend,
Stieß rund den Ton ab, der gefall'ne Deckel.
Und ſchaudernd mußt ich hören dieſe Klagen,
Gepreßt aus eingeengten Menſchenbrüſten,
Von Frauen, Männern, Kindern, eingekerkert,
Und eingeſtimmt zu Trauermelodieen.
Drauf bot ich ängſtlich, um zu gehn, dem Krieger
Für ſeine ſchwere Müh' ein paſſend Trinkgeld.
Doch ſchlug er's ab, und ſprach: „Man zeigt es gratis.“
Und freundlich bot er mir die Hand zum Abſchied.
Dann führte mich der Cicerone weiter.
Auf breiten Treppen ſtieg ich auf zur Halle.
Von Alabaſter glänzte die Kapelle.
Auf weißen Marmorſäulen trugen zierlich
Die hohe Wölbung gold'ne Kapitäler;
Und ausgeſchmückt mit golderhabner Arbeit
Wies jede Wand glanzvolle Schlachtgebilde,
Unzähl'ge von des Hauptmanns Welterſtürmung.
Doch wo der Altar ſteht in einer Kirche
Hing eine Tafel von gediegnem Golde,
Darüber ich, mit umgeſtürztem Bauche,
Des Hauptmanns Urne wähnte zu erblicken.
Doch als ich näher trat an dies Gebilde,
Fand ich im Schild der Tafel ausgetrieben,
Gewinde von des Ebers krummen Hauern,
Fiſchgräten, Dornen, Stacheligelfelle,
Darunter Diſteln, Pelargonienſaamen,
Brenneſſeln, geißelartige Verſchlingung;
Und als ich näher nach der Urne blickte,
Die auf den ſcharfen Mittelring gefallen,
Nahm ich es wahr, daß dieſe runde Vaſe
Ein um die Achs gedrehtes Menſchenantlitz
Nachbildete, das auf der Naſe ruhte,
Da dem Gefäß der Fuß gebrochen worden.
Da fand ich an der Züge Schwung und Schärfe,
Am ſtarken Kinn und an der kühnen Stirne,
Die Aehnlichkeit des Bild's mit jenem Hauptmann.

Drauf ging ich ohne Säumen aus der Grotte,
Und meine Hyazinth' und blaue Diſtel
Trug ich, weit wiſſender als ſonſt, zur Heimath.

Joachim Christian Blum

ward am 19. November 1739 zu Rathenau geboren und hatte das Unglück, in ſeinem fünften Jahre überritten zu werden, wodurch er lebenslänglich eine wankende Geſundheit behielt. Anfangs zum Kaufmannsſtande beſtimmt, widmete er ſich nach dem Tode ſeines Vaters dem gelehrten Stande, erhielt ſeine Vorbildung auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium in Berlin und ſtudirte ſeit 1759 zu Frankfurt an der Oder die ſchönen Wiſſenſchaften. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück und privatiſirte hier bis an ſeinen Tod, der am 28. Auguſt 1790 erfolgte.

Er gab heraus:

- Spaziergänge. 3 Thle. Berlin, 1774. 3. Aufl. Stendal, 1785.
- Neue Spaziergänge. Leipzig, 1784. N. A. Stendal, 1790.
- Reden von dem Verfaſſer der Spaziergänge. 2 Thle. Leipzg. 1777—78.
- Deutſches Sprichwörterbuch. 2 Bde. Leipzig, 1780—82
- J. C. Blum's ſämmtliche Gedichte. Leipz. 1776. 2 Thle.
- Neuere Gedichte. Züllichau, 1785.
- Das befreite Rathenau. Schauſpiel. Leipz. 1775.
- Einzelne Aufſätze und Gedichte in der Berliniſchen Monatsſchrift u. ſ w. —

Als Proſaiſt zeichnete ſich J. C. B. zu ſeiner Zeit durch einen angenehmen, gewandten Styl, Güte und Sanftmuth des Herzens und Redlichkeit der Geſinnungen aus; doch fehlt es ihm durchaus an Tiefe und Kraft. Seine Gedichte, leicht und gefällig, im Geſchmack ſeiner Zeit, ſind im Ganzen unbedeutend und haben ſich nicht lange im Andenken ſeines Volkes erhalten.

Folgende ſind im Ganzen nicht ungefällig.

Das gerechte Mitleiden.

Nicht den Siſyphus beklag' ich,
Nicht den ſchwindelnden Ixion,
Nicht den Tityus, der Schmerzen
An dem Eingeweide duldet;
Arbeit, Schwindel, Seitenſtiche
Sind den Sterblichen nicht fremde.
Unter allen Hochverräthern,
Die der Acheron umſchließet,
Jammert mich der arme Tantal:
Der Verlaßne ſchmachtet, lechzet,
Dörret, daß er brennen möchte;
Und kein Menſch giebt ihm zu trinken.

An Dorilis.

Wenn ich König wäre,
Alles gäb' ich dir:
Freudenfeſte, Gold und Ehre,
Meinen Thron, mein ganzes Leben
Theilteſt du mit mir.
Und doch, glaub' ich, hätt' ich dir,
Gäbſt du mir dein Herz dafür,
Wenig oder nichts gegeben.

Digitized by Google

Aloys Blumauer,

einer der glücklichſten komiſchen Dichter Deutſchlands, ward am 21. December 1755 zu Steyer im Lande ob der Ens geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt, trat hierauf 1772 zu Wien bei S. Anna in den Jeſuitenorden und privatiſirte daſelbſt, nachdem dieſer aufgehoben worden, ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht erwerbend. Später ward er Cenſor, gab jedoch dies Amt 1793 auf und übernahm die gräffenſche Buchhandlung. Er ſtarb am 16. März 1798.

Seine Werke ſind:

Virgil's Aeneis, traveſtirt von Blumauer. 3 Bde. Wien, 1784—88.
Geſammelte Gedichte. Wien, 1782. Anhang dazu 1783. N. A. Wien, 1787. 2 Bde.
Erwine von Steinheim. Trauerſpiel. Wien, 1780.
Sämmtliche Werke. 8 Bde. Leipzig, 1801—3. N. A., beſorgt von Kiſtenfeger. München, 1827. 4 Bde. Ferner Königsberg, 1827. 4 Bde.

Blumauer's reges Streben für Aufklärung in ſeinem Vaterlande fand in Oeſterreich, wo es zu ſeiner Zeit gar ſehr an Dichtern von Bedeutung fehlte, lebhafte Anerkennung; ſeine Werke wurden daher in jenen Gegenden mit großer Theilnahme geleſen, während ſie im übrigen Deutſchland nur allmählich bekannt wurden und ſich bei Weitem nicht deſſelben Beifalls erfreuten. Am Vorzüglichſten erſcheinen ſeine komiſchen Leiſtungen, die ſich durch einen geſunden, derben und burlesken, jedoch mitunter plumpen und cyniſchen Witz hervorheben; nur ſind leider viele derſelben nicht von wirklichen Gemeinheiten und Unanſtändigkeiten frei zu ſprechen. Die beiden erſten Geſänge ſeiner traveſtirten Aeneis möchten wohl als das Gelungenſte unter ſeinen derartigen Verſuchen zu betrachten ſeyn. In ſeinen ernſten Gedichten trat er in Bürger's Fußtapfen; es fehlt ihm hier durchaus nicht an Kraft und redlichem Wollen, aber wohl zuweilen an Grazie, Begeiſterung und Tiefe, ſo daß ſeine Verſe mitunter nicht viel mehr als gereimte Proſa ſind: auch iſt er hin und wieder zu nachläſſig in der Behandlung der Form, was um ſo mehr zu tadeln iſt, als er an anderen Stellen beweiſt, daß er dieſelbe, wenn er will, meiſterhaft zu beherrſchen verſteht. — Seine proſaiſchen Leiſtungen offenbaren ein ehrenwerthes Streben nach Kürze und Klarheit; ganz verfehlt dagegen iſt ſein Trauerſpiel: Erwine von Steinheim, eine mit dem unerträglichſten Pathos bloß auf Effect berechnete Nachahmung einer Gattung von Dramen, welche zu jener Zeit in der Mode waren.

Die beiden Menſchengrößen *).

Menſchengrößen giebt es zwei hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann.
Das Verdienſt webt beide, doch verſchieden
Sind die Fäden und die Farben dran.
Eine hüllet ſich in eitel Licht,
Wo die andre ſanfte Farben bricht.

Wie die Sonne glänzt und ſtrahlt die eine,
Welten wärmt und brennet ihre Glut;
Und die andre gleicht dem Mondenſcheine,
Der nur Nachts im Stillen Gutes thut.
Jene blendet mit zu vielem Licht,
Dieſe leuchtet, aber blendet nicht.

Wie ein Bergſtrom über Felſenſtücke,
Rauſchet jene, laut und fürchterlich;
Dieſe windet, unbemerkt dem Blicke,
Wie ein Bach durch die Geſträuche ſich.
Jene brauſet und verheert die Flur,
Dieſe tränket und erquickt ſie nur.

Jene baut ſich Ehrenmauſoläen
Aus den Trümmern einer halben Welt;
Dieſe fühlt ſich reicher an Trophäen,
Wenn ſie Thränen regen Dankes zählt.
Jene bauet ihren Ruhm in Stein,
Dieſe gräbt ihn in die Herzen ein.

Jene läßt mit lautem Ruhm ſich lohnen,
Und ihr Aufenthalt ſind Thronen nur;
Dieſe ſieht man auch in Hütten wohnen,
Und ihr Lohn iſt Seegen der Natur.
Jene kann ein Kind des Glückes ſeyn,
Dieſe dankt ihr Daſeyn ſich allein.

Größe lauten Ruhmes! deiner Schwingen
Breite gleicht dem Himmelsfirmament;
Aber deinen Standort zu erringen
Iſt nur wenig Sterblichen vergönnt.
Stille Größe! dich nur bet' ich an,
Dich nur, denn du biſt für jedermann.

*) Aus: Gedichte von A. Blumauer. Wien, 1787. 2 Bde.

Lied der Freiheit.

Wer unter eines Mädchens Hand
Sich als ein Sclave ſchmiegt,
Und von der Liebe feſtgebannt,
In ſchnöden Feſſeln liegt,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer ſich um Fürſtengunſt und Rang
Mit ſaurem Schweiß bemüht,
Und eingeſpannt ſein Lebelang,
Am Pflug des Staates zieht,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Wer um ein ſchimmerndes Metall
Dem böſen Mammon dient,
Und ſeiner vollen Säcke Zahl
Nur zu vermehren ſinnt,
Weh dem! der iſt ein armer Wicht,
Er kennt die goldne Freiheit nicht.

Doch wer dieß alles leicht entbehrt,
Wornach der Thor nur ſtrebt,
Und wohl bei ſeinem eignen Heerd
Nur ſich, nie Andern, lebt,
Der iſt's allein, der ſagen kann:
Wohl mir, ich bin ein freier Mann!

An die Weisheit.

Holde Himmelstochter, deren Klarheit
Jeden Geiſt der frei iſt an ſich zieht,
Allgetreue Führerin zur Wahrheit,
Die den Sterblichen bald äfft, bald flieht!

Licht, von deſſen Strahl die Seele lebet,
Sonne der geſammten Geiſterwelt,
Du, zu der der Adler in uns ſtrebet,
Den die Hülle noch gefangen hält!

Du, die man ſeit Menſchenangedenken
Als ein Weib im Ritterſchmuck verehrt,
Das mit männlichfeſtem Ernſt uns — denken,
Und mit Weibesinbrunſt — lieben lehrt!

Deren Schild die Schlangenbrut gedämpfet,
Die der ſchwache Menſch im Buſen nährt,
Deren Lanze gegen Drachen kämpfet,
Die der blöde Geiſt auf Knieen ehrt!

Deren Aug', an Sonnenglanz gewöhnet,
Nie vor einem Strahl der Wahrheit bricht.
Und dem Geiſt, der zu erblinden wähnet,
Winkt: Blick' auf, die Wahrheit blendet nicht!

Digitized by Google

Dich, o Göttin! die wir Weisheit nennen,
Sucht ſich unſer reger Geiſt zur Braut:
Aber wird er dich erreichen können,
Dich, vor deren Höh' dem Blicke graut?

In dem Dunkel dieſes Erdenlebens
Rangen viele ſchon nach deinem Licht,
Aber ach! ſie mühten ſich vergebens,
Denn, wo ſie dich ſuchten, warſt du nicht.

Mit dir prangten Griechenlands Sophiſten,
Glaubten ſich bereits auf deiner Spur;
Aber ihre Kunſt war Ueberliſten,
Wo du leuchteſt, blendeten ſie nur.

Um den Geiſt an deinem Blick zu ſonnen,
Sperrte Diogen in's Faß ſich ein;
Doch die Weisheit wohnet nicht in Tonnen,
Denn der Weiſe lebt ſich nicht allein.

Andre ſuchten dich in heißen Wüſten,
Streiften da den Menſchen von ſich ab,
Harrten, wachten, faſteten und büßten,
Und bereiteten dem Geiſt ſein Grab.

Doch du wohnteſt nicht in einem Lande,
Wo der Geiſt mit Hirngeſpinnſten focht,
Und bliebſt fern von einer trägen Bande,
Die der Menſchheit nichts — als Körbe flocht.

Andre ſuchten dich im Land der Sterne,
Gingen über Wolken weit einher,
Und vergaßen in erträumter Ferne
Sich und and're Menſchen um ſich her.

Viele wähnten in der Hieroglyphen
Räthſelhafte Nacht dich eingehüllt;
Doch ſie irrten, denn vergebens griffen
Sie im Finſtern nach der Sonne Bild.

Wir auch, Göttin! ſtreben dir entgegen,
Wir auch folgen deiner lichten Spur,
Aber nicht auf allen dieſen Wegen,
Auf dem offnen Pfade der Natur.

Hör' uns, Göttin, wenn wir hier auf Erden
Auf zu dir um Selbſterkenntniß flehn,
Laß es Tag in unſerm Innern werden,
Daß wir alle unſre Flecken ſehn!

Laß der Menſchen Herz ſich uns entfalten,
Schütz' es vor Betrug und Heuchelei,
Daß der Menſch in allen den Geſtalten,
Die Natur ihm gab, uns heilig ſey!

Laß uns nie der Dummheit Tempel bauen,
Lehre der Gewalt uns widerſteh'n,
Laß den Heuchler durch und durch uns ſchauen,
Und der Bosheit Schlangengang uns ſeh'n!

Laß uns hier, in einen Bund vereinet,
Helfen, wo der Menſch den Menſchen plagt,
Laß uns hören, wo die Unſchuld weinet,
Und die Schwäche über Stärke klagt!

Laß, o laß der Menſchheit Wohl uns gründen,
Sie verehren in dem kleinſten Glied,
Und den Friedenszweig um's Haupt ihr winden,
Der in deinen Händen nie verblüht.

Aufmunterung zur Lieb' und Lebensfreude.

An Lilla.

Keine bange Sorge, liebes Mädchen,
Kränke dein mich liebend Herz,
Nur am ſanften bunten Freudenfädchen
Gängle dich der Liebe Scherz!

Wie ein Zephyrlüftchen, ſanft und leiſe,
Weh' der Liebe Hauch aus dir;
Lerchenſang, nicht Nachtigallenweiſe,
Tön' aus deiner Kehle mir!

Nur mit leichtem ſtillen Wonnebeben
Poche ſanft dein Herz mir zu,
Nur der Liebe Luſtgefühle heben
Deinen Buſen aus der Ruh!

Aus dem ſanften Zauberauge blinke
Mir die Luſt der Liebe nur,
Und wenn d'raus ich deine Thränen trinke,
Sey'n es Freudenthränen nur.

Deiner Tag= und Nachtgedanken Reihe
Sey ein Roſenkettchen dir;
Wachend oder träumend, immer freue,
Freue, Mädchen, dich mit mir!

Jede deiner Morgenſtunden glänze
Roſig, wie dein Angeſicht,
Hehr und heiter ſey des Tages Gränze,
Wie dein reines Angeſicht.

Und auf jedem deiner Tritte ſprieße
Dir ein Freudenblümchen auf,
Und du, liebes holdes Mädchen, gieße
Nur des Dankes Thränen d'rauf.

Von den Bäumen, Wieſen, Blumen, Flüſſen
Lächle dir Vergnügen zu,
Und den Wonnebecher der Natur, den ſüßen
Wonnebecher, leere du.

Wandle in der Sonne hellem Auge
Mit verklärtem Angeſicht,
Und in ſtiller Abenddämm'rung ſauge
Wonne nur aus Lunens Licht.

Selten, Mädchen, girre mit dem Täubchen,
Klage mit der Nachtigall:
Denn du haſt ja, liebes Herzensweibchen,
Mich und deine Lieben all.

Dieſen Kranz von Lebensfreuden winde
Stets dir Herz und Phantaſie!
Leiden — unſer Wiegenangebinde —
Trage Liebchen, — ſuch' es nie!

Meine Wünſche.

Die Erde iſt ſo groß und hehr,
Man ſieht mit Luſt ſie an,
Und wer ſie ganz beſäße, wär'
Ein überreicher Mann:
Doch hätt' ich g'nug für meinen Sinn
An einem kleinen Fleckchen d'rin.

Und dieſes Fleckchen wählet' ich
Auf einem Hügelchen,
Von dem ich könnte rund um mich
So recht in's Freie ſehn,
Um von der lieben Erde Plan
So viel zu ſehen, als ich kann.

Auf dieſem Fleckchen ſtünde dann
Ein Häuschen nett und klein;
Da niſtet' ich, zufried'ner Mann,
Mit Weib und Kind mich ein:
Denn leben ohne Weib und Kind,
Heißt — mühſam ſegeln ohne Wind.

Und hätt' ich noch ein Gärtchen d'ran,
So baut' ich es mit Fleiß;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweiß;
Auch legt' ich manchen Pfirſichkern:
Denn Weib und Kinder naſchen gern.

Und hätt' ich auch ſo nebenbei
Mein gutes Fäßchen Wein,
So reiſte wohl kein Freund vorbei,
Er ſpräche bei mir ein:
Wir ſähen froh ihm in's Geſicht,
Und zählten ihm die Gläſer nicht.

Nur ſey, um mich deß all zu freu'n,
Mir noch ein Gut beſchert,

Digitized by Google

Ein Gut — o mehr, als Freund und Wein
Und Haus und Gärtchen werth! —
Die Freiheit! — wenn mir die gebricht —
So brauch' ich alles and're nicht!

Der Blick der Liebe.

Wie die Sonne das, was Mutter Erde
Todt in ihrem Schooße trägt,
Mächtig, wie des hohen Schöpfers Werde,
Auf in's neue Leben weckt;

Wie ſich alle Lebenspulſe heben
Von der Sonne Strahl durchzückt,
Und empor der jungen Keime Streben
Aus dem Schoos der Erde drückt;

Wie beſeelt der Schöpfung Fibern beben,
Wenn der Strahl, der ſie durchglüht,
Allbefruchtend Millionen Leben
Weckt und aus dem Grabe zieht:

So ein Leben, fühl' ich, ſtrahlet Liebe
In dem Feuerauge dir,
Und ein Regen hundertfält'ger Triebe
Pocht in Herz und Seele mir.

O = Tahaiti.

An Georg Forſter.

O glücklich Land! auf das, wie's heißt, hernieder
So reichlich Gottes beſter Seegen quoll,
Biſt du's, auf dem ein Theilchen unſrer Brüder
Sein goldnes Alter wirklich leben ſoll?

Und du, o Volk! das, laut ſo vieler Sagen,
Der Erdenſöhne höchſtes Glück genießt,
Iſt's wahr, daß du ſo frei von allen Plagen
Der Menſchheit, und ſo überglücklich biſt?

Zwar malt man in ſo reizendem Gewande
Das Bild uns vor, das deine Fluren krönt,
Daß mancher ſich aus ſeinem Vaterlande
Hinaus, und hin nach deinen Hütten ſehnt.

Allein erlaube mir nur wenig Fragen,
Eh' auch mein Mund dich glücklich preiſt;
Vielleicht läßt auch von dir der Spruch ſich wagen:
Es iſt nicht alles ächtes Gold, was gleißt.

Haſt du Pandorens Büchſe *), die uns allen
In der Vernunft Natur, die Mutter, ſchenkt,
Noch nicht ſo aufgethan, daß draus der Qualen
Vollzählig Heer um deine Flur ſich drängt?

Hat die Vernunft, der edlen Freiheit Mutter,
Nicht ſelbſt um ihre Gabe dich gebracht?
Streuſt du nicht Königen gezwungen Futter,
Und huldigſt Götzen, die du ſelbſt gemacht?

Sind nicht ein Heer von deinen Brüdern Sclaven,
Füllt ihre Hand nicht manches Höflings Wanſt,
Die, während dieſe Königsthiere ſchlafen,
Für ihre leckern Gaumen kocht und pflanzt?

Iſt's nicht ein Raub an deinem eignen Gute,
Daß dir der Stärkere die Schweine nahm?
Erhältſt du nicht mit deinem eignen Blute
Die fremden Sclaven deines Königs zahm?

Hört man dich nicht am harten Ruder winſeln,
Das du mit ſaurer Arbeit ſelbſt geſchnitzt?
Führſt du nicht Tauſende nach fremden Inſeln
Wo dann ihr Blut — nicht für die Freiheit — ſpritzt?

Hat deine Seele keine Abentheuer
Des tollen Aberglaubens ausgeheckt?
Haſt du nicht Pfaffen, deren Hand den Schleier
Der heil'gen Lüge dir um's Auge legt?

Wird nicht durch ſie das Weib im Trauerkleide,
Das wüthend um des Mannes Leichnam rennt,
Ein Ungeheu'r, das auch mit fremdem Leide
Und fremdem Blute ſeinem Schatten fröhnt?

Ernähreſt du nicht einen Schwelgerorden,
Der Arbeit und des Ehſtands Feſſeln haßt,
Und der, von dir gehegt, in ganzen Horden
Herumzieht, und auf deine Koſten praßt?

Sprich, hat die Mode, deren Narrenſchelle
Man ſonſt in aufgeklärten Zonen trägt,
Zu ſteter Qual erfindſam, wie die Hölle,
Nicht auch dein Land ſchon mit Tribut belegt?

Muß nicht dein Jüngling, ihrem Dienſt zu Ehren,
Sich lächelnd unter tauſend Stichen freu'n,
Und muß er nicht dein Ebenbild zerſtören,
Natur! um o=tahaitiſch ſchön zu ſeyn?

Sind deine Weiber treu, ſprich, ſind ſie minder
Auf Putz und Tand als unſere erpicht,
Vergeſſen ſie Pflicht, Ehre, Mann und Kinder
Ob einer kleinen Glaskoralle nicht?

Wohnt Unſchuld noch in deiner Mädchen Seelen,
Iſt unbeſtechbar, rein und keuſch ihr Sinn,
Und geben ſie, was unſre für Juwelen
Verkaufen, nicht für rothe Federn hin?

Sind alſo unter deinem Himmelsſtriche,
So mild er iſt, die Menſchen glücklicher?
Und drücken dich der Menſchheit ſchwere Flüche,
Weil Brod am Baum dir wächſt, d'rum weniger?

O nein! Wo Menſchen ſind, da ſind auch Uebel!
Mit ihrer Zahl wächſt ihre Kümmerniß,
Und, ach! gleich anfangs waren, laut der Bibel,
Schon ihrer zwei zu viel für's Paradies! —

So dacht' ich, Freund! als ich dein Buch geleſen,
Wo ich dieß Bild von O=Tahaiti fand:
Ich war von meiner Luſt dahin geneſen,
Und liebte — wie vorher — mein Vaterland.

Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit ringenden Katholiken.

Zwei Kräfte ſind es, die den Menſchen lenken,
Sie leiten ihn bald ſüd= bald nordenwärts;
Natur gab ihm Verſtand um recht zu denken,
Um recht zu handeln gab ſie ihm das Herz.

Und zwei ſo ſchwachen Kräften unterthänig,
Wie ſchwer wird oft dem Sterblichen das Ziel!
O der Verſtand hienieden weiß ſo wenig,
Und ach, das Herz wünſcht, ahnet, glaubt ſo viel!

Im Wahn, der Wahrheit ſelber nachzufliegen,
Jagt oft der Geiſt nach einer Wolke bloß;
Im Wahn, der Tugend ſelbſt im Arm zu liegen,
Liegt oft das Herz dem Laſter in dem Schooß.

Und ſind nicht dieſe Führer auf den Wegen
Des Glücks oft mit ſich ſelbſt im Widerſpruch?
Iſt nicht oft das, was die Vernunft als Seegen
Erkennt und billigt, der Empfindung Fluch?

Glaubt nicht das Herz oft Tugend da zu finden,
Wo der Verſtand nnr Irrthum, Täuſchung ſieht?
Beweiſt nicht die Vernunft mit ihren Gründen
Oft Rechte, die das Herz als Laſter flieht?

*) Die Büchſe der Pandora, nach der Mythe der Griechen, ein Kunſtwerk des Vulkan, durch welches Jupiter die Menſchen dafür ſtrafen wollte, daß Prometheus ihm das Feuer entwandt und ihnen gegeben hatte. Vor der Ankunft der Pandora lebten die Menſchen ohne alle Uebel, ohne drückende Arbeit und frei von allen Krankheiten. Aber Pandora brachte das ganze Heer von Uebeln, das künftighin die Menſchen traf, in jener Vaſe eingeſchloſſen mit ſich. Der Herausg.

Digitized by Google

Kann uns ein Licht, das jedes Wölkchen trübet
  Wohl zeigen, wo die helle Wahrheit ſey?
Bleibt ein Gefühl, das auch den Irrthum liebet,
  Wohl ſtets der reinen wahren Tugend treu?

D'rum meinen viele, die's bequemer finden,
  Sich einer fremden Hülfe zu vertrau'n:
Man müſſe, wo die Wahrheit zu ergründen
  So ſchwer iſt, nur auf fremden Glauben bau'n.

Allein iſt glauben ſicherer als wiſſen?
  Gehorſam beſſer als das Selbſtgefühl?
Und bringt ein Licht, das wir entlehnen müſſen,
  Uns leichter als das Eigene zum Ziel?

Iſt nicht der Funke, der im Menſchen flimmert,
  Ein Licht, ſo gleich vertheilt als allgemein?
Und wird die Sonne, die hier Land's uns ſchimmert,
  In andern Zonen ohne Flecken ſeyn?

Iſt's ſichrer ſich die Augen zu verbinden,
  Um an des Andern Stab' einherzugehn?
Gab die Natur uns Augen zum Erblinden,
  Und Füße, um nicht ſelbſt darauf zu ſtehn?

Und dennoch iſt in manchen Prüfungsſtunden
  Das Herz ſo gern dem Glauben unterthan,
Und oft ſchlägt ihm die ſtrenge Wahrheit Wunden,
  Die nur allein der Glaube heilen kann.

Ja, auch dem Glauben iſt ſein Reich beſchieden,
  So gut wie der Vernunft; allein wer kennt
Die Linie, die ſein Gebiet hienieden
  Von dem Gebiete des Verſtandes trennt?

Nur da, wo die Vernunft mit ihren Blößen
  Nicht hinreicht, fängt das Reich des Glaubens an.
Doch wer hat des Verſtandes Arm gemeſſen,
  Und wer beſtimmt wie weit er reichen kann?

Muß nicht der Glaube blos zum Mantel dienen,
  Den ſtets der Geiſt um ſeine Blößen warf?
Und darf der Sterbliche ſich auch erkühnen,
  Noch mehr zu denken, als er wiſſen darf? —

O du, der mir den Geiſt voll Durſt nach Wahrheit
  Und ein ſo weiches Herz zum Glauben gab,
Dir leg' ich hier am Throne deiner Klarheit
  Ein frei Bekenntniß meines Glaubens ab.

Nur dir, Unendlicher! weil meine Seele
  Vor deinem Blick' allein ſich nicht verſchließt,
Nur dir, weil du allein nur wenn ich fehle,
  Und nicht der Menſch in Rom, mein Richter biſt.

Nur dir, weil du nicht ſo, wie Menſchen, ſtrafen,
  Nicht unduldſam wie Menſchen zürnen kannſt,
Und einen Geiſt, den du ſelbſt frei geſchaffen,
  Nicht ſo wie ſie an's Joch des Glaubens ſpannſt.

Und leuchtet nicht mein Geiſt mit deinem Lichte?
  Haſt du nicht jeden Strahl ihm zugezählt?
Geht mit dem Mond die Sonne zu Gerichte,
  Wenn er nicht ſo wie ſie die Nacht erhellt?

So höre denn, und zünde, wenn ich fehle,
  Nur einen Strahl von deinem Licht mir an:
Ein Strahl aus deiner Hand in meiner Seele,
  Ein Strahl des Heils, kein Strahl vom Vatican. —

Ich glaube, daß du manchen Lebensmüden
  Mit Glauben an die beſſ're Zukunft lab'ſt,
Allein ich weiß auch, daß du mir hienieden
  Den regen Geiſt nicht bloß zum Glauben gab'ſt.

Ich glaube, daß der Glaub' in allen Zeiten
  Den ſchwachen Geiſt des Menſchen aufrecht hielt,
Daß er ihn ſtärkt in Widerwärtigkeiten,
  Und ihn mit ſüßen Hoffnungen erfüllt;

Allein ich weiß — die Welt hat es erfahren —
  Daß ſelbſt der Glaub' in deiner Prieſter Hand
Mehr Böſes that in ſiebzehn hundert Jahren
  Als in ſechstauſend Jahren der Verſtand.

Ich glaube, daß der Menſch in einer Zone
  Dem Licht ſich mehr als in der andern naht;
Allein ich weiß er hat kein Recht zum Lohne,
  Weil Rom, nicht Japan, ihn erzeuget hat.

Ich weiß, daß ich den Himmel nicht verdiene,
  Und daß du wenig Dank mir ſchuldig biſt,
Weil ich dir, Herr! in einem Tempel diene,
  Der meines Vaters Hauſ' am nächſten iſt.

Ich glaube, daß dir eine Art zu dienen
  Mehr als die andere gefallen kann;
Allein ich weiß, du höreſt den Braminen
  So gut als wie den frommen Chriſten an.

Ich glaube, daß du das Geſetz der Liebe
  Auf harten Stein einſt für die Menſchen ſchriebſt;
Allein ich fühl' es, daß es kraftlos bliebe,
  Wenn du's nicht auch in's weiche Herz uns grüb'ſt.

Ich glaube, daß du uns ein Buch gegeben,
  Das manche Spur von deiner Hand verräth,
Daß du darin für unſer Erdenleben
  Manch Samenkorn des Guten ausgeſä't;

Allein ich kenn' ein Buch, von dir geſchrieben,
  Und leſerlich für jede Kreatur,
Ein Buch, das einzig unverfälſcht geblieben,
  Das große Buch der heiligen Natur.

Ich glaube, daß du Menſchen ohn' Erbarmen
  Mit eignem Mund ein gleiches Maaß gedroht;
Allein mein Herz hört aus dem Mund des Armen
  Viel dringender und lauter dein Gebot.

Ich glaube, daß Geheimniſſe dich ehren,
  Die nur ein Geiſt von deiner Größe faßt;
Allein ich weiß, daß du für dieſe Lehren
  Uns keine Geiſteskraft gegeben haſt.

Ich glaube, daß du auf geweihte Tempel
  Und auf Altäre gnädig niederſiehſt;
Allein ich weiß, daß nur die Welt dein Tempel,
  Und unſer Herz dein liebſter Altar iſt.

Ich glaube, daß du uns zu allen Zeiten
  Durch Wunder kund gethan, wie ſtark du biſt;
Allein ich ſeh's, daß dieſer Bau der weiten
  Und ſchönen Welt dein größtes Wunder iſt.

Ich glaube, daß die ſchon verklärten Seelen
  Dir werth ſind, die der Menſch ſonſt heilig nennt,
Und daß wir gern auf ihren Beiſtand zählen,
  Weil ſie von uns kein ſolcher Abſtand trennt;

Allein ich weiß, daß um des Menſchen Bitte
  Zu prüfen, deine Weisheit keinen Rath,
Und um ſie zu gewähren, deine Güte
  Nie einen fremden Antrieb nöthig hat.

Ich glaube, Herr! daß meiner Seele Schwächen
  Mich manchmal ab von deinen Wegen ziehn,
Und daß ich durch beſtändige Verbrechen
  Werth deines Zorns und deiner Rache bin;

Allein ich weiß, daß meine Bosheit alle
  So wenig je dein Herz verbittern kann;
So wenig, als ein kleiner Tropfen Galle
  Den unermeßnen weiten Ozean.

Ich glaube, daß uns Menſchen zu erlöſen
  Ein Werk von drei und dreißig Jahren war;
Doch weiß ich, daß es nur ein Wort geweſen,
  Das Millionen Welten uns gebar.

Ich glaube, Herr! daß meines Geiſtes Kräften
  Ein ew'ger Wirkungskreis dort oben winkt;
Allein ich weiß, daß er von den Geſchäften
  Nur eines Tags ſchon matt in Schlummer ſinkt.

Ich glaube, daß du nur auf einer Bahne
  Den Geiſt des Menſchen zur Erkenntniß rufſt;
Allein ich weiß, daß du im Ozeane
  Des Sternenlichts auch manchen Irrſtern ſchufſt.

Ich glaube, daß du Sinnen mir gegeben,
  Auf die allein mein Geiſt ſein Wiſſen baut,
Ja, daß du dieſen Führern ſelbſt mein Leben
  Und alle meine Kenntniß anvertraut;

Digitized by Google

Allein ich weiß, daß meine beiden Augen,
Durch die geführt, mein Geiſt ſo willig geht,
Mir nicht einmal zu unterſcheiden taugen,
Ob deine Sonne gehet oder ſteht.

Ich glaube, daß mein Herz, trotz ſeinen Schwächen,
Der Tugend nur zum Sitz beſtimmet iſt;
Allein ich weiß, daß Tugend und Verbrechen
Unmerklich oft in Eins zuſammenfließt.

Ich glaub', es kann mein Leiden hier auf Erden
In deinen Augen mir verdienſtlich ſeyn;
Allein ich weiß, der Kinder Leiden werden
Nie eines guten Vaters Herz erfreu'n.

Und ſo, o Herr! dem Widerſpruch zum Raube
Giebt ſich mein Geiſt der Ungewißheit preis;
So ſtürzt Vernunft das nieder, was ich glaube,
Und ſo verdammt der Glaube, was ich weiß.

Und ach! in dieſen dichten Finſterniſſen,
Worin mein Geiſt ſtets mit ſich ſelber ringt,
Wer ſagt mir, ob mein Glauben oder Wiſſen
Hienieden mich der Wahrheit näher bringt?

Soll ich, o Herr! dem Glauben ganz entſagen,
Weil er den freien Geiſt tyranniſirt?
Sag', oder ſoll ich den Verſtand verklagen,
Daß er zum Mörder meines Glaubens wird?

Iſt's Sünde, nicht auf einen Führer bauen,
Den die Vernunft als einen Irrwiſch haßt?
Iſt es Verdienſt, dem Lichte nicht zu trauen,
Das du mir ſelber angezündet haſt?

Kann ich dein Wort nur in der Bibel leſen,
Steht dein Gebot auf zweien Tafeln nur?
Sprachſt du nur dort, und iſt's ein ander Weſen
Als du, das mit mir ſpricht durch die Natur?

Iſt das nur Tugend, was ich darum übe,
Weil mich der Glaub' allein es üben lehrt?
Und iſt all' das, was der Natur zu Liebe
Geſchieht, von dir nicht eines Blickes werth?

Haſt du allein an jenem Guten Freude,
Was einem deiner Gläubigen entſprießt?
Und iſt dir's völlig Eines, ob der Heide
Ein Titus *) oder ein Therſites **) iſt? —

O du, der mir den regen Trieb nach Wahrheit,
Und dieſes Herz voll Treu' und Glauben gab,
O ſende von dem Sitze deiner Klarheit
Nur einen Strahl auf meinen Geiſt herab!

Virgil's Aeneis ***).

Es war einmal ein großer Held,
Der ſich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er's Ferſengeld,
Als man die Stadt verbrannte,
Und reiſte fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Xantippe.

Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen ſollten ſich
Mit Menſchen gar nicht ſcheren;
Doch Göttin her, und Göttin hin!
Genug, die Himmelskönigin
Trug's fauſtdick hinter'n Ohren.

Der Apfel war's, der ſie ſo ſehr
Seit Paris Zeiten ſchmerzte,
Und Ganymedes, den ihr Herr
Auf pädagogiſch herzte:
Und da beging Aeneas gleich
Bei der Geburt den dummen Streich,
Und war — verwandt mit beiden.

Drum mußt' er, eh' er Welſchland ſah,
Gewaltig viel ertragen:
Bald mußt' er ſich in Afrika
Mit Sturm und Liebe ſchlagen,
Bald droht ihm ein Rival den Tod,
Kurzum, er hatte Teufelsnoth,
Den Vatikan zu gründen.

Kaum ſah ihn Juno auf dem Meer,
So ſprach ſie, „Glück auf Reiſen!
Ihr kommt mir eben recht daher;
Geduld! ich will euch weiſen
Was eine Königin vermag,
Die ihres Mannes Hoſenſack
Und Donnerkeil regieret."

Sie ließ ſich nach Aeolien
Auf ihrem gold'nen Wagen
Bis hin, wo jetzt Paris zu ſehn,
Von ihren Pfauen tragen.
Hier hält, wenn er nicht wehen mag,
Aeol in einem großen Sack
Die Winde eingeſperret.

Die Göttin war voll Freundlichkeit,
Und ſprach: „Mein lieber Vetter!
Seyd doch ſo gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter.
Ich haſſe die Trojanerbrut,
Darum, Herr Vetter, ſeyd ſo gut,
Und lehrt die Spatzen ſchwimmen."

„Zerſtreut die Flotte, hauſt recht toll,
Jagt ſie nach allen Zonen;
Mein ſchönſtes Kammermädchen ſoll
Heut Nacht dafür euch lohnen;
Laßt alle Wind' in's Meer hinein,
Und orgelt hübſch mit Donner drein,
Mein Herr Gemahl ſoll blitzen." —

„Geſtrenge Frau Gebieterin,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verhehlen:
Mein Auſter hat die Lungenſucht,
Mein Eurus iſt nur auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsſchreibern."

„Mein Nordwind, den wir jetzt zum Wehn
Am beſten brauchen könnten,
Iſt athemlos — ich lieh' ihn den
Berliner Rezenſenten!
Die machten ihn zum Hektikus;
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eſelsmilch kuriren."

„Sogar den Zephyr haben mir
Die Dichter weggenommen;
Allein die Schifferrotte hier
Soll drum mir nicht entkommen.
Gebt nur auf euren Kopfputz Acht,
Und dann vergeßt nicht auf die Nacht
Mir auch fein Wort zu halten."

Aeol eröffnete den Sack —
Potz Blitz, das war ein Sauſen!
So werden bis zum jüngſten Tag
Die Winde nimmer brauſen.
Die einen blieſen Wolken her,
Die andern legten an dem Meer
Sich auf den Bauch und blieſen.

Wie ſiedend Waſſer ſprudelte
Das Meer in ſeinem Keſſel,
Und in den Schiffen tummelte
Sich jeder auf vom Seſſel,
Der eine machte Reu und Leid
Der andre fluchte, wie ein Heid',
Der dritte lief an's Ruder.

*) Titus Flavius Veſpaſianus, der Sohn und Nachfolger Veſpaſian's in der römiſchen Kaiſerwürde. Er regierte ſo vortrefflich, daß ihn das Volk nur die Liebe und Wonne des menſchlichen Geſchlechtes nannte.

**) Therſites, ein alberner, frecher und boshafter Grieche bei der Belagerung Troja's. Er war von Körper äußerſt häßlich, ſchielend, lahm, bucklicht und kahlköpfig. Achilles tödtete ihn.

D. H.

***) Aus: Blumauer's ſämmtlichen Werken, München, 1827.

Digitized by Google

Die Schiffe flogen her und hin,
Es brachen Tau und Stangen;
Die ganze Himmelskuppel ſchien
Kohlrabenſchwarz umhangen.
Aeol vermehrte noch den Graus,
Und putzte 's Licht am Himmel aus,
Da ſah kein Menſch den andern.

Der Sturm erhob ſich immer mehr
Mit jedem Augenblicke;
Die Blitze ſchnitten kreuz und queer
Das Firmament in Stücke;
Der Donner ging ohn' Unterlaß
Bald im Diſcant und bald im Baß.
Der Wind accompagnirte.

Aeneas ſchrie und zitterte
An Händen und an Füßen:
„O hätt' ich doch, wie andere,
Zu Haus in's Gras gebiſſen!
So aber muß ich armer Gauch
Vielleicht in einem Wallfiſchbauch
Mein Heldenleben enden.“

„O wär ich doch, o Sarpedon!
Bei dir im Himmel oben,
„So wär' ich doch des Sterbens ſchon
Auf immer überhoben!“
Nachdem er viel ſolch Zeug geſchwätzt,
Verlobt er noch zu guter Letzt
Sich heimlich nach Loretto.

Indeſſen ging's im Sturmgeheul
Den Schiffern miſerabel,
Ein Schiff verlor den Hintertheil,
Das andere den Schnabel:
Und ſelbſt Aeneens Orlogſchiff
Sah man, ſo wie der Sturmwind pfiff,
Auf Wogenſpitzen tanzen.

Ein Theil der Schiffe ſcheiterte
Und hing geſpießt auf Klippen;
Dem anderen zerſchmetterte
Ein Wellenſchlag die Rippen.
Hier ſchwammen Hoſen, da ein Rock,
Dort hielt ein Schwimmer einen Block
Inbrünſtig in den Armen.

Indeſſen hat Neptun, wiewohl
Sehr ſpät, den Spuk vernommen:
Er ward darüber teufelstoll,
Und ließ die Winde kommen.
„Vermaledeytes Lumpenpack“
Rief er, „ha, dieſen Schabernack
Soll euer Herr mir büßen!“

„Sagt ihm, dem hundertjährigen
Windbeutel: er ſoll gehen,
Sonſt laß ich ſeinem windigen
Geſind das Maul vernähen.
So wahr ich Engelländer bin,
Ich halte Wort! Nun mögt ihr ziehn —
Still, Wellen, ſtill! — ihr Schurken!“

Drauf ſtieg er ins Plerutſch hinein
Und ebnete die Wellen:
Bald pflegte ſich der Sonnenſchein
Auch wieder einzuſtellen.
Deß ward Aeneas herzlich froh,
Und ging in dulci Jubilo
In Lybien vor Anker.

Die Helden kamen hier an's Land
Wie die getauften Mäuſe;
Sie machten Feuer an dem Strand,
Und ſahn nach Trank und Speiſe.
Sie thaten hier, als wie zu Haus;
Sie zogen ihre Hemden aus,
Und hingen ſie zum Feuer.

Drauf ging Aeneas in den Wald,
Und ſchoß ein Dutzend Haſen,
Und dieſer Braten füllte bald
Mit Wohlgeruch die Naſen.
Kaum war nun auf dem weichen Gras
Der Tiſch zum Mahl gedeckt, ſo fraß
Ein Haſenfuß den andern.

Eh noch das Mahl ein Ende nahm,
Ging Punſch herum im Kreiſe,
Und als es zur Geſundheit kam,
Sang jeder dieſe Weiſe:
„Es lebe Muth und Tapferkeit!
Stoßt an: es lebe, wer ſich heut
Im Meere — todt geſoffen.“ —

Herr Zeus ſaß — salva venia!
So eben friſch und munter
Auf ſeinem Leibſtuhl, und da ſah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war ſo der Augenblick,
An dem er mit der Menſchen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam und machte da
Dem Donnerer Viſite;
Denn da verſagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa!“ ſo fing ſie an,
„Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr ſo ſehr ihn hudelt?“

„Er ſoll — nicht wahr? — ich merk' es wohl,
Italien nicht finden?
Verſpracht ihr mir nicht ſelbſt: „er ſoll
Noch Roms Triregnum gründen?“
Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her und neckt
Mir meinen armen Jungen.“

Der Alte ſchnitt ein Bocksgeſicht,
Und küßt ihr ſanft die Wange:
„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir iſt für ihn nicht bange;
Wird nicht dein Sohn der Urpapa
Der Datarie und Curia
So heiß mich einen Schlingel!“

„Und daß du ſo gerade hier
Mich trafſt, ſoll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Biſchen prophezeihen:
Gieb Acht! — Für's erſte baut dein Sohn
In Latium ſich einen Thron,
Und ſtiftet die Lateiner.“

„Hierauf kömmt Romulus und den
Wird eine Wölfin ſäugen,
Drum wird er einen mächtigen
Inſtinkt zum Raube zeigen;
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der ſchiebt die halbe Welt in Sack
Und ſchenkt ſie ſeinen Römern.“

„Nach dieſem wird ein Reich entſtehn,
Das hat nicht Weib noch Kinder;
Und dennoch wird die Welt es ſehn,
Und dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird ſich, wie das Sternenheer
Am Firmament, vermehren.“

„Auch dieß Reich faßt die Herrſchbegier
Dann mächtig bei den Ohren;
Den Römern, Kind, ich ſag' es dir,
Iſt's Herrſchen angeboren.
Und ſo von einem Weltchen ſich
Gefürchtet ſehn, iſt — hole mich
Der Teufel! — gar nicht übel.“

„Der alſo dieſes Reich regiert,
Wird ſehr die Welt kuranzen,
Ein jeder frommer König wird
Nach ſeiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel.“

„Er kann mit ſeiner rechten Hand
Die größten Wunder wirken;
Erobert das gelobte Land,
Und maſſakrirt die Türken.
Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — ſchenkt dieſem hier
Und jenem da die Hälfte.“

Digitized by Google

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren;
Thut's einer nicht, ſo wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut
Als ich, und blitzt ſogar — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden.“

„Ja einer ſoll ſogar einmal
Ein Kindlein prokreiren:
Das ſoll von unſerm Feldmarſchall,
Herrn Mars, den Namen führen.
Es läßt mich zwar Virgilius
Das prophezeih'n; allein man muß
Dem Narrn nicht alles glauben.“

„Weil nun die Welt gewohnt ſchon iſt
Von Rom zu dependiren,
So wird, ſo lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht exſpiriren.
Der Römer Herrſchſucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So leſ' ich in den Sternen.“ —

„Was deinem Sohne heut geſchah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er ſoll ſich jetzt in Afrika
Ein Bißchen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und ſag': Ich laß der Königin
Den Mann recommandiren!

Erziehung der Ritter *).

Edelknabenſtand und Knappenſtufe.

Das Syſtem der Ritterſchaft, welches die traurigen Folgen der Feudalverfaſſung und des Fauſtrechts veranlaßt hatten, faßte die erſte Wurzel in Frankreich. Die Kreuzzüge, die größte und abentheuerlichſte Unternehmung, die jemals die Köpfe eines ganzen Welttheils beſchäftigte, halfen dieſes Syſtem ausbilden, und verwebten daſſelbe mit all den abentheuerlichen Sonderlichkeiten und Zuſätzen, wodurch es in unſeren Zeiten ein Gegenſtand des Spottes und der Satyre geworden iſt. Und in der That, wenn ein Zeitgenoſſe des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Phantaſie dem Gefrierpunkte ziemlich nahe iſt, die Ritterſchaft aus den Romanen jener Jahrhunderte beurtheilt, wo der Geiſt der Schwärmerei auf dem Hitzpunkte des ſiedenden Waſſers ſtand, ſo hat er Mühe, den Ritterorden für ein ernſthaftes Inſtitut, und deſſen Glieder für vernünftige Menſchen zu halten. Daher kam es vermuthlich, daß ſo manche Schriftſteller die geſammte Ritterſchaft für ein widerſinniges Syſtem ungereimter Erſindungen, für ein langweiliges Gewebe fabelhafter Abentheurer und übertriebener Bravaden hielten, und in jedem Ritter des Mittelalters einen leibhaftigen Donquirott erblickten. Allein es war ein Verdienſt der neueren Geſchichtskunde, daß ſie uns einen ernſthaften Geſichtspunkt angab, von welchem wir dieſes Inſtitut anzuſehen haben. Das Bild, das ſie uns von der ehrwürdigen Ritterſchaft darſtellt, iſt ein wenig bekanntes, aber anziehendes Gemählde der Sitte unſerer Vorfahren. Sie zeigt uns in dieſem Gemählde einen wunderbaren Contraſt der Religion mit der Galanterie, der höchſten Pracht mit der einfachſten Lebensart, der unbändigſten Tapferkeit mit der treueſten Unterwürfigkeit. Wir erblicken darin das ſonderbarſte Gemiſche von Gewandtheit und Stärke, von dem reizbarſten Muth und der aushaltendſten Geduld. Sie zeigt uns in dem nämlichen Mann die größten Thaten, durch chimäriſche Beweggründe erzeugt, und die niedrigſten Beſchäftigungen, durch einen erhabenen Beweggrund veredelt. Sie weiſet uns Sitten, die Rohheit mit Artigkeit, Grauſamkeit mit Güte, Härte mit Edelmuth, und Ungerechtigkeit mit Ehrliebe auf die wunderſamſte Art mit einander vereinigten, und ſtellt uns Männer vor Augen, die den Helden Homers kühn unter die Augen treten dürften, und deren Thaten es beweiſen, daß es den Helden des Mittelalters nur an einem Plutarch gefehlt habe, um in den Augen der Welt einſt das zu ſeyn, was die Griechen und Römer jetzt in den unſerigen ſind.

Um dieſes dem Anſchein nach ſo widerſprechende Gemählde zu rechtfertigen, weil ih ihnen, verehrte Brüder, die Grundlinien deſſelben in der erſten Bildung des Ritters, ſo viel nur möglich iſt, zeigen, und dieſen Abſchnitt der Rittererziehung widmen.

Schon bei der Geburt eines Kindes, wenn es ein Knabe war, äußerte ſich die Sorge der Aeltern für deſſelben künftigen Ritterruhm. Aus dem Zeichen, in dem es geboren war, aus der Conſtellation ſeiner Geburtsſtunde und aus andern ſorgſam beobachteten Wahrzeichen erklärte man ſich ſchon alle die großen Thaten des noch in den Windeln liegenden Ritters. Doch vergaß man zuweilen nicht, dem Kinde einen Namen zu geben, der von großer Bedeutung wäre. So erzählt Kaiſer Maximilian I. in ſeinem dem Treitzſauerwein von ihm ſelbſt angegebenen Weiß Kunig **), ſein Vater habe ihm bei ſeiner Geburt einen Namen geben laſſen, den er aus dem Namen zweier der ſtreitbarſten Männer zuſammen ſetzte, „zu einer Offenbarung, ſetzt er hinzu, daß dieß Kind in ſeinen Jahren ſo viel verbringen würde, als dieſe zwei ſtreitbarſten gethan hätten.“ Die Geburt des berühmten Ritters und nachmaligen Connetables von Frankreich, du Queſclin, mußte gar Merlin, der heilige Vater der Ritterromane, einige Jahrhunderte vorher ſchon prophezeit haben, und es fehlte dieſem großen Ritter nicht an Geſchichtſchreibern und Nativitätsſtellern, die, ob ſie gleich weder den Tag noch das Jahr ſeiner Geburt wußten, doch unwiderſprechlich auscalculirt haben wollten, daß er in dem Zeichen des Mars ſey geboren worden **), in welcher ſonderbaren Berechnungsart ſie vermuthlich der Methode des Philoſophen Taruntius folgten, der zu Cicero's Zeiten die Geburtsſtunde des Romulus aus ſeinen Thaten, ja den Geburtstag der Stadt Rom ſelbſt aus ihren Schickſalen mit allgemeinem Beifall herauscalculirte ***). Wenn nun dem Ritter in der Wiege ſein Horoſcop geſtellt, die Träume ſeiner Mutter ausgelegt und alle Wahrzeichen vor und nach ſeiner Geburt aufgezeichnet waren, ſo blieb der Knabe bis in ſein 7tes Jahr unter der Aufſicht der Frauenzimmer, das iſt, der Wärterinnen und ſeiner Mutter, und bis dahin behandelte man ihn als ein Kind, das noch keines förmlichen Unterrichts fähig zu ſeyn ſchien. Alles, was er von ſeinen Wärterinnen hörte, waren abentheuerliche Volkserzählungen und Rittermährchen, welche in ſeiner jungen Seele den Keim des Abentheuerlichen und Wunderbaren anſetzten, und ſo jene hohen Begriffe von der Ritterſchaft gründeten, die ihm dieſe Würde in der Folge um ſo heiliger und ehrwürdiger machen mußten. Im ſiebenten Jahre kam der junge Zögling aus den Händen der Frauenzimmer unter die Aufſicht der Männer und ward Edelknabe. Man behielt ihn aber nicht zu Haus, man ſendete ihn an den Hof irgend eines Fürſten oder andern Ritters, der an ihm Vaterſtelle vertrat, und dem er als Edelknabe diente. Denn es war um dieſe Zeit kein noch ſo unbedeutender Ritter, der nicht auf ſeinem Schloſſe einen Hof um ſich her verſammelte, und auf dieſe Weiſe die Höfe der Könige und Fürſten im Kleinen nachzuahmen ſuchte. Dieſe Höfe der Großen und Ritter waren damals die einzigen Schulen der adeligen Jugend. Hier war es, wo ſich der Knabe zum künftigen Ritter bildete. Hier lernte er Gehorſam, Wohlſtand, Muth, Rechtſchaffenheit, Liebe und Religion. Die täglichen Beiſpiele der Ritter um ihn her waren ſeine Lehrer, und nur in den beiden letzteren Punkten genoß er eines beſonderen Unterrichts. Gott und ſeine Dame lieben war der Ritter weſentlichſte Pflicht, ſie hatten hierüber ihre eigene Logik und Theologie. Der Edelknabe bedurfte alſo hierin eines beſonderen Unterrichts, und dieſen Unterricht gaben ihm die Damen. Aus ihrem Munde lernte er zugleich den Katechismus und die Kunſt zu lieben, und dieſe Verbindung der Galanterie mit der Religion machte den Knaben zum Andächtler im Chriſtenthum und in der Liebe. Er verehrte eben ſo ſehr den Handſchuh ſeiner Dame als die Reliquien des heiligen Grabes zu Jeruſalem. Allein das war nicht genug, er mußte ſich auch in dieſer religiöſen Liebe üben. Man ließ ihn irgend eine Dame am Hofe, zur Dame ſeines Herzens wählen. Dieſe ward ſeine Gottheit, ihr vertraute er ſeine geheimſten Empfindungen, ſeine verborgenſten Wünſche, ihr gab er Rechenſchaft von allen ſeinen Gedanken und Handlungen. Mit gleicher Andacht küßte er den Saum ihres Kleides und ein Bildniß der heiligen Jungfrau. Und hieraus entſtand nun dieſe ganz eigene Art der Rittergalanterie, jene chimäriſche Vergötterung des ſchönen Geſchlechts, wovon alle Ritterromane aus dieſen Zeiten voll ſind. Die Damen wurden Gottheiten, deren Augenbraunen mehr Gewalt über das unerſchütterlichſte Ritterherz hatten, als die des homeriſchen Jupiters über Himmel und Erde. Eine Dame lieben, hieß ihr dienen, und einer Dame treu und redlich dienen, hieß ſich ſeiner künftigen Seeligkeit verſichern. Wie ſinnreich die Damen damaliger Zeit die Pflichten der Liebe mit jenen der Religion zu verbinden, ja wie geſchickt ſie ſelbſt die Letztere auf die Er-

*) Aus: Blumauer's proſaiſchen Schriften, München, 1827.

*) Der Weiß Kunig. Wien, 1775. Fol. S. 56.

**) Hist. de Bertrand du Queselin. Paris, 1666.

***) Cic. de Divin. Lib. II.

ſiere zu bauen wußten, davon giebt uns die **Histoire du petit Jean de Saintré** *) ein redendes Beiſpiel.

Es wird ihnen, verehr. Br., vielleicht nicht unangenehm ſeyn, aus dieſem Buche, das man ſeiner Seltenheit wegen beinahe mit Gold aufwiegt, den ſonderbaren Unterricht, den die Dame darinn ihrem Zöglinge giebt, näher kennen zu lernen. Die junge ſchöne Wittwe, die der Verfaſſer dieſes Romans immer nur **Dame des belles Cousines** nennt, die aber im Grunde eine Schweſter des Königs Johann von Frankreich war, übrigens eine declarirte Prüde, die, unerbittlich gegen alle Anträge einer zweiten Heirath, es bequemer und ſicherer fand, einen unbärtigen Jungen, als einen bärtigen Ritter in ihrem Dienſte zu haben, dieſe ſah ſich unter allen Edelknaben am Hofe des Königs den jungen wohlgebildeten **Saintré** aus, um ihm das Glück ihrer Pflege angedeihen zu laſſen. Sie ließ ihn zu ſich kommen, verſicherte ihn ihres Schutzes und fieng ihren Unterricht gleich mit den ſieben Hauptſünden an. „Die erſte Hauptſünde, ſpricht ſie, mein Sohn, iſt die Hoffarth, ein abſcheuliches Laſter; aber wer ſeine Dame treu liebt, wird ihr in aller Unterwürſigkeit dienen, und alſo vor dieſem Laſter ſicher ſeyn. Das zweite, fährt ſie fort, iſt der Zorn, aber den wahrhaft liebenden Ritter wird ſeine Dame auch davor ſichern, denn ſie wird nicht unterlaſſen ihn in der Geduld zu üben. Auch vor Geiz bewahrt die Geliebte Dame den Ritter, ſie wird von ihm die entgegengeſetzte Tugend, das iſt, die Freigebigkeit fordern, denn, ſetzt ſie hinzu, **Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur.**“ Doch dieß iſt bei weitem nicht der einzige Text der heiligen Schrift, deſſen ſich dieſe Schriftgelehrte Dame bei ihrem Unterrichte bedient. Bei jeder Hauptſünde, die ſie in dieſem Tone zu erklären fortfährt, citirt ſie wenigſtens ein halbes Dutzend Kirchenväter und eben ſo viele griechiſche Philoſophen, zuweilen auch wohl gar die Decretalen oder ein paar Conzilien. Nachdem ſie nun den armen Jungen eine Weile in dem Meere ihrer Gelehrſamkeit herumgeſchwemmt, und das Heil ſeiner Seele auf eine treue Damenliebe gebaut hat, geht ſie zu dem Heile des Leibes über, das, ihrer Meinung nach, ebenfalls nur in der Liebe der auserwählten Dame zu finden iſt, und welches Heil dem Ritter um ſo gewiſſer wäre, weil (wie ſie ſich ebenſo treffend als naiv ausdruckt) alle Frauenzimmer im Punkte der Liebe — Frauenzimmer ſind. **Car toutes sont dames en amour**, ſind die eigenen Worte dieſes weiblichen Evangeliums.

Man kann denken, wie bang dem guten Jungen bei ſoviel Schönheit und Gelehrſamkeit werden mußte. Das Glück, eine Dame lieben zu dürfen, und dadurch Seele und Leib auf immer in Sicherheit zu bringen, grub ſich ſo tief in ſeine Seele, daß er endlich die Frage herausſtotterte: ob ihn denn auch irgend eine Dame in Dienſt nehmen und ihn lieben würde, wenn er ihr ewige Treue und Gehorſam angelobte. „Warum nicht? — ſprach die Dame, biſt du nicht ein Edelmann, biſt du nicht ein hübſcher Junge? Haſt du nicht Augen zum ſehen, nicht Ohren zum hören, nicht Mund und Zunge zum reden, nicht Arme und Hände zum dienen, nicht Beine und Füße zum gehen, nicht Herz und Adern, um alles, was ſie dich heißen wird, zu vollbringen? Warum näherſt du dich keiner? Glaubſt du, daß eine Dame, trotz all des Guten, ſo du an dir haſt, ſo ſehr ihrer Ehre vergeſſen, und dich bitten wird, ſie zu lieben? Wag' es, nähere dich einer! Du mußt den erſten Schritt thun!“ — Das war nun deutlich genug, allein für den blöden Jungen wars nichts. „Ach, Madam, ſprach er, lieber ſterben als abgewieſen werden, und mich dem Spott derjenigen ausſetzen, die ich mehr als mein Leben lieben würde.“ Und ſomit ſtand er zitternd vor ihr, wie ein armer Sünder, den Blick auf die Spitze ihres Pantoffels geheftet. Das rührte die Dame endlich, und um ihn und ſich ſelbſt nicht länger zu quälen, ſprach ſie: „Nun denn, verſprich mir bei deiner Ehre und bei Gott, keiner lebendigen Seele je ein Wörtchen von dem zu vertrauen, was ich dir jetzt ſagen werde.“ „Ja,“ ſtotterte der arme Junge, und die Dame ſprach: „Nun denn Saintré, wie, wenn ich ſelbſt die Dame ſeyn wollte, von der ich dir ſprach, würdeſt Du mir gern dienen?“ Der kleine Saintré, der ehe den Sturz des Himmels, als dieſe Erklärung erwartet hätte, ſtand da, wie vom Blitze gerührt, und, weil er ſich auf den Füßen nicht mehr halten konnte, fiel er vor ihr hin auf die Kniee, und ſchwur ihr, in allem zu gehorchen, was ſie ihm befehlen würde. Nun war das Intermetzo, worinn die Dame den umgekehrten Roman Abeilards und Heloiſens ſpielte, vorüber. Und nun ſezte ſie gelaſſen ihren Katechismus-Unterricht wieder fort: und befahl ihm die zehen Gebote Gottes, die ſie ihm vorſagte, genau zu erfüllen, die heil. Jungfrau Maria beſtändig zu verehren, ſich in jeder Angelegenheit in den Schutz des heil. Kreuzes zu empfehlen, täglich einige Vaterunſer zu beten, und ſich den Erzengel Michael, oder Gabriel zu ſeinem Advokaten, Procurator, oder Ambaſſadeur bei Gott und der heil. Jungfrau zu machen. Hierauf empfahl ſie ihm die zwölf Glaubensartikel, die ſieben Haupt- und die vier Kardinaltugenden, dann die acht Seeligkeiten, und die ſieben Werke der Barmherzigkeit. Sie befahl ihm ferner beim Aufſtehen und Schlafengehen das Kreuz zu machen, und ſich fleißig auszukämmen, und die Nägel abzuſchneiden. Und nachdem ſie ihm eine lange Brühe von Schriftſtellen und ariſtoteliſchen Sprüchelchen über den Kopf gegoſſen, ſchloß ſie endlich: — „Wenn du all dieß getreu beobachteſt, ſo werd ich dir Gutes thun, und dich lieben.“ Und Saintré knieete hin, und ſchwur auf die Hand der Dame, wie aufs heil. Evangelium, den Eid der Treue und Folgſamkeit.

Es gehörte allerdings Saintrés weiche, liebende Seele und der ſchöne Mund der Dame dazu, um dieſen ſonderbaren Unterricht in die Länge anziehend zu finden. Glauben Sie indeſſen nicht, verehr. Br.! daß alle Edelknaben durchaus eine ſo ſchulgerechte und gelehrte Bildung erhielten. Oft brachten ſie ſchon von Hauſe aus dem Schooße ihrer Eltern den Keim einer vortrefflichen Denkart mit ſich, und ich darf zum Beweis deſſen nur jene kurze Lehre anführen, welche die Mutter eines der größten Ritter ſeiner Zeit, des berühmten Bayard, ihrem Sohne auf die Reiſe mitgab, als ihn ſein Vetter als Edelknabe an den Hof des Herzogs von Savoyen führte *), eine Lehre, die eben ſo einfach, als rührend, alles enthält, was eine Mutter ihrem geliebten Kinde nur immer Vortreffliches ſagen kann, und die dem grundgelehrten Unterrichte der Dame **des belles Cousines** zum Gegenſtück dienen mag. „Mein Sohn,“ ſprach ſie, als der Knabe ſchon im Hofe ſeines väterlichen Schloſſes mit ſeinem Vetter und Gefolge reiſefertig zu Pferde ſaß, „mein Sohn, du ziehſt nun zu einem vornehmen Prinzen in den Dienſt. So viel eine Mutter ihrem Kinde befehlen darf, empfehl ich dir **3** Dinge, ſo gut ichs vermag; erfüllſt du dieſe, ſo wirſt du mit Ehren in der Welt leben. Das erſte iſt: daß du vor allen Gott fürchteſt und ihm dieneſt, ohne ihn, ſo viel dir möglich, jemals zu beleidigen. — Vertrau' auf ihn, und er wird dich nie verlaſſen. Das zweite iſt: ſei freundlich und gut mit jedermann, und leg allen Stolz von dir. Diene willig jedem, der dich anſpricht. Verläumde niemand, lüge niemals. Halte dich nüchtern im Eſſen und Trinken, und fliehe den Müſſiggang; denn der iſt ein niedriges Laſter. Werde nie ein Schmeichler, nie ein Zuträger, damit kommt niemand weit. Seit bieder in Wort und That. Halte, was du verſprichſt, unterſtütze die Armen, beſchütze die Wittwen und Waiſen; und Gott wird dirs vergelten. Das dritte iſt: was dir Gott beſchert, theile willig mit den Dürftigen; denn glaube, mein Sohn! vom Almoſengeben iſt noch niemand arm geworden: es kömmt dir hundertfältig wieder ein, was du austheileſt. — Das iſt alles, was ich dir in die Seele legen möchte. Ich und dein Vater werden nicht lange mehr leben, laß uns Gutes hören von dir in unſern letzten Tagen.“ — Und mit dieſen Worten zog die gute Mutter ein Beutelchen aus der Taſche, worinn 6 Goldſtücke und eine Silbermünze waren, und gab es ihrem Sohn, winkte dann einem der treueſten Diener, gab ihm ein Päckchen mit Wäſche und andern Bedürfniſſen für ihren Sohn, empfahl ihm ihr Kind und ſteckte ihm zwei Thaler in die Hände für den Knappenaufſeher in Savoyen, daß er Acht haben möchte auf den Jungen, ſchluchzte ihrem Sohne: noch ein Gott ſegne dich! nach, der dankend ſein Pferd tummelte, und in froher Erwartung künftiger Dinge, zum Schloßhof hinaus und in die weite Welt eilte.

Dieſer Hausunterricht des jungen Bayard war nun freylich ein ganz anderer, als der Hofunterricht des jungen Saintré, aber nicht alle vornehmen Mütter waren ſo vernünftig, als die Mutter des Bayard, und nicht alle Hofdamen ſo gelehrt, wie die Dame **des belles Cousines**. Die Höfe der Fürſten blieben daher noch immer die einzigen Schulen der ſogenannten **Courtoisie**. Die Vorzüge, die von dieſer Seite einen vollkommenen Ritter ausmachten, waren Beſcheidenheit, Zärtlichkeit, Ehrerbietung, Treue, und der höchſte Grad von Enthuſiasmus für die Schönheit der einmal gewählten Dame; und dieſe lernte man damals nirgends, als an den Höfen der Fürſten, wo immer ein groſer Zuſammenfluß von Damen und Rittern war, und wenn die erſteren die leztern bildeten, ſo kann man leicht denken, wie genau und vollſtändig hierin ihr Unterricht müſſe geweſen ſeyn; da ihr eigener Vortheil auf dieſen Eigenſchaften ganz beruhte. Und wirklich war dieſer Geiſt der Rittergalanterie das einzige, was den Sitten der damaligen Zeiten einen etwas feineren Anſtrich gab, und den ſonſt durchaus rauhen, kriegeriſchen, unbändigen, und beinahe unmenſchlichen Charakter der Ritterſchaft in etwas milderte. Es war das Werk des weiblichen Geiſtes, und vielleicht das dauerhafteſte, deſſen ſich das ſchöne Geſchlecht rühmen kann. Denn dieſe übertriebne Art der Verehrung des ſchönen Geſchlechts erhielt ſich bis auf unſere Zeiten, nur mit dieſem einzigen Unterſchiede, daß das, was bei den alten Rittern wirkliche ungeheuchelte Verehrung und Ergebenheit war, bei den Liebesrittern unſerer Zeiten nur ein bischen blauer Dunſt, Grimaſſe und eine Art von mechaniſcher Fertigkeit in der ſogenannten feineren Lebensart iſt.

*) **Histoire plaisante et cronique du petit Jean de Saintré.**

*) **Histoire du Chevalier Bayard. Paris, 1616. 4. p. 8 ff.**

Digitized by Google

So vollkommen aber der Unterricht, den die Damen ihren Zöglingen gaben, von der Seite der Liebe war, ſo mangelhaft war er von der Seite der Religion. Die Religion überhaupt war damals ein Gemengſel von Irrthümern und Aberglauben, was konnte ſie nun gar in dem Kopfe eines Frauenzimmers ſeyn? Eine Art von religiöſer Leichtgläubigkeit und Ehrerbietung für Legendenmährchen, Mirakel und geweihte Sachen war alles, was der Knabe lernte, und die ſeltſame Verbindung dieſes Unterrichts mit jenem der Galanterie hatte noch die ſehr natürliche Folge, daß der Knabe ſich früh gewöhnte, ſeine Dame mit Gott zu verwechſeln, und alles, was Bezug auf ſie hatte, mit religiöſen Augen zu betrachten.

Für dieſen Unterricht, deſſen der Knabe am Hofe eines fremden Ritters genoß, mußte er ſeinem Herrn alle kleinern Hausdienſte leiſten. Ihn auf der Jagd, beim Spazierengehen begleiten, Botſchaften ausrichten, bei der Tafel aufwarten, u. ſ. w. Was die junge Seele des Edelknabens vollends mit dem Geiſte der Ritterſchaft vertraut machte, war das Beyſpiel der Knappen und Ritter, das er täglich vor Augen hatte. Die der Jugend natürliche Nachahmungsſucht machte alle Spiele der Edelknaben unter einander zu Nachahmungen ritterlicher Uebungen. Sich aus ihren Mützen Helme machen, mit Wurfſpießen nach dem Ziele werfen, einen Platz angreifen, den andere vertheidigten, ſich einander ein Thor oder einen Durchgang ſtreitig machen, waren ihre liebſten Spiele, wobei ſie wohl zu Zeiten ein Schwert ſtahlen, und damit die Stärke ihrer jungen Arme an Hecken und Stauden verſuchten.

Und eben dieſer Wetteifer ſo vieler Edelknaben unter einander, dieſes beſtändige Beiſammenleben, dieſe durchgängige Gleichheit ihrer Geſinnungen und Leidenſchaften, dieſe Gewohnheit, ſich einander als Kinder eines gemeinſchaftlichen Vaters zu betrachten, ſtiftete in den Herzen der jungen Zöglinge manche innige lebenslängliche Freundſchaften, die ſie ſich einander im männlichen Alter durch Proben bewieſen, deren ſich ein Damon und Pythias nicht geſchämt haben dürften.

Dieſer Edelknabenſtand nun, den ich den erſten Grad des damaligen Ritterordens nennen möchte, war die erſte Stufe zur Würde des Ritters. Es dauerte ſieben Jahre, und war ganz gemacht, einen Ritter zu bilden wie man ihn nach den damaligen Zeiten haben wollte.

Sobald der Edelknabe ſein vierzehntes Jahr erreichte, ſah er mit Sehnſucht ſeiner Beförderung zum Knappen entgegen. Der Tag ſeiner Erhebung zu dieſem zweiten Grad der Ritterſchaft war nicht nur für ihn ein feyerlicher Tag, ſondern auch ein Feſt für ſeine Familie, und alle Ritter und Knappen. Er bekam an dieſem Tage das Schwert, und dieſe Feierlichkeit iſt um einige Jahrhunderte älter, als ſelbſt der wirkliche Ritterſchlag. Der Zeitpunkt, in welchem der Knappe mannbar wird, wo alle ſeine Naturkräfte in ihre Beſtimmung und völlige Reife eintreten, verdiente allerdings gefeiert zu werden. Die Römer übergaben an dieſem Tage ihren Söhnen die Präterta, und ſchon die alten Deutſchen gaben ihnen, wie wir geſehen haben, in einer feierlichen Verſammlung das Schwert. Die Gewohnheit, dergleichen für die Menſchen wohlthätige Zeitpunkte zu Familienfeſten zu machen, zeigt von einer dankbaren Aufmerkſamkeit auf die Geſchenke der Natur, und verräth wenigſtens mehr wahres Naturgefühl, als der alberne Gebrauch, ſich durch jährlich wiederholte Glückwünſche an das Glück erinnern zu laſſen, daß man allenfalls Paul, und nicht etwa Thomas, Chriſtoph, oder Kilian heiße.

Der Edelknabe alſo, der dieſen glücklichen Zeitpunkt erreicht hatte, ward von ſeinen Eltern und Anverwandten feyerlich in die Kirche geführt, hier hörte er eine Meſſe, während welcher ſeine Eltern mit Kerzen in den Händen opfern giengen. Nach Ende derſelben führte man ihn hin zum Altar, auf welchem das für ihn beſtimmte Schwert lag. Der Prieſter nahm daſſelbe, weihte, ſegnete, und gürtete es dem jungen Knappen um die Lenden. Wenn zuweilen die anweſenden Mädchen das Amt, dem Knappen das Schwert umzugürten, verrichteten, ſo war es nicht mehr als billig, daß ſie ihre Theilnehmung und Freude über einen Zeitpunkt ſeines Alters äußerten, der für ſie von ſolcher Wichtigkeit war. Man übergab ihm hierauf den Schild und die Lanze des Ritters, in deſſen Dienſt er nun erſt feyerlich trat, und deſſen Schild und Lanze zu bewahren, ein weſentliches Stück des Knappendienſtes ausmachte. Die Sporen, die er ebenfalls itzt zum erſtenmale bekam, waren nur von Silber, denn die goldenen waren, wie wir hören werden, blos den Rittern vorbehalten.

Nebſt dieſer Ceremonie hatte die Knappenſtufe ſchon ihre eigenen Geſetze und Regeln. In einem ſehr ſeltenen, nur neunzehn Quartblätter ſtarken Büchelchen, **Ordre de Chevalerie** betitelt, das ein abgelebter Ritter verfaßt, und als ein allgemeines Ritual und Geſetzbuch des Ritterordens an den franzöſiſchen Hof geſchickt hatte, und welches zugleich, ſeines myſtiſchen Inhalts wegen, für die Liebhaber des Geheimnißreichen eine rechte Geiſtesweide abgeben würde, fand ich folgende Geſetze der Knappenſchaft aufgezeichnet:

1tens. Die Wiſſenſchaft und Schule der Ritterſchaft beſteht darin, daß der Ritter ſeinen Sohn in ſeiner Jugend reiten lernen laſſe.

2tens. Ziemt es ſich, daß des Ritters Sohn, während er Knappe iſt, die Pferde zu beſorgen wiſſe. Denn es iſt billig, daß er vorher diene, und Unterthan ſey, bevor er Herr wird. Nur aus dem Ritterdienſte wird er den Werth und Adel der freien Ritterſchaft kennen.

3tens. Deshalb ſoll auch jeder Ritter ſeinen Sohn in eines andern Ritters Dienſte thun, damit er ſeiner Jugend lerne, bei Tafel vorſchneiden und aufwarten, den Ritter wappnen und kleiden. Denn gleichwie der, welcher ein Schneider oder Schloſſer werden will, vorher als Lehrjunge bei einem Meiſter dienen muß, ſo ſoll auch jeder Edelknabe, der zum Ritterorden gelangen will, vorher bei einem Ritter als ſeinem Meiſter dienen; und gleichwie es unſchicklich wäre, wenn ein Menſch, der ein Schloſſer werden wollte, zu einem Schneider in die Lehre gienge, ſo wäre es auch ungereimt, wenn ein Knappe die Pflichten des Ritterordens bei einem Manne lernen wollte, der nicht ſelbſt Ritter iſt.

4tens. Auch iſt es dem Knappen nicht genug, daß er dem Ritter diene, die Pferde beſorge, und mit ihm zu Turnieren und Schlachten ziehe: er muß auch die Pflichten des Ritterordens gleich andern Wiſſenſchaften lernen, und man ſoll darüber ein eigen Buch halten, und ihm hierzu eigene Lehrer geben.

Das ſind die Geſetze, die dieß Buch den Knappen vorſchreibt, und wir werden ſogleich ſehen, wie genau der allgemein herrſchende Gebrauch mit dieſen Wahrheiten übereinſtimmte.

Sobald der Edelknabe Knappe war, bekam er ein eigenes Amt am Hofe ſeines Herrn. Die größeren Ritter hielten ſchon damals an ihren Höfen all die Aemter, die nachher Reichswürden geworden ſind. Sie hatten ihre Kämmerer, Mundſchenken, Truchſeſſen, Mundbäcker, Stallmeiſter, Kammerjunker u. dgl. Alle dieſe Stellen wurden damals mit Knappen beſetzt. Nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß die damaligen Mundſchenken den Ritter und ſeine Gäſte wirklich mit Wein bedienten, die Truchſeſſen wirklich die Tafel deckten, auftrugen und tranchirten, die Kammerjunker den Gäſten nach Tiſche wirklich das Waſchbecken reichten, und Abends ihnen die Betten zurecht machten, und die Stallmeiſter wirklich ihres Herrn Pferde beſorgten. Der Leibknappe des Herrn, den man auch **Ecuyer d'honneur** nannte, und der im Kriege ſeine Fahne tragen, und ſeinen Waffenruf ſchreien mußte, hatte unter ihnen den erſten Rang. Ueberhaupt waren die Knappen näher um ihren Herrn, man vertraute ihnen alle wichtigeren Geſchäfte, alle geheimeren Aufträge, und die nähere Verwandtſchaft der Knappenſtufe mit jener des Ritters ſchien ihnen ein Recht auf das innige Vertrauen ihres Herrn zu geben. Wichtiger und ſchwerer, aber auch ehrenvoller war der Knappendienſt zur Zeit eines Turniers oder Kriegs. In ſolchen Fällen mußte der Knappe ſeinem Herrn die Rüſtung anlegen, ein Dienſt, der bei der entſetzlichen Menge von Theilen, aus denen eine ganze Rüſtung beſtand, wenigſtens eben ſo viele Mühe und Geſchicklichkeit forderte, als heut zu Tage eine Kammerjungfer braucht, um ihre Dame in eine vollſtändige Ballrüſtung zu bringen, wobei aber zugleich das kleinſte Verſehen des Knappen, eine einzige, ſchlechtgeſchnallte Schiene, dem Ritter das Leben koſten konnte. Auch die Sorge für die Pferde war ganz in den Händen der Knappen. Hierzu gehörte nicht weniger Geſchicklichkeit, und Götz von Berlichingen rühmt ſich in der Lebensbeſchreibung, die er von ſich ſelbſt verfaſſet hat, nicht wenig, daß er während ſeines Knappendienſtes eher alle Pferde ſeines Herrn gezäumt und geſattelt hatte, ehe deſſen dreißigjähriger Knecht mit einem einzigen fertig werden konnte.*) Ferner halfen die Knappen dem Ritter aufs Pferd, und hielten ihm die Steigbügel: ſein Helm, ſein Schild, ſein Schwert und ſeine Lanze waren in Fällen, wo er ſie nicht brauchte, in ihren Händen. Sie hießen daher Schildknappen, oder Knappen, ſo wie auch der franzöſiſche Name **Ecuyor** von **Ecu** (ein Schild) hergeleitet wird. In Deutſchland hieß man ſie insgemein Buben.**) Wenn der Ritter ausritt, ritten ſie hinter ihm her, wie unſere Reitknechte und hatten ſein Felleiſen rückwärts aufgepackt. Im Kriege hielten ſie ſich feſt hinter ihrem Herrn, beobachteten alle ſeine Bewegungen, verſahen ihn, wenn es Noth war, mit neuen Waffen, oder mit einem friſchen Pferde, parirten, ſo gut ſie konnten, die Hiebe und Stöße aus, die ihn unverſehens treffen ſollten, und ſuchten ihn auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen, ohne jedoch ſelbſt zu kämpfen, und die Gren-

---

*) Lebensbeſchreibung des Götz von Berlichingen. Nürnberg, 1731. 8. S. 19.

**) Ebendeſſelben Lebensbeſchreibung. S. 7. 12. u. f.

Digitized by Google

zen einer bloßen Vertheidigung zu überſchreiten. So vertraute auch der Ritter die Gefangenen, die er während eines Treffens machte, den Händen ſeiner Knappen an.

Alle dieſe Haus- und Kriegsdienſte, ſo unbedeutend und vielleicht erniedrigend ſie auch ſcheinen mögen, waren in den Augen des Knappen, ſo vornehm auch ſeine Abkunft immer ſeyn mochte, groß, heilig und ehrenvoll. Die hohen Begriffe, die man von dem ehrwürdigen Charakter der Ritterſchaft allgemein hegte, veredelten die niedrigſten Dienſte in ſeinen Augen, und er hielt es für eben ſo wenig erniedrigend, ſeinem Herrn beim Tiſche Wein einzuſchenken, als es mancher fromme Fürſt noch zu unſern Zeiten unter ſeiner Würde hält, einem Kapuziner, der bei ihm Hofkaplansdienſte verſieht, und den er bei Tafel ſtatt eines Hofnarren braucht, früh morgens am Altare zu miniſtriren. Kurz, der Knappe glaubte mit eben der Täuſchung in ſeinem Ritter den ganzen ehrwürdigen Körper der geſammten Ritterſchaft zu ehren, mit welcher noch heut zu Tage manche fromme Dame in dem Pantoffel des Papſtes die Religion ſelbſt in eigener Perſon zu küſſen glaubt. Ja wäre Papſt Hadrian IV. ein Ritter geweſen, Friedrich der Rothbart würde ſichs ohne Befremdung ſeiner eigenen Zeitgenoſſen haben zur Ehre rechnen können, ihm den Steigbügel zu halten.

Die Knappenſchaft war an und für ſich nichts, als eine Art von Noviziat, worin ſich jeder Knappe zum Ritter vorbereiten mußte. Und wirklich machte die ungemeine Stärke und Geſchicklichkeit, deren ein Ritter damals im Kriege und bei Turnieren bedurfte, eine längere Vorübung nothwendig. Die Knappen ließen es auch darin an nichts fehlen, und es iſt unglaublich, und weit über die Begriffe unſers Zeitalters, zu welchem Grad von Abhärtung, Stärke und Geſchicklichkeit ſie es während dieſer Prüfungszeit brachten. In der ganzen ſchweren Rüſtung ohne Steigbügel auf ein Pferd ſpringen, mit ſchweren Laſten einen hohen Berg hinanlaufen, das höchſte geſattelte Pferd mit einer Hand an der Mähne, mit der andern am Sattelknopf faſſen, und ſich über daſſelbe, ohne es zu berühren, von einer Seite auf die andere ſchwingen, an zwei nicht zu weit von einander ſtehenden Mauern, ſo hoch und ſchlüpfrig ſie auch ſeyn mochten, mit bloß angeſtemmten Händen und Füßen hinanklimmen, oder an einer ſenkrecht an der Wand feſtgemachten Leiter bloß mit den Händen, oder auch mit einer Hand hinaufklettern, ohne je einen Fuß in die Sproſſen zu ſetzen, waren ihre gewöhnlichen Spielübungen, die freylich in unſerm filigraniſirten Zeitalter ſo ſelten geworden ſind, daß wir ſie höchſtens nur noch für Geld zu ſehen kriegen. Auf ihren Zügen mit den Rittern gewöhnten ſie ſich früh an alle Arten von Ungemach, ſie lernten Hitze, Froſt, Hunger, und ſogar Verwundungen ertragen. Als Götz von Berlichingen während ſeines Knappendienſtes bei Friedrich, Markgrafen von Brandenburg, in einer Schlägerei eine tiefe Wunde in den Kopf bekommen hatte, und ihm nach ſechs Tagen ein Ritt bevorſtand, binnen welcher Zeit er beſorgte, nicht heil werden zu können, ſetzte er alle Tage ſeinen Eiſenhut auf die Wunde, um ſich, falls er nicht heil würde, an die Schmerzen zu gewöhnen.*) Außer dieſen beſchwerlichen Prüfungen, womit die Candidaten der Ritterſchaft ihren Muth und Stärke bewieſen, ſuchten ſie auch ihren Geiſt in allen Tugenden zu üben, die einem ächten Ritter unentbehrlich waren. Eine unerſchütterliche Treue und Ergebenheit gegen ihren Herrn, die ſtrengſten Grundſätze von Ehre und Redlichkeit, die tiefſte Verehrung des ſchönen Geſchlechts, und vor allen jene edle Rittergalanterie, die aber zum Vorzug der damaligen Zeiten vor den unſrigen, mehr in Handlungen als Worten beſtand, waren von dieſer Seite die Hauptgegenſtände ihrer Bemühungen. Sie hatten an den Höfen der Fürſten, wo ihrer oft fünfzig bis ſechzig und wohl noch mehr beiſammen waren, ihre eigenen Aufſeher, oder wie Götz von Berlichingen ſie nennt, Zuchtmeiſter,*) deren Amt es war, über ihre Aufführung und Bildung zu wachen.

Hatten ſich nun die Knappen zu Hauſe in dieſen Dienſten und Beſchäftigungen einige Jahre geübt, ſo mußten ſie auch reiſen. Der allgemeine Hang der Ritter zum ewigen Herumziehen auf Abentheuer ſteckte auch die Knappen mit der Liebe zum Vagabunden-Leben an. Es gab ihrer viele, die auf eigene Fauſt herumzogen, um ſich Ritterverdienſte zu ſammeln. Der bekannte Ritter Ulrich von Hutten, der ſchon in ſeinem Knappenſtande nicht nur das Schwert, ſondern auch die Feder ſo gut zu führen wußte, daß er ſich mit dem einen den Ritterſchlag und mit der andern den Lorbeerkranz erwarb, zog ſchon in ſeinem zwanzigſten Jahre auf eigene Fauſt in den venetianiſchen Krieg, wo er, wie die Grabſchrift, die er ſich daſelbſt verfertigte, beweiſt, mit Armuth, Froſt, Hunger und Krankheit zu kämpfen hatte.**) Gab es keine Kriege, ſo zogen die Knappen, um ſich Erfahrung zu verſchaffen, in fremde Länder, beſuchten fremde Höfe, beobachteten, ſahen, lernten, und führten eigene Schreibtafeln bei ſich, um alles Merkwürdige oder Nützliche aufzuzeichnen,***) auch gaben ſie an fremden Höfen, und ſelbſt bei Turnieren nicht immer bloße Zuſchauer ab. Denn ſie hatten nicht nur ihre kleinen Waffenſpiele, ſondern es ward ihnen auch an dem Vorabend irgend eines großen Turniers erlaubt, in kleineren Kämpfen mit der Lanze (die man Joutes nannte) auf dem Turnierplatze öffentlich, in Gegenwart der Ritter und Dameu, ihre Kräfte gegen einander zu verſuchen. Und derjenige, der in dieſen Vorſpielen des Turniers den Preis oder Dank erhielt, bekam bei dieſer Gelegenheit nicht nur den lebhafteſten Vorſchmack jener Ehre, im großen Turnier zu ſiegen, außer der man damals nichts größeres kannte, ſondern er hatte auch zuweilen, wenn er ſich beſonders auszeichnete, das Glück, des andern Tages beim großen Turnier ſchon als Ritter zu erſcheinen. Wiewohl dieſes Vorrecht den Knappen erſt in ſpätern Zeiten eingeräumt ward, und als ein wirklicher Eingriff in die Ritterrechte mit unter die Urſachen gehörte, weiche nach und nach die Ritterſchaft in Verfall brachten.

Hatte nun der Knappe ſeine Zeit gedient, das heißt, hatte er ſieben Jahre durch ſeinem Herrn alle obenerwähnten Dienſte geleiſtet, und hatte er es in allen einem Ritter erforderlichen Eigenſchaften zu einem ſo hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, daß ſein Meiſter mit ihm zufrieden war, ſo durfte er endlich hoffen, in den Tempel der Ehre eingelaſſen zu werden; denn dieſes noch ſehr gemäßigten Ausdrucks bediente man ſich damals, um die Ritterwürde zu bezeichnen.

Ein und zwanzig Jahre waren die geſetzmäßige Zeit der Ritterſtufe, und wenn der junge Ritterzögling um dieſe Ehre von ſeinem Edelknabenſtande an eben ſo lange, als Jakob um ſeine ſchöne Rahel dienen mußte, ſo iſt es gewiß, daß ihm bei einer ähnlichen, oder wohl noch größeren Sehnſucht ſeine vierzehn Jahre eben ſo gut vierzehn Jahrhunderte ſcheinen mußten, als ſie es jenem geſchienen haben. Doch durfte er nicht immer ſo lange warten; eine höhere Geburt, beſondere Verdienſte um ſeinen Herrn, oder eine auszeichnende Geſchicklichkeit und Tapferkeit im Turnier oder Kriegsdienſten konnten dieſen für ihn ſo wichtigen Zeitpunkt ſeines Lebens beſchleunigen. Die Prinzen von Frankreich machte man in der Wiege ſchon zu Rittern, Andere erhielten die Ritterwürde im ſiebenzehnten oder auch im funfzehnten Jahre, und ſo wie die Ritterſchaft abnahm, ward man in dieſem Punkte gefälliger. Doch hegten einige von ſelbſt ſo überſpannte Begriffe von dieſer Würde, daß ſie ſich derſelben nicht eher würdig hielten, bis ſie eine Reiſe ins gelobte Land, oder einen Zug gegen die Ungläubigen mitgemacht hatten.

Philipp Wilhelm Georg August Blumenhagen,

Dr. Med., praktiſcher Arzt, Director des polizeilichen Hoſpitals und Theaterarzt zu Hannover, ward daſelbſt am 15. Februar 1781 geboren, ſtudirte von 1799 bis 1803 in Erlangen und Göttingen und ließ ſich alsdann in ſeiner Vaterſtadt nieder.

Von ihm erſchienen:

Freia. Dichtungen. Erfurt, 1805. 2. A. 1810. 2 Th.
Deutſcher Bürgerſinn. Hannover, 1813.
Diokles. Legende. Berlin, 1814.
Die Schlacht bei Thermopylä. Trag. Hannover, 1814.
Das Georgsfeſt und der Weltfriede. Hannover, 1815.
Akazienblüthen. Hannover, 1815.
Prolog u. ſ. w. Hannover, 1816.
Simſon. Drama. Hannover, 1816.
Gedichte. Hannover, 1817. 2 Thle. N. A. 1826.
Hannöveriſche Theaterkritik. Hannover, 1817—18. 2 Thle.
Der Mann und ſein Schutzengel. Leipzig, 1823.

---

*) Lebensbeſchr. des Götz von Berlichingen. S. 32—33.

*) Ebendaſelbſt. S. 15.

**) S. den deutſchen Merkur. 1776. S. 177.

***) Colombiere Theatre d'honneur. T. I. p. 86.

Digitized by Google

Novellen und Erzählungen. Hannov. 1826—27. 4 Thle.

Neuer Novellenkranz. Braunſchweig, 1829—30. 2 Thle.

Der Naturfreund (zuſammen mit einer Erzählung von D. Leßmann [S. d.]). Berlin, 1830.

Novellen, Erzählungen u. ſ. w. in Almanachen, Zeitſchriften u. ſ. w.

Blumenhagen hat ſich vorzüglich als Erzähler ausgezeichnet und durch ſeine einzelnen Leiſtungen in dieſem Fache, die meiſtentheils zuerſt in Almanachen erſchienen, vielſeitigen Beifall erworben, den er ſich jedoch nicht in demſelben Grade zu erhalten wußte, da er ſehr bald, hauptſächlich in der hiſtoriſchen Novelle, in eine gewiſſe Manier verfiel, die auf die Länge ermüdete. — Er beſitzt übrigens ſchöne Eigenſchaften, Reichthum der Phantaſie, Weiterfahrung und Menſchenkenntniß, die Gabe lebendiger Darſtellung und einen gebildeten, gefälligen Styl, ſo wie Wärme und Anmuth, obwohl die letztere mit unter auf bloß ſinnlicher Baſis beruht; aber es fehlt ihm, da er zu leicht arbeitet und ſich zu ſehr zerſplittert, oft an Tiefe und Würde. Seine der Form nach eigentlichen poetiſchen Erzeugniſſe und ſeine Dramen ſtehen in dieſer Hinſicht auf einer höhern Stufe als jene, und ſind, beſonders die letzteren, durch Adel der Sprache wie der Geſinnungen bemerkenswerth. Von geringerer Bedeutung dagegen ſind ſeine kritiſchen Darſtellungen, welche auch, da ſie nur eine einzelne Bühne betrafen und ſich weder durch neue und kühne Anſichten, noch durch tiefe Forſchungen hervorhoben, nur ein beſchränktes Publicum fanden.

Der Bruder.*)

An einem heitern Juni-Morgen ſaß die Familie des Herrn von Hagen zuſammen auf einem Hügel des Gartens, der die äußerſte Spitze ihres kleinen Beſitzthums im Herzogthum Lauenburg bildete. Dieſe freundliche Höhe, von einer Roſenhecke eingefaßt, deren Blüthen in voller Pracht ſtanden, von ſchlankgewachſenen Tannen beſchattet und mit einem kleinen Monument geziert, welches in einer weißen Marmorpyramide beſtand, über welche zwei Thränenweiden den leichtbeweglichen Schleier ihrer hellgrünen Zweige herabſenkten, war der Lieblingsplatz des Gutsherrn, und die Ausſicht von da bot das ſchönſte Panoram der Gegend, und hatte durch die Zeitereigniſſe des Jahres 1803 noch ein beſonderes Intereſſe gewonnen. Mächtig rauſchte der breite Elbſtrom in ſeinem tiefen Bette vorüber, belebt durch die einmaſtigen Waarenſchiffe der nahen Hanſeſtadt und durch die beſcheidenern Kähne der fleißigen Fiſcherleute; jenſeits ſah man überall die Thürme der Städte und Dörfer aus den Fruchtfeldern und Holzungen der Nachbarprovinz hervorſchimmern, und dieſſeits, am rechten Ufer des Stromes, hatte das vor einigen Tagen aufgeſchlagene Feldlager der hannoverſchen Armee der ſonſt ſo ſtillen, friedlichen Flur unerwartet einen kriegeriſchen Charakter aufgedrückt. Da dehnten ſich weithin die Linien der weißen Leinenzelte; da ſchimmerten im Morgenſonnenlicht die ſcharlachrothen Uniformen der ausgeſtellten Poſten; da blinkten Goldfunken und Silberblitze in das ſuchende Auge von den pyramidiſch zuſammengeſtellten Gewehren und den gegen den Strom gerichteten Geſchützen: da ſprengten einzelne Reiterkommandos am Ufer hinunter und die Schanzgräber müheten ſich in früher Arbeit ſichernde Erdwälle aufzuwerfen, und auf den einzelnen Erhebungen der Fläche entdeckte man Gruppen wachſamer Offiziere, kenntlich durch den Federbuſch des Hutes und die breite gelbe Schärpe, welche von der Schulter zur Hüfte hing, die mit dem Fernrohr am Auge das jenſeitige Ufer beachteten.

Der Herr von Hagen, ein kräftiger Mann im beſten Mannesalter, ſaß mit geſtütztem Haupte auf der Bank ſeines Hügels; ſein linker Arm hielt ſeine Gattin umfangen, welche neben ihm ſtand, und an ſeinem Knie lehnte ſein Söhnchen, ein vierjähriger lieblicher Knabe und ſchaute mit den hellen Augen des rothwangigen runden Köpfchens, das die dunkeln Haarringeln umſpielten, ſtarr in des Vaters Angeſicht, in welchem das Kind einen Ernſt und einen Trübſinn gefunden, die ſo tief ausgedrückt waren und ſo ungewöhnlich gegen vordem ſich zeigten, daß ſie ſelbſt dem kleinen, klugen Weſen nicht hatten entgehen können Mit einem lauten Seufzer erhob jetzt der Mann ſein dunkeles Geſicht und indem er die rechte Hand ſanft auf die Scheitel des Kindes drückte, zog er mit der Linken den Kopf der ſchlanken Frau zu ſich hernieder, ſah einen Augenblick lang mit ſeinen ſchwarzen glänzenden Augen in ihr Geſicht und drückte dann einen heftigen Kuß auf ihren friſchen, lieblichen Mund.

„Ja, meine Madelon,“ ſagte er ſchmerzlich, „wir müſſen uns ergeben in den zürnenden Willen des kalten unerbittlichen Schickſals, das den Frieden haßt und ſich die genügſam-glücklichen Herzen am liebſten zur Zielſcheibe ſeiner tückiſchen Laune erwählt. Seit meiner Jugend bin ich gewöhnt, ſeine Giftpfeile in meiner Bruſt zu fühlen und ſtände ich allein, würde ich ſie abſchütteln wie ſonſt von der im Kampf mit den finſtern Mächten gehärteten Haut. Aber zum erſten Male ſieht mich das Leben erſchlafft, zuſammengedrückt, zernichtet, denn ich halte Dich im Arm, die gleich einer beſeligenden Zauberin meine wüſte verbrannte Vergangenheit in ein blühendes Fruchtfeld der Gegenwart verwandelte, alle Wunden meiner Seele zu heilen verſtand, und mich verſöhnte mit meinem Gott und mir ſelbſt, ich ſchaue auf dieſes Kind, deſſen Glück auf mein Daſeyn geimpft iſt, das ich als ein Gnadenpfand des Himmels, als einen Zeugen ſeines verronnenen Zornes empfing und — ich verzweifle.“—

Die junge Frau umſchlang ſeinen Nacken mit Angſt und ſchien mit ihren hellen Taubenaugen tief in ſeiner Seele zu forſchen. „Verzweifeln?“ fragte ſie vorwurfsvoll. „Und warum, mein guter Romain? Laſtet denn eine Schuld auf Deinem Herzen oder dem meinen, welche Buße fordert? Hat Dein Mund gelogen, als er ſprach, das Leben mit mir dünke Dir ein Paradieſesglück und hat dieſes Glück nicht fünf Jahre einen wolkenloſen Himmel über uns gebreitet?“

„Eben deßhalb;“ fiel der Mann heftig in ihr weiches Wort. „Glaube mir, es gibt zum Unglück Geborene, welche dem ſchwarzen Dämon des Erdengeſchlechts verfallen ſind für immer. Wie der Löwe mit ſeiner Beute, mit der ſchlanken Gazelle ſpielt, ehe er ſie tödtet, wie ſeine grauſame Luſt das halbgelähmte Thier auf Minuten frei läßt, aber wenn die Hoffnung der Flucht ſich in ihr regt, ſchnell wieder ſeine Krallen in ihren Nacken ſchlägt, ſo läßt der ſchwarze Geiſt auch die ihm Verfallenen boshaft los auf eine Weile, aber ſeine Höllenhand bleibt über ihnen und mitten in ihrer ſeligſten Stunde fällt ſie nieder und zermalmt die ſichern Träumer.“

„Läſtre nicht ſo entſetzlich,“ ſagte die Frau halblaut und bebend, „der Unſichtbare, der nur im glücklich-machen, im Schauen ſeiner Glücklichen die eigene, göttliche Seligkeit ſich bereitet, hört Dich und könnte Dich ſtrafen.“ —

„Verlor ich nicht die beſten Güter des Lebens ohne Schuld, Vaterland, Vater und Bruder?“ ſprach der Mann, düſter die Augen von ihrem Geſichte zum Boden ſenkend, „Rettete ich nicht mein Leben ſelbſt wie durch ein Wunder? Wo war da die Hand des Unſichtbaren, als die Beſten untergingen? Wo wachte da ſein Auge?“

Stürmiſch warf ſich Madelon an ſeine Bruſt, ſich leicht ſetzend auf ſein Knie. „Und gab er Dir nicht die Freundin, die Tröſterin gerade da, als Du ſo viel verloren?“ fragte ſie mit ſiegender Innigkeit, denn der Mann fuhr bewegt empor und preßte ſie mächtig an ſich. „Und was ſorgſt Du vielleicht ohne Noth?“ fuhr ſie ruhiger fort. „Sieh hinaus auf jene weiße, leichte Stadt. Ihre Nähe macht Dich fürchten und ihre Nähe ſollte Dich ſicher ſtellen. Sind nicht alle dieſe Tauſende da wie von Gott zu Deinem Schutz geſandt? Werden dieſe kräftigen Männer des Krieges, welche Dir ſelbſt Bewunderung und Lobſpruch ablockten, auch nur Einen Feind, der Dich gefährden könnte, herüber laſſen über den tiefen Strom, den ſie zum Schutzwall gewählt?“ —

„Daß ſie ihn zum Schutzwall erwählt, das macht mich zittern;“ antwortete der Mann. „Sie ſind ungeſchlagen und doch hier in der fernſten Provinz. Warum zogen die Braven fort von den Grenzen ihres Landes, und ließen die Feinde ihres Königs herein? Warum gaben ſie ſeine Hauptſtadt Preis den fremden Legionen, gegen welche ihr Haß ſo laut ſich ausſpricht? Denke daran, daß die Hälfte dieſer Tauſende auch Weib hatten und Kind und Eigenthum; warum ließen ſie dieſe dort, wo der Feind einzog, warum warfen ſie die Eiſenbruſt nicht vor den Heerd und ihre Lieben, und vertheidigten mit blutendem Arm, was ihnen das Theuerſte iſt, wie der rohe Wilde ſelbſt es thut, wenn auch mehr aus Inſtinkt als Zartgefühl? Du haſt gelebt in meinem Hauſe, Du frommes Weib, wie die einſame Inſulanerin, die nicht über die Welle hinausſieht, die ihres Eylands Ufer netzt; aber ich folgte der Weltgeſchichte mit in Furcht geſchärften Blicken. Die Söhne Frankreichs haben ihre Heimath mit dem Entſetzlichſten befleckt, haben wüſt gemacht den eigenen Boden, und haben darum keinen Frieden mehr auf der durch Gräuel und Verbrechen geſchändeten Muttererde; der Kainsfluch, Vatermord, Brudermord treibt ſie in die fremde Ferne raſtlos

---

*) Aus: Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft gewidmet. — Herausgegeben von Dr. St. Schütze. Frankfurt a. M. 1834.

Digitized by Google

und ohne Ziel, bis ſie der ſtrafende Engel erreicht mit dem Feuerſchwert. Wehe, wehe den friedlichen Völkern, wohin ſie ihr blutiges Panier tragen! Ich ſtand am Krater des Veſuvs und ſah in ſein wallendes Feuermeer mit Entſetzen; jetzt iſt die Flammengarbe hoch aufgeſtiegen aus dem gährenden Schlunde, ihre glühenden, verſengenden Lavaſtröme ziſchen hinaus nach Oſt und Weſt und Süd und Nord und verheeren die Erde. Habe ich Dir nicht von den Korſen geleſen und haſt Du vergeſſen, was meine ahnende Seele in dieſem neuen Meteor ſah, das über Frankreich wie ein rieſiger Komet aufſtieg? Nicht der Beglücker Frankreichs wird er ſeyn, nein, er wird der Rächer werden, der furchtbare des ermordeten Ludwigs; quetſchen wird er die Frevler mit ſeiner mächtigen Hand, daß ſie ſtöhnen wie das athemloſe Roß unter dem Sattel des wilden Reiters; aber dieſer kriegeriſch erzeugte Cäſar wird nicht Raum haben in den Marken des Volkes, was ſich ihm leichtſinnig hingab und ihn zu ſeinem Götzen machte; ihre Molochsfeſte, wobei ſie ihm ihre Kinder ſchlachten in Hekatomben, ihre Räucherungen und Kniefälle, mit denen ſie ſelbſt ihre weit geprieſenen Großthaten, ihre Freiheitshymnen und ihre kannibaliſchen Opfer verſpotten und auslöſchen, werden ihm das ſo leicht Gewonnene zuwider machen, hinaus wird er ſeine Prätorianer hetzen bis zum Südpol und Nordpol zu höheren Siegen und ſchimmernden Triumphen, und Weltverderben in Weltbezwingung, wird das Ziel werden, wenn nicht Gottes Hand ein ſichtlich Halt gebeut." —

„Du verwirrſt mich mit Deinen Schreckensträumen, mein ſeltſamer Geiſterſeher," fiel Madelon ihm mit bebender Stimme ins Wort, „obgleich ich nur halb verſtehe, was Du ſprichſt. Aber iſt es alſo, warum denn nicht fort von hier? Laß uns zurückziehen in mein Vaterland. Zwiſchen den unzerſtörbaren Wällen unſerer Gletſcher, in den Thälern, die das Rieſenhorn der eiſigen Jungfrau ſchirmt, ſind wir geboren; dort wird der Mann, den Du ſo ſchauerlich maleſt, nichts ſuchen, da ſeine Begier nichts zu finden hat, und wo Du den Frieden gewinnſt, wo unſers Eugens geliebtes Haupt ſicher ſchläft, wird Madelon ſich immerdar glücklich fühlen."

„Ich dachte daran;" entgegnete tiefſinnig der Mann, „aber die Unmöglichkeit wurde mir klar, ehe ich ausgedacht. Erinnere Dich jener trüben Stunde zu Chur am Sterbebett Deines wackern Vaters. Seine kalte Hand zog Dich und Deine Schweſter an ſein Lager, und Eure beiden Hände legte er dann in die meinige. „Romain," ſprach er mit leiſer, erlöſchender Stimme, „ich lege alle meine Sorgen auf Dein Herz! Sey der Vater dieſer beiden guten Weſen, ihr Freund, ihr Schutzgeiſt. Nimm, was Du Dir gerettet, nimm meine kleine Habe, und ziehe nach Norden, dort, wo der Himmel kalt, ſind die Menſchen ruhig und treu, ſich wie Andern. Wirf von Dir Ruhmſucht und Eitelkeit und baue das Land, die Erde iſt die ſicherſte, dankbarſte Geſellin des Menſchen, wer ſein Kapital in ihrem Schooße anlegt, iſt der Zinſen gewiß." — Ich that nach ſeinem Willen. In dieſem Landſitze ſteckt unſere ganze Habe; ſeine Früchte, ſein Viehſtand ernähren uns; böten wir ihn jetzt zum Kauf, gingen zwei Drittheil verloren, denn alle unſere Nachbarn zagen wie wir, und ſehen in der unerwarteten Nähe eines gerüſteten Heeres ihr Verderben." —

„Nun," ſprach da die liebliche Frau mit feſter Stimme und muthiger Erhebung, „Du haſt vollauf Deine Pflicht und was der Vater Dir auferlegte, gethan, ſo erwarte ſtandhaft, was da kommt. Sey es das Schlimmſte, wir bleiben beiſammen, und drohet die Gefahr, ſo pilgern wir zuſammen hinaus und ſuchen die Heimath und den Frieden in meinen Thälern, und müßten wir den Eugen wechſelnd tragen auf den Schultern in ſeiner Väter Land. Was da kommt, es ſchickt der Himmel, und wo fände das Menſchenherz eine tröſtendere Bürgſchaft, wenn es in Erdenſorgen banget, die ſeine Kraft zu überbieten drohen? Blicke in das Auge Deines Kindes, Romain, wie es in unerſchütterlichem Vertrauen aufblickt zu Dir, dem Vater, in welchem ſein natürliches Gefühl den Schützer ſucht, ſo blicke Du auf zum Himmel, wo noch ein Stärkerer wohnt und waltet, als Du biſt" —

Der Gutsherr ſchüttelte wehmüthig das Haupt, als wollte er ſprechen: Warum ließ der Himmel denn geſchehen, was mir Todesſchmerzen gab und worin die Beſten untergingen? — Aber er ſprach den düſtern Gedanken nicht aus und richtete ſeine Aufmerkſamkeit, Vergeſſenheit erzwingend, auf äußere Gegenſtände, die Neues in ſein Leben zu bringen ſchienen. Drei Reiter näherten ſich im Trabe vom Lager her dem Landhauſe. Die beiden Vorderſten waren Officiere des campirenden Corps, der Eine trug die rothe Uniform, der Zweite das blaue, kurze Reithabit der leichten Dragoner und das beſonders geformte, zierlich und ſtark begoldete Kaskett mit dem rothen flatternden Roßſchweif dieſer ausgezeichneten Regimenter; hinten nach ritt ein Reitknecht.

„Geh hinein, Madelon;" ſagte Herr von Hagen und ließ die treue Freundin aus ſeinen Armen; „was unſere Herzen bewegt, iſt nicht für die Welt; ſie würde es belächeln und jedes Lächeln trüge für uns Pfeilſpitzen. Wir bekommen neue Gäſte, darum an Deinen Poſten, meine treue Gefährtin. Ich will mich auf Deine Fürbitte verlaſſen bei den Engeln, denen Du verwandt biſt, und den böſen Erdgeiſt, welcher den Adamsſohn martert, von mir ſtoßen. Aber eile, wackere Hausfrau, denn unſer alter Obriſt marſchirt ſchon im Schlachtſchritte durch die Allée herauf, und bläſet aus ſeiner Morgenpfeife dichte Wolken vor ſich her. Sey in Deiner Batterie, ehe er commandirt." —

Die ſchlanke Frau nahm ihr Bübchen, drückte des Gatten Hand und eilte durch den Garten zum Hauſe. Herr von Hagen blickte nochmals zu den flatternden ſchneeweißen Fahnen hinüber, auf denen die Wappen des mächtigen, leider zu fernen Englands prangten, er ſchaute auf die fröhlichen jungen Soldaten, die mit Fourage beladen zum Lager kehrten und in kriegeriſcher Sorgloſigkeit ſcherzten und ſich balgten auf der Wieſe; doch die tröſtenden Gedanken, die ſich dadurch in ihm entwickelten, ließ der Obriſt nicht zur Reiſe kommen, der in ſeinem dunkelblauen Oberrock, ohne Hut, das faltige Heldengeſicht von ſchlichtem weißen Haar umhangen, raſch an ſeiner Seite ſtand.

„Sitzen geblieben, mein wackerer Wirth!" commandirte der alte Krieger, indem er ſich neben dem Gutsherrn niederließ. „Komplimente gehören nicht zum Feldfuß und die neue Moleſtie, die Sie leider bedrohet, bedarf keiner Ordre mehr aus Ihrem Munde. Die ſchöne Gnädige weiß ſchon, daß ſie das Frühſtück um eine tüchtige Portion höher anſetzen muß, und ich habe Namens Ihrer, einige Flaſchen mehr Ihres herrlichen Burgunders kommandirt, denn es iſt mein Feſttag, und Sie werden mir den dreiſten Vorgriff nicht übel deuten." —

Herr von Hagen dankte lächelnd für die ihm abgenommene Sorge, und erkundigte ſich dann nach der Urſache des Feſtes.

„Der Blaue dort, der ſo eben mit meinem Adjudanten hinter Ihrem Magazin verſchwindet," entgegnete in freudiger Erhitzung der Obriſt, „iſt mein Schweſterſohn, der einzige Stammhalter meiner Familie, mein Erbe, Rittmeiſter bei den Dragonern, der bravſte Reiter in der Armee und ſeit ſeinem funfzehnten Jahre Soldat. Ja, er hatte noch kaum ein Bärtchen über dem Munde, als er in Flandern bei Rouſſelaer und Menin ſchon manchen der republikaniſchen Großprahler den Mund für immer vernagelt und jetzt mußte ich alter Kriegsknecht meinen Benjamin in der Hauptſtadt bleſſirt zurücklaſſen, und träumte ſchon, die verdammten Neufranken hätten ihn als Kriegsgefangenen in ihr hölliſches Raubneſt transportirt." —

Der Gutsherr runzelte die Stirne, doch unterdrückte er die Entgegnung, welche ihm auf den Lippen ſchwebte und fragte nach der Verwundung des Hauptmanns, und wo er ſie empfangen.

„Wo anders," antwortete der Obriſt heftig, „als da, wo wir Alle dergleichen Andenken empfangen oder austheilen müſſen, wenn es nach den Rechten und nach unſerm Willen ging und die vertracte Convention nicht dazwiſchen trat. An der Brücke bei Suhlingen geſchah's. Der treuloſe Feind hatte uns einen Offizier mit ſammt dem Trompeter gegen rechtlichen Kriegsgebrauch zurückbehalten, und die braven Dragoner flogen hinan und warfen dreimal die ſtärkere Kavallerie-Diviſion. Wäre aus dem tüchtigen Vorkampf eine Schlacht geworden, unſere Trompeter hätten den ganzen Wulſt weit von der Grenze fortgeblaſen und kein unſauberer Franzoſe wälzte ſich jetzt in den Daunenbetten der Hauptſtadt. Mein Adolf bekam dabei einen tiefen Schmiß über die Bruſt und eine Contuſion am Kopf und der Regimentsdoctor ließ ihn nicht mit marſchiren. Nun, meine Herzensangſt iſt curirt, denn er iſt da, meine alten Augen erkannten ihn ſogleich vom Fenſter auf ſeinem engliſchen Goldfuchſe, und er wird die Schweißtropfen, welche ihm vielleicht die Gefahr erpreßt, in den nächſten Tagen wett machen, ſo gewiß er mein Neffe iſt."

„Man wird ſich alſo ſchlagen?" fragte geſpannt der Gutsherr. „Hier ſchlagen?" —

„Beim tapfern Mars, mein Herr," entgegnete launig der Obriſt, „trägt man denn den Sarras nur zur Parade? Hier oder drüben. Ein ſo ſchönes Land, wie das unſrige gibt man nicht hin ohne blutiges Kaufgeld, und 9000 geſunde Kriegsleute laſſen ſich nicht freiwillig als Kriegsgefangene in ein fremdes Land ſchleppen, deſſen Schönheiten gar vielen von uns in böſer Erinnerung ſind. Der General der Feinde und die Federhelden unſerer Reſidenz mögen dergleichen wünſchen, ihren Leib und ihr Gut mit uns auszulöſen, doch ein ehrlicher Soldatentod iſt beſſer, wie eine ewige Narbe in der Ehre. Ich meine, der Feldmarſchall wartet nur auf Succurs von England oder Preußen, um die feindliche Kuckucksbrut wiederum aus unſern ehrlichen Neſtern zu verjagen. Kommt ſie nicht, ſo muß er ſchlagen, und er wird ſchlagen, den Schimpf dieſer Retirade von der weißen Fahne zu waſchen." —

„Und warum dieſe Retirade?" fragte Herr Romain mit bitterm, faſt ſpöttiſchem Tone.

„Herr, Ihr ſeyd ein dreiſter Frager;" antwortete der Obriſt mit ſcharfem Seitenblick. „Nur der Feldmarſchall mag Euch das beantworten. Wäre unſer edler Prinz am Kommando geblieben, hätte ſich der Hammerſtein an die Spitze ſetzen dürfen, beim Mars, wir ſtänden nicht in dieſem Winkel gleich dem hannoverſchen auf Morea vergeſſenen Piquett von 1668, das noch abgelöſt werden

ſoll. Freilich waren die Regimenter noch nicht zuſammen, die Rekruten noch nicht eingeſtellt. Es fehlte an Proviant und Munition. — Man hatte es nicht möglich geachtet, daß der kleine Bürgerconſul den Reichsfrieden zu brechen wagen würde, daß das corſikaniſche Männlein ſich unterſtehen dürfte, einen Reichskreis anzugreifen, um dem Könige von England dadurch einen Schabernack anzuthun. Das liebe deutſche Reich iſt eine greiſe Mama geworden; wenn der Habicht ihr ein Küchlein nimmt, hat ſie das Chiragra und kann nicht helfen. Gott beſſer's; er ſoll ja das Unmögliche möglich machen können." —

„Aber Herr Oberſt," fiel der Edelherr wärmer ein, „rühret ſich dort nicht kräftige Mannſchaft, blitzen dort nicht Waffen und Geſchütze? Die beraubten, verlaſſenen, aufgegebenen Emigranten fochten für einen Schattenkönig, fochten für einen Heerd, von dem man ſie vertrieben. Ihr hattet Euer Land als ein unerſchöpfliches Magazin hinter Euch; täglich konnte die hannöverſche Jugend Euch zuſtrömen und die Lücken erſetzen. In Flandern ſchlugen bartloſe Pariſer Knaben ſich wie Nobelgarden. Wußtet Ihr denn nicht aus den Zeitungen, was wir Landbauern hier wußten, daß dreißigtauſend Republikaner an der Iſſel ſich ſammelten? O Ihr ehrlichen Deutſchmänner! Ich wette, der Buonaparte hat ſeine Spione mitten unter Euch und zählte Eure Patronen und Kamaſchen nach." —

„Mag's ſein!" ſprach der Obriſt mit gerunzelter Stirn. „Die Herrn von der Feder mögen's verantworten. Sie erwarten des Königs Befehle, ſie wollen das Land, den Bürger nicht Preis geben. An Soldaten-Ehre denken die Herren meiſt zuletzt oder gar nicht." —

„Den Bürger nicht Preis geben?" fragte Romain unwillig und faſt erhitzt. „Iſt er geſchützt, wenn der Feind ſich in ſein Haus bettet! Pfui, über den Bürger, der nicht lieber auf ſeiner Schwelle verblutet, als daß er den Feind in ſein Heiligthum aufnimmt, und ſich und ſeinem Weibe, ſeinem Kinde den trotzigen Tyrannen ſelber in den bequemſten Seſſel ſetzt." —

„Ihr ſprecht die Schweizerſprache, Freundchen!" lächelte der Obriſt. „Hütet Euch, daß die Herren, welche ihre Reſidenz in Ratzeburg aufgeſchlagen, Euch nicht hören."

Die Ankunft der Officiere unterbrach den warmen Zwieſprach. Mit Eilſchritten näherten ſich der Höhe die Angekommenen, und mit leuchtenden Vateraugen empfing der Obriſt den Hauptmann, breitete weit ihm die Arme entgegen und preßte ihn an ſeine Bruſt. Ohm und Neffe ſprachen nur einzelne liebkoſende Worte, aber Beide hatten feuchte Augen, aus denen die Seele redete.

„Unſer Wirth, Herr von Hagen!" ſprach dann der Obriſt, den Hauptmann vorſtellend. Doch dieſer ſtutzte, maß den Gutsherrn mit ſcharfen Augen und ſtammelte: „Wie? Hier? Chevalier de la —"

Der Angeredete legte ſchnell den Finger auf den Mund und ſagte mit Haſt: „Freilich kein Landsmann, ein Schweizer, doch der Geſinnung nach längſt eingebürgert, und darum ein Freund jedes tapfern Hannoveraners."

Der Hauptmann ſchwieg, und ließ ſich von dem Obriſt willig zu der Bank am Monumente führen, wo dieſer ihn ohne Zögern mit tauſend Fragen über ſein Schickſal und die neueſten Begebenheiten jenſeits der Elbe beſtürmte. —

„Meine Lage ſchien ſchlimmer, als ſie wirklich war," erzählte der anſehnliche kräftige Dragoner, „denn Verräther gab's in unſerm Hannover nicht, und der Feind ſelbſt ſchien ernſtere Sorgen zu haben, als ſich um einen zurückgebliebenen Militär zu bekümmern. Bald nach dem Abmarſch der Kameraden beſſerte ſich mein Zuſtand ſo ſchnell, daß ich bald das Gartenhaus, wo ich quartirt, verlaſſen, und die Stadt beſuchen konnte. Meine Pferde ſtanden geſattelt, und ſo entſchloß ich mich keck bis zum letzt möglichen Augenblicke zu verweilen. Aber was mein Auge ſah, wenn ich in Civilkleidern meine Wanderungen antrat, machte meine Seele krank und ich habe oft die Zähne in die Lippen gebiſſen, um den innern Groll ſchweigen zu machen. Der Herzog reiſete ab nach England, die Mehrzahl der Edelleute flüchtete auf die Güter oder in das Ausland; die Bürger ſchlichen mit hängenden Köpfen umher, fluchten auch mitunter recht tüchtig auf uns, die wir ſie verlaſſen in der Noth, und leider hatte ich nichts darauf zu erwiedern. Zu meiner Selbſtpeinigung hielt mich die Neugier und der Gedanke, vielleicht unſerm Feldmarſchall etwas Wichtiges rapportiren zu können, wie gebannt an die Stadt. Ich ſah überall an Gebäuden und Schildern das liebe George Rex vernichten, freilich nicht in vatermördiſcher Geſinnung, ſondern aus Furcht vor dem grauenvollen Namen Franzos, der ſelbſt den Beſonnenſten das Gehirn verrückte, und der vierte Junius, ſonſt das höchſte Feſt, der Geburtstag des ehrwürdigen Königs, ging in den Häuſern der beſſern Bürger ſtill und traurig vorüber, indeß der rohere Haufe, die Zeit der Herrenloſigkeit nutzend, in wüthendem Tumulte das Zeughaus und die Magazine plünderte und das Kriegsgeräth verſchleppte und zertrümmerte, das wir hier gar gut hätten gebrauchen können. — Am Tage darauf, ein Sonntag war es, betrat der Feind die Hauptſtadt. Als ich Morgens durch die Gaſſen ſchlenderte und mit Verwunderung keine der ſchönen, frommen Kirchengängerinnen fand, denen zu Gefallen ſonſt ſich die junge, elegante Welt an den Thüren der Kirchen ſammelte, traf ich unerwartet am Markte der Neuſtadt auf die Avantgarde und ſtolperte faſt über die hagern, langgeſtreckten Beine der furchtbaren Widerſacher. Acht Mann mit einem Tambour lagen am Eck der Schenke hingeſtreckt; dürre ausgemergelte Geſtalten in zerlumpten Uniformen, nackte, vergelbte Beine im zerriſſenen Schuh. Schamröthe bedeckte mein Geſicht bei dem Anblick. Später zog der General ein, vier ausgeſuchte Eliten-Compagnien geleiteten ihn, bärtige, koloſſale Geſtalten, doch auf Puppenpferden, welche Eine Schwadron von dem Regimente der Königin in den Sand geritten hätte ohne Säbelſchlag, und hinterdrein zog die Infanterie-Brigade von Hauptleuten geführt, die in ihren ſchwarzwollenen Unterkleidern und dem gelbbeſchnallten Fußwerk verkleideten Schulmeiſtern ähnlicher ſahen, als ruhmgekrönten Kriegsleuten. Mein Ingrimm wuchs mit jeder Stunde; ägyptiſche Finſterniß befiel meinen Geiſt, wenn ich dieſe Horden ſich lagern ſah in die Häuſer der verlaſſenen Landleute, dieſe ſteifen, geſpreitzten Bürgerhelden ſtolziren ſah im Schloſſe und Palaſt unſerer Herrſcher und es duldete mich nicht länger in ihrer Nähe, es war mir, als müßte ich auf Adlersflügeln fliegen zu Euch und mit Poſaunenſtimme Euch zurufen: Brecht auf, Hannovers ſtarke Legionen! Rächt den Schimpf den Ihr Euch ſelbſt angethan! Reinigt Hauptſtadt und Land im Fluge des Nordſturms! Reinigt Eure Ehre, ehe den Makel das Auge der Welt erblickt!" —

Der Obriſt drückte dem erhitzten Manne heftig die Hand, dann fragte er ruhiger: „Und erfuhrſt Du nichts von den Plänen des feindlichen Generals?" —

„Er verwunderte ſich ſelbſt über das leere Feld," antwortete der Rittmeiſter mit finſterm Blick, „er meinte ſelbſt, er möchte nach ſeiner Kundſchafter Bericht die erſte Schlacht gegen ſolche Kerntruppen verloren haben; doch die Zweite ſey ſein geweſen, denn auch der Löwe fiele zuletzt vor der zahlloſen Meute. Jetzt iſt er aufgebrochen und zieht durch die Haide heran, uns aufzuſuchen und mehrere Male waren wir ſeine magern, federleichten Chaſſeurs auf der Ferſe. Ich ſchloß mich dem Göttinger-Reglmente an, das Mühe hatte durchzukommen und mit ihm ſetzte ich in letzter Nacht über den rauſchenden Strom, in deſſen vaterländiſchem Waſſer mit Gott! jene dreifarbige Fahne ein unwillkommenes Bad finden ſoll." —

„Mit Gott!" ſprach der Obriſt ernſt. „So wird's bald heiße Tage geben, denn die Narbe hier am Munde, die ich unter dem Luckner als Ehrenſold bekam, juckt gewaltig. Glück auf, Kameraden! Deine Nachrichten ſind erwünſcht, denn das Kriegsvolk im Lager wurde ſchon übermüthig durch die bequemen, faulen Tage, die den beſten Soldaten verderben. Ich ſelbſt bringe Dich zum Feldmarſchall; doch zuvor wollen wir dem Weine und den ſchönen Frauen huldigen, vielleicht giebt's auch nach Luthers Wahlſpruch Geſang dabei; unſer Wirth iſt Herr in einem Eldorado, dem nichts mangelt, was Menſchenwünſche fordern können."

Herr von Hagen ſeufzte heimlich, denn tief bewegt hatte die Erzählung ſein Gemüth, doch gefaßt und höflich führte er ſeine Gäſte zu ſeinem Schlößchen.

Schon fand man durch weibliche Wirthlichkeit das leckere Frühſtück bereitet, und die Geſtaltung der Tafel zeugte von dem feinem Geſchmack der Geber. Aber von dem mit Blumenvaſen geſchmückten Tiſche und den auf Silber ſervirten Gerichten wurden die glänzenden Augen des Rittmeiſters abgezogen durch die beiden Wirthinnen, welche ihn mit Freundlichkeit empfingen, und die gleich einem Feyenpaar aus dem verſchwendeten Sommerblumen-Wäldchen ihm entgegen zu ſchweben ſchienen. Neben der Edelfrau ſaß ihre Schweſter Adrienne, es bedurfte keines Geburtsſcheins um ſie als ſolche zu erkennen, denn ſelten ſpielt die Natur mit dergleichen Aehnlichkeit. Beide waren von gleichem Wuchſe, ſchlank und edel geformt, von jener Größe, die der weiblichen Lieblichkeit am meiſten zuſagt, indem ſie die Mitte hält. Keine hatte einen Vorzug in der Feinheit der weißen feinen Hand oder des zierlichen Fußes; Madelons Augen leuchteten nicht heller als das Auge Adriennens unter den ſchmalen, ſcharfgezogenen Augbrauen, und Beider Augenſtern trug dieſelbe reine Azurfarbe; Beider Geſichtszüge waren wie aus einer Form gegoſſen, zart, lieblich und jugendlich friſch; ja ſelbſt in den bedeutungsloſern Zugaben hatte die Natur einer eigenen Laune gehuldigt, denn die Eine Schweſter trug wie die Andere reiches, vollgelocktes, kurz geringeltes Haar zur Schau, doch, vielleicht der zu ſtrengen Wiederholung ſich ſchämend, hatte die Schöpferin hier in den Farben die Unterſcheidung gemacht, denn Madelons Haar ähnelte in dunkler Färbung der Kaſtanie, indeß Adriennes Lockenköpſchen von hellem Blond umkreiſet wurde, wodurch ihr Geſichtchen den Ausdruck der Sanftheit und Demuth empfing, indeß die Schweſter in denſelben Zügen den Charakter der Entſchloſſenheit und der geprüften Kraft errathen ließ.

Der Rittmeiſter, ein unbeweibter Dreißiger, der wunderbar ſchnell ſein Glück gemacht, indeß in der Armee graukopfige Lieutenants keine Seltenheit waren, der ſich Freimuth und Sorgloſigkeit als die

Digitized by Google

beſten Eigenſchaften des Militärs bewahrt, fand ſich dieſem Schweſterpaare gegenüber zum Erſtenmale im Leben geſpannt und befangen. Die unerwartete Begegnung mit dem Gutsherrn, welchen er früher in ganz anderer Lebenslage gekannt, mußte auch ihr Theil dazu beitragen, und da Herr von Hagen ſeine triſte Laune nicht ganz zu bezwingen vermochte, der Adjudant als ein junger Officier vor Reſpekt nicht Worte finden konnte, ſo führte der alte Obriſt allein das Tiſchgeſpräch, und ſpöttelte über die ſchlaffe Generation der Zeit im Gegenſatz zu ſeiner Jugend, wo ein wackerer Ritter auch nach einem Courierritte von Einem Hauptquartier zum Andern, ja ſelbſt nach einem heißen Schlachttage durch die Nähe der Schönheit ſich neu reſtaurirt und zwiefach entflammt gefühlt haben würde. Der Rittmeiſter nahm den Spott duldſam auf; er hatte die Hausfrau an der, wenn auch kaum bemerkbar größern Fülle, wie an der Sicherheit des Redetons erkannt, und ſein Auge machte ſich mit der lieblichen Adrienne zu ſchaffen, eine ſtumme Unterhaltung, die ihn aber hinreichend beſchäftigte, ſeitdem ſeine Eitelkeit gefunden zu haben glaubte, daß auch der Jungfrau heller Blick ihn zuweilen geſucht, und durch die Scheu deſſelben dennoch eine Art von Theilnahme geleuchtet hatte.

Nach dem nicht beſonders belebten Frühmahle, vergönnte des Obriſten Kommando den jüngern Kriegern nur ein Stündchen Ruhe, dann ſollten ſeine Pferde geſattelt ſtehen, um ihn und den Neffen in das Hauptquartier nach Möln zum Feldmarſchall zu tragen. Das finſtere Geſicht des Dragoners, der nach ſolch ſcharfem Marſche ſich einen Raſttag verſprochen und ſeit einem Stündchen kecke Pläne daran gehängt, worin die ſchöne Adrienne bereits die Hauptrolle ſpielte, wurde vom alten Kriegsmanne überſehen, und dem Rittmeiſter Adolphus blieb kaum die Zeit, noch einen Blick auf das blonde Krausköpfchen abzuſchießen, in welchem er alle Beredſamkeit ſeines Herzens zu concentriren ſich bemühete, bevor er dem Ohm zu ſeinem Zimmer folgte.

Der warme Sommertag lag ſchon im Entſchlafen; die Felder zeigten ſich menſchenleer; das Geräuſch des Lagers ſchwieg, und der Elbſtrom brauſete hörbarer an ſeinen Ufern hin. Nur auf der höchſten Schanze beſchien die tief in Weſten ſtehende Sonne einen Artillerieofficier, einen hochgewachſenen, breitſchultrigen Mann, welcher an die Kanone gelehnt, den Hut in der Hand, ſo daß der Abendwind in ſeinem ſchon ergrauten Haare ſpielte, den Strom, der tief unter ihm floß, zu beachten ſchien. Derſelbe Abendſtrahl des ſinkenden Taggeſtirns beleuchtete hell und ſcharf den Hügel des Hagenſchen Landſitzes, und wie am Morgen ſaß auch jetzt der bekümmerte Edelmann auf ſeiner Lieblingsbank.

Der Dragonerofficier hatte ſich, ohne von ihm bemerkt zu werden, genähert, beſah ſich mit Zeichen der Verwunderung im Geſicht das koſtbare Monument, das in dieſen nordiſchen Gegenden für ein ſeltenes Kunſtwerk gelten konnte. Seine Stimme ſchreckte den Sitzenden aus tiefen Träumen empor.

„Chevalier Romain,“ ſagte der Rittmeiſter, „erlaubt mir, daß ich in dieſer einſamen Stunde meiner Neugier Worte gebe. Ihr dürft mirs ſchon ein wenig hoch anrechnen, daß ich Eurer hieroglyphiſchen Geſticulation von heute Morgen bis hieher Folge geleiſtet.“ —

Herr von Hagen ſtand bewegt auf und bot ihm die Hand. „Dank dafür, mein deutſcher, braver Freund!“ entgegnete er mit Haſt. „Es war eine ſchwere Urſache, die befahl, mir ſelbſt die unverhoffte Freude des Wiederſehens in Feſſeln zu ſchlagen.“ —

Der Dragoner drückte die gebotene Hand mit Herzlichkeit. „Seit dem trüben Morgenroth, was der furchtbaren Blutnacht bei Menin folgte, ſahen wir uns nicht,“ ſagte er; „und bei meinem Säbel, es iſt mir wie ein Traum, daß ich Euch hier ſehe im Beſitz der höchſten Güter, die das Leben nur den Auserwählten zu ſpenden pflegt. Aber Ihr ſcheint dieſes ſeltene Glück nicht beſonders zu empfinden. Statt zwiſchen den beiden ſchönen Heſperiden dieſer goldenen Gärten Euren beneidenswerthen Platz zu ſuchen, ſitzt Ihr hier an einem Trauermonumente, und gleicht dem mürriſchen Drachen, welcher jene Wunderäpfel bewachte. Löſet mir dieſe Räthſel, oder ich werde zum Herkules, der die reizenden Nymphen und ihre Schätze vom finſtern Wächter frey macht. Zuerſt ſprecht, was ſoll dieſer Marmor, der auf einem Friedhofe beſſer ſtände, als in dieſem Eden? Was ſollen dieſe Inſchriften? Hier der Name: Eugen; und darunter: Keiner ſtarb einen ſchönern Tod! und auf dieſer Seite: Dem Beſten der Menſchen! — Wißt Ihr, daß dieſe Worte eine Läſterung ausſprechen? Der Beſte der Menſchen wurde zu Nazareth geboren, und Golgatha ſah den ſchönſten Tod, den je ein Geborner geſtorben; ſo meine ich mit Allen, die im bunten Lebensgewühl nicht vergeſſen haben, was ihren Uebergang vom Knaben zum Jüngling geheiligt, und die an die Zeit gedenken, wo den Invaliden die letzte Trompete vom ſauern Lebensdienſte erlöſen wird.“ —

Der Gutsherr warf einen ſchmerzlichen Blick hin zu der ſinkenden Sonne, und drückte ſeine Rechte wie im Krampf gegen ſein Herz. „Mein Glaube nennt den Erlöſer Gott,“ entgegnete er ernſt, „zählt ihn nicht zu dem jämmerlichen Geſchlecht, dem wir angehören. Aber wenn es einem Menſchen möglich iſt, ſich der Höhe zu nähern, auf der die Himmelsbürger ſtehen, wenn Reinheit, Seelenſtärke, Edelmuth, Opferung für fremdes Glück, Menſchen zu Heiligen machen, ſo war Eugen ein Heiliger ſchon im Leben, trug die Glorie ohne Canoniſation, und oft wenn ich ſein gedenke, iſt mir's als wäre er mir nie als irdiſches Weſen erſchienen, als hätte in ihm mein Schutzgeiſt neben mir gewandelt in der Geſtalt eines Bruders, und dieſer Schutzgeiſt wäre wieder aufgeſchwebt zu ſeiner Heimath, als ich ſein nicht mehr bedurfte.“ —

„Euer Bruder?“ fragte der Rittmeiſter lebhaft, indem er den Gutsherrn umfaßte und neben ſich auf die Bank niederzog. „O erzählt, Chevalier! Denn Eure Vorrede läßt auf etwas Außerordentliches ſchließen, und ſelbſt dieſe Inſchrift, in der e i n Bruder den andern den Beſten aller Menſchen nennt, iſt ſchon eine ungewöhnliche, in einer Zeit, wo die Selbſtſucht der Genius der Erdenbürger wurde, wo man nach Kainsſöhnen nicht weit zu ſuchen hat, und wo ſelbſt die Dichter einen Ruhm darin finden, blutigen Bruderhaß in den Zwillingen, den Brüdern von Tarent und der Braut von Meſſina auf die Bretter zu zeichnen, welche die morſche Welt bedeuten.“

„Blutig ward auch dieſe Bruderliebe, aber reines Opferblut netzte ihren Altar,“ ſeufzte Romain. „Unaufgefordert hätte ich Euch ebenfalls zum Vertrauten gemacht, denn mein Herz bedarf Leichterung, bedarf einen Freund, einen Rathgeber und Eure Ankunft dünkte mir ein Mondſtrahl in düſterer Mitternacht, der mir plötzlich den verlorenen Pfad beleuchten möchte.“ —

Herr von Hagen begann ſeine Erzählung, welche oft unterbrochen wurde durch Ausrufungen, Fragen und Bemerkungen des unruhigen lebhaften Dragoners, und welche wir daher dem Leſer gedrängter und zuſammenhängender, als ſie der Erzähler gab, vorzutragen uns verpflichtet fühlen. —

Der Marquis de la Haie wohnte mit ſeiner Familie zu Paris, wo er in der Nähe des Palais Royal ein Haus beſaß, in welchem er mehr das Leben eines vornehmen Bürgers als das eines Edelmanns der ſchwelgeriſchen Hauptſtadt führte, die damals Sybaris Europa's genannt zu werden verdiente. Er hatte früher in der königlichen Garde gedient, ſpäter ein Hofamt bekleidet, doch die Verſchuldung ſeiner Güter und ſeine Verheirathung mit einem Fräulein aus einer güterloſen Familie vom niedrigen Adel des Elſaß, hatte ihn bewogen, dem theuern Schimmer des Hoflebens zu entſagen, in den Büchern, die er ſtets geliebt, Erſatz zu finden und den Verſuch zu machen, durch einfache Haushaltung und Zurückgezogenheit den Zuſtand ſeiner Finanzen zum Beſten ſeiner Kinder wiederum zu heben. Drei Erben waren ihm vom Himmel geſchenkt, eine Tochter, Jeanne genannt, und zwei Söhne, Eugen und Romain, geſunde hoffnungsvolle Kinder, deren Erziehung des Marquis ſchönſtes und einziges Geſchäft geworden, und deren Anlagen beſonders ſchnell durch die Theilnahme der Mutter an Ausbildung gewannen, da dieſe früher als Geſellſchaftsfräulein bei einer deutſchen Fürſtin gelebt hatte. Beide Brüder, kaum Ein Jahr an Alter verſchieden, gaben von Kindheit an ein Bild der herzlichſten Bruderliebe, welche deſto auffallender erſchien, da Temperament und Charakter in Beiden ſich ſehr verſchiedenartig zeigte. Eugen wurde der Mutter Liebling durch ſein ſinniges, ſtilles Weſen, durch einen Ernſt und eine Beſonnenheit, die ſeinem Alter vorangeeilt; Romain galt dem Vater mehr, weil er lebhaft, feurig, leichtſinnig und keck den Marquis an ſeine Jugendzeit erinnerte; iſt es doch gewöhnlich, daß der Menſch in ſeiner Eitelkeit auch dieſe am Fremden nicht nur entſchuldigt, ſondern mit einem ſeltſamen Vergnügen wiederholt findet. Beide Knaben verſprachen viel, und als ſie Jünglinge geworden, drohte der erſte Zwieſpalt durch die Wahl ihrer künftigen Beſtimmung das muſterhafte Leben des Vertrauens und Friedens, welches ſie bis dahin beglückt, zu zerſtören. Einer von ihnen ſollte die frühere Laufbahn des Vaters betreten, ſollte in die Königlichen Garden aufgenommen werden, eine Stellung, welche bei der Prunkliebe des franzöſiſchen Hofes, bei dem Aufwande, den ein junger Officier in Paris damals nicht meiden konnte, große Opfer von Seiten der Familie koſtete. Der Andere mußte daher ſich für die Wiſſenſchaft und den Prieſterſtand beſtimmen, da hiebei die gezwungene Beſchränkung erſparen durfte, was dem Bruder zu viel ward, und außerdem das angenehme Verhältniß des Marquis zu dem Bruder des Königs, dem Grafen von Provençe, durch gleiche Neigung für Wiſſenſchaft und Künſte erzeugt, dem Sohne auch in dieſem ſtillen, ſchimmerloſen Stande die Ausſicht auf ein ſorgenloſes Daſeyn und auf höhere Prieſterwürden verſprach.

Doch die Entſcheidung der Eltern wurde ſchwierig. Beide Söhne hatten gleiche Studien gemacht, gleiche Vorkenntniſſe eingeſammelt, aber beide hatten auch von früh an die Vorliebe für den Soldatenſtand gleich lebhaft an den Tag gelegt. Der ſtille, ernſtere Eugen verwandelte ſein ganzes Weſen, wenn er von dem König Franz, von dem vierten Heinrich, von Türenne's Waffenthaten erzählen durfte, und dem übermüthigen Romain war der

Digitized by Google

Degen und der Federhut des Vaters immerdar das liebſte Spielwerk geweſen. Dem ältern Eugen ſchien der Vorzug zu gebühren, und die Mutter unterſtützte ihn, da der höhere Wuchs des ſchönen Jünglings, der kräftigere Muskelbau, und eine größere Geſchicklichkeit in allen ritterlichen Uebungen, ihre Unterſtützung noch beſonders zu vertheidigen ſchien. Der Vater dagegen konnte ſich von ſeinem Lieblingstraum nicht losmachen, der ihn ſeinen Romain in derſelben Uniform ſehen ließ, die er einſt getragen. So kam der erſte böſe Zwieſpalt in die bis dahin ſo glückliche Ehe; Monate hindurch dauerte ſchon der innere kleine Krieg zwiſchen Vater und Mutter, und ſelbſt die Brüder wurden ſich unmerklich fremder, wenn ſie auch täglich ſich abmüheten, in kleinen Gefälligkeiten einander die Fortdauer ihrer Liebe zu verſichern. Da trat die Schweſter Jeanne eines Tages wie ein Sühnungsengel zwiſchen den Streit, umfaßte den Bruder Eugen, den ſie tiefſinnig ſitzend auf ſeinem Zimmer fand, und erzählte ihm, wie ſie erſchüttert komme von einem neuen heftigen Zwieſprach der Eltern, entſtanden durch die Wahl, da gerade jetzt ein Platz in den Königlichen Dragonern frei geworden, erzählte ihm, wie der Bruder Romain mit ſeiner angeborenen Heftigkeit erklärt, er würde verzweifeln, würde lieber wie Musketier in die Linie treten, lieber ſich ſelbſt das Leben nehmen, als den faltigen Prieſterrock auf ſeinen Schultern fühlen., Eugen ward leichenblaß, doch ſtand er ſogleich entſchloſſen auf, küßte die Schweſter und erklärte zur Stunde den Eltern, daß er dem Bruder Romain jeden Anſpruch auf den glänzenden Ehrenpoſten abzutreten für Pflicht hielte. Romain wurde Cornett, Eugen beſuchte das Gymnaſium; er war ſeitdem noch ernſter geworden und ſeine Wangen hatten ihre Friſche, ſeine Augen ihr Feuer eingebüßt, aber er fand Erſatz dafür in der Achtung des Vaters, der ihn ſeitdem nicht wie einen Sohn, ſondern wie einen Freund behandelte, in der Vergötterung der Mutter und Schweſter, denen ſein kleinſter Wunſch jedesmal Befehl ward, und in der Schamröthe, welche Romains Geſicht jedesmal beflog, wenn er in der prunkenden Uniform von der Parade heimkam, und den Bruder im Speiſeſaal an ſein Herz drückte. —

Das innere Glück der Familie war wieder hergeſtellt, aber bald darauf ſchien ihm von Außen her eine Befährdung zu dräuen. Gegen dem Hauſe über ſtand der Palaſt des reichen Herrn von Favras und der Neffe und Erbe deſſelben entbrannte in Liebe für die blühende Jeanne, deren friſchen, unentweihten Frühlingsreiz er zu oft von ſeinem Fenſter zu bewundern Gelegenheit gehabt. Nicola de Licou war gleiches Alters mit den Brüdern de la Haie, dennoch hatte die Nachbarſchaft keine Freundſchaft unter den Jünglingen erzeugt, denn einerſeits hielt ſich der reiche Erbe zu hochgeſtellt gegen die Söhne eines verarmten Landedelmannes, theils ſchuf ſein Charakter eine Scheidewand zwiſchen ihm und den Söhnen des Marquis. Licou lebte trotz ſeiner Jugend in den Zirkeln der verrufenſten Wüſtlinge der Stadt; er fehlte bei keinem Feſte, welches die jungen Ritter von Paris in den kleinen Häuſern der Vorſtadt wechſelſeitig ſich und der Pandemos zu geben pflegten, und wo irgend die hämiſche Göttin Fortuna ihren grünen Opfertiſch aufſtellte, da ſah man den jungen Nicola in dem ſtummen Kreiſe der Eingeweiheten bis das nahende Morgenlicht die Freunde der Karte und der Würfel aus der dunkeln Spelunke vertrieb. Sein Onkel entſchuldigte in unverzeihlicher Affenliebe die wüſte Lebensweiſe des Neffen, und ließ ihn, durch die Verhältniſſe des Hofes in damaliger drohender Zeitepoche ſchwer beſchäftigt, ohne Aufſicht, Warnung und Rath. Aber die Natur rächte die Beleidigungen, die ihr geſchehen, ohne Nachſicht; das entnervte Aeußere, die bleichen Wangen wurden Verräther der nächtlichen Sünden des ſonſt wohlgebildeten Jünglings und die Leidenſchaften die ſeine Seele beherrſchten, prägten ſeinem Geſichte Züge auf, die der regelmäßigen und ſelbſt edlen Form deſſelben etwas Widerwärtiges und Abſtoßendes gaben, da ſie den Pſychologen als Marken des Jähzorns, der bösartigſten Schadenfreude und verſteckter Heuchelei entgegen leuchten mußten.

Bei der Heftigkeit des Charakters des jungen Licou, bei ſeinen Glücksgütern und dem Stolze auf ſie, ward es natürlich, daß er ſeine Leidenſchaft nicht lange verhehlte, ſondern keck und einem Glücksboten gleich in das Haus des Marquis trat und die ſchöne Jeanne begehrte. Deſto mehr mußte er ſtutzen, da die Familie Aufſchub forderte, deſto mehr mußte er ſich beleidigt finden, als bald darauf der Vater ihm freimüthig ankündigte, wie die einfach erzogene, ſtille Tochter das dargebotene Glück verſchmähe, da ſie keine Spur von Harmonie in ſeiner Lebensweiſe und der ihrigen, in ſeiner Geſinnung und der ihrigen zu finden hoffen dürfe, und dieſe Harmonie ihr als das Fundament eines ſegenvollen Ehebundes unerläßlich ſcheine. Der verzogene junge Mann wüthete, ſchwur Haß und Rache und begann die letztere durch verläumderiſche und verächtliche Schmähreden auf die Familie und das unbeſcholtene Mädchen, deren Verbreitung er auf ſolche freche Weiſe trieb, daß die Brüder de la Haie gezwungen wurden, ihn nach der Sitte ihres Standes zur Rechenſchaft zu ziehen. Ein zweifaches Duell hatte im Bois de Boulogne ſtatt; Eugen entwaffnete den Gegner und ſchenkte ihm das Leben; der hitzigere Romain verwundete den Feind ſchwer im Geſicht und am Arm; eingeſchüchtert und gewarnt ſetzte Nicola jetzt freilich ſeinen öffentlichen Feindſeligkeiten ein Ziel, aber ſein verwildertes Herz nährte den Haß gegen des Marquis Familie von da an mit boshafter Luſt und der verborgene Vulkan harrte nur auf eine günſtige Gelegenheit, ſeine zerſtörende Gluth über die Verhaßten auszugießen und die dreifache Beſchimpfung wett zu machen. Die raſche Abweiſung der ſchönen Jeanne hatte jedoch noch einen andern Grund, den Keiner der Ihrigen ahnete und zu ahnen vermochte. Dicht an das Haus des Marquis ſtieß die Wohnung eines israelitiſchen Wechslers, und im erſten Stock deſſelben lag ein Officier der Schweizergarde im Quartier, Arnold von Stretlingen genannt, mit welchem der Bruder Romain vor allen gute Kameradſchaft hielt, da der wackere Helvetier ſich durch Bravheit und feine Sitte in ſeinem geachteten Corps auszeichnete. Auch dem Fräulein waren die Vorzüge des ſchlanken ſittigen Fremdlings nicht entgangen, und obgleich zwiſchen ihm und ihr nie ein Wort gewechſelt worden, das einen innigern Bund vorbereitet oder geknüpft, ſo wußten doch Beide von einander, daß ſie wechſelſeitig ſich werth waren; der Gruß der Augen beim täglichen Kommen und Scheiden enthielt Verſicherungen, die Rede und Schwur überwogen und Beide waren genügſam glücklich in dieſem zarten, ſchuldloſen Verhältniß. —

So ſtand es mit des Marquis Familie, als die Revolution ausbrach, welche vom Schickſal beſtimmt war, ganz Europa in ſeinen feſten Fugen zu erſchüttern und in ſeinen fernſten Winkeln Umwälzungen hervorzubringen, von denen auch der weiſeſte Prophet nichts voraus geträumt. Der Schrecken aller Schrecken iſt der Menſch in ſeinem Wahn! ſprach der größeſte unſerer vaterländiſchen Dichter. Das Volk, das ſich ſelbſt von dem Geſetz, der Ordnung und Zucht losſagte, gibt ſich in die rohen Hände der Schlechten, der Entehrteſten ſeines Stammes, und wird überall lang nachbluten an den ſelbſtmörderiſchen Wunden, die es in der Trunkenheit ſich beibrachte. Wir wollen nicht die Tafeln der Weltgeſchichte beſtehlen; die Eltern ſind Zeitgenoſſen jener Gräuel geweſen, mit denen ein Volk, das ſo eitel war, ſich das civiliſirteſte Volk der Erde, das Muſtervolk Europa's zu nennen, ſeinen Namen für Jahrtauſende befleckte, Flecken, welche kein Schlachtenruhm und keine irdiſche Hochſtellung verwiſcht, weil ſie in Geiſt und Herz ſich eingruben; die Jüngern können bei dem Studium des Völkerlebens jene Zeit nicht überſehen, denn die Lettern dräuen ewig roth, gleich den unvertilgbaren Blutflecken an der weißen Wand, neben der ein Mord geſchah; nur dasjenige, was unmittelbar die Perſonen, die Staffage dieſer Erzählung, betraf, werden wir herausheben.

Der Krieg zwiſchen Krone und Nation war ausgebrochen; Alles in Frankreich nahm Parthei für und wider, und der blutdürſtige Haß, die wildeſte Vernichtungswuth begleitete dieſen Partheienkrieg. Der Marquis de la Haie geſellte ſich zu den Gemäßigten, eine verſöhnende Mittelklaſſe, die jedoch den gefährlichſten Poſten gewählt, weil ſie von beiden Extremen mit Mißtrauen betrachtet, von beiden mit Argusaugen beachtet, von beiden aus Furcht, daß ſie bei möglichem Uebertritt zu den Gegnern ein bedeutendes Gewicht in die unentſchieden-ſchwankende Wagſchale werfen könnte, heimlich befeindet wurde. Des Marquis Weltklugheit wußte jedoch lange Zeit jeden Argwohn von ſeinem Hauſe abzulenken, und hätte Romain nicht die Königliche Gardeuniform getragen, würde vielleicht das furchtbare Wetter unſchädlich über den Scheiteln der Seinigen hingerauſcht ſeyn. Der treue Königsfreund hatte ſo viel Charakterſtärke und Gottvertrauen, daß er ſelbſt da, als die wildeſten Mordſcenen ſich häuften, als kein Haupt in Paris ſich mehr zum ſichern Schlaf niederlegen durfte, als ſchon der Name eines Edelmanns ihm als Verbrechen angerechnet wurde, den geheimen Vorſchlag des Grafen von Provence, ihn auf ſeiner Flucht nach Brüſſel zu begleiten, zurückwies, weil es ihm frevelhaft ſchien, das Schickſal der Seinigen dem Zufalle in die unſichere Hand zu legen. Unerwartet wie aus blauem Himmel fiel darum der Wetterſtrahl doppelt furchtbar auf die dem Unglück geweihte Familie.

Der Auguſttag kam, welcher ganz Paris und ſelbſt manche beſſern Freunde der Revolution mit Entſetzen füllte, der eine Folgereihe von Gräuelthaten nach ſich zog, wie man ſie vergebens in der Geſchichte der verwildertſten Barbaren ſucht, jener Tag des heiligen Laurentius kam, und auf dem glühenden Roſt des Märtyrers ward für manche Unſchuld das ſchreckliche Todesbett bereitet. Der Angriff des in Blut berauſchten Volks auf das Königsſchloß geſchah, jenes Gemetzel, in welchem die getreuen Schweizer ſich ihrer Altvordern werth zeigten, und einer geſunkenen Nation das große Beiſpiel gaben, wie ein edler, reiner Sinn auch dem Fremden Wort hält und einen Eid mit Blut beſiegelt. Schon waren die Tuillerien erſtürmt, ſchon waren der wackere Reding, der tapfere Briſſac ſchwer verwundet in die Hände des Pöbels gefallen, und fortgeſchleppt worden, um zu einem ſchimpflichen Qualentode bewahrt zu werden. Nur ein Häuflein Helvetier und einige der Garde Royale hielten ſich noch in einem Corridor, der zu den Zimmern des Königs führte, unter ihnen Arnold von

Digitized by Google

Stretlingen und ſein Freund Romain de la Haie. Wüthender drängten die Piquenträger den engen Gang herauf über die Haufen ihrer Kameraden, welche die Bajonette der Schweizer und ihre beſonnen und ſicher geſendeten Kugeln aufgethürmt. Doch jetzt erſchienen auch abtrünnige Nationalgardiſten zwiſchen der zerlumpten Meute. Von einer Flintenkugel durch die Bruſt getroffen, ſank der brave Arnold. „Ein Adieu für Jeannette!“ ſtammelte er, Romain die Hand reichend, indem er niederſank. Rechts und links ſtürzten die Gefährten; die heulende wüthige Bande raſete unwiderſtehlich heran, eine lange Pike traf Romain am Arme, Todeskälte rieſelte durch ſein Gebein, als er dieſe furchtbaren Teufelsfratzen nahe vor ſeinen Augen ſah, die Lebensluſt erwachte in ihm, aus einem Fenſter ſprang er auf die Terraſſe, Kugeln ziſchten ihm nach, doch ungetroffen entkam er in die Gebüſche und auf Umwegen durch menſchenleere Gaſſen, da alle Pariſer dem Hauptſchauplatze zugeſtrömt, in das Haus ſeiner Eltern. Seine Ankunft, ſein Anblick trug den Schrecken hinein, ſein Bericht verbreitete Jammer über alle. Die ſchöne Jeanne fragte nichts, ihre ſtarren Augen bewachten des Bruders Antlitz, als aber Eugen nach dem Stretlingen fragte, als Romain ausweichend antwortete: Er wird mit dem Reding gefangen ſeyn! — da drückte ſie die Augenlieder zu, und bleicher und bleicher wurde das friſche Angeſicht und wie todesmatt lehnte ſie das Lockenhaupt an den Hals der Mutter. Sie wußte, der Geliebte war gefallen in der Pflicht, ſie weinte nicht, kein Wort kam über ihre Lippen, und ſie antwortete ſeitdem nur, wenn kindlicher Gehorſam ſie bei den Fragen der Eltern dazu antrieb. Den Uebrigen blieb nicht Zeit, ſie und ihr Leid zu beachten. Schon hielt damals das Bluttribunal ſeine Sitzungen, und jeder Mittag ſah Hunderte von ſeiner grauſen Gerichtsbühne zu der Guillotine ſchleifen. Schon waren oft des Abends vor des Marquis Hauſe Aufläufe entſtanden, man hatte Steine gegen die Fenſter geſchleudert und Schimpfreden ausgeſtoßen, und Eugen hatte mit Schrecken den Erzfeind der Familie unter dieſen Tobenden erblickt. Nicola de Lions war ein Volksmann geworden, ſeine Charakterloſigkeit hatte ihm den Tauſch leicht gemacht, ſeine Selbſtſucht hatte ihn dazu angeſpornt. Sein Ohm, der Herr von Favras, war durch den ſchimpflichen Strang gerichtet; man ſagte nicht nur, Nicola habe ſelbſt der Execution beigewohnt, nein, das Gerücht beſchuldigte ihn, er ſey ſelbſt der Angeber und Auslieferer des Wohlthäters geweſen, welcher die Flucht der Königsfamilie habe befördern wollen. Was war nicht von ſolch einem Frevler zu fürchten? Doch in all dieſem Gedränge blieb der alte ehrwürdige Herr de la Haie gefaßt und unerſchüttert, und alle hörten auf ſeine Befehle und Anordnungen wie auf eines Gottes Stimme. Er hatte ſchon längſt ſich einen Paß der Municipalität zu einer Reiſe auf ſeine Güter im Süden zu verſchaffen gewußt. Jetzt ließ er die Kaleſche mit guten Sachen bepacken, Romain in der Livree mußte ſich neben den Kutſcher ſetzen, ein Ort zum Rendezvous an den nördlichen Grenzen wurde beſtimmt, und mit der Dämmerung fuhr der Wagen aus dem Thorweg nach der ſüdlichen Barriere. Eugen, in niederer Verkleidung ließ ſich die Begleitung des Bruders nicht nehmen, und war den Reiſenden vorangeeilt. Die Wache erlaubte die Durchfahrt, jedoch einige hinzutretende Pikenmänner warfen den Nationalgardiſten ihre Thorheit vor, man holte die Kaleſche ein, aber während der Balgerei der Raubvögel mit dem ſtämmigen herzhaften Kutſcher, während des Erbrechens und Plünderns des Wagens, und indem es dem muthigen Eugen gelang durch einen raſch angeſponnenen Streit die Trunkenbolde von dem Sitze des Bruders wegzulocken, glückte es dem unbeachteten Romain zu entkommen, und das Dunkel begünſtigte ſeine Flucht, die er freilich mit wundem Herzen und nur, weil der Vater ſie befohlen und weil ſeine Anweſenheit die Familie gefährden konnte, angetreten.

Durch die Zurückkunft Eugens mit dem blutenden, derb zerſchlagenen Kutſcher wurde die Unruhe aufs höchſte geſteigert. Der mit dem Wappen des Marquis verzierte Wagen war in den Händen des Pöbels geblieben, mit nächſtem Morgen mußte man eine Hausſuchung erwarten. Der Marquis ließ das Haus verſchließen, die Zugänge verrammeln, man zog ſich aus den vordern Zimmern in ein Hinterſtübchen zurück, damit kein Licht die ſpäten Straßenwanderer anlocke, und enge zuſammen ſitzend unterhielt ſich die Familie von dem verlaſſenen Romain, ſprach ihre Wünſche für ihn aus, und ſandte ihm inbrünſtige Gebete nach. Oft erſchreckte ſie tobendes Geſchrei von der Straße her, mehrere Male ſchlug man heftig gegen die Pforte und die Fenſterläden, dann ſaßen alle verſtummt, mit hörbar klopfendem Herzen und horchten; aber es ward immer wieder ſtill, und je tiefer es in die Nacht ging, je mehr verlor ſich ihr Bangen.

Da rauſchten plötzlich Schritte auf dem Vorplatz, die Thüre wurde raſch geöffnet, und ein fremder Mann zeigte ſich in ihr, durch das ſchwarzbärtige Geſicht, den gemeinen Kittel und die rothe Mütze bezeichnet als zu der furchtbarſten Feindesrotte gehörig. Jeanne ſchmiegte ſich an die Mutter und flüſterte mit einem ſeltſamen Tone, welcher faſt wie Freude klang: „Nun iſt es aus für uns Alle und wir kommen hin zu dem Freunde Arnold!“ — Eugen hatte nicht ſo reſignirt nach den geladenen Piſtolen gegriffen, welche der Marquis auf den Tiſch gelegt, und hielt beide Mündungen dem Nachtmenſchen entgegen, der wie ſchüchtern auf der Schwelle verweilte.

„Thut nur die Dinger weg, lieber Monſieur;“ erklang da eine heiſchere, doch nicht unbekannte Stimme. „Macht kein Alarm, denn es könnte ſeyn für Euch ſehr ſchädlich. Bin ja der Benjamin, der Sohn von Euren Nachbarsleuten, und der Vater Abram ſchickt mich daher aus Sorgſamkeit für Euch, weil er geehrt immerdar den Herrn Marquis als einen braven Herrn, der nicht ſtolz geweſen auf ſeine Geburt und ſeinen Rang, und hat Manches zu verdienen gegeben ſeinem Nachbarsmann.“ —

Eugen legte das Schießgewehr fort und zog den jungen Iſraeliten näher zum Licht. „Beim Himmel, es iſt Ben;“ rief er. „Aber Burſch, wie kommſt Du in dieſe verhaßten Kleider?“ —

„Ja häſſig ſind ſie auch mir;“ ſprach der Iſraelit, indem er ſich ſelbſt mit innerem, ſichtlichem Schauer betrachtete; „aber es war die neueſte Modetracht von Paris, und das Käppchen iſt eine ſichere Sauvegarde für das Leben und das Gut. Fährt doch das Schwert des Würgengels herab über Gerechte und Ungerechte, und hat ſich der fromme David doch verſteckt in die Höhle zur Zeit der Noth, und der Erzvater Jacob ſich genäht in rauhen Schafspelz, damit man ihn hielte für den Bruder Eſau. Vater Abram meint, ſolches ſey erlaubt in der Noth, und jammert, daß ſich der Herr Marquis und die Junker nicht angethan haben mit ſolchen Lumpen und dem Rettungskäppel zur rechten Zeit. Jetzt iſt's zu ſpät, denn die Blutſäufer haben ſchon an die Pforte geklopft und gar furchtbare Reden und Flüche ausgeſtoßen, und der Monſieur Nicola von gegenüber, der ſich jetzt Citoyen Hachette, ein gräulicher Name, nennen läßt, und mit dem gemeinſten Waſſerſchieber und der ſchmutzigſten Hallendame Brüderſchaft trinkt, war dabei, und ſchwur gräßlich, dieſes Haus müßte herunter bis zum Kellerſtock mit dem nächſten Morgen. Da ſchickt mich der Vater nun in ſeiner Herzensangſt, und ich ſoll warnen und retten, ſo der Gott Zebaoth ſeine Hülfe nicht verſagt, dieweil er zürnt über die Sünden der Weltkinder.“ —

Alle umdrängten jetzt den ehrlichen Burſchen, Jeanne ausgenommen, und fragten, welchen Rath der jüdiſche Nachbar ihnen ſende, und alle ſtimmten in den Plan, der ihnen angegeben ward. Man verrammelte die Pforten noch ſtärker, um den Stürmern Aufenthalt zu machen. Vorzüglich füllte man das Kellergewölbe mit Möbeln und Utenſilien bis zur oberſten Stiege hinauf und verſchloß dann die Fallthür feſt, damit die Nachſucher hier den Schlupfwinkel der Verfolgten vermuthen möchten. Alles, was an Gelde und werthvollen Kleinodien im Hauſe befindlich, wurde dann in kleinen Päckchen verwahrt und unter die Flüchtenden vertheilt. Durch den Garten des Marquis führte Benjamin alsdann ſeine Schützlinge bis zu einer Oeffnung in der hohen Plankenwand, die eben erſt gebrochen, und die der kräftige Burſch mit Eugens Hülfe bei dem Schein einer Blendlaterne, die er im Gebüſch verſteckt gehabt, durch die losgebrochenen Bohlen wiederum feſt verwahrte und durch vorgeſchobene Kiſten ungangbar machte.

Mit Beben ſahen ſich die Frauen um in dem neuen Wohngemach, wohin ſie Benjamins Erzählung, wie durch des Engels Flammenſchwert, aus ihrem Paradieſe verſetzte. Sie befanden ſich in dem Schlachtſtall des Wechslers, der zugleich Schächter ſeiner Gemeinde war; eine Kuh ſchnoberte in dem Heu der Krippe, und ein Hammelpaar blöckte kläglich im Stroh aus Furcht vor dem ungewohnten Blendlichte. Der bleiche Marquis faßte die Hände der zagenden Gattin, der ſtillleidenden Tochter. „Muth, Kinder,“ ſagte er mit erzwungener Kraft, „der Herr der Welten prüft diejenigen am ſchwerſten, die er lieb hat. Füget Euch, ſchaudert nicht, denkt an die Geburtsnacht des göttlichen Erlöſers; das Heil der Welt ging aus von einem ſolchen Orte, und auch unſer Leid wird vorübergehen, denn der Gottesſohn bittet droben für die Guten.“ —

Benjamin führte jetzt den Vater Abram herbei, der ſich ſeltſam ausnahm im ſchwarzen Schubbey und der rothen Jakobinerkappe, mit Bücklingen eintrat und Entſchuldigungen über den Ort machte, wo er ſeine hohen Gäſte zu empfangen gezwungen ſey; der Marquis reichte ihm die Hand, dankte für die Warnungspoſt und fragte nach ſeinem Rath. —

„Mag mich der Gott Iſrael erleuchten,“ antwortete der weißbärtige Alte, „daß ich finde den rechten Weg für ſolch gute, vornehme Nachbarsleut. Die Herrſchaften wiſſen ſelbſt, wie iſt kein Mäuſeloch zu eng, das nicht durchſucht würde in ganz Paris, wenn die da jetzt oben ſitzen die Hausſuchung decretiren. Nun könnten wir bergen Sie Alle vielleicht Ein Tage, zwei Tage da hinten im Ställchen, wo die Ziegen gelegen; aber was wird's helfen, wer kann vertrauen dem Geſinde, das will all werden jetzt zu Herrſchaften? Der Abram iſt gut angeſchrieben bei den Herrn im Tribunal, die allewelle haben die Klingel zur Hand, weil er ſie hat ſtehen in ſeinen Büchern, weil er Geld gibt wenn's Noth, weil er den Benjamin da zum Pikenſoldaten gemacht, das

Digitized by Google

Gott erbarm! Aber ſein Kopf wackelt gewaltig, wenn ſie finden den Herrn Marquis bei ihm, denn der Herr Marquis iſt angeklagt und ſo gut wie proſcribirt, das weiß der Abram von ſeinem guten Freund, der da führt die ſchwere Feder im Tribunal. Darum muß der Herr Marquis fort mit dem Herrn Sohn noch ehe der Tag anbricht; die Damen bergen ſich dann wohl in dem Schlafzimmer von unſerer Eva, wohin kein Geſind kommt und kein Verräther huſcht.“

Die Marquiſin ſchrie laut auf und warf ſich an des Gatten Bruſt, der Marquis jedoch fragte nach der Möglichkeit zur Flucht. Der alte Israelit hatte beabſichtiget, mit dem Morgen durch ſeine beiden Knechte eine Hammelheerde herein holen zu laſſen von einem Gehölſt hinter dem Montmartre und dazu die Einlaßkarten gelöſet. Jetzt hatte er die Knechte fortgeſendet zu einem Verwandten in der Stadt, ihm bei einem Geſchäft behülflich zu ſeyn, und in gemeiner Tracht, die er in allen Sortiments beſaß, weil er auch auf Pfandſtücke lieh, ſollte der Marquis und Eugen mit der Karte aus Paris zu kommen verſuchen, und überdies wollte ihnen der wackere Jude Briefſchaften mitgeben an einige vertraute Glaubensgenoſſen in den Ortſchaften die ſie bis zur Grenze berühren mußten. Der Marquis wählte nicht lange. Er nannte das unerwartete Anerbieten des Nachbars Gottes ſichtliche Schickung, ermahnte Frau und Tochter darin eine Hoffnung auf die Gnade des Himmels für ſie Alle zu finden. Und als der alte Abram bei dem lauten Jammer der Marquiſe zürnend ſprach: „Will denn die Madam lieber ſchaun den ehrwürdigen Kopf des Herrn auf dem Platz bleich und blutig unter dem Eiſen der ſchrecklichen Maſchine, die der Doctor erfand, der doch nur ſollte erfinden eine gute Arzney für das Leben und die Geſundheit, oder dünkt ihr's nicht beſſer ſich zu ſcheiden von dem Gemahl Ein Monat oder zwei, bis ſie kann nachreiſen mit Sicherheit?“ — Da ſchwieg die Marquiſe wie gelähmt und trieb ſelber zur Flucht. Die Kleidungsſtücke, weibliche und männliche, wurden herbeigeſchafft, alle geſtalteten ſich um, und Benjamin warf die Garderobe der Flüchtlinge in eine Grube im Stall. Es war eine bejammernswerthe Stunde, eine Maskerade gleich einer Metapher der Zeit; keiner ſprach, nur Seufzer und Thränen begleiteten dieſes Geſchäft, und als man nun auch die geretteten Schätze unter ſich vertheilt hatte, umſchlangen ſich alle im ſtummen Abſchiede, über welchem der Todesengel zu ſchweben ſchien. Eugen kehrte noch einmal zurück zu den in die Knie Geſunkenen, die ſich im Gebet umklammert hielten. Er faßte die Hand der Mutter, die Hand der Schweſter. „Mutter,“ ſprach er leiſe, „und Du meine geliebte Jeanne, betet, hofft und vertraut Euch ganz dem Wechsler. Ich bringe den Vater glücklich nach Flandern zum Bruder Romain, aber dann komme ich zurück und hole Euch nach, ſo wahr ich der Mutter guter Sohn bin!“ — Er küßte ſie heiß und heftig auf die Stirnen, und folgte dann raſch dem Vater zu einer Nebenthür des Hauſes, welche in ein Seitengäßchen leitete. Benjamin ſchritt ihnen voran, und wußte die ſtreifenden Haufen von tobendem Pöbel, die nach Raub und Mord und Schwelgerei lechzend ihnen begegneten, ſchlau zu meiden; er ſprach an der Barriere Namens ſeines Vaters, zeigte die Karten vor und die vermeinten Knechte, in ihre Nachtmäntel gewickelt und mit Stricken und Peitſchen verſehen, verließen glücklich Paris. Ihr Marſch zur Grenze fand wunderbarer Weiſe keine Hinderniſſe. Sie ſchliefen am Tage in den Kornfeldern, und wanderten Nachts weiter, wobei Eugen die Kraft des Vaters bewunderte, der mit der Rüſtigkeit eines Jünglings jede Beſchwerde ertrug, jedoch je näher ſie der rettenden Grenze kamen, je düſterer und beklommener ward, und oft ſtillſtehend nach dem Süden rückblickte und die Namen ſeiner Gattin und Tochter dem Nachtwinde ſeufzend mitgab. Eine ſchwere Ahnung ſchien im Geiſte des Marquis plötzlich Herr geworden zu ſein, und ſie wurde die Urſache, daß er, als ſie zu Namur den Bruder Romain gefunden, Eugen kein Widerwort ſprach, da dieſer jetzt zum erſten Male gegen den Vater ſein Gelübde, ſeinen unwiderruflichen Entſchluß ausſprach, zum Schutze und zur Hülfe der Mutter und Schweſter aus der Sicherheit in die Gefahr zurück zu eilen. —

Herr de la Haie und Romain fanden in Coblenz die freundſchaftlichſte Aufnahme. Sie trafen dort die Mehrzahl der emigrirten Edelleute Frankreichs, welche der kühne Condé bereits ſammelte und in den Waffen übte, um mit ihnen den Krieg der Rache in das Vaterland zu tragen; ſie fanden dort die Prinzen, den Grafen von Provence und Artois, und die ehrenvollſte Auszeichnung wurde dem jungen Gardeofficier, welcher für den König geblutet hatte, und darum als ein Glücklicher und Auserwählter betrachtet ward; aber am Ufer der rebenumkränzten Moſel ſollte ſich für ihn noch ein freundlicher Verhältniß geſtalten, durch welches ſeinem Herzen beinahe alles, was er verloren und betrauerte, in die Ferne gerückt erſchien. Der Marquis hatte ſein Quartier bei einer wohlhabenden Wittwe genommen, die unterſtützt von einer Bruders-Tochter einen ſtillen Haushalt führte, der trotz des üppigen ſchwelgeriſchen Pariſer Lebens der emigrirten Grafen und Barons, das die graue erzbiſchöfliche Reſidenz förmlich umgeſtaltete, ſich nicht änderte. Der alte, mit jedem Tage trüber geſtimmte Marquis ſuchte zuerſt die nähere Bekanntſchaft ſeiner Wirthin; Romain, in den Strudel der Zerſtreuungen ſeiner Landsleute mit fortgeriſſen, hatte zwar längſt die ſchöne Schweizerin — die Nichte ſtammte aus Graubünden, und ihr Vater lebte zu Chur als Schullehrer, obgleich er einem alten, edlen Geſchlecht angehörte — mit Wohlgefallen beſchaut, aber es bedurfte eines hellen Blitzſchlages, ehe ſein Leichtſinn ſich der lieblichen Madelon ergab. Eine kleine Unpäßlichkeit des Vaters hielt ihn eines Abends zu Hauſe und der Marquis erbat ſich von ſeiner Hauswirthin die Erlaubniß, bei ihr ſeinen Thee zu nehmen, um im Frauenzirkel ſeine Grillen zu vergeſſen; da führte der Zufall das Geſpräch auf das Vaterland der Wittwe und der ſcheuen Nichte, die beſcheiden am Theetiſche ſtand und die Taſſen füllte. Von Stretlingen war ihr Geſchlechtsname und der unvorſichtige Romain gedachte des Buſenfreundes, ſeines Arnolds und des ſchönen Soldatentodes, in welchem er an ſeiner Seite gefallen. Das Mädchen ward bleicher als das feine Tuch des Tiſches, ſchrie laut auf und ſank ſinnlos in des Grauſamen Arme, der kaum früh genug hinzu ſprang, ſie vor einem ſchweren Fall zu bewahren. Madelon war Arnolds Schweſter, Arnold war der Neffe der Hausfrau, dieſe ſchmerzliche Entdeckung mußte die Hausgenoſſen näher verknüpfen; ſie wurden von jenem Abende an immer mehr zu Einer Familie, und die ſchlanke Madelon verlor ihre Scheu gegen den jungen Officier, der den verlornen Bruder ſo hoch ſtellte, ihn nie genug zu rühmen wußte, ſeinen Heldentod ſo lebendig und groß zu malen verſtand, daß man faſt den Schmerz darüber vergaß, und — der des Bruders Herzensfreund geweſen war. Feine Fäden ſind es, mit denen die Liebe junge Herzen anfangs zu umgarnen weiß, unſichtbare Fäden, welche aber mit jeder Stunde ſtärker ſchwellen durch Gewohnheit und Zuſammenleben und die kleinen, wechſelſeitigen Opfer, bis man ſie plötzlich unzerreißbar fühlt, und ſich wundert, wie das zugegangen. Romain ahnete nicht, daß er Madelon liebe, obgleich er ſchon wochenlang gar gern die Gelegenheit geſucht, mit ihr zu plaudern, obgleich er mit ſeltſamer Wolluſt ſich an den Augenblick erinnerte, wie die blühende, vollbuſige Jungfrau an ſeiner Bruſt gelegen, obgleich er jetzt die meiſten Abende heim blieb, und mit dem Vater die Veſper im Zimmer der Wirthin feierte. Auch von dem Bruder Eugen hatte er der Freundin erzählt, und mit der Lebhaftigkeit, die ſich allmählig aus dem Schleier der Schüchternheit bei ihr gewickelt, mit dem kräftigen Gefühl für Hochſinn und Großthat, die ſie ſeitdem leuchten laſſen, hatte ſie ihre Theilnahme an den kühnen Jüngling gezeigt und ihre Neugierde ausgeſprochen, den Hochherzigen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Ihr Wunſch wurde nur gar zu bald erfüllt. —

An einem der letzten Septembertage ſaß das Doppelpaar wie gewöhnlich Abends zuſammen; der Marquis las mit düſtern Blicken die neueſten Tagesblätter vor, die Hausherrin horchte aufmerkſam und Romain unterrichtete die ſchöne Schweizerin an einem Nebentiſche in der Kunſt feine, ſinnige, mit zarten Deviſen verſehene Haarringe zu flechten, eine Kunſt, welche die Langweile und die Galanterie damals zur Lieblingsbeſchäftigung der Emigrirten gemacht, und die, wo ſie hin kamen in den vornehmſten Zirkeln, gleich dem Jou Jou de la Normandie eine Zeitlang Mode blieb. Da wurde die Zimmerthür mit Haſt aufgeſtoßen, und herein trat zwiſchen die Aufgeſchreckten ein hochgewachſener Mann, bleichen, hagern Geſichts und mit eingefallenen Augen in beſchmutzter, grober Reiſetracht und ſtand wortlos, wie ohne Athem, einige Augenblicke mitten im Zimmer. „Eugen,“ ſchrie Romain auf und ſprang in ſeine Arme, „biſt Du es oder iſt es Dein Geiſt? Menſch, Bruder, wie biſt Du kaum zu erkennen!“

Der Marquis hob ſich mühſam vom Stuhle, ſo fühlte er ſich vom Schreck geſchlagen, aber das matte Auge feſt auf den Sohn gerichtet, fragte er mit heraus gezwungener, lauter Stimme: „Eugen, mein Sohn, wo haſt Du die Mutter und mein liebes Kind!“ — Da kam eine zuckende krampfigte Bewegung in des Angekommenen Glieder, er faßte mit der bebenden Hand unter ſein Bruſtwams, holte ein blaues Seidentüchlein heraus und legte es ausgebreitet auf den Tiſch, ſo daß zwei dichte Flechten von dunkelm Frauenhaar darin gewickelt ſichtbar wurden.

„Da, Vater!“ ſagte er mit einer Stimme, die dumpf und heiſcher wie aus einem Grabe klang. „Der undankbare, gottloſe Sohn, der ſie verlaſſen, kam zu ſpät. Das iſt Alles, was ich bringe von ihnen.“ — Der Alte taumelte zurück in den Seſſel, aber auch Eugen ſchwankte und mußte von dem Bruder zum Sopha geführt werden und die Freundinnen wußten in der erſten Angſt nicht, welchem von Beiden ſie die nöthige Hülfe vorzugsweiſe zu leiſten hätten. Der alte Herr erholte ſich jedoch wider Erwarten ſchnell; mit der ihm eigenen Geiſtesſtärke, welche die hervorſpringendſte Eigenſchaft ſeines Charakters geweſen, erhob er ſein Haupt, ſtarrte auf die Pfänder, welche der Sohn ihm von den Geliebten gebracht, nahm ſie, führte ſie an ſeinen

Digitized by Google

Mund, und barg ſie dann auf ſeinem Herzen. Mit gefalteten Händen ſaß er darauf eine Weile ſtill betend und das glänzende Auge zum Himmel gerichtet. „Sie ſind frei, ſind glücklich! Freier und glücklicher als jene Kanibalen, die ſie geſchlachtet!“ ſprach er mit kräftiger Stimme, und fragte mit väterlicher Sorge nach ſeinem geliebten Erſtgebornen. Aber um Eugen ſtand es ſchlimmer. — Als er aus tiefer Ohnmacht zum Leben erwachte, ſprach er irre; auf die Todeskälte folgte eine furchtbare Fieberhitze, und der gerufene Arzt erklärte ihn gefährlich krank. Er ſchwebte wochenlang in Todesgefahr, und erſt ſpät, in lichtern Augenblicken erfuhren von ihm der Marquis und Romain die Schickſale der Ihrigen, die wir dem Leſer jetzt im Zuſammenhange erzählen wollen. —

Auf ſeinem Rückmarſche nach Paris hatte ſich Eugen für einen jungen Landmann aus den Norddepartements ausgegeben, den Freiheitsſinn und Thatengluth nach der Hauptſtadt trieben. Er hatte ſein Geſicht gebräunt, ſein Haar verſchnitten, ſeinem Anzuge eine wilde Form gegeben, die rothe Kappe nicht vergeſſen, und mit einer mächtigen Dornenkeule bewaffnet zog er ungehindert in die Vaterſtadt ein. Es war an einem der gräuelvollen Septembertage, Leichenſtille herrſchte in den meiſten Straßen, alle Läden waren geſchloſſen, dagegen ſah man in einzelnen Quartieren und auf den Hauptplätzen ein grauſenerregendes Gedräng des bewaffneten Pöbels, von weitem nur beachtet durch einzelne Cohorten der Nationalgarde, welche das Volk in ſeiner Rachſucht nicht zu ſtören wagte; hier klangen von tauſend Stimmen die wilden Nationalgeſänge, dort ſtieg ein unmelodiſches Gebrüll in die Lüfte und verſchlang die Muſik in ſeinem entſetzlichen Chaos.

Flüchtigen Fußes mied Eugen jene Plätze, und gelangte in die Straße, wo er ſeiner Eltern Haus zu finden hoffte, aber einem Steinbilde gleich ſtand er, als er nur einen wüſten Platz von Trümmerhaufen bedeckt, vorfand. Eine Feuersbrunſt hatte hier gewüthet, das zeigte ſich durch das halbverkohlte Gebälk, und auch des jüdiſchen Wechslers Haus lag in Aſche. Eiskalt, bleich und keines Gedankens mächtig ſtieg der tief erſchütterte Jüngling über die Trümmern, durchſuchte jeden vom Feuer verſchonten Raum, den zerſtörten Garten, die offen liegenden Keller, nirgend fand er ein lebendes Weſen, nirgend einen Leichnam, obgleich ſeine wirre Phantaſie gerade darnach zu trachten bemüht war. Hinaus in das Gewühl warf er ſich jetzt und hörte von einem blutigen Freiheitsmann, daß man ein Jubelfeſt begehe, daß man die Gefangenen, die Prieſter, Edelleute und alle Königsfreunde in den verborgenſten Gefängniſſen ſchlachte. Wie ein Wahnſinniger taumelte er weiter, ſich mit wilder Wuth Platz machend durch das Menſchenmeer, und von dem Volk reſpectirt, welches ihn für Einen der raſenden Vorſchlächter und Hauptmörder zu halten ſchien. Da ſah er einen bekannten Menſchen an dem Pilar einer Pallaſtpforte müßig lehnen auf ſeiner Pike, und mit Blicken, in denen eher Furcht wie Rachſucht lauerte, umherſchauen. Die Haufen der brüllenden Fiſchweiber zerſtoben vor Eugens Armen und raſch ſtand er dem Pikenmanne zur Seite. „Benjamin,“ fragte er mit halblauter, ſtammelnder Stimme, „wo ſind ſie?“ — Der brave Burſch ſchoß zuſammen, als hätte ihn ein electriſcher Schlag getroffen. „Sie hier?“ flüſterte er. „Bös das, ſehr bös! Citoyen Nicola das Haus geſtürmt; Feuer eingeworfen; auch unſere Hütte in Brand gerathen; Alles verloren; Vater Abram vor Schreck geſtorben; Madam und Mademoiſelle erkannt, fortgeſchleppt, eingekerkert!“ — „Und wo?“ Wo?“ lallte Eugen. „Weiß nicht, habe ſie geſucht, habe ſpionirt überall!“ antwortete der junge Iſraelit. — Ein blutbegoſſener Marſeiller von furchtbarem Anſehen ſtand jetzt plötzlich zwiſchen ihnen, in der Rechten ſchwang er ein blankes Beil, in der Linken hielt er einen Becher, deſſen rothen ſchäumenden Inhalt der Trunkene halb über ſie ausſpritzte. „Was ſteht Ihr hier und ſchwatzt;“ brüllte der Unhold; „ſollen die Weiber Euch beſchämen, die ihre runden Waden im Blute der Verräther baden? Auf an die Arbeit, noch athmen genug der Beſtien! Trinkt Euch Courage, Citoyens! Beim heiligen Satanas, es iſt warmes Pfaffenblut und eben gezapft vom friſchen Faß!“ — Der höchſte Ingrimm glühete auf in Eugens Bruſt, als der Unmenſch ihm den Blutbecher gewaltthätig gegen den Mund ſtieß, alle ſeine Glieder zuckten, er hob ſeine Dornenkeule zum Todesſchlag, da raſete ein neuer Schwarm blutiger Henker heran, die zerſtückelte Leichname an Stricken hinter ſich ſchleppten. Der Keil trennte die Stehenden, der Marſeiller taumelte zur Seite, und der treue Benjamin riß den ſchon verloren Gegebenen fort von dem Platze. Beide durchſtreiften nun ruhelos die Stadt und eilten von Gefängniſſe zu Gefängniſſe. Allenthalben fanden ſie Thore und Thüren erbrochen, überall die Kerker geleert, aber die Unglücklichen, welche darin gewohnt, ſahen ſie in den Höfen und nächſten Straßen zu Leichenhaufen geſchichtet, jämmerlich gemordet, ſchimpflich zerſtückelt und zerriſſen. Und vom düſtern, grauen Wolkentuche bedeckt hing der Himmel ſtill darüber, kein Wetterſtrahl fuhr herunter, kein Orkan riß die Mörderſtadt nieder, die Himmliſchen ſelbſt hatten ihr Auge verhüllt vor Entſetzen. Unermüdet ſchritt Eugen über die Jammerflur und durch den blutigen Koth; jeden Leichnam, der verſteckt unter ſeinen Todesgeſellen lag, riß er hervor, jeden weiblichen Körper, der mit dem Antlitz gegen den Boden lag, wälzte er um, und Benjamin folgte treulich, wenn auch athemlos, ſeinen Schritten. Das vorbei ſtrömende Volk jauchzte ihnen zu, denn man hielt ſie für nimmerſatte Wütheriche, die auch an den Todten noch ihren Racheburſt zu kühlen verſuchten. Nirgends fand Eugen, was er zu finden fürchtete, und ſchon dämmerte die Hoffnung in ſeinem verfinſterten Gemüthe auf, die Lieben könnten der großen Metzelei entkommen oder durch eine mitleidige Seele gerettet ſeyn. Da kamen ſie Abends zum zweiten Male in die Gegend von Saint Lazare. Der Pöbel hatte ſich ermüdet verlaufen, aber im Vorhofe ſahen ſie Menſchen mit einer traurigen Arbeit beſchäftigt. Hier hatte das Volk am Morgen ſein Blutfeſt begonnen und die Kerker zerſprengt, um ſelbſt den Henker zu ſpielen. Doch ein menſchlicher Gefangenwärter verſchloß das Eiſenthor, welches zu den Kellen führte, und entfloh. Der Witz der Mordgier ging über des Pförtners Menſchlichkeit. Die unterirdiſchen Gewölbe wußte man voll von Gefangenen, man hörte das Winſeln der Kinder. Feuerſpritzen wurden herbeigeſchafft; Ströme von Waſſer wurden durch die Gitter geſpritzt, bis die Gewölbe zu Seen geworden, und es immer ſtiller und ſtiller ward in der Tiefe, und zuletzt kein menſchlicher Laut mehr herauf tönte. Jetzt waren Nationalgardiſten beſchäftigt, das Waſſee wieder herauszupumpen und aus der geöffneten Thür die unentſtellten, unblutigen Opfer zu fiſchen, welche dann von den ſittigen und ernſten Männern neben einander in eine lange ſtille Reihe geordnet wurden. Eugen trat hinan; eben trug man ein Leichenpaar herzu, zwei weibliche Körper, die ſich mit Armen und Händen alſo umklammert gehalten, daß man ſie nicht zu löſen vermocht. Als man ſie niedergelegt, ſtürzte Eugen wie ein Wahnwitziger zu ihnen hin und warf ſich mit einem gellenden Geſchrei neben ſie nieder; er hatte die Mutter, er hatte die Schweſter gefunden. —

Die Gardiſten ſtutzten und verſammelten ſich um die Schmerzensgruppe; der geſcheute Benjamin berichtete ihnen, der brave Vaterlandsfreund da am Boden habe über ſeinen Enthuſiasm für das heilige Feſt die Braut vergeſſen, welche auf falſche Angabe eingekerkert, und nachdem er für des Volkes Wohlfahrt gearbeitet, finde er nun ſolch traurigen Lohn. Die Gardiſten zuckten mitleidig die Achſeln; denn wer im großen Paris hatte nicht Trauer um einen Verwandten oder Freund? — „Armer Junge!“ ſagte ein Veteran. „Man ſiehts ihm an, wie ehrlich er's gemeint. Nimm die Todten hin, wir ſchenken ſie Dir! So haſt Du doch etwas für Deinen republikaniſchen Schweiß.“ —

Eine Schilderung von dem Seelenzuſtand des unglücklichen Eugens gehört zu den irdiſchen Unmöglichkeiten. Des getreuen Benjamins Eifer erweckte ihn aus ſeiner Starrſucht, ſeine Kraft, ſeine Beſonnenheit kehrte zurück; und mit des Iſraeliten uneigennützigem Beiſtand gelang es ihm, die Körper der Geliebten fortzuſchaffen, den Augen der Wüthriche zu entziehen, und ihnen auf dem Magdalenen-Kirchhofe eine geweihte Ruheſtätte zu geben. Wie von Furien verfolgt, entrann er dann der großen Blutſtätte; er fluchte der Vaterſtadt nicht, als er außen auf dem Montmartre ſich nochmals wandte, aber ſein Blick und die ausgeſtreckte Hand ſprach eine laute, zum Himmel hinauf gällende Anklage aus. Ob der Himmel nicht genug der Engel beſaß, alle die Klagen hinaufzutragen zum Stuhle des allmächtigen Richters? Oder ob der Himmel ſich verſchloſſen hielt, im gerechten Zorn über die Unthaten der Erdenſöhne, und ſie verſtieß aus dem Raum ſeiner Vaterſorgfalt und Aufſicht? —

Wie Eugen ſeine Reiſe bis zur Grenze gemacht? Was ihm begegnet? davon blieb ihm keine Erinnerung, und die Krankheit, welche ihn jetzt ſo ſchwer darnieder warf, mußte deßhalb ſchon damals Leib und Seele ergriffen haben.

Die Jugendkraft des Kranken trug nach ſchweren Kämpfen den Sieg davon. Eugen genas; aber nur langſam erſtarkte der von ſo vielen ſcharfen Pfeilen Getroffene, und hätte nicht Liebe und Freundſchaft an ſeinem Bette gewacht, wäre ihm nicht die ſorgſamſte Pflege von ſanfter Liebeshand geworden, hätte ſich auch das gebrochene Herz, der zerrüttete Geiſt ſicherlich nicht wieder dem Leben zugewendet und es gewagt, aufs neue das Auge zum faſt verhaßten Erdenlichte aufzuſchlagen. Auch die ſchöne Madelon von Theilnahme für den mutrigen Märterer, den braven Sohn und Bruder, erfüllt, that ihr Theil bei dem Liebeswerke, wurde die emſigſte Wärterin des Kranken, und als er der Geneſung zuſchritt, ſchien ihre Nähe beſonders wohlthätig auf Eugen zu wirken. Gefährlich iſt das fromme Amt der barmherzigen Schweſtern, denn die Dankbarkeit wird gar leicht die Säugamme der Liebe, und ein junges Herz, welches ſo eben von der düſtern ihm ſchon geöffneten Todespforte zurück kehrt, hat

Digitized by Google

ſeine Vergangenheit vergeſſen, und ſieht in dem Gegenſtande, den es jetzt zuerſt erblickt, gar leicht den Engel, der ihn vom Grabe zurück trug. Eugen barg ſein Empfinden nicht. Er hatte nie geliebt, und darum brach dies Gefühl heiß und deutlich hervor mit all der Reizbarkeit und Phantaſiegluth, welche die Geneſung eines ſchwer Erkrankten zu begleiten pflegen. Welche bange Verlegenheit dadurch entſtand unter allen ſeinen Pflegern, bemerkte der Jüngling nicht, bis er gänzlich hergeſtellt, nun ſeine geſunden Blicke, die bislang nur Madelon geſehen, auch mit der alten Schärfe auf ſeine Umgebungen zu richten vermochte. Die ſchlanke Schweizerin ſchien ihm zugethan, doch war in ihr eine unverkennbare Scheu, ſobald er mit warmen Liebesworten zu ihr ſprach, und ſie vermied es, mit ihm allein zu ſeyn. Das Mütterchen, die Tante, wurde unruhig, wenn er in den Ausbruch ſeiner Dankbarkeit mit Feuerworten das Lob der Nichte miſchte. Der Vater ſchauete ihn oft mit ernſten Warnungsblicken an, wenn bei der Tafel ſein Auge wie magnetiſch gefeſſelt auf Madelons Geſichte haftete, und der Bruder Romain wurde ihm beſonders räthſelhaft, indem er oft düſtere, ja faſt feindſelige Blicke auf ihn ſchoß und im nächſten Augenblicke ihn ſtürmiſch, wie bereuend in ſeine Arme preßte; dazu mußte ihm auffallen, daß Romain jetzt viel aus dem Hauſe blieb, und die ſchönen Abendſtunden, wo die Doppelfamilie bislang ein ſo freundliches Zuſammenleben geübt, abſichtlich zu meiden wußte. Die kopfſchüttelnde, ängſtlich herum trippelnde Hauswirthin löſete ihm das Räthſel: auf ſeine ſtrenge Frage geſtand ſie das Verhältniß, was ſie längſt zwiſchen Romain und ihrer Madelon bemerkt und als ihr nicht unwillkommen gepflegt hatte, und der tiefe Schmerzenszug auf Eugens bleichem Angeſicht verrieth ihr, wie tief ihn dieſe Entdeckung aus ſeinen Hoffnungswolken herabgeſtürzt. Condé's kleines Heer war damals eben fertig equipirt und zum Abmarſch bereit. Auch Eugen hätte ſich längſt bei dem Prinzen gemeldet, aber überraſcht wurde Vater und Bruder, als er eines Morgens völlig gewaffnet zu ihnen eintrat, und ihnen verkündete, daß er in nächſter Stunde mit der Avantgarde abmarſchiren werde. Romain ſtand verſtummt und beſchämt; er wußte, was den Bruder forttrieb, er kannte das Opfer und ſeine Größe, und fühlte ſich tief unter dem Bruder. Der alte Marquis drückte des Sohnes Hand, legte ihm die Hand aufs Haupt und nannte ihn den Stolz ſeines tiefgebeugten Alters. Eugen marſchirte, ohne von Madelon Abſchied zu nehmen. —

Bald folgte das Condéſche Corps und ſchloß ſich an des ſiegreichen Coburgs kaiſerliches Heer. Monate voll wildbewegten Lebens, voll erhebender Waffenthaten und niederdrückenden Strapatzen folgten, die Tage von Aldenhoven, Lüttich, Neerwinden ſahen den ſchwarzen Adler vorwärts flattern und die Bataillons der Loyal=Emigrés hatten Gelegenheit, das heilige Blut ihres gemordeten Königs zu rächen. Auch die drei Herren de la Haie gewannen manch düſteres Lorbeerreis, und vor allen ſeinen Landsleuten war Eugen beſtändig voran, immer der Erſte. wenn man Freiwillige aufrief, mit Leidenſchaft immer auf dem Poſten der höchſten Gefahr. Wenn ihm Romain mit Scheu darüber Vorwürfe machte, ſo antwortete er ernſt: „Schütze Du den Vater und erhalte Dich ſelbſt für die gute Madelon! Ich gehöre der Mutter an und bin Jeannettens Racheengel.“ — In der Nähe von Löwen lagerte das Condéſche Corps und man erwartete mit Enthuſiasmus einen neuen Siegestag. Da überraſchten die Neufranken einen Flügel der Alliirten nächtlicher Weiſe und mehrere Compagnien der Emigranten wurden zugleich gefangen, unter ihnen der Marquis mit ſeinen Söhnen. Die Kriegsgeſetze der Republikaner kennend erwarteten alle drei den Tod, ſahen alle drei muthvoll dem Morgenlichte entgegen, nahmen zuſammen Abſchied vom Erdenleben und freueten ſich der Wiedervereinigung mit den vorangegangenen Geliebten. Dümouriez hatte damals das Oberkommando, aber der ſchlaue Franke wußte ſchon, daß man in Paris ſeine Abſetzung bereite, und der Plan zu den Deutſchen überzutreten, war von ihm bereits vorbereitet. Die gefangenen Franzoſen ſetzten ihn in Verlegenheit. Er durfte ſich nicht blosgeben vor ſeinen Soldaten, und wünſchte doch eine Aufſehen erregende Maſſacre zu melden. Wie der Morgen erſchien, wurden die Gefangenen in Eine lange Linie geſtellt, und eine Generalordre befahl, den dritten Mann von ihnen nieder zu ſchießen, die Uebrigen jedoch nach Paris zu ſchicken, ſie als lebendige Boten des wiedergekehrten Siegesglücks dem Volke zu zeigen, und ſie dem Urtheile des Nationalconvents zu überlaſſen. Ob Dümouriez geheime Anſtalten zu ihrer Freilaſſung getroffen, blieb in der Folge unentſchieden.

Es war ein ſchaudervoller Moment, als jetzt die Trommel die tiefe Morgenſtille unterbrach, ein General mit ſeiner Suite an der Fronte der Unglücklichen hinabſprengte, überall ſich die blauen Colonnen auf den zertretenen Walzenfeldern bewegten, giftige Verachtungsblicke zu den Todesopfern herüber ſchickend, und mit einem wiederholten: **Vive la liberté!** ſie höhnend in der Sterbeſtunde.

Der Marquis ſtand zwiſchen ſeinen Söhnen, rechts Eugen, links Romain; ihre Hände lagen in einander; da wurde die Generalordre verleſen und Alle hörten ſie mit Schweigen der Reſignation, nur Eugen zuckte zuſammen, machte ſeine Hand los von der des Vaters, und richtete ſeinen ſcharfen Blick zum rechten Flügel. Die Stille eines Leichenhauſes herrſchte jetzt, man hörte nichts, als das **Un! Deux! Trois!** des zählenden Offiziers, der vom rechten Flügel immer näher herunter kam. Wo ſein Degenknopf das **Trois** andeutete, wurde jedes Mal der Getroffene von den Begleitern des zählenden aus der Linie geriſſen, und zu einem nahe ſtehenden Kommando geſtoßen. Jetzt war der Todesbote bis auf zwanzig Schritte herangekommen, als plötzlich Eugen nach hinten aus der Linie trat, den Vater verließ und ſich mit gewaltſamer Schnelle zwiſchen Romain und ſeinen Nebenmann eindrängte. Ehe noch der überraſchte Bruder Zeit zur Frage hatte, ſtand ſchon der Offizier vor ihnen, ſein Eins! traf den Vater, ſein Zwei! den betäubten Romain, ſein Drei! Eugen, der einen freudigen Blick auf Beide warf, und freiwillig und raſch austrat und mit feſtem Schritt ſich zu den Todesbrüdern begab. Romain umfaßte krampfhaft des Vaters Schultern, des Vaters Geſicht aber leuchtete wie in einem Heiligenſcheine: „Einer von uns war verfallen!“ ſagte er halblaut. „Der Unerſchrockene hatte voraus gezählt und opfert ſich freiwillig für uns!“ — Romain wollte fort zu ihm, ſein Loos gewinnen oder theilen, des Marquis Hand hielt ihn mit Löwenſtärke. „Laß ihn;“ befahl er ernſt; „gönne ihm den ſchönen Tod! Er iſt der reinſte von uns, der beſſere. Wer weiß, was unſer wartet!“ — Die Linie war überzählt, die Gewehre klirrten, die Schüſſe donnerten, Rauch überdeckte die Gräuelſcene, Wehgeheul ſtieg aus den Rauchwolken zum Himmel vom Trommelwirbel nur halb übertönt, Romain ſank an des Vaters Knie zu Boden; — er hatte den Bruder fallen ſehen, und — der Bruder hatte voraus gezählt und war für ihn geſtorben! — —

Wie ein neapolitaniſcher Volkserzähler hatte der Herr von Hagen bis hiehin ſeine Schauergeſchichte eintönig und als wäre ſie eine fremde erzählt, bei dem letzten Gemälde ſank ſeine Stimme, die Erinnerung übermannte ihn, und er ſtand auf, that einige Schritte hin und zurück, und lehnte ſeine Stirn dann an das weiße Monument, das der eben aufgehende, große, rothgelbe Vollmond geſpenſtiſch beleuchtete. Der lebhafte, wackere Dragoner war in Verlegenheit verſtummt, denn welches Troſtwort hätte auch der herzigſte und verſtändigſte Menſch finden können als einen paſſenden Nachhall zu dieſer Familien=Chronik, die Alles enthielt was jene famöſe Revolution dem Individuum wie dem Ganzen gebracht? Nach einer Weile ſich ermannend erhob auch er ſich, ging zu dem Schmerzbedrückten, und legte ſeinen Arm um den Nacken deſſelben.

„Chevalier,“ ſagte er mit Gefühl, „als ich Euch mit den Loyal=Emigrés in Menin fand, zog mich ein beſonderes Intereſſe zu Euch, denn Ihr waret ein ganz Anderer als Eure leichtfertigen, üppigen Landsleute, die meiſtens ſchärfere Worte als Säbel bereit hielten. Warum vertrautet Ihr mir nicht damals Eure Marterhiſtorie? Ich würde Euch den Bruder zu erſetzen verſucht haben, ſo ſchwer es ſeyn muß, ſolchem ausgezeichneten Menſchen nach zu handeln. Ja, ich nehme meinen vorigen Tadel zurück. Euer großherziger Eugen verdiente dieſe Inſchrift, und von nun an werde ich dieſen Stein nicht mehr wie eine Geburt weichlicher Schwärmerei, ſondern wie einen Altar betrachten, bei dem man ſich Muth holet, einem ſeltenen Muſter nachzuahmen. Aber Eure Geſchichte iſt noch nicht zu Ende. Vollendet, wenn Ihr könnt.“ —

Mit einem Seufzer richtete ſich der Chevalier empor. „Was noch kam, iſt bald erzählt,“ ſprach er düſter. „Schmetternde Trompeten riſſen uns auf aus unſern Verzweiflungs=Gefühlen. Coburgs tapfere Huſaren wurden in dem Morgennebel ſichtbar, der ſich in großen, weißen Ballen noch auf den Thälern wälzte. Unſere Mörder kamen in Unordnung. Sie ſchoſſen noch auf uns in ihrer Wuth und tödteten mehrere. Da umringte uns und ſie das Gedräng des ganzen öſterreichiſchen Heeres, wir wurden mit ihm fortgeriſſen, rächten mit erwachendem Ingrimm die gefallenen Waffengenoſſen, und ſchlugen die Siegesſchlacht bei Löwen mit. Aber alle Freude am Kriegsleben war fort von dem Vater und mir ſeitdem. Maſchinen=gleich erfüllten wir die übernommene Pflicht, bis unſer Bataillon der Garniſon von Menin zugetheilt wurde. Was in jener furchtbaren Schreckensnacht mit mir geſchah, wiſſet Ihr, mein treuer Kamerad, ſo gut als ich.“ —

„Ja, ja!“ rief der Rittmeiſter lebhaft. „Wer dabei geweſen und dieſes Nachtgemälde nicht ewig im Gedächtniß trägt, deſſen Gehirn iſt vertrocknet wie der Kern einer tauben Nuß. Wenn die erſte Mainacht kommt und Andere Scherz treiben mit Herenſabbath und Brockenreiſe, ſteht mir immer unſer Teufelstanz lebendig vor Augen, als hätten wir ihn erſt geſtern durchgemacht. Aber der Ausfall wird in der vaterländiſchen Kriegshiſtorie auch unvergeßlich bleiben, wenn mit unſern Knochen kein hannoverſcher muthwilliger Bub mehr die Aepfel von den Bäu=

Digitized by Google

men herabzuwerfen vermag, und wir nennen ihn nur unſers alten Hammerſteins Hochzeitstag. Wißt Ihr auch, Romain, fuhr er wie begeiſtert fort, und zog den Freund wieder zum Sitze, wie wir durch das Courtraner Thor aus der verbrannten, ausgehungerten Stadt rückten, Euer Bataillon und unſerer zwanzig Kavalleriſten? Wir waren ſo eigentlich ein aufgegebener Todespoſten, denn wir ſollten die Belagerer auf uns locken, um dem Hauptcorps den Ausfall auf der andern Seite zu erleichtern. Es war die ſchwärzeſte Mitternacht meines Lebens, denn die verdammten Ohnehoſen fielen auf uns wie ein wüthiger Bienenſchwarm, und manches brave Soldatenherz verblutete, um den Kameraden Luft zu machen. Meine Reiter wurden durch die Traubenſchüſſe bald verſprengt, und ich trieb meinen Rappen in der Irre umher, und hieb mich in der Finſterniß wieder herum zwiſchen den ſchwarzen unbekannten Gegnern wie ein irrender Ritter mit feindlichem Teufelsſpuck. Da erkannte ich bei einem Kanonenblitz Euch an einer freien Stelle. Der wackere Marquis lag erſchoſſen am Boden, Ihr ſchwer bleſſirt über ihm. Mit Gewalt mußte ich Euch aufreißen von dem theuren Todten, faſt mit Gewalt Euch zwingen mit mir auf meinem Pferde Platz zu nehmen, und bei meinem Säbel! wie wir glücklich nach Rouſſelaer zu den Unſrigen kamen, iſt mir bis jetzt ein Räthſel geblieben.“ —

Herr von Hagen faßte die Hand des braven Dragoners und drückte ſie mit Heftigkeit. „Nennt mich nicht undankbar,“ ſagte er heftig, „wenn ich geſtehe, daß ich dem Lebensretter nicht Dank gewußt, wenn ich oft dieſen Rettungsritt verwünſchte. Der Wächter ſeiner ehrwürdigen Leiche mußte ich bleiben, mit ihm theilen den Heldentod; o Bruder Eugen begrub die Mutter, er hätte des Vaters letzte, heilige Reſte nicht preisgegeben, hätte ſie nimmer verlaſſen!“

„Schwärmer!“ antwortete der Rittmeiſter unmerklich die Achſeln zuckend. „Können Todte die Todten bewahren? Und der gute alte Herr ſchläft in Compagnie mit vielen tapfern Kriegsgeſellen. Aber wo bliebt Ihr, ſeit ich Euch zu Gent ins Hoſpital geliefert?“ —

„Meine Wunden machten mich untüchtig,“ entgegnete Romain, „mein ſteifer Arm konnte den Degen nicht mehr führen. Ich pilgerte ſtumpfſinnig, abgeſpannt, menſchenfeindlich nach Coblenz, wo ich noch eine Lebensblüthe für mich zu finden hoffte. Die alte Wittfrau war geſtorben, meine Madelon zurück gereiſet in ihr Heimathland. Da ſammelte ich mein dort verwahrtes Vermögen und reiſete weiter nach Chur. Vatersſegen vereinte mich dort mit der Treugebliebenen, die Liebe fachte meine Lebensluſt aufs neue an, und Furcht, das letzte, ſchwer gewonnene Gut zu verlieren, trieb mich in dieſes nordiſche Land, wo ich mich ſicher glaubte und durch Berg und Strom getrennt von den Feindſeligen, die den ganzen reichen Acker meines Lebens wüſt gemacht. Aber das graue hämiſche Schickſal iſt noch nicht verſöhnt und befriedigt. Die dreifarbige Schreckensfahne iſt meinen Ferſen nachgefolgt und ich zittere bei jeder neuen Morgenröthe, die andern Erdenkindern Muth und Freude bringt.“

„Chevalier, Ihr beleidigt uns;“ fiel der Dragoner ein. „Hätte Euer achtzehnter Ludwig eine ſolche Sauvegarde wie Ihr, bei meinem Säbel er hätte nicht nöthig den irrenden Ritter des neunzehnten Jahrhunderts zu ſpielen. Aber ohne Scherz, was habt ihr zu fürchten? Wer kennet Euch hier? Und ereignete ſich das Unwahrſcheinlichſte, ſo redet Ihr ja eine deutſche Zunge, wie ſie Eure Mutter nicht beſſer geſprochen haben kann. Getroſt, mein wackerer Freund, ich bin derſelbe, der bei Menin Euch die Hand bot, und käme das Aeußerſte, ſo wird Eure Adrienne einen Lancelot an mir finden, welcher der alten Tafelrunde keine Schande gemacht hätte.“ —

Herr von Hagen ſchüttelte bedenklich das Haupt, und der Scherz ſchien ihm nicht angenehm, da donnerte plötzlich ein Allarmſchuß am Elbufer, und wieder einer, und ein dritter, und mit hoher Aufregung wurden die Augen beider Freunde von ſich ab der in Dämmerung liegenden Feldflur zu gezogen. Lärm erhob ſich in der ganzen Lagerfronte diesſeits, und als die Dampfwolken ſich erhoben, ſah man das Blachfeld des jenſeitigen Stromufers mit dunkeln, getrennten Colonnen bedeckt, die ſich mit jeder Minute verdeutlichten; bunte Fahnen weheten im Mondlicht, und kleine Reiterhaufen ſprengten dicht am Ufer hinunter.

„Sie ſind da,“ rief Romain mit Entſetzen, „und das Verderben bricht herein!“ —

„Träumer! Daß ſie kommen würden wußte auch der kleinſte Steckenknecht im Lager!“ lachte der Rittmeiſter auf. „Aber der Mondſchein baut ihnen keine Brücken, und über die grüne Fluth ſpaziert ſich nicht wie über holländiſches Eis. Auf Wiederſehen!“ ſetzte er ernſter hinzu. „Mich ruft der Dienſt. Beruhigt die Frauen, und ſagt ihnen, was ich Euch gelobt und nimmer vergeſſe.“ —

Der Gutsherr ſtand noch eine Weile wie gebannt auf dem Fleck und ermüdete ſeine Augen durch das Hinſtarren auf die undeutlichen fernen Bilder, durch welche die grauſenvollſten Erinnerungen, die bereits ſeine Erzählung geweckt, in vollſter Lebendigkeit für ihn aus dem Grabe der Zeit herauf beſchworen wurden. In ſeiner Bruſt ſprach ein tiefes Gefühl, er ſey verdammt, ſeine ganze Vergangenheit nochmals zu durchleben, und dieſe Idee wurde zu einem Furientanze um ihn, deſſen Wirbel in wahnwitzig zu machen dräuete, ſo daß er zuletzt ſeine Augen mit den Händen verdeckte und dem Hauſe zufloh, um nur der Einſamkeit zu entkommen. Die beiden Schweizerinnen ſchienen beruhigt durch den Obriſt, wie überhaupt das weibliche Geſchlecht leichter das Unabwendbare erträgt, und da der weißlockichte Kriegsmann einen Gang zu ſeinem Regimentsſtande machen wollte, ſo ſchloß ſich Romain ihm an; ſeine Unruhe hätte ihn zwiſchen den Wänden ſeines Hauſes getödtet.

Ueberall fand er im Lager die Truppen unter den Waffen; kriegsluſtiger Wortwechſel mit derbem, deutſchem Scherz gemiſcht, ergötzte die auf dem Bajonett lehnenden Garden: Reiterpatrouillen zogen am Elbufer auf und nieder: mit brennender Lunte ſtanden die Feuerwerker in den Batterien, und die Schildwachen am Strome ſchrien Schimpfreden hinüber gegen den jenſeits ſich ordnenden Feind. Herr von Hagen fühlte ſich geſtärkt durch dieſes Schauſpiel, und da die Nachtzeit bereits bedeutend vorgeſchritten, und die Regimenter zum Theil wieder in das Lager einzurücken begannen, ſo wollte auch er ſeinen Rückmarſch eben antreten, als ſeine Aufmerkſamkeit durch ein Zuſammenlaufen mehrerer Officiere an einem Punkte, wo er den gewöhnlichen dieſſeitigen Landungsort wußte, erregt wurde, und er ſich von Neugier und wieder erwachender Beſorgniß dorthin gezogen fühlte. Sein alter Obriſt war zugegen. „Sie wollen parlamentiren;“ flüſterte er ihm zu; „ein Gaſt, der ſo wie er ins Wirthshaus tritt, nach der Zeche fragt, hat meiſtens keinen gefüllten Beutel. Seht dorthin, da haben ſie die weiße Fahne aufgepflanzt, und das breite Boot, welches ſo eben abſtößt, wird uns Einen der blauen Helden herüber bringen. Schon iſt der Kahn mit einigen Officieren ihm entgegen, damit er blind den Schnirkelweg herauf ſpatziert, und ſich das Ufer nicht im Gedächtniß abzeichnet.“ —

Romain ſtand erwartungsvoll. Jetzt landeten die Boote, vor denen die im Mondenlichte blitzende Fluth widerſtrebend ſich in leuchtenden Halbzirkeln zu theilen ſchien. Die gelandeten Kriegsleute verſchwanden eine Weile zwiſchen den ſteilen, überhängenden Felſen. Dann erſchien der einzelne Franzoſe geführt von zwei hannoverſchen Officieren oben auf dem Bord; es war ein dürrer, doch ſtattlicher Mann in glänzender Uniform, nach ſeinem Abzeichen ein Colonel der Fußvölker; die gebogene Naſe und der wildgewachſene Schwarzbart gaben ihm auch unter der weißen Augenbinde ein martialiſches Anſehen. Man nahm die Binde ab, und als ſeine Augen ihre Sehkraft wieder gewannen, rollten ſeine Blicke zuerſt überall umher auf der Uferfläche, den Batterien und den Reihen der Schanzkörbe. „Teufel von einer Poſition!“ ſprach er laut und ſtutzig. Dann ſanken ſeine dunkeln, tiefliegenden Augen, und die Rechte zum Salût an die bunte Kokarde ſeines Hutes legend neigte er ſich höflich gegen den Kreis, der ihn umſtand, Jeden der Anweſenden beſonders betrachtend, wobei ſein Blick ſchärfer und länger auf Romain zu verweilen ſchien, wenigſtens glaubte der argwöhniſche, dieſe beunruhigende Bemerkung gemacht zu haben. Zwei deutſche Herren, die den Parlamentair herüber geleitet, redeten jetzt emſig mit dem Obriſt, und den Colonel in der Mitte begab ſich alsdann der ganze Haufe in das Lager. Der verlaſſene Chevalier ſchritt langſam und tiefſinnig ſeiner Villa zu; es war ihm etwas Bekanntes in der Geſtalt und dem Geſichte des feindlichen Landsmannes entgegen getreten, dem jedoch ſein Gedächtniß, ſo ſehr er es anſtrengte, keinen Platz in der Vergangenheit zu geben wußte. Doch der Anblick dieſer Uniform hatte ſeinen Haß ſo heftig geweckt, daß er zu Hauſe im Kabinett das glänzende Kleid der Loyal-Emigrées auspackte, den eleganten Säbel zurecht legte, und entſchloſſen war, nochmals einen Gang mit den Verderbern ſeiner Familie zu thun.

Es kamen nun jene denkwürdigen Tage voll unerwarteter Ereigniſſe, deren Ausgang das Vaterland in ein unbeſchreibbares, langdaurendes Unglück ſtürzte, deren Folgen noch von Enkel und Urenkel vielleicht empfunden werden dürften. Einen ſchweren Richterſpruch ſprach die verdammende Stimme des dem Elende und harter Bedrückung preisgegebenen Volkes über diejenigen aus, welche man als die Urheber deſſelben nannte, doch wird es immer unentſchieden bleiben, ob die entgegengeſetzte Maßregel Rettung gebracht oder das Unglück geſteigert haben möchte. Ein großes, ſchmerzliches Gefühl verwundete alle Söhne Hannovers, denn die Wunde traf die Ehre des Volkes, das nicht ſein Alles ihr geopfert hatte, und jeder wackere las Schillers kräftigen Urtheilsſpruch damals mit in Schaam gerötheten Wangen. — Jeder Tag, ja jede Stunde brachte etwas Neues, doch leider trübte ſich der Horizont immer mehr mit

Digitized by Google

jeder neuen Botſchaft. Der Conſul hatte die Suhlinger Convention nicht ratifizirt, wie man ſagte, weil König Georg ihr nicht ſeine Zuſtimmung gegeben. Die feindliche Armee ſchien täglich ſtärker anzuſchwellen, und der Obergeneral muſterte ſie mehrere Male, ſichtlich in der Abſicht zu ſchrecken. General Frère hatte Beſitz von Harburg und Stade genommen. Der däniſche General Ewald rückte an Dänemarks Grenzen und verſperrte im Fall eines unglücklichen Schlachttages dieſen einzigen Weg zur rettenden Retirade. Mehrere hundert Fahrzeuge aller Art und Gröſse, die räthſelhafter Weiſe von den Hannoveranern weder vernichtet noch genommen worden, wurden von den höhern Stromgegenden herabgeführt und zur Ueberfahrt bereitet. General Berthier kam herüber mit Kapitulations-Anträgen, die auf unbedingte Ergebung und Abführung der hannoverſchen Truppen nach Frankreich lauteten, und der hitzige Franzoſe forderte nach Tagesfriſt Antwort. Dazu drängten ſich täglich Deputirte der hannoverſchen Landſchaft zu dem Feldmarſchall, die ihn beſchworen, das Land nicht durch eine unnütze Gegenwehr zu verderben und ſeine Einwohner der roheſten Gewaltthat und Plünderung auszuſetzen. Alle dieſe Hiobspoſten blieben, was unverantwortlich ſchien, nicht im Geheimniß der Obern und Vorgeſetzten, ſondern liefen, als geſchähe ihre Verbreitung abſichtlich, im Lager umher, und da jetzt als neueſte Verhandlung die Nachricht durch die Regimenter ſtrich, daß nur der gemeine Soldat kriegsgefangen in das fremde, verhaßte Land geſchleppt werden ſollte, der Officier auf Ehrenwort im Vaterlande zurückbleiben dürfte, da murrten die alten, braven Rothröcke, und bald brach die böſeſte Peſt eines Heers, Meuterei und Inſubordination, an das Licht. Ein Reiterregiment gab zuerſt die Loſung, mehrere folgten, und ſelbſt die Garden vergaßen ihre Pflicht, als ein Muſter den Kriegsgefährten vorzuleuchten. Was half es, daß ein braver Kornett vom Leibregiment einige Dragoner des Zweiten zuſammenhieb, die ſich unter ſeine Leute gemiſcht, um mit rebelliſchen Worten ſie zu gewinnen? Mit Noth rettete er ſein Leben und die Gluth loderte dadurch nur verderblicher auf. — Was half es, daß man ein Fußregiment entwaffnen ließ? Was half die cäſariſche Rede des Feldmarſchalls vor der Fronte? Er mußte die derbe Gegenrede eines grauen Wachtmeiſters vernehmen, der ihn mitten in Gottes Sonnenlichte fragte: „Warum man die treuen Soldaten nicht an der Grenze gegen den Feind geführt? Warum man ihnen den Sold vorenthalten? Warum man ſie in einen Winkel eingeſperrt ohne Proviant und Munition, wo jedem Gemeinen die Hoffnung auf glücklichen Ausgang erlöſchen müſſe, und wo man ſie opfern wolle, um nur die Commandirenden zu ſalviren? — Iſt es gerecht vor Gott," ſchloß er ſeine Kraftſprüche, „dem alten Soldaten zuzurufen: Laß dich ſchleppen in die fremde Wüſte zum Frohndienſt, oder wirf dein rothes Ehrenkleid hin, und geh und bettele Brod für Weib und Kind?"

Ein lautes Murren und Waffengeklirr, welches durch die Reihen lief, ſprach den Beifall wie den tiefen Unmuth der Regimenter aus, und beſtimmte des bedrängten Führers Entſchluß. Zu ſpät gelang es den Officieren, die das Vertrauen ihrer Colonnen beſaßen, die Verführten zur Pflicht zurück zu leiten; der Feldmarſchall erklärte ſeinen Widerwillen, ſeine Scheu, nach dieſen Vorfällen einen Kampf zu wagen, erklärte die Capitulation geſchloſſen, welche Auflöſung der ganzen Armee, jedoch mit Entlaſſung der Truppen in ihre Heimath, ausſprach.

Die Familie von Hagen hatte an allen dieſen Ereigniſſen, von welchen ſie durch ihre Freunde, den Oberſt und den Rittmeiſter, täglich die ſicherſte Nachricht erhalten, den innigſten Antheil genommen, und Chevalier Romain, der mit einem Leichenantlitz ſtumm und reſignirt zwiſchen den Seinigen umherging, und keinen Rettungsplan in ſeinem gedrückten, wie ausgedörrten Gehirn finden konnte, ſah die Hauptſcenen derſelben mit einer Selbſtqual, zu der ihn ſein böſer Geiſt unwiderſtehlich trieb, vom höchſten Fenſter ſeines Erkers durch ſein nur zu getreues Fernrohr an. Er ſah den franzöſiſchen Obergeneral mit ſeinem Stabe auf einem breiten Fahrzeuge von Ortlenburg abſtoßen, und die Mitte des Stromes gewinnen. Da leuchtete ihm noch ein letzter Hoffnungsſtrahl. Der graulockige Artilleriehauptmann auf der Hauptbatterie kommandirte: Feuer! — Ein Blitz fuhr von dem wohlgerichteten Geſchütz empor, die Kugel ſauſete über das Waſſer, und zerſchlug den Maſt über den Häuptern der feindlichen Kriegsobriſten. Verhängnißreiche Kugel! Was würde geſchehen ſeyn, hätte das Auge des alten Capitains um eine Spanne tiefer gerichtet? — Adjudanten flogen heran, tobend und verweiſend; die Lunte wurde gelöſcht, und von Schnackenbeck her ſchiffte der Feldmarſchall heran und — mitten auf dem deutſchen Strome, als ſollte kein Fleck vaterländiſcher Erde das ſchändende Wort aufnehmen und den Nachkommen verrathen, wurde mit zwei Federzügen das Schickſal eines Volks entſchieden. — Mit innerm Fieberfroſt ſah Romain die ſchnellen Folgen dieſes ſchwarzen Augenblicks. Das ganze Lager löſete alſobald ſeine ſchöne Ordnung in ein wildes Chaos auf. Hier ſaßen die Reiter ab, koppelten ihre Pferde zuſammen, oder ließen ſie unmuthig ins Freie laufen; die Fußvölker warfen ihre Gewehre zuſammen, oder vernichteten ſie in unnützer Wuth; die blanken Geſchütze ſtanden verlaſſen, und die drohenden Maſchinen hielten wie in ſtummer Verwunderung den dunkelen Rachen gegen den jubelnden Feind geöffnet; dort riß ein verzweifelnder Fahnenjunker die Standarte von ihrer Stange und barg die geliebte Seide auf ſeiner Bruſt; dort vergruben einige alte Gardiſten ihre Fahnen in die Erde, um wenigſtens den Verſuch zu machen, dieſe Heiligthümer der verhaßten Hand des Ehrenräubers zu entziehen.

Schwindel umfing den unglücklichen Hausvater, Nebel deckte ſeine Blicke, er ſah ſich als den unglücklichſten, den verlorenſten von allen dieſen Tauſenden, und wankend, taumelnd ſtieg er hinab von ſeiner Warte, trat ein zu ſeinen Lieben, befahl ſtammelnd und wie außer ſich, die Pferde zu ſatteln, den Wagen anzuſpannen, und ſank entkräftet und betäubt in ſeinen Seſſel. —

Der Obriſt war bereits abgereiſet, aber der Freund, der Dragoner hatte ſein Wort gehalten, und war zugegen. „Schmeichelt ihm nicht, ſondern ſcheltet ihn tüchtig aus!" rief er den Frauen zu, die mitleidig ſich an den Hausherrn drängten. „Wer in böſen Stunden den Kopf verliert, macht ihnen die Thür weit auf; thut es ein Mann, und dazu in Gegenwart ſchöner Augen, verliert er mit dem Kopfe den Hut und Reſpekt, und das iſt oft mehr verloren, als den Kopf. Faſſet Euch, Romain, Ihr waret ja ehedem ein ſo braver Soldat, und bebtet nicht, als die Mitternacht vor Menin grauenvoll heraufzog. Iſt denn hier mehr als dort?" —

Romain deutete ſchmerzlich auf ſeine Madelon und den kleinen Eugen. „Nun, Menſchenfreſſer ſind es nicht," lächelte der Dragoner, „wenn ſie auch die ſchönen Frauen gern unter der Siegesbeute ſehen; das ſteckt ihnen einmal im Blute. Ihr denkt noch beſtändig an Eure Sansculotten und Septembermänner, Chevalier, aber das liegt weit hinter uns, und der Conſul als ein guter Kanonier hält auf ordentliche Montur, ordentliche Waffen und ordentliche Kriegszucht. Der Obergeneral ſoll die ſtrengſte Dienſtordre haben und jede Ausſchweifung ſtrafen ohne Anſehen der Perſon. Und warum fürchtet Ihr faſt kindiſch für Euch? Wer wird hier in den nordiſchen Haiden den Capitain der Garde-Royale ſuchen? Die Euch kannten, ſchlafen vielleicht längſt Alle in Italiens Erde oder am Fuße der Pyramiden. Verbergt Euch in Eurem Kabinett nur wenige Tage, und laſſet mich indeſſen den Hausherrn ſpielen. Das feindliche Corps iſt zu klein für unſer ausgedehntes Land; die Mehrzahl wird raſch zur Reſidenz kehren, und von den Wenigen, welche bleiben, werdet Ihr vielleicht einen Huſar zu füttern bekommen, und dann ſelbſt Eure Thorheit, Eure Knabenfurcht verlachen, die Euren Lieben die zwerghafte Sorge zum Rieſen umſchuf, ſtatt daß es umgekehrt ſeyn müßte."

Adrienne ſah recht freundlich zu dem Tröſter auf und ſtellte ſich näher zu ihm.

Madelon flüſterte: „Vertraue, Geliebter! Du fühlſt ja Gottes Hand, denn er ſandte Dir den Freund!" — „Kann er retten," entgegnete Ramain, „ſo waltet des Bruders Geiſt unſichtbar in ihm und über ihm." —

Der Dragoner traf jetzt ſeine Anordnungen ſo freimüthig und gewandt, als wären ſie einem groſsen Familienfeſte beſtimmt. Die Zimmer der belle Etage wurden bequem und elegant für die Gäſte eingerichtet, welchen Ranges ſie ſeyn mochten. Das Speiſezimmer unten füllte eine groſse Tafel aus, wohl beſetzt mit Flaſchen, Obſt und kalten Schüſſeln. „Der Anblick eines einladenden Mahles lockt das Blut vom Gehirn zum Magen," ſprach er ſcherzend, „und kein Kriegsmann grollt, wenn volle Becher winken." — In dem daran ſtoſsenden Familienzimmer ſollten die Damen mit dem kleinen Eugen verweilen und zwar bei offener Thür. „Der gemeinſte, roheſte Franzos iſt galant; Galanterie iſt ſeine Nationaltugend;" lachte er dem widerſprechenden Hausherrn zu. „Zutrauen weckt Zutrauen, auch im eiſernen Gemüth, und ſo ein lieblicher Kindeskopf wird dem Grauſamſten zu einer Engels-Erſcheinung, in deren Nähe er ſich der Sünde ſchämt." —

Romain mußte ſich in das Kabinett daneben verſchließen, da er den ſicherern Platz im Erker aus Liebe zu den Seinigen verſchmähte, und er ſollte als krank gemeldet werden. —

So gingen die Morgenſtunden des 5. Julius 1803 vorüber und es ward Mittag ehe die bange Erwartung in der Wirklichkeit ihre Erlöſung fand. Jetzt hörte man fernen Trompetenmarſch, jetzt näher den raſchen Trommelſchlag Frankreichs, und der Rittmeiſter trat auf den Vorplatz und in die weitgeöffnete Pforte des Hauſes. Schon war ein groſser Rüſtwagen auf den Hof gefahren, und ein dünner, kerzenlanger Mann in hellblauer Uniform, der, trotz des ſchwarzen Bartes und des Degens an der Hüfte, eben kein kriegeriſches Anſehen hatte, gab den Trainſoldaten ſeine Befehle. Ehe er jedoch nach Vollendung ſeiner Anordnung das Haus erreichte, ſprengte ein Colonel mit vier Officieren durch das Thor und warf ſich vom Pferde.

Digitized by Google

„Ihr ſchon da, Paneur?“ rief er mit rauher Stimme wie höhnend dem Hellblauen zu. „Ihr habt eine gute Naſe für die Töpfe Egyptens von den Vätern her, und der Rauch vom Schornſteine des ſtattlichen Hauſes hat Euch Flügel angeſetzt.“ —

„Die Kaſſe der ſieben und zwanzigſten muß unter Dach, ſo lautet meine Ordre;“ antwortete der Angerufene, doch ſichtlich ſcheu und reſpektvoll.

„Eure Beutel haben weder Zunge noch Kehle, und werden ſich ſchon mäſten ohne Koch und Kellner im occupirten Lande; lachte laut der Colonel. Die Halbbrigade aber iſt vom Obriſt bis zum Tambour dürr geworden in der verdammten Haidgegend und ſehnt ſich nach einem Kanaan. Wir halten Verhand darum. Den Wagen in die Scheuer dort, Ihr aber möget mit uns eintreten, ein Schweines-Rippchen wird ſich finden für Euch, und dieſes Haus ſcheint mir weit, wie der Schooß Abrahams und mag allen Gläubigen weichen Platz geben.“ —

Unter dem Beifallsgelächter ſeines Geleites trat er durch die Pforte, maß jedoch mit verdüſterten, ſtolzen Blicken den Dragoner, der ihm entgegen kam, und im Namen des ihm verwandten, kranken Hausherrn die Gäſte bewillkommte. Ohne eine Antwort zu geben, ging der Franzos an dem Rittmeiſter vorüber, doch im Salon ſchien er überraſcht durch den Anblick der Tafel und der beiden ſchönen Damen, und ſein barſches Weſen löſete ſich in eine wunderbare Freundlichkeit auf. Sein finſteres, feindſeliges Geſicht wandelte augenblicklich den Charakter und mit einer Ritterlichkeit, die ihm wohl ließ, trat er, den Hut in der Hand und den Degen unter dem Arm, ſofort in das zweite Zimmer, und begrüßte höflichſt die Schweſtern, und Groll und Härte ſchwand gänzlich aus ſeinem Benehmen, als die Hausfrau ſeine feine Entſchuldigung in ſeiner Mutterſprache erwiederte.

Triumphirend winkte der Dragoner der ſchönen Adrienne; die Fremden legten die Waffen ab, und man ordnete ſich zur Tafel, bei der auf Bitte des Colonels die Damen die oberſten Plätze einnehmen mußten.

„Bin ich nicht ein guter Prophet?“ flißterte Adolph ſeiner Nachbarin zu, da das freundliche Geſpräch immer traulicher ward, der Colonel den Burgunder pries, den er kaum daheim ſo gut getrunken, mit Feuer im Champagner die Geſundheit der liebenswürdigen Hausfrau trank, den kleinen Eugen auf ſeinen Knien mit Erdbeeren fütterte, und den Paneur, welcher unten am Tiſch beſcheiden Platz genommen, mit ſeiner lahmen, eingefrorenen Zunge aufzog.

„Madam und Demoiſelle müſſen Nachſicht haben mit unſerm jungen Kameraden dort,“ ſpöttelte er lachend. „Unſer Freund iſt brav und ein rechtſchaffner Schatzmeiſter, der die Seele der Brigade, das blankgeprägte Gold bewacht wie ſein Auge. Aber ſeine Ahnherrn ſchreiben ſich vom Stamme Levi, und die allmächtige Revolution hat vergebens an ihm Waſſer und Blut vergeudet, der Treue iſt in keinem Quartier in ſeinem Wohlbehagen, wo nicht das Gebots-ſtreifchen an dem Thürpfoſten genagelt prangt und die Moſistafel die Wand ſchmückt.“ — So redend hob er die Augen zu der Wand ihm gegenüber, wo ſie aber ſtarr gefeſſelt haften blieben, und da zugleich ſein Mund wie durch einen Wetterſchlag getroffen verſtummte, die Röthe ſeines Geſichts in eine gelbliche Bläſſe überging, welche zwiſchen dem ſchwarzen Barte den Zügen etwas grauenhaftes und geſpenſtiſches gab, in ſeinen Augen jedoch zugleich ein feindſeliges Feuer aus den Tiefen nach Außen zu quellen ſchien, ſo folgten die Augen aller Anweſenden der Richtung ſeiner Blicke, und trafen auf das Oelgemälde des Herrn von Hagen, welches neben ſeiner Madelon an der Zimmerwand hing, und das man nicht beachtet und deshalb herabzunehmen vergeſſen hatte.

Eine kurze, jedoch höchſt ängſtliche Pauſe folgte; Madelon griff nach der Hand der Schweſter, der Dragoner beobachtete den Colonel erwartungsvoll und lauernd. Doch dieſer löſete ſchnell ſelbſt alle Zweifel und Muthmaßungen über ſein verwandeltes Benehmen. Sein Blick wurde wild, blinkend, ſcharf wie das Auge des blutgierigen Adlers, wenn er von der Ureiche ſich herabſtürzt auf den Schwan des Miſſiſippi; eine boshafte Freude belebte zugleich ſeine Züge. „Monſieur le Marquis, Ihr hier!“ rief er; „Hier am Ende der Welt hätte mir der Teufel die ſchönſte Freude meines Lebens aufgehoben? Und bei der Hölle, ich will ſie genießen!“ — Raſch mit der Ferſe den Stuhl zurückſchleudernd, ergriff er den Knaben und ſtellte ihn hoch auf die Tafel. „Nicht wahr, mein lieber Junge,“ fragte er das Kind mit höhniſcher Freundlichkeit, „das da iſt der Papa, der gute Papa!“ — Das Kind ſah das Bild an und klatſchte in die Händchen. „Papa!“ rief der Knabe; „ja der Papa! Aber Papa iſt krank, und hat lange nicht mit dem kleinen Eugen Krieg geſpielt.“ — Jetzt brach die Wuth des Franzoſen in volle Brunſt aus. „Betrüger, elende Heuchler!“ rief er; „darum der ſchmeichelnde Empfang, darum die Schmiegſamkeit der Damen! Der Hausherr iſt ein Emigrée, einer der boshafteſten Feinde unſeres Vaterlandes. Er hat jahrelang die vatermörderiſchen Waffen gegen die Republik getragen, hat Hunderte der Söhne Frankreichs morden helfen. Ich ſah ihn ſchon, als ich der Erſte über dieſen Fluß ſchiffte, ſein Geſicht fiel mir auf, doch das flimmernde Mondlicht machte mich ungewiß. Er war damals mitten unter den Feinden, ihr Spion ſicherlich, ihr Rathgeber gegen uns. Heraus muß es, muß in meine Hand gegeben ſeyn.“ — Er griff ein Meſſer vom Tiſch und zuckte es gegen des Kindes Gurgel. — „Gebt ihn heraus aus ſeinem Verſteck, ruft ihn augenblicks vor das Gericht ſeines Erzfeindes, oder dieſer Stahl färbt ſich in nächſter Minute mit dem Blute ſeiner Brut, ſo wahr ich Nicola Favras mich nenne!“ —

Es war jener Nicola de Licou, der ſich als Jacobiner Hachette, Hackbeil, umgetauft, ſpäterhin aber den Namen ſeines hingerichteten Ohms wiederum angenommen hatte, um ſich den Beſitz der Güter deſto feſter zu ſichern. —

Die Schweſtern ſchrieen laut auf, der Rittmeiſter fuhr vom Seſſel empor und ſprang nach ſeinem Säbel, der Knabe aber weinte: „Hilf Mama, der böſe Mann will mich ſtechen!“ und Madelon ſchrie laut um Hülfe und taumelte um die Tafel und ſank in die Knie vor dem jetzt wieder dunkelroth glühenden Wüthrich. Da flog die Kabinetsthür auf und Herr Romain ſtürzte heraus, den bloßen Degen in der Rechten. „Halte ein Unmenſch!“ kreiſchte er mit gebrochener Stimme. „Nimm mich, nimm mein Leben; nur laß die Unſchuld unverletzt. Dein Haß hat die ganze Familie de la Haie zertrümmert, vernichte auch den letzten Stamm, nur den ſchuldloſen zarten Keim verſchone, an welchem Frankreich kein Anrecht hat.“ —

Der Colonel lachte wild auf. „Biſt Du ſo zahm geworden, ſtolzer Königsfreund!“ fragte er mit Spott. „O warum iſt die ſchöne Zeit vorüber, wo ich Dir dieſes Knaben Kopf hätte entgegenſchleudern dürfen, und einen Leichenacker machen dürfen aus dieſem Deinem Hauſe! Aber Du ſollſt mir wenigſtens nicht entgehen? Nieder mit den Waffen, Du längſt dem Tode verfallener Hochverräther! Nieder zum Boden, ich will Dich nicht länger ſo mir gegenüber ſehen.“

Er ließ den Knaben aus der Hand, und das Kind taumelte auf die Tafel hin zwiſchen Schüſſeln und Becher, kaum von der gegenüberſitzenden Adrienne aufgefangen; zugleich ſtieß er mit roher Hand die knieende Madelon zur Seite, daß ſie zu Boden ſchlug, und ſo ſetzte er an, ſich auf den mit dem vorgehaltenen Degen Schutz ſuchenden Hausherrn zu werfen; aber der Dragoner, im Herzen empört, vor Ingrimm entglüht und Alles vergeſſend war bereits in ſeiner Nähe, und mit der ſtarken Fauſt packte er jetzt den Tobenden an der Bruſt, und mit ſeiner deutſchen Rieſenkraft warf er ihn zurück, daß der Wuth-ſchäumende kaum ſich zwiſchen den Seſſeln aufrecht zu halten vermochte.

Stutzend, doch mit verdoppeltem Zorn richtete ſich jetzt ſein Wüthen gegen den Rittmeiſter. „Elender Kriegsgefangener,“ ſtieß er mit gebrochenen Tönen hervor, „was miſcht Ihr Euch in ein fremdes verlorenes Spiel! Wollet Ihr ſchlagen, warum ſchluget Ihr Feiglinge nicht an der Elbe? Adjudant, nehmt dem Verrückten den Säbel ab, und führt ihn zum nächſten Wachtpikett. Er hat die Capitulation verletzt und iſt dem Kriegsrechte verfallen.“ —

Der Adjudant rührte ſich nicht; des Dragoners Kühnheit hatte die Fremden in Reſpekt geſetzt. Der Rittmeiſter hob ſeinen Säbel in der Scheide gegen den Colonel in die Höhe und trat ihm noch um einen Schritt näher. „Ich kenne Euch,“ ſagte er mit verächtlicher Kälte, „Herr de Licou oder Citoyen Hachette, oder wie Ihr Euch ſonſt noch getauft haben möget. Ich kenne Euch, denn ich bin der Freund des Mannes dort, den Ihr verderben wollt. Aber ich ſtehe feſt in Eurem Wege, und Ihr müßt mich zuvor kalt machen, ehe Ihr Jemanden aus dieſer trefflichen Familie nur ein Haar krümmet. Der General en chef, der Conſul ſelbſt mag Recht ſprechen, aber nicht Ihr ſollt die Wolluſt haben, Eure Rachwuth perſönlich zu ſättigen. Ihr habt mich und meine Kameraden elend und feig genannt, dafür nenne ich Euch einen Schurken, der das Ehrenkleid ſchändet, das er trägt, und den der Conſul mit umgewendeter Montur hinter das Regiment ſchicken würde, kennte er Euch, wie ich Euch kenne.“ —

Wie ein neuer Sturmſtoß raſete die Wuth des Colonels auf; ſeine Augen traten faſt aus den Höhlen, ſeine Lippen wurden blau, ſeine Arme zuckten.

„Hinaus ins Feld!“ ſchrie er. „Hinaus im Augenblick! Nur Einer von uns kann leben! Züchtigen — Züchtigen will ich die Zunge, die ſich ſo erfrechte, züchtigen, daß ſie die Erde lecken ſoll im Todeskampf. Hinaus, Herr Rothrock, zittert vor der pariſer Klinge!“ —

„Mein Pferd ſteht noch geſattelt und ich bin bereit!“ rief geſetzt und männlich kalt der Dragoner, innerlich jedoch frohlockend, daß er den Feind auf ſich gelockt, daß er ihn hinweg zu bringen und den Bedrängten Zeit zu verſchaffen vermocht. Er rief zum Fenſter hinaus ſeinem Reitknecht zu, der Colonel aber

Digitized by Google

kehrte nochmals von der Hauspforte zum Salon zurück, und kreiſchte den im Staunen über dieſe Vorgänge verſtummten Officieren ſeine Befehle zu. „Paillard und Rondiere,“ ſtotterte er mit rollenden Augen und wie ſinnberaubt, „laßt den Verräther nicht aus den Augen, entwaffnet ihn, knebelt ihn gleich dem gemeinſten Marodeur und Mordbrenner, denn er iſt nichts beſſeres. Capitain Bühot, Ihr meldet dem Generallieutenant was hier geſchehen, bis ich ſelbſt ihm den ſaubern Fang präſentire. Mit mir! Lieutenant Raſſoux, in zehn Minuten ſind wir wieder zur Stelle.“ —

Wie mit Zauberſchnelle ſah man bald darauf den hannoverſchen Rittmeiſter den Colonel und den Adjudanten hoch zu Roß vom Hofe ſprengen, und alle drei trabten an dem Ufer des Stromes hinauf und verſchwanden dort wo ſich das Ufer nach Norden bog, hinter den Zäunen des Ackerlandes.

Eine kurze Zeit lang wurde jetzt das Gehöft von einer ſtillen Pauſe beherrſcht, die ſonderbar gegen das frühere Gelärm innen und außen abſtach. Die Trainſoldaten ſah man verwundert aus den Stallthüren hervorblicken und der wilden Jagd am Ufer neugierig nachgaffen; die Knechte und Arbeitsleute des Gutsherrn, welche ſich auf der Hausflur vorher ſchon verſammelt, ſobald ſie vernommen, ihr verehrter Herr ſey in Noth gerathen, und von denen Mehrere durch ihre Geberde und ihre Bewaffnung die getreue Abſicht ohne Scheu andeuteten, ſtanden verdutzt, da ſie ſo unerwartet den Hauptfeind und den bekannten Freund ſich entfernen ſahen, und nur aus der geſchloſſenen Thür tönte ein dumpfer Wortwechſel fort, der jedoch unverſtändlich blieb, und in die Stille wie fernes Murmeln der Brandung des Meeres erklang. Jetzt öffnete ſich die Saalthür und der ſchwarzbärtige Payeur trat hinaus und vor ihm wichen die Hausleute, theilten ſich an die Wände und machten ihm Platz zur Hauspforte. Der Franzoſe trug den kleinen Eugen auf dem Arm und führte die bleiche, ſchwankende Adrienne an der Hand.

„Courage, Mademoiſelle!“ ſprach er treuherzig. „Munter vorwärts, denn die Zeit iſt koſtbar. Capitain Bühot hat nicht ein ſo bös Gemüth wie Monſieur der Colonel. Er wird nichts Böſes thun mit dem guten Herrn Marquis, und finden wir den General en Chef bevor der Colonel zurückkommt, werdet Ihr Alle werden geſichert. Der Generallieutenant iſt Freund von Kindern und guten Damen, und bitten wir nur recht ſehr, wird er gütig ſprechen, denn er war heute ſehr froh über die Bezwingung der Armee ohne Verluſt Eines Scharfſchützen, und träumt von nichts als den Lobſprüchen des erſten Conſuls.“ —

Adrienne ſchien ſich zu ermannen und ihrer Furcht mächtig zu werden, da trafen die Supplikanten auf einen Huſarenofficier, der eben im Gallopp vor der Pforte ankam. Es war ein Capitain der Braunen, ein hochgewachſener kräftiger Mann mit einem edeln einnehmenden Geſicht trotz der ſich darauf kreuzenden Narben, welche als lebendige Hieroglyphen von ſeiner Bravour erzählten.

„Einen Becher Wein, ſchnell für den General!“ herrſchte er in deutſcher Sprache den Hausleuten zu, indem er zurück auf den Reiterzug zeigte, der langſam auf der Straße, die an dem Landhauſe vorüberging, daher zog, und durch das reiche Gold welches von den Uniformen blitzte, und durch die rothen wallenden Federbüſche, die darüber wogten, fernhin die Vornehmſten des Heeres ankündigte. Der Payeur ſchrie freudig auf als er die Vorderſten des Reiterzuges erkannte. „Wir haben nicht weit, Mademoiſelle!“ rief er. „Der General haben die Güte, uns ſelbſt entgegen zu kommen.“ — Als er aber ſeine Augen zu dem braunen Huſaren aufſchlug, der ihm zurief: „Bem, biſt Du trunken? Spielſt den Paris, und entführſt die Helena zuſammt dem kleinen Aſtyanax?“ — da ſchrie er noch lauter auf, ſetzte den Knaben nieder, und war in Einem Satze von den Steinſtufen herab neben dem Steigbügel des Schnurrbarts.

„Nein, nicht trunken,“ kreiſchte er, „ſehe ich Euch doch wie einen Engel mit dem Schwert angekommen zu beſter Stunde! O auf welchen Flügeln kommet Ihr denn daher? Waret Ihr doch noch nicht bei uns, als wir paſſirten die Yſſel; waret noch nicht beim Regiment als wir betraten dieſes Land. Aber Ihr ſeyd da, Gott ſey's gedankt; ſteigt nur ab von dem Pferd, und gehet hinein, ſpornſtreichs hinein, wo Ihr werdet erwartet wie ein Bote vom Himmel.“ —

Der Huſar antwortete nicht, hörte nicht, ſeine Augen hafteten auf der Geſtalt der ſchönen Adrienne und ſeine Züge trugen den Ausdruck eines Menſchen, dem im bleichen Mondlicht um Mitternacht plötzlich eine geiſtige Erſcheinung aus dem Wege herauf ſteigt. „Bem,“ ſagte er halblaut und preßte des Payeurs Hand auf das heftigſte, „ſprich, iſt ſie es, iſt ſie es nicht? So war ſie ja, und doch war ſie anders.“ —

Zwei Schüſſe fielen faſt gleichzeitig nicht gar fern hinter dem Garten, Adrienne that einen Angſtſchrei, bedeckte mit den Händen ihr Geſicht und floh in das Haus zurück; zugleich aber trabte der Obergeneral mit ſeinem ganzen Gefolge in den Hof herein. Es war ein langer Mann, in ſteifer, gezwungener Haltung auf ſeinem Schimmel ſitzend, dem man es anſah, daß er ſich Mühe gab, impoſant zu erſcheinen, da ihm die Natur dieſen gewünſchten Vorzug trotz ſeiner Körperlänge verſagt hatte. Sein charakterloſes, gewöhnliches Geſicht trug jedoch in dieſem Augenblicke einige ungewöhnliche Marken in ſich, die auf Sturm zu deuten ſchienen. „Wer ließ ſchießen? Was ſoll der Tumult hier im Hauſe?“ ſprach er mit Haſt. „Werden ſo meine Ordres befolgt? Sind die entwaffneten Truppen nicht noch beiſammen? Will man mir meinen ſchönen Tag verderben? Und habt Ihr vergeſſen was ein Aufſtand der Bauern und Bürger bedeutet? Capitain Bühot, ſchnellen Beſcheid, wer iſt der ſchuldige Militär? Was ſollten die Schüſſe?“

Der Capitain, der eben vom Salon heran trat, berichtete kurz den Vorfall, meldete die Gefangennehmung eines Emigrées, eines Condéers und Ritters des ſogenannten achtzehnten Ludwigs, den Herr de Favras erkannt und feſtgehalten.

„Und wo iſt der Colonel?“ fragte der General.

„Zum Duell mit einem Officier der Hannoveraner;“ antwortete der Capitain. „Dort kehrt der Adjudant zurück und er wird melden können, was geſchah.“

Der General wandte ſogleich ſeinen Schimmel dem Lieutenant zu, der in geſtreckter Carriere und mit bleichem Geſicht daher ſprengte.

„Wo iſt Favras? warum ſtellt er ſich nicht ſelbſt, uns Auskunft zu geben über ſtreng verbotene Mißhandlung eines Hausbeſitzers dieſer Provinzen!“ fragte der Commandeur.

„Mein General,“ antwortete der Lieutenant mit Achſelzucken, „der Colonel iſt entſchuldigt. Er kann ſich nicht ſtellen, denn er iſt als Freiwilliger auf dem Wege, uns in England Quartier zu beſtellen.“

„Monſieur Raſſoux, keine Badinage!“ zürnte der General.

Der Lieutenant legte reſpektvoll die Hand an den Hut und berichtete im Style eines militairiſchen Rapports. Im Reiten zu der entfernten Uferſtelle hatte man die Ordnung des Duells beſtimmt, und da die Waffen, Säbel und Degen, ungleich geweſen, ein Duell auf Piſtolen gewählt, trotz des Erzählers Gegenrede, indem Favras, obgleich immer heftigen Charakters, noch nie ſo im Grimm geſehen worden. Beide nahmen ohne abzuſteigen Poſto, der Colonel mit dem Rücken dem Elbſtrome zugekehrt. Man zielte, der Adjudant zählte und die Schüſſe fielen. Von Beiden war Niemand getroffen, aber des Dragoners Kugel fuhr in den Kopf des Pferdes von ſeinem Gegner. Das Thier machte einen gewaltigen Satz; der Colonel, um ſich im Sattel des Pferdes zu erhalten, riß die Zügel ſtraff zu ſich ein, das Roß ſtieg, warf ſich hin und herüber, kam ſo auf den Rand des hohen Ufers, ſtieg nochmals und ſtürzte mit dem Reiter in das tiefe, rauſchende Waſſer hinunter. —

„Und ihr verſuchtet keine Rettung?“ ſtieß der General beängſtet hervor. — „Der Verunglückte ward vom Strome dem andern Ufer zugetrieben und alle Schiffe lagen dieſſeits;“ antwortete der Lieutenant.

„Und Ihr hieltet den Hannoveraner nicht feſt, verſuchtet nicht ſeine Gefangennehmung?“ zürnte der General weiter. Der Lieutenant zuckte wiederum lächelnd die Achſeln. „Mein General,“ ſagte er, „ſetzet alle Pferdefüße hier auf dem Hofe unter Einen Bauch, und ich wette, auch der leichteſte Reiter unſerer Kavallerie findet damit den Schweif vom Pferde des fremden Dragoners nicht wieder. Er ritt ein engliſch Blutroß beſter Art, und ſchoß wie ein Windſtoß über das Feld, daß er klein ward wie eine Schwalbe vor meinen Augen, ehe ich mich noch beſinnen konnte, was zu thun ſey.“ —

Der General zog die Augenbrauen finſter zuſammen, indem er ohne Zögerung aus dem Sattel ſtieg. „Folget mir meine Herren,“ ſprach er gebieteriſch; „wir haben einen braven Officier verloren, und wer daran Schuld iſt, mag ſeinen Kopf hüten vor unſerm Rapporteur.“

Der braune Huſar hatte aufmerkſam, doch ohne Bewegung und Einrede, dem Allen zugehorcht; nur als der Adjudant des Colonels Waſſerſprung berichtete, murrte er in ſich: „Gericht des Himmels!“ — Jetzt aber wurde auch er raſch beweglich, ſaß ab und drängte ſich an die Seite des in das Haus ſchreitenden Generals, ſo daß er mit dieſem zugleich den Salon betrat.

Der Chevalier Romain ſaß am Ende des Zimmers, Madelon ſtand neben ihm, wie ſein Schutzengel halb zu ihm niedergebeugt, die Officiere hielten Wacht vor ihm, ſein Degen war in der Hand des Einen derſelben.

„Seid Ihr der Feind Frankreichs —?“ fragte der General zu dem Edelherrn hintretend mit heftigem Tone, aber jetzt ergriff der Huſar ſeinen Arm dreiſt und heftig und ſtörte ihn in ſeiner Zornrede. „Erlaubt, mein General!“ ſprach der hochgewachſene Reiter, indem er den Commandeur zum nächſten Fenſter führte, und dort in ſichtlich hoher Gemüthsbewegung ein kurzes Geſpräch mit ihm begann, an deſſen Schluſſe er die Bärenmütze vom Kopfe nahm und aus der himmelblauen Taſche derſelben ein Portefeuille hervorzog, welches er geöffnet dem General zur Anſicht reichte. Dieſer blätterte in mehreren daraus genommenen Papieren. „Seltſam! Wunderbar!“ ſprach er bei

Digitized by Google

dieſem Durchſehen. „Ja, ja, meine Herren,“ ſagte er dann zu den Anweſenden gewendet, „es iſt ein Irrthum! Colonel Fa- vras war zu voreilig. Der Marquis de la Haie nebſt ſeinem jün- gern Sohne ſind geblieben in der Nacht bei Menin. Der ältere Sohn iſt durch ſeine Waffenthaten ein Liebling des erſten Con- ſuls geworden, man hat ihn und alle ſeine Verwandten von der Emigrantenliſte geſtrichen und er iſt in ſeine Familiengüter wie- derum eingeſetzt. Unſer tapferer Freund hier hat uns die Pa- piere darüber vorgelegt. Der Beſitzer dieſes Eigenthums iſt frei, und wärs möglich, müßte der Colonel dieſer Familie die Angſt abbitten, welche ſein Irrthum ihr bereitet. Mein braver Huſar,“ ſetzte er freundlich hinzu, „übernehmt Ihr des Colonels Pflicht, und macht den Allarm wieder gut, den der Kriegsſtand bei den Damen vom Hauſe entſchuldigen mag.“ —

Der braune Huſar trat vor und legte die Hand bewegt auf ſeine Bruſt und neigte ſich dankbar vor dem General. Romain war aufgeſtanden und ſtarrte den Huſaren an, Madelon aber ſchrie auf: „Es iſt der Bruder! Es iſt Eugen, ſo wahr ein Gott lebt!“ —

„Romain!“ rief der Huſar. „Haben denn die öſtreichiſchen Reiter mein Antlitz ſo zerfetzt, daß der Bruder keinen Zug mehr erkennt?“ —

Der Chevalier taumelte in des Huſaren Arme. „Nicht todt?“ ſtammelte er. „Und nochmals mein Schutzgeiſt? O Gnade, mein Gott, dem Zweifler! Hat doch Niemand auf Erden einen ſolchen Bruder wie dieſer iſt.“ —

Eugen preßte den Schwankenden an ſein Herz, und ſtreckte ſeine linke Hand nach der ſchönen Madelon aus, aber nicht dieſe allein, ſondern auch die blondlockichte Adrienne faßte die dargebo- tene Hand und drückte ſie mit ſcheuer Herzlichkeit. —

Wir haben ihn gekannt, den wackern Capitain der braunen Huſaren, Kapuziner genannt, wir haben ihn unter uns geſehen, den kraftvollen, faſt herculiſchen Kriegsmann mit dem gebräun- ten, von drei Narben zerfetzten Antlitz, denn er lag faſt zwei Jahre hindurch in unſerm großväterlichen Hauſe im Quartier. Er war ein ganz Anderer wie die Mehrzahl ſeiner Kameraden; ernſt und ſittig, mäßig und beſcheiden, erleichterte er dem Bür- ger die Laſten, welche das unvermeidliche Schickſal ihm zuge- wälzt; er lebte, wenn der Dienſt ihn frei ließ, gern im Hauſe, beſchäftigte ſich mit der neueſten, auch der deutſchen Literatur, und nahm gern an den Freuden der Familie Theil, ſo daß man ihn zuletzt ihr angehörig betrachtete, und das kleinſte Mädchen im Hauſe ihn nur den Onkel mit dem Ziegenbarte nannte. Die Frauen ſchienen ihm ſämmtlich zugethan, und ſie hatten nicht Unrecht, denn hatte der Krieg ſeinen Zügen auch übel mitgeſpielt, ſein großes Auge trug etwas eigenes, überirdiſches möchte man es nennen, in ſich, das die Herzen magnetiſch ihm zuzog. Oft erzählte er von ſeinen merkwürdigen Schickſalen, die wir Alle mit Theilnahme anhörten. Als er bei Löwen mit den Unglücksge- fährten verurtheilt worden, ward er von drei Kugeln getroffen, doch keine gab ihm eine Todeswunde. Unter dem Haufen der todten Kameraden fand ihn Abends darauf ein Landmann, und trug ihn mitleidig in ſeine nahe Hütte. Der Mann hatte einen Sohn in den letzten Gefechten verloren, und ſchien ſeinen väter- lichen Schmerz durch die Pflege des fremden Jünglings betäuben zu wollen. Eugens Bruſtwunde heilte nur langſam, und meh- rere Jahre gingen vorüber, ehe er ſeine volle Geſundheit, ſeine friſche Jugendkraft wieder gewann. Sein Pflegevater handelte väterlich an ihm und in der ganzen Gegend galt er für des Ertret- ters wirklichen Sohn. Aber Eugen konnte ſich nicht an die Ein- förmigkeit des Landlebens gewöhnen, obgleich ihn die Dankbar- keit lange Zeit an die kleine Hütte, die ihm eine neue Heimath ge- worden, feſſelte. Nach dem Vater, dem Bruder hatte er ge- forſcht, und ihr Tod bei dem Ausfalle von Menin unterlag für ihn keinem Zweifel. Frankreichs Revolution nahm jetzt allmäh- lich einen edlern und würdigern Charakter an. Jene Blutmen- ſchen waren ſelbſt als verdiente Opfer der eigenen Grundſätze gefallen, das in Gräueln und Unthaten überſättigte Volk hatte einer neuen Ordnung gehuldigt. Die Vernunft herrſchte wieder, die Geſetzloſigkeit hatte aufgehört. Eugen war Franzoſe und in der Abgeſchiedenheit ſeines Aſyls, in den Tagen ſeiner Körper- ſchwäche erwachte die Liebe zum Vaterlande neuerdings, die nicht leicht ein Franzoſe ſelbſt in dem fernſten Winkel der Erde zu tilgen vermag. Auch ſein Nationalſtolz erwachte durch die merkwürdi- gen Waffenthaten der franzöſiſchen Legionen, und die Heereszüge des Generals Buonaparte regten die ganze Theilnahme des jun- gen Invaliden auf. Mit der wiederkehrenden Kraft wuchs auch die Begierde nach Thaten und lohnender Beſchäftigung, ſo machte er ſich los von ſeinem Pflegevater, der ihn ungern ſcheiden ſah, und trat in das Heer ſeiner Nation unter fremdem Namen. Der letzte ſeiner Familie, ein einſam ſtehender, namenloſer Flücht- ling, gepreßt durch die grauſenvollſten Erinnerungen, ſuchte er nur Vergeſſenheit im Kriegsgedräng, nur einen Ehrentod im Schlach- tendonner. Er trat in die Armee, und focht gegen die zahlloſen Feinde des neugeborenen Galliens. Seine Waffenkunde, ſeine Bildung, ſein edles Aeußere zogen, obgleich er jeden Prunk da- mit abſichtlich vermied, die Augen ſeiner Vorgeſetzten auf ſich, und er ſtieg bald zum Sergeant-Major in ſeinem Regimente; doch erſt in der Schlacht bei Marengo ſollte er die Augen des er- ſten Feldherrn des Zeitalters auf ſich ziehen. Die Schlacht ſchien verloren, da kam Deſair mit der Reſerve auf der Ebene von Tor- tona an, und mit ihm Eugens Regiment. Der Angriff dieſer neuen Truppen war furchtbar und entſcheidend. Der General fiel tödtlich verwundet, doch grimmig rächten den Tod ihres Ab- gotts die erhitzten Krieger an den ſchon ſiegtrunkenen Legionen des Generals Melas, die braunen Kapuziner ſchlugen wie ein Hagelſchauer alles nieder, was in ihrer Bahn lag, ſtürmten die Hauptbatterie im Centrum, und Buonapartes Adlerauge zeich- nete beſonders einen Unterofficier aus, der immer voran war, mehrere Fahnen nahm, mit einem kleinen Corps einige gefan- gene Generale frei hieb, und als ein wüthendes Kartätſchenfeuer ſeine Escadron aus einander warf, ſich an die Spitze einer Gre- nadiercolonne ſtellte, und die verderbenſprühenden Geſchütze mit dieſen Tollkühnen eroberte und unſchädlich machte. Als am Mor- gen darauf Buonaparte das Commando an Maſſena übertrug, ernannte er zuvor Eugen zum Officier und gab ihm das rothe Ordensband vor der Fronte der Kapuziner. Später vergaß er ihn nicht, und bald durchſchaut von dem Scharfblicke des ſeltenen Mannes, geſtand ihm Eugen ſeine Herkunft, ſeine Schick- ſale, und durch des erſten Conſuls Gunſt bekam er ſeinen Fami- liennamen und ſeine Erbgüter zurück. —

Jetzt ſchien hier in der Fremde das Schickſal Alles, was es ſchwer auf des Einen Mannes Haupt gehäuft, wieder vergüten zu wollen. Oft reiſete Eugen an die Ufer des Elbſtroms, meh- rere Male beſuchte ihn die Familie in der Reſidenz, und es war wunderbar anzuſehen, mit welcher eigenen Achtung, man möchte Vergötterung ſprechen, die ganze Familie, ſelbſt bis zum kleinen Eugen inſtinctartig hinab, den Onkel behandelte. Wenn ſie an- kamen, der elegante Korbwagen am Hauſe hielt, der Huſar ſie in der Thür empfing, Romain einen herzigen Kuß auf ſeinen bärtigen Mund preßte, der kleine Eugen ſich an ſeine linke Hüfte ſchmiegte, Madelon ſeine linke Hand nahm und drückte mit Blik- ken, in denen die ganze Dankbarkeit ihrer Seele ſich ergoß, er dann mit der Rechten die feine Hand der ſchönen Adrienne faßte, und auch dieſe zu ſich zog, die ihn von fern wie einen Schutz- patron, den heiligen Görg oder Michael in Waffen zu betrachten ſchien, dann leuchteten ſeine Augen wie im Verklärungsſcheine und er ſah aus, als ſtände er hoch über der armſeligen Welt. —

Buonaparte hatte ſich indeß Frankreichs Kaiſerkrone aufge- ſetzt, und der narkotiſche Zauber dieſes neuen Schmuckes füllte das Gehirn des ſtolzen Glücksſohnes mit Welteroberungs-Träu- men. Auch das Heer, welches Hannover beſetzt gehalten, wurde durch die Kriegstrommete zu neuem Schlachtenruhm gerufen und Eugen ſchied auf viele Monate. —

Wir ſahen ihn noch ein Mal wieder. Bei Jena hatte eine Stückkugel ihm den rechten Arm genommen, der rieſige Schwert- mann hatte ausgefochten.

„Der Herr der Heerſchaaren hat Halt geboten;“ ſagte er ruhig und in gleichmüthiger Reſignation; „und glaubt mir, wer nicht auf ſolche Weiſe in unſerer Zeit ſich in die Winterquartiere einkauft, wird ſie kalt und dunkel unter dem Boden finden, auf dem wir ſtehen; denn dieſer neue Kriegsgott hat ſeinen Kriegs- plan ſo großartig angelegt, daß zwei Generationen ihre Knochen zum Fundament hergeben müſſen.“ —

Er reiſete von uns, aber freundliche Briefe verkündeten uns von der Loire her die glückliche Auflöſung ſeiner Lebensräthſel. Romain, dem des Bruders Wünſche heilige Befehle waren, ver- kaufte ſeine Beſitzungen an der Elbe, und die ganze Familie kehrte nach dem Heimathlande zurück. Stolz auf Eugens Werbung reichte ihm dort in dem Schloſſe ſeiner Väter die ſchöne Adrienne Hand und Ring, und wurde der Lohn ſeiner Hochherzigkeit und ſeiner edeln Opferungen. Doch auch das Monument der Bruderliebe hatte die Wanderung von der Elbe zur Loire mit- gemacht, und dort auf einem andern Hügel, mitten in einem Gewölb hochſtämmiger, vollblühender Roſen aufgeſtellt, wurde es wiederum die heilige Familienſäule, an welcher ſich Morgens und Abends die Hausgenoſſenſchaft ſammelte, und ſpäter ver- ſäumte Romain keinen Tag, ſeine Söhne an den weißen Stein zu führen, und von dem Bruder zu erzählen, deſſen Name in der ganzen Provinz zum ſchönen Sprichwort geworden.

Digitized by Google

Heinrich Blümner

ward am 18. October 1765 zu Leipzig geboren, ſtudirte die Rechte in ſeiner Vaterſtadt, habilitirte ſich daſelbſt als Docent, ward 1794 Rathsherr, 1798 Hofgerichtsaſſeſſor, 1804 Stadtrichter, 1814 Baumeiſter und iſt jetzt k. ſächſiſcher Oberhofgerichtsrath, ſo wie Doctor der Philoſophie und der Rechte.

Er ſchrieb:

Ueber die Medea des Euripides. Leipzig, 1790.
Die Dorffeier. Schauſpiel. Leipzig, 1790.
Handwörterbuch über die ſchönen Künſte. (gemeinſchaftlich mit Grohmann.) Leipz. 1794—95. 2 Thle.
Die Rache. Trauerſpiel, 1794.
Familientheater. (nach dem Franzöſiſchen.) Leipz. 1808. 2 Thle.
Ueber die Idee des Schickſals in den Tragödien des Aeſchylus. Leipz. 1814.
Geſchichte des Theaters in Leipzig. Leipzig, 1818.

Als Ueberſetzer hat ſich B. durch ſeinen Geſchmack, große Gewandtheit und tiefes Eindringen in den Geiſt des Originals bewährt; weit höher jedoch ſteht er in ſeinen kritiſchen Forſchungen, wo er die gründlichſte Gelehrſamkeit und den bedeutendſten Reichthum tiefer, vielſeitiger Bildung mit dem ſcharfſichtigſten geiſtigen Blicke und der gewiegteſten Sicherheit und Ruhe verbindet. Es iſt daher lebhaft zu bedauern, daß ihm ſeine ehrenvolle amtliche Stellung nur in Augenblicken der Muße geſtattete, ſich ſo glücklichen Beſchäftigungen zu widmen; denn ein ſo reicher und feiner Geiſt wie der ſeine würde über Alles, mit dem er ſich befreundete, ein helles Licht verbreitet und die ſchönſten Früchte getragen haben. —

Der gefeſſelte Prometheus.*)

Einzig in ſeiner Art unter den übrig gebliebenen Werken griechiſcher tragiſcher Kunſt iſt der gefeſſelte Prometheus, theils wegen der, ihm allein eignen, tiefen Bedeutung, theils um des Stoffes und der handelnden Perſonen willen. Wie nehmlich alle menſchliche Theilnehmer von der Handlung ausgeſchloſſen und Götter allein darin aufgeſtellt ſind: ſo iſt auch der Gegenſtand, der Kampf zwiſchen den Hauptperſonen, — wovon der einen Hoheit nicht einmal ihre perſönliche Erſcheinung zuläßt — göttlicher Art. Dennoch überſteigt der Stoff nicht unſere Faſſungskraft; denn erheben ſich gleich jene Weſen ihrer Macht und ihren Kräften nach über die irdiſchen, ſo handeln ſi doch ſonſt durchgängig nach den Geſetzen unſerer Natur, auch erweckt jener Götter-Kampf in menſchlichen Zuhörern das höchſte Intereſſe, indem er das Wohl unſres eigenen Geſchlechtes gilt.

Unter den Himmliſchen loderte Zwieſpalt und Aufruhr. Einige trachteten den Kronos vom Throne zu ſtürzen und den Zeus zum Herrſcher zu erheben, andere widerſetzten ſich dieſem Beginnen. (Prom. Vs. 199. f.**) Prometheus, von der letztern Parthei, gab den Titanen, des Uranos und der Gaia Söhnen, — er ſelbſt ein Sohn des Titanen Japetos***) — den heilſamen Rath, mit Liſt zu Werke zu gehen, denn ihm war durch Themis, ſeine Mutter, und durch Gaia bekannt, daß nicht Stärke und Gewalt, daß hier Liſt allein ſiegen werde. (209. f.) Sie aber verachteten ſchlaue Mittel in ihrem ſtolzen Sinne, wähnend, durch Gewalt die Herrſchaft erringen zu können. (204. f.) Nun trat Prometheus auf Zeus Seite, durch ſeine Anſchläge ſiegte der Gott, und vermochte, den Kronos mit ſeinen Gehülfen in den Tartaros zu ſtürzen. (216. f.) Darum rühmt ſich Prometheus, die neuen Götter mit Ehrenämtern bekleidet zu haben. (439. f.) Hierdurch ward des Zeus Herrſchaft befeſtigt; (304. 5.) er beſtieg den Thron des Vaters, ordnete das Reich, und vertheilte die Würden unter die Götter. (228. f.) †) Unter dieſen Göttern nun iſt Zeus allein frei; den übrigen iſt alles zugefallen, nur das Herrſchen nicht; (49. 50.) er aber, der neue Fürſt der Götter, (95.) iſt, eben darum, unerbittlich und hart, (34. 35.) er regiert nach eignen, ſelbſtgegebnen Geſetzen widerrechtlich, und läßt die alten Götter ſeine überwiegende Gewalt fühlen. (150. 1. 402—5.) Deßhalb fürchten ſie ihn, wider ihren Willen ihm gehorſam. (17. 68. u. ſ. w.)

Als nun Zeus die Gaben vertheilte, achtete er nur der armen Sterblichen nicht, ja er beſchloß, ſie zu vertilgen und ein neues Geſchlecht hervorgehen zu laſſen. Dieſem Vorhaben widerſetzte ſich keiner als Prometheus; kühn wagte er zu verhindern, daß die Sterblichen, vernichtet, in des Hades Reich hinabgeſtürzt würden. (231. f.) Er entwendete des Feuers Strahl, theilte ihn den Menſchen mit, und lehrte ſie die Künſte, die ſie kennen. (7. 8. 29. 82. 83. 107. f. 251. 506. 612. 946) Dieß Erkühnen nun beſtraft der mächtige Gott; (8. f.) uneingedenk der von Prometheus geleiſteten Hülfe (221. f.), verurtheilt ihn Zeus zu den bitterſten Qualen; er läßt ihn durch ſeine Diener, Kraft und Gewalt, in eine Wüſte Skythiens führen, und durch Hephaiſtos, ſo ſchwer dieſem die Vollziehung des Befehls wird, (14 f.) an eines Felſens Abhange in unauflösliche Bande ſchlagen. (1. f)

Prometheus, allein zurückgelaſſen, ruft Himmel, Waſſer, Erd' und Sonne zu Zeugen ſeines Leidens an. Die Töchter des Okeanos, die Hephaiſtos Schläge vernommen, ſchwingen ſich zu ihm auf, er berichtet ihnen die Urſache ſeiner Leiden. Auch Okeanos, des Prometheus Verwandter, naht, durch deſſen Unglück herbeigeführt. Er bietet ſich zum Vermittler bei Zeus an, und verlangt Nachgiebigkeit von jenem; vergebens. Er entfernt ſich; Prometheus thut den Okeaniden die dem Menſchengeſchlecht durch ihn erwieſenen Wohlthaten kund, und läßt ſie einen Blick in die Zukunft werfen. Nun tritt Jo auf, die von Zeus geliebte, von Here verfolgte Jo, von einer Bremſe gejagt. Sie berichtet den Okeaniden ihr Geſchick; Prometheus macht ihr künftiges Schickſal, ihre bevorſtehende Irrfahrt, und ſeine dereinſtige Befreiung durch einen ihrer Nachkommen bekannt. Aufs neue wird Jo von Raſerei befallen, und ſie entweicht.*) Prometheus fährt fort, des Zeus Fall zu verkündigen. Hermes erſcheint, mit Befehlen des Zeus, dieſe Verkündigung aufzuklären. Standhaft weigert ſich der Titane unter neuen Schmähungen. Hermes droht noch härtere Qualen, und den Sturz in den Tartaros. Umſonſt ſuchen die Okeaniden Prometheus zu bereden, er bleibt unerſchüttert, und ſein Beiſpiel verleiht ſelbſt den ſchüchternen Jungfrauen Muth und Ausdauer. Die Drohung wird erfüllt; in Aufruhr ſtürmen die Elemente, und die Tragödie ſchließt mit den Worten des Gottes:

O meiner Mutter Glanz, und du,
Allen Licht aufrollender Aether,
Ihr ſchaut, was ich unrecht erdulde!**)

---

*) Aus: Die Idee des Schickſals u. ſ. w. v. Heinr. Blümner, Leipzig, 1814.

**) Die Verſe ſind nach der neueſten Schützſchen Ausgabe (Halle, B. I. 1809. B. II. 1811. B. III. 1808.), deren Text ich auch durchgehends gefolgt bin, angeführt.

***) Heſiodos Theogonie, Vs. 510. nach Wolf's Ausg.

†) Ebendaſ. 74. 885.

*) Wenn Tyrwhitt (Animadvers. in Aristot. de poet. p. 147 s.) die beiden Szenen, worin Okeanos und Jo auftreten, für Epiſoden, die weder Nothwendigkeit noch Wahrſcheinlichkeit mit der Haupthandlung verbände, und deßhalb die Fabel für einen vom Ariſtoteles in der Poetik, Kap. 9. getadelten μῦθος ἐπεισοδιώδης hält: ſo iſt er in das Weſen dieſer Tragödie nicht eingedrungen. Die Motiven, welche den Okeanos herbeiführen, ſind vollkommen gegründet; er kommt aus Verwandtſchaft, Theilnahme, und Achtung für Prometheus, um ihn, damit er größeres Elend vermeide, zur Unterwerfung unter den jetzigen Gebieter zu ermahnen, mit der Zuſage, ſich für ihn zu verwenden. Indem Prometheus dieß Alles zurückweiſet, bewährt er ſeinen unerſchütterlichen Charakter, deſſen Darſtellung eben der Zweck des Dichters war, und der Contraſt mit dem furchtſamen Okeanos ſetzt ihn in ſtärkeres Licht. Prometheus iſt taub gegen die wohlwollende Beſänftigung, wie gegen die ſpätere Drohung des Hermes. — Jo's Erſcheinen bezeugt des Zeus fühlloſe Grauſamkeit. Wir ſehen des Prometheus Leiden, wir hören aber ſeine Rechtfertigung aus ſeinem eigenen Munde, und dieſe Selbſt-Rechtfertigung könnte partheiiſch ſeyn. Doch nun erſcheint eine zweite Perſon, gegen welche Zeus nicht weniger ungerecht verfuhr. Jo iſt es, die von ihm geliebt, und dennoch ſo grauſam behandelt, ja in die Irrſale verſtoßen wurde. (737. 8.) Nächſtdem entwickelt Prometheus ſeine Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen an Jo's Gegenwart, welche auch dadurch Bedeutung erhält, daß einer ihrer Nachkommen Prometheus Retter werden ſoll.

**) Wegen der überſetzten Stellen habe ich folgendes zu erinnern. Wir beſitzen noch keine genügende Verdeutſchung des ganzen Aiſchylos, wir erwarten ſie erſt von Voß. Ich nahm daher die Ueberſetzungen einzelner Tragödien von Jacobs, Süvern, Stollberg und Conz zu Hülfe, änderte ſie jedoch da, wo ſie

Digitized by Google

Die Qualen, welche Prometheus hier erleidet, ſind ihm nicht unbekannt geweſen, ebenſo weiß er, was ihm bevorſteht. (101. 2.) Wie ſeine Mutter Themis ihm verkündigt, daß nur Liſt, nicht Gewalt ſiegen werde im Kampfe der Titanen mit den neuen Göttern, ſo hat er auch ſeine Leiden vorausgeſehen, (265) *) und dennoch mit Vorſatz, dem Menſchengeſchlechte zu Liebe, gegen Zeus Willen gehandelt. So weiß er — auch dies hat ihm Themis enthüllt (771. f. 871. f.) — daß aus Jo's Stamm ein Mann entſprießen werde, der ſeine Feſſeln dereinſt löſet, obſchon erſt nach überſtandenen unzähligen Leiden; (512. f.) auch was ihm Hermes verkündigt (1044. f.), iſt ihm bekannt; (1040) peinigen kann ihn Zeus, aber nicht tödten, (1053) denn nicht iſt ihm zu ſterben durch das Schickſal beſtimmt. (753. 933.)

Eben ſo kennt er auch das dem Zeus beſchiedene Loos. Lange wird dieſer die Götter nicht beherrſchen. (940) **) Schon zwei Tyrannen ſah Prometheus herabſtürzen von ihrer Macht, auch dieſen, den dritten, wird er ſchnell und ſchmählich fallen ſehen. (957. f.) Zeus, jetzt trotzig und ſtolz, wird einſt demüthig werden; die Ehe, die er zu ſchließen denkt, wird vom Thron ihn ſtürzen, und ſo ſeines Vaters Fluch an ihm in Erfüllung gehen. (910. f.) Er bereitet ſich einen ungeheuren, unüberwindlichen Gegner, der eine Flamme, gewaltiger als Blitz, ein Toſen, ſtärker als Donner, erſinden wird; — dieſer mächtigere Sohn iſt es, der ihm die Herrſchaft raubt. ***) (761. f. 907. f.) Dann hat Prometheus ſeiner Leiden Ziel erreicht. (755. 6.) Zeus wird ſeinen Haß zähmen, mit Prometheus ſich verſöhnen müſſen, (190. f.) weil er deſſen bedarf, um den Rathſchluß enthüllt zu ſehen, wodurch er, wenn ihn Prometheus nicht ſeinen Fall abwenden lehrt, Zepter und Ehren verlieren ſoll (167. f.)

Woher aber dieſe Zuverſicht des Prometheus? Dieſe hartnäckige Widerſetzlichkeit des Titanen gegen den höchſten Gott? Das merkwürdige Geſpräch mit den Okeaniden giebt hierüber Aufſchluß (508. f.).

Chor. Ich hoffe, daß du dieſer Bande frei
dereinſt an Macht dem Zeus nicht weichen wirſt.
Prometheus. Nicht ſo hat Moira, die vollendete,
beſchloſſen den Erfolg. —
Weit ſchwächer als Nothwendigkeit iſt Kunſt.
Chor. Wer nun iſt Steurer der Nothwendigkeit?
Prometheus. Die dreigeſtalt'ten Moiren, und
die immer eingedenken, die Erinnyen.
Chor. So iſt denn Zeus unmächtiger als die?
Prometheus. Gewiß entflieht auch er nicht dem Geſchick.
Chor. Was kann, als ſtete Herrſchaft, ihm beſchieden ſeyn?
Prometheus. Das darfſt du nicht erfahren; forſche nicht.
Chor. Was Hohes iſt es wohl, was du verbirgſt?
Prometheus. Nicht Zeit iſt's jetzt zu dieſer Rede, und
das tiefſte Schweigen ziemt. †)

So erblicken wir in dieſer Tragödie eine große, intellectuelle Kraft, (die ſich in dem mächtigen, dem Zeus ehemals verliehenen Beiſtand und in der Gabe der Vorherſehung offenbaret) verbunden mit dem edelſten ſittlichen Willen, (in den dem Menſchengeſchlecht erwieſenen Wohlthaten und deſſen Rettung mit Aufopferung ſeiner ſelbſt,) im Kampfe nicht gegen das Schickſal, ſondern gegen die Willkühr eines undankbaren Tyrannen. Ueber beiden Göttern, dem gewaltigen aber unedeln Sieger, und dem phyſiſch ſchwächeen, aber moraliſch erhabenen Unterdrückten waltet ein Höheres, dem einer wie der andere unterworfen iſt, das Schickſal, in herrlicher Freiheit. Ungleich ſind die Gaben verliehen. Wie Zeus im Beſitz iſt der höchſten Macht, ſo ward dem Prometheus Verſtand beſchieden und die Gabe in die Zukunft zu ſchauen, die ſein Gegner entbehrt. — In Prometheus Handlungsweiſe iſt die höchſte Conſequenz. Nicht aus feindſeliger Abſicht reizt' er den Herrſcher: aus Liebe gegen die Menſchen widerſetzt er ſich deſſen Vorhaben. Nun er dafür büßen ſoll, will er, im Bewußtſeyn ſeines reinen Zweckes, ausdauern; nicht, wie er es könnte, durch Enthüllung der Zukunft ſeine Leiden abkürzen, und unerſchütterlich macht ihn das Vertrauen auf das Ewige, auf den Rathſchluß des Schickſals. Und daß der Erfolg dieſem Vertrauen entſprechen, daß endlich die moraliſche Kraft über die phyſiſche Gewalt ſiegen werde, dieß läßt uns der feſte Muth des Gottes, der ſich eher in den Tartaros begräbt, als er ſein Stillſchweigen bricht, und ſeine Kenntniß der Vergangenheit und Zukunft hoffen, die ſich in der Erzählung von Jo's bisherigen Leiden und in der Ankündigung ihres künftigen Schickſals bewährt. (595. f. 825. f.)

Hiermit eröffnet ſich eine Anſicht, welche von der Idee abweicht, die der ſcharfſinnigſte dramatiſche Kunſtrichter neuerer Zeit über dieſen Gegenſtand aufgeſtellt hat. *) Nicht Zeus iſt die weltregierende Macht, ſondern das Verhängniß iſt es, oder deſſen Lenker, die Moiren, die Erinnyen. Nicht mit dem Verhängniß iſt Prometheus im Streit, ſondern mit einem Weſen, das jenem untergeordnet iſt, wie er, obſchon dieſes Weſen, der Inhaber der phyſiſchen Macht, ihn jetzt überwältigt. Nur dieſe Tyrannei iſt es, welche die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes hindern möchte; die weltregierende Macht will es nicht, vielmehr befördert ſie jene Vervollkommnung, indem ſie ſie durch Prometheus geſchehen ließ. Zwar hat er nicht auf Antrieb höherer Macht die Menſchen begünſtigt, ſondern aus eigner, reiner Liebe zu ihnen, und dieß macht ihn um ſo erhabner: aber da er einſt von ſeinen Leiden befreit werden, da Zeus ſeine Freundſchaft ſuchen wird, und nur ihm ſeine Rettung verdanken ſoll: ſo geht daraus hervor, daß die weltregierende Macht, — ſo ſchwer er auch jetzt leidet, — ſeine Handlungen billige, und dieſen Erfolg, die Veredelung des Menſchengeſchlechtes, gewollt habe. So iſt Prometheus ein Bild der Menſchheit im Kampf mit den gegen ſie verſchwornen Naturkräften, über welche ein Höheres, Ewiges, waltet; und dieſe Vorſtellung der ſich aufopfernden Gottheit ſteht ſelbſt mit der Offenbarung im Einklang. Was geſchehen wird, iſt noch in Dunkel gehüllt: aber der Glaube an das Höchſte, das Ewige, ſteht unerſchüttert. Iſt auch das intellectuelle und moraliſche Gute in ſtetem Kampfe mit dem Böſen und der rohen Natur, müſſen auch die Beförderer des Edeln ihm oft weichen und unterliegen, dennoch wird unverloren ſeyn, was ſie gewollt und gethan, und herrlich und bleibend wird es hervorgehen zur rechten Stunde. **)

---

nicht wörtlich genug waren, das, worauf es ankam, zu belegen, oder wo mich eine verſchiedene Anſicht leitete. Die Mängel der von mir ſelbſt überſetzten Stellen möge die Schwierigkeit einer metriſchen Verdeutſchung unſers Dichters entſchuldigen, zumal da es hier nur die Darlegung des Sinnes galt.

*) Ἐγὼ ταῦτ' ἅπαντ' ἠπιστάμην, (Vergl. 101.) kann nicht bedeuten: „ich habe alle dieſe mir bevorſtehenden Leiden gekannt,“ wegen Vs. 268 f., ſondern nur: „ich habe gewußt, daß Zeus dieſe Widerſetzlichkeit gegen ſeinen Willen hart ahnden werde.“

**) Nur ſpottend nennt Prometheus Vs. 937. Zeus κρατοῦντ' ἀεί.

***) Vergl. Pindaros Iſthm. Geſ. 8. Vs. 69. d. Boeckh'ſchen Ausg. und Lactantius instit. L. I. c. 11.

†) Deutlicher erklärt ſich Prometheus unten, 26. 757. f.

*) A. W. Schlegel in den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, B. I. S. 164. f. „Die Vorſtellung einer ſich aufopfernden Gottheit iſt in manchen Religionen als eine verworrene Ahndung des Wahren geheimnißvoll gelehrt worden; hier ſteht ſie aber im furchtbarſten Gegenſatz mit der tröſtlichen Offenbarung. Denn Prometheus leidet nicht im Einverſtändniß mit der weltregierenden Macht, ſondern er büßt ſeine Empörung gegen ſie, und dieſe Empörung beſteht in nichts anderm, als der bezweckten Vervollkommnung des Menſchengeſchlechtes. So wird er ein Bild der Menſchheit ſelbſt, wie ſie mit unſeliger Vorausſicht an ihr enges Daſeyn feſtgeſchmiedet, ohne irgend einen Bundesgenoſſen, den gegen ſie verſchwornen unerbittlichen Naturkräften nichts als ein unerſchüttertes Wollen und das Bewußtſeyn ihrer hohen Anſprüche entgegenzuſetzen hat. Die andern Dichtungen der griechiſchen Tragiker ſind einzelne Tragödien; dieſe, möchte ich ſagen, iſt die Tragödie ſelbſt; ihr innerſter Geiſt in ſeiner erſten noch ungemilderten Herbigkeit, ganz darniederwerfend und vernichtend offenbart.“

**) Wie ſehr des Dichters Zweck bei dieſer Tragödie verkannt worden, zeigen die Aeußerungen mehr als eines Kunſtrichters. So ſagt Brumoy: Je serois tenté de croire que le sujet qui nous paroît monstrueux, pour m'exprimer comme M. Dacier, est une allegorie sur les rois, et peut-être sur Xerxes ou Darius. (Theatre des Grecs, Nouv. edit. T. I. p. 298.) — La Harpe: Le sujet de Prométhée est monstrueux. Jupiter veut punir Prométhée on ne sait pourquoi, d'avoir dérobé le feu du ciel, et d'avoir enseigné aux hommes tous les arts; und, nachdem er den Inhalt angegeben: Cela ne peut pas même s'appeller une tragédie. (Lycée, ou Cours de Litterature, T. I. p. 325.) — Gravina: Nel Prometeo descrisse tutti i sentimenti, e profondi fini dei Principi nuovi, che anno acquistato il regno coll' ajuto e consiglio dei più savi: e coll' esempio di Prometeo, fa conoscere, in qual guisa questi dopo il felice successo sieno dal nuovo Principe ricompensati, e quanto sequi stino dalla pruova date di troppo intendimento, e di prontezza di espidienti. Le quali facoltà, quanto sono state utile ai Principe nel fervor dell' effare, tanto si rendon sospette nella calma. Onde avviene, che Giove, dopo la riuscita dell' impresa, tosto con protesto di delitto si toglie d'attorno chi era più di lui benemerito, e che acotamente potea discernere, e giudicare dell'operazioni del Principe. (della ragione poetica, p. 74.) — Würdigere Anſichten über Aiſchylos überhaupt hat zuerſt Jacobs in den Charakteren der vornehmſten Dichter aller Nationen, B. 2. Art. Aiſchylos, (vergl. deſſen Einleitung zu der Ueberſetzung des

Digitized by Google

Die goldne Zeit
erſcheinet erſt nach langem, wildem Kampf,
allein ſie kommt gewiß und dauert. *)

Nur ein Dichter, deſſen Kühnheit wir aus andern Zügen kennen, **) konnte es wagen, den höchſten Gott ſo zu ſchildern, wie er im Leiden des Prometheus und der Jo erſcheint. Das Auffallende dieſer Vorſtellung wird dadurch nun einigermaßen gemildert, daß Zeus, ohne perſönlich aufgeführt zu ſeyn, ſich nur in den von ſeinen Dienern vollzogenen Befehlen kund thut; auch erſcheint die Widerſetzlichkeit gegen ihn geringer, weil es ein Gott iſt (ſo nennt ſich Prometheus ſelbſt 92. vergl. 29. 37.), der ſich dem Zeus entgegenſtellt.

Es läßt ſich nun zwar erwarten, daß Alles ſo, wie es der leidende Gott verkündigt, erfolgen, daß er ſeine Freiheit glorreich gegen ſeinen Feind erringen werde: die Gewißheit aber konnte nur die Fortſetzung der Tragödie geben, welche der entfeſſelte Prometheus hieß, und bis auf ein, in einer Ueberſetzung des Attius erhaltenes, Bruchſtück verloren gegangen iſt. ***) Prometheus wurde ſeinen Feſſeln entnommen. Nehmlich jene bedingte Prophezeihung von einem Sohne, der mächtiger als der Vater ſeyn werde, ging nicht in Erfüllung, weil die Bedingung nicht eintrat, und Thetis dem Zeus keinen Sohn gebar. Wahrſcheinlich wurde Prometheus durch Zeus Bitte bewogen, ihm die Zukunft zu enthüllen, und dieſer entledigte ihn dafür ſeiner Bande. ****) Wenn ſchon dem Zeus an Gewalt nicht gleich geſetzt, (510. f.) verſöhnte er ſich doch mit ihm, wozu er ſich ſchon jetzt nicht abgeneigt zeigt, (191. 2.) und „die Sache zwiſchen Göttern und Menſchen wurde geſchlichtet. Es erfolgte Verſöhnung, *κάθαρσις, ἀνάπαυσις.*“ †) Die ſittliche Freiheit blieb ungebeugt. Nun erſt war die ganze Tragödie vollendet.

Außer dieſen beiden Dichtungen, dem gebundenen und dem entfeſſelten Prometheus des Aiſchylos, wird noch deſſen *Προμηθεὺς πυρφόρος* und *Προμηθεὺς πυρκαεὺς* genannt; der Feuerbringer und der Feueranzünder. Waren dieß Benennungen eines Stücks, oder zwei verſchiedene Dramen? Der doppelte Nahme würde nicht eben nothwendig zwei Stücke anzeigen. In der That halten auch Mehrere beide Benennungen für gleichbedeutend. ††)

Dieß einſtweilen angenommen, von welcher Gattung war dieſer *Προμηθεὺς πυρφόρος* oder *πυρκαεὺς*? Einige halten den *πυρφόρος* (ohne des zweiten zu erwähnen) für eine Tragödie, †††) andere für ein ſatyriſches Spiel. Die Letztern gründen ihre Meinung beſonders auf die den Perſern unſers Dichters voranſtehende griechiſche Inhalts-Anzeige, worin es heißt: *ἐπὶ Μένωνος τραγῳδῶν Αἰσχύλος ἐνίκα Φινεῖ, Πέρσαις, Γλαύκῳ ποτνιεῖ, Προμηθεῖ.* Weil nämlich in dieſer Tetralogie Prometheus nach den übrigen Stücken genannt wird, — und die Grammatiker ſetzten das ſatyriſche Drama allzeit zuletzt, — ſo müſſe dieſer Prometheus ein Satyrſpiel geweſen ſeyn, und dieß ſey eben der *Προμηθεὺς πυρφόρος* oder *πυρκαεύς*. Caſaubonus, der dieſe Meinung aufſtellt, *) hegt gleichwohl ſelbſt noch einige Zweifel dagegen, und bemerkt, man könne auch wohl die Ordnung in jener Inhalts-Anzeige verändern, und dem *Γλαῦκος ποτνιεὺς* die letzte Stelle anweiſen. Und daß dieſer ein ſatyriſches Spiel geweſen, ſchließt er aus einer Stelle des Scholiaſten zum Theokritos, **) welche beſagt: es nennten Mehrere die Satyrn unenthaltſam, wie Aiſchylos im Glaukos, Sophokles in der Andromeda. Pauw erinnert dagegen, ***) daraus, daß im Glaukos der Satyren Erwähnung geſchehe, folge nicht, daß es ein Satyrſpiel geweſen, denn die Andromeda, worin daſſelbe geſchehen, ſey ungezweifelt eine Tragödie. Allerdings iſt jener Schluß des Caſaubonus nicht bündig, (obſchon Pauw in ſeiner Gegenbemerkung irrt, denn die Andromada des Sophokles war allerdings ein ſatyriſches Stück. ****) Es gab nehmlich zwei Aiſchyleiſche Dramen unter der Ueberſchrift Glaukos; den *ποτνιεὺς*, der eine Tragödie, und den *πόντιος*, der ein ſatyriſches Spiel war, und die Bemerkung des angeführten Scholiaſten bezieht ſich auf das letztere. †)

Wie aber, wenn beide Dramen verſchieden, wenn der Feuerbringer etwas ganz anders geweſen wäre, als der Feueranzünder? Dieß anzunehmen iſt folgender Grund. Daß Aiſchylos ein Satyrſpiel unter dem Nahmen Prometheus ſchrieb, geht aus der oben angeführten Inhaltanzeige, in welcher man doch die Ordnung der aufgezählten Stücke nicht willkührlich ändern kann, und, noch unbezweifelter, aus einer Stelle des Plutarchos hervor. ††) Sollte nun aber ein ſatyriſches Stück die Trilogie eröfnet haben? Giebt es überhaupt Beyſpiele von Trilogien, wo zwei Tragödien auf ein Satyrſpiel folgten? Wäre die Einleitung durch ein Satyrſpiel der Werke ſo erhabenen, tragiſchen Gegenſtandes, wie der gefeſſelte und befreite Prometheus, würdig genug geweſen? Vielmehr ſcheint der Stoff derſelben zu erfordern, daß das ihnen vorangehende Drama ebenfalls eine Tragödie war, und dieſe konnte ſehr bedeutenden, durchaus ernſten Inhalts ſeyn, wie nehmlich Prometheus, die Befehle Zeus nicht achtend, das himmliſche Feuer entwandte, und zu den Menſchen herab brachte. Hier wäre denn auch Satz, Gegenſatz und Vermittlung, wie Schlegel die Trilogie ſo treffend erklärt. †††) Welches von beiden Dramen übrigens die Tragödie, und welches das ſatyriſche Spiel geweſen, dürfte ſich ſchwerlich ausmitteln laſſen.

Schon Meurſius, und, was von größerem Gewicht iſt, auch Hemſterhuis haben beide Dichtungen, den Feuerbringer und den Feueranzünder, unterſchieden, nur halten ſie eine wie die andere für Tragödien. §) — Daß in dem griechiſchen Dramen-Verzeichniſſe unſers Dichters nur der *Προμηθεὺς πυρφόρος*, nicht auch der *πυρκαεὺς* angeführt iſt, würde wenigſtens jene Vermuthung nicht widerlegen, denn dort wird auch nur des *Γλαῦκος ποτνιεὺς* gedacht, da es doch, wie oben erwähnt worden, außer dieſem, noch einen *Γλαῦκος πόντιος* gab. §§)

Prometheus in Wielands attiſchem Muſeum, B. III. H. 3.) aufgeſtellt. Mit dieſem vergl. man Schlegel a. a. O. I. 134. f. Gruber im Wörterbuche zum Behuf der Aeſthetik, B. I. unter dieſem Art., auch Jeniſch in d. Vorleſungen über die Meiſterwerke der griechiſchen Poeſie, B. I. S. 245. f.

*) Herder im entfeſſelten Prometheus, in deſſen Werken zur ſchönen Lit. und Kunſt, B. VI. S. 76.

**) Die Beweisſtellen ſ. m. in Fabricius biblioth. graeca, T. II. p. 170. s. Harles.

***) Erhalten in Ciceros tuscul. disput. L. II. c. 10.

****) Vergl. Hyginus fab. 54. Astronom. L. II. c. 15. Herder's bekannte Dichtung: der entfeſſelte Prometheus, (in dem angef. Band ſ. Werke,) beabſichtigt keine Fortſetzung der griechiſchen Tragödie im Sinne des Aiſchylos.

†) Herder in den Werken zur ſchönen Literatur und Kunſt, B. XII. S. 231. Vgl. Jacobs, in der angeführten Ueberſetzung S. 351.

††) Stanley ad fragm. Aeschyli, T. II. p. 716. 880. und Pauw zu denſ. p. 1103. Ebenſo mit Canter nov. lect. VII. 21. Fabricius biblioth. gr. T. II. p. 182. Harles.

†††) Schütz in Commentario ad Aesch. Prometh. T. I. p. 8. 5 und Jacobs a. a. O. S. 349.

*) De satyr. Graec. poes. et Rom. p. 127. s. ed. Rambach. Vergl. Boeckh graec. trag. princ. num ea, quae supersunt, genuina sint, p. 28. Schlegel a. a. O. S. 136.

**) Idyll. IV. v. 62.

***) Ad Aeschylum. p. 1105.

****) Casaubonus, a. a. O. p. 135. Brunck in fragment. Sophoclis, p. 603. Böckh a. a. O. p. 127.

†) Dieß iſt außer Zweifel geſetzt durch Hermanns prog. d. Aeschyli Glaucis. Lips. 1812.

††) *Πῶς ἄν τις ὑπ' ἐχθρ. ὠφ.* T. VII. p. 370. Hutten. Vergl. Böckh a. a. O.

†††) Vorleſungen, B. I. S. 139.

§) Meurſius in Aeschylo, in Gronovii Thes. antiq. graec. T. X. p. 410. s. Hemſterhuis zum Pollux, IX. 8. 156.

§§) Hermann im angeführten Programm.

Digitized by Google

Johann Joachim Chriſtoph Bode,

ein in vielfacher Hinſicht höchſt ausgezeichneter Mann, der durch ſeltene Beharrlichkeit und eiſernen Fleiß drückende Hinderniſſe, welche ſich ſeiner höhern Bildung entgegen ſtellten, überwand und ſich einen von ſeinen Zeitgenoſſen hochverehrten Namen zu erwerben wußte. Er war der Sohn eines armen Soldaten und ward am 16. Januar 1730 zu Braunſchweig geboren. In ſeiner erſten Jugend lernte er mit anderen Bauerknaben nothdürftig leſen und ſchreiben und mußte die Schafe ſeines Großvaters hüten, ſtellte ſich aber dabei, wie bei allen Geſchäften des häuslichen Lebens, ſo ungeſchickt an, daß er allgemein nur der dumme Chriſtoph geheißen wurde. Der Knabe verzagte jedoch nicht, denn in ihm waltete das Bewußtſeyn künftiger Kraft; vorherrſchend waren beſonders bei ihm Neigung und Anlagen zur Muſik. Sein Oheim väterlicher Seite nahm ſich endlich ſeiner an und gab ihn bei dem Stadtmuſikus Kroll zu Braunſchweig in die Lehre. Hier entwickelten ſich ſeine Talente, wenn gleich auf untergeordneter Stufe, ſehr ſchnell, zumal da er jeden freien Augenblick, den er nicht ſeiner Kunſt widmete, mit Lectüre ausfüllte. Nach überſtandener Lehrzeit ward er Hautboiſt in einem braunſchweigiſchen Regimente und ging dann 1750, mit Urlaub auf ein Jahr verſehn, zu dem Kammermuſikus Stolze nach Helmſtädt, um ſich unter deſſen Leitung weiter auszubilden. Er ernährte ſich durch Unterricht in der Muſik und ward wiederum von einem bemittelten Studenten, der ihm ſehr wohl wollte, mit wiſſenſchaftlichen und andern Hülfsmitteln unterſtützt, ſo daß es ihm gelang, ſich einige Kenntniß in neueren Sprachen und anderem nützlichem Wiſſen zu erwerben. 1752 trat er zu Celle als Hautboiſt in hannöveriſche Dienſte und gab 1754 und 1756 zwei Sammlungen Liedercompoſitionen heraus, die nicht ohne Beifall blieben. Der Verluſt ſeiner Gattin und ſeiner drei Kinder veranlaßte ihn, den Abſchied zu nehmen und ſich nach Hamburg zu begeben, wo er 1759 zuerſt als Ueberſetzer auftrat und ſich bald einigen Ruf erwarb. In den Jahren 1762 und 1763 führte er daſelbſt die Redaction des unparteiiſchen Korreſpondenten, fuhr aber dabei fort, Unterricht in der Muſik zu ertheilen. So kam es, daß ſich eine ſeiner Schülerinnen, eine Demoiſelle Tam, ein reiches und liebenswürdiges Mädchen, in ihn verliebte und ihm ihre Hand anbot. — Bode vermählte ſich mit ihr und führte nun ein ſorgenfreies und angenehmes Leben, hatte aber das Unglück, ſie bald wieder durch den Tod zu verlieren. Um ſich zu zerſtreuen, übernahm er jetzt die Leitung einer Buchdruckerei und bald darauf auch gemeinſchaftlich mit Leſſing die Buchhandlung der Gelehrten. — Dieſe hatte jedoch, da es Beiden an der nöthigen Praxis fehlte, einen ſchlechten Erfolg. Sie mußten ſie daher wieder aufgeben. — Bode ging darauf im Jahre 1778 als Geſchäftsführer der verwitweten Gräfin von Bernſtorf mit dieſer Dame nach Weimar und lebte von nun an dieſem Amte und ſeinen literäriſchen Arbeiten, geſchätzt und geliebt von Allen, die ſich ſeines Umganges erfreuten. Er ſtarb daſelbſt am 13. December 1793 als markgräflich-heſſendarmſtädtiſcher Geheimerath, nachdem er ſchon früher zum herzogl. meiningiſchen Hofrathe und dann zum herzogl. gothaiſchen Legationsrathe war ernannt worden.

Seine ſämmtlichen ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen, faſt nur aus Ueberſetzungen beſtehend, erſchienen anonym; es ſind folgende:

Die Weisheit an die Menſchen. Hamburg, 1759. 3. A. Leipz. 1787.

Das Kaffeehaus. (Nach Voltaire's l'Écossaise.) Hamburg, 1760.

Die eiferſüchtige Ehefrau. Luſtſpiel aus dem Engl. Hamb. 1762.

Yorick's empfindſame Reiſe. Hamburg und Bremen, 1768–69. 4 Thle. 5. A. 1804.

Noverre's Briefe über die Tanzkunſt. Hamburg und Bremen, 1769.

Der Weſtindier. Luſtſpiel von Cumberland. Hamburg, 1772.

Die Schule der Liebhaber. Schauſpiel von Whitehead. Hamburg, 1772.

Smollet, Humphry Klinkers Reiſen. Leipzig, 1772. 3 Bde. N. A. 1785.

Sterne, Triſtram Shandy's Leben und Meinungen. Hamburg, 1774. 9 Thle. N. A. 1776.

Yorick's Briefe an Eliſa. Hamburg, 1775.

Der Abentheurer. Auszug aus dem Adventurer. Berlin, 1776. 2 Bde.

Goldſmith, Dorfprediger von Wakefield. Leipz. 1776. 3. A. 1796.

Adam Fitz Adam, die Welt; eine Wochenſchrift. Altenburg, 1779–83. 4 Bde.

Clavijo, der Denker. Eine Wochenſchrift. Im Auszuge. Erſter Band (mehr erſchien nicht). Bremen, 1781.

Junker Fritz oder das Mutterſöhnchen. Luſtſp. aus dem Franz. Berlin, 1780.

Congreve, der Lauf der Welt. Luſtſpiel. Leipzig, 1787.

Marmontel, die Inka's. Leipzig, 1783. 2 Bde.

Fielding. Geſchichte des Thomas Jones. Leipzig, 1786–88. 6 Bde.

Montaigne's Gedanken und Meinungen. Berlin, 1793–95. 6 Bde.

Bode hat als Ueberſetzer zuerſt gezeigt, wie fähig unſere Sprache ſey, ſich fremdem Geiſte anzuſchmiegen, ohne deßhalb das Mindeſte von ihrer Eigenthümlichkeit zu verlieren. Er wußte mit ſeltener Feinheit und Grazie in das Weſen des ihm vorliegenden Originals einzudringen und daſſelbe eben ſo treu als gewandt wieder zu geben, und zwar zu einer Zeit, wo die Deutſchen in dieſem Felde nicht viel mehr als Neulinge waren, und er mit großen Schwierigkeiten auf allen Seiten zu kämpfen hatte. Seine vortreffliche und reiche Sprachkenntniß, ſo wie eine umfaſſende Beleſenheit und höchſt glückliche angeborene Fähigkeiten kamen ihm hier außerordentlich zu Statten, und ſeine Ueberſetzungen galten daher lange Zeit für unerreichte Meiſterwerke, bis die Fortſchritte der neueſten Zeit, durch welche die Deutſchen in dieſem Zweige der Literatur allen anderen Nationen vorausgeeilt ſind, dieſelben verdrängten. — Er verdient daher jedenfalls eine höchſt ehrenvolle Erwähnung in dieſer Sammlung, wenn auch Proben ſeiner Leiſtungen, da ſie nicht ſein urſprüngliches Eigenthum ſind, ausgeſchloſſen bleiben müſſen.

Vgl. *Denkſchrift auf Bode.* Von Böttiger. Weimar, 1796. gr. 4.

J. C. Bode's literariſches Leben. Nebſt deſſen Bildniß von Lips. Berl. 1796. (ebenfalls von Böttiger.)

Schlichtegroll, Supplementband des Nekrologs für die Jahre 1790–93. 1. S. 350–418.

Digitized by Google

Johann Jacob Bodmer

ward am 19. Juli 1698 zu Greiffenſee bei Zürich geboren, erhielt ſeine erſte Bildung im väterlichen Hauſe, dann auf dem Gymnaſium zu Zürich und ſollte Theologie ſtudiren. Da er aber hierzu keinen Beruf fühlte, ſo ward er zum Kaufmann beſtimmt und, um ſich die dazu nöthigen Kenntniſſe zu erwerben, zu Verwandten in Oberitalien, welche eine ausgebreitete Handlung beſaßen, geſandt. Er zeigte jedoch nicht den mindeſten Beruf für dieſes Fach und kehrte daher 1719 wieder in das väterliche Haus zurück. Im Jahre 1720 ging er von Neuem nach Zürich und ſtudirte jetzt mit großem Eifer die Geſchichte und die Rechte ſeines Vaterlandes. Um d:ſe Zeit ſchloß er eine innige Freundſchaft mit Breitinger (S. d.). 1715 ward B. Profeſſor der helvetiſchen Geſchichte und Politik in Zürich; 1737 aber Mitglied des großen Rathes daſelbſt. Unermüdlich wirkte er nun nach den von ihm als richtig anerkannten Anſichten für die Verbeſſerung des Geſchmackes in der deutſchen Literatur bis an ſeinen Tod, der ihn erſt in ſeinem hohen Alter am 2. Januar 1783 traf.

Theils allein, theils in Verbindung mit Anderen verfaßte er, überſetzte, oder gab heraus:

Die Discurſe der Mahler. 4 Thle. Zürich, 1721—23.
Von dem Einfluß und Gebrauche der Einbildungskraft auf die Ausbeſſerung des Geſchmacks u. ſ. w. Frankf. u. Leipz. 1727. Mit dem Nebentitel: Vernünftige Gedanken und Urtheile von der Beredſamkeit (gemeinſchaftlich mit Breitinger).
J. Milton's Verluſt des Paradieſes. Zürich, 1732.
Briefwechſel von der Natur des poetiſchen Geſchmackes. Zürich, 1736.
Sam. Butler's Hudibras. Deutſch. Frankf. und Leipz. 1737. (nur die beiden erſten Geſänge enthaltend.)
v. Kanitz Gedichte, mit einer Vorrede von der Dichtart des Verfaſſers. Zürich, 1737.
Kritiſche Abhandlung von dem Wunderbaren in der Poeſie u. ſ. w. u. ſ. w. Zürich, 1740.
Kritiſche Betrachtungen über die Gemälde der Dichter mit einer Vorrede von Breitinger. Zürich, 1741.
Sammlung kritiſcher, poetiſcher und anderer geiſtvollen Schriften. 12 Stücke. Zürich, 1741—44. Eine neue Auflage beſorgte Wieland (Zürich 1753) unter dem Titel: Sammlung der Zürcheriſchen Streitſchriften u. ſ. w. wider die Gottſchediſche Schule.
Kritiſche Betrachtungen u. ſ. w. zur Verbeſſerung der deutſchen Schaubühne. Bern, 1743.
Kritiſche Betrachtungen über einige Auftritte der Gottſchediſchen Ueberſetzung der Iphigenia des Racine. Zürich, 1743. (gemeinſchaftlich mit Breitinger.)
Ein halbes Hundert neuer Fabeln durch L. M. v. K. mit einer kritiſchen Vorrede u. ſ. w. Zürich, 1744. Neueſte A. Zürich, 1773.
Thirſis (J. J. Pyra) und Damons (S. G. Lange) freundſchaftliche Lieder. Zürich, 1745.
Martin Opitzens von Boberfeld Gedichte (beſorgt von Bodmer und Breitinger). 1. Thl. (mehr erſchien nicht) Zürich, 1745.
Vom Natürlichen in Schäfergedichten u. ſ. w. Zürich, 1746.
Kritiſche Briefe (gemeinſchaftlich mit Breitinger). Zürich, 1746.
Beurtheilung der Panthea. Zürich, 1746. N. A. Halle, 1749.
Pygmalion und Eliſe. Frankfurt und Leipzig, 1747.
Kritiſche Lobgedichte und Elegieen v. J. G. Schuldheiß herausgegeben. Zürich, 1747. 2. A. 1754.
A. Popens Duncias. Zürich, 1747.
Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie (gemeinſchaftlich mit Breitinger). Zürich, 1748.
N. Wernikens poetiſche Verſuche. Zürich, 1749. N. A. 1762.
Neue kritiſche Briefe. Zürich, 1749 (gemeinſchaftlich mit Breitinger).
Crito, eine Monatsſchrift. Zürich, 1751.
Noah, ein Heldengedicht. Zürich, 1752. 4. A. 1781 unter dem Titel: die Noachide.
Der Parcival u. ſ. w. Zürich, 1753. in 4.
Der Eremit, nach Parnell. Hamburg, 1753.
Fragmente in der erzählenden Dichtart. Zürich, 1754. in 4.
Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Zürich, 1757. (gemeinſchaftlich mit Breitinger.)
Chriemchilden Rache und die Klage. Zürich, 1757. in 4.
Sammlungen von Minneſingern aus dem Schwäbiſchen Zeitpunkte durch Rundger Maneſſen. Zürich, 1758—59. 2 Thle. in 4.
Leſſingiſche und äſopiſche Fabeln. Zürich, 1760. N. A. 1767.
Calliope. 2 Bde. Zürich, 1767.
Der erkannte Joſeph und der keuſche Joſeph. Zürich, 1754. in 4.
Ulyſſes. Trauerſpiel. Zürich, 1760.
Elektra. Trauerſp. Zürich, 1760.
Polytimet. Trauerſp. Zürich, 1760.
Patroklus. Trauerſp. Zürich, 1761.
Die Cherusken. Trauerſp. Augsburg, 1761.
Drei neue Trauerſpiele. Johanne Gray; Friedrich von Tockenburg; Oreſtes. Zürich, 1761.
Julius Cäſar. Leipzig, 1763.
Cicero. Zürich, 1764.
Neue theatraliſche Werke. Erſter Band. Lindau am Bodenſee, 1768.
Politiſche Schauſpiele. Zürich, 1763. 3. Bde.
Der Hungerthurm in Piſa. Der neue Romeo. Cajus Gracchus. Arnold von Brescia in Zürich. Wilhelm Tell. Heinrich von Merchthal u. ſ. w. u. ſ. w. Schau- und Trauerſpiele in den Jahren 1769—83.
Die Töchter des Paradieſes. Zürich, 1768.
Die Begräbniß und die Auferſtehung des Meſſias. Frankfurt und Leipzig, 1775.
Die Gräfin Hedwig von Gleichen. Karlsruhe, 1771.
Wilhelm von Oranſe. Frankf. und Leipzig, 1774.
Hildebold und Wibrade. Maria von Brabant. Chur, 1776.
Makarin. Sigowin. Adelbert. Zürich, 1776.
Telemach und Nauſikaa. Zürich, 1777.
Archiv der ſchweizeriſchen Kritik. Zürich, 1768.
Die Grundſätze der deutſchen Sprache. Zürich, 1768.
Homer's Werke. Zürich, 1778. 2 Bde.
Apollonius' Argonauten. Zürich, 1779.
Literariſche Denkmale. Zürich, 1779.
Altengliſche Balladen. Zürich, 1780—81. 2 Bde.
Jakob beim Brunnen. Schäferſpiel. Zürich, 1780.
Der Levit von Ephraim. Zürich, 1782.
Bodmer's Apollinarien (nach ſeinem Tode) herausgegeben von G. F. Stäudlin. Tübingen, 1783.
Einzelne Satyren, epiſche Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. u. ſ. w.

Bodmer's Verdienſte um die deutſche Literatur ſind von großer Wichtigkeit, obwohl ſie mehr auf ſeinem redlichen und ehrenwerthen Streben, das Rechte, was Noth that, zu ſuchen und den Weg dahin zu zeigen, als auf ſeinen eigenen Leiſtungen beruhen. Die Zeit kam ihm hülfreicher entgegen und trug ihn ſicherer als ſeine eigenen Fähigkeiten, denn für einen Kritiker fehlte es ihm an Philoſophie, für einen Dichter an angeborenem Talent. Deſſenungeachtet fordert ſeine unermüdliche Thätigkeit, ſeine Luſt und Theilnahme an allem Großen und Schönen, ſein Sinn für alle wahre Poeſie, ſo wie vorzüglich der Umſtand, daß er zuerſt die Liebe für altdeutſche Dichtkunſt wieder zu beleben wußte, trotz der mannichfachen Verirrungen, in welche ſein bis in das höchſte Alter glühender Eifer ihn zuweilen riß, dankende und verehrende Anerkennung. Er trat dem ſeichten Gottſched, der ſich damals eines faſt gänzlich unbeſtrittenen Rufes in Deutſchland erfreute, und deſſen noch geiſtloſeren Anhängern zuerſt mit Kraft entgegen, ſtrebte nach Natürlichkeit und Wahrheit vor Allem, ermunterte und beförderte mit lebendiger, uneigennütziger Theilnahme jüngere Talente und

Digitized by Google

ſuchte durch Ueberſetzungen fremder, antiker und moderner poetiſcher Meiſterwerke dem beſſeren Geſchmacke eine freiere Bahn zu ebenen. So wirkte er ſegensreich bis zu ſeinen letzten Tagen und hatte in hohem Alter die Freude, jene glorreiche Blüthenzeit der deutſchen Nationalliteratur, die er, ein unermüdlicher Kämpfer, geahnt und vorbereitet, zu erleben. Ueber die Art und Weiſe ſeines Streites mit Gottſched und deſſen Anhängern verweiſen wir den geehrten Leſer auf den dieſen Letzteren betreffenden Artikel, da eine Entwickelung der gottſchedischen Grundſätze, welche dort nothwendig iſt, hier den Raum beſchränken und überflüſſige Wiederholungen veranlaſſen würde. Als Kritiker fehlte es Bodmer'n übrigens, wie wir bereits bemerkten, an philoſophiſcher Durchbildung, Ruhe und Tiefe; ſein proſaiſcher Styl iſt ſteif, incorrect und ungelenk. Seine Gedichte ſind nur künſtliche Erzeugniſſe des Verſtandes, obwohl nicht ohne moraliſche Wärme und Wahrheit; aber alle jene bereits angeführten lobenswerthen Geſinnungen und Beſtrebungen wiegen ſeine vielen Fehler im reichen Maße auf. Unter ſeinen poetiſchen Leiſtungen hat ſich die Noachide am Längſten ihren urſprünglichen guten Ruf zu bewahren gewußt, obwohl ſie nur eine Nachahmung Milton's und Klopſtock's iſt. Wir theilen den achten Geſang derſelben, als den gelungenſten, zur Beſtätigung des Geſagten mit.

Vgl. Ueber Bodmer, von Leonhard Meiſter. Zürich, 1783.
Jo. Jac. Hottingeri Acroama de Jo. Jac. Bodmero. Turici, 1783.
Deutſches Muſeum. 1783. Bd. 1. Februar. S. 169. — S. 187—189.
G. F. Stäudlin, Briefe berühmter und edler Deutſchen an Bodmer. Stuttgart, 1794.
F. v. Hagedorn's poetiſche Werke, herausgegeben von Eſchenburg, Th. 5. S. 82—124. — S. 158—213.
Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner aus Gleim's literariſchem Nachlaß, herausgegeben von W. Körte. Zürich, 1804.

Bodmer's ähnlichſtes Portrait iſt 1785 nach Graf, geſtochen von Bauſe, erſchienen. —

Die Noachide.

Achter Geſang.*)

Ehe die vierte Sonne mit ihren blaſſeſten Strahlen
Noch die Stirn der Aurora entfärbet hatte, ging Sipha
Nach dem Haine, wo Gott das erſte Verbrechen gerichtet,
Auf dem Altar, den er da gebaut, den köſtlichen Weihrauch,
Seinen aufrichtigen Sinn und gelaßnen Willen zu opfern.
Als er mit ſtillem Gemüthe die große Verheißung durchdenket,
Die mit göttlicher Milde der Richter der erſten Gefallnen
Ihnen gethan, daß einſt der Same des Weibes der Schlange
Sollte den Kopf zerquetſchen, und jetzt anbetend gedachte,
Welcher göttliche Menſch der Sieger Satans ſein müßte,
Und im Geiſt mit verlangendem Arm ihn gläubig umfaßte;
Siehe da lauſchte der Tod im Hinterhalte verborgen,
Sah ihn in ſtiller Betrachtung die Wege des Heiles erforſchen.
Einer von ſeinen ſanfteſten Pfeilen in Balſam getunket
Trifft ihn in's Herz; die Bande des Leibs von Staube zerbrechen,
Und er ſagte die letzten Worte: „Welch zuckendes Zittern
Tönet durch meine Nerven wie ſanft gerührter Saiten!
O ich zerfließe! mir ſchwimmt das Haupt in ſüßer Betäubung.
Iſt es der Tod? wie iſt er ſo leicht! Mein Gott und mein Vater,
Nimm du, nimm meinen Geiſt auf! — Wo bin ich? aus welchem Gefängniß
Bin ich entflohn? Ich ſeh' es, die irdiſche Schal' iſt geſpalten.
Welche Leichtigkeit fühl' ich! ein Strahl des Lichts iſt nicht leichter;
Und wie hell iſt's um mich herum! ich ſaß in der Dämm'rung,
Und ich bin in die Sonne gekommen. — Vor meinem Geſichte
Neigt ſich der Himmel und Wolken von Nardus ſteigen hernieder,
Mir ſich unterzulegen. — O laßt mich die Flügel entfalten,
Cherubsflügel an Stärke, mich über die Sterne zu ſchwingen!"

---

*) Aus: Die Noachide. Zürich, 1781.

Alſo ſing er im ſterblichen Leib an und endigt' im Glanze
Eines ätheriſchen Geiſtes, mit neuen Kräften begabet.
Um ſich her ſieht er Schaaren von früher Verhimmelten warten,
Zögert' nicht länger; ſie fliegen mit ihm empor zu den Vätern,
Nicht unerwartet von ihnen, nicht fremd in der neuen Geſellſchaft.
Lange ſchon war ſein Herz bei ihnen geweſen und lange
Hatte nach ihrem Geiſt ſein Geiſt ſich himmliſch gebildet,
Und er durfte die Reih' der Gedanken im Staube nicht ändern.

Kürzlich darauf ging Sem beim Altar des Richters vorüber,
Macht' im Vorübergehen dem Gott, dem der Altar geweiht war,
Eine Verneigung. Er ſieht den Vater in ſitzender Stellung,
An den Altar gelehnt, von dem Arme das Haupt geſtützet,
Sieht ihn entſeelt, das Leben war ſchon aus der Hülle geflohen;
Doch enthält er ſich nicht die kalten Lippen zu küſſen,
Geht dann langſam, die unwillkommene Botſchaft zu bringen.
Milka ſtand mit Debora und Thamar unter dem Vordach:
„Sipha wird in der Hülle von Staub," ſo ſprach er zu ihnen,
„Nicht mehr mit uns den Herrn anrufen; er lebt bei den Vätern,
„Näher bei Gott, und betet ihn an mit Enoch und Lamech.
„Ihm iſt der Engel des Todes am Altar des Richters begegnet,
„Und ich küßte die Lippen, entſeelt des einwohnenden Geiſtes."
O! wie erſchracken die Töchter, des Vaters beraubet, ſie weinten,
Sahen ſtarr in den Himmel, und glaubten, entzückt in Gedanken,
Daß ſie den Pfad ſehn ſchimmern, den ſeine Seele geflogen.
Milka ſchwieg; ſie erwog, mit welchem ſeligern Theile
Sipha'n der Herr begnadigt hätte, wie jetzo Jemima
Seine Stunde der Ankunft im Land der Unſterblichen fei'rte.
Kerenhapuch lag noch vom Morgenſchlafe gebunden
In der teppichbehangenen Kammer, in blühender Unſchuld,
Gleich den Töchtern von einem nicht ſterblichen Menſchengeſchlechte,
Deſſen erſter Erſchaffner nicht abgefallen, die Kinder
Nicht aus der Art geſchlagen. Mit Zärtlichkeit ſtanden die Schweſtern
Um die Schweſter herum; ihr die Botſchaft des Todes zu bringen,
Daß ihr Vater den Athem des irdiſchen Lebens verhaucht hat,
Kamen die Schweſtern, allein ſie ſah'n ſie ſchlummern und ſchwiegen.
Jetzt erwachte die zärtliche Tochter und ſiehet die Nachricht
In den geſunkenen Mienen, bevor die Lippen ſie ſagen.
„Iſt mein Vater dahin?" ſo ſprach ſie, „und ſoll ich nicht wieder
Durch holdſelige Worte ſein Antlitz erhellen? Ich hätt' ihm
Dieſen Morgen was Liebevolles von Mirza erzählet,
Seinem Liebling, was oft mir unſere Mutter erzählte,
Wie ſie mich ihm an Zügen der Mien' und der Unſchuld des Herzens
Aehnlich fand und mich küßt' und Thränen über uns weinte.
Mirza's Gemüth, ſo ſprach ſie, war edel, die Unſchuld der Augen
Strahlet aus ſeiner Seel' und war ihr lebendiger Abdruck.
Sipha hätte vergnügt an meinen Lippen gehangen,
Munterer wäre ſein Geiſt in die längſt vergangenen Tage
Wieder zurück gewandert und hätte ſie wieder genoſſen.
Aber ich ſoll nicht mehr die verehrungswürdige Miene
Ueber mich hingeneigt, nicht mehr ſehn lächeln. Doch mein iſt
Aller Verluſt: ihn ſelbſt erwarten nicht irdiſche Freuden
In den Hallen des hohen Olympus, und da ich ſo klage,
Kränzt ihm Jemima die Schläfe mit unverwelklichen Blumen;
Oder ihn habe ſein zärtliches Herz zum Zögern geneiget,
Eh' er von uns in die Wohnung der Ueberirdiſchen eilte.
Seliger Schatten, wenn du noch um deine Verlaſſene ſchwebeſt,
Wenn du mich weinen ſiehſt, ſo entküß' ungeſehen die Thränen
Meinen Augen, und gieb mir nicht eitele Luft zu umarmen!"

Alſo ſprach ſie entzückt in zärtlichen Schmerzen und ſtreckte
Beide Händ' in die blühende Luft; in der ſanften Betäubung
Glaubt ſie, ſie höre den Geiſt in dem ſäuſelnden Weſte daher wehn.

Jetzo gehn ſie, den Leichnam zum letzten Male zu grüßen
Und den Geruch des Todes zu riechen, der liebliche Düfte
In die Naſe des Lebenden weht, der über den Staub ſteigt.

Sipha hatt' in ein Schweißtuch die ſanften Schmerzen des Todes
Aufgefaſſet, Sem nahm es und hüllt' es unter den Leibrock:
„Dieſes ſoll mir," ſo ſprach er, „den letzten Todesſchweiß trocknen.
Aber von ihm iſt der Erd' ein edleres Erbgut geblieben,
Würdig verwahret zu ſein, ſein Lob des göttlichen Wandels

Digitized by Google

Und ſein Reichthum an Tugend, der an der Seele bereichert.
Laßt uns den köſtlichern Schatz in unſerm Herzen bewahren,
Einen Schatz, den der Roſt nicht nagt, die Zeit nicht verzehret!
Seine Frömmigkeit ſoll vor unſerer Stirn nicht vergehen,
Immer ſoll unſer Ohr ſich zu ihren Ermahnungen neigen."

Alſo Sem. Der fräuliche Chor weint kindliche Thränen
Ueber der Leiche, den Tag nicht eingedenk, Speiſe zu nehmen.
Als die Schatten des Abends die offenen Hügel bedeckten,
Höhlt Sem tief in die Erd' ein Bette zunächſt beim Altare,
Und die Frauen beſtreuen's in ſeiner Tiefe mit Myrten
Und mit Sträuchen von Cinnamomus, er ſenket die Hülle
In das begrabende Bette zum ſtillen Verweſen, ſie warfen
Mildiglich Roſen, Violen und Blüthe von Jasmin darüber.
Dann bedeckt er den Leichnam mit einem Hügel von Erde,
Die er mit Reiſern vom Palmbaum kränzt. Er trat auf das Grabmal
Und da rief er dem Leichname nach: „Ruh' ſanft, o Verlaßner!
In den urſprünglichen Staub gelegt, die langſamen Stunden
Eine Nacht von Jahrhunderten durch, bis die ſchöpf'riſche Stimme
Dich in die Felder des irdiſchen Lebens das zweite Mal aufruft!
Eine ſehr lange Nacht zwar nach dem Zeitmaß der Erde.
Doch dem Leibe, der ſchläft, nur eine der kürzeſten Nächte."

Milka war nur mit dem Leibe zugegen, ihr Geiſt war bei Sipha.
Aber die Töchter — ſie ſangen am Grab ſo gegen einander:
„Möchten mir Flügel der Morgenröthe die Schultern bedecken,
Daß ſie entfaltend ich über die Spitzen des göttlichen Berges
Hoch aufflöge, den glänzenden Pfad im Aether zu gehen,
Den der Gottſelige ging, wo ſeine Tritte noch ſchimmern,
Daß ich käm' zu den Bächen, die in den olympiſchen Auen
Unverwelkliche Blumen tränken; da wollt' ich die Blumen
Pflücken und ſie Jemima bringen, dem beſten der Väter
Neue Kränze zu flechten, die ſollte dem beſten der Gatten
Um die unſterblichen Schläfe die beſte der Frauen umwinden!"

„Möchte zur Erde herab der hohe Himmel ſich neigen,
Und ich fände vor mir die Morgenpforten von Jaſpis
Offen und ging' hindurch in die Wohnung der Väter der Menſchen,
Welche der ewige Vater für ſeine Gerechten bereitet;
Wenn ich da meinen Vater bei Gottes Heiligen ſuchte
Und ich fänd' ihn in Abels und Seths und Enochs Geſellſchaft,
Daß ich zu ihren Füßen mich ſetzt' und Hymnen dem Höchſten,
Der ihn in ſeine Wonn' aufnahm, und Jubel ihm ſänge!"

„Möchte der Engel des Tods mit demſelben ſanfteren Pfeile,
Der die Bande des Lebens von unſerm Vater genommen,
Auch die Feſſeln zertrennen, die meinen Geiſt zu dem Staube
Binden, wie wollt' ich dann frei, aus meinem Gefängniß entflohen,
Ohne die Flügel der Morgenröthe mit eigenen Flügeln
Jeden Himmel des Aethers und Kreis des Olympus durchwandeln,
Bis ich zum Altar der Väter der Menſchen käme, wo Adam
Prieſterlich ſteht, das Rauchfaß in ſeiner Rechten; dann ſollte
Mein Gebet mit dem Weihrauch empor zu dem Throne der Gnade
Fließen, den Herrn zu preiſen, der aus dem irdiſchen Wirbel
Unſern Vater befreit' und in ſeine Seligkeit aufnahm,
Die er auch uns bereitet, wenn unſre Stunde gekommen!
Jetzt noch gebührt es uns, Gott in den Banden des irdiſchen Lebens
Durch den gelaßnen Willen und heiligen Wandel zu preiſen."

Nach vollbrachter Beſtattung, am blaſſen Licht des Kometen
Gingen ſie ſtumm und langſam nach ihrer Hütte; ſie fanden
Noah daſelbſt und Cham und Japhet, willkommene Gäſte,
Ihre geſchickteſten Tröſter, die Wehmuth des Herzens zu lindern.
Sanftes Weinen vermiſchte ſich unter die Worte der Frauen,
Da ſie ſagten, von welchem Geſchäfte ſie kämen. Der Ahnherr
Sagte: „Für Sipha hat Gott geſorgt, der ihn von uns hinnahm,
Ehe die Fluth an die Erde pochte. Die Stund' iſt gekommen,
Die den Erdkreis und alle Geſchöpfe darinnen dahin reißt;
Wir, die leben, wir ſind in unſelige Tage gefallen,
Und ich komme herüber, um euch von dem obern Gebirge
Abzurufen; ihr ſollet, von euern Gärten geriſſen,
Mit mir, welchen ungleichen Ort, die Arche bewohnen."

Dann erzählt' er: „Als ich des Mittags, am Fuße der Arche
Sitzend, in meinen Gedanken den Tag des Zornes gedachte,
Sah ich auf, und ſiehe! vor mir ſtand Raphaels Liebe,
Neue Befehle vom Herrn zu uns auf die Erde zu bringen.
Offenbar ſtand er vor mir und red'te den Willen des Herrn mir:
Noah, ſo ſprach er, der Tag des Gerichts iſt nahe, die Hüter
Sind von dem Paradieſe zurück in den Himmel gegangen;
Andre, die auf die Bewegung der Sphäre zu wachen geſetzt ſind,
Haben Befehl bekommen, die Sorgen nunmehr zu verdoppeln,
Da der Komet der Erde ſich nahet und bald ſie berühret,
Und die eröffneten Urnen mit Fluthen über ſie ausgießt;
Denn in der Abſicht hat Gott ihn dem Erdkreis entgegen geſendet.
Dieſer ſoll nur ſechs Tag' in der Blüthe noch glänzen, die Fluthen
Sollen am ſiebenten Tag zugleich aus des Oceans Tiefen
Und dem Schooß des geſchwänzten Planeten, von beiden Seiten
Ueber das Erdreich fallen und da mit vereinigten Waſſern
Alle Geſchöpfe vertilgen, die über dem Trockenen leben,
Alle, nur nicht dein Haus, und das Vieh, das mit dir in die Arche
Flieht, von der Vorſicht geweiht die vertilgte Welt zu ergänzen.
Sieh die Poſaun', ich nahm ſie drüben im Zeughaus des Himmels,
Wenn du ſie bläſeſt, ſo wird Gevögel und wandelndes Viehe
Und Inſekten zu dir, wie auf deinen Ruf ſich verſammeln,
An der Zahl von jeglicher Art ſo viel als beſtimmt ſind,
Und in der Arche die angewieſenen Zimmer bewohnen,
Friedſam da leben und deiner befehlenden Stimme gehorchen.
Halte denn dich bereit, damit an dem ſiebenten Tage
Dich die ſtürmende Fluth in dem göttlichen Baue geſchirmt ſieht.
Mir iſt die Sorg' empfohlen, die Thüre nach dir zu verſiegeln;
Dann ſoll ich über den einherſchießenden Wellen ihn halten;
Niemals werd' ich von dir weit ſtehn in den Tagen des Zornes.
Eile, ſchon hat der Engel des Todes mit heilendem Wurfſpieß
Sipha's Seele hinauf zu den Heiligen Gottes geſammelt."

„Alſo ſprach er mit Eil' und ſchwang die mächtigen Flügel,
Von dem Schwunge der Flügel entſtand weitwehendes Rauſchen,
Wie von brauſenden Winden, er flog hoch über Thamiſta.
Und ich hörte von ferne die Worte der donnernden Stimme:
„„Gott hat, die Wag' in der Hand, auf ſeinem Richtſtuhl geſeſſen,
Schon iſt das Urtheil gefällt; der ſiebente Tag iſt der Strafe,
Daß ſie die Erd' und ihre Bewohner im Waſſer vertilge.
Weh' dem Geſchlecht, vor welchem der Zorn des Ewigen aufgeht!""
Und ich fiel vor dem Gott, der die ebene Wage des Rechts hält,
Auf mein Angeſicht in den Staub zu beten, dann ging ich
Euch im Gebirg zu ſuchen, daß ihr mit mir in die Arche
Ginget, da unſer Leben am Tag des Gerichts zu erretten.
Laßt uns die wenigen Tage, die in den Gefilden des Lichtes
Uns zu athmen vergönnt ſind, mit feſtlichen Sitten und Opfern
Und mit Gebeten dem Herrn, der uns verſchonen will, feiern."

Alſo der Ahnherr, er rief mit geſalbten Reden die Ruhe
In die ſchmachtenden Herzen zurück und ſah ſie zufriedner.
Täglich beſucht' er den Sühnaltar mit Morgen- und Abend-
Opfern, er ſaß auf dem Hügel, der Sipha's entſchlafne Gebeine
Deckte, mit Andacht und lobte den Herrn, bei dem er jetzt lebte,
Ueber dem Grabmal. Die Frauen bekränzten's an jeglichem Morgen
Mit Violen und Nelken und neu geſproſſenen Roſen,
Und die Männer benetzten's mit Wein vom rinnenden Palmbaum.
Noah ſagte: „Mir iſt, von Sipha getrennet, die Rechte
Abgeſchnitten, er war der Arm, auf den ich mich ſtützte;
Da ich, o meine Söhn', ihn nicht mehr habe, ſo tretet
Ihr in die Wege des Edeln und denket und wandelt wie Sipha!"

Unter den ſtillen Sitten verflogen die Tage; den ſechſten
Waren ſie früh geſchürzt, von den blühenden Lauben zu ſcheiden.
O wie pochte der Buſen der ſchönen Siphaitinnen,
Als ſie die Gärten und Blumenbeete zum letzten Mal grüßten,
Ihrer Gedanken Vertrauten, die Zeugen unſchuldiger Freuden!
Wie als wollten ſie etwas davon mit den Augen abätzen,
Hingen mit ernſtem Blick ſie über den blumigen Beeten.
Und wie ein Menſch, im Schiffbruch an eine Klippe geworfen,
Sie mit den Händen umſchlingt und drückt und zitternd daran klebt,
Nicht nachgiebt, wiewohl die Hände, die Knie' und die Füße
Bluten, zeriſſen, von Sand und Steinen durchſtochen, er hält ſich,
Bis die rückfließende Fluth ihn unerbittlich dahin reißt:
Alſo klebten mit Augen voll Glut ſie an ihren Geländern
Unbeweglich, ſie weinten unhintertreibliche Thränen;
Aber ſie riß die höhere Macht des Schickſals von dannen.

Digitized by Google

Hapuch trug in der Linken den Strauß von flammenden Nelken,
Ihren Liebling, dem ſie in tändelnden Stunden den Namen
Salamander gegeben, bei dem ihn die Freunde der Blumen
Immerhin kennen; ſie hatte mit ſeinem Wuchſe geſpielet,
Wo die Natur der Kunſt nichts übrig gelaſſen zu beſſern.
Noah hatt' ihr die Bitte nicht abgeſchlagen, ſie möcht' ihn
Wohl mit ihr in die Arche nehmen; die einzige Blume,
Die ſich am Stock in die folgende Welt hinüber gerettet.
Thamar hatte nichts Schlechteres auf ihre Schultern genommen,
Ihrer Mutter gebalſamte Hülle, das theure Gemälde
Welches in dunkeln Zügen die Miene der Todten bewahrte,
Auch war's Noah zufrieden, ſie mit in die Arche zu nehmen.
Aber Debora, du trugſt zwo ſanft gebogene Rollen
Unter dem rechten Arme, von Blättern des Baumes Papyrus,
Die in die Arche zu retten du nicht Erlaubniß bedurfteſt,
Denn es waren die Pſalmen Eliſas, des Lieblings der Muſe,
Den in den Tagen Enochs der Name des Göttlichen ſchmückte;
Denn er ſang unnachahmlich der Gottheit verborgene Wege,
Welche der Geiſt, der Durchſchauer der Tiefen Gottes, ihn lehrte.
Aber wiewohl Debora die Pſalmen des göttlichen Sehers
In der Sündfluth erhielt, ſo ſind ſie für uns doch verloren.
Lange zwar hatten die Enkel Debora's und Sems nach der Sündfluth
Sie in der neuen Welt wie ihren Augapfel bewahret;
Aber bei ihren Enkeln verdarben die Sitten der Väter,
Und mit der Unſchuld verdarb der Geſchmack am Edeln und Hohen,
Weisheit und Künſte, die Frucht der patriarchiſchen Tage.
Damals begruben die Laſter, die ſelbſt den Beſten nicht ſchonen,
Auch die Pſalmen des göttlichen Sängers im Staub des Vergeſſens;
Aber ſie hat ein Seraph hinauf in den Himmel gerettet,
Und da ſingen ſie immer die Engel und ſeligen Väter.
Möchte der Tag nie kommen, der jenen hohen Geſängen,
Die von der Frucht des verbotenen Baums und dem erſten Verbrechen
Singen, den Untergang bringt, die ewig zu dauern verdienen;
Möcht' er nicht kommen, bevor an des zweiten Weltgerichts Abend
Himmel und Erde vergehn! Gewiß den Laſtern der Nachwelt
Soll's nicht gelingen, die höhern Geſänge vom Blute des Bundes,
Vor der Zerſtörung der Erde, dem Untergange zu weihen;
Denn Gott wird ſie der Wuth zu entreißen Eloa befehlen.

Traurig gingen die Schweſtern durch ihre gepflanzeten Gärten,
Welche gleich finſter die letzte Sorge der Schweſtern bekannten,
Und jetzt traten ſie in den wilden Schatten, als Hapuch
Durch ein unüberwindlich Verlangen genöthigt, plötzlich
Ihren Nelkenſtrauß neben ſich ſtellt' und mit Flügeln am Fuße
Wieder zurück flog, noch einmal die liebſten Geländer zu ſchauen.
Dorten warf ſie mit ſchmerzender Wolluſt auf Beet' und Geländer
Einen langen hartnäckigen Blick und hemmte den Blick nicht,
Bis ihr das Herz ein Bach von Thränen erleichtert; ſie weinte
Laut gen Himmel, dann ſah ſie wieder auf ihre Gelände.
Alſo ſah ich die Freundin, der Bosheit der Hölle die Freundin
Aus der Umarmung riß, zum Sarg der Verſtorbenen fliegen;
Wo heftete ſie den Blick auf die todte Geliebte,
Weinete laut gen Himmel, mit aufgehobenen Armen;
Plötzlich umfaßt ſie das Haupt ihr mit beiden Händen und küßt es,
Küßt die Augen und küßt die Händ' ihr, die ein' um die andre,
Küßt jetzt ein feſtlich, ein ewig Lebwohl der Blume der Keuſchheit;
Dann verläßt ſie das Haus des Jammers mit fliegendem Fuße,
Und es ſteht da verwaiſt, zum Wurm der Reue verurtheilt.
Hapuch flog ſo zurück, und die Gärten ſtanden verwaiſt da.
Und jetzt pocht ihr der Buſen mit leiſeren Schlägen, indem ſie
In dem hinterſten Gliede mit ihrem Vermählten daher ging.

Allgemach öffnete ſich das Herz der geduldigen Frauen,
Neue ſchuldloſe Neigungen einzulaſſen; die Sehnſucht
Wächſt in den zarten Gemüthern, das rettende Haus zu betrachten,
In dem Himmel entworfen; die Wunder des engliſchen Pinſels,
Der auf flachem Getäfel die ferneſte Zukunft weiſſaget.
Als ſie vor'm heißen Mittag zu Noah's Hütte gekommen,
Fanden ſie Werke, der menſchlichen Kunſt verwehrt zu erreichen.
Doch wie bequem ſie die Wohnung gleich ſahn, wie ſchön die Verzierung,
Wie ſie die Tafeln mit Farben belebt und mit Mienen voll Seele
Sprechen ſahn, dennoch konnten ſie nicht dem Kummer gebieten,
Daß er nicht ſeufzt'. Und als die Nacht von der Erden heraufſtieg,
Flogen um ihre Stirne Phantomen in fremden Geſtalten,
Von zweideutiger Mien' und plötzlich wechſelnder Farbe;
Banges Erwarten des Tages, mit Furcht gemiſchtes Vertrauen
Pochten durch ihren Buſen und ſtörten die Stille der Ruhe.

Jetzt warf über den öſtlichen Berg der ſiebente Morgen
Seinen dämmernden Tag, den Vollſtrecker ſchwerer Gerichte.
Noah war ſchon gegangen, den Morgenweihrauch nicht ſparſam
Auf den Altar zu ſtreuen: den er ſelbſt unter dem Palmbaum
Baute, wo er die Säume von Gott geſehen und lebte.
Aber die kleine menſchliche Schaar, die zum Leben beſtimmt war,
Ging in die Grotte hinab, wo mit lebender Wärme die Waſſer
Aus dem Abgrunde quollen. Nachdem ſie die Glieder gebadet,
Hieß die Stunde ſie eilen, nicht länger war ihnen vergönnet
Sich zu ſäumen, ſie gingen mit langſamem Schritt in die Arche,
Wie in ein Grab, das ſie von dem Lande der Irdiſchen abſchnitt.
Aber der Vater Noah ſtand unten am Fuße der Brücke,
Die von der Erde bis an die Thür in der Mitte hinauf ſtieg,
Mit der Poſaune bewaffnet, die ihm der Engel gegeben,
Die ſonſt Engel nur blieſen. Von göttlichem Athem erfüllet,
Blies der göttliche Mann den leichteſten Hauch in das Silber
Drei Mal in drei Abſätzen; ein hoher, feſtlicher Ton floß
Aus dem Metalle, der Berg ertönt in den Höhen und Gründen.
Groß iſt die Kraft der Poſaun'; auf ihren ſchwellenden Tönen
Hob ſich die Seele beflügelt mit heiligen Flammen gen Himmel.
Wie die Andacht von göttlichen Hymnen mit himmliſchem Feuer
In die Gemüther blitzt und große Gedanken hervorruft,
Alſo ſtrahlte der göttliche Schall in die Seelen der Menſchen.
Wie zu Geſichten entzückt, mit ſanft geſchwollenen Muskeln,
Jeder Geſichtszug erhöht, voll andächtigen, milderen Feuers,
Sangen ſie in antwortenden Strophen den Richter und Retter
Gegen einander; wie wird das Ende des gottloſen Manns ſein?
Unter den Wegen, worauf er geht, iſt ein Fallſtrick geleget,
Sieh, er verſtrickt das Netze ſich ſelbſt um die irrenden Füße,
Furcht umgiebt ihn, ihm ſtehen Verzweiflung und Angſt an der Seite;
Ihn verſchlinget ein Meer, das in tiefen Kammern ſo ſtill lag;
Wider ihn wird die Höhe ſich ſenken, die Tiefe ſich heben;
Seiner Blüthen erfreut ſich der Tod, ſein erſter Geborner
Fällt vor ihm in die Grub', er ſoll nicht Enkel, noch Sohn ſehn
Unter den künftigen Menſchen, ſein Name wird nimmer erwähnet;
Die ihn vormals geſehen, die werden fragen: wo iſt er?
Er vergeht wie ein Traum, wie nächtliche Dünſte verſchwinden.
Alſo wird es dem gehn, der Gott den Richter verkennet;
Aber der wird nicht vergehen, der auf den Heiland vertrauet,
Der ſich zu Gott dem Vorſehenden hält, den wird er erretten;
Jede Plage wird er von ihm entfernen, er wird ihm
Ueber der rinnenden Fluth ein Haus, das nicht wanket, erbauen.
Aber er würd' auf den Retter, ob er ihn tödtete, hoffen,
Auf den Heiland, der mitten im Strafen der Güte gedenket.

Alle die Zeit, ſo lang die Poſaune den himmliſchen Laut blies,
Standen die Menſchen in hohes Gefühl zerfloſſen und ſangen.
Als ſie nicht weiter blies, ſo ſahn ſie ein ſeltenes Wunder:
Vögel und Vieh und Würmer, von allen lebenden, kamen,
Einige ſieben und ſieben, in Paaren andre, ſie kamen
Alle vom Berg, gehorſam dem ehernen Schall auf den Flügeln
Oder den Schenkeln; vom flachen Land kam keines; die Vögel
Ließen ſich vor der Brücke zur Erde nieder, ſie gingen
Unterrichtet von Gott in die Arch' in ſittlicher Ordnung,
Auch die Geſchlechte der Würmer, daß nicht ein einziges fehlte.
Da ſie vor Noah die Trepp' aufgingen, zählt' er die Haufen,
Jegliches Volk, mit ſeinen Geſchlechten und Arten. Erzähle,
Muſe der erſten Erde, wer waren die Erdegebückten,
Die von jedem Hügel des Paradieſes, von jedem
Grund und Plan in die Arche gingen, ihr Leben zu retten!
Ihrer waren von jeder Gattung, von allen Geſtalten,
Allen Farben, von ſanften Sitten, von wildem Gemüthe,
Menſchenvertraut' und feindliche Thiere; mit Haaren, mit Wolle,
Andre mit Federn, mit hautigen Falten; erwähne derſelben
Einiger nur: des Tigers, den Stärke, Schnelligkeit, Tücke
Furchtbar machen; ſein trotziger Gang, die funkelnden Augen
Sprechen tyranniſche Hoheit, ihn ehren Provinzen und Völker
Als den Fürſten, der über die Thiere zu herrſchen geſetzt ſei:
Kleiner und nicht ſo ſchnell, doch blutbegier'ger und wilder
Geht der Pardel nach ihm; zwo Arten Bären nach dieſem,
Einer, der ſich, wiewohl im wärmſten Pelze gekleidet,
Vor dem Froſte verbirgt, wenn die lauen Lüfte die Erde
Wieder erwärmen, hervor dann gehet die Nahrung zu ſuchen,
Der er nach langem Faſten nicht mehr entbehret, dem Eber
An Geſtalt nicht unähnlich. Ein Ungeheuer der andre,
Vor ihm zittert der Menſch zurück, Koloß iſt ſein Körper,

Digitized by Google

Lang der Kopf, hochſchenklicht die Bein'; auf den zottigen Haaren
Sitzen Flecken geſtreut, hier weiß, da roth, ihn erblickt man
Oft, daß er Fichten fället und ſie in Planken zerſpaltet;
Ungeſellig vor Wildheit, man ſieht ihn nimmer gepaaret.
Laßt mich das Pferd nicht ſchweigen, von ſchönem Anblick, wir ſehen's
Ueber die Aehren im Kornfeld ſpringen, auf bergichten Höhen
Klimmen, herab in die Thäler ſteigen, jetzt treten, dann traben,
Aus dem Athem ſich rennen, dann ruh'n; es ſpielet im Graſe
Mit dem Weſtwind, oder es läuft mit ihm in die Wette;
Weder das Reh noch der Dammhirſch haben die Flügel am Schenkel.
Aber gedenk' auch andrer von mehrerm Nutzen dem Menſchen,
Unſerer Hausgenoſſen, die mitten bei uns in den Hütten
Wohnen, die wir bewohnen; das Feld uns bauen, uns nähren,
Die uns kleiden, bewachen, auf Reiſen die Seit' uns bedecken;
Doch wer kennt nicht das Vieh, der Wirthſchaft Gehülfen, die Schafe
Und die Ziegen, die Stiere, die Hunde, die zahmen Kameele?
Jetzt gedenk' ich des Volkes der Luft mit Flügeln begabet,
Und zuerſt des Faſans, doch geb' ich ihm nicht den Vorzug
Wegen der ſchönen Federn, ich lobe das niedliche Fleiſch mehr;
Noch mehr preiſt ihn der Waidmann, der ſüßen Luſtbarkeit wegen,
Die ihm ſein Fang verſchafft. Ein höheres Lob iſt der Vögel
Von dem koniſchen Schnabel, der Anverwandte des Sperlings,
Daß ſie das Waldorcheſter verſehen mit lieblichen Sängern.

Folgt das Geſchlecht, ſo die Fluth mit der hautigen Klaue durchwandelt.
Einige ſtehn hoch auf den Füßen, entblößt bis zu'n Schenkeln.
Viele ſtreichen nicht hoch von der Erde; mit mächtigem Fluge
Schwingen viel' andre ſich in den Himmel der Wolken; die wohnen
An den Geſtaden, und andr' in Forſten, zu welchen die Sonne
Nicht durchdringt; in felſichten Bergen, auf welchen kein Strauch wächſt,
Andre .... doch ich enthalte mich ihre Namen zu nennen.

Jeglicher Trupp fand darinnen ununterrichtet ſein Zimmer,
Freunde zu Freunden, Verwandte zu ihren Verwandten gelagert,
Alle freundſchaftlich und ſittſam, die rohen Sitten bezähmte
Ihre gemeinſame Noth, und noch mehr die Stimme des Retters,
Der in ihre Gemüther den erſten Frieden zurückrief.
Denn der mördriſche Krieg war nach dem Abfall des Menſchen
Bis in den Garten der Unſchuld gekommen, die mächtigen Thiere
Würgten die ſchwachen und aßen das Fleiſch der todten und tranken
Warm ihr Blut. Alſo nagt unter den Söhnen der Menſchen
Auch der wilde Karibe die fleiſchichten Knochen der Menſchen,
Die er im Feld' erſchlug; nur die wohlgeſitteten Völker
Sind mit dem Tode der Umgebrachten zufrieden und gönnen
Ihnen ein dunkles Grab. Mit dem Menſchen betrug das Gewild ſich
Friedlich, ſie ſcheuten den Glanz der denkenden Augen; ſie hatten,
Jetzt in der Arche beſchloſſen, für ihn die Triebe der Ehrfurcht,
Die ſie für Adams Befehle gehabt, eh' Adam gefallen.

Als die Arche die Thier' in ihre Zimmer genommen,
Stieg der Prophet zuletzt hinein; dann warf er die Brück' ab,
Aber die Thüre verſchleß mit dem göttlichen Siegel der Seraph.
Japhet hatte mit ernſten Gedanken die Menge der Thiere,
Ihre verſchiedne Geſtalt, den Wohlklang der Glieder betrachtet.
Als jetzt jedes Geſchlecht ſein eigenes Zimmer bewohnte,
Brach er ſein denkendes Schweigen und ſprach: „in welches Erſtaunen
Sinket mein Geiſt, wenn ich die ſchöpf'riſche Weisheit erwäge,
Wie ſie in jeder Verändrung dem Ebenmaße getreu bleibt,
Wie das ewige Maaß mit Zirkel, mit Cubus, mit Sphäre,
Jeden Theil mit dem Ganzen in nettem Wohlklang verbindet:
Eine vollkommene Kette zuſammenfließender Glieder!
Wunder mit Wunder verknüpft, die vielfältigen Mengen entfernen
Durch den ſtilleſten Schritt ſich unvermerkt unter einander;
Aber ſie nähern einander auch mittelſt der feineſten Bande,
Arten der Arten, Geſchlecht dem Geſchlecht und Reiche den Reichen:
Eine harmoniſche Leiter der mannichfaltigſten Weſen!
Welche Weite, vom Pferde zum Vogel, vom Vogel zum Wurme!
Doch iſt jedes ein Glied die Kette vollkommen zu machen.
Noch iſt die Kunſt nicht erſchöpft, und immer wächſt mein Erſtaunen,
Wenn ich Handlung und Sitten in ihrem Betragen betrachte,
Die inwendig Gefühl und herrſchende Triebe verrathen;
Wenn mit Stolze der Pfau ſein Rad ausbreitet, vom Schalle
Aufgeweckt das Pferd mit jeglichem Gliedmaße horchet:
Wenn ſich die Hund' einander mit froher Geberde begrüßen.
Aber wie ſehr die Neigungen jeglicher Art ſich entfernen,
Fehlt es doch keiner an nöthigem Werkzeug, die Triebe zu ſtillen.
Gottes Kunſtwerk verlangt kein fremdes Gewicht ſich zu heben,
Noch die verbeſſernde Hand; es erſetzt durch ſich ſelber den Abgang.
Zwar ſind ſie nicht auf ewig gemacht, ſie gehen zu Grunde,
Wenn das verordnete Ziel der urſprünglichen Anlag' erfüllt iſt.
Da die Geſchöpfe mit mir in einem Raume verwahrt ſind,
Seh' ich mich in der Natur Kunſtkammer ſitzen, hier werd' ich
Nimmer den Tag beſtrafen, er fließe zu träge vorüber,
Wo dem geſchäftigen Geiſt mit immer neuer Entdeckung,
Ueber der Fluth, die um mich herum die Erde bedecket,
Solche Reihen von Stufen des Lebens zu ſchauen vergönnt iſt.
O wer die Werke des Schöpfers ſo ſieht und ſie mit Gefühl ſieht,
Der beſpricht ſich mit Gott, und er lernet Gottes Gedanken!"
Alſo ſprach er, ihn hörten die Menſchen und waren zufried'ner

Unterdeß war die Sonne bis nahe zum Abend geſunken,
Noch war am ſtillen Licht der Tag den vorigen Tagen,
Seinen ſanftfließenden Brüdern, in allem ähnlich geblieben;
Aſſur war ſelbigen Tag durch die Flucht der Sündfluth entflohen.
Aber die Zonen, die jenſeits die Kugel der Erden umgürten,
Hatte die ſtrafende Hand am frühen Morgen getroffen;
Denn allda war der Stern in ſeinem Laufe zur Sonne
Im Durchſchneiden der Erdbahn, zuerſt der Erde begegnet.
Damals war jene Hälfte der Erd' unglücklich genöthigt,
Nicht nur die Pyramide des neblichten Schweifs zu durchwandeln,
Sondern die Ufer der Atmoſphäre des Sterns zu betreten.
Etliche lange Stunden war ſie geplagt mit dem Durchzug,
Da mit ſeinen Dünſten ſie rang, gezückt ward und zückte.
Wunder geſchahen am Himmel und Wunder hier unten am Erdkreis;
Muſe, du haſt ſie geſehen, und kannſt ſie mir ſagen, entfalte
Deine Geſichte vor mir; wiewohl es die traurigſten waren,
Eine verwüſtete Welt, doch horch' ich, verſenkt in Erwartung;
Ungeſagte Geſchichten von dir zu hören! — Vergebens
Sah des Morgens der Menſch dem kommenden Tage entgegen,
Statt des erwarteten Lichts ſtand über dem öſtlichen Himmel
Nächtlicher Nebel, der über die Gürtel der liegenden Erde,
Seinen Mantel verbreitend, das Licht der Sonne nicht durchließ;
Unter ihm lagen in falber Nacht das Meer und die Erde.
Was für Vulkangebirg' in dem fremden Sterne ſonſt flammten,
Waren erloſchen und ſtreuten für Licht nur Dampf auf die Erde.
Um ihn hing ein Gezelt, gewebt von ſalpetriſchem Geiſte,
Von da floß der Geruch bis zur Erd' in die Naſe der Menſchen.
Furchtſam ſchwebte der Mond im Weſten, der Spiegel der Sonne,
Damals mit voller Scheibe vom ſonnegeborgeten Lichte,
Für ſich ſelber beſorgt bei dem Kampfe der ſtärkern Planeten,
Daß ſie ihn nicht ergriffen. Die Dünſte des Sterns und der Erde
Bildeten wilde Geſichte, der Tod in tauſend Geſtalten,
Säbel und Pfeil, und Wagen mit Senſen, und Bahren und Leichen.
Ueber der Luft und dem Land ſaß taub und unglückweiſſagend
Fürchterlich Schweigen; ſo ſitzt es hinter der bleiernen Pforte,
Wo der Engel des Todes den Stab hält. Einbrechende Kälte
Zeugt' in dem warmen Klima den Winter; die Thiere des Feldes
Rochen den Tod, der über ſie ſchwebt', und heulten gen Himmel.
Aengſtlich recketen dieſe den ſpitzigen Kopf aus der Höhle,
Andere liefen die Läng' und die Quer; jetzt vorwärts dann rückwärts,
Ohne Ruhe; noch andere drängten ſich dicht an einander.
Als der Komet den Gränzen der Erde ſo nahe gekommen,
Daß er kaum einen Durchſchnitt von ihrer Kugel entfernt flog,
Sieh', da verließen die Waſſer des Oceans ihre Geſtade,
Hoben den Rücken empor und ſchwollen gegen den Stern auf.
Denn ſie zog der Komet, indem er über dem Erdball
Fürchterlich hing. Alſo ſtand über Iſchariots Haupte
Satan, in ſein Gehirn den Verrath der Unſchuld zu hauchen,
Lange ſchon ſtreifte die Atmoſpäre des fremden Geſtirnes
An die Gränzen der Erde, die beiden vermengten ſich kreuzend,
Seltſam verflochten: mit Arbeit und Müh' rang Stern und Erdball
Einen Pfad durch den andern, damit er unaufgehalten
Seinen verordneten Kreis in des Aethers Gefilden vollbrächte.
Alſo umſchlangen ſich einſt auf der Spartiſchen Kampfſtatt die Ringer,
Bruſt an Bruſt, und Schenkel um Schenkel; die Leiber der Beiden,

Digitized by Google

Glaubte man, wären zuſammen in einen Körper gewachſen.
Heftig zogen, und wurden Komet und Erde gezogen,
Zwar mit verborgener Macht, allein mit empfindlichen Wehen.
Von den atlantiſchen Schultern der Erde zur innerſten Höhle,
Fühlte ſie nicht gewöhnliches Zucken, von Schmerzen gebeuget
Sanken die Schultern zur Bruſt; der tief verwahreten Meere
Brachen die Riegel und flüchteten über die Breiten der Erde,
Durch und durch bebte die Erde, gerührt von fiebriſchen Stößen.
Alſo bebte ſie nicht, wie in unglückſeliger Stunde
Eva die Hand ausſtreckte, die Frucht von dem Baume zu ſtehlen,
Und die Erde die Wund' empfand, und um und um Zeichen
Ihrer Empfindung gab, daß alles verloren gegangen.
Von der Gewalt im Grund unwiderſtehlich erſchüttert,
Fielen die Thürme zu Trümmern, die Tempel und hohen Paläſte,
Hügel ſanken auf Hügel, und Klippen ſtießen an Klippen.
Als die Planeten ſo kämpften, zerriß der Dunſtball des Schweifſterns;
Seiten wie vorgebürgte Geſtad' entſchlüpften zur Erde,
Wanden ſich um ſich herum in ſchwarzen wolkichten Schläuchen
Voll Gewäſſers, die Mündung mit ſchwachen Banden beſchloſſen.
Niemals zuvor noch hernach hing ſolcher eiſerner Himmel
Ueber dem Land', auch nicht als Veſuvus Mauern von Rauche,
Undurchſichtigen Dampf, mit Todtenkrügen umwunden
Ueber dem Tempel der marmornen Heraklea gewölbet.
Eine Nacht hing über der andern an ehernen Ketten,
Schwärzere Schatten, als welche ſich über Cimmerien hängen,
Oder als unter den Vorgebirgen im Himmel ſich häuften,
Da der Engliſche Krieger, aus ihren Wurzeln geriſſen
Und den Boden hinaufgekehrt, ſie hoch in der Hand trug,
Unter dem Schutte das neuerfundne Geſchoß zu begraben.
Oefters erhellte die tödtlichen Schatten ein ſchlängelndes Blitzen,
Breit wie ein Strom und kreuzend vom Aufgang zum Untergang, Donner
Brüllten mit ſchmetternder Stimm' und unter die Stimme des Donners
Heulte Verzweiflung. Der Tod war in allen Geſtalten vorhanden;
Hing in der Luft und wühlt' in der Erd' und ſtürmte vom Meer her;
Wo man hinſah, da droht' allgegenwärtig ſein Antlitz.
Aber jetzt riſſen die Bande der Wolken, die Urnen und Schläuche
Thaten ſich auf und goſſen kometiſche Meere hinunter,
Wen nicht die Erde begrub, den ergriff die Fluth, o ſie ſchleppte
Unerbittlich zum Tod Nationen von Menſchen und Thieren.
Von der gehörnten Fluth geſpart, auf Berge geflohen
Standen da blaſſe Schaaren, den Tod nur länger zu ſchmecken,
Keuchten nach Luft und umſchlangen mit beiden Armen die Bäume,
Eine Friſt von drei Athemzügen vom Tod zu gewinnen.
Ueber ſie rauſchte die Fluth mit Rieſenſchritten, nicht müde,
Bis ſie die Erde durchwandert hatte von Pole zu Pole.
Ach, ſie erhaſchte die Sünder in ihrer ſicherſten Stunde,
Eingeſchläfert, im Schwindel der Lüſt' und des Unſinns begraben,
Denn ſie kam wie ein Feind, der in der Mitternacht einbricht.

Als in Chus Magogs Blut durch ſeinen Tempel geronnen,
Folgt' ihm Araxes durch's Erbrecht, der unter den Frauen erzogen
Von dem Reiche zuvor nichts mehr als den Serail geſehen.
Aptor herrſcht' und tränkte das Schwert mit dem Blute der Beſten;
Weder der rothe Komet, der täglich feuriger blitzte,
Noch die Stimme, die donnernd den Tag des Zornes weiſſagte,
Stillten bei ihm die Luſt des Mordens, er wußte nichts Schöners
Als ein Antlitz mit Jammer, mit Zügen des Todes gezeichnet.
Aber ein Funke der Glut, die in dem Himmel entzünd't wird,
Hatte Laomers Söhn' ergriffen, das Leben verachtend
Krochen ſie aus der Höhle hervor, in den Gaſſen von Beder
Laut die verkannte Wahrheit zu rufen, der Vater der Menſchen
Hätte ſie nicht zu Sklaven des Säbels beſtimmet, die Freiheit
Wär' ihr Erbgut, und nur der Feige zum Knechte geboren.
Aptor befahl die Empörer an's Holz des Kreuzes zu nageln.
Als er herabſah, den Grimm an dem Tod der Großmuth zu weiden,
Fielen die Pfeiler der Erd' und zogen ihn unter den Abgrund.
Beder ward von der kommenden Fluth verſchwemmet, ſie war jetzt
Keine Stadt mehr, der Tod war in ihre Paläſte gedrungen.

Anais theilt' in dem thörichten Maſis mit Asdod die Ehre,
Rächer der Gottheit, den Ruhm durch Mord und Meineid erworben.
Anais ſtarb, er nahm auf den Thron zween Zwillinge zu ſich;
„Wie drei Winkel,“ ſo ſprach er, „das Dreieck krönen, ſo ſollen
Auf dem Throne des edelſten Volks drei Könige ſitzen.“

Aber die Zwietracht beſtieg den Thron mit ihnen, ſie zogen
Gegen einander in's Feld; mit Helmen vertauſchten die Prieſter.
Da der Komet am Himmel hinaufſtieg, ſagten ſie, Seuchen
Lägen in ſeinem Schweif; er würd' ihn nach kurzem entfalten,
Seinen verſchloſſenen Gift auf ihre Gegner zu gießen.
Aber die Fluth ſchleppt' ihn und ſeine dreihäuptige Herrſchaft
Unter den Golfo des Abgrunds; die beiden Sekten, die Gott goß
Und die ſein Bildniß zerbrach, verdarben zuſammen im Waſſer.

Sichar hatt' in der Schlange das Herz zum Schöpfer gewendet,
Flehte gen Himmel; der Richter erbarmte ſich ſeiner, er nahm ihm
Wieder die Schlangengeſtalt, das göttliche Menſchenantlitz
Trat in die Stelle der ſpitzigen Köpf', er ſah mit dem Haupte
Aufgerichtet gen Himmel; jetzt ſtand er auf menſchlichen Füßen.
Aber der Natter entflohn, gedacht' er nicht mehr an den Engel,
Der in das Vieh ihn ſtieß, noch an den, der ihn wieder erhöhte;
Wälzt' in den Lüſten ſich wieder, die ihn zum Viehe verſenkten,
Da erhaſcht' ihn die Fluth in dem Schooß unfläthiger Laſter,
Seine Orcheſter mit ihm, und ſeine Gärten der Wolluſt.

Selima hatte Jarmut zum Tempel der Erde geweihet,
Dahin kamen auf ſeine Feſte die Völker der Plänen,
Die an dem Piſon liegen, den einzigen Gott zu bekennen,
Und den geſandten Propheten, der auf der Schneide des Schwertes
Ihnen das neue Geſetz gebracht, ihr Prophet und Beherrſcher.
Sua war der Vertraute bei ſeinem Betruge geweſen;
Mit ihm that er die Wunder, verbarg in die Spalten des Felſens
Eine Kamelin, und als der Prophet geboten, der Felſen
Sollte ſein Zeugniß ihm geben und eine Kamelin gebähren,
Sprang ſie, von Sua belehrt, her durch die Spalten des Felſens.
Aber als Selima Aſan vergiftet, ſo fluchete Sua
Aſa's Mörder in ſeinem Herzen; er liebte den Jüngling,
Wie er ſein Eingeweid' liebt', er entdeckt in den Hallen des Tempels
Selima's Falſchheit vor allem Volk und den Aelt'ſten des Volkes;
Und er machte ſie wankend in ihrem thörichten Glauben.
Aber der Künſtler der Liſt blies durch pyroboliſche Röhren
Unter die Rotte Feuer, die Aufruhr wider ihn red'te;
Feuer, ſo ſagte der Lügner, womit die Keile des Donners
Zugeſpitzt ſind, ihm hätt' es ein Engel gebracht, unauslöſchlich,
Alle zu tödten, die ſeine Sendung zu ſchmähn ſich erkühnten.
Indem daß er das Feuer noch blies und Heere verſengte,
Spalteten die Brunnen der Tief' und ſpeieten Meere,
Die ihn mit ſeinem Geſchütz und ſeinen Empörten verſchlangen.

Alle, die an dem Geſtade des weinvollen Damna die Tänze
Leiteten, oder die Blüthe des jungen Lebens verküßten,
Oder von ſtarkem Getränk erſchüttert die raſende Freude
Ueber die höchſten Paläſte aufjauchzten, verdarben im Waſſer.
Welten verhärteter Sünder, Verleugner Gottes verdarben
In den Waſſern, mit ihnen ereilten die ſtrafenden Wogen
Auch die wenigen Frommen, die in unſeligen Tagen
Aufrecht ſtanden und Gott nicht unter den Göttern verkannten.
Aber auf ſie war das Antlitz des ewigen Vaters gerichtet,
Und von ihnen nicht abgewendet, wiewohl er es zuließ,
Daß die vertilgende Fluth ſie mit den Sündern ergriffe.
Denn die Tugend entreißt die Beſten der Menſchen dem Tod nicht,
Ihrer wartet ein edlerer Lohn als das irdiſche Leben.
Dieſe hatten kein Opfer dem Fürſten der Hölle geſchlachtet
Und nicht im blinden Schickſal die ewige Weisheit verloren,
Oder das Knie vor Göttern gebogen, der Arbeit des Hammers,
Oder vor niedrigern Götzen, den ſeelenverleugnenden Lüſten;
Gottes Abſicht getreu und ihren unſterblichen Seelen,
Durch das Beiſpiel der Menge nicht hingeriſſen zum Abfall,
Einzig beſorgt vor dem Angeſicht Gottes gerecht zu erſcheinen;
Tapfer genug für die Wahrheit, Gelächter und Haß zu ertragen,
Haß der Prieſter, der tödtender als der Könige Haß iſt.
Einige waren bei ihnen von Jareds gefallenen Enkeln,
Die, von dem rothen Stern in ihrem Gewiſſen geängſtigt,
Spät die zertretenen Spuren der großen Verheißung erfriſchten,
Auf zu Gott ſahen und mit zerknirſchten Herzen ihm flehten.
Aber ich will die Namen von etlichen nennen, die Namen
Sind in das Buch des Lebens mit göttlichen Lettern geſchrieben,
Und ſie hat die Muſe von Sion da glänzen geſehen.

Thirza, ein arbeitſam Weib, durchſchleppt' ihr Leben mit Spinnen,
Um ſie her ſtanden ſechs Kinder, den kleinen Gewinn zu genießen,
Arm und gerecht; als ſie mit Sorgfalt das Wollengeſpinſt wägt,
Bis in der Luft leichtſchwebend die ruhende Stange der Wage
Jegliche Schaal' gleich hielt und keine leichter hinaufſtieg,
Wankte die Erd' und ein fallendes Dach bedeckte die Sorgen.

Digitized by Google

Haſem ſchien für Semira geboren, ihr Hang nach der Tugend
Und ihr Geſchmack am Schönen verſprachen ihm güldene Tage;
Aber ſie hatt' ihr Vater ſchon einem andern gegeben.
Liebe zu ihr ließ ihn der ſchmerzenden Sehnſucht zum Raube;
Hätt' er ſie nicht geflohn, ſo wäre die Liebe gewachſen,
Nicht mit geringer Gefahr für ſeine Tugend; er ſahe
Seine Geliebte nicht mehr und riß ſein Herz vom Verderben.
Einſam ſtand er, auf einen der höhern Hügel gerettet,
Sah in die wachſenden Meere mit Leichen beſtreuet; ein Mädchen
Schwamm an ſeine Geſtad', es war die geliebte Semira.
Haſem erkennt ſie und weint laut auf, ſie öffnet die Augen
Und erkennt ihn und ruft und breitet die Arme nach ihm aus,
Und er faßt ſie mitleidig in ſeinen Arm, doch die Fluthen
Rauſchen einher und begraben die ſich umarmenden Beide.

Eliphas waren von Omar dreihundert Pfunde vertrauet,
Daß er ſie Helim liefert; es war kein Zeuge gerufen,
Kein Denkzeichen gegeben, und Helim war Eliphas Todfeind,
Königlich Helims Schätz', er ruht auf dem Sopha der Wolluſt;
Eliphas ſeufzet' im Elend der Armuth; dreihundert Pfunde
Hätten ihn aus dem Schooße des Elends geriſſen, und Niemand
Hätte den Raub gewußt: doch Eliphas gab ſie dem Helim.

Caled hatt' ein ſo lebhaft Gefühl von der Güte des Schöpfers,
Daß er den Himmel nie bat von ihm das Unglück zu wenden,
Ob es ihn gleich in der Unſchuld des reinſten Wandels verfolgte.
„Elend," ſo ſprach er, „das ohne Verſchuldung kömmt, iſt nicht Elend.
Nein, es iſt Glück, und glücklich der Mann, zu dem es geſandt iſt."
Weder Gefühl von dem Rechten, noch von der vorſehenden Güte
Hemmten den Lauf der Wellen, die ſtürmend kamen, ſie faßten
Caled und Eliphas an und riſſen ſie unter den Abgrund.

Zalmon, ein Sklav, in der Blüthe der Jugend, verſchmähte die Küſſe,
Welche Lippen mit Nelkengeruch umfloſſen ihm boten,
Denn er ehrte das ehliche Bette; die ſchamloſe Schöne
War vermählet mit ſeinem Herrn, dem härteſten Herren.
Drei Mal hatt' er ſich ſchon aus den geilen Armen entriſſen;
Da ihn gebunden ſie mit garſtigen Küſſen bedeckte,
Rauſchten die Waſſer einher: er dankte den rettenden Fluthen.

Helez und Ada, ſie ſahn den liebenswürdigſten Knaben,
An den Brüſten der Tugend geſäugt, zum Himmel ſich ſchwingen,
Zopha war wie ein ſchoſſender Baum am Brunnen gepflanzet,
Deſſen Aeſte hoch über der Quelle den Schatten verbreiten,
In der Blüthe des Lebens ſchon reif mit Früchten des Alters;
In ihm hauchte der göttliche Geiſt; ſie hofften, er würde
Seine Jahr' in die Tage des Weibesſamens erſtrecken,
Daß er im Fleiſch ihm dient' und die Riemen der Schuh ihm entſtrickte.
Aber die Hoffnung, die Blüthe, zerſchnitt die Senſe des Todes.
Als ſie an ſeinem Grab um ihn weinten, ſo that ſich die Erd' auf
Und entdeckte den Todten, und riß ſie zu ihrem Beweinten.

Sobak hatte die Hälfte von ſeinen Schätzen verbrauchet,
Vater des frommen Gaſtrechts, den Fremdling, der Freunde Beraubten
Nahm er unter ſein Zelt, wenn die Winde vom Aufgange wehten;
Ihn erkannte der Mangel für den, der den Mangel erwürgte.
Da entwandten ihm Räuber die andere Hälfte der Habe.
„Mir nicht," ſo ſprach er, „nicht mir, ſie haben den Fremden und Armen
Ihre Speiſe geraubt." Ihn dünkte ſein Leben beſchwerlich,
Da er ihnen nichts mehr zu geben hatte. Die Fluth kam,
Sobak ſahe ſie kommen und dankte den Fluthen. Auch Huſan
Du auch, die Ehre der guten Natur, die Freude der Engel,
Fandeſt den Tod in der Fluth, du vergabſt am Abend das Unrecht,
Daß nach dem widrigen Tag ein angenehmerer folgte,
Denn wie ein Heiltrank war verzeihn dir, du rächteſt mit Wohlthun.

Nathan war bei dem Wild erzogen, ſein ſinnliches Volk war
Gut, wenn das Blut nicht ſchäumt', aus Schwachheit ſanft wie das Viehe.
Aber er hatt' ein Gefühl, die Reize der Tugend zu fühlen,
Und er liebte das, was er ſo reizend fühlte: „Wie ſelig,"
Sprach er, „bin ich, daß ich die Schönheit der Tugend erblicke
Und die Anmuth empfinde, womit ſie die Seele beſeligt!
Aber mir ahnt noch höhere Wolluſt, die Quelle zu lieben,
Von der dieſes Gefühl in meinem Buſen herabfloß.
Das iſt Der, von welchem ein jeder Laut, den die Luft wiegt,
Meinen Ohren verkündigt, von dem ein jegliches Stäubchen
Etwas zu meinen Augen gleich einem Spiegel zurückſchlägt;
Aber in Nacht verhüllt. Wie fürcht' ich, ein tödtlicher Mißtritt
Hat von mir ſein Antlitz entfernt, er hat ſich verborgen,
Und ich tappe, von ihm unerleuchtet, in ewigen Schatten!
Wüßt' ich den Geiſt, der ſein Angeſicht ſah, der nahe bei ihm lebt,
O wie wollt' ich ihn flehn, damit er mir mehr von ihm ſagte,
Und die Welten verſchlänge, die zwiſchen Gott und mir liegen.
Wenn erſt der hindernde Staub von meinem Geiſte gewälzt wird,
Möchte, was ſo ihn ſucht, ſo verlangt, noch immerhin leben,
Und von ihm heller beſtrahlt, mit beſſern Augen entdecken,
Wie er von mir geliebt, wie er angebetet ſein wolle."
Alſo hofft' er, die Fluth entriß ihn dem Staube. — Kleinmüthig
Bog Amraphel das Knie vor Göttern von Erz, denn er ſcheute
Elend und Tod, ſonſt ging er die Wege der Tugend und weinte
Sitzend im Staub und flehte den Gott der Götter um Gnade;
Sitzend im Staub, von dem Richter erhört, ereilten die Meer' ihn.
In dem geſtadloſen Meer, mit den Leichen der Sünder vermiſchet,
Schwammen die Körper der Edlen, zur Seite der Thiere des Feldes.
Alles Fleiſch, das ſich von der ſpeiſetragenden Erde
Nähret, verfolgte der Tod weitherrſchend von Zone zu Zone.
O wie war die Geſtalt des Landes verkehrt, wie verwandelt!
Wo nur jüngſt noch der Lenz in ſeinem blumichten Kleide
Zwiſchen der duftenden Roſ' und dem Liede der Nachtigall lachte,
Schmachtet' er unter den Banden, womit die Fluth ihn gebunden.
Schweflichte Dämpfe von finſtern und groben Erzen des Abgrunds
Flogen empor und miſchten mit Gift die Luft und das Waſſer.
Unterdeß floh der Komet', und rühmt', ihm hätte die Erde
Nichts als die äußerſten Ecken der Dunſtgebirge genommen.

Jacob Böhme.

Dieſer in vielfacher Hinſicht merkwürdige Mann ward am 14. November 1575 zu Altſeidenburg in der Oberlauſitz geboren. Er war der Sohn eines armen Bauern und mußte bis zu ſeinem zehnten Jahre das Vieh hüten, ohne daß ihm, der einen inneren heftigen Drang nach Wiſſen nährte und ſchon früh ſeiner Neigung zur geiſtigen Beſchauung ſich hingab, der mindeſte Unterricht zu Theil geworden wäre. Endlich ward er in eine Schule gethan, um ſich nothdürftig zur Erlernung eines Handwerkes vorzubereiten; alle Unterweiſung beſchränkte ſich jedoch auf Leſen und Schreiben und das Chriſtenthum, welches letztere mächtig auf ihn einwirkte. — Nachdem er darauf zu einem Schuhmacher in die Lehre gegeben worden und deſſen Gewerbe erlernt hatte, trat er die übliche Wanderſchaft an und ließ ſich, nachdem er dieſelbe vollendet, zu Görlitz nieder, wo er ſeit dem Jahre 1594 ſein Schuhmacherhandwerk redlich und beſcheiden trieb. Er vermählte ſich mit der Tochter eines dortigen Fleiſchers und lebte mit ihr dreißig Jahre in einer glücklichen und zufriedenen Ehe. Seine ſitzende Lebensart und ſein Hang zu theoſophiſchen Speculationen ſteigerten ſein Empfindungsvermögen in einzelnen Momenten zu einer ſolchen Höhe, daß er beſondere göttliche Erſcheinungen zu haben wähnte und ſich vom heiligen Geiſte, nach ſeiner Meinung, getrieben fühlte, ſeinen Anſchauungen Worte zu verleihn und ſie durch die Feder feſt zu halten. — So entſtand zuerſt ſeine „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange," welche ſeine Offenbarungen und Anſchauungen über Gott, Menſchheit und Natur umfaßt. Dieſes Buch machte großes Aufſehen, und Jacob Böhme hatte demzufolge große Anfeindungen von der

Digitized by Google

Geiſtlichkeit in Görlitz, an deren Spitze der Paſtor an der Hauptkirche, Georg Richter, ſtand, zu erdulden. Die Aurora ward verdammt: aber Böhme war dadurch bekannt geworden und fand viele Freunde und Gönner, welche ihn unterſtützten und ermunterten, auf dieſer Bahn fort zu fahren. Er ſchrieb nun ſeit 1619 aus innerem Drange ſeine übrigen Werke, unter ſteten Verfolgungen ſeiner geiſtlichen Gegner, die er jedoch mit Sanftmuth zu tragen wußte. Um ſich ſicherer zu ſtellen, reiſte er im Jahre 1624 nach Dresden, wo er ſeine Schriften und Lehren unterſuchen und prüfen ließ; auch hier fand er, ſelbſt am kurſächſiſchen Hofe, Beifall und Schutz und ſo reiſte er getröſtet und beruhigt nach ſeiner Heimath zurück, ſtarb aber noch in demſelben Jahre am 18. November 1624.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Aurora oder Morgenröte im Aufgang; das iſt die Wurzel oder Mutter der Philosophiae, Astrologiae und Theologiae, aus rechtem Grunde, u. ſ. w., 1612. — Beſchreibung der drei Principien Göttliches Weſens; vom himmliſchen und irdiſchen Myſterio; vom Baum des Glaubens; Weg zu Chriſto; dreifaches Leben des Menſchen; Betrachtung göttlicher Offenbarung u. ſ. w. u. ſ. w.

Es erſchienen folgende Geſammtausgaben derſelben: Amſterdam, 1620—75. 4 Bde. (beſorgt v. H. Betke.) — Amſterdam. 1682. 10 Bde. (beſorgt v. Gichtel); unter dem Titel: Theologia revelata, Amſterdam, 1730. 2 Bde. in 4; Amſterdam, 1730. 6 Bde. in 8. — Die neueſte beſorgte K. W. Schiebler. Leipzig, 1831—32. Doch ſind bisher nicht mehr als zwei Bände von derſelben erſchienen.

Die Zeit, in welcher J. B. in das Leben eintrat, beſonders die krypto-calviniſtiſchen Händel, mit welchen er während ſeiner Wanderſchaft bekannt wurde, trugen das Ihrige dazu bei, ihm bei natürlicher Anlage und Neigung die ſchwärmeriſche, auf die Lehren der Bibel baſirte Richtung zu geben, der er in ſeinen Schriften ſo eifrig folgt und nach welcher er die höchſten Intereſſen der Menſchheit, Gott, Offenbarung, Sünde, Schöpfung, Natur, meiſt in myſtiſchem Gewande, aber mit ſeltenem Reichthum der Phantaſie und mit einer Kraft der Sprache, über welche man erſtaunen muß, da er ganz Autodidakt war, behandelt. Es finden ſich in ſeinen Werken neben vielen Uebertreibungen, vielem Unklaren und Verworrenen, auch viele wahrhafte Gedankenblitze und tiefſinnige Aeußerungen. Hätte J. B. die Vortheile einer methodiſchen, wiſſenſchaftlichen Bildung genoſſen, ſo wäre er ohne Zweifel ſelbſt auf dieſer Bahn einer der erſten und tiefſten chriſtlichen Denker geworden; dieſe Meinung wird durch Hegel's Ausſpruch über ihn beſtätigt. „Dieſem gewaltigen Geiſte, ſagt H., iſt mit Recht der Name Philosophus teutonicus beigelegt worden; er hat den Gehalt der Religion theils für ſich zur allgemeinen Idee erweitert, in demſelben die höchſten Probleme der Vernunft concipirt und Geiſt und Natur in ihren beſtimmten Sphären und Geſtaltungen darin zu faſſen geſucht, indem er zur Grundlage nahm, daß nach dem Ebenbilde des dreieinigen Gottes der Geiſt des Menſchen und alle Dinge geſchaffen und nur dies Leben ſind, aus dem Verluſte ihres Urbildes dazu redintegrirt zu werden; theils hat er umgekehrt die Formen der natürlichen Dinge (Schwefel, Salpeter, das Herbe, das Bittre) gewaltſam zu geiſtigen und Gedankenformen verarbeitet."

Vgl. Abraham von Franckenberg, Bericht von dem Leben und Abſcheiden des in Gott ſeelig ruhenden Jacob Böhmens — in dem erſten Theile der amſterdamer Ausgabe von 1682.

Jacob Böhm, ein biographiſcher Verſuch. Dresden, 1804.

Jacob Böhmens Schattenriß. (von B. Heldecke.) Riga, 1788.

F. de La Motte Fouqué, Jcob Böhme, ein biographiſcher Denkſtein. Greiz, 1831.

Theoſophiſche Fragen.*)

Vorwort.

Es ſtehet geſchrieben: Der natürliche Menſch vernimmt nichts vom Geiſte Gottes, es iſt ihm eine Thorheit, und kann es nicht begreifen. Und hinwieder ſtehet auch geſchrieben: Der Geiſt forſchet alle Dinge, auch die Tiefe der Gottheit.

Ob ſich nun wollte Meiſter Klügling, ohne Göttlich Licht, an dieſe Fragen machen und ſie erklären, der würde ſolches nicht können thun, und dörfte es auch wohl für Sünde achten, alſo hoch zu fragen, weil er es ſelber nicht kann verſtehen. Demſelben ſagen wir, daß er es nur laſſe dehm ſtehen, dem es der Geiſt Gottes geben will, welcher alle Dinge, durch des Menſchen Geiſt, forſchet, weil es ihm noch eine Unbegreiflichkeit iſt, und ihn deucht unmüglich ſeyn.

Aber denen, welche Jeſum lieb haben, ſagen wir, daß es gar wohl zu forſchen und zu verſtehen ſey, und kein unmüglich Ding ſey. Dan in einem wahren Chriſten wohnet Chriſtus, in dehm alle Schätze der verborgenen Weisheit offenbahr ſind, der weiß es allein im Geiſte Chriſti, und nicht in eigener Natur, und Vermögen. Als wir dann dieſe Fragen in einem eignen Büchlein klar ausgeführet und beſchrieben haben, zwar kurz ſummariſch, und doch in unſern anderen Schrifften gantz weitläufftig und nothdürfftig, und empfehlen den Leſer dieſes in die Offenbahrung unſers Herrn Jeſu Chriſti.

Die erſte Frage.

Was iſt Gott außer Natur und Creatur in ſich ſelber?

Antwort.

1) Gott iſt die Ewige Einheit, als das unmäßliche einige gut, das nichts hinter noch vor ſich hat, das ihm möge etwas geben oder eintragen, oder das ihn möge bewegen; ohne alle Reizlichkeiten und Eigenſchaften, welches ohne Urſprung der Zeit in ſich ſelber nur Eines iſt, als eine eitel Lauterkeit, ohne Berührung, welches nirgend keinen Ort noch Stelle hat, noch bedarff zu ſeiner Wohnung, ſondern iſt zugleich auſſer der Welt und in der Welt, und iſt tieſer als ſich ein Gedancke ſchwingen mag; ja wenn man hundert tauſend Jahr an einander Zahlen ausſpräche von ſeiner Gröſſe und Tieffe, ſo hätte man doch noch nicht angefangen ſeine Tieffe auszuſprechen, dann er iſt die Unendlichkeit. Alles was kan gezehlet und gemeſſen werden, das iſt natürlich und bildlich; aber die Einheit Gottes kan nicht ausgeſprochen werden, dann ſie iſt durch alles zugleich, und iſt darum gut genannt und erkannt, daß er die ewige Sänffte, und das höchſte Wohl-tuhn in der Empfindlichkeit der Natur und Creatur iſt, als die empfindliche ſüſſe Liebe.

2) Dann die Einheit, als das Gute, fleuſſet ſelber aus ſich aus, und führet ſich mit dem Ausfluſſe in Wollen und Bewegniſſe, allda liebet oder durchwohnet die Einheit das Wollen oder Wallen, und das Wollen oder Wallen empfindet die Sänffte der Einheit; das iſt der Grund der Liebe in der Einheit, davon Moſes ſaget: Der Herr unſer Gott iſt ein einiger Gott, und keiner mehr.

3) Und hält ſich nicht alſo wie die Vernunfft meynet, Gott wohne alleine über dem Geſtirne, auſſer dem Ort dieſer Welt. Ihm iſt kein Ort bereitet, da er ſonderlich wohne, ſondern ſeine Offenbahrung iſt nur unterſchiedlich, er iſt in, bey und durch uns; und wo er in einem Leben mit ſeiner Liebe beweglich wird, allda iſt Gott in ſeiner Würckung offenbahr; daß iſt, ſeine Liebe, als die Einheit iſt allda ausflieſſende, wollende, und empfindlich; allda hat ihm Gott eine Stätte gemachet, als im Grunde der Seelen, in der ewigen Idea oder Gegen-wurff des ewigen Wollens in der Liebe, darinnen ſich die Liebe ſelber wil und empfindet, wie in Engeln und ſeeligen Seelen zu verſtehen iſt.

Die zweite Frage.

Was iſt der Abgrund aller Dinge, da kein Geſchöpffe iſt, als das Ungründliche Nichts?

Antwort.

1) Es iſt eine Wohnung der Einheit Gottes, denn das Auftuhn, oder das Ichts des Nichts, iſt Gott ſelber. Das Auftuhn iſt die Einheit, als ein Ewig Leben und Wollen, ein lauter Wille, welcher doch nichts hat, das er wollen kan, als nur ſich ſelber.

2) Darum iſt der Wille ein eitel wollende Liebe-Luſt, als ein Ausgang ſeiner ſelber zu ſeiner Empfindlichkeit. Der Wille iſt

*) Aus: Betrachtung Göttlicher Offenbarung, in 177 Theos. Frag. vorgeſtellt, von Jac. Böhme. Amſterdam, 1682.

Digitized by Google

1) der ewige Vater des Grundes; und die Empfindlichkeit der Liebe iſt 2) der Ewige Sohn, welchen der Wille in ſich gebiehret zu einer empfindlichen Liebe-krafft; und der Ausgang der wollenden empfindlichen Liebe iſt 3) der Geiſt des Göttlichen Lebens,

3) Und alſo iſt die Ewige Einheit ein dreyfaches, unmäßliches, und unanfängliches Leben, welches ſtehet in eitel Wollen, in Faſſen und Empfinden ſeiner ſelber, und in einem ewigen Ausgang ſeiner ſelber.

4) Und das Ausgegangene des Willens, Liebens und Lebens iſt die Weisheit Gottes, als die Göttliche Beſchaulichkeit und Freude der Einheit Gottes, dadurch ſich die Liebe in Kräfften, Farben, Wunder und Tugenden ewig einführet.

5) In dieſem auffthuenden Leben Göttlicher Einheit werden fünf lautbahre Sensus in der Empfindlichkeit der Liebe des Lebens verſtanden, als A, E, I, O, U, darinnen das Göttliche Wollen und Würken ſtehet, die führen ſich in ein Aushauchen zur Schiedlichkeit, und zum Verſtande der Einigen Dreyheit, dardurch ſich das ewige Leben ſelber empfindet und verſtehet.

6) Die Dreyheit offenbahret ſich aus der Einheit mit einem dreyfachen Hauchen, daß dieſes dreyfache Hauchen nach dreyerley Art in ſich ſelber zu einem Eigenen eingehet; und derſelbe dreyfache Sensus heißet mit ſeinem sensualiſchen Nahmen JEHOVAH.

7) Denn die Einheit als das J, gehet in ſich ſelber in ein dreyfaches Weſen, das heiſſet JE, und das JE iſt der Vatter, der führet ſich mit ſeinem hauchenden Willen ins HO, als in eine Faſſung der Liebe, und im HO wird das Wort aller Kräfften verſtanden, denn es macht eine Circumferenz oder Umſchluß ſeiner ſelber, als das ewige Etwas, oder Ichts, davon gehet die Liebe-Luſt aus, welcher Ausgang iſt der Geiſt, der faſſet und formiret ſich ins VA. Dann das V iſt der Geiſt, als der Ausgang, und A iſt die Weisheit, darein ſich der Geiſt faſſet zu einem würkenden Leben.

8) So heiſſet alsdann dieſes dreyfache hauchende Leben in ſich ſelber O. JAH. Dann die eingefaßte Luſt iſt das O als ein Auge des einigen Sehens, ein lauterlich Sehen, und das JAH iſt der dreyfache Eingang ſeiner ſelber, als zur Empfindlichkeit des Wollens, welcher ſich ſelber aufthut durch das ewige Hauchen.

9) Das Auftuhn, als die Eigenſchafften im Sensu des empfindlichen Auftuhns, heiſſet ADONAI, und ſind ſechs Kräfften, daraus das Mysterium Magnum, als der hohe Name TETRAGRAMMATON entſpringet, daraus alle Weſen der Sichtbahren und Unſichtbahren entſproſſen, und in Formen und Bildung kommen ſeynd.

10) In dem Worte ADONAI, als in dieſen ſechs Kräfften, liegen die ſechs Eigenſchaften der ewigen Natur, als des natürlichen Lebens, daraus die Engel und Seelen nach der Innwendigkeit ihrer Idea ſind gefloſſen; und auch die ſechs Tage der Schöpfung dieſer Welt, welche mit dem ſehenden Leben, das ſich als das O mit ins Weſen bildet, eingeſchloſſen werden, zur Ruhe, darinnen die ſechs Kräffte in der ſtillen Liebe, als in der ewigen Einheit ſtehen und ruhen, und aber mit ihrer ſelber-Würkung ohne Unterlaß wollen und ausgehen.

11) Und das iſt das O, der ſiebente Tag, darinnen Gott von allen ſeinen Werken hat geruhet, und ewig ruhet; das iſt, die ſechs Kräfften (als 1. die Begierligkeit, 2. Bewegligkeit, 3. Empfindligkeit, 4. Feuer oder Leben, 5. Liecht oder Liebe, 6. Schall, Unterſchiedligkeit oder Verſtändniß) ruhen in dehm, davon ſie entſprungen, als in dem O, als in der Stätte Gottes, darinnen die ewige Liebe angedeutet wird, als die Einheit, oder das Ichts der Einheit, welches iſt der ewige Sabbath aller Dinge des guten Weſens.

12) Alſo verſtehen wir, 1. wie das Ewige Nichts auſſer allen Anfängen, ein lauterlicher Schein, als das Auge des ewigen Sehens ſey. Denn alle Dinge ſtehen darinnen als ein Nichts, dieweil das Etwas iſt von dieſem Sehen entſprungen, ſo ſtehet das Nichts, als die Ewige Einheit, durch altes ungehindert.

13) Und verſtehen 2. weiter, daß Gott ſelber das Sehen und Empfinden des Nichts ſey, und wird darum ein Nichts genannt (ob es gleich Gott ſelber iſt), daß es unbegreiflich und unausſprechlich iſt.

Die dritte Frage.

Was iſt Gottes Liebe und Zorn? wie iſt er ein zorniger eyfriger Gott, weil er ſelber die unveränderliche Liebe iſt? Wie mag Zorn und Liebe ein Ding ſeyn?

Antwort.

1) Wiewohl wir dem Leſer allhier ſchwer möchten zu verſtehen ſeyn, ſo mag ers doch in göttlicher Krafft und Anruffung Gottes alles verſtehen, ſo ihm das recht Ernſt iſt.

2) Der Leſer ſoll wiſſen, daß in Ja und Nein alle Dinge beſtehen, es ſey Göttlich, Teuffliſch, Irdiſch, oder was genannt mag werden. Das eine, als das Ja, iſt eitel Krafft und Leben, und iſt die Wahrheit Gottes oder Gott ſelber. Dieſer wäre in ſich ſelber unerkäntlich, und wäre darinnen keine Freude oder Erhebligkeit noch Empfindligkeit ohne das Nein. Das Nein iſt ein Gegen-wurff des Ich, oder der Wahrheit, auf daß die Wahrheit offenbahr, und etwas ſey, darinnen ein Contrarium ſey, darinnen die ewige Liebe würkende, empfindlich, wollende, und das zu lieben ſey.

3) Und können doch nicht ſagen, daß das Ich vom Nein abgeſondert, und zwey Ding neben einander ſind, ſondern ſie ſind nur Ein Ding, ſcheiden ſich aber ſelber in 2 Anfänge, und machen zwey Centra, da ein jedes in ſich ſelber würcket, und will; Gleichswie der Tag in der Nacht, und die Nacht in dem Tage zwey Centra ſind, und doch ungeſchieden, als nur mit Willen und Begierde ſind ſie geſchieden. Denn ſie haben zweyerley Feuer in ſich, als 1. den Tag, das Hitzige auffſchlieſſende, und 2. die Nacht, das Kalte einſchlieſſende: und iſt doch zuſammen nur Ein Feuer, und wäre keines ohne das andere offenbahr oder würkende: Dann die Kälte iſt die Wurtzel der Hitze, und die Hitze iſt die Urſache, daß die Kälte empfindlich ſey. Auſſer dieſen beyden, welche doch in ſtätem Streite ſtehen, wären alle Dinge ein Nichts, und ſtänden ſtille ohne Bewegniß.

4) Alſo auch ingleichen von der ewigen Einheit Göttlicher Krafft zu verſtehen iſt: wann der ewige Wille nicht ſelber aus ſich ausſtöſſe, und führte ſich in Annehmligkeit ein, ſo wäre kein Geſtältniß noch Unterſchiedligkeit, ſondern es wären alle Kräfften nur Eine Krafft; ſo möchte auch kein Verſtändniß ſeyn: Denn die Verſtändniß urſtändet in der Unterſchiedligkeit der Vielheit, da eine Eigenſchafft die andere ſiehet, probiret und will.

5) Ingleichen ſtehet auch die Freude darinnen: Soll aber eine Annehmligkeit urſtänden, ſo muß eine eigene Begierde ſeiner ſelbſt-Empfindligkeit ſeyn, als ein eigener Wille zur Annehmligkeit, welcher nicht mit dem einigen Willen gleich iſt und will: Dann der einige Wille will nur das einige Gut, das er ſelber iſt, er will ſich nur ſelber in der Gleichheit; aber der ausgefloſſene Wille will die Ungleichheit, auf daß er von der Gleichheit unterſcheiden, und ſein eigen Etwas ſey, auf daß Etwas ſey, daß das ewige Sehen ſehe und empfinde: und aus dem eigenen Willen entſtehet das Nein; dann er führet ſich in Eigenheit, als in Annehmligkeit ſeiner ſelber: er will Etwas ſeyn, und gleichet ſich nicht mit der Einheit, dann die Einheit iſt ein ausflieſſend Ich, welches ewig alſo im Hauchen ſeiner ſelber ſtehet, und iſt eine Unempfindlichkeit, dann ſie hat nichts, darinnen ſie ſich möge empfinden, als nur in der Annehmligkeit des abgewichenen Willens, als in dem Nein, welches ein Gegen-wurff iſt des Ich, darinnen das Ich offenbahr wird, und darinnen es etwas hat, das es wollen kan.

6) Dann Eins hat nichts in ſich, das es wollen kan, es duplire ſich denn daß es Zwey ſey; ſo kan ſichs auch ſelber in der Einheit nicht empfinden, aber in der Zweyheit empfindet ſichs.

7) Alſo verſtehet nun den Grund recht; der abgeſchiedene Wille iſt von der Gleichheit des ewigen Wollens ausgegangen, und hat auch nichts, das er wollen kan, als nur ſich ſelber. Weil er aber ein Etwas iſt gegen der Einheit, welche iſt als ein Nichts, und doch Alles iſt, ſo führet er ſich in Begierde ſeiner ſelber ein, und begehret ſich ſelber, und auch die Einheit, daraus er gefloſſen.

8) Die Einheit begehret er zur empfindlichen Liebe-Luſt, daß die Einheit in ihm empfindlich ſey, und ſich ſelber begehret er zur Bewegniß, Erkäntniß und Verſtändniß, auf daß eine Schiedligkeit in der Einheit ſey, daß Kräffte urſtänden: Und wiewohl die Krafft keinen Grund noch Anfang hat, ſo werden aber in der Annehmlichkeit Unterſcheide, aus welchen Unterſcheiden die Natur urſtändet.

9) Dieſer ausgefloſſene Wille führet ſich in Begierde, und die Begierde iſt Magnetiſch, als einziehende, und die Einheit iſt ausflieſſend. Jetzo iſts ein Contrarium, als Ich und Nein: Dann das Ausflieſſen hat keinen Grund, aber das Einziehen machet Grund. Das Nichts will aus ſich, daß es offenbahr ſey, und das Etwas will in ſich, daß es im Nichts empfindlich ſey, auf daß die Einheit in ihm empfindlich werde. So iſt doch aus und ein eine Ungleichheit.

10) Und heiſſet das Nein darum ein Nein, daß es eine eingekehrte Begierde iſt, als Nein-werts einſchlieſſende; und das Ich heiſſet darum Ja, daß es ein ewiger Ausgang, und der Grund aller Weſen iſt, als lauter Wahrheit. Denn es hat kein Nein vor ihm, ſondern das Nein urſtändet erſt in dem ausgefloſſenen Willen der Annehmligkeit.

11) Dieſer ausgefloſſene begehrende Wille iſt einziehende, und faſſet ſich ſelber in ſich, davon kommen Geſtältniſſe und Eigenſchafften. 1. **Die erſte Eigenſchafft** iſt Schärffe: daraus kommt Härte, Kälte, Trocken und Finſterniß. Denn die Angezogenheit überſchattet ſich ſelber; und dieſes iſt der wahre Grund der ewigen und zeitligen Finſterniß; und die Härtigkeit und Schärffe iſt der Grund zur Empfindligkeit. 2. **Die zweite Eigenſchafft** iſt die Bewegniß im Anziehen, die iſt eine Urſache des Scheidens. 3. **Die dritte Eigenſchafft** iſt die wahre Empfindung zwiſchen der Härte und

Digitized by Google

der Bewegniß, darinnen ſich der Wille empfindet, denn er befindet ſich in groſſer Schärffe, gleich einer groſen Angſt gegen der Einheit alſo geredet. 4) Die vierdte Eigenſchafft iſt das Feuer, als der Blitz des Glantzes; das urſtändet in der Zuſammenfügung der groſſen ängſtlichen Schärffe und der Einheit: denn die Einheit iſt ſanft und ſtille; Und die bewegliche harte Schärffe iſt ſchrecklich, als ein Grund der Peinligkeit.

12) Alſo iſts ein Schrack in der Zuſammenfügung, und in dieſem Schracke wird die Einheit ergriffen, daß ſie ein Blick oder Glaſt wird, als eine erhebliche Freude. Dann alſo urſtändet das Liecht mitten in der Finſterniß: Dann die Einheit wird zu einem Liechte, und die Annehmligkeit des begierlichen Willens in den Eigenſchaften wird zu einem Geiſtfeuer, welches ſeinen Quell und Urſprung aus der herben kalten Schärffe, in der Bewegniß, und Empfindligkeit in der Finſterniß nimmt, und iſt eben deſſen Weſen, als eine ſchreckliche Verzehrligkeit.

13) Und darnach iſt Gott ein zorniger eyfriger Gott, und ein verzehrend Feuer genannt; Nicht nach deme, was er in ſich ſelber auſſer aller Annehmligkeit iſt, ſondern nach dem ewigen Feuergrunde, und in der Finſterniß wird das Fundament der Höllen als eine Vergeſſenheit des Guten verſtanden, welche Finſterniß im Liechte, wie die Nacht im Tage, gantz verborgen iſt, wie Johannis am 1. Cap. zu leſen.

14) Alſo ſehen wir in oberzehlten Eigenſchafften Gottes Zorn, als die erſte Eigenſchafft des Einziehens iſt das Nein: denn ſie iſt gleichet ſich ſich nicht mit dem Jah, als mit der Einheit, denn ſie macht in ſich eine Finſterniß, das iſt eine Verlierung des Guten.

15) Zum andern, macht ſie in ſich eine Schärffe, das iſt der Grund des ewigen Strebens der Sanfftmuth, von der ſanfften Einheit. Zum dritten machts in ſich eine Härte, das iſt der ewige Tod, als eine Unmacht. Zum viereten machts in ſich in ſolcher Härte des Todes eine immerwährende Peinliche Empfindniß. Zum fünfften macht ſie in ſich eine ängſtliche Feuerquall. Und in dieſen Eigenſchafften wird Gottes Zorn und das Hölliſche Feuer verſtanden: Und wird darumb Hölle oder Höhle genannt, daß es eine Verborgenheit oder Einſchlieſſung iſt; Auch wirds darum eine Feindſchafft Gottes genannt, daß es peinlich, und die Einheit Gottes eine lautere Sanfftmuth iſt, Und iſt gegen einander, wie Feuer und Waſſer: Davon auch in dieſer Welt Weſen in der Schöpfung Feuer und Waſſer ſeinen Urſprung genommen hat.

16) Die fünffte Eigenſchafft in ſolcher Anzündung des ausgefloſſenen Willens iſt nun die Empfindligkeit der Einheit Gottes, als die Liebe, welche im Feuer beweglich, und begierlich wird, und macht im Feuer (als in der Peinligkeit) ein ander Principium, als ein groſſes Liebe-Feuer. Denn ſie iſt die Urſache und der Grund des Liechtes, daß in der Feuers-Essentz das Liecht entſpringet, ſie iſt der Liebe Krafft im Liechte, dann alſo führet ſich die Einheit in Bewegniß und Empfindligkeit ein, auf daß die Ewige Krafft empfindlich, und ein Wollen, Begierde, und Schiedligkeit darinnen ſey, ſonſt wäre die Einheit eine ewige Stille, und unempfindlich.

17) Dieſe Liebe und Liecht wohnet im Feuer, und durchdringet das Feuer, daß des Feuers Essenz in die höchſte Freudenreich gewandelt, und kein Grimm mehr erkannt wird, ſondern ein lauterlicher Liebegeſchmack Göttlicher Empfindlichkeit.

18) Dann alſo über-inflammiret ſich die ewige Einheit, daß ſie eine Liebe ſey und daß etwas ſey, das zu lieben ſey. Denn ſo die Liebe der Einheit nicht in Feuerbrennender Art ſtünde, ſo wäre ſie nicht würklich, und wäre keine Freude oder Bewegniß in der Einheit.

19) So verſtehet man nun in der Feuers-Essenz Gottes Zorn: und in der Liebe Empfindlichkeit, als in der empfindlichen Einheit, das Göttliche Liebe-Feuer, die machen zwey Centra in Einem Grunde, als zweyerley Feuer.

20) (1.) Das Zornfeuer im ausgefloſſenen Willen der Annehmligkeit, iſt ein Grund der ewigen Natur, daraus die Engel und Seele des Menſchen ihren Grund haben empfangen, und wird Mysterium Magnum genannt, aus welcher ewigen Natur auch dieſe ſichtbahre Welt entſproſſen und geſchaffen iſt, als ein Gegenwurf der Inwendigkeit.

21) (2.) Und das Centrum der Liebe iſt das Jah, als das Feuerflammende Hauchen, welche Gottes Wort genannt wird, als das Hauchen der Einheit Gottes, das Fundament der Krafft, darinnen wird der wahre heilige Geiſt verſtanden, in dem Ausfluſſe des Liebehauchens, als die Bewegniß oder das Leben der Liebe. Auch wird der Engliſche, ſo wohl der Seeliſche Geiſt darinnen verſtanden, in welchem Gott offenbahr iſt und wohnet.

22) Aber der Grund der Seelen und Engel nach ihrer Natur wird im ewigen Naturfeuer verſtanden. Dann die klare Gottheit wird nicht Creatürlich; denn ſie iſt eine ewige Einheit, ſondern ſie durchwohnet die Natur, wie ein Feuer das Eiſen durchglühet.

23) Und verſtehen an dieſem Orte die Mögligkeit der Verdamniß der Engel und Seelen, ſo ſie das Liebfeuer verlieren, daß ſie ſich von Göttlicher Einheit abſcheiden, und in eigene Begierde eingehen, ſo brennet alsdann das Zorn-Feuer in ihnen, und iſt ihr recht Leben.

24) Aber ſo das Göttliche Liebefeuer in ihrem Centraliſchen Feuer brennet, ſo iſt ihr Feuerleben ein eitel Freude und ſanfftes Wohltuhn, und ſtehet Gottes und der Natur Feuer in ihnen in einem einigen Grunde.

25) In dieſer fünfften Eigenſchafft wird die Glori und Majeſtät Gottes offenbahr, als ein Liecht der Liebe. Davon die Schrifft ſaget 1 Tim. 6, 6. Gott wohnet in einem Liechte, darzu Niemand kommen kan; anzudeuten, daß keine Creatur aus dem Centraliſchen Feuer der Liebe jemahls gebohren iſt worden, dann es iſt das allerheiligſte Feuer, und Gott in ſeiner Dreyheit ſelber.

26) Und aus dieſem heiligen Feuer iſt ausgefloſſen das Jah, als ein Strahl der empfindlichen Einheit, der iſt der theure Name JESUS, welcher die arme Seele wieder vom Zornfeuer erlöſete, und ſich ſelber, in Annehmung der Menſchheit, in das abgewichene Centraliſche Zornfeuer Gottes Zornes, in die Seele eingab, und ſie wieder mit dem Liebefeuer anzündete, und mit Gott vereinigte.

27) O ihr Menſchen merket das! So verſtehet nun das rechte Fundament; in Gott iſt kein Zorn, es iſt eitel lauterliche Liebe; Allein im Fundament, dadurch die Liebe beweglich wird, iſt Zornfeuer, aber in Gott iſts eine Urſache der Freudenreich und der Kräffte; und im Centro des Zornfeuers iſts die gröſte erſchrecklichſte Finſterniß, Pein und Quaal.

28) Und ſind die zwei in einander, wie Tag und Nacht, da keines das andere begreiffen mag, ſondern eines wohnet im andern, und machen 2 Principia, als zweene ewige Anfänge.

29) Der erſte Anfang wird das Reich Gottes Zornes genannt, als das Fundament der Höllen, darinnen die verſtoſſenen Geiſter wohnen.

30) Das Fundament des Reiches Gottes iſt lauter Jah, als Kräffte des ſchiedlichen Wortes; Und das Fundament des Zorns Gottes iſt lauter Nein, davon die Lügen urſtänden: Deßwegen ſagte Chriſtus: Der Teufel wäre ein Vatter der Lügen, denn ſein Fundament iſt lauter Nein, und Widerſprechen der Wahrheit, als dem Jah.

31) Die ſechſte Eigenſchafft im ausgefloſſenen Willen iſt der Hall, Schall, Verſtändniß, Rede, oder Unterſcheiden, als der wahre Verſtand, und ſtehet in beyden Centraliſchen Feuren zugleich, im Centro der eigenen Annehmligkeit des natürlichen Feuers, ohne Mitwürcken des heiligen Feuers (ſo ferne dieſe beyde Feure geſchieden werden, wie bey den Teufeln und verdamten Seelen zu verſtehen iſt) iſts nicht Verſtand, ſondern nur Liſt und Scharffſinnigkeit, als eine Probirung des Fundaments der Natur; ein eitel Mißbrauch der Natur-Kräffte, davon Betrug, Argwohn, Tohrheit, Narrheit und Leichtfertigkeit urſtändet.

32) In der ſechſten Eigenſchafft ſtehen die heiligen Namen, als die Göttlichen Kräffte im auftuhn der Einheit, im Würcken und Wollen, und ſtehen in beyden Feuren zugleich; als im Feuer der natürlichen Beweglichkeit, und im Feuere der Liebeflamme.

33) Alhier ſtehet das Wundertuhende Wort in ſeiner Würckung, denn der groſe Name TETRAGRAMMATON iſt das Centrum der Wunder Gottes alhier, welcher in beyden Centraliſchen Feuern würcket, welchen die böſen Geiſter, in ihrer Verwandlung nach dem Centro des Feuers Natur mißbrauchen.

34) Und iſt der Grund der gantzen Cabala und Magia in dieſem Grunde begriffen; dann es ſind die würckliche Kräffte, da das Unempfindliche in dem Empfindlichen mitwürcket. Und an dieſem Orte lieget das Geſetz Moſis dafür, dehn nicht zu mißbrauben bey ewiger Straffe, wie im andern Gebot der zehen Geboten zu ſehen iſt, den Unſern alhier genug geſagt, und den Gottloſen ein Schloß darfür.

35) Die ſiebente Eigenſchafft des ausgefloſſenen begierlichen Willens, iſt die Weſenheit, darinnen alle Kräffte im Weſen liegen und würcken, als ein Subjectum aller Kräffte, davon die ſichtbahre Welt iſt entſprungen, und durch die Bewegniß des wunderthuenden Namens ausgefloſſen, und in Schiedligkeit und Förmligkeit gegangen.

36) Deßwegen ſind in allen Weſen dieſer Welt beyde Centraliſche Feuer, nach Gottes Liebe und Zorn, wie an den Creaturen zu ſehen iſt.

37) Aber das heilige Feuer liegt immer verborgen, welches der Fluch als die Bewegniß Gottes Zornes, mit der Sünden verſchloſſen hält, wie an der Tinctur zu verſtehen, und doch ein möglicher Eingang iſt durch Gottes Zulaſſung.

38) Daſſelbe ausgefloſſene heilige Feuer, als das noch mit durch die Erde würckte, war das Paradies und iſt wohl noch, aber der Menſch iſt herausgeſtoſſen, und ſuchet ſich mancher zu tode an dieſem Feuer, und findets doch nicht, er habe es denn zuvor in ihm ſelber gefunden.

39) Alſo verſtehet uns in dieſer Frage, von Gottes Liebe und Zorn, daß zweyerley Feuer verſtanden werden, als 1. ein Liebefeuer, da iſt lauter Liecht, das wird Gottes Liebe genannt, als die empfindliche Einheit. 2. Und ein Zornfeuer von der Annehmlichkeit des ausgefloſſenen eigenen Willens, dadurch das Liebefeuer

Digitized by Google

offenbahr wird, welches Zornfeuer ein Grund der ewigen Natur iſt, und im Centro ſeiner Inwendigkeit eine ewige Finſterniß und Pein genannt wird. Und ſind doch beyde Feuer nur ein einiger Grund, und von Ewigkeit in Ewigkeit je geweſen, und bleibende, ſcheiden ſich aber in zweene ewige Anfänge, wie an Feuer und Liecht nachzuſinnen iſt.

Die vierdte Frage.

Was iſt geweſen, ehe denn die Engel und Schöpfung war.

Antwort.

1. Es war Gott mit den zwey Centraliſchen Feuern, mit den groſſen Kräfften, als eine ewige unendliche Gebährunge der Wunder, Farben und Tugenden, da die Engel und Seele des Menſchen, ſamt allen Creaturen, dieſer, und der inwendigen Engliſchen geiſtlichen Welt, in einer Idea oder Geiſtlichen Inmodelung, inne lagen, darinnen Gott alle ſeine Wercke hat, von Ewigkeit geſehen, nicht in Creatürlicher gebildeter Art und Form, als in einer Scheidung, ſondern in Formligkeit der Kräffte, da Gottes Geiſt mit ſich ſelber geſpielet hat.

2. In dieſen Centraliſchen Feuren war das Element, und waren beyde Centraliſche Feuer ein einiges Weſen, nur in zweyen Principien unterſchieden, wie Feuere und Liecht.

3. Als ſich aber das Centraliſche Feuer des eigenen Willens hat beweget, und in eine größere Begierde zu ſeiner Beſchauligkeit und Formirung eingeführet, ſo iſt die Schöpfung ergangen, welches der ewige Wille Gottes, nach beyden Feuren bewegt hat, daß die Idea bildlich worden zum Lobe der Wunder Gottes.

4. Und in ſolcher Bewegniß iſt das Hölliſche Fundament Gottes Zornesmitte hervorgebrochen, welches Gott aus ſeiner Würckung verſtoſſen, und in die Finſterniß beſchloſſen hat; Alda ſtehets noch auff heute, als ein hungeriger Gaumen voller Begierde nach der Schöpfung, und wil auch Creatürlich und bildlich ſeyn.

5. Und das iſt der Grund und die Urſache, daß der Thron-Fürſte Lucifer ſich von Gottes Liebe hat abgewandt in das Centraliſche Feuer des Zornes, darinnen er meynte über Gottes Sanfftmuth und Liebe zu herrſchen, und ward aber umb deßwillen aus dem Centraliſchen Liebefeuer ausgeſtoſſen, und verlohr ſeinen Trohn im Liechte, und beſitzt nun die Hölle; Alſo geſchicht auch der verdamten Seelen.

6. Dieſes Hölliſche Fundament im Fluche Gottes Zorns iſt ein Centrum der ſichtbahren Welt, und wird der Satan genannt, davon Chriſtus ſagte, er verführe die gantze Welt, und wird im Reiche der Finſterniß verſtanden, da Hitze und Kälte im Streite ſind, den Unſern gnug.

Ludwig Börne,

früher Baruch genannt, welchen Namen er gegen ſeinen jetzigen vertauſchte, als er im Jahre 1817 zur evangeliſch-lutheriſchen Religion übertrat. Er ward am 13. Mai 1786 zu Frankfurt am Main von jüdiſchen Eltern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und ſtudirte zu Berlin und Halle Medicin, gab jedoch im Jahre 1807 dieſen Beruf wieder auf und widmete ſich zu Heidelberg und Gießen den Staatswiſſenſchaften. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn ward er Polizei-Actuar in ſeiner Vaterſtadt, doch nach der Wiedereinſetzung Frankfurt's in ſeine alten Rechte und Privilegien aus leicht erklärlichen Gründen dieſes Amtes mit einer Penſion enthoben, die er indeſſen in den letzten Jahren verloren hat. Seit dieſer Zeit lebte er als Privatgelehrter, anfangs zu Frankfurt, wo er nach einander das Frankfurter Staats-Riſtretto, die Zeitſchwingen und die Wage redigirte, dann abwechſelnd in Paris und mehreren deutſchen Städten, bis er nach der Julirevolution 1830 ſeinen feſten Aufenthalt in Paris nahm, wo er ſich auch noch jetzt befindet. —

Seine aus kleinen politiſchen und kritiſchen Aufſätzen, Skizzen und Schilderungen beſtehenden Schriften erſchienen vereint unter dem Titel:

Geſammelte Schriften von Ludwig Börne. 1—10 Th. Hamburg, 1829—31. 11—14r Th. Paris, 1833—34. (Die letzten ſechs Theile auch unter dem Titel: Briefe aus Paris.)

Nicht leicht iſt ein Schriftſteller ſo einſeitig und verſchiedenartig beurtheilt worden als L. B. ſeit der Erſcheinung ſeiner Briefe aus Paris. Während die eine Partei ihn bis in den Himmel erhob, ſprach die andere das härteſte und ſtrengſte Verdammungsurtheil über ihn aus, und nirgend findet man eine Anſicht, welche ruhig und mit Beſonnenheit ſeinen Werth oder Unwerth aus den von ihm bisher gegebenen Leiſtungen zu entwickeln verſucht hätte. Die Wage und die Zeitſchwingen hatten ihm früher den Ruf eines geiſtreichen, ſcharf urtheilenden Kritikers, eines fein blickenden, tief eindringenden Politikers, eines warm fühlenden, aufrichtigen, nur das Gute wollenden Mannes gegründet. Mehrere Darſtellungen, die ſeiner Feder entfloſſen, wie z. B. die Denkrede auf Jean Paul, Henriette Sonntag in Frankfurt, der ewige Jude u. ſ. w., welche mit ſeltener Tiefe der Empfindung, glänzendem Witz, glücklichſter Laune ausgeſtattet waren, hatten ihm viele Herzen gewonnen und ſeinem Namen einen guten Klang in der großen literäriſchen Gemeine erworben, abgeſehen von den Wenigen, welche ſchon vorher dankbar Das zu würdigen gewußt, was er als Dramaturg und Recenſent geleiſtet; da erſchienen ſeine „Briefe aus Paris," die zwar unter den Jüngern der Bewegung ungeheuern Beifall fanden, indem ſie in regelloſer Weiſe den tiefſten Ingrimm gegen faſt alles Beſtehende offenbarten und den Verfaſſer jedem unbewölkten Blick als einen politiſchen Cyniker darſtellten. Börne, der nichts ſchonte, rückſichtslos überall hinein ſchlug und auch überall wunde Stellen traf, aber mit Keulen, erwarb ſich jetzt eben ſo viele Feinde, als er früher Freunde gezählt, und es ward zu einer der ſchwerſten Aufgaben, ſeinen ſchriftſtelleriſchen Charakter zu würdigen, ohne ſich von den Anſichten der Partei, zu welcher man ſeiner innerſten Geſinnung nach gehört, zu weit fortreißen zu laſſen.

Der Herausgeber dieſer Encyclopädie iſt bei einer ſolchen Gelegenheit eben ſo ungerecht als empfindlich und rückſichtslos von Börne verletzt und beleidigt worden; er hat ferner nie den Uebertreibungen der Partei gehuldigt, zu welcher Börne ſich bekennt, ſondern ſtets nur das wahre Heil der Menſchheit in der Beförderung des wirklich Guten geſucht und geſehn; ihm galt es gleich, von welcher Seite es ausging, wenn nur dem Haſſe gewehrt, der Liebe hülfreiche Hand dadurch gereicht, und das Wohl der geſammten Erdenſöhne dadurch wirklich befördert oder wenigſtens beabſichtigt wurde: er darf alſo wohl verſichern, daß dieſe Zeilen das Reſultat ſtrengen Prüfens und feſter Ueberzeugung ſind, und daß er unbekümmert um Beifall oder Tadel dieſer oder jener Partei, gerade weil er von Börne gekränkt wurde, ſich um ſo mehr bemühte, in einer Würdigung dieſes Mannes ſeine innerſte Meinung unabhängig von allen Nebenrückſichten auszuſprechen.

In einer Schilderung Börne's, als Schriftſteller, darf man dieſen nicht von Börne, dem Menſchen, trennen, denn Beide wirken unabläſſig auf einander ein, und eine pſychologiſche Entwickelung von Börne's Geiſtes- und Charakterbildung müßte vorausgehen, um den rechten Standpunkt für ſeine Würdigung als Autor gewinnen zu können. Wer aber vermöchte die genügend zu geben? Nur er ſelbſt; jeder Andere darf ſich nur Andeutungen geſtatten, ohne für die gewiſſe Wahrheit derſelben einſtehn zu können. Uns ſcheint Folgendes wahrſcheinlich. Mit tiefem, glühendem Gefühl, mit reicher Bildung ausgerüſtet, empfand ſeine Seele ſchon früh den tiefſten Schmerz über die geiſtige Vernachläſſigung, über den bürgerlichen Druck, in und unter welchen ſeine armen Glaubensgenoſſen, denen man ja noch jetzt an vielen Orten die Rechte, die ihnen als Menſchen zukommen, ſtreitig macht, in ſeinem Vaterlande, und vorzüglich in ſeiner Vaterſtadt, wo er den Jammer täglich vor Augen ſah, leben mußten. Dieſe

Digitized by Google

wunde Stelle an unſerem Geſellſchaftskörper ward zur wunden Stelle in ſeinem Herzen, die durch beſtändige Reibung bald zu ſchwären und zu eitern anfing. Er hoffte Beſſerung von einer Aenderung der Zeitverhältniſſe; dieſe trat ein, aber die Beſſerung nicht. Es wurde noch ſchlimmer in ſeinem Gefühl, als er ſich geſtehen mußte, daß auch die Mehrzahl der Iſraeliten jener Rechte noch nicht würdig ſey, und daß ein Moſes kommen und ſie vierzig Jahre in der Wüſte herumführen müſſe, bis eine neue, freiheitsfähige Generation herangebildet worden. Er ſagte ſich daher äußerlich von ihnen los; aber ſein Schmerz über ihre Unterdrückung blieb und wandelte ſich in einen furchtbaren Haß über alle Unterdrückung. Von nun an gerieth er in jene Extreme, denn er ſah nur durch die Brille ſeines Haſſes und ſah *Alles* durch dieſelbe in derſelben Beleuchtung.

Börne hat während ſeines Lebens mehr gefühlt und gedacht, als geſchrieben und drucken laſſen; alle ſeine Leiſtungen ſind nur Gedankenblitze eines ſtets aufgeregten, gewitterſchwangeren Innern; zur Ruhe, die ſo unumgänglich nothwendig zur Hervorbringung eines Kunſtwerkes iſt, kam er in den letzten Jahren gar nicht mehr — daher wird er auch nur bei der Nachwelt fortleben als eine merkwürdige Erſcheinung der Zeit, deren Werth ſie, von anderen Intereſſen bewegt, nur gering anſchlagen kann.

Seltene Kraft der Rede, glänzender Witz, Tiefe des Gefühls, Wärme des Herzens und reiche Phantaſie, ſo wie eine überraſchende Schärfe des Denkvermögens ſind ihm eigenthümlich — aber durch ſein unter keiner Bedingung zu billigendes Treiben verlor ſein Vaterland unendlich mehr an ihm, als ſeine Partei an ihm beſitzt. So hat er ſich am Meiſten geſchadet, denn umkehren kann er nicht, und jede Mäßigung von ſeiner Seite wäre ſchon Umkehr.

Zur Beſtätigung der an ihm gelobten Eigenſchaften theilen wir die nachfolgenden Auszüge mit, uns nach der Richtſchnur, die uns bei dieſem Werke leitet, entſchieden aller Politik enthaltend.

Der Garten der Tuilerien.*)

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, feinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſetzt, wenn man öffentliche Orte beſucht; ja das zu Hauſe bleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: *Unſer Vaterland*, ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jetzt und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren etwas, was den Franzoſen mangelt; die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt, wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel, und würde vom Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich die nichts wiſſen und nichts leſen! Wäre mir Hirſchfelds Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheit zu erheben, iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß ſie gewiß in vielen Kompendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſein wird. Engländern, die das Reiſen lieben, und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewieſen, und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierres-Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Petſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierein wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal, ſchon nach wenigen tauſend Schritten, in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchenſaiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharaotiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidnen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzutreiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere! . . . Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf,

*) Aus: Börne's geſammelte Schriften. Th. 5. S. 83.

Digitized by Google

bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Pallaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühreriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jetzt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lottonummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſein in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers, ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel handthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſein, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, und blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſei, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten! — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorne Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehnſtühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtuhle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winterſemeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dieß iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſein, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. .... Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das ſo leicht iſt wie gebackne Luft. Es heißt: **Plaisirs des Dames.** Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. „**Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!**“ ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchweben ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sou dafür. Waret Ihr drei bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden im Leſen vertieft dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert, und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Pallaſt der Volksdeputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terraſſe Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu der Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken, und er nannte ſie **le pays national**, zum Unterſchiede des **pays de Coblence**. Wehe dem Bürger, der im **pays de Coblence** ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und gemißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Koblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: **La petite provence**, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſetzt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, **la corde** genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch, und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden, und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen, und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt ſinkt hinter den elyſäiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den Spielwaarenmarkt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab, und ſtellen ſich zehn Schritte aus einander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Pallaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich

Digitized by Google

antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Art freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell*)

in Schiller's Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthendem Herzen entſprang Tells beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dießesmal möchte ich nicht mißdeutet ſeyn — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein groſſer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen, im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge, iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger, als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landsleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung giebt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären, und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußſeyn körperlicher Kraft giebt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm und furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt, mit edelm Trotze, eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft, und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht, und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen, nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſteten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen; ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen, und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

> Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt fertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch andere beherrſchen, und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit, dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt; es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Er ſoll geſchehen ſeyn, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte, und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein lieber Herr, lieber Herr zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell, entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmann gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen, ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt, und wieder dem Sturme Preis giebt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubt nicht den Landvogt getäuſcht zu haben; er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuh breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

> Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
> Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und ſtand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte Mann zu dieſer feinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen?.... Jetzt kommt Geßlers Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet, ohne Gefahr, ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit den Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt Du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja, gegen eine recht-

---

*) Aus: Ludw. Börne's Schriften. 2r Theil, Hamburg, 1829.

Digitized by Google

liche Obrigkeit, je rechtlich ſtatt finden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßlers Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine wahre Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen, wie ſie geſchah. Eine geiſtige Ueberlieferung aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führte uns, mit Bedacht und Geſchicklichkeit, die Leiden der Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die übrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchich vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern, füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſeyn. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht. *)

Das Scharlachfieber füllt im Converſationslexicon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung, und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt, und die geängſtigte, pflichtige Empfindung, aus dem verborgenſten, dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod, und ſelbſt der eigene Wunſch zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet, und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geier an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf, und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen, und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinnen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das alles überſchwemmt, alles, was feſt an ihm iſt, niederreißet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt, und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler, reißender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen: ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreißen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboste Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich, und ſetzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verletzt alſo damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfältig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen, die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz giebt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt, und ins Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch, der ſie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt, die ſie empfindet, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſei, denn ſie wähnen zu geben, wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren, und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern iſt voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen? Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht; er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen. Dem liebenden Jünglinge iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtechende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen, nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockene, verkohlte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt, nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Mißbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt; wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſeyn auf das Herz eines Weibes geſtützt; wankt und bricht nun dieſe Säule unter ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, je gewichtiger iſt ſein Fall, und je gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft, oder die Achtung, in ſeinen übriggebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die Erkrankten finden; wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet, und gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen.

*) Aus: L. Börne's geſammelte Schriften. 4. Theil, Hamburg, 1829.

Digitized by Google

Wie kann der liebevolle Nachſicht fodern, der ſelbſt Liebe für keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorne Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und giebt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel betragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten, um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel, die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es giebt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer gläſernen Waſſerglocke iſt ein erhabner Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber gleich Helden ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergiebt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt a b g e t h a n. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand, die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt Ihr Liebe erwerben, verbergt die Euere; wollt Ihr Euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reißenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen ohne ihn zu verletzen vorüber. Liebende Jünglinge! Haltet den Schlag Eures Herzens zurück, die Weiber küſſen Euch dann und zerfleiſchen Euch nicht.

D e r E ß k ü n ſ t l e r.

E i n a r t i ſ t i ſ c h e r V e r ſ u c h.

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht: denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſei, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockner Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach nichts, hörte auf keine Anrede . . . bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf, . . . ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreiſe friſiren, und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſiognomie ein ausgezeichneter Menſch ſeyn müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hinter einander in ſeiner Kunſt unentgeldliche öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſeyn, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines bloß thieriſchen Triebes, wurde mir klar durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis ſich das Orcheſter geſammelt hat, und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff, durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt, und der ſie nicht bloß zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem andern vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eß-Inſtrumentes ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkeis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammenrückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes alles geſchehn und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte, und dazu ein Milchbrot mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Haſen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die andern verwirrt ihre Plätze ſuchten, und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo hellſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exercitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchen das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultan-Speiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senf und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republicaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſei, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß

Digitized by Google

ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genieſsen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die gröſste Wuth verſetzte, und er ſchwatzte nicht bloſs für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen lieſsen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eſskünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daſs er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eſspöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniſs auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern, von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, gröſsere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war, und dem man die Verlegenheit vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen anſah, munterte er auf, und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daſs dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu und fragte einen öſterreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aſs zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich, verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solos. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine groſse Schüſſel Aepfelkompott als langathmiger Triller ſchloſs, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eſskünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiſs nicht, ob es ein paſſendes Gleichniſs iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagios der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüſse Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Haller's Phyſiologie gelernt, ſondern an mehrern europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchlieſsen, oder, was in der Berechnung auf eins herauskommt, wo ſie nur wenig Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während einem Donnerwetter ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt war frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Gröſse ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goſs er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während dem Eſſen der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt, und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding-Portion verzehrt, (denn er theilte ſeine Speiſe-Portionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen) dann lieſs er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim dritten Male aber gebrauchte er Liſt, und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce; hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen groſsen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daſs groſse Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehrern ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen muſste, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender. Eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſſert noch eine Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Groſsmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. In allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die groſsen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen lieſsen — er nahm die kleinen auch..... Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäſsiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthüre ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing..... Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht..... Einen Prachthecht von ſeltener Gröſse nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daſs der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopfe aber über dem Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinausreichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daſs unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aſs, da allgemein bekannt iſt, daſs gerade dieſe Art Speiſen bei wahren Kennern in groſsem Anſehn ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andern nach. Wie geſagt, er aſs die Braten als Dilettant, und benutzte die Muſe, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſers Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daſs die falſche Anſicht vom Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiſs aus Mehül's Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht, und lieſs, als ein guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiſs nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalöconomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluſs bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maſsregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 15 für die gute Sache gefochten, und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep, und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muſs bedauern, daſs dieſer Vorſchlag nicht zur Ausführung kam, und daſs ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daſs die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch. Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heiſst Nachtiſch? Nachtiſch heiſst dasjenige Eſſen, welches nicht bei Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aſs den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution um ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aſs daher gleich den übrigen Gäſten ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweiten Male mit Kuchen und Früchten an, und lieſs dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter ſich zuſammen, und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus, und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daſs er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter das Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Manne lieſs ſich nicht anders erwarten, als daſs er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daſs er aber genannte Serviette, die während dem Gedränge des Eſſens

Digitized by Google

herabfiel, zur Zeit, wenn das Deſſert kam, und die andern Gäſte ihre Serviette zulegten, von neuem unter das Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtak wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand hinter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor, und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zulezt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ daß Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche, und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette, und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art prakticirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes leztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſey eine Frau noch „ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller „iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter „ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Stael; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen, und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

Ueber das Schmollen der Weiber.*)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen kultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtuzten. „Warum geſtuzten?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum Erſtenmale dieſes Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſey, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — ſagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſteckte — liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtuzt wären? Müßte ich nicht fürchten, du entflattertest“ .... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt alſo, ich könnte dir untreu werden?“ fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab; in Engel's Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen, und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jezt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier-Händler, oder Staats-Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jezt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillas-Krieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nützt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren! Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind gründefeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährliche Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füßen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelſtunde wieder verſöhnt ſeyn werde; mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatte erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkömmt — ſo geſchickt weiß ſie den Guerillas-Krieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer auf dreiſſig Tage voraus Recht gäbe, und dabei meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen; aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheil aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und trauriges Anſehen giebt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wenn der lezte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wiſſen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel-Stunden, über welche der Zeiger rücke, ſchlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtünde. Sie müßten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele nicht zu verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigne Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Prinzip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus, und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein Bayeriſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt und der Frieden!

*) Aus: L. Börne's geſammelte Schr. Th. 3.

Digitized by Google

August Bohſe,

genannt Talander, ward am 2. April 1661 zu Halle geboren, ſtudirte daſelbſt die Rechte und die ſchönen Wiſſenſchaften, hielt nach vollendetem akademiſchem Curſus jungen Studirenden und Adeligen Vorleſungen über Juriſprudenz, Redekunſt und Briefſtyl in Halle, Leipzig und Dresden und ward darauf 1691 Secretär des Herzogs von Sachſen-Weißenfels. Später trat er von Neuem als Docent in Erfurt auf, promovirte 1700 als Doctor der Rechte in Jena und ward dann als Profeſſor an die Ritterakademie zu Liegnitz berufen, wo er um 1730 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Liebescabinet der Damen. Leipzig, 1685. 12.
Die Eiferſucht der Verliebten. Leipzg. 1689. 12.
Die durchlauchtige Alceſtis. — Leipz. 1689.
Der getreuen Bellamira wohl belohnte Liebesprobe. Leipz. 1692.
Die durchlauchtigſte Blorena. Leipz. 1694.
Die getreue Sklavin Doris. Leipz. 1696.
Die Amazoninnen aus dem Kloſter. Cölln, 1698.
Liebesgeſchichte der unglücklichen Prinzeſſin Arſinoe. Leipz. 1700.
Wettſtreit der Liebe u. ſ. w. Leipz. 1702.
Arianens u. ſ. w. Staats- und Liebesgeſchichte. Leipz. 1705.
Talander's letztes Liebes- und Heldengedicht. Leipz. 1706.
Amor am Hofe. Leipz. 1710.
Aurorens u. ſ. w. Staats- und Liebesgeſchichte. Leipz. 1715.
Die Albaniſche Sulima. Cölln, 1698.
Der Liebes-Irrgarten. Weißenburg im Nordgau, 1724.
Tauſend und eine Nacht. Leipz. 1730. 6 Thl.
Tauſend und ein Tag. Leipz. 1730.
Konſtantine. Leipz. 1735.
Schauplatz der unglückſelig Verliebten. Leipzig, 1697.
Tugend und Laſterkomödie u. ſ. w. Quedlinburg und Aſchersleben, 1699.
Baptista Guarini Pastor fido u. ſ. w. in ungebundener Rede verdeutſcht. Erfurt, 1699.
Gründliche Anleitung zu deutſchen Briefen. Jena, 1700 u. ſ.
Allzeit fertiger Briefſteller. Leipzig, 1709.
Curiös bequemes Handbuch von allerhand auserleſenen Sendſchreiben. Leipzig, 1734—37. 2 Thle.
Neue Einleitung zur deutſchen Oratorie. Jena, 1708.
Des franzöſiſchen Helikon's auserleſene Frühlings u. ſ. w. Früchte. Leipz. 1703.
Des franzöſiſchen Helikon's Monatsfrüchte. Leipz. 1696.
Curieuſe und hiſtoriſche Reiſen durch Europa. 2 Thle. Leipzig, 1721.
Hiſtoriſcher Weltſpiegel. Leipz. 1714.
Scherz- und ernſthafte hiſtoriſche Erquickſtunden. Leipz. 1702. u. ſ. w.

B. war der Erſte in Deutſchland, welcher aus der Schriftſtellerei einen Erwerbzweig machte: daher die faſt endloſe Zahl ſeiner Romane und anderen Schriften, in welchen es ihm nur darauf ankam, als das Muſter eines galanten (d. h. mit allen erdenklichen ausländiſchen Wörtern geſpickten, ſteifen und gezwungenen) Styls zu erſcheinen. — Er leidet an der ganzen Geſchmackloſigkeit ſeiner Zeit und wird nur noch in der Geſchichte unſerer Literatur erwähnt, übrigens aber mit Recht der Vergeſſenheit übergeben.

Heinrich Chriſtian Boje,

ein um die ſchöne Literatur in Deutſchland höchſt verdienter Mann. — Geboren zu Meldorp im Holſteiniſchen am 19. Juli 1744, ſtudirte er die Rechte in Göttingen und war hier mit Gotter der älteſte Beförderer jener werthvollen Beſtrebungen, welche von dem ſogenannten göttingiſchen Dichterbunde ausgingen. Nach vollendeten Studien ward er Stabsſecretär zu Hanover (1775) und ſeit 1781 däniſcher Juſtizrath und Landvogt in Süderdithmarſchen. Er ſtarb als königl. däniſcher Etatsrath zu Meldorp am 3. März 1806.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Bremen und Leipzig, 1770.

In Verbindung mit Gotter (S. d.), und ſpäter allein, gab er von 1770—1775 den göttingiſchen Muſenalmanach, ſo wie im Verein mit Dohm ſeit 1776 (ſpäter allein) das deutſche Muſeum heraus.

B's eigene poetiſche Leiſtungen ſind unerheblich, aber durch feine und einſichtsvolle Kritik nützte er nicht allein ſeinen Freunden, ſondern beförderte die aufblühende, eine beſtimmtere Richtung gewinnende deutſche Dichtkunſt ungemein. Von ſeinen Bemühungen in dieſer Hinſicht berichtet ein Zeitgenoſſe: „Auf dieſe Art erſchien in Göttingen der erſte deutſche Muſenalmanach für das Jahr 1770, erhielt Beifall und fand an dem hamburger bald einen würdigen Nebenbuhler. Ungemein genützt haben beide Blumenleſen unſerer Literatur, ſo lange ſie noch die einzigen waren, die anerkannten Dichter unſeres Vaterlandes ſie mit ihren Arbeiten ſchmückten, und unter den Verſuchen der neu aufblühenden eine ſtrenge Sonderung Statt finden konnte. Wenn ſie in der Folge aufhörten zu ſeyn, was ſie geweſen waren, und ſpäter faſt nur noch durch die Beiträge ihrer Herausgeber Aufmerkſamkeit erregten, ſo lag die Urſach hiervon in nichts Anderem, als daß ihre Anzahl ſich zuſehends mehrte, und was urſprünglich eine Anſtalt für junge Dichter ſeyn ſollte, allmählich ein Gegenſtand der Ueppigkeit und des buchhändleriſchen Gewerbes ward. Ueberdies erwuchſen und blühten neben den Muſenalmanachen mehrere Zeitſchriften, die ebenfalls einen nicht kleinen Theil der jährlichen poetiſchen Erzeugniſſe in ſich überleiteten: der deutſche Merkur (ſeit 1773) unter Wieland's Aufſicht, das deutſche Muſeum (1776—1788), das Boje herausgab, und die Iris (1775—1778), die Jacobi beſorgte, haben ungemein kräftig auf unſere Literatur gewirkt, indem ſie theils unmittelbar die Aufnahme und Verbreitung des Schönen begünſtigten, theils mittelbar durch Abhandlungen und Kritiken den Ton angaben und die öffentliche Meinung zu leiten wußten."

S. Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen. Bd. 8. N. 2. S. 212 ſgde.

Digitized by Google

Philipp Karl Bonafont,*)

Sohn des 1801 zu Trier verſtorbenen Forſtinſpectors, geboren zu Raſtadt am 22. Juni 1778, begann ſeine Studien bei den Piariſten ſeiner Vaterſtadt, dann zu Mainz bis zum Ausbruch der franzöſiſchen Revolution 1792, wo er nebſt ſeinem Vater von Cuſtine gezwungen wurde, der franzöſiſchen Republik zu dienen. Bis 1813 war B. in verſchiedenen Verwaltungen und zuletzt als Bureauchef bei der Departementspräfectur zu Aachen angeſtellt geweſen. Nach dem Rheinübergang der Alliirten wurde ihm 1814 von dem damaligen General-Gouvernement vom Nieder- und Mittel-Rhein die Stelle eines Profeſſors der deutſchen Sprache an dem Gymnaſio zu Lüttich angetragen, die er jedoch ablehnte und als Privatgelehrter und Lehrer lebte, bis er Profeſſor der franzöſiſchen Sprache am großherzoglichen Pageninſtitut zu Weimar wurde. Die Feindſchaft der Sängerin Jagemann, auch v. Heigendorf genannt, deren Spiel und Geſang B. in einer Zeitſchrift getadelt hatte, zog ihm ſeine Entlaſſung zu. — Von dieſem Zeitpunkte an lebte er in verſchiedenen Orten, zuletzt 1821 zu Halle, wo er an der dortigen Univerſität docirte, bis ihm 1822 der König von Preußen, als vormaligem Beamten in den Rheinprovinzen, eine jährliche, aber zum Lebensunterhalt nicht hinreichende Penſion bewilligte. — 1827 wurde er herzoglich Sachſen-Coburg-Gothaiſcher Legationsrath. — Seine ſchriftſtelleriſche Laufbahn begann ſchon 1800, wo er zuerſt einige Romane und mehrere Schauſpiele herausgab. Ueberhaupt hat ſich B. als fruchtbarer Schriftſteller bekannt gemacht, der ſowohl in der deutſchen als in der franzöſiſchen Literatur bewandert iſt. — Dr. Karl Friedrich Arnim Guden ſagt in ſeinen 1831 herausgegebenen, „Chronologiſchen Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Sprache und National-Literatur“ Pag. 228.: „Bonafont hat ſich als Romanſchriftſteller, als dramatiſcher und äſthetiſcher Kritiker vortheilhaft bekannt gemacht. Von ſeinen dramatiſchen Schriften, in welchen er ſich zum Theil Schiller zum Muſter nahm, ſind manche mit Beifall auf der Bühne aufgenommen worden.“ Die von ihm ſeit 1800 in beiden Sprachen erſchienenen Schriften zeugen von einem nicht alltäglichen ſchriftſtelleriſchen Talent und von ſehr verſchiedenartigen literariſchen Kenntniſſen, denen vielleicht mehr Anerkennung gebührt hätte **). Beſonders verdient um die deutſche Jugend hat B. ſich als Verfaſſer mehrerer nützlichen Lehrbücher der franzöſiſchen Sprache gemacht. Es dürfte der Mühe werth ſeyn, die ungewöhnliche Verſchiedenartigkeit ſeiner Leiſtungen durch Angabe ſeiner Schriften in beiden Sprachen darzuthun. Die Erſte war:

Julie et Ludolphe, comédie en deux actes et en prose. Paris, 1801.

Der Pflegevater, dramatiſches Gemälde. Karlsr. 1802.

Poésies légères et fugitives. Carlsruhe, 1803.

Adelheid, oder die unglücklich Liebenden, ein Roman aus dem Franzöſiſchen. Karlsruhe, 1803.

Originalitäten, Sammlung kleiner Erzählungen, Geſchichten und Anekdoten. Stuttgardt, 1803.

Liebe und Trennung, ein Herzensgemälde. Stuttg. 1804.

Ludwig Unſtern, oder Mord aus Rache, hiſtoriſch-dramatiſches Gemälde des 18. Jahrhunderts. Stuttg. 1804.

Patkul, hiſtor. Gemälde des XVII. Jahrhunderts. Stuttg. 1804.

Julius und Marie, Schauſpiel. } Stuttgardt, 1804.
Julie und Ludolph, Schauſpiel. }
Künſtlerglück, Schauſpiel. }
Zulima, oder die Verſchwörung auf Malta. Trauerſpiel. }

Ignoranz und Verderben, oder: die Folgen der Erziehung. Nürnberg, 1804.

Lorenzo Chiaramonti, oder: der neue Werther. Ebendaſelbſt, 1804.

Die edle Fürſtin, Schauſpiel. Salzburg, 1805.

Iwan IV., hiſtoriſch-dramatiſche Darſtellung aus der ruſſiſchen Geſchichte. Leipzig, 1810.

Paul I. oder Entſchloſſenheit und Gnade. Aachen, 1812.

1817 erſchienen von B. zu Paris unter dem Titel: „Bagatelles dramatiques“ gelungene Ueberſetzungen des „armen Poeten“ von Kotzebue, des „Puls“ von Babo, nebſt einem dritten Original-„Luſtſpiele“; zu Strasburg bei Levrault: Flore ou variétés littéraires en prose et en vers. — 1818 erſchien von ihm zu Berlin: „Ein Tag aus des großen Friedrichs Leben“, hiſtoriſches Schauſpiel, welches 1814 zu Köln zur erſten Feier des 18. Octobers gedichtet und aufgeführt wurde. — Ferner: Quelques poésies françaises et allemandes. Dresden, 1819. — Originalitäten aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, 2 Theile. Leipzig, 1819. — Geſchichte des engliſchen Parlaments, angeblich von Ludwig Bonaparte, aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Sondershauſen und Nordhauſen, 1821. — Des avantages de la langue française, et de la nécessité de son étude. Magdebourg, 1821. — Eugenie oder die falſche Ehe, Schauſpiel nach Beaumarchais, neu bearbeitet. Brandenburg, 1822. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wahrheit und Dichtung, (als Fortſetzung ſeiner „Originalitäten“) 1823. Ebendaſelbſt. — Essais imitatifs de quelques poésies de Schiller. Halle, 1825. — Der König und die Henne, Original-Luſtſpiel. Brandenburg, 1823. — Manuel de langue française pour la vie sociale. I. Vol. Halle, 1823. — Thaliens Spenden für Bühnen und Privattheater. 2 Bde. Leipzig, 1826. Er gab auch früher unter dem Namen „Philippi“ mehrere Schauſpiele heraus, die in der 1817—1818 zu Augsburg erſchienenen „neuen deutſchen Schaubühne“ enthalten ſind. — 1829 erſchien zu Berlin unter dem Titel: „Kunſtandeutungen aus äſthetiſchem Standpunkte für angehende Künſtler und Kunſtfreunde“ eine zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage von ſeinen 1814 zu Köln herausgegebenen „Aphorismen der Aeſthetik, nebſt Aufſätzen verſchiedenen Inhalts.“ — Noch hat man von B. Herbſtblüthen, zur Unterhaltung in Winterabenden. Schneeberg, 1829. — Le petit maître de langue, ou nouveau vocabulaire français-allemand. Halle, 1828. — Cromwell et Napoléon, la révolution d'Angleterre et la révolution française parallèlement comparées, suivies de quelques pensées morales et politiques.*) Wolfenbuttel et Leipsic, 1829. — Nouveaux exercices de lecture française. (Neue franzöſiſche Leſeübungen, beſtehend in einer reichhaltigen Sammlung intereſſanter Erzählungen, wenig bekannter Anekdoten und ſonſtiger Leſeſtücke, nebſt einer poetiſchen Abtheilung.) I. Band von 610 Seiten. Coburg und Leipzig, 1829. — Lectures nouvelles instructives et amusantes, à l'usage des amateurs de la langue française. Lemgo et Leipsic, 1831. — Dieſe Fortſetzung der obigen „Exercices de lecture“ enthält ebenfalls eine poetiſche Abtheilung, in welcher den Leſern nebſt andern vorzüglichen Dichtungen berühmter Meiſter, z. B. von C. Delavigne und andere ſehr gelungene Ueberſetzungen ſchillerſcher Gedichte von Bonafont, mitgetheilt werden. — Sachverſtändige Beurtheiler haben über die anerkannte Meiſterſchaft ihres Ueberſetzers ein ehrenvolles Urtheil ausgeſprochen.—

Sammlung der franzöſiſchen Redensarten, Gallicismen und Sprichwörter, welche von der Académie française gut befunden und aufgenommen worden ſind. Berlin, 1831. — Nouvelle grammaire française raisonnée et pratique. (Neues grammatikaliſches Handb. der franzöſ. Sprache zum Haus- und Schulgebrauch für Söhne und Töchter.) Berlin, 1832. — Tékély, héros de Hongrie. Nouvelle historique. Brunswic et Leipsic, 1832. — Erzählungen aus dem Gebiete der Wirklichkeit. Zeitz und Leipzig, 1833. — Neue Chreſtomathie zum mündlichen und ſchriftlichen Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche, nebſt der nöthigen Phraſeologie. Leipzig, 1834.

*) Von dem Herrn Legationsrath Bonafont ſelbſt eingeſandt.

**) Billig möchte man hier fragen, weßhalb Herr B. weder in dem älteren, noch in dem neueren Converſations-Lexikon aufgeführt iſt?

*) Ohne Angabe des Herausgebers.

Bekanntlich iſt Herr Banafont auch, ſowohl unter ſeinem wirklichen Namen, als unter dem Anagramm deſſelben, B. Fontano, Mitarbeiter an mehreren Zeitſchriften, wie er dies ſchon früher auch am allgemeinen Anzeiger der Deutſchen und am „Berliner Geſellſchafter" von Gubitz 1818 geweſen iſt, in welchem ſeine Recenſionen über die weimariſche Bühne enthalten ſind. Wenn nun, wie aus dieſem ſo reichhaltigen als mannichfaltigen Verzeichniß zu erſehen iſt, Herr B. zu den fruchtbarſten jetzt lebenden Schriftſtellern gezählt werden kann, ſo möchten wir ihn mit einem Recenſenten ſeiner „franzöſiſchen Grammatik" vor dem zu viel ſchreiben warnen und an die Wahrheit erinnern, daß nicht ſoviel oft mehr iſt!

(Vergl. Hartleben's „Beſchreibung der Stadt Karlsruhe" 1817. und Friedrich Raßmann's „Pantheon deutſcher, jetzt lebender Dichter und in die Belletriſtik eingreifender Schriftſteller." Helmſtedt, 1823.)

Ulrich Boner,

Dominikanermönch zu Bern in der erſten Hälfte des 14. Jahrh., von deſſen näheren Lebensumſtänden nichts Beſtimmtes ſich ermitteln läßt, iſt, nach den Forſchungen Leſſing's, Eſchenburg's, Docen's und des Grafen von Mülinen, höchſt wahrſcheinlich der Verfaſſer des „Edelſteins", einer Sammlung von gereimten Fabeln und Erzählungen, welche er nach lateiniſchen Vorbildern bearbeitete, und die ſich durch eine tüchtige und geſunde Lebensweisheit, lebendige Anſchauung, echtes, warmes Gefühl und treffenden Witz höchſt vortheilhaft auszeichnen.

Handſchriften dieſer Fabeln finden ſich in Straßburg, Zürich, Wolfenbüttel, Dresden und Rom. — Einen ſehr ſeltenen Abdruck von 1461, der zu Bamberg veranſtaltet wurde, beſitzt die wolfenbütteler Bibliothek.

Die beſte und getreueſte Ausgabe lieferte G. F. Benecke in Göttingen unter dem Titel:

Der Edel Stein getichtet von Bonerius. Aus Handſchriften berichtiget und mit einem Wörterbuche verſehen von G. F. B. — Berlin, 1816.

Wir entlehnen derſelben die hier mitgetheilten Fabeln:

Von einem loewen und von einem roſſe.

Von valſchem ruome.

Ein loewe eis mals gegangen kan
Von hungers not uf einen plan,
Und ſuochte ſine ſpiſe;
Ouch iſt er nicht unwiſe,
Der umb ſin ſpis wol werben kan.
Der loewe ſach ein pferit gan
Uf der wiſe; des wart er fro.
In ſinem muote gedacht er do,
Wie er es moecht betriegen,
Und begonde valſchlich liegen.
Do er das ros alleine ſach,
Vil ſenfteklich er zuozim ſprach:
‚Got grues dich, trut geſelle min!
Din guoter artzat will ich ſin.
Ich mag dich erneren wol;
Hocher kuinſte bin ich vol.
Was dir beſchicht, das klage mir;
Ich mag es wohl gebeſſern dir.'
Das ros das ſach den loewen an,
Sin ſchalkeit es merken began.
Ze gelte was es im bereit,
Und ſprach: ‚Ich lide gros erbeit.
In minen fuos ſtach mich ein dorn,
Da von iſt mir das bein erſworn.
Eis artzates hab ich begert,
Des hat mich got an dir gewert;
Du biſt har komen mir ze troſt.
Ich danken dirs, wirt ich erloſt
Von minem ſiechtag, der iſt gros.'
Der rede den loewen nicht verdros.
Er ſprach: ‚Buit har mir dinen fuos!
Ich tuon dir alles gebreſten buos.'
Das pfert do ſprach: ‚Loew, nu gang har,
Und nim des dornes eben war!
Und wirt ich an dem fuos geſunt,
Ich wil dir geben tuſeng pfunt.'
Der loew ein valſcher artzat was;
Das ros mit ſchalkeit galt im das.
Und do der loew zem roſſe kan,
Und er es wold ertoedet kan,
Das pferit ſchalkhaft was genuog,
Mit dem fuos es den loewen ſluog
An ſin ſtirnen, das im geſwant,
Und floch von im. Do was geſchant
Der valſcher artzat. Das was wol;
Wan er was aller ſchalkeit vol.
Und do der loewe wider kan
Zim ſelber, das er mochte gan,
Und er das pferit nitht enſach,
Vil ruiwekliche er do ſprach:
‚Ich muos es in der warheit jechen,
Al recht iſt mir nu beſchechen.
Schalkeit was min herze vol;
Der iſt mir nu gelonet wol.'

Wer das ſeit, das nicht eniſt,
Und luigt, das iſt ein ſwacher liſt.
Ein ſchalk den andern ſchelken ſol.
Wel menſche trugenheit iſt vel,
Den ſol man triegen: das iſt recht;
Sin wort ſint krumb, ſin werk nicht ſlecht.
Wer das wil ſin, das er nicht iſt,
Sinr liſtekeit im licht gebriſt.
Es ruemt ſich manger groſſer kunſt,
Der doch vil kleinen hat vernunſt.
Der loewe wold ein artzat weſen,
Doch wold das ros an in geneſen.

Von einem roſſe und von einem eſel.

Von verſmachunge der welte.

Ein ros das was gezieret wol,
Aller ſchoenheit was es vol.
Sin zoen und ouch der ſattel ſin
Gaben von golde liechten ſchin;
Sin deki was von zendal rot.
Das es hoch truog, das tet im not
Den weg es dur ein gaſſen nam
Eis mals, da im engegen kam
Ein ſwacher eſel, was nicht kluog.
Ein groſſen ſak er uf im truog.
Dem roſſe der eſel nicht entweich;
Des wart im manger herter ſtreich;
Er mueſte ſin engelten.
Das ros geriet in ſchelten
Und ſprach zuozim: ‚Du ſwaches tier,
Soldeſt du nicht entwichen mir!
Genuiſſiſt nicht der eren min,
Es mueſt din grimmer tot nu ſin.
Du verſmachte creatur!
Du ſaktregel! Du rechter ſlur!
Wie getorſtes du das an gevachen,
Das du mir ſolt engegen gachen?,
Der eſel ſweig und hat ſin gemach.
Dar nach es kuirzeklich geſchach,
Das das ros enbueget wart.
Do wart nicht langer do geſpart,
Es wart entbloeſt guot unde gar
Aller gezierde. Nement war,
Wie bald ſin ſchoenl was verkert,
Dar zuo ſin ungemach gemert!

Digitized by Google

Es wart geſpannen in ein wagen,
Es mueſte ziechen unde tragen.
Ungemach und erebeit
Machten im ſin leben leit.
Es wart mager unde ſlach;
Sin rippe man im ſcharren ſach.
Sine fues und ſine bein
Stießen ſich an mangen ſtein;
Ouch wart es gellig unde las;
Der ruigge im vaſt zerbrochen was.
Haber=ſtrou wart im gegeben
Ze ſpis; urdruiſſig was ſin leben.
Als bald der eſel do erſach
Das ros ſo krank und alſe ſwach,
Vil bald er ſpotten began.
Mit glatten worten vieng er an;
Er ſprach: ‚Got grues uich, herre min!
Wa iſt nu uiwers ſattels ſchin?
War hant ir uiwern zoun getan?
An deti ſicht man uich nu gan;
Uiwer gezierde die iſt klein.
Uich ſcharrent dur dui hut dui bein.
Ir hant kein ſilber noch kein golt;
Dar zuo iſt uich nu nieman holt.
Geſwecht iſt uiwer hocher muot.
Wa iſt nu er? Wa iſt nu guot?
Ze vil eren iſt halb laſter.
Heiſſent uich ein pflaſter
Uf uiwern ruigge binden;
Dui hut begint uich ſchrinden.
Der lip iſt und dui fueſſe ſwach;
Wolveil iſt uich ungemach;
Ir ſullent lang in armuot leben.
Soelken lon kan hochvart geben.
Uibermuot wird niemer guot;
Uibermuot großen ſchaden tuot.‘

Bi dirre biſchaft merk ich dui welt,
Die nach gezierde git boes gelt.
Der welt gewalt, des libes kraft
Zergat, und alle meiſterſchaft.
Weltlich ere nicht geſtat;
Weltlich froede ein ende hat.
Da von nieman verſmachen ſol
Den armen. Es geſchicht vil wol,
Das dem richen miſſegat,
So der arme wol geſtat.
Dem iſt beſchechen hie gelich:
Der riche wart arm, der arme rich.

Von einem man und ſinem ſune und einem eſel.

Von unſchuldigem ſpotte.

Eis tages ze margte fuor ein man;
Einen ſun er zuozim nan
Und ſinen eſel ouch, dur das
Das er moecht riten deſte bas.
Uf den eſel ſas der man
Und reit; ſin ſun der mueſte gan
Mit im, er hat ze riten nicht.
Nu fuogt es ſich ſo von geſchicht,
Das inen luite bekamen,
Die gros wunder namen.
Si ſprachen: ‚Sechent, wa der man
Ritet, und lat den knaben gan!
Lies er der knaben riten,
Und gieng bi ſiner ſiten,
Dar an tet er verre bas.‘
Und do der alte erhorte das,
Ab dem eſel ſas er do.
Der ſun ſas uf; des wart er fro,
Das er ouch riten ſolde.
Der alte gerne wolde
Nebent bi dem eſel gan.
Do bekamen in zwen ander man.
Der eine zuo dem andern ſprach,
Do er den knaben riten ſach.
‚Warta, trut geſelle min!
Der alt mag wol ein tore ſin,
Das er riten lat den knaben.
Der ſolde loufen unde traben,
Und ſoeld der alte riten.‘
Vil kum mocht er gebiten,
Das er uf den eſel kan
Zuo ſinem ſune, und reit hin dan.
Den eſel rittens beide;
Das kam in ſchier ze leide.
Do in dui luit bekamen;
‚Nuimer dumen amen
(Sprachen ſie)! Nement alle war,
Wie der alte tore var,
Geſattelt uf dem eſelin,
Er und ouch der knabe ſin.
Si went den eſel haben tot.
Zwar! das tuot in keine not.
Der alte ſoeld wol ruowe kan
Ritende, und ſoeld der junge gan.‘
Do diſe red alſus geſchach,
Der vatter zuo dem ſune ſprach:
‚Wol! ab wir ſullen beide gan;
Der eſel ſol ouch ruowe han.‘
Sus giengens uf der ſtraße hin;
Der eſel gieng ouch ler mit in.
Do bekamen in frouwen unde man.
Si ſprachen alle: ‚Sechent an,
Wi gar torecht ſi beide ſint,
Der alte man und ouch ſin kint,
Das ir muot nicht ze riten ſtat
Den eſel, der doch lere gat.‘
Do ſprach der vatter: ‚Sun, wol har!
Wir ſullen nemen beide war,
Uib wir den eſel muigen tragen.
Las ſechen, was dui luite ſagen.‘
Si wurfen bald den eſel nider,
Ze ſamen bunden ſi ſin lider,
Si hiengen an ein ſtangen gros;
Des ritens in vil ſer verdros.
‚O hui! Wol uf!‘ der vatter ſprach.
Der ſun vil jamerliche ſach,
Das er den eſel mueſte tragen.
Dui luit gerieten alle ſagen:
‚Warta, warta! Sechent an,
Ein eſel tragent zwene man;
Der ſoeld ſi beide billich tragen.
Wen mag es wol ze mere ſagen.
Wen ſicht wol, das ſi narren ſint;
An witzen ſint ſi beide blint.‘
Und do der alte das erſach,
Das nieman wol von inen ſprach,
Vil ſer er ſuifzen began.
Sinen ſun den ſach er an,
Und ſprach: ‚Hoer was ich dir ſage!
Es ſi das mich der eſel trage,
Oder dich, ſo ſin wir torn;
Treit er uns beide, ſo iſt er verlorn;
Gat er ler, ſo ſin wir narren;
Tragen wir in an einem ſparren,
So iſt nieman touber danne wir.
Da von ſo wil ich raten dir,
Das du tueſt recht und wol;
Wer recht tuot, der wirt ſelden vol.‘

An ſtraſung mag kum jeman weſen.
Wer mag an hinderrede geneſen?
Wer an den eren wil geſtan,
Der ſol dur kein red abe lan;
Er ſol tuon was im fueget wol.
Dui welt iſt ſchalkeit alſe vol,
Wie vil ein menſche guotes tuot,
Es dunkt dui welt nicht halbes guot.
Geſechent iſt vil luiten blint,
Der herzen alſe giftig ſint,
Was ſie hoerent oder ſechent,
Das ſi dar zuo das boeſte jechent.
Der ſich vor den gehueten kan
(Es ſin den frouwen oder man),
Der mag wol groeslich loben got,
Kunt er hir an der welte ſpot.

Von einem beſchinten eſel.

Von ſchuldigem ſpotte.

Von einer frouwen ſeit man das,
Das ſi in hertem luimden was.

Digitized by Google

Ir ungewuirte das was gros.
Wiplicher ere was ſi blos;
Ir werk boes waren unde ſwach.
Von ir ſeit alles das ſi ſach;
Es werin frouwen oder man,
Ungewuirt mueſt ſi von allen han.
Uf einer hochen burg ſi ſas
Bi einer ſtat, da ein margt was
Wer ir geſindes ze margte kam
Vil boeſer meren er vernam,
Die man von ſiner frouwen ſeit.
Ir unglimpf was in allen leit.
Dui frouwe ouch nicht abe lie,
Wenne ir knecht von margte gie,
Si ſprach: ‚Was ſeit man in der ſtat?
Was ſint dui mer, die man da hat?
Sag an, ſag an, was mag es ſin?
Gedenkt ieman ze guote min?‘
Ir knecht der ſprach: ‚Was ſol ich ſagen?
Ich hoer vil luiten ab uich klagen.
Alles, das uf und nider gat,
Nicht wan von uich ze reden hat,
Alle tag und alle zit.
Ir aller zunge ſelten gelit;
Was munt hat und ouch reden kann,
Die ſcheltent uich, wip unde man.‘
Dui frouwe ſprach: ‚Das iſt mir leit.
Es libet menig menſch erbeit
An ſache und ane ſchulde gar;
Des wirt ich ſelber wol gewar.‘
Dar nach heimliche fuor ſie zuo;
An dem tag des mergtes fruo
Hies ſi ein eſel ſchinden
(Das ſold nieman bevinden),
Das er doch lebent beleip.
An den margt man in do treip,
Ein gaſſen uf, dui andren nider;
Nu fuort man har, nu fuort man wider.
Sin hut er ſelb ze margte truog
Uf in gebunden, die was kluog,
Als noch der eſel huite ſint.
Es werin wip, man oder kint,
Einer ze dem andern ſprach,
Wer den beſchinten eſel ſach:
‚Mich wundert, was das meine.‘
Dui frouwe wiſt es alleine,
War umbe er beſchunden wart.
Ir geſchach ein guote vart,
Ir wart vergeſſen genzeklich;
Es wer jung, alt, arm oder rich,
Von ir gebreſten nieman ſeit.
Das was nicht ir geſinde leit.
Do ir knecht uf ze hove kan,
Si ſprach: ‚Gedacht min huit ieman
An dem margte? Das wer mir leit.‘ —
‚Nein es, frouwe, uf minen eit!
Uiwer wart huit nicht gedacht.
Ein beſchinter eſel wart dar bracht,
Den ſchouwet alles das da was;
Uiwer menlich da vergas.
Si namen alle des eſels war;
Nu fuort man hin, nu fuort man har.
Der eſel uich ze troſt iſt komen;
Wir kan huit nicht von uich vernomen.‘
Dui frouwe ſprach: ‚Geſach mich got,
Das gelegen iſt der luiten ſpot!
Ze troſt iſt mir der eſel komen,
Vil red hat er mir abgenommen.‘

Rede nieman verbieten kan,
Es ſin frouwen oder man.
Wer in der gemeinde munt
Mit arger hinderrede kunt,
Der ſol das nicht abe lan,
Er ſuille ein beſchinten eſel han.
Er bedarf eis witen ermels wol,
Der menlichem verſchieben ſol
Den munt. Da von ſo rat ich das,
Das man ſich huete deſte bas,
Und ieklich menſche als ufrecht lebe,
Das er der rede kein urſach gebe;
Und tuot er das, ſo ſorge nicht
Was ieman arger von im gicht.

Von einem nachtegal und einem ſperwer.

Von einem boeſen ende.

Ein nachtegal geniſtet hat
Eis mals an ein heimliche ſtat,
Da ſi gar ſicher wolde weſen,
Das wol ir kint moechtin geneſen.
Nu fuogt ſich, das ein ſperwer kan
Geflogen zuo dem neſt hin dan
Uf ein ris, da dui nachtegal
Stuont, und ſang ir ſueſſen ſchal.
Do ſi den ſperwer erſt erſach,
Mit groſſen vorchten ſi do ſprach:
‚Gnade, truter herre min!
Muig es an uiwern hulden ſin,
So laſſent mine kint geneſen.‘
Der ſperwer ſprach: ‚Es mag nicht weſen.
Doch — macht du ſingen alſe wol,
Das ich dich billich eren ſol
Umb dine kint, nu dar, ſing an!‘ —
Dui nachtegal ſuifzen began.
Ir herze ſtuont in bitterkeit;
Doch, als ſie wer an alles leit,
Mueſt ſi gebaren. Das tet not;
Si vorchte ſer ir kinden tot.
Mit dem munde ſi do ſang;
Ir herz in groſſem jamer rang.
Des mocht ſi nicht genieſſen wol.
Schalkeit was der ſperwer vol,
Er tot dui kint an ir geſicht;
Das mochte ſi erwenden nicht.
Er zart in uf ir herzen;
Des leit ſi groſſen ſmerzen.
Ir kinden tot der tet ir we;
Si ſchrei vil lut ach und owe,
Und klagt den unſchuldigen tot
Ir kinden, und ir ſelbers not.
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Der ſperwer ouch gevangen wart
In einem netze. Do das erſach
Dui nachtegal, vil ſchier ſi ſprach:
‚Ein boes ende ſol er haben,
Der in den ſuinden iſt erlaben,
Und nicht erbarmen wolde ſich
Uiber min kint noch uiber mich
Wel wunder, uib der lidet not!
Er ſol von ſchulden ligen tot.‘

Ein boes leben wer das hat,
Dar an ein boes end gerne ſtat.
Er hat geluik, wer alweg tuot
Boeslich, wirt ſin ende guot.
Ein wolf ſicht man vil ſelten tragen
Eis ſchafes ſweif. Ouch hoer ich ſagen,
Wer alweg in den ſuinden ſtrebt,
Und dar zuo an erbermde lebt,
Das der ſol an erbermde not
Liden, und dar zuo den tot;
Als diſem ſperwer iſt beſchechen:
Das iſt wol, des muos ich jechen.

Von einem wolfe und einem fuchſe.

Von verratunge.

Ein wolf eis mals, als man uns ſeit,
Hat ſich mit ſpiſe hinder leit.
In einer fluo hat er ein hol
Mit guoter ſpis gefuillet wol;
Da wold er lange ruowe han.
Zuozim ein fuchs gegangen kan
Mit fuchſelichem ſinne,
Wan er was worden inne
Der ſpiſe. Er het gern betrogen
Den wolf, und us dem hol erlogen.
Er wold des wolfes ſpiſe han.
Da er hin zuo dem wolfe kan,
Er ſprach: „Got grues dich, bruoder min!
Wie macht du ſo gar lange ſin
An mich? Das iſt mir ſwere gar.
Ich ſage dir ouch das fuir war,

Digitized by Google

Das ich din nicht vergeſſen kan."
Do ſach der wolf den lugner an,
Und ſprach: „Her fuchs, ich weis das wol,
Du biſt mir holt; und iſt doch vol
Din arges herze trugenheit.
Das ich uit han, das iſt dir leit.
Din ſueßen wort ſint ungelich
Den werken. Balde von mir ſtrich;
Dir wirt nicht der ſpiſe min."
Do ſprach der fuchs: „So las ich ſin."
Dannan ſchiet er mit bitterkeit.
Vil ſer im wag dui ſmacheit,
Die im der wolf hatte getan.
Einen hirten ſach er ſtan
Uf einer wiſe. Zuo dem er ſprach:
„Ich wil dir ſchicken guot gemach
Von dem wolfe. Volge mir!
Sin hus das wil ich zeigen dir.
An dinem vigende ſolt du dich
Nu rechen balde; das rat ich.
Wilt du in han, er wirt dir wol.
Er lit doert nis in einem hol,
Da er dur nuit dir mag engan."
Sin ſchaf lies do der hirte ſtan.
Ein ſpies nam er in ſine hant;
Mit dem fuchſe kam er zehant
Da er den wolf hatte gelan.
Er geriet in ſtechen, unde ſlan.
Und do der Wolf ertoedet was,
Der fuchs des wolfes hus beſas,
Dar zuo ſin ſpis im ouch beleip;
Das tet verratung, die er treip.
Doch wart es nicht vil lang geſpart,
Wan das ouch er verraten wart.
Im wart geſpannen fuir das hol
Ein netze, das was ſtriken vol.
Do wart der fuchs gevangen,
Sin ſchalkeit was zegangen.

Wer unrechtekeit iſt vol,
Der wirt vil kum geweſchen wol.
Wer nicht kan wan triegen,
Und ane ſchame liegen,
Es iſt wol, wirt der betrogen,
Und wirt ouch billich angelogen.
Liegen, triegen ſint zwei ding,
Die beide gar an ere ſint.
Ein lugner vert wol dur das lant;
Wil er har wider, er wirt geſchant.
Kein unfuoge lange wert.
Wel menſch des andern ſchaden gert,
Der wirt geſchadget: das iſt war.
Kein unfuog weret drißig jar.
In dem ſtrik gevangen wart
Der fuchs, den er geſtriket hat
Dem wolfe. Das tet ſin arger liſt.
Dank hab der an geverde iſt!

Von einem hirz und einem jeger.

Von ſchedlicher minne.

Ein hirz eis mals duirſten began.
Zuo einem brunnen er do kan,
Der was ſchoen, luter unde klar.
In dem waſſer nam er war
Sin ſelbers, wie geſtellet was
Sin ſtolzer lip. Und do er das
Geſach, ſin gehuirne geviel im wol,
Sin houbet was gezierde vol.
In großen uibermuot er kam;
Was er von keinem tier vernam
Guotes, das was im nicht gelich.
Sin herze das was froeiden rich.
Dar nach ſach er an ſine bein;
Die waren mager unde klein.
Die gevielen im ze maße wol;
Des was der hirz betruibde vol.
Sin fueße waren im unwert
Und ouch ſin bein. — Wer noch das ſwert
Verſmacht, da mit er wol ſin leben
Behueten mag, und das wil geben
Sinem vigende in dui hant;
Wel wunder, nib der wirt geſchant. —
Do ſus der hirz ſin fueße hat
Verſmachet, uf der ſelben ſtat
Mit ſinen hunden kam ein jeger.
Den hirz treip er von ſinem leger.
Der hirz der ſloch. Der jeger nach
Rande bald, wan im was gach
Uf in. Den hunden was ouch not;
Den hirz wolden ſi haben tot.
Do floch der hirz vil balde,
Und kerte hin zem walde.
Ze ſtatten kamen im ſin bein;
Sinr hornen helfe die was klein.
Und do er wart alſus verjagt,
Und in den walt kam unverzagt,
Des im ſin fues und ſine bein
Gehulfen hatten, die er klein
Geſchetzet hat: ſchier er gehieng
An ſinen hornen, da in vieng
Der jeger mit den hunden do.
Des wart der hirz vil gar unfro.
Sin fues im hulfen uſſer not;
Sin gehuirne gap in in den tot.

Wer minnet das im ſchaden tuot,
Und haſſet das im were guot,
Der tuot nicht recht; doch iſt ir vil
Der luiten. Wer ouch ſpiſen wil
Sinen vigent, das wirt im leit.
Mang menſch ſin vigent b i im treit;
Wen er gewinnet oberhant,
Er ſetzt ſich wider in zehant,
Und tuot im angeſt unde not;
Vil licht bringt er in in den tot.
Dem hirz gevielen wol ſin horn,
Von den ſin leben wart verlorn.
Das ſelb geſchicht onch manchem me,
Der minnet das, das im tuot we,
Und haſſet das im were guot.
Gros uippekeit guot ſelten tuot.

Von einer frouwen und einem diebe.

Von frouwen untruiwe.

Wen liſet von zwein menſchen, das
Ir herz mit minne verſtriket was.
Das was ein man und onch ſin wip,
Die hat er liep als ſinen lip.
Die ſtarken minne ſchiet der tot;
Der man der ſtarp. Da kam in not
Dui frouwe von ir minne gros.
Alles troſtes wart ſi blos,
Da ſi verlor ir lieben man;
Si wold von nieman troſt enpfan.
Si ſchrei und wend an underlas;
Ob im ſi ſtetekliche ſas.
Do er wart in das grap geleit,
Do huop ſich jamer unde leit.
Si wold nicht von dem grabe komen,
Aller troſt was ir benomen.
Si ſchrei vil lut ach und owe;
Weder regen noch der ſne
Mocht ſi geſcheiden von dem grabe.
Si lebt in großer ungehabe
Beide dui nacht und ouch den tag,
Das ſi do anders nicht enpflag;
Ir ruowe die was kleine.
Bi dem grabe ſas ſi alleine,
Und wende bi dem fuire;
Kurzwil was da tuire.
Nu fuogt ſich uf der ſelben vart,
Das einer da erhangen wart,
Hin von dem grab uiber ein velt;
Des huot ein man, dem gap man gelt,
Das er nicht dannan ſolde komen;
Wuird von dem galgen ab genomen
Der diep, das wer dem richter zorn,
Und mueſt ſin houbet han verlorn.
Do der das fuir ſach, und das wip
Klagen hort ir mannes lip,

Vil ſer in duirſten began.
Zuo dem grab gieng er hin dan,
Und ſach dui frouwen, die was ſtolz.
An das fuir bracht er ir holz,
Das ſi vor froſte wuird behuot,
Und ſprach: „Frouwe, hant guoten muot!
Sit tot iſt uiwer lieber man,
Ir ſolt uich zuo den lebenden han.
Ein andre muoter einen treit
Als guoten, der uich uiwer leit
Minret und uiwer ungemach.“
So er dui frouwen me anſach,
So er ie me in minne bran.
Der man gar von im ſelber kan.
Er ſprach: „Liebe frouwe min,
Moecht es an uiwern hulden ſin,
Ich woeld ergetzen uich fuir war
Alles leides. Nement war!
Was lip und ſel erzuigen mag
Daſt uiwer huit uf diſen tag.“
Dui frouwe wuiſte tougen
Dui trechen von den ougen.
Den man ſach ſi vil lieplich an,
Und ſprach: „Moecht ich an dir nu han
Mit warheit das du haſt geſeit,
Ich woeld ab lan mis herzen leit,
Und woelde tuon den willen din.“
Er ſprach: „Min frouwe, das ſol ſin!“
Gar lieplich er ſi umbe vieng,
Vil liebes er mit ir begieng,
Das ich nicht nu wil ſagen hie.
Dar nach do diſe red ergie,
Und von der frouwen gieng der man,
Und wider zuo dem galgen kan,
Do hat er nicht gehuetet wol;
Sorgen wart ſin herze vol.
Ab dem galgen was der diep
Genomen; das was im nicht liep.
Er vorchte ſer des richters zorn;
Sin leben mueſt er han verlorn;
Er ſolde bas gehuetet han.
Zuo dem grabe er wider kan,
Da er e dui frouwe lie.
Vil lieplich ſi in do enpfie.
Er ſeit ir boeſe mere,
Wie im beſchechen were;
Das ab dem galgen was genomen
Der diep; des mueſt er ſicher komen
Um ſinen lip; tot mueſt er weſen;
Er moecht dur keine ſach geneſen.
Dui frouwe ſprach: „Nu volge mir,
Und hoer was ich nu ſage dir.
Ein guoten rat wil ich dir geben,
Das du wol macht behan din leben.
Wir ſuillen minen man engraben,
Und mueſſen einen helſing haben,
Und ziechen an des galgen mat,
Und denken an des diebes ſtat.
Das rat ich, uf dui truiwe min.
Wol har! ich bin din helferin.“
Der man tet was dui frouwe riet.
Von dem toten ſi ſich ſchiet.

Das war ein jamerlicher rat.
Wol im, der nicht ze tuonde hat
Mit boeſem wiben, der herze ſtat
Uf ſchalkeit und uf miſſetat.
Ein ſchalkhaft wip nie wol geriet.
Vo wiben uibels vil beſchiet,
Und iſt geſchechen manigvalt,
Des alles menſchlich kuinne engalt.
Her Adam wart ertoeret,
Troje wart zerſtoeret,
Her Sampſon wart erblendet,
Her Salomon geſchendet,
Der tot man wart erhenket.
Wer har an nicht gedenket,
Der iſt ein ſinneloſer man;
Dis hat als wibes rat getan.

Von drien witwen roemerin.

Von frouwen truiwe.

Es waren drie frouwen guot;
Uf zucht, uf ere ſtuont ir muot.
Si waren jung und wol getan,
Wiplich geberd ſach man ſi han.
Si waren hoch an wirdekeit,
Ouch truogen ſi der eren kleit.
Si waren edel unde rich;
An zucht in nieman was gelich.
Von rome waren ſi geborn.
Si hatten alle drie verlorn
Von todes kraft ir lieben man;
Witwen leben mueſten ſi han.
Ir wort, werk und ir ſitten
Waren guot. Si vermitten
Mit ganzem fliſʒe alles das,
Das ſwach und wandelbere was.
Si wolden kuiſch beliben.
Do geriet man ſi an triben,
Das ſi ze der e ſoeldin komen,
Und liden ſchaden unde fromen
In der e; das were guot.
Do wart betruebt ir aller muot
Do diſe red alſus geſchach,
Dui erſte antwurt unde ſprach:
„Ich weis wol, das min nieman gert,
Wan um min guot. Der des gewert
Wuirde, der lieſʒe mich wol gan,
Wen er beſeſʒe das ich han;
Das het er lieber denne mich.
Das merk ich wol; da von wil ich
An alle man beliben.
Min guot wil ich vertriben;
Nach minem willen wil ich leben;
Ich wil verzichen unde geben
Recht als es mich dunket guot,
Und wil han minen frigen muot.
Da von verſpriche ich alle man,
Und wil ein friges leben han.“ —
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Dui ander an geſprochen wart,
Das ſi ſoeld nemen einen man.
Si moecht dur nuit alſo geſtan;
Si wer jung, edel unde rich,
Dar zuo wer ſi der welt gelich.
Si ſprach: „Dur nuit ſo mag es ſin.
So mueſt ich doch dui truiwe min
Brechen an minem lieben man,
Den ich ungern verloren han,
Den mir der tot genommen hat.
Doch er in ganzer minne ſtat
Mis herzen, lebent iemer me;
Da von ich mag nicht me zer e
Komen. Sit noch lebt min man,
Wie moecht ich den das an gevan,
Das ich noch einen neme
Zuozim? — Wer das verneme,
Ich mueſt von ſchamen werden rot.
Dur was kem ich den in die not?
Ich wil mit meinem lieben man
An dem juingſten tag erſtan.“
Dui dritte ſprach: „Es tuot mir not,
Das ich mis liebes mannes tot
Klage und weine die wil ich lebe.
Ein andern man mir nieman gebe.
Min man was ſo rechte guot,
Das er mir weder herz noch muot
Betruebte nie bi minen tagen;
Da von ſol ich in billich klagen.
Wuird mir nach im ein boeſer man,
Leit und ſer mueſt ich iemer han;
An man iſt mir verre bas.
Nem ich ein ſenften man; dur was
Soeld ich in vorchten iemer ſin,
Wen er kem ab den ougen min,
Das der tot beroubte mich
An ime? — Secht, da von wil ich
Beliben gar an alle man,
Und wil ein kuiſches leben han.“

Wel frouw verluir ir lieben man,
Mag ſi wol ane man beſtan,

Digitized by Google

Belib alſo: das iſt min rat.
Vil manger witwon miſſegat.
Wen ſi kunt zuo der andern e,
Geſchicht ir den ach unde we,
Wer mag ir des? — Si hats getan.
Wer ſi beliben ane man
Dur truiwe und dur ſtetekeit,
So het ſi froede ane leit.
Da von ſi nieman klagen ſol.
Uib ſi untroſtes wirdet vol;
Das da riſet nebent abe,
Das iſt nicht wol. — Ir ſchaden habe
Ir ſelber, wel frouw alſe tuot,
Da von gepinet wirt ir muot.

Von einem hunde und einem wolfe.

Von friheit und von eigenſchaft.

Es giengen zwen geſellen guot,
Die hatten ungelichen muot,
Uf der ſtraße dur einen walt;
Ir korſe das was manigvalt:
Es was ein wolf und ouch ein hunt.
Si kamen uf der ſelben ſtunt
Uf eine wiſe; das geſchach.
Vil ſchier der wolf zem hunde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet diner huite ſchin?
Du biſt ſo ſtolz und biſt ſo glat;
Du macht wol guoter ſpieſe ſat
An ſorge werden alle tage.“
Der hunt ſprach: „Hoer was ich dir ſage!
Min lieber meiſter ſpiſet mich
Von ſinem tiſche, dur das ich
Behuet ſin hof und ouch ſin hus.
Wer uits uit tragen wil dar us,
Das kuind ich; dar um bin ich liep.
Ich las den rouber noch den diep
Nuits nuit us dem huſe tragen;
Hie mit ich mine ſpis bejagen.“
Do ſprach der wolf: „Das iſt vil guot.
So haſt du dik ruowigen muot,
So ich muos in den ſorgen ſtreben,
Wie ich geſpis min armes leben.
Und wer es an dem willen din,
Din geſelle wold ich gerne ſin,
Das ich min ſpiſe moechte han
An ſorge.“ — Der hunt ſprach: „Nu wol dan,
Her wolf, in mines meiſters hus
Mit mir! da tribt uich nieman us.“
Der wolf der wart der rede fro;
Mit einander giengen ſi do.
Der wolf des hundes kelen ſach;
Zuozim er do vil balde ſprach:
„Sag an, trut geſelle min,
Was meinet, das dui kele din
Iſt beſchaben und beſchorn?
Dur was haſt du das har verlorn?“
Der hunt ſprach: „Das wil ich dir ſagen.
Des tags muos ich ein kelben tragen,
Und muos an einem ſeile ſtan
Gebunden; nienent mag ich gan,
Ich muos ſtetlich gevangen ſin;
Das lide ich dur dui ſpiſe min.“
Do dieſe red alſus geſchach,
Der wolf do ze dem hunde ſprach:
„Neina, trut geſelle min,
Dur nuit wil ich gevangen ſin.
Als leit iſt mir noch nicht min leben,
Das ich dur ſpis uf welle geben
Min friheit: das geloube mir.
Din guoten ſpis die hab du dir,
Und hab ouch mangen langen tag!
So wil ich eſſen, das ich mag
Haben, mit frigen muote.
Das kunt mir bas ze guote.
Ich wil den frigen willen min
Nicht geben um dui ſpiſe din.“
Sus lief der wolf ze walde,
Der hunt ilt heim vil balde.

Richer iſt ein armer man,
Der fri gemuete wol mag han,
Den der iſt rich und dienen muos;
Dem wirt vil ſelten ſorgen buos.
Der eigen iſt, wa iſt des muot?
Er hat doch weder lip noch guot.
Es iſt nicht ſin, das ſelb er hat,
Der ane frigen willen ſtat.
Friheit zieret alles leben,
Und kan wol guot gemuete geben.
Friheit hoechet wip und man,
Den armen ſi rich machen kan.
Friheit iſt der eren hort.
Si uiber kroenet werk und wort.
Mich dunkt, er hab ein armes Leben,
Der frigen willen uf muos geben.
Friheit gat fuir alles guot
Der welte. — Wer ſin frigen muot
Uf git um ſilber und um golt,
Dem wirt ze teil des ruiwen ſolt.

Von dem magen, den henden und fueſſen.

Von nide und von haſſe.

Eis mals huop ſich ein groſe klage
Under fruinden, als ich uich ſage.
Dui fueße klagten kumber gros;
Dui hende erbeitens verdros;
Sie klagten alle uf den buch,
Und ſprachen, er wer ein rechter ſluch,
Und wer ein mueßigere;
Doch wuird er ſelten lere,
Er woeld ſin alweg ſpiſe vol,
Und mueßig ſin, das tet im wol;
Was dui fues moechtin erloufen,
Und dui hende gekoufen,
Es wer den krumb oder ſlecht,
Das kem im alles ſament recht.
Si ſprachen zim: ‚Es mag nicht ſin!
Du muoſt ouch mit uns liden pin,
Und muoſt ouch erbeite han
Als wir, wilt du mit uns geſtan.‘ —
Was ſol ich uich nu ſagen me?
Dem buch was angeſt unde we.
Si wolden im nicht ſpiſe geben,
Das er behalten moecht das leben
Noch hende noch dui fueße.
Das was im gar unſueße.
Wie vil er doch mit fliße bat,
Das er von ſpiſe wuirde ſat,
Des eret in noch fuos noch hank.
Do wart der mage ſiech zehant,
Er verlor ſin hitz und ſin natur.
Das wart den henden gar ze ſur
Und ouch den füßen. (Das was wol!)
Der lip wart ſiechtages vol,
Von krankeit beſlos ſich der munt,
Dui Hende brachen hin zeſtunt,
Dui fueße mochten nicht me gan.
Enkeine ſpis mocht er enpfan;
Sus wurden hende und fueße tot
Mit ſchulde von der magen not.
Und hettin ſi im ſp gegeben,
Si hetten wol behebt ir leben.

Ein fruint bedarf ſis fruindes wol;
Sin fruint nieman haſſen ſol.
Nit tuot niemanne herzeleit,
Den dem ſelben, der in treit.
Wer nicht dem andern wil vertragen,
Dur ſinen nit, wem wil der klagen,
Uib er dar mube kunt in not,
Und lit mit ſinem fruinde tot,
Als hie den henden iſt beſchechen:
Das iſt vil wol! des muos ich jechen.

Digitized by Google

Von einem juden und von einem morder.

Von offenunge des mordes.

Eis mals ein jude wolde gan
Dur einen walt. Do mueſt er han
Geleite; wan der walt was vol
Morder; das wuſte der jude wol.
Zuo dem kuinge er do kan,
Und bat geleit. Das ſoeld er han,
Sprach der kuinig, und gebot
Sinem ſchenken uf den tot,
Das er in ſoeld geleiten wol.
„Das tuon ich, als ich billich ſol,"
Sprach der ſchenke. Do zehant
Nam er den juden an ſin hant
Und fuort in uf dui ſtraße.
Der jude truog unmaße
Vil goldes uf der ſelben vart.
Der ſchenke des wol inne wart.
In ſinem muote er ſere vacht
(Wan ſtunt und ſtat vil dieben macht),
Wie er dem juden tet den tot.
Er gedacht: „Du kunſt us aller not,
Wirt dir das golt. Wer wil es ſagen,
Oder wer mag uf dich denne klagen?
Du biſt allein: hab guoten muot;
Umb diſes mort dir nieman tuot."
Und do der jude das erſach,
Vil tief er ſuifzet unde ſprach:
„Ich zwivel nicht, und weis es wol,
Das diſes mort got offenen ſol.
E uib es wuird verſwigen gar,
Dui vogel machtens offenbar,
Die hie fliegent, ſamir got."
Das duicht den ſchenken gar ein ſpot.
Do er das ſwert hat us gezogen,
Und in wold ſlan, do kam geflogen
Ein rephuon us den huirſten dar.
Do ſprach der ſchenke: „Jude, nim war!
Den tot, den ich dir nu an tuon,
Den wirt offenende das rephuon."
Er ſluog den juden, und nam das guot,
Und gieng heim, und hat hochen muot.
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Das mang rephuon geſendet wart
Dem kuinge, und wurden ſchoen bereit.
Der ſchenk ein rephuon, als man ſeit
Truog für ſinen herren dort.
Do gedachte er an des juden wort,
Das er an ſinem tode ſprach,
Do er das rephuon fliegen ſach.
Vil ſer er lachen began,
Des mocht er ſich nicht uiber han.
Und do der kuinig das erſach,
Vil ſenfteklich er zuozim ſprach:
„Sag an, ſchenk, was meineſt du,
Das du haſt gelachet nu,
Do du an ſeche das rephuon?"
Er ſprach: „Herre, das wil ich tuon."
Und ſeit im, wie er hat getan
Dem juden, mit dem er ſolde gan,
Und geleiten dur den walt,
Da ſin untruiwe was manigvalt.
Alſo wart offenbar das mort
Dem kuinge. Das tet ſin ſelbers wort,
Der das mort ouch hat getan.
Des mueſt er an den galgen gan.
Het er das rephuon nicht geſechen,
Des mordes het er nicht verjechen.
Er wart erhangen, das was wol!
Dur guot man nieman morden ſol.

Wer unrecht tuot dur gitekeit,
Wirt der erhangen, wem iſt das leit.
Von ſchulden der verderben ſol,
Des herz verratenge iſt vol.
Wer dur guot wil uibel tuon,
Den ſol melden das rephuon,
Als dieſem ſchenken iſt beſchechen:
Das was vil wol, des muos ich jechen.
Kein mort got ungerochen lat.
Wer boslich tuot, ſin lon enpſat
Hie der menſche oder dort,
Als uns lert der heilgen wort.

Von einem amptman und einem Ritter.

Von offenunge des rechtes.

Ein kuing in hocher ere ſas,
Als ich an einem buoche las,
Der was gewaltig unde rich.
Zwen amptman hat er, ungelich.
Der ein der ritter pfleger was.
Der ander ſchickte alle das,
Das mon ze hove ſolde han,
Es werin frouwen oder man.
Das richt er us mit ſitten.
Ungunſt wart nicht vermitten,
Noch nit, noch has, der nie gelag,
Dem kum ieman entrinnen mag.
Den erzoegte der ritter do,
Und ſprach zuo dem kuing alſo:
„Herre, es iſt nicht alles guot,
Was uiwer alter amptman tuot.
Das er tuot als gar unrecht,
Das mueget herren unde knecht.
Uiwer guot das gat da hin.
Er ſtilt und roubet uf den ſin,
Das ſin fruint herren muigin weſen.
Wil got, ich las in nicht geneſen.
Ich bin ze kampf mit im bereit,
Das ich zerſtoere ſin boſheit,
Die er dicke hat getan.
Ich wenne, er mues es abe lan!"
Der alte man der kam in not,
Er vorcht von ungeluik den tot.
Doch er vil gar unſchuldig was;
Das tet im nit und boeſer has,
Das er an geſprochen wart.
Do ſuocht er uf der ſelben vart
Einen kempfen an ſine ſtat;
Wand er der kreften nicht enhat,
Das er ein kempfe moechte ſin.
Do wart an ſinem fruinden ſchin,
Das ir truiwe waren klein;
Er ſuochte helf, und vant enkein.
Den er doch dik ſin dienſt erbot,
Die ließen alle an der not.
Do kam ein ackerknecht ouch dar;
Des kempfen nam er eben war,
Und gedachte: „Wil got helfen mir
Nach unſchulden, ſo hab ich ſchier
Den ritter uiberwunden."
Und uf der ſelben ſtunden
Trat er froelich in den ring.
„Das iſt ein gemelliches ding
(Sprach der ritter freiſſan),
Das min ein gebur ſus ſpotten kan;
Spottes gib ich im genuog."
Mit zorne er do an in ſluog.
Der gebure ſtuont vil wol beſint;
Der ſlag der wag im als ein wint.
Dem ritter tet er keine not;
Doch wold der ritter haben tot
Den geburen, und ſluog aber dar.
Der gebur nam des vil eben war;
Großer wisheit er enpflag.
Er gab dem ritter einen ſlag
Dur ſinen arm; das tet im we.
Der ritter ſluog enkeinen me;
Im was der arm verſeret.
Sin ungluik wart gemeret;
Von nide hat er verlorn ſin leben.
Der alt wart unſchuldig gegeben.
Sus offenet got dui rechtekeit;
Untruiwe wart da hin geleit.

Wer den andern verraten wil,
Der ſuochet urſache vil.
Wenne es gat an rechte not,
So ſint dui fruinde alle tot.
Wer fruint iſt, oder nicht eniſt,
Das bewaret not in kurzer friſt.
Getruiwer fruint git guoten muot;
Unſchulde ouch das ſelbe tuot.
Das recht billich beſchirmen ſol
Den rechten; wer aber iſt vol

Untruiwe, der ſol nicht geneſen.
Ouch hab ich ſelber wol geleſen,
Das dui lugi muos zergan,
So man dui wahrheit ſicht geſtan.
Das iſt billich unde recht.
Den ritter ſluog der akerknecht;
Und wand er was gederbe,
Wart er ſis herren erbe,
Als der Yſopus hat geſeit. —
Got geb uns froed und niemer leit!

Von einer frouwen und einem wolfe.

Von wiben triegende.

Ein wolf eis mals hungron began,
Als man liſet in dem Avian.
Us dem wald kam er har us
Gegangen fuir ein einig hus.
Da was ein frouwe, die hat ein kint,
Als noch vil mange frouwen ſint.
Das kint das weinde unde ſchrei.
Dui frouwe bot dem kinde ein ei,
Und ſprach: „Swig, min liebes kint!
Swigſt du nicht, der wolf dich nint;
Dem wil ich dich ſchiere geben.
Swig, wilt du behan din leben."
Do dis droewen und diſe wort
Vor der tuir der wolf erhort,
Er wand des kindes ſicher weſen,
Und dacht, er moechte wol geneſen,
Wuird im das im gelobet was.
Dui frouwe hat enkeinen has
Wider ir kint noch minr noch me.
Das kint weinde vaſt als e,
Unz das es in ſwigen kan.
Der wolf moechte noch da ſtan,
Nieman gap im der der ſpiſe ſolt;
Dar zuo ſo was im nieman holt.
Er ſtuont unz uf den mitten tag,
Vil großes hungers er enpflag.
Do er alſus betrogen wart,
Do kam er uf der ſelben vart
Da er ſin kint vant und ſin wip.
Blach und hungrig was ſin lip.
Dui wuilpe ſprach: „Wie kunſt du ſo
Betruebt? Mich dunkt, du ſiſt unfro,
Was dir joch huite ſi geſchechen."
„Das iſt war, des muos ich jechen
(Sprach der wolf zur wuilpen do),
Wie moecht min herze weſen fro
Mit lerem buche? Das mag nicht ſin;
Wan ane ſpis und ane win
Wirt ſelten ieman froeden vol.
So mag iſt vol, ſo ſing ich wol.
Mich hat huit ein wip betrogen,
Und hat mir berlichen gelogen.
Si ſprach, ſie woeld mir geben ir kint.
Ir wort wan ſneller den der wint;
Ir herz was unglich und ir munt.
Mang freis von boeſen wiben kunt.
Unſtet iſt manger frouwen muot;
Under zwein iſt kum eine guot.
Wiben ſchalkeit die iſt gros;
Unſtetekeit ſi nie verdros.
Guot geluibde erfroewet den gouch;
Wirt im nicht, ſo hat er ouch
Ze allem ſchaden gar den ſpot:
Als mir beſchechen iſt, ſamer Got!
Von einem wibe. Das iſt war —
Ich ſprich es gar an allen var —:
Wer von den wiben nicht enwirt
Betrogen, der lob guoten wirt.
Das wil ich, wolf, beweren wol;
Schalkeit ſind ſi alle vol."

Von einem ſneggen und einem arn.

Von begirde uiber dui natur.

Ein ſnegge ſin natur verkos,
Sin tragkeit in vil ſer verdros.
Das er nicht loufen mochte wol
Noch fliegen, ſecht, des wart er vol
Betruebde und widetmuotes gar.
Do kam er zuo dem adelar
Geſlichen, und geriet im klagen
Sin not, und ſprach: „Ich wil uich ſagen,
Kurz iſt min tageweide;
Das kunt mir dik ze leide.
Woelt ir mich leren fliegen,
Ich woeld uich ane liegen
Golt und edel geſteine geben,
Und dar zuo die wil ich leben
Woeld ich uiwer diener ſin."
Der adlar ſprach: „Dui verke min
Mugen dich getragen wol
Wie verre du wilt. Der lernen ſol
Fliegen, der muos wagen ſich.
Da von ſo wil ich tragen dich
Uf in den luft. Hab hochen muot!
Fluigſt du den wol, das iſt dir guot."
Mit diſen worten und alſo
Der adlar nam den ſneggen do
In ſin klawen. Vil hoch er floug.
Ein trieger da den andern troug.
Und da er in den Luft uf kan,
Der ſnegge ſuifzen began.
Des fliegens in vil ſer verdros;
Wand ouch enkeiner ſin genos
Gefliegen mochte; das iſt war.
Do lies in vallen der adelar
Har nider, das ſin hus zerbrach.
Vil kleglich do der ſnegge ſprach:
„Mir iſt beſchechen alſe we,
Fliegens geluſt mich niemer me.
Ich ſich das wol, wer des begert,
Des ſin natur in nicht gewert,
Der mag ſin wol entgelten.
Gorße ere kuimet ſelten
An erbeit: ſicher, das iſt war.
Und ſoeld ich leben tuſeng jar,
Ich woeld des niemer me begern,
Des mich nieman mag gewern."

Wer ſtete ruowe welle han,
Der ſol an fliegen ſich began.
Wer aber an fliegen nicht wil ſin,
Der folge doch dem rate min,
Und beit unz er gevedre wol;
Ungeveder nieman fliegen ſol.

Von einem krebs und ſinem ſune.

Von unrechter beſtrafunge.

Was von natur iſt angeborn
Der creatur, wirt das verlorn,
Das muos tuon gewonheit gros.
Ane gewonheit dui natur iſt blos.
Dik verwandelt dui gewonheit
Dui natur, als man uns ſeit.
Wo aber gewonheit und natur
Ze ſamen in der creatur
Koment, die mag man kum gelan;
Wen muos ſi ſtetekliche han,
Als hie an dirre biſchaft geſchach.

Ein alter krebs ein jungen ſach
Hinder ſich vil balde gan.
Er ſprach: „Lieber ſun, la ſtan!
Wie gaſt du ſo vertane?
Sun, biſt du in dem wane,
Das du fuir dich gangeſt recht,
So biſt betrogen. Du gaſt nicht ſlecht.
Du ſolt fuir dich lernen gan,
Als ouch din vatter hat getan.
Das ſtat dir wol, und iſt ouch guot.
Wel ſun tuot als ſin vatter tuot,

Digitized by Google

Der wirt gelobt, und ſpricht man das:
Er iſt guot als ſin vatter was."
Der ſun ſprach: „Vatter, du haſt war.
Ich weis es wol: an allen var
Ein ſun ſim vatter folgen ſol;
Das iſt im guot, und ſtat ouch wol.
Tuot er das, er wirt gelobt.
Ich wene, das er nicht entobt,
Wer artet nach dem vatter ſin.
Da von, lieber vatter min,
Gang fuir! Las ſechen! Wie du gaſt,
Als gan ich. So du ſtille ſtaſt,
So ſtan ich ouch; und wie du dich
Richtes, alſo richt ich mich."
Do fuir der vatter ſolde gan,
Den weg er hinder ſich do nan,
Und gieng uf den ſelben pfat,
Als ſin ſun vor gegangen hat.
Do ſprach der ſun: „Trut vatter min,
Du ſolt din ſtrafen laſſen ſin.
Du haſt den ſelben gang als ich.
Wil balde gaſt du hinder dich,
So du fuir dich ſoeldiſt gan;
Da von las din beſtrafen ſtan!"

Wer den andern beſtrafen ſol,
Der ſol tuon als rechte wol,
Das er an ſtrafung muige weſen.
Tuot er das, er mag geneſen.
Wer wunden an der ſtirnen treit,
Beſtraft mich der, das iſt mir leit.
Wer wol lert, und uibel tuot,
Der ergert manges menſchen muot.
Wiſe wort und tumbe werk
Tribent die von Gouchsperk.
Wer mich beſtraft, das dunkt mich guot,
Iſt das er nicht das ſelbe tuot.
Zem erſt ſol er beſtrafen ſich;
Wil er den, ſo beſtraf ouch mich.
Und het der krebs alſo getan,
Sin ſun wer unbeſtraft gelan.

Von der ſunnen und dem winde.

Von ſitten und von unſtuemekeit.

Eis mals huop ſich ein groſer ſtrit
Mit worten, der noch kum gelit,
Von hochvart und von uibermuot;
Jetweders ſchiket ſelten guot.
Von widerhuiſſi das geſchach,
Do der wint ze der ſunnen ſprach,
Er wer vil ſterker denne ſi.
Si ſprach: „So wont mir tugent bi,
Da mit ich wol erzuigen mag
Als das ich wil uf einen tag.
Das tuoſt du nicht mit diner kraft.
Vil ſtolzer iſt min meiſterſchaft
Denn din gros unſtuemekeit."
Der wint der ſprach: „Das iſt mir leit,
Das du dich wilt gelichen mir
An kraft. Des ſullen beide wir
Fuir einen rechten richter komen."
Do wart her Jupiter genommen,
Der ſold ir beide richter ſin.
Jetweders kraft wart daran ſchin.
Wer e het volbracht mit kraft
Sin werk, dem wart dui meiſterſchaft.
Wer ſis gewandes einen man
Beroubte, der ſold gewunnen han.
Do dieſe red alſus geſchach,
Der richter ze in beiden ſprach:
„Wer under uich der ſterker iſt,
Das wirt wol ſchin in kurzer friſt."
Uf der ſtraſe ein waller kan
Gegangen bald. Der wint vieng an
Vaſt weien unde herteklich;
Der waller vaſte gurte ſich.
Der wint was ſtark, der regen kalt.
Sin mantel macht er zwivalt,
Und ſtrikt in vaſt umb ſinen lib;
Im gewan nicht an des windes kip.

Nach dem winde das geſchach,
Dui ſunne dur dui wolken brach;
Ir ſchin wart ſchon, ir hize guot.
Do gewan der waller hochen muot.
Uf hieng er ſinen mantel do
Und ſinen rok. Der ſunnen fro
Wart er, und ſaſt ſich balde nider.
Wol kam er ſines ſchaden wider.
Do ſprach der richter Jupiter:
„Ich bin gezuig und bin ouch wer,
Das dui ſunne mit ſenftekeit
Hat an geſigt der hertekeit
Und der unfuoge des windes gar."

An dirre biſchaft nement war,
Unfuoge ſchiket ſelten guot;
Der frevel ouch das ſelbe tuot.
Unfuoge iſt aller zuichten fri;
Unzucht wonet dem frevel bi.
Kein guotes ende unfuoge hat;
Der frevel ouch nicht lang geſtat.
Mit ſenftekeit und mit gedult
Mang man geſiget unverſchult.
Wer geſtan wil und geneſen,
Der ſol nicht ungefuege weſen.
Mit groſer fuog dui ſunne gewann,
Das ſin gewant us zoch der man,
Das er vil vaſte an ſinen lip
Twangte dur des windes kip.

Von einem eſel und eines loewen hute.

Von unerkantniſſe.

Ein eſel der hat erbeit gros.
Der ſinen meiſter nicht verdros.
Er leit im uf vil manigen ſak,
Da von ſin rugge dik erſchrak.
Ouch hort ich von dem eſel ſagen,
Er mueſte ziechen unde tragen;
Erbeit mueſt er groſe han.
Eis tages wart er us gelan,
Und kam hin uf dui heide;
Da ſuocht er ſine weide.
Nu wart nicht langer do geſpart,
Wan das er uf der ſelben vart
In dui huirſte kam gerant,
Da er ein hut eis loewen vant.
Dui hut geviel im harte wol.
Sin herze das wart froeden vol;
Er wande des wol ſicher weſen,
Er wer von aller not geneſen.
Des loewen hut die leit er an;
Gewalteklich gieng er hin dan.
Entlenter kraft uiber huop er ſich,
Und ſtorte das gemeine vich
Ab ſiner weide. Das geſchach.
In floch alles das in ſach
In des loewen hute gan.
Vor im getorſt kein tier geſtan;
Das tet als des loewen ſchin.
Sin meiſter der hat groſen pin;
Er wand den eſel han verlorn:
Das was im nicht ein kleiner zorn.
Den eſel er ſuochen began;
Er vant ſin nicht da er ſolde gan,
Und ſuochen ſine weide.
Er gieng us uf dui heide,
Er ſuocht in verre unde nach;
Nach ſinem eſel was im gach.
Ze jungeſt do er den eſel vant,
Er wart im bi den oren erkannt;
Die waren lang, und wart wol ſchin,
Das es was der eſel ſin.
Des loewen hut zoch er im abe,
Und ſluog in vaſt mit einem ſtabe,
Und ſprach: „Du muoſt min eſel ſin;
Dich hilfet nicht des loewen ſchin.
Ich wil dir nu dui wahrheit ſagen:
Du muoſt aber ſeke tragen;
Von ſtarken ſlegen wirt dir we,
Du trageſt denne ſek als e."

Digitized by Google

Geribne varwe nicht lange wert;
Und koufte liebi, wer der gert,
Der dunkt mich nicht ein wiſer man.
Wer mit fremdem lobe kan
Ein lop gemeren, das gat abe;
Wer aber von nature habe
Guot lop, das bekleidet wol.
Uf fremd lop nieman ſtellen ſol.
Entlentes lop gat dike wider;
Erdachte hochvart vallet nider.
Wer ſich mit hochvart ulber treit
Dur ſins gewandes kluogkeit,
Der mag zeim eſel werden wol;
Bi den orn man in erkennen ſol.

Von einem froes und einem fuchſe.

Von falſchem ruome.

Ein froes eis mals gegangen kan
Uf eine wiſe. Da vant er ſtan
Vil manig wol gemuotes tier.
Er ſprach: „Wolt ir gelouben mier,
Jch wil uich artzenie geben,
Das ir behaltent uiwer leben.
Mit miner groſſen meiſterſchaft
Kan ich dem ſiechen ſine kraft
Wider geben, und geſunt
Kan ich in machen uf der ſtunt.
Mir mag in allen richen
Nieman ſich gelichen
An wisheit und an hocher kunſt.
Des hab ich alr der welte gunſt.
Kein meiſter kuinſten iſt ſo vol
Als ich. Das ſich beweret wol,
Wen ich ze werken bring min wort.“
Und do dis red ein fuchs erhort,
Er ſprach: „Her froes, wie mag das ſin?
Es bewert nicht uiwer varwe ſchin,
Das ir artznie kuinnint geben.
Von erſt ſo artznent uiwer leben
Und uiwern ſiechtag. Tuont ir das,
Wen geloubt uich hie nach deſte bas.
Uiwer varwe iſt nicht gelich,
Das ir ſint groſſer kuinſten rich.
Macht uich ſelben e geſunt,
Und denne mich; ſo wirt wol kunt
Das ir ein groſſer artzat ſint.
Tuot ir des nicht, ſo ſint ir blint.“
Der froes der wart von ſchamen rot.
Das was viel wol, ſo helf mir got;
Wand er ſich an der dingen nam,
Das ſin geſlechte nie gezam.

Wenne der blinde fueren wil
Den ſechenden, da wirt ſpottes vil.
Wer ein artzat welle ſin,
Der tuo im ſelber helfe ſchin.
Wie wil der geheilen mich,
Der nicht wol kan geheilen ſich?
Wer ſich ruemt des nicht eniſt,
Der wirt geſchant in kurzer friſt.
Ruemſer in ſelber ſchaden tuont;
Valſcher ruom nie lang geſtuont.
Lop, das von eigem munde gat,
Das iſt nicht lop. Lop wol geſtat,
Das da wirt beweret wol
Mit guoten werken, als es ſol.
Ein fremder munt ſol loben mich;
Min munt ſol ouch nicht ſchelten dich.
Den guoten menlich loben ſol;
Der boeſe vint ſich ſelber wol.
Wol im, der lobes nicht engert,
Und doch wol lobes wirt gewert!
Jch wenne, das er ſerre tobt,
Wer unverſchult ſich ſelber lobt.
So beite, der nicht wolle toben,
Unz das in andre luite loben.

Von einem hunde, der truog ein ſchellen.

Von ſchalkhafter froede.

Von einem hunde liſt man das,
Das er gar boes und ſchalkhaft was.
Sin geberde waren nicht gelich
Den werken; wande er ſenfteklich
Gebarte, und was doch ſchalkeit vol.
Des wart gewar vil manger wol,
Den er beis in ſinen waden,
Der hat den ſpot und ouch den ſchaden.
Dis treib er lang und mangen tag,
Das er kein unſeld nie verlag.
Heimlich gieng er den luiten nach;
Wenne er gebeis, ſo wart im gach
Ze flucht. Dis wart vil dik geſeit
Dem meiſter ſin. Es was im leit.
Ein ſchallen er im ane hieng
An ſinen hals, war er do gieng,
Das man in horte, wa er was,
Und man ſich huote deſte bas
Vor ſiner groſſen ſchalkeit.
Des was der boeſe hunt gemeit,
Und froewt ſich ſere, das ſin leben
Verdienet hat, das man im geben
Sold ein ſchallen an ſinen lip.
Dui hochvart in in groſſen kip
Bracht wider ſin geſlechte do.
Der ſchallon was der hunt vil fro.
Ein alter hunt gegangen kan;
Dem was wol kunt, war umb der man
Dem hund dui ſchallen hat gegeben,
Nicht wan dur ſin ſchalkhaft leben.
Zuozim ſprach er: „Wes froeweſt dich?
Das du tor verſmacheſt mich
Und din geſlecht, das wirt dir leit.
Vil beſſer iſt der nicht entreit
Ein ſchallon, die dir iſt gegeben,
Das man erkenne din ſchalkhaft leben,
Die du dur ere wenneſt tragen.
Din bosheit ſoeldiſt lieber klagen.
Dui ſchalle die bezuiget wol,
Das du biſt aller ſchalkeit vol.“

Wer um ſin ſchalkeit ruemes gert,
Das ruemen das iſt ſcheltens wert.
Wer ſich von hochvart uiber treit,
Wirt der ze ſpot, wem iſt das leit?
Wer ſich froewt, ſo er uibel tuot,
Der hat ein tuivellichen muot.
Wel menſch alleine guot wil weſen,
Der lat ſin gelichen kum geneſen.
Als hat ouch dirre hunt getan,
Des mueſt er mit der ſchallon gan,
Die im dur ſchalkeit was gegeben.
Dui ſchalle erzoegt ſin boeſes leben.
Soeldin dui boeſen ſchallen han,
Mit ſchallen ſech man mangen gan;
Der nu vil kosper wennet ſin,
Des bosheit wuird der welte ſchin.

Von einer katzen, von muiſen und von einer ſchallen.

Von dem hus-vigende.

Ein urlig gros hat lang gewert,
Und wert ouch noch. Wer das begert
Ze wiſſen, dem tuon ich es kunt
Mit waren worten uf der ſtunt.
Es iſt dui katz und ouch dui mus.
Die waren beide in einem hus;
Doch was da kleine truiwe bi,
Wie guot geſtalt dui katze ſi.
Wer kan ſich wol gehueten da
Sin vigent iſt ſo rechte na?
Dui muiſe mueſten in ſorgen ſtreben,
Und in groſſer vorchte leben.
Gewalt der katzen der was gros;
Dui muiſe des vil ſer verdros

Digitized by Google

Niemant kunt ſi beſchirmen wol;
Untroſtes warens alle vol.
Da wart nicht langer da geſpart,
Der muiſen rat geſamnet wart.
Si rieten alle uf einen ſin,
Wie ſi wol moechtin komen hin,
Und vor der katzen zorn geneſen.
Si mueſten alle in ſorgen weſen;
Gros was der katzen gewalt.
Der muiſen rat was manigvalt.
Ze jungeſt kamens uiber ein
Mit gemeinem rate, das ir ein
Sold der katzen henken an
Ein ſchallen, die ſie ſoelde han
Und tragen, einzeklich dur das,
Das ſi ſich moechtin deſte bas
Gehueten vor der katzen liſt.
Do antwuirt in der ſelben friſt
Ein alte mus, und ſprach alſo:
„Des rates ſin wir alle fro.
Der rat mag uns wol troeſtlich weſen;
Wil got, wir mugen al geneſen.
Ratent, und koment uiber ein,
Wel under uns die ſi allein,
Die das getuirre wol beſtan,
Das ſi der katzen henken an
Welle dui ſchallen (das dunkt mich guot);
So wirt gefriget unſer muot,
Und mugen ane ſorgen leben.“
Enkein mus wold ſich ſelben geben
An den tot. An ende ſtat
Und ane nutz der muiſen rat.

Wer in urlig geſigen ſol,
Der bedarf guotes rates wol.
Wisheit und rates meiſterſchaft
Geſigent dik an uiberkraft.
Das kraft an wisheit nicht enſchaft,
Das tuot wol wisheit ane kraft.
Wer mit guotem rate tuot
Sin werk, das wirt im dike guot.
Fuirſichtekeit und guoter rat
Naruiwen ir enweders hat.
Wa aber der hus-vigende iſt,
Wil kum wirt man vor dem gefriſt.
Werin dui boeſen ſchallen vol,
So moecht man ſich gehueten wol.
Trueg dui katz ein ſchellen hel,
Dui muiſe werin wol ſo ſnel,
Das ſi vor ir werin behuot;
Der heimlich vigent ſchaden tuot.

Von einem ſlangen, der was gebunden.

Von boeſem widergelte.

Wen liſt ein biſchaft, das ein man
Dur einen walt gegangen kan.
Da vant er einen ſlangen,
Den hat ein hirt gevangen,
Und gebunden vaſt, ze fromen,
Das er nicht dannan mochte komen,
An einen pfal, der was vil gros.
Do ſtuont der ſlange ſigelos,
Mit einem ſeil zertennet wol;
Alles ſmerzen was er vol.
Und do der man den ſlangen ſach,
Wil miltekſich er zuozim ſprach:
„Ich wil dir helfen uſſer not,
Das du nicht hie geliegeſt tot.“
Der ſlange nach verdorben was,
Der man entbant in, und genas.
Er ſpiſt in wol, und half im wider.
Des lonet im der ſlange ſider.
Da er geſunt wart unde ſnel,
Er ſtrikt ſich um des mannes kel;
In liden bracht er in und in leit.
Der man ſprach: „Was iſt das geſeit?
Du haſt betrübet mir den muot;
Du gilteſt mir mit uibel guot.“
Der ſlange ſprach: „Ich tuon dir recht;
Ich tuon als ander min geſlecht.
Min Gift mag ich nicht abe lan,
Slanglich geberde muos ich han.“
Der man ſprach: „Ich wil gerne komen,
Sit ich diu rede han vernomen,
Fuir einen richter der gemein.“
Si des kamen uiber ein.
Der fuchs ir beider richter wart,
Und ſprach nach fuichſelicher art:
„Ich kan dis ſach gerichten nicht,
Nach uiwer rede, wan nach geſicht.
Ir ſult mich beide laſſen ſechen,
Wie der ſache ſi beſchechen.“
Der man ſprach: „Das gevelt mir wol.
Den ſlangen man vaſte binden ſol
Wider an die ſelben ſtat,
Da in der hirt gebunden hat,
So macht du richten von geſicht,
Was uns in dirre ſach beſchicht.“
Wil ſchiere uf der ſelben vart
Der ſlang wider gebunden wart.
Der fuchs do ze dem ſlangen ſprach,
Do er in als gebunden ſach:
„Entbint dich ſelben; nicht entbit,
Und ſcheide von hinnan; es iſt zit. —
Geſelle (ſprach er ze dem man),
Du macht wol lidig hinnan gan.
Wilt aber du den vigent din
Loeſen, das wirt din ungewin.“
Sus kam der man us groſser not;
Der ſlange mueſt geligen tot.
Das was billich unde recht;
Das krumb iſt, das wirt kume ſlecht.

Wen ſpricht ein wort, das mag war ſin,
Als es nu hie iſt worden ſchin:
Wer ab dem galgen loeſt den diep,
Dar nach hat er in niemer liep.
Was giftig iſt, wol niemer tuot,
Es giltet uibel umbe guot;
Sinr art mag es nicht wider ſtan,
Noch mag ſin ſchalkeit abe lan.
Es ſtat dik uf von miltekeit
Dem menſchen not und erebeit,
Als diſem man hie was geſchechen.
Ich muos es in der warheit jechen,
Wa fuir bricht groſse ſchalkeit,
Da bedarf man groſse kuindekeit.
Wer fuchs mit fuchſe vachen ſol,
Der bedarf guoter liſten wol.
Wer der fuchs richter nicht geweſen,
Der man moecht kume ſin geneſen.

Von bevolnem guote.

Von guotem rate.

Wen ſol mit liſten under ſtan,
Was mit ſchalkeit wirt getan.

Eis mals zwen koufman fuoren us
Dur gewin. Die kamen in ein hus;
Do wurden ſi enpfangen wol,
Als man noch geſte enpfachen ſol,
Von der frouwen, die da enpflag
Der herbrig. Uf den ſelben tag
Bevalen ſi ir groſses guot
(Vil wol was das bi ir behuot),
Und taten mit gedinge das,
Das ſi das guot an allen has
Gehalten ſold unz uf die ſtunt,
Das der geſellen beider munt
Wider vordrete das guot;
Dar uf ſo ſtuont ir beider muot,
Das ſi in ſold es geben gar
Wenne ſi beide kemen dar,
Und anders nicht. Si fuoren hin
In koufmanſchaft uf ir gewin.
Das guot behielt dui frouwe wol
Mit guoten truiwen, als man ſol
Behalten das bevolen iſt.
Dar nach do kam in kurzer friſt
Der zweiger eine, unde ſprach:
„Min herze hat groſs ungemach.

Digitized by Google

Gebent mir das guot. Es tuot mir not,
Wan min geſelle der iſt tot.
In groſzem gelt bin ich gelan,
Das ich allein muos under ſtan.
Das ſag ich uich an allen var."
Dui frouwe wand, es were war,
Und gap im uf der ſtat das guot;
Des wart der ſchalk vil hoch gemuot.
Mit dem guote zogt er hin
Im fremdes lant uf ſin gewin.
Sin geſelle wiſte hie von nicht.
Dar nach fuogt es ſich von geſchicht,
Das der ander geſelle kan,
Und ouch das guot vordren began.
Dui frouw erſchrak, das tet ir not.
Ir vollen unſchulde ſi bot,
Und ſprach: „Ich hab dem ſelben man
Das guot gegeben ane wan,
Der mirs beval. Er wer in not,
Sprach er, und wer ſin geſelle tot."
Do ſprach der man: „Min red iſt ſlecht.
G e d i n g e b r e c h e n t l a n t = r e c h t.
Das guot ſold nieman han genommen,
Wir werin denne beide komen,
Ich und der geſelle min.
Dir rede wil ich were ſin."
Dui frouwe kam in erebeit;
Eim wiſen man klagt ſi ir leit,
Und bat, das er ir gebe rat,
Wie ſi dui groſzen miſſetat
Mocht under ſtan. Der wiſe ſprach:
„Frouwe, habent kein ungemach!
Als ich dui ſache hab vernommen,
Ir ſult ze keinem ſchaden komen.
Uiwer fuirſprech wil ich weſen;
Ich getruiwe ir ſuillent wol geneſen."
Ze dem koufman er do ſprach,
Do er ſin ſchalkeit an geſach,
Und ſine wort gehoret hat:
„Dui frouwe, die hie zegegen ſtat,
Die lougnet nicht, ir wurde guot
Bevoln (das hat ſi wol behuot)
Von dim geſellen und von dir;
Wenne ir beide koment zuozir,
Si ſold uich geben uiwer guot.
Was man mit gedingen tuot,
Dar an ſol man ſtete ſin.
Gang hin, bring den geſellen din,
Si git uich uf der ſelben friſt
Alles, das ſi uich ſchuldig iſt."
Sin geſellen ſuocht er do;
Er vant in nienent, und alſo
Dui frouwe von der ſorge kan.
Das hat getan der wiſe man;
Und wer des rat nicht guot geweſen,
Dui frouw mocht kume ſin geneſen.

Wem bevoln wirt in truiwen guot,
Der achte, das es ſi behuot,
Und wen er wider geben ſol,
Das er nicht ſpottes werde vol,
Und ouch nicht ſchaden mueſſe han.
Vil kum ſich ieman hueten kan,
Vor dem, der untruiwen iſt vol.
Da von bedarf der tumbe wol,
Das er tuo das der wiſe rat.
Tuot er das, im miſſegat
Selten, das geloube mir;
Sin werk geſlat nach ſiner gir.
Het diſe frouw nicht rat genommen,
Von groſzer not wer ſi nicht komen.

Von zwein geſellen und einem bern.

Von valſchen fruinden.

Es giengen zwen geſellen guot
(Doch warens ungelich gemuot)
Mit einander dur einen walt.
Ir rede die was manigvalt.
Si ſprachen beide uf iren eit,
Si weldin truiwe und warheit
Ze ſamen han unz uf den tot.
Der ein was brun, der ander rot.
Do ſi in dirre rede wan,
Vil ſchier ein ber gegangen kan
Uf der ſtraſze gegen in.
Si wiſten nicht wol, wa ſi hin
Soeldin fliechen. Do das erſach
Der rote, er vil balde brach
Sine truiw und ſinen eit.
Sin muot der ſtuont uf triegenheit.
Bald er von ſim geſellen floch
Uf einen boun hoch, da er doch
Sin geſellen mochte ſechen
(Da mag man gros untruiwe ſpechen!).
Sin geſelle was in groſzer not,
Und gebaret als er were tot,
Und ruert ſich weder hin noch her.
Vil ſchier gegangen kam der ber
Zuozim, do er ſo ſtille lag.
Er wand, es wer ein fules pflag,
Und warf in umbe und ſmakt in an.
Das ſach der ungetruiwe man,
Der lies ſin geſellen an der not,
Als noch tuot der geſelle rot.
Der ber gieng fuir, und lies den man
Ligen. Und do er dannan kan,
Der rot geſelle das erſach.
Er gieng her ab bald, unde ſprach:
„Sag an mir, trut geſelle min,
Was moechte das gerune ſin,
Das dir gerunet hat der ber!
Ich ſach wol uf dem boum, das er
An din ore hat ſinen munt.
Lert er dich uit, das tuo mir kunt."
Er ſprach: „Was ſol ich ſagen dir?
Der ber hat vil gerunet mir,
Und lert mich ſunderliche das,
Und ſprach: du ſolt dich hie nach bas
Vor dem, der uf dem boume ſtat,
Hueten; ſich, das iſt min rat!
Wan wenne es gat an rechte not,
So lat er dich, wan er iſt rot."

Es ſuillen frouwen unde man
Den roten geſellen laſſen gan.
Des guoten geſellen wirt man geſunt,
Des argen man in erbeit kunt.
Mit dem guoten wirt man guot;
Der boeſe niemer wol getuot.
Manger iſt geſelle wol
Des tiſches; da man kieſen ſol
Ganze truiwe in groſzer not,
Da iſt dui fruintſchaft alle tot.
Getruiwem fruinde iſt nicht gelich;
Vor boeſen ſol man hueten ſich.
Der rot geſelle ſin truiwe brach,
Als bald do er den bern erſach.
Des mues er unſelig iemer weſen;
Swer truiwe hat, der ſol geneſen!

Von drin geſellen.

Von kuindiger einvaltekeit.

Dri geſellen kamen uiber ein,
Das es ſold alles ſin gemein,
Ir zerung und ir ſpiſe guot;
Dar uf ſo ſtuont ir drier muot.
Si waren uiber ein des komen,
Das ſi ſchaden unde fromen
Soeldin mit einander han.
Wallende wolden ſi do gan
Mit einander in ein lant.
Der weg was in nicht wol erkant.
Zwen waren an den ſinnen kluog,
Und da bi ſchalkhaft ouch genuog;
Der dritte was ein einvalt man.
Si gerieten an der ſpiſe han
Gebreſten; da von ſi in leit
Kamen und in erebeit.
Si kamen hin in einen walt,
Do was dui herbrige kalt;

Digitized by Google

Vil ſchiere machten ſi ein fuir.
Alle wirtſchaft was da tuir;
Von hunger litten ſi groſe not.
Us melwe machten ſi ein brot,
Das wart bald in das fuir geleit.
Ein ſchalk do re dem andern ſeit:
„Belibe uns zwein allein das brot,
So kemen wir von hungers not
Der gebure eſſe wol allen tag;
Vil kum man in geſatten mag.“
Der ſchalk wolde den tumben man
Von dem brote verſtoſen han.
Do ſprach ſin geſelle alſo:
„Diner rede bin ich fro.
Ich kan das an gelegen wol,
Wie uns der kuoche werden ſol.
Die wil unz er gebachen ſi,
Sullen wir uns legen alle dri
Ze ſlafende under diſen boum,
Und ſol den ieklicher ſinen troum
Sagen, ſo wir erwachen,
Und das brot iſt gebachen;
Und wels troum wunderlicher ſi,
Der hab das brot.“ — „Das ſi! das ſi!“
Sprachen ſi alle gemeine.
Die zwen ſliefen; der eine
Slief nicht; das tet im hungers not.
Als bald gebachen wart das brot,
Da fuor er zuo, und as allein.
Das im wart uiber, das was klein.
Ich geloub, im wer nicht worden we,
Und het er den noch geſſen me.
Er leit ſich nider unde ſlief.
Vil ſchier der ſchalken einer rief
Sim geſellen, und ſprach alſo:
„Ich bin von herzen worden fro!
Mir iſt getroumet alſe wol,
Das es uns beide froewen ſol.
Mir was, wie mich ein engel ſchon
Fuerte hin vor gottes tron,
Da er ſitzet ze himelrich.
Der troum dunkt mich gar wunderlich.“
Do ſprach der ander: „Das iſt war!
Ouch ſag ich dir an allen var
Minen troum, trut geſelle.
Mir was, wie mich zer helle
Ein tuivel, der was ungeſtalt,
Fuerte, da ich manigvalt
Der armen ſelen pine ſach.“
Vil froelich do der ander ſprach:
„Uns mag beliben wol das brot.
Uib dir gebure lidet not
Von hunger, wem wil er das klagen?
Wek uf! Sin troum ſol er uns ſagen.“
Dis red hort als der guote man.
Der ein im ruofen do began.
Er ſprach: „Was mag das ruofen ſin?“ —
„Das ſin wir, die geſellen din.“ —
„Ir werent enweg, hat ich vernommen;
Wie ſint ir denne her wider komen?“ —
„War waren wir? Du macht wol toben.
Wie iſt din hirni ſo beſtoben!“ —
„Ich tobe nicht. Ich ſag uich wol
Min troum, als ich von rechte ſol.
Mir iſt getroumet wunderlich
Ein troum, der vaſt betruebte mich,
Das ich uich beide hat verlorn.
Einr was ze himelrich erkorn,
Da fuort in hin ein engel guot.
Der ander in der helle gluot
Wart gefueret, da er ſach
Der armen ſelen ungemach.
Nu hat man ſelten me vernomen,
Das ieman ſi har wider komen
Von helle oder von himelrich,
Der dar was komen. Da von nam ich
Us dem fuire bald das brot,
Und as es als, von hungers not.“
Sus wurden da die zwen betrogen
Von einem, dem ſi hatten gelogen,
Und mueſten hungrig dannan gan.
Vil recht der tumbe hat getan.

Es iſt noch billich unde recht,
Wer einvalt iſt und da bi ſlecht,
Das der des wol genieſſen ſol.
Die zwene wurden ſpottes vol,
Wande ſi dem einvalten man
Gros ſchalkeit wolden han getan.
Dui ſchalkeit in ze ſure brach.
Der guote man ſich ſelben rach,
Und as das brot alleine,
Das ſolde ſi gemeine
Han geſpiſet alle dri.
Wer nu an geverde ſi
Und alt ſi uiber ſiben jar,
Der hab dank! Ouch iſt es war,
Das dui triegenheit zergat,
So wol dui rechtekeit geſtat.

Von einem kalwen rittere.

Von ſtörunge ſpottes.

Men liſet von einem ritter das,
Das er kal von nature was
Und ane har; das was im leit.
Nu hat er ein gewonheit,
Das er uf bant ein huben guot
Mit hare. Da von er gemuot
Nicht vil in ſinem herzen wart.
Eis mals kam er hin uf dui vart
An ein runtavel; das beſchach.
Da man vil guoter ritter ſach,
Dar kam der ritter wol gemeit.
Vil ſtolzlich uiber hof er reit.
Gar kuenlich er ſin ſper zerbrach;
Vil liep was im, das man es ſach.
Nu fuor er hin, nu fuor er har.
Swer im begegent, der wart gewar,
Das er ein kuener ritter was.
Nu fuogt ſich von geſchichte das,
Das im abgeſtoſen wart
Der helm; und uf derſelben vart
Verlor er ouch dui huben ſin.
Von kalwi gap ſin houbet ſchin;
Sin houbt was blos, an alles har.
Vil manger menſche nam ſin war;
Da huop ſich ein vil groſer grus,
Er ſprach: „Was not macht ir dar us,
Das mich gelaſſet das har
Und ouch dui hube? Nement war,
Mich hat doch e gelaſſen das,
Das an dem houbt gewachſen was.
Da von kein wunder ſol es ſin,
Uib mich nu lat dui hube min.
Batſtuben-varwe die zergat,
So dui natuirliche geſtat.
Wa mit hanf gezuinet iſt,
Der zun zergat in kurzer friſt.
Da von alrecht iſt mir geſchechen
Mit der huben; des muos ich jechen.“
Der red namen dui luite war;
Des ſpottes wart geſwigen gar.

Er dunket mich ein wiſer man,
Der alſo ſpot zerſtoeren kan
Mit ſchalle. Das iſt beſſer vil,
Den der mit worten droewen wil.
Huit iſt er arm, der e was rich;
Das geluike-rat louft ungelich.
Wer ſtat, mag er, der valle nicht nider;
Velt er, vil kume kunt er wider.
An dir welt iſt kein ſtetekeit,
Was huit iſt liep, das iſt morne leit.
Er iſt huite ſiech, der geſter was
Geſunt. Da von ſo ſpricht man das,
Das er nicht wiſe muige ſin,
Der ſich lat uf der welte ſchin.
Der herre verlor der huben kleit,
Das iſt der welte unſtetekeit.

Digitized by Google

Von einem hoger und einem zolner.

Von ſchuldigem ſpotte.

Von einem graven liſt man, das
Er wunderlicher ſitten was.
Nu hat er ein gewonheit.
Wer uiber ſine brugge reit
Oder gieng, ein pfenning mueſt er geben
(Da getorſte nieman wider ſtreben),
Was er hogrecht oder blint,
Hat er ein kropf oder einen grint,
Oder hat ſin lip der ruden ſchin;
Umb iecklichen gebreſten ſin
Wold der herre ein pfenning han,
Wer dui brugge ſold uiber gan,
Den mueſt er dem zolner geben.
Der zolner ſach dar uf vil eben.
Wer der gebreſten einen hat,
Gap der ein pfenning, uf der ſtat
Lies man in frilich uiber gan.
Wer aber an gebreſten kan
Dem hieſch man nicht. Vil ſchier geſchach,
Das der zolner einen ſach
Hogrecht uf dui brugge gan.
Er hies in balde ſtille ſtan,
Und ſprach: „Ein pfenning ſolt du geben!"
Da geriet der hoger wider ſtreben.
Der zolner ſach den hoger an;
Einen kropf ſach er in hau. —
„Gip har zwen pfenninge!" —
Des wert er ſich geringe.
Dar nach ſach er, das er was blint. —
„Gip har drie!" — Er hat ein grint,
Do er im ab zukte den huot.
„Nu gip har vier pfenninge guot!" —
Es geriet ſich weren umb den zol.
Vil ſchier erſach der zolner wol,
Das ruidig was des hogers lip. —
„Gip har fuinf pfenning ane kip
(Sprach er zuozim), wilt du geneſen;
Es mag dur nuit kein anders weſen.
Hettiſt du dich beſinnet recht,
Du weriſt wol an allen brecht
Mit einem pfenning uiber komen,
Da ich nu fuinfe hab genomen.
Dinen ſchaden hab du dir;
Du ſolt kein ſchulde geben mir."

Vil dike mag ein wiſer man
Mit kleinen dingen under ſtan
Groſſe ding. Ein geneiſt gebirt
Ein fuir, das gros vil dike wirt.
Wer an der erſte tete das,
Das er dar nach muos tuon, dur was
Soelde das ieman ſchaden ſin?
Wil ich ſelb den gebreſten min
Offnen, wer ſol mir den geſtan?
Mich dunkt, ich mues den ſchaden han.
Wer umb ein pfenning git ein pfunt,
Und ein pfert um einen hunt,
Und umb ein helbling kriegen kan,
Der dunkt mich nicht ein wiſer man:
Als diſem hoger hie geſchach,
Da er von kam in ungemach.
Het er ein pfenning do gegeben
Balde an alles widerſtreben,
So wer ze ſpotte noch ze ſchaden
Nicht komen uf der brugge laden.

Von zweien heven.

Von unnuitzer geſelleſchaft.

Eis mals ein waſſer, das was gros,
Uſſer ſinem runſe flos,
Und nam ein verren umbeſweif,
Und fuorte hin was es begreif,
Es were gros, lang oder breit.
Von dem waſſer man ouch ſeit,
Das es zwen heven fuorte hin
Mit kraft; der eine was irdin,
Der ander von ere groſſen.
Die kamen beide geſloſſen.
Als ſi das waſſer hat genomen;
Das ſelb hab ich ouch me vernomen.
Und wande der irdin lichter was
Des weges gelang im deſte bas.
Er fuor vor, der erin nach.
Der erin ſprach: „Wie iſt dir ſo gach,
Das du nicht gebeiteſt min?
Wir ſullen guot geſellen ſin;
Beit min! Ich wil mit dir varn;
Got ſol uns beide wol bewarn."
Der irdin ſprach: „Ich bin ze krank.
Gewuinniſt mir ab einen wank,
Das ich nem einen ſtos an dich,
Oder du ſtieſſet wider mich
Ze einem mal, ſo wer ich tot.
Dur was kem ich danne in die not?
Ich mag mich nicht gelichen dir;
Dinr geſelſchaft ich vil wol enbir.
Das geſtoeſſe ſi min oder din,
Der ſchad mueſt alweg weſen min.

Wenne der krank geſelle wirt
Des ſtarken, kum er des enbirt,
Er betruebe des kranken muot.
Der groſſe dem kleinen ſchaden tuot.
Der arm hoert nicht zem richen wol;
Der minr dem mern entwichen ſol.
Der knecht nicht geliche ſich
Dem herren ſin; ſecht, das rat ich.
Wer heftishalp das meſſer hat,
Der mag dem andern ſprechen mat.
Wer ſich geſellet uiber ſich,
Der trag eben, das rat ich.
Wenne mit dem langen tragen ſol
Der kurze, ſo bedarf er wol,
Das ſich der lange buike;
Der kurze ſich nicht ſmuike,
Wil er dem langen ſin gelich.
Ze ſamen hoert nicht arm und rich.
Der irdin haven oben ſwam;
Der erin herte ſtöſſe nam.
Vil dik iſt ouch geſchechen, das
Der ſtarke ſtarp, der ſiech genas.

Von einem loewen und von einem ochſen.

Von verkragunge dur vorchte.

Ein loewe eis mals gegangen kan
Von hungers not uf einen plan,
Da ſuocht er ſine weide.
Do vant er uf der heide
Einen ochſen, der was gros,
Der gieng allein und huotelos.
Vil froelich wart des loewen muot,
Do er das rint ſach unbehuot;
Er dacht er moechte wol geneſen,
Siner ſpiſe wold er ſicher weſen.
Als ſchier das rint den loewen ſach,
Beſintlich es ze im ſelber ſprach:
„Ich mag im nicht geſtriten;
Ich ſol ſin nicht gebiten.
Allein mit flucht mag ich geneſen;
Fliechen ſol min kempfen weſen.
Wer fluichet das man fliechen ſol,
Sicher der hat gevochten wol."
Der ochſe floch, der loewe nach,
Uf den ochſen wart im gach.
Nu kam das rint vor in ein hol,
Da het es ſich beſchirmet wol.
Da was ein bok geflochen in,
Der begegent mit den hornen ſin
Schalklich dem ochſen in der fluo.
Vil balde mueſt er fliechen duo.
Dui vorcht des loewen machte das,
Das er dem boke entwichen was;
Und wer der loewe nicht geweſen,
So moecht der bok nicht ſin geneſen;
Der ochſe het in ertoedet wol.

Digitized by Google

Der wiſe vil vertragen ſol
Dur ſinen nutz; das iſt im guot.
Es wirt im liep wer alſo tuot.
Vil dike man dem knecht vertreit
Dur ſines herren biderbkeit.
Dur richter willen, hor ich ſagen,
Muos man dem weibel dick vertragen.
Eines alters einer genießen ſol,
Wa das iſt guot und eren vol.
Einer genießet ſiner jugent,
Und der hunt ſins meiſters tugent.
Dur guot dem guoten man vertreit,
Dem boeſen dur ſin ſchalkeit.
Den meiger, und den amptman,
Den voget, und den ſchachtelan
Die muos man dik entſitzen,
Nicht von ir ſelbers witzen,
Wan von irer herren gewalt.
Das merken vil wol jung und alt!
Der ochſe nicht den bok entſas
Dur ſine kraft; me forcht er das,
Das im der loewe nach rande,
Des kraft er wol erkande.
Moecht er vor dem wol ſin geneſen,
Des bokes kraft wer klein geweſen.

Von einem affen und von den tieren.

Von uippigem ruome.

Es huop ſich ein geſpreche gros,
Des manig tier vil ſer verdros,
Uf einer heide, die was breit.
An den hof gieng unde reit
Was ſtap und teſchen mocht getragen.
Von dem geſpreche hort ich ſagen,
Das Jupiter der richter was,
Der da zuo gerichte ſas.
Dar kamen vogel unde tier,
Dui viſche kamen ouch vil ſchier.
Ze gerichte ſas her Jupiter;
Er welle wiſſen, wer der wer,
Des kint das ſchoenſte were.
Nu horent fremde mere!
Als ich dui biſchaft hab geleſen,
Jeklich tier wold das beſte weſen;
Si zierten alle ire kint.
Der viſch, der vogel, und das rint,
Der pfawe, dui gans, und ouch dui ant,
Der loew, der ber, und der helfant,
Der hirz, der wolf, und ouch der fuchs,
Der has, das pantier, und der luchs,
Das ros, der eſel, und dui kuo,
Mit ir kinden liefens zuo;
Das ſchaf, dui geis, und ouch das ſwin,
Jeklicher wold das beſte ſin.
Do ſi alſus geſamnet wan,
Und alle kamen uf den plan,
Und ieklich muoter ruomde ir kint,
(Der etslich wol ze ruemen ſint),
Do kam der affe ungetan
Mit ſinen kinden uf den plan.
Sine kint ruemen er geriet,
Und ſprach vor aller der getiet:
„Ir ſecht wol, her, das mine kint
Vor allen tieren dui ſchoenſten ſint.“
Do wart der richter Jupiter
Lachent, und al der tieren her;
Ze ſpottend waren ſi bereit:
Das tet des affens uippekeit.
Der affe wart ze ſpotte da.

Das ſelb geſchicht noch anders wa.
Wer ruemt das nicht ze ruemen iſt,
Das mag wol ſin der affen liſt.
Wer ruemt das er nicht ruemen ſol.
Der mag wol ſpottes werden vol.
Ein ieklich muoter dunkt ir kint
Schoen, die doch nicht ſchoene ſint.
Der affe geviel im ſelber wol.
Ruom im ſelber nieman ſol
Geben; iſt er tugent vol,
Sicher, er wirt geruemet wol
Umb ſine tugent ane ſpot.
Wer wol tuot, den lobet got.
Wir gevallen alle uns ſelben wol;
Des iſt das lant der affen vol.
Vil iſt der luiten alſe blint,
Den nuit gevelt wan ire kint,
Und ruement das man ſchelten ſol;
Sus iſt dui welt gebreſten vol.
Nu iſt es alſo komen her;
Wer iſt der ruomes nicht enger,
Der gang her fuir und pfende mich;
Sol ich im uits uit, das gilt ich.

Von einer genſe, die leite ein guldin ei.

Von uibriger gitekeit.

Von einem herren liſt man, das
Er hat ein gans, die im liep was,
Und sold im dennoch lieber weſen.
Von der gans hab ich geleſen,
Si leit al tag ein guldin ei.
Den herren muote, das ſi nicht zwei
Oder dri leit alle tage:
Das was des herren groſſe klage.
Ein gitekeit in des betwang
(Die vaſt in ſinem herzen rang,
Die niemer lobeliches guot
An frouwen noch an mannen tuot),
Das in des beitens gar verdros.
Vil kleinen in ein ei beſchos,
Das im dui gans gap alle tage.
Nu merkent wol, was ich uich ſage.
Sin gitig herze wold ze vil,
Des kam er uf des ruiwen zil.
Er tot dui gans; das wart im leit.
Als ſchier do er ſi uf geſneit,
Er wande ſi wer goldes vol;
Er wart betrogen. Das was wol;
Wanolf triegolfs bruoder iſt.
Er vant da nicht wan genſen miſt.
Sus wart geſchant ſin gitekeit.

Wer noch im ſelben nicht vertreit,
Wie ſol eim andern der vertragen?
Ouch hort man dik dui wiſen ſagen,
Das der, wer ze vil begert,
Nach ſinr begirde nicht wirt gewert;
Got erhort kein gitekeit. —
Gewinnen guot iſt gros erbeit;
Sorg hat der es behueten ſol.
Ouch wirt ſin herze ſmerzen vol,
Der guot verluirt. — Guot hat dui art,
Das guotes nie geſattet wart
Kein herze, was ieman geſeit.
Ein gans, die alle tage leit
Ein guldin ei, wel man die hat,
Der toede ſi nicht: das iſt min rat.

Von einem pfawen und einem kraniche.

Von vorſmachunge der geſellen.

Wen liſt von einem pfawen das,
Das er gar uibermuetig was.
Das ſchikt an im ſin ſchoener ſchin
Und dui varwe der vedren ſin.
Sin kel die was gezieret wol;
Sin rug was ſchoener vedren vol;
Sin ſweif was als ein wanne breit,
Mit ſchoenen ſpiegeln wol bekleit.
Vil dik ſach er ſich ſelben an,
In groſſen uibermuot er kan.
Do in ſin varwe ſus hat betrogen,
Do kam ein krank zuozim geflogen
Uf dui wiſe, da er gieng.
Vil herteklich er in enpfieng,
Mit worten er ze im do ſprach:
„We dir! Das dich got je geſach!

Digitized by Google

Aller gezierde biſt du blos,
Dar zuo biſt du gar varwelos;
Du biſt gar egsberiich geſtalt.
Min varwe die iſt manigvalt,
Sie iſt gruen, bla, und himelvar;
Und wer es rechte nimet war,
So git min rugge goldes ſchin;
Min ſweif iſt ſchoene unde vin.
Du macht dich nicht gelichen mir,
Dinr geſelſchaft ich vil wol enbir."
Der krank ſprach: „Das iſt wol geſeit!
Dich hilfet nicht din ſchoenheit,
Du mueßiſt in der lachen gan.
Zwo ſtelzen ſoldiſt billich han,
Das din fues und dine bein
Als ungeſtalt und als unrein
Nicht werin. Das ſtuend dir harte wol.
Vil me ich dir noch ſagen ſol.
Als ſchiere ſo der meige kunt,
Wen beitet nicht, wan uf der ſtunt
Zuicht man us dui vedren din,
So gaſt du ſchotter den ein ſwin.
Din langer ſweif wirt dir genomen,
Din ſchoeni mag dir nicht gefromen.
Wen ruipft dich, als man tuot den grint.
Unglich min vetke beſſer ſint
(Wie bleich ſi ſin und eſchevar),
Den din gevider. Nu nim war,
Ich flieg uf; des hab ich gewalt
Nach minem willen, ungezalt.
Hoch in den luiften ſint min wege,
Ane brugge und ane ſtege;
Uiber ſe und uiber lant
Dui weg ſint alle mir erkant:
Des ich mich froewen ſol.
Urdruiſſes iſt din leben vol;
So bin ich ſtolz und wol gemuot.
Din ruem der iſt ze ſchelten guot;
Da von ſo las din ruemen ſin!
Min lop iſt hocher den das din."
Sus warf der krank dui hochvart nider
Des pfawen mit ſinem gevider.

Wen dui natuire hat bekleit
Mit ſunderlicher kluogkeit,
Der ſol des ungeſpotten lan,
Den er ſicht an die kluogkeit gan.
Der ander iſt licht bas bekleit
An tugenden und an wirdekeit.
Wer im ſelber uiber tuot
Mit hochvart, ſecht, des tumber muot
Wirt vil ſchier geworfen nider,
Und mag vil kume komen wider.
Dui glenzent varwe gern zergat,
So dui bleiche wol geſtat.
Weln ſin ſchoeni blendet,
Von ſchulde wirt er geſchendet.
Wer ſich erkennet, das iſt guot,
Urkantnis ſelten uibel tuot.
Ein ſchoener ſchin den pfawen troug;
Der krank uf in dui luifte floug.

Von einem pfaffen und von einem eſel.

Von uippekeit der ſtimme.

Ein pfaf was jung und da bi kluog,
Als noch pfaffen iſt genuog.
Er was ſtolz und hoch gemuot,
Sin ſtimme ducht in harte guot.
Uf ſingen er gefliſſen was;
Er wand, das nieman ſunge bas
Den er. Des was er gar gemeit.
Mit ſingen hat er erebeit;
Jedoch was er geſanges vol.
Wie es doch nicht geviele wol
Den luiten, doch er dike ſang;
Des in ſin narrekeit betwang.
Nu kam es von geſchicht alſo,
Da er ſang ane maße ho
Uf dem altar. Do ſtuont da bi
Ein froewe, die hat ihr eſelli
Verlorn, vor an dem dritten tage.
Si wende vaſt; gros was ir klage.
Do ſi der pfaffe weinen ſach,
Vil guetlich er do zuozir ſprach:
„Saget, frouwe, was weinent ir?
Was mag es ſin? das ſagent mir."
Er wand, ir wer gevallen in
Ein andacht von der ſtimme ſin,
Und ſprach: „Sol ich uich ſingen me?" —
„Nein ir, herre; es tuot mir we." —
„Wa von? das ſolt ir mir nu ſagen." —
„Gern, her (ſprach ſie)! Ich muos uich klagen
Wa von ich geweinet han.
Min eſel, der mir vil wol kan,
Den hant dui wolf vereſſen:
Des mag ich nicht vergeſſen.
Wenne ir ſingent ſo herlich,
So iſt uiwer ſtimme gelich
Der ſtimme, die min eſel hat,
So manent ir mich uf der ſtat
An minen eſel. Herre min,
Mich wundert, wie das muige ſin,
Das uiwer ſtimme ſo gelich
Mis eſels iſt; des wundert mich."
Der uippig pfaffe wart geſchant,
Sin eſel-ſtimme wart erkant;
Doch er geviel im ſelber wol.
Als billich noch ein eſel ſol.

Wer went, das er der beſte ſi,
Dem wont ein tor vil nachen bi.
Mich wundert, das das ore ſtat
So nach dem munde, und nicht vervat,
Das ieman welle erkennen ſich,
Und ſine ſtimme; des wundert mich.
Es wenet manger ſingen wol,
Des ſtimme hert iſt unde hol,
Und brieſchet als der eſel tuot.
Hort er ſich ſelben (das wer guot)
Mit fremder luiten oren,
Er wuerd nicht ze einem toren;
Als diſem pfaffen iſt geſchechen.
Duch hoer ich vil der luiten jechen:
Der uibel ſingt, der ſinget vil;
Menlichen er ertoeben wil.

Von einer eiche und von einem rore.

Von ſterki und von krankeit.

Uf einem berge ſtuont ein eich,
Die keinem winde nie entweich,
Wan ſi was ſtark, lang unde gros.
Under dem berge was ein mos,
Dur das flos ein kueler bach.
Da man mang ror wachſen ſach:
Da ſtuonden bluomen unde gras.
Dui eich vil vol gewuirzet was;
Si ſtuont vaſt ane wenken.
Wer moechte das gedenken,
Das ſi ſoeldi vallen nider?
Da was ir kraft vil vaſte wider.
Und do ſi lang geſtuont alſo,
Do kam ein wint, heißt aquilo.
Vil krefteklich er wate;
Us der erde er drate
Mit wuirzen und mit eſten gros
Dui eich; in das mos er ſi ſchos.
Und do der val alſo geſchach,
Dui eich do ze dem rore ſprach:
„Mich wundert, das das muige ſin,
Das du ſo ſtolz und alſe vin
Noch ſtaſt, und doch vil krenker biſt
Den ich. Was mag dich han gefriſt?
Ich was ſtark, lang unde gros;
Nu lig ich aller kreften blos."
Das ror ſprach wider ze der eich:
„Ich bin klein, krank unde weich,
Und erkenne mich ſelber wol,
Das ich nicht wider ſtreben ſol
Dem, der ſterker iſt den ich.
Truiwe, das hat behalten mich.

Digitized by Google

Ich kan mich vil wol tuken,
Und ze der erde ſmuken.
Ich mag dem winde nicht wider ſtan;
Ich las in oben uiber gan.
Hettiſt du alſo getan,
Wen ſeche dich uf dem berge ſtan.
Du woldeſt alweg ſtreben wider,
Da von biſt du gevallen nieder.
Din kraft, din hochvart was ze gros,
Des biſt du worden ſigelos.
Moechtiſt du han geneiget dich,
Du weriſt geſtanden als ouch ich;
Nu heſt du ſchaden unde ſpot,
Und iſt das billich, ſamer got!"

So ſtark iſt nieman noch ſo gros,
Er vindet etswa ſin genos.
Wer etswen nicht entwichen kan,
Der dunkt mich nicht ein wiſer man.
Der vaſte ſtande der huete ſich,
Das er nicht valle; das rat ich.
So hocher berg, ſo tiefer tal;
So groeßer kraft, ſo ſwerer val.
Wer den mantel keret dar,
Da er des windes wirt gewar,
Und uiberkraft entwichen kan,
Der mag wol deſte bas geſtan.
Wer velt, der kumt vil kume wider:
Das ror geſtuont, dui eich viel nieder.

Von vier ochſen und von einem wolfe.

Von verratunge.

Es waren vier geſellen guot;
Uf ganze truiwe ſtuont ir muot;
Si hatten ſich des an genomen,
Das ſi ſchaden unde fromen
Mit einander ſoeldin han;
Es waren vier ochſen wol getan.
Si waren frech, und da bi ſtolz;
Es wer ze velde oder ze holz,
Kein tier was ſo freiſſan,
Das ſi getoerſte griſen an.
Ir bein warn ſtark, hert was ir ſol;
Ir hoebter waren geweffent wol
Mit ſtarken hornen, die wan gros,
Mit den ſi mangen herten ſtos
Gaben. Wel tier es begert,
Vil ſchier wart es von in gewert;
Es were dirre oder der,
Der loewe, der wolf oder der ber,
Der vant an in kampfes genuog;
Von in kein tier gros ere truog.
Der ochſen fruintſchaft die was gros;
Des manig tier vil ſer verdros.
Ze in ein wolf geſlichen kan.
Ir einen grueßen er began;
Akuiſte was ſin herze vol.
„Min wort dich nicht betrueben ſol
(Sprach er), wan ich wil warnen dich;
Da von ſolt du nicht m.iden mich,
Als rechte liep als ich dir ſi.
Ich weis, das din geſellen dri
Hant alle dinen tot geſworen.
An in iſt genzeklich verloren
Din dienſt, den du in haſt getan.
Si went dich an den truiwen lan.
Das ſag ich dir an allen var.
Des wirdeſt ſelber ſchier gewar,
Das ſi ſich blegent wider dich.
Diner truiwe erbarmet mich,
Wan ſi ſtet was unde gros;
Aller fruinſchaft ſtas du blos."
Und do der wolf geret alſo
Mit einem ochſen, aber do
Gieng er zem andern, unde ſprach
Vil heimlich, das es nieman ſach,
Das ſelbe, das er hat geſeit
Dem erſten. Do wart hin geleit
Der dritte und der vierd alſo
Und mit den ſelben worten. Do
Wart einer dem andern vil gehas;
Ir truiwe do vil kleine was.
Ir kip wart gros, ir fruintſchaft klein;
Vil ſchier gieng ieklicher allein.
Ir aller unmuot der was gros,
Des wurden ſi alle ſigelos.
Das hat des wolfs akuſt getan;
Akuſt betruebet mangen man.
Do ſus zerbrach ir minne bant,
Der wolf vil balde kam gerant.
Er greif der ochſen einen an;
Enkeinr der ander drier kan
Ze helfe dem geſellen ſin.
Ir aller untruiw wart da ſchin.
Dem andern ouch alſo geſchach.
Do er ir untruiw an geſach,
Gewalteklliche fuor er zuo,
Und tot ein nach dem andern duo;
Si mueſten alle ſine weſen,
Enkeinr mocht vor im geneſen.
Des wolfs verratung ſchickte das,
Das fruint fruinde wart gehas.

Wa ganze truiwe beliben ſol,
Da ſol man nicht gelouben wol
Allen geiſten; das rat ich.
Wer fruint wil ſin, der huete ſich
Vor valſchen luiſeneren,
Die mit lugi=meren
Betruebent guoter luiten muot,
Und ſcheident manig fruintſchaft guot.
Liegen tuot der ſel nicht wol,
Da von man liegen ſchuiwen ſol.
Valſches liegen machet das,
Das bruoder ſweſter wirt gehas.
Ein kloſter=lugner boeſer iſt
Und arger den des tuivels liſt;
Er verirt das kloſter, hoer ich ſagen,
Recht als das fuinfte rat den wagen.
Vor dem tuivel mag man ſich
Geſegnen wol. Da von ſprich ich:
Het der wolf nicht ſo gelogen,
Noch dui ochſen alſo betrogen,
Ganz wer ir fruindſchaft wol beliben,
Und wer ir leben nicht vertriben.

Von einem ritter, der ward ein muinch.

Von warhaften luiten.

Ein ritter was an ſinnen kluog,
Und hat ouch alles des genuog,
So man zer welte haben ſol;
Sin hus was us und inne vol.
Eis mals kam im in ſinen muot,
Das er dis gegenwuirtig guot
Dur gottes willen woeld uf geben,
Und woeldi varn in geiſlich leben.
Ze werken bracht er ſin gedank,
Und fuor ze kloſter. — Hab er dank,
Der lat dur got luit unde guot!
Lobes iſt er wert, wer alſo tuot. —
Do er hin in das kloſter kan,
Wand er e was ein wiſer man,
Sin apt im eines mals gebot,
Und ſprach, es tet dem kloſter not,
Er ſoeldi mit den eſeln varn
Ze margte hin, und ſoeldi warn
Wie er ſi moecht verkoufen:
Si moechtin nicht me loufen,
Si werin treg und werin alt,
Ir gebreſte were manigvalt. —
Der ritter mueſt gehorſam ſin,
Doch ane muot, das wart wol ſchin.
Und do er hin ze margte kan,
Dui eſel ſchouwet manig man.
Si fragten, uib ſi werin vell.
„Ja" (ſprach er)! — „Sint ſi ganghell?" —
„Nein ſi." — „Sint ſi jung old alt?" —
„Si hant gebreſten manigvalt
(Sprach er); ſi moechtin ſin ſo ſtark,
Wir gebins nicht um ſiben mark.

Digitized by Google

Werin ſi jung, ſtark unde geil,
Wir buttin ſi ungerne veil." —
„War umbe ſint ir ſweiſe blos?" —
Er ſprach: „Si tragent ſeke gros,
Da von ſi dike vallent nider;
So zien wirs bi dem ſweiſe wider,
Uf des hant ſi verlorn das har."
Si ſprachen: „Bruoder, iſt das war?" —
„Ja es (ſprach er), ſo helfe mir got!
Das ſag ich uich an allen ſpott."
Sus fuor er mit den eſlen hein,
Das er verkoufte ir enkein,
Vil ſchier er do vermeldet wart
Dem apte; — um die ſelben vart
Mueſt er groſe buos enpfan.
Er ſprach: „Herre, laſſent ſtan!
Ich hab gelaſſet luit und guot,
Und dar zuo minen frigen muot,
Und bin in geislich leben komen.
Liegen mag mir nicht gefromen;
An der warheit wil ich geſtan,
Und wil ſi niemer ab gelan."

Wer dur ſin ſel ze kloſter kunt,
Der ſech, das er nicht werde wunt
An der ſele. Tuot er das,
Wol im! — Er erret deſte bas,
Wer nicht hinder ſich geſicht,
Wen er gat uf der geſchicht,
Das er den pfluog hat in der hant.
Wer an ſich leit geislich gewant,
Uibt der geislicher werken nicht,
Recht als dem blinden im geſchicht,
Der das liecht treit in der hant,
Und es im doch nicht iſt erkant;
Er treit das liecht und ſtoſet ſich.
Wer geislich iſt, der huete ſich
Vor argen dingen. Tuot er das,
Er enzuint den luiten deſte bas;
Und ſol ouch an der warheit ſtan,
Als dirre ritter hat getan;
Dui eſel las er loufen
Und ander luite verkoufen.

Von einer tannen und von dornen.

Von der welte uibermuote.

Ein tanne kam in uibermuot
Els mals, als noch vil manger tuot,
Des man dik muos entgelten.
Dui dorne geriet ſi ſchelten,
Die da ſtuonden under ir.
Uf groſen hochvart ſtuont ir gir.
Si ſprach: „Ich bin lang unde breit,
Und bin mit eſten wol bekleit.
In den luft min told uf gat;
Gruen iſt miner eſten eſten wat.
Mich lobent frouwen unde man;
An alles lop ſicht man dich ſtan.
Sicher, du biſt ze nuite guot
Wan an ein fuir. Er iſt nicht behuet,
Wer dich an ruert; er wirt verwunt;
Din ſtrelen iſt gar ungeſunt.
Dich haſſent man und ouch dui wip;
Du ſereſt manges menſchen lip."
Und do dui tanne alſus ſprach
Jem dorne, ſchiere das geſchach:
Ein man gegangen kam zehant,
Ein achs die truog er in der hant;
Vil ſchier ſluog er dui tannen abe,
Der dorn geſtuont in guoter habe.
Je der tannen ſprach do der dorn:
„Wie liſt du nu! Wie haſt verlorn
Din leben und din wirdekeit!
So ſtan ich noch an alles leit.
Din ſchoeni dir geſchadet hat;
Dinem ruome iſt geſprochen mat.
Da von du wandeſt ſin geneſen,
Sich! das iſt din tot geweſen."
Sus verlor dui tanne gar
Ir ſchoeni und ir gruenes har.

Nieman ze vil ſich ruemen ſol,
Sis libes; er iſt gebreſten vol,
Und lat den menſchen an der not;
So er leben ſol, ſo iſt er tot.
Die wil er, als dui tanne, ſtat
Und lebt, vil hoches lop er hat;
Wen er gevelt, ſo velt ouch nider
Gewalt und ere, und kunt nicht wider.
Wer ſol ſich froewen in der zit,
Da nicht wan kumer an geliit!
Das dahin iſt, das ſtiftet leit;
Unſtet iſt gegenwuirtekeit;
Wel zit noch kuinftig kumen ſol,
Das zit erkennet nieman wol.
Da von ſo laſſe der froeiden ſchin,
Sit niemant huit kan ſicher ſin
Uib er morgen in froeiden lebe
Oder in dem tode ſtrebe.
Der dorn geſtuont, dui tanne vil nider,
Noch kraft noch ſchoeni was da wider.
Er ſi ſtark, edel oder rich,
Dem tode iſt alrmenlich gelich.

Von einem edeln ſteine eines keiſers.

Von angedenkunge des todes.

Ein keiſer hat ein edlen ſtein,
An dem vil groſe kraft erſchein.
Er was vil ſwerer als ein bli
Oder kein ander geſmide ſi.
Wen man in uf dui wage leit,
Es were gros, lang oder breit,
Was gegen im gewegen wart,
Das huop als in der ſelben vart
Der ſtein uf gar behende
Ane alle miſſewende;
Kein ſwerl mocht im wider ſtan.
Vil lueten des gros wunder nan.
Wen er bedacht mit eſchen wart,
So verlor er uf der ſelben vart
Sin ſweri gar und al ſin kraft.
Do ſprach des keiſers meiſterſchaft:
„Dirre ſtein iſt, herre, dir gelich.
Wand uiber alle kuinegrich
Der welte gat, her, din gewalt,
Der iſt gros und manigvalt.
Die wil du macht das leben han,
So mag dir nieman wider ſtan,
So biſt du ſwer alſam der ſtein,
Alle dui welt iſt dir ze klein.
Wen aber du gevalleſt nider,
So kunt din kraft nicht me har wider;
Als bald din houbet wirt bedacht
Mit erde, ſo zergat din macht.
Da von ſolt du bedenken dich,
Das du biſt, herre, toetelich,
Und ſolt dich richten uf die vart,
Die nie an menſchen wendig wart.

Wen der gewaltig nider valt,
So iſt erloeſchen ſin gewalt.
Wer recht gedenket an den tot,
Der huet ſich vor der helle not.
Nieman froew ſich ſiner jugent
Noch ſis gewaltes; hat er tugent,
Der mag er ſich erfroewen wol.
Wen er von hinnan ſcheiden ſol —
So gros wart nie dekein gewalt,
Noch kein richtuom ſo manigvalt,
Noch mag ieman ſo wiſe weſen,
Der vor dem tode muig geneſen —;
So beſchicht im nach des ſteines art,
Wen er bedacht mit eſchen wart;
Sine kraft wart er beroubet gar:
Als wirt der keiſer ouch fuir war
Beroubet aller wirdekeit;
Sin gewalt wirt klein, der e was breit.
Dar an gedenken jung und alt,
Wie gar zergat der welt gewalt,
Wisheit, adel, unde guot.
Wer ſol den haben hochen muot,

Digitized by Google

Und froelich in der welte weſen,
Sit vor dem tode nuit mag geneſen!
Alles das geborn ie wart,
Das muos komen uf des todes vart;
Er ſi jung, alt, arm oder rich,
Si mueßen ſterben alle gelich.

Von einem nidigen und von einem gitigen.

Von nide und von gitekeit.

Zwen geſellen giengen uiber velt,
Doch was ungemein ir gelt,
Jetweder wold das ſine han.
Uf der ſtras in ſchier bekan
Ein her gewaltig unde rich.
Dui geſellen grueßt er guetelich;
Doch er erkant ir herzen wol.
Si waren akuſt beide vol;
Den einen den begnuegte nie,
Der ander niden nie gelie.
Er wold verſuochen iren muot,
Und bot in beiden großes guot,
Und ſprach: „Bittent nach uiwer gir!
Es mag wening geſchaden mir,
Das ir von mir werdent gewert
Alles, des uiwer herze gert;
Und bit einer vor, der ander nach.
Mit rate ſi uich nicht ze gach.
Und was der erſte bittet mich,
Das wird dem andern zwivalteklich
Von mir. Ir werdent ſchier gewert
Der gabe, der uiwer herze gert."
Do gedachte bald der gitig man:
„Du ſolt din bette laſſen ſtan,
Unz das der geſelle din
Vor hab gehebt dui bette ſin.
Das guot das mag dir nicht engan.
Laſſe in vor dir ſine bette han;
Was er danne bitten wil,
So wirt dir zwuirent alſe vil."
Sin gitekeit in uiberwant,
Das er nicht bitten wold zehant.
Uf zwivalt gabe ſtuont ſin ſin;
Das wart vil ſchier ſin ungewin.
Nit und has ouch nie gelag;
Der nidig man akuſt enpflag.
Keins guotes mocht er gunnen wol
Dem geſellen ſin; wan nides vol
Was ſin herz und giftig gar;
Des wart ſin geſelle ſchier gewar.
Er ſprach: „Min geſelle wil bitten nicht;
Ich wil bitten. Was mir geſchicht,
Das ſol min geſelle zwivalt haben.
Ein ouge ſult ir mir us graben;
Des wil ich gerne mangel han,
Dur das min geſelle mueße gan
An beiden ougen." Das geſchach.
Ir ougen er vil ſchier us ſtach.
Sus wurden ſi geſchendet,
Und wurden beide erblendet.

We dem, der gitekeit iſt vol!
Ruowe er niemer gewinnen ſol;
So er me hat ſo er me begert.
Wurden dui gitigen alle gewert,
Als diſem hie nu iſt beſchechen,
An ougen wurde ir vil geſechen.
Nit und has ouch blenden kan
Beide frouwen unde man.
Siech wil gern der nidig weſen,
Dur das ſin geſelle nicht muig geneſen.
Mit niemanne vertragen kan;
Wen ſicht in jung und alte han.
Wer im ſelber tuot den tot,
Dur das ſin vigent kom in not,
Und mit dem ſlag ertoedet ſich,
Da mit er wil verwunden mich,
Der dunkt mich nicht ein wiſer man,
Als verre ich mich kan enſtan.

Von einem eſel und drien bruodern.

Von uibriger kargkeit.

Ein man an ſinem tode lag.
Vil guoter witzen er enpflag;
Er ſchikte ſiner ſele ding;
Des lies er nicht ab einen ring.
Er het dri ſuine, die waren gros,
Die ſines ſiechtages verdros.
Den gap er einen eſel guot,
Und ſtuont dar uf des mannes muot,
Das er ir driger wer gemein;
Und wer den eſel fuorte hein,
Des tages ſold er im ſpiſe geben,
Ein werk das ſold er han vergeben.
Dis ſel-geret beſchach alſo.
Der eltſte nam den eſel do,
Und leit in bald in erebeit.
Truog er nicht vaſt, das was im leit.
Da erbeit er den langen tag,
Das er ruowe nie enpflag.
Der eſel mueſt an eſſen ſin.
Der man gedacht: „Er iſt nicht din;
Din bruoder ſpiſt in morne wol,
Dem er ouch morne werken ſol."
Des andern tages der bruoder ein
Den eſel nam, und fuort in hein,
Und lies in ungeſpiſet gar.
Er wande ſicher ſin fuir war,
Das in ſin bruoder hette wol
Geſpiſet, und wer hoewes vol;
Wand er was rich und hat genuog.
Der eſel zog vaſt, unde truog
Des tages manig burdi gros:
Der kurzwil in vil ſer verdros.
Und do der tag ein ende nam,
Der juingſte bruoder ouch dar kam,
Und nam den eſel an ſin hant,
Und fuort in erbeiten zehant,
An eſſen und an trinken gar.
Nieman nam des eſels war.
Der juingſte der gedachte wol,
Der eſel der wer ſpiſe vol
Von ſinen bruodern vor geſin.
Das was nicht war; das wart wol ſchin.
Der eſel ſtarp; das tet im not,
Er mueſt von hunger ligen tot.
Ir einer ſich uf den andern lie.

Gitekeit erſtarp noch nie.
Alle ſuinde werdent alt,
Gitekeit junget manigvalt;
So der gitig minr des weges hat,
So er me guotes uf ſich lat.
Gitekeit die gruenet ſich
An allen luiten ſteteklich.
Nicht wan von rechter gitekeit
Hant ſi den eſel tot geleit.
Hetten ſi in geſpiſet wol,
Als man von recht ein eſel ſol,
So wer er lebent wol beliben,
Si werin ſin doch nicht vertriben;
Do wah ir kargkeit alſe gros,
Das ſi des erbes wurden blos.
Wer den eſel bruchen ſol,
Der ſol in ſpiſen; das ſtat wol.

Von einem loewen und von einer geiße.

Von ſchedelichem rate.

Ir weide ſuocht von hungers not
Ein geis, als ir natur gebot.
Si gieng vil hoch in einer fluo,
Da ir kein tier mocht komen zuo.
Dui geis ein grimen loewen erſach;
Vil ſenfteklich er zuozir ſprach:
„Mich wundert, das du joch din leben
Um ſo kranke ſpis magſt geben.
Dine weg ſint freißes vol,
So ver ſich nieman wagen ſol

Digitized by Google

Um ſin ſpis; es iſt nicht guot.
Miſſelung dem der alſo tuot,
Wen ſpreche, im geſcheche recht.
Hie niden ſint dui wege ſchlecht;
Hie ſtant bluomen unde kle;
Loup und gras und den noch me
Stat hie, vil mange weide.
Ker hier ab uf dui heide;
Da vindeſt du guot weide, bas
Den uf der wilde; geloub mir das."
Dui geis zům loewen wider ſprach,
Do ſi ſin akuſt ane ſach:
„Ich weis wol, das du ſeiſt iſt recht,
Din werk ſind krumb; din wort ſint ſlecht.
Din herz iſt boes, din rat iſt guot.
Moecht ich als wol ſin behuot
Als hie, ich kerte bald hin abe,
Moecht ich da han ein ſicher habe.
Wan ich des nicht mag ſicher ſin,
So volge ich nicht dem rate din."

Ein wiſer man an ſechen ſol,
Wer im rat uibel oder wol.
Wer wol rat und uibel tuot,
Des menſchen rat iſt ſelten guot.
Du ſolt den ſchouwen harte wol,
Der um din leben raten ſol.
Der mag ein ratgeb weſen guot,
Der ratet das er ſelber tuot.
Du ſolt des rates end an ſechen,
Was von dem rate muig geſchechen.
Dur nuit ſo volge dem ratgeben,
Der dir ratet an das leben.
Wer ab der fluo dui geis her komen,
Ir leben het ir der loewe genomen.

Von dem, der kalt und heis hat in dem munde.

Von zwivaltigen zungen.

Es gieng ein man us in der zit
Eis tages, do vil ſnewes lit.
Gar ver kam er in einen walt;
Sin erbeit wurden manigvalt.
Er leit von hunger groſſe not,
Von froſte wand er ligen tot.
Do er ſich alſo ver vergieng,
Ein waltman in guetlich enpfieng
In ſin hus, und bots im wol,
Als ein wirt ſim gaſte ſol.
Und do er in das hus hin kam,
Vil ſchier er atemen began
Von froſtes wegen an ſin hant.
Als bald dem wirt das wart erkant,
Er ſprach, warumb ers het getan.
Do antwurt im der fremde man:
„Ich atmen an dui hende min,
Das ſi deſter wermer muigin ſin."
Do ſprach der waltwan: „Das iſt guot,
Das dir der aten hitze tuot."
Er macht ein fuir, und ſaſt in nider,
Von groſſem froſt half er im wider
Dar nach und er alſo geſas,
Er wolds im bieten den noch bas,
Und tet im groſſe liebi ſchin,
Und gap im ze eſſen und warmen win,
Und ſprach, er wer im gar geſunt.
Er ſatzt den kopf bald an den munt,
Und wolde trinken ane var.
Do wart er ſchier der hitz gewar
Des wines, und blies bald dar an.
Do ſprach zuozim der waltman:
„Was meint das, das du nu haſt getan;
Das ſolt du mich nu wiſſen lan."
Er ſprach: „Ze heis iſt mir der win,
Da von ſo muos ich blaſen dar in,
Das er werd kalt ein wenig bas."
Do ſprach der waltman: „Was iſt das,
Das du treiſt beide heis und kalt
In einem munt? Und wurd ich alt,
Ich koend ſin nicht vergeſſen.
Duch han ich mich vermeſſen,
Der mues us minem huſe gan,
Wen man ſicht heis und kalt gehan
In ſinem munt. So ker hin us!
Du belibeſt nicht in minem hus."
Er wart vertriben; das was wol.

Zwo zungen menlich ſchuichen ſol
Wie mag ieman ſicher ſin
Vor dem, der ganzer truiwe ſchin
Vor in ſinem munde treit,
Und hinden nicht wan arges ſeit.
Zwar der iſt ein unſteter man,
Wen man ſicht zwo zungen han.
Manig hus mueſt oed beliben,
Soeld man alle die vertriben,
Die zweier zungen hant gewalt.
Er ſi rich, arm, jung oder alt,
Leigen oder pfaffen,
Kurz oder lang geſchaffen,
Es ſin frouwen oder man,
Wer mag vor zweien zungen geſtan?
Kum ſich ieman gehueten mag.
Si ſlachent manchen hinderſlag
Uf den ſelben da zehant,
Den ſi vor geleket hant.
Si tuon alſam der ſcorpio,
Der leket vor, und iſt ouch fro,
So er ſich balde richet
Und mit dem ſweife ſtichet.
Erger iſt zweier zungen munt
Und boeſer den ein arger hunt.
Vor im mag nieman ſicher weſen,
Noch boeſer noch guoter geneſen.
Eis mals er dri ze tode ſlat,
Sich ſelb, und den, den er verrat
Mit worten, und den dritten man,
Der ſin verraten horet an.
Slach us der zweiger zungen munt
Us dinem hus, wilt du geſunt
Und an betruebde wol beliben.
Du ſolt in gar bald vertriben;
Als ouch der waltman hat getan,
Des muos er lop und ere han.

Von einer nachtegal wart gevangen.

Von weltlicher torheit.

Ein weidman vieng ein vogellin,
Das was klein, ſtolz unde vin,
Ein nachtegal was es genant.
Als ſchier ers nam in ſine hant,
Und er es wold ertoedet han,
Sprach das vogellin: „Las mich gan!
Du macht nicht ſat werden von mir.
Dri leren wil ich geben dir,
Mit den du wirdeſt ſelden vol,
Iſt das du ſi behalteſt wol."
Er ſprach: „Sag an! Was mag das ſin?"
Do ſprach das kleine vogellin:
„Du ſolt gelouben niemer das,
Das ungeloublich ſi. Durch was
Sol man des gelouben icht,
Das nie geſchach noch niemer geſchicht?
Das ander iſt, das du kein leit
Solt haben, noch kein erebeit
In dinem herzen um die ding,
Die alſo hin vervaren ſint,
Das ſi nicht wider muigen komen:
Das licht nieman kan gefromen.
So iſt dui dritte lere min,
Das du nicht ſolt gefliſſen ſin
Um das, das dir nicht werden mag.
Er tuot im ſelber groſſen ſlag,
Der nicht behaltet dis gebot,
Und mag wol ſin der luiten ſpot.
Dis lere ſolt du behalten wol,
So macht du wisheit werden vol."
Der man der wart der lere fro,
Den vogel lies er fliegen do
Uf einen boum. Do das geſchach,
Der vogel zuo dem manne ſprach:

„Du haſt unwislich gar getan,
Das du, tor, mich haſt gelan
Fliegen. Das muos dir ſchade ſin,
Wan ich trag in dem libe min
Ein ſtein, der iſt edel unde gros.
Wer in hat wirt nicht ſigelos.
Er zerſtoeret allen gift.
Ein ſtrußen-ei er uiber trift
An groeße. Den haſt du verlorn.“
Der tore hette wol geſworn,
Es wer alles geweſen war.
Der ler hat er vergeſſen gar,
Die im der vogel hat gegeben.
Er wart betruebt als um ſin leben.
Er geloubte das unmuiglich was,
Und wart gefliſſen ſer um das,
Wie er den vogel moecht gevan.
Do ſprach der vogel zuo dem man:
„Iemer muoſt du ein narre ſin!
Nu haſt du doch der lere min
Nicht behebt, das du geloubſt die ding,
Die gar ungeloublich ſint,
Das ich hab einen großen ſtein
In mir, dem ich doch bin zuo klein.
Dar zuo leit und ſmerzen
Haſt du in dinem herzen,
Das du, tor, mich haſt verlorn.
Ouch iſt dinem herzen zorn,
Das du nicht macht vachen mich.
Min weg und din ſint ungelich.
Du haiteſt nicht der lere min,
Da von muoſt du ein tore ſin.“

Ein tor wirt dik geleret wol,
Doch iſt ſin herze goucheit vol.
Wer das geloubt das nicht mag ſin,
Das iſt nicht großer witzen ſchin.
Was, an got, nieman wenden kan,
Das ſol man hin ze gotte lan.
Wer gert das im nicht werden mag,
Das iſt ſinem herzen ein großer ſlag.
Er iſt nicht wiſe, der des begert,
Des er niemer wirt gewert.
Wie vil nu hocher lere hat
Dui welt, mang menſche dar us gat,
Das er geloubt das nicht iſt guot,
Und ſiner ſele ſchaden tuot,
Und vichtet nach den dingen,
Da im muos miſſelingen:
Als diſer tore hat getan.
Ein herze muos in ruiwen ſtan,
Der rechter ler nicht volgen wil.
Noch der ſelben toren vil
Iſt, die ich nu nicht nennen hie.
Der narre ein tore dannan gie.

Von wolfen, hirten und hunden.

Von nutze der lerer.

Von einem urlig hoer ich ſagen,
Das kan nieman uiber tragen.
Es iſt ſtark und herte gar,
Und hat gewert vil manig jar,
Und wert noch, als ich mich verſiche,
Zwiſchen den wolfen und dem viche;
Den hirten was es ouch gemein.
Dui wolfe kamen uiber ein,
Das ſi gern wolden haben fride
(Das ſwuorens alle bi der wide
Den hirten und dem vich) alſo,
Das man in ſolde geben do
Mit geding alle dui hunde,
Die man uf erden funde.
Si hettin das vil wol vernomen,
Ir unfrid wer von inen komen.
Si ſprachen: „Was wir krieges han,
Das hant uns als dui hund getan.
Wurden dui hunde tot geleit,
So wer zergangen unſer leit,
Und wuird geſtillet unſer muot,
Und wer ouch unſer fruintſchaft guot.“ —
Dui hirten wurden ſo betrogen.
Dui hunde wurden hin gezogen,
Und wurden geben in den tot.
Das vich das kam in groſe not
Und dui hirten in erbeit gros.
Si wurden alle ſigelos,
Beidi dui hirten und dui ſchaf.

Wenne den beruffet der ſlaf,
Der hueten unde wachen ſol,
So ſchikt ſin vigent ſin ding wol.
Werin alle hunde tot,
Dui ſchafe mueſten liden not.
Des hundes truiwe die iſt gros,
An truiwe iſt nieman ſin genos.
Sin zunge wunden heilen kan;
Dui wolf ſin kele billet an.
Er wachet vaſt und huetet wol,
Da von man in nicht geben ſol
Den wolfen. Secht, das iſt min rat.
Die ſelben truiw der lerer hat.
Der lerer zunge die iſt guot,
Si heilet lip, ſel unde muot.
Er wachet dur den herren ſin.
Iſt er truiw, das iſt wol ſchin,
Ob er der ſchafe huetet wol
Vor ketzer-wolfen, als er ſol.
Wer mag geſtan an lere guot?
Wie mag ein menſche ſin behuot,
Und vor den wolfen ſicher weſen,
Vor den kum ieman mag geneſen?
Wen den wolfen wirt der hunt
Gegeben, und der lerer munt
Beſloſſen, ſo ſint dui ſchaf verlorn.
Got hat dui lerer us erkorn,
Das ſi der ketzer wulfin munt
An bellen ſullen, ſam der hunt
An billet den wolf und den diep.
Der wol leret, der iſt got liep.

Von einem der konde das ſwarze buoch.

Von betrogener fruintſchaft.

Man liſt von einem pfaffen das,
Das er in ſiben kuinſten was
Geleret wol, und anders vil
Kond er wol, als ich uich ſagen wil.
Nigromantie kond er wol;
Die buoch ſint ſwarz und freißes vol.
Nu hat er einen geſellen guot,
Und wold erkennen ſinen muot
Und ſin fruintſchaft, ob ſi ganz
Gegen im were und ane ſchranz.
Er fuort in uf ein wiſe breit,
Und ſprach zuozim: „Wuird dir geſeit,
Das du ſoldeſt ane wan
Lant und luit beſeſſen han,
Moecht mir kein guot von dir geſchechen?“ —
„Ja, ir ſolden wol geſechen,
Ich tet uich ganze truiwe ſchin.
Ir ſuilden her und meiſter ſin
Alles des, des mich beriete got:
Das ſag ich uich an allen ſpot.“
Der meiſter bracht mit liſte zuo,
Das ſin geſellen duchte duo,
Wie wol geritten driſſig man
Zuozim kement uf den plan,
Und tetint alle dui gelich,
Wie er wer ein kuinig rich,
Und wer gewaltig in Kipper-lant.
Dannan fuortens in zehant
Mit eren in ſin kuinigrich,
Das er beſas gewalteklich.
Zuo im da ſin geſelle kan
Und ſprach: „Gedenkent, her, dar an,
Das ir mir lobtent in der ſtunt,
Do uich dis kuingrich was unkunt,
Do wir lieb geſellen wan.
An gabe ſunt ir mich nicht an:
Als guot ſol uiwer gabe weſen,
Das ich ane armuot muig geneſen.“

Digitized by Google

Der kuing ſprach: „Was iſt das geſeit?
Ich hab weder liep noch leit
Von uiwer fruintſchaft nie vernomen.
Wannan ſint ir nu har komen?
Kein guot uich hie von mir beſchicht.
Wer ir ſint, das weis ich nicht.“
Der meiſter antwurt unde ſprach,
Do er des kuinges muot an ſach:
„Ich bin der uich das hat geben.
Nu iſt ſo arg uiwer leben,
Das ich uich genzlich rouben wil
Des guotes; ir hant des ze vil.
Uiwer kuinigrich wil ich uich nemen;
Vil licht komen wir den ze ſemen,
Und ſind geſellen den als e.“
Dui geſpenſt zergie und wart nicht me.
Do vant ſich der vertriben man
Stan bi ſim geſellen uf der ban,
An kuinglich ere und ane gewalt.
Sin herzeleit was manigvalt.
Vil ſchier zuozim der meiſter ſprach,
Do er in als betruebten ſach:
„Wie do? Sag an, was wirret dir?
Das ſolt du balde ſagen mir.“ —
„Ich weis nicht, was ich ſagen ſol.
Min herz iſt groſzes wunders vol.
Ich was gewaltig unde rich
Ein kuinig; nu ſitz ich dem gelich
Als ich was e und ouch nu bin.
Des iſt verirt mins herzen ſin.“
Der meiſter ſprach: „Geſelle min,
Alſus zergat der welte ſchin.
Dui welt hat keine ſtetekeit.
Nach froeiden kan ſi geben leit.
Nach riche git ſi armuot.
Man ſicht ouch wol wie ere tuot.
Er guot ſitten wandlen kan;
Si ergouchet frouwen unde man.
Gewalt und er vergeſſen tuot
Vil dik des alten fruinden guot.
Als hat getan dinr eren ſchin,
Das du vergeſſen hatteſt min.
Truiwe tuot den fruinden wol;
Dienſt nieman vergeſſen ſol.
Wer ganzer truiwen vergeſſen wil,
Den gelich ich dem vederſpiel.
Dui frouwen, als ich hoere ſagen,
Muigent ir truiwe wol getragen.
Geloub mir, alſo tuot dui welt;
Si gelobet wol, und git boes gelt:
Als dir din kuingrich hat getan,
Des ſicht man dich in ruiwen ſtan.“

Von zwein die mit gaben wolden geſigen.

Von enpfachunge der gaben.

Vil krieges machet min und din,
Das wart an einem kriege ſchin,
Von dem ich geleſen han.
Es kriegeten zwen riche man
Mit einander umbe guot.
Der krieg wert lange, und ſtuont ir muot,
Das jeglicher wold haben recht.
Si machten ein gar gros gebrecht.
Des wart ir ſache hin gezogen,
Dur das ir keiner wuird betrogen,
Vor den, der ir herre was
(Wer ſold dui ſache richten bas?),
Das kein unrecht ſoeld ergan.
Guot recht ſolden ſie beide han.
Do dui ſache geſetzet wart,
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Vil heimlich do der eine man
Zuo dem hern gegangen kan,
Und bracht im einen ochſen gros.
Den hern der klage nicht verdros.
Der man ſprach: „Lieber herre min,
Lat uich min ſach bevolchen ſin!
Min ſach iſt guot, min wort ſint ſlecht;
Ich bit nicht anders den das recht.“
Der herre ſprach: „Das ſol geſchechen!
Din gabe ſol ich wol an ſechen.
Des rechten ich mich wol verſtan.“
Dis red vernam der ander man;
Mit rate fuor er balde zuo,
Und brachte heimlich eine kuo
Des herren frouwe. Das geſchach;
Vil fleiſzeklich er zuozir ſprach,
„Genade, edle frouwe min,
Lat uich min ſach bevolchen ſin.“ —
„Swig ſtille, und hab guoten muot,
Din ſache ſol noch werden guot.“ —
Dui frouwe zuo dem herren ſprach,
Do ſi dui ſchonen kuo erſach:
„Dur minen willen hilf dem man,
Das er ſin ſache muige behan,
Und gewin das guot! Des bit ich dich!
Der bette nicht verziche mich!“
Der her gelobt der frouwen das.
Als ſchier er zuo gerichte ſas,
Do kamen ouch dui zwene man,
Und ſold ir krieg ein ende han.
Si legten beide fuir ir klage.
Der richter, nach der frouwen ſage,
Geſtuont dem, der do gap dui kuo.
„Red ochs (ſprach der ander duo)!
Wilt du nicht reden? Es iſt zit.
Zuo miner ſach nicht lenger bit.
Red an, min ochs! Des bit ich dich!
Dur nuite ſolt du laſſen mich!“
Der herre ſprach: „Es mag nicht ſin,
Das reden muig der ochſe din.“ —
Dui kuo den munt beſloſſen hat
Dem ochſen: ane ſtimme er ſtat.
Der frouwen runen und dui kuo
Geſigten in der ſache duo.
Der ochs verlos ſin ſache gar,
Des wart ſin meiſter wol gewar.

Empfangne gabe binden kan;
Gab entrichtet manchen man.
Empfangne gabe ſelten tuot
An frouwen noch an mannen guot.
Empfangne gabe das gebirt,
Das dike recht zuo unrecht wirt.
Wer das recht dur gabe lat,
Und dem rechten nicht geſtat,
Der heiſzt ein zwivelhaftig man;
Wer mag ſich an den gelan?
Ein richter, der recht richten wil,
Der bedarf dekeiner gabe vil.
Durch liebe noch durch fruintſchaft,
Durch gabe noch durch ſipſchaft
Sol kein richter abe lan;
Das recht das ſol er vaſte han.
Wo dui frouwe runet zuo,
Und empfangen wirt dui kuo,
Do mag der arme kum geſigen:
Dui kuo hat recht, der ochs was geſwigen.
Das ſchikte gar der frouwen rat,
Der dike ſchedlich geraten hat.

Von einer katzen die wart beſenget.

Von keſtung der frouwen.

Stat macht diebe, das iſt war.
Uibrig gezierde ſchadet gar;
Wer ſich der maſzet, der tuot wol,
Als uns dis biſchaft leren ſol.

Ein burger hat in ſinem hus
Ein katze, die vil mange mus
Vieng; die was ſtolz und wol gemeit,
Ir was alzit vil ſpis bereit.
Ir balg was ſchoen, wis unde glat.
Der man ein nachgeburen hat,
Dem gevil dui katze vaſte wol.
Sin herze was begirde vol,
Wie er dui katze moecht gehan.
Den balg ſach er begirlich an,
Der was wis alſam der ſne.
Nach der katzen was im we,

Digitized by Google

Dur nuit wold er ſi laſſen geneſen.
Er ſprach: „Der balg ſol mine weſen!
Des mag ich genießen wol,
Fuinf ſchilling er mir gelten ſol.“
Dar nach nicht lange wart geſpart,
Der katzen-diep gemeldet wart,
Und wart dem burger kunt getan,
Wie er dui katzen woelde han
Getoedet, durch des balges ſchin.
Der burger ſprach: „Es mag nicht ſin!
Sit das der balg ir ſchaden tuot,
Ich ſchik wol, das ſie werd behuot,
Und min gevatter ſi las leben.
Ein arzenie wil ich ir geben.“
Mit einem ſchoube fuor er zuo,
Der katzen balg beſengt er duo,
Das er wart rot und ungeſtalt;
Flekig wart er manigvalt.
Alſo behuot der burger do
Sin katze. Wer noch tet alſo,
Des katze wurde wol behuot.

Wel frouwe hat uippigen muot,
Und ſtellet uf gezierde gros
(Des mange frouwe nie verdros),
Wer die wol behueten wil,
Der volg irs willens nicht ze vil.
Den balg er ir beſengen ſol,
Das ſie keim andern man ze wol
Gevalle durch des balges ſchin.
So ſtete mag kein frouwe ſin,
Wil-ſi ſich der welte geben,
Gar ſchier geſwechet wirt ir leben.
Welcher frouw ir man wol gevalt,
Die lebt in eren manigvalt.
Wiplich geberd und frouwen-zucht
Die ſint fuir aller welt gerucht.
Ein wip, ſchoen, kuiſch und wol behuot,
Gehoechet manges mannes muot.
Nie nicht uf erden beſſer wert
Den ein frouw von guoter art.
Frummer frouwen lip und muot
Vor allem wandel iſt behuot:
Die ſol man unbeſenget lan;
Der katzen-diep lat ſi wo gan.

Von einem kuinige und von einem ſcherer.

Von einem guoten ende.

Ein margt huop ſich in einer ſtat.
Der margt vil großer friheit hat:
Es weren frouwen oder man,
Wer da wold ze margte gan,
Der hat fride ſiben tage.
Nu horet was ich uich ſage.
Der ſelbe margt was wol behuot,
Do was veil aller leige guot.
Swas ieman ze kouf begert,
Des wart er uf der ſtat gewert.
Ein hocher pfaffe, an kuinſten rich,
Kam uf den margt, und tet gelich,
Als er ein koufman woelde weſen.
Er ſprach: „Wer iemer wil geneſen,
Der kouf des er muig haben heil;
Groſe wisheit hab ich veil.“
Fuir den kuing dui rede kan.
Sine knecht ſant er hin dan,
Das ſi dur nicht vermitten,
Wan das ſi ſnelle ritten,
Und kouften im dui wisheit.
Er ſprach, im were gar nicht leit,
Was ſi dar um mueſten geben.
Dui knecht vernamen das gar eben.
Groß ſilber ſi do namen.
Do ſi zem meiſter kamen,
Si ſprachen: „Wir ſint ze uich geſant;
Min her, der kuing, hat uich ermant,
Das ir das ſilber ſullet nemen,
Und ſullet im der wisheit geben.“
Er nam das ſilber, und ſaſt ſich nider,
Und ſchreib ein wort, und ſant es wider
Dem kuinge bi den knechten ſin.
Das wort ze tuitſche von latin
Spricht: Du ſolt das end an ſechen
Diner werk, und was geſchechen
Dir dar um muige kunftiglich!
Der wisheit ſolt du fliſſen dich.
„Dem kuinge bringet dis gebot
Von mir.“ Das ducht ſi gar ein ſpot.
Si hetten alle des geſworn,
Das ſilber were ganz verlorn,
Dar um dui wisheit was gegeben;
Da mit der kuinig doch ſin leben
Behuot. — Der kouf geviel im wol.
Das wort was groſer wisheit vol.
Er hies es ſchriben an dui tuir
Mit guldin buochſtaben. Wer da fuir
Gieng, der mocht es eben leſen.
Der kuing wer anders tot geweſen
Eis mals, als ich uich ſagen wil.
Heimlicher vigende hat er vil,
Die ſtalten al uf ſinen tot
Gar heimlichen, das ſi in not
Nicht kemen fuir dui miſſetat.
Nu giengens heimlichen ze rat
(Ir aller truiwe die was klein);
Gemeinlich kamens uiber ein,
Das ſi groß guot wolden geben
Eim ſcherer, der dem kuing ſin leben
Neme, ſo er in ſolde ſcheren.
Si wolden in des guotes geweren,
Als bald als er es het getan.
Nu wold der ſcherer heimlich gan
Zuo dem kuing in den palas,
Und wold ze ſtunde enden das,
Dar um er enpfangen hat das guot.
In groſe vorchte kam ſin muot,
Do er dui ſchrift zem erſten las,
Die an dem tor geſchriben was:
Das end dinr werk ſolt du an ſechen,
Und was dir dar um muige geſchechen!
Gar vaſte zittern er began,
Ein totlich varwe er gewan.
Der kuing erſchrak, do er in ſach
Als bleich. Vil bald er zuozim ſprach:
„Sag an, was iſt din not!
Oder du muoſt liden den tot.“
Er bekant das mort, das er wold han
An dem kuinige getan,
Des in dui ſchrift erwendet hat,
Die an der tuir geſchriben ſtat,
Alſo behielt der kuing ſin leben.
Sin vigende mueſten alle geben
Im das guot; das was vil wol.
Das koufte wort was nutzes vol.

Wer das end an ſechen kan
Sinr werk, der iſt ein wiſer man.
Wer das end an ſechen wil,
Der kumt nicht uf des ruiwen zil.
Das ende wol vertriben kan
Boeſe werk, wer das ſicht an.
Ein guot end machet alles guot,
Ein guot end niemer uibel tuot.
Der ſchif-man an dem ende ſtat,
Und richt das ſchif, das es eben gat.
Wer ſich an das ende leit,
Der gewinnet elten groſes leit.

Johann Wilhelm Jakob Bornemann,

geboren am 2. Februar 1762 zu Gardelegen, lebt als k. preuß. Lotteriedirector zu Berlin und iſt der Verfaſſer folgender Schriften:

Einblicke in England und London im Jahre 1818. Berlin, Mittler.
Gedichte in plattdeutſcher Mundart. Berlin, 1810. Vierte Aufl. mit des Verfaſſers Bildniß. Berl. 1827.
Lehrbuch für die allgemeine Verbreitung der von F. L. Jahn wieder erweckten Gymnaſtik. Berlin, 1814.
Natur- und Jagdgemälde u. ſ. w. Leipz. 1827.
Von Rechtsgeſchäften überhaupt u. ſ. w. für angehende Practiker. Berl. 1825.
Ueber die gymnaſtiſchen Uebungen in der Haſenheide. Berl. 1811.

Eine lebendige Darſtellung, Scharfblick und Erfahrung zeichnen B. als Schriftſteller rühmlichſt aus. Seine plattdeutſchen Gedichte, im Dialekte der Mark Brandenburg, den er mit Meiſterſchaft beherrſcht, geſchrieben, ſind reich an Witz und Laune, und voll glücklicher und treffender, dem wirklichen Leben entlehnter Züge, wie dies aus den hier folgenden Mittheilungen erhellt.

Eſau und Jakob. *)

Wat ens en Hoaken werden ſoll
Dät krümmt ſick ſchons bie Tieden:
So ſeet dät Sprichwort äverall,
Un keener mag't beſtrieden.
En klein Exempel up to ſtell'n
Will ick en Muulvull hier vertell'n
Von Eſau un von Joakob.

Knapp dät män in Rebekka's Schoot
De Kinner bitchen wuchſen,
Dorſt Eſau ok mit Hand un Foot
Nich röhren ſick noch muckſen.
Denn Joakob ſtoot glick los up Moord,
Dät Eſau ganz bie de Geboort
Mit Bloot was unnerlopen.

Als nü de Stunn heranner was
Sick in de Welt to ſcheeren,
Dacht Joakob: Eſau mag den Paß
En bitchen vörprobeeren.
Un liſtig pakt he Eſau's Been
Un leet alſo ant Licht ſick tehn,
Un lachte as en Kobbold.

So hät in Mutterliewe ſchon
Herr Joakob Kundſchaft geben,
Wat ans de Welt an den Patron
Vör Künſte wör erleben.
Un Eſau gift ſich glick to Koop
Hier as en dütſchen Degenknoop
Dahn Falſch in Woort un Werken.

Herr Eſau word en Akkersmann.
De Felder to bebauen
Schafft he ſick Peer un Woagen an,
Un herrlich an to ſchauen,
Stund up dät Land all ſien Getreid
Un luſtig grönte Wiſch un Weid
Von Seegen ſchwoar beloaden.

Un wenn de Arbeit was vullbracht,
So namm he Flint' un Ranzen
Un ging en bitchen up de Jagt
De Hoaſen to kuranzen.
Denn ſien Herzvoater Iſa'k att
Sick goar to görn in Wildbrett ſatt,
Vörnut in Hoaſenbroaden.

Un up den Oabend pflegten ſe
En Piepken voll to ſchmöken,
Un ut de Kriegs Hiſtorie
De Lööägen rut to ſöken.
De Zeitungen — et was 'ne Luſt,
Wat Eſau de to muſtern wußt
Un putzig uttoleggen.

Herr Joakob, as en froamer Mann,
Bleew hinnern Kacheloawen,
Aem gung nich Land nich König an,
Kunn he män ſchinn'n un ſchoaben.
Den Mantel noa den Wind to teh'n
Geld intoſcharrn, Geld ut to leh'n,
Dät was noa ſienen Schnoabel.

So wear he noa Rebekkens Sinn
Ar leewet Mütter Sähnken!
Dät was Joaköbken vörn un hin'n,
Keen Häppken un keen Thränken
Mucht ſe oahn Joaköbken verteer'n,
He mußt den Hals mit all'n ſick ſchmeer'n,
Un Eſau, was en Flegel.

De Erſtgeboort von Eſau woar
Drüm goar nich to verknuſen:
Un beide ſunnen mänchet Joahr
Up niſcht als Kunkelfuſen,
Dät Vörrecht moal ſo met en Pfiff,
Un hinnerliſtge Schelmenkniff
Aem ſächtken weg to ſchnuppern.

Im Fröhjoahr as de Waldſchnepp kamm,
De Iſa'k gärn mucht äten,
Herr Eſau ſine Knallbüß namm
Herzvoadern wat to ſcheeten;
He leep den ganzen Dag üm her,
Ok oft genog ſtund Tiras vör,
Doch well de Schnepp nich hollen.

Doch hät he up den Oabend ſpäd
Twee Stück noch runn geklaſtert
Un as he hungrig matt un möd
Doamit kamm anklabaſtert;
Doa ſtund up Joakobs Diſchgedeck
Mit ſchön dorchwaßnen Ribbenſpeck
En grooter Napp vull Linſen.

Ach Bröderken! ſprak Eſaus Mund:
Loat mie de Linſen pappen!
Ick bin ſo hungrig als en Hund,
Män kuum kann ick noch gappen.
De Moagen hängt mie in den Rump
So lang heraf as wie en Strump,
Ick mütt vär Hunger ſterben.

Keen Bidden hulp, keen goodet Woort,
Von niſcht woll Joakob hören.
Un Eſau mußt de Erſtgeboort
In Hungersangſt onderen.
Wenn Eſau nich en Broder weer,
Schwor Joakob, künn he nimmermehr,
Doavör de Linſen loaten.

Rebekka lachte ſick bald doot
To den verwünſchten Schacher,
Dät Joaköbken ſo klook un goot,
Uem puren Linſen Pracher
Den Fläz von Eſau har balbeert, —
He word de ganze Nacht trakteert
Met Punſch un Honnigkooken.

As Iſa'k olt was un ſtockblind,
Lent he den Eſau ropen.
Du magſt, ſprack he, mien Soahn, mien Kind,
Moal up di Jagd hüt lopen,
En jungen Rehbuck hoal mie in,
Un richt en an noa mienem Sinn, —
Ick ſterb — un will die ſeegnen.

Rebekka horcht ſtill an de Där
Doa kunn ſe alles hören;
Geſchwinn reep ſe Joakökken her,
Un däh äm inſtrogeeren:
Wie he den Eſau noch dörch Liſt,
Mit jungen Zickenbroaden müßt,
Ok üm den Seegen prellen.

„Herzmutter! nä döt doh ick nich!
De Olle künn't vermerken;
Herr Gott, he wör mir läſterlich
Utſchell'n un runnerſerken.
Un keem mir Eſau äbert Fell,
Döt is an Knoll von Grofgeſell,
He wör mie ſchön klabatſchen."

*) Aus: Bornemann's Plattdeutſch. Ged., Berlin, 1810.

Digitized by Google

„Gript Iſeak mie an de Hand,
So bin ick glick verroaden.
Ick lehn' up Weſſelbreew un Pand,
Un tell niſcht as Dokoaden;
Drüm miene Hänn ſind week un glatt,
Un Eſaus Fuuſt is ruh und ſpatt,
Un dick vull Arbeitsqueſen."

Rebekka ſprak: „Mien Herzens Soahn,
Dät ſind man Quakeleien!
Wer in de Welt jetzt hoch will ſtoahn,
Müt Schimp un Schläg' nich ſcheuen.
Kuroaſch min Soahn! — ick ſtooh die bie,
Den Schimp, de Schläg, nahm ick up mie." —
Un Joakob bracht de Zicken.

In Eſſig muſt dät Zickenfleeſch
Erſt wild un müſſig weeren,
Denn word mit Speck un Botterkreeſch
Flink vör den ollen Herren
De Lögenbroaden angericht,
Met ſure Gurken Schicht an Schicht,
Dät was ſo Iſaks Guſto.

„Wer biſt Du?" frog Herr Iſeak,
Als Joakob kamm getreden.
Ganz patzig Muſche Joakob ſprach:
„I, häſt du denn vergäten,
„Dät ick dien erſtgeboarner Soahn,
„Dien Eſau up de Jagd muſt goahn? —
„Hier breng' ick nu den Broaden."

Den blinnen Voader Iſa'k was
Dät Ding nich recht begriepig;
Denn Eſau ſprack en düchtgen Baß,
Un Joakobs Stimm was piepig.
He leet de Hand ſik geben nu,
Aleen de Hand was hart un ruh,
Dät Wams rook ſchier na Pulwer.

So word de olle Iſeak
Von Fru un Kind bedroagen;
Denn Joakob har ſick Eſaus Jack
Un Hoaſen angetoagen.
Met Sand un Schliem von't Zickenfell,
Har ſick de pfiffige Geſell
De Hänn ſteenhart gerüben.

Kuum was de Segen weggefiſcht,
Un Joakob furt in Gnoaden:
Doa bracht ok Eſau upgediſcht
Den echten Rehbuksbroaden.
Un Iſeak verfärwte ſich,
Un Eſau weente bitterlich,
As he den Schwupper hörte.

En Jägersmann, gerecht un ſchlicht,
Was Ehrlichkeit ſien Wandel,
Sien Leben was noa ſtrenger Pflicht,
En Handſchlag all ſien Handel;
Hien Sinn, vull reiner Broderleew,
Un juſt ſien Broder was ſien Deew —
Dät gung äm ſehr to Herzen.

„O häſt du denn, o Voader mien,
„Häſt du man *enen* Segen!"
Reep Eſau ut dem Herzen ſien,
En Steen mucht ſich bewegen.
Doa word von Mitleed Iſa'k warm,
Un beide feel'n ſick in den Arm,
Un blickten up gen Himmel.

Un Iſa'k ſprak: Ok du mien Soahn
„Saſt Segen ſin'n up Erden!
„Dien Volk werd' dörch dät Schwerdt beſtahn,
„Un groot un mächtig werden!
„Doch föhrſt du ok dät Krieges Schwerdt,
„Werd doch mit Geld un Geldeswerth
„Die Joakab unnerkriegen."

Un wat in hoch prophetſchen Sinn
Hier Iſa'k utgeſproaken,
Dript up den hüt'gen Dag noch in,
Man brukt män uptomoaken
De Ogen, un vörbaß to ſehn,
Wat in de Welt rüm deit geſchen,
Vom Morgen bet tom Oabend.

Das Conzert zu Groß-Schöppenſtädt.

En Buersmann ſall frielich ſich
Uem hoge Ding bekümmern nich:
En Sprichwoort is't von ewig weſt:
Holl Schooſter dienen Leeſten feſt.

Mit unner kämmt et doch woll vör,
Dät ok en Buersmann mankher,
En bittchen rüm ſpiegneren deit,
Wat in de groote Welt vörgeit.

Dät is ok miene Paſcheon,
Un unrecht hät mien Voader drohn,
Dät he mie nich up Unverſteet
En Flüſchken afſtuderen leet.

I Bliz — wenn ik mien Sach verſtünn
Un't Evangelgum pred'gen künn:
Ick woll de Minſchen ſchons bekehr'n
Un *Rechts* un *Links* handgrieplich lehr'n.

Dät is vorbie — Doamit genog.
Mien Amt is hinner Peer un Plog:
Doch, wo ick hör von Wunderding'n,
Doa mütt ick hen — ick kann't nich twing'n.

Moal Söndags noa de Stadt to tehn,
Un de Kumeedige to ſehn —
Har ick all längſt mie vörgenoah'm
Groot-Schöppſtädt — heat de Stadt mit Noam.

An't Roathus, midden in de Stadt,
Doa hung't vull Zeddels, Blatt an Blatt,
Ick las den erſten glick doavon —
Dät was 'ne Galgen Auctſchion.

Dät is dumm Tüg, ſprak ick vör mie:
De Börgemeiſter ſtund derbie,
Un reep: — „he merkt män mich den Pfiff,
De Auctſchion — is mit 'en Kniff."

„En Dewsgeſindel is hier jetzt,
„Wat uns de Hoar von'n Kopp ſtibizt;
„Sön Schelmtüg liſtig intofang'n,
„Hem wie den Zeddel utgehang'n"

„Wer ehrlich is in ſien Gemüth,
„De freut ſick, wenn he'n Galgen ſüht.
„En Spitzbob äber wünſcht nicht mehr,
„As dät keen Rad, keen Galgen weer."

„Wer nu den Galgen köſt — dät is
„En Spitzbob — utgemoakt gewiß.
„Na — Landsmann! merkt he nu den Kniff?
„Bie uns geit alles mit 'en Pfiff."

Dicht an den Galgenzeddel ſatt
Dät luſtige Kummed'gen Blatt.
Se hem den Tag juſtment geſpält,
Wie Hardelkin kümmpt up de Welt.

Sön Stück is nich na mienen Sinn:
Hanswurſt — up hochdütſch: Hardelkin,
Is en Hansnarr: Hansnarren kann
Ick ſeh'n bin Bu'r un Edelmann.

Et werd in de Kummedge goahn,
Wie aller Weng' de Sachen ſtoahn:
Vör *Ehrboarkeit* werd niſcht gerekt,
En *Narr* ſinn't immer'n Diſch gedeckt.

En dridder Zeddel angeſchloan,
Hät en Kunzert to kund gedoahn.
Kunzert — dät mag wat Roares ſin!
Un vör weer Gröſchen leep ick rin.

Blitz, Hoagel, Dunner, Flikkerment!
Dät Geld was moal goot angewennt!
Ick hew Pleſſeer gehat vullup
Un kreeg noch Prügel boaben drup.

Dät Fruenvolk, was ganz verblirt
Von Kopp to Föten up gewirt;
Verblinnt ſind mie de Ogen ſchier,
Sön Klunker-Flunkern was et hier.

Digitized by Google

Dät Mannsvolk ſtund met groaten Soat
Rings an de Wend herrüm Paroad —
De hem de Mäkens ſchön beſchwögt,
Un dörch dät Spervectiv bekygt.

De Muſekanten kemen jizt
Dehls angeſchlampt, dehls angeflizt;
Sien Inſterment an jeder namm
Un ſtimmte los, ſo wie he kamm.

Dät Stimmen von de Viegelien
Is pudeinärriſch an to ſiehn.
Se kniepen ſe vör dull in't Ohr,
Un kratzen hölliſch up de Schneor.

Beſunners ganz unbändig was
Un obſternoat de Kunterbaß.
Dät künn von alle Viegelien
Mit Recht de Urgrootmutter ſin.

Ok was de Keerdel, de mit är
Sick afgaf, hackſchig as en Bär.
He tog ſo goar erſt Hänſchen an:
Wer weet, of't Beeſt nich bieten kann!

Hoch ſchnädderdenkte de Trumpeet;
De Pauken rumpelten ſo ſöt;
Ok granzte Broder Kort un Lang,
Ick meine de Poſaun mit mank.

Fleudusen, Paßpijes — genog,
Wo hen ick män dät Oge ſchlog,
Doa hem de Spällüd unverwenn't
Sich anprobeert — en Inſterment.

Noch mäncher leet ſien Kunſtſtück hör'n,
Von all'n kann ick nich Rede föhr'n.
Doch wie't is immer Bru'k geweſt,
So kamm ok hier to lezt dät Beſt.

Dät was de Kanter. Sien Geſicht
Woar ſchier mit Kupper up gepitht.
He ſtund gravtätiſch up von'n Stohl,
Mit äm de ganze groote School.

As he mit beiden Füſten ſick
Har ſcheef gerückt de Stutzperrück,
Doa lä he los — Herr Gott dät was,
Doch ganz wat Oſſiges von Baß!

De Fenſtern hem gebew't, geklun'gn,
So mörderlich hät he geſung'n.
He fuchtelte dabie ümher,
As wenn he dull und roaſend weer.

Oft ſchlog he in den Hals en Rad,
Denn hupſt äm up den Kopp de Klatt.
Ganz queer kunn he dät Muul verteh'n,
Ick hew mien Doag ſo wat nich ſehn.

De Schooljungs mußten groot un klein
Towielen all to Hoop mit ſchrein;
Un hew ick't recht verſtoahn — dät was
Diskant un Alt, Tenor un Baß.

Beſunners hät mie ganz ſchermant
Gefall'n, de juchende Diskant:
Un krieſchten ſe ut vuller Macht,
So klungt, as wör en Schwien geſchlacht.

Ganz ehrboar geit nu duſemang
De altverſtänd'ge Altgeſang.
Sön Alt hät groote Ähnlichkeit
As wenn to Nachts de Uhl rüm ſchreit.

Wer den Tenor ſick utgeſun'n
Hät ok dät Pulver nicht erfunn'n;
Dät is nich ganz, dät is nich half,
I ſönne Stimme hät jedet Kalf.

Doa röhm' ick mie den flämſchen Baß —
Wat dät vör'n Knaller Ballern was!
Se hem de Rachens up geklöwt,
Dät mie de Kopp was ganz verdöwt.

Ok en Diskant mußt Solo ſing'n,
Doch woll dät Stück nich recht geling'n —
Doa gaft ne Quabbe up de Schnuut
Glick leep de rode Supp herut.

De Quabbe kam hier goot to Paß,
Denn wiel dät Stück herzbräkend was,
So namm ſick ok de blodge Schnuut
Un dät Gehühl — recht röhrend ut.

Ehr alles is noa Huus gepatſcht,
Word noch ganz läſterlich geklatſcht.
En Flapps von Jungens Bengel woar
Vör allen drin de Mattedoar.

Mien Noaber ſprak to mie ganz ſacht:
„Kiek, woat de Jung ſick afmaracht!
„Vör'n Friebiljet paukt ſick ſön Hecht
„Dät Fell af, as en Gärberknecht.“

As ick den Jung hew recht beſehn,
Doa glinzten äm von't Näſenbeen
Twee groote Brillen Fenſtern her,
As wenn he'n blinner Heſſe weer.

Mien Noaber ſä: „Dät is 'ne Ploag,
„Wie 'n Lur ſach he noch vör acht Doag;
„Derwiel hät he ſo väl gelehrt,
„Dät beide Og'n ſind afſtudeert.“

„Stellt ok en Eſel noch ſo dicht
„Un breet ſick hen vör ſien Geſicht,
„Un ſtött he mit de Näſe dran —
„He ſüht 'en vör 'ne Semmel an.“

„Denn deit de junge Minſch ganz recht“,
Sprack ick — „dät he 'ne Brille drögt!
„He wör jo aller Weeg anrönn'n,
„Künn he de Eſels nich erkenn'n.“

Sall ick nu ſeg'n, wat vör mien Dehl
Am allerbeſten mie gefeel? —
Dät Stimmen was't — dät let ſo ſchön,
Un ſchnarrt un ſchrammt dörch Mark un Been.

Doa ſind de Meiſters glick to kenn'n,
Denn wer recht weet up't Spöll to rönn'n,
De moakt, dät könn jie glöben mie,
Verfluchte Kaperjoln derbie.

De Spällüd hem ok ſülwſt vör all'n
An't Stimmen grooten Wollgefall'n.
Denn wo män ichts was Platz to fin'n,
Doa kratzten ſe friſch twiſchen drin.

Doch wat mie ewig Wunner nimmt!
De Schooljungs hem nich mit geſtimmt;
Ach! bölkten de halweeg mit in,
Dät müßt' en Lärm tom Uemfalln ſin.

As alles nu to Enne was,
Do ſocht ſick jeder ſienen Paß.
Groad äber woar en Brännwiens Schank,
Doahen regeert ick mienen Gang.

Ick leet mie geben en half Pund,
Un eh'r ickt mir verſach, doa fund
Sik hier toſammen klipp un kloar
De ganze Muſekanten Schoar.

De woaren dörſt'ger noch as ick,
In Umſehn, alle Ogenblick
Mit enen Zug, leep ſön half Pund
Wie Botter dörch den drögen Schlund.

Vör allen ſoopen de von'n Baß —
Bald Beer, bald Brännwien — wat et was.
Dät Volk hät Moagen as en Sack
Un doabie ſchmökten ſe Toback.

De Kannter kunn ſick goar nich ſtill'n
Den Dörſt — un immer was ſien brüll'n:
De rechte kuntra Bärenbaß
Kümmt ut dät Beer un Brännwienglas.

Drinkt ener do väl Spiritus,
So werd to lezt de Kamm äm krus.
Fix is de Soatan hinnerdran
Un fängt Krakehl un Unfreed an.

So gung't ok hier. — In glupſchen Zank
Stund Kanter un Diskant jizt blank.
De Kanter ſoll to Rede ſtoahn,
Worüm he äm upt Muul geſchloan.

Digitized by Google

De Kanter brüllte: „Junr, doa ſtund
„En cis, un du ſungſt ce, du Hund!“
„Nä“ brüll'n de Aennern, „he ſung recht,
„De Muſekanten ſpölten ſchlecht.“

Sön'n ehrenſchänderigen Bloam
Hem de Mus'kenten äbel noahm; —
Hier flog en Schämelbeen, en Kroos: —
Genog — de Bäddeldanz gung los.

De Viegelien Grootmutter flog
Hoch in de Luft — un wo ſe ſchlog,
Doa feel'n ſe klumpwies an de Eer,
As wie de Padden rund ümher.

Ick ſülwſt kreeg up den Bräm en Schlag,
Dät ick acht Doag vor doot weg lag.
Se hem ſick all' to Schann geſchloan —
So is dät Ding to En gegoahn.

Weltmoral.

Du biſt nu fäftein Joahr, mien Soahn,
Du ſaſt jizt in de Welt utgoahn,
Un ik will die mit goode Lehren
To dienen Marſch hüt utſtaffeeren.

Dät erſt' un lezte in de Welt,
Mien Soahn! Dät is dät blanke Geld.
Dät Geld in Büdel mütt nich fehlen,
Un ſaſt Du't ok vom Altoar ſtehlen.

Up Geld vör allen ſtell den Sinn:
Häſt du 't män erſt in Büdel rin
Un kannſt mit Doalers üm die ſchmieten,
Denn werd, as Schelm, die keener bieten.

Geld giſt Reſpekt. En Hundsfott werd
To 'm Ehrenmann, vör Geldeswerth.
Wat sön Paar hunnert Böſſe trekken,
Mien Soahn, dät is nich ut to ſpräken.

Wo düchtger Schmu to moaken is,
Doa bloaſ' gliek in de rechte Büß;
Dät kleine Volk müt ſchons pareren,
De kannſt du an Packdell trakteren.

As rieter Mann muſt du den ſchon
Vör Armen ok mankher wat dohn;
Doch wat du deiſt, doh mit Spetoakeln,
Keen Hohn legt oahne Lärm un Koakeln.

Saſt du in Landes Noth un Storm
Wat oppern — krümm die as en Worm.
Sök jeden Drieer aftoprachern,
Un is et möglich — noch to ſchachern.

Un wenn denn ok de ganze Welt
Die vör den ſchlechſten Keerdel hält,
Blift män dät Geld in dienem Ranzen
Denn kanſt du piepen — söll'n ſe danzen.

Werd Voaterland un König wo
Beſchummelt — friſch grip ok mit to;
Denn ſchleiſt du Lärm, kümmſt du to Schoaden,
Un müſt am Enn dät Bad utboaden.

Ok Höflichkeit, mien Soahn, latt nich,
Wer't recht verſteit, är'n Mann in Stich:
Drüm mütt keen Kratzfott die verdreten,
Legg as en Hund die gliek to Fäten.

Wer arm is, oder, wo de Lüd
Keen Herz nich hem to Zank un Striet:
Doa brukſt du nich den Filz to röhren,
Un twingſt et bäter mit pramperen.

Mit Pfiff un Liſt, werd doch en Hoas
So flink he is, den Voß tom Froaß.
Wat nich groad ut ſteit to erwiſchen,
Dät ſök krum üm, klook wegtofiſchen.

Sprick immer ſo, mien Herzens Soahn,
Dät Joa un Nee, ſick lett verſtoahn;
Un ſtändig mütt ut diene Mienen,
De fründlich ſölſte Demoth grienen.

Bie Woahrheit ſpinnt ſick kene Sied:
Den Voßſchwanz ſtrick to rechter Tied:
De Minſchen mägen goar to gären
Mit Honnig Lowf den Hals ſick ſchmären.

Nich wat du denkſt, nä, wat de Lüd
Gefällt, dät is de Unnerſchied.
Män to gefallen muſt du denken,
Un drup de Redensoarten lenken.

Loat de upwikkeln as en Darm;
Loop immer mit den dickſten Schwarm;
Sök Klein un Groot die antoknöpen
Un tom Balberen intoſeepen.

En blöder Hund werd ſelten fett:
Drüm, wo ſick ichts wat broadern lett,
Doa loat mich af, denn endlich mücden
Se die vör Angſt den Hals vull ſchüdden.

Niſcht mütt, wat irgends brengt Gewinn,
To ſchlecht, to nädderträchtig ſin:
Kann die en Stallknecht ſin to Willen
Drinkt Bröderſchaft mit äm im Stillen.

Du ſchüddelſt mit den Kopp, mien Soahn!
Ick ſeh dät Og' die äbergoahn —
Doaran kann ick dien inn'ret Weſen
So kloar as in en Speegel leſen.

Doch leider Gottes! is nu moal
Dät Alles ſo de Weltmoroal!
Wat ick die däh vör Ogen ſtellen;
Sind Minſchen, wie ſe nich ſin ſöllen.

Nu denn gif redlich mie de Hand
Tom hillgen trüen Unnerpand,
Dät bet to dienen dienen lezten Doapen
Dien Herz vör Tucht wie Hüt ſall ſchloagen.

Dät Geld ſteit nu moal boaben an.
Dät mütt ſo ſinz — un doarüm kann
Keen Minſch dät leewe Geld entbehren,
Doch wat du ſchaffſt, dät ſchaff mit Ehren.

Dät Geld tom Tweck, nich Tweck as Geld,
Dät ſie dien Strewen in de Welt.
En Nothpennig vör ſchlimme Tieden,
Ach dät will öſt ſehr väl bedüden.

Gerecht: dät ſie dien Loſungswoort!
Wat doa nich paßt — furt äber Boort
Hell wie de Sunn holl dien Gewiſſen,
Dät giſt en ſeelig Sterbeküſſen.

Wo Unglücks Drang un Armoth ploagt,
Werd bald en Minſch blöd' un verzoagt:
Richt up mit Troſt un leewe Reden,
Un wat du kannſt, dät doh mit Fröden.

To helpen in Gefoahr un Noth,
Dät is dät erſte Chriſtgebot.
Doch ſall de linke Hand nich ſehen,
Wat mit de rechte Hand geſchehen.

Stellt die töm Wächter up dät Recht,
Dien König hen as trüen Knecht:
So ſchloag den Kukuk un den Köſter
En Schnipsken, merkſt du Wespenneſter.

Du magſt mit Anſtand höflich ſin:
Wer mit de Döär in't Hus herrin
En Grobberjoan kümmt angeſeegelt,
Werd billig denn ok afgeſlegelt.

Doch ſchlieken, krupen — nimmermehr,
Mien Soahn, vergif ſo diene Ehr!
En Mann von groaden Sinn up Eren
Mütt keenes Minſchen Schohwiſch werren.

Beſcheeden, äber frank un frie,
So wie't nu juſt üm't Herz is die,
Sprick wat du denkſt friſch von de Leber,
Un denn mag't goahn drunn oder dräder.

Doh recht, un ſchü' den Soatan nich!
Dät ſie dien Symblum ewiglich.
Un nu troll af in Gottes Noamen!
Ick ſeegen die — un doamit Damen!

Digitized by Google

Johann Ernſt Daniel Bornſchein,

als Schriftſteller gewöhnlich Ernſt Bornſchein, ward am 20. Juli 1774 zu Prettin im preußiſchen Regierungsbezirk Merſeburg geboren, ſtudirte von 1793—97 in Wittenberg, lebte als Buchhändler von 1799 — 1800 zu Leipzig, arbeitete darauf als Corrector in mehreren Officinen und ging 1802 nach Gera als Privatgelehrter, Inhaber einer Kunſthandlung und Herausgeber des dortigen Wochenblattes.

Zu ſeinen Schriften gehören:

Abentheuer des Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf. 2 Th.
Antonia della Roccini. 2 Thle.
Des Pfarrers Tochter von Taubenhain.
Der Seeräuberkönig.
Koronata.
Bella und Klariſſa Fonti. 2 Thle.
Der Hundsſattler. 2 Th.
Hariaden. 2 Thle.
Die Aebtiſſin zu St. Inigo. 2 Th.
Der Bund der Geheimen u. ſ. w. u. ſ. w.
Ueber Beſtrafung der Verbrecher u. ſ. w. Eiſenberg, 1804.
Hiſtor. Gemälde des franz. Kaiſerthums u. ſ. w. 1 Th. Leipz. 1807.
Geſchichte der lutheriſchen Kirchenreformation. Lobenſtein, 1805. N. A. 1817.
Geſchichte von Polen. Leipz. 1808.
Geſchichte unſeres deutſchen Vaterlandes. 1—3 Th. 1803—4. 4r Th. Gera, 1806. 5r Th. Gera, 1810.
Geſchichte der franzöſiſchen Revolution. 2 Bde. Gera, 1804.
Leben und Thaten des Generals Bonaparte. Gera.
Leben und Thaten der Madame Bonaparte.
Leben, Thaten und Characterzüge öſtreich. Feldherrn. Wien.
Kleine Todtenkaſette u. ſ. w. Leipz. 1806—7. u. ſ. w.

Weder B's Romane noch ſeine geſchichtlichen Arbeiten haben dauernden Werth; die erſteren ſind Futter für Leihbibliotheken, die letzteren, auf das Intereſſe des Tages berechnet, zeichnen ſich durch nichts in der Maſſe gewöhnlicher Schriften dieſer Gattung aus.

Conrad Bothe,

aus Wernigerode, um die Mitte des 15. Jahrhunderts geboren, von dem Geſchlecht derer von Bothen, verfaßte die bis in das Jahr 1492 reichende

Cronecken der Saſſen. Meinz, 1492 Fol.

welche bei Leibnitz, Scriptor. T. III. p. 277 sq. wieder abgedruckt iſt.

Friedrich Heinrich Bothe,

Dr. der Philoſophie und Privatgelehrter in Mannheim, ward im Jahre 1771 zu Berlin geboren. Nachdem er die nöthige Vorbildung in ſeiner Vaterſtadt erhalten, ſtudirte er zu Halle und ward dann Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen in Berlin, woſelbſt er ſpäter, ſo wie zu Heidelberg und Mannheim, ohne je ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte.

Von ihm erſchienen, mit Ausnahme ſeiner lateiniſch geſchriebenen Leiſtungen:

Pope's Verſuch über den Menſchen nebſt den Kriegsliedern des Tyrtäus. Halle, 1794.
Volkslieder. Berlin, 1795.
Ueber das griechiſche Epigramm. Berl. 1798.
Euripides Werke. Berlin, 1800—1803. 5 Thle. N. A. 1823. 3 Thle.
Satiriſche Schriften. Leipzig, 1803.
Frühlingsalmanach. Berlin, 1805.
Roſaura. Berlin, 1807.
Pindar's olympiſche Oden. Berl. 1808.
Antik gemeſſene Gedichte. Berl. 1812.
Emma, Roſaura's Schweſter. Berl. 1808.
Grundſätze der Metrik. Berl. 1817.
Schauſpiele. Mannheim, 1822.
Neue Schauſpiele und Cantaten. Halberſt. 1824.

B. hat ſich vorzüglich als Philolog und Ueberſetzer klaſſiſcher Dichter des Alterthums einen bleibenden Ruf erworben; in ſeinen eigenen poetiſchen Leiſtungen offenbaren ſich Correctheit und Gewandtheit der Form, aber mehr rhetoriſches Talent als eigentlicher dichteriſcher Beruf. —

Karl August Böttiger.

Dieſer gründliche und feine Kenner des Alterthums, deſſen verdienter Ruf in dieſer Hinſicht ſtets die ehrendſte Anerkennung finden wird, wenn gleich die bereitwillige Zuvorkommenheit, mit welcher er, vorzüglich in neuerer Zeit, oft die mittelmäßigſten Leiſtungen auf dem Gebiete der Kunſt und Poeſie lobpreiſend hervorhob, ſein Urtheil verdächtigte und ihm eben ſo entſchiedene Anfeindungen zuzog, als er früher dankbare Schüler gebildet, ward am 8. Juni 1762 zu Reichenbach im Voigtlande geboren, wo ſein Vater das Conrectorat an der dortigen Schule bekleidete. — Der vielverſprechende Knabe erhielt ſeine Vorbildung in der Kloſterſchule Pforta, ſtudirte darauf zu Leipzig, ward nach vollendeter akademiſcher Laufbahn Hauslehrer in Dresden und erhielt dann 1784 das Rectorat in Guben. Von hier ging er in gleicher Eigenſchaft 1790 nach Bautzen, wo er jedoch nur kürzere Zeit verweilte und ſich dann, durch Herder veranlaßt, 1791 als Oberconſiſtorialrath und Director des Gymnaſiums nach Weimar begab. Hier wirkte er mit unbeſchreiblicher Thätigkeit, jedoch in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht nur für allgemeinere, meiſt journaliſtiſche Zwecke bis 1804, wo er den Ruf als Hofrath und Studiendirector des Pagenhauſes in Dresden erhielt und annahm. Im Jahre 1814 ward dieſe Anſtalt mit dem Cadettenhauſe vereinigt und B. in Folge deſſen Studiendirector bei der Ritterakademie und Oberaufſeher über die königlichen Muſeen der antiken Marmors und Mengs'ſchen Gypsabgüſſe. Jene erſtere Stelle ward zwar 1821 bei einer Umgeſtaltung der Ritterakademie eingezogen, B. behielt jedoch ſeinen vollen Gehalt auf Lebenszeit. In hohem Alter mit ſeltener geiſtiger Rüſtigkeit begabt, erzeigt ſich B. noch immer vielfach thätig, vorzüglich für archäologiſche und äſthetiſche Zwecke.

Neben vielen lateiniſchen Schriften, Reden, einzelnen Abhandlungen und Aufſätzen in Journalen u. ſ. w., gab er heraus:

Ueber Aechtheit und Vaterland der antiken Onyxcameen von außerordentlicher Größe. Leipzig, 1796. —
Ueber den Raub der Kaſſandra auf einem Gefäße. Weimar, 1794.
Ueber den Zuſtand der neueſten Literatur, Künſte und Wiſſenſchaften in Frankreich. Berlin, 1795. 2 Thle.
Entwickelung des Ifflandiſchen Spiels. Leipz. 1796.
Griechiſche Vaſengemälde. Weim. 1797—1800. 3 Hfte.
Ilithya oder die Hexe. Weimar, 1799.
Meinen Freunden. Weim. 1800.
Archäologiſches Muſeum. Weim. 1801.
Die Furienmaske. Weimar, 1801.
Sabina, Morgenſcenen im Putzimmer einer Römerin Leipz. 1803. N. A. 1806. 2 Thle.
Vorträge über die Archäologie. Dresd. 1806.
Herzog Bernhard von Weimar. Weim. 18·6.
Die Aldrovandiniſche Hochzeit. Dresden, 1810.
Archäologie der Malerei. Dresd. 1811.
Archäologiſche Aehrenleſe. Dresd. 1811.
Reinhard, literariſch gezeichnet. Dresd. 1813. N. A. 1816.
Vorleſungen und Aufſätze zur Alterthumskunde. Altenburg, 1817.
Kosmographiſche Erläuterungen. Altenburg, 1818.
Amalthea. Leipz. 1821—25. 3 Thle.
Ideen zur Kunſtmythologie. Leipz. 1826.
Archäologie und Kunſt. Breslau, 1828. I.

Ausgebreitetes Wiſſen, feiner Geſchmack und tiefe Kunſtkenntniß, getragen von einer reichen Beleſenheit in den Werken der Alten wie der Neuern, haben B. mit Recht den Ruf eines der bedeutendſten deutſchen Archäologen erworben, der noch beſonders dadurch unterſtützt wird, daß es ihm nicht allein darum zu thun war, die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen den Männern vom Fach mitzutheilen, ſondern daß er dieſelben in einem angenehmen und blühenden, mitunter freilich etwas geſuchten Vortrage allen Gebildeten zugänglich zu machen ſtrebte. Er hat daher, ſich den verſchiedenſten Fächern ſeiner Wiſſenſchaft zuwendend und Licht ſelbſt über die kleinſten Theile derſelben verbreitend, nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn ſeiner Nation für das Schöne und Edle zu beleben und anzuregen, und Deutſchland iſt ihm in dieſer Hinſicht wahren Dank ſchuldig, da er unermüdlich, ſelbſt in ſeinem hohen Alter, für dieſe ſchon früh von ihm als nützlich und nothwendig anerkannten Zwecke wirkte. Wenn ihm auch ſeine Gegner auf der einen Seite eine gewiſſe Schreibſeligkeit und eine beſtändige Lobrednerei der Dinge aus Eitelkeit und Selbſtgefälligkeit vorwerfen, und ihn auf der andern Seite tadeln, weil er ſich mit zu vielen Gegenſtänden zugleich beſchäftigte und daher das nicht leiſtete, was er bei den ihm verliehenen Gaben hätte leiſten können: ſo iſt doch nicht zu verkennen, daß kein deutſcher Gelehrter auf eine ſo angenehme Weiſe in ſeinen Schriften Welt und Wiſſenſchaft mit einander verband, und daß er ſelbſt da, wo er nur zu unterhalten ſcheint, ſtets mit vollen Händen ſeine reichen Schätze ſpendet und belehrend den Leſer zu ſelbſtſtändigen Forſchungen anregt, oder lebendige Theilnahme bei ihm hervorzurufen weiß, und ſo fortwährend auf deſſen Bildung erfolgreich einwirkt, um ſo mehr, als er immer mit der Zeit fortſchritt und alle neuen Erſcheinungen mit der Aufmerkſamkeit und dem Feuer eines Jünglings betrachtet und behandelt.

Böttiger's wohlgetroffenes Bildniß befindet ſich als Titelkupfer vor dem Taſchenbuche „Urania", Jahrgang 1823, und auf einer von Krüger gravirten Medaille, mit der ſeine Schüler und Freunde würdig ſeinen ſiebenzigſten Geburtstag verherrlichten.

Wir theilen hier ſeine bei dem Abgange von Weimar gehaltene Abſchiedsrede, ſo wie die erſte Abtheilung der „Sabina" mit.

Abſchiedsrede.

Die furchtbare Stunde, vor welcher ich ſchon ſeit Wochen zitterte, weil ich nur zu wohl wußte, was ſie wir brächte und nähme, die Stunde des Abſchieds von dem, was mir auſer meinem Hauſe das anverwandteſte und theuerſte hier iſt, des Abſchieds von meinen ältern und jüngern Freunden in dieſer Schule iſt da; und kaum vermag ich zwiſchen dem auf- und niederwogenden Meere der Empfindungen einen geordneten Vortrag zu halten. Wie hat ſich die Scene geändert! Achtzehnmal hab' ich von dieſer Stätte verdienten und wackern Jünglingen das letzte väterliche Lebewohl zugeſprochen. Sie gingen, wohin ſie Pflicht und Wiſſenſchaft rufen. Ich blieb umringt vom muntern Kreiſe des gedeihenden Nachwuchſes. Heute iſt die Reihe an mir zu gehen. Der Einzelne verliert ſich in die ſchnell fortrauſchende Woge der Zeit, und ſeiner wird bald nur noch im leiſen Nachhall, als eines Abgeſchiedenen, gedacht. Das lebendige, ſich aus ſich ſelbſt erneuende Inſtitut bleibt und ſieht ſo einzelne Menſchen, als ganze Geſchlechter in ſich vorüberrinnen.

Wenn der Satz wahr iſt, daß nur öffentliche Wirkſamkeit wahres Leben giebt, ſo bin ich nach dieſer Stunde, womit meine unmittelbare Thätigkeit für dieſe Anſtalt endet, für Weimar todt, und Sie, theure Anweſende, ſchließen jetzt einen Kreis um einen Sterbenden. Man ſagt, daß bey Sterbenden, welche der Todesengel nicht mit überraſchender Haſt ergreift, ſondern Zeit läßt, ihre Rechnung abzumachen, in dieſen letzten Stunden oft alle Freuden und Leiden des Lebens dem geſchärfteren Auge vorübergehen und eine klare Anſicht gewähren. So möcht' ich wol auch in dieſem entſcheidenden Augenblicke mit deutlichem Selbſtbewußtſeyn die rechte und die linke Seite meines Weimariſchen Lebens überblicken. Und indem ich mein Auge darauf richte, welch' ein Anblick! Geiſter, fröhliche Schatten abgeſchiedener, aber in meinem Gedächtnis ſtets fortlebender Wonneſtunden drängen ſich in immer ſtärkern und dichtern Hauſen um mich her. Wie ſchön fiel mir mein Loos in Weimar, wie froh und glücklich verfloſſen mir hier meine Tage! Ich habe nichts zu vergeſſen und die Schaale der Lethe, die nach der deutungsvollen Sage allen Schatten gereicht wird, ehe ſie Elyſium aufnimmt, ſoll nie meine Lippen berühren. Kaum trübte etwas den heitern Himmel über und in mir, wenn es nicht der ſtrenge, unerbittliche Bothe that, den die Alten in Bild und Wort ſo leiſe umgingen, weil den geraden Blick auf ihn nur der Chriſt heften kann. Ach hier blutet mein Herz! Denn wie ſind die Reihen gelichtet, wie viele ſind heimgegangen von den Männern, die, als ich vor nunmehr faſt 14 Jahren zuerſt an dieſer Stelle ſprach, mir traulich Hand und Herz bothen. Ach, daß ich heute dieſe Hand nicht noch an meine klopfende Bruſt legen und ihnen ſagen kann, daß mein Herz für ſie ſchlägt! Warum iſt dieſer Stuhl hier vor mir leer? Warum kann ich, ehrwürdiger Herder, nicht in dieſer Scheideſtunde, wo alle Binden fallen, nur die der Liebe nicht, nicht noch zum letztenmale Deine Hand ergreifen, die mir ſo lange eine treue Vaterhand war. Müßte man jemand verantwortlich dafür machen, daß ich hieher berufen wurde, ſo trügeſt Du, edler Schatten, dieſe Verantwortlichkeit allein. Wie gütig, wie ſanft leitend und berathend nahmſt Du Dich meiner in den erſten goldenen Jahren meines Hierſeyns an. Ich bekenne es laut, und werde nie aufhören, es zu bekennen, daß ich nie von Dir ging, ohne belehrter und weiſer zu ſeyn. Und für alles dieß konnte ich nicht einmal Deine kalte Hand im Tode noch in die meinige legen, als Du zu dulden aufgehört hatteſt. Zwar dieſe theure Hand war ſchon früher erkaltet. Du, Großherziger, warſt nicht Schuld daran. Aber, bei Gott dem Allwiſſenden, ich auch nicht: obgleich mich es tief ſchmerzen mußte. Du wandelſt jetzt im Lichte einer andern Sonne, die kein Nebel verſchleiert, da, wo jeder Misklang Wohlklang wird, zu groß für mein ſchwaches Lob, Du ſelbſt in den unſterblichen Wirkungen Deines Geiſtes, der aus Deinen Schriften noch zu ſpäten Enkeln ſprechen wird, der unbeſtochenſte Lobredner. In meiner letzten Stunde werde ich Dein noch mit Liebe und Dank gedenken, und mich noch oft an den Blüthen Deines allumfaſſenden Geiſtes erquicken, die ich zum Theil in den lebendigſten Knospen hervorbrechen ſah. Doch wie groß iſt auch auſer dieſem die Ausſaat auf den Acker der Garben für mein ſich jetzt ſo arm fühlendes Herz! Du, mein edler Bode, verkannt von vielen, von niemand inniger betrauert als von mir, und Du, einſt wirkſamer, biedrer Freund, mein Weber! Euch verdanke ich ſo viel und doch kann ich Euch nicht mehr danken! Und wie viele Edle müßte ich noch nennen, die nun alle ſchon in die Wohnungen des Friedens eingegangen ſind! Gewiß, mein letzter Gang hier in Weimar wird zu den abgeſtreiften Hüllen meiner Freunde, ach, warum muß ich noch hinzuſetzen, meiner Kinder, auf dem hieſigen Todtenacker ſeyn. Wohl mir, daß ich weiß, was für die Ewigkeit geſäet wurde, das umſchließt kein Grab. Dieß iſt aber

Digitized by Google

auch der einzige Wermuthstropfen, der in die volle Schaale der Freude, die mir hier täglich winkte, gegoſſen wurde. Denn wie glücklich lebte ich übrigens in meinen Amtsverhältniſſen! Mag die Laſten des Schulmannes anklagen, wer ſie als Laſten führt. Mir waren ſie eine ſüße, willkommene Bürde. Nie trat ich in den Hörſaal, der mich am häufigſten aufnahm, ohne alles, was mir etwa unangenehmes zu Hauſe zugeſtoßen ſeyn konnte, ſchon an der Thür abzulegen. Sie, meine lieben Jünglinge, haben von der Homeriſchen Nepenthes gehört, die einſt die ſchöne Helena dem kindlich betrübten Telemachos bot. In Ihrer Mitte fand ich ſtets dieſen Wundertrank, und nur ein Verdruß wurde mir, wenn ich den nur zu ſchnellen Stunden die Flügel nicht verſchneiden konnte. Ich kann mit Wahrheit bekennen, daß ich in den 14 Jahren, wo ich hier lehrte, nie nach der Uhr geſehen habe, nie misvergnügt aus einer Lehrſtunde nach Hauſe gegangen bin. Iſt auch wohl ein beneidenswertheres Looß, als täglich an die frohlichſten Empfänger geben und austheilen zu können, und durch dieſe tägliche Spende dennoch nie ärmer, ſondern vielmehr reicher und gerüſteter zu werden, um noch reichlicher ſpenden und austheilen zu können? Und iſt dieß nicht das Looß des geliebten und von lehrbegierigen Schülern umringten Lehrers! Es war auch das meinige. Sie hörten, ſo weit es nur immer dem lebhaften Jünglinge möglich iſt, mit Wohlgefallen und Aufmerkſamkeit jeden meiner Vorträge. Je williger Sie nahmen, deſto williger gab ich, deſto glücklicher wurde mein Beſtreben, mich Ihnen durch Lebhaftigkeit und Deutlichkeit des Vortrags faßlicher zu machen. Oft möchte es in dieſen freundlichen Wechſelwirkungen ſchwer geweſen ſeyn, zu beſtimmen, wer unter uns der funkenlockende Stahl oder der ſprühende Feuerſtein genannt werden müſſe. Und wer vermag den Genuß zu ſchildern, den mir dieſe ergötzlichen Spaziergänge in den blüthen- und duftreichſten Hesperidengärten der alten und neuen Zeit mit Ihnen, meine treuen Gefährten, ſo vielfach gewährten? Ich ſtand einſt in Hamburg am gewühlvollen Hafen der Elbe. Ein Schiff mit wehenden Wimpeln ſollte eben die Anker lichten und nach dem damals noch glücklichen Domingo abgehen. Da kam mit fleißigem Ruderſchlag ein Boot angerudert, auf das man im Schiff ängſtlich zu warten ſchien. Es war, wie ich bald erfuhr, der Steuermann geweſen, der durch einen Zufall verſpätet worden war. Mit vollen Seegeln ſchwamm das Schiff nun ſogleich einem fremden Welttheile zu. Lange verfolgt' ich das ſchöne, ſchwimmende Haus den majeſtätiſchen Strohm hinab und gerieth hierauf in ein ſtilles Nachdenken. Sieh, dacht' ich bei mir, wie groß und gewaltig der meilenbreite Elbeſtrohm hier dem Weltmeer zufluthet. Wie viel tauſend Quellen, die unbemerkt an den Füßen der Gebirge und im Schooß blühender Wieſen hervorrieſeln, zuſammenfließen, zu Bächen werden, die Bäche anderer Provinzen an ſich ziehen, durch mancherlei Windungen und Krümmungen von Provinz zu Provinz fortlaufen und immer größer werden, je weiter ſie laufen, gehörten dazu, um dieß tiefe Bette auszufüllen. Und ſo wie aus allem dieſem, was die Najaden und Flußgötter einzeln aus ihren nieverſiegenden Urnen goſſen, endlich der große Elbeſtrohm ſeine Waſſerſchätze füllte: ſo iſt durch die Bemühung ſo vieler tauſend, tauſend, tauſend Geiſter der frühern Jahrtauſende unter allen Völkern und Himmelsſtrichen der königliche Strohm der Wiſſenſchaften zuſammengefloſſen, auf welchem deine Zeitgenoſſen ſo muthig und keck dahintreiben. Die Schiffe ſind die Bildungs- und Lehranſtalten der reifenden und gereiften Menſchheit. Der verſtändige, ſachkundige Steuermann iſt der Vorſteher und Lehrer jeder ſolchen Anſtalt. Meine Freunde, ich war damals ſchon Rector in Weimar und ich wußte, daß ein hunderttauſendtheilchen der Gewäſſer, die jener Kiel durchfurchte, von unſrer kleinen Ilm in dieſen ſtolzhinfluthenden Strohm abgegeben worden war. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie klein und wie groß ich mich damals zu gleicher Zeit fühlte. — Aber ich beklage den Mann, der von tauſendmal tauſend Stimmen der Vorwelt im himmliſchen Einklang umtönt und zur lebendigſten Theilnahme an dieſem vollſtimmigen Concert aufgefodert nur für ſein eigenes Geläute und ſchwirrendes Hackebret ein Ohr haben und das zarte Ohr der Jugend damit abſtumpfen und verwahrloſen könnte. O, ich müßte den Tag länger machen, wenn ich Ihnen jetzt alle meine übrigen Freuden, die mir die Erfüllung meiner Berufspflicht immer aufs neue gewährte, alle auch nur in Hauptſummen vorrechnen wollte. Die Lehrſtunden, die ich öffentlich zu ertheilen hatte, gaben mir Kraft und Heiterkeit zu meinen häuslichen und literariſchen Nebenbeſchäftigungen. Man hat mir zuweilen die unverdiente Ehre angethan, mich meiner mannichfaltigen Thätigkeit wegen zu beloben, und mich zu fragen, wie ich dieß anfinge? Das Wort vom Räthſel iſt ganz einfach: ich ging täglich in die Schule. Da holte ich mir Freudigkeit und Muth, da Geſundheit, da Mannichfaltigkeit der Anſichten, da wurde der Buchſtabe lebendig und der Geiſt rege. Die glücklichſten Combinationen in Forſchungen des Alterthums hat mir der Zuhörer dictirt. Und welchen Stoff zu Beobachtungen bietet die durch Uebung geſchärfte Aufmerkſamkeit auf die noch unverlarvte Jugendwelt! Warlich, da bedarf es eben keiner Galliſchen Organ-Umtaſtung, um das keimende Talent ſogleich im zarten Sprößling zu erkennen. Auch konnte ich mich von vielen meiner Schüler noch eines beſondern Zutrauens erfreuen, das ſie mir durch häusliche Beſuche, Anfragen und ſo manche dadurch hervorgelockte Selbſtgeſtändniſſe und Mittheilungen in vollem Maaße gewährten. Und nun die geſelligen und geiſtigen Freuden, die Kunſt- und Naturgenüſſe, die mannichfaltigen Bekanntſchaften, die belehrenden Geſpräche mit ſo vielen auserwählten und erleuchteten Männern, vor allen mit dem ehrwürdigen Dichter, in dem ich bei vertrauterem Umgang auch den reinen und guten Menſchen innigſt verehren lernte, wie viel Quellen des Wohlſeyns und der Zufriedenheit! Und zu allen dieſen eine faſt ununterbrochene Geſundheit, die erſt in den letzten Jahren durch äußere Veranlaſſungen zu wanken anfing. Wie kann ich dieß alles ohne innigſte Rührung überblicken? Wie kann ich mir Rechenſchaft davon geben, ohne aus tiefer Ueberzeugung auszurufen: Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir gethan haſt!

Und dieſem Allen ſoll ich nun auf immer ein Lebewohl ſagen! Nie würde ich dieß bei geſunden Sinnen von mir erhalten haben, wenn ich mir nicht bei herannahendem Alter eine beſchränktere, aber eben darum weniger aufreibende Geiſtesthätigkeit und eine größere Ruhe zur Vollendung deſſen, was in meiner hieſigen Lage ſtets unvollendet bleiben mußte, gewünſcht hätte. Auch da, wohin mich frühere Pflicht, Anhänglichkeit und Liebe, die ja am tiefſten mit unſerm Innern verwachſen iſt, jetzt unwiderſtehlich ruft, werden, das hoffe ich mit Zuverſicht, gute und edle Menſchen mich brüderlich aufnehmen und an den Grenzſteinen meiner neuen Laufbahn Quellen des lebendigen Waſſers ſpringen laſſen. Allein Sie, meine geliebten Jünglinge, kann ich der Natur der Sache nach dort nie wieder erſetzt erhalten. Darum wird mir der Abſchied ſo ſchwer, darum möcht' ich dieſe feierliche Stunde, die letzte, wo ich als Lehrer Worte der Liebe und Warnung Ihnen zuſprechen kann, noch durch etwas recht Unvergeßliches in die weichere Bruſt prägen. Schon oft waren die Worte eines ſterbenden Vaters für ſeine zurückbleibenden, nun zum letztenmal um ſein Krankenlager verſammelten Kinder Denkſprüche unvergeßlicher Erinnerung und wirkten noch nach ſpäten Jahren in entſcheidenden Augenblicken gleichſam mit magiſcher Kraft. Auch die Worte des ſcheidenden Freundes gruben ſich tief in die Tafel unſers Gedächtniſſes und ihre Züge kamen nach langer Zeit, wo ſie längſt verloſchen zu ſeyn ſchienen, durch irgend eine unerwartete Bemühung, als wären ſie mit einer ſympathetiſchen Dinte geſchrieben, plötzlich wieder zum Vorſchein. Im Lehrer ſind Vater und Freund im vielumfaſſendſten, ehrwürdigſten Sinne dieſer ſo oft entweihten Wörter vereinigt. Zwar auch ſie ſchlafen vielleicht beim Schlummerliede der Leidenſchaften in der Wiege des Lebens. Aber ſelbſt der Todenſchlaf iſt nicht ohne Wiedererweckung. Mein Glaube iſt, daß der menſchliche Geiſt eigentlich gar nichts von dem vergißt, was er je mit vollem Bewußtſeyn aufgefaßt hatte. Träume und andere Zuſtände tieferer Erregung würden uns dieß, wenn wir nur darauf merken wollten, durch hundert Erfahrungen beſtätigen. Daher eben die Pflicht, bei feierlichern Veranlaſſungen den Griffel für ſolche heilige Erinnerungsworte ja nicht zu ſparen. Geliebte Jünglinge! hier ſind die meinigen!

Eine dreifache Würde, ein dreifacher Adel iſt der Ihrige. Verkennen Sie dieſen nie, und Sie ſind für Zeit und Ewigkeit geborgen. Vergeſſen Sie Ihre Menſchenwürde, vergeſſen Sie Ihre Chriſtenwürde, vergeſſen Sie Ihre Gelehrtenwürde nie, und die wahre Ehre wird Sie empfangen und zur wahren Glückſeligkeit führen.

Sie ſind Menſchen und als ſolche im Beſitze jener erhabenen Vorrechte, die der allweiſe Schöpfer in Ihre Natur legte. Mit einem unſterblichen Geiſte, mit Beſonnenheit, Vernunft und moraliſcher Freiheit begabt, ſteht der Menſch auf der oberſten Sproſſe jener unüberſehbaren organiſirten und empfindenden Weſen, denen die Gottheit dieſe Erde zur Wohnung anwieß. Selbſt in ſeiner äußeren Bildung und inneren Conſtruction vereinigen ſich alle edleren Formen der Thierheit und darum iſt jetzt nur eine vergleichende Anatomie die wahre Zergliederungskunſt für Aerzte und Nichtärzte geworden. Wir ſind auch in ſo fern noch immer mit dem uns unvertilgbar aufgedruckten, jedem Thiere, das unſre Kunſt zähmt, jedem Element, das die neuere Chemie überwältiget und zerſetzt, fühlbaren Ebenbilde der Gottheit verſehn. Ja wir ſind ſchon in dieſer Rückſicht Diener und Stellvertreter des Allſchaffenden auf der Erde. Welch eine unendliche Summe von Kräften und welche unendliche Vervollkommnungsfähigkeit in jeder einzelnen dieſer Kräfte ſchlummern in unſerem, zu endloſer Fortdauer und ewiger ſtufenweiſer Veredlung, die ſchon die Sprache der Vernunft auch

Digitized by Google

ohne die heiligſte Offenbarung **Himmel und Seeligkeit** nennen würde, erſchaffenen Geiſte. Sie, meine theuren Jünglinge, ſind nicht unbekannt mit dieſer Geiſt- und Herzerhebenden Anſicht, die auch der Glaube der Chriſten durch die Ausſprüche unſers großen Meiſters als die allein ächte Chriſtusmoral beſtätigt, da wir uns ſeit mehreren Jahren wöchentlich zweimal darüber mit einander unterhalten haben *). Aber auch dieß liegt im Plane der höchſten Weisheit: nicht jeder einzelne Menſch ſoll ſchon in dieſer erſten Vorbereitungsperiode ſeines Menſchenthums die Stufe der Entwicklung, Veredlung und Verfeinerung erſteigen, deren die Menſchennatur überhaupt und eine jede im Einzelnen fähig iſt. Zu den urſprünglichen Abſtufungen, die zwiſchen der dumpfen Beſchränktheit des zum Laſtthier erniedrigten, auf ſeine Scholle gehefteten Halbmenſchen und jenen hohen Genien der Menſchheit, von welchen unſer beliebte Volksdichter ſagt:

es ringt ſich aus der Menſchheit Schooß
Jahrhundert lang kaum einer los,

in unüberſehbaren Reihen mitten inne liegen, kommt nun auch noch Gunſt und Ungunſt der äußereh Umſtände. Selbſt der Geiſt mit den vortrefflichſten Anlagen wird in Unthätigkeit und kaltem Stumpfſinn erſtarren, wenn nicht durch Geburt, frühe Erziehung und alle die übrigen Vergünſtigungen, für welche einſt Plato den Göttern dankte, der göttliche Funken angefacht, die ſchlummernde Kraſt geweckt und die geweckte und ausgebildete in einen ihr angemeſſenen Wirkungskreiß verſetzt wird. Im rohen Kieſel, den der unwiſſende Indianer zur Stütze ſeiner elenden Hütte verbraucht, erſpäht der Kennerblick des Europäers einen faſt unbezahlbaren Edelſtein. Aber auch nach dieſer Entdeckung muß ihn ein kunſtverſtändiger Juwelier erſt ſchleifen laſſen und mit Gold einfaſſen, ehe er an Alexanders glorreicher Kaiſerkrone, oder — an Bonapartes Säbelgriff glänzen kann. So mit den Geiſtesanlagen der Menſchen. Ein Winkelmann bleibt Schulmeiſter in einem kleinen Städtchen Oberſachſens, der Lothringiſche Hirtenjunge Duval (Du Val) wird nie kaiſerlicher Bibliothekar, der Regimentspfeiſer Bode nie geheimer Rath in Wort und That für ſeine Freunde, wenn nicht ſehr begünſtigende Anſtöße und Erweckungen ſich finden. Der Geiſt mit Rieſenkräften und herrlichen Anlagen kann, wie dort Hamlet beim Shakeſpear ſagt, in eine Nußſchale geſperrt und dort ohnmächtig eingezwängt werden. Oder iſt es noch keinem von Ihnen beim Anblick eines ländlichen, mit hundert kleinen Kreuzen beſäeten Kirchhofs beigefallen, was der engliſche Dichter Gray in einer trefflichen Elegie beſungen hat, daß in manchem friedlichen Grabhügel unter dem ſchwarzbemalten Kreuze die Hülle eines Geiſtes modert, der voll innerer Energie ein Cäſar oder Guſtav Adolph, ein Haller oder Herſchel werden konnte, wenn nur die Kunſt den rohen Marmor gebildet hätte, jetzt aber in ſeinem kleinen Dörſchen höchſtens der Sprecher einer Geſandſchaft an den Amtmann, oder der erfahrenſte Leſer des Thüringer Bothen in der Schenke geworden iſt. Zwar gebührt es uns nicht, vermeſſene Blicke in die Anſtalten Gottes in ſeiner unermeßlichen Geiſterwelt zu thun. Aber ſo viel dürfen wir uns ſelbſt aus dem Munde des weiſen Meiſters in Iſrael zum Troſt ſagen: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. Gewiß hat der Vater der Geiſter in ſeinem Weltenplan tauſend andere Entwicklungsanſtalten vorzubereiten gewußt, wo auch die hier durch ungünſtige Lagen zuſammengepreßten Geiſter alle ihre Kräfte im vollkommenſten Ebenmaaße ausdehnen, wo alle Kinder, die es dem Körper oder auch bloß dem Geiſte nach blieben, erzogen werden ſollen. Indeß bleibt es ſtets ein beneidenswerther Vorzug, ſeiner vollen Menſchenwürde ſich ſchon hier ganz bewußt und ſchon früh in die glückliche Lage verſetzt worden zu ſeyn, in der Körper und Geiſt eine gleichmäßig geordnete, zweckmäßige Ausbildung erhielten. Doch es giebt zum Glück auch noch eine andere, ſehr tröſtliche Anſicht, wodurch gleichſam alle Hügel geebnet und alle Thäler erhoben werden, die auf dem Oelberge und auf Golgatha.

Ja! Es giebt eine zweite Würde, die, ganz unabhängig vom größern oder kleinern Maaße der urſprünglichen Geiſtesanlagen, mit welchen jeder Menſch aus der Hand ſeines Schöpfers hervorging, und von dem Weltzuſammenhang, in welchem dieſe Anlagen mehr oder weniger geübt und gebildet werden, eine eigene Art unſers Daſeyns bezeichnet, die nicht im Scheinen und Wiſſen, ſondern im **Seyn** und **Glauben** beſteht, mit einem Worte, die erhabene Würde der wahren Chriſtusreligion. Sie adelt den Bettler, wie den Fürſten, ſie reiniget, ſie erleuchtet, ſie erhebt uns über uns ſelbſt, und wo die umfaſſendſten und im Sonnenſchein aller menſchlichen Glorie wandelnden Geiſter ihrer freiwillig entbehrten, da fehlte gleichſam die Unterſchrift zum Adelbrief, der uns die Pforte des Paradieſes öffnen ſoll. Edler **Herder**! Du erblickteſt noch kurz vor Deinem Ausgange aus dem Lande der Räthſel in einem hohen Geſicht dieſe Würde, als Du die im Himmel ausgehangene Wage ſchaueteſt, in deren einer Wagſchaale Kronen und Scepter, Schwerter und Marſchalſtäbe lagen, und alles, was auf Erden glänzt und Kniebeugung empfängt, auf der andern aber der beſcheidene Chriſtenkelch und das Brot der Barmherzigkeit darüber *). Jene Schaale flog hoch auf und löſte ſich in Dunſt und Dampf. Dieſe ſtieg majeſtätiſch ſtill herab auf die demüthige Beſcheidenheit. Und eine Stimme erſcholl: Mißklang löſet ſich auf in Wohlklang. — Dieſe Würde umſtralte einſt die Jünger Jeſu. Arme, ungelehrte Fiſcher und Zöllner waren es, und ſie wurden durch den Geiſt Jeſu, der ſie in alle Wahrheit führte, die erſten Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes, umſchloſſen Völker und Geſchlechter der Erde in ihrem himmliſchen Netz und wurden die nimmer verſtummenden Herolde einer Weltreligion, die ſich nun achtzehn Jahrhunderte bewährte und in ihrer geiſtigen Reinheit und Vollkommenheit noch ferner bewähren wird bis an der Welt Ende. Wenn alles irdiſche Rüſtzeug des bloſen Wiſſens abfällt, alle ſchimmernden Wolkenpalläſte ſinnreicher Hypotheſen und Syſteme zuſammenſtürzen, bleibt uns dieſe himmliſche Würde um ſo reiner und unverfälſchter. Sie führt uns wahrhaftig zu Gott ein!

Doch entbehrt darum die Beſtimmung des Gelehrten und die Gelehrſamkeit ihres großen Werthes nicht. Sie iſt vielmehr im Dienſt Gottes und der Menſchen angewandt, Gott und Menſchen ſehr angenehm, und, wenn ſchon das ganze Leben des Menſchen eine Schule genannt zu werden verdient, die Schule der Schule. Wohl Ihnen, theure Jünglinge, das Glück, das tauſend nicht zu Theil wird, zur auserwählten und, wie einſt die Perſer ihre Edelſten benannten, zur heiligen Schaar zu gehören, die Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft adelt, das Glück, das ſich ſo mancher talentvolle Knabe hinter der Heerde oder in der Werkſtätte erſehnt, wenn es ihm ſo eng wird, wie einſt dem kleinen Naumann in der Glaſerbude **), dieß Glück iſt Ihnen, Schüler und Zöglinge dieſer Anſtalt, allen zubereitet. Sie ſind zu Jüngern der Wiſſenſchaft und Weisheit beſtimmt. Der Staat, der einſt an Ihnen ſeine Lehrer, ſeine Richter, ſeine Aerzte, kurz ſeine Stützen und die wohlthätigſten Förderer des einzelnen, und ſo es ſeyn kann, auch des allgemeinen Menſchenwohls erwartet, heftet ſchon jetzt erwartungsvoll ſeine Augen auf Sie.

Wohlan, fühlen Sie zuförderſt ganz Ihre erhabene Menſchenwürde, entehren ſie dieſe nie durch das, was den im Himmel geſchriebenen Adelbrief des Menſchen zerreißt, und ihn unter die Thiere auf dem Felde herabwürdigt, die bloß ihrem Inſtinct, doch aber auch dieſem nach geregelten Zeiten und Naturgeſetzen folgen. Schänden Sie ſich nie durch Geiſt und Körper entnervende Wollüſte, durch zerſtörende Unmäßigkeit, durch Haſchen nach Kindertand und Schmetterlingsfarben, durch Herzaustrocknende Spielſucht, durch Haß, Neid, Zorn und alles das traurige Gefolge ſich ſelbſt vergiftender Leidenſchaften. Erhaben über das Kraut, das auf dem Felde wächſt, und gen Himmel gerichtet iſt das Antlitz des Menſchen. — Aber noch ein weit höherer Adel, der zwei Welten mit einander verbindet, die Würde des Chriſtenthums ſei Ihnen da Troſt, Lehre und Stärkung, wo menſchliche Weisheit nicht zureicht. Das wahre Chriſtenthum iſt ein Zuſtand, ein Seyn, ein Wandeln im Licht, ein Fruchtbringen in Geduld, ein ewiges Fortſtreben und Wachſen in Vollkommenheit. Der beißt ſich die Zähne an der Schaale ſtumpf, ohne den ſüſſen Kern je zu ſchmecken, der ſich nur in Formuliren und Klügeln dabei verliert. Hüten Sie ſich vor dieſem unſeeligen Mißverſtand eben ſo ſehr, als vor dem entgegengeſetzten Abgrund des ſelbſt durch die neueſte Philoſophie hochbegünſtigten Myſticismus, der, um recht ungeſtraft ein Egoiſt ſeyn zu können, ſich erſt ſelbſt und dann das Univerſum erſchafft und, nachdem er alles, was ſeit Jahrtauſenden den Menſchen heilig war, unter ſeine Füße getreten hat, ſich ſelbſt vergöttert und beräuchert. Bewahren Sie ſich vor kindiſchem Nachlallen und vernünftelnden Spötteleien über das, was den größten Denkern, einem Neuton, Leibnitz, Haller das ehrwürdigſte war. Sie leben in Weimar, wo durch das zuſammenſtralende Licht großer Geiſter für ſolche, die ihr Auge daran noch nicht gewöhnt haben, leicht Erblindung und allerlei böſe Augenkrankheiten entſtehen können. Ueberhaupt iſt es nicht im-

---

*) Ich legte ſeit mehreren Jahren bei meinen moraliſchen Lehrſtunden für die reifſten Jünglinge unſers Gymnaſiums **Reinhards Syſtem der chriſtlichen Moral** zum Grunde. Die dort gefaßte Anſicht iſt auch meiner Ueberzeugung nach die allein practiſche und wahre. Weit entfernt, die als fruchtbare Einleitung vorgeſetzte Pſychologie für ein Parergon zu halten, wünſchte ich ſie in allen Schulen in beſondern Lehrſtunden erklärt zu ſehn. Für uns iſt ſie ſehr wohlthätig und ſeegensvoll geweſen.

*) S. **Adraſtea** VII Stück S. 136.

) S. **Meißners Bruchſtücke zur Biographie des Kapellmeiſters Naumann 1 Th. S. 31.

Digitized by Google

mer auch ſchon in den Schluchten und Thalgründen Tag, wenn auch die Morgenſonne die Gipfel der Berge vergoldet, die nicht ſelten ihr Roſenlicht von dem Schnee und Eisüberzug erborgen, der ihre hochragenden Häupter umſtarrt. Die Weiſe des Chriſtenthums iſt Wärme und Bruderliebe. Wo eine Lehre zugleich erleuchtet und *wärmt*, die iſt von Gott, deren himmliſchen Urſprung erkennt man an ihren Früchten. Schämen Sie ſich der Lehre Jeſu und des einfältigen Glaubens nicht, dem ſich von jeher die tiefſinnigſten Forſcher unterwarfen. Wer ihn unter Spott und Aergerniß nicht verleugnet, dem wehet die Palme in der letzten Stunde, wo alle Täuſchung aufhört, dem winket am Ziele der Kranz! — Doch indem Sie Ihre durch Chriſtusreligion veredelte Menſchenwürde früh zu fühlen und ihr gemäß zu handeln anfangen, ſchätzen und fühlen Sie nun auch die Würde Ihrer beſondern Beſtimmung zum Gelehrtenſtand, die ein ſcharfſinniger Forſcher unſerer Tage *die oberſte Aufſicht über den wirklichen Fortgang des Menſchengeſchlechts im Allgemeinen, und die ſtete Beförderung dieſes Fortgangs* genannt hat. Ich habe Ihnen einmal vom Fackeltanz am Feſte des Prometheus im alten Athen erzählt. Dort ging die Fackel, die der weiſe Prometheus am großen Weltlicht, der Sonne, zuerſt zündete, aus Hand in Hand, und wer ſie bis ans Ziel trug, ohne daß ſie auslöſchte, erhielt den Preis. Tauſende trugen die helle Fackel der Wiſſenſchaften vor Ihnen, heute, morgen wird ſie in Ihre Hände gegeben und Sie ſollen ſie, dampflos und leuchtend, wieder Ihren Nachfolgern übergeben. Sie werden durch Ihre Beſtimmung zum Gelehrtenſtand die Sekelmeiſter des ehrwürdigſten Schatzes der Menſchheit, aller großen Erfindungen, Gedanken, Frucht- und Blumenſtöcke der ſinnenden, ſingenden, denkenden Menſchheit ſeit dem grauen Alterthum bis auf unſere Tage. Schande dem Trägen und Stumpfſinnigen, der das ihm anvertraute, heilige Pfund im Schweißtuch vergraben oder gar um Tand und Flitter hingeben wollte. Und hier iſt das bloße gewiſſenhafte Aufbewahren noch nicht einmal genug. Wer ſeinen wahren Beruf fühlt, muß ſich und die Wiſſenſchaften, denen er angehört, täglich weiter bringen, er muß der Menge durch neugewonnene Anſichten, durch redlich errungene Eroberungen im Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft weit, weit vorauseilen, muß vergeſſen, was er gethan hat, und ſtets nur auf das denken, was er noch zu thun hat. Nie war die Wiſſenſchaft länger, nie das Leben für die Wiſſenſchaft, die in weitere und weitere Kreiſe ſich ausdehnt, nach allen Seiten hin wächſt und gleichſam polypenartig immer neue Aeſte abſetzt, kürzer und beengter. Aber es giebt auch jetzt der Hilfsmittel und Anreizungen weit mehr. Und Sie, theure Jünglinge, haben der Erweckungen und Aufmunterungen vor andern ſo viele und mannichfaltige. Sie leben in Weimar, umringt, umtönt von den berühmteſten Namen, die unſere Literatur ausſpricht, und die genauer kennen zu lernen, der Fremdling aus Oſten und Weſten hieher wallfahrtet. Jeder Schritt iſt gleichſam ein Fußtritt auf klaſſiſchem Boden. Ihnen allen ſprach ein *Herder* von dieſer Stätte mit ſeiner ſanft eindringenden, unwiderſtehlichen Beredſamkeit noch Worte des Lebens und Geiſtes ins weiche, jugendliche Herz! Ein edler Urahn unſers hohen Fürſtenſtammes, der unvergeßliche *Wilhelm Ernſt*, ſtiftete für 12 ausgezeichnete Jünglinge unter Ihnen, ohne auf Vaterland und Vermögen Rückſicht zu nehmen, nur dem Würdigſten auszutheilen, eine monatlich wiederkehrende Belohnung. Von allen Seiten umgeben Sie die mannichfaltigſten Gelegenheiten, Ihren Kunſtſinn, Ihren Verſtand, Ihr Herz auszubilden, und Sie wollten mitten unter dieſen vollen, köſtlich beſetzten Tafeln mit der ſpröden Eichelkoſt des mechaniſchen Alletagsthuns vorlieb nehmen, und dieß unausſprechliche Glück durch eine unſägliche Verblendung verträumen, vertändeln, verſpielen, vergaukeln? Weg mit dieſem Sie und mich ſelbſt gleich entehrenden Verdacht. O gewiß, Sie werden auch dieſe Ihre dritte Würde in ihrem ganzen Umfange zu ergreifen und ſich anzueignen wiſſen. Sie werden dem in ſeiner Andacht eifrigen Pilger gleichen, der, ſtets eingedenk ſeines Gelübdes, bei Sonnenſchein und Ungewittern auf ſeiner Wallfahrt zu dem Seegen und Heilung ertheilenden Gnadenbilde weder zur rechten noch linken abweicht, ſein Ziel unverrückt vor Augen behält und nicht eher raſtet und ſeinen matten Gliedern Erquickung geſtattet, als bis er an der Stufe des Altars niedergekniet iſt, auf dem ſein Heiliger im himmliſchen Strahlenglanz umleuchtet ſteht. *Ihr* Heiliger, dem Sie wenigſtens eben ſo eifrig entgegen wallfahrten müſſen, iſt die Weisheit, jene Erſtgeborne des Himmels, die mit ihren Schweſtern, Unſchuld und Demuth im holden Bunde vereinigt Sie durch dieß Leben froh und Seegenverbreitend für ſich und Ihre Brüder hindurchführen, und wenn nun jene letzte, alles entſcheidende Stunde gekommen iſt, wo dieſe morſche Hütte einſtürzt, Ihnen auch alsdann noch da, wo unſer Wiſſen kein Stückwerk mehr ſeyn wird, die goldenen Pforten der Wiſſenſchaft, welche die Bibel *das Anſchauen Gottes* nennt, aufſchlieſen wird. Ach! daß doch von dieſem Augenblick an dieß hohe Gefühl Ihrer dreifachen Beſtimmung nie von Ihnen weichen und Sie bei jeder Gefahr der Verirrung und Verführung, wie ein guter Schutzengel, warnend umſchweben möchte! Könnte ich deſſen gewiß ſeyn, dann hätte dieſe Trennung nichts niederſchlagendes und herbes mehr für mich.

So aber kann ich mir beim Abſchiede die Frage noch immer nicht verſagen: *wo werden wir uns wieder treffen?* Wohin werden Sie, ſo wie Sie jetzt hier um mich verſammelt ſtehn, auch nur nach zehn Jahren ſchon verſtreuet und vertheilt ſeyn? In welchen Aemtern und Ausſichten zu Aemtern, in welchen glücklichen oder unglücklichen Lagen werden Sie ſich da befinden? Der in Schleſiens Schulannalen berühmte Rector Trotzendorf in Goldberg ſoll ſeine zahlreichen Schüler, die damals bis aus Polen und Mähren zu dieſem ſeltenen Schulmann wallfahrteten, beim Eintritt im Hörſaal zuweilen alſo begrüßt haben: „Guten Morgen ihr kaiſerlichen und königlichen Räthe, ihr Bürgermeiſter und Rathsherrn, ihr Richter und Schöpfen, ihr Paſtoren und Pfarrherrn, ihr Profeſſoren und Schullehrer — ihr Soldaten, und endlich — ihr Taugenichtſe und Böſewichter!“ Wie gern möchte ich den erſten Theil dieſer Anrede im wahrhaften Prophetenton auch hier anwenden und mit geſchärſterem Seherblick auf die Zukunft auch Sie heute zum Abſchiede auf ähnliche Weiſe anreden: „Lebt wohl, ihr künftigen Stützen des Staats in geiſtlichen und weltlichen Aemtern, ihr, die ihr mit äuſerm und innerm Beifall beglückte gute Gärtner in der lebendigen Pflanzſchule Gottes ſeid, ihr Prediger, die ihr ſanftmüthig, ihr Richter, die ihr unbeſtechlich, ihr Aerzte, die ihr behutſam ſeid, lebt wohl!“ — Aber das Buch der Zukunft iſt verſiegelt und unſer Auge zu ſchwach, um das ſchon jetzt im Lichte zu ſehen, was Gott mit ſchonender Güte in undurchdringliches Dunkel barg. Freilich würde meine Bruſt von frohem Entzücken ſchwellen, wenn ein Geſicht mir ſchon jetzt die Hoffnungen und Ausſichten erfüllt oder gar übertroffen zeigte, die mein ahndender Sinn Ihnen ſo gern zuſicherte. Aber welcher Schmerz würde auch wieder mein blutendes Herz zerreißen, ſähe ich in eben dieſer Zukunft auch nur einen von Ihnen durch eigene Schuld in den Abgrund des Verderbens geſtürzt, mit Schande, die früher oder ſpäter den ausgemergelten Wolluſtling und Sclaven der Sinnlichkeit heimſucht, gebrandmarkt, von den innern Furien des Gewiſſens, das ſelbſt auf ſeidenen Polſtern und unter den ſüßeſten Schmeichellauten nicht auf immer eingewiegt wird, gegeißelt, als eine Laſt der Erde, als Stümper oder als Verbrecher wandeln; ſähe ich auch nur in einem von Ihnen die frohen Hoffnungen des Vaterlandes, die Erwartungen ſeines alles für ihn aufopfernden Vaters, das mitternächtliche Gebet ſeiner frommen Mutter, die Ausſichten des Lehrers vereitelt, die alle nicht auf Miswachs rechneten, wo ſie ſo treulich geſäet hatten. Und geſetzt auch, daß uns die entſchleierte Zukunft keines jener Herzzerreißenden Schauſpiele darböte, iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, da ich hier um mich die Zahl von mehr als 150 Jünglingen und Knaben erblicke, daß nach zehn Jahren manchen unter uns ſchon ein früher Grabhügel decken werde? Verhülle alſo deinen Zauberſpiegel, Zukunft! Ich mag nicht hinein ſehen. Ich habe ein beſſeres Orakel in meiner Bruſt. Es iſt der Glaube an Unſterblichkeit. — Zwar ich werde mich ſtets freuen, wie ſich die Fürſten über eine Siegesbotſchaft oder eine neue, ohne Blut eroberte Provinz freuen, ſo oft ich von einem unter Ihnen die angenehme Nachricht erhalte, oder wohl gar in öffentlichen Blättern leſe, er habe durch Fleiß und Wohlverhalten dieſe oder jene wichtige Ehrenſtelle empfangen, er ſei wegen ſeiner Kenntniſſe bewundert oder, was noch weit mehr werth iſt, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit geſchätzt und wegen ſeiner Verdienſte im weiten Kreiſe ſeiner Brüder geliebt. Jedes ſchriftliche Zeichen Ihres Andenkens, wenn es nur nicht hohl tönt und eitles Schellengeklingel iſt, wird mir auch in der Ferne eine frohe Stunde bereiten und die Sammlung vergrößern, die ich zur Erwählteſten meiner kleinen Beſitzungen rechne und: *Briefe dankbarer Schüler* überſchrieben habe. Freudig werde ich den, der mich in meinem künftigen Wohnort beſucht, an meine Bruſt drücken und, wo ichs vermag, zu jedes Wohlfahrt auch aus der Ferne mein Scherflein gern beitragen. Allein dieß alles iſt doch ſehr ungewiß, iſt Abdruck und Ausdruck der Sehnſucht, die in ſolchen Augenblicken raſch nach jeder, auch nicht haltbaren Stütze greift. Eins aber iſt gewiß, der Tod, und nach dem Tode das Gericht! So kann ich alſo auch nur einen Ort mit Gewißheit beſtimmen, wo wir uns alle einander zur innigſten Vereinigung nähern können. So wie wir geſtern in der gemeinſchaftlichen Abendmalsfeier alle neben einander vor dem Altar und um das Grab des großherzigen Glaubenshelden, des Churfürſten Johann Friedrich herum ſtanden: ſo lade ich Sie alle jetzt in dieſem letzten feierlichen Augenblicke des Scheidens vor Gottes Thron ein und wünſche Sie dort mit mir vom Weltheilande in jene himmliſchen Freuden eingeführt zu ſehen, wo keine Trennung mehr iſt und wo wir auch über den Zuſammenhang unſerer Schickſale, auch über die ewigen Wirkungen dieſer heutigen Stunde noch einmal in einer ausdrucksvollen Geiſterſprache mit einander Betrach-

Digitized by Google

tungen anſtellen wollen. Dort iſt das Ziel der froheſten Wiedervereinigung. Auf! keiner bleibe zurück! keiner ermüde, den ſchönen Wettlauf bis zur Stunde, die Kronen auf der Wage hat, fortzuſetzen! Dort, ja dort wollen wir einander alle wieder finden!

Allwiſſender, der du Herzen und Nieren prüfeſt und den Gedanken kenneſt, der noch nicht gedacht war, du hier Gegenwärtiger, Allgegenwärtiger, du durchſchaueſt die Lauterkeit und Aufrichtigkeit dieſer jetzt feierlich gefaßten Entſchlüſſe. Stärke, befeſtige, vollende ſie in uns allen. Denn von dir kommt beides, das Wollen und das Vollbringen. Präge jede Lehre der Weisheit, deren Anfang und Ende du biſt, jede Vorſchrift deiner allbeglückenden Religion, die in dieſer Schule während meines Hierſeyns vorgetragen worden iſt, präge auch dieſen Zuruf in die Herzen der Jünglinge. Ja ſeegne du, Vater aller Seegnungen, ſo Stadt als Land, ſo Fürſt als Unterthan, ſo Meiſter als Jünger in dieſem Pflanzgarten der Menſchheit. Seegne, ſtärke, erhalte unſern gnädigſten Herzog, den Freund, Förderer, Beſchützer und Anwald wahrer Aufklärung, die nur leuchtet und wärmt, nicht zündet und tödtet. Er iſt ſtets ein gnädiger und huldreicher Fürſt gegen mich geweſen, und hat mir noch in den letzten Tagen erfreuliche Beweiſe ſeiner Gnade gegeben. Beglücke du, Allgütiger, jeden ſeiner Entſchlüſſe und laß ihn lange die ſüßeſten Früchte und die erquickendſten Schatten von den Bäumen im Garten der Menſchheit genießen, die ſeine pflegende Hand pflanzte und wartete! Seegne das ganze erhabene Fürſtenhaus Weimar, vor allen aber die zwei Fürſtinnen, auf welche unſer Weimar, Angeſichts aller deutſchredenden Völker, ſtolz iſt, und ohne höfiſche Schmeichelreden zuerſt nennt, wenn es ſein Köſtlichſtes hererzählt. Beide ſind mir ſtets als wahre Landesmütter und mit dem ehrwürdigſten Eifer für alles, was ſchön iſt und wohl lautet, erſchienen. Beide würdigten mich zuweilen ihres huldreichen Zutrauens, und nie ſprach ich mit ihnen von darbendem Verdienſt unter unſern fleißigen, aber nur ſelten mit Glücksgütern geſeegneten Jünglingen, ohne ein Bothe des Troſtes und der Hilfe ſeyn zu können. Da ſie, wie alle guten Geiſter, ohne Geräuſch und nur im Stillen zu wirken gewohnt ſind: ſo darf ich hier, wo es mir ſchwer wird zu ſchweigen, nicht reden. Aber es bedarf meiner ohnmächtigen Stimme nicht. Ihre Thaten ſtehn im Buche der Menſchheit geſchrieben, und du, Allwiſſender, blickeſt Seegen auf ihre Mutterherzen! — Seegne auch unſern gnädigſten Erbprinzen, dem jetzt unſer aller Herzen mit freudiger Sehnſucht entgegenſchlagen. Mir wurde in den letzten Tagen ſeines Hierſeyns das Glück zu Theil, das ich leicht das beneidenswertheſte auf meiner vollen Glückstafel nennen mögte, mit ihm mich regelmäßig über wichtige Gegenſtände unterreden zu dürfen, und rein und unverfälſcht legte ſich da ſein vielfachgebildeter, in hoher Unſchuld und Güte lieblich aufblühender Geiſt meinen Augen offen dar! Er iſt es werth, vor andern beglückt zu ſeyn! Drei holde Himmelsknaben bringen ihm drei Kränze und jeder ſchmücke bis auf ſpäte Zeiten ſeine Scheitel, den Bürgerkranz mit Eichenlaub geſchmückt, den von Fette und Ueberfluß des Friedens triefenden Oelkranz und den von Liebe und Hausfrieden geflochtenen Myrtenkranz. Du, Allgütiger, erhöre unſre Gelübde! — Seegne alle hohen Collegien und Räthe unſers Fürſten, die zum Beſten rathen, und gieb vor allen den patriotiſchen Bemühungen des geiſtlichen Collegiums, dem ich ſelbſt anzugehören das Glück hatte, fröhliches und erſprießliches Gedeihen. Erfreue den neuen, ehrwürdigen Chef deſſelben, den ich hier vor mir mit Rührung und Dankbarkeit erblicke, mit einem glücklichen Ausgang ſeiner Entwürfe und lohne ihm ſeine edle Freimüthigkeit. Lohne den Männern, die mit ihm zu einem Ziele wirken, und laß ſie den ſchönſten Lohn in ihrem Bewußtſeyn, ihre Pflicht redlich geübt zu haben, finden. Sie ſind mit wohlthätigen Verbeſſerungsplanen zur Erziehung des Volks beſchäftiget, die bald offen da liegen und ihnen den Dank der Mitwelt und Nachwelt erwerben werden. Du, großer Menſchenfreund, Urborn des Lichts, erleuchte und ſtärke ſie und alle ehrwürdigen Diener deines Worts in dieſer Stadt, die ſo thätigen und rühmlichen Theil an der Bildung der reifenden und gereiften Menſchheit haben, und mir alle ſo viel Liebes und Treues bewieſen! Aber erzeige auch Barmherzigkeit und Liebe, du, der du die Kindlein zu dir riefſt und der Lehrer Stuhl über andere Stühle ſetzteſt, ſämmtlichen Lehrern und Mitarbeitern in dieſer Lehranſtalt, die mich vom erſten Eintritt in ihre Mitte bis heute mit unwandelbarer Liebe, Treue und Einigkeit umfaßt und durch die redlichſte Mitwirkung, Unterſtützung, Stellvertretung, ſo viel nur immer an ihnen geweſen iſt, Roſen ohne Dornen auf meinen Weg gepflanzt haben. Dank dir, Vater der Barmherzigkeit, daß die ich mir hier vor 13 Jahren mit dem erſten Handſchlag verband, ihnen bis auf einen Vorausgegangenen auch allen noch heute die Hand des Danks und der Bruderliebe reichen kann. Auch die kleinſten Staaten und Gemeinweſen, wie unſere Schulanſtalten ſind, wachſen und blühen nur durch Einigkeit. Iſt etwas Gutes, ſo lange ich an der Spitze dieſer Schule ſtand, bewirkt worden, ſo wars nicht mein Werk, ſondern das Reſultat der hier ſo einträchtig und harmoniſch wirkenden Kräfte. Nie, mit der ſtrengſten Wahrheit darf ich das verſichern, hab ich auch nur einen leiſen Mißklang hier vernommen. Ich kann Ihnen, meine theuerſten Herrn Amtsgenoſſen, für dieſe ſeltene Liebe und Treue weder danken, noch lohnen. Aber der im Himmel wohnet, und frommes Gebet erhört, wird Ihre ſtille, geräuſchloſe Wirkſamkeit, die bisher oft den Lohn in ſich ſelbſt finden mußte und des Sonnenſcheins entbehrte, der ſich milder über benachbarte Fluren ergoß, mit der erquickendſten ſeiner Seegnungen lohnen. Dem alten Kriegshelden legt man ein Schwert auf den Sarg. Das Bild der in fünf Grundtönen zuſammenklingenden Lyra, des Pentachords, möge man einſt auf das kleine Haus mahlen, das uns zur Ruhe bringt. Seegen über dieſe ganze wichtige Pflanzſchule der Tugend und Wiſſenſchaft! Mögen aus ihr immer nicht nur vielwiſſende und vielſeitiggebildete, ſondern auch pflichtmäßig handelnde und fromme Jünglinge hervorgehn, und auf ihr nicht nur Bürger für den Staat, ſondern auch für den Himmel gezogen werden! Ja, Seegen auch über meinen Nachfolger, wer er auch ſei, dem ich ſo gern die Hand drückte, wenn ich nur wüßte, welche Hand ich ergreifen ſollte. Du haſt der Seegnungen ſo viele, Allvater! darum laß es auch dem Magiſtrat dieſer Stadt, der ſo gern zum Ganzen mitwirken wird, wenn von einem Ganzen die Rede ſeyn kann, und der ganzen Bürgerſchaft und allen Einwohnern dieſer guten Stadt wohl gehen bis auf Kind und Kindeskind. Sie nahmen mich Fremdling alle ſo willig und freundlich auf und erzeigten mir überall nur Liebe und Wohlwollen, was kein Geld kauft und kein dankendes Wort belohnt. Gutes Weimar, immer möge Rath und Weisheit in deinen Mauern herrſchen. Du magſt nicht die *geldreiche* genannt werden, aber du wurdeſt ſchon lange unter allen deinen Mitſchweſtern die *kunſtreiche* und *geiſtreiche* genannt. Von Oſten und Weſten mögen noch lange die Fremdlinge zu dir wallfahrten, die den Ring ſuchen, um welchen die drei Brüder uneins wurden. Blühe an Weisheit und Tugend, ſo wie du an Wiſſenſchaft und Kunſt blüheſt! Gottes Gnade und Barmherzigkeit, die kein Ende hat, ſei über uns allen! Amen!

Morgenſtunden einer reichen Römerin *).

Im königlichen Muſeum zu Portici, unweit Neapel, zeichnen ſich unter den alten Gemälden, die aus den verſchütteten Städten Herculanum und Pompeji gegraben und dort aufgeſtellt worden ſind, vorzüglich vier kleine Stücke aus, die nicht, wie die übrigen, auf die feſten Wände ſelbſt gemalt, ſondern beſonders eingefaßt, und alſo ſchon vor anderthalb tauſend Jahren von ihren damaligen Beſitzern als größere Koſtbarkeiten angeſehen worden waren [1]). Das dritte von dieſen Stücken verſetzt uns durch ſeinen Anblick in das Putzgemach einer Herculanenſiſchen Dame. Der neueſte Schilderer dieſer Sehenswürdigkeiten drückt ſich folgendermaßen darüber aus. „Ein ſtehendes junges Weib läßt ſich von einer Geſpielin die Haare kräuſeln. Eine dritte ſitzt im ſelbigen Zimmer: neben ihr ſteht die vierte. Sie ſind alle hübſch und wollüſtig gekleidet [2])." Ich würde nach einer wiederholten Betrachtung der Abbildung dieſes ſchönen und nur von oben etwas beſchädigten Gemäldes in den *Herculaniſchen Alterthümern* **) die Scene, die hier vorgeſtellt wird, lieber ſo faſſen: Es iſt ein Familiengemälde einer Mutter mit ihren zwei Töchtern, die ihrer ſchönen Mutter vollkommen würdig, und, wie Augenzeugen des Originals verſichern, in gewiſſen Familienzügen auch ähnlich ſind. Die

---

*) Aus: Sabina oder Morgenſcenen im Putzzimmer einer reichen Römerin, von C. A. Böttiger. Leipz. 1803.

1) Die neueſten Bemerkungen, die der gelehrte du Theil dem Pariſer National-Inſtitut über den wahren Zeitpunkt mitgetheilt hat, worin Pompeji, Herculanum und Stabiä völlig verſchüttet worden ſind (nach Chr. G. 471), kann allerdings die Anſicht ſehr vieler für weit älter gehaltenen Gemälde und Antiken des Muſeums von Portici ſehr verändern, und die bis zum Lächerlichen übertriebene Bewunderung derſelben abkühlen, trifft aber auf keinen Fall dieſe ſchon aus weit früheren Zeiten abſtammenden und ſchon im Alterthum aus einer andern Wand *ausgeſchnittenen* vier Gemälde, die als Compagnons gedacht und erklärt werden müſſen.

2) Reiſe in Deutſchland, Italien und Sicilien von F. L. Graf *von Stolberg* Th. III. S. 83.

**) Pitture d'Ercolano t. IV. tab. XLIII.

Digitized by Google

Mutter ſitzt auf einem etwas erhabenen und mit einem Fußtritt verſehenen Seſſel, wie ſie in den Zimmern der Frauen damaliger Zeiten als ein wahres Ziergeräthe aufgeſtellt waren, und durch Bildhauerarbeit, goldene Leiſten, und prächtige Decken und Matratzen dieſen Namen auch vollkommen verdienten [3]). Sie hält mit der rechten Hand ihre jüngere Tochter zärtlich umfaßt, die ſich in einer ſehr anmuthigen Stellung zu ihr hinneigt und an ſie anſchmiegt. Auf der anderen Seite ſteht die ältere Tochter und läßt ſich von einer Sclavin etwas an dem Hintertheile ihres Haarputzes zurecht legen. Der Putz iſt übrigens ſchon vollendet, die Haare ſind mit einem doppelten Bande zierlich umſchlungen, vorn mit Putznadeln, deren Köpfe man nur ſieht, aufgeſteckt und flieſſen hinten in nachläſſig herabrollenden Locken über die Schultern. Das feine Gewand mit der ſchöngeſtickten Einfaſſung, Ohrgehänge, Armbänder, alles deutet auf einen feſtlichen Tag. Vielleicht wird hier eine Braut zu ihrer Hochzeit geſchmückt [4]). Dabei liegen auf einem zierlichen Tiſchchen unter einem Schmuckkäſtchen eine weiße und eine hellblaue Binde, und einige grüne Zweige, wahrſcheinlich zu einem Opferkranze. Ueber dem Tiſchchen ſteht eine ſchlanke, niedlich ausgebogene Gießkanne. Kurz, das Ganze giebt uns eine Vorſtellung einer Damen-Toilette aus einem Zeitalter und einer Gegend, wo Römiſche Prachtliebe mit Griechiſchem Geſchmacke aufs Reizendſte ſich vereinigte.

Man hört ſo viel von der verſchwenderiſchen Pracht und dem koſtbaren Putze der Römerinnen in jenem Zeitalter ſprechen, wo die Reichthümer und der Luxus einer ausgeplünderten Welt in Rom zuſammengefloſſen waren; wo die Welt von den ſtolzen Römern, und dieſe von ihren noch ſtolzeren Weibern beherrſcht wurden. Mancher unſerer Leſerinnen dürfte daher doch wohl ein Blick auf die Morgen- und Toiletten-Stunde einer Dame aus jenen Zeiten eben ſo viel Unterhaltung gewähren, als die beliebte und belobte Lektüre eines Ritter- und Helden-Romans aus den Tagen unſerer turnierenden Vorväter, oder eines Geſpenſtermährchens der Dame Radcliff, in dem nur die Verfaſſerin ſelbſt das Geſpenſt iſt, das man fürchtet. Sie erinnern ſich vielleicht bei dieſer Schilderung einer Römiſchen Damen-Toilette, etwas Aehnliches in Barthelemy's Reiſen des jungen Anacharſis geleſen zu haben. Aber dort iſt nur die Rede von den auf häusliche Eingezogenheit beſchränkten Athenerinnen. In Rom war dies alles ganz anders. Was jetzt die ſtolzeſten Fürſtinnen, die hochgebietende Frau eines engliſchen Nabobs in Bengalen, und die launenhafteſte Ruſſiſche Kneſin kaum in der übermüthigſten Herrſcherlaune von ihren Dienerinnen verlangen dürften, und mit allen ihren Schätzen kaum bezahlen könnten, dies machte die Frau eines Römiſchen Senators, eines Römiſchen Ritters, der ganze Länder beraubt, Könige zu ſeinen Füßen geſehen, und hunderte von Sclaven und Sclavinnen aus den unterjochten Provinzen in ſeine Häuſer und Landgüter nach Rom und Italien geſchleppt hatte, alle Tage beim Erwachen in ihrem Hauſe möglich.

Ein ganzes Heer von Sclavinnen, wovon einer jeden ihr eignes Geſchäft, ihr beſonderer Wirkungskreis beim Ankleiden und Ausſchmücken ihrer Gebieterin angewieſen war, warteten auf den Wink ihrer erwachenden Domina. So ließ ſich die gnädige Frau von ihrem Hausgeſinde ſowohl, als ihren Liebhabern und allen denjenigen nennen, die ihrem drohenden oder erhörenden Blick auf Tod und Leben unterworfen waren [5]). Der große Sittenmaler Lucian hat uns von dieſer Scene ein ſo treues und lebendiges Bild geliefert, daß ich mir den Dank manches Liebhabers gewiß zu verdienen hoffe, wenn ich dieſe Schilderung hier abſchreibe, zumal da der verdienſtvolle Ueberſetzer des Lucian in unſerer Sprache aus wichtigen, doch nicht in dieſer Stelle liegenden, Gründen, dies ganze Geſpräch unüberſetzt gelaſſen hat.

„Sollte Jemand dieſe Damen, ſo ſpricht Lucian, in dem Augenblicke ſehen können, wo ſie ſich endlich aus ihrem Morgenſchlafe erheben, ſo ſollte er ſicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchen beim erſten Ausgange des Morgens zuſammenzutreffen, wir im gemeinen Leben für eine ſehr ſchlimme Vorbedeutung zu halten pflegen. Darum ſchließen ſie ſich auch um dieſe Zeit ſo ſorgfältig ein, daß ſie kein Männerauge erſpähen kann. Nun treten ſie in einen Kreis von dienſtfertigen Mütterchen und Zofen ein, die ſich alle um die Wette bemühen, die erſtorbenen Reize auf dem Geſichte ihrer Gebieterin von den Todten zu erwecken. Sich den Schlaf aus den Augen mit friſchem Quellwaſſer zu waſchen, und dann raſch und munter an ein hausmütterliches Geſchäft zu gehen, welch eine abgeſchmackte, altväteriſche Zumuthung! Nein, da müſſen vor allen Dingen allerlei Salben und Pulver aufgetragen, und Schönheitstincturen angeſtrichen werden. Das Ganze hat völlig das Anſehn eines öffentlichen Prunkaufzugs. Eine jede Zofe und Aufwärterin hat ein anderes Stück der Toilette herbeizutragen. Die eine bringt ein ſilbernes Waſchbecken, die andere eine Bequemlichkeitsvaſe, die dritte eine Gießkanne, wieder andere Spiegel und Büchſen, ſo viel nur immer in einer Apotheke in Reih und Gliedern ſtehen können. Und in allen dieſen iſt nichts als Unrath, Lug und Trug enthalten, in der einen Zähne und Zahnfleiſchbeizen, in der andern ſchwarze Wimpern und Augenbrauen, und andere dergleichen Lumperei. Doch die größte Kunſt und die meiſte Zeit wird an den Haarſchmuck verſchwendet. Einige, die die Wuth haben, ihr natürlich ſchwarzes Haar in blondes und goldgelbes umzutauſchen, färben es mit Salben, die ſie dann in der Sonne am Mittag eintrocknen und einbeizen laſſen. Andere, die ſich ihr ſchwarzes Haar noch gefallen laſſen, verſchwenden daran das ganze Vermögen ihrer Männer, und laſſen einem das ganze glückliche Arabien aus ihren Haaren entgegen wehen. Da werden Brenneiſen bei einem ſchmögenden Feuer warm gemacht, um damit krauſe Löckchen zu ſchaffen, die die Natur verweigerte. Da müſſen die Haare weit in die Stirn herab bald bis in die Au-

---

3) Die Catheder der Frauen. Bei den Römerinnen hießen dieſe etwas erhabenen Familienſeſſel in ihren Zimmern Catheder. Wenn der Epigrammendichter Martial einen Stutzer ſchildert, ſo ſagt er IV, 79, er treibe ſich den ganzen Tag zwiſchen den Cathedern herum, d. h. an den Putzſtühlen und Toiletten der Damen. Wahrſcheinlich nehmen manche junge Herren auf unſern Univerſitäten dies Wort noch in dieſer ächt Römiſchen Bedeutung. Es ließe ſich auch nach Chimentelo de honore bisellii und Scheffer de re vehiculari II, 4. p. 64 ff. über die Catheder eine ſehr unterhaltende Abhandlung ſchreiben. Ein engliſcher Upholsterer (Möblirer) kann über die paſſendſte und eleganteſte Form der neueſten Modeſtühle nicht mehr klügeln, als es die Römerinnen mit ihren cathedris thaten. Da man im Alterthum faſt ſtets liegend auf den Knieen ſchrieb und las (weswegen es ein großer Verſtoß gegen das Coſtum iſt, wenn neuere Künſtler alte Dichter oder Schriftſteller an einem Schreibetiſche ſitzend vorſtellen — nur lehrend ſaßen ſie auf einem hemicyclio. S. Visconti zu Pio-Clementin. T. III. p. 18. übrigens ſchrieben ſie alles liegend in lectulo lucubratorio), ſo war dieſe Poſitur den Damen etwas unbequem. Daher wurden die Armlehnen an den Cathedern ſo eingerichtet, daß ſie zugleich zu einem Secretär, Schreibepult, dienten. Man ſehe Passerat zum Propert. IV, 5, 37, wo die Kupplerin den Unterricht an ein Buhlſchweſterchen ertheilt, ſie müſſe, während der Liebhaber ſchmachtend da kniee, etwas zu ſchreiben ſcheinen: posita tu scribe cathedra quidlibet. Daß der Toiletten-Apparat darauf ausgelegt werden konnte, ſieht man aus Phaedrus III, 8. ubi vid. VV. DD. Da man ſich auch darin tragen ließ, ſo mußten ſie Leichtigkeit mit Eleganz verbinden. Es ſcheinen daher die Rücken- und Armlehnen zuweilen auch aus zierlichem Flechtwerk oder aus Weidenzweigen korbartig gemacht geweſen zu ſeyn. Daher Plinius in einer Stelle, die jetzt noch aus Handſchriften Verbeſſerung erwartet, XVI, 37. ſ. 63. von der Weidenruthe ſagt, ſie wäre: in delicias supinarum cathedrarum aptissima. Uebrigens iſt dieſe cathedra nur eine Abart des Griechiſchen θρόνος. Theocrit. XIV, 39 nennt ſie δίφραξ. Man vergleiche die Griechiſchen Scholien.

4) Brautſchmückungen kommen beſonders auf den Griechiſchen Vaſengemälden ſehr häufig vor, wo man dies Sujet gewöhnlich für ſolche Vaſen gewählt zu haben ſcheint, die der Braut zum Hochzeitsgeſchenke gemacht werden ſollten. Man ſehe z. B. in Tiſchbeins neueſten Sammlungen, Recueil de gravures d' après les vases antiques T. I. pl. 3. 47. Th. II. pl. 34. 36. S. Böttigers Vaſenerklärungen Heft I. S. 140 ff.

5) Die Miß in her teens, oder die Tochter eines Römers von ihrem vierzehnten Jahre an wurde ſchon Domina, d. h. mein gnädiges Fräulein! genannt. Dies lernen wir aus dem griechiſchen Sittenbüchlein des Philoſophen Epictet (Enchiridion cap. 62), der dabei die unartige Bemerkung macht, daß man die Weiber blos darum in der Titulatur zu Gebieterinnen mache, weil man ihre Ohnmacht nicht fürchte, und weil ſie doch nur durch Kunſt der Toilette gefallen und herrſchen könnten. Fürwahr, eine ſolche Ungehörigkeit konnte doch nur ein bärtiger, ungeſchliffener Stoiker über ſeine Zunge kommen laſſen! Der Titel domina ſtieg bald bis zur niedrigſten Volksklaſſe herab, und ſo groß der Zwiſchenraum zwiſchen einer ci-devant Madame Royale und einer Madame des halles in dem antirevolutionären Paris war; ſo unermeßlich und noch unermeßlicher war der Abſtand zwiſchen der Domina, wie die Kaiſerinnen ſelbſt auf Münzen und Inſchriften genannt wurden (ſ. Spanheim de praest. numism. T. II. p. 487.), und einer Domina, wie ſie ſich beim Petron (cap. 62. p. 330. ed. Burmann.) aus Ueberfüllung an einem Bärenbraten beſp..t. Vergl. Gruteri Inscriptt. p. DCCCXL, 8, wo ein ganz gemeiner Römer, wie es ſcheint, ſeiner ſeligen Frau zuruft: FAVE DOMINA. VALE DOMINA.

genbrauen gezogen werden, damit der Tummelplatz für die Liebesgötterchen auf der Stirne ja nicht zu groß ſei. Hinten aber wallen in ſtolzen Buckeln die Locken über den Rücken herunter [6]).“

Aber hat hier nicht Lucian die Farben zu ſtark aufgetragen, und den armen Frauen ſeines Zeitalters zu viel gethan? Ich dürfte mich vielleicht, um die Glaubwürdigkeit des Satyrikers zu retten, der bei dem Reichthum ſeines Witzes überhaupt nur ſelten zu jenem Nothbehelf des Mangels und der Carricatur, der Uebertreibung, ſeine Zuflucht nimmt, auf einige ſehr ehrwürdige Kirchenväter des zweiten und dritten Jahrhunderts, beſonders auf den Zuchtmeiſter des Clemens von Alexandrien, und auf den Tertullian berufen, der eine eigne, zur Bekanntſchaft mit den hoffärtigen Ueppigkeiten ſeiner Zeit ganz unentbehrliche Schrift, über den Putz der Frauen, geſchrieben hat. Aber ich beſorge auch hier den Einwurf zu hören: Das ſind Strafprediger, und dieſe Herren nehmen, wie bekannt, in ihrem Eifer die Sache auch nicht immer ſo genau. So mögen es denn die Leſerinnen ihrer eignen Hartgläubigkeit zuſchreiben, daß ich ſie vielleicht länger bei dieſer vornehmen Morgen-Toilette zu verweilen erſuche, als ihnen ſelbſt lieb iſt, und ſogar ihre Augen hie und da mit gelehrten Citaten beläſtigen muß.

Unſere Domina — ſie mag, doch ohne Präjudiz aller Römiſchen und nicht Römiſchen Damen gleiches Namens, Sabina heißen — konnte bei ihrem Erwachen aus dem letzten ſüßen Morgenſchlummer gar kein anderes, als ein höchſt widerwärtiges und zurückſchreckendes Anſehen haben. Freilich iſt der Ausdruck unſeres Lucian mit der Meerkatzen-Phyſiognomie eben nicht der zarteſte und gewählteſte. Aber man urtheile ſelbſt. Sie hatte, nach damaliger Sitte, Abends vor Schlafengehen ſich über das ganze Geſicht einen Teig von Brod, das in Eſelsmilch aufgefeuchtet wurde, über das Geſicht legen laſſen. Die Erfinderin dieſes Schönheitsmittels war die berüchtigte Poppäa, die Gemahlin des Nero, geweſen, und man nannte dieſe Brod-Incruſtation, wodurch die Haut außerordentlich weich und zart erhalten wurde, nach ihrem Namen. Die Nacht über war natürlich dieſer Schönheitskleiſter auf dem Geſichte eingetrocknet, und gab nun beim Erwachen ihrem Angeſichte das Anſehen eines zerſprungenen und zerborſtenen Kalk- oder Gyps-Ueberzuges, womit ihn auch der Römiſche Satyrendichter, dem wir die genaueſte Nachricht hierüber verdanken, ausdrücklich vergleicht [7]). Rechnen wir nun den Umſtand dazu, daß unſere Dame, wie wir bald genauer ſehen werden, noch vor Schlafengehen einige ſonſt ſehr weſentliche Beſtandtheile des menſchlichen Antlitzes, als da ſind Augenbrauen, Zähne, Haare u. ſ. w., mit ihren übrigen Kleidern ausgezogen hatte, und alſo auch von dieſer Seite mehr dem Todtenkopfe einer ſchönen Frau, über den Hamlet dort in der Todtengräber-Scene ſo herzangreifende Betrachtungen anſtellt, als dem lebendigen Modell einer Venus des Praxiteles glich, ſo begreift man auch wohl ohne meine weitere Erinnerung, daß die Vergleichung Lucians mit einem Thiere, das ſchon der alte Dichter Ennius eine Carricatur des Menſchen genannt hat [8]), wo nicht die ausgeſuchteſte und galanteſte, doch die treffendſte und pikanteſte war, die ſich hier machen ließ.

Doch ehe Sabina noch zu ihrer Toilette eilte, hat ſchon die vielgeplagte Smaragdis, ihr eigentliches Leib- und Kammermädchen [9]), zur Verehrung der Göttin Cloacina einige Dienſtleiſtungen vollendet, die der Uebermuth jener alten Herrſcherwelt von ihren Sclaven und Sclavinnen durch ein Schnippchenſchlagen mit den Fingern forderte [10]). Auffallend iſt daher der Anblick, gleich hinter der Sabina, ſo wie ſie die Vorhänge von dem Eingange ihres Schlafzimmers zurückſchlägt [11]), um in das Anputzzimmer zu treten, noch eine Sclavin heraustreten zu ſehen, die in der rechten Hand ein Nachtbecken aus Murrhinit-Maſſe [12]) trägt, während ihr über der Linken

---

6) Aus dem Geſpräche Lucians, Amores oder die Liebkoſungen betitelt, T. II. p. 440 ff. ed. Wetsten. Man vergeſſe nur nicht, daß Lucian in den meiſten ſeiner Schriften keineswegs griechiſche Sitten ſchildert, ſondern die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen in der Römiſchen Welt unter den Antoninen.

7) Juvenal. VI, 467 nennt dieſe Poppaeana ganz beſtimmt einen Kalkanwurf (tectorium):

Interea foeda aspectu, ridendaque multo
Pane tumet facies —
Tandem aperit vultum et tectoria prima reponit,
Incipit agnosci.

Man bediente ſich außer dieſes fetten Teigs noch einer andern aus Bohnenmehl und Reiß gekneteten Maſſe (lomentum), durch die man die Haut zu entrunzeln und zu glätten ſuchte. Die Nachtmasken unſerer Damen aus feinem Leder ſind doch in der That gegen dieſe Kleiſterüberzüge noch eine wahre Bequemlichkeits-Erfindung.

8) Simia quam similis turpissima bestia nobis. Beim Cicero de nat. Deor. I, 35.

9) In einer, wie es ſcheint, ſehr lückenhaften, Inſchrift beim Gruter p. DLXXXVI. 5. kommt eine cubicularia Zmaragdis vor. Fabretti's Bemerkungen zu dieſer Inſchrift ad columo. Trajanam p. 184. begegnen noch gar nicht allen Schwierigkeiten dieſes ſonderbaren Gedächtnißſteins.

10) Nachttopf-Sclaven. Da die Frage, die der Satyren-Dichter Juvenal eine Römerin einmal in vollem Ernſte thun läßt: Iſt denn der Sclav' ein Menſch? überall als Grundmaxime ihres Betragens gegen die Sclaven, wo nicht mit Worten, doch durch Handlungen, ſich ausſprach, ſo machte es einen Theil des herriſchen Betragens im Alterthum aus, die Befehle an Sclaven blos durch Winke und Zeichen auszudrücken. Daher denn der fromme Clemens von Alexandrien in ſeinem Zuchtmeiſter (Paedagogus II, 7. p. 174. Sylb.) das Schnalzen mit der Zunge, das Pfeifen, und das Schnippchenſchlagen mit den Fingern, wodurch man die Sclaven ruft (οἱ διὰ τῶν δακτύλων ψόφοι, τῶν οἰκετῶν προκλητικοί), als ein Betragen mißbilligt, wodurch die Menſchen, die doch mit Vernunft begabt wären, zu unvernünftigen Thieren herabgewürdigt würden. Das Schnippchenſchlagen (digitis concrepare), welches bei uns öfter ein Zeichen des Spottes iſt, war bei den Alten überhaupt ein Ruf, ein Zeichen, daß man kommen ſollte. Siehe Broekhuys zu Tibull. I, 2, 35. Aber eine ganz beſondere Bedeutung hatte es, wenn der Herr während der Mahlzeit oder des Nachts damit ein Zeichen gab. Dann kam der darauf abgerichtete Sclav dem natürlichen Ausleerungsdrange ſeines Herrn ſogleich durch Unterhaltung eines Gefäßes zu Hülfe, das oft ſeinem Material nach eben ſo koſtbar, als ſeiner Beſtimmung nach unedel war. Die bekannten Worte aus dem Gaſtmahl des Trimalchio beim Petron. c. 27. p. 97. Burmann. Trimalchio homo lautissimus digitis concrepuit, ad quod signum spado matellam ludenti supposuit, werden durch mehrere Epigramme Martials beſtätigt. Die Stellen hat ſchon Ramires de Prado zu III, 82. p. 278 geſammelt, wo ein Verſchnittener delicatae sollicitator urinae, „der dem zarten Urin mit weiſen Berührungen nachſpürt,“ bei einem ähnlichen Gaſtmahle vorkommt. Am ſtärkſten ſagt es ein Epigram des Dichters auf den Nachttopf, der ſelbſt redend eingeführt wird XIV, 119.

Wenn das Schnippchen erklingt und der Sclav mich zu bringen geſäumt hat,
Fließet dem Kiſſen oft zu, was nur der Schale gehört.

Dieſe ganze Unſitte muß übrigens in den Tiſchgebräuchen der Griechen ihre Erklärung finden. Es ging bei ihnen zu, wie bei den Engländern, wenn ſich die Damen entfernt haben, und nun dem Bacchus geopfert wird. Bei den Griechen kam die ehrbare Frau gar nicht zur Männermahlzeit, bei den Britten entfernt ſie ſich, um das Bacchanal nicht zu ſtören. Da ſtanden nun den Gäſten auch Nachttöpfe zur Bequemlichkeit in Bereitſchaft, wie jetzt noch bei den Bullengelagen (niederſächſiſches Wort für Mahlzeit, wo blos Männer ſpeiſen) in England. Schon Aeſchylos und Sophokles ſprechen in ihren ſatyriſchen Dramen von Nachttöpfen, die ſich die Gäſte einander an die Köpfe warfen, beim Athenäus I, 30. p. 64. Schweigh. Später nahm man nun noch von den üppigen Orientalen den wollüſtigen Uebermuth an, ſich durch ſchöne junge Sclaven während des Trinkgelags auch hierin Handreichung leiſten zu laſſen. Aber auch die Alten fühlten das Empörende dieſer Abwürdigung. Ein in die Sclaverei verkaufter Spartaniſcher Jüngling ſtürzte ſich vom Dache, um dieſes Dienſtes überhoben zu ſeyn. S. Plutarchs lakoniſche Apophthegmen in Varia 35. T. I. P. II. p. 934. Wyttenb. Epictet unterſucht in ſeinen Diſſertationen beim Arrian. I, 2, 8. ſehr genau die kritiſche Frage, ob ſich ein Sclav dazu entſchließen könne, ſeinem Herrn den Nachttopf vorzuhalten, wo Upton's Anmerkung p. 29 ed. Schweigh. zu vergleichen iſt. Aus einer andern Stelle dieſer ſtoiſchen Unterhaltungen I, 19, 17 ſieht man, daß der Kaiſer eigne Sclaven ἐπὶ τοῦ λασάνου hielt. Das königliche Frankreich ſah noch wunderbarere Dinge, eine Hofdame vom erſten Range dem Könige Ludwig dem Sechszehnten die Kammerdienſte auf dem geheimen Cabinet leiſten. S. Soulavie's Memoires historiques du règne de Louis XVI. T. III. p. 48.

11) Die Alten hatten im Innern der Gebäude faſt nirgends eine Thür, ſondern bloße Gardinen und Teppiche zu Vorhängen. Daher die umhängenden Tapeten auf alten Denkmälern (παραπετάσματα), um innere Zimmer anzudeuten. Daher die velarii in großen Paläſten, die eine eigne Bedienung ausmachten. Die hieher gehörigen Stellen hat außer Sagittarius auch ſchon Pignori geſammelt de servis p. 227 sqq. Vergl. Winckelmann Storia delle Arti T. III. p. 69. ed. Fea.

12) Gegen ſilberne Nachttöpfe, als eine ſehr gewöhnliche Sache, eifert ſchon der Kirchenvater Clemens. Man ſehe die Erklärer des Petron. c. 27. p. 96. Man machte ſie auch aus der köſtlichen Compoſition, die unter dem Namen korinthiſche Bronze im Alterthum bekannt war, und Cicero ſpottet daher ſchon über die damaligen Connoisseurs, die die ächte Compoſition an einem ſolchen Gefäße durch den oxydirten Geruch des Metalls erprobten. Parad. V, 2. Vergl. N. Teutſcher Merkur 1800. Mai. S. 225

Digitized by Google

eine Perlenſchnur hängt, die ihre Gebieterin ſo eben abgenommen hat. Denn ſelbſt im Schlafe gehorchten jene putzliebenden Damen noch dem allmächtig gebietenden Verſchönerungstriebe, und hatten zum Nachtgebrauch eigene Perlenſchnuren an Goldfäden gereiht [13]), ſo wie es vor einiger Zeit, da der Schmelz (jai) an der Tagesordnung war, unter uns Damen gegeben haben ſoll, die ſelbſt ihre Nachthauben mit Schmelz zu beſetzen pflegten [14]). Nun iſt freilich zwiſchen der Schnur von ächt orientaliſchen Perlen, wie ſie Sabina ſelbſt zum Nachtgebrauch hat, und der wohlfeilen Schmelzbeſetzung ungefähr derſelbe Unterſchied, der zwiſchen einem Diadem mit Edelſteinen auf dem Kopfe einer Dame in der erſten Rangloge im Theater des Arts, und dem Kopfſchmuck einer Spaniſchen Maja (Stutzerin) Statt findet, die ſich bei einer Nachtpromenade im Prado von Madrid ſtatt der Topaſen und Hyacinthen leuchtende Johanniswürmchen ins Haar geſteckt hat.

Indem nun Sabina in ihr Dressing-room oder Ankleidezimmer ſelbſt tritt, und von dem ſchon ſtundenlang auf ſie wartenden Schwarm von Sclaven und Aufwärterinnen in Empfang genommen wird, winkt ſie der Sclavin, die das Amt der Thürſteherin vor ihrer Antichambre hat [15]), und ſtellt ſelbſt die Befehle, welche Kaufleute, Wahrſager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für jeden anderen Beſuch iſt Sabina krank, oder noch nicht aufgeſtanden. Wer wollte ſich auch in ſolchen Ergänzungen und Zubereitungen, als hier erſt noch veranſtaltet werden ſollen, von uneingeweihten Augen belauſchen und in einer ſolchen Blöſſe erblicken laſſen? Iſt ſie doch von jeher die gelehrigſte Schülerin des großen Meiſters in der Kunſt zu lieben geweſen, und dieſer rief auch ihr die klugen Vorſichtsregeln ins Ohr [16]):

Niemals komme das Töpfchen zur Schau, das die Schönheit bewahret,
Eurem Geliebten! es hilft nur die verheimlichte Kunſt.
Ekelhaft iſt die Hefe, womit dein Geſicht du beſtreicheſt,
Wenn ſie von Wärme gelöſt dir von den Wangen enttroff. —
Hirſchmark in Gegenwart Andrer zu nehmen, geziemt nicht den Mädchen,
Noch ſich zu reiben den Zahn, wenn er der Glättung bedarf.
Alles dienet zur Schönheit. Doch iſt's kein reizender Anblick,
Das entſtehen zu ſehn, was nur entſtanden gefällt.
Jene Natur, die mit dem Namen des künſtlichen Myron
Prangt, war ein roher Stein, war ein unförmlicher Kloß. —
Beſſer iſt's, wir glauben, du ſchläfſt, indem du dich ſchmückeſt.
Nach vollendetem Putz ſtehſt du, ein Meiſterwerk, da.
Alles frommt nicht, den Männern zu ſehn. Das Meiſte von deinen
Sächelchen ekelt uns an, wird es von innen geſchaut.

Gewiß auch Sabina weiß, daß in dieſen erſten Momenten der Schönheitsſchöpfung der Toilettenbeſuch von einem jungen Herrn die gefährlichſten Geheimniſſe entdecken würde. Auch ihr iſt von einer verſchmitzten Alten nicht umſonſt erzählt worden, daß Amor davon flog, als ihn die allzuneugierige Pſyche mit der verrätheriſchen Lampe beleuchtete.

Kaum iſt die Domina in den zahlreichen, ängſtlich harrenden Kreis ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen eingetreten, ſo tritt jede in ihre eigne Funktion ein, jede beſtrebt ſich, durch pünktlichſte Beobachtung ihrer Pflichten und die gewandteſte Behendigkeit ihrer Gebieterin auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Wie einſt, nach der Ausſage der alten Geſchichtſchreiber, in Aegypten ein jeder einzelne Theil des menſchlichen Körpers ſeinen Arzt hatte [17]), ſo daß die Ohrenärzte, Augenärzte, Zahnärzte, Klyſtierärzte, Fußärzte u. ſ. w. ihre eignen, von keinem ihrer Halbcollegen zu überſchreitenden Grenzen und Territorialgerechtſame auf dem Flächeninhalte des menſchlichen Körpers ſtreng in Obacht nahmen: ſo iſt auch hier für jedes Schmuckgeräthe, für jedes einzelne Putz- und Kleidungsſtück, ja für jeden Theil des zu ergänzenden, auszuglättenden, anzumalenden und aufzuputzenden Körpers eine eigene Sclavin beſtimmt, die nie etwas anderes, als dies Geſchäft zu thun, aber auch bei der geringſten Vernachläſſigung in demſelben augenblickliche, ſtrenge Züchtigung zu erwarten hat. Dies ganze Heer von Sclavinnen iſt, um der gehörigen Ordnung willen, wieder in kleinere Geſchwader und Rotten abgetheilt. Sie treten jetzt gleichſam compagnienweiſe auf [18]).

Treten alſo zuerſt in Reih und Gliedern auf die Schminkmädchen, die Weiß- und Rothauflegerinnen, die Augenbrau-Malerinnen und die Zahnputzerinnen. Man begriff die ſämmtlichen Geſchäfte dieſer Klaſſe mit dem Griechiſchen Kunſt- und Mode-Ausdruck Kosmetik [19]). Denn ſo wie an den Toiletten gewiſſer deutſcher Damen noch vor Kurzem nur das ächt geſtempelt und ſchön war, was in der Sprache des Franzmanns ausgedrückt und von Paris benennt werden konnte, ſo affectirten die Römiſchen Damen durchaus Alles, was zu ihrem Putz gehörte, Griechiſch zu benennen, die Aufwärterinnen und Putzmädchen hatten Griechiſche Namen, wenn ſie auch ehrliche Dörferinnen, im nächſten Vorwerke geboren und auferzogen waren, und eine Schminke hätte ſich ſehr ſchlecht empfohlen, die nicht in einem Schächtelchen oder Büchschen mit einer Griechiſchen Aufſchrift überbracht worden wäre. Alſo die Mädchen, von denen hier die Rede iſt, heiſſen Kosmeten, und ſind von den Haarputzerinnen und Haarfärberinnen ſehr genau zu unterſcheiden, die wiederum eine ganz eigne, für ſich beſtehende, Klaſſe ausmachen. Scaphion [20]), ein Mädchen mit einem Becken, worin ganz friſch gemolkene, laue Eſelsmilch [21]) be-

---

und Scherers Grundriß der Chemie (Ausg. von 1800) S. 318. Die Vasa murrhina ſind nach der mit Recht bezweifelten Hypotheſe des Grafen von Veltheim in ſeiner Schrift über die Murrhiniten, in der Sammlung ſeiner Aufſätze Th. I. S. 185 ff., chineſiſche Speckſteine geweſen. Der Gebrauch, der hier davon gemacht wird, ſtände jener Behauptung nicht entgegen. Denn warum ſollte Sabina, die überall eine ſo große Freundin des Orientalismus iſt, dieſe damals in Rom für äußerſt koſtbar gehaltene Maſſe nicht noch dem Silber vorgezogen haben? Uebrigens bemerkt ſchon Ulpian in den Pandecten, daß das Silber, was zu dem Nachtgeſchirr der Damen (scaphia) gebraucht werde, nicht zum eigentlichen Silbergeſchirr zu rechnen ſey.

13) Dieſe thörichte Sitte ſtraft Plinius XXIII, 3. S. 12. Inserta margaritarum pondera e collo dominarum auro pendeant, et in somno quoque unionum conscientia adsit. Träumend und wachend wollten alſo dieſe Frauen mit Perlen bedeckt ſeyn.

14) S. Journal des Luxus und der Moden 1801. April. S. 221.

15) Sie heißen Janitrices. Siehe Pignori de servis. Die Mädchen waren auch ſonſt zum Horchen und zum Verſchicken gut zu gebrauchen. Einer ſolchen bediente ſich z. B. die Frau des Landpflegers von Judäa. S. Johannes XVIII, 16. 17.

16) Ovids Kunſt, zu lieben III, 209—230. Die von Strombeckiſche Ueberſetzung (Göttingen 1795) konnte wegen ihrer Härte nur wenig gebraucht werden. Uebrigens verdienet dieſe Kunſt zu lieben wegen ihrer wahren Originalität und als das lebendigſte Sittengemälde des Auguſteiſchen Roms gewiß einen weit höheren Rang unter dem wenigen, was die Kamönen nicht blos durch Griechiſchen Mund den Römiſchen Sängern offenbarten, daß nur eine einſeitige und engbrüſtige Moral bis jetzt eine klaſſiſche Bearbeitung dieſes in ſeiner Art einzigen Lehrgedichts verhindern konnte. Sehr fein und gegründet iſt Manſo's Bemerkung über den Zweck, der dem ganzen Plane des Gedichts zum Grunde liegt. Nachträge zu Sulzers Theorie B. III. St. II. S. 339.

17) Herodot. II, 84. Vergl. Sprengels Geſchichte der Arzneikunde Th. I. S. 78. neuere Ausgabe. Die Aegypter behandelten alſo den menſchlichen Körper, wie die guten Fabrikanten ihre Fabrik-Operationen. Herr Nemnich hat in ſeiner Reiſe durch England im Sommer 1799 ſehr gut gezeigt, daß die möglichſte Vertheilung der einzelnen Theile des Fabrikats unter einzelne Fabrikanten, die ihr ganzes Leben hindurch nur dies thun, die Haupturſache der Vortrefflichkeit engliſcher Fabrikate ſey.

18) Man halte dieß ja für keine Uebertreibung. Wer die bei Lorenz Pignori in der gelehrten Schrift über die Sclaven der Römer (de servis ed. II. Batav. 1656.) S. 191—204, die Anmerkungen des Reinesius Ad inscript. Bl. I 89. p. 125. und Gori zu dem im vorigen Jahrhundert erſt entdeckten und beſchriebenen Columbarium Liviae Augustae zu vergleichen und die daſelbſt angeführten Stellen zu prüfen die Gelegenheit hat, wird zu allen die Belege finden. Eine Römiſche Dame aus den Zeiten, wo wir unſere Sabina hinverſetzen, hatte mindeſtens 200 Freigelaſſene und Sclavinnen zu ihrer täglichen Bedienung.

19) Ovid hat eine Schminkkunſt gedichtet, wovon aber nur die erſten hundert Verſe auf unſere Zeiten gekommen ſind. Die Kosmetik macht einen eignen Theil der alten Arzneikunde aus, worüber ſchon im Alterthum zwei Leibärzte Archigenes am Hofe der Cleopatra, und Criton am Hofe der Plotina, der Gemahlin des Kaiſers Trajans, ihren erlauchten Gebieterinnen eigene Werke zugeſchrieben haben. S. Fabricius bibliotheca Gr. Vol. XII., 688 sqq. Man vergleiche, was der gelehrte Arzt Triller in Wittenberg in einer beſonderen Abhandlung geſammelt hat: de remediis veterum cosmeticis eorumque noxis. Vit. 1757. 4.

20) Das Wort heißt im Griechiſchen ein Becken; als Name eines Putzmädchens ſteht es in einem Luſtſpiele des Plautus: das Geſpenſt (Mostellaria) I., 3, wo eine Griechiſche Putzſcene auf dem Theater vorkommt.

21) Eſelsmilch, ein Conſervationsmittel. Die Eſelsmilch iſt ſchon im Alterthum nicht blos als ein Reſtaurationsmittel der Lungen, ſondern auch der Haut angeſehen worden. Man hatte über ihre Zartheit die ſonderbarſten Sagen. So erzählt der chriſtliche Sophiſt Synesius in einem Briefe, den uns Fabricius biblioth. Gr. T. VIII p. 246 ed. pr. aufbewahrt hat, daß ſie ſich,

Digitized by Google

findlich iſt, wäſcht der Gebieterin mit einem Schwamme die übernächtigen Brodkruſten aus dem Geſichte. Was ſie hier abwiſcht, heißt in der Kunſtſprache Kataplasma; die Seifenkugeln und Eſſenzen, womit die Haut glatt und gleißend gemacht wird, ſind hier unter dem Namen Smegmata [22]) gekannt. Die einzelnen Benennungen dieſer Seifen und Schönheits-Eſſenzen weitläufiger anzuführen, würde eine eben ſo trockene als undankbare Unterhaltung gewähren. So viel iſt indeß aus allen Nachrichten gewiß, daß auch in dieſem Stücke, ſo wie überhaupt in allen Salben und Spezereien, die nicht durch chemiſche Zubereitungen ihre Vollkommenheit erhalten dürfen, die Alten an Erfindſamkeit unſeren Zeiten durchaus nichts nachgegeben, ſie aber in Vielem noch weit übertroffen haben. Ein Zeitgenoſſe des Cicero, Varro, nannte in ſeinen Satyren eine ſolche runzelvertreibende Hautſalbe ſehr komiſch einen Lederſpanner, womit die Schuſter das Leder auszudehnen und über den Leiſten zu ſchlagen pflegen [23]). Phiale heißt die zweite Sclavin, die das zweite Geſchäft der Schminke beſorgt, und nun die rein gewaſchenen und ausgeglätteten Wangen mit Weiß und Roth anmalt [24]). Doch darf ſie dieſe kosmetiſche Operation nicht eher vornehmen, als bis ſie vorher einen metallenen Spiegel angehaucht und dieſen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Dadurch erkennt Sabina, ob das Mädchen einen reinen wohlriechenden Speichel im Munde führt, und die ihm regelmäßig vorgeſchriebenen Paſtillen früh gekaut hat. Denn mit Speichel muß Phiale nun die Schminke erſt anreiben und ſo auftragen, wenn ſie die gehörige Glätte und Dauer auf den Wangen der Domina erhalten ſoll [25]).

Die Schächtelchen und Muſchelchen und der ganze Apparat, womit ſchon damals die Frauen Gottes Schöpfung verpfuſchten, um mit Hamlet zu reden, ruhen in zwei Käſtchen aus Elfenbein und Bergkryſtall, die damals unter dem Griechiſchen Namen Narthekia ein koſtbares Stück der weiblichen Toilette ausmachten [26]). Gewiß werden meine Leſerinnen mir nicht die Unbedachtſamkeit zutrauen, daß ich hier öffentlich alles verrathen würde, was das Genie erfinderiſcher Damen in dieſen Büchſen und Käſtchen ſo ſorgfältig verborgen hielt. Man kennt ja das engliſche Volksmährchen, welches erzählt, daß einem Handwerksburſchen, der die ſchöne Lady Godiva, als ſie nackend durch Coventry ritt, durch einen Fenſterladen beguckte, die Augen, wie die alte Ueberlieferung ſagt, den Augenblick ausfielen [27]). Der zuckende Thomas von Coventry (the peeping Tom of Coventry) ſey jeder ſträflichen Neugier ein warnendes und ſchreckendes Beiſpiel. Nur ſo viel ſey mir im Allgemeinen anzudeuten erlaubt, daß außer dem ſaturniniſchen, ätzenden Bleiweiß, welches auch ſchon damals ein ſehr beliebtes Schminkmittel war, faſt alle übrige Schminken aus dem unſchuldigeren Pflanzen- und Thierreiche genommen [28]), und alſo weit weniger zerſtörend und anfreſſend waren, als die berüchtigten Schönheitsmittel unſerer Tage [29]); und ſo konnte nach der bekannten Fabel Pſyche auch damals ſchon die Schönheit für ihre ſtrenge Frau Schwiegermutter in einem Büchschen aus der Hölle holen, wo ſolche Mixturen doch eigentlich nur gekocht werden ſollten.

Während die geſchäftige Phiale mit dieſer Malerei alle Hände voll zu thun hat, wartet auch ſchon die dritte Sclavin, Stimmi iſt ihr Toilettenname, mit einer Muſchel in der linken Hand, worin eine feine Schwärze von gepulvertem Bleiglanz (galene de plomb), die wie Ruß ausſieht und auch wohl ſchlechtweg Ruß (fuligo) genannt wurde, eingerieben und mit Waſſer angemacht iſt, und in der Rechten eine Art von Nadel oder Pinſel haltend. Was nämlich jetzt noch im Orient einen Hauptgegenſtand der weiblichen Verſchönerungskunſt ausmacht, ſchwarze Augenwimpern und Augenbrauen, die in zwei ſchön gewölbten Halbkreiſen an der Naſenwurzel eng an einander laufen und ſich gleichſam begegnen [30]), war auch ſchon bei den alten Griechinnen und Römerinnen ein unerläßliches Erforderniß einer ſchönen Frau; und ſo wie in den Harems der Türken die Frauen oft Stunden lang damit zubringen, mit einem ſchwarzen Staub, den ſie Surmé nennen, ſich Wimpern und Augenbrauen anzumalen [31]): ſo war dies auch ein vorzügliches Toilettenge-

---

wenn man ſie aufhübe, in wenig Tagen ſelbſt verzehre. Nullum celerius evanescit ſagt ſchon Plinius XXVIII, 10. S. 65. Wider die Auszehrung verſchrieben ſie ſchon die alten Aerzte. S. die Epitome des Theophanes Nonnus c. 133. p. 419. ed Bernardi, und aus des Vigneul Marville Melanges T. II. p. 129 iſt bekannt, daß der berühmte Arzt Guy Patin in Paris ſchon zu ſeiner Zeit die Bemerkung machte, daß in Paris viele Perſonen durch eine jährliche Eſelsmilchkur das achtzigſte Jahr erreichten. Die Hauptſtelle über die Eſelsmilch, als kosmetiſches Mittel, iſt beim Plinius XXVIII, 12. S. 12: Cutem in facie erugari et tenerescere et candorem custodire lacte asinino putant. Dabei führt er den lächerlichen Aberglauben an, daß einige Weiber ſich gerade ſiebzigmal des Tages mit der Eſelsmilch bäheten und wuſchen, weil man dieſe Zahl auch im Alterthume für eine ſehr vollkommene Stufenzahl hielt. Die Geſchichte mit der Poppäa, die ſich große Heerden von Eſelinnen auf ihren Reiſen nachkommen ließ, um ſich in Badewannen voll Eſelsmilch zu baden, iſt aus dem Plinius XI, 41, und andern Schriftſtellern bekannt. S. Reimarus zum Dio. T. II. p. 1024. 146. Wir werden auch unſere Sabina davon Gebrauch machen ſehen, wenn wir in der Fortſetzung dieſer Scenen auf die Badebeſuche kommen. Natürlich hat man auch dies, wie billig, den Eſeln zum Verdienſte anzurechnen gewußt. So hat der gelehrte Pariſer Profeſſor Jean Passerat in ſeiner mit eben ſo viel Laune als Beleſenheit geſchriebenen Lobrede auf den Eſel (Encomium asini) auch die Wundereigenſchaften ſeiner Milch in Anſchlag zu bringen nicht vergeſſen, und der in der Künſtlerwelt berühmte Director der königlichen Akademie zu Neapel, W. Tiſchbein, hat in ſeiner komiſchen Thier-Epopöe: Geburt, Schickſal und Tod eines Eſels (eine Gallerie allegoriſcher Zeichnungen, worin das Leben eines Eſels in allerlei Situationen dargeſtellt wird), auch eine Eſelsmutter vorgeſtellt, die vor dem Hauſe eines reichen Kanonikus gemolken wird, um ihm zu den Liebkoſungen der niedlichen Mädchen, die an ſeiner Hausthüre die gemolkene Milch in Empfang nehmen, noch länger Kräfte zu verleihen. Schade, daß dieſe Zeichnungen ſich bis jetzt blos noch in den Portefeuillen des Künſtlers befinden.

22) Saumaise zu den scriptt. hist. Aug. T. I. p. 42.

23) Festus s. v. tentipellium.

24) Der Name Phiale, als einer ſchmückenden Zofe gehörig, kommt beim Ovid vor in den Metamorphoſen III, 172.

25) Schminke mit Speichel. Die Alten hatten ein ganzes Receptbuch, wobei immer der Speichel des Menſchen das Hauptingredienz war, beſonders der Speichel einer nüchternen Frau. S. Plinius XXVIII, 7. S. 22. mit Harduins Anmerkung. Es iſt merkwürdig, daß das altfranzöſiſche fard, welches Menage im Dictionnaire Etymologique p. 305 fälſchlich von fucus ableitet, vom Italiäniſchen farda, ſchleimichten Speichel, abgeleitet werden muß, weil, wie Grandi in ſeinem Briefe an Ludolf ſehr gut bemerkt, die Weiber den Mercuriusſublimat, woraus die Schminke beſteht, mit Speichel miſchten. Daher ſagt Arioſt in ſeiner erſten Satyre:

Voglio che si contenti della faccia
Non sa ch' il liscio è fatto col salivo
Della Giudee ch' il vendon, ne con tempeo
Di muschio ancor perde l'odor cattivo.

26) So nannte man nicht blos die Salben-, ſondern auch die Schminkkäſtchen. S. zu Martial. XIV, 75. Daß in dem Muſeum zu Portici noch jetzt ein ſolches kryſtallenes Käſtchen, durch welches die Schminke vollkommen wie Rouge de Paris ausſieht, von den Fremden bewundert wird, iſt bekannt.

27) Sie Küttners Beiträge zur Kenntniß Englands St. VIII. S. 45.

28) Die Grundlage bei aller rothen Schminke machte ein Moos, woraus noch heut zu Tage am mittelländiſchen Meere das Lackmus zubereitet wird, die Orſeille, Lichen roccella Linn., wovon Beckmann Geſchichte der Erfindungen I. S. 338 ff. ſehr gelehrt gehandelt hat. Dies Moos hieß bei den Griechen und Römern fucus, und dies wurde die allgemeine Benennung aller Schminke. Außerdem bediente man ſich auch noch anderer Farbepflanzen, beſonders der Anchusa tinctoria Linn. Aus dem Thierreiche war beſonders ein aus dem Schmutze der Attiſchen Schafe, ſo wie er ſich an einige ſchweißige Theile der Wolle anklebte, abgekochter Extract, Oesypum genannt (S. die Citate zum Hesychius T. II. p. 734), und der pulveriſirte Crocodilenmiſt aus Aegypten, der gegen die Hautausſchläge und Sommerflecken gebraucht wurde (S. die Erklärer zu Ovid. art. amand. III., 270), ein ſehr beliebter Beſtandtheil der Toilette.

29) Siehe den launigen Aufſatz im European Magazine 1797: The adventures of Mercury p. 307 sqq. Selbſt die ſo gerühmten und als unſchuldig empfohlenen Waſchwaſſer haben mineraliſche und alſo corroſive Theile. „So viel ich derſelben kennen gelernt habe, ſo enthalten ſie alle Queckſilber oder Blei in feinerer oder gröberer Geſtalt, genug, die zwei ſchrecklichſten Gifte.“ Worte des menſchenfreundlichen Hufeland in dem leſenswürdigen Aufſatz: Einige Schönheitsmittel, nicht aus Paris, in ſeinen gemeinnützigen Aufſätzen zur Beförderung der Geſundheit (Leipzig bei Göſchen 1794) S. 85.

30) Die hierher gehörigen Stellen hat Fischer zum Anacreon XXVIII, 16 mit dem gründlichſten Fleiße geſammelt. Vor ihm hatte es ſchon Junius de pictura III, 9 gethan. Auch die Neugriechinnen haben dieſe Vorliebe für die ſchwarzen Augenbrauen und Wimpern beibehalten. S. Guys Voyage literaire en Grece T. I. p. 106 ed pr.

31) Daher ſagt ein Liebhaber in einem Türkiſchen Liebesliede: er fürchte ſich, ſeine Geliebte zu küſſen, wegen der Scorpionsſchweifen, die ſie über ihren Augen habe. Niemand hat uns neuerlich

Digitized by Google

ſchäft bei den Römerinnen, und verdiente wohl, von einer eignen Sclavin beſorgt zu werden. Sie heißt hier Stimmi, welches der Griechiſche Name der Augenſchwärze iſt, die bei den Römern, mit einer geringen Veränderung der Buchſtaben, Stibium hieß. Es war ein Pulver, entweder aus Bleiglanz, oder aus Spießglas oder Wißmuth, ſo wie es jetzt noch die Orientalerinnen zur Surmé brauchen [32]), und wurde auch eben ſo mit zwei oben etwas krumm gebogenen Griffeln, deren ſich noch jetzt die türkiſchen Frauen dazu bedienen, aufgetragen. Stimmi's geübte Hand hat mit dem köſtlichſten Kalliblepharon (ſo nannte die Toilettenſprache zierlicher, was dem Droguiſten Stimmi hieß) ihre Gebieterin in eine farrenäugige Juno, um mit Vater Homer zu ſprechen, umgeſchaffen [33]). An ihre Stelle tritt Maſtiche, die Zahnputzerin. Sie reicht der gnädigen Frau das, wovon ſie ſelbſt den Namen hat, Maſtix aus der Inſel Chios, welches die Damen alle Morgen gegen die Fäulniß angefreſſener Zähne zu kauen pflegten. Neben den weißgelblichen, durchſichtigen Körnern von der Maſtixpiſtazie [34]) trägt Maſtiche auf einem goldnen Tellerchen, um bei dem ganzen Apparat von Zahntinkturen und Pulvern es an nichts fehlen zu laſſen, auch in einem zierlich gedrehten Onyxfläſchchen Urin eines noch ganz reinen und unſchuldigen Knaben, und in einer niedlichen goldnen Muſchelſchale auch fein pulveriſirten Bimſenſtein, der durch die Beimiſchung eines ſehr fein zerriebenen Marmors in allerlei Farben ſpielt. Doch dies nur zum Schein. Die Zähne, die hier in einer niedlichen Kapſel verwahrt, von der klugen Zahnputzerin ſo eben in das zahnloſe Fleiſch eingereihet werden ſollen, bedürfen dieſer künſtlichen Politur nicht, und die allenfalls noch vorhandenen Backenzähne können durch kein Zahnpulver in der Welt geglättet und gebleicht werden. Denn um der Zweifler willen ſey es erinnert, daß die Täuſchung mit erborgten Zähnen von Elfenbein, die mit Gold ins Zahnfleiſch eingeſetzt wurden, ſchon ſo alt iſt, daß ſogar ſchon in den älteſten Geſetzen der Römer, den zwölf Tafeln, der Fall ausdrücklich erwähnt wurde, wenn eine Leiche falſche Zähne mit Gold eingeſetzt habe [35]). Aus den Sinngedichten des Martial ſchließen wir, daß dieſer Zahnbetrug zu ſeiner Zeit allgemein geweſen ſeyn müſſe [36]). So führt er einmal das Zahnpulver redend ein (XIV, 56):

Weib, was willſt du von mir? Ich diene jungen
Mädchen: keine gekauften Zähne putz' ich.

Und ſo wäre denn überhaupt dieſer erſte Morgenbeſuch beim Putztiſche einer galanten Römerin, trotz des ungeheuern Gepränges, das ſich in der Menge der ſie umringenden und einzeln abgerichteten Sclavinnen zeigte, ein tröſtlicher oder auch niederſchlagender Beweis mehr, daß im geprieſenen Alterthum die Göttin Mode nicht allein eben ſo viele Verehrerinnen und Altäre gezählt habe, als jetzt, ſondern daß ihr auch ungefähr mit derſelbigen Andacht wohlgefällige Morgenopfer dargebracht wurden, womit noch jetzt an ſo manchem Putztiſche dieſer allgebietenden Göttin gehuldiget und geräuchert wird. Auch damals hätte ſchon mancher Portraitmaler dieſelbe Entſchuldigung machen können, womit der berühmte Liotard, wie Lord Cheſterfield erzählt, einſt eine ſo übertünchte und zuſammengeflickte Schöne, die ſich von ihm malen laſſen wollte, zurückwies: er habe nie ein anderes Werk copirt, als was er und der liebe Gott gemacht hätten [37]).

Was der Römiſche Epigrammatiſt ſeiner Landsmännin ſagt [38]):

Galla, dich flickt dein Putztiſch aus hundert Lügen zuſammen;
Während in Rom du lebſt, röthet dein Haar ſich am Rhein.
Wie dein ſeidnes Kleid, ſo hebſt du am Abend den Zahn auf,
Und zwei Drittel von dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit du Erhörung uns zuwinkſt,
Malte des Mädchens Kunſt, die dich am Morgen geſchmückt.
Darum kann kein Mann zu dir: ich liebe dich, ſagen.
Was er liebt, biſt nicht du! Was du biſt, liebet kein Mann.—

Das ſagte ſechzehn Jahrhundert ſpäter la Bruyere auch den ſeinigen [39]): „Ich habe die Stimmen der Männer geſammelt, und faſt alle waren der Meinung, daß es ihnen eben ſo verhaßt ſey, die Weiber mit Bleiweiß auf dem Geſichte, als mit falſchen Zähnen im Munde und mit Wachskugeln in den Kinnbacken zu ſehen. Die Männer proteſtiren ernſtlich gegen jedes Kunſtſtück, das die Weiber zu ihrer Verhäßlichung anwenden. Sie behaupten, daß ſie vor Gott und Menſchen daran unſchuldig wären, und es für ein untrügliches Mittel hielten, ſie zu heilen, wenn ſie an den Weibern krank lägen."

---

dieſen Theil der orientaliſchen Tollette genauer beſchrieben, als Sonnini Voyages dans la haute et basse Egypte T. I. ch. 16. p. 290 sqq. In den Waarenverzeichniſſen der Levante kommt auch Schminkſchwärze häufig unter dem Namen Alquifoux oder Arquifoux vor. Das Stimmi iſt alſo die galena tessulata, der Bleiglanz, und keineswegs das Alkohol oder Spießglas, wie Grandi in ſeinem Briefe an Ludolf S. 117 glaubt. Dieſer Grandi war ein Arzt zu Venedig im 17ten Jahrhundert, der alles, was ſich aus dem Alterthum und aus dem Munde neuerer Reiſender ſammeln ließ, ſehr fleißig in dieſem Briefe zuſammenſtellte in den Ephemeridibus Naturae curiosorum Anni VI. Decur. II. p. 81 seqq. Append.

32) Dallaway's (im Gefolge des vorigen engliſchen Geſandten Ainsley in Conſtantinopel) Constantinople ancient and modern (London 1794. 4.) p. 30. Man vergeſſe hierbei nicht, daß in der Levante die Sitten der Vorzeit, beſonders in den Harems, von Geſchlecht zu Geſchlecht unveränderlich erhalten wurden, und daß in allen dieſen dort kein Wechſel der Moden, wie der Mondphaſen, iſt.

33) Die Hauptſtelle iſt im Juvenal von einem fanatiſchen Weichling: Ille supercilium madida fuligine tactum Obliqua producit acu pingitque trementes Attollens oculos. Petron. c. 110. p. 505 nennt dies witzig: die Augenbrauen aus der Schminkbüchſe holen, supercilia proferre de pyxide. Die ganze Zubereitung dieſer ſchwärzenden Augenſalbe hieß bei den Römiſchen Damen, wie wir aus einem Fragment des Varro beim Grammatiker Nonius wiſſen, S. 607, Calliblepharon, Schönauge. S. Bernard zu des Nonnus Recepten, oder Epitome c. 53. p. 219. Sie wurde mit einem beſonderen Werkzeuge aufgetragen. Was Juvenal obliquam acum nennt, heißt beim Galen, wo er die täglich ſich ſtimmiſirenden Weiber anführt (αἱ ὁσημέραι στιμμιζόμεναι γυναῖκες), μήλη, d. h. specillum, eine Sonde. S. Foesius in Oecon. Hipp. s. v. μήλη.

34) Maſtix-Käuen. Das Wort μαστίχη, Maſtix, ſelbſt beweiſt, daß man dies Product von den früheſten Zeiten an gekäut (μαστιχᾶν, wovon noch mastlin, macheoire) habe. Maſtixkäuende Männer kommen beim Clemens von Alexandrien vor Paed. III. p. 222. D. und Weiber 251. D. Die Sitte dauert in der Levante noch überall fort. S. Sonnini Voyage dans la haute et basse Egypte T. III. p. 366. Scio iſt die reiche Mutter dieſer Maſtixbäume und des Harzes von der Pistacia lentiscus. S. Murray's Apparatus medicaminum regni veget. T. I. p. 126. ed. II. Noch jetzt muß die Inſel Scio einige Tauſend Pfund dieſer Maſtixkörner als Tribut nach Conſtantinopel liefern, wo die Frauen ſie fleißig kauen, um ſich wohlriechenden Athem und weiße Zähne zu verſchaffen. S. Tournefort Voyage du Levant. T. I. p. 145 und Galand in Choiseuls Voyage pittoresque en Grèce T. I. p. 188. Die Stellen der Alten giebt Bernard zu Nonnus, in der epitome c. 109. p. 338, wo ἡ Χία μαστίχη μασσομένη vorkommt. Selbſt das Holz des Maſtixbaums wurde vor allem andern zu Zahnſtochern gebraucht. Martial erwähnt nicht allein die cuspides lentisci III, 82, vergl. VI, 74, ſondern führt ſie auch in ſeinen Geräthſchafts-Diſtichen XIV, 22 beſonders als dentiscalpia auf. Statt ihrer hatte der verſilberte Trimalchio gar einen ſilbernen Stocher, spinam argenteam. S. Petron c. 33. p. 128 mit den Anmerkungen. Arme Leute, die koſtbaren Maſtixſtocher nicht kaufen konnten, nahmen, wie bei uns, mit Federn vorlieb. Daher wurden die Maſtixbäume auch in Italien fleißig angebaut, und die Stadt Linternum war durch die Cultur dieſer Bäume (deren Holz auch den Motten widerſteht, Columella V, 10.) berühmt. S. Ovid Metamorph. XV, 714. Aus Dioscorides ſieht man, daß mit der Maſtix große Verfälſchungen vorgingen, und man auch andere Harze, ſtatt der ächten Maſtix, brauchte. Daſſelbe geſchieht noch jetzt häufig in der Levante, wo die ärmeren Frauen ſich eines anderen Pflanzenproducts aus der Attractilis gummifera Linn. bedienen, es aber auch Maſtix nennen. Sonnini hat in ſeiner Voyage en Grèce et en Turquie T. II. p. 126 f. mehrere Beobachtungen darüber mitgetheilt.

35) Cic. de legg. II, 24. Es war ſtreng verboten, den Todten Gold mitzugeben. Dabei war jedoch namentlich die Ausnahme erwähnt, daß dies nicht auf die Leichen ginge, die falſche Zähne mit Gold eingeſetzt hatten. Es iſt merkwürdig, daß nach Tiſchbeins Erzählung (S. Vaſengemälde St. 1. S. 63.) in einem Grabe, wo alte Griechiſche Vaſen gefunden wurden, auch ſieben Zähne, an einen Golddraht gereiht, ausgegraben worden ſind. Man vergl. daſelbſt die Anmerk.

36) Das Zahnpulver aus Bimſenſtein rühmt Plinius XXXVI, 21. S. 42 dentifricium e pumice. Vergl. die Erklärer zu Martial XIV, 56. Man miſchte Marmorſtaub darunter (μαρμάρου ῥινίσματα), ſagt Nonnus in ſeinem antiken Zahnpulver-Recepte in Epitome c. 112. p. 343, wo Bernard nachzuleſen. Dieſelben calcinirten Subſtanzen kommen auch noch, wie Kenner verſichern, in die meiſten Zahnpulvern unſrer Tage vor, wenn gleich Verkäufer an ſchön klingenden Namen es nicht fehlen laſſen. So das berühmte Zahnpulver der engliſchen Ladies, Hemet's Perl-Eſſenz, pearl-dentifrice.

37) He never copied anybodie's Work, but his own and God Almighty's. Man leſe Cheſterfield's launigen Aufſatz in der Wochenſchrift the World No. 105. T. III. p. 8.

38) Epigr. IX, 38.

39) Caractères T. I. p. 153.

Digitized by Google

Karl Wilhelm Böttiger,

ein Sohn des berühmten Archäologen, ward am 15. Auguſt 1790 in Bauzen geboren, erhielt ſeine Erziehung im väterlichen Hauſe zu Weimar und beſuchte darauf das Gymnaſium zu Gotha, welches er 1808 verließ, um in Leipzig Philoſophie, Philologie und Geſchichte zu ſtudiren. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn promovirte er als Doctor der Philoſophie und ging dann, nachdem er ebenfalls ein Examen in Dresden rühmlich beſtanden, als Erzieher bei dem Grafen von Schönfeld im Jahre 1812 nach Wien. — Hier verweilte er bis 1815, worauf er in Göttingen privatiſirte. Im Jahre 1817 habilitirte er ſich als Privatdocent in Leipzig, ward 1819 außerordentlicher Profeſſor daſelbſt, ſo wie 1821 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte und zweiter Univerſitätsbibliothekar zu Erlangen.

Seine Schriften ſind:

- Die deutſche Geſchichte für Gymnaſien und Schulen. Erlangen, 1823. 3. Aug. 1831.
- Die allgemeine Geſchichte für Schule und Haus. Erlangen, 1824. 5. Aug. 1832.
- Geſchichte Baierns nach ſeinen alten und neuen Beſtandtheilen. Erlangen, 1832.
- Geſchichte des Kurſtaates und Königreiches Sachſen. Hamb. 1830. 2 Bde.
- Heinrich der Löwe, Herzog der Sachſen und Baiern. Hannov. 1819.
- Geſchichte des deutſchen Landes und des deutſchen Volkes. Stuttgart, 1835.
- Außerdem mehrere Abhandlungen, Aufſätze in Zeitſchriften, Artikel in der Encyclopädie von Erſch und Gruber u. ſ. w.

Gründlichkeit, echtes Wiſſen, kritiſcher Scharfblick, Wahrheitsliebe und eine einfache und anſpruchsloſe Darſtellung, welche ſich jedoch der Anmuth und Würde in hohem Grade erfreut, zeichnen B's hiſtoriſche Leiſtungen höchſt vortheilhaft aus, um ſo mehr, als er, wie ſein berühmter Vater, nicht darauf ausgeht nur den Gelehrten zu gefallen, ſondern auf eine gemeinnützige und edle Weiſe für alle Stände zu wirken und, wie er ausdrücklich in der Vorrede zu ſeiner Biographie Heinrich's des Löwen ſagt, für den gelehrten wie für den gebildeten Leſer zu arbeiten. Der entſchiedene Beifall, den ſeine ſämmtlichen Schriften fortwährend finden, beurkundet, wie ehr es ihm gelang, das vorgeſetzte Ziel zu erreichen. — Wir theilen hier einige Kapitel aus ſeinem neueſten Werke mit (Geſchichte des deutſchen Landes und des deutſchen Volkes. Stuttgart und Leipzig bei F. Scheible), auf das wir, da die vortreffliche äußere Ausſtattung wie der höchſt billige Preis in vollem Einklange ſtehen mit dem gediegenen Inhalte, die Aufmerkſamkeit beſonders hinzulenken wünſchen, zumal da die hier gegebene Probe das Lob, das wir aus inniger Ueberzeugung dem würdigen Verfaſſer ſpendeten, nach unſerer Anſicht vollkommen beſtätigen wird. —

Innerer Zuſtand Deutſchlands und der Deutſchen ſeit der Gründung neuer Staaten, nach Verfaſſung, Ständen, Religion, Lebensart und Sitten.

Gewiß, ein entwicklungsfähiges, an Körper und Seele geſundes Volk wie das deutſche, mußte in fünf bis ſechs Jahrhunderten ſich ſehr verändert haben, und eine Schilderung des neuen Zuſtandes gleich der des alten am Eingange des Werkes, kann wie ein Rechnungsabſchluß über das Gewonnene und wie eine Vorbereitung zum neu zu Gewinnenden betrachtet werden. Aber eine ſolche Schilderung hat bei dem eingemiſchten Fremdartigen (Römiſchen), bei dem Dunkel und Widerſpruche der Quellen, bei der Kürze, die hier keine Erörterung des Für und Wider zuläßt,] ihr Schwieriges und bei dem Gange, welchen das Juwel des Volkes, ſeine Freiheit, nimmt, ihr Widriges. Dennoch muß die Geſchichte nicht blos erzählen, das iſt ihre Wahrheit; ſondern auch richten, das iſt ihr Recht.

Wir haben es geſehen, wie der ſtarke Deutſche ſich zum Strafgericht geſetzt hat über den Römer und ſeine Schwäche, aber wir werden uns wundern, daß er den Schatten eines Reiches ehrt, deſſen Körper er mit Füßen getreten hat. Wir folgen zuerſt unſerm Landsmann in ſeine neue Staaten, weil von ihnen die Rückwirkung auf die alte, angeerbte Heimath ausgegangen iſt.

Wie ſetzten die verhältnißmäßig nicht zahlreichen Stämme der Deutſchen ſich in den Beſitz der neuen großen und ſtark bevölkerten Länder? Ohne die Erſchlaffung und Sklaverei des Römers wäre dieſer Proceß kaum denkbar geweſen. Man hat auch in neuern Zeiten einen oder wenige Bewaffnete 100 entmuthigte Gefangene geleiten ſehen. Der gepreßte Römer fragte endlich wenig mehr, wer ihn preſſe, und der Unglückliche ſetzt ſeine Hoffnung auf das Neue, wenn's nicht ſchlimmer werden kann

Als die Burgunder ſich im ſüdöſtlichen Gallien feſtſetzten, erhielt jeder Freie dieſes Volkes von jedem einzelnen römiſchen Hofe nur die Hälfte zu ſeiner Wohnung, vom angebauten Lande zwei Drittel, und ein Dritttheil der vorgefundenen Sklaven, wobei er wohl die Sklaven deutſchen Volkes los und ledig gab. Ein ſolcher Antheil, wahrſcheinlich ausgelooſet, hieß ein Loos (sors), das ſo bekommene war erbeigenthümlich Alod (vielleicht von od das Gut oder von a lod ein Loos?). Spätere nachkommende Burgunder erhielten, da lange nicht Alles zur Theilung gekommen, zwar auch noch Gut, doch nur die Hälfte der Aecker und ohne Sklaven. Freigelaſſene ein Dritttheil. Wälder blieben ungetheilt. Die neuen Herren, die mit dem Römer theilten, hießen ſeine Gäſte, hospes, und das ganze Verhältniß Gaſtfreundſchaft, Kameradſchaft (hospitalitas) *). Es mag freilich mit ſolchen Einquatierungsgäſten in dieſer bleibenden Form noch viel weniger, als in neuerer Zeit gedient geweſen ſeyn! Daß der deutſche König ſich dabei nicht vergeſſen haben wird, daß er vor allem in den Beſitz alles deſſen trat, was früher Staatseigenthum und Domaine der römiſchen Kaiſer war, ſieht man aus den vielen Vergabungen, die er ſpäter davon zu ſehr eigennützigen Zwecken machte. Aehnlich war es bei den Weſtgothen. Die Oſtgothen nahmen nur ⅓ des eroberten Landes, oder traten vielmehr nur in das Dritttheil ihrer deutſchen Vorgänger in Italien ein. Von dem Lande, was gar nicht in Vertheilung kam, erhob der König den dritten Theil der Früchte, ſo wie die römiſche Grund- und Kopf-Steuer (indictio und census). Auch die römiſche Verfaſſung dauerte meiſtens fort, Senat, Hofämter, Statthalter der Provinzen, beſonders die ſtädtiſche des Ordo, der Curia, der Decurionen. Nur das Heer bildeten ausſchließend die Gothen.

Nicht ſo beſtimmt tritt das Verhältniß bei den Franken heraus, weil dieſe entſchieden mehr als bloßes Geleite über die römiſchen Länder herfielen, und wahrſcheinlich Alles in Anſpruch nahmen, und theils an die Einzelnen verlooſten, theils für den allgemeinen Fiscus des Geleites beſtimmten. Dennoch blieben auch hier viele römiſche Grundbeſitzer, doch unter der Hoheit der Franken, die ſich gleichſam als den herrſchenden Adel, den Römer und Gallier mit wenigen Ausnahmen als den Pöbel (die misera contribuens plebs der Ungarn) betrachteten. Als der Geleitsführer der Franken durch ſeine römiſchen Dominien und Unterthanen, durch ſein Waffenglück und ſeine Kühnheit ſich mehr zum Könige umſtempelte, als er unabhängiger von dem guten Willen und der Freigebigkeit ſeiner Franken wurde, gedachte er noch weniger, als früher von der Spitze ſeines Geleites in den Privatſtand zurückzutreten; er mußte alſo beim Schwerte bleiben, um fortwährend Anführer zu ſeyn, aber er mußte ſich auch ſein Geleite zu vergrößern und dauernder zu verpflichten trachten, er mußte beſonders die Angeſehenen des Volkes (auch wohl der vorgefundenen reichen Römer) in ſein beſonderes Intereſſe zu ziehen ſuchen, und ſo verlieh er ſolchen aus ſeinem beſondern Antheil an der Eroberung, oder aus dem gemeinſchaftlich Gebliebenen einzelne Güter und Nutzungen, gegen den Eid beſonderer Treue und Dienleiſtung. Solches, freilich nur bedingt auf die Dauer der beſondern Dienſte und Treue, Geliehene hieß Lehn (beneficium), und Aehnliches trat

---

*) v. Savigny. Geſch. des römiſchen Rechts im Mittelalter. I. (Heidelb. 1815.) 255 u. ff.

Digitized by Google

auch bei den andern germaniſchen Staaten außer Deutſchland ein.

So ſtellt ſich jetzt ſehr bedenklich neben die alte angeſtammte Freiheit und Gleichheit ein Verhältniß hin, von dem wohl Niemand vorausſah, wohin es führen dürfte. Der Freie meinte ſeine Freiheit nur zu mehren, und opferte ſie aus Habſucht oder Ehrgeiz auf. Es täuſchte ihn, daß er in der freien Volksgemeinde bleibe und dort, frei, wie ſonſt, ſein Wort erheben durfte, aber die freie Volksgemeinde ſchwand ſelbſt zuſammen, wie die Freiheit ſchwand. Der Belehnte iſt jetzt Mann des Königs, während er früher Mann der Freiheit war. Es ſchien unverfänglich, in der Treue gegen den König ſich beſonders befeſtigen zu laſſen, aber er ahnete nicht, daß er damit den König auf ſeinen Schultern über die allgemeine Freiheit hob, daß er fortan nur **mit** dem König, nicht **gegen** ihn ſtimmen durfte, und daß er ſich wohl auch gegen die allgemeine Freiheit würde brauchen laſſen müſſen. Freilich klang die Lockpfeife des Vogelfängers lieblich. Er wurde jetzt des Königs Hochbetrauter (Antrustio), und als ſolcher zu den Herzogs- und Grafen-Stellen in den Provinzen vorzugsweiſe auserkoren, oder er trat in die Hofſtellen ein, mit welchen ſich allmälig nach alt-römiſchem Beiſpiel, der römiſchen Unterthanen wegen, der König umgab; oder er wurde wenigſtens des Königs Getreuer und Veſter (vassus), oder ſein Vaſall (vielleicht daraus das Wort Geſell), oder ſein Miniſterial (für unkriegeriſchen Dienſt, Hof, Jagd, Zoll u. ſ. w.). So entſtand ein Staat im Staat, der Staat der **Leute** (Leudes), die bald mit Stolz (vielleicht auch mit Neid) auf die herabblickten, welche ſolchen Dienſt — denn immer war es Dienſt und Dienſtbarkeit — verſchmähten, und auf ihrem erloſten und ererbten Gute (Alod) als freie deutſche Wehren, Baren, Barone ſaßen, und nur durch das allgemeine Aufgebot, Heerbann, bald Königsbann, mit dem Könige zuſammen hingen. Ihnen war der König nur das Volks-, nicht das perſönliche Oberhaupt, nicht Herr, dominus, und senior (woraus seigneur, Sire geworden), wie dem Vaſallen. Aber auch die großen Vaſſen (Vassi fortiores, majores, optimates) konnten wieder Untervaſſen oder Vaſallen haben, die dann ihrem Lehnsherrn dieſelbe Treue ſchuldeten, als dieſer dem Könige als Senior; ſo verknüpfte ſich die Sache immer mehr. Was ſonſt Verbrechen an der Nation, Uebergang zum Feind, Hochverrath u. ſ. w., wurde bald Majeſtätsverbrechen. Wer hätte bei den alten Geleiten in den deutſchen Wäldern gedacht, daß ſie ſolche Früchte tragen würden? Und das war das Ende höchſtens nur vom **Anfang** und erſten Grade der Lehnstyrannei.

An der Spitze eines ehemaligen Geleites, nun eines Volkes, ſtand bei allen ſelbſtſtändigen germaniſchen Stämmen der **König**. Die urſprüngliche Wahl war faſt eine Form geworden, ein Nachklang früherer Volksfreiheit; man hat angefangen, bei einem Geſchlecht zu bleiben, und ſeit der Bildung der neuen Vaſſen und der Verſtärkung des königlichen Beſitzes durch früher römiſches Staatseigenthum war es ſchwer, den Sohn des Königs oder Bruder bei der Wahl zu übergehen. Nur Weiber ließen die Franken nicht regieren, die Kunkel nicht zum Scepter werden. Der König ſtand in dem dreifachen Verhältniß, des freigewählten, aber bald nicht mehr zu entfernenden Führers freier Germanen, des Seniors eines gewaltigen ihm anhangenden Geleites und des Herrn der unterworfenen Römer. Wie verführeriſch, die eine Rolle nicht mit der andern zu verwechſeln! Bald als erſter Beamter in den meiſten germaniſchen Königreichen ſtand ihm zunächſt der Aelteſte des königlichen Hauſes, der major domus, den Einige auch Hausmeier nennen. Wie über den Hof des freien Franken, über die Knechte und Mägde ein Meier oder Aufſeher geſetzt war, ſo mögen urſprünglich auch dem königlichen Hofe ſolche Beamte vorgeſtanden haben, die durch ihre Nähe um den König mit einigem Talente ſich bald ſehr wichtig machen konnten. Nach einer andern neuern Anſicht *) war dieſer Majordom ein von dem Geleite gewählter Aufſeher über die Leute (Leudes) und über den Fiscus, aus welchem ſie beſoldet wurden, und gewiß nicht bloß um des Königs Pfalz, ſondern im ganzen Lande herum lebten; darum hieß er auch der Meiſter oder Comes des königlichen Hauſes, der Unterkönig. Wie man auch dieſes Amt erkläre, es wurde endlich den Königen ſelbſt gefährlicher, als der Nation. Sonſt umgaben noch den König: der Kanzler oder Referendarius, eine Art Staatskanzler, der comes palatii, der Hofrichter in des Königs Pfalz, der cubicularius oder camerarius der Einnahmen der königlichen Privateinkünfte, der comes stabuli (daraus connetable), ſpäter marescalius, urſprünglich mit der Aufſicht über die Pferde (Mähre), ſpäter auch Anführer der Reiterei und Hof-Feldherr, der Seneſchall, Haupt des Hofgeſindes, ſpäter als dapifer, Truchſeß, erſcheinend, der buticularius (buticula, Bouteille), Schenke, Kellermeiſter u. ſ. w. Der König lebte von ſeinen Domainen, den Steuern, die der Römer zahlte, von den Geſchenken, Strafgeldern. Der freie Deutſche kannte keine Steuern, ſo wie das Alode noch keine Abgabe, keine Servituten kannte, da Wald und Waſſer, Erde und Haus für den Freien noch unbeſteuert waren. Sein einziger Dienſt war der des Krieges, und auch deſſen anfangs nur, wenn die Volksverſammlung ihn beſchloſſen, oder wenigſtens genehmigt hatte. Die Verwaltung der Provinz ſtand unter einem dux nach Römerweiſe oder comes, welches, wo nicht mehr, doch gleichbedeutend war. Da dieſe römiſche Würde mit dem deutſchen Amt der Grafen in mancher Hinſicht übereinſtimmte, noch dazu die Grafen (Grafio), welche früher das Volk gewählt, ſpäter vom Könige und wahrſcheinlich aus ſeinem Gefolge (e comitatu, e comitibus) angeſetzt wurden, ſo wurde der römiſche comes und der deutſche Grafentitel vermiſcht gebraucht und endlich für ganz gleich geachtet und verwechſelt, wenn anfangs auch comites in den mehr römiſchen, Grafionen mehr in den rein deutſchen Provinzen vorkamen. Das Amt des Grafio im Gau, der theils aus Privat-, theils auch Kirchen- und königlichem oder Fiscus-Eigenthum beſtand (Grebe im angelſächſiſchen und noch im nördlichen Deutſchland in Dorf-, Deich-Grebe u. ſ. w. übrig), war noch das doppelte zu Gericht und Krieg. In letzterer Beziehung waren ſie gleichſam die Oberſten ihrer Regimenter unter dem Militairherzog der Provinz. In erſterer Beziehung gab es auch wohl Vicecomites und Advocatos als ihre Stellvertreter.

Dem **Adel** des Geſchlechts geſellt ſich jetzt eine Art von Dienſtadel bei, indem die königlichen Antruſtionen und höheren Leudes, ſtatt unter den Stand der Freien durch ihre Dienſtbarkeit herabzuſinken, ſich dem Adel gleichzuſetzen anfingen. Ja bei den Franken war das Wehrgeld (ſ. unten) eines Edeln 300, und eines königlichen Dienſtmanns 500, und des Grafen 600 Schillinge, während das des gemeinen Freien 200 war. So entſtand ein neuer Adel aus dem Geleite, der allmälig mit dem alten Nationaladel verſchmolz.

Der Stand der **freien Wehren** (ingenui), ehemals der eigentliche Kern des Volkes, trat über dem Geleit und den Leudes ſchon in den Hindergrund. Doch hatte er, wie jene, das Waffenrecht, dabei die Verpflichtung nur zum Heerbann und zur Volksverſammlung, Abgabenfreiheit, das Recht des Zeugniſſes und Eides, und in der Regel die Befreiung von der Todesſtrafe und körperlicher Züchtigung vor allen Unfreien voraus.

Sehr verſchieden waren die Abſtufungen der **Unfreien**. Man könnte ſie von unten auf nach ihrer Währung alſo ordnen: Sklaven, römiſche, vorgefunden bei den Römern; deutſche, Leibeigene, deren Lage nach den Völkern und nach ihrer Verwendung ſehr verſchieden war. Dieſem Stande gehörten damals faſt ohne Ausnahme die Handwerker an, aber die Geſchicklichkeit des Einzelnen erhöhte ſeine Währung von 35 auf 70 Schillinge und darüber. Ein Theil der Leibeigenen diente in dem Herrenhaus (lassi, gasindi, Geſinde); ein anderer bekam eine Hütte und etwas Feld, casa servi casati (Koſſäten), und bebauete dieß für ſeinen Herrn, und konnte ſich ſeine Freiheit verdienen. Die Freilaſſung war feierlich und öffentlich. Der Leibeigene bot ſeinem Herrn einen Denar (Pfennig), und dieſer ſchlug ihm denſelben aus der Hand. Auch geſchah es durch ſchriftliche Urkunde (denariaces, tabularii). Der Sklave hatte kein Wehrgeld und kein Eigenthum, und war bloße Sache, konnte als ſolche verkauft werden; der Leibeigene konnte Eigenthum und Freiheit erwerben. Dagegen konnte der Leibeigene kein Zeugniß, keinen Eid ablegen, keine Waffen tragen; gefoltert, mit Peitſchenhieben, Entmannung und Hinrichtung beſtraft werden. Der Freigelaſſene, frilassi, häufig auch litus genannt, ſtand immer noch unterm Schutze oder Munde (mundium, mundeburdium) ſeines ehemaligen Leibherrn, der auch den größten Theil des Wehrgeldes zog.

Eben ſo war die Stellung der Hörigen oder liten, Unter- oder Hinterſaſſen eines Grundbeſitzers, in deren Reihe auch die Colonen, die Barſchalken, welche die Güter der Kirchen in Erbzins nahmen, ſich anſchließen dürfen. Es waren eine Art Mittelfreie, zu denen auch die ehemaligen römiſchen Grund-Beſitzer mit gehören mochten, die durch die Eroberung um ihren freien Grundbeſitz gekommen waren.

Recht und **Gerichtsweſen** hatten vielfache Ausbildung erfahren. In den eroberten Ländern fand man ein vollkommen durchgebildetes Recht, das römiſche, vor. Es ehrt den Deutſchen, daß er den Römer und überhaupt Jeden bei ſeinen angeſtammten Geſetzen ließ; der Römer und die Geiſtlichkeit wurden nach römiſchen, der Germane nach ſeines Volkes Satzungen gerichtet. Es konnten ihrer fünf neben einander, jeder unter

*) H. Luden. Geſch. d. deutſchen Volks. III. (Gotha, 1827.) S. 260 u. ff. Ganz zweifelsfrei iſt jedoch auch dieſe Anſicht nicht.

Digitized by Google

verſchiedenem Rechte ſtehen; die Geburt entſchied. Nur die Ehefrau lebte nach dem Rechte des Mannes, bis ſie als Wittwe zum angebornen zurücktrat. Aber auf dem Römer ſtand in der Regel nur das halbe, auf der deutſchen Frau und Jungfrau das doppelte Wehrgeld des freien Mannes. Dieſe Achtung vor dem ſchwächeren, wehrloſen Geſchlecht hat den Deutſchen nicht verlaſſen.

Der Graf oder ſein Stellvertreter ſaß dem Gaugerichte (Gau-Ding) vor, welches zu regelmäßigen Friſten unter freiem Himmel, auf Hügeln unter Bäumen, auf dem Mal, dem Malberg beim aufgerichteten Schilde (mallus), oder außerordentlich (gebotenes Ding, Botding) gehalten wurde. Aber er vollzog nur das Urtheil; ihm zur Seite ſtehen die freien Schöffen (ſpäter scabinen genannt), welche das Urtheil fanden und ſprachen, worauf bei den Franken die Rathinburgen oder Rachinburgen [Rechtsbürgen, nach Andern *) — von Reckgroß, fürtrefflich — Männer von vollkommener Rechtsfähigkeit und Ehre, wie die Arimannen der Lombarden, die cives optimo jure, boni homines, die ricos hombres, prud'hommes, und gleichbedeutend mit Schöffen] ſich verbürgen, daß das Urtheil dem ſaliſchen Recht gemäß geſprochen ſey. — Die Sachibaronen der Franken waren entweder ſo viel wie Schöffen ſelbſt (aber dann wegen des höheren Wehrgeldes wohl von Adel?) oder des Grafen Stellvertreter. Vielleicht waren ſie auch nur zu Rechts-Belehrung der Schöffen ſelbſt da. In kleineren Bezirken (doch nicht in Sachen über Leben und Freiheit) ſtand der Centenar (bei den Longobarden in Italien der Sculdais, Schultheiß, Schulz), und in der bloßen Mark der Decan oder Thunginus (Dorfgrebe). Der König konnte in der Volksverſammlung Bann und Acht ausſprechen, beſonders gegen die, die ſich dem Recht entzogen. Es galt nur der Anklageproceß, und der Beklagte hatte den Beweis der Unſchuld zu führen. Entſchied ſich die Sache vor Gericht nicht durch Zeugen, Urkunden, Eid und Eideshelfer (Mitſchwörer): ſo griff man endlich zum Gottesurtheil, zum Ordal, deſſen älteſte Form der Zweikampf (Wehading) war (doch konnte man auch in einigen Fällen Campionen, Kämpfer, für ſich ſtellen), oder zum Keſſelfang (aeneus), wo man einen Ring oder Aehnliches aus einem Keſſel ſiedenden Waſſers herausholen, oder die Feuerprobe, wo man glühend Eiſen in die Hand nehmen oder über eine Anzahl glühender Pflugſchaaren gehen mußte. Wer im Zweikampf unterlag, wer Arm oder Fuß bei den andern Proben beſchädigte, war rechtsfällig. Aber wahrſcheinlich gab es Mittel, die Wirkung des Feuers abzuwenden, oder man betrachtete die ganze Probe mehr als ein Abſchreckungsmittel und als eine Nöthigung zu vorherigem freiwilligem Geſtändniſſe, oder Uebereinkommen. Auch konnte man ſich in einigen Fällen von den Proben loskaufen. — Der Eid wurde anfangs auf die Waffen, ſpäter auf's Kreuz oder Reliquien geleiſtet. Die Zahl der Mitſchwörenden (consacramentalen) konnte bis auf 72 ſteigen. Wie mußte da die Heiligkeit des Eides ſchon geſchwunden ſeyn! Bei einem Kaufe eines Hofes, Weinberges u. ſ. w. mußten nach ripuariſchen Geſetzen 6 oder 12 Zeugen und eben ſo viele Knaben gegenwärtig ſeyn, deren jeder eine Maulſchelle bekam und am Ohre gezupft wurde, damit ſie der Sache noch in ſpäter Zeit ſich erinnern möchten. Bei Raub und Mord konnten der Verletzte oder deſſen Erben ſtatt der Klage auch zur Privathülfe, Fehde (faida), greifen, der Selbſtrache, der aber ſpäterhin das Chriſtenthum entgegenarbeitete.

Das Wiedervergeltungsrecht iſt die unterſte Stufe der Rechtsverfaſſung, und mit Staat und Sittlichkeit gleich unverträglich; darum dachte man frühzeitig an die Beilegung (compositio), das Wehrgeld, als bedingte Aufhebung der Blutrache. Man muß ſich das ganze Verhältniß des Einzelnen gleichſam unter dem Schutze einer Geſammtbürgſchaft des Volkes denken. Es war eine wechſelſeitige Vertheidigung des Lebens und Beſitzes, eine Gewährleiſtung, Gewähr, Gewere, wodurch es dann theils für den Beſitz ſelbſt, theils für die Fähigkeit und Recht, ihn zu vertheidigen, genommen wurde. Daher der Ausdruck, man ſolle einander bei friedlicher Gewähre laſſen. Und dieſes Wehrgeld, zugleich Währungstarif der verſchiedenen Menſchenklaſſen eines Volkes, iſt ein Hauptgegenſtand der germaniſchen Geſetze, die, wenn auch in etwas ſpätern Ueberarbeitungen, noch vorhanden und für den damaligen Rechts- und Cultur-Zuſtand von hoher Wichtigkeit ſind. Sie ſind leider in lateiniſcher Sprache, weil man es auch mit Römern zu thun hatte. Aber dieß hat der Entwickelung der deutſchen Sprache und Nationalität nicht allein Schaden gethan, wie der lateiniſche Gottesdienſt der deutſchen Kirche, ſondern auch dem römiſchen Rechte den Eingang in die meiſten germaniſchen Staaten erleichtert. Einige dieſer Geſetze, wie das der Oſtgothen, ein burgundiſches und ein weſtgothiſches, waren ganz für Römer, andere mit römiſchen Rechtsbegriffen ſtark verſetzt. Selbſt die Zeit ihrer Sammlung iſt nicht genau bekannt. Zu den deutſchen Rechtsſammlungen gehören das ſaliſche Geſetz, wahrſcheinlich das früheſte, das ripuariſche, das weſtgothiſche von Eurich († 482), das deutſch-burgundiſche von Gundobald († 516) und Sigmund († 523); dann die Geſetze der Alemannen, Bojoarier, der Angeln und Weriner (Thüringer?), und aus ſpäterer Zeit die der Longobarden, die ſich ſeit 568 Italiens bemächtigt hatten, geſammelt durch den König Rotharis (643); das der Frieſen und der Sachſen. Keines dieſer Geſetze iſt in ſeiner älteſten Form und ohne ſpätere Einſchiebſel auf uns gekommen. Aber der Geiſt in ihnen war uralt, und ſie ſelbſt als Rechtsbrauch wohl lange ſchon vor ihrer Aufzeichnung im Gange geweſen.

Aber durch die Bekanntſchaft mit dem römiſchen Geſetze, durch das Verhältniß zu dieſem, durch die veränderte Stellung des Volkes in ſeinen Ständen, durch den verzeihlichen Argwohn wegen richterlicher Willkür, wurde ſchriftliche Verzeichnung räthlich, und ſie geſchah nach Rath des Adels und der Grafen durch rechtsvertraute Männer. Aber bei Völkern, welche erſt im Uebergange zu einem Staate, der Vernunftform der menſchlichen Geſellſchaft, begriffen ſind, müſſen ſich die Geſetze nur um das nächſte Bedürfniß, beſonders um das Mein und Dein und um Fragen drehen, welche wie Freiheit, Gemeinde und Hausfrieden, Beſitz, Erbe, damit zuſammen hängen.

Ein Hauptgegenſtand iſt das ſchon genannte Wehrgeld (Leutgeld), Beilegung (compositio). Außer dieſer Buße, welche den Verletzten oder ſeinen Verwandten gezahlt wurde, wurde auch noch ein fredum, Friedgeld, erlegt, gleichſam für den gebrochenen, oder für den wieder hergeſtellten Frieden (meiſt ⅓ der Buße). Alle Strafen ſind nach Schillingen und Denaren beſtimmt, von denen bei den Saliern 40, bei den Uferfranken 12 auf den Schilling (von Shillen, theilen, oder Ueberſetzung von Solidus?) gingen. Bei den Frieſen kamen 20 Schilling auf 12 Unzen oder auf das (leichte) Pfund Silber. Auf einer ſpätern Synode zu Metz wurde das Pfd. Silber zu 22 Schilling geſetzt. Der Werth des Silbers zum Gold ſtand etwa wie 1 zu 12. Der Schilling möchte 2 rhein. Gulden nahe gekommen ſeyn. Dann wäre der ſaliſche Denar etwa 3 Kreuzern oder 3 Denare 2 ſächſiſchen Groſchen gleichgekommen. Einen andern Maaßſtab gibt das ripuariſche Geſetz, dem zufolge beim Wehrgeld ein gehörnter, ſehender und geſunder Stier für 2, eine ſolche Kuh für 1, ein gutes Pferd für 6, eine Stute für 3, ein Schwert mit Gehänge für 4 und ohne daſſelbe für 3, ein Panzer für 12, ein Helm mit Buſch für 6 Schilling angenommen werden ſollen. Wenn nun die ganze Stufenleiter aller in dieſen Geſetzen vorkommenden Bußfälle von 7 Pfennigen oder Denaren bis 1800 Schilling (ohne das Friedgeld) ſteigt: ſo ſcheinen ſo ungeheure Strafen, für welche im Nichtbezahlungsfalle auch die Verwandten, oder Leben und Freiheit einſtehen mußten, mehr Verhinderung des Verbrechens oder ſchnellere gütliche Ausſöhnung der Parteien beabſichtigt zu haben. Jeder Stand, jedes Geſchlecht (und bei der Frau kam es auch noch auf die Jahre der Fruchtbarkeit oder auf vorhandene Schwangerſchaft an), jede Verwundung, jede Beſchädigung der Ehre und des Eigenthums hatte verſchiedene Strafraten. Selbſt das Vieh war angeſchlagen; aber faſt Alles bei verſchiedenen Völkern auch verſchieden. — Eine ſchwangere freie Frau zu erſchlagen, wurde mit 600 Schillingen, und war die Frucht ein Knabe, nochmals neuen 600 Sch. gebüßt. Liten und Barbaren, welche nicht nach ſaliſchem Rechte lebten, ſtanden, wie die Bewohner der Städte, auf 100 Sch.; ein unterer Geiſtlicher 300, ein Presbyter 600, ein Biſchof 900. Wer nach baieriſchem Rechte den Biſchof erſchlug, zahlte ſo viel Pfund Gold, als ein dem Erſchlagenen angelegtes bleiernes Wamms wog. Das fiscaliſche oder königliche Eigenthum ſtand im fünffachen Werthe. — Menſchenraub (zum Behuf des Sklavenverkaufs) ſtand mit dem Morde gleich, gewaltſame Hinwegführung zum geiſtlichen Stand außer der Rückgabe koſtete 62 Sch. für den Knaben, 45 für das Mädchen. Eine Hexe (Hägeſſe, von Hage klug, ſchweizeriſch Hozſche), die einen Menſchen fraß und unverletzt wieder herausgab (!), zahlte für ihn doch das volle Wehrgeld. Der Daumen des freien Franken ſtand im Wehrgelde ſo hoch als ein zinsbarer Römer, und ſein Zeigefinger ſo hoch als ein Leibeigener. Wer eine freie Frankin eine Hexe nannte, zahlte 185 Sch., wer einen Mann dieſes Volkes einen Fuchs oder concacatum nannte, zahlte 3 Sch., aber wenn er ihn einen Haſen ſchalt, das doppelte. Wer einer freien Frau wider ihren Willen Hand oder Finger drückte, 15, den Arm 30, den Oberarm 35, die Bruſt 45 Sch., und eben ſo viel, wer eine Frau eine Hure nannte. Auf Entführung eines freien Mädchens ſtanden 60, bei Verführung 60 mehr. Der Mord

*) v. Savigny, Geſch. d. röm. R. im Mittelalter. I. 178. Es wird aber gut ſeyn, damit zu vergleichen Luden, Geſch. d. t. Volks. III. 374 und 757; Karl Fr. Eichhorn, deutſche Staats- u. Rechts-Geſchichte. Gött. 1808. I. §. 75 u. K. D. Hüllmann, Geſch. d. Urſprungs der Stände, Berl. 1830. S. 92.

Digitized by Google

einer ſchwangern Magd wurde im longobardiſchen Geſetze mit gleichem Wehrgeld wie einer trächtigen Stute geahndet. Ein Römer, der einen Franken beraubte, büßte mit 62, umgekehrt mit 30; viel mehr, wenn es einem Schlafenden geſchah. Raub am begrabenen Todten 200 Sch. Für Brandſtiftung 62, und eben ſo viel für Jeden, der im Hauſe anweſend geweſen war. Eine Kirche anzuzünden, ein heiliges Geräth aus derſelben zu ſtehlen: 200 Sch. Im ripuariſchen Geſetz ſtand Todesſtrafe darauf, wenn der Richter Geſchenk annahm. Im alemanniſchen Geſetz wird die Feier des Sonntags eingeſchärft. Nach 3maligem Verweis verlor der Säumige ⅓ ſeines Erbes, oder endlich die Freiheit. Aeltern- und Verwandten-Mord verwirkte dem Thäter alles Vermögen und überlieferte ihn den Büſſungen der Kirche. Tödtete ein Hund einen Menſchen, ſo mußte der Herr des Thieres das halbe Wehrgeld bezahlen, wo nicht, ſo wurden ihm bis auf eine Thüre alle Zugänge des Hauſes verſchloſſen, über dem offenen aber der Hund 9 Fuß hoch ſo lange aufgehangen, bis er verfault herab fiel. Im baieriſchen Geſetz kommt zuerſt Entführung der Nonnen vor, die doppelt ſo hoch als für eine freie Frau gebüßt wird. Dafür waren die Geiſtlichen in Baiern noch beweibt; nur fremde Frauen durften ſie nicht im Hauſe haben. Auf den Mord des baieriſchen Herzogs (aus einheimiſchem, Agilolfinger Hauſe) ſtanden 960 Schilling, aber der Herzog ſollte des Todes ſterben, wenn er den Befehl des Königs verachtet. Neben dem Herzoge kommen noch 5 hohe Erb-Geſchlechter mit großem Wehrgeld vor. Bei den Angeln und Werinern ſtanden auf dem Edeling 600 (eben ſo viel als auf der freien Frau), dem Friling (Freien) 200, dem Leibeigenen 30, auf der adeligen Frau 1800 Schillinge. —

Da die Germanen in den eroberten Ländern das Chriſtenthum vorfanden, ſo trat auch bald die Geiſtlichkeit an den neuen chriſtlichen Höfen mit Anſprüchen und Anſehen auf. Der Cappellanus (von der Kappe oder Kopfbedeckung des Biſchof Martin von Tours ſo genannt) war gleichſam ihr Vertreter an dem Hofe, und führte, als der Wenigen einer, die leſen und ſchreiben konnten (daher artes clericales), die wichtigſten Geſchäfte als Nachfolger des Referendarius. Die Reiche waren in Diöceſen oder Sprängel eingetheilt, welche die Germanen meiſtens ſchon vorfanden; jede Diöces in Parochieen, wo ein Presbyter (Prieſter) als Parochus (Pfarrer) die Seelenſorge hatte. Die Kirchenbuße (eine Art innerer Jurisdiction) machte dieſen Stand noch mächtiger, und der Grundſatz, daß die Kirche wohl Güter erwerben, aber nicht theilen oder verlieren dürfe, reicher. Mehrere Diöceſen ſtanden unter dem Metropoliten, der die, anfangs von den Gemeinden oder ihren Geiſtlichen gewählten Biſchöfe, beſtätigte und weihete, die Kirchen viſitirte und Provinzialſynoden berief. Eine Anzahl Parochieen bildete ein Decanat oder Ruralkapitel unter einem Archipresbyter, eine Anzahl Kapitel einen Diſtrict unter einem Archidiaconus. Die Kirchenverfaſſung wie das Kirchenrecht war römiſchen Urſprungs; letzteres aus den Sammlungen der Canones, Decretalen, Concilienſchlüſſe, Bibel und Tradition entſtanden. Die Aufnahme des Geiſtlichen, zu denen ſich auch Akoluthen, Exorciſten, Actoren, Oſtiarien, u. a. rechneten, geſchah durch die Weihe (ordo), deren Zeichen die Tonſur war. Nach der Ordination ſollte kein Geiſtlicher mehr heirathen, mit ſeiner Frau aber in vollkommener Enthaltſamkeit leben. Das Hauptſtück des Gottesdienſtes war die Meſſe. Die innere Jurisdiction beſtand in geiſtlichen Büſſungen bis zur Excommunication. Schon 530 kam König Theodobert der Franke durch Biſchof Nicerius in den Bann. Was zum Unterhalte der Kirche beſtimmt war, hieß ihre dos, ihr Witthum, Widmung. Der Stifter (Patron) hatte noch in der Regel das Recht der Beſetzung. Der Geiſtliche war von perſönlichen, doch nicht von Staatslaſten frei; doch ſuchte und erhielt er bald die Befreiung (Immunität), ſo wie die Kirche das (heidniſche) Aſylrecht. Die Klöſter hatten vor 530 noch keine beſtimmte Regel, höchſtens galt eheloſes und ſtrenges Leben dafür; ſie ſtanden unter dem Biſchof der Diöces. Mit dem Oberbiſchof zu Rom, war damals noch kein Unterwürfigkeits-Zuſammenhang. Im Innern des eigentlichen Deutſchlands waren kaum einige Anfänger des Chriſtenthums.

Von Bürgern gab es nur die römiſchen, mit ihrer alten beibehaltenen Verfaſſung. In die Städte legte man eine deutſche Beſatzung unter ihrem Graf (ſpäter Burggraf) in die dem Fiscus vorbehaltenen Häuſer. Ein römiſcher Städte-Bewohner ſtand als Wehrgeld 45 Schilling, ſo hoch als ein aus dem verſchloſſenen Stalle geſtohlenes Ferkel.

Des Heeres Kraft beſtand im Fußvolk. Es war entweder der Königs- oder Heer-Bann aller Freien, worunter die Barone und freien Römer, oder blos die Leute des Königs mit ihren Liten oder Hinterlaſſenen. Reiterei gibts noch wenig. Als Chlodwigs Sohn Theodobert nach Italien zog, hatten ſeine Leute weder Bogen noch Stoßlanze, ſondern Schwert, Schild, einen widerhackigen Wurfſpieß und die mit 2 Schneiden verſehene Doppel-Streitart, von welcher (oder ſeinem Spieße) vielleicht die ſogenannten Lilien des franzöſiſchen Wappens ſich ableiten laſſen. Die Schlachtordnung war noch der alte Keil, dem Schweinskopfe ähnlich.

Im Privatleben des Deutſchen hatte ſich wenig geändert. Die väterliche Gewalt beſtand ſelbſt bis zum Verkauf der Kinder. Bei der Ehe fand erſtlich die dos (Witthum, Leibzucht) Statt, Güter, welche der Mann der Frau zur einſtigen Wittwenverſorgung gab; nicht minder die Morgengabe, gleich nach vollzogener Ehe, die der Frau auch nach getrennter Ehe blieb, ſo wie die Ausſteuer, welche mit zur Beſtreitung der Laſten der Ehe beſtimmt war. Beim Tode des Hausvaters erbte der Mannsſtamm (Schwertmagen) das Landeigenthum, die terra salica, nach den Verwandtſchaftsgraden, ſo daß der Nähere den Entfernteren ausſchloß, dann die Kriegsrüſtung, das Heergewette; die Töchter oder weiblichen Verwandten bekamen Spillmagen, Schmuck und weibliches Geräthe (Gerade).

Die Landwirthſchaft im weiteren Sinne wurde nach und nach, ſeitdem die Deutſchen ſeßhafter geworden, Hauptbeſchäftigung, und keineswegs mehr durch Sklaven und Liten allein betrieben. Was eine Familie zu ihrem Unterhalte bedurfte und bebauete, hieß mansus (von manere), dann aber auch ein beſtimmteres Maaß, Mannwerk, ſo viel ein Mann mit 2 Ochſen in einem Tage bearbeiten konnte. Im Hofe (curtis) unterſchied man Sal oder Herrenhaus, vom genecium dem Weiber- oder Mägde-Hauſe, vom spicarium Speicher, scuria Scheuer, grania Kornboden u. ſ. w. Schon kannte man das Furchen-Abpflügen und Gränzſteine-Verrücken. Wieſen wurden eingezäunt, gewäſſert und gedünget. Die Viehzucht wurde umfaſſender betrieben. Man hatte Stutereien (equaritia legitima von 12 Stuten und 1 Beſcheller amissarius), vaccaritia, 12 Kühe und 1 Ochs; eine ordentliche Schäferei hatte 80 Schaafe. Das Vieh hatte Schellen (skella), Klingeln (tintinnum); den Pferden wurden Zeichen eingebrannt mit dem canterium. Man kannte das Wallachen (Chengisto) und das Stutzen der Pferde, denen man ſchon Namen gab. Man aß auch Pferdefleiſch, bis Papſt Zacharias dieß, wie auch die Haſen und Biber zu eſſen verbot. — Faſt jede Hofwirthſchaft brauete ihr Bier ſelbſt. Der Wein wurde nach Fudern (carra, carrada) berechnet und mit den Füſſen gekeltert. Das kleinere Maaß war sicta oder situla (Seitel). Der Gartenbau nahm zu. Man ſcheint ſchon das Baumpfropfen gekannt zu haben. Zwiebel und Knoblauch war Lieblings-Speiſe der Burgunder, die mit ihrem Geruche dem feinen Römer ſehr beſchwerlich fielen. Man kannte araweiz (Erbſe), churpiz (Kürbis, Gurke), chichurium Kichern. Der Bienenzucht gedenkt manches Geſetz. Die Bienenſtöcke (vascula) waren von Holz, Ruthen oder Rinde.

Die Jagd war noch Lieblingsbeſchäftigung; noch war der Wald gemeinſam. Es galt noch Wölfen, Bären, Biſonten oder Büffeln. Man legte ſogar Selbſtſchüſſe mit Bogen und Pfeilen (tensurae) und mußte Menſchen und zahmes Vieh durch ausgeſpannte Leinen dafür warnen. So kannte man auch Fußangeln (pedica taliola). Man unterſchied Leithunde (canis secusius), Treibhunde (Triphunt), Spür-, Dachs, Wind-, Bären-, Schweinshunde oder Saurüden, Schafhund, Hofhund (hovswarth Hofwächter); in dem ſaliſchen Geſetze kommen canes docti und magistri vor (tit. VI. 2). Man jagte auch mit zahm gemachten und gezeichneten Hirſchen, nicht minder mit Falken, Habichten (hapuch) und Sperbern (spavarius). Dieß war den alten Deutſchen „Federſpiel.“

Der Handel beſonders zwiſchen den Germanen in Gallien, Italien mit Oſtrom fing ſchon an, von Juden getrieben zu werden. Der Sklavenhandel nach Gallien war ſehr bedeutend. Menſchen zu Hunderten wurden, meiſt Sachſen, Britanier, Slaven, Mauren, nach Frankreich verkauft. Das Chriſtenthum, welches in Mainz, Trier, Cöln, Augsburg, Lorch, Conſtanz u. ſ. w. ſeine Biſthümer hatte, ſteuerte dieſer Verruchtheit nur allmählig. Die Wiſſenſchaft geſellte ſich zu Kirchen und Klöſtern, für die auch die wenigen Künſte und Künſtler arbeiteten; der Stickerei durch Frauen wird im höheren Norden in alten Sagen oft gedacht und Malerei ſcheint zuerſt auf den Schilden und an den Häuſern angewendet worden zu ſeyn. Der Harfe wird bei den Angeln gedacht. Künſtliche Trinkhörner (wovon der Hornung-Monat ſeinen Namen haben mag) kommen zeitig im Norden vor, ſo wie Gold- und Silber-Arbeiten, und Münzen mit Merovingiſchem Gepräge. Aber ihre Form iſt noch roh, wie ihre Zeit *).

Auch die deutſche Sprache litt durch die viel ausgebilde-

---

*) S. K. Glo. Anton Geſchichte der deutſchen Landwirthſchaft. Erſter Theil. Görlitz 1799. S. 85 — 171; noch immer brauchbar.

Digitized by Google

tere römiſche in den eroberten Ländern. Zu unausgebildet, um dieſe zu verdrängen, als Sprache der Sieger zum Theil ſchon Schriftſprache, aber von dieſen feſtgehalten, kam es alſo durch längeres Zuſammenleben der Germanen und Römer zu einer Miſchung, welche je nach den vorwaltenden Beſtandtheilen und ſelbſt Beimiſchungen älterer Einwohner verſchieden und unter dem Namen romaniſcher Sprachen bekannter wurden. So die italieniſche, ſpaniſche, franzöſiſche, engliſche Sprache, welche letztere freilich noch ganz andere Zuflüſſe erhielt. Aber ſelbſt im eigentlichen Deutſchland drohte der alten deutſchen Sprache keine geringere Gefahr, als den Deutſchen ſelbſt. — Durch die Slaven oder Wenden, deren, obgleich ſie anfangs böſe Nachbarn (nach oder in der Nähe Anbauende) waren, hier nach ihrem volksthümlichen Weſen mit Einigem freundnachbarlich gedacht werden mag.

Man hat den Namen der Slaven von Slowo das Wort, von Slawa dem Ruhm, von Selo, Selit wandern abgeleitet. Ein ſüdlicher Theil derſelben hieß Seloveni, Slavini, bei den Griechen Shlabini. Die Norddeutſchen gaben ihnen den Namen Wenden (Veneden); im Noricum erhielten ſie den Namen Winden. Dagegen nannten ſie ſelbſt den germaniſchen Nachbar Njemetz (ſtumm? da ſie ſeine Sprache nicht verſtanden, oder von ne mesa ohne Gränze, unermeßliche oder Nomaden). In Beziehung auf Deutſchland theilten ſie ſich in 3 Claſſen; die Oſtſee-Wenden, die Sorben oder Serben (von Serb die Sichel?) und die Slaven im engern Sinne im deutſchen Süden. Unter erſtern kommen die Pommern (po more am Meere), Ukern, Luitizier, Wilzen, Welabaten, Heveller, Briezaner u. a.; unter den Serben die Luſizer (Luſa Sumpf davon die Lauſitz), die Daleminzier, die Siusler, die Chrewaten oder Tſchechen und Moravaner (Mähren) vor. Die Slaven Polens und Schleſiens, die Ljächen hingen weſtlich wieder mit den Sorben und Tſchechen zuſammen. Unter den Süddonau-Slaven oder Winden ſind die Krainer (Krai, Kraino, Gränzland) und Karantaner (im nachherigen Kärnthen) die wichtigſten. Sie waren die weſtlichen Nachbarn der finniſchen Avaren, die nach einem Kampfe mit den Slaven, die auch Anten heißen, Dacien, und nachher das von den Longobarden verlaſſene Pannonien beſetzten.

Die Slaven werden als einfache, gutmüthige Naturmenſchen, vor Allen als ſehr gaſtfrei beſchrieben. Fremder, Gaſt, Kaufmann, Herr, hieß ihnen gleich: Hoſt oder Goſt. Diebſtahl war unbekannt; Keuſchheit und eheliche Treue wird gerühmt; die Braut wurde von ihren Aeltern und ohne Ausſtattung gekauft. Die Männer gingen meiſt in Fellen (Hemd und Pelz hat bei ihnen den gleichen Namen), die Weiber im leinenen Gewand. Wenn ein ſpäterer Annaliſt ſie foedissimum hominum genus nennt, ſo mag das erſt ſpäterhin geworden, oder aus Religions- oder National-Haß ihnen angedichtet worden ſeyn. Doch ſtanden ſie noch auf der Stufe der Blutrache und Menſchenopfer; geſchriebener Geſetze wird in dem ganzen Zeitraume bei ihnen nicht gedacht; ſo wie der Schreibkunſt überhaupt vor 641 keine Erwähnung geſchieht. Ihre Hauptlebensweiſe war der Ackerbau und ihre Verfaſſung war mehr patriarchaliſch als monarchiſch. So viele Familien, ſo viele kleine Gemeinweſen, die Familienväter traten dann zuſammen, und wählten Richter (Zupane) und Fürſten (Knäs, Woiwod, Hospodar). Doch mag es auch Erbfürſten gegeben haben, aber keinen Erbadel und keine Erbſklaven, wenn auch Sklaverei und höherer Rang Einzelner ſich vorgefunden haben mag. Eine Ariſtokratie, nur im beſſern Sinne und nicht erblich, bleibt bei keinem Volke von einiger Durchbildung aus. Die Volksverſammlung hatte bei allen Slaven das höchſte Anſehen. Der Gottesdienſt hing damit zuſammen.

Von ihrer Religion iſt in dieſer Zeit noch wenig mit Beſtimmtheit zu ſagen. Doch ſpricht ein orientaliſcher Dualismus ziemlich deutlich aus ihr hervor. Bog iſt der Gott überhaupt (und des Krieges insbeſondere); aber Bog ſchied ſich wie Tag und Nacht, Licht und Finſterniß, Tod und Leben, Winter und Sommer in einem guten Gott Bjel-Bog und einem böſen oder ſchwarzen Cherne-Bog. Außerdem gab es noch eine Menge gleichfalls der Natur entlehnte Götter: Schiwa Göttin des Lebens; Ziza die Göttin der Säugenden; Prowe der Gott des Rechts, Perun der Gott des Blitzes u. a. Jutrebog der Gott der Morgenröthe, Wet der Gott der Rache, Triglaf, Radegaſt, Swantewit, mögen Localgottheiten geweſen ſeyn. Außerdem gab es eine Menge Untergötter, z. B. bei den Sorben: Kobals (Kobolde) Teufel, Feuermann, Nixen, die Wehklage, Däumling (Ludbi, eine Art Liliputer), Drachen, die Smertnitza oder das klapperbeinige Todtengerippe, das prophetiſche Gottesſitzchen, Horm u. ſ. w. Tugend drücken ſie durch gute Werke, Hölle durch Smila (Backofen) aus. Der Glaube an Unſterblichkeit wird ihnen von Einigen wohl mit Unrecht abgeſprochen; wozu hätten ſie dem Todten auf den Scheiterhaufen ſeine liebſten Sachen mitgegeben? Sie feierten, lebens- und geſangluſtig, wie noch heute die Böhmen, viele Feſte; zu Ehren des Sommers, der Aerndte; mit Gaſtmählern auch ihre Todten (darinn an das deutſche Todten-Eſſen erinnernd); mit Tänzen ihre Hochzeiten. Die Behandlung des Weibes war weniger achtungsvoll als bei den Deutſchen; das Weib mußte neben dem Bette des Mannes auf dem Boden ſchlafen. Bezahlte Klageweiber heulten um den Todten. Sie zählten nur bis 10, die Deutſchen bis 12. Den Krieg erlernten ſie wohl erſt, und damit manche Grauſamkeiten, von den Deutſchen, mit denen ſie von jeher in Berührung waren. Landwirthſchaft war ihre Hauptbeſchäftigung, doch trieben ſie auch, ehe vielleicht der Deutſche ſelbſt daran dachte, einen weit verbreiteten Handel, beſonders zwiſchen der Oſtſee und dem ſchwarzen Meere. Leinwand war ein Hauptfabricat der Slaven und daher nebſt dem Viehe auch Tauſchmittel. Durch ihren Ackerbau belebten ſie auch den Deutſchen, ſie waren Bauern, als die Deutſchen noch keine waren und manches darauf Bezügliche auch in ihre Sprache aufnahmen. — Das endliche Schickſal dieſer Menſchen aber, nach Jahrhunderten von Kriegen mit den Deutſchen, iſt in der unglückſeligen Verwandlung des Wortes Slaven in Sklaven nur zu deutlich ausgeſprochen! —

Geſchichte der Deutſchen in und außer Deutſchland, von Chlodwigs Tod bis zum Untergange der Merovinger. Chriſtenthum und Slaven.

Da gerade in dieſem Zeitraume die meiſte Einwirkung auf das eigentliche Deutſchland von den germaniſchen Nachbarſtaaten kommt, und dieſe beſtimmend und entſcheidend herübergreifen, ſo muß zuerſt von ihnen die Rede ſein, und wir beginnen unſere Schilderung germaniſcher Staaten mit jenem Italien, welches trotz der höchſten Mauer, die es von Deutſchland und den Deutſchen zu ſcheiden wie beſtimmt war, doch gerade mit dieſem Land und Volke in die vielfachſte Berührungen kam und überhaupt Bühne der wechſelndſten Völker und Geſchicke geworden iſt. Gewitter, die ſich einmal in einem Bergkeſſel verfangen, toben ſich nur um ſo furchtbarer aus!

Der große Theodorich hat ſein Oſtgothenreich mit kräftiger Hand 493 gegründet und mit Klugheit aufrecht erhalten bis zu ſeinem Tode 526. Aber auf die ſtärkſte Regierung folgte gleich die ſchwächſte, eine vormundſchaftliche der Tochter Amalaſuntha über den 10jährigen Enkel Theodorichs Athalarich. Weiber-, Kinder-, vormundſchaftliche Regierungen ſind allen, beſonders aber jungen Staaten ſelten vortheilhaft. Dieſer ſündigte ſich früh zu Tode (534) und ſeine Mutter nahm ihren Vetter Theodat zum Mitregenten und General, der ſeine Wohlthäterin ermorden ließ. Der als Geſetzſammler ſo berühmte Oſtrömiſche Kaiſer Juſtinian (527 — 565), der eben durch ſeinen Beliſar dem Vandalenreich 534 ein Ende gemacht und den alten Plan aufgenommen hatte, das ganze Weſtrömiſche Reich wieder zuſammen und unter Oſtrom zu bringen, trat als Rächer der Ermordeten auf und begann nun durch denſelben ſiegreichen Feldherrn ſeinen Kampf um Italien. Theodat fiel durch ſeine eigenen Leute und ſein Nachfolger ſuchte ſich gegen Abtretung des oſtgothiſchen Theils von Gallien und des mit Alemannen beſetzten Rhätiens mit fränkiſcher Hülfe zu verſtärken. Aber die Franken unter Theodobert kamen und gingen, mehr als Räuber, denn als Bundesgenoſſen, und breiteten ſich ſelbſt in Venetien, am adriatiſchen Meere aus. Mailand, Ravenna fielen und König Vitiges wurde gefangen mit Ravennas Schätzen nach Conſtantinopel geſchleppt (541). Ein folgender Gothenkönig Ildebad, dann deſſen Bruderſohn Totilas erneuerten den Kampf; Rom wurde mehrmals von beiden Parteien gewonnen und verloren, und nur die Erinnerung der alten Größe hielt von ihrer gänzlichen Zerſtörung ab. Aber Beliſar fand einmal nur 500 Menſchen darin, und 14 Tage lang war faſt kein Mann mehr in der Stadt der Millionen. Frauen und Töchter der Senatoren bettelten in zerlumpten Kleidern durch die gräßliche Oede. Aber nicht Beliſar, ſondern der Verſchnittene Narſes beendete den Krieg, und nicht König Totilas, ſondern Tejas. Auf den Hügeln von Nocera in 3tägiger Schlacht gingen König und Krieger groß unter, und man ſcheidet nicht ohne menſchliche Rührung von einem Volke, welches noch zuletzt aus ſeiner Verweichlichung ſich ermannt und alter Zeiten würdig geſtritten hatte.

Narſes ſaß als griechiſcher Exarch zu Ravenna; ihm, dem mit Undank belohnten folgte Flavius Longinus. Aber ſchon 568 brachen die Longobarden aus den Sitzen, welche ſie

Digitized by Google

von Juſtinian in Pannonien erhalten hatten, von wo aus ſie mit den Herulern gekämpft und der Gepiden Reich zerſtört hatten, nach Italien auf, unter Alboin, dem Held des Liedes, der ſeiner ſchönen Königin Roſamunde Geſundheit aus ihres von ihm erſchlagenen Vaters Schädel trank. Sie werden als Menſchen geſchildert, die das Hinterhaupt ganz kahl trugen, dagegen lange Haare vom Vorderkopf herabhängen hatten. Mit ihnen 20,000 Harz-Sachſen, in deren Sitze an der Bode und Wipper ſich dann Sueven (Nordſchwaben) niederließen. Pavia wurde die neue Reſidenz, als die Griechen unterlegen waren. Nur Ravenna, die liguriſchen Küſtenſtädte und die Ducate (Herzogthümer) Rom und Neapel, nebſt Calabrien blieben griechiſch. Das longobardiſche Italien (noch jetzt davon die Lombardei) wurde unter eine Anzahl (36) Lehnsherzoge vertheilt, deren gewähltes und ſehr beſchränktes Oberhaupt der König war. Alboin fiel ſchon 573 durch Roſamunden und ihren Buhlen Helmichis, und dieſe beiden wieder durch wechſelſeitig gereichtes Gift. Zwanzig Könige folgen ſich unter innern Fehden und Kämpfen mit den Griechen, mit den Franken und den Päbſten, die endlich bei den Franken Hülfe ſuchten und die Zerſtörung dieſes Reiches (774) durch Carl den Großen damit herbeiführten.

Des Vandalenreiches Ende (534), des Untergangs der Sueven in Spanien (588) iſt ſchon gedacht. — Das Weſtgothiſche Reich war ſeit 508 mit Ausnahme von Septimanien oder Languedoc auf Spanien beſchränkt und hatte Toledo zu ſeiner Hauptſtadt. Löwigild 568 — 585 ſuchte die Erblichkeit des angenommenen Purpurs einzuführen, doch umſonſt. Die Geſchichte der Religionshändel, die bis in den Schooß der königlichen Familie wütheten, bis Reccared († 601) zur katholiſchen Kirche vom Arianismus übertrat und dadurch ſeine Weſtgothen mit den Römern und Sueven mehr verſchmolz, die Uebermacht der Geiſtlichen, die ſich bald völlig ſteuerfrei machten, die Schwäche der Wahlkönige (der ſogenannten Flavier), Thronfolge-Streitigkeiten, Kämpfe mit den Franken, die Verknechtung der Juden, gewähren nur unerfreuliche Bilder. Aber ein Ereigniß griff auch herüber über die Pyrenäen und wurde einer neuen Kette von Begebenheiten erſtes Glied. Der Thronſtreit unter Witiza und Roderich, der 710 König wurde, und Witiza's Söhnen, ſo wie der Verrath des Grafen Julian, führten die auf der Nordküſte Afrikas bereits herrſchenden Araber oder Saracenen (Männer des Oſten) unter Anführung Tariks über das Mittelmeer herüber (der Berg, wo Tarik landete, Dſchebel al Tarik, gab Gibraltar den Namen). In einer 8tägigen Schlacht am Guadalete, bei Xeres de la Frontera (18 — 26 Jul. 711) wurde Roderich beſiegt und erſchlagen. Bald fiel der größte Theil von Spanien und Luſitanien (ſpäter vom Hafen [portus] Cale Portugal genannt) in dieſer Mauren Hände. Das mit Kampfer gefüllte Haupt Roderichs und nach Toledos Fall auch die 500 Pfd. Goldes ſchwere Schüſſel oder ſogenannte Tafel Salomos, die von Titus aus Jeruſalem nach Rom, von da durch die Weſtgothen nach Spanien kam, wanderten nach Aſien. Nur in den Gebirgen von Biscaya und Aſturien erhielt ſich gothiſche Herrſchaft, und ſeit der Schlacht an der Höhle von Cavadonza 712 begannen die chriſtlichen Fürſten allmähiig wieder vorzudringen und nach 700 Jahren und mehr als tauſend Treffen endete dieſer Kampf mit der völligen Beſiegung des ſpaniſchen Chalifats 1492 durch die Eroberung von Granada.

Des altburgundiſchen Reiches völliger Untergang 534 durch die Franken iſt ſchon erwähnt. Aber der Name ging nicht unter und ſpielte ſeine Rolle, die am Mittelmeer beginnt, durch ganz Frankreich hindurch bis an den Nordſee als burgundiſcher Kreis Deutſchlands unter anderen Sceptern und Zeiten endet.

An der Nordküſte Frankreichs angelangt, ſehen wir hinüber zu den Kreidefelſen Albions, hinter denen auch ſchon deutſche Landsleute hauſen. Die eigennützige Hülfe der Sachſen, die ſich bald in Britannien völlig niederließen, entzündete einen langen Kampf. Als König Arthur 425, ohne die Freiheit der Seinigen erkämpft zu haben, in die geheimnißvolle Gruft ſtieg, (aus welcher die Sage ihn einſt wieder kommen läßt, um England aus großer Noth zu retten!) ſtiftete Hengſt 455 das kleine Königreich Kent; 477 Ella das ſächſiſche Suſſer (Südſachſen), Kerdik Weſſer, Erkenwein 527 Eſſer, der Angle Uffa 573 Oſtangeln und 577 ſein Landsmann Krida Mercia. In Northumberland gründete Ida das angliſche Berenicia 545 und Ella daß ſächſiſche Deira, beide wurden mit York als Hauptſtadt ſpäter zum Staat Northumberland vereiniget. Kriege mit den alten Einwohnern und untereinander dauerten lange fort. Das Volk zerfiel in Edle, Freie (Keorls, Kerls) und Unfreie. Der König wurde aus Einer Familie gewählt, in ſeiner Macht aber durch die Verſammlung der Weiſen (Reichen) — Wittenagemot — beſchränkt. Alderman, Earl oder Graf und Herzog waren ſeine höchſten Beamten. Die Bekehrung dieſer Angelſachſen zum Chriſtenthum begann erſt am Ende des 6ten Jahrhunderts. Die ſchriftliche Aufzeichnung der Geſetze iſt gewöhnlich eine der erſten Folgen des Chriſtenthums. Ethelbert machte den Anfang, und Inas Geſetzbuch (um 690) war das berühmteſte. Die 7 — 8 kleinen Königreiche (Heptarchia) wurden erſt im neunten Jahrhunderte bleibend vereinigt, bekamen aber bald an den Normannen, einem Geſammtnamen für die kühnen Seehelden (und Meer und Sturm macht muthigere Menſchen als Acker und Wieſe!) in Dänemark, Südſchweden und Norwegen, auch deutſcher Abkunft, gefährliche Feinde. Doch jene Männer unter ihren See- und Buchten-Königen, mit ihren wunderlich gemalten oder geformten Schiffen, die auf hoher See Raben fliegen ließen, um Land zu finden, die an die Küſten ferner Länder und in die Mündungen der Flüſſe fuhren, wo ſie reiche Klöſter oder Städte vermuthen durften, werden ſpäter noch deutlicher an das Licht der Geſchichte treten.

Jetzt zu der Geſchichte der Franken. Wie bei den Oſtgothen war auch hier der Gründer des Staates der kräftigſte ſeines Geſchlechts geweſen, und nur wenige Könige treten noch mit eigener Kraft auf. Erſchlaffung, Theilungen, Geleite und das in feſter erblicher Hand bald furchtbare Amt der Majordomen führen dieſe Könige der Merovinger endlich vom langen Haare zur Tonſur, vom Königsmantel zu der Mönchskutte, von der Fürſten Pfalz zur Kloſtermauer. — Chlodwig hatte 4 Söhne hinterlaſſen, die mit Willen des Volkes und der Geleite ſich mehr in die königliche Würde, als in das Reich ſelbſt theilten. Theoderich oder Dietrich († 534) der älteſte nahm ſeinen Sitz zu Metz, und verwaltete das öſtliche Land (Auſtraſien, im Gegenſatze von Burgund und Weſtfranken oder Neuſtrien). Chlodomer († 524) ſaß zu Orleans; Childebert († 558) zu Paris; Chlotar I. (Lothar, Luther, † 561) zu Soiſſons. Der Grundſatz der Erblichkeit war damit anerkannt, aber auch der ſchlimmere der Theilung der königlichen Würde und Geleite, und nur das Heilſame bereitete ſich vor, daß einmal eine volle Theilung nach nationalen Bedürfniſſen und Beſtandtheilen eintreten konnte. Denn viel Verſchiedenartiges und Abſtoßendes hatte das Schwert des Eroberers zuſammgerafft. Die Thaten dieſer Theilfürſten, die Vernichtung der burgundiſchen Dynaſtie, ſtatt deren nur fränkiſche Herzoge oder Patricier verwalteten, die Unterwerfung Thüringens 531, und die Ermordung König Hermanfrieds durch den Sturz von Zülpichs Mauer (während des durch Brudermord untergegangenen Berthars oder Werthers Tochter Radagundis erſt Chlotars Gemalin, dann eine Heilige wurde), die bedeutenden Erwerbungen in Rhätien und Oberitalien auf Koſten des ſinkenden Oſtgothenreichs, ein Tribut von 500 Kühen, der von Chlotar den Sachſen aufgelegt wurde, die ſcheinbare Unterwerfung der Bretagne, und die Verbindung mit den Bojoariern, bei denen ein Agilolſinger Garibald, früher in den Heeren der Franken ausgezeichnet, ſeit 555 auftritt, eine Verbindung, die wenigſtens einer völligen Unterwerfung bald Platz machte, wenn ſie es anfangs auch nicht geweſen ſeyn ſollte, ſind zum Theil erwähnt, oder werden es noch bei Deutſchland ſelbſt. Chlotar, nach Bruderkriegen und Verbrechen mancher Art, überlebte ſeine Brüder und deren Söhne, und regierte bis 561 allein. Einen ſeiner Söhne, Chramnus, hatte er mit Weib und Kind in einer Hütte verbrennen laſſen. In Verzweiflung über dieſe That ſtarb er 561.

Seine 4 noch übrigen Söhne theilten gleichfalls. Charibert († 557 oder 572) ſaß zu Paris; Guntram († 593) zu Orleans, und verwaltete auch Burgund; Siegbert regierte von Rheims aus über Auſtraſien; und Chilperich (der Theolog und Dichter, † 584) ſaß zu Soiſſons. Des erſtverſtorbenen Chariberts Land theilten die drei anderen Brüder, doch ſollte Paris gemeinſchaftlich verbleiben. Schon darüber gab es Bruderkrieg, noch mehr aber durch 2 Weiber, welche, die Unwürdigen der Ehren, den Königinnentitel führten. Brunehild, die Weſtgothin, war Siegberts, Galiswinthe, ihre Schweſter, Chilperichs Gemalin. Aber Chilperich ermordete ſie, und nahm ſeine Beiſchläferin Fredegund zum Weibe. Dafür haßte Brunehild die Fredegund mit einem Haſſe, wie er nur dem Weibe möglich iſt. Ihr Gemal ſollte das Blut der Schweſter an Chilperichs ganzem Stamme rächen. Aber Siegbert ſelbſt wurde im Feldzug gegen ſeinen Bruder im Lager bei Vitry mit vergifteten Meſſern erſtochen, und Brunehild hetzte nun Chilperichs eigenen Sohn Merwig, der ihr Gemal wurde, gegen den Vater auf. Aber auch dieſen ſchaffte Fredegund aus dem Wege. Ja ſie ließ wahrſcheinlich ihren eigenen Gemal ermorden, um das Verbrechen der Unzucht mit einem Diener zu bedecken. Damals wurde Siegberts minderjähriger Sohn Childebert vom König Guntram allein zum Erben eingeſetzt, obgleich Fredegund mit 303 Eideshelfern beſchwor, daß ihr Sohn Chlotar wirklich von Chilperich ſtamme. Als nun Childebert, der Guntram wirklich beerbte, ſtarb, führte die Großmutter Brunehild für deſſen Söhne die Vormundſchaft. Fredegund und ihr Chlotar wollten ihnen aber das Reich entreißen, und griffen zum Schwert. Aber Chlotar erlag, und

Digitized by Google

Fredegund ſtarb 597. Auſtraſien wurde nun unter Brunehilds Enkel Dietrich (Rheims) und Theodobert (Dietbert, zu Metz) getheilt. Erſteren, ihren Liebling, hetzte Brunehild gegen ſeinen Bruder auf, Theodobert wurde gefangen und ermordet, und ſeinem Sohne Merwig die Hirnſchale am Felſen zerſchmettert. Jetzt hatte Dietrich ganz Auſtraſien, ſtarb aber 613. Gern hätte nun Brunehild auch für ihren Urenkel Siegbert II. regiert, aber die Vaſallen, auch durch die Einziehung vieler Beneficien gegen Brunehild gereizt, luden ſelbſt Chlotar, den Sohn der Fredegund herbei, und Brunehild floh nach Burgund. Die dort geſammelten Krieger gingen jedoch an der Aisne zu Chlotar über, und Brunehild mit ihren Urenkeln wurde gefangen, und letztere bis auf Chlotars Pathen Merwig hingerichtet. Brunehild trug die Blutſchuld von 10 Königen auf ihrem Haupt. Chlotar ließ die achtzigjährige Frau (613) 3 Tage martern, dann auf einem Kameel durchs Lager führen, und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Bein an den Schweif des wildeſten Pferdes binden, und die ſo zerſchmetterten und zerriſſenen Glieder zuletzt verbrennen. Eine gräßliche Strafe für gräßliche Verbrechen! Es geht ein Schauder durch die Seele, daß dieß Menſchen, Deutſche, Chriſten waren! Gegen ſolche Teufel mußte wohl die thüringiſche Radegund, die, ein ſtiller Friedensengel, ſo oft zum Frieden gemahnet hatte, nach ihrem Tode zu Poitiers 587 wie eine Heilige erſcheinen, und die troſtloſe Zeit ſelbſt Wundern Glauben verſchaffen.

Wie mußten ſolche Gräuel den Glauben an die Heiligkeit der Krone, an die Pflicht des Gehorſams ſchwächen, und die Anmaßungen der unentbehrlichen Vaſallen und Geleite ſtärken! Auch die Geiſtlichkeit, in deren Händen Kirchenbuße und Bann trefflich wucherte, feilſchte mit dem Könige um Biſchofsſtellen, die er vergab, und ſchon Pabſt Gregor der Große (590 — 604) eiferte gegen dieſe Simonie, wie 500 Jahre ſpäter ein größerer Gregor. Die Trennung Auſtraſiens und Neuſtriens prägte ſich immer mehr aus, und bei den vielen Minderjährigkeiten und Vormundſchaften hatte der Hausälteſte in jedem Theilreiche immer größere Macht erlangt. Er war der Verweſer des Reichs geworden, und die Vaſallen hingen von ihm ab. Jeder Theilſtaat hatte ſeinen Fiscus, aber auch ſein Märzfeld oder ſeine Volksverſammlung, die bald nur von Geiſtlichen und Leudes beſucht wurde. Unter Chlotar, der den Auſtraſiern, deren Gränzen Vogeſen und Ardennen ſeyn ſollten, ſeinen ſechzehnjährigen Sohn Dagobert zum König gab, trat Pipin von Landis, ein Mann voll Kraft und Tugend als Majordom Auſtraſiens auf. Chlotar ſtarb 628, und Dagobert ſein Sohn vergnügte ſeinen jüngern Bruder Charibert mit Aquitanien, (Hauptſtadt Toulouſe) ſich alles andere vorbehaltend, übrigens ein Salomo an Wolluſt mehr, als an Weisheit; denn er hatte 3 Königinnen und der Kebsweiber viele. Er bekämpfte die Slaven unter ihrem König Samo mit Hülfe der Alemannen und Longobarden, und vereinigte nach Chariberts unbeſtimmtem Tod (631) wieder ganz Frankenreich, trat aber 632 Auſtraſien ſeinem Sohn Siegbert ab. Pipin blieb Majordom, und überlebte ſeinen König nur um 1 Jahr (denn dieſer ſtarb 636). Nach Dagobert ſanken die Könige immer mehr, und nur die Eiferſucht der Großen gegeneinander hielt jene noch auf dem Thron. Aega war Majordom Chlodwigs II. († 656), Pipin, dann ſein Sohn Grimoald Siegberts von Auſtraſien. In jene Tage fiel der Abfall der Thüringer unter dem muthigen Sorbenbeſieger Radulf. Nach Siegberts Tode macht Grimoald ſchon einen Verſuch, mit Umgehung des Merovingers Dagobert II., den Thron ſeinem eigenen Sohne Childebert zu geben, den aber Vater und Sohn mit dem Leben büßen mußten.

Von Chlodwig II., der lange Kind, dann mehr Thier als Menſch, und endlich wahnſinnig war, wurde Chlotar († 670) ſein vierjähriger Sohn zum König von Neuſtrien und Burgund erhoben; unter dem Hausälteſten Ebroin. Childerich II. ſein anderer Sohn wurde 660 — 673 König von Auſtraſien, und endlich tritt auch noch ein dritter Sohn Dietrich III. ſeit 673 († 691) als König von Neuſtrien und Burgund auf. Die Geſchichte dieſer Schattenkönige ohne Saft und Kraft, die kaum ihres Namens Nennung hier verdienen, gewinnt erſt Einheit und Intereſſe, als der Enkel jenes Pipin, ein Sohn des Anſegiſil von Pipins Tochter Begga, ein zweiter Pipin (von ſeinem Schloſſe Heriſtal im Lüttichſchen an der Maas beigenannt), gegen Dietrich III. und ſeinen Hausmeier Berthar an die Spitze der Auſtraſier trat, und bei Teſtri in der Landſchaft Vermandois am Flüßchen Daumignon Dietrich und Berthar entſchieden ſchlug, und ſich (Berthar fiel durch ſeine eigenen Leute) zum alleinigen Majordom aller Franken unter dem König Dietrich machte. Er hieß fortan Herzog und Fürſt der Franken.

Pipin, der Mann großer Thaten, der Gründer, oder wenn man lieber in Betracht ſeiner Großväter Pipin und Arnulf des Biſchofs von Metz will, der Fortpflanzer eines gewaltigen Geſchlechts, war Hand und Kopf des Königs Dietrich und des Frankenreichs. Jetzt wollte er Frieden, hob das Märzfeld zu größerer Wichtigkeit. Der König ſpielte eine kümmerliche Rolle. Er fuhr auf ſeinem Ochſenwagen zur Verſammlung, hörte Geſandte an, ſprach eingelernte Antworten, entſchied, wie Pipin ihm vorgeſchrieben, und fuhr in die Pfalz oder auf ſeinen Königshof zurück. Ein ſpäterer Schriftſteller läßt dieſe Könige unvernünftig eſſen und trinken. Man könnte ſie langhaarige, gekrönte Puppen nennen, die man dem Volke zeigte, und mit welchen die Majordomen ſpielten. Nun, wer nicht Hammer werden kann, muß Ambos ſein. Nortbert, Pipins Freund, ſpäter ſein eigener Sohn Grimoald, verwaltete Neuſtrien, Drogo, ein anderer Sohn, Burgund mit Herzogstitel. Dietrich ſtarb 691. Chlodwig III. ſein Sohn (691 — 695). Childebert III. († 711) des vorigen Bruder, folgten ſich ſchnell. Alle überlebte Pipin. Nur Dagobert III. ſtarb ein Jahr ſpäter als Pipin (715). Aber auch ſeine beiden Söhne mit Plectrudis, Drogo und Grimoald ſtarben vor dem Vater, und ſo ernannte Pipin noch Grimoalds Sohn Theodoald zum Majordom. Aber er hatte noch von einer Nebengemalin Alpais einen erwachſenen Sohn Karl, den aber Plectrud mißtrauiſch gefangen hielt, bis er nach Theodoalds Tode entkam, und ſich nach ſechsjährigen Kämpfen zum alleinigen Majordom aufſchwang. Dieß unter Theodorich IV. 720 — 737, Dagoberts Sohne.

Karl kämpfte faſt mit allen deutſchen Völkern, die in ſeines Vaters Tode ein Signal zur Selbſtbefreiung ſahen; und auch mit dem Herzoge von Aquitanien. Wir wollen glauben, daß alles dieß Nothwendigkeit gebot, indem die Freiheit des Einen Volkes die andern alle aufreizen konnte. Auch mußten die Geleite beſchäftigt werden. Freilich war auch nicht alles Sieg, was alſo hieß, denn ſonſt hätte es ſo vieler wiederholter Feldzüge nicht bedurft. Aber ein Kampf Karls war unbeſtritten großartiger, war deutſcher, ja europäiſcher als alle, der mit den Sarazenen. Noch nicht 3 Menſchenalter waren ſeit Muhameds Tod (632) verfloſſen, als ſchon ſeine Fahnen von des Indus Ufern ſiegreich bis an die Säulen des Hercules wehten. Noch ſtand die Ueberzeugung dem Moslem feſt, daß ſein Schwert nicht ruhen dürfe, bis alles, was Menſch heiße, dem Propheten und ſeinen Nachfolgern (Chalifen) ſich unterworfen habe. Von Spanien aus gedachten ſie, die Reihe ihrer Siege durch Europa hindurch zu führen bis nach Aſien zurück. Es wäre um Eurapas ſelbſtſtändige Entwickelung durch Staat und Chriſtenthum, es wäre um alles germaniſche Weſen geſchehen! Aber es iſt dafür geſorgt, ſagt ein alter Spruch, daß die Bäume nicht bis zum Himmel wachſen!

Schon ſeit 718 begannen jener ſpaniſchen Araber Verſuche, ſich über die Pyrenäen hinaus zu verbreiten. Im Jahr 725 waren ſie ſchon bis Autun in Burgund vorgedrungen, aber mit reicher Beute wieder heimgekehrt. Schon hatte Herzog Eudes (Otto) von Aquitanien mit ihnen einen Vertrag geſchloſſen. Abdorahman, des Chalifen Haſchem Statthalter in Spanien ſtieß jedoch dieſen Vertrag um, eroberte Bordeaux, und ſchlug Eudes, der ſich nun mit Aufopferung ſeiner Selbſtſtändigkeit Karln in die Arme warf. Dieſer, ſo verſtärkt, traf im October 732 bei Potiers auf Abdorahman. Beide Heere wußten, wem es galt — einer europäiſchen Lebensfrage, wie in der großen Hunnenſchlacht. Abdorahman blieb; geſchlagen flohen die Araber. Doch in die Schluchten der Pyrenäen wollte Karl, ſelbſt ſehr geſchwächt, ſie nicht verfolgen. Die Araber waren damit zum erſtenmal, und durch Deutſche geſchlagen worden; die kalte Ausdauer des Nordens hatte über das Feuer des Südens geſiegt. Die Todten mag, um einen arabiſchen Ausdruck zu brauchen, nur Gott gezählet haben; aber Karl der tapfere bekam, ſo ſagt man, von da an den Beinamen Martell, der (Streit-) Hammer. Karls Ruhm und Macht war jetzt befeſtigt, auch war in den Leichen vieler Großen mancher Widerſpruch gegen ſeine Gewalt verſtummt. Mit völliger Uebergehung ſeines Königs ließ er ſich in Aquitanien von einem Sohne Eudes Treue ſchwören; an ſeine eigenen Getreuen vergabte er Grund und Boden in Burgund, oder ſchuf ſich neue Vaſallen. Aber ſchon im Jahr 734 hatten die Mauren unter Abdul-Meleb neue Einfälle ins Frankenreich gewagt, waren 735 von den mißvergnügten Burgundern eingeladen bis an die Rhone vorgedrungen, hatten Arles und Avignon erobert, und das Land bis Lyon und Marſeille verheert. Karl eilte ihnen abermals entgegen, ſchlug an der Küſte bei Narbonne, ihrem Hauptwaffenplatze, ihr Heer, ob er gleich die Stadt ſelbſt ihnen nicht entreißen konnte.

Bei der Ehrfurcht und der Hülfe, die Karl den frommen Heidenboten in Deutſchland bei ihrem Werke erwies, mußte es dem Papſt Gregor III. (731 — 741) nahe liegen, ſich auch in ſeiner Noth an Karln zu wenden. Luitbrand, der Longobarden König, hatte den Papſt befehdet, weil dieſer den aufrühreriſchen Herzogen von Spoleto und Benevent gegen ihn Vorſchub gethan hatte. Aber ſeine Truppen waren, wie die der Herzoge, geſchlagen, ſelbſt die Vorſtädte Roms und die Peterskirche geplündert worden. Da ſchrieb Gregor mehrmals an den „erlauchteſten Unterkönig Karl" um ſchleunige und perſönliche Hülfe, ſchickte ſpäter ſogar die Schlüſſel vom Grabe der Apo-

Digitized by Google

fiel und die Ketten Petri nebſt großen Geſchenken; aber Karl vermittelte den Streit blos durch Geſandtſchaft. Hatte er es doch bald mit den Aquitaniern, bald mit den Sachſen, mit den Burgundern oder den Frieſen, den Arabern oder den Baiern zu thun. Weitere Entfernung würde ihm nachtheilig geworden ſeyn. Auch ſtand er mit Luitbrand in Freundſchaft, denn dieſer hatte nach einer feierlichen und befreundenden Sitte jener Zeit Karls Sohn Pipin das erſte Barthaar abgenommen.

Theodorich oder Dietrich IV. ſtarb 737, und jetzt blieb der Thron 4 Jahre unbeſetzt; Karl theilte ſogar kurz vor ſeinem Tode ſeinem ältern Sohne Karlmann Auſtraſien mit Thüringen und Schwaben, dem zweiten Pipin Neuſtrien, Burgund und die Provence zu; Griffo, ein Sohn aus einer Ehe mit einer baieriſchen Fürſtin Sonihild wurde (14jährig) anfangs übergangen, dann mit einzelnen Stücken jener Länder abgefunden; der andern deutſchen Länder geſchah dabei keiner Erwähnung. Sie ſcheinen alſo damals nicht disponibel geweſen zu ſeyn. Das erregte böſen Hader, den aber der Vater nicht erlebte. Am 22. Oct. 741 ſtarb Karl der Streithammer. Nur vor den Augen der Geiſtlichen fand er wenig Gnade, weil er auch ihrer Pfründen wenig ſchonte, wenn er Ländereien und Stellen für ſeine Anhänger brauchte, die aber anzutaſten, hieß himmelſchreiendes und hölliſches Verbrechen.

Die neuen Reichsregenten ſetzten wieder einen Schattenkönig Chilperich III. auf den Thron, da die Großen ihnen allein noch nicht gehorchen mochten; aber ſie ſchloſſen auch ihren Stiefbruder von ſeinem Antheile aus, und dieſer floh nach Baiern, zu ſeinem Schwager, Herzog Odilo; ja Griffo regte auch Sachſen, Frieſen, Alemannen, Aquitanier gegen ſeine Verfolger auf, aber alle wurden, wenn auch nicht ohne Mühe, nach und nach beſiegt, die Sachſen bei Hochſenberg, im nachherigen Mannsfeldiſchen, Teutbald, der Alemannen-Herzog, wurde ganz abgeſetzt, das alte National-Herzogthum auf einem Landgericht zu Canſtadt 746 völlig als ſolches aufgelöſt und fortan durch fränkiſche Grafen und Kammerboten verwaltet. Aber Griffo, obwohl wieder abgefunden, ruhte noch nicht, nahm ſogar kurze Zeit Baierns Herzogthum für ſich, wurde aber ausgeliefert, floh dann nach Aquitanien, und wollte endlich, überall verfolgt, nach Italien fliehen; da fiel der Unglückliche in einem Treffen bei Maurienna, und fand den Hafen, den Jeder nach ſtiller oder ſtürmiſcher Fahrt endlich gewiß erreicht (753). Karlmann aber war ſchon 747 unerkannt ins Kloſter Monte Caſſino als Mönch gegangen, und hatte ſich, ſchwerer Dinge bewußt, auch ſchweren Züchtigungen unterworfen († 754). So ſtand Pipin allein als Reichsverweſer des ganzen Frankenreiches da.

Aber jetzt, durch Unterwerfung der deutſchen Völker und beim Gehorſam der Burgunder und Neuſtraſier, war auch der alte Plan des Hauſes reif geworden, für welchen auch der Papſt Zacharias durch den berühmten Erzbiſchof Bonifaz von Mainz gewonnen war, und der ſich in der Frage an den Papſt kund that, ob es beſſer ſey, daß der König ſey und heiße, welcher alle Macht und Geſchäfte, oder welcher den Namen deſſelben beſitze? — und der Papſt ſprach nach Pipins Wunſch und Verlangen. —

Zu Soiſſons hatte Chlodwig I. vor 266 Jahren den erſten Sieg erfochten, und ſo den Grund zur Größe ſeines Hauſes gelegt. Zu Soiſſons traten jetzt (752) die königlichen Leute und das bearbeitete Volk zuſammen; alle entband Bonifaz des Eides, und Chilperich wurde des Königthums entſetzt, der langen Haare beraubt, zum Mönch geſchoren und in das Kloſter S. Bertins zu Sithieu (S. Omer) geſchickt. Sein Sohn wurde als Mönch einem andern Kloſter zugetheilt. Auf den Schild erhoben, dreimal in der Verſammlung herumgetragen, begrüßte Alles Pipin als den neuen König der Franken. Bonifaz von Mainz, der Primas Deutſchlands, verrichtete die Salbung. Aber noch feierlichere Weihe erhielt Pipin im nächſten Jahre, wo der Papſt ſelbſt zu S. Denys den König und ſeine Söhne zu Königen und Beſchützern des heiligen Stuhles ſalbte. So war das Werk der Gewalt von der Kirche gebilligt und geheiligt, und ſelbſt das Mitleid mit dem unglücklichen, verſchwundenen Geſchlechte abgeſchnitten. Der Stern der Merovinger erbleichte vor dem glänzenden Geſtirn der Karolinger. Aber neben dem hellen Glanze ſtand doch ein Flecken ſchwarzen Unrechts, und da bleibt die Vergeltung mit ihrem oft ſpäten aber unerbittlichen Amte nicht aus.

Daß das eigentliche Deutſchland in dieſer Zeit faſt ganz den Franken im Weſten und den Slaven und Avaren im Oſten unterlag, war ein bedenkliches Zeichen ausgewanderter oder an auswärtige Eroberungen verſchwendeter Kraft. Es mußte daher erſt neue Stärke geſammelt werden, und erſt als dieß geſchehen, konnte auch eine völlige Ausſcheidung Deutſchlands aus der großen Ländermaſſe der Franken nicht länger verſchoben oder verhindert werden. Schon in dieſen Theilungen der Merovinger und der Majordome kündigte das Unvermeidliche ſich an. Wenn es aber faſt noch ein Jahrhundert nach dem Sturze der Merovinger dauert, ſo erwäge man die neue volle zuſammenhaltende Kraft des nächſten Herrſcherſtammes, und wenn man es nicht begreift, warum nicht Sachſen, Frieſen, Baiern, Alemannen, Oſtfranken, die in einzelnen Kämpfen ihr Blut und Leben vergeudeten, zur gemeinſchaftlichen Erlöſung das Schwert erhoben, ſo lag es eben daran, daß Sachſen, Frieſen, Franken, Schwaben, Baiern iſolirte Stämme waren, von Slaven und Avaren ſtets alarmirt, von den Majordomen ſcharf bewacht, und von der gewonnenen Geiſtlichkeit immer an die Könige über den Rhein und an die Päpſte, ihre Freunde, hingewieſen.

In dieſem Zeitraum fangen Alemannen und Sueven, verſchiedene Zweige eines Stammes, in Deutſchland ſelbſt allmälig an zu dem Namen Suaven oder Schwaben zu verwachſen, und blieb ein Unterſchied, ſo waltete das Alemanniſche mehr am Bodenſee und jenſeits des Rheins in Helvetien und Elſaß, das Sueviſche öſtlich des Rheins bis an den Lech vor. Die Alemannen-Schwaben oder Suev-Alemannen hatten, wie ihr eigenes Geſetz, ſo auch ihre eingebornen Herzoge. So werden Leutharius und Bucilin (um 548 die kühnen Kämpfer in Italien), ſo Leutfried, Unzelin (588), Leuthar (648) und Gottfried (656), Theobald und Lantfried (746) genannt. Aber die Verſuche, ſich völlig von den unbequemen Franken loszumachen, ſcheiterten endlich 746 durch die Waffen der Majordomen, und endeten 748 mit Einverleibung des Landes ins Frankenreich. Warin und Ruodhart, die Franken, erſcheinen nun als Kammerboten.

Das Chriſtenthum, ſo weit daſſelbe nicht ſchon unter den Römern hier geblüht hatte, oder durch neue Menſchen und Ketzereien in Abgang gekommen war, predigten beſonders Männer aus Irland und Britannien, die es ſich zur Aufgabe geſetzt, die erkannte und dort rein erhaltene Wahrheit des Evangeliums den Unwiſſenden oder Irrgläubigen des feſten Landes zu predigen. Armuth und Noth hatten auf jenen Inſeln den Glauben rein und friſch, und die Geiſtlichen wach im Werke erhalten. Im Anfang des ſiebenten Jahrhunderts erſchienen Columban und Gallus an dem Bodenſee, und predigten unverdroſſen, wie Mancher auch ihnen drohete und ſie verſchmähete, ſie predigten ja einen Meiſter, der Größeres freiwillig ertragen. Und es gehörte kein gemeiner Muth und kein bloß gewöhnlicher Eifer des Predigers auf ſeinen fetten Pfründen dazu, mit Aufopferung des Vaterlandes nach ſtürmiſcher Meerfahrt unbekannte Menſchen zum Theil in barbariſchen Wildniſſen aufzuſuchen, und nun den ſchweren Kampf mit Leidenſchaften und uralten Gewohnheiten zu beginnen, den Mann von ſeinen mehrern Weibern oder einer zu nah' verwandten Gattin, das Weib von ihren Lieblingsbräuchen, welche Großmutter und Urgroßmutter ſchon gehabt, zu trennen, den Aberglauben aller Art, dem Unkraut in der Flur des Glaubens, zu ſteuern, ſich darum Verfolgungen und Martern auszuſetzen, in Kerkern zu ſchmachten, und der Lehre Wahrheit, ſofern es nöthig, auch mit dem eigenen Blute zu beſiegeln, und ſelbſt dann war's oft nur eine Saat auf Hoffnung, ob Gott ſie ſegnen und behüten wolle. Bei einem Wodans-Feſte zu Bregenz predigten ſie nicht nur, ſondern warfen auch die Götzen in das Waſſer, und zertrümmerten das große dem Gott geweihete Gefäß voll Bier im Tempel. Gallus gründete das nach ihm benannte Kloſter S. Gallen mit der nachmals berühmten Schule; es entſtand das Bisthum Conſtanz. In ſeiner Nähe traten auch der Irländer Fridolin, dann Trudbert im Breisgau und Pirminius auf, welcher das Kloſter Reichenau am Bodenſee gegründet. —

Oeſtlich vom Lech ſaßen die Bojoarier (ſpäter Baiern genannt), gewiß ächt deutſches Volk, wenn auch ſein Entſtehen nach Zeit und Weiſe nicht mit Beſtimmtheit nachgewieſen werden kann. Ein Volk kann lange da ſeyn, ehe es ſich ſelbſt um einen Namen bemüht, oder ehe der Nachbar und endlich erſt der Schriftſteller denſelben erfährt. Als die Franken im Kampf mit den Oſtgothen ſich nicht nur Helvetiens, ſondern auch norditaliſcher Striche am adriatiſchen Meere bemächtigten, als Alemannen und im Norden Thüringer ihnen ſich unterwerfen mußten, ſtand es bald auch mißlich mit der Freiheit der ſo von den Franken eingeſchloſſenen Bojoaren, wenn dieſe nicht vielleicht ſchon früher den Oſtgothen verfallen war. Ob Herzog Garibald I. auch der erſte Herzog des Volkes war, ob er von den Franken eingeſetzt, ob von dem Volke frei gewählt aus dem hohen Hauſe der Agilolfinger, iſt viel beſtritten worden. Man hat ihn einen großen, freien König des Volks und hinwiederum einen fränkiſchen Leibgardiſt genannt! In vielfache Verhältniſſe kamen aber auch die Bojoarier mit ihren neuen ſüdlichen Nachbarn, den Longobarden. Im Hochgebirge, im Val de Non, am Noca rieſen ſich nachbarlich die Hirten beider Völker an; Terioli (Tirol), Sabiena (Seben), Bauzanum (Botzen) waren bojoariſch, Anagnis longobardiſch. König Au-

Digitized by Google

tharis, der Longobarde, ging unerkannt zur Brautſchau an die Donau in die alte ſtolze Radasbona (Regensburg), mit ihren hohen Mauern und Thürmen, und verrieth erſt an der Gränze durch den gewaltigen Wurf der Streitart, daß es der König ſelbſt geweſen, dem die Werbung um die ſchöne Theodolinde gelungen war. Um 595 erſcheint ein Herzog Taſſilo I. von Baiern, den Childebert der Merovinger eingeſetzt. Unter den folgenden Herzogen kam es zu vielen und blutigen Kriegen mit den öſtlichen Nachbarn, den Slaven und Avaren. Unter Herzog Theodo I. (640 — 680) erſcheint der ſtrenge Chriſtusbote Emmeran, der den Tod der Märtyrer in Baiern fand, dann Corbinian mit ſeinen Wundern, und der noch berühmtere Hruodbert (Ruprecht), der Gründer des neuen Salzburg auf den Trümmern der alten Juvavia. Die Bisthümer Regensburg, Paſſau, Salzburg, Freiſing ordnete der berühmte Apoſtel Mitteldeutſchlands, Bonifacius, während Augsburg, mit welchem das Bisthum Neuburg an der Donau, geſtiftet 740, im Jahr 800 verbunden wurde, ſchon länger Biſchöfe hatte. Doch waren die frühern Biſchöfe nur Reiſebiſchöfe, ohne beſtimmten Sprengel, daher auch ohne Nachfolger. — Häufige Abfälle der Baiern von der fränkiſchen Oberherrlichkeit züchtigten die Majordomen bald mehr, bald weniger glücklich. Theilungen Baierns unter mehrere Agilolfinger ſprachen zwar für freiere Stellung, ſchwächten aber den Staat. Jedoch die volle Unterwerfung des Volks, die Einziehung des Herzogthums fiel erſt in Karls des Großen Zeit unter Taſſilo II. (788). Ein kleiner Strich nördlich der Donau (die nachherige Oberpfalz, aber nicht der berühmte Nordgau) mag frühzeitig zu Bojoarien hinzugehört haben. —

Nördlich von der Donau bis hinauf zu den Sachſen, und von dem Speßhart bis gegen Böhmen war jetzt ſtatt des ehemaligen Thüringerreiches ein Frankenland; Oſtfranken, Frankonien, zum Unterſchiede von jenen ehemals alemanniſchen Rheinfranken, und von dieſen durch den Speicheshart oder Speßhart getrennt, das letztere eine fiscaliſche Provinz, Oſtfranken aber ein Herzogthum, deſſen Inhaber zuweilen zu Wirzburg ſaßen. Als Dagobert ſeinen Siegbert den Auſtraſiern als König gab, ſetzte er zur Beſchützung der Oſtgränze gegen Slaven und Avaren einen Herzog Radulf ein, der ſich aber durch Muth und Glück faſt unabhängig und ſeine Würde erblich machte. Ihm folgte Hethan oder Hedene I. Unter einem folgenden Herzog Gozbert erſchien ein Irländer Kyllene oder Kilian (mit 11 Gefährten, wie gewöhnlich, man liebte bei ſolchen Miſſionen die apoſtoliſche Zahl) zum zweiten Male auf ſeiner Rückreiſe von Rom, wo ſich dieſe Heidenboten ihre Sanction vom Papſte zu holen pflegten, und taufte den Herzog; als dieſer aber ſeiner Ehe mit Gailana, des Bruders Wittwe, als einer verbotenen entſagen ſollte, wurde Kilian 687 ermordet. Unter Hethan II. entſtand das erſte fränkiſche Kloſter zu Hamelburg. Später unterdrückten die Majordome dieſe Herzogswürde. Endlich erſchien auch der berühmteſte der Miſſionarien, der angelſächſiſche Benedictiner Winfried oder Bonifacius, 719, 723, 726, 735, in Thüringen und dem alten Land der Heſſen (Chatten), nachdem er in Rom am Grabe der Apoſtelfürſten ſich zum großen Werk durch Andacht und päpſtliche Beſtätigung geſtärkt, und nachdrückliche Empfehlung noch von den gewaltigen Hausmeiern bekommen hatte. Bonifaz machte dem Papſte keine erbauliche Schilderung von der deutſchen Geiſtlichkeit; die biſchöflichen Stühle ſeyen beſetzt von gierigen Laien oder liederlichen Prieſtern; die Diaconen hätten zum Theil 4, 5 und mehr Beiſchläferinnen; andere, die ſich ſolcher Ausſchweifungen enthielten, ſeyen Trunkenbolde und Jäger. Freilich predigte er nun auch das römiſche Chriſtenthum, das einen Papſt in Rom für unerläßlich hält, und Gehorſam gegen die Franken, an deren Autorität er ſich anlehnte. Gregor II. hatte ihn zum Biſchof, Gregor III. zum Erzbiſchof, doch noch ohne beſtimmten Sprengel, ernannt, den er ſpäter erſt in Mainz fand. Die päpſtlichen Gebote, kein Pferdefleiſch zu eſſen, keine Sklaven an Heiden zu verkaufen, bei Ehen die Verwandtſchaftsgrade zu beachten, für keinen Verſtorbenen zu beten, welcher der römiſchen Kirche nicht angehangen u. ſ. w., mochten freilich anfangs wenig beachtet werden, ſo wie auch noch heidniſcher Aberglaube genug vorhanden war, und Bonifaz bei Geismar in Heſſen noch eine Wodanseiche umzuhauen fand. Die Kirchen und Klöſter von Fritzlar und Amöneburg, das Bisthum Büreburg in Heſſen, die Abteien Fulda im großen Buchenwalde (Buchonia) und Hersfeld, die Bisthümer Eichſtädt für den Nordgau, Wirzburg für Frankonien, das ſchnell verſchwindende Bisthum Erfurt für das eigentliche Thüringen waren ſein Werk. Als Erzbiſchof von Mainz (746) war er gleichſam geiſtlicher Primas oder Patriarch von Deutſchland. Aber er gab dieß Amt an ſeinen Schüler Lullus ab (752), und ging zu den Frieſen, wo er den Tod des Märtyrers (1. Juni 755) fand.

Der Sachſen (Oſtfalen, Engern, in der Enge oder Mitte, und Weſtfalen, zu denen noch die über der Elbe, Nordalbinger, hinzuzufügen ſind) wird in dieſer Zeit als Feinde der Franken oft gedacht, doch alle dieſe Kriege verſchwinden vor dem großen Unterwerfungskampf, den Karl der Karolinger mit ihnen 772 bis 803 führte. Aber jetzt ſchon zeigten ſie einen ſchwer zu beugenden Muth. Der Tribut von 500 Kühen mag ſelten entrichtet worden ſeyn. An den Slaven (Winidern oder Wenden) im Oſten bekamen ſie Nachbarn, die ihre Schwerter oft in Bewegung ſetzten. Dem Chriſtenthum verweigerten ſie den Eingang hartnäckig, weil es die Religion der Franken war; einen Miſſionär Ewald, der ſich zu ihnen wagte, erſchlugen ſie. Sie mochten weder ſalbende Prieſter noch geſalbte Könige mit dem Recht über Leben und Tod, und keine Lehre, wo nicht Rache und Recht gleichbedeutend und dem Helden ſein beſonderer Himmel verheißen war. Sie waren ein Volksſtaat, nicht ein Fürſtenſtaat, von freien Männern auf freien Höfen. Sie hatten zwar Gefolge, aber keine eigentlichen Vaſallen, Feldherren, Herzoge für den Krieg, nicht für den Frieden. Auf den Landtagen zu Markloh erſchienen aus jedem Gau 12 Edelinge, 12 Freie und 12 Lappen. Sie kannten zwar ein Schutzrecht (Hode, Hut) Höherer, aber darum noch keine Dienſtbarkeit. Wer aber weder in der Kriegesrolle noch in dem Schutze Jemands ſtand, ward als Wildfang angeſehen und hatte keine Waffen, war rechtlos. Daß der Ackerbau bei ihnen im Werthe ſtieg, zeigt das Gebot, daß, wer ein Rad vom Pfluge auf dem Felde ſtahl, gerädert werden ſollte. Eben ſo ſtrenge Geſetze hatten ſie gegen die Unkeuſchheit. Die Entehrte mußte ſich mit dem Strick das Leben nehmen, oder wurde nackt von Hof zu Hof, von Gau zu Gau von den Weibern mit Meſſerſtichen verfolgt, gegeißelt, bis ſie ſo das Leben aushauchte. Der Entführer wurde über der verbrannten Leiche aufgehenkt.

Die Frieſen theilten ſich in dieſer Zeit in Oſt- und Weſtfrieſen, welche Yſſel und Zuyderſee (Flv) ſchied. An der Waal gränzten ſie an die Franken. Auch ſie finden wir bald mit den Sachſen, noch öfter aber, nebſt den Sachſen, mit den Franken im Krieg. Mächtig waren ſie, als Fürſt Ratbod an die Spitze aller Frieſen kam. Unter ihm (um 688) erſcheinet, wie früher ſchon Eligius, Wilfried und Wilbert, der berühmte Wilibrod mit ſeinen Jüngern, der auch auf Helgoland (heilige Land) den Dienſt der Göttin Foſite zerſtörte, und vom Papſt Sergius zum Biſchof der Frieſen in Willaburg (Utrecht) ernannt wurde. Aber es ging langſam mit dem Chriſtenthum, und oft brachte blinder Eifer der Männer Gottes mehr Schaden als Nutzen. Wirklich wollte ſich endlich Radbod taufen laſſen (denn bisher hatte er immer hinter dem Taufſteine nur den verhaßten Majordom zu ſehen geglaubt); wirklich ſtand er ſchon mit einem Fuß im Waſſer, als er Wolfrum, den Biſchof von Sens, der in taufen wollte, fragte: ob ſeine ungetauften Vorfahren in den Himmel oder in die Hölle gekommen wären. Auf die Antwort: „in die Hölle,“ zog er ſchnell den Fuß zurück; „er wolle ſeyn, wo die übrigen Fürſten ſeines Volkes auch wären, und dem Glauben der Väter treu bleiben.“

Endlich muß auch noch der öſtlichen Nachbarn der Deutſchen, der Slaven und Avaren, gedacht werden. Nach dem Untergang des thüringiſchen Königreiches waren die Slaven allmälig immer weiter von dem beſetzten Böhmen und Meißen gegen die thüringiſche Saale vorgedrungen, ſo wie nach Franken ins nachherige Baireuter- (Slavi Parantani, regis Slavorum) und Bamberger-Land bis an die Rednitz und wo ſpäter Nürnberg (Norje der Berg) entſtand und viele heutige Namen noch ſlaviſchen Urſprungs ſind. Zwar gaben die Sorben an der Elbe und Saale Tribut an die Franken, aber ſie benutzten auch jede Gelegenheit zum Abfall. Hinter den Slaven, im heutigen Ungarn (und Oeſtreich), wo ſonſt die Hunnen gehauſet hatten, und wohl auch mit Ueberbleibſeln derſelben vermiſcht (daher ihr Land auch Hunnavarenland oder Hunnivar?), ſaßen die weit roheren, wahrſcheinlich finniſchen, Avaren, welche bald viele Slavenſtämme ſich unterwürfig machten; ſie erhoben wenigſtens von ihnen Tribut, ſtellten ſie an die Spitze ihrer gegen die Deutſchen vordringenden Heere, nahmen und mißbrauchten ihre Weiber und Töchter, behielten die von den Slaven erkämpfte Beute für ſich, und kamen ihnen nur im Fall der Noth zu Hülfe. Die Beute aber ſchleppten ſie in ihre Ringe oder Nationalfeſtungen, große, kreisförmige Erdwälle, in deren Mitte dann das Zelt des Chagan, Chan oder Hauptanführers ſtand. Endlich lehrte ein fränkiſcher Kaufmann Samo die Slaven glücklich gegen die Avaren fechten, und vielleicht ſchon von den Karantanen in Kärnthen und Steiermark an bis zu den böhmiſchen Bergen traten (ſelbſt Derwan, Fürſt der Serben, im Meißniſchen, ſchloß ſich nicht aus) alle zu einem Reiche oder wenigſtens einer Verbindung unter Samo zuſammen. Er aber nahm ſich zwölf Weiber aus ihrer Mitte und regierte 37 Jahre. Dieß geſchah um 623. Auch Radulf der Thüringer ſcheint ſich mit Samo verſtändigt zu haben, als er ſich von Siegbert, bis auf den bloßen Schein der Herrſchaft, den man dem Franken ließ, unabhängig machte. So erkannte auch Samo dem Namen nach der Franken Oberhoheit an, als aber Dagoberts Geſandte, auf Samo's redliches Erbieten von Friede und Freund-

Digitized by Google

ſchaft zwiſchen ihnen, ſtolz erklärten, daß die Chriſten, die Knechte Gottes, mit Hunden keine Freundſchaft halten könnten, erklärte Samo: daß die Hunde Gottes auch die Knechte beißen könnten. Dagobert griff bald zum Schwert, und führte nicht nur Franken (und die Alemannen unter Herzog Chrodbert) gegen ſie ins Feld, ſondern vermochte auch die Longobarden, am Kriege Antheil zu nehmen. Longobarden und Alemannen ſiegten, aber die Auſtraſier wurden vor Samo's Schloß Wogaſtisburg (Voigtsberg in Böhmen oder in Steiermark?) in einer dreitägigen Schlacht entſcheidend geſchlagen. So blieb der Zuſtand ſchwankend, bis die Slaven und Avaren an Karl dem Großen den ihnen gewachſenen Gegner fanden. Auch die Bojoarier hatten von den Avaren viel zu leiden, ſtehen aber auch zuweilen mit ihnen vereinigt gegen die Franken. Vom Chriſtenthume war bei beiden Völkern noch nicht die Rede.

Friedrich Bouterwek

ward am 15. April 1766 zu Ocker bei Goslar, wo ſein Vater als Beamter angeſtellt war, geboren. Er erhielt eine ſorgfältige Erziehung im väterlichen Hauſe und beſuchte dann nach einander das Martineum und das Collegium Carolinum zu Braunſchweig, wo er ſich vorzugsweiſe mit alter Literatur beſchäftigte. Im Jahre 1784 bezog er die Univerſität Göttingen, wo er ſich dem Studium der Jurisprudenz widmete und eine Preisaufgabe in ſeiner Wiſſenſchaft gewann. Seine Vorliebe zur Poeſie trieb ihn jedoch an, die letztere mit Eifer zu pflegen, und bewog ihn, nachdem er ſeine akademiſche Laufbahn vollendet und kurze Zeit in Hannover als Advocat gelebt hatte, nach Berlin zu gehen, um ſich eine ſeinen Neigungen angemeſſenere Stellung zu verſchaffen. Er brachte hier den Sommer des Jahres 1788 ſo wie den nächſtfolgenden Winter mit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen zu und begab ſich dann, da ſeine Wünſche nicht verwirklicht wurden, zuerſt nach Goslar und darauf im Herbſte des Jahres 1791 wieder nach Göttingen, wo er als Privatdocent auftrat. — In dieſe Zeit fällt ſein Roman, Graf Donamar, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen, dennoch ſpäter von ihm als eine jugendliche Verirrung betrachtet wurde. Er wandte ſich nun eifrig dem Studium der Philoſophie zu, machte 1794 eine Reiſe in die Schweiz und lebte dann eine Zeit lang in Darmſtadt, bis er 1796 nach Göttingen zurückkehrte, das er ſeitdem zu ſeinem bleibenden Aufenthalt erwählte. Im Jahre 1797 ward er außerordentlicher, 1802 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie daſelbſt und 1806 königlich hannöveriſcher Hofrath, nachdem ihn bereits 1791 der Herzog von Weimar mit dem Titel und Charakter eines H. W. Raths beehrt hatte. Er ſtarb am 9. Auguſt 1828 zu Göttingen.

Von ihm erſchienen:

Menöceus, Trauerſpiel. Hannover, 1788.
Briefe an Theokles. Berlin, 1789.
Parallelen. Göttingen, 1791.
Graf Donamar. Göttingen, 1791. 3 Th. N. A. Gött. 1798 — 1800.
Zehn Phantaſien. Berlin, 1792.
Aphorismen. Göttingen, 1793.
Miscellaneen. Göttingen, 1793 — 94. 2 Th.
Fünf kosmopolitiſche Briefe. Gött. 1794.
Polydora. — Hannover, 1795.
Schweizerbriefe an Cäcilie. Berlin, 1795.
Dialogen. Halle, 1798.
Ideen einer Apodictik. Halle, 1799. 2 Th.
Paullus Septimius. Halle, 1795. 2 Th.
Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. Gött. 1801 — 1820. 12 Bde.
Gedichte. Göttingen, 1802.
Neue Veſta. — Leipz. 1802 — 11. 12 Th.
Die Epochen der Vernunft. Göttingen, 1802.
Anleitung zur Philoſophie der Naturwiſſenſchaft. Göttingen, 1803.
Ramiros Tagebuch. Leipzig, 1804.
Immanuel Kant. Hamburg, 1805.
Novellen und Reflexionen. Göttingen, 1805.
Aeſthetik. Göttingen, 1806. 2 Thle. 3. A. Gött. 1824.
Guſtav und ſeine Brüder. Halle, 1796. 2 Thle.
Practiſche Aphorismen. Leipzig, 1808.
Lehrbuch der philoſophiſchen Vorkenntniſſe. Göttingen, 1810. N. A. 1820.
Lehrbuch der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Göttingen, 1813. 2 Th. N. A. 1820.
Kleinere Schriften. Göttingen, 1818.
Die Religion der Vernunft. Göttingen, 1824.
Mehrere lateiniſche Abhandlungen, einzelne Aufſätze in Zeitſchriften u. ſ. w. u. ſ. w. —

Ohne Bouterwek's Verdienſten zu nahe treten und ſeinen anerkannten Ruf beeinträchtigen zu wollen, muß doch hier, dem Gebote der Wahrheit gemäß, die Anſicht unumwunden ausgeſprochen werden, daß es ihm eigentlich als Dichter wie als Philoſoph an Tiefe fehlte, und daß ſich mehr eine angenehme Darſtellungsweiſe und ein blühender Styl als eine wahre Beherrſchung des behandelten Stoffes in ſeinen Leiſtungen findet. — In ſeinen Romanen tritt der Mangel an wahrer Lebenskenntniß ſo wie an gründlicher, conſequenter Auffaſſung und Durchführung der Charaktere überall unabweislich und ſtörend hervor; ein Fehler, den er in ſpäteren Jahren ſelbſt anerkannte, und der ihn dazu veranlaßte, ſeine poetiſchen Productionen als Mißgriffe und jugendliche Ausgeburten zu betrachten, wobei er freilich zu ſtreng gegen ſich ſelbſt war, denn es iſt nicht zu läugnen, daß ſie einzelne ſchöne und gelungene Stellen enthalten und aus der Fluth älterer Romane noch immer vortheilhaft auftauchen. — Der Einfluß Jacobi's auf ſeine ſpeculativen Forſchungen im Gebiete der Philoſophie iſt unverkennbar, aber B. verfuhr überall zu raſch und ſtellte zu entſchieden Reſultate hin, ohne dieſelben auf vorhergangene genaue Forſchungen zu gründen. Seine philoſophiſchen Schriften ſind daher ziemlich ſpurlos vorübergegangen. Bedeutender iſt er als Aeſthetiker und Literaturhiſtoriker, wo er Geſchmack mit Beleſenheit verbindet, jedoch hin und wieder in ſeinen Anſichten und Urtheilen zu befangen und beſchränkt iſt und ſich beſonders in der Geſchichte der deutſchen Literatur von kleinlichen Rückſichten beherrſchen läßt; auch ſind ſeine Angaben nicht immer zuverläſſig, und es finden ſich, vorzüglich in den erſten Bänden der Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, arge Lücken. Ueberall jedoch offenbart ſich der feingebildete Mann, der das Geſammelte mit Geſchmack und Geiſt wiederzugeben und anmuthig zu behandeln weiß. — Unter ſeinen kleineren Gedichten findet ſich manches, nicht bloß der Form nach, höchſt Gelungene.

Wir theilen hier, als ein für ſich beſtehendes Ganze von allgemeinem Intereſſe, die Einleitung zu dem eben erwähnten Werke mit.

Allgemeine Einleitung in die Geſchichte der neueren Poeſie und Beredſamkeit.

Als der menſchliche Geiſt in Europa, um die Zeit, wo die neuere Geſchichte anfängt, zu neuer Selbſtthätigkeit erwachte, war nur noch eine dunkle Spur von dem vorhanden, was die Welt damals geweſen war, als griechiſche und römiſche Cultur herrſchten. Alle Verhältniſſe hatten ſich geändert. Ganz andere Menſchen beteten zu ganz andern Göttern. Herrſcher und Unterthanen regierten und gehorchten nach ganz andern Regeln. Denkart und Sitten aller Stände trugen ein neues Gepräge. Es war eine andere Welt.

Dieſe Neuheit aller Dinge zeigt ſich auch deutlich in dem

Digitized by Google

ganzen Charakter der äſthetiſchen Werke des neueren Genies. Und es wäre ein Wunder, wenn ſie ſich da nicht beſonders deutlich zeigte. Denn was man auch von einer reinen Objectivität gewiſſer, für alle Zeiten und Völker muſterhaften Kunſtwerke mit Recht rühmen mag; es iſt erſtens hiſtoriſche Wahrheit, daß gerade die Künſtler, die am ſicherſten für die Ewigkeit arbeiteten, die Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes am innigſten mit dem Geiſte ihres Zeitalters vereinigten. Es iſt zweitens pſychologiſche Wahrheit, daß die wahrhaftigen Künſtler in dieſes Verhältniß zu ihren Zeitgenoſſen treten mußten. Nicht als ob der Geſchmack des Jahrhunderts dem Genie gebieten könnte oder dürfte. Wenn das wäre, woher ſollten denn die Muſter kommen, denen jedes gebildete Jahrhundert huldigt? Aber je weniger gelehrte Abſtraction an die Stelle der wahren Begeiſterung tritt, deſto mehr lebt und webt der Künſtler in der Welt fort, in der er aufwuchs. Nicht die Form, aber den erſten Stoff ſeiner Erfindungen lieferte ihm die Natur, die ihn zuerſt umgab. Und wie er auch immer dieſe Natur nach ſeinen Ideen und erweiterten Einſichten umbilden und in der Umbildung veredeln mochte; immer blieb er um ſo feſter an den Geiſt ſeines Stoffes gebunden, je mehr ſich durch Natur und Leben ſeine Erfindung auszeichnete. Der Künſtler, an deſſen Werken Natur und Genie größeren Antheil haben, als Beiſpiel, Unterricht und Lectüre, paßt ſich der Welt, von der er unmittelbare Kenntniß hat, in denſelben Verhältniſſen unmittelbar an, in denen er die Welt überhaupt nach ſich bildet.

Die redende Kunſt iſt noch weit mehr, als die bildende und tönende, von Zeit und Umſtänden abhängig. Ihr Organ, die Sprache, iſt gerade ſo reich oder ſo arm an Mitteln der Darſtellung, als das Volk, das ſie ſpricht, an Begriffen reich oder arm iſt. Da die Bedeutung der Wörter der letzte Grund aller ihrer äſthetiſchen Verbindungen iſt, ſo feſſelt den Dichter ſeine Sprache durch eben die Kraft, durch die er ſein Publicum beherrſcht. Was dieſes bei dem ſymboliſchen Ausdruck durch Worte nicht verſtehen kann, das vermag auch er als Dichter nicht auszudrücken. Wie ſich daher der Geiſt eines Volks in der Sprache zeigt, ſo zeigt er ſich unvermeidlich auch in allen Werken der Poeſie in dieſer Sprache. An wie vielen Fäden der dunklen Vorſtellungen, die jedes Wort begleiten, hängt nicht die äſthetiſche Bedeutung eines Gedichts! Und dieſes Spiel der dunkeln Vorſtellungen, zu dem der Dichter den Geiſt ſeines Publicums beleben möchte, iſt doch größtentheils nur Reſultat des Nationalcharakters, der Nationalcultur und der allgemeinen Denkart des Volks, in deſſen Sprache der Dichter ſich mittheilt.

Wollen wir alſo die Verdienſte, der ſich die neueren Nationen um die redende Kunſt erworben haben, richtig ſchätzen, ſo müſſen wir uns vorläufig an die religiöſen, geſellſchaftlichen und litterariſchen Verhältniſſe erinnern, durch die ſich die neueren Zeiten ſeit der Wiederentſtehung der Kunſt von dem claſſiſchen Alterthum überhaupt unterſcheiden. Haben wir dieſen Geſichtspunkt zur Beobachtung des Eigenthümlichen der neueren Poeſie und Beredſamkeit im Allgemeinen gewonnen, ſo laufen wir weniger Gefahr, wahres Verdienſt einer eigenſinnigen und doch blinden Kritik aufzuopfern. Dann können wir ſicherer eine charakteriſirende Geſchichte des Geſchmacks der verſchiedenen neueren Nationen, die auf poetiſches und rhetoriſches Verdienſt Anſpruch machen, zu entwerfen verſuchen.

I. Europa war zum Chriſtenthum bekehrt worden. Und nicht leicht können zwei Religionsarten in ihrem Bezuge auf äſthetiſche Bildung und Thätigkeit des Geiſtes verſchiedener ſeyn, als der chriſtliche Offenbarungsglaube und der griechiſche Mythenglaube.

Die Religion des alten Griechenlands war ein Kind des Zufalls und der Phantaſie, von Prieſtern erzogen, aber ohne Stifter, ohne geſchriebenes Geſetz und ohne Glaubensregel. Das Chriſtenthum gehört zu den geſtifteten Religionen. Die Geſchichte ſeines Stifters wird durch heilige Bücher verbürgt; und dieſe heiligen Bücher enthalten ein Geſetz und eine Glaubensregel, denen gelehrte Ausleger bald die Form eines Syſtems gaben. Das Syſtem jedes Auslegers galt unter den Anhängern derſelben für das einzige der reinen Wahrheit. Mit der griechiſchen Mythenreligion konnte die Phantaſie der Künſtler faſt willkürlich ſpielen. Der chriſtliche Dichter mußte entweder auf alle religiöſe Darſtellung der Geſchichte und der Lehren ſeines Glaubens Verzicht thun, oder ſich gewiſſenhaft an die geſetzgebende Dogmatik ſeiner Kirche halten, wenn er auch durch ausſchmükkende Dichtungen die Gränze der Religionsgeſchichte zu erweitern ſich erlaubte. Was alſo auch immer der chriſtliche Dichter von Feuer und Kraft ſeinen Erfindungen einhauchen mochte; ängſtlich mußte ſeine Darſtellung bleiben, wenn ſie ihm ſelbſt nicht als gottlos mißfallen ſollte. Dieſe Aengſtlichkeit mußte ſich in ſeine äſthetiſche Anſicht auch derjenigen Dinge miſchen, die nicht unmittelbar Religionsſachen waren. Wenn alſo die neuere Kunſt die Leichtigkeit der griechiſchen und mit ihr die wahre Schönheit erreichen ſollte, mußte die allgemeine Denkart gegen den ſtrengen Sinn der kirchlichen Orthodoxie gemildert, und, was die unerbittliche Dogmatik theoretiſch ſchadete, wenigſtens durch praktiſche Liberalität gutgemacht werden.

Dieſe zur Wiedergeburt des Geſchmacks und der geſunden Vernunft gleich nöthige Liberalität der chriſtlich-religiöſen Denkart läßt ſich in der Geſchichte der Periode, wo Künſte und Wiſſenſchaften wieder auflebten, nicht verkennen. Italien, das Land, von welchem die neue Cultur ausging, war freylich die Wiege der katholiſchen Orthodoxie. Aber mehrere Umſtände vereinigten ſich, der katholiſchen Orthodoxie unbeſchadet, in dieſem Lande den Geiſt zur neuen Freiheit zu beleben. Der päbſtliche Thron ſtand feſter als je. Wer von dieſem Throne herab der Welt gebieten ſolte, darüber ſtritten Päbſte und Gegenpäbſte zum Scandal der ganzen Chriſtenheit; aber die päbſtliche Gewalt blieb unerſchüttert. Abgerechnet die Schismatiker von der orientaliſchen Kirche, mit denen man ſich im Abendlande ſchon ſeit Jahrhunderten abgefunden oder wenigſtens müde geſtritten hatte, gab es in Europa keine Ketzer. Die Päbſte konnten ohne alle Gefahr einer äſthetiſchen Freidenkerey zuſehen, gegen welche die Vorſteher der Kirche in den älteren Zeiten gewaltig eiferten. Die Vermiſchung altgriechiſcher, alſo heidniſcher Vorſtellungen mit den chriſtlichen hatte aufgehört, bedenklich zu ſeyn, ſobald es damit nur nicht ernſtlich gemeint war. Und wer hätte damals den Einfall haben können, das Heidenthum wieder einzuführen? Biſchöfe und Seelſorger verboten nicht mehr das Leſen der Schriften des Alterthums, wie ſie es bis dahin gethan hatten. Das junge Dichtergenie konnte ungeſtraft heidniſch ſchwärmen, wenn es nur nicht aufhörte, chriſtlich zu glauben.

Hätte ſich dieſe Liberalität der orthodoxen Denkart von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an in Italien nicht von ſelbſt eingefunden, ſo würden weder Dante, noch nach ihm Petrarch die Männer geworden ſeyn, die ſie für ihr Zeitalter und für die Welt wurden. Mag die barocke Ausſtaffirung der katholiſch-chriſtlichen Theorie von der Hölle, dem Fegefeuer und dem Himmel mit Blumen des Heidenthums in Dante's göttlicher Comödie dem Kritiker noch ſo anſtößig ſeyn; dem Geſchichtsforſcher iſt ſie ein erfreulicher Beweis einer vielbedeutenden Umwandlung der allgemeinen Denkart. Anders, aber nur deſto glücklicher, wirkte dieſe neue Denkart auf Petrarch. Er, der ſeinen Vorgänger ungefähr in eben dem Maße an Geſchmack, wie dieſer ihn vielleicht an Genie, übertraf, borgte von den claſſiſchen Alten, die er als Muſter ſtudierte, nur wenig mythologiſchen Schmuck. Aber ſeine Verehrung der claſſiſchen Alten und ſein Eifer für die Erneuerung des Studiums der alten Litteratur war enthuſiaſtiſch. Als Apoſtel ſeiner Religion hätte er nicht feuriger und inniger alle Welt auffordern können, der Bibel ſo zu huldigen, wie er ſeinem Cicero huldigte. So konnte es ihm gelingen, den rohen Provenzalgeſang in eine Dichtung zu verwandeln, die an claſſiſch ſchönen Stellen mit den Werken der Alten wetteifert.

Was eine liberalere Denkart damals in Italien beſonders begünſtigte, waren zuerſt ohne Zweifel die Angelegenheiten der Päbſte ſelbſt. Immer in politiſchem Streit, wo nicht mit Gegenpäbſten, doch mit italieniſchen Fürſten und Republiken verwickelt, konnte das Oberhaupt der Kirche die ſchwache Seite ſeiner Herrſchaft vor dem Auge des allgemeinen Menſchenverſtandes unmöglich länger verbergen. Wer ſich als Gibellin gegen den Pabſt erklärte, wurde freylich dadurch noch nicht zum Ketzer; aber die päbſtliche Unfehlbarkeit mußte ihm doch in einem ganz andern Lichte erſcheinen, als dem frommen Ausländer, der die Sünden der Päbſte gar nicht, oder nur dem Namen nach kannte. Die Päbſte durften es dafür mit ihren Anhängern in Italien auch ſo genau nicht nehmen, wenn nur keiner gegen die geiſtliche Macht des Pabſtes theologiſche Einwendungen machte. Durch die politiſche Freidenkerei der Parteien, der Gibellinen wie der Guelfen, in ihren Verhältniſſen zum päbſtlichen Stuhle mußte die Phantaſie der italieniſchen Dichter eine freiere Ausſicht gewinnen. Dante hätte ſeine göttliche Comödie nicht mit der Kühnheit, die wir in ihm bewundern, entworfen und ausgeführt, wenn nicht die Rache, die er an den Guelfen von der Gegenpartei und an dem Pabſte nehmen wolte, ihn mitbegeiſtert hätte.

Der Streit der Guelfen mit den Gibellinen, in den das Intereſſe der Päbſte immer verwickelt war, ſicherte ferner dem Dichter, mit deſſen Poeſie der Pabſt unzufrieden zu ſeyn Urſache haben möchte, eine Freiſtätte bei der Gegenpartei. Verſuche der päbſtlichen Gewalt, poetiſche Freiheiten mit dem Bannſtrahle zu beſtrafen, würden nur lächerlich ausgefallen ſeyn.

Der Zuſtand der chriſtlichen Kirche in Italien um die Zeit der Wiederentſtehung der Kunſt, war alſo den Künſtlern günſtig genug. Aber war dadurch der Verluſt erſetzt, den die Kunſt durch den Untergang der griechiſchen Götterwelt erlitten hatte?

Es iſt hier nicht der Ort, den äſthetiſchen Werth der griechiſchen Götterlehre genauer zu beſtimmen. Es bedarf auch kaum noch neuer Unterſuchungen über dieſen Punkt. Wer nicht ganz unbekannt mit dem Geiſte der mythiſchen Dichtungen iſt, der weiß, daß die ganze Religion der Griechen im Grunde nichts

Digitized by Google

anders als Poeſie war. Ebendeßwegen war auch die griechiſche Poeſie nie ohne mythiſchen Schmuck und ohne äſthetiſch religiöſe Empfindung. Von dieſer Art zu dichten und zu empfinden konnte ſich aber ein chriſtlicher Dichter des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts nicht einmal eine hiſtoriſche Vorſtellung machen. Nur durch mühſame Abſtraction können wir ſelbſt jetzt, wo chriſtliche Orthodoxie nicht eben herrſchend unter den Gelehrten iſt, uns in die griechiſche Denkart ſoweit hineinräſonniren, daß wir ungefähr errathen, was der Grieche bei ſeiner Poeſie fühlte. Dante und Petrarch hatten vielleicht kaum eine poetiſche Ahndung davon. Der durchaus ſtrenge Charakter einer Religion, wie die chriſtliche iſt, läßt ſich mit griechiſcher Religioſität auch nicht in den kleinſten Zügen vereinigen. Zog der Dichter die Phantaſieen der alten Welt in die natürliche Sphäre der ſeinigen hinüber, wie es Dante that, ſo wurden jene finſter wie dieſe, und hörten in ihrer ganzen äſthetiſchen Bedeutung auf, zu ſeyn, was ſie waren. Machte aber der chriſtliche Dichter, wie es in der Folge geſchah, die Götter der Griechen zu bloßen Puppen einer ſpielenden Laune, ſo bewies er eben dadurch den gänzlichen Mangel der Begeiſterung, die den Griechen beſeelte. Und doch blieb ihm, ſelbſt nach den Forderungen eines geſunden Geſchmacks, wenn die griechiſchen Mythen nicht ganz aus der neueren Kunſt verwieſen werden ſolten, nur der zweite dieſer Abwege offen. Der gefährliche Amor, zu dem der Grieche aufrichtig und andächtig, wenn gleich nach ſeiner Art, betete, wurde in der neueren Poeſie ein unſchuldiges Hirngeſpinnſt, das kalte Emblem einer Empfindung. Und ſo wurden alle Götter des Olymps zu poetiſchen Figuren. Das war denn freylich verzeihlicher, als das Verfahren des Dante, der den Pluto zu einem Satan verzerrte. Aber war es Erſatz für den Verluſt der äſthetiſchen Andacht?

Weit weniger, als die Poeſie, hatte die bildende Kunſt verloren. Sie konnte, nach wie vor, in griechiſchen Götterbildern die Vergötterung menſchlicher Vollkommenheit und menſchlicher Schwachheit ausdrücken. Wenn gleich der Maler und der Bildhauer ſelbſt an dieſe Idole nicht glaubten, hörten darum doch die Geſtalten derſelben Götter nicht auf, mit unübertreflicher Wahrheit die Ideen zu verſinnlichen, deren Werke ſie waren. Zur äuſſeren Darſtellung ſolcher Ideen konnte auch der neuere Künſtler keine beſſere Formen wählen. Was lag ihm daran, ob ſeine Bilder Apoll und Venus, oder anders hieſſen? Er wolte Selbſtgefühl und Begeiſterung in der Geſtalt des ſchönſten Jünglings, Grazie in der Geſtalt des ſchönſten Weibes verewigen. Er ſah das Ziel ſeiner Phantaſie nach der antiken Vorſtellungsart erreichbar. Was hinderte ihn, im Geiſte dieſer Vorſtellungsart fortzufahren und mit dem Griechen ſo unbefangen zu wetteifern, als er ſich gleichen Sinn für Wahrheit und Schönheit überhaupt zutrauete? Das Bild, das er meiſſelte oder mahlte, war ja doch nur das ſichtbare Wort, durch das er ſeine Idee in der Sprache der bildenden Kunſt ausdrückte.

Aber ſo gut wurde es den Dichtern nicht, wenn ſie in der griechiſchen Götterwelt einkehren wolten. Die Poeſie konnte auch hier ihre nähere Verwandtſchaft mit dem Verſtande nicht verläugnen. Was halfen dem Dichter die Geſtalten der griechiſchen Götter! Durch Beſchreibung derſelben es dem bildenden Künſtler gleich zu thun, war an ſich ſchon die eitelſte Mühe. Und wenn er auch Alles leiſtete, was die Kunſt der Beſchreibung vermag, ſo konnte er doch die Natur dieſer Kunſt nicht abändern. Die Beſchreibung blieb immer nur ein Mittel, den poetiſchen Stoff zu verſchönern, der als ein Factum im Reiche der Phantaſie ſchon gegenwärtig ſeyn mußte. Die dichteriſche Täuſchung ſetzt das Object der Beſchreibung ſchon als wahr oder eingebildet in Gedanken voraus. Eingebildete Objecte behandelt man aber ſelbſt im poetiſchen Sinne anders, als ſolche, die man für wahr hält. Wenn Pindar in ſeinen Oden den Jupiter und Herkules anruft, ſo iſt der Ausdruck natürlich und ernſthaft. Wenn aber ein lyriſcher Dichter unter den Neueren eine griechiſche Gottheit apoſtrophirt, ſo wird ſeine Anrufung ein Scherz, er mag ſie noch ſo pathetiſch in ernſthafte Worte einkleiden. Wir trauen dem lyriſchen Dichter wohl zu, daß er uns in dem täuſchenden Gemälde ſeiner Empfindungen auch eine Selbſttäuſchung mitmahlen kann. Aber daß ihn ſeine poetiſche Selbſttäuſchung nie verleitet haben wird, an die Götter, die er anruft, im Ernſte zu glauben, davon ſind wir im Voraus hiſtoriſch überzeugt. Er beleidigt alſo, wenn er dieſe Götter in ſeinem Gedichte ernſthaft anruft, ſelbſt die poetiſche Wahrheit. Er zerſtört ſein eignes Gemälde.

In der erzählenden und dramatiſchen Poeſie konnten die neueren Dichter etwas freieren Gebrauch von den mythologiſchen Empfindungen der Alten machen; aber doch auch nur in engen Gränzen. Nur wo der Stoff des neueren Gedichts mehr oder weniger mythologiſch war, lieſſen ſich die griechiſchen Götter ohne Affectation einführen. Durch die Wahl eines ſolchen Stoffs wurde aber der Dichter ſeinem Zeitalter fremd. Auf die wahre Popularität, eine Darſtellungsart, die ſich unmittelbar an die allgemeine Denkart anſchließt und nicht etwa vorzugsweiſe dem gemeinen Manne, aber auch nicht vorzugsweiſe nur dem Gelehrten verſtändlich iſt, mußte er Verzicht thun. Mochte er dann mit noch ſo viel Geiſt und Studium die antiken Dichtungen moderniſiren; ſo, wie die griechiſchen Dichter auf ihre Nation wirkten, konnte er nicht wirken. Die lebendige Wahrheit der griechiſchen Poeſie konnte er nicht erreichen.

Aber ein anderes Feld, von dem die Alten nichts wußten, war den neueren Dichtern durch die chriſtliche Religion ſelbſt und durch den neueren Aberglauben geöffnet.

Während die chriſtliche Denkart ſich mit dem üppigen Reichthum der griechiſchen Phantaſie nicht vertrug, und während ſie den Sinn für das Schöne überhaupt von allen Seiten beſchränkte, läuterte ſie das Gefühl des Erhabenen. So reizend auch die Täuſchungen des griechiſchen Götterglaubens ſind; ihre Entſtehung ſetzte eine ſeltſame Verkehrung der natürlichen Religioſität voraus. Der Grieche dachte ſich zwar ſeine Götter nicht, wie der Neger ſich ſeinen Fetiſch denkt, als Weſen, die man wie Kobolte fürchten und wie habſüchtige Menſchen durch Schmeicheleien und Gaben gewinnen muß. Er fühlte ſich wirklich gegen ſie von Ehrfurcht durchdrungen. Er ſah in ihnen die Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts, vorzüglich ſeiner Nation. Er glaubte, daß ſie über Recht und Gerechtigkeit auf Erden wachten, ob ſie gleich ſich ſelbſt aus einer zügelloſen Befriedigung der niedrigſten Leidenſchaften kein Gewiſſen machten und den armen Sterblichen zuweilen unbarmherzig mitſpielten. Dieſe Miſchung von ſtreitenden Vorſtellungen, die ſich in der griechiſchen Andacht vereinigten, trug vielleicht nicht wenig zur äſthetiſchen Belebung der Phantaſie unter den Griechen bei; denn nur eine Alles verſchönernde Phantaſie konnte eine ſolche Andacht in unverwahrloſeten Gemüthern retten. Aber was dem Erhabenen der griechiſchen Religion an moraliſcher Reinheit fehlte, konnte der äſthetiſche Schwung der Phantaſie nicht erſetzen. Die nothwendige Beziehung aller erhabenen Ideen auf moraliſche Energie wurde in der griechiſchen Denkart durch eine in dieſem Sinne unnatürliche Begeiſterung verdunkelt. Einer ſolchen Selbſtverleugnung war der chriſtliche Dichter durch ſeine wahrhaft erhabne Religion überhoben. Eine den griechiſchen Künſtlern unbekannte Begeiſterung für moraliſche Ideen konnte ſich nun in Gedichten, wie in frommen Gemälden, zeigen. Hölle und Himmel waren zum beliebigen Eintritt wunderbar eröffnet. Contraſtirende Charaktere von Engeln und Teufeln, Geſchöpfen, deren idealiſcher Wirkungskreis auſſerhalb aller griechiſchen Faſſung lag, gaben den chriſtlichen Dichtern ganz neuen Stoff zu Dichtungen in hohem Styl, die überdem noch, bei aller Eccentricität, den Vortheil der Popularität für ſich hatten. Die Dogmatik, die über die Zahl und Rangordnung der guten und böſen Geiſter nur wenig Auskunft gab, ließ der chriſtlichen Phantaſie in dieſer Richtung um ſo freieren Spielraum. Die Ideen der Welt, Schöpfung und des jüngſten Gerichts lieſſen der kühnſten Phantaſie, die nach den Extremen ausſchweift, nichts zu wünſchen übrig. Selbſt die Geheimniſſe des Chriſtenthums verloren durch ihre Unbegreiflichkeit den Charakter des wahrhaft Erhabenen nicht. Verliert ſich doch unſer ganzes Nachdenken über den Urſprung der rein moraliſchen Ideen in Unbegreiflichkeit und Geheimniß!

Der poetiſche Reichthum des Himmels und der Hölle iſt indeſſen nicht ſo überſchwenglich, daß ihn die Phantaſie, wenn ſie das Widernatürliche, das Einförmige, und das durchaus Unäſthetiſche vermeiden will, nicht bald erſchöpfen ſolte. Was als religiöſes Geheimniß unbegreiflich iſt, iſt auch unbeſchreiblich. Nur durch eine tranſcendentale Spannung der Einbildungskraft, die das Ueberſinnliche in die Schranken der Sinnlichkeit herabziehen will, wird der Geiſt in dieſen eccentriſchen Dichtungen beſchäftigt. An wahre Anſchaulichkeit, die Seele der vollendeten Dichtung, iſt da nicht zu denken. Und ſo erſcheinen auch der dichteriſche Himmel und die dichteriſche Hölle, mit dem Ausdruck eines Griechen, wie Träume von einem Schatten. Statt beſtimmter Bilder, die in dieſer Höhe unmöglich ſind, bleibt der Phantaſie nichts übrig als ein dunkles Gewebe von Vorſtellungen, die eine in die andre verſchwinden. Wenn der Weltſchöpfer in einem Gedichte redet, verbietet er ſelbſt, ihn zu hören, wie er verbietet, ihn unter irgend eine Geſtalt zu denken. Die Rede ſeines Mundes iſt nur ein Gedanke, ſo wie der Arm, den er durch die Unendlichkeit ausſtreckt, nur eine poetiſche Redensart iſt Das Uebernatürliche grenzt hier zu nahe an das Widernatürliche, als daß die Poeſie an der Grenze nicht ſtraucheln ſolte. Widernatürlich mußte auch, auf der andern Seite, jede Zeichnung des Oberhaupts der Hölle ausfallen, wenn man dieſes Oberhaupt nur als grundböſe darſtellen wolte. Die Idee einer ſolchen Bosheit kann eben ſo wenig wie die Idee der entgegengeſetzten Heiligkeit des Willens in klarer Darſtellung verſinnlicht werden. In beiden Extremen wird nicht die menſch-

Digitized by Google

liche Natur auf der letzten Höhe des Möglichen gezeigt; es wird eine durchaus andre, eine methaphyſiſche Natur erdichtet, deren ſich der Geiſt nur in der Abſtraction bemächtigen kann. Ueberdem behielt die Idee einer ſolchen Bosheit, wie ſie dem Satan dogmatiſch zugetheilt werden mußte, etwas Zurückſtoßendes für die Phantaſie. Das Schrecklich-Erhabene mußte wenigſtens durch einen täuſchenden Schimmer der Majeſtät gemildert werden. Nur als eine hölliſche Majeſtät konnte ſich der Satan in der poetiſchen Welt behaupten. Die Zweifel, die der Verſtand gegen eine Vorſtellung dieſer Art erregen konnte, wurden zum Glück durch die Phantaſie ſelbſt niedergeſchlagen, deren Triumph in allen dieſen Vorſtellungen eben darin beſtand, daß ſie mit dem Unmöglichen ſpielte. So konnten die Ideen von Himmel und Hölle den chriſtlichen Dichter ohne Zweifel zu ſehr erhabenen Bildern und Erfindungen begeiſtern; aber nur auf Koſten der Klarheit konnte dieſe Erhabenheit erreicht werden; und wenn ſie erreicht war, mußten doch der menſchlichen Phantaſie in den Regionen des Ueberſinnlichen die Flügel bald ſinken.

Belohnender für den chriſtlichen Künſtler waren die Scenen des Chriſtenthums auf Erden. Der bildenden Kunſt blieben, wenn ſie ſich nicht weit über ihre Grenzen verirren wolte, wie ſie es denn freilich oft genug gethan hat, keine andern Stoffe zur chriſtlichen Darſtellung übrig; denn die Gottheit war ohne Geſtalt; und das Bild des Satans wurde zur Caricatur, man mochte es verſchönern wie man wolte. Aber das Dogma der Vereinigung der Gottheit mit der Menſchheit in der Perſon des Welterlöſers durch die Perioden der Kindheit, der Jugend, und des männlichen Alters war für Maler und Bildhauer eine begeiſternde Idee. Dieſelbe Idee konnte mehr oder weniger in die Darſtellungen der Engel gelegt werden. Auch die Reinheit der Seele im Geſichte der Gottesmutter, und in den Geſichtern der Heiligen und der Sünder die Gradationen der Entfernung des Menſchen vom Himmel gaben beſonders den Malern Gelegenheit, in den edelſten Erfindungen und Compoſitionen ihre ganze Kunſt zu zeigen. Auch den Dichtern war dieſe neue Quelle des moraliſch Erhabenen und Schönen nicht unzugänglich. Aber auf gleichen Gewinn, wie die Maler, durften ſie nicht rechnen. Durch ihre Kunſt zu einer pſychologiſchen Zergliederung der Empfindungen genöthigt, verſuchten ſie ſo vergebens, wie die Theologen, die Vereinigung der göttlichen Natur mit der menſchlichen in der Perſon des Gottmenſchen verſtändlich zu idealiſiren. Entweder zeichneten ſie in dieſer Perſon nichts anders als einen göttlich-geſinnten Menſchen, oder ſie fielen zurück in den Myſticismus, in welchen ſich die Poeſie von Himmel und Hölle verliert. Die Begebenheiten aus dem irrdiſchen Leben des Gottmenſchen durch poetiſchen Schmuck zu verſchönern, war eine ängſtliche Aufgabe. Auf alle Fälle durfte die Geſchichte ſelbſt, ſofern ſie ein höheres Intereſſe, als das poetiſche hat, nicht gemeiſtert werden. Auch die Geſchichte der Apoſtel und der Heiligen, und Alles, was die Legende erzählt, bot dem Dichter nichts weiter als ziemlich gleichförmige und wenig poetiſche Notizen.

Schwerlich würden die chriſtlichen Dichter in der epiſchen Poeſie etwas den antiken Dichtungen dieſer Art Aehnliches zu Stande gebracht haben, wenn nicht der neue Aberglaube, der mit den Kreuzfahrern aus dem Morgenlande gekommen war, ergiebiger an poetiſcher Ausbeute geweſen wäre, als alle chriſtlichen Legenden. Eine orientaliſche Geiſterwelt, die der Grieche nicht brauchte, die Welt der Feen, Sylphen, Gnomen, und wie dieſe luftigen Weſen weiter heiſſen, mußte der Phantaſie der chriſtlichen Dichter zu Hülfe kommen, als ſie ſich im Felde des Wunderbaren mit mehrerem Glücke verſuchen wolte, als Dante mit aller Fülle ſeines Genies in der Hölle, im Fegefeuer und im Himmel gehabt hatte. Im Morgenlande hatte man die Geiſtermährchen, die mit dem mahomedaniſchen Glauben urſprünglich gar nichts gemein hatten, mit dieſem Glauben ohne alles Aergerniß zu vereinigen gewußt. Warum hätte es den chriſtlichen Fabulirern *), die auf den Ritterſchlöſſern die galanten Herren und Frauen mit ähnlichen Wundergeſchichten unterhielten, nicht gelingen ſollen, ihre Mährchen, dem Chriſtenthum unbeſchadet, mit eben ſo vielem Scheine der Glaubwürdigkeit auszuſchmücken, als es dem fabulirenden Muſelmann vor ſeinem muſelmänniſchen Publicum gelungen war? Und wenn man gleichwohl Bedenken tragen mußte, es mit dieſen Mährchen in der Chriſtenheit zu ernſtlich zu nehmen, ſo lag doch der wirklichen Welt, in der man damals lebte, die Feenwelt viel näher, als die griechiſche Götterwelt. Die Geiſter, die zu ihr gehörten, waren keine Götter. Sie ſchwebten als Mittelweſen zwiſchen dem Himmel und der Erde umher. Sie konnten ohne Widerſpruch neben der ganz andern Art von guten und böſen Geiſtern beſtehen, die man als Engel oder Teufel dogmatiſch in ſein Glaubensbekenntniß aufnahm. Man durfte nur an dieſe nicht denken, und jene behaupteten das Feld allein. Man konnte aber auch Feen, Engel und Teufel zur Noth in poetiſche Harmonie bringen, wie es Taſſo in ſeinem Jeruſalem ſehr glücklich verſuchte. Dieſe Conformität der Feenmährchen und der herrſchenden Denkart wurde vollkommen durch den Wirkungskreis, den man den Feen und Gnomen anwies. Nicht Heroen aus der griechiſchen Fabelzeit, von der man nichts mehr wußte; Ritter und Helden, wie man ſie gegenwärtig kannte, nur ebenfalls ein Paar Jahrhunderte zurück und auf ein wundervolleres Theater verſetzt und nach Zeit und Umſtänden idealiſirt, waren die Sterblichen, deren Wohl und Wehe die Feen und Gnomen beſorgen halfen. An die Stelle der mythiſchen Giganten traten Rieſen, deren Exiſtenz man auch noch damals für möglich hielt. Mit dieſen Rieſen mußten ſich die Ritter ſchlagen, wenn der Kampf einem Wunder gleichen ſolte. Was für den griechiſchen Herkules die Lernäiſche Schlange, für den Bellerophon die Chimäre geweſen war, das wurden nun für weltberühmte Ritter geflügelte Drachen und ähnliche Ungeheuer von moderner Erfinoung. Wie ſonſt Göttinnen ſich in ſterbliche Männer verliebten, ſo ging es jetzt den Feen mit den neueren Menſchenſöhnen nicht beſſer. Und wenn die Gnomen in ihren Anſprüchen an die Schönheit der irrdiſchen Frauen nicht ganz ſo ausſchweifend waren, wie vor ihnen Jupiter und ſeine männliche Sippſchaft, ſo war der Zuſtand der Frauen um ſo rührender, wenn ein lüſterner Rieſe oder gar ein Zwerg ſie in ſein Caſtell einſperrte. Und gewöhnlich waren dieſe Unholde noch dazu Zauberer, die einen unmittelbaren Verkehr mit den geiſtigen Mächten trieben. Von ſolchen Zauberern wußte das griechiſche Alterthum gar nichts.

So wurzelten morgenländiſche Träume auf dem europäiſchen Boden und verſprachen den Dichtern eine reiche Ernte. Fiel dieſe Ernte nicht immer nach Wunſch aus, ſo lag die Schuld einzig an den Dichtern ſelbſt. Das warme und friſche Colorit, das Arioſt's und Taſſo's Heldengedichte noch jetzt haben, verdanken ſie ohne Zweifel unter andern auch ihrer glücklichen Maſchinerie. Wie viel froſtiger und matter wäre die ganze Dichtung ausgefallen, wenn dieſe Dichter den Stoff aus der griechiſchen Fabelwelt genommen hätten! Dann wäre vielleicht aus dem wüthenden Roland eine kümmerliche Nachbildung von Ovid's Metamorphoſen, und aus dem befreiten Jeruſalem eine langweilige Thebaide geworden. Oder wären Arioſt und Taſſo gar in Dante's Fußtapfen getreten, ſo hätte Italien wahrſcheinlich noch weniger jemals eine claſſiſche Epopöe erhalten.

II. Sichtbarer noch, als die allgemeine Umänderung der religiöſen Denkart, iſt in der neueren Poeſie, wenn wir ſie mit der Poeſie der Alten vergleichen, der durchaus neue Charakter des geſelligen Lebens.

Nicht die Verſchiedenheit der Staatsverfaſſungen, ſo wie ſie nach den Grundſätzen des Naturrechts und der Politik geſchieden werden, konnte eine bedeutende Veränderung in der Anſicht der Verhältniſſe bewirken, die äſthetiſch intereſſiren. Die eigentlich politiſchen Verhältniſſe gingen von jeher die Kunſt ſehr wenig an. Nur auf die Geſchichte der proſaiſchen Beredſamkeit haben ſie einen bedeutendern Einfluß. Vielleicht begünſtigte auch zuweilen der Republicanismus das Genie, ſo wie in einigen Monarchien mehr die Feinheit des Geſchmacks cultivirt wurde. Gewiß aber haben die Berechnungen der politiſchen Kräfte, auf deren Vertheilung der Unterſchied der Staatsverfaſſungen beruht, urſprünglich nicht den mindeſten äſthetiſchen Reiz. Selbſt in der republicaniſchen Freiheitspoeſie hat ſich deßwegen, ſo ſehr ſie auch zum Patriotiſmus begeiſtern kann, noch nie ſonderlich viel poetiſche Begeiſterung gezeigt. Freiheitslieder haben in ihrer Art gewirkt wie Kirchenlieder. Wie dieſe die Andacht, ſo weckten jene den Patriotismus, ohne Aufwand der Phantaſie, durch proſaiſch kräftige und metriſch eingekleidete Worte. Selbſt die Trennungen der Stände machen keine merklichen Unterſchiede in der Poeſie monarchiſch, ariſtokratiſch, oder demokratiſch regierter Nationen, die übrigens ungefähr auf derſelben Stufe der Cultur ſtehen. Zur höheren Bildung des Geiſtes gehörte immer, wo nicht von Anfang an die Erziehung und der Rang, doch wenigſtens ein Hinaufarbeiten zu der Sitte und Lebensart der höheren Stände.

Aber was in einem Staate Sitte und Lebensart der höheren Stände war, darauf kommt deſto mehr bei der Geſchichte der Poeſie jedes Zeitalters an. Dadurch wird die bürgerliche Verfaſſung, deren Werk großen Theils die Denkart wie die Verſchiedenheit der Stände iſt, die Quelle einer Menge charakteriſtiſcher Züge in den Werken der Dichter. Durch das

*) Fabliers oder Fableors hieſſen im Franzöſiſchen dieſe Mährchenerzähler, die Erfinder der Ritterromane. Daß es Franzoſen waren, die auf dieſe Art den italieniſchen Dichtern vorarbeiteten, läßt ſich nicht bezweifeln. Man vergleiche Eichhorn's Geſch. der Cultur und Litteratur. I. Band. S. 138 ꝛc. nebſt den Beilagen.

Digitized by Google

Ritterweſen bekam auch die Poeſie in Europa einen ganz andren Charakter.

Wenig Neues hatte die heroiſche Seite des Rittergeiſtes. Muth und Tapferkeit gehört zum allgemeinen Heldencharakter. An dem Hange zu Abenteuern fehlte es auch den griechiſchen Heroen nicht. Der Argonautenzug und noch mehr die Expedition gegen Troja waren ja wohl Abenteuer in der ganzen Bedeutung des Worts. Auch löſete dort eine Dame den Knoten, wie ihn hier eine Dame geſchürzt hatte. Medea und Helena könnten füglich auch in einem Rittergedicht figuriren. Aber das Licht, in welchem dem echten Ritter ſeine Dame erſchien, war von dem Schatten, den die Nationalſitte der Griechen auf alle Weiber warf, ſo durchaus, wie Licht vom Schatten im eigentlichen Verſtande, verſchieden; und dieſe Verſchiedenheit iſt nichts Geringeres als die Seele der neueren Poeſie.

Mehrere Schriftſteller haben die Vergötterung des Weibes, dieſen Hauptzug im Charakter der romantiſchen und ritterlichen Liebe, aus dem Morgenlande herleiten wollen, als ob alle Schwärmerei von dort her ſeyn müßte. Man beruft ſich auf bekannte Nachrichten, die uns die Reiſebeſchreiber von den Liebesabenteuern der Araber geben. Man läßt nun die romantiſche Liebe mit den Arabern nach Spanien aus Afrika kommen, in Spanien zuerſt einheimiſch werden, und von dort aus über Frankreich ſich in ganz Europa verbreiten. Eine ſolche Reiſe hat nun wohl die romantiſche Liebe nicht gemacht. Sie konnte ſie nicht machen, weil die Denkart, aus der ſie erwuchs, den Arabern ſo fremd iſt, wie allen Orientalern. Allen Schwärmereien des verliebten Arabers, ſo abenteuerlich und rittermäßig ſie auch ſonſt ſeyn mögen, fehlte von jeher das Princip, ohne welches die echt ritterliche Liebe ſich in keiner menſchlichen Seele entwickeln konnte. Die ſchwärmeriſche Verſchönerung der Geliebten in der Phantaſie des Liebenden; das brennende Verlangen nach ihrem Beſitz; Klagen der Sehnſucht; Freuden der Erinnerung; dieſe und andre Züge hat die arabiſche Poeſie im Grunde mit der Poeſie der ganzen Welt gemein, wenn gleich durch die Localfarben ihre poetiſchen Gemälde dieſer Art einen nationalen Anſtrich erhielten. Aber von der Vergötterung des Weibes, die auf misverſtandner Achtung beruht; von der faſt religiöſen Ehrerbietung, mit der ein europäiſcher Ritter ſich ſeiner Dame nahte und an ſeine Dame dachte; von der wirklichen Verſchmelzung der Liebe mit der Religion im Herzen des Ritters, der Gottes und der Damen Sache zugleich zu verfechten ſelbſt am Altare ſchwur; von ſolchen Empfindungen und Träumen iſt in der arabiſchen Poeſie ſchwerlich je die Rede geweſen. Auch ehe Mahomeds Geſetz das Weib überhaupt zu einem bloßen Werkzeuge der Wolluſt des Mannes herabwürdigte, lag Zurückſetzung des weiblichen Geſchlechts in der morgenländiſchen Sitte, wie ſie in der Sitte der Wilden liegt. Das Höchſte, was der Araber dem Weibe einräumte, war eine prekäre Freiheit; und dieſe geſtattete er ihr vermuthlich nur aus Noth, wo die Lebensart eine ſtrenge Einſperrung nicht zuließ. Die nomadiſche Lebensart verſchaft den Weibern der Beduinen in den arabiſchen Wüſten noch jetzt die im Orient ſeltenen Vorrechte, die ſie ſchon zur Zeit der Patriarchen hatten. Aber einem Weibe mit platoniſcher Selbſtverleugnung zu huldigen und ſein ganzes Glück von ihr in keuſcher Ehrfurcht zum Lehen zu tragen, iſt wohl nie einem Manne der Wüſte in den Sinn gekommen *)

In den kalten Wäldern des alten Deutſchlands, nicht in den arabiſchen Wüſten, wo der brennende Himmel jeden Wunſch zur Begierde macht, müſſen wir den Keim der räthſelhaften Idee von keuſcher Frauenliebe ſuchen. Lange vor der Einführung des Chriſtenthums wurde das weibliche Geſchlecht unter den Deutſchen in hohen Ehren gehalten. Während alle übrigen Wilden die Weiber als eine geringere Menſchenart anſahen, oder ſie doch wenigſtens ganz im Geiſte dieſer Vorſtellung behandelten, trauete der wilde Deutſche dem andern Geſchlechte eine ganz beſondere Heiligkeit zu. Was auch immer die erſte Veranlaſſung zu dieſer Nationaldenkart der alten Deutſchen geweſen ſeyn mag; ob beſondre Verdienſte einiger deutſchen Frauen, deren Namen die Geſchichte nicht kennt; oder ob eine beſondre Nationalvortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechts in Deutſchland überhaupt, wie einige Gelehrte meinen; oder ob ein zufälliger Aberglaube das natürliche Verhältniß der Geſchlechter zu einander in Deutſchland anders, als in der übrigen Welt, beſtimmte; das Factum der uralten Verehrung der Weiber unter den Deutſchen iſt ſo gewiß, wie irgend eine hiſtoriſche Wahrheit *)

Es iſt ganz umſonſt, Spuren einer ähnlichen Denkart in der Geſchichte der Griechen und Römer aufzuſuchen. Gewiß wurden auch unter dieſen Nationen die Weiber nicht mit ſultaniſcher Geringſchätzung behandelt. Die Hausmütter wurden in ihren Familienzirkeln geehrt. Mädchen wurden als heilige Jungfrauen dem Dienſte keuſcher Göttinnen gewidmet. Auch bei öffentlichen Feierlichkeiten erſchienen die Matronen. Aber von einer beſondern Huldigung, die der Mann dem Weibe als beſondre Männerpflicht ſchuldig wäre; von einer ſchwärmeriſchen Vorſtellung von der angebornen Vortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechts überhaupt findet ſich auch nicht der kleinſte Zug in den Sitten der Griechen und Römer; und ohne dieſe ſchwärmeriſche Vorſtellung von der Vortrefflichkeit des weiblichen Geſchlechts überhaupt, konnte der Rittergeiſt, wenn gleich lange nachher, nicht Geiſt des Zeitalters werden.

Deutſche waren es, die den Theil des römiſchen Reichs eroberten, wo in der Folge der Rittergeiſt einheimiſch wurde. Ihre uralte Nationaldenkart, die ſich, ſo weit ihre Eroberungen reichten, in allen von ihnen geſtifteten Staatsverfaſſungen abdrückte, übertrugen ſie auch unvermeidlich in die natürlichen Verhältniſſe, in die ſie unter einem andern Himmelsſtrich traten. Je weniger ſie über dieſe Verhältniſſe räſonnirten, deſto unmerklicher bildete ſich nach der Empfindungsart der neuen Herrſcher die Sitte der alten Einwohner der neuen römiſchen Provinzen um. Nicht wenig trug dazu die allgemeine Religionsveränderung bei. Die chriſtliche Religion war damals in den ehmals römiſchen Provinzen als Volksreligion faſt noch eben ſo neu, als unter den Schwärmen der getauften Barbaren. Durch dieſe Religion floß die Denkart der alten Inſaſſen und der fremden Ankömmlinge in den neugeſtifteten Reichen zuſammen. Und eben dieſe Religion begünſtigte, wo nicht die germaniſche Verehrung, doch die bürgerliche Emancipation der Weiber in ganz Europa. Von dieſer Emancipation bis zur Erſcheinung des Rittergeiſtes vergingen Jahrhunderte. Aber ohne dieſen Gang des Schickſals der Weiber in Europa konnte keine Ritterpoeſie entſtehen und die neuere Poeſie überhaupt nicht ihren am meiſten unterſcheidenden Charakter gewinnen.

Erſt um die Zeit der Kreuzzüge zeigte ſich die Blüte aus dem bis dahin im Dunkeln entwickelten Keime. Aber auch erſt damals, als das Chaos der neueuropäiſchen Dinge zu einer Art von feſter Welt gediehen war, ſuchten die neuerwachten Geiſteskräfte einen Stoff, der ihrer natürlichen Beſtrebung am nächſten lag. Phantaſie und Witz fanden dieſen Stoff in der dem Hiſtoriker bis dahin unbemerkt gebliebenen und nun auf einmal überall bemerklichen Umbildung des menſchlichen Herzens. Erſter Inhalt der neuen Poeſie wurde die neue Art, zu lieben. Unter dem ſchönen Namen der Erfinder **) traten Liebesdichter auf, die im Grunde ſehr wenig erfanden. Die Entſtehung der neueren Liebespoeſie in der Provence und

---

*) Nach der Natur dieſer Einleitung iſt hier nicht der Ort, die Wahrheit jeder hiſtoriſchen Behauptung mit beſondern Citaten zu belegen. Aber man ſehe nur nach in allen Beſchreibungen des Morgenlandes, beſonders denen von D'Arvieux, Pococke, Niebuhr und Volney. Man leſe ohne Vorurtheil des vortrefflichen Jones Commentarii poëseos Asiaticae und ſeine Ausgabe der Moallakat. Wie man dann die ritterliche Verehrung der Damen aus dem Orient herleiten kann, iſt ſchwer zu faſſen.

*) Wer auch das Buch des Tacitus über Deutſchland mehr für eine romanhafte Einkleidung politiſcher Wahrheiten, als für ein hiſtoriſches Werk hält, wird denn doch in ſeiner durchaus unerweislichen Hypotheſe nicht ſo weit gehen, auch die Grundzüge des Gemäldes, das Tacitus entwirft, für einen bloßen Einfall zu halten. Ein ſolcher Einfall wäre damals, als Tacitus lebte, gar zu unglücklich geweſen; denn damals ſtanden ſeit hundert Jahren römiſche Legionen am Rhein; und wer Luſt hatte, konnte hinreiſen, um jeden Schriftſteller Lügen zu ſtrafen, der völlig grundloſe Mährchen von den Deutſchen erzählte. Uberdem beruft ſich Tacitus, als er von der hohen Achtung ſpricht, in der das weibliche Geſchlecht bei den Deutſchen ſtand, auf bekannte Begebenheiten. Inesse etiam sanctum aliquid et providum (mulieribus) putant (Germani). — Vidimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam. Sed et olim Auriniam et complures alias venerati sunt; non adulatione, nec tanquam facerent Deas. Tacit. German. c. 8. — Wenn dieſe Stelle für kein hiſtoriſches Zeugniß gelten ſoll, welche wird dann dafür gelten können? Hier iſt von keiner Pythia die Rede, die unter Autorität der Prieſter Orakel ausſpricht, die ſie ſelbſt nicht erfunden hat. Die Velleden und Aurinien wurden als ausgezeichnete Repräſentantinnen der wunderſamen Anlagen ihres ganzen Geſchlechts verehrt.

**) Troubadours; trobadores; trovatori; von trovare, dem Stammworte. Die griechiſche Vorwelt nannte ihre Dichter eben ſo ποιηταί von ποιεῖν, Producenten oder Erfinder im vorzüglichen Sinne. Und gewiß dachten die Provenzalen nicht an die alten Griechen. Nicht ohne Vergnügen kann man ſolche kleinen Uebereinſtimmungen in den erſten Verſuchen bemerken, durch welche die Menſchen, wenn ſie in ihrer Herzenseinfalt die wunderſame Thätigkeit des Geiſtes benennen wollten, auf ähnliche Wörter geriethen.

Digitized by Google

den angrenzenden Gegenden iſt ein neuer Beweis, daß die ritterliche Galanterie nicht arabiſch-ſpaniſchen Urſprungs iſt. Sie hatte in Spanien durch die Bekanntſchaft und die Kämpfe der Chriſten mit den mauriſchen Arabern nur einen phantaſtiſcheren Schwung genommen. Die Vermiſchung der Liebesphantaſien mit Abenteuern und Wundern, ſo wie ſie durch die franzöſiſchen Ritterromane in Umlauf kam, iſt ohne Zweifel nicht rein europäiſch. Aber was die arabiſchen Mährchenerfinder zu den europäiſchen Ritterromanen hergaben, waren nur die Wunder und der Erzählungston. Die ritterliche Art, zu lieben, die weſentlich zum Charakter des Ritterromans gehört, findet ſich in Tauſend und einer Nacht und den ähnlichen Mährchen der Morgenländer ſo wenig wie in den arabiſchen Gedichten. Und wenn die franzöſiſchen Fabulirer ſich in ihren Darſtellungen des menſchlichen Herzens mehr, als die Provenzalen, nach dem arabiſchen Geſchmacke bequemten, ſo war die provenzaliſche Poeſie um ſo nationaler und gilt weit mehr als echtes Document der Geſchichte der ritterlichen Galanterie, weil ſie älter und durchaus europäiſch iſt.

So war es die neue, urſprünglich germaniſche und durch die Deutſchen in den cultivirteſten Ländern Europa's eingeführte Denkart über das gegenſeitige Verhältniß beider Geſchlechter, was mit dem Ritterweſen eine neue Poeſie erweckte, deren Geiſt dem Rittergeiſte bis auf die gegenwärtigen Zeiten ähnlich geblieben iſt und die neuere Poeſie überhaupt von der griechiſchen und römiſchen ſcheidet.

Die neuere Poeſie iſt eine Tochter der romantiſchen Liebe. Nicht aus religiöſen, nicht aus hiſtoriſchen Sagen ging ſie hervor. Eine Schwärmerei, den Griechen ſo unbekannt wie das chriſtliche Credo, bildete die Huldigung, mit der ſich der alte Deutſche ſchon in ſeinen Eichenwäldern den Frauen nahte, zur äſthetiſchen Vergötterung der weiblichen Schönheit um. Nicht nur die Damen ehren, ſondern ihnen als höheren Weſen dienen; ſie im Traum der Liebe als Engel bewundern; ihnen überall den Rang vor den Männern einräumen; in ihre Tugend nicht weniger, als in ihre Reize verliebt ſeyn; knieend ihnen, wie dem Lehnsherrn, Treue zu ſchwören; ſein ganzes Glück in ihre Hände zu legen; ihnen blindlings gehorchen; auf ihren Wink dem Tode in allen Elementen triumphirend entgegengehen; das iſt Rittergeiſt und mehr oder weniger Geiſt aller neueren Poeſie.

Welch ein ungeheures Hirngeſpinſt! würde vielleicht ein Grieche ausrufen, wenn er dieſes Alles vernähme. Und es würde unter uns nicht an Reformatoren fehlen, die ſogleich in dieſen Ausruf einſtimmen und ihn mit Gründen unterſtützen würden. Aber ſo wenig es hiſtoriſch wahrſcheinlich iſt, daß das weibliche Geſchlecht in Europa jemals wieder von der Stufe der Freiheit herabgedrückt werden wird, die es nun ſchon ſo lange behauptet, ſo gerecht und in der veredelten Natur ſelbſt gegründet iſt im Ganzen der Vorrang, den unſre Sitte ſeit den Ritterzeiten dem weiblichen Geſchlechte im geſellſchaftlichen Leben einräumt. Die Unterdrückung, die ſich dieſes Geſchlecht als das ſchwächere gefallen laſſen muß, iſt überall, wo ſie national iſt, ein Beweis moraliſcher Rohheit der Nationen. Der Mittelweg den die Griechen und Römer wählten, führte nicht zum Ziele. Die Huldigung, auf die das weibliche Geſchlecht im neueren Europa Anſpruch macht, kann nicht ausbleiben, ſobald ein freier Umgang zwiſchen beiden Geſchlechtern von der öffentlichen Sitte geſtattet wird; und wo dieſer gemiſchte Umgang fehlt, da fehlen die bedeutendſten Züge des Schönen in der Geſelligkeit, oder unnatürliche Laſter nehmen, wie in Griechenland, die Stelle wahrer Bedürfniſſe ein. Entweder muß die Ehre des Weibes durch Trennung der Geſchlechter geſichert werden, wie es bei den Griechen und Römern geſchah; oder der Mann muß dem Weibe im geſelligen Leben eine Autorität abtreten, die er nach den gemeinen Geſetzen des natürlichen Ariſtokratiſmus für ſich behält. Nur durch eine freiwillige Huldigung dieſer Art geſchützt, können ſich die geſelligen Tugenden des Weibes natürlich entwickeln. Hätte die Sitte des alten Roms den Weibern zur Zeit der unverdorbenen Republik die Freiheit im geſelligen Leben eingeräumt, die der Deutſche von jeher als etwas anſah, das ihnen von ſelbſt gebührte, ſo würden nicht in dem verdorbenen Rom unter der Regierung der Imperatoren die Damen ſo tief in den verächtlichſten Libertiniſmus verſunken ſeyn, wie ſie nach dem Zeugniß der Geſchichtſchreiber und Dichter ihrer Zeit ſanken, als ſie ſich eigenmächtig die Freiheit nahmen, die ihnen von der alten Sitte verſagt war. Auch die Gerechtigkeit fordert zu Gunſten der Weiber den Vorrang im geſelligen Leben als ein Aequivalent für die Ausſchlieſſung von der bürgerlichen Autorität Und je mehr, mit einem Worte, der Mann die moraliſche Würde unſrer Gattung auch in dem andern Geſchlechte reſpectirt, ſelbſt je mehr er als Mann ſeinen wahren Vortheil verſteht, deſto mehr wird er ganz von ſelbſt eine Empfindungsart annehmen, die, wenn gleich großen Theils nur eine ſchöne Täuſchung, doch das einzige Mittel iſt, den Streit zwiſchen der Freiheit und der Ehre des Weibes zum Beſten beider Parteien beizulegen. Mochte alſo immerhin die ſogenannte Galanterie in der Geſtalt, wie ſie der Ritter in den Fehdezeiten zur Dienſtpflicht erhob, nur eine phantaſtiſche Caricatur der urſprünglich edlen Sitte ſeyn. Der Vorwurf der Unnatürlichkeit, den die alten Griechen nach ihrer Sitte den Neueren, wegen unſrer proſaiſchen und poetiſchen Vergötterung der Weiber machen könnten, würde auf die Griechen ſelbſt zurückfallen, ſo lange wir mit Ariſtoteles behaupten dürfen, daß als Muſter des Natürlichen nur das Vortreflichſte in der Natur angeſehen werden muß.

Nichts als eine in der alten Welt unerhörte Liebe ſangen im ſüdlichen Frankreich, in Spanien und in Italien die Troubadours, mit deren Liedern die Geſchichte der neueren Poeſie anfängt. Dante, der Vater der italieniſchen Redekunſt, wurde durch die Liebe zuerſt zu Sonetten und Canzonen, dann zu einer Epopöe begeiſtert, in der er ſeine geliebte Beatrice unter den Heiligen im Paradieſe glänzen laſſen konnte. Petrarchs Poeſie und Petrarchs Vergötterung ſeiner Laura iſt Eins und Daſſelbe. Welch ein Contraſt zwiſchen dieſen Gedichten und denen von Homer und Pindar, Virgil und Horaz! Die Erfinder der Ritterepopöe, Bojardo, Pulci, und der alle übrigen verdunkelnde Arioſt, gaben der romantiſchen Liebe in ihren Gedichten durch Nachahmung des Fabel- und Wunderweſens der Ritterromane einen ſolchen Schwung in's Ungeheure, daß ſie unvermeidlich von dieſer Höhe auf der andern Seite in das Lächerliche herabfiel, wo ſchon Berni nach dem Bojardo, nur ohne ſonderliches Glück, mit deſto mehr ausgezeichnetem Glücke aber Arioſt ſelbſt ſie ergriff, um den feierlich-komiſchen Styl zu erfinden, der ebenfalls in der Geſchichte der alten Poeſie ohne Beiſpiel iſt. Kaum war dieſer Styl das Lieblingsſpiel der Italiener geworden, ſo nahm ſich der ernſthaftere Taſſo auch der ernſthaften Behandlung der Liebe wieder an. Seit dieſer Zeit gab nun bald im Scherz, bald im Ernſte, ſo wie ſich die neue Cultur über Europa verbreitete, in der Poeſie aller Nationen die Liebe vor allen andern Empfindungen den Ton an. Als man wieder dramatiſche Vorſtellungen verſuchte, machte auch das Trauerſpiel kein Glück, bis man der Liebe eine Hauptrolle gab. Das letzte Erzeugniß dieſes allgemeinen Bedürfniſſes der äſthetiſchen Darſtellung einer ſchwärmeriſch-geſitteten Liebe war der neuere Roman, eine Erfindung, die mit den erſten Ritterromanen nur den Namen gemein hat. Auch in den mehr oder weniger idealiſirten Gemälden des wirklichen Lebens, deren äſthetiſche Natur noch mancher Prüfung bedarf, muß die Liebe, ſei es im Scherz, oder, wie gewöhnlicher, im enthuſiaſtiſchen und moraliſchen Ernſte, das ganze Intereſſe auf eine Art leiten, die dem griechiſchen Geſchmack abenteuerlich vorgekommen ſeyn würde. So behauptet ſich die Totalrevolution des Geſchmacks, die durch die Ritterpoeſie bewirkt worden iſt, noch in unſern Tagen, nach aller Erneuerung des Studiums der Antike, ſo wie ſie ſich vermuthlich immer behaupten wird. So wenig unſre Nachkommen zur Anbetung der olympiſchen Götter umkehren werden, eben ſo wenig wird ſich der herrſchende Geſchmack jemals wieder von der veredelten Darſtellung der Liebe losreiſſen, wenn nicht in eine allgemeine Verwilderung unſre beinahe ſich ſelbſt aufreibende Cultur verſchwinden wird.

Mit dieſer veredelten Darſtellung der Liebe iſt auch den neueren Dichtern, beſonders in Frankreich, England und Deutſchland, ein neues Licht aufgegangen. Die Verbindung der Poeſie mit der feineren Menſchenkenntniß konnte nicht eher gelingen; das menſchliche Herz in ſeinen anziehendſten Verirrungen konnte nicht eher das große Thema der Dichter werden, bis die Poeſie den moraliſchen Schein der Empfindung, die ſchon an ſich eine Art von Poeſie des menſchlichen Herzens iſt, zum Wiederſchein der übrigen Empfindungen machen durfte. Alle Leidenſchaften, im engeren Sinne des Wortes, auſſer der Liebe, ſind ein ſpröder Stoff für die verſchönernde Phantaſie. Sie müſſen poetiſch umgeſchmolzen werden, um nicht durch ihre zurückſtoßende Natur das äſthetiſche Intereſſe zu ſtören. Nur die Liebe kommt dem Dichter auf dem ebneren Wege entgegen. Ihre Träume braucht er nur feſt zu halten und mit Geiſt auszubilden; und die Natur wird als Dichterin aus ſeinem Buſen reden. Soll ſie ſich aber nicht bald ausreden, ſo muß ſich der Geiſt mit den zärteren Regungen und den feineren Bildern der anziehenden Leidenſchaft und überhaupt mit den Vorſtellungen beſchäftigen, die bald aus der Colliſion, bald aus der Harmonie des ſinnlichen und moraliſchen Intereſſe entſtehen. Auf dieſe Analyſe des Herzens läßt ſich die Poeſie der Alten nur wenig ein. Auch bei der Entſtehung der neueren Poeſie war noch an keine beſondere Menſchenkenntniß zu denken. Der Verſtand der Troubadours und ihrer Nachahmer, der deutſchen Minneſinger, war dazu noch nicht gereift. Ihre Lieder verlieren ſich deswegen in ein bald ermüdendes Einerlei. Selbſt Petrarchs claſſiſche Verſchönerung des Provenzalgeſanges iſt noch ſo arm an

Digitized by Google

pſychologiſcher Mannigfaltigkeit, daß er das Feld rein abgeerntet hatte, als ſeine Nachahmer, die Cinquecentiſten, der Nachleſe kein Ende machen wolten. Auch in der Folge machten die Italiener ſo wenig, wie die Spanier, merkliche Fortſchritte auf dieſem Wege, der doch auch ihnen offen ſtand. Der Streit der Liebe mit der Vernunft, der in den lyriſchen Gedichten Boscan's, des Petrarchs der Spanier, das Lieblingsthema iſt, fällt gewöhnlich in's Pedantiſch-phantaſtiſche. Aber in England und Frankreich wurde der neue Stoff deſto glücklicher benutzt. Shakeſpear, einzig in ſeiner Art ſchon durch das Talent, ohne alles philoſophiſche Studium, nur von ſeinem hellen Auge und ſeinem tieffühlenden Herzen geleitet, jede Leidenſchaft in ihre Elemente zu zerlegen, ließ als Menſchenkenner auch die Liebe mit ihrer feinſten Sophiſtereien und allen ſchwärmeriſchen Reizen der Unſchuld auf das Theater treten. Unbekannt mit Shakeſpears Verdienſten fanden in Frankreich Corneille und nach ihm Racine das ſicherſte Mittel, den Geſchmack ihrer Zeitgenoſſen für das heroiſche Trauerſpiel zu gewinnen, in den feinſten Zeichnungen des Streits und der Verbindung ritterlicher Liebe mit ritterlicher Ehre. Nun war die Bahn gebrochen. Mit der erweiterten Cultur des Verſtandes kamen pſychologiſche Wahrheiten, mit denen ſich in der alten Welt kaum die Philoſophen beſchäftigt hatten, in poetiſchen Umlauf. Die Poeſie rückte der ſokratiſchen Philoſophie des Lebens immer näher, bis es zuletzt gar das Anſehen gewann, als ob moraliſche Belehrung und romantiſche Unterhaltung Eins uud Daſſelbe wären, und als ob man der praktiſchen Wahrheit keinen größeren Dienſt thun könnte,als, ſie in einen Roman einzukleiden.

Die ſchwärmeriſch geſittete Liebe hat in unſrer Poeſie und unſern Romanen bis auf die neueſten Zeiten auch in ihrer Verbindung mit religiöſen Empfindungen ihre uralte Verwandſchaft mit der Ritterpoeſie nicht verleugnet. Wie unbegreiflich würde einem Griechen der neuere Geſchmack auch von dieſer Seite vorkommen! Und doch haben vortreffliche Pſychologen bemerkt, daß in den natürlichen Schwärmereien der Liebe etwas Religiöſes liegt. Es kam alſo nur darauf an, daß die rechte Art, zu lieben, mit der rechten Religioſität zuſammen traf; und die dichtende Phantaſie konnte auch aus dieſen Myſterien des Herzens etwas Neues machen. Die chriſtliche Religion dringt auf Reinheit der Sitten. Zur Mönchsreligion umgeſtaltet, erhob ſich die Keuſchheit gar zum Range der Cardinaltugenden, an denen der Himmel ein beſonderes Wohlgefallen hat. Ehe noch der Knabe und das junge Mädchen zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Beruf wählen konnten, waren ſie ſchon mönchs- und nonnenmäßig erzogen. Kloſterphantaſien, nicht üppige Dichtungen von der Verehrung der Liebesgöttin in den Myrtenhainen bei Paphos, füllten die jugendliche Seele. So machte das damalige Chriſtenthum gleichſam einen Bund mit der altgermaniſchen Denkart, um das Phänomen der ritterlichen Liebe mit allen Farben auszuſchmücken, durch die es ein ehrwürdiges Anſehen gewann. Durchaus chriſtlich-religiös war Dante's Liebe zu ſeiner Beatrice, ob er gleich den Amor, als den Gott, der ihn beherrſcht, oft mit Namen anruft und ausführlich beſchreibt. Auch Petrarch erinnert uns, beſonders in den Sonetten und Canzonen, die er nach dem Tode ſeiner Laura ſang, nicht öfter an den heidniſchen Amor, als an den chriſtlichen Himmel. In ſeinen Triumphen glaubte er ſogar die Keuſchheit über den Amor förmlich triumphiren laſſen zu müſſen. In der Folge verlor ſich dieſer Geſchmack an chriſtlich-religiöſer Zärtlichkeit in Italien. In der ſpaniſchen Poeſie herrſchte er etwas länger. In Frankreich fand er faſt gar keinen Eingang. Da verdrängten die mythologiſchen Bilder das Chriſtenthum aus der weltlichen Poeſie und lieſſen ihm nur die kümmerliche Alleinherrſchaft in geiſtlichen Oden und Liedern übrig. Auch der engliſche Geſchmack trennte das Geiſtliche von dem Weltlichen und bekümmerte ſich immer weniger um Jenes. Nur in Deutſchland zeigte ſich die alte Bereitwilligkeit, auf die erſte Veranlaſſung Liebe und chriſtliche Religioſität wieder in Ein Gefühl zu verſchmelzen, als die Klopſtockiſche Muſe ſich Anſehen erwarb. Was ſeit dieſer Zeit die deutſche Empfindſamkeit beſonders von der ausländiſchen unterſchied, war eben dieſer poetiſche Einklang der Religion und der Liebe.

III. Das dritte unter den charakteriſtiſchen Merkmalen der neueren Poeſie iſt eine mehr oder weniger auffallende Tinctur von wahrer oder falſcher Gelehrſamkeit.

Kunſt und Wiſſenſchaft haben überall, wo man ſich auf beide recht verſtand, die Veredelung des Menſchen gemeinſchaftlich beſorgt und ſich immer auf einander bezogen. Wenn aber die Kunſt in die Fußtapfen der Wiſſenſchaft trat und mit einem Apparat von gelehrten Kenntniſſen glänzen wolte, ſo betrog ſie ſich ſelbſt um das Verdienſt, das ſie allein ſich erwerben konnte. Die meiſten Dichter der alten und neueren Zeit gehörten zu den Gelehrten ihrer Nation. Aber ſo wenig die Gelehrſamkeit einen Dichter machen kann, ſo unvermeidlich mußte der Dichter ſeine Beſtimmung verfehlen, wenn er ſeine Gelehrſamkeit poetiſch zu etwas anderm benutzte, als, im Bewußtſeyn einer höheren Geiſtesfreiheit mit dem Reichthum andrer Schriftſteller wie mit dem ſeinigen zu ſchalten, und dadurch das äſthetiſche Intereſſe ſeiner Darſtellung zu erhöhen. Verwechſelte er dieſes Intereſſe mit dem wiſſenſchaftlichen; ſah er Kenntniſſe für äſthetiſche Ideen, Unterricht für die beſondre Art von Bildung des Geiſtes an, durch die ſich der Künſtler einen ernſthaften Einfluß auf die Welt erwirbt; ſo verwirrte er ſeine und ſeines Publicums Vorſtellungen und arbeitete gegen die Geſetze der Natur und des menſchlichen Geiſtes.

Glücklicherweiſe waren die erſten Dichter, mit denen die Geſchichte der neueren Poeſie anfängt, nichts weniger als Gelehrte. Die Troubadours folgten, wie die griechiſchen Rhapſoden, dem Bedürfniſſen der Nationalpoeſie. Der Ideenkreis ihrer ungelehrten Zeitgenoſſen war der ihrige; und in einem ſo engen Kreiſe ließ ſich freylich nicht ſo viel Neues entdecken, als auf den weitern Feldern der griechiſchen Mythen. Dafür aber waren die Troubadours durch ihre Unwiſſenheit vor den Lockungen einer Gelehrſamkeit geſichert, die ſich in den Klöſtern verſteckte und auch da ſchlimmer als Unwiſſenheit war. Sobald das Genie eine größere Sphäre ſuchte, als es in dem ewigen Einerlei der provenzaliſchen Herzensergieſſungen finden konnte, ſtieß es mit der Gelehrſamkeit ſeiner Zeit hart zuſammen. Wie ganz anders in Griechenland, als ſich dort zum erſten Male eine claſſiſche Poeſie bildete! Dort gab es noch keine Gelehrſamkeit, als Homer ſang. Auch gab es keine ſchulgerechte Kritik. Die Kunſt blieb in Griechenland der Natur anvertraut, bis ſie die äuſſerſte Höhe erreicht hatte, zu der ſie ſich erheben konnte. Nur als Gefühl wirkte der ungebundene und doch richtige Geſchmack. Der Kritik blieb, als ſie hinten nach kam, nichts übrig, als, hiſtoriſch in die Fußtapfen dieſes Geſchmacks zu treten, der ihrer Leitung nicht bedurfte. Der ſubtile Ariſtoteles begnügte ſich als Aeſthetiker, ſeine Kunſtregeln von Muſtern zu abſtrahiren. Aber die neuere Poeſie entwickelte ſich mühſam unter dem Drucke der älteren Wiſſenſchaft. Sie trägt ſelbſt in den meiſten ihrer beſſeren Werke bis dieſen Tag das Merkzeichen der Gelehrſamkeit und duftet, ſei es auch noch ſo wenig, nach der Lampe.

Mit dem Untergange der griechiſchen und römiſchen Cultur war die Menſchheit nichts weniger als zu ihrer erſten Einfalt zurückgekehrt. Selbſt in den finſterſten Zeiten, im neunten und zehnten Jahrhundert, gab es Bibliotheken. Man ſchrieb Chroniken, Breviere und Legenden. Man verwahrte immerfort in einigen Winkeln die Schriften der heidniſchen Alten, auch wenn man ſie nicht las. Die chriſtlichen Religionsvorſteher waren durch das Bedürfniß einer Auslegung ihrer heiligen Schriſten immer an eine Art von Gelehrſamkeit gebunden. Eine Theologie, deren Dogmen auf die ſubtilen Abſtractionen der Kirchenväter ſich gründeten, bildete mit der Rohheit der Sitte und der allgemeinen Unwiſſenheit ein ungeheures Ganzes. Die erſten Strahlen der neuen Aufklärung, die das erneuerte Studium der Alten verbreitete, kamen zum Unglück auch nicht von der Seite, wo der allgemeine Menſchenverſtand Licht bedurfte. Ariſtoteles wurde unter den alten Schriftſtellern zuerſt aus dem Dunkel der Kloſterbibliotheken hervorgezogen. Die abſtruſeſte Grübelei geſellte ſich nun zu der craſſeſten Orthodoxie und brachte mit ihr die Caricatur der Philoſophie, die Scholaſtik, zu Stande. Scholaſtiſch und gelehrt war nun auch Eins und Daſſelbe. Scholaſtiſch wurde der Geiſt verbildet, ehe er ſich ſelbſt verſtand. Von Dante bis Arioſt konnten ſich die Dichter noch nicht von der Unverträglichkeit wahrer Poeſie und ſcholaſtiſcher Grübelei überzeugen. Selbſt wenn ſie, wie Petrarch, eine Liebe beſangen, von der kein Wort im Ariſtoteles ſteht, konnten ſie ſich doch nicht enthalten, durch gelehrte Anſpielungen dem großen Ariſtoteles ein Compliment im Vorbeigehen zu machen.

Mit dem Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts drängten Geſchmack und natürlicher Menſchenverſtand die Scholaſtik aus der Poeſie auf die Katheder zurück, wo ſie ſich länger behauptete. Aber die gelehrte Erziehung der Dichter wirkte nach wie vor, wo nicht ſcholaſtiſch, doch pedantiſch auf die Poeſie. Als Grundlage der Wiſſenſchaften lernte der Knabe eine ausgeſtorbene Sprache. War gleich das Latein in Italien, Spanien und Frankreich die Mutter der neueren Volksſprache dieſer Länder, ſo paßte es doch nicht für die durchaus veränderte Denkart. Es war, wenn gleich keine ausländiſche, doch eine fremde Sprache geworden. Wer ſie lernte, mußte ſich in ihren Geiſt hineinſtudiren. Bald kam zu dem Latein noch das Griechiſche als die zweite Stufe zur Doctorwürde und zum Parnaß. Je mehr eine jugendliche Seele von Gefühl für das Schöne erfüllt war, deſto feſter mußte ſie ſich an die griechiſchen und römiſchen Dichter ſchlieſſen. Wie hätte nun der gelehrt erzogene Dichter, wo er ſich ſelbſt Genüge zu leiſten ſtrebte, ſeine Bekanntſchaft mit den Schriften der Alten aus dem Gedächtniſſe verlieren können? In dem natürlichſten Gewebe ſeiner Vorſtellungen zeigten ſich die Fäden der fremden Kunſt. Wer ſich die alten Sprachen zugeeignet hatte, der konnte ſich in ſeinen Erfindungen auch der alten

Digitized by Google

Vorſtellungsart nicht entſchlagen, die von der neueren durchaus verſchieden iſt. Je merklicher die gelehrten Erinnerungen ſich in das natürliche Dichtergefühl miſchten, deſto buntſcheckiger wurde das Reſultat. Die griechiſchen Götter, Amor immer an der Spitze, erſchienen deßwegen nach wie vor in der neueren Poeſie, nur, daß man Geiſtliches und Weltliches trennte. Der Stoff der Dichtung mochte noch ſo einheimiſch und noch ſo neu ſeyn; man trug kein Bedenken, die alte Mythologie hineinzuſchrauben; und geiſtreiche Männer fanden in dieſer barocken Zuſammenſetzung häufig eine ganz beſondere Schönheit. In Italien, Spanien und Frankreich hat ſich dieſer Ton bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Poeſie muß dort fremd thun, wenn ſie gefallen will. Der Dichter, der ſeine Liebe ſingt, muß die Geliebte wenigſtens mit einem griechiſchen Schäfernamen beehren. Ein einheimiſcher Name klänge gegen alle Etikette des dortigen Parnaſſes. Und wenn der Geſchmack in Deutſchland jetzt gegen dieſe Etikette verſtößt, wird es ihm im Auslande, wo man überdem kein ſonderliches Zutrauen zu unſern äſthetiſchen Fortſchritten hat, gewiß nicht zur Empfehlung gereichen.

Unverkennbar iſt auch in der ganzen Poeſie die Herrſchaft der Kritik, und die Nothwendigkeit dieſer Herrſchaft. Die Kritik mußte die Muſen von dem Schlamme einer barbariſchen Gelehrſamkeit ſäubern, aus dem ſie ſich nicht ohne Mühe wieder an's Licht gearbeitet hatten. Aber wie lange währte es, ehe die erneuerte Kritik nur einigermaßen ſich ſelbſt verſtand! Ariſtoteles wurde der Geſetzgeber unter den Dichtern, wie er es unter den Philoſophen und Theologen war. Als ob dieſer ſeltene Geiſt, der als Selbſtdenker vielleicht von keinem übertroffen iſt, vom Schickſale zum Unglücksſtifter auserſehen wäre, um die Köpfe zu verdrehen, die er aufklären wolte, unterdrückte ſeine treffliche Poetik die poetiſche Geiſtesfreiheit und verderbte den Geſchmack, wie ſeine Logik und Metaphyſik den unglücklichen Stillſtand aller reellen Wiſſenſchaften verlängerten. Man dachte nicht daran, daß man die wahren Schönheiten der alten Dichterwerke aus ſich ſelbſt verſtehen muß, ehe man den Ariſtoteles verſtehen kann, der ſie bei allen ſeinen Vorſchriften im Sinne hat. Man hielt ſich an den Buchſtaben der ariſtoteliſchen Poetik. Ohne zu fragen, ob nicht eben dieſer Ariſtoteles, wenn er wieder aufſtände, für die neueren Nationen eine ganz andere Poetik ſchreiben würde, commentirte und interpretirte man ſeine äſthetiſchen Bemerkungen wie Geſetze des Corpus Juris. Nirgends zeigt ſich dieſer Mißverſtand ſo deutlich wie in der Geſchichte der franzöſiſchen Poeſie. Aber auch bei den übrigen Nationen des neueren Europa hat Ariſtoteles mit ſeiner Poetik, wenn gleich nicht unmittelbar, die meiſten Dichter geleitet. Seine Lehren gingen in die neuere Kritik als Grundlehren über. Auf ihn bezog man ſich, namentlich oder ſtillſchweigend, in allen neueren Verſuchen über Poeſie und Beredſamkeit. Und welcher neuere Dichter hätte nicht in ſeinen Schuljahren wenigſtens, durch die zweite und dritte Hand, etwas von ariſtoteliſcher Kritik vernommen? Selbſt zuletzt, als ein Revolutionsſturm gegen den alten Erzvater der Kritiker ausbrach, bewies ſogar das Beiſpiel der revolutionären Dichter und Schreier die Fortdauer der Herrſchaft des angegriffenen Geſetzgebers; denn von ſeinen Geſetzen geleitet, arbeitete man ihnen methodiſch entgegen und brachte Ungeheuer nach Grundſätzen hervor, um dem Ariſtoteles zu widerſprechen.

Folge von der gelehrten Erziehung der meiſten neueren Dichter und ihrem Studium einer ſchulgerechten Kritik ſind auch die Selbſtkritiken und die proſaiſchen Erläuterungen und Anmerkungen, die ſie zum Theil ſelbſt ihren Verſen beifügten. In Griechenland ſchrieben die Dichter überall keine Proſe, und die guten Köpfe, die ſich zur Autorſchaft in Proſa berufen fühlten, hörten ſchon als Jünglinge auf, Verſe zu machen. Auch darinn zeigte ſich die natürliche Feſtigkeit des Geſchmacks, der wie ein unwiderſtehlicher Inſtinct die Griechen regierte. Wenn aber Sophokles und Euripides gar von den kritiſchen Vorreden und Anmerkungen hören ſolten, die Corneille und Racine zu ihren eignen Tragödien ſchrieben; oder wenn Alcäus ein Exemplar von Hagedorns Gedichten mit den bunten Citaten aus einem halben Dutzend Sprachen erblickte; wie würde ihnen zu Muthe werden! Solche Eingriffe des Dichters in die Rechte des Publicums hätten in Griechenland ein Gelächter erregt. Aber das neuere Genie durfte ſich dieſe Freiheiten wohl nehmen. Es verdankte ſeinen Zeitgenoſſen weniger, als ſeiner Lectüre. Es durfte ſich auf ſeine Lectüre und auf ſeine Wiſſenſchaft überhaupt berufen, um ſich mit den Kritikern, die nun einmal in der Geſchichte der neueren Kunſt das groſſe Wort führen, nach Standesgebühr zu meſſen, und mit ihnen dem Publicum zu gebieten, wenn gleich ein edles Stillſchweigen auch hier oft rathſamer geweſen wäre.

Johann von Brabant s. Minnesänger.

Karoline Luise Brachmann,

als Schriftſtellerin gewöhnlich nur Luiſe Brachmann genannt, ward am 9. Februar 1777 zu Rochlitz geboren, wo ihr Vater als Kreisſecretair lebte. Sie entwickelte ſchon früh glückliche poetiſche Anlagen, welche reiche Nahrung erhielten, als ihr Vater nach Weißenfels als Geleitscommiſſarius des thüringer Kreiſes im Jahr 1787 zog. Der früh verſtorbene Dichter Novalis (von Hardenberg ſ. d. A.) nahm ſich freundlich ihrer Bildung an, leitete ihre Lectüre und machte ſie mit Schiller bekannt, der ihre jugendlichen Leiſtungen wohlwollend und aufmunternd beurtheilte und mehreren bereits in ihrem dreizehnten Jahre geſchriebenen Gedichten eine Stelle in den Horen und dem Muſenalmanach gewährte. Der Wirklichkeit durch die vorherrſchende Richtung ihres Geiſtes entfremdet, beging ſie im Jahre 1800, als ſie ihren in Dresden angeſtellten Bruder dorthin begleitet hatte, eine jugendliche Unbeſonnenheit, die ihr den Aufenthalt daſelbſt verleidete und tiefe Schwermuth im Gefolge mit ſich führte. Nach Weißenfels zurückgekehrt, verfiel ſie in eine bedenkliche Krankheit und ſtürzte ſich, kaum geneſen, aus dem zweiten Stockwerk in den Hof hinab. — Sie ward bedeutend, jedoch nicht lebensgefährlich verletzt. Bald nachher (1801) traf ſie der Schmerz, in demſelben Jahre ihre eigene Schweſter, ſo wie ihren Jugendfreund Novalis und deſſen Schweſter durch den Tod zu verlieren. Nicht lange darauf ſtarben ihre beiden Eltern, und von den vielen herben Verluſten bereits niedergedrückt, trug ihre hilfloſe Lage, welche ſie zwang, ſich ihres poetiſchen Talents als Erwerbquelle zu bedienen, nicht wenig dazu bei, eine tiefe, faſt unbeſiegliche Schwermuth in ihr zu erzeugen. Ihr Herz bedurfte des Mitgefühls, doch ein unglückliches Geſchick ließ ſie, zu verſchiedenen Malen, Neigung zu Männern faſſen, deren Verhältniſſe ihnen verwehrten, dieſelbe genügend zu erwiedern. Der Eine war bereits in ſeiner Heimath vermählt, der Andere fand ſeinen Tod in der Schlacht. Endlich verlobte ſie ſich im drei und vierzigſten Jahre ihres Alters mit einem jungen fünf und zwanzigjährigen preußiſchen Offizier außer Dienſt, der ſich der Bühne widmete und eine dahin einſchlagende Anſtellung ſuchte. Sie begleitete ihn demgemäß nach Wien; doch die Folge entſprach ihren Erwartungen nicht, und Luiſe B. kehrte allein nach Weißenfels zurück. Das Verhältniß zerſchlug ſich ſpäter gänzlich, nicht ohne eine trübe Stimmung in ihr zurückzulaſſen, welche mit der Zeit immer heftiger wurde. Auf einem Beſuche in Halle endete ſie am 17. September 1822 freiwillig ihr Leben in der Saale. Erſt am 25. wurde ihr Leichnam gefunden und noch an demſelben Tage in aller Stille beſtattet. Sie hatte folgende Grabſchrift auf ſich ſelbſt verfaßt:

> Treu konnt' ich hoffen und unnennbar lieben,
> Und feſt verharrt' ich, wo ich Liebe gab.
> Was iſt von Allem tröſtend mir geblieben
> Für Lieb' und Hoffnung — als ein einſam Grab!

Von ihr erſchienen:

Gedichte. N. A. Leipz. 1808.
Romantiſche Blüthen. 2 Th. Wien, 1817. 1823.
Das Gottesurtheil. Rittergedicht. Leipz. 1818.
Novellen und kleine Romane. Leipz. 1819.

Digitized by Google

Schilderungen aus der Wirklichkeit. Leipz. 1820.
Novellen. Nürnberg, 1822.
Verirrungen. Leipzig, 1822.
Auserleſene Dichtungen, herausgegeben von F. K. J. Schütz und K. L. M. Müller. Leipz. 1824—26. 6 Thle.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. in Almanachen und Zeitſchriften u. ſ. w. —

Leichtigkeit und Anmuth, ſo wie eine gefällige Behandlung der Form und ein blühender Styl zeichnen ihre Leiſtungen aus; doch herrſcht die Neigung zum Lyriſchen zu ſehr vor, und es fehlt ihr an Tiefe und Kraft. — Einzelne kleine Gedichte verdienen als wirklich gelungen volle Anerkennung, die Dichterin ſelbſt aber keinesweges den Namen einer deutſchen Sappho, da ſie nur die Aehnlichkeit der Todesart mit der Lesbierin gemein hat, in allem Uebrigen aber nach den uns von derſelben gebliebenen Poeſien weit hinter ihr zurückbleibt. — Ausführliche biographiſche Notizen über L. Brachmann finden ſich vor der von Schütz und Müller beſorgten Auswahl aus ihren Dichtungen. —

Unmöglichkeit.*)

Das Rechte kommt von Gott.

Pius der Sechste ward einſt auf einer Reiſe nach Spanien im pyrenäiſchen Gebirge von einem furchtbaren Gewitter überraſcht. Die Donner rollten ſchon entfernt in den verſchlungenen Felſenthälern, und dichte ſchwarze Wolken führten die Nacht früher herauf. Zwar eilte man, ſo ſehr man konnte, die nächſte Stadt zu erreichen, doch die Flügel des Sturmes waren ſchneller; die Nacht brach ein, der Sturm jagte den Staub der Erdſchichten empor und bog die Bäume zur Seite des Felswegs ſauſend nieder, indeß der Regen ſchon in großen Tropfen ſeitwärts herüber ſtrich, die Blitze zuckten durch die Dunkelheit, und näher, fürchterlicher rollten die Donnerſchläge von den tauſendfachen Echos des Gebirgs zurück.

Ein allgemeines Zagen herrſchte in dem Gefolge; alle bangten für die ſchon ſchwächliche Geſundheit eines auf das Höchſte geliebten Herrn. In dieſem Augenblicke ſah man durch die flatternden Zweige, als man eben einer Thalöffnung vorüber kam, den Schimmer eines Lichts aus der Vertiefung leuchten. Erfreut nahm man den Weg dahin, und kam zur Seite eines toſenden Waldbachs bis zu der Stelle, von wo es auszugehen ſchien. Ein ſtarker Blitz erhellte jetzt auf einen Augenblick die romantiſche Gegend, und zeigte vor ihnen ein ländliches, doch anmuthiges Haus, in dem zwei freundlich erleuchtete Fenſter für dieſe Nacht ein Obdach hoffen ließen. Ein Diener ward dahin vorausgeſandt, um Aufnahme zu bitten; und gleich darauf öffnete ſich die Thür nach den nöthigen Erkundigungen. Ein alter Diener kam mit einer Kerze, und führte die erſchöpften Reiſenden in das Zimmer ſeiner Gebieterinn; eine edle Frauengeſtalt trat ihnen entgegen, noch jung doch bleich, und ſtillen ernſten Anſehens. Sie ahnte wohl nicht, welch hohen Gaſt heut ihr beſcheidnes Dach beſchirmen ſollte; denn Pius reiſte aus ſtaatskundigen Urſachen unter erborgtem Namen, und gab ſich blos für einen mailändiſchen Grafen aus; doch wäre dies ihr auch bekannt geweſen, unmöglich hätte ſie mit größerer, zarterer Sorgfalt den ehrwürdigen Herrn und ſein Gefolge bewirthen können, als ſie es that. Sie eilte gleich mit ihrer einzigen Dienerinn, die beſten Erfriſchungen aufzutragen, und während das wohlthätig lodernde Kaminfeuer die ganz Durchnäßten wärmte und erquickte, bereitete ſie ſchnell das ſchönſte Zimmer ihres kleinen Hauſes zur Nachtherberge für den Gaſt, und ſorgte eben ſo für ſein Gefolge.

Mit einem Gefühl von Behaglichkeit nach dem erlittenen Ungewitter trat der erlauchte Gaſt in das zierliche, ſanft durchwärmte und lieblich duftende Gemach, und genoß dieſe Nacht des ruhigſten Schlummers.

Am andern Morgen war ſein erſter Wunſch, ſeiner liebenswürdigen Pflegerinn die ihm erwieſene Menſchenfreundlichkeit auf eine würdige Weiſe zu belohnen. Er konnte ſich nicht denken, warum ſie ſchon in ihren Jahren ſich ſo ganz von der Welt zurückgezogen habe, ſie, die, wie er des vorigen Abends gehört, noch unvermählt lebe; und ob die Lage dieſes Hauſes gleich ſehr reizend war, wie er aus ſeinem Fenſter ſah, wo Alles neu erquickt von dem geſtrigen Regen, im ſchönſten Morgenglanze lag, dennoch kam es ihm ſeltſam vor, wie ſie gerade dieſe zwar ſchöne, doch wilde und ſo ganz entlegne Einſamkeit gewählt habe. Die ſtille Trauer ihres Weſens fiel ihm ein und ſo beſchäftigte er ſich eine lange Weile mit wahrer Theilnahme für ſie; — etwas, das hohen Herren der Erde nicht ſtets begegnen ſoll; allein er hatte geſtern menſchliches Ungemach empfunden, und ſo empfand er auch heute menſchliche Dankbarkeit.

Dies Zimmer ſchien die innerſte heilige Freiſtatt der Beſitzerinn, worein ſie ſich gleichſam zu einer Art von Feſttagsfeier zurückzuziehen ſchien. Ein Cruzifix ſtand auf einer Art kleinen Altars in einer Mauerniſche, und noch dabei hing eine ſchöne Laute.

Die Dame hatte ihm indeß ſein Frühſtück eben ſo ſorgfältig bereitet; er ließ ſie bitten, dieſes mit ihm einzunehmen; ſie gehorchte mit ungezwungener Anmuth dem Wunſch des ehrwürdigen Alten. Er fand heut ihr Geſicht noch ſeelenvoller; der Ausdruck eines ungemein tiefen Gefühls und einer ſanftſchwermüthigen Schwärmerei, welcher in ihren ſanften Augen lag, machte ſie ungewöhnlich anziehend. Das Oberhaupt der Kirche hätte ſeinem Stande getreu in ihr gern eine recht würdige Himmelsbraut geſehen; dennoch ſchien ihm ein inneres Gefühl zu ſagen, daß dieſes nicht das Mittel ihres Glückes ſey, und daß er dadurch ſeine kindliche Pflegerinn nicht wohl lohnen würde.

Ihre Unterhaltung beſtätigte vollkommen die vortheilhafte Meinung, die er von ihr gefaßt hatte. Unbefangen bezeigte ſie ihm ihre lebhafte Freude, einen Bewohner Mailands in ihm zu ſehen, und geſtand ſeinen Fragen offen, daß ſie aus jener theuern Gegend ſtamme. Der Umſtand, auf ſo überraſchende Weiſe eine Landsmänninn, und eine ſo achtungswerthe, hier im fernen wilden Gebirge zu finden, erhöhte noch den Wunſch des Dankbaren, ſie würdig zu belohnen. Sagt mir, mein edles Fräulein, rief er aus, Ihr ſcheint mitten in Eurer holden Jugend nicht ganz glücklich; womit vermöchte ein nicht unmächtiger Mann Euch zu erfreuen? — Euch glücklich zu machen?

Ach, hoher Herr, erwiederte das Mädchen, und ihre ſanften Augen ſenkten ſich, indeß ſich ihre Bruſt ſchwerathmend hob: Das iſt unmöglich.

Unmöglich? rief der hohe Fürſt, — in ſich verwundert über die Kühnheit wie über die Unbegreiflichkeit der Antwort. — Auf alle Weiſe ſuchte er nun die Urſache ihres Unglücks zu erforſchen; allein auf dieſe Frage blieb ſie verſchloſſen wie ein wunderbares Buch. Vergebens erſchöpfte ſich der geiſtliche Herr in allen ihm erdenklichen Wendungen, das Geheimniß dieſes holdſeligen und trauervollen Weſens zu entdecken; nur ſo viel ſagte ſie, daß ſie ihre Eltern ſehr früh verloren und dann aus überwiegender Neigung den Aufenthalt in dieſer Einſamkeit gewählt habe; allem übrigen Forſchen wußte ſie mit Gewandtheit und einer ſtillen Würde auszuweichen. —

Als Pius ſie fragte, ob ſie denn nicht fürchte ſo ſchutzlos hier von Räubern überfallen zu werden, erwiederte ſie einfach: — Dieſe, mein hoher Herr, werden durch keine Schätze nach meiner friedlichen Wohnung gelockt, da ich nichts von Gold oder Kleinodien beſitze, und nur die allereinfachſten Bedürfniſſe des Lebens. Ueberdem möchte wohl unter dieſem biedern, großmüthigen Hirtenvolk, deſſen Treue ich mich anvertraut habe, die Räuberei ein ſeltnes Verbrechen ſeyn.

So wieß ſie auch, als ihr erhabner Gaſt es endlich wagte, ihr ein großes, ſeinem Stande und ihrem Dienſte angemeßnes Geſchenk zu bieten, dies ſtandhaft ab. Dies eben, ſagte ſie leicht, könnte ja erſt den Blick der Habſucht auf mich wenden; und überdem wüßt' ich bei meiner ſchmuckloſen Lebensweiſe nicht den mindeſten Gebrauch davon zu machen.

Pius meinte jetzt noch, daß vielleicht Muſik ihren verſchloßnen Kummer löſen möchte und bat ſie, ihm etwas auf der Laute zu ſpielen, und — wenn ſie ihn nur etwas erfreuen wolle, — ein Lied von ihrem Schickſal dazu zu ſingen. Sie bewilligte es ſanft, ſchwermüthig lächelnd, und indem ſie tonkundig die Saiten rührte, ſang ſie dazu das nachfolgende Lied:

Ewig nah dem tiefen Herzen,
Doch der Sehnſucht ewig fern,
Glänzt mir unter Nacht und Schmerzen
Mein geliebter Lebensſtern.

Tod und Leben feſt verbunden
Füllen meine kurze Zeit,
Unter ſchweren Todeswunden
Grüßt mich nur die Seligkeit.

Dennoch liebt dich meine Seele,
Wie kein Weſen lieben mag!
Wie ich fromm dich auch verhehle
Bis zum letzten Herzensſchlag.

*) Aus: Louiſe Brachmann, auserleſene Dichtungen. Bd. 4. Lpzg. 1834.

Digitized by Google

Iſt das Lichtbild doch errungen,
Was der Ahnung Traum verhieß,
Doch im Anſchaun hingedrungen
Bin ich in das Paradies.

O du mein geliebtes Leben
Führſt du früh' zum Tod auch mich,
Darf durch dich mein Geiſt erheben
Doch zur höchſten Tugend ſich.

Bis zu tiefen Todesnächten
Segn' ich darum mein Geſchick,
Halte dich mit heil'gen Rechten,
Unglückſel'ges, theures Glück!

Obgleich Pius gleichſam zum Pförtner der Seligkeit auf Erden eingeſetzt war, ſo kam ihm doch dieſe Art von Sprache darüber durchaus unverſtändlich vor; und es ward ihm ganz unheimlich bei dieſem wunderbaren Lied zu Muthe, welches vom Anfang bis zum Ende aus lauter Widerſprüchen zuſammengeſetzt ſchien. Er ſchied daher von der Sängerinn, ohne um weitere Erklärung in ſie zu dringen.

Er ſetzte ſeine Reiſe fort; als in der Gegend von Saragoſſa ihn ein neues und größeres Mißgeſchick traf: er ward von einer Krankheit überraſcht, von der ihm ſchon bei einem frühern Anfall davon verkündet worden war, daß, wenn ſie ihn nochmals überfalle, ſein Tod unvermeidlich ſeyn werde. Seine Leibärzte und alle die geſchicktesten Heilkundigen der Nachbarſchaft verſuchten umſonſt Alles, ihn zu retten. Nach einer tiefſinnigen Berathſchlagung erklärten ſie ihn einſtimmig für unrettbar verloren; allein der Vornehmſte von ihnen, ein tiefgelehrter Arzt von Saragoſſa, trat mit edler Verläugnung aller Eigenliebe auf, und ſchlug vor, man ſolle noch vorher nach Alcala ſenden, und den berühmten Aloyſio de Vileguas holen laſſen; den trefflichſten Arzt der beiden Caſtilien; ſo ſeltnen, hohen Fluges, ſagte er, geht ſeine Wiſſenſchaft Allem vor, was wir ſonſt gewohnt waren, in dieſer Art zu ſehen, daß es nichts Unmögliches iſt, es könne ihm auch hier noch ein rettendes Mittel zu Gebote ſtehen.

Ohne Verzug eilten nun Boten nach Alcala zu dem vortrefflichſten der Aerzte, Don Aloyſio de Vileguas, der auch in gleicher Eile mit ihnen kam. Man führte ihn zu dem erlauchten Kranken; Don Aloyſio war ein ſchöner Mann, deſſen einnehmende Miene ſchon einen vortheilhaften Eindruck auf den Kranken machte. Er unterſuchte den Pulsſchlag und alle Umſtände der Krankheit; nach einigem ſtillen und tiefen Nachſinnen ordnete er dann die Mittel an, welche, wie er erklärte, ihm noch die einzige ſchwache Hoffnung der Rettung boten.

Er wachte darauf mit eifrigſter Sorgfalt die nachfolgende Nacht am Bett des Kranken, den hin und wieder ein wohlthätiger Schlummer heimſuchte. Am andern Morgen zeigten ſich merkliche Spuren einer Beſſerung, die man nicht mehr erwartet hatte, und die mit jeder Stunde zunahm; in wenigen Tagen war das koſtbare Leben außer Gefahr.

Alles überhäufte nun den trefflichen Arzt mit Lobeserhebungen. Der Kranke ſelbſt aber hatte ſeinen Retter ſo lieb gewonnen, daß er beſtändig um ihn ſeyn mußte. Die edeln, einnehmenden Züge Don Aloyſios fielen gleichſam erquickend in ſeine matten Augen, da in Krankheiten das Gemüth noch reizbarer und empfängliger iſt für äußere Eindrücke; noch mehr mußte ihn aber wohl die zarte und unermüdliche Sorgfalt rühren, womit der treue Arzt alle Nächte an ſeinem Lager wachte. Pius hielt immer ſeine Hand, und ſagte einſt zu einem ſeiner Hofleute: Man ſpricht ſonſt immer, daß der Arzt einem Engel gleiche, wenn er hülfreich an das Lager des Kranken tritt; mir aber ſcheint der meinige in voller Wahrheit deren Einer ſo an Geſtalt als an Gemüth.

Doch mit Bedauern merkte er bei näherer Beobachtung, daß eine tiefe Traurigkeit über den edeln Zügen ruhte, und daß der ſelbſt ſich unaufhaltſam nach jenem dunkeln Ziele neigte, der Andre ſo hülfreich davon zurückzuhalten ſtrebte. — O mein Gott! rief der hohe Fürſt bei ſich ſelbſt, ſo ſoll ich denn beſtimmt ſeyn, gerade die wichtigſten Dienſte von lauter Unglücklichen zu erhalten! und ſoll der Mann, der rings um ſich Heil und Freude verbreitet, ſelbſt darben an der Freudenquelle? nein! ihn muß ich beglücken! ihn, meinen Lebensretter! Er wird doch meinen Beiſtand nicht auch ſo ſpröde von ſich zurückweiſen, als jenes eigenſinnige Fräulein im Thale von Benasquez that?

Er ließ darauf den Don Aloyſio zu ſich rufen, der ſich, da nun ſein hoher Kranker von der augenſcheinlichen Todesgefahr gerettet war, ohne Verzug zur Rückkehr nach Alcala bereitete, und nachdem ihm Pius eine fürſtliche Belohnung ſeiner Kunſt übergeben hatte, redete er ihn mit folgenden Worten an:

Wohl kann ich mir denken, Ihr Stern der Wiſſenſchaft, daß Euch bei Eurer großen und unvergleichlichen Gelehrſamkeit des Geldes und Gutes nicht mangeln werden, und daß man Euch alſo auf dieſe Weiſe den Dank nicht zollen kann, den man Euch ſchuldig iſt; gleichwohl möchte ich Euch gern auf recht wahre Weiſe für das lohnen, was Ihr an mir gethan habt, als ich mit namenloſen Schmerzen und mit dem nahen Tode rang. So ſprecht denn offen aus, womit ich Euch erfreuen könnte, Ihr freundlicher Beſieger meiner Leiden!

Und welchen höhern Lohn, erwiederte Don Aloyſio, könnt' ich von Euch erwarten, erlauchter Graf? Nur zu reich habt Ihr mich für das belohnt, was ja doch ohnehin nur meine Pflicht war. Der beſte Lohn aber für mich iſt Eure Huld, denn auch ich fühle mich in Lieb' und Ehrfurcht zu Euch hingezogen.

Sprecht offen zu mir, Don Aloyſio, ſagte der unerkannte hohe Fürſt; ich habe Euch beobachtet, und wie ich ganz gewiß glaube — ſeyd Ihr nicht glücklich!

Nicht glücklich? — wiederholt Don Aloyſio mit einem ſchmerzlichen Lächeln. — Wie kommen Ew. Erlaucht zu der Frage?

Weil ich, erwiederte Pius faſt unwillig, weil ich Theil an Euch nehmen und Euch beglücken will.

O dann, rief Don Aloyſio mit allem Ausdruck hoffnungsloſer Trauer, dann dank ich Eurem guten Willen, erlauchter Graf, doch das vermöchte ſelbſt der König beider Caſtilien nicht! — Das iſt unmöglich!

Hier hätte faſt der hohe Fürſt der Kirche den angenommenen Stand vergeſſen und hätte dem verwegnen Zweifler an ſeiner Macht erklärt, mit welchem Mächtigſten auf Erden er es zu thun habe; allein er hatte wichtige Staatsgründe, ganz unerkannt zu bleiben, und ſo blieb ihm nichts übrig, als den ſtolzen eigenſinnigen Verſchmäher ſeines Beiſtandes unbeglückt abreiſen zu laſſen; während er ſelbſt noch einige Tage der Ruhe genießen mußte, bevor er ſeine weitre Reiſe fortſetzte.

Allein in ſeinem Innerſten beſchäftigte ihn doch der Fall ſehr lebhaft, der ihm in ſeinem Leben noch nicht vorgekommen war. Unmöglich? wiederholte er ſich oft, unmöglich ſoll es mir ſeyn, ein einfaches Menſchenleben glücklich zu machen! dies wird mir ſchon zum zweitenmal hier auf ſpaniſchem Boden geſagt! Das Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit werd' ich geheißen, ja hat mir Gott nicht ſelbſt die Schlüſſel des Paradieſes anvertraut? und mir ſoll es unmöglich ſeyn, ein Paar Weſen aus den mittleren Ständen zu beglücken?

Er theilte ſeinen Unmuth dem menſchenfreundlichen Grafen von Lerma mit, welcher dem hohen Reiſenden als ein früherer Bekannter bis Saragoſſa entgegen gereiſt war, und der Zuratheziehung Don Aloyſio's vorzüglich beigeſtimmt hatte, da er dieſen näher kannte.

Kennt Ihr denn, fing er an, Herr Graf, die ganze Lebensgeſchichte dieſes ſehr achtungswerthen, aber wahrhaftig auch ſehr ſtolzen Don Aloyſio?

Wohl kenne ich ſie, erwiederte der Graf, und liebe ihn als einen der beſten Menſchen; er hat ſelbſt eine Zeit lang unter meinen Fahnen gedient, als ihn das erſte Jugendfeuer zu Kriegerthaten hinzog, ob er gleich ſchon auf Alcala's und Salamanca's hoher Schule den Preis der Wiſſenſchaften errungen hatte. Er diente einige Jahre ehrenvoll und trat in ſeinen jetzigen Wirkungskreis zurück, als er einer empfangenen Wunde wegen zum Waffendienſt unfähig ward. So iſt er nun noch immer ein muthiger Streiter gegen Krankheit und Elend, die die Menſchen heimſuchen, und ſetzt, ſo ſelbſtvergeſſen eifrig, wie er ſeinen Beruf erfüllt, ſein Leben oft mehr der Gefahr aus, als er es je auf dem Felde der Schlacht konnte.

Pius ward von Neuem durch dieſe Schilderung eingenommen, die er ihrem Gegenſtande ſehr treu fand. Allein er iſt ſehr unglücklich! ſagte er. —

Das iſt er freilich, erwiederte der edle Lerma. Wenn er Ew. Heiligkeit das geſagt hat, ſo iſt es keine Unwahrheit geweſen.

Nein nicht geſagt! rief Pius, verhehlt hat er es mir! — Und was iſt denn die Urſache ſeines Unglücks?

Er liebt ein Mädchen mit namenloſer Leidenſchaft, erwiederte der Graf von Lerma.

Nun? — — fragte der Fürſt der Kirche, der ſich in ſeiner Erwartung etwas getäuſcht zu haben ſchien; und wird von ihr verſchmäht?

Sie liebt ihn mit derſelben ſchwärmeriſchen Zärtlichkeit, verſetzte der Graf.

Nun dann, rief Pius heiter, was hat es denn für Noth? für ſolche Leiden hat unſre heilige Kirche ein gar treffliches Mittel in Prieſterwort und Prieſterſegen. — Iſt es nicht ein beſeligendes Band, das zu knüpfen der Himmel uns gewählt; wo zwei verſchiedne Weſen auf Leben und Tod unzertrennbar vereinigt werden! — — Ihr ſchweigt, Graf Lerma? gleich als ob Ihr an dieſer Wahrheit zweifeltet?

Ich ſchweige, hoher Herr, weil dieſes Band für Tauſende beglückend, für viele doch zur ſchweren Eiſenfeſſel wird, da Menſchlichkeit und ſelbſt Vernunft zu wenig Stimme bei jenem

Digitized by Google

unerbittlichen Geſetze hat, das ſeine unſichtbaren Schranken, wohlthätig, unerläßlich für die große Menge ziehen mußte, doch das ſie auch mit Felſenhärte da undurchdringlich macht, wo alle heiligen Gefühle, die Natur ſelbſt, auf eine Ausnahme zu dringen ſcheinen.

Ich verſteh Euch nicht, Graf, ſagte Pius, — — warum will ſich Don Aloyſio nicht ehelich mit ſeiner Geliebten verbinden?

Weil — verſetzte Graf Lerma langſam — weil er ſchon der Gatte einer Andern iſt.

Ha der Verbrecher! rief der geiſtliche Fürſt in vollem Eifer. —

Doch hat der edle Aloyſio nicht das Anſehn eines Verbrechers, ſetzte Graf Lerma nur leiſe, begütigend hinzu. Das iſt wohl wahr; — erwiederte der Geneſene, welchem in dieſem Augenblick doch die Erinnerung an ſeinen liebgewordenen Wohlthäter beſänftigend zurückkam; ohne Zweifel iſt ihm ſein Weib treulos und ſchlecht.

Sie iſt eine würdige, tadelloſe Frau, verſetzte Lerma, auch wohlgebildet — Aber ſie liebt ihn nicht. —

Nun dann, rief Pius, ſo muß da irgend ein Mißverſtändniß zum Grunde liegen! warum ſollte ſie einen ſo liebenswürdigen Mann nicht lieben? — Ich denke doch zu ſeinem Beſten zu wirken, auch wider ſeinen Willen, und den Verirrten auf die Bahn der Tugend zurechtzuführen. — Ihr aber, Graf von Lerma, ſeyd Ihr ein guter Katholik, ſo werdet Ihr mir nie in einem ſo leichten Tone über Sätze des Glaubens ſprechen.

Graf Lerma wollte noch Einiges hinzuſetzen, allein die Strenge, die ſich auf der Stirn des geiſtlichen Herrſchers lagerte, gebot ihm Schweigen.

Wenn uns ſchon bei unſern mäßigen Verhältniſſen in irgend einer Sache Schwierigkeiten aufſtoßen, ſo wird in uns das Streben aufgereizt, ſie zu beſiegen; bei Mächtigen werden ſie ein Sporn, der alle ihre Macht aufbietet, und ſie das Schwere überflügeln heißt; ſo daß ſie oft auf Dinge, an welche ſie, bei ihren wichtigeren Angelegenheiten nicht gedacht haben würden, gerade jetzt ihr ganzes Sinnen richten, weil es ihnen als ſchwierig dargeſtellt worden iſt; denn nichts iſt den Großen der Erde empfindlicher, als auf die Schranken ihrer Macht zu ſtoßen. — So hielt es auch der größte Fürſt der Chriſtenheit nicht unter ſich, bei ſeiner Durchreiſe durch Alcala ſelbſt mit der Gattinn Aloyſio's zu ſprechen, und ſie, ganz in den Geiſt ſeiner kirchlichen Würde zurücktretend, über ihre Geſinnungen gegen den ihr angetrauten Ehegemahl zu ſprechen.

Donna Iſabella, dies war ihr Name, eine große, wohlgebildete Frau, von ſehr blühendem und klarruhigem Anſehen, war anfangs überraſcht; allein mit weiblichem Scharfblick errieth ſie bald, daß ſie ſich wenigſtens einem ſehr hohen geiſtlichen Herrn gegenüber befinden müſſe, wenn ſie auch nicht die ganze Majeſtät ihres erhabnen Gewiſſenrathes ahnen konnte; und willig in frühgewohnter Ehrfurcht gegen dieſen Stand unterwarf ſie ſich der Prüfung; doch offen — und ſich keiner Schuld bewußten Blickes fragte ſie, als das ermahnende Geſpräch ſich nun vom Allgemeinen gar zu ſehr auf ſie ſelbſt richtete: Mein Gott, iſt denn Don Aloyſio unzufrieden mit mir? ich habe ihn doch meines Wiſſens nicht beleidigt! Auch hat er mir keinen Unwillen merken laſſen. Wir leben in dem beſten Einverſtändniß.

Die ſichtbare Ruhe und Schuldloſigkeit ihres Gewiſſens machte beinahe den erhabnen Friedensſtifter ganz irre in ſeinem Plane. Er fragte endlich, ob ſie denn nicht die tiefe Traurigkeit ihres Mannes bemerkt habe, und ſein ſichtliches Dahinſterben in Jahren der Blüthe? — und eben ſo unbefangen antwortete ſie: Ich habe das nicht ſo ernſtlich genommen; er iſt ſehr ſchwärmeriſch und macht ſich öfter Kummer ohne Noth; daher theilt er ſich mir auch gar nicht mit, denn ich bin von Natur ſehr klaren ruhigen Gemüths geweſen, dem alles Uebertriebene verhaßt iſt, und habe darum auch nie in ſein feuriges Weſen einſtimmen können.

Und wie, fragte Pius mit ſinkender Stimme, da Ihr ſo wenig übereinſtimmt, habt Ihr Euch gewählt?

Gewählt? fragte Iſabelle, haben wir uns im Grunde nicht. In unſrer Kindheit ſchon hatten uns unſre Aeltern mit einander verlobt, und ſchloſſen, ſobald wir die Schwelle des jugendlichen Alters betraten, unſern Vermählungsbund. Wir waren zu jung, um die Wichtigkeit eines ſolchen Schrittes einzuſehen; auch habe ich meinerſeits wenigſtens nie Urſach gehabt, ihn zu bereuen; ich ſchätzte Don Aloyſio im höchſten Grade, er iſt ein vortrefflicher Menſch voll Selbſtvergeſſenheit und heißen Strebens nach allem Guten; auch wird er allgemein geachtet, ſo wie mir Eure Theilnahme für ihn, mein hoher Herr, einen neuen Beweis davon giebt; allein das was man Leidenſchaft der Liebe nennt, iſt meinem Weſen fremd; iſt dieſes meine Schuld? Ich hege für ihn die Empfindung einer treuen Schweſter — und habe oft gewünſcht, der gute Aloyſio möchte — — mein Bruder ſeyn. —

Die Einfalt und Wahrheit in dieſer Darſtellung hatten den Eindruck auf das Herz des geiſtlichen Fürſten nicht ganz verfehlt; ein Gedanke ſchien doch in ihm aufzudämmern, zu welchem Zweck nun eigentlich ein edles Daſeyn an ein anderes ebenfalls nicht zu tadelndes gekettet hinſchwinden ſollte, das ſeine edelſten Regungen nicht theilte, nicht verſtand, und nicht einmal ſich ein Glück denken konnte, dem er mit tauſendfachem Schmerz entſagte.

Ein günſtiger Zufall führte den ſeelenvollen Grafen von Lerma eben in dem Augenblicke zu ihm, wo er in der erſten Bewegung ihm treu den Erfolg ſeines Unternehmens mittheilte. Mit Wärme faßte der menſchenfreundliche Graf das eben dargeſtellte Bild auf. — Und nun, fuhr er fort, nun vergleichen Ew. Heiligkeit dagegen das erſte feurige Zuſammenfliegen zweier einander völlig gleichgeſtimmter edler Weſen, die von der Natur ſelbſt geſchaffen ſcheinen, ſich gegenſeitig unendlich zu lieben! Ich ſelbſt war Zeuge der erſten Bekanntſchaft Aloyſios mit ſeiner Geliebten, und nie habe ich einen ſtärkern, gleichſam überſinnlichen Eindruck jener geheimnißvollen und gewiß heiligen Macht geſehen, welche man Liebe nennt.

Es war in der Zeit, als Aloyſio unter meinen Kriegsbefehlen ſtand, als ihn der Trieb ſich auszuzeichnen, vielleicht auch ſein unbefriedigtes Herz aus dem für ihn geknüpften Ehebande in das Waffenleben geführt hatte. Wir ſtanden eben nach einem geſchloßnen Stillſtande einige Wochen ruhig unſerm Feinde gegenüber; der Oberfeldherr hatte den jüngern Führern unſers Heers einen Tanz angeordnet, zu welchem alle die vorzüglichſten Damen der Nachbarſchaft ſich einſtellten. Es war eine reiche Anzahl von unſern ſchönen jungen Kriegern; Aloyſio, ſchön von Geſtalt und reizend von Betragen, war einer der Vorzüglichſten und ſchien den Augen der Damen ungemein zu gefallen; doch keiner ſo als einem unendlich liebenswürdigen jungen Fräulein, die ebenfalls durch eine wunderbare Anmuth unter ihren Geſpielinnen hervorglänzte, wie eine kleine Huldgöttinn. Sie war mit ihren Anverwandten, einem ſehr guten altedeln Geſchlecht bei dieſem Feſte. Unſchuldig bang ſchlug ſie anfangs die holden Augen nieder, die wohl noch nie ſo vielen Männerblicken mochten ausgeſetzt geweſen ſeyn; als Aloyſio, den ihr Anblick gleich einem Blitzſtrahl in das Herz getroffen zu haben ſchien, ſich ihr nahte, um ſie zum Tanze aufzufordern, ſah ſie an ihm empor, da war es, als ob ſich ein Glutſtrom über ihr jugendliches Antlitz göſſe. Sie tanzte und mit ſo unvergleichlicher ſittſamer Anmuth, daß ſie nur auf den Wellen des Wohllauts dahin zu ſchweben ſchien. Auch Aloyſio ſchien ſich ſelbſt zu übertreffen, und die allgemeine Aufmerkſamkeit richtete ſich auf das wunderholde Paar, das noch durch eine andre Macht als den Zauber des Wohllauts gehoben ward. Ich würde vielleicht nicht ſo ſehr darauf geachtet haben, wäre mir nicht das junge Fräulein nur deshalb merkwürdig geweſen, weil ich ihre ſehr achtungswerthen Verwandten und ſelbſt ihren verſtorbenen Vater gekannt und hochgeachtet hatte. Auch Aloyſio ſchätzte ich ſchon damals als einen meiner wackerſten Offiziere.

Als nach geendigtem Tanze ſich Aloyſio unter das Getümmel der Uebrigen verlor und aus dem Saale ging, da war es, als ob die ganze Seele des Mädchens in ihre Augen geflohen ſey, und ihm, nur ihm durch das Gewühl der Andern nachfolgte. Jene energiſchen Worte fielen mir unwillkürlich ein, die Julia, als ſie Romeo im Getümmel des Maskenſaals aus der Thür gehen ſieht, ihm nachblickend zu ihrer Amme ſagt:

Geh! forſche, wer er iſt? Iſt er vermählt,
Iſt mir das Grab zum Brautgemach erwählt.

Ich kannte damals die unglücklichen Verhältniſſe Don Aloyſios nicht; er ſelbſt ſchien im dunkeln Gefühl derſelben ſchon damals den Kampf zu beginnen, aus welchem er vielleicht ſiegreich hervorgegangen wäre, hätte das Schickſal nicht gewollt, daß mir als Befehlshaber der Krieger, die in jener Gegend ſtanden, das Schloß ihrer Verwandten auf eine Zeit lang zur Wohnung angewieſen, und er mir zum Begleiter zugetheilt ward. Es war eine reizende Villa am Comer-See. Die Liebentbrannten mußten ſich nun täglich, ſtündlich ſehen, um ſo mehr, da das Mädchen von den übrigen Bewohnern des Hauſes des Spaniſchen am mehrſten kundig war, und man von ihr als eine Art pflichtmäßige Gefälligkeit die Vermittelung zwiſchen den beiden verſchieden ſprechenden Theilen forderte.

Die Uebereinſtimmung war in der That wunderbar, die zwiſchen dieſen beiden gefühlvollen und reichbegabten Seelen herrſchte, ich ſelbſt hatte oft meine innige Freude daran und dachte ſchon im Voraus auf das Fürwort, das ich bei Aloyſios Bewerbung an die Verwandten des Fräuleins richten wollte; als ein Auftritt, von dem ich wider meinen Willen Zeuge war, dieſen Vorſatz aufhob, und mich ſelbſt auf das Schmerzlichſte erſchütterte.

Die beiden Liebenden waren eines Nachmittags allein in dem Geſellſchaftszimmer, und bemerkten im Feuer ihres Geſprächs nicht, daß ich in einem offnen Seiten-Cabinet mit

Digitized by Google

Schreiben beſchäftigt war, trotz des Geräuſches, welches ich mit Abſicht machte. Ich achtete im Anfang nicht auf das, was ſie ſprachen, weil ich es für gewöhnliche hin und wieder flüſternde Liebesreden hielt; doch bald bemerkte ich, daß es ein allgemeiner, die Menſchlichkeit betreffender Gegenſtand war, worüber ſie ſich ihre gegenſeitigen Meinungen mittheilten; und es iſt wahr, mit welcher Schnelle das Mädchen in Alonſios edle, erhabne Anſichten einging, ſie faßte, wie ſie ſelbſt ſeinen Ideen gleichſam vorausflog, es mußte von der tiefen innigen Verwandtſchaft der Beiden zeugen. Ueberwältigt von dem Gefühle dieſer Wahrheit ergriff Alonſio ihre Hand, drückte ſie heftig an ſein Herz, und hob ſie dann zwiſchen ſeinen beiden gefaltnen Händen zum Himmel auf, gleichſam als ob er dieſen zum Zeugen nehmen wollte, indem er leidenſchaftlich ausrief: O wo hat mich ein Weſen ſo verſtanden? himmliſches Mädchen! Seele meiner Seele! Doch gleich nach dieſem Ausruf ſprang er von dem Sitze empor, auf dem er neben ihr geſeſſen hatte, und trat in die Vertiefung eines Fenſters; er beugte ſich vorwärts, die Stirn gegen die Mauer ſtützend und ein Strom von heftigen Thränen ſtürzte aus ſeinen Augen auf den Boden nieder. — Erſchrocken, und mit dem zärtlichſten Mitleid, näherte ſich ihm das Fräulein, und fragte mit ſchüchternem, aber innigem Tone: O Gott, was fehlt Euch, Alonſio? — mein edler, — theurer Freund?

Bei dieſen ausdrucksvollen Worten hob Alonſio das Geſicht empor, und wandte ſeine ſchönen, in Thränen blitzenden Augen mit einem Ausdruck namenloſen Schmerzes auf ſie, indem er mit Anſtrengung ſagte: Fräulein, ja ich kann es nicht länger verhehlen, ich liebe Euch mit unausſprechlicher Gewalt! mehr als mein Leben, mehr als Glück und Ruhm! — allein ich kann Euch nicht täuſchen! — Ich — ich bin verheirathet. —

Ein leiſer Schauer zuckte bei den Worten auch durch mein Herz, des ſchon älteren Mannes. — Das Mädchen wankte todtenbleich zurück, und bald ſagten auch ihre heftig hervorbrechenden Thränen, wie heiß ſie ihn geliebt. Allein ſie war es, welche ſich zuerſt über den ſinnbetäubenden Schmerz erhob; mit einer ſo erhebenden, ſiegenden Innigkeit ſprach ſie von der Ergebung in den Willen der ewigen Vorſehung, daß ſie auch ihren unglücklichen Freund mit ſich emporriß. Er ſagte ihr, was auch Donna Iſabella beſtätigt hat, daß nicht Pflichten der Treue und einer frühern Liebe, daß einzig und allein die kalten Bande des Geſetzes ihn abhielten, die höchſte Seligkeit der Erde zu genießen; und beide ſchloſſen einen heiligen Freundſchaftsbund, entſagend allem irdiſchen Glück, und nur durch ein ſeliges Geiſterband durch wetteifernde, immer höher ſtrebende Tugend einander auf ewig vereint. —

Alonſio hat nun alle Kraft ſeiner Seele auf höchſte Trefflichkeit in ſeiner Kunſt, auf möglichſte Vervollkommnung im Reich der Wiſſenſchaften gewandt, und ob ſich auch ſein edles Leben bei dieſem raſtloſen Emporſtreben verzehrt, ſo wie die lichte Kerze wohlthätig leuchtet und vergeht, ſo hat er doch den ſchönen Zweck erreicht, und nicht Beweggrund allein, doch eine ſtärkend ſüße Belohnung ſeiner Anſtrengungen ſcheint für ihn in dem ſchwärmeriſchen Gedanken zu liegen, daß der Ruf vielleicht ſeiner fernen Geliebten von ihm erzählen werde! — So iſt ſein Ruhm die einzige, doch die edelſte Liebeshuldigung, die er zu ihren Füßen legt.

Zu jeder andern Zeit würde das Oberhaupt der Kirche dieſe empfindſame Geſchichte nicht zur Hälfte angehört haben, doch auch das kälteſte, auch das vorurtheilvollſte Herz hat Stunden, in denen die Natur mit unwiderſtehlicher Stärke zu ihm ſpricht, die jetzige war eine derſelben für den geiſtlichen Fürſten. In dem Geſpräch mit Iſabella hatten Natur und Menſchlichkeit zu ihm geſprochen und das Licht ihrer Wahrheit war in ſeinen Geiſt gefallen. Er ſchwieg bewegt, und mancherlei Betrachtungen und Entſchlüſſe regten ſich in ihm hin und wieder.

Der Graf von Lerma fügte noch hinzu: Ich fragte einſt den guten, unglücklichen Alonſio, ob er denn gar keiner Hoffnung auf irdiſches Glück Raum gebe? Keiner erwiederte er feſt, ich bin Katholik — es iſt Unmöglichkeit.

Unmöglichkeit! brach Pius aus, abſcheuliches Wort! das mir von allen Seiten zugerufen wird, gerade als ob es erſonnen wäre, mich zu beleidigen! — Er ſoll ſehen, ob dem Statthalter Gottes auf Erden etwas unmöglich iſt, ſobald erſt ſeine untrügliche Ueberzeugung gewonnen ward! — Und hat ſich das Fräulein indeß mit einem Andern vermählt?

Nie wird ſie das, verſetzte Lerma, nach ihrer feſten und treuen Gemüthsart; ſie hat beſchloſſen, nur dem Andenken an den unerſetzbaren Freund zu leben. Da ſie nun der Tod auch jener Verwandten, einſam, und gänzlich unabhängig gemacht, hat ſie in liebend frommer Schwärmerei ihren Aufenthalt in einem reizend einſamen Thal des pyrenäiſchen Gebirgs genommen, um mindeſtens dieſelbe Luft zu athmen, die ihren unvergeßlichen Geliebten umweht, und die Laute ſeiner Sprache von den Lippen ſeiner Landsleute zu hören.

Und der Ort, wo ſie lebt? rief Pius mit dem geheimnißvoll freudigen Blick einer ſcharfſinnigen Entdeckung.

So viel ich weiß, verſetzt Lerma, lebt ſie im Thale von Venasquez.

Venasquez? — wiederholte Pius freudig, der wider ſeinen Willen mit hineingezogen ward in die Welt romantiſcher Ereigniſſe. Er theilte dem Grafen die heitre Ueberzeugung mit, in ſeiner holdſeligen Pflegerinn die Geliebte ſeines edlen Retters ſchon früher gefunden zu haben; und ſein Entwurf, die ihm erzeigten Dienſte, wie die im Kampfe bewährte Tugend zu belohnen, war unwiderruflich gefaßt. Auch ihn vertraute er dem edlen menſchenfreundlichen Lerma, der ja ſo ſchönen Antheil daran hatte. Und beide kamen überein, auf der Rückreiſe, auf welcher Lerma ſeinen erhabenen Freund bis nach Italien begleitete, auch Don Alonſio zur Mitreiſe bis in die Pyrenäen zu bewegen.

Ohne Schwierigkeit ward der Entwurf ausgeführt, ſobald Pius ſeine ſtaatskundigen Angelegenheiten ausgeführt hatte, und ſeine Rückreiſe antrat. Alonſio konnte die ehrenvollen und dringenden Anerbietungen des italiäniſchen Grafen nicht zurückweiſen, und Alle kamen ohne Hinderniſſe in den romantiſchen Pyrenäen an.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als ſich das reizende Thal von Venasquez vor ihren Blicken öffnete. Ein herzentzückender Anblick, wo Felſen, ſchäumende, funkelnde Bäche, ſäuſelnde Haine, Laubgrün und Tannendunkel ſich vermiſchten, dazwiſchen von den ſchönen blumigen Wieſenmatten unterbrochen, deren weidende Heerden die Landſchaft freundlich belebten. Vor allen aber feſſelte den Blick ein Bild, das gegenüber im Wiederſchein der Abendſonne ſich hervorhob. Auf einer etwas erhabnen grünen Matte, vom höchſten Felſen der Gegend überragt, erblickten ſie eine holdſelige Geſtalt in lichtem ſchneeweißem Gewand, faſt einem Engel gleich, um ſich einen Kreis holder, blühender Kinder, ſo wie ein Mahler nur in ſeliger Begeiſterung das überirdiſche Gemählde hätte faſſen können.

Der Felſen ſtieg voll Hoheit himmelan hoch über die Fichten und Steineichen, die ſeinen Fuß bekränzten; die dunkeln Sturmwolken, die ſeinen Gipfel noch unlängſt umringt zu haben ſchienen, zogen ſich abwärts, und wunderbar verklärte ihn der goldne Schein der Abendſonne, ſo wie die lieblichen Geſtalten, die ihn ſchmückten. Er ſchien ein Bild der kampfbewährten Tugend. Die Stürme, ſo ſchien er zu ſagen, ſie haben meinen Tag getrübt, doch frei und rein darf ich am Abend in den entwölkten Himmel ſehen.

Die guten ländlichen Bewohner des Thales von Venasquez, die Hirten und die Ackerleute, kehrten von ihrem Tagewerke nach den friedlichen Hütten heim. Die Reiſenden fragten nach jener ungewöhnlichen Erſcheinung. —

O das iſt unſer Schutzgeiſt, erwiederten die frommen Hirten, die Heilige unſres Thals oder vielleicht ein Engel, der uns zum Glück herabgeſtiegen iſt. Die holde Jungfrau, die ſeit einiger Zeit in unſrer Gegend wohnt, ſie unterrichtet unſre Kinder in allen heiligen Lehren der Frömmigkeit, und auch in vielen nützlichen Künſten für das Leben; iſt unter uns ein Kranker oder Leidender, ſo pflegt und tröſtet ſie ihn wie ein Engel. Zum Lohn und zur Erquickung nach des Tages Mühen ſingt ſie den Kleinen und uns ſelbſt dann ein himmliſches Lied, wie ſie die Laute auch mit engelgleicher Milde rührt. — Sie war ſehr traurig, allein ſie ſcheint ihre Trauer bewältigt zu haben durch all das Gute, das ſie thut. Hört Ihr jetzt eben den ſiegenden Geſang an.

Die Fremden waren jetzt unter den Hirten bis an die Stelle gekommen, wo Conſtanzia — denn ſie war es — wie ein ſeliger Geiſt unter den roſenwangigen, lockigen Kinderköpfchen hervorglänzte, die alle mit verlangenden, freudefunkelnden Blicken an ihrem Munde hingen.

Himmliſche Töne entſchwebten den kunſtreichen Saiten ihrer Laute, und es klang in Wahrheit wie Siegsgeſang, was ſie in kindlichfrommer, demüthiger Ergebung ſang:

Kinder ſind wir; aus der Ferne
Lächelt uns der Vater an;
Seine Blicke, tauſend Sterne,
Gießen Licht auf unſre Bahn.

Und auch ird'ſche Blumen blühen
Hier als Zeichen ſeiner Huld,
Uns für Jenſeits zu erziehen
Fromm in Lieb' und in Geduld.

Trauert nicht, Ihr armen Kleinen,
Sagt er, ſeyd Ihr fern mir noch;
Ob auch rauh die Wege ſcheinen
Und das heil'ge Ziel zu hoch,

Digitized by Google

Ewig nah dem Vaterherzen
Seyd Ihr auch im dunkeln Thal,
Nur zu mir durch Nacht und Schmerzen
Leitet Euch des Glaubens Strahl!

Seht! auch Felſen am Geſtade
Thürmen ſich zu ſteilen Höhn,
Laßt uns auch die ſchweren Pfade
Fromm und ſtill zur Heimath gehn!

Wenn uns auch in dunkler Ferne
Ein geliebter Strahl entſchwand,
Klagt nicht ob dem lichten Sterne,
O er ruht im Vaterland!

Aloyſio war betend auf die Knie geſunken, er glaubte den verklärten Geiſt ſeiner Geliebten zu ſehen, die er lebend nie in dieſer Gegend geahnet hätte. Pius, von einer Andacht ergriffen, ſo wahr und zugleich demuthsvoll, wie er ſie vielleicht nie gefühlt, hob den Schwindelnden auf und führte ihn zu ſeiner ſeligen überraſchten Freundinn; denen beiden in wenig Worten die niegehoffte, beglückende Wendung ihres Schickſals bekannt ward.

Pius übergab ihnen darauf den Löſungsbrief, der ihm in Iſabellen eine zufriedene, wohlwollende Schweſter, und die Geliebte zur geheiligten Gefährtinn ſeines Lebens gab. —

Empfangt, Ihr tugendhaften Unglücklichen, ſagte er, indem er die Hand zum Segnen gegen ſie erhob, empfangt jetzt den Lohn Eurer treuen Kämpfe! Der Herr, der Welten lenkt in ihren Bahnen, er leitet auch in wunderbaren Fügungen das Schickſal guter Menſchen, und lenkt die Herzen der Gewaltigen wie Waſſerbäche; er ließ den Strahl der Wahrheit in meine Seele fallen und machte mich zu ſeinem Werkzeug.

Nicht ich, der Gott der Allmacht, aus den Sphären
Des Lichts, er hat den Kampflohn Euch geweiht,
Er weiß in Glück den Jammer zu verkehren,
Und möglich macht er die Unmöglichkeit.

Johann Christian Brandes,

ein Mann, den die ſeltſamſten und widerwärtigſten Schickſale in ſeiner Jugend verfolgten, dem es aber durch Eifer und Beharrlichkeit zuletzt gelang, ſich auf der von ihm gewählten Laufbahn einen rühmlichen Namen zu erwerben. Er ward am 15. November 1735 zu Stettin geboren. Fehlgeſchlagene Speculationen ſeines Vaters, der früher Magiſter geweſen und nach ſeiner Verheirathung einen Victualienhandel errichtet hatte, brachten die Familie in tiefe Armuth. Dies war Schuld, daß der lebhafte Knabe, zumal da der Vater heimlich die Seinigen verlaſſen hatte, ohne ſtrenge Aufſicht aufwuchs und ſpäter als Lehrling bei einem Kaufmann, wegen entdeckter Veruntreuungen harte Strafe fürchtend, ebenfalls davon lief und ſich eine Zeit lang in der Welt umhertrieb, bald als Lehrjunge eines Tiſchlers, als Schweinewärter, als Gehülfe eines Puppenſpielers und eines Wunderdoctors ſich kümmerlich ſeinen Unterhalt erwerbend. Die Noth zwang ihn endlich, reuig zu den Seinigen zurückzukehren. Er begab ſich darauf nach Berlin, wo er Bedienter ward. Ein unbeſonnener Streich zwang ihn jedoch, ſich heimlich von hier zu entfernen und nach Hamburg zu gehn, wo es ihm gelang, wieder eine Bedientenſtelle im Holſteiniſchen zu erhalten. Nicht ohne eine gewiſſe Bildung und mit mehr Neigung als wirklichem Talent zum Schauſpielerſtande trat er bald nachher als Mitglied der ſchönemannſchen Geſellſchaft in Hamburg auf; ſein Debüt mißglückte jedoch, und er befand ſich in einer ſchlimmen Lage, als jene Geſellſchaft kurz darauf auseinander ging. Nachdem er eine Zeit lang bei dem Dichter Dreyer in Hamburg als Schreiber gedient, begab er ſich wieder zu einer wandernden Truppe und zog mit dieſer umher, oft von den ungünſtigſten Verhältniſſen gedrückt. Allmählich gelang es ihm jedoch, ſich als Schauſpieler wie als dramatiſcher Schriftſteller immer mehr auszubilden und ſeinen Ruf zu befeſtigen. — Einer bleibenden Stätte konnte er ſich jedoch nie erfreuen. Seine Gattin, eine geborene Koch, mit welcher er ſich in Königsberg verbunden hatte, und welche aus wahrem Beruf ſich dem Theater widmete und zu ihrer Zeit als eine talentvolle Schauſpielerin gern geſehen ward, gebar ihm in Berlin eine Tochter, die nachherige ſo ſehr gefeierte, aber leider in der Blüthe ihres Lebens der Welt entriſſene, berühmte Sängerin Minna Brandes. Er lebte nun, ſeinem Berufe folgend, abwechſelnd mit den Seinigen in Berlin, München, Dresden, Leipzig, Mannheim, Riga und Hamburg, ſtets den Umgang geiſtreicher und gelehrter Männer mit Eifer aufſuchend und emſig für ſein Wohl und ſeine Bildung ſtrebend. Leider verlor er ſeine treue Frau wie ſeine beiden hoffnungsvollen Kinder durch frühen Tod. Allein und niedergebeugt zog er ſich von der Bühne zurück, hielt ſich anfangs in der Nähe von Stettin auf einem Gute des Grafen von Schwerin auf und begab ſich, einer Hoffnung auf Verſorgung folgend, die ſich aber ſpäter zerſchlug, nach Berlin, wo er ſich ſeinen Unterhalt durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten erwarb und, von ſeinen Freunden aufgemuntert, die Geſchichte ſeines wechſelvollen Lebens herausgab. Er ſtarb daſelbſt am 19. November 1799.

B. ſchrieb:

Luſtſpiele. Leipz. 1774–76. 2 Thle.
Sämmtliche dramatiſche Schriften. Hamburg und Leipzig, 1790—91. 8 Thle. enthaltend: Luſtſpiele: der Zweifler; Trau, ſchau, wem? der Graf von Olsbach; der Schein trügt; der Hageſtolze; die Schwiegermutter; der Landjunker in Berlin u. ſ. w. Trauerſpiele: der Schiffbruch; Olivie; Ottilie u. ſ. w. Melodramen: Ariadne auf Naxos; Ino; Feſtſpiele u. ſ. w.
Meine Lebensgeſchichte. Berlin, 1799. 3 Thle. N. A. 1803–5. 3 Thle.

Brandes war zu ſeiner Zeit als Schauſpieldichter ein Liebling des Publicums, und es iſt ihm eine gewiſſe Natürlichkeit, ein lebhafter und leichter Dialog und eine richtige Auffaſſung der Charaktere ſo wie deren conſequente Durchführung keineswegs abzuſprechen; doch fehlt es ihm an komiſcher Kraft in ſeinen Luſtſpielen und an Tiefe und Poeſie in ſeinen übrigen Dramen, weßhalb ſich auch keines ſeiner Stücke auf der Bühne erhalten hat. Seine beiden Melodramen waren die erſten deutſchen Verſuche in dieſer Gattung, doch verdankten ſie ihr Glück lediglich der vortrefflichen Muſikbegleitung, welche ihnen zu Theil ward; jetzt ſind auch ſie von der Menge vergeſſen.

Ernst Brandes

ward am 3. October 1758 zu Hannover geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte darauf zu Göttingen die Rechte während der Jahre 1775—1778. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn machte er größere Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und England und trat bei ſeiner Heimkehr in den Staatsdienſt als Kanzleiauditor. Er ſtieg nach und nach bis zu dem Range eines geheimen Kabinetsraths. B. ſtarb am 13. Mai 1810. — Seine Schriften ſind:

Betrachtungen über das weibliche Geſchlecht und deſſen Ausbildung im geſitteten Leben. 3 Bde. Hannover, 1802.
Betrachtungen über den Zeitgeiſt in Deutſchland in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts. Hannover, 1808.

Digitized by Google

Betrachtungen über den Einfluß und die Wirkungen des Zeitgeiſtes. (Fortſetzung des Vorigen.) 2 Abtheil. Hannover, 1810.

Politiſche Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution. Jena, 1790.

Ueber das Du und Du zwiſchen Eltern und Kindern. Hannover, 1809.

Ueber einige bisherige Folgen der franzöſiſchen Revolution in Rückſicht auf Deutſchland.

Ueber den gegenwärtigen Zuſtand der Univerſität Göttingen. Göttingen, 1802.

Bemerkungen über das Londoner, Pariſer und Wiener Theater. Göttingen, 1786. N. A. 1816.

Mit wenigen Worten nur, aber höchſt treffend charakteriſirt der berühmte Hiſtoriker Heeren B's Leiſtungen. Da ſie mit unſeren Anſichten vollkommen übereinſtimmen, ſo enthalten wir uns alles weiteren Urtheiles, das nur Wiederholung des Geſagten ſeyn würde, und laſſen ſie hier folgen. „Als Schriftſteller wenig ſtreng gegen ſich, deſto ſtrenger gegen Andere; eben darum nicht klaſſiſch, wiewohl er hätte klaſſiſch werden können. Ueberhaupt mehr zum Kritiker als zum Autor gemacht." Unter ſeinen Schriften möchten die Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution und über den Zeitgeiſt wohl die bedeutendſten ſeyn. — Als Staatsmann genoß er allgemeine Achtung und Verehrung, und ſein frühzeitiger Tod erfüllte ganz Hannover mit tiefer Trauer.

Sebaſtian Brandt,

auch Brand oder Brant, ward im Jahr 1458 zu Straßburg geboren und erhielt daſelbſt, obgleich ihm ſein Vater frühzeitig durch den Tod entriſſen wurde, eine gute Erziehung. In ſeinem ſiebenzehnten Jahre begab er ſich nach Baſel, um die Rechte zu ſtudiren, und nahm dort nach damaliger Gelehrtenſitte den Namen Titio an. Nachdem er 1477 Baccalaureus, 1484 Licentiat und 1489 Doctor der Rechte geworden, lehrte er die Jurisprudenz mit großem Beifall und erwarb ſich zugleich einen geſchätzten Namen durch rechtswiſſenſchaftliche Schriften und mannichfache Geſchäftsthätigkeit. Im Jahre 1501 ward er Syndicus in ſeiner Vaterſtadt und ſpäter Stadtſchreiber oder, wie er ſich ſelbſt gern nannte, Kanzler daſelbſt. — Kaiſer Maximilian, der ihn ſehr ſchätzte und ihn oft an ſeinen Hof zog, hatte ihn ſchon früher zu ſeinem Rathe ernannt und ihm die Würde eines Comes Palatinus mit einem Gehalte von 50 Gulden jährlich ertheilt. S. B. ſtarb zu Straßburg am 10. Mai 1521.

Zu B's Schriften gehören:

Das Narrenſchiff. Ausgaben: Baſel s. a. 4. ferner Straßburg, 1494. 4. Nürnberg, 1494. 12. Reutlingen, 1494. 4. Baſel, 1495. 4. Augsburg, 1495. 4. 1498. 4. Baſel, 1499. 1506. 1507. 1508. 1512. 4. Roſtock, 1519. Ueberarbeitungen: von M. Joh. Eisleben, Straßburg, 1545. 1549. 4. von Unbekannten, Frankfurt a. M. 1560. 1567. 1626. 8. Zürich, 1563. Straßburg, 1564. 4. Neuer Abdruck in von der Hagen's Narrenbuch. Halle, 1811. — In das Lateiniſche ward es überſetzt durch Jacob Locher und Jodocus Badius; in das Franzöſiſche durch Jean Drouin; in das Engliſche durch Alex. Barklay; ferner in das Holländiſche, Plattdeutſche u. ſ. w.

Außer mehreren juriſtiſchen Schriften, die nicht hieher gehören, gab B. noch heraus: eine Bearbeitung des Freydank. Magdeburg, 1583. Lateiniſche Fabeln. Straßburg, 1508 u. ö. und die brabantiſche Fabel: Von den loſen Füchſen dieſer Welt u. ſ. w. Dresden, 1585 in 4. ferner 1603 in 4. ohne Druckort.

Die geſunde, fromme Geſinnung, die Geradheit und Wahrheit, ſo wie die unerſchrockene Kühnheit, mit welcher ſich Seb. Brandt den herrſchenden Mißbräuchen entgegenſtellte und Thorheit und Unrecht geißelte, machen ſtreng genommen den einzigen Werth ſeines Narrenſchiffes aus, da es auf der anderen Seite dieſem Werke durchaus an allen Erforderniſſen eines ſatyriſchen Gedichtes fehlt, und es ähnlichen Leiſtungen jener Tage bei Weitem nachſteht. Den zuerſt angeführten Eigenſchaften verdankte es daher auch vorzüglich zu einer Zeit, wo Alles unter dem Druck der Lüge ſeufzte, und die reine Wahrheit mehr als je Noth that, die überaus günſtige Aufnahme, welche ihm zu Theil ward.

Als Beleg unſerer Behauptung laſſen wir hier mehrere Auszüge, nach der Ausgabe von 1549, als der älteſten, welche uns zu Gebote ſtand, folgen. —

Von alten Narren*).

Mein Narrheyt laßt mich nit ſein greiß,
Ich bin vaſt alt darzu gantz onweiß,
Ein böſes kindt von hundert jor
Den jungen trag ich dſchellen vor.
Den Kindern gib ich regiment
Vund mach jr ſelſt ein teſtament
Das mir leydt wirt nach meim todt,
Ich gib exempel vnd böß roth,
Vnnd trieb was ich jung hab gelert,
Meinr boßheyt will ich ſein geehrt
Vnnd darff mich rûmen meiner ſchandt,
Das ich beſchiſſen hab vil landt,
Vnnd hab gemacht vil waſſer trûb
In Boßheyt ich mich allzeyt ûb,
Vnnd iſt mir leydt das ichs nit mag
Vollbringen mee mein alten tag.
Aber was ich jetzt nimb mag thun
Will ich befelhen Heintz mein Sun.
Der wirt thun was ich hab geſpart
Er koppt jetzt mir nach in die art,
Es ſtaht jm dapfferlicher an,
Lebt er es wirt auß ihm ein man,
Er ſchickt ſich gar wol inn das ſpil,
Freylich es wirt jm nit zu vil,
Mann muß ſprechen er ſey mein Sun
Dann er den Schelmen recht wirt thun,
Vnndt wird ſich inn kein Dingen ſparen,
Vnnd inn dem Narrenſchiff auch faren,
Das wirt mich nach mein todt ergetzen
Das er mich wirt ſo gantz erſetzen,
Er treibt jetzt gantz ſeins vatters berden
Er wird ein geſell ein haffen werden,
Vnd ſprechen zu dem jungen nun
Alſo wolt ich vnnd alſo thun
Wann es mir noch als wol anſtûnd
Der welt halb, ſunſt förcht ich kein ſûnd
Ich wolt noch diß vnnd jehns erdenken
Wie ich auß ſchnidt hauptloch vnnd glencken
Vnnd wolt mich halten das man ſprech,
Das iſt ein ſchoner dapffer knecht.
Der alter ettwann ehrlich was
Do er ſich weyßlich hielt vnnd bas
Da was er aller ehren wert
Des alters jetzt gantz niemant gert
Mann ſchampt ſich ſein inn wilder geſtalt
Vnnd begeren doch all werden alt,
Dee alter iſt darumb vnmeer
Das er ſich weiß der weißhyt leer,
Vund hat ſein jungen tag verzeert
Das er nit recht thun hat gelert,
Sein trefftig zeyt hatt er geleydt
An wolluſt vnnd an üppigkeyt
Vnnd wirt auch von den ſünden ehe
Verlaſſen, dann er ſelbs abſtehe,
Darumb wann er ins alter kumpt
So lebt er on ſinn als ein hundt.
Die heilig gſchrifft die alten nennt,
Welche ſeyen inn weißheyt erkennt

---

*) Aus dem Narrenſpiegel oder dem groſen Narrenſchiff von Sebaſtian Brandt. Streßburg, 1549.

Digitized by Google

Nit das ſie alt Narren ſollen ſein
Sunder das auß jn weißheyt ſchein.
O wee wie vil findſt redlicher leut
Die ehrlich gelebt han lange zeyt,
Der weißheit ſtaht in vbung hart
Bis iu den todt generet ward.
Als Sophocles, Heſiodus
Symonides, Steſichorus
Homerus vnnd Pythagora
Zeno, Celantes, Seneca
Demetricus vnnd Socrates
Themiſtocles, Diogenes,
Als Quintus Fabius Maximus
Scipiones vnnd Fabricius
Vnd der blinde Appius Claudius.
Der hatt neün kind gewachſen ſchon
Die jm ſo gehorſam vnderthon
Waren, wiewol er alt vnnd blindt,
Der jetzt man aber wenig findt.
Solon wolt des berümet ſein
Das jm all tag gieng weißheyt ein,
Vnnd das er alt wurd durch ſein leer.
Catho ihm rechnet für groß ehr
Das er was alt bey neüntzig jor
Vnnd hatt kein Griechiſch geleert vor,
Vnnd lernt die ſelb im alter doch,
Als ob er wer ein Jüngling noch.
Plato was achtzig jar geehrt,
Vnnd ſtarb das er noch ſchrib vnnd leert.
Deſſelben meiſter Gorgias
Hundert vnd ſieben jar alt was,
Vnnd hort nie auff an ſeiner leer,
Ja do man von jm forſchet ſeer,
Was ihn ſo lang gluſt leben doch,
Gab er ein antwurt ich hab noch
Kein vrſach das ich ſchelten ſoll
Den alter denn er thut mir wol.
Das was ein ſelig antwurt ſchon,
Die von eim weiſen auß ſolt gohn.
Was mag den alter frewen meer
Dann das er leß ſolch kunſt vnnd leer
Die er hat gelert ſein junge tag
Damitt vertreib er leydt vnnd klag.
Cyrus als Xenophon vns ſeyt
Da er lag ſterben im abſcheydt,
Sprach er hett entpfunden nie
Das er wer kräncker worden je
Im alter, dann er was daruor
Da er noch hett ſein kindtlich jor.
Drei hundert jar erlebt Neſtor
Als ſagen etlich geſchrifft fürwor
Sein honig ſüſſe wort ihm doch
Vom mundt im alter flüſſen noch.
Mann liſt von Maſiniſſa das
Er neüntzig jar ſeins alters was,
Noch gieng zu fuß er alſo ſeer
Das er keines Roſſes achtet meer,
Vnnd wann er reyt ſteig er mee ab
Als ob er müd wer worden drab,
Kein reg jn darzu bracht noch kelt
Das er ſein Haupt je decken welt,
Vnnd was ſein leib ſo drucken doch
Als ob er all ſein hitz hett noch.
Zu Lacedemon die raths Herren
Nannt mann die alten, ihn zu ehren,
Mann nam kein jungen da inn rath
Dann wenig nutz von jn entſtaht.
Zu Rom mann ſie die vätter nannt
Senatores durch welſche landt.
Allein die Teutſchen nemen kindt
Die nie zum Scherer kommen ſindt,
Die müſſen vrteil ſpalten leeren
Ehe dann ſie je kein vrteil hören.
Gleich wie ſchwach blöd ſeindt die kindt,
Die Jungen ſtark vnnd freydig ſindt,
Mit nutz die mannlicheyt vmb gaht,
Inn dapfferkeyt der alter ſtaht,
Das gibt die natur jedem inn
Stohn in ſeim weſen vnnd ſteht ſinn.
Vnnd ob wir anders ſehen dick
Das kumpt ettwann von vngeſchickt.
Als iſt es vmb ein alten auch
Der weiß ſolt ſein vnnd iſt ein Gauch.
O alter war gedenckſtu hin
Du haſt vil jar vnnd wenig ſinn.
Du haſt mehr acht das dir ſey leydt
Das du nimb treiben magſt boßheyt,
Dann das du rüwen, dauon haſt,
Das du doch nimb vollbringen magſt.
Aber was vrſach iſt daran
Du haſt dein tag nie guts gethan
Darum will dir Gott gynnen niit
Das du hie ſolt büſſen inn zeytt,
Sonder muſt ſtehts inn Narrheyt gan
Im alter kanſt kein witz meer han.
Suſannen Richter zeygen wol
Was man eim alten trawen ſoll.
Ein alter narr ſeinr ſeel nit ſchont
Schwer iſt recht thun, der nit hatt gewont.

Von leer der Kindt.

Der iſt inn Narrheit gantz erblindt
Der nit hat acht das ſeine kindt
Mit züchten werden vnderweiſt
Vnnd er ſich ſunder darauff fleißt,
Das ſie gon jrrloß on alle ſtraff
Gleich wie on Hirten gohnt die Schaff,
Vnnd jnen all mutwill vberſicht
Vnnd meint ſie dörffens ſtraffens nicht,
Sie ſeyen noch nit bey den joren,
Das ſie behalten inn den oren
Was man jn ſag, ſtraaff oder leer,
O groſſer thor merck zu vnn hör
Die jugent iſt zu halten gering
Sie mercket wol auff alle ding.
Was mann inn newe Häffen ſchüdt
Den ſelben gſchmack verlouth ſie nit.
Ein Junger zweng' ſich biegen lath,
Wann man ein alten vnderſtaht
Zubiegen, ſo knelt er entzwey,
Zimlich ſtraaff bringt kein ſorglich geſchrey,
Die ruth der Zucht vertreibt on ſchmertz,
Die Narrheyt auß des kindes hertz,
On ſtraffung ſelten jemants leert
Alls vbel wechſt das man nit weert.
Heli was gerecht, lebt on ſündt,
Aber das er nit ſtrafft ſein kindt,
Des ſtraffe jn Gott das er mit klag
Starb, vnnd ſeine ſünn auff ein tag.
Das man die kindt nit ziehen will.
Des findt man halber hoſen vil.
Es ſtündt jetzt vmb die kindt vil baß,
Geb man ſchulmeiſter jn, als was
Phenix, den Peleius ſeinem ſun
Achilli ſucht, vnnd zu wolt thun.
Philippus durchſucht Griechenlandt
Biß er ſeim ſun ein meiſter fandt,
Dem gröſten Künig in der welt
Wardt Ariſtoteles zugeſelt,
Der ſelb hort Platonem lange jor
Vnnd Plato Socratem daruor.
Aber die vätter vnſer zeytt
Darum das ſie verblendt der geydt
Nemen ſie auff ſolch meyſter nun
Der jm zum Narren macht ſein ſun
Vnnd ſchickt jn wider heym zu hauß,
Halb Narrechter dann er kam drauß,
Des iſt zu wundern nit daran
Das Narren narrecht kinder han.
Vorauß der Weyber teding iſt
Sie wolten gar gern alle friſt
Auß jren kindern ziehen Herren,
Aber wann man ſie zucht ſoll leren,
Vnd ſie mit wort vnnd ſtreich anfert
Nein ſprechen ſie, der iſt zu hert,
Er halt mein kindt ſo gar on maſſen,
Es iſt nit auff eim baum gewachſen,
Das man es alſo hert ſoll halten,
Ich ließ ſein ehe als vnglück walten,
Soll mann mir mein kindt alſo ſchlagen,
Ich wils dem meyſter alſo ſagen
Das er es freylich keim mehr thut,
Er iſt ein Schelm im leyb vnn blut,
Schaw zu wie hat mein kind ſolch moſen,
Die ſchnatten ſeind jm auffgebloſen,
Er ſols keim narren han gethan.
Mein kind muß nit ind ſchul mehr gahn
Er muß mir nun daheim wol bleiben.
Solch wort thun narrecht frawen treiben,

Digitized by Google

Drumb nemens inn der weißheyt zu
Gleich wie in Orglen gſang ein kuw.
Crates der alt ſprach, wann es jm
Zuſtündt, wolt er mit heller ſtimm
Schreyen, jr narren vnbedacht,
Jr handt zu ſamlen Gelt groß acht,
Vnnd achtent nit auff ewer kindt
Den jr ſolch reichthumb ſamlen ſindt,
Aber euch wirt zuletſt der lohn
Wann ewer ſün inn raht ſont gohn.
Vnnd ſtellen zucht vund ehren nach,
So iſt jn zu dem weſen gach
Wie ſie von jugent handt geleert,
Dann wirt des vatters leydt gemeert
Vnd friſt ſich ſelbs das er on nutz
Erzogen hat ein winter butz.
Ettlich thunt ſich in buben roht
Die leſtern vnnd ſchmehen Gott.
Die andern hencken an ſich ſeck
Dieſe verſpielen roß vnnd Röck.
Die vierdten praſſen tag vnnd nacht,
Das wirt auß ſolchen kindern gemacht,
Die man nit inn der jugent zeucht
Vnd einem meiſter wol verſicht
Dann anfang, mittel, endt, der ehr
Entſpringt allein auß gutter lehr.
Ein löblich Ding iſt edel ſein,
Es iſt aber frömbd, vnnd nit dein
Es kompt von deinen eltern har,
Ein köſtlich Ding iſt reichtumb gar
Aber das iſt des Glückes fall
Das auff vnd ab dantzt wie ein ball,
Ein hüpſch ding der Welt Glori iſt,
Vnſtandtbar doch, dem allzeit briſt,
Schonheit des leibs man vil acht,
Wert ettwan doch kaum vber nacht,
Gleich wie geſundtheyt iſt vaſt lieb,
Vnd ſtielt ſich ab doch wie ein Dieb,
Groß ſterck, acht man für köſtlich hab
Nimbt doch von kranckheit alter ab,
Darumb iſt nichts vntädtlichs meer
Vnnd bliblich bey vns dann die leer.
Gorgias fragt, ob ſelig wer
Von Perſia der mächtig Herr
Sprach Socrates ich weiß noch nüt
Ob en hab leer vnnd tugent üt,
Als ob er ſprech das gwalt vnd golt
On leer der tugend nichtzen ſollt. rc.

Von Zwietracht machen.

Mancher hatt ſunder freüd daran
Das er verwirret jederman,
Vnd machen mög diß haar auff das,
Darauß vnfründſchafft ſpringt vnd haß,
Mit hinder red vnd liegen groß
Gibt er gar manchem dick ein ſtoß,
Der das erſt vber lang empſindt
Vnnd machet ein feindt auß eim freünd,
Vnnd das ers wol beſiglen mög
Lügt er das er vil darzu leg,
Vnd wils in beichts weiß han gethon
Das nit verweiſſung kumm daruon,
Und will nütz mit zuſchaffen hon
Dann er es vnder der Roſen hett,
Vnnd in dein eygen hertz geredt,
Vnnd wer jm leydt wann mans vernem,
Vnnd das es weitter außhin kem,
Meinen damil gefallen wol,
Die welt iſt ſolches ſchwetzens voll,
Das man ein auff der zungen trag
Weitter dann auff eim Spittel wag.
Als Chore thett vnnd Abſolon
Das ſie groß anheng möchten hon,
Aber es ſchlitzt jn vbel aus,
Vnnd blieben ſelbſt inn dieſem ſtrauß.
Syderites der ſchendtlich ſtein
Der iſt jetzt allenthalben gemein,
Vnnd ſpricht Solinus wer der iſt
Mach er zwitracht zu aller friſt.
Den ſtein warff Jaſon inn Colchida.
Vnnd Cadmus inn Boecia
Vnder die Brüder, die da woren
Erſt newlich auß der erdt geboren
Das ſie den Neidthart wurden ſpielen
Biß ſie all todt zu boden fielen.
Durch den ſtein ward Troia gefalt,
Vnnd mindert ſich der Römer gwalt,
Auch Alexanders reich abnam
Durch zwitracht, wie es erſt auffkam.
Da der ſtein kam gen Babylon
Da wolt der Thurn nimb fürbaß gon.
Das vneins Ariſtobolus
Was, mit ſeim bruder Hircanus,
Des kam gantz in der Römer handt
Durch Pompeium das Jüdiſch land.
Diſcordia hatt öpffel vil
Die ſie noch ettwann vnder weil,
Würfft zwiſchen freünd vnnd gut geſellen
Das ſie jr freündſchafft ab thunt ſtellen,
Als ſie verwirrt die drey geſpielen
Die jnen ſelbs ſo wol gefielen,
Das jede ſich die hübſte meint,
Biß Pariß ſolches abe leynt.
Das Jſmahel ward abgeſcheiden
Von Gottes volck vnder die Heyden,
Was nit ſein muter ſchuldig dran
Sunder das er wolt zwitracht han
Mit Jſaac, vnnd jm zuſetzt
Wardt er am recht ſeins erbs geletzt.
Wen brüderliche lieb verdrüßt
Vnnd er mit zwitracht die beſchlüßt
Auch das er tugent in laſter kert,
Vnnd mit liegen warheyt verſert,
Der ſelb verrath Gott durch ſein haß,
Vnnd thut ein mordt gleich wie Judas,
Der ſelben opffer Gott nit ſicht,
Jhr gab iſt jm genem auch nicht.
Selig iſt wer da iſt bedeckt,
Das jn kein böſe zung befleckt,
Wer weiß nit das vneinigkeyt
Zerbricht vil ſtett, vnnd macht groß leydt,
Vnnd das die menſchen durch mißhell
Fallen in gröſſers vngefell,
Als hat die Chriſtenheit jetzt lang
Gelitten abbruch vnnd abgang,
Dieweil vnheiligkeit regiert
So wirt das Schifflin vbel gefürt.
Des gibt Vegecius ein leer.
Das er da Hauptmann iſt im heer
Lug ob er zwitracht durch all ſachen
Vnder ſein finden mög gemachen,
Vnnd zwiſchen jn mach hor auff hor,
So hat ers ſpiel gewunnen vor.
Do der erſt Soldan ſterben wolt
Gbot er, das mann beruffen ſolt
Zu ihm all ſein Sün zu dem beth,
Das jeder ein ruth bey ihm hett.
Da er ſie all ſtohn vor ihm ſach
Mit wolbedachtem mut er ſprach,
Das ſie zuſamen binden ſolten
Vnnd lugen ob auch brechen wolten
Die ruthen, alſo zamen bunden
Die Sün zubrechen vnderſtunden,
Aber jr keyner mocht es thun,
Da gbot er das ein jeder Sun
Inn ſunders brech ſein ruth allein
Als brachens ſie zu ſtucken klein.
Sprach er als iſt auch ewer reich
Wann jr eins ſeint vnd fridſamlich,
Vnnd jr es mit einander handt
Mag ewer reich wol han beſtandt,
Aber wann jrs nit wennt bekennen,
Vnd durch zwitracht euch thun zertrennen
So mögen jr nit bleiben ſtohn,
Vnnd wirt balt ewer reich zergohn.
Mycipſa der thett auch deß gleich
Ich laß euch ſprach er ein gutt reich
Wann jr eins wöllen ſein vnd gut
Wo ewer einer das nit thut,
Vnnd zu zwitracht ſucht böß vrſach
Sag ich wirt ewer reich zu ſchwach.
Sertorius da ſein Ritterſchaft
Mit wolten ſtreitten ſampt behafft,
Sunder wolten zerteyln jr ſchar
Ließ er zwey Roß ihm füren dar,
Eins ſtark vnnd jung, das ander ſchwach,
Vnnd rüfft eim alten mann, vnnd ſprach,
Er ſolt des ſtarken Roſſes ſchwantz
Mit eintzigem har außrupffen gantz,

Digitized by Google

Das ſelb geſchach, darnach er wolt,
Das man dem ſchwachen ziehen ſolt,
Auff ein mal ſein ſchwantz vnd har,
Das mocht doch nit geſchehen zwar.
Darauß zeigt er, was wirt zerteilt
Das ſolchs deſt leychter wurd geſeylt,
Dann jedes reich zerteilt inn ſich
Mag nit vor ſtohn dem widerſtich.
Als thet auch Starilus ſeim heer,
Er ließ zween hundt ſich beiſſen ſeer,
Vnnd mit den zänen gröſlich rauffen,
Balt ließ er ein Wolff gen ihm lauffen,
Da das die zween hundt namen war
Sie lieſſen von jrm beiſſen gar,
Vnd theten ſich zuſammen beyd
Den wolff zu jagen durch die Heyd
Jhn wer ſunſt beyden geſchehen leyd
Auß zwitracht dick vnnd vil geſchicht
Als Ariſtoteles bericht,
Das vnfall wechſt auß kleiner ſach
Als den zu Syracuſa gſchach.
Durch frid auffwachſen kleine ding,
Vnfried zerbricht die groſſen gring.
Trew vnnd lieb all ding erhöcht
Vntrew ſein eygen Herren ſchlecht. ꝛc.

Nitt guttem rath folgen.

Der ein Narr der weiß meint ſein
Vnn weder glimpff noch maß thut ſchein.
Ja wenn er weißheit pflegen will
So iſt ein Gauch ſein federſpiel.
Vil ſeindt von worten weiß vnnd klug
Vnn ziehen doch den Narren pflug,
Das ſchafft das ſie auff jr weißheyt
Verlaſſen ſich vnnd beſcheydenheyt
Vnnd achten auff kein frembden rath
Biß ihn vnglück zu handen gaht.
Sein ſun Thobias allzeytt leert
Das er an weiſen rath ſich kert.
Darumb das nit folgt guttem roth
Vnnd den veracht die haußfraw Loth,
Wardt ſie geplagt durch Gott daruon
Vnnd muſt da zu eim zeichen ſtohn.
Großmechtig landt ſeindt zerſtört
Durch Räth die nit waren gelert,
Vnnd theten ein kindiſchen anſchlag
Biß ihn die Pfeiff im ermel lag.
Da Roboam nitt folgen wolt
Den alten weiſen als er ſolt,
Vnnd folgt den Narren, da verlor
Er zehen gſchlecht, vnd bleib ein dor,
Hets Nabuchadonoſor Danieln ghört
In eim Ochſen wer er nitt verkeert,
Machabeus der ſterckeſt man
Der viel groß tugent hat gethan,
Hett er gefolgt Jorams roth
Er wer nitt ſo erſchlagen todt.
Wer allzeyt folgt ſeim eygnen haupt
Vnnd guttem rath nit folgt vnnd glaubt,
Der acht auff glück vnnd heil ganz neit
Vnnd will verderben ehe dann zeyt.
Eins freündes rath niemant veracht
Wo vil räth ſeint iſt glück vnnd macht.
Achitofel ſich ſelber todt
Das Saul nit folget ſeinem roth.
Dem Herren wee, der lieber hat
Ein pfeiffer dann ein trewen rath,
Der meer acht Hundt vnnd Federſpiel
Dann das er hab gelerter viel.
Der gſatz ſchreiber Pomponius
Der ſpricht inn einer ſchrifft durch auß,
On kunſt iſt ſunſt kein leben meer
Vrſach des Lebens iſt die leer.
Als hab ich bracht mein tag da har
Spricht er biß ins achtzigſt jar,
Noch iſt mir wie ich hör die ſtimm
Die Julianus ſprach von ihm,
Hett ich ein fuß geſetzt ins grab
Dannocht ſtündt ich der leer nit ab.
Inn allen zweiffelhafften ſachen
Soll man rath han, vnnd anſchleg machen,
Und ſamlen auß dem landt die alten,
Damit mag man ein landt behalten.
Das es in guttem weſen ſtaht,
Dann alte weiſen gent gut rath,
Dieſe erfolgen hie groß ehr
Doch wirt dort jr belonung mer.

Von böſen Sitten.

Vil gohnt gar ſtolz inn ſchauben har,
Vnnd werffen die Köpff her vnnd dar,
Dann hin zu tal, dann auff zu berg,
Dann hinder ſich, dann vberzwerg,
Wann er wer inn der Vogel orden,
Man ſprech er wer winthelſich worden,
Dann gohnt ſie balt, dann gar gemach,
Das gibt ein anzeyg vnnd vrſach
Das ſie handt ein leichtfertig gemüt
Vor den man ſich gar billich hüt,
Als dann Saluſtius beſchrib
Catelinam was werck der trib,
Auch böſe ſtuck das findt man wol
Wann man ſein gſchicht durchleſen ſoll.
Er hatt vil nachkum noch auff erden
Die ſich wildt ſtellen mit geberden.
Edel, onedel, arm vnnd reich,
Geyſtlich, die weiber auch deßgleich,
Gleich wie ein glied das man veracht,
Dem gantzen leib ein moſen macht,
Vnnd wie ein Schaff das rüdig iſt
Verwüſt ein gantze herd mit miſt.
Vnnd ein grindtſchebig Saw verderbt
Das je eins von dem andern erbt.
Als iſt es auch wann man nachlath
Eim böſen ſein vnehrlich ſtahr,
Damitt verwüſt wirt dick ein landt
Wee wee der welt ab böſer ſchandt.
Der weiß iſt vnnd gut ſitten hat,
Dem ſelb ſein weſen wohl anſtaht,
Vnnd was der ſelb anfacht vnnd thut
Das dunckt ein jeden weiſen gut.
Die war weißheit facht an mit ſcham,
Sie iſt züchtig ſtill vnnd fridſam,
Vnnd iſt jr mit dem gutten wol
Des füllt ſie Gott genaden voll.
Spurina der jüngling was
Als gar ſchon auß der maſſen, das
Von ſeiner ſchön die Frawen all
Hetten böß glüſt vnnd wohlgefall,
Das ihn all man inn allen gaſſen
Anſinngen durch argwon zuhaſſen
Aber damit er nit geb ſchandt,
Vnnd ergernuß ſunſt mancher handt,
Vnnd das man ſech das ſein hübſcheyt
Wer keuſch nit zu vnlautterkeyt,
Jhm oder andern ſolt entſpreiſſen,
Thet er vil bletz ins antlitz reiſſen,
Vnnd macht ſein antlitz alſo wüſt
Das man jn darumb loben müſt.
O Gott der Jüngling was ein heyd,
Vnnd treib doch ſolche erbarkeit,
Wann die ein Chriſten menſch thet nun,
Er mein Gott ſolt ein zeichen thun.
Lob hab der Edel jüngling werdt
Er hat kein geſellen meer auff erdt.
Mann kan kein Rock meer recht an tragen
Man muß jn vberd achſeln ſchlagen,
Die ermel nemen inn die handt
Damit der leib vorn offen ſtandt,
Als wirt die welt gereitzt zu ſchandt.
O fräwlich ſcham was ſoll ich ſagen,
Das du jetzt treibſt bey vnſern tagen.
Junckfrawen zucht iſt gar dahin
Welch die natur gab ettwann jn,
Als von Rebecca wir verſtohn,
Da die ſach Iſaac vor ihr gohn,
Vnnd ſie merckt das er werden ſollt,
Jhr ehemann, dem ſie doch was holt,
Barg ſie jr Haupt, vnnd floch von dann
Das er ſie nitt ſolt ſehen an.
Wa ſeint jetzt nun ſemlich Junckfrawen,
Sie giengen ehe an Fiſchmarck ſchawen,
Vnnd lieſſen ſteht zur thieren auß
Förchten man ſech ſie nit im hauß.
Denkent an Paulam vnnd Euſtochium,
Die weiber auch jetzt an die Sara frum.

Digitized by Google

Die beſt gezierd, vnnd höchſter nam
Das ſeindt gut ſitten zucht vnnd ſcham,
Beſſer iſt haben gut geberd
Denn alle reichtumb auff der erdt,
Auß ſitten man gar balt verſtaht
Was einer inn ſeim hertzen hat.
Mancher der ſitten gar wenig ſchont
Das ſchafft er hatt ſein nitt gewont,
Vnnd iſt gezogen nit darzu,
Drumb hat geberd er wie ein kuw.
Zu guttem ſitt ſich Noach zoch
Doch ſchlug jm Cham ſein ſun nit noch.
Wer einen weiſen Sun geberd,
Der ſitt, vernunfft vnnd weißheit leert,
Der ſoll deß billich dancken Gott
Der ihn mit gnad verſehen hott.
Seins vatters naß Albinus aß
Das er nit hat ihn zogen baß.
Keiner iſt reich inn ſeinem ſtadt
Der nitt gutt ſitt auch an ihm hatt.

Gewalt thun eim freünde.

Der iſt ein Narr vnd gantz Dorecht
Der einem menſchen thut vnrecht,
Dann er dardurch gar manchem trewt
Der ſich darnach ſeines vnglücks frewt.
Wer ſeinem freündt ichts vbels thut
Der all ſein hoffnung, trew vnnd mut
Allein geſetzet hatt auff ihn,
Der iſt ein Narr vnnd gantz on ſinn.
Freündtſchafft iſt ein vaſt mechtig band,
Vnd krefftiger inn frembden gwand
Dann zwiſchen gſibten freünden dick,
Das ſchafft das dieſes kumpt vön glück
Das einer dein verwandter ſey,
Aber auß eygnem willen frey
Wirdt außer weit ein geſellig freündt,
Solch minder abzukeren ſindt,
Das ſie ein freundt inn nöten loſſen
Dann ettwann dick die bluts genoſſen
Darumb wann einer ihm erwelt,
Ein gutten freünd ihm zugeſelt,
Der lug das er ſo mit jm leb
Vnnd leichtlich ihn nit vbergeb,
Dann menſchlich leben iſt verloſſen
Wann es nit hat ein freinds genoſſen,
Dem es vertraw leib, ehr vnnd gut,
Solch freindtſchafft manchem dick wol thut
Vnnd iſt manchem zu gut erſchoſſen,
Der hat eins gutten freünds genoſſen,
Des trew er wol ſpürt vnnd war nam,
Da wider wertigkeit ihm kam.
Die ſelben lobt man auch vil mehr
Dann die inn glück nit gut vnnd ehr
Den freünden beigeſtanden ſeint,
Inn nöten wird bewert der freündt.
Man liſt nit was freünd hab gehan
Sardanapalus der vnrein man.
On zweiffel der da manchen hat
Der mit ihm voll was frü vnnd ſpat.
Diewell mann aber keinen findt
Der inn ſein nöten wer ſein freündt,
Da ihn Abachus an wolt gahn,
Vnnd ihm ſein Reich gewinnen an,
Spricht man er hab kein freünd gehan.
Man hat Oreſtem mehr erkennt,
Vnnd wirt mehr inn der ſchrifft genennt,
Durch freundtſchafft die er hielt ſo frei
Mitt ſeinem gſellen Pyladi,
Dann er gelobet wer, umb das
Agamemnon ſein vatter was.
Man findt der ſelben freündt nit mee
Da einer für den andern ſtehe,
Wann es ihm and bund riemen gehe.
Als Dauid was vnnd Jonathas,
Damon vnnd ſein freünd Pythias,
Als Achilles vnnd Patroclus,
Als Theſeus vnnd Pyrithous,
Volumnius vnnd Lucullus
Celius vnnd Petronius.
Solch lieb hat Alexander gehon
Zu ſeim gutten freünd Ephestion,
Das er nit allein ſein glück zammen,
Sunder auch mit ihm teilt ſein nammen.
Das was auff erdt die ehrlichſt gob
Das er ſeim fründ gundt ſollich lob.
Wo findt man das mee, ho non plus,
Wo gelt briſt, da iſt freündſchafft auß.
Möcht einer ſein freünd all verderben,
Das er ihr gut möcht balt ererben,
Oder ſie inn eim Löffel ertrencken
Mancher würd ſich nit lang bedencken.
Keiner ſo lieb ſein nechſten hatt
Als dann im gſatz geſchrieben ſtaht.
Der eige nutz vertreibt all recht,
All freündtſchafft, lieb, ſibſchafft, geſchlecht.
Kein findt man Moſi jetzundt gleich.
Der andre lieb hab als ſelbs ſich.
Odder als was Nehemias,
Vnd der Gotsförchtig Thobias.
Wem nit der gemein nutz iſt als wert,
Als eygen nutz deß er begert,
Den halt ich für ein närrſchen Gauch,
Was gemein, das iſt eygen auch.
Doch Cain iſt inn allem ſtadt,
Dem lendt iſt was glücks Abel hat.
Freünde wann es gaht an ein not
Gohnt vier vnd zwentzig auff ein lot,
Vnnd die die beſten meinen ſein
Gohnt ſechs fierling auff ein quintlin.
Biß nit gen freünden hert vnnd ſcharff,
Du weiſt nit wa man jr bedarff.
Der thut jm ſelber vnrecht vil
Wer mit ſein freünden zürnen will.
Den ältern ſoll man miltigkeit,
Den freünden dienſtlich ſein bereit,
Recht thun gen aller welt auff erdt,
So lebſtu recht on alle geferd.

Nitt glauben der H. Geſchrifft.

Der iſt ein Narr der nit der gſchrifft
Will glauben, die das Heil antrifft
Vnnd meint das er leben wöll
Als ob kein Gott wer noch kein Hell,
Verachten all predig vnnd leer,
Als ob er nit ſech oder gehör.
Kem einer von den todten har
So lieff man hundert meylen dar
Das man von jm hört newe mer
Was weſens in der Hellen wer,
Vnnd ob vil leuth füren darinn
Ob man auch da ſchenckt newen wein.
Vnd deßgleich ander affen ſpiel,
Nun hat man doch der gſchrifft ſovil
Von alter vnnd von newer ehe
Man darff kein zeügnuß fürter mee,
Noch ſuchen die Cappell vnd die Kluſen
Des Sackpfeiffers von Niclaußhuſen.
Man hat nit Moiſen allein,
Sunder propheten groß vnnd klein,
Zwölff botten vnd Euangeliſten
Vnnd ſunſt vil ander gutter Chriſten,
Die vns den weg der ſeligkeit,
Durch jhr geſchrifft hand außgeleit.
Aber die welt iſt alſo blind,
Vnnd iſt allzeit darauff geſint,
Das ſie nit meer gedenckt alle ſtund,
Dann von der Naſen biß inn munc,
Wir ſeind allein darauff gefliſſen,
Das Gott nit will, das wir es wiſſen,
Vnd was vns wer zu wiſſen not,
Nach dem vns vnſer Hertz nit ſtot,
Wir begern vns allein bekümmern,
Das wider Gott wir möchten zimmern,
Vnd bäwen auff Babel den Thurn,
Das ob Gott joch vber vns erzürn,
Wir möchten ſeinem Zorn entpfliehen,
Vnd vns auß ſeinem gwalt entziehen.
Aber es gſchicht inn keinen weg,
Verſeh dich nach dem rechten ſteg.
Gott redt das auß der wahrheit ſein,
Wer hie ſünd thut, der leidt dört peyn,
Es ſei dann das es jhm werd leidt,
Vnd Gott jhm thu barmhertzigkeit,
Die er keim ſünder je verſeit.
Wer ſein tag zu weißheyt kert,

Digitized by Google

Der wirt in ewigkeit geehrt.
Gott hatt geſchaffen, das iſt wor,
Das ſeh das aug, vnd hör das ohr,
Darumb iſt der blind vnd ertaubt,
Der nit hört weißheit, vnd ihr glaubt.
Wie hören gern new mähr vnd ſag,
Ich förcht es kommen bald die tag,
Das man mehr newer mär werd inn,
Dann das vns gefall vnd ſei zu ſinn.
Hieremias der ſchrey vnnd lert,
Vnnd ward von niemant doch gehört,
Ja wardt die welt je meer verkert,
Noe der Prediget lang Daruor
Weil er die Arch macht hundert jar;
Aber mann ſpottet ſein daran,
Biß das die welt wolt vndergahn.
So gſchach vil ander weiſen mee,
Deß ging hernach vil plag vnd wee.

Nichts on beſonnen thun.

Der iſt mit Narrheit wol vereint,
Wer ſpricht das het ick nit gemeint,
Dann wer bedenckt all Ding bei zeyt,
Der Sattelt wol ehe dann er reit,
Wer ſich bedenckt nach der gedath,
Deß anſchlag gmeinglich kompt zu ſpat.
Wer inn der that gut anſchleg kan,
Der muß ſein ein erfarner mann.
Ein Frantzoß ſein ſach vor zuricht,
Ein Lombard iſt gut in der geſchicht.
Die Teutſchen machen ihr anſchlag,
Wann mans nit wider bringen mag,
Vnd ſeind gar weiß nach der geſchicht,
Daruor bedencken ſie ſich nicht,
Deß ſpott man ihr an manchem Reich.
Hett ſich Adam bedacht vor baß,
Ehe dann er von dem Apfel fraß,
Er wer nit durch ein kleinen biß,
Geſtoſſen auß dem Paradieß.
Hett Jonathas ſich recht bedacht,
Er hett die gaben wol veracht,
Die jhm Triphon in falſchheyt both,
Der jhn erſchlug darnach zu todt.
Gut anſchleg kondt zu aller zeyt,
Julius der Keyſer in dem ſtreit,
Aber da er hat fryd vnd gluck,
Saumbt er ſich an eim kleinen ſtuck,
Das er die brief nit laß zu hand,
Die jm in warnung waren geſandt.
Nicanor vberſchlug gering,
Verkaufft das Wildtpret ehe er fieng,
Sein anſchlag doch ſo gröblich felht,
Zung, hand vnd grind man jhm abſtrelt.
Gut anſchleg die ſeind allzeyt gut,
Wol dem der ſie bei zeytten thut.
Mancher eilt vnd kompt doch zu ſpot,
Der ſtoßt ſich bald, wem iſt zu not.
Wer Aſahel nicht ſchnell geſein,
Abner hett nit erſtochen jhn.
Hab rath ehe du all ding anfachſt,
Wann du ſchon jetzt den raht empfachſt,
So kumpſt du zu dem werck noch wol,
Kein ding man vbereilen ſoll.
Man ſpricht, wem ſei zu not darumb,
Das er zu bald inn hymmel kumb,
Der far ettwan zu bald dardurch,
Mit eilen, ehren, macht böß furch.
Vergangens ſoll man dencklich achten,
Das künfftig ſoll man vor betrachten,
Das gegenwertig ordinieren,
So mag man ein recht leben füren.
Wer nit das künfftig wol verſicht,
Dem ſelben dick vil leids geſchicht,
Da er ſich nit hett ein gericht.
Wer vor bedenckt ſein künfftig ſchaden,
Der wirt deſt minder hart beladen.
Wer ihm fürſetzen kan ein ding,
Dem iſt es darnach gar gering.
Ein Pfeil den man fürſehen hatt.
Der ſelb gar dick faſt wenig ſchatt.
Mancher ein vnfall traurt vnd weint,
Das ſchafft er hats vor gemeint.

Georg Christian Braun

ward am 23. October 1785 zu Weilburg geboren, ſtudirte Philologie und erhielt nach vollendeter akademiſcher Laufbahn eine Anſtellung als Profeſſer der Rhetorik am Lyceum zu Mainz, wo er zu Anfange des Jahres 1835 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Muhammeds Tod. Wiesbaden, 1815.
Hermann der Cherusker. Heldengedicht. Mainz, 1818.
Rafaels Leben und Wirken. Wiesbaden, 1815. 2. A. 1819.
Die Religion der alten Deutſchen. Mainz, 1819.
Rafael, dramat. Spiel. Mainz, 1819.
Leonardo da Vinci's Leben und Kunſt. Halle, 1819.
Das große Opfer. Mainz, 1819.
Bilder der Natur und des Menſchenlebens. Wiesbaden, 1821.
Die Weiſen von Hellas. Mainz, 1821. N. A. 1826.
Ariſtodemus. Trauerſp. Altenburg, 1821.
Wanderung durch das alte Athen. Mainz, 1823. N. A. 1827.
Der Sieg des Glaubens. Mainz, 1823.
Laokoon, Tragödie. Mainz, 1824.
Nero, Drama. Mainz, 1824.
Der Schmidt von Antwerpen. Drama. Nürnberg, 1824.
Dramatiſche Werke. Mainz, 1824. 1r Th.
Die Rheinfahrt. Mainz, 1824.
Das Rheinthal. Mainz, 1828.
Die unſichtbare Kirche Jeſu Chriſti u. ſ. w. Mainz, 1821.
Ueberſetzungen griechiſcher und römiſcher Schriftſteller u. ſ w.

B. war als Schriftſteller ein gründlich gebildeter und geſchmackvoller Mann; als dramatiſchem Dichter fehlt es ihm an Tiefe und Kraft, wogegen er ſich einer edeln Diction bei vorherrſchender Neigung zu rhetoriſchem Schmuck erfreut. Sein idylliſches Gedicht, das Rheinthal, möchte wohl als die gelungenſte unter ſeinen poetiſchen Leiſtungen zu betrachten ſeyn.

Joachim Wilhelm von Brawe

ward am 4. Februar 1738 zu Weißenfels geboren, zeichnete ſich ſchon als Kind durch glückliche Fähigkeiten aus und erhielt ſeine Vorbildung in der Schul-Pforta. Er bezog darauf die Univerſität zu Leipzig, um die Rechte zu ſtudiren, beſchäftigte ſich aber, durch den Umgang mit Gellert, Kleiſt, Weiße und Leſſing angeregt und durch eigene Neigung bewogen, vorzugsweiſe mit der dramatiſchen Poeſie. — Als Nicolai im Jahre 1756 einen Preis für das beſte deutſche Trauerſpiel ausgeſetzt hatte, bewarb er ſich darum durch ſeine bürgerliche Tragödie, der Freigeiſt, und erhielt, da Cronegk (ſ. d.) der Sieger blieb, ein ehrenvolles Acceſſit. Noch ehe ihm dieſe an-

Digitized by Google

genehme Nachricht ward, hatte er bereits ein zweites Trauerſpiel, **Brutus**, in reimloſen Jamben gedichtet. Bald darauf verließ er Leipzig und war im Begriff, die Stelle eines Regierungsrathes in Merſeburg anzutreten, als ihn während eines kurzen Aufenthaltes bei ſeinen in Dresden wohnenden Eltern die Blattern überfielen und ihn in der Blüthe ſeiner Jahre am 7. Auguſt 1758 hinrafften.

Seine Werke wurden von Leſſing herausgegeben unter dem Titel:

Trauerſpiele des Herrn Joachim Wilhelm v. Brawe. Berlin, 1768.

B's Leiſtungen verrathen ein ſchönes Talent, das zwar noch ſehr an den Fehlern der Jugend, an Unklarheit und Unſicherheit leidet, aber ſich mit der Zeit gewiß glücklich entwickelt haben würde und nicht ohne Einfluß auf die damals ſich eben von den Feſſeln franzöſiſcher Beſchränktheit losringende und neu geſtaltende dramatiſche Poeſie in Deutſchland geblieben wäre. Sein **Brutus** iſt übrigens dem **Freigeiſt** in jeder Hinſicht voranzuſtellen.

Vgl. Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte, Bd. III. St. 2. S. 403 fgde — Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften u. ſ. w. Bd. VII. S. 1. S. 155 — 157. — C. H. Schmid, Biographie der Dichter, Th. I. S. 132 — 153. = Deſſelben: Nekrolog deutſcher Dichter, Bd. I S. 371 — 384.

Gabriel Gottfried Bredow.

Dieſer gründliche und geiſtreiche Hiſtoriker ward am 14. December 1773 zu Berlin geboren. Nachdem er auf dem joachimsthaliſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo ſich Meierotto ſeiner mit beſonderer Vorliebe annahm, eine gründliche Bildung erhalten, ging er nach Halle, um Theologie zu ſtudiren, widmete ſich aber als Mitglied des von F. A. Wolf geleiteten Seminars hauptſächlich den Alterthumswiſſenſchaften und ward darauf, 1794 nach Berlin zurückgekehrt, ein Mitglied des von Gedike geſtifteten Schullehrerſeminars. Im Jahre 1796 erhielt er einen Ruf als Lehrer an die Stadtſchule zu Eutin, wo er mit Voß gemeinſchaftlich in den erſter Klaſſe unterrichtete und, als dieſer fortging, ſelbſt das Rektorat übernahm, das er bis zum Jahre 1804 bekleidete, wo er ſich als Profeſſor der Geſchichte nach Helmſtädt begab. Er ward 1809 in gleicher Eigenſchaft nach Frankfurt an der Oder berufen, nachdem er im Februar 1807 eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Paris angetreten hatte, wo er bis zum Herbſt verweilte. Als jedoch 1811 die Univerſität nach Breslau verlegt wurde, ging er ebenfalls dahin. Er ſtarb daſelbſt als Dr. Phil., k. preuß. Regierungs- und Schulrath und Profeſſor der Geſchichte nach ſchweren Leiden am 5. September 1814.

Seine deutſchen Schriften ſind:

- Iſt Dienſtbarkeit der Wiſſenſchaft zur Erreichung des allgemeinen Staatszweckes nothwendig? Bresl. 1813.
- Umſtändliche Erzählung der merkwürdigſten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeſchichte. Altona, 1804. 10. A. (von Stenzel) 1829.
- Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeſchichte. Altona, 1804. 15. A. 1826.
- Grundriß einer Geſchichte der merkwürdigſten Welthändel von 1796 — 1810. (Fortſetzung von Büſch Welthändel neuerer Zeit.) Hamburg, 1810.
- Handbuch der alten Geſchichte, Geographie und Chronologie. Altona, 1799. 5. A. 1825.
- Hauptbegebenheiten der Weltgeſchichte in drei Tabellen, für den erſten Unterricht in der Geſchichte. gr. Fol. Altona, 1808. 7. Aufl. Altona, 1819.
- Karl der Große u. ſ. w. Altona, 1814.
- Literärgeſchichte in drei Tabellen. Altona, 1801. 3. A. 1810.
- Unterſuchungen über einzelne Gegenſtände der alten Geſchichte, Chronologie und Geographie. 1. und 2. Stück. Altona, 1800 — 1802.
- Chronik des 19. Jahrhunderts. Altona, 1805 — 1806. (Fortgeſetzt von Venturini.)
- Ueber den Vortrag der alten Geſchichte auf Schulen u. ſ. w. Altona, 1799.
- Weltgeſchichte in Tabellen. gr. Fol. Altona, 1801. 3 A. beſorgt von Manſo, 1821.
- Rabbiniſche Erzählungen, Mythen und Lügen. Weilburg, Lanz. 2. A. 1833.
- Nachgelaſſene Schriften, biographiſch-hiſtoriſchen u. ſ. w. Inhalts, mit dem Bildniſſe und dem Leben B's, von J. G. Kuniſch. Breslau, 1816. N. A. 1823.

Strenge Redlichkeit, Eifer für die Wahrheit, Begeiſterung für ſein Vaterland und Liebe für die Freiheit, verbunden mit gründlichem Wiſſen, ernſtem Fleiß, ſcharfem politiſchen Blicke, einer glücklichen Erzählergabe und dem Beſtreben, vor Allem ſeinem Volke zu nützen, verleihen Bredow's Schriften einen bleibenden Werth. Da die Mehrzahl ſeiner Bücher in unſeren Schulen eingeführt und demgemäß allgemein bekannt iſt, ſo haben wir es vorgezogen, einen Auszug aus einem weniger verbreiteten Werkchen von ihm, das ihn von einer höchſt liebenswürdigen Seite zeigt, als Mittheilung hier folgen zu laſſen.

Moſes Tod*).

Und es kam die Zeit, daß Moſes ſterben ſollte. Da ſprach Gott zu **Gabriel**, dem Engel der Barmherzigkeit, welcher im Lande Iſraels herrſchet: Gabriel, gehe hin, und bringe mir des Moſes Seele. Er aber antwortete ihm: O du Herr der Welt! ſollte ich **den** können ſterben ſehen, der den Myriaden Iſraeliten an Würde gleich iſt? ſollte ich den erzürnen, den kein Tag ſeines Lebens gereuet, und deſſen Seele nach keinem andern Wohnorte ſich ſehnet!

Da ſprach Gott zu dem **Michael**, dem Fürſten über Iſrael, dem eingebornen Meſſias: Michael, gehe hin, und bringe mir des Moſes Seele. Der Engel aber ſprach: O du Herr der Welt! ich bin ſein Lehrmeiſter! ich habe ihn unterrichtet in aller Weisheit, ich habe das Geſetz in ſein Herz geprägt: ich kann ihn nicht ſterben ſehen.

Da rief Jehovah endlich den **Sammael**, den Vater des Böſen und Fürſten der Wildniß, durch den die Erdenbewohner auſſerhalb des gelobten Landes ſterben. Sammael! ſprach er, ſo gehe denn du hin, und bringe mir die Seele Moſis. — Da bekleidete ſich dieſer alſobald mit Zorn, und gürtete ſein Schwerdt um, und zog ſich an mit Grauſamkeit, und ging zu Moſes. — Moſes aber ſang zur ſelbigen Stunde:

Merkt auf, ihr Himmel, ich will ſingen; und du Erde, höre die Rede meines Mundes.

Meine Lehre triefe wie der Regen, und meine Rede fließe wie der Thau: wie der Regen auf das Gras, und wie der Tropfen auf das Kraut.

Denn ich will den Namen des Herrn preiſen: gebet unſerm Gott allein die Ehre.

Er iſt ein Fels, ſeine Werke ſind unſträflich: Alles was er thut, iſt recht. Treu iſt Gott, und kein Böſes an ihm; gerecht und fromm iſt er. (5 Moſ. K. 32, v. 1 — 4.)

Wie Sammael den Moſes hörte, und ſah, daß der Glanz ſeiner Geſtalt der Sonne gleich war, und er einem Engel des Herrn der Heerſchaaren ähnlich ſah; wie er keine That ſeines Lebens fand, die er ſeinem Geiſte aufregte, daß Moſes vor ihm erbangte; fürchtete ſich der Engel, und zitternd wie im Abglanz der Gottheit gedachte er: wahrlich! die Engel können dem Moſes die Seele nicht nehmen. — Und Moſes, der ihn erkannte, redete ihn an: die Gottloſen haben keine Gemeinſchaft mit den Frommen. Was willſt du hier? Sammael antwortete: ich bin gekommen,

*) Aus: **Bredow**, Rabbiniſche Mythen, Erzählungen und Lügen. 1833.

Digitized by Google

deine Seele abzuholen. Und Moſes ſprach: Du wirſt mir die Seele nicht nehmen. Von meiner Kindheit an bin ich auf dem Wege des Geſetzes gewandelt, noch ehe es war; ich habe mein Volk aus Egyptens Dienſtbarkeit geführt, und habe Wunder und Zeichen gethan vor Pharao und ſeinem Hauſe: ich habe das Geſetz empfangen aus Jehovahs Feuerflammen; ich wohnte unter ſeinem feurigen Thron, meine Hütte war unter ſeiner Feuerſäule; ich redete mit ihm von Angeſicht zu Angeſicht, und offenbarte ſeine Geheimniſſe den Menſchenkindern. Wahrlich, du ſollſt mir die Seele nicht nehmen!

Und Sammael ging zurück, und gab Bericht an Jehovah. Jehovah aber antwortete ihm dräuend: gehe hin und bringe mir die Seele Moſis! Darauf zog er ſein Schwerdt aus der Scheide, und ſtand vor Moſes. Moſes aber erhob ſich, entrollte ihm die Rolle des Lobgeſanges, und ſprach:

Er iſt ein Fels, ſeine Werke ſind unſträflich, Alles was er thut, iſt recht. Treu iſt Gott, und kein Böſes an ihm; gerecht und fromm iſt er. — Keine Gewalt hat der Fürſt der Finſterniß über die Kinder des Lichts. Wahrlich, du ſollſt mir die Seele nicht nehmen!

Moſes ſchwang die Rolle des Geſanges, ſein Antlitz ſtrahlte, und zitternd floh Sammael zurück.

Da kam eine Stimme vom Himmel und ſprach: Moſes, bereite dich! das Ziel deines Todes iſt herbeigekommen. Und der heilige gebenedeyte Gott kam hernieder vom oberſten Himmel, die Seele Moſis zu empfangen. Meine Tochter, ſprach er zu ihr: hundert und zwanzig Jahre hatte ich dir beſtimmt, daß du in des Moſes Leib ſeyn ſollteſt. Nun iſt dein Ende gekommen, herauszugehen: gehe heraus, und ſäume dich nicht.

Und ſie ſprach zu ihm: O du Herr der Welt! ich weiß, daß du ein Gott aller Geiſter und aller Seelen biſt, und daß die Seelen der Lebendigen und der Todten in deine Hand gegeben ſind: ich weiß es, daß du es biſt, der mich geſchaffen und gebildet, und hundert und zwanzig Jahr in den Leib Moſis geſetzt haſt. Iſt nun aber ein Leib in der Welt, welcher reiner iſt, als der Leib Moſis? Er iſt von keiner Sünde befleckt; kein Wurm iſt in ihm geſehen worden; kein unreiner Hauch hat ihn angeweht. Deswegen liebe ich ihn, und will nicht aus demſelben gehen.

Und Jehovah erwiederte: Seele gehe heraus und ſäume dich nicht! ich will dich in den oberſten Himmel führen, und unter den Thron meiner Herrlichkeit zu den Cherubim und Seraphim ſetzen.

Sie aber ſagte zu ihm: O du Herr der Welt! zwey Engel, die Diener deiner Majeſtät, Aſa und Aſael ſind von der Höhe herniedergeſtiegen, haben nach den Töchtern der Menſchen gelüſtet, und ihren Weg auf Erden verdorben, bis daß du ſie zwiſchen der Erde und dem Firmament des Himmels aufgehängt haſt. Der Sohn Amrams aber iſt rein von jeder Luſt; nie widerſtrebte ſein Leib meinem Willen; er wandelte im Geſetze, ehe es war; und aus ſeinem Herzen gab er das Geſetz, das ihm göttlich und deine Offenbarung dünkte. Ich bitte dich, laß mich in dem Leibe Moſis.

Doch es ſtehet geſchrieben: Es iſt keine Macht, die vom Tode errette.

Und der heilige Gott küßte den Gerechten, und nahm ihm ſeine Seele hinweg durch den Kuß ſeines Mundes und weinte: Wer wird mir wider die Boshaften ſtehen? wer wird ſich mir ſtellen gegen die Uebelthäter? (Pſ. 94, v, 16.) Denn es ſtand hinfort kein Prophet in Iſrael auf, wie Moſes. (5 Moſ. 34, v. 10.)

Homer unter den Rabbinen.

Die Sadducäer erhoben ſich einſt und ſprachen: Wir haben wider euch, Phariſäer, dieſe Anklage und dieſen Vorwurf, daß ihr lehret, die heiligen Schriften verunreinigten die Hände, nicht aber die Schriften Homers. Da ſtand Einer auf aus den Phariſäern, und antwortete: Anklagen der Art könnet ihr leicht mehr wider uns vorbringen; auch dieſes, daß wir ſagen, die Gebeine eines Eſels ſeyen rein, hingegen die Gebeine eines Hohenprieſters ſeyen unrein. So wie dieſes aus Liebe geſchieht, daß wir dergleichen Gebeine für unrein halten, damit nicht jemand aus den Gebeinen ſeines Vaters oder ſeiner Mutter ſich einen Löffel, damit zu eſſen, machen möge: ſo geſchieht auch dieſes aus Ehrerbietung gegen das Geſetz, daß wir ſagen, es verunreinige die Hände, damit es rein und unverſehrt erhalten werde; was ſich nun bey Homer nicht alſo verhält.

Salomon und Aſchmedai.

Salomon war ein weiſer Mann, unterrichtet in aller Weisheit der Erde und in den Geheimniſſen des Himmels. Und Iſrael freute ſich ſein; und das ganze Heer des Himmels beugte ſich vor dem heiligen gebenedeyeten Gott, und lobete ihn, daß er einen ſolchen König in Iſrael geſetzt hatte; und alle erfüllten ihm gern ſeinen Willen, ſo wie denn geſagt wird (1 Chron. 29, v. 23.): Und Salomon ſaß auf dem Stuhle des Herrn wie ein König, und regierte über die obere und untere Erde.

Es ward aber dem Salomon geboten, einen Tempel zu erbauen dem Herrn; doch die Steine zum Tempel zu ſpalten ohne Hammer und Beil, und ohne irgend ein eiſernes Werkzeug. (1 Kön. 6, v. 7.) Und er berief die Rabbinen, und ſprach: Wie ſoll ich es machen, daß die Steine zum Tempel ohne eiſernes Geräth geſpalten werden? Da ſagten ſie zu ihm: Es iſt ein Würmlein Schamir, welchen Moſis von Jehovah erhalten hat zu den Steinen des Leibrocks, deſſen Kraft die allerhärteſten Steine ſpalten kann. Und er fragte ſie: wo iſt ſelbiger zu finden? Sie aber antworteten ihm: Laß einen Teufel und eine Teufelin kommen und zwinge ſie; vielleicht wiſſen ſie es und offenbaren es dir. — Und er ließ einen Teufel und eine Teufelin kommen, und zwang ſie. Sie aber ſprachen: Wir wiſſen es nicht; vielleicht weiß es Aſchmedai, der König der Teufel. Er fragte ſie: wo iſt derſelbe denn? Sie antworteten: Auf dem Berge Horeb. Dort hat er ſich eine Grube gegraben, dieſelbe mit Waſſer erfüllet, und mit einem Stein zugedeckt, auch mit einem Pettſchaftring verſiegelt. Alle Tage ſteiget er hinauf in den Himmel, und lernet in der hohen Schule des Himmels. Darnach ſteiget er hinab auf die Erde, und lernet in der hohen Schule der Erde. Dann kommt er, und beſiehet ſein Pettſchaft, und öffnet die Grube und trinket; und wenn er getrunken hat, verſiegelt er ſie wieder und gehet von dannen.

Darnach ſchickte Salomon den Benaja, den Sohn Jehojada, und gab ihm eine Kette, auf welcher geſchrieben ſtand: Den Namen des Herrn will ich preiſen; gebt unſerm Gott die Ehre! Auch einen Ring, auf welchem eingeſchnitten war: Treu iſt Gott und kein Böſes an ihm; gerecht und fromm iſt er. Sammt einigen Flocken Wolle und etlichen Schläuchen Weins

Als nun Benaja zu des Aſchmedai Grube gekommen war; grub er eine Grube unter derſelben, und ließ das Waſſer heraus laufen, und verſtopfe das Loch mit den Flocken der Wolle. Dann grub er eine Grube von oben, neben der Grube des Aſchmedai, goß Wein durch dieſelbe, daß er in die Grube des Aſchmedai einfloß, und verſchüttete dann wieder ſeine Grube, und ſtieg auf einen nahen Baum.

Als nun der Aſchmedai kam, fand er ſein Pettſchaft unverletzt. Er öffnete die Grube; aber ſiehe! es war Wein darin. Da ſprach er bey ſich: Es ſtehet geſchrieben Sprüchw. 20, v. 1: Der Wein iſt ein Spötter, und ſtark Getränk machet Aufruhr; wer daran irret, wird nimmer klug. So ſtehet auch weiter geſchrieben Hoſ. 4, v. 11: Hurerey, Wein und Moſt nimmt das Herz weg. Und er trank nicht. Doch gewaltiger Durſt und der liebliche Duft des Weines reitzten ihn bald ſo, daß er ſich nicht lange enthalten konnte, ſondern trank, und trank, daß er trunken wurde. Da legte er ſich nieder, und ſchlief ein. Indeſſen ſtieg Benaja vom Baum herab, ging zu ihm, warf ihm die Kette um, und ſchloß ſie feſt um ſeinen Hals. Als er erwachte, ſtellte er ſich raſend, und wollte die Kette zerreißen. Benaja aber ſprach zu ihm: Der Name deines Herrn iſt auf dir; der Name deines Herrn iſt auf dir. Und der Aſchmedai vermogte nicht, von der Kette ſich zu befreyen.

Als nun Benaja ihn hielt, und ſie mit einander fortgingen; kamen ſie an einen Dattelbaum; und Aſchmedai, der Fürſt der Teufel, rieb ſich an ihm, damit er die Kette zerriebe, und warf den Baum nieder zu Boden. Darnach kam er an ein Haus, und rieb ſich daran, und warf es auch um. Hierauf kam er zu dem kleinen Hüttchen einer Wittfrau. Sie hatte gehört, was geſchehen war, und ging heraus, und bat ihn flehentlich. Und als er auf die andere Seite des Hauſes ſich wenden wollte, zerbrach er ein Bein, und ſprach: Ja dies iſt es, was geſchrieben ſteht Sprüchw. 25, v. 15: Eine gelinde Zunge zerbricht das Gebein.

Nachdem er nun an des Königs Pallaſt gekommen war; brachte man ihn nicht eher als nach drey Tagen vor den Salomon. Am erſten Tage ſprach er zu den Dienern Salomons: Warum läßt mich der König nicht vor ſich kommen? Da ſprachen ſie zu ihm: er hat zu viel getrunken. Da nahm er zwey gebackene Steine, und ſetzte ſie aufeinander. Die Diener aber gingen zum Salomon, und ſagten ihm dies. Da ſprach er zu ihnen: er hat dieſes damit ſagen wollen,

Digitized by Google

gebet dem Salomon wieder Wein zu trinken; *denn der Wein erfreut des Menſchen Herz.* Des andern Tages ſagte er wieder zu den Dienern: Warum läſſet mich der König nicht vor ſich? da antworteten ſie ihm: er hat zu viel gegeſſen. Und Aſchmedai nahm den gebackenen Stein von dem andern, und ſetzte ihn auf die Erde. Hierauf gingen die Diener zu Salomon und ſagten ihm dies. Da ſprach er zu ihnen: Er hat dies damit ſagen wollen, gebet ihm weniger zu eſſen; denn es heißt; *ſey nicht unter den Schlämmern, die Schlämmer verarmen.* (Sprüchw. 23, v. 20 bis 21.)

Endlich am Morgen des dritten Tages ward Aſchmedai vor Salomon geführt. Und er nahm ein Maaß und maß damit vier Längen auf dem Boden; und ſprach zu ihm: König! wenn du todt biſt, und deine Seele von dir gegangen, ſo iſt von der ganzen Erde nur ſolcher Raum dein. Nun haſt du die Welt bezwungen, alle Menſchen ſind dir unterthan, und du lebeſt in Wohlſeyn und Freude. Dennoch biſt du damit nicht vergnügt geweſen, bis daß du auch mich, den Fürſten der Engel, bezwungen haſt. Wiſſe, dem Falle geht Hoffarth voraus. Salomon aber antwortete ihm: Ich begehre von dir nichts; ich will den Tempel bauen, und dazu hab' ich des Schamir nöthig. Und Aſchmedai antwortete ihm: Der Schamir iſt nicht mir, ſondern dem Fürſten des Meeres übergeben; und er giebt denſelben niemand als dem Auerhahne, der ihm getreu iſt wegen des Eides, den er ihm geſchworen hat. — Was thut dieſer damit! — Er nimmt ihn mit ſich auf die Berge, wo man nicht wohnen kann; hält ihn an die Felſen des Berges, und ſpaltet den Berg, und trägt ihn wieder mit ſich. Dann bringt er Saamen von Bäumen und Kräutern, und wirft ſie hinein; und es wird ein Ort, darin zu wohnen. Deswegen wird er auch der *Bergkünſtler* genannt.

Und Salomon ſchickte den Benaja aus, daß er erforſchte das Neſt des Auerhahnes. Und nachdem er es gefunden und geſehen hatte, daß Junge darin waren, bedeckte er daſſelbe mit hartem weißem Kryſtall. Und der Auerhahn kam, wollte hinein zu ſeinen Jungen, vermogte es aber nicht. Deswegen ging er hin, daß er den Schamir holete und den Kryſtall ſpaltete. Wie er ihn aber brachte und daran ſetzte; fing Benaja an überlaut zu ſchreyen, daß der Auerhahn erſchrack und den Schamir fallen ließ. Und Benaja nahm ihn und trug ihn zu Salomon. Der Auerhahn aber ging hin und erwürgte ſich ſelbſt, daß er dem Fürſten des Meeres ſeinen Eid nicht gehalten hätte.

Und Salomon erbaute den Tempel, und ſein Stolz wuchs, daß er mit Hochmuth dem Herrn der Heerſchaaren ſich verglich, und alle Geiſter ſich unterthan glaubte. Auch lange noch nach der Erbauung des Tempels hielt er den Aſchmedai in Ketten gefangen, und zwang ihn zum Gehorſam durch ſeinen Zauberring, den Jehovah ihm für ſeine Frömmigkeit geſchenkt hatte.

Eines Tages aber ſtand Salomon bei Aſchmedai, und ſprach: *Deine Stärke iſt wie die Stärke eines Einhorns* (4 Moſ. 23, v. 22); und dennoch ſiehe! biſt du mir unterthan. Worin auch ſeyd ihr, ihr Teufel, vortrefflicher und beſſer, denn wir? Da antwortete ihm Aſchmedai: Nimm mir die Kette ab, und ich will es dir beweiſen. Wohlan, es ſey! ſprach Salomon, und löſete ihm die Kette. — Nun gieb mir auch deinen Ring; und ich will dir meine Macht beweiſen, und große Geheimniſſe dir offenbaren. — Und Salomon voll thörichten Stolzes und Begierde die Zukunft zu erfahren, gab ihm den Ring, auf welchem der Name des Jehovah eingeſchnitten war. Denn es war alſo vom Herrn gewendet, daß Aſchmedai dem Salomon nach ſeinen Werken vergelten mögte, weil er drei Verbote übertreten hatte. Denn es ſtehet geſchrieben 5 M. 17, v. 16. 17: *Du ſollſt zum König über dich ſetzen, den der Herr, dein Gott, erwählen wird. Allein, daß er nicht viel Roſſe halte, und führe das Volk gegen Aegypten; auch ſoll er nicht viel Weiber nehmen, daß ſein Herz nicht abgewendet werde; und ſoll auch nicht viel Silber und Gold ſammeln.*

Als nun der Aſchmedai den Ring bekommen hatte; warf er denſelben ins Meer, und kam ein Fiſch, welcher ihn verſchlang. Aſchmedai ſelbſt aber verſchlang den Salomon, und ſetzte den einen Fuß an das Firmament des Himmels, und den andern auf die Erde, und warf ihn vierhundert Meilen weit weg. Er nahm darauf des Salomon Geſtalt, ſetzte ſich auf den Königlichen Thron, und regierte Iſrael drey Jahre.

Damals war es, daß Salomon wehklagte. Pred. 1, v. 3: *Was hat der Menſch von aller ſeiner Mühe, die er ausſtehet unter der Sonne? Es iſt alles eitel; es iſt alles ganz eitel.* Und er ging umher, und bettelte vor den Thüren; und wo er hin kam, da ſprach er, Pred. 1, v. 12: *Ich Prediger war König über Iſrael zu Jeruſalem.* Die Leute aber ſpotteten ſeiner wegen der Rede, und ſagten: Sollte ein König vor den Thüren betteln? Und Salomon blieb lange in dieſem ſchmerzlichen Zuſtande, und that Buße für ſeine Sünden, und flehete zu Jehovah: Vergieb deinem Knechte, was er vor dir Böſes gethan hat; gehe nicht mit ihm ins Gericht. Ach! ich ſprach in meinem Herzen: Wohlan, ich will wohlleben und gute Tage haben; aber ſiehe, es war eitel. Der Wein macht böſe Leute, und ſtark Getränk macht wild; wer dazu Luſt hat, wird nimmer weiſe. (Pred. 2, v. 2. Spr. 20, v. 1.) O Jüngling! freue dich in deiner Jugend, und laß dein Herz guter Dinge ſeyn in deiner Jugend. Thue was dein Herz gelüſtet und deinen Augen gefällt: aber wiſſe, daß Gott wird alle Werke vor Gericht bringen, was auch verborgen iſt, es ſey gut oder böſe. (Pred. 12, v. 1 u. 16.)

Und Jehovah erbarmte ſich der Klagen Salomons, und beſchloß ihn zurückzuführen ins Land Iſrael und ihn wieder zu ſetzen auf den Thron ſeines Vaters David.

Salomon wanderte als Vertriebener von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, bis ihn Gott gehen ließ in das Land der Ammoniter. Und als er hier in die königliche Reſidenzſtadt kam, welche *Maſchkemem* hieß, und auf der Straße ſtand und um eine Gabe die Vorübergehenden anſprach; kam der Küchenmeiſter des Königs der Ammoniter, der oberſte Koch, welcher dem Könige die Speiſen zubereitete und kochte, für die Küche Nöthiges zu kaufen. Und er fand den Salomon müßig da ſtehen und niedergeſchlagen, und ſprach zu ihm: Was ſteheſt du ſo müßig? *Iſt ein Löwe drauſſen, daß du mögteſt erwürgt werden?* (Sprüchw. 22, v. 13.) Fort! trage die Körbe und Zuber. Und er zwang ihn, daß er ſie tragen mußte, und führte den Salomon in die Küche.

Und Salomon, ſeines Umherirrens müde, denn es war ihm Alles ganz eitel, ſprach zu dem Küchenmeiſter: Ich will bey dir bleiben, und dir dienen, und verlange nichts, als nur die Koſt. Vielleicht, daß ich dir nützlich werde. Und der Küchenmeiſter war damit zufrieden; und Salomon blieb bei ihm und dienete ihm.

Salomon aber war ein trefflicher Meiſter in Zubereitung der Speiſen und ward ſeinem Herrn oft nützlich durch Rath. Nach einigen Tagen ſprach er daher zu dem Küchenmeiſter: Herr, wenn du erlaubſt, ſo will ich dem Könige einige Speiſen nach meiner Art bereiten. Und der Küchenmeiſter war damit zufrieden, und Salomon richtete dem Könige köſtliche und leckere Speiſen zu. Als nun der König von dieſen herrlichen Speiſen, welche der Küchenmeiſter ihm vorgeſtellet, gegeſſen, und das Gekochte verſucht hatte; fragte er den Küchenmeiſter: Wer hat dieſe Speiſen zubereitet, daß du mir dergleichen bisher nicht vorgeſetzet haſt? Und der Küchenmeiſter bekannte nicht, daß der iſraelitiſche Fremdling ſie zubereitet habe; ſondern ſprach mit Lüge: Einſt war ich im Lande am Meere, wo Kanaans Erſtgeborne, Sidon mit Pracht ſich erhebt. Dort lebten die Könige in goldenen Palläſten, köſtlicher Purpur iſt ihr Gewand, und die Tiſche ſind ihnen mit den leckerſten Speiſen beſetzt. Dort erlernte ich aus den Schnecken des Meeres eine köſtliche Mahlzeit zu bereiten; und dieſe Schnecken brachte erſt heut, ſeit ich in deinem Pallaſt wohne, ein Fremdling uns zu Kauf. — Und der König lobte den Küchenmeiſter, und beſchenkte ihn mit vielem Golde und Silber.

Salomon aber ward hoch gehalten von dem Koche; auch liebten ihn die Frauen und Jünglinge. Denn er war ſchön von Anſehn und wohlgeſtaltet, und liebte das Saitenſpiel und ſang, und lehrete das Volk gute Lehre, und ſuchte, daß er fände angenehme Worte:

O! freu dich Jüngling in deiner Jugend;
Auf! und laß dein Herz froh ſeyn in deiner Jugend.
Thu, was gelüſtet dein Herz,
Was deinen Augen gefällt:
Doch wiſſe,
Daß dich Gott um dies All wird vor Gericht führen.
Scheuch Traurigkeit fern,
Fernhin aus deinem Herzen!
Thu Uebeles ab,
Hinweg von deinem Leibe:
Ja, Kindheit und Jugend iſt eitel.
Doch denk' auch deines Schöpfers, du Jüngling!
Eh die böſen Tage kommen,
Eh die Jahre herzutreten, da du ſprichſt:
Sie gefallen mir nicht.

Und es traf ſich einſt, daß die Tochter des ammonitiſchen Königs, welche *Naama* hieß, im Garten ſpazierete, und hörte die Stimme des Salomon, wie er klagend ſang:

Was hat der Menſch von aller ſeiner Mühe,
Die er beſtehet unter der Sonne?

Digitized by Google

Es iſt alles eitel!
Er iſt alles ganz eitel!
Ich Sänger war König
Ueber Iſrael in Jeruſalem;
Ich forſchte nach Weisheit;
Ach! es war Müh' und Grämen.
Wohlleben will ich!
So gedacht ich im Herzen;
Und muß zur Freude ſprechen:
Du biſt toll?
Ach! wer ſchlichtet das Krumme?
Wer vertilget den Fehl?

Und Naama folgte der Stimme des Geſanges, und kam zur entlegenſten Pforte des Gartens. Dort ſah ſie Salomon in ſeiner Traurigkeit und Schönheit, und fragte ihn: Wer biſt du? Und er antwortete: Königliche Jungfrau, man nennt mich den Diener des Küchenmeiſters. — Und ſie ſprach weiter: Biſt du der Fremdling, der die Schnecken des Meeres zu den Speiſen meines Vaters gebracht hat? Ich habe ſie nicht gebracht, ſondern ſammeln laſſen von den Knaben des Königes: aber ich habe die Speiſen zubereitet. Du haſt meinem Vater die Speiſen bereitet? So hat dich der Küchenmeiſter um herrliche Geſchenke von meinem Vater betrogen.

Und Salomon war unzufrieden, daß Naama ſchon ging; denn ſie war die ſchönſte Tochter des Landes und die Freude aller ihrer Geſpielinnen. — Naama aber ging zu dem Könige, ihrem Vater, und erzählte ihm, was ſie gehört hatte von dem unbekannten Fremdlinge. Und der König rief den Küchenmeiſter. Du haſt mich durch Lüge hintergangen, redete er ihm entgegen. Iſt dem ſo, daß ein Iſraelitiſcher Fremdling, den du in der Küche als Diener haſt, die Speiſen mir bereitet hat, die du mir vorgeſetzt? — Und der Küchenmeiſter geſtand und flehete um Gnade. Aber der König verſtieß ihn, und ſetzte den Salomon zum Küchenmeiſter, daß er ihm die Speiſen bereitete und kochte.

Und Naama liebte den Küchenmeiſter, und ging hin, wo er im Mittag ruhete, und hörte ſeinen Geſang. Und Salomon liebte die Naama, und damals war es, daß er ſang:

„O, meine Freundin! du biſt ſchön! ſieh, ſchön biſt „du! deine Augen ſind wie die Augen der Tauben zwiſchen „dem Geflecht deiner Locken. Dein Haar iſt wie das Haar „der Ziegen auf Gilead; deine Zähne ſind wie Heerden mit „beſchnittener Wolle, die von dem Waſſer kommen."

„Deine Lippen ſind wie eine roſenfarbene Schnur, deine „Rede iſt lieblich. Deine Wangen ſind wie der Granat„apfel, und deine zwey Brüſte, wie junge Rehzwillinge, die „unter den Roſen weiden."

„Ja, du biſt ſchön, meine Freundin, und iſt kein Fle„cken an dir. Du haſt mir das Herz genommen, meine „Freundin, meine Braut, mit einem deiner Augen, mit „deinen Honig triefenden Lippen."

„O, küſſe mich mit dem Kuſſe deines Mundes; denn „dein Kuß iſt lieblicher, denn Wein."

Und Naama weigerte ſich nicht, und küßte den Freund ihres Herzens, den ihre Seele liebte.

„Wie eine Roſe unter den Dornen, ſo iſt meine Freun„din unter den Töchtern."

„Wie ein Apfelbaum unter den Bäumen der Wildniß, „ſo iſt mein Freund unter den Söhnen."

„Naama iſt mein, und ich bin dein."

„Mein Freund iſt mein, und ich bin ſein."

Und Naama erwachte einſt des Nachts, und ſuchte auf ihrem Lager, den ihre Seele liebte; ſie ſuchte, aber ſie fand ihn nicht. — Da ſtand ſie auf, und ging umher in der Stadt auf den Gaſſen und Straßen, und ſuchte, den ihre Seele liebte. Sie ſuchte, aber ſie fand ihn nicht.

Da fanden ſie die Wächter, die in der Stadt umgehn: Habt ihr nicht geſehen, den meine Seele liebt?

Und da ſie ein wenig vorüber war, fand ſie, den ihre Seele liebte. Und ſie hielt ihn und ſprach: Ich halte dich, und will dich nicht laſſen, bis ich dich bringe in meiner Mutter Haus, in meiner Mutter Kammer.

Und wie der Morgen anbrach, kam Naama zu ihrer Mutter und ſprach: Mutter, ich habe ihn gefunden den Mann, den meine Seele liebt; ich bitte dich, gieb ihn mir zum Manne; den Küchenmeiſter, der meinem Vater die köſtlichen Speiſen bereitet.

Und die Mutter ward unwillig und ſprach ſie tadelnd: Sieh! es ſind ſo viel vortreffliche Fürſten im Reiche deines Vaters, die alle deiner begehren. Wähle einen von dieſen, welcher dir nur gefällt; aber kränke mein und deines Vaters Herz nicht ſo, daß du dieſen dienenden Fremdling dir zum Manne erwähleſt.

Doch flehete Naama: Mutter! was nützen mir Fürſten, ihr Gold und ihre Macht? meine Seele begehret ſie nicht. Nur ihn den ſchönen Fremdling, den lieblichen Sänger begehret mein Herz zum Gemahl, und keinen andern Mann.

Zwar ließ die Mutter nicht nach, ſie zu tadeln und zu ermahnen; doch Naama beharrte in ihrer Rede. Da ward die Mutter genöthiget, die Sache dem Könige ihrem Gemahl zu entdecken, daß ſeine Tochter den Küchenmeiſter zum Manne nehmen wollte.

Als der König dieſes gehört hatte, wurde er ſehr zornig, und wollte ſie beyde umbringen. Salomon aber ermahnte ihn: Es kommt einer aus dem Gefängniß zum Königreich; und einer, der in ſeinem Königreich geboren iſt, verarmt. (Pred. 4, v. 14.) Und ſo geſchah es, nach Gottes Willen, daß ſich der König ihrer erbarmte, und kein unſchuldig Blut vergießen wollte, deswegen rief er einen ſeiner Knechte, und befahl ihm, daß er ſie in eine wüſte Wildniß führen ſollte, damit ſie allda von ſelbſt ſterben möchten. Und der Diener that, wie es ihm der König befohlen hatte, und ließ ſie in der Wüſte, und ging ſeinen Weg zum König, ihm zu dienen, wie zuvor.

Und Salomon und Naama irreten umher, und litten vom Hunger, und fanden nicht zu eſſen; und ihre Lippen lechzten von Durſt, und ſie fanden nicht zu trinken.

Da ſetzte ſich Naama in den Schatten, deß ſie begehrten, und ſprach: „O, traure nicht mein Freund! du ſchönſter un„ter den Söhnen. Deiner Lippen Süße iſt meine Frucht; „deine Liebe iſt mein Schild. Deine Linke liegt unter meinem „Haupt, und erquicket mich wie mit Blumen; deine Rechte „herzet mich, und ſtärket mich wie Duft der Aepfel."

Und Salomon ging aus, Speiſe zu finden, ihr Leben zu erhalten. Und er kam an eine Stadt, welche am Ufer des Meeres lag. Und als er herum ging, Speiſe zu ſuchen zu ihres Lebens Unterhalt; fand er Fiſcher, welche Fiſche verkaufen. Und er bat ſie, und da ſie ihm eine Gabe weigerten; kaufte er um einen koſtbaren Saphir einen Fiſch von ihnen, und brachte den Fiſch ſeiner Frau. Als dieſe den Fiſch öffnete, fand ſie einen Ring in ſeinen Eingeweiden, auf welchem eingeſchnitten ſtand: Den Namen des Herrn will ich preiſen. Und Naama gab dieſen Ring an Salomon. Salomon aber erkannte ihn ſogleich; und ſein Geiſt kam wieder, und ſein Gemüth ward erhoben, und er ſang und ſprach: Naama, ich war König von Iſrael in Jeruſalem; ich beherrſchte die Welt, die Geiſter waren mir unterthan. Doch wer macht das Krumme gerade? wer tilgt die Fehle der Menſchenkinder? Deine Gnade, Jehovah! deine Barmherzigkeit, die jeden Morgen neu über uns waltet. O, dein Zorn iſt geſtillt; dein Grimm iſt geſättiget; meine Thränen haben dich erweicht, mein Kummer hat dein Herz gebrochen. Ja ich will preiſen den Namen des Herrn: gebet unſerm Gott allein die Ehre!

Und er kam nach Jeruſalem, konnte aber nicht in den königlichen Palaſt gelangen. Er ging daher zu dem hohen Rathe, und ſagte: Ich bin Salomon, der König über Iſrael; und ſie verlachten ihn. Da er aber immer wieder kam, und dieſelbe Rede ſprach; ſagten die Rabbinen unter einander: Was mag das ſeyn? denn ein Narr bleibt nicht bei einer Rede beſtändig. Und ſie ſprachen zum Benaja: Läſſet dich der König auch vor ſich kommen? Er antwortete ihnen: Nein. Da ſchickten ſie zu den Königinnen: Kommet der König zu euch? Sie antworteten ihnen: Ja, er kommet. Da ließen die Rabbinen ihnen wieder ſagen: Gebet Achtung auf ſeine Füße. (Denn die Füße der Teufel ſind wie Hahnenfüße.) Die Königinnen berichteten hierauf: Er kommt in Pantoffeln; allein er hat unſerer in der Zeit der Monate begehret, und ſogar ſeine Mutter, die Bathſeba verſucht.

Da erkannten die Rabbinen, daß es der Teufel wäre, der auf dem Thron Iſraels ſäße, und glaubten der Rede Salomons. Darauf führten ſie ihn hinein in den Palaſt: und wie Aſchmedai den Salomon erblickte, und den Ring an ſeiner Hand; erſchrack er und floh hinweg. — Dennoch fürchtete ſich Salomon vor ihm, daß er bei Nacht wiederkäme, und den Ring ihm raubte. Dieſes iſt es, was geſchrieben ſtehet Hohel. 3, v. 7. 8: Siehe, um das Bett Salomos her ſtehen ſechzig Starken, aus den Starken in Iſrael. Sie halten alle Schwerdter, und ſind gelehrt zu ſtreiten: ein jeglicher hat ſein Schwerdt an ſeiner Hüften, um der Furcht willen in der Nacht. In Jeruſalem aber ſang man von Naama Hohel. 3, v. 6:

Schauet, wer iſt ſie, die da gehet
Herauf aus der Wüſten,
Wie ein gerader Rauch,
Wie ein Geruch von Myrrhen,
Weihrauch und balſamiſchen Düften.

Digitized by Google

Darnach ſandte Salomon hin, ihren Vater, den König der Ammoniter zu rufen. Und als dieſer gekommen war, ſprach er zu ihm: König der Ammoniter! ohne Erlaubniß und ohne Furcht haſt du zwey Seelen umgebracht, die Seele deiner Tochter, und eines iſraelitiſchen Fremdlings, der in deinem Palaſte wohnte. Er aber antwortete: das ſey ferne, ich habe ſie nicht umgebracht; aber ich habe ſie in eine Wildniß vertrieben, und weiß nicht, was ſich mit ihnen zugetragen hat. Ich habe meine Diener ausgeſandt, daß ſie die Wildniß durchſuchten: ich habe meine koſtbarſten Salben und Edelſteine ausgeboten: aber keiner hat ſie gefunden, und mein Herz wird verzehrt in meinem Leibe von Kummer und Herzeleid.

Und Salomon ſprach: Wenn du ſie ſehen ſollteſt, würdeſt du ſie wohl kennen? — Und Salomon führete die Naama herbey, als Königin von Iſrael, und ihr Vater erſtarrte vor Staunen, und wagte ſeinen Blick nicht aufzuheben. Da ſprach Salomon weiter: Wiſſe, ich bin der Küchenmeiſter, und deine Tochter iſt meine Frau. Und Naama beugte ſich, und küßte ihrem Vater die Hände. Er aber weinte und freuete ſich ſehr und blieb ein Freund Salomons, ſo lange er lebte.

Die Kraft der Buße,

nach Chron. B. 2. K. 33, V. 1 — 13.

Manaſſe, der Sohn des Hiskias, der in Frömmigkeit erzogen war, that vieles, das dem Herrn übel gefiel und den Heiligen erzürnte. Er betete an das Heer der Geſtirne und dienete ihnen; er opferte dem Baal, und ließ ſeine Söhne durchs Feuer gehen im Thale des Sohnes Hinnom. Zwar bauete er auch Altäre im Hauſe des Herrn, wie Jehovah geredet hat: Zu Jeruſalem ſoll mein Name ſeyn ewiglich; doch ehrete er mehr die vielen Götzen der Heiden, als den alleinigen Jehovah, und verführte ſein Volk, daß ſie Gräuel übten vor Jehovah.

Drum ließ der Herr über ſie kommen die Fürſten des Heeres des Königs zu Aſſur, die nahmen Manaſſe gefangen, banden ihn mit Ketten, und brachten ihn gen Babel. Da flehete er zu den Götzen der Heiden: Ehret mich wieder, der ich euch geehret habe! Aber ſie antworteten ihm: Dieneſt du uns allein? erbauteſt du nicht auch Altäre deinem Jehovah? Wohlan, laß ihn dich erretten! Und betrübt in ſeiner Seele wagte er es nicht, den Blick gen Himmel zu erheben. Wie könnte *er* mir helfen, den ich verachtet habe? wie könnte ſeine Macht mich erretten, die ich nicht begehret? O daß die Flammen der Hölle mich reinigen könnten von meinen Sünden! daß ich verginge in meinem Elende! Ja, höret es, mein Volk, der Herr iſt Gott! er errettet vom Elend und führet zum Leben.

Und Jehovah erbarmte ſich ſeiner, und erfüllte ihm das ſtumme Gebet ſeines Herzens. Da erhuben ſich die Engel des Herrn, verriegelten alle Thüren und verſtopften alle Fenſter des Himmels, und ſprachen: O du Herr der Welt! willſt du einen Menſchen annehmen, der ein Götzenbild in deinen Tempel geſtellt hat? — Und er antwortete ihnen: Wenn ich ihn mit ſeiner Buße nicht annehme; ſehet, ſo ſchließe ich allen den ſündigenden Menſchen die Thüre zu. — Dennoch wehreten es die Engel, und verſchloſſen Thüren und Fenſter.

Was hat Gott gethan? Er, nach ſeiner großen Barmherzigkeit, hat ein Loch unter dem Thron ſeiner Herrlichkeit gegraben, an einem Ort, wo kein Engel Gewalt haben kann; und errettete den Manaſſe. Dies iſt, was geſchrieben ſtehet: *Und er bat ihn; und Jehovah bohrte ihm eine Oeffnung, und erhörte ſein Gebet und ſein Flehen.* *)

Daher betet noch jetzt der Sohn des Geſetzes: Ich bitte dich, Herr mein Gott! erhöre das Gebet deines Knechtes und ſein Flehen, und nimm meine Buße, mein Gebet und mein Bitten an: laß ſie vor dem Thron deiner Herrlichkeit meine Fürſprecher ſeyn, mich vor dir vertreten und machen, daß mein Gebet in deine Ohren kommt. Wenn aber wegen meiner vielfältigen Sünden kein Fürſprecher für mich iſt, und niemand mich rechtfertiget; ſo grabe mir ein Loch unter dem Thron deiner Herrlichkeit, und laß mich nicht vergebens von dir zurückgehen; denn du erhöreſt das Gebet.

*) In unſerem hebräiſchen Text aber ſtehet 2 Chron. 33, v. 13: vajehater lo und er ließ ſich ihm erbitten, wofür die Rabbinen leſen *vajechater lo*, was die von ihnen überſetzte Bedeutung hat.

Alexander an der Pforte des Paradieſes.

Auf einem Zuge nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte dort, und nahm kleine geſalzene Fiſche in ſeine Hand, daß er ſie in die Fluth tauchte und zum Brode äße. — Und ſiehe! die Fiſche wurden wohlſchmeckend und dufteten von Wohlgeruch. Er wuſch ſein Antlitz mit dem Waſſer des Stromes, und ſein Antlitz ward glänzend. Da ſprach er: Wahrlich, dies iſt der Strom des Paradieſes!

Und er machte ſich auf und folgte dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieſes. Oeffnet mir die Thore! rief er: ich bin Alexander. — Aber eine Stimme von innen antwortete: *Dies iſt die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen.* (Pſalm 118, v. 20.) — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrſcher, hochgeachtet unter den Menſchen, der Herr der Welt. — Aber dieſelbe Stimme antwortete: *Dies iſt die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen.* — Da ſprach Alexander: So gebt mir wenigſtens ein Zeichen, daß ich hier geweſen bin. Und ſie gaben ihm einen Todtenkopf.

Alexander trug ihn; doch bald war ſeine Laſt ihm zu ſchwer: und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen.

Da fragte der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Geſetzes! was bedeutet dieſer Todtenkopf, und daß er ſo ſchwer iſt?

Und ſie antworteten ihm: Dieſer Todtenkopf iſt der Menſch; *und des Menſchen Aug iſt unerſättlich.* (Sprüchw. Salom. 27, v. 10.) Aber nimm ein wenig Staub, und beſtreue ihn: alſobald wird er leichter werden. Und ſie nahmen Staub und beſtreueten ihn; und das Gold und das Silber wogen über.

So ſtehet geſchrieben: *Das Grab und die Hölle werden nicht geſättiget, und die Augen des Menſchen werden nimmer ſatt.*

Og, König von Baſan.

Es ſahen aber die Engel des Allerheiligſten die Töchter des Kain, die nackt einher gingen und ihre Augen ſchminkten. Und ſie wurden irre an ihnen, ſtiegen herab vom Himmel, und nahmen Weiber von ihnen, wie geſagt wird 1 Moſ. 6, v. 2. Unter den Engeln aber war der gewaltigſte *Schamchiel*, und erzeugte den Og, den größten der Rieſen vor der Sündfluth. Unter ſeiner Hand verbarg er Städte; mit ſeiner Fußſohle deckte er das Meer; aus ſeinen Zähnen machte Abraham Bettladen und ſchlief darin. Sechzig Städte erbauete er, und die niedrigſte war ſechzig Meilen hoch; und ſaß er auf ihren Mauern, ſo reichten ſeine Füße bis zur Erde. Seine Speiſe waren täglich tauſend Ochſen, tauſend Rehe, und tauſend Eber; und ſein Trank waren tauſend Maaß Weins. Ein Tropfen ſeines Speichels aber wog ſechs und dreißig Pfund.

Darauf erzürnte Jehovah, und wollte ſie alle vertilgen, die da lebten auf Erden. Er eröffnete den Abgrund der Tiefe und ſchloß auf das Fenſter des Himmels. Og aber ſtemmte ſeinen Fuß gegen den Abgrund und verſtopfte die Quelle; und legte ſeine Hand an den Himmel und verſchloß das Fenſter. Da ließ Gott das Waſſer der Abgründe heiß werden, daß ſein Fleiſch geſotten ward und die Haut ſich abzog, wie geſagt wird Hiob 6, v. 17: *Zur Zeit, wenn die Hitze ſie brennt, werden ſie vertilget; und wenn er heiß machet, weichen ſie von ihrer Stätte.* Und das Waſſer kam über die ganze Erde, und bedeckte die Berge. Da floh Og zur Arche Noahs, und bat den Noah, daß er ihn aufnehme. Noah aber vermogte es nicht; doch erhielt er es durch Flehen von Jehovah, daß das Waſſer auf der einen Seite der Arche ſich abkühlte, während es rings heiß aus dem Abgrund der Tiefe ſtrömte. Das Waſſer reichte dem Og nicht bis über die Hüfte; und Noah hieß ihn ſich oben auf die Arche zu ſetzen, wenn er Ruhe wünſchte; auch bohrte er ein Loch und reichte ihm die Speiſe hinaus. *Und ſo blieb denn der König Og zu Baſan allein übrig von den Rieſen.* (5 Moſ. 3, v. 11.)

Zum König aber hatte ihn Gott gemacht, und ihm ſeinen Lohn gegeben in dieſer Welt, damit die Gottloſen in der künftigen Welt keinen Lohn haben mögen.

Denn ſeine Sünden häuften ſich ſehr: er ſuchte den Männern die Weiber zu verführen, und ſtellete mehreremal der Sarah nach, daß er ſie dem Abraham raubte. Doch Abraham erkannte ihn und glaubete ſeinen Worten nicht.

Digitized by Google

Endlich zog Iſrael gegen ihn aus, daß es ihn bekriegte. Und Og ſah das Lager der Iſraeliten, und fragte: wie groß iſt das iſraelitiſche Lager? und man antwortete ihm: Sechs Meilen. Da ging er hin, und riß aus einem Gebirge einen Fels von ſechs Meilen, und legte ihn auf ſeinen Kopf, daß er ihn über das Lager der Iſraeliten werfen mögte. Gott aber ließ Ameiſen auf den Fels kommen, die ein Loch darin nagten, gerade über ſeinem Kopf, daß der Fels ihm um den Hals fiel. Zwar verſuchte er den Kopf wieder herauszuziehen; aber ſeine Zähne wuchſen auf beiden Seiten heraus über den Felſen, daß er ſeinen Kopf nicht zurückziehen konnte. Dies iſt es, was geſchrieben ſtehet Pſ. 3, v. 8: Du haſt der Gottloſen Zähne wachſen gemacht.*) Da ging Moſes her, und nahm eine Axt, die zehn Ellen lang war, und ſprang auf eine Höhe von zehn Ellen, und ſchlug ihn an den Knöchel ſeiner Ferſen, und brachte ihn um.

Der Schneidermeiſter Fips im Paradieſe **).

Fips hatte manchen Flicken ſchon
Den Kunden unterſchlagen;
Da tönt' es ihm mit hohlem Ton,
Der Welt Valet zu ſagen.
Wohl winſelt er und jammert laut;
Doch noch erwuchs dem Tod kein Kraut.

Frau Fips auch ächzet mit Geſtöhn':
Soll ich, o weh mir Armen!
Forthin allein zu Bette geh'n,
Und keiner mich erwarmen?
Wär' nicht der Altgeſell mein Stab
Und Troſt noch, folgt' ich dir ins Grab.

So eben holte Satanas
Zum Schmaus des Orts Prälaten,
Daß er voll Freuden faſt vergaß
Fips Seel' — ein mag'rer Braten.
Begierig krallt' er jenen veſt,
Indeß er Fips nachlaufen läßt.

Wie bebt der vor dem Pferdefuß!
Wie ſchauert er zuſammen!
Fühlt ſchon aus Müllers Liebeskuß
Des Höllenpfuhles Flammen.
Drum ſpringt er, wo's zur Hölle ſchrof
Hinabgeht, rechts in's Himmels Hof.

Hier lauert er — das gold'ne Thor
Mal unbewacht zu finden:
Steckt Petrus nur die Naſ' hervor;
Gleich ſpringt er hinter Linden,
Die lieblich hier mit würzgem Duft'
Roth=blühend fülleten die Luft.

Einſt war ein Schmaus im Paradieſ'
Um Rettung einer Seele;
Und Petrus, der ſich's ſchmecken ließ,
Vergaß des Herrn Befehle.
Da ſchlüpfte Fips durch's Thor, und kroch
Fürs erſte in das Ofenloch.

Gekrümmt ſaß er hier und geduckt,
Und regt ſich nicht vom Sitze;
Er horcht nur, und zuweilen kuckt
Er durch des Ofens Ritze:
Und ſchaut des Herren Haupt umſtrahlt,
Ganz wie's der Nürrenberger mahlt.

Einſt war ein heit'rer Juni=Tag
Nach langem trübem Mayen;
Und Gott, der juſt im Fenſter lag,
Sprach flugs zu den Getreuen:
Heut, Kinder, iſt das Wetter ſchön;
Kommt, laſſet uns ſpazieren geh'n!

Drauf ordnen ſie ſich Paar und Paar,
Voran der Herr des Himmels;
Und Petrus, der der letzte war,
Spuckt viel: denn des Gewimmels
Gar große Schaar regt einen Staub,
Daß grau ſich färbt der Bäume Laub.

Jetzt kuckt Fips aus dem Ofenloch:
Leer iſt's, und zu die Thüren;
Da faßt' er muthig Herz, und kroch
Hervor auf allen Vieren.
Er hebt ſich; doch des Glanzes Pracht
Hätt' ihn faſt blind und ſtarr gemacht.

In Gold ſtrahlt an der Purpur=Wand
Hier Adam, Eva, Abel;
Dort von des Bodens Marmor=Rand
Hoch auf der Thurm zu Babel.
In Jaspis ragt der Sinai;
In Perlen weidet kleines Vieh.

Und Wunder! wie die Tiſche glüh'n
Von Sapphyr und Opalen!
Hier blitzt' und dort ein Almadin, *)
Smaragd' um Glas und Schaalen:
Doch wie der Sonne Feuer brannt'
Am Thron des Herrn ein Diamant.

Er naht dem Thron: ſein zitternd Knie
Sinkt neben eine Thüre.
Er hebt ſie auf: Potz tauſend ſich!
Wald, Menſchen, Städt' und Thiere,
Die Erd' en miniature liegt da,
Wie in obscura camera.

Fips faßte kaum die Luſt; er kuckt,
Er kuckt von Oſt nach Weſten:
Wie überall der Satan ſpuckt
In Kellern und Palläſten.
Hier zecht der Dieb vom fremden Gut,
Und dort Mätreſſen Menſchenblut.

Vor allem dünkt ihm ſchandbarlich
Die Weiſ' und Tracht der Frauen:
Halb nackt geh'n ſie, und ſchmünken ſich
Bein, Arm, Wang', Augenbrauen;
Zum Manne geht es da und du,
Holdlächelnd hin zum Rendezvous.

Nein, Kätchen, nein! ſo warſt du nicht,
Sprach Fips in ſeiner Seele:
Und hatteſt doch ein ſchmuck Geſicht,
Und eine ſüße Kehle.
Zwar hieltſt du mich ein wenig knab;
Doch treu biſt du mir noch im Grab'.

Drauf ſucht er ſeine Vaterſtadt,
Und hier zuerſt die Gräber:
Doch anſtatt der, die er hier hat
Gehofft, wühl'n zahme Eber,
Schon wird ihm bang: da füllt ein Duft
Von Ferkelbraten ſüß die Luft.

Er ſieht umher: ſein Schornſtein iſt's;
Da brennt's und brät es; aber
In einer Stubeneck — da küßt's
Sich ungeſeh'n vom Naber.
Wie er Geſell und Weib erkennt;
Kocht ſeine Bruſt, ſein Antlitz brennt.

Du Metze du! du Rabenaas!
Stahl ich dir drum die Flicken?
Ja dich, dich hohle Satanas!
Und dich, du Schurk! — Jetzt blicken
So zärtlich ſie einander an,
Umarmen ſich wie Weib und Mann.

Da hält ſich wer! er ſchimpft, er flucht:
Du Schlangenbrut! ich blitze,
Ich donnr' euch todt. — 's hilft nicht. Da ſucht
Er Waffen, und vom Sitze
Des Herrn reißt halb er's Fußgeſtell
Und wirft's nach Frau und Altgeſell.

*) Einige leſen nehmlich ſtatt schibbarta du zerbrichſt, wie Luther überſetzt hat, schirbasta.

**) Aus demſelben Werke im Anhange.

*) Almadin iſt der ſchönſte hochrothe Rubin, der auch Karfunkel genannt wird.

Digitized by Google

Da raſſelt Petrus Schlüſſelring
Am Thor der Himmelshalle!
Und Fips ſprang auf, behend und flink,
Warf eilend zu die Falle.
Des Thrones Fuß vergaß er ſchier;
Er eilt nur raſch zur Ofenthür.

Auf geht die Pfort'; es ziehen ein
Der Herr und ſeine Schaaren.
Sie bürſten ſich und wiſchen rein
Den Staub von Stirn und Haaren.
Drauf greifen ſchnell ſie zum Pokal,
Zu ſtillen ihres Durſtes Quaal.

Jetzt ſetzt ſich auch der Herr, da kracht
Der Stuhl; und auf den Rücken
Fiel lang der liebe Gott: da lacht
Der Haufen bis zum Sticken.
Doch Er ſprang auf: Ihr Teufelspack!
Wer that mir dieſen Schabernack?

Wer hat's gethan? Sprecht, oder bebt —
Und zitternd ſchwuren alle:
„Wir ſind, ſo wahr der Herre lebt!
Unſchuldig an dem Falle." —
„Ja, den hohl' auch der Satan gleich,
Der mich hier neckt im Himmelreich.

Auf Petrus! ſuch, ob etwa wer
Hier irgend heimlich ſtecke."
Er ſucht und ſucht: da findet er
In 's Ofenloches Ecke
Hineingedrängt den Meiſter Fips,
Von Furcht und Zittern weiß wie Gyps.

Ach! nur heraus, du Böſewicht!
Wir wollen dich kuranzen:
Du ſollſt — ich hieße Petrus nicht —
Mir gleich zur Hölle tanzen.
Drauf packt er ihn am linken Bein,
Und ſchleppt ihn in den Saal hinein.

Fips weinte jetzt und heulte laut:
Erbarmen! ach, Erbarmen!
Ich ſah, die mir zur Frau getraut,
In eines Andern Armen.
Da kochte mir das Blut; ich riß
Von deinem Thron den Fuß und ſchmiß.

Ich hätt's geordnet; aber ihr
Kamt mir zu ſchnell. O leihe
Dein gnädig Ohr nur diesmal mir:
Verzeihe, Herr, verzeihe! —
Er kniet, und weint ſo bitterlich,
Und ſein erbarmten alle ſich.

„Hör' Fips! hätt' ich um jeden Kuß
Und Flick, den du erſchlichen,
Geworfen mit des Stuhles Fuß;
Du wär'ſt ſchon längſt verblichen.
Drum ſey gewarnt, o Menſch! und lern'
Sanftmüthig ſeyn; verzeihe gern."

Der Minneſänger Salomo in der Hölle.

Kam Einer früh zu Salomo:
Er ſpielte, ſang und trank;
Klopft' Einer ſpät an: ſeelenfroh
Küßt' er und trank und ſang.
Sein ganzes Leben war ein Kuß,
Ein Trunk, ein Würfelſpiel,
Und reimt' er nicht, ſo wie man muß,
Wie Voß, und öfters Klaudius,
So reimt' er doch ſehr viel.

Solch einen luſtigen Kumpan
Hat Männiglich gar gern.
„Gut'n Tag!" — „Gut'n Abend!" — „Friſch heran!"
Scholl's ihm von nah und fern.
Wo trallernd er vorüber ſprang,
Bot man ihm den Pokal;
Die glatten Kinnchen, (lebenslang
Sein Lied bey Knöchelſpiel und Trank),
Sich ſelber allzumal.

Kurz, hold ward ihm, was immer war
Gemacht von Fleiſch und Blut;
Ja, endlich kams heraus: ſogar
Der Teufel war ihm gut.
Als ſeine Seel' entſchlüpfen will
(Ein Kuß, ein Liederton),
Paßt er mit einem Sacke — Nil
Mirari, Freund! — und mauſeſtill
Huſcht er mit ihr davon.

Da ſeinem Eſel — „ſeinem Leib,"
Nach Vater Auguſtin —
Zum Hof der Kirche Mädchen, Weib
Nachfolgt und Paladin!
Da man ihn ſenkt ins kühle Land,
Mit Thränen, Klag' und Lied:
Da ſchaurt, an Adramelechs Hand,
Sein Ich „bin" ich, halb weggewandt,
Die Höll' an, wie ſie glüht.

Doch: „Muthig!" ſprach Fürſt Satanas,
„Fidelen fehlt hier nichts.
„Haſt Durſt, mein Sohn? da iſt ein Glas!
„Auch nicht an Speiſ' gebricht's.
„Gebraten und geſchmort — man kann's
„Sich denken, hier iſts warm —
„Spazieren Haſe, Taub' und Gans,
„Und durch die Luft im Flügeltanz
„Ein Krammetsvögel-Schwarm.

„Drum greif nur zu, ſperr nur den Mund
„(Die Augen zugedrückt);
„So haſt du was, ſo ſpringt es und
„Spaziert's ein, halbgepflückt.
„Auch nicht an Flammenſtröme denk!
„Punſch fließt und Malaga,
„Und Jedes iſt ſein eigner Schenk,
„Man ſchöpft das gold'ne Feu'rgetränk
„Mit bloßer Hand la la!

„Doch Dich reizt ſüßerer Genuß:"
(„„Sprichſt fein!"" denkt Salomo)
„Auch hier gibt's Händedruck und Kuß,
„Und Mädchen, nicht von Stroh.
„Da ſitzt Miß Dinah, Fryne dort
„— Sie lüftet ſich die Bruſt —
„Hier Ninon ſchlafend — auf mein Wort!
„Ein Leckerbiſſen für 'nen Lord —
„Und lacht in Traumesluſt.

„Iſt's vollends Winter, wird geheitzt,
„Was nur den Buſen bloß
„Wo trägt, und brav wird eingeheitzt:
„Dann bin ich ſelber los.
„Frier't oben bey Sankt Peter und
„Sankt Paul Frau Magdalen';
„Hüpft ſie herab und, Mund an Mund,
„Schwingt ſie der leichten Schleifer Rund,
„Weil friſch die Fiedeln gehn."

„„Wenn das iſt,"" ſprach Herr Salomo,
Und ſtrich den Mund ſich bas;
„„Wenn das iſt,"" lacht er freundlich; „„ſo —
„„Bin ich Sein, Satanas!""
— „Topp, Brüderl!" ſchlägt der Roßfuß ein;
„„Topp!"" ſchreyt der loſe Chriſt:
Und nun fließt brüderlich der Wein,
Nun paukt es und trompetet's drein,
Daß Alles richtig iſt.

Von Stund an wuchs drauf unſer Held
In Belzebubens Gunſt!
Sie dutzten ſich, ſie lieh'n ſich Geld,
Sie theilten Witz, und Kunſt.
Fuhr Satan aus, war Salomo
Im Whisky mit dabey!
Und brannt's zu Hauſe lichterloh,
So ſtand in dulci jubilo
Er mit am heißen Brey.

Zum Himmel aber — denn nun geht's
Zu höhern Dingen auf —
Nahm Fama unterdeß, die ſtets
Zu ſchwatzen hat, den Lauf,
Und kreiſcht: „Geraubt iſt er! Geraubt!"
„„Wer?"" fahr'n ſie aus dem Bett.

Digitized by Google

„Ey, Salomo!“ — „„Ach, theures Haupt!
„„Du fort? Wer thats?““ — Wenn ihr mir glaubt:
„Der, der da unten brät.“

„„Bey meiner Sirchen! um den Mann
„„Gäb' ich den Daum!““ ſprach Paul.
„„Doch Peter nur iſt Schuld daran:
„„Da liegt er voll und faul —““
„Schilt nicht, Herr Bruder?“ fuhr der fort:
„Noch wird ein Mittel ſeyn.
„Bald führ' ich ihn zum beſſern Port.“ —
„„Brav!““ ſchallt es rings, und auf ſein Wort
Schläft Alles wieder ein.

Sankt Peter aber fährt hinab,
Wo man vor Hitze friert:
Erſt iſt es dunkel, wie ein Grab;
Doch wie er rings geſpürt,
Stralt plötzlich ihn durch einen Spalt
Die Höll' an: ſeinen Muth
Verliert er drum nicht; feſter ſchnallt
Er nur ſein Schwert und denkt Gewalt,
Ins Aug' gedrückt den Hut.

Nun ſteht er vor dem Riß, und ſieht,
Mit vorgebognem Hals,
Viel Pfann'n, worin man Seelen glüht,
Wie ſo viel Pfannen Salz.
Ach! und der Koch, der dieſen Brey
Mit glüher Zange rührt,
Iſt — Petrus denkt an Zauberey —
Der Mann, um den laut Klaggeſchrey
Der ganze Himmel führt.

Als der Apoſtel ſich verſchnauft
Vom Schrecken ſolcher Schau:
Blickt er umher — doch nichts gerauft
Wird heut; nicht braun und blau
Kneipt Seelchen ein geſchwänzter Gott.
Es zog mit Saus und Braus
Der Schwarze — vorne hinkten Spott,
Verläumdung, Neid — in ſcharfem Trott
Auf Seelenwerbung aus.

„Schön!“ denkt Sankt Peter, „ſo wird's geh'n!“
Kirrt ſanft den Flügel auf,
Die Hand am Degen, etwa ſteh'n
Ein Paar dahinter. — „Lauf!“
Schreyt donnernd Satanas Vikar
Dem Heil'gen zu, doch der
Reicht liſtig=lächelnd ihm ein Paar
Der allerſchönſten Würfel dar;
Und jener — ſchreyt nicht mehr

„Wie wär's?“ hebt der Apoſtel an:
„Ein Spielchen! magſt du?“ — „„Ich,
„„Wohl mag ich's!““ ruft Freund Leyermann.

„So komm und ſetze dich!“
Er faßt die Würfel. — „Aber, halt!“
Ruft Peter: „Haſt du Geld?“
„„Das hab' ich nie.““ — „Da hätt' ich bald
„Mich ſchön betrogen.“ Zornig ballt
Die Fäuſte unſer Held.

Doch ſpricht ihm Petrus freundlich zu:
„Freund, nicht ſo gleich verzagt!
„Die Pfannen hier — was meineſt du? —
„Um dieſe ſey's gewagt!“
„„Nun meinethalb!““ ruft Salomo,
Und wirft zuerſt, nur Drey.
„So mußt Du werfen, Lieber! So!“
Höhnt Petrus, wirft, und ſchauet froh
Die erſten Seelen frey.

Sie ſpielen fort. Durch kleines Glück
Entflammet ſich zum Spiel
Der Dichter, reitzet ſein Geſchick,
Und ſieht ſich bald am Ziel.
All ſeine Pfannen ſind dahin:
„Ach!“ ſeufzt er, „lernteſt du
„So ſpiel'n im Himmel? — Doch hier bin
„Ich ſelber: iſt's nach deinem Sinn,
„So nimm auch mich dazu.“

Mit dieſen Worten würfelt er
Nach Dichter Art: — doch ganz
Pabſtmäßig *) wirft der Coiffeur
Von Malchus; und ein Tanz
Beginnt nun plötzlich, wie man wohl
Nicht tanzte ſeit der Flut:
Zehntauſend Seelen, Wonne voll,
Entſchweben zum beſtirnten Pol
Aus tiefer Schlünde Glut,

Voran zeucht Petrus, an der Hand
Als Freund den Salomo;
Poſaunen tön'n durchs Himmelsland
Ein fröhliches Halloh!
„Gegrüßt!“ ruft froh der Engel Schaar,
„Auch du, deß Honigmund
„Selbſt Teufel zähmt, und ohn' Gefahr
„Heimkehrt. — Heran du, kluger Narr!
„Tritt ein in unſern Bund!“

So froh ging's oben; aber ach!
Wie ging es unten her,
Als Abends ſpät der große Drach'
Kahl fand ſein Neſt und leer.
Er flucht' und hohlt' ſich ſelber faſt;
Und fliegt, wie toll und wild
Seitdem, und wird's auch ſonder Raſt,
Bis wieder er durch Sündenlaſt
Die Pfannen ſich gefüllt.

Johann Jacob Breitinger,

aus altem züricher Geſchlechte, ward am 1. März 1701 zu Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Schulbildung und ſtudirte dann Theologie in ſeiner Vaterſtadt. Nach vollendeten Studien ward er 1720 zum Geiſtlichen ordinirt und beſchäftigte ſich, ſeines Freundes Bodmer (ſ. d. A.) Bemühungen für die Verbeſſerung des Geſchmacks eifrig unterſtützend, vorzugsweiſe mit Kritik, Archäologie und Geſchichte. Im Jahre 1731 erhielt er die Profeſſur der hebräiſchen Sprache, im Jahre 1745 die der griechiſchen Sprache und zugleich mit der letzteren ein Kanonikat am Stifte zu Zürich. Redlich und uneigennützig für das Wohl ſeiner Vaterſtadt in vielfacher Hinſicht wirkend, ſtarb er allgemein geliebt und betrauert im hohen Alter am 15. December 1776 daſelbſt. —

Außer den mit Bodmer'n herausgegebenen Schriften erſchienen noch von ihm:

Kritiſche Dichtkunſt u. ſ. w. mit einer Vorrede von J. J. Bodmer. Zürich, 1740. 2 Thle.

Kritiſche Abhandlung von der Natur, den Abſichten und dem Gebrauche der Gleichniſſe u. ſ. w. Zürich, 1740.

Vertheidigung der Schweizeriſchen Muſe Dr. Albrecht Haller's. Zürich, 1744. —

Anſpruchslos und wohlwollend, mit ſeltener Beſcheidenheit ſich an den Leiſtungen ſeines Freundes Bodmer erfreuend und ihn mit dem Reichthume ſeines gediegenen Wiſſens unterſtützend, ſuchte Breitinger durch Lehre und Forſchung dem ſchlechten gottſchediſchen Geſchmack entgegen zu arbeiten und eine beſſere Zeit für die deutſche Literatur vorzubereiten und herauf zu führen. Waren gleich ſeine Anſichten von der Poeſie noch ſehr einſeitig und beſchränkt, und verlangte er von der Kunſt auch nichts weiter als eine angenehme Einkleidung und Darſtellung des

*) Petrus ſoll der erſte Pabſt geweſen ſeyn.

Digitized by Google

Nützlichen und Wahren, ſo ſuchte er doch ſtets mit ungeheuchelter Redlichkeit das, was er für richtig und gut erkannt, zu befördern und zu verbreiten, und ſeine Schriften enthalten trotz jenem Irrthum viel Tüchtiges, deſſen Anerkennung uns freilich jetzt um ſo ferner liegt, je mehr wir jenen wohlgemeinten Beſtrebungen voraus geſchritten ſind. Wenn gleich B's Schriften in unſeren Tagen nur höchſtens noch für den Literaturhiſtoriker von einigem Intereſſe ſind und ſeyn können, ſo verdient doch ihr wackerer Verfaſſer ſtets den wärmſten Dank der Nation, für deren geiſtige Bildung er unabläſſig zu wirken bemüht war.

Klemens Brentano

ward im Jahre 1777 zu Frankfurt am Main geboren, ſtudirte zu Jena und privatiſirte dann daſelbſt, wie in ſeiner Vaterſtadt, in Wien und Heidelberg, nachdem er ſich mit der bekannten Dichterin Sophie Mereau, welche ihm aber bald durch den Tod entriſſen wurde, vermählt hatte. Im Jahre 1818 zog er ſich von Allem zurück und begab ſich in das Kloſter Dülmen im Münſteriſchen, dann 1822 nach Rom, wo er als eifriges Mitglied der Progaganda lebte; ſpäter kehrte er nach Deutſchland zurück und hält ſich abwechſelnd in ſeiner Vaterſtadt oder in anderen Städten Süddeutſchlands auf, durchaus der Welt und ihren Freuden entſagend.

Von ihm erſchienen:

Satiren und poetiſche Spiele von Maria. Leipz. 1800. I.
Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter, von Maria. 2 Th. Bremen, 1801.
Die luſtigen Muſikanten. Singſp. Frankfurt, 1803.
Ponce de Leon. Luſtſp. Göttingen, 1804.
Der Goldfaden, Heidelberg, 1809.
Kantate. Berlin, 1810.
Der Philiſter vor, in und nach der Geſchichte. Berlin, 1811.
Der Rheinübergang. Wien, 1814.
Die Gründung Prags. Drama. Peſth, 1815.
Victorie und ihre Geſchwiſter, klingendes Spiel. Berlin, 1817.
Schneeglöckchen. Hamburg, 1819.
Gemeinſchaftlich mit von Arnim (ſ. d.):
Des Knaben Wunderhorn. Heidelberg, 1806—8. N. A. 1819. 3 Thle.
Mit Görres.:
Des Uhrmachers Bogs wunderbare Geſchichte. Heidelberg, 1807.
Einzelne Novellen und Gedichte in Zeitſchriften, u. ſ. w. u. ſ. w

Eine reiche, mit ſeltenen Gaben ausgeſtattete, oft aus den Tiefen des Lebens wunderbare Schätze herauf beſchwörende, oft aber wiederum in Uebermuth mit dem Erhabenſten ein keckes Spiel treibende Phantaſie iſt als das Eigenthümlichſte in Klemens Brentano's oft verworrenen und, wie er ſie ſelbſt mitunter nennt, verwilderten poetiſchen Leiſtungen zu betrachten, denen ſämmtlich, mit wenigen Ausnahmen, die einem Kunſtwerke erforderliche Ruhe gänzlich fehlt. Es mangelt dieſem Dichter nicht an Tiefe des Gedankens wie der Empfindung, nicht an Kraft noch an Milde; er beherrſcht, wenn er will, Form und Sprache anmuthig und gewaltig: aber ein neckiſcher Dämon ſcheint ihn ſtets zu hetzen und ihn im Leben wie in der Dichtung von einem Extrem zum anderen zu jagen; der Witz tödtet bei ihm das Gefühl, und das Gefühl tritt wiederum zu Zeiten ſeinem ſprudelnden Witze ſtörend in den Weg. Er iſt ein poetiſcher Schalk, doch ohne Gutmüthigkeit, und Heine hat ſehr Recht, wenn er die Caprice ſeine Muſe nennt. In ſeinem Godwi, wie in der Gründung Prags finden ſich außerordentlich ſchöne Stellen; ſein Philiſter wie ſein Ponce de Leon offenbaren den glänzendſten Witz, aber erwärmt und erfreut ohne alle Störung wird man nie von ihm. — Am glücklichſten erſcheint er in einigen kleineren Erzählungen. Verdienſtvoll ſind ſeine Bemühungen für ältere deutſche Dichtkunſt, deren Wiederbelebung überhaupt von der romantiſchen Schule, zu deren Jüngern er gehört, eifrig befördert wurde. —

Die drei Nüſſe*).

Erzählung.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Profeſſor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahr 1665 in Colmar als Hofmeiſter der drei Söhne des Bürgermeiſters Maggi. Im Oktober dieſes Jahres hatte der Bürgermeiſter einen reiſenden Alchimiſten zum Gaſte, und als bei dem Nachtiſche der Abendmahlzeit unter anderm Obſte auch welſche Nüſſe auf die Tafel geſetzt wurden, ſprach die Geſellſchaft mancherlei von den Eigenſchaften dieſer Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüſſen griffen und ſie luſtig nach einander aufknackten, verwieß Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutſchen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est.“ — Da überſetzten ſie: „Eine Nuß nützt, die zweite ſchadet, der Tod iſt die dritte.“ Möller aber ſagte zu ihnen, dieſe Ueberſetzung könne unmöglich die rechte ſeyn, da ſie die dritte Nuß längſt genoſſen und doch noch friſch und geſund ſeyen, ſie möchten ſich eines Beſſern beſinnen. Kaum waren dieſe Worte geſprochen, als der Alchimiſt mit Beſtürzung plötzlich vom Tiſche aufſprang und ſich in der ihm angewieſenen Stube verſchloß, worüber alle Anweſende in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngſte Sohn des Bürgermeiſters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl ſeines Vaters zu fragen, ob ihm etwas zugeſtoßen ſey; da er aber die Thür verſchloſſen fand, ſah er durch das Schlüſſelloch den Fremden auf den Knieen liegen und hörte unter Thränen und Händeringen mehrere Mal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“

Kaum hatte der Knabe ſeinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde ſich von dem Diener zu einer einſamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten ſich. Da trat der Alchimiſt herein, fiel auf die Kniee, umfaßte die Füße des Bürgermeiſters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem ſchmähligen Tod erretten.

Der Bürgermeiſter, heftig über ſeine Rede erſchrocken, fürchtete, der Menſch möge den Verſtand verloren haben, hob ihn von der Erde auf und bat ihn freundlich: er möge ihm ſagen, wie er auf ſo ſchreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verſtellen Sie ſich nicht, Sie und der Magiſter Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüſſen beweiſt es: tertia mors est, die dritte iſt der Tod, ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er ſchlug nieder. Sie haben ſich verabredet, mich zu peinigen; Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwert kommen.“

Der Bürgermeiſter glaubte nun die Verrücktheit des Alchimiſten gewiß und ſuchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ ſich nicht beruhigen und ſprach: „Wenn Sie es auch nicht wiſſen, ſo weiß es doch ihr Hofmeiſter gewiß, denn er ſah mich durchdringend an, als er ſagte: tertia mors est.“ Nun konnte der Bürgermeiſter nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm ſein Ehrenwort zu geben, daß weder er noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an ſeinem Unglück ſeyn ſollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlaſſen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das

---

*) Aus: Bacinka oder die rothe Schenke von Dr. Schiff, und die drei Nüſſe von Klemens Brentano. Berlin, 1834.

Digitized by Google

Mindeſte von ſeinem Unglück wiſſe, wollte er ſich auf keine Weiſe überreden laſſen.

Am folgenden Morgen entſchloß ſich der Unglückliche, von Colmar nach Baſel zu gehen, und bat den Magiſter Möller um eine Empfehlung an einen Profeſſor der Medizin. Möller ſchrieb ihm einen Brief an den Doktor Bauhinus und reichte ihm denſelben offen, damit er keine Art von Verdacht ſchöpfen könne. Er verließ das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen, ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieſelbe Zeit, etwa drei Wochen ſpäter, als der Bürgermeiſter mit den Seinigen wieder Nüſſe aß und ſie ſich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchimiſten erinnerten, ließ ſich eine Frau bei ihm melden. Er hieß ſie hereintreten; ſie war eine Reiſende in anſtändiger Tracht, ſie trauerte und ſchien vom Kummer ganz zerſtört, doch hatte ſie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeiſter bot ihr einen Stuhl an, ſtellte ihr ein Glas Wein und einige Nüſſe vor; aber ſie gerieth bei dem Anblick dieſer Frucht in eine heftige Erſchütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab; „Keine Nüſſe, keine Nüſſe!“ ſagte ſie und ſchob den Teller zurück.

Dieſe ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchimiſten, brachte unter den Tiſchgenoſſen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeiſter befahl dem Diener, die Nüſſe ſogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entſchuldigung, daß er ihren Abſcheu vor den Nüſſen nicht gekannt, um die Angabe des Geſchäftes, das ſie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon“, ſagte ſie; „und wünſche, mich hier in Colmar niederzulaſſen. Die traurigſten Schickſale nöthigen mich, meine Vaterſtadt zu verlaſſen.“ — Der Bürgermeiſter fragte ſie um ihre Päſſe, auf daß er verſichert ſeyn könne, daß ſie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Anſprüchen auf ſie verlaſſen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der beſten Ordnung waren und ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre dû Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte ſie dem Bürgermeiſter mancherlei Atteſte der mediziniſchen Fakultät von Montpellier, daß ſie im Beſitz der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzeneien ſey.

Der Bürgermeiſter verſprach ihr alle mögliche Unterſtützung bei ihrer Niederlaſſung, und bat ſie, ihm in ſein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt ſchreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinauf führte, und oben über den Flur weg, kam dieſelbe bei dem Anblick eines kindiſchen Gemäldes in eine ſolche Beſtürzung, daß der Bürgermeiſter fürchtete, ſie möchte an ſeinem Arme ohnmächtig werden; er brachte ſie ſchnell auf ſeine Stube und ſie ließ ſich unter bittern Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeiſter wußte die Veranlaſſung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte ſie: was ihr fehle. Sie ſagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend, wer hat das Bild an die Stubenthür geheftet, an welcher wir vorüber gingen?“ Da erinnerte ſich der Bürgermeiſter an das Bild und ſagte ihr: daß es die Spielerei ſeines jüngſten Sohnes ſey, welcher eine Neigung habe, alle Ereigniſſe, die ihn näher intereſſirten, in ſolchen Malereien auf ſeine Art zu verewigen. Das Bild aber beſtand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchimiſten knieend und die Hände ringend in dieſer Stube: „ah, mon Dieu, mon Dieu!“ hatte ausrufen hören, dieſen in derſelben Stellung, und über ihn drei Nüſſe mit dem Spruche: „unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!“ auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthür, wo der Alchimiſt gewohnt, befeſtigt hatte.

„Wie kann Ihr Sohn das ſchreckliche Unglück meines Mannes wiſſen?“ ſagte die Frau; „wie kann er wiſſen, was ich ewig verbergen möchte und weswegen ich mein Vaterland verlaſſen habe?“

„Ihres Mannes?“ erwiederte der verwunderte Bürgermeiſter; „iſt der Chemiker Todénus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Paſſe, daß Sie die Wittwe des Apothekers Pierre dû Pont aus Lyon ſeyen.“

„Die bin ich“, entgegnete die Fremde; „und der Abgebildete iſt mein Mann, dû Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt geſehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüſſe über ihm.“

Nun erzählte ihr der Bürgermeiſter den ganzen Vorfall mit dem Alchimiſten in ſeinem Hauſe, und fragte ſie, wie er ſich befinde, wenn er wirklich ihr Mann ſey, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm geweſen wäre.

„Mein Herr“, erwiederte die Frau; „ich ſehe wohl, das Schickſal ſelbſt will, daß meine Schmach nicht ſoll verborgen bleiben; ich erwarte von Ihrer Rechtſchaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheil bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre dû Pont, war wohlhabend, er würde reich geweſen ſeyn, wenn er nicht durch ſeine Neigung zur Alchimie vieles Geld verſchwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, ſehr ſchön zu ſeyn. Ach, mein Herr, es giebt ſchier kein größeres Unglück, als dieſes, weil keine Ruhe, kein Friede möglich iſt, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in ſolche Bedrängniſſe und Belagerungen kömmt, daß man ſich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienſtes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch abſichtlich ſchlecht und entſtellend kleiden, ſo wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebſt. Wo ich ging und ſtand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht ſchlafen, mußte einen Diener halten, die Geſchenke und Liebesbriefe abzuweiſen und alle Augenblicke mein Geſinde abſchaffen, weil es beſtochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten ſich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann ſey, der aus Leidenſchaft zu mir unter fremdem Namen in unſere Dienſte gegangen war. Alle Leute, die in unſrer Offizin Arznei holten, waren dadurch ſchon im Verdacht, liebeskrank zu ſeyn. Ich hatte von allem dieſem nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Geſtalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weiſe zu entſtellen. Oft fragte ich ihn: ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe, er möchte mir doch erlauben, mein Geſicht, das ſo vieles Unheil ſtifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben, aber er erwiederte mir immer: Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr anſehen könnte; ich würde der unglücklichſte Menſch ſeyn, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geſchwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du biſt der einzige klare Punkt in meiner finſtern Beſtimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach ſchwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen ſehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen. Er liebte mich zärtlich, aber Gott ſegnete unſre Liebe nicht, wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einſt ſehr lebhaft mittheilte, ward er finſter und ſprach: So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch dieſe Freude werden. An einem Abend kam er ſpät nach Hauſe, er war ungewöhnlich froh, und geſtand mir, daß er heute mit einem ſehr tief eingeweihten Adepten ſich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen ſcheine, und unſere Wünſche würden bald erfüllt werden. Ich verſtand ihn nicht.“

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräuſch; ich ſah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieſer Inſekten in meine Stube gekommen ſey; ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: was das nur zu bedeuten habe? Zugleich ſah ich auf meinem Nachttiſche ein prächtiges venetianiſches Glas voll der ſchönſten Blumen ſtehen und daneben neue ſeidene Strümpfe, Pariſer Schuhe, wohlriechende Handſchuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag ſey, und ich glaubte, mein Mann habe mir dieſe Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber verſicherte mir mit den heiligſten Schwüren, daß dieſe Geſchenke nicht von ihm herrührten, und die heftigſte Eiferſucht faßte zum erſten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendſte und dann wieder heftigſte Weiſe in mich, ihm zu erklären, wer dieſe Dinge hierher gebracht; ich weinte und konnte es ihm nicht ſagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzuſtehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchſuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüſſel meines Schreibepultes, er durchſuchte alle meine Papiere und Briefſchaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich ſehr unmuthig und begab ſich nach ſeinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach; ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angeſtellt haben, und verwünſchte, indem ich mich ſelbſt in dem Spiegel ſah, der meinem Bett gegenüber ſtand, meine unglückliche Schönheit, ja, ich ſtreckte gegen mich ſelbſt, vor innerem Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich ſchön, ich mochte Geſichter ſchneiden wie ich wollte. Da ſah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttiſche ſtanden, ein Papier hervorſehen. Ich griff haſtig darnach und las unter heftiger Beſtürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück iſt größer, als je; Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebſt; ich habe in meiner Garniſon einen Offizier im Duell erſtochen, der ſich Deiner Begünſtigung rühmte man verfolgt mich, ich bin hier in verſtellter Kleidung. Mor

Digitized by Google

gen iſt Dein Geburtstag, ich muß Dich ſehen, zum letzten Mal ſehen. Heute Abend vor dem Thor findeſt Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hülfe mitbringen kannſt, ſo wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlaſſen können, die letzten wenigen Louisd'ore meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geſchenk zu verwenden, das Du vor Dir ſiehſt. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, ſollſt Du ſelbſt von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludewig.“

„Ich las dieſe Zeilen mit der heftigſten Trauer, ich mußte ihn ſehen, ich mußte ihn tröſten, ich mußte ihm Alles bringen was ich hatte, denn ich liebte ihn unausſprechlich und ſollte ihn auf ewig verlieren.“

Hier ſchüttelte der Bürgermeiſter lächelnd den Kopf und ſprach: „So haben Sie alſo doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?“

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbſtgefühl: Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geſchmeide hatte, zuſammen und packte es in ein Bündel, den ich mir gegen Abend von unſrer Magd nach einem Badehauſe in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludewig mich erwarten ſollte, tragen ließ. Dieſer Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, ſendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu ſenden, der mich nach Hauſe bringen ſolle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, ſondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem beſtimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küſſen, wir zerfloſſen in Thränen; auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beſchattet waren, ſaßen wir mit verſchlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichſten Liebkoſungen unſre bisherigen Schickſale. Er verzweifelte ſchier, daß er mich nun nie, nie wiederſehen ſollte. Der Abſchied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der beſtellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er ſagte zu mir: O Amelie, hätte ich nur heute Nacht vor deinem Bette mich erſchoſſen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fenſters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäſer fliegen laſſen, an denen ich auf meiner ganzen Reiſe geſammelt, weil ich mich erinnerte, daß du ſie liebteſt; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hatteſt; dein trockner, ehrlicher Mann ſchien mir über ſeinen tollen Gedanken zu träumen: ich habe ihn geſtern ſchon geſprochen, er begegnete mir hier im Walde botaniſirend; es war ſchon düſter und da ich ſelbſt Waldblumen dir zum Strauße ſuchte, hielt er mich für ſeines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchimiſtiſches Geſpräch. Ich theilte ihm die Anweiſung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reiſe in der Provence, als ich in einem Kloſter übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menſchen auf chemiſchen Wege in einem Glaſe heraus zu deſtilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu beſuchen, worauf er mich verließ; ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derſelben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege beſuchen ſollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines ſolchen Thoren Gattin biſt!

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen ſeiner nächtlichen Eiferſucht, und ſagte: ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt. Aber da die Zeit der Trennung faſt verfloſſen war und ich meine Arme um ihn ſchlang und ausrief: Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie dieſe heilige Stunde des Wiederſehens verfloſſen iſt, ſo geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles iſt bald zu Ende; da brach er drei Nüſſe von einem Baume bei der Kapelle und ſprach: Dieſe Nüſſe wollen wir zum ewigem Angedenken noch zuſammen eſſen und ſo oft wir Nüſſe ſehen, wollen wir aneinder gedenken. Er biß die erſte Nuß auf, theilte ſie mit mir und küßte mich zärtlich; ach, ſagte er, da fällt mir ein alter Reim von den Nüſſen ein, er fängt an: **unica nux prodest**, eine einzige Nuß iſt nützlich, aber es iſt nicht wahr, denn wir müſſen bald ſcheiden; die folgenden Worte ſind wahrer; **nocet altera**, die zweite ſchadet; ja wohl, denn wir müſſen bald ſcheiden! Da umarmte er mich unter heftigen Thränen und theilte die dritte Nuß mit mir, und ſagte: Bei dieſer ſagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! **tertia mors est**, die dritte Nuß iſt der Tod! — Da fiel ein Schuß, Ludwig fiel zu meinen Füßen; **tertia mors est!** ſchrie eine Stimme durch das Fenſter der Kapelle; ich ſchrie: o Jeſus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erſchoſſen!

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?“ rief der Bürgermeiſter aus.

„Ja, es war mein Bruder“, erwiederte ſie ernſt; „und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder mit einer Piſtole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte ſich ſelbſt tödten; ich aber entriß ihm die Waffe und warf ſie in das Gebüſch: flieh, flieh! rief ich aus, die Gerechtigkeit verfolgt dich, du biſt ein Mörder geworden. Er war in Schmerzen verſteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die ſich auf den Schuß von der Landſtraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geſchmeide, die ich meinem Bruder beſtimmt hatte und ſtieß ihn aus der Kapelle hinaus.“

„Nun ließ ich meinem Wehgeſchrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnſinnige, nach Hauſe. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Unterſuchung. Glücklicherweiſe fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Menſch zweifelte, daß er der Mörder ſey, weil er an demſelben Abend verſchwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren greulichſten Zungen über mich her; — Alles, was andre Frauen von mir ſagten, die mich meines Elends, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich ſage, daß man mir den Beweis: der Ermordete ſey mein Bruder, durch den ſchändlichſten Verdacht zu erſchweren ſuchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehäſſige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhafteſten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedrängniß und Jammer wirklich den Verſtand zu verlieren. Auf ein Teſtament meines Mannes, zu Gunſten meiner, ließ ich die Apotheke unter Adminiſtration ſetzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloſter zurück. So verſtummte endlich das Geſpräch und ich beſchäftigte mich während dieſer Zeit mit der Zubereitung der Arzneien für die Armen, welche die Kloſterfrauen verpflegten.“

„Ihr Unglück rührt mich ungemein“, entgegnete der Bürgermeiſter; „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres Bruders ſprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders.“

„O mein Herr“, erwiederte die Fremde; „dies eben war eine Haupt-Urſache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenſchaft, als er es ſollte, und mit der kräftigſten Seele arbeitete er dieſer böſen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er ſah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja er durfte mir ſelbſt nicht mehr ſchreiben, nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und ſo konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht verſagen. Mein Mann kannte ihn nicht und ich hatte ihn deshalb geheirathet, um die Leidenſchaft meines Bruders entſchieden zu brechen. Ach, er hat ſie ſelbſt gebrochen mit ſeinem Leben! Mein Mann, von ſeiner Eiferſucht beunruhigt, hatte ſein Laboratorium früh verlaſſen; die Magd ſagte ihm, daß ich nach dem Badehauſe ſey; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er ſteckte eine doppelte Piſtole zu ſich und ſuchte mich in dem Badehauſe auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Ausſage der Bademeiſterin: ſie habe mich zum nahgelegenen Thor hinausgehen ſehen. Da erinnerte er ſich des Fremden, der geſtern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach ſeiner Frau gefragt habe; er erinnerte ſich, daß derſelbe Johanniswürmer gefangen, ſein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unſrer Unterredung: **tertia mors est**, — er beging die ſchreckliche That.“

„O, der unglückliche, arme Mann!“ rief der Bürgermeiſter aus; „aber wo iſt er, was macht er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiederſehen?“

„Wir werden ihn nicht wiederſehen, ich habe ihm verziehn, Gott hat ihm verziehen!“ entgegnete die Fremde; „aber Blut will Blut, er konnte ſich nicht ſelbſt verzeihen! Acht Jahre lebte er in Copenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark, Chriſtian des Vierten, als Hof-Laborant; denn dieſer Fürſt war den geheimen Künſten ſehr zugethan. Nach dem Tode deſſelben zog er an manchen norddeutſchen Höfen herum. Er war immer unſtät und von ſeinem Gewiſſen gepeinigt, und wenn er Nüſſe ſah und von Nüſſen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigſte Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh

Digitized by Google

er nach Baſel. Dort lebte er, bis die Nüſſe wieder reiften, da ward ſeine Unruhe unaufhaltſam; ſeine Zeit war abgelaufen: er reiſ'te ab nach Lyon und lieferte ſich ſelbſt den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Geſpräch mit, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung, ach! ich hatte ihm längſt vergeben. Er ſagte mir, ich ſolle nach ſeiner ſchimpflichen Todesſtrafe Frankreich verlaſſen und nach Colmar reiſen, dort ſey der Bürgermeiſter ein ſehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulauf, bei der Kapelle, wo der Mord geſchehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreiſe, brach drei Nüſſe deſſelbigen Baums, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte ſie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niederſank. Er aber ſprach draußen: unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est, und bei dieſem letzten Worte machte der Schwerdtſtreich ſeinem elenden Leben ein Ende. — Dieſes iſt meine Geſchichte, Herr Bürgermeiſter."

Mit dieſen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeiſter reichte ihr gerührt die Hand und ſagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Verſicherung, daß ich von Ihrem Unglück tief gerührt bin und das Vertrauen Ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weiſe zu Ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies ſprach und ſeine Thränen unterdrückend auf ihre Hand niederſah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein intereſſirte. Die Dame ſagte ihm: es ſey der Siegelring ihres Bruders. — „Und ſein Familienname heißt?" fragte der Bürgermeiſter lebhaft. — „Piautaz"; erwiederte die Fremde; „unſer Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier."

Da wurde der Bürgermeiſter ſehr unruhig, er lief nach ſeinem Pulte, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte ſie um das Alter ihres Bruders, und da ſie zu ihm ſagte: heute würde er 46 Jahr alt ſeyn, wenn er noch lebte, ſagte er mit freudigem Ungeſtüm: „Recht, ganz recht! heute iſt er ſo alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin Dein Bruder! ich bin von der Amme Deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechſelt worden; Dein Bruder hat Dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der Deines Bruders Namen trug und eines ſo unglücklichen Todes ſtarb. Wohl mir, daß ich Dich fand!"

Die gute Dame konnte ſich in dieſe Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeiſter überzeugte ſie durch ein, über dieſen Austauſch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll und ſie ſank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie ſoll nachher dem Bürgermeiſter drei Jahr die Haushaltung geführt haben, und als er geſtorben, in das Kloſter zu St. Clara in Colmar gegangen ſeyn, und demſelben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Der Abend *).

Nach ſeiner Heimath kühlen Lorbeerhainen,
Schwebt auf der gold'nen Schale
Schon Helios, es glühen rings die Wellen,
Der Ozean erſchwillt in frohen Scheinen,
Die wie mit Blitzesſtrahle
Die ernſte Nacht der fernen Ufer hellen,
Und über alle Schwellen
Ergießt der Gott die ſtillen Feuerwogen
Zum ew'gen Himmelsbogen,
Daß von den Bergen durch das dunkle Leben
Des Tages Flammen wiederhallend beben.

Hoch auf den Bergen wehen ſeine Flammen,
Den raſchen Mann zu führen,
Der ſeiner Reiſe Ziel noch nicht errungen,
Er ſtrahlet mit dem Glanze ſtets zuſammen,
Wenn gleich die Füße gleiten,
Bleibt von dem Lichte doch ſein Haupt umſchlungen.
Nie von der Nacht bezwungen
Lenkt ruhig nach der Sterne heil'gem Feuer,
Das ernſte Schiff den Steuer
Und wandelt heimwärts durch die dunkeln Fluthen
Vertrauend auf des Leuchtthurms hohe Gluthen.

Vom kühnen Felſen rinnen Lichter nieder,
Die Thäler zu ergründen,
Und wo des Feuers milde Quelle ziehet,
Verglimmen bald des Haines wilde Lieder,
Denn alle Töne ſchwinden,
Bis ſie des Abends Flammen rein geglühet —
Und welch ein Lied erblühet —
Es flicht die Nachtigall die gold'nen Schlingen
Und ſüß gefangen ringen
Im Liede Liebesſchmerz und Schmerzes-Liebe,
Daß Schmerz in Liebe, Lieb' in Schmerz ſich übe *).

So drang der Töne Frühling aus dem Schweigen,
So auch in reinen Seelen
Des Tages wilde Kämpfe bald zerrinnen,
Wenn Lieb' und Schmerz ſich hold zuſammen neigen,
Die Zwietracht zu verhehlen,
Und rührend doch den ew'gen Streit beginnen.
Ach, keine mag gewinnen! —
Ein Wundergift fließt beiden von den Pfeilen,
Zu tödten und zu heilen —
Denn er muß ſtets an ihrem Pfeil geſunden,
Und ſterbend lebt ſie nur in ſeinen Wunden.

Doch bald wird nun die Ruhe niederſchweben,
Daß alle Schmerzen fliehen,
Den heißen Kampf die ſtillen Schatten kühlen,
Dann mag der Sehnſucht ungelöſtes Leben
In heil'gen Phantaſien,
In ſchönen Träumen dichtend ſich erwühlen.
Könnt ihr ſolch Leben fühlen?
So will, mit ſeinem Rauſch euch zu erfüllen,
Mein Bild ich gern enthüllen,
Mein Bild, wie in des Abends Heiligthumen
Die Jungfrau redet mit den holden Blumen.

Die Jungfrau und die Blumen.

Wo leiſ' des Gartens dichte Schatten rauſchen,
Und in den dunklen Zweigen
Die reifen gold'nen Früchte heimlich ſchwellen
Gleich holden Engeln, die in Wolken lauſchen,
Und freundlich ſich bezeigen,
Seht ihr die weiße Jungfrau ſich erhellen.
Des Lichtes letzte Wellen
Umfließen ſie. Sie ſitzt, und ihr zu Füßen
Unſchuld'ge Blumen ſprießen;
Sie ſpricht zu ihnen, weckt mit ihren Blicken,
Die ſchon die Augen ſchließen, ſchlafend nicken.

Es ſcheint ihr Wort ſie mehr noch einzuwiegen,
Was ihre Lippen ſprechen,
Wall längſt im Traum um ihre zarten Seelen
Und wohnt in ihrem Leben ſtill verſchwiegen —
Die Stummheit zu zerbrechen,
Sind ſie zu ſchwach, und können's nicht erzählen,
Doch ſie kann Nichts verhehlen,
Der ſtille Abend löſt die keuſchen Banden,
Die ihren Schmerz umwanden,
Sie klaget leiſ', und mit den blauen Augen
Will Antwort ſie aus ihrer Stummheit ſaugen.

„Ihr blinden Kinder, wenn der ew'ge Schlummer
„Von euren Augen weichet,
„Wenn eure Lippen ſeufzend ſich erſchließen,
„Ein warmes Herz euch bebt, und eurem Kummer
„Die Götter Worte reichen,
„Erblüh' ich eine Blume euch zu Füßen,
„Ihr werdet ſtill mich grüßen,
„Und für der Liebe jungfräuliches Bangen
„Der Blume Troſt verlangen,
„Denn wir ſind Schweſtern, ſind im harten Leben
„Der tiefen Liebe frühem Tod gegeben.

*) Aus: Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. 2r Band. Bremen, 1802. S. 243.

*) Ich konnte das ſchöne Tonſpiel des Italiäniſchen von amare und amaro nicht anders geben.

Digitized by Google

„Was Lilje keuſch in deinem Kelche webet,
„Was Roſe roth dich malet
„Und eure Augen ſtille Veilchen ſagen,
„Auch keuſch und bang in meinem Buſen ſtrebet
„Von meinen Lippen ſtrahlet
„Und ſtill und wild die blauen Augen klagen.
„Und faßt ein gleich Verzagen,
„Ach! nimmer kann des Herzens ſtill Verbrennen
„Der keuſche Mund bekennen,
„Ach! nimmer will die wilde Welt verſtehen,
„Was unſrer Düfte ſtumme Lippen flehen.

„Wenn linde Sonnenſtrahlen nieder ſehen,
„Sich laue Weſte regen,
„Erkennen wir aus uns mit dunklem Sehnen,
„Doch nimmer wiſſen wir, wie uns geſchehen.
„Was wir im Innern hegen,
„Iſt ſüßes Träumen und ein kindiſch Wähnen.
„Es fließen alle Thränen
„Noch leicht herab, und weilen keine Schmerzen
„Im unerſchloßnen Herzen,
„Bis von der ew'gen Liebe tiefen Quellen
„Das Herz ſich dehnt, und leiſ' die Knospen ſchwellen.

„Im Buſen keimet heimliches Begehren,
„Und mildes Widerſtreben,
„Und wie ſie liebend mit einander walten,
„Erzeuget ſich ein hoffendes Entbehren;
„Der Blüthe junges Leben
„Will nun die zarten Blätter ſchon entfalten.
„Die freundlichen Geſtalten,
„Die in verborg'ner Werkſtatt noch gefangen,
„Nach Freiheit ſehr verlangen,
„Bis uns des Morgens gold'ner Pfeil erſchließet
„Und der geheimen Wunde Thräne fließet.

„Nun löſen ſich die räthſelhaften Triebe
„Und zu dem reinen Throne,
„Der aus dem Herzen froh herauf gedrungen,
„Steigt ſchüchtern und verſchleiert unſre Liebe.
„Es hat die bunte Krone
„Der ſanften Königin das Licht geſchlungen.
„Sie hat das Reich errungen,
„Und blickt in ihres Sieges junger Wonne
„So freudig nach der Sonne,
„Die freundlich ſich in ihren Schooß ergießet
„Und ſie mit gold'nen Strahlen froh begrüßet.

„Dir, arme Königin, wie wird dir bange,
„So einſam und verlaſſen,
„So arm ſiehſt du hinaus, ins weite Leben,
„Die eignen Düfte küſſen deine Wange,
„Du mußt dich ſelbſt umfaſſen,
„Kein Volk, kein ſchöner Freund dir Liebe geben.
„Die zarten Säulen beben,
„Auf denen ſich dein leichter Thron beweget,
„Vom Weſte ſelbſt erreget.
„Die Nacht flieht lieblos dir in dunklen Träumen,
„Am Morgen Thränen deine Blicke ſäumen.

„Sind nicht dein Thron des Buſens junges Wogen,
„Dein Purpur, rothe Wangen,
„Dein Diadem, der Locken gold'ne Schlingen?
„Ach! bald ſind all die Wellen weggezogen,
„Der Purpur bald vergangen,
„Gelöſt die Flechten, die dein Haupt umfingen.
„Der Liebe Pfeile dringen
„Vom Himmel und der Schmerzen glühes Wühlen
„Im Herzen zu erkühlen,
„Löſt du in ſtillen Thränen dein Geſchmeide,
„Der Thränen Weide wirſt du, Augenweide!

„Du, arme Königin! ſo ohne Wehre
„Sollſt ſchweren Kampf du führen,
„Will Keiner für die holde Braut denn ſtreiten,
„Will Keinen, daß die Gluth ſie nicht verzehre,
„Solch' zarte Schönheit rühren,
„Des Schattens liebend Dach um dich zu breiten?
„O, ſtummes bitt'res Leiden!
„Welch Leben, wo die Liebe ungedinget
„Dir keine Hülfe bringet,
„Und wollteſt du den dichten Schleier heben,
„So würde dir des Schatzes Geiſt entſchweben.

„Und heißer, immer heißer dein Begehren,
„Und leiſer deine Klagen!
„Die Farben ſchon, die deinen Schmerz verkünden,
„Der Düfte leiſe Worte ſich verzehren,
„Um lauter ſtets zu ſagen,
„Wie dich die wilden Flammen ganz entzünden.
„Die Hülfe zu ergründen,
„Willſt du vom freien Throne niederſteigen,
„Dem Frevel dich zu neigen?
„Noch elender ein Handwerk voller Wehe,
„Umzunfte dich der ſchnöde Tod, die Ehe. —

„Nein! ſolcher Aermlichkeit dich hinzubieten,
„Wird Armuth dich nicht zwingen,
„Die freie Liebe läßt ſich nicht umarmen,
„Wo ſie den Kuß in Zweck und Abſicht ſchmieden,
„Wo Trieb und Freiheit ringen,
„Und alle Lüſte an der Noth verarmen,
„Dem Handwerk zum Erbarmen,
„Wo zwei geübte Langeweilen weilen
„Und Pflicht und Nothdurft theilen,
„Darfſt du dich nicht ergeben — heilig Leben!
„Dein Bild nicht in des Haushalts Linnen weben.

„O, könnteſt ruhig du dein Sterben leben,
„Die andern nicht erkennen,
„Die alles Lebens eine Hälfte faſſen,
„Sich ſtille wandelnd hohes Anſehn geben,
„Und hin und wieder rennen,
„Als wäre ohne ſie die Welt gelaſſen.
„Ach wohl! iſt ſie verlaſſen,
„Das Leben iſt zur Selbſtbetrachtung worden,
„Die Liebe zu ermorden,
„Und forſcht die Schönheit tödtend nach Geſetzen,
„Die Liebe und die Schönheit zu erſetzen.

„Sie wähnen gar, die Liebe ſey verloren,
„Weil ſie ſich ſelbſt vermiſſen,
„Das Leben in Verzeichniſſe ſchon bringen,
„Als würde fernerhin nicht mehr geboren,
„Als bräch' aus Finſterniſſen
„Der Tod heraus, die Mutter zu verſchlingen.
„Mit ſolchen Wunderdingen
„Vermeinen ſie die längſt verlor'nen Grenzen
„Der Liebe zu ergänzen,
„Und ordnen uns und ſtellen nach den Flammen
„Dem Tode in Syſteme uns zuſammen.

„Wie ſchöner Sieg! Wir können hier nicht ſterben,
„Denn hier war uns kein Leben,
„Ein Frühling nur, wir ſind es ſelbſt geweſen,
„Erblühen und Verglühen — kein Verderben
„Kann unſer Bild entweben,
„Nur Opfer kann der Liebe Feſſel löſen,
„O, freudiges Geneſen!
„Erhebe, ſanfte Königin, den Schleier
„Dem reinen Himmelsfeuer,
„Will liebend nicht das Leben dich erringen,
„So laß vom ſtillen Gotte dich umſchlingen.

„Wie glüht der Mittag heiß, in tiefem Schweigen
„Eröffnet ſie den Schleier,
„Der Liebe Heiligthum muß ſie enthüllen,
„Und zu dem Throne glühe Strahlen ſteigen,
„Des ſtillen Gottes Freier,
„Die wachen Schmerzen tödtend ihr zu ſtillen.
„Sie reicht dem mächt'gen Willen
„Die Liebe hin, und löſet ihre Krone
„Und breitet auf dem Throne
„Die duftenden Gewänder, an den Gluthen
„Des Bräutigams ſich opfernd zu verbluten.

„Mir iſt das ſchöne Opfer bald verglommen,
„Es wallt das letzte Düften
„Dem lichten Gott, der mit der Krone fliehet,
„Er wand ſie mir, er hat ſie hingenommen,
„Und in den reinen Lüften
„Das bunte Leben mit ihm heimwärts ziehet,
„Mein ſtiller Abend glühet,
„Und wo des hohen Glanzes reine Wellen
„In heißem Purpur ſchwellen
„Da brechen ſich der Sehnſucht letzte Wogen,
„Und iſt der Streit der Liebe hingezogen."

O Nacht! ſo voller Liebe,
Ergieße deine dunkle Fluth der Bangen,
Umfange ihr Verlangen,
Laß kühlend um die kämpfenden Geſtalten
Das ſtille Meer der ew'gen Liebe walten.

Digitized by Google

Sophie Brentano, früher Sophie Mereau,

geborne Schubart, erblickte das Licht der Welt am 27. März 1761 zu Altenburg, vermählte ſich mit dem Profeſſor Mereau zu Jena, ward aber von demſelben 1804 geſchieden und heirathete darauf Klemens Brentano, dem ſie am 31. October 1806 in Heidelberg durch den Tod entriſſen wurde.

Ihre Schriften ſind:

Das Blüthenalter der Empfindung. Gotha, 1794.
Gedichte. Berlin, 1800—1802. 2 Thle. (Der 2. Thl. auch unter dem Titel Seraſine.)
Kalathiſkos. Berlin, 1801 — 1802. 2 Thle.
Die Margarethenhöhle. Berlin, 1803. 3 Thle.
Amanda und Eduard. Frankfurt, 1803. 2 Thle.
Spaniſche und italieniſche Novellen. 2 Thle. Penig, 1804. 1806.
Bunte Reihe kleiner Schriften. Frankfurt, 1805.
Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Erzählungen in: Kleine Romanenbibliothek u. ſ. w. Göttingen, 1799 — 1801. Gedichte in dem von ihr herausgegebenen Berliner Damenkalender, Berlin, 1799, und der Poetiſchen Blumenleſe, Göttingen, 1803. — Ferner Sappho und Phaon, aus dem Engliſchen. Aſchaffenburg, 1811. N. A. Würzburg, 1824 u. ſ. w.

Ein vortreffliches Urtheil über Sophie Brentano findet ſich in der Allgemeinen Literaturzeitung, Jahrg. 1810, Ergänzungsblätt. Nro. 14, S. 111. — Wir laſſen es hier folgen, da es Alles erſchöpft, was wir über dieſe Dichterin zu ſagen wüßten, und bemerken nur, daß wir ihren Roman „Eduard und Amanda" für ihre gelungenſte Leiſtung halten. Obwohl dieſes Buch in mancher Hinſicht den vorherrſchenden Grundſätzen und Meinungen über Ehe und eheliche Treue entgegentritt, ſo waltet doch in demſelben eine reine und edle Geſinnung, die, in anmuthigem Gewande vorgetragen, ihren Eindruck nicht verfehlte.

Das bereits erwähnte Urtheil lautet: „Sophie Brentano, deren früher Tod zu beklagen iſt, gehört unter die Dichterinnen Deutſchlands, die nicht ohne inneren Beruf und Weihe der Dichtkunſt huldigten. Ohne originell zu ſeyn, wußte ſie ſich doch die Formen höherer Kunſt ſo innig anzueignen und ihr zartes, von allem Schönen ſchnell erregtes und begeiſtertes Gemüth in dieſelbe zu ergießen, daß gern das Ohr ihren Melodieen lauſchte und gern durch ſie an ihre Vorbilder erinnert wurde. Späterhin beſtimmte ſie Neigung oder der herrſchende Geſchmack, den Anſichten neuerer Kunſtphiloſophie zu folgen, die, ſo tief und wahr gegriffen auch ihre erſten Grundſätze ſeyn mochten, doch in ihrer Anwendung (weniger durch die Schuld ihrer Stifter, als durch die ihrer Nachbeter) ſich nicht ſelten ſo vergriff und im Dunkeln irrte, daß ſie eine Menge ſchiefer Speculationen, leerer Träumereien und bizarrer Kunſtſchöpfungen nothwendig zur Folge haben mußte. Doch bewahrte ſie ihr geläuterter Geſchmack vor leerem Klingklang und religiöſem Aberwitz. Nur zuweilen ging ihre Empfindung in Empfindelei oder in Wortgepräng oder in Gehaltloſigkeit über."

Vgl. Journal des Luxus und der Mode, Jahrgang 1807, Januarheft, S. 68 fgde.

Epiſode.*)

Es blickt der Sohn, noch mit geſtilltem Sehnen,
Froh in der theuern Augen ſanftes Licht,
Indeß der Vater ſüßer Rührung Thränen
Sich trocknet, und das Schweigen unterbricht.
„Raſch," ſagt er, „ſchreitet fort der Stunde Gang,
„Und was ich dir zu ſagen hab', iſt lang.

„Arm waren, die in Spaniens Gefilden
„Mich einſt gezeugt; kein holdes Traumgeſicht
„Schlang um die Wiege ſich: ich wuchs in wilden
„Umgebungen empor, und alles Licht,
„Das Kenntniß und Kultur dem Geiſt verleihn,
„Blieb fremd mir, doch mit ihm auch falſcher Schein.

„Erſt ſpäter traf es, daß mein eigner Sinn
„Dem Herrn des Orts, der meine Aeltern nährte,
„Vielleicht durch ſeine Neuheit, Luſt gewährte.
„Sein Wohlgefallen brachte mir Gewinn;
„Denn täglich durft ich nun bei ihm verweilen,
„Mit ſeinem Sohn den Unterricht zu theilen.

„Mit dieſem lebt' ich Jahre lang zuſammen,
„Er war ein Kind voll Wildheit und voll Leben,
„Von Schmeichlern, von Vergnügen ſtets umgeben,
„Oft brennend von des Uebermuthes Flammen.
„Wild war auch ich, doch wieder ſchmelzend weich;
„Wir liebten uns, und haßten uns zugleich.

„Nach Barzelona zog mich mein Geſchick,
„Ich lebte dort ein einſam frohes Leben,
„Den Wiſſenſchaften gänzlich hingegeben,
„Hätt' ich mein ſtilles unbemerktes Glück
„Mit keinem, den nur eitler Glanz berauſcht,
„So ſehr er ſchimmern mochte, je vertauſcht.

„Die Armuth ſchien mir ehrenvoll; ich haßte
„Den knecht'ſchen Geiſt, der nur in Zahlen denkt,
„Der Werth und Glück auf eine Menſchenkaſte,
„Auf todtes Gut mit engem Sinn beſchränkt.
„Klein war die Sphäre, die mich äußerlich umzog,
„Doch frei mein inn'rer Sinn, der durch das Weltall flog.

„Wie ſchmerzlich fühl' ich's, daß die lieben Fluren
„Des ſchönen Mutterlands ein Fluch noch drückt;
„Daß dumpfe Knechtſchaft die geweihten Spuren
„Von innerm Leben frevelnd dort erſtickt!
„Dies Bild nur trübte mir die ſtillen Tage,
„Und oft erſchöpft' ich mich in banger Klage.

„Arm, wie ich war, für meine Wahrheit glühend,
„Voll raſchen Sinns in jugendlicher Bruſt,
„Fand ich der Menſchen Gunſt mir wenig blühend,
„Und nie umſtrahlte mich des Glückes Luſt.
„Da dacht' ich: mag es doch, daß eine Welt mich haßt!
„Wenn nur ein einziges verwandtes Herz mich faßt!

„Und dieſes fand ich. — Nie vergeßne Stunden! —
„Der Erdenfreuden heiligſte war mein;
„Was ſelten nur ein Sterblicher empfunden:
„Ganz rein und unentweiht zu ſeyn!
„Nicht Stand, nicht Ruhm und Glanz, kein fremdes Gut,
„Erwarben mir der ſchönſten Liebe Glut.

„Vereinigt durch das unſichtbare Band,
„Das, auf geheimen Einklang feſt gegründet,
„Auf ewig die verwandten Seelen bindet,
„War uns die Liebe Reichthum, Ehre, Stand:
„Und weit und breit goß ihren Roſenſchimmer
„Die Jugend aus, und wir verzagten nimmer.

„Ihr Vater, der von hoher Abkunft war,
„Doch tief verarmt, die kummervollen Tage
„Durch Arbeit friſtete, trug heimlich zwar,
„Doch innig, das Gefühl der vor'gen Lage
„In unzufriedner Bruſt, und dem verwöhnten Sinn
„Galt Schimmer für des Lebens einzigen Gewinn.

„Wie innig ſtrebte ſie, von dem verehrten Alten
„Das läſtige Gefühl der Dürftigkeit,
„Mit unverdroßner frommer Zärtlichkeit,
„So viel als möglich war, entfernt zu halten!
„Und ſo erfuhr auch ſie des Zufalls Tücken,
„Und war nur reich, die Herzen zu beglücken.

„Mit Liebe, Jugend und Vertraun im Bund,
„Wähnt' ich gewiß, es ſollte mir gelingen,

*) Aus: Seraſine, von Sophie Mereau. Berlin, 1802.

Digitized by Google

„Mich bald in höhre Kreiſe aufzuſchwingen;
„Und dann erſt ſollte unſer Bündniß kund
„Dem Vater werden: um ihn nicht zu quälen,
„Beſchloſſen wir, jetzt alles zu verhehlen.

„Ein Einſiedler, der ſich die ſteilſte Spitze
„Des Montſerate ſchwermuthsvoll erwählt, —
„Auch er ſah vormals, in des Lebens Hitze,
„Von ſchweren Leiden bitter ſich gequält, —
„Ward zum Vertrauten unſrer Zärtlichkeit,
„Bei einer Wallfahrt, feierlich geweiht.

„Gedenk' ich jetzt an jene ferne Zeit,
„Wo mich, ſo hochbeglückt am treuſten Herzen,
„Des Mannes grauenvolle Einſamkeit
„Oft ängſtete mit namenloſen Schmerzen,
„Fühl' ich von jener Macht mich tief gerührt,
„Die nun mich an ein gleiches Ziel geführt.

„Des innern Lebens heil'ges Element,
„Das unſre Seelen an einander band,
„Und ewig nur in beſſern Seelen brennt,
„War dieſem Heiligen nicht unbekannt.
„Auch er empfand einſt treuer Liebe Freuden,
„Und ihre tiefen, namenloſen Leiden.

„Verfolgung quälte ihn und die Geliebte,
„Sie mußten fliehn; ſchon war das Ziel der Flucht,
„Die ferne Freiſtatt, die ſie ſich geſucht,
„Nun bald erreicht. Doch, ſiehe! plötzlich trübte
„Der Himmel ſich; ein Blitz ſchoß durch die Stille,
„Und traf die Holde in der Jugend Fülle.

„Sie ſtirbt; er flieht zur tiefſten Einſamkeit,
„Zur ſteilſten Höh'; um ſeine Hütte ranken
„Cypreſſen ſich mit melanchol'ſchem Schwanken,
„Schwarz, wie der Tiefſinn, dem er ſich geweiht;
„Die Sonne malt mit grünlich düſtrer Helle,
„Nur ſcheidend matt, die nackte Wand der Zelle.

„Ihr Schädel ward ſein Becher; ganz ergeben,
„Verſöhnt er nun das zürnende Geſchick.
„Der Trauer und der Andacht nur zu leben,
„Iſt ſein Bemühn: bei ſeinem düſtern Blick
„Drängt ſich die Ahnung nie gefühlter Schmerzen
„Mit Allgewalt auch in die frohſten Herzen.

„Und dieſer Heilige, der unſre Triebe
„Verſtand, ward unſer Freund; es rief ſein Mund
„Des Himmels Segen über unſre Liebe;
„Und das Geheimniß blieb in unſerm Bund.
„Den Aeltern alle Sorge zu erſparen,
„Bemühten wir uns ſtreng, es zu bewahren.

„Wir lebten nun, mit Liebe und Natur
„In friedlichem Verſtändniß, leicht dahin,
„Wo auf der ſtillen, menſchenleeren Flur
„Nur wilde Roſen bei Cypreſſen glühn;
„Beim Heiligen, der liebend uns verbunden,
„Verlebten wir geweihte, holde Stunden.

„Wie ward mir jede Arbeit nun zur Luſt!
„Wir theilten treulich Fröhlichkeit und Schmerzen,
„Und inniger verwuchſen unſre Herzen,
„Und Ein Sinn nur belebte beider Bruſt!
„In tiefer Heimlichkeit wardſt du das Pfand
„Von unſerm Glück: ein neues, ſüßes Band.

„In unſre Stadt kam damals der Geſpiele
„Von meiner Kindheit, jenes Reichen Sohn,
„Der mich erzog. Ihm waren im Gewühle
„Die jungen Jahre bunt dahin geflohn;
„Wild hatt' er hingelebt, manch' liebend Herz bethört;
„Viel Bande angeknüpft und wiederum zerſtört.

„Der Zufall bracht' uns wiederum zuſammen.
„Ich war ein Bild aus ſeiner Kindheit Traum,
„Er maß an mir den ſchon durchlaufnen Raum;
„Auch freuten ihn des fremden Lebens Flammen,
„Die, Blitzen gleich, aus meinem Innern ſprangen,
„Mit neuer Bilder Glanz ihn zu umfangen.

„Ich ehrt' in ihm die kräftige Natur,
„Den kühnen Sinn und den Zuſammenhang
„In ſeinem Innern, und den eignen Gang
„Ging ſo ein jedes; er war jünger nur:
„Was dem Verſtand, den Sinnen wohlgefällt,
„Reizt' ihn, doch ich genoß im Herzen eine Welt.

„Er ſah Elwinen — und an ihren Reizen
„Hing bald ſein Blick mit trunkner Lüſternheit;
„Denn ohne nach der Schönheit Sieg zu geizen,
„War gleichwohl ſie die Schönſte weit und breit;
„Und nie gewohnt, ſich Wünſche zu verſagen,
„Beſtürmt' er ſie mit Zärtlichkeit und Klagen.

„Doch ihre Neigung war nicht zu gewinnen.
„Gereizt durch den beſcheidnen Widerſtand,
„Schien ſelbſt ſein Stolz in Liebe zu zerrinnen,
„Und ernſtlich fleht' er nun um ihre Hand.
„Den freien Sinn, voll Unruh und Verlangen,
„Hielt Leidenſchaft im ſtillen Kreis gefangen.

„Berauſcht von dieſes Glückes goldnem Traum,
„Das weit die kühnſten Wünſche überflog,
„Und ſchnell ſie wieder in das Leben zog,
„Begriffen es die trunknen Aeltern kaum;
„Und ſie betrachteten mit Ehrfurcht nun Elwinen
„Als eine Heilige, zu ihrem Glück erſchienen.

„O, löſ'te ſich das Bild von jenen Stunden
„Von meiner Seele endlich doch einmal!
„Mit Lieb' und Pflichten, die ihr Herz verwunden,
„Rang ſie den innern Streit mit bittrer Qual!
„Ein Leichtes war es mir, den ſichern Pfad zu zeigen,
„Ich ſchwieg aus falſchem Stolz, und Frevel war mein Schweigen.

„Ach, gäben doch die Menſchen nicht das Eine,
„Das Einzige nicht hin für leeren Wahn!
„Des Herzens Neigung, frei von jedem Scheine,
„Gehöre ſie der Wahrheit ewig an!
„Die ächte Tugend duldet keinen Zwang,
„Und hier führt jeder Sieg zum Untergang.

„Sie ward ſein Weib! — Wohl ſeh' ich es, ich quäle
„Mit dieſem Wort im tiefſten Herzen dich;
„Doch tadle nicht die zartgeſtimmte Seele,
„Auch mir verhüllte einſt ihr Weſen ſich.
„Jetzt iſt nun alles klar, und himmliſch rein
„Steht neu ihr Bild vor mir — und ſie iſt mein!

„Was that ſie denn? — Mit ihrem weichen Herzen
„Rang ſie für Pflicht ſich ſelbſt vom Liebſten los,
„Aus frommem Irrthum, und erlag den Schmerzen;
„Denn dieſes Opfer war für ſie zu groß.
„Ein ſchuldlos Leben heiter zu genießen,
„Schuf ſie Natur; — ſchwer ließ ihr Loos ſie büßen.

„Es kann das Weib, in deſſen Bruſt die Sitte
„Und das Gefühl in reinen Tönen ſpricht,
„Durch's Leben gehn, mit leichtem ſicherm Tritte,
„Nur wahr zu ſeyn, iſt ihre einz'ge Pflicht.
„Gut von Natur, voll Phantaſie und Liebe
„Darf ſie nur ſich verſtehn und ihre Triebe.

„Sie wandeln ewig frei in ſichern Schranken,
„Sind ſtets in holder Miſchung Gott und Kind;
„Sie flechten ſich, wie ſchöne Blumenranken,
„Leicht durch des Lebens dunkles Labyrinth,
„Und brauchen nicht durch Irrthum zu geneſen;
„Treu der Natur, ſind ſie die frei'ſten Weſen.

„Doch öfters — ach! und dreimal Weh' der Armen,
„Die in dem Streit mit weicher Seel' erliegt! —
„Geſchieht es, daß ihr Schickſal, ohn' Erbarmen,
„In Widerſpruch die Zartgeſchaff'nen ſchmiegt,
„Wo ſelbſt die ſchönſten Triebe ſichrer ſie zerſtören. —
„Ach! warum mußte ſ i e zu dieſer Zahl gehören!

„Daß in Elwinens Bruſt noch Liebe glühte,
„Verrieth mir nun kein heimlich Wort, kein Blick.
„Gewelkt auf immer war des Lebens Blüthe;
„Ein banger Nachhall war mein ganzes Glück;
„Nur dann, wenn Unmuth mir die Bruſt durchwühlte,
„Geſtand ſie mir, daß ſie mein Leiden fühlte.

„Mehr that ſie nicht. Nur ſanfte fromme Lehren,
„Von keinem Seufzer, keinem Thränenblick,
„Die leicht geheime, tiefe Hoffnung nähren,
„Begleitet, ſollten mir mein Mißgeſchick

Digitized by Google

„Ertragen helfen. Ach! was konnte Troſt mir geben?
„Ich konnte nicht mit ihr, und ohne ſie nicht leben!

„Doch war mir's, wenn ich ſo an ihrer Seite,
„Im ſtillen Traum, des Himmels Ahndung trank,
„Als wenn ein Engel mich zum Schüler weihte;
„Ein ſüßes, heiliges Vergeſſen ſank
„Auf meinen Schmerz; wie bald, daß uns der Himmel einte,
„War's denn der Thränen werth, die ich der Erde weinte!

„Doch Manchem, der ſich gern dem Tode weihte,
„Dehnt oft ſich lang der kurze Weg zum Grab.
„Der Jugend Blüthe fiel vergebens ab,
„Und ſehen mußt' ich, wie an ihrer Seite
„Ihm Leidenſchaften wild die Bruſt durchſtürmten,
„Und Wolken ſich um ihre Tage thürmten. —

„Voll Eiferſucht, gequält von ſchwarzen Bildern,
„Empörte ſich ſein ſtolzes Selbſtgefühl;
„Faſt ſah ich ihn bis zum Tyrann verwildern,
„Und außer ſeinem Wunſch war alles Spiel;
„Anbetung heiſchte er, und glüh'nde Huldigung,
„Und ſtille Liebe ſchien ihm ſchon Beleidigung.

„Und wilder ſtets, in bänglicher Verwirrung —
„Zog ſich das Mißverhältniß um uns her.
„Wie ward durch eine einz'ge bange Irrung,
„Das ſonſt ſo lichte Leben uns ſo ſchwer!
„Verborgen wuchſen täglich meine Schmerzen,
„Und Argwohn wüthete in ſeinem Herzen.

„Ein Jeder, ſtolz, des Andern Werth zu fühlen,
„Wir haßten uns deßhalb nur deſto mehr;
„Oft ſuchte ſich die inn're Gluth zu kühlen,
„Und brach hervor, trotz aller Gegenwehr.
„Sie nur beſänftigte die zürnenden Gedanken,
„Und hielt mit einem Blick uns Beide noch in Schranken.

„Doch lang' ertrug ſie's nicht. Neu angefacht
„Von Leiden, die ihr Herz mit Qualen füllten,
„Lebendig ihr die vor'ge Zeit erhielten,
„War nun der alte Muth in ihr erwacht.
„Gelaſſen wagte ſie, ihr voriges Vergehn,
„Und, was ſie jetzt noch fühlt, dem Gatten zu geſtehn.

„Mit herbem Staunen hört er fremd ſie an,
„Und ſpricht zu ihr mit kalter Bitterkeit:
„„So war ich nur das Spiel von frommem Wahn,
„„Und Tugend gabſt du mir ſtatt Zärtlichkeit?
„„Der alten Neigung biſt du treu geblieben,
„„Und für ein Opfer galt dir's, mich zu lieben?

„„Dies war es, was dein ſchönes Auge trübte?
„„Was ich für Regung jugendlicher Scham
„„Und Vorbedeutung ſcheuer Liebe nahm?
„„Nun haſſ' ich dich, die ich ſo innig liebte!
„„Mich hintergingeſt du; ich glühte wahr für dich
„„Und deine Tugend war Verbrechen gegen mich.““

„Tief traf ſie jeder Vorwurf innerlich;
„Dem herben Gram erlag die zarte Hülle;
„Es brach das Herz noch in der Jugend Fülle,
„Und weihte fromm dem ſtillen Engel ſich. —
„Sie ſchied — und ließ mich auf der Welt allein,
„Allein mit dir, und unnennbarer Pein.

„Dumpf war mein Schmerz; es ſtarb mein vor'ges Leben
„Unwiederbringlich, ganz mit ihr dahin;
„Es regte ſich in mir kein weitres Streben,
„Starr ſtand die äußre Welt vor meinem Sinn.
„Ich ſuchte keinen Troſt: wer Alles fand,
„Und es verlor, den lockt kein neues Band.

„Doch länger in dem vielgeliebten Land,
„Wo jene Zeit, voll Liebe und voll Licht,
„Nun, wie verſteinert, ewig vor mir ſtand,
„Noch zu verweilen: das vermocht' ich nicht.
„Mit dumpfem Geiſt zog ich von Ort zu Ort,
„Mit dir und meinem Trübſinn, planlos fort.

„Ich lebte fort im Früh= und Abendroth,
„Mein Leben war ein immerwährend Sterben;
„Leicht wußt' ich Unterhalt mir zu erwerben,
„Das Nöthigſte war meine kleinſte Noth.
„Oft ging mir's gut; doch nicht der fernſte Schein
„Von Freude ſchlich in meine Bruſt ſich ein.

„Noch einmal kehrt' ich zu der Heimath mich,
„Der ſtillen Kindheit friedlichen Gefilden:
„Verändert hatte hier auch alles ſich;
„Ich irrte unter traurigen Gebilden;
„Die Aeltern waren todt; kein Frohſinn winkte mir;
„Nur eine Traurige verweilte einſam hier.

„Die Schweſter, die ich redlich ſtets geliebt,
„Betrogen war ſie durch des Mannes Liebe,
„Der mir das Herz bis in den Tod betrübt,
„Ihn hatte ſie geliebt mit treuem Triebe;
„Stets ihn zu lieben, war ihr einzig Glück:
„Doch er verſchwand, und kehrte nie zurück.

„Komm! ſprach ich; du Verlaßne, komm mit mir!
„Dich ſoll der Hohn der Fremden nicht beſchämen;
„An einer weichen Bruſt ſollſt du dich grämen;
„Den Troſt, denn ich entbehre, geb' ich dir.
„Beruhigung gab ihr des Bruders Wort,
„Und willig zog an meiner Hand ſie fort.

„Ich ſuchte drauf und fand Gelegenheit
„Mit einem Schiff nach Indien zu gehen,
„Um jenes Land, das in der Knabenzeit
„Mir ſchon gewinkt, in Wirklichkeit zu ſehen.
„Auf ewig ſchied ich von Europa's Strand,
„Und ſah mich bald in dieſem ſchönen Land.

„Auf dieſem milden, ſegensvollen Boden,
„Entfaltete der Menſchheit Blüthe ſich
„Mit vollem Trieb, als von des Geiſtes Oden
„Kein Schöpferhauch Europa's Flur durchſtrich.
„Wie anders war es jetzt! Ich ſah, wie nichts beſteht,
„Und doch ein hoher Sinn durch alle Zeiten geht.

„Ach! als mich hier die reine Luft umfing
„Zum erſten Mal mit ihren weichen Armen,
„Und nun ein Schwarm von unbeſtimmten warmen
„Gebilden ſich an meine Seele hing:
„Da war's, als fände ich das Ende meiner Qual,
„Als zeugte die Natur mich hier zum zweiten Mal.

„Doch bald erſchien die alte Bitterkeit;
„Denn ſie, der ich im ſüßen Herzens=Tauſch
„Mich ewig einſt zu Freud' und Leid geweiht,
„Sie theilte nicht der Seele frohen Rauſch!
„Wo weilte ſie? Ach, ganz allein und kalt,
„Schlief in der Gruft die liebliche Geſtalt.

„Dann quält' ich mich mit böſer Läſterung,
„Und ſtürmte gegen mich und mein Geſchick.
„Warum, ſo rief ich mit verſtörtem Blick,
„Flieht ewig mich allein Beruhigung?
„Wenn ich zu ſteten Schmerzen auserkohren,
„Warum bin ich, Unſeliger, geboren?

„Einſt, als ich an des Ganges weitem Strand,
„Wo abgeſchieden dunkle Haine grünen,
„Mich in der Wildniß ganz verirrt, da fand
„Ich einen alten heiligen Braminen;
„Wohlwollend nahm er mich zum Schüler auf,
„Und hier begann ein neuer Lebenslauf.

„Er weihte mich in ſeinen Glauben ein,
„Und pflegte meinen Gram mit weicher Hand,
„Bis, mit des innern Zwiſtes ſteter Pein,
„Die Rinde auch von meinem Herzen ſchwand,
„Und ich, beruhigt nun, auf neuem Pfad,
„Tief umgeändert in das Leben trat.

„Wie gerne folgt ich' ſeiner Rede nach,
„Und wurde nie ihm zuzuhören ſatt,
„Wenn er mit mir von jenen Wundern ſprach,
„Wie Brama einſt auf einem Lotosblatt,
„Den dunkeln Abgrund ſehnſuchtsvoll umſchwebt,
„Und dann mit ſeinem Hauch den Raum belebt.

„Und wie von ſeinem Liebeshauch entbunden,
„Zugleich Geliebt' und Mutter, die Natur
„Vom Chaos ſich als Göttin losgewunden,
„Und treulich folgend ihres Lichtes Spur,
„Die Weſen alle fröhlich ſich geſtaltet,
„Und hohe Ordnung überall gewaltet.

„Und immer weiter trat das Leben vor,
„Indem mit hellerm Blick ich um mich ſah;

Digitized by Google

„Zurückgerollt, ſchwand der Selbſtſucht Flor,
„Und heiter lag das Ganze vor mir da;
„In Unermeßlichkeit ich ſtill verging,
„Bis ich mich fand, ein Glied im großen Ring.

„Doch wenn er mir, mit kindlich frommem Sinn,
„Erzählte von den geiſtigen Geſtalten,
„Die ſichtbar oft durch Berg' und Thäler walten:
„Da rann ein ſüßer Schauer durch mich hin.
„Im Zwang der Wunder fühlt das Herz ſich freier,
„Und Glaube machte mir das Daſeyn theuer.

„O, Glaube! Funke, der im Herzen glühet,
„Von unſerm Daſeyn treues Unterpfand!
„Beglückt, wen du entzündeſt! Schöner blühet
„Ihm Erd' und Himmel; es entweicht das Band
„Des gröbern Stoffs; mit überird'ſcher Luſt
„Wohnt die Unendlichkeit in ſeiner Bruſt!

„Am innigſten von allen doch umfing
„Die Lehre: daß die abgeſchiednen Seelen
„Mit neuen Körpern freundlich ſich vermählen,
„Mein Herz. Wenn ich an dieſen Bildern hing,
„Da fühlt' ich auch im Innern mich geſunden,
„Und ihnen dank' ich meine ſchönſten Stunden.

„Vielleicht, wenn jener Vogel mich umſchwebt,
„Der oft mit Tönen rings den Hain beſeelt,
„Harmoniſch ſeufzet und ſich liebend quält,
„Daß die geliebte Seele ihn belebt?
„Oft dünkt es mich, als glimm' ein zart Entzücken,
„Wenn er mich ſieht, in ſeinen ſtillen Blicken.

„Dann wird er mir ſo heilig und ſo lieb;
„Ich pflege ſein mit zärtlichem Bemühen,
„Und feierlich erwacht der alte Trieb;
„Ich ſeufze dann, und meine Thränen glühen:
„Wohl dir, du Seele, die einſt ſchwer gelebt,
„Und die nun leicht in hohen Lüften ſchwebt!"

Hier hält er ein, und ſtille Rührung ſenkt
Das bleiche Angeſicht zum Buſen nieder,
Indeß ſein Sinn der vor'gen Zeit gedenkt;
Doch bald erhebt der trübe Blick ſich wieder,
Und ſieht erfreut in dem geliebten Sohn
Der Theuern Bild, die aus der Welt entflohn.

Er blickt ihn lang' mit feuchten Augen an;
Dann ſagt er ihm: „Mit kindiſchem Verlangen
„Haſt du, als Kind ſchon Geiſtern angehangen,
„Und einſt im Hain, von der gewohnten Bahn,
„Wo du oft wandelteſt, warſt du verſchwunden,
„Und niemals hat ſich eine Spur gefunden.

„Nach dieſem letzten ſchmerzlichen Verluſt,"
Fügt' er hinzu, „der niemals ſich verblichen,
„War aus der wunden, neu bewegten Bruſt,
„Zum Leben gänzlich aller Muth entwichen:
„Ich ſtrebte nun, mit redlichem Bemühn,
„Den Sinn vom Irdiſchen ganz abzuziehn.

„Nun war der einzige Zuſammenhang,
„Worin ich noch mit dieſem Leben ſtand,
„Daß ich am Abend täglich einen Gang,
„Verirrte aufzuſuchen, that; ich band
„Durch ein Gelübde mich, war treu, es zu erfüllen,
„Und ſieh! ſo mußte dies zuletzt mein Sehnen ſtillen!"

Heinrich von Breslau s. Minnesinger.

Johann Friedrich le Bret

ward am 19. November 1732 zu Untertürkheim geboren, ſtudirte zu Tübingen die Gottesgelahrtheit und ging dann als Hauslehrer nach Venedig, wo er von 1757 bis 1761 verweilte. In ſein Vaterland zurückgekehrt, erhielt er das Amt eines Mittwochpredigers zu Stuttgart und bald darauf eine Profeſſur und die Stelle eines Oberbibliothekars daſelbſt. Er ſtieg nun von Würde zu Würde, ward 1779 Conſiſtorialrath, 1780 Kanzler der Militärakademie und 1783 Prälat zu Herrenalz. Im Jahre 1786 begab er ſich wieder nach Tübingen, wo er am 6. April 1807 als Doctor und erſter Profeſſor der Theologie, Prälat zu Lorch, Kanzler der Univerſität und Probſt der Collegiatkirche ſtarb.

Außer lateiniſchen Abhandlungen u. ſ. w. erſchienen von ihm:

Giannone's Geſchichte des Königreiches Neapel. Riga, 1763—71. 4 Bde.

Geſchichte der Bulle in coena domini. Riga, 1767—70 4 Thle.

Staatsgeſchichte der Republik Venedig. Riga, 1769—77. 3 Bde.

Geſchichte von Italien. Halle, 1778—87. 10 Bde. gr. 4.

Magazin zum Gebrauch der Staats- und Kirchengeſchichte. Ulm, 1771—88. 10 Thle.

Vorleſungen über die Statiſtik. Stuttgart, 1783—85. 2 Thle. u. ſ. w.

Le Bret's Schriften ſind, vorzüglich die hiſtoriſchen, mit großem Fleiße und gewiſſenhafter Gründlichkeit zuſammengetragen, aber es fehlt ihnen an geiſtiger Belebung und Wärme, ſo wie an Eleganz des Styls, ſo daß man ſich nur mit Mühe durcharbeitet und keinen höhern Genuß von der Beſchäftigung mit denſelben erwarten darf.

Heinrich Gottfried von Bretſchneider,

ein Sohn eines Rittmeiſters von B. zu Gera, ward daſelbſt am 6. März 1739 geboren und erhielt ſeine Jugendbildung in ſeiner Vaterſtadt, nachdem er vorher eine herrnhutiſche Erziehungsanſtalt zu Ebersdorf beſucht und dort eine entſchiedene Abneigung gegen alles Frömmlerthum gefaßt hatte. In ſeinem ſechszehnten Jahre kam er als Kornet zu einem ſächſiſchen Dragonerregimente, nahm mit demſelben 1757 Theil an der Schlacht von Collin und ward zwei Jahre ſpäter zum Offizier ernannt. Er trat nachher in ein preußiſches Freicorps, hatte das Unglück, von den Franzoſen gefangen zu werden, und erfreute ſich erſt ſeiner Freiheit wieder nach dem Schluſſe des ſiebenjährigen Krieges. Durch den Reichshofrath von Moſer empfohlen, erhielt er jetzt das Amt eines Landeshauptmanns von Naſſau-Uſingen zu Idſtein, ging jedoch, da die Verhältniſſe ſich hier ſchlecht geſtalteten, auf das Geradewohl nach England und dann zu Fuß nach Paris, von wo man ihn mit geheimen Aufträgen des franzöſiſchen Hofes wieder nach Deutſchland ſandte. Er arbeitete nun in Coblenz unter dem Miniſter von Hohenſtein, begab ſich darauf nach Wien und ward hier durch Vermittelung des Freiherrn von Gebler zum Kreishauptmann im temeswarer Banat ernannt. Im Jahre 1778 ward er k. k. Rath und Bibliothekar zu Ofen und ſechs Jahre ſpäter k. k. Gubernialrath und Bibliothekar zu Lemberg.

Digitized by Google

Die Anfeindungen ſeiner Gegner an beiden eben genannten Orten veranlaßten ihn im Jahr 1809 um ſeinen Abſchied anzuhalten, welcher ihm mit einer Penſion und dem Hofrathsrange gewährt wurde. — Abwechſelnd lebte er jetzt in Wien, Nürnberg, Wiesbaden und Erlangen, hatte das traurige Schickſal, nach der Schlacht von Wagram zu Wien von einem Franzoſen niedergerannt und dadurch auf immer des Gebrauchs ſeines Armes beraubt zu werden, und ſtarb zuletzt, von wiederholten apoplektiſchen Anfällen gänzlich gelähmt, auf dem Gute ſeines Freundes des Grafen Wrtby zu Krzinitz in Pilſen am 1. November 1810. —

Von ihm erſchienen im Drucke:

Graf Eſau, komiſches Heldengedicht. 1768, ohne Druckort, in 12.
Papilloten. Frankfurt, 1769.
Familiengeſchichte des Junker Ferdinand von Thon. Nürnberg, 1775—76. 2 Thle.
Eine entſetzliche Mordgeſchichte von dem jungen Werther. 1775, o. O.
Fabeln, Romanzen und Sinngedichte. 1781, o. O.
Almanach der Heiligen aufs Jahr 1788. Rom in 12. N. A. Leipz. 1816.
Wallers Leben und Sitten. Köln, 1793.
Die freiwillige Beiſteuer. Vorſpiel. Lemberg, 1793.
Liebe und Wein in Aſien. Oper. Frankf. 1793.
Die Springwurzel oder die böſe Liſel. Oper. Nürnberg, 1810.
Reiſe nach London und Paris, herausgegeben von Göckingk. Berl. 1817.

Ohne eigentliche gelehrte Bildung, aber mit reichem Talent, Scharfſinn, Witz, Laune, Lebenserfahrung und Menſchenkenntniß ausgerüſtet, zeigte ſich v. B. als ein entſchiedener Feind alles Aberglaubens, aller Frömmelei und Lüge und bekämpfte dieſelben mit entſchiedenem Glück auf dem Felde der Satyre. Seine Schriften würden von größerer Bedeutung gebieben ſeyn, wenn nicht die Mehrzahl derſelben nur ein örtliches oder zeitliches Intereſſe hätte. Am ausgezeichnetſten unter ihnen ſind ſeine Papilloten, der Almanach der Heiligen, Ferdinand von Thon, und Wallers Leben. — Er ſtand mit den vorzüglichſten Männern ſeiner Zeit in freundlichem Verhältniß und war ein fleißiger Mitarbeiter am deutſchen Merkur, an der berliner Monatsſchrift, der frankfurter gelehrten Zeitung u. ſ. w. —

Vgl. Meuſel's hiſtoriſche und literäriſche Unterhaltungen, Coburg, 1818, und deſſen vermiſchte Nachrichten u. ſ. w. Erlangen, 1816.

Paris.*)

Mein Erſtes in Paris war, meine und Herrn Freyfeld's Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; das iſt, ich löſete alles ein was verſetzt war, und gab F. Beweiſe meiner Erkenntlichkeit, ohne meine wahren Verhältniſſe ihm zu entdecken.

Ich ſchrieb auch nun an meine Frau, und meldete ihr die glückliche Veränderung unſeres Schickſals, ohne mich in ein Detail darüber einzulaſſen; ich wies ihr Geld an, um eine eigene Wohnung zu beziehen, und ſich aus der Abhängigkeit von ihrer Mutter zu ſetzen. Sie hat eigentlich nie Noth gelitten, denn ihre Mutter ließ ihr und ihren Kindern nichts abgehen. Ich wußte das, und war doch um ſie immer ſehr bekümmert; aber jetzt, da ſich Ausſichten aufklärten, die mich bald in den Stand ſetzen konnten, meine Familie zu mir kommen zu laſſen, da grämte ich mich freilich weniger, fand aber auch nach Prüfung meiner ſelbſt, daß gekränkter Stolz vielen Antheil an meinem Kummer gehabt hatte. Ich mußte eine zeitlang ſtillſchweigend zugeben, daß ich mein Weib nicht ernähren konnte. Ehe ich nun von Paris ab- und nach Verſailles, den Ort meiner Beſtimmung, gehe, will ich, von der Menge der mir vorgekommenen Nebengeſchichten, und meinen damit verknüpften Beobachtungen, nur drei Beiſpiele anführen; das eine von franzöſiſcher Herablaſſung aus Höflichkeit; das zweite von deutſcher Redlichkeit eines franzöſichen Bürgers; und das dritte von einem großen Grade Reichsſtädtiſchen Stumpfſinns deutſcher Junker in Frankreich. Ich war mit Freyfeld in einem Kaffeehauſe; wir ſetzten uns in eine Ecke, und ſprachen deutſch mit einander. Ein zierlich aufgeputzter Abbé näherte ſich unſerm Tiſche, und fragte mit vieler Höflichkeit „Was das für eine Sprache ſey, die wir redeten? Ich ſagte ihm — Deutſch: und was bekam ich da für ein Kompliment? Sollte man glauben, daß die Franzoſen auch ſogar den allgemein angebornen National-Stolz ihrer geſchmeidigen, feinen Lebensart aufopfern können? — Allemand? ſagte er „quel accent? quelle langue! la françoise n'est qu'un jargon en comparaison d'elle." —

„Pardon, Mr. l'abbé; la langue françoise est la Reine de toutes les autres langues." — „La Reine? oui! peut-être; mais pour rendre justice à tout le monde: la votre est l'impératrice de toutes les autres langues vivantes ou mortes." Bien de bonté, Monsieur l'abbé! — Wenn Sie aber bei dieſem kurzen Dialog nicht ein ſo gar ehrliches Geſicht hätten machen können, daß ich, nolens volens, glauben müßte, Sie ſprächen von Herzensgrunde: ſo würde ich nicht umhin gekonnt haben, den Werth Ihres artigen Kompliments gehörig zu würdigen.

Einſt trat ich gegen Abend in einem ſchlechten Ueberrocke in ein Haus, vor dem ich eine Tafel geſehen hatte, mit der Ueberſchrift: *Baltasar*, Horloger de Madame la Dauphine. — Ich verlangte eine tombackne Uhr! Er hatte keine tombackne oder ſilberne, und fragte: „Warum ich keine goldene kaufen wollte." Antw.: Weil ich nicht ſo viel Geld habe. Wenn das iſt, mein Herr! ſo iſt es mir lieb, daß Sie zu mir gekommen ſind; denn ich habe hier eine von mir ſelbſt verfertigte gute Uhr, die ein Spieler von Profeſſion bei mir beſtellt hat, für 8 Louisd'or. Er mußte mir 3 Louisd'or vorauszahlen, und brachte vorgeſtern den Reſt mit 5 Louisd'or; ich konnte aber die Uhr nicht eher als heute verſprechen, weil noch etwas daran zu machen war. Heute früh kam er, und bat mich, ihm die 5 Louisd'or zurück zu geben, weil er in der Nacht alles ſein Geld verſpielt hatte. Er mußte Verzicht thun auf ſeine drei Louis Darangabe, und Sie, mein Herr, können nun in ſein Recht treten, und brauchen mir nur 5 Louis dafür zu zahlen." Ich nahm dieſe Geſchichte für einen gewöhnlichen Kunſtgriff, ließ mir aber doch die Uhr zeigen, und fand ſie, ſo weit meine Kenntniß reicht — gut; und wahrlich! ſie war es, denn ich trage ſie noch dieſe Stunde, und ſie hat mir in den dreißig Jahren, in denen ſie mich durch manches Land begleitet hat, ſehr wenig für Reparatur gekoſtet. Ich bezahlte die 5 Louis neuf, und Mr. Baltaſar bat mich, die Uhr den folgenden Tag Mittags abzuholen, weil er noch etwas daran zu richten hatte.

Zum Unglücke für mich, war ich dieſen Mittag beſſer gekleidet, als den Abend vorher. Wie ich alſo eintrat, und meine Uhr verlangte, wurde ich fürs erſte mit finſterem Geſichte empfangen, und als er mir die Uhr gab, nahm er das grüne Uebergehäuſe davon, und ſchob mir die Uhr, auf dem glatten Tiſche mit Unwillen zu. Ich fragte: haben Sie mir das Gehäuſe nicht mit verkauft? — „Nein, mein Herr! und wenn ich gewußt hätte, was ich jetzo weiß, ſo hätten Sie die Uhr unter 8 Louis nicht bekommen. Sie kamen aber geſtern in einem abgetragenen Ueberrocke, und ſtellten ſich arm — und das iſt nicht hübſch, mein Herr!" Alſo, mein lieber Herr Baltaſar, glauben Sie daß alle Leute reich ſind, die einen guten Rock anhaben? „Nein, das glaube ich nicht, ich glaube aber, daß wer einen ſolchen Rock, wie Sie heut haben, bezahlen kann, auch eine ſolche Uhr, wie dieſe, nach ihrem wahren Werthe bezahlen ſollte." Alles das ſagte der alte Mann mit ſoviel Ueberzeugung und Würde, daß man an ſeiner Ehrlichkeit gar nicht zweifeln konnte; und der Erfolg hat es bewährt, denn noch jetzt nach dreißig Jahren wäre mir dieſe Uhr um 8 Louis nicht feil. — Mir ſcheint dieſe Anekdote nicht ſo geringfügig, wie manchem, dem ich ſie erzählt habe. Einen gerechten, uneigennützigen und gutherzigen Mann wie dieſer war, zu treffen, iſt keine gewöhnliche Sache, und was der Menſchheit Ehre macht, ſoll man nicht verbergen.

Auch Beiſpiele unerhörter Albernheit müſſen nicht verhehlt werden. — Ich führte einſt zu Mittage Freyfeld in ein Speiſehaus; da wurden wir nach dem Eſſen, als wir eben fortgehen wollten, im Vorhauſe von einem junger Menſchen mit vielen Kratzfüßen deutſch angeredet: „Er habe uns aus der Küche im Speiſezimmer deutſch reden hören, und gleich gemerkt, daß wir gnädige Herrn aus Deutſchland wären." — Gut, und was iſt denn alſo ihr Begehr? — „Ihre Gnaden, ich bin ein Chirurgus; hier iſt mein Lehrbrief; und ſehen Sie nur, ich bin mit zwei jungen gnädigen Herren H** aus N** von ihren Aeltern hieher auf Reiſen geſchickt worden: aber nicht als Bedienter, auch nicht als Kammerdiener — ſondern, als etwas mehr Denn — belieben Sie nur zu leſen; ich habe eine ſchriftliche Inſtruction von dem Excellenz, gnädigen Herrn Vater meiner jungen Herren, unterſchrieben; worin mir die Macht

---

*) Aus: Reiſe nach London und Paris. 1817.

gegeben wird, ſie auch allenfalls, wenn ich es für gut befinden würde, arretiren zu laſſen." — Ich las die Inſtruction, und fand zu meinem Erſtaunen alles wörtlich wahr. „Wo ſind denn Seine gnädige Herren?" Sie wohnen hier im Hauſe im zweiten Stocke; wir ſind ſchon länger als einen Monat hier; ſie gehen aber nicht aus, weil ſie die Sprache nicht verſtehen, wollen ſie Ihre Gnaden beſuchen, ſo will ich Sie hinaufführen. — Das alles kam mir ſo abentheuerlich vor, daß ich mit F. hinauf ſtieg, und was fanden wir da? — Zwei junge Burſchen von 20 bis 24 Jahren, in beſchmutzten Schlafröcken, aus großen meerſchaumenen Pfeifen Taback dampfen, in einem übel aufgeräumten Zimmer, an einem Tiſche, worauf die Reſte von der Mittagsmahlzeit — die, wie ſie ſelbſt ſagten, für den Abend aufgehoben würden — zuſammengeſchoben waren: um Platz zum Mariagen-Spiel zu gewinnen, womit ſich die jungen Herren unterhielten. Eine Frage gab die andere. — „Alſo, meine Herren! ſind Sie ſchon vier Wochen in Paris?" Antw.: Ja. „Was haben Sie ſchon alles geſehen, was haben Sie für Bekanntſchaften gemacht? An wen ſind Sie addreſſirt?" — „An unſern Banquier; wir waren ein Mal zu Mittage bei ihm eingeladen, ſeine Frau iſt aber zu ſtolz; wir gehen nicht wieder hin; außerdem ſind wir noch gar nicht ausgegangen: denn wir können nicht mit den Leuten reden, und müſſen erſt die Sprache lernen. Deßwegen haben uns unſere Aeltern nach Paris geſchickt, und wir haben einen Sprachmeiſter, der uns verſichert, daß wir bald recht gut würden ſprechen lernen; er giebt uns alle Tage zwei Mal Lection." Aber wenn Sie auch die Sprache nicht verſtehen, ſo ſollten Sie doch bei dem ſchönen Wetter die öffentlichen Spaziergänge der Stadt beſuchen, um Menſchen zu ſehen und friſche Luft zu ſchöpfen. — Ach, Spaziergänge! — ja die haben wir in N** ſo gut, und ſo ſchön als hier. — Sind Sie da geweſen? da iſt eine Wieſe, wo man recht charmant ſpazieren gehen kann, und die Dörfer um die Stadt herum, wo ſo gutes Bier gebraut wird. — Warum ſind Sie nicht lieber zu Hauſe geblieben, Sie hätten warlich geſcheiter gethan. „Ja! unſere gnädigen Aeltern haben nicht anders gewollt; da fragen Sie nur den Johann: was das für Leute ſind, und aus welcher Familie wir abſtammen." — Bei ſo bewandten Umſtänden wünſche ich Ihnen guten Fortgang im Franzöſiſchen, damit Sie nach ein paar Jahren die Pariſer Luft kennen lernen; denn auf die Art, wie Sie zu Werke gehn, werden Sie wohl noch einige Zeit brauchen, bis Sie unter Menſchen ſich können ſehen laſſen. „O nein, es iſt uns alles vorgeſchrieben; wir dürfen hier nur nach einen Monat bleiben, und in dieſer Zeit ſollen wir auch auf ein paar Tage nach Verſailles gehen." — Nun da werden Sie mich vielleicht finden; denn ich gehe auch dahin, um mich da einige Zeit aufzuhalten. „Aber wo können wir Sie antreffen?" Wiſſen Sie was, meine Herrn! nehmen Sie noch einen Sprachmeiſter an, damit Sie deſto geſchwinder mit der Sprache fertig werden; und dazu empfehle ich Ihnen gegenwärtigen Herrn Freyfeld, der auch mein Sprachmeiſter iſt. Er wird Ihnen ſagen, wo ich in Verſailles wohne, denn ich weiß es jetzt ſelbſt noch nicht. — „Nein! zwei Sprachmeiſter dürfen wir nicht halten: aber wir wollen den andern abdanken, und dieſen annehmen; nicht wahr, Johann?" Der gab ſeinen Willen darein, und die Herren kamen richtig nach einiger Zeit nach Verſailles mit Herrn F., und machten da Bocksſprünge, die dem Leſer nicht verhehlt werden ſollen.

Herr Meier, der Gaſtwirth in der **Rue des vieux Augustins**, hatte inzwiſchen wegen meines langen Aufenthaltes in Compiegne eine hohe Meinung von mir gefaßt, die ſich nun vermehrte, als ich nach Verſailles ging. Er verſah mich mit einem Schreiben an ſeinen Landsmann Schnetz, der Schweitzer an der königlichen Kapelle in Verſailles war und ein Speiſehaus hielt, darneben auch Zimmer vermiethete.

Verſailles.

An welchem Tage des Septembers ich von Paris nach Verſailles fuhr, das kann ich nicht ſagen. Das Tagebuch in meiner Schreibetafel geht nur bis Compiegne, und ich würde mich auch zeither nicht ſo gewiſſenhaft an die Anzeige der Tage gebunden haben: wenn mir nicht ſelbſt die Rückerinnerung jedes Tages, nach Maßgabe ſeiner eigenen Plage, intereſſant oder erbaulich geweſen wäre. — In Verſailles ging ich wieder an meine Arbeit, in welcher ich nun durch längere Uebung viel Fertigkeit erlangt hatte; wozu ich ſonſt drei Tage gebraucht hatte, das vollendete ich jetzt in einem, und bekam daher Zeit und Muße genug, Verſailles kennen zu lernen, alles Sehenswürdige zu beſehen, und der Etikette ihren Zoll zu entrichten. Denn da ich nun mit den Papieren, ſo wie ſie ankamen, geſchwinder fertig wurde, und nur ſelten eigne deutſche Aufſätze zu verfertigen hatte: ſo blieb mir Zeit genug, mich auf ausdrücklichen Antrieb des Mr. G., täglich in dem Vorgemache des **Duc d'Aiguillon** zu gehöriger Zeit ſehen zu laſſen, und mich auch bei andern Gelegenheiten unter die Hofleute zu miſchen, ſo, daß ich endlich mit Verſailles ſo bekannt wurde, als ob ich da zu Hauſe wäre.

Weil man mich täglich in der Antichambre des Miniſters ſah, und er ſelbſt mir oft im Vorübergehen einige Worte ſagte, mich auch wohl bisweilen hinein zu ſich rufen ließ: ſo bekam ich gar bald ein gewiſſes Anſehen von Wichtigkeit, ſowohl bei Fremden, die in Geſchäfften oder Cour zu machen da ſtanden, als bei den Leuten des Herzogs, die mich ſo, wie einen der ins Haus gehört, behandelten; aber keiner wagte es je, mich um meinen Namen, oder meine Verrichtungen zu befragen; oder mit mir weitere Bekanntſchaft als ich ſelbſt wollte, zu machen. Einſt führte mich ein Hausoffizier, wie es öfter geſchah, um mir Kaffee zum Frühſtück zu geben; da fand ſich auch ein Hoffräulein der Herzogin ein, die, nach den gewöhnlichen Komplimenten, wiſſen wollte: „Ob ich ſchon lange in Verſailles ſey?" und endlich: „Ob ich ein Engländer ſey, und meinen Namen?" Da nahm der das Wort, der mich herein geführt hatte. „Der Herr iſt weder Engländer noch Franzoſe, und hat keinen Namen; er gehört zu den auswärtigen Geſchäfften" — und das Dämchen ſchwieg, und fragte nicht weiter.

Es traf ſich oft, daß ich geholt wurde, um dem Miniſter, in Beiſeyn des M. G., eine oder die andere Stelle zu entziffern, oder aufzuklären; oft wurde ich auch noch an einen dritten Ort geführt, um Rechenſchaft über einen oder den andern Ausdruck zu geben: denn mein Uebertrag aus den Ziffern wurde nicht alle Mal durchaus wörtlich ins Franzöſiſche überſetzt, ſondern oft nur ſynopſirt, oft auch nur von Mr. G. mündlich vom Blatte überſetzt, wobei ich zugegen ſeyn mußte.

Den König Ludwig XV. ſah ich täglich, habe ihn oft ſprechen hören, und dem Aeußerlichen nach, keinesweges als den entnervten Schlemmer, wie man ihn beſchreibt, gefunden: ſondern als einen ſchönen ältlichen Mann, der, wenn er z. B. des Sonntags über die große Spiegelgallerie in die Meſſe ging, durch eine Menge Menſchen, welche da verſammelt war, den König zu ſehen, ſo friſch und munter dahin ſchritt, daß man ihn für weit jünger halten mußte, als er wirklich war. Ich beſah oft ſein und ſeines Vorfahren, Ludwig XIV., Wohnzimmer, wenn der König in der Kirche war, auch war ich faſt täglich in den königlichen Vorzimmern; denn ich hatte da einen Freund, den alten Leib-Schweitzer des Königs, welcher immer unabgelöſt die Perſon des Königs bewachen, und des Nachts ſeine Bette queer vor der Thür des königlichen Schlafzimmers aufſchlagen, und da ſchlafen mußte. Dieſer ehrliche alte Mann verſchaffte mir überall Zutritt. Er war ein ächter Schweitzer, moraliſch und phyſiſch. Funfzig Jahre hatte er ſchon ſein Amt verwaltet, und dieſe ganze Zeit meiſtens in dem Vorzimmer des Königs unter Ducs und Pairs, Biſchöfen und Kardinälen, zugebracht, und noch ſprach er nur ſehr gebrochen franzöſiſch. Er zeigte mir das kleine Behältniß vor der Thür des Schlafzimmers, wo ſein Bett am Tage einen Schrank vorſtellte, den er Nachts herunter zog, daß er zum Bett wurde, und die Thür zum Könige verſperrte. —

Die damalige Dauphine, nachmahlige unglückliche Königin, konnte ich alle Tage ſpeiſen ſehen, wo ihr auf dem Tabouret nur eine Hofdame zur Seite ſaß, aber nicht mit eſſen durfte. —

Nur Sonntags ſoupirte der König mit ſeiner ganzen Familie, wobei ich mich auch allezeit einfand, um in einer kleinen Entfernung die Perſonen ſelbſt, und die ſeltſamen Tafel-Ceremonien zu beobachten. Dienſtag Abends war im Winter 1772 gemeiniglich Ball bei der Madame Dauphine, wozu nur ſolche Zuſchauer gelaſſen wurden, welche Billets hatten; mir wurde es nicht ſchwer, ſo oft ich es verlangte, eins zu bekommen.

Auch an den Reizen der bekannten Madame de Barri konnte ich mich faſt täglich weiden; ich ſah ſie oft; und ſpäter wurde ich ihr vorgeſtellt, weil ich, wie man hören wird, in einem Geſchäfft für ſie gebraucht wurde.

Zu allen dieſen außerordentlichen Begünſtigungen waren mir meiſtens die Schweitzer behülflich, mit welchen allen ich durch meinen Hauswirth Schnetz, den Kapellen-Schweitzer, an den mich Meier in Paris empfohlen hatte, genau bekannt wurde; ich hatte bei dieſem Kapellen-Schweitzer Koſt und Quartier.

Das Wort Kapelle hat hier nicht die Bedeutung der Muſik des Königs, ſondern der eigentlichen erſten Bezeichnung des Worts: nämlich der kleinen Kirche im Schloſſe zu Verſailles, worin der König täglich Meſſe zu hören pflegt. Dieſe Kapellen-Schweitzer hatten nichts anders zu thun, als gegenwärtig zu ſeyn, ſo lange die Meſſe dauerte, auf die Er-

Digitized by Google

haltung der äußerlichen Ordnung und Stille zu ſehen, und außer dieſer Zeit die leere Kapelle zu bewachen. Sie waren nicht Militärs, und hatten keine andere Waffen, als einen Degen, oder vielleicht auch Hellebarden, wenn ſie im Dienſte wären, welches ich mir nicht mehr zu erinnern weiß. Daß ihrer aber wenigſtens zwölf waren, erſah ich bei einem Auftritte, den ich erzählen will, weil etwas Charakteriſtiſches der Nation dabei vorkömmt. Es waren goldene Quaſten von dem Prunktuche aus des Königs Betſtuhle geſtohlen worden; und wo mir recht iſt, war es der Duc de Noailles, oder ein anderer Herzog, unter dem dieſe Schweitzer ſtanden, der ſie ſämmtlich in dem großen Schweitzerſaale des Schloſſes verſammeln, und ihnen durch einen Dollmetſcher dieſen Raub kund machen, und erklären ließ, daß einer aus ihrer Mitte der Thäter ſeyn müſſe. Ich ſtand an dem großen Camine dieſes Saals; die Kapellen-Schweitzer formirten eine Linie, davon mich der linke Flügel berührte; und da mich Niemand weggehen hieß, ſo hörte ich, gleich nachdem der Duc ausgeredet hatte, daß die mir nahen Schweitzer, die von ihm entfernt ſtanden, unter einander auf deutſch fragten: Was iſch geſtohle worden? — Goldene Quaſten — und nun war ein allgemeiner Unwille — wie man nur einen Schweitzer in Verdacht ziehen könne, Gold oder Silber geſtohlen zu haben? Es entſtand ein lautes Gemurmel von Klagen über eine ſolche Beſchuldigung; die Linie warf ſich in einen Haufen zuſammen; ein wohlgewachſener junger Mann trat vor den Herzog, und ſagte ihm auf gut deutſch, ohne alle Wahl in ſeinen Ausdrücken, alles was beleidigte Ehrlichkeit bei einer ſolchen Gelegenheit ſagen kann; und ſchloß damit, daß ein Schweitzer nie Gold und Silber ſtehlen werde. „Ja! wenns Wien (Wein) wäre — meinte er — da könnte eine ſolche Unterſuchung wohl noch ſtatt finden; aber über etwas anders ſchlechterdings nicht.“ Der alte Leib-Schweitzer des Königs, deſſen ich ſchon gedacht habe, zeigte ſich auch darin als einen Schweitzer, daß er in ſeinem kleinen Behältniſſe, wo ſein Bett war, einen kleinen Vorrath von Wein und vaterländiſchem Käſe nie ausgehen ließ, und ſeine Freunde sub Rosa damit traktirte. Ein kleines Beiſpiel von der Naiveté dieſes alten Schweitzer-Patriarchen, verdient hier Platz. Ich ſtand an einem Sonntage, nebſt vielen andern Menſchen, auf der großen Spiegelgallerie, über die der König in die Meſſe zu gehen pflegte. Bei dieſer Gelegenheit wurden ihm gemeiniglich, durch die Geſandten der Höfe, oft Freunde aus ihren Ländern, und von franzöſiſchen Miniſtern oder Hofbeamten andere Leute vorgeſtellt, die etwas zu ſuchen oder ſich für etwas zu bedanken hatten; welche alle der König, der auf einen jeden ſchon vorbereitet war, mit wenig Worten abfertigte.

An dieſem Sonntage war auch ein Marockaner in ſeiner Landestracht, nebſt einem Dollmetſcher, auf dieſer Gallerie, um dem Könige eine Bittſchrift wegen eines ihm von den Franzoſen weggenommenen Schiffes zu überreichen. Dem trägen Orientalen war es nicht möglich, ſich ſo lange auf den Beinen zu erhalten, bis der König kam; er ließ ſich einen Teppich auf den Fußboden breiten, und ſetzte ſich darauf in der gewöhnlichen Poſitur; äußerte auch, nachdem er ſaß, Verlangen nach einer Pfeife Taback, welches ihm aber nicht verſtattet wurde. Wie der halbſchwarze Patron nun da auf der Erde ſaß, und von einem zahlreichen Zirkel neugieriger Franzmänner und Ausländer begafft wurde, da kam der alte Leib-Schweitzer, von dem die Rede iſt, auf mich zu, und machte meiner Statur das Kompliment, „daß er mich doch immer hübſch über alle die Wälſchen wegſchauen ſehe.“ Darauf wies er mit Fingern auf den Marockaner, äußerte einiges Mißfallen, daß er ſich niedergeſetzt hatte und ſagte zu mir ganz ehrlich: „Er iſch nich von hier“ (nähmlich der Marockaner). Ich mußte freilich über dieſen kurzen Unterricht innerlich lachen; fragte aber doch den Alten: ob er glaube, daß ich den Mann mit ſeinem Turban für einen Pariſer halte?

„Nu, — nu, antwortete er: Wenn der Herr erſt eine Mummerei hier zu Lande ſehen wird, da wird er wohl noch närrſchere Kleider ſehen — und ſind doch nur Franzoſen.“

Nach Verſailles kamen nun auch die zwei deutſchen Herren, die inzwiſchen unter Anweiſung Herrn Freyfeld's den halben Peplier auswendig gelernt hatten. Er war mit ihnen gekommen, hatte gleich nach ſeiner Ankunft für alle drei ein Quartier beſorgt, wo ſie ſich, man wird hören, wie? umgekleidet hatten; und dann waren ſie alle drei ausgegangen, mir einen Beſuch zu machen. Weil es aber gerade Dienſtag war, und ich als Zuſchauer auf den Ball der Madame Dauphine gegangen war, ſo verkündete ihnen Herr Schnetz, mein Hauswirth, daß ich erſt ſpät nach Hauſe kommen würde. Freyfeld machte den Junkern den Vorſchlag, in die Komödie zu gehen; ſie wollten aber ihr Geld nicht umſonſt ausgeben, weil ſie doch nichts davon verſtänden. F. ging alſo allein.

Sich ſelbſt und ihrem Johann überlaſſen, faſſen ſie nun den tollen Entſchluß, auch auf den Ball der Dauphine zu gehen, und zwar aufgeputzt, wie folgt. Der älteſte hatte einen ſchwarzen Rock von grobem Tuch an, woran man mitunter röthlich gewordene Faden erblickte, bis auf den halben Rücken mit einem derben Kleiſter von Puder und Pomade überzogen; aber außerdem ſeine wollene ſchwarze Strümpfe; und gelbe tombackne Schuhſchnallen. Der jüngere, ein leberfarbenes auch grobes Tuchkleid; Rock, Weſte und Beinkleider einerlei, welches noch leidlich ſauber war; weiße metallene Knöpfe, auch ſchwarze wollene Strümpfe und tombackne Schnallen. Beide ſchon in Verſailles elegant friſirt, ſtark gepudert, Haarbeutel, wie ſie in jenem Jahrzehend in der Reichſtadt N** Mode waren, und grobe Wäſche. In dieſem Aufzuge gehen ſie gerade, Chapeau bas, nach dem Schloſſe, treffen zum Unglück auf dem Hofe einen deutſchen Schweitzer, der ſo dienſtfertig iſt, ihnen auf ihr Anſuchen die Zimmer zu zeigen wo der Ball war.

Ich ſtand in meinem Winkel um dem Tanze zuzuſehen, und ließ mir nichts von dem träumen, was vor der Thür geſchah, bis mir ein bekannter Schweitzer winkte. Als ich an die Thür kam, hörte ich deutſche Stimmen von außen herein tönen, und beſonders meinen Namen oft nennen. Man hatte ſie bedeutet, daß ohne Billet hier Niemand herein gelaſſen würde, wogegen ſie viel einzuwenden hatten. Sie machten ſich unnütz, pochten darauf, daß ſie deutſche Herren von Stande wären, welche überall auf freien Zutritt Anſpruch hätten; und daß ihr Adel gewiß ſo alt und ſtiftsmäßig ſey, als der des deutſchen Herrn, welcher ſich jetzt in dem Zimmer auf dem Ball befände. Das war nun Niemand anders als ich, den ſie ſehr oft mit Namen nannten. Dieſes unbeſonnene Betragen brachte mich auf; ich ging hinaus, und bat die Schweitzer, ohne den lauten Klagen dieſer ſaubern Herren Landsleute Gehör zu geben, „ſie möchten nur ihr Amt thun;“ dem zu Folge die jungen Herren nach dem Takte eines engliſchen Kontretanzes, der eben geſpielt wurde, die Treppe hinunter gewalzt, und auf dem feſten Erdboden abgeſetzt wurden.

Doch das war nicht der ſchlimmſte Streich den ſie mir ſpielten. Am andern Morgen ſtellten ſie ſich bei mir zum Frühſtück ein, als ob gar nichts vorgefallen wäre; und da F. mit kam, ſo fanden wir Behagen daran, die Reichſtädtiſch-ſtiftsmäßigen Reichs-Ritter dieſen Morgen und die folgenden Tage zu ihrem Beſten wacker zu tummeln. Indeſſen führte ich ſie doch an alle Orte, wo es nur immer anging, ſolche Figuren ſehen zu laſſen. Sie beſahen mit mir die Gärten, die königlichen Wohnzimmer, die Gemälde-Sammlung, und das neuerbaute Bureau des affaires étrangères, worin die Bildniſſe aller damals lebenden europäiſchen Potentaten, von den beſten Meiſtern, zu ſehen waren, und andere Oerter mehr. Sie wollten nun aber auch den König ſehen, und dieß wußte ich nicht anders anzuſtellen, als ſie in die Kapelle zu führen; und zwar auf das Chor, wo die Muſik war, gerade dem königlichen Betſtuhle gegenüber, wo man den König recht wohl ausnehmen konnte. Nun dachte ich durch einen genauen Unterricht allen dummen Streichen vorzubeugen, und band ihnen feſt ein, alles mitzumachen, was ſie von andern Leuten ſehen würden: darunter verſtand ich das Aufſtehen beim Evangelio, das Niederknien bei der Wandelung, und was ſonſt während der Meſſe beobachtet wird; aber meine Junker, welche nur Begriffe von lutheriſchen Kirchengebräuchen hatten, glaubten, es würde gemeinſchaftlich geſungen werden, etwa das Lied: Herr Jeſu Chriſt, dich zu uns wend ꝛc. oder dergleichen. Als nun eben, da wir hereintraten, die Sänger der Hofkapelle ein Tutti anſtimmten, fielen die Tölpel, um ja meiner Anweiſung getreu, ſich in nichts von andern Leuten zu unterſcheiden, mit einem erſchrecklichen Geblöke mit in den Geſang, und brachten mich dadurch ſo aus der Faſſung: daß ich, ohne mich umzuſehen, über den langen Gang, der von dem Chor durch die ganze Kirche führte, herauseilte, um nur nicht für einen Mitgeſellen dieſer deutſchen Klötze gehalten zu werden. Aber ſie hatten ſichs zur Regel gemacht, mir nicht von der Seite zu weichen, waren hinter mir hergezogen, und ſtanden da, als ich außerhalb der Kirche mich wieder zu erholen anfing. Was ich nun da in der erſten Hitze ihnen für höflich ſüße Worte mag geſagt haben, deſſen werden ſie ſich vielleicht beſſer erinnern, als ich. Ich überließ ſie von nun an ihrem Schickſale und ihren Thorheiten, von denen mir in Paris noch manches erzählt wurde. Ich glaube aber, der Leſer kann ſich mit denen begnügen, die ich ſelbſt geſehen und erzählt habe. Indeſſen iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe hochadlige Nachkommenſchaft eines ſtiftsmäßigen Mitregenten republikaniſches Volkes gleich nach ihrer Zurückkunft die Fußtapfen ihrer Vorfahren betreten, und nun ſchon beinahe dreißig Jahre die ſchwere Laſt der Regierung mit Beifall getragen, vielleicht auch nun ſchon ihre Nachkommen mit irgend einem Barbiergeſellen cum Facultate incarcerandi, auf Reiſen geſchickt haben. —

Digitized by Google

Karl Gottlieb Bretſchneider,

einer der vorzüglichſten rationaliſtiſchen Theologen Deutſchlands, voll tiefen Wiſſens und gründlicher Klarheit, iſt am 11. Februar 1776 zu Gersdorf im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater als Pfarrer lebte, geboren. Er ward von demſelben unterrichtet, hatte aber das Unglück, ihn ſchon in ſeinem zwölften Jahre zu verlieren, kam nun zu ſeinem Oheim nach Hohenſtein und beſuchte die dortige Stadtſchule. Später auf dem Gymnaſium zu Chemnitz für die Univerſität vorbereitet, ging er im Jahre 1794 nach Leipzig, wo er Theologie ſtudirte. Im Jahre 1804 ward er Adjunct der philoſophiſchen Facultät in Wittenberg und beſchloß, ſich der akademiſchen Laufbahn zu widmen; doch hinderte ihn die durch den Krieg herbeigeführte Auflöſung der dortigen Univerſität daran. Demzufolge ging er durch Reinhard empfohlen 1807 als Oberpfarrer nach Schneeberg und bereits im folgenden Jahre als Superintendent nach Annaberg. Im Jahre 1816 folgte er einem Rufe nach Gotha, wo er als Dr. d. Theol. und Phil., herzoglicher Oberconſiſtorialrath und Generalſuperintendent ſich eines ſchönen und ſeiner würdigen Berufes erfreut.

Seine deutſchen Schriften ſind:

- Aphorismen über die Union der beiden evang. Kirchen in Deutſchland. Gotha, 1819.
- Apologie der neueren Theologie des evang. Deutſchlands. Halle, 1826.
- Die hiſtoriſch dogmatiſche Auslegung des N. Teſtaments u. ſ. w. Leipz. 1806.
- Syſtematiſche Darſtellung der Dogmatik und Moral der apokryphiſchen Schriften des A. Teſtaments. 1. Bd. Leipz. 1805.
- Erläuterungen zu J. L. Förſters Lehrbuch der chriſtl. Religion. Leipz. 1831.
- Ueber die Grundprincipien der evangel. Theologie. Altenburg, 1832.
- Handbuch der Dogmatik. Leipz. 1814. 2 Bde. 3 A. Leipz. 1826. Mit einem Anhange.
- Heinrich und Antonio, oder die Proſelyten. Gotha, 1826. 4. A. 1831.
- Die beſonderen Hinderniſſe, welche in unſeren Tagen der nützlichen Verwaltung des evangel. Predigtamtes entgegenſtehen. Erfurt und Gotha, 1817.
- Der vierjährige Krieg der Verbündeten mit Nap. Bonaparte. Annaberg, 1816.
- Lehrbuch der Religion und Geſchichte der chriſtl. Kirche. Gotha, 1824. 2. A. 1827.
- Luther an unſere Zeit u. ſ. w. Erfurt, 1817.
- Predigten an Sonn- und Feſttagen. 1. Bd. Leipz. 1823. 2. Bd. 1824.
- Sendſchreiben an einen Staatsmann über die Frage: Ob evangeliſche Regierungen gegen den Rationalismus einzuſchreiten haben. I. und II. Leipzig, 1830.
- Der Simonismus und das Chriſtenthum. Leipz. 1832.
- Ueber die Unkirchlichkeit dieſer Zeit im proteſtant. Deutſchland. Gotha, 1821.
- Votum über eine neuerlich geforderte repräſentative Verfaſſung der evangel. Kirche. Leipz. 1832.
- Die Theologie und die Revolution. Lpzg. 1835.
- Einzelne Predigten, Abhandlungen, Recenſionen u. ſ. w. vorzüglich in neueſter Zeit in der Algemeinen Kirchenzeitung (Darmſtadt, Leske), deren Redacteur B. ſeit Zimmermann's Tode iſt.

B. hat in vielfacher Hinſicht höchſt ſegensreich für Deutſchland gewirkt, da er alle Intereſſen des Glaubens und der Kirche in ihren Verhältniſſen zu einander wie zu der Außenwelt aufzufaſſen, zu würdigen und von einem richtigen Standpunkte aus zu beleuchten und darzuſtellen weiß. Als gelehrter Theolog zeichnet er ſich durch tiefe und gründliche Forſchungen, als Kanzelredner durch klare und ruhige, aber keineswegs wahrer Begeiſterung und warmer Liebe ermangelnde Beredſamkeit, als hoher Kirchenbeamter durch genaue Kenntniß der Zuſtände des Lebens und der Kirche, in Allem aber durch eine unermüdliche Wirkſamkeit und Thätigkeit, frei von allen Nebenrückſichten nur das allgemeine Beſte bezweckend, aus. Eben ſo ſehr wie durch ſeine gelehrten Werke und ſeine trefflichen Predigten, hat er dem allgemeinen Weſen durch ſeine kleinen Flugſchriften, die nicht wenig zur Belehrung der Menge und Bekämpfung der Feinde des Lichtes beitrugen, genützt.

Iſt das Leben ein Traum?

Predigt, am Neujahrstage 1822 gehalten. *)

Text: Pſalm 126, 1.

„Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlöſen wird, ſo werden wir ſein wie die Träumenden.“

Der Pſalmiſt ſpricht von der erſehnten Zeit, wo die Gefangenſchaft der Juden in Babylon ſich endigen, und die Weggeführten in's theure Vaterland zurückkehren würden. Dann, ſagte er, wird uns ſein, wie den Träumenden; Alles, was wir litten, wird hinter uns in dunkler Vergeſſenheit liegen, wie ein nichtiger Traum; ſein wird uns, wie denen, die aus einem ſchweren Traume erwachen, und ſich glücklich preiſen, daß er nicht Wahrheit war. Der Pſalmiſt vergleicht einen Theil des Lebens mit einem Traume; man kann aber dieſe Vergleichung auch auf das ganze Leben bis zu unſerm Eingang in das ewige Vaterland ausdehnen, und häufig hören wir in gebundener und ungebundener Rede das Wort: das Leben ſei ein Traum! — Singt doch auch der fromme Sänger mit unverkennbarer Beziehung auf den Ausſpruch des Pſalmiſten:

Wie den Träumenden wird's dann uns ſein!
Mit Jeſu geh'n wir ein
Zu ſeinen Freuden;
Der müden Pilger Leiden
Sind dann nicht mehr! —

Dieſe Vergleichung ſpricht das Herz an; man fühlt, es liege Wahrheit darin, Wahrheit, welche den Schmerz beruhigt und widerſtreitende Gefühle verſöhnt; man fühlt aber auch, ſie ſei ein Bild, das nur eine abgemeſſene Anwendung leide, wenn es nicht trügeriſch und ſchädlich werden ſoll.

Die Wahrheit jener Vergleichung fühlt aber das Herz beſonders am heutigen Tage, wo die Erde ihren Jahreslauf um die Sonne auf's neue beginnt, und uns der fühlbare Schritt der Zeit auf des Lebens Kürze und Vergänglichkeit mächtig hinweiſet. Denn nicht groß iſt die uns zugemeſſene Zahl der Lebensjahre, und der Anfang eines neuen Jahres enthält immer eine ſehr ernſte Aufforderung, den Vorrath von Lebenszeit, der für uns noch übrig ſein dürfte, zu berechnen. Dem Kinde, dem Jünglinge ſcheint dieſer Vorrath freilich unerſchöpflich, und der Weg bis zum 80ſten Jahre dünkt ihm ein ewiger zu ſein. Doch wer des Lebens Mittag erreicht, oder ſchon überſchritten hat, der weiß es wohl, daß der Abend nicht ferner von ihm ſei, als der Morgen, und daß die Zeit mit ſchneller Flucht enteile. Und wer in's Alter eingetreten iſt, den erinnern die langen Schatten, in welche die Bilder der Vergangenheit zurücktreten, an den Abend und den nahen Untergang der Sonne ſeines Lebens. Darum erhebt er den Blick zum Quell des Lichts, auf einen neuen Morgen hoffend; die Vergangenheit aber überläßt er den Schatten der Nacht, welche anfängt, ſie einzuhüllen, und des Lebens Luſt und Schmerz aus der Tafel ſeines Gedächtniſſes zu verwiſchen. Er fühlt, das Leben ſei ein Traum, und er ſonnt ſich nach dem Erwachen an dem Morgenrothe eines ſchönern Lebens.

Iſt denn aber auch das Leben ein Traum?

In gewiſſem Betrachte iſt es ein Traum; in andrer Beziehung iſt es kein Traum. Dem Lebenden aber iſt nichts nöthiger, als daß er das Leben im rechten Lichte erblicke, damit er es recht gebrauche.

Das Leben iſt ein Traum! — Es iſt es, in wiefern die Bilder des Lebens, die in unſer Bewußtſein treten, oft

---

*) Aus: Dr. K. G. Bretſchneider's Predigten. Bd. 2. Leipzig, 1823.

Digitized by Google

eben ſo täuſchend und nichtig ſind, als die Bilder des Traums. Der Traum läßt uns oft Dinge ſehen, die gar nicht wirklich ſind, und verſetzt uns in Lagen, in denen wir niemals waren, in welche wir auch nicht kommen werden; und in dieſer Rückſicht iſt oft das Leben dem Traume gleich. Denn wer vermöchte ſie alle zu zählen, die Täuſchungen, in die wir wachend verfallen? Bald ſpiegelt uns die Furcht Schreckniſſe vor, die nur in unſrer Einbildung vorhanden ſind, aber doch die Seele mit Gram und Grauen erfüllen; bald läßt uns die Begierde Güter und Freuden erblicken, die Täuſchungen ſind, aber doch unſer Gemüth in heftige Bewegung ſetzen, und uns mit Erwartungen von Glück und Ruhe locken, die, wenn wir ihnen näher kommen, in Nichts verſchwinden. So wie ſich daher die Seele oft in Träumen mit vergeblichen Aengſten quält, aber auch mit Freuden ſpeiſet, die nichts ſind, als Gaukelbilder der Einbildungskraft: ſo zittert das Herz auch oft im Leben vor bloßen Schatten ohne Wirklichkeit, jagt aber auch oft nach Gütern, die eben ſo wenig vorhanden ſind. So wie aber das dunkle Bewußtſein im Traume des Lebens Gegenſtände oft in falſchem Lichte auffaßt, das Vergangene darſtellt als gegenwärtig, das Zukünftige im Voraus als ein Wirkliches nimmt, und der Gegenwart nicht ſelten vergißt: ſo auch das wachende Bewußtſein im Leben. Das Glück, das wir in Händen haben, o wie oft wird es verkannt in ſeiner wohlthätigen Natur, und einem Scheingut aufgeopfert, das uns, dem Nebel gleich, entweicht, wenn wir es faſſen wollen! — Wie oft iſt unſer Herz troſtlos, wenn uns die höhere Weisheit Gottes nimmt, was ſie uns nicht länger laſſen kann! Wie oft fliehen wir unſer Glück, im Wahne, als ſei es Quelle des Unheils. Wie oft aber begrüßen wir das Böſe und Verhängnißvolle mit lautem Jubel, als der Freuden Quell! Wie oft ſind alle Erwartungen von der Zukunft nichts, als ein nichtiger Traum, den die Wirklichkeit zerſtreut! — Und der Schwärmer, iſt er nicht ein wachender Träumer? Träumt er ſich nicht eine Welt, wie ſie nicht iſt, und nicht ſein kann? — Das Leben iſt ein Traum, denn täuſchend und nichtig ſind oft des Lebens Bilder wie die des Traumes.

Das Leben iſt ein Traum! Denn ſeine Bilder verwiſchen ſich oft eben ſo leicht aus dem Gedächtniſſe wie die Bilder des Traumes. — Nur mit Mühe erinnern wir uns beim Erwachen des nächtlichen Traumes, der uns ſchreckte oder erfreute, und nach kurzer Zeit entſchwindet er gänzlich unſerm Gedächtniſſe. Nur einzelne Bilder und Scenen, welche der Traum vor unſre Seele führte, bleiben treuer im Gedächtniſſe, weil ſie entweder beſondere Lebendigkeit hatten, oder durch ihre Bedeutung für das Leben uns merkwürdig blieben, oder eine tiefe Bewegung des Gemüths auch nach dem Erwachen zurückließen. — Eben ſo die Bilder des Lebens. Gegenwart und Zukunft beſchäftigen uns gewöhnlich ſo ſehr, daß ſich die Bilder der Vergangenheit immer mehr und mehr verdunkeln, und ein großer Theil von ihnen uns gänzlich aus der Erinnerung ſchwindet. Die Vergangenheit wird endlich dem dunkeln Traume gleich, deſſen Bilder wir nur mit Mühe in der Seele wieder auffriſchen können. So wie die Zeit die Farben in einem Gemälde bleicht; ſo verwiſcht auch die Zeit die lebendige Farbe der Bilder früher genoſſener Freuden und Leiden, und es ſind auch nur einzelne Auftritte unſers Lebens, die das Gedächtniß treuer feſthält, und welche auch in ſpätern Jahren lebendig vor unſre Seele treten. Iſt dieſes aber ſchon, während wir noch leben, der Fall; wie vielmehr wird es geſchehen, wenn wir das Leben ganz verlaſſen haben, und die Gegenwart einer neuen Welt mit ihren Zaubern und Wundern unſer Bewußtſein erfüllt? Wird dann nicht das kurze irdiſche Leben wie ein dunkler Traum hinter uns liegen? —

Das Leben iſt ein Traum! Denn ſein Wohl und ſein Wehe gehen eben ſo ſchnell vorüber, als die Freuden und Leiden des Traumes. — In Nichts zerrinnt beim erſten Strahl des Morgenrothes des Traumes ganze Bedeutung, er mochte nun entweder die Seele mit Sorgen, Angſt und Schrecken belaſten, oder ſie auf den Flügeln der Freude und Luſt über die Wirklichkeit erheben. Setzte dich auch der nächtliche Traum auf einen Fürſtenthron, gab er dir der Erde reichſte Schätze, übertraf er deine kühnſten Hoffnungen, machte er dich zum glücklichſten Sterblichen; oder peinigte er dich mit Kerker und Banden, machte er dich zum unglückſeeligen Sclaven brutaler Gewalt, raubte er dir das Liebſte und Theuerſte, verſenkte er dich in die tiefſte Trauer: — es iſt Alles nichtig! mit dem Erwachen zerrinnt Freude und Angſt in Nichts!

Des Lebens Bilder dauern zwar länger, als die Bilder des Traumes; aber die lebendigen Gefühle, die ſie in dem Augenblicke aufregen, wo ſie ſich uns darſtellen, ſinken ſchon hier im Laufe der Zeit oft in Nichts zurück. Der härteſte Verluſt, der uns, wenn er uns trifft, ganz nieder ſchmettert, und mit dem wir alles Lebensglück für immer verloren zu haben glauben, — nach Jahren denken wir mit Ruhe an ihn; endlich tritt er noch kaum in unſre Erinnerung; er wird auch wie ein Traum vergeſſen! Der bitterſte Haß, der unſer Herz durchwühlt, wenn wir boshaft gekränkt werden, — er ſcheint im erſten Augenblicke ein Gefühl für die Ewigkeit zu ſein, und ſelbſt im Grabe nicht erlöſchen zu können: aber wenn Monden, Jahre über unſern Häuptern hingerollt ſind, ſo iſt er vergeſſen, ja, wir erinnern uns vielleicht ſpäter ſeiner mit einem Lächeln über unſre Leidenſchaftlichkeit. Wenn dieſes ſchon während des Lebens geſchieht, wie vielmehr wird dies nicht der Fall ſein, wenn wir endlich aus dem ſchwachen Traumleben dieſer Erde erwachen zum vollen Lichtleben der Unſterblichkeit! — Ob du dann im irdiſchen Leben eine Krone trugſt, oder die Sclavenkette; das Scepter führteſt, oder den Spaten; im Glanz des Reichthums lebteſt, oder von den Sorgen der Armuth gequält wurdeſt; ob dir deine Wünſche erfüllt, oder verſagt wurden; ob du in Freude jauchzeteſt, oder in Thränen ſeufzeteſt: Alles wird, beim Erwachen zum ewigen Leben, ein Nichts ſein, ein nichtiger Traum, deſſen du nicht mehr gedenkſt, der dein Herz nicht mehr bewegt.

Das Leben iſt ein Traum! Denn auch der Menſchen und Völker Geſchicke wechſeln in bunter Verwirrung, wie die Bilder des Traumes.

Wundervoll und regellos wechſeln die Bilder, die der Traum vor unſre Seele ſtellt, ohne daß wir zu ſagen vermögen, warum es gerade dieſe Reihe von Bildern iſt, die er uns zur Beſchauung vorführt, und warum ſie ſich plötzlich in andere, oft entgegengeſetzte, Darſtellungen verwandeln. Denn ſelten verweilt der Traum lange bei Einer Vorſtellung, ſondern immer ſpringt er zu einer andern über. Bald miſcht er uns unter die Bilder des Glücks, durch die er uns ergötzt, Bilder des Schreckens; bald führt er uns plötzlich aus Verlegenheit, Furcht und Gram zu Freude und Glück. Bald läßt er uns großmüthig und edel handeln, bald ſchlecht und pflichtvergeſſen, daß wir uns ſelbſt ſchämen, wie wir ſo tief fallen konnten. Er miſcht Bilder und trennt ſie wieder, verſetzt uns in Verhältniſſe und hebt uns wieder aus ihnen heraus, und wandelt das Schauſpiel, das er uns vorſtellt, ſo wunderſam und launenhaft, daß es uns unmöglich iſt, einen Grund dieſes Wechſels und einen Zuſammenhang in demſelben zu erkennen.

In dieſer Abwechslung und Regelloſigkeit iſt er aber ein entſprechendes Bild des Lebens ſelbſt. Da gehen freudige und traurige Tage in eben ſo bunter Miſchung unter einander; da tritt das Unglück eben ſo unerwartet den Glücklichen an, und läßt ihn des Glückes Unbeſtand empfinden; da reicht aber auch das Glück dem Sorgenvollen und Bedrängten oft eben ſo unerwartet die rettende Hand, und erfüllt ſeine Wünſche. Auch das Leben behält dieſelbe Geſtalt niemals lange, ſondern Freude und Trauer, Lachen und Weinen wechſeln oft und unerwartet, und Ruhe und Gefahr, Friede und Krieg, Leben und Tod tauchen abwechſelnd auf aus dem Strome der Zeit, um den Lebenden ihre willkommene, oder unwillkommene Gabe zu ſpenden. — Leider zeigt ſich dieſer Wechſel auch oft im ſittlichen Leben des Menſchen! Schlechte und gute Handlungen miſchen ſich in ſeinem Leben. Es iſt eine Zeit, wo ein guter Geiſt ihn treibt, und ſeine Thaten Ruhm verdienen; aber es kommt auch eine andre Zeit, wo ein böſer Geiſt ihn ergreift, wo er fällt, — oft tiefer fällt, als er ſelbſt für möglich gehalten hätte.

So im Leben der Einzelnen; ſo auch in dem Gange der allgemeinen Schickſale. Nationen ſteigen und ſinken, das Licht wechſelt mit der Finſterniß, das Gute mit dem Böſen, die Herrſchaft des Rechts mit der Gewalt des Unrechts, der Ueberfluß mit Mangel, der Wohlſtand mit Armuth, der Glanz und die Macht mit dem Elende und der Ohnmacht, die Bildung mit der Barbarei, die Weisheit mit der Thorheit, — ſo unerwartet, ſo wunderſam, daß wir betäubt und erſtaunt ſtehen, vergebens den Grund ſolches Wechſels zu erforſchen ſuchen, und das Ganze uns ein Traumbild zu ſein ſcheint. — Und wenn wir uns daran erinnern, meine Brüder, was wir erlebt haben, — wie die Länder und Herren gewechſelt, wie Verbindungen ſich geknüpft und gelöſet haben, wie Macht und Sieg von einer Seite zur andern ſchwankte, wie Furcht und Hoffnung die Gemüther bewegte, wie immer unerwartet eine Scene des großen Trauerſpiels die andre verdrängte, und uns durch neue Verwickelungen in Erſtaunen ſetzte; wenn wir die Bilder dieſer ganzen merkwürdigen Vergangenheit von der erſten Erſchütterung des Thrones der Lilien an den Ufern der Seine, bis zu dem unerwarteten Aufflammen eines neuen Wundermeteors in Griechenlands Gefilden, in Ein Gemälde zuſammen faſſen: — ſo müſſen wir, betäubt von ſo vielen Veränderungen, geſtehen: es ſei uns, wie den Träumenden! — auch das Leben im Großen ſei ein Traum!

Doch, — wir wollen uns nicht irren! Es iſt ein Bild, — eine Vergleichung, die wohl einige Wahrheit enthält, aber in andrer Rückſicht auch falſch iſt, und uns gefährlich werden könnte, wenn wir ihr im Handeln unbedingt folgen wollten. Der Traum hat weder Bedeutung, noch Wahrheit, noch wirkt er ein auf unſern Zuſtand; das Leben aber hat eine hohe Be-

Digitized by Google

deutung, iſt Wahrheit, und ſteht in enger Verbindung mit der Ewigkeit.

Das Leben iſt kein Traum! Denn obgleich die Einbildungskraft uns oft täuſcht mit nichtigen Bildern des Wahns, ſo iſt doch das Leben Wahrheit, und hat eine ſehr ernſte Bedeutung. — Des Traumes Gebilde ſind alle Wahn und Trug, und zerrinnen von ſelbſt in Nichts. Des Lebens Ereigniſſe aber, und die Gefühle, die ſie wecken, ſind Wahrheit von hoher und ernſter Bedeutung, und ſtehen vor uns mit allem Gewichte und aller Dauer der Wirklichkeit. Der Traum iſt nur ein ſcherzendes Bild des Lebens; das Leben ſelbſt iſt die Wahrheit, von der das Bild genommen iſt, das Weſen unſers Seins, das uns der Schöpfer gab für hohe Zwecke, und deſſen Ende ſich mit der Ewigkeit verbindet. Wohl könnte man es dem Unglücklichen gönnen, daß der Kummer, der, Felſen gleich, ſein Herz belaſtet, der Schmerz, der ihm das Leben zur Hölle macht, nur Wahn und Täuſchung wäre! wohl dem Sünder es wünſchen, daß ſeine Thorheiten oder Verbrechen, daß das Elend, das er ſich und Andern erbaut, nichts wäre, als ein nichtiger Traum! Doch Wahrheit iſt's, was er empfindet, was er vollbringt und ſchafft, es ſei nun Böſes, oder Gutes. Und auch die Täuſchungen ſelbſt, mit denen wir uns ergötzen, oder plagen, ſie ſind doch, ſo lange der Wahn dauert, der Wahrheit gleich. So wie Schmerz und Freude im Traume, obgleich grundloſe, doch wirkliche Empfindungen ſind, und die Bilder der Freude, die uns der Schlaf vorgaukelt, uns entzücken, ſo lange ſie vor der Seele ſtehen, die Bilder des Schreckens aber uns erſchüttern, und die Bilder des Grams uns das geſchloſſene Auge mit Thränen erfüllen: ſo iſt auch Freude und Schmerz im Leben, wenn gleich grundlos an ſich, doch wahr in unſrer Empfindung, und erheitert, oder trübt unſre Lebenstage. — Drum nimm das Leben nicht als einen Scherz, ſondern als ſtrengen Ernſt! Erkenne, was es dir ſein, was du ihm leiſten ſollſt, und ſuche die vom Schöpfer dir vorgeſchriebene Beſtimmung mit treuem Fleiße zu erreichen. Wie auch der Traum dir dein Geſchick beſtimmte, und dein Verhältniß zum Leben wandelte und verkehrte; wenn du erwachſt, biſt du dennoch der Vorige, und die Wirklichkeit tritt wieder ein in ihre Rechte. Doch wie das Leben dein Geſchick beſtimmt, oder wie du ſelbſt dein Verhältniß mit Weisheit, oder Thorheit, geſtalteſt und veränderſt: ſo biſt du wirklich; und in der Beſchaffenheit, in der du von dem Leben ſcheideſt, trittſt du ein in die vergeltende Ewigkeit. — Nimm aber auch des Nächſten Leben nicht als einen Scherz; am wenigſten ſein Glück und ſeine Leiden. Mag auch beides ihm am Ende ſeiner Tage als ein nichtiger Traum erſcheinen; ſo iſt es doch, ſo lange es währet, Wirklichkeit, und begründet für dich Verdienſt, oder Schuld, vor dem Richterſtuhle deines Schöpfers. Zerſtöre nicht des Glücklichen ſchuldloſen und ungefährlichen Wahn, der ihn beglückt; obgleich ein Wahn, beſeeligt er ihn doch, und nur wenn ihn der Weg an Klippen, Ströme oder Abgründe führen könnte, mußt du ihn wecken, und ihm das Bittre der Enttäuſchung nicht erſparen Füllt aber ihn ein Truggebild mit Gram, ſo eile liebreich, ihn zu verſtändigen und aus der Täuſchung ſchwerem Traum zu wecken. Erweiſet man dieſe Barmherzigkeit doch dem Schlafenden, wenn ſchwere Träume ihn quälen; wie vielmehr dem, der wachend träumt von Kummer und von Unglück! —

Das Leben iſt kein Traum! Denn ob ſich gleich ſeine Bilder, wie die des Traums, leicht aus dem Gedächtniſſe verwiſchen, ſo tilgt doch keine Zeit die ſittlichen Bilder unſers Lebens aus. — Mag auch von der Vergangenheit noch ſo viel aus unſerm Gedächtniſſe verſchwinden; mögen auch die genoſſenen Freuden, die erduldeten Leiden, ganz in das Dunkel der Vergeſſenheit zurücktreten: für *Eines* iſt das Gedächtniß dennoch treu, und dieſes iſt das Böſe oder Gute, das wir gethan, die Schuld, oder das Verdienſt, das wir erworben haben. O Mancher wünſchte wohl, aus ſeinem Bewußtſein auszutilgen, was er im Leben gethan hat! — Doch vergebens! Selbſt wenn die Erinnerung daran lange geſchlummert hat, ſo kommt ſie oft ganz unwillkommen, am liebſten am ſpäten Abende des Lebens, und friſcht die Bilder unſers ſittlichen Lebens mit neuen und kräftigen Farben auf. Dieſes thut das *Gewiſſen*. — Es iſt der Schutzgeiſt des Menſchen, der ihn unabläſſig zum Rechten ermahnt, aber im Geräuſche des vollen Lebens oft nicht gehört wird. Aber wenn wir anfangen, dem Leben abzuſterben; wenn unſre Sehnſucht, unſer Hoffen am Leben nicht mehr hängt, ſondern ſich wendet zu der verborgenen Zukunft der Ewigkeit: da tritt dieſer göttliche Schutzgeiſt uns zur Seite, hält uns den Spiegel unſers Lebens vor, und ſtellt uns die erloſchenen Bilder unſers ſittlichen Lebens zur Freude, oder zum Schrecken, vor das Auge. Darauf darfſt du alſo wohl rechnen, daß die Zeit Freude und Schmerz in deinem Bewußtſein verlöſchen wird; aber damit ſchmeichle dir nicht, daß auch dein ſittliches Verhalten ein Traum ſein werde, ſondern bedenke, daß dein Gewiſſen über dein Leben Buch und Rechnung hält, und dir ſie vorlegen wird zum Schrecken, oder Troſte, wo du es am wenigſten erwarteſt. Und was auch immer aus deinem Gedächtniſſe verſchwinden möchte, das wäre darum doch nicht ſo gut als nicht geſchehen; denn *Einer* vergißt nie, — der, der aller Menſchen Thaten richten wird nach gerechter Wage; der, vor deſſen Richterſtuhle alles Gute und Böſe offenbar werden ſoll, was wir gethan haben bei Leibes Leben.

Das Leben iſt kein Traum! Denn wenn auch ſein Wohl und Wehe ſchnell vorüber geht, wie ein Traum, ſo bleiben doch die Wirkungen unſers Verhaltens, und tragen ihre Frucht hier und in der Ewigkeit.

Mögen auch alle Güter, Vorzüge und Auszeichnungen mit dem Leben, wie ein Traum, verſchwinden: der Gebrauch, den du von dieſen äußerlichen Vorzügen macheſt, verſchwindet nicht, dein weiſes oder thörichtes, den gerechtes oder ungerechtes Verhalten dabei bleibt nicht ohne Frucht. Brauchteſt du die Güter und Vorzüge deines Lebens nach dem Gebote der Pflicht und dem Geſetz der Liebe; ſo haſt du eine Saat des Segens ausgeſtreut, die noch lange nach deinem Tode fortwächſet, und wohlthätige Früchte trägt; ſo trittſt du ein in das ewige Leben, geſchmückt mit dem Verdienſte eines tugendhaft verlebten irdiſchen Daſeins, und der gerechte Richter deines Lebens wird dich über Vieles ſetzen, weil du ihm über Weniges getreu geweſen biſt. Mißbrauchteſt du aber dein Glück und deine Vorzüge, haſt du der Pflicht und der Liebe vergeſſen, Unrecht und Gewalt geübt, Elend und Kummer verbreitet: ſo haſt du einen unheilbringenden Saamen ausſtreut, der dir, auch wenn dein Leben verſchwunden iſt, nur die Frucht des Fluchs und der Selbſtverachtung tragen wird; ſo trittſt du ein in's ewige Leben, belaſtet mit der Schuld eines ſtrafbaren Verhaltens, und der gerechte Richter deines Lebens wird deine Seele durch herbe Leiden heiligen müſſen, bis ſie lernt, das Böſe verabſcheuen, und dem großen Geſetze des Schöpfers mit Freude gehorchen. — Und trugſt du die Laſt der Sorgen und Mühen, die dir dein Schöpfer auflegte, mit Ergebung und Standhaftigkeit; hielteſt du, ſo niedrig, arm, bedrängt du auch warſt, deine Hände rein von Unrecht: ſo haſt du hier nichts zu bereuen, kein Vorwurf folgt dir in die Ewigkeit, wo die mit Freuden erndten ſollen, die hier mit Thränen ſäeten. Stellteſt du dich aber ungeberdig bei den Leiden, die dein Schöpfer dir auferlegte, trugſt du deine Niedrigkeit und deine Laſten mit Murren; gabſt du dich dem Haſſe, der Rache, der Leidenſchaft hin; und ſuchteſt du durch Unrecht und Frevel des Schickſals Ungunſt zu entgehen, und das Glück, das dir der Himmel verſagte, gewalthätig dem Leben abzutrotzen: ſo trägſt du deine Schuld; dein Unrecht bleibt, wenn auch die Leiden ſchwinden, und weil du ſäeteſt auf dein Fleiſch, ſo wirſt du auch von dem Fleiſche das Verderben erndten. Das aber lerne daraus, daß des Lebens Wohl und Wehe, wie ein Traum, verſchwindet, daß du dich deines Glücks nicht ſtolz überhebſt, in deiner Hoheit den Niedern nicht verachteſt, in deinem Glanze auch den Armen in dürftiger Hülle für deinen Mitbruder erkennſt, und bei dem Streben nach dem irdiſchen Gute und in ſeinem Beſitze immer bedenkſt, daß es ſchwindet, wie ein Traum. Das lerne, daß du die Leiden geduldig trägſt, bei des Glückes Ungunſt nicht verzweifelſt, durch Unrecht und Gewalt dich nicht zu retten ſuchſt, ſondern ruhig harreſt der Stunde der Erlöſung, die dich von deinem Leiden entbinden wird, wie von einem Traume.

Das Leben iſt kein Traum! Denn wenn auch der Menſchen und Völker Geſchicke in bunter Verwirrung wechſeln, wie die Bilder des Traumes: ſo iſt doch in ihnen Zuſammenhang und Ordnung unverkennbar.

So regellos auch das Schickſal der Einzelnen oft zu wechſeln ſcheint, und ſo oft es auch unſre Erwartung täuſcht; ſo offenbar iſt doch dem aufmerkſamen Auge, wie ſich in unſern Schickſalen Urſache und Wirkung die Hände reichen. So viel auch bei der Entwickelung unſers Geſchicks von einer höhern, uns unerreichbaren und unbegreiflichen, Macht abhängt; ſo klar tritt es doch vor jedes Auge, was Fleiß, Redlichkeit, Treue, Vorſicht, Liebe, und alle in unſrer Gewalt ſtehende ſittliche Eigenſchaften auf unſer eigenes und der Unſrigen Schickſal einwirken, und wie wahr in einem gewiſſen Sinne das Sprüchwort des gemeinen Lebens ſei, daß Jeder ſein Glück in eigenen Händen trage, ſein Schickſal ſich ſelbſt erbaue. Ja, theure Brüder, die Weisheit und Güte Gottes erbauet das Gebäude unſers Glücks nicht allein, ſondern wir ſollen auch die eigene Kraft gebrauchen. Den Riß des Ganzen hat ſie in unſre Seele, das Maaß und Richtſcheit des Baues in unſer Gewiſſen gelegt, die Materialien zum Gebäude rings um uns her zum Gebrauche ausgeſtellt; doch bauen, die eigene Hand anlegen muß der Menſch, damit er auch das Gute ſchaffen lerne, damit er ſeinem Schöpfer ähnlich, und für das Wirken in einer höhern Welt ge-

Digitized by Google

bildet werde. Doch, — wenn du baueſt nicht nach des Schöpfers dir gegebenem Plane, ſondern nach dem Zerrbilde des Glücks, das deine Begierde dir vorſpiegelt; wenn du das Richtſcheit des Gewiſſens von dir wirſſt, und, ohne Rückſicht auf des Wahren, Guten und Schönen heiliges Geſetz, nur Steine auf einander häufſt: ſo wundre dich dann nicht, wenn Alles über einander ſtürzt, wenn dir nichts gelingt, und dein Leben die Regelloſigkeit eines Traumes bekommt. Erkenne aber, daß nicht der Zufall, oder die Laune, nicht ein blindes Geſchick oder eine vernunftloſe Nothwendigkeit, ſondern daß du ſelbſt der Quell der Verwirrungen deines Lebens biſt, und glaube es der Stimme Gottes in dir, dem Gewiſſen, wenn es dir verkündiget, daß Gott des Lebens Thorheit ſtraft in ihren Folgen. Klage daher über Leiden, die du ſelbſt herbei rufſt, nicht die göttliche Vorſehung an, und murre nicht gegen ſie, wenn ſie dir giebt, was du verdienſt; ſondern erkenne deine Thorheit, und werde weiſe, deine Sünde, und werde deinem Gotte gehorſam.

So wie in Einzelnen, ſo iſt es auch bei den Geſchicken der Völker. — So viel auch hier die höhere Macht Gottes nach einer für uns oft unverſtändlichen Weisheit waltet; ſo ſichtbar iſt es doch auch hier, daß Fleiß und Klugheit, Tugenden und Menſchlichkeit, alſo das, was in der Hand der Völker ruht, einen entſcheidenden Einfluß haben auf den Gang ihrer Geſchicke, und daß, wie die Schrift ſagt, Ungerechtigkeit alle Lande verwüſte, Gerechtigkeit aber ein Volk erhöhe. — Und wie könnte es auch anders ſein? — Muß nicht das, was von einzelnen Menſchen gilt, auch von Nationen gelten? Beſteht nicht das Denken und Streben eines ganzen Volks in der Summe das Denkens und Strebens aller Einzelnen? Wird alſo nicht auch hier daſſelbe Geſetz der ſittlichen Verknüpfung zwiſchen Weisheit, Tugend und Wohlfahrt, und dagegen zwiſchen Thorheit, Schlechtigkeit und Elend, ſichtbar ſein? Muß nicht auch das Gebäude der öffentlichen Wohlfahrt zuſammen ſtürzen, wenn die Bauenden nicht nach Weisheit, ſondern nach Leidenſchaft, nicht nach Geſetz und Ordnung, ſondern nach Unrecht und Gewalt, bauen? War uns etwa in den unerwarteten Wechſeln der allgemeinen Schickſale ſeit dreißig Jahren der Zuſammenhang zwiſchen der Beſchaffenheit der Menſchen und den Zeitereigniſſen unergründlich, und nicht auch hier die Hand der Vergeltung, welche Jedem giebt, was er verdient, erkennbar? —

O möchte dieſes die Welt erkennen und beherzigen. Dann würde ſie geneſen von der Blindheit, die ſich den Abgrund ſelbſt aushöhlet, damit er ſie verſchlinge, geneſen von der Verwegenheit, mit welcher ſie dem großen und göttlichen Geſetze der Wahrheit und Gerechtigkeit zu trotzen ſucht, geneſen von dem Uebermuthe, mit welchem ſie den Lauf der Geſchicke nach ihrer eigennützigen Klugheit zu leiten wähnt; dagegen aber ſtark werden an Weisheit, Demuth, Gerechtigkeit und Liebe, die es allein ſind, was die Völker, wie den einzelnen Menſchen, wahrhaft und auf die Dauer beglückt.

Darum haben wir kein heißeres Flehen, was wir heute zu deinem Throne gelangen laſſen, Allmächtiger, als das Flehen um die Weisheit, die das wahre Glück des Lebens ohne Trug erkennt; um die Demuth, die es empfindet, daß wir Staub und Aſche ſind, und gegen deine unveränderlich dauernden Geſetze nichts vermögen; um die Gerechtigkeit und Liebe, die, allem Eigennutze fremd, im Gehorſam gegen deine heiligen Gebote, nur nach dem Wahren und Wohlthätigen trachtet. Erfülle mit dieſen göttlichen Gaben alle Beherrſcher der Völker, daß ſie ihren hohen Beruf erkennen und erfüllen, und nach deinem Bilde Väter, Beglücker der Völker ſind, welche du ihrer Herrſchaft untergeben haſt! Erfülle mit denſelben Gaben die Völker, daß ſie in Treue und Gehorſam deine göttliche Ordnung heilig halten, und unbethört von gefährlichem Wahne den Weg der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt zu finden wiſſen. Gieb der Weisheit den Sieg über die Thorheit, der Vernunft über den Aberglauben, der Gerechtigkeit über das Unrecht, der Liebe über den Haß, und laß deinen heiligen Willen geſchehen auf Erden, wie im Himmel! — Dem Leidenden gieb Geduld, dem Bedrängten Standhaftigkeit, dem Unglücklichen Ergebung, dem Glücklichen Demuth, dem Verirrten Erkenntniß, dem Zweifelnden Glauben, dem Sünder Reue, dem Sterbenden Hoffnung. Dem Verlaſſenen erwecke einen Freund, dem Bekümmerten einen Tröſter, dem Bedrängten einen Helfer, der Unſchuld einen Retter! — Und wenn du beſchloſſen haſt, daß dieſes Jahr das letzte unſers Lebens ſein ſoll: o ſo laß uns die Stunde des Todes wohl bereitet finden zum Heimgang, ſo ſei du dem Sterbenden gnädig, wie du durch Jeſum verheißen haſt, ſo laß uns nach des Lebens dunklem Traum am Lichte eines neuen Morgens erwachen zum ſeeligen Bewußtſein des ewigen Lebens! —

Chriſtoph Friedrich Bretzner,

der Sohn eines Hoftapezierers zu Leipzig, ward daſelbſt am 10. December 1748 geboren, erhielt eine gute Bildung, widmete ſich dem Kaufmannsſtande, wurde Theilnehmer eines bedeutenden Handelshauſes und ſtarb in ſeiner Vaterſtadt am 31. Auguſt 1807. Seine Mußeſtunden füllte er mit poetiſchen, vorzüglich dramatiſchen Arbeiten, welche zu ihrer Zeit nicht ohne Beifall blieben.

Von ihm erſchienen:

Die Liebe nach der Mode oder der Eheprokurator. Leipzig, 1781. N. A. 1799.
Der argwöhniſche Liebhaber. Leipzig, 1783. N. A. 1792.
Die Luftbälle. Leipzig, 1784. N. A. 1786.
Complimente und Wind. Leipzig, 1792.
Die Erbſchaft aus Oſtindien. Leipzig, 1796.
Das Räuſchchen. N. A. Leipzig, 1790.
Schauſpiele. Leipzig, 1792 — 1808. 4 Bd.
Operetten. Leipzig, 1779.
Singſpiele, Leipzig, 1796.
Das Leben eines Lüderlichen, Roman. Leipzig, 1787 — 88. 3 Thle. N. A. 1790.

B. war nicht ohne Talent für das Komiſche, aber er arbeitete zu flüchtig und haſchte zu ſehr nach Effect; weßhalb keines ſeiner Luſtſpiele einen dauernden Werth hatte, und ſich unter denſelben nur das Räuſchchen und der argwöhniſche Liebhaber auf der Bühne erhalten haben. Unter ſeinen Opern hatten mehrere das Glück, von bedeutenden Meiſtern componirt zu werden (wie z. B. Belmonte und Conſtanze von Mozart, die Schule der Eiferſüchtigen von Salieri); ſeine Dramen und Tragödien ſind dagegen gänzlich als verfehlte Beſtrebungen zu betrachten. Der von ihm nach hogarthiſchen und chodowieckyſchen Zeichnungen geſchriebene Roman huldigt dem Geſchmack ſeiner Zeit, iſt aber jetzt faſt ganz vergeſſen.

Hans Jacob Breuning von und zu Büchenbach

ward im Jahr 1552 zu Buchenberg im Würtembergiſchen geboren, machte größere Reiſen durch Frankreich, Italien und England und ſpäter auch durch Griechenland, Aegypten, Arabien und Syrien. Nach ſeiner Heimkehr ward er Oberhofmeiſter des Herzogs Johann Friedrich von Würtemberg. Er ſtarb 1610.

Seine gut ſtyliſirte und für die damalige Zeit viel Neues und Merkwürdiges enthaltende Reiſebeſchreibung erſchien unter dem Titel:

Reyß des Edeln und Veſten H. J. B. v. B., ſo er ſelbander in der Türkey, ſowohl in Europa als Aſia und Afrika verrichtet. Straßburg, 1612. Folio.

Digitized by Google

Karl Wilhelm Friedrich Breyer

ward am 29. September 1771 zu Heutingsheim im Würtembergiſchen geboren und trat, nachdem er ſeine Studien vollendet, im Jahre 1800 als Privatdocent zu Jena auf. Er erhielt 1804 einen Ruf als Profeſſor der Geſchichte zu Landshut und kam 1807 als Mitglied der Akademie nach München, wo er am 28. April 1818 als Doctor der Philoſophie, k. b. Hofrath, Ritter des Civilverdienſtordens, Mitglied der Akademie und Profeſſor der Geſchichte am Lyceum ſtarb.

Seine deutſchen Schriften ſind:

Ideen über die Erziehung der Fürſtenſöhne. Stuttgart, 1797.
Grundriß der Univerſalgeſchichte. Jena, 1802—4. 2 Thle. N. A. 1809.
Hiſtoriſches Magazin. Jena, 1805. I.
Beiträge zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. München, 1811.
Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. Landshut, 1817 — 1818. 2 Bde.
Mehrere Reden, Abhandlungen u. ſ. w.

Gründliche Forſchung, Scharfblick und eine geiſtreiche und lebendige Darſtellungsweiſe zeichnen Breyer's hiſtoriſche Leiſtungen würdig aus; leider wurde er zu früh der Welt entriſſen, als daß es ihm vergönnt geweſen wäre, einem größeren Werke ſeine Kräfte und Fähigkeiten zu widmen und ſich den erſten Geſchichtsſchreibern unſerer Nation, denen gleich zu kommen er eifrig ſtrebte, an die Seite zu ſtellen.

Vgl. Fr. Thierſch, Lobſchrift auf B. München, 1818.

Das Aufblühen der Literatur in Italien während des dreizehnten Jahrhunderts *).

2) Das Syſtem der römiſch-catholiſchen Hierarchie war nun vollendet. Die Bildung des dritten Standes erleichterte die Feſſeln des Feudalſyſtems. Die Kreuzzüge hatten eine wunderſame Regſamkeit in der germaniſchen Welt hervorgebracht. Durch das Ritterthum ward die romantiſch-poetiſche Stimmung des Zeitalters noch vermehrt. Auch ahnete man bereits die Größe und den Verluſt der untergegangenen alten Welt. — Wie alles dieß die Gemüther ſtärkte und bereicherte, ſo weckte und beſchäftigte der Scholaſticismus den Verſtand. Schon begann ein Erwachen zur helleren Anſicht der idealiſchen Welt, in welche der Catholicismus die Germanier im ſtillen Laufe der Zeit, ohne daß ſie ſelbſt es wußten, allmälig verſetzt hatte. Nur konnte dieß Erwachen nicht zur Vollendung kommen, theils, weil es nicht möglich war, daß die ruhige Beſonnenheit neben der wilden Kraft Platz gewann, theils weil ſelbſt der reiche Nachlaß, der von der vorgermaniſchen Welt auf unſere Vorfahren vererbt war, ihre freye Selbſtthätigkeit hemmte. Sollte ein wahrer Fortſchritt in der Cultur geſchehen, ſo konnte er nur von der Perſon, welche gleichſam der Grundton dieſes ganzes Zeitalters war, erwartet werden.

3) So intereſſant aber auch die Regſamkeit war, welche jetzt unter den Germanen überhaupt herrſchte, ſo ragte doch in eben dieſem Zeitpunkt über alle Länder, welche dieſelben eingenommen hatten, Italien bey weitem hervor. Ehrwürdige Trümmer mannigfacher Art erinnerten hier an die alte Roma. Hier war der Geburtsort der Hierarchie und des Kaiſerthums. Die Politik der Päpſte, die bis zu dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts hier fortwährend ihren Hauptſitz gehabt hatten, mußte für die Bildung Italiens vorzüglich wichtig ſeyn. Mild war ſein Himmel, fruchtbar ſein Boden, ſeine Umgebungen äußerſt glücklich. Hier war es, wo der Geiſt der Freyheit und der Republicanismus zuerſt erwacht war, und jetzt in den mannigfaltigſten Formen ſich entwickelte und darſtellte. Auch blühten hier Handel und Wohlſtand; Italien war recht eigentlich der Mittelpunkt des Reichthums und der Macht des weſtlichen Europa's. Der fröhliche Geſang der Provenzalen ward hier auf mancherley und ſehr verſchiedenen Wegen bekannt, ward hier geliebt, geſchätzt und nachgeahmt. Auch fing bereits die Sprache Italiens, bereichert und veredelt durch das Romanzo der Provenzalen, an, ſich zu bilden; ſchon gegen die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts erhob ſich aus den mannigfaltigen Mundarten des italieniſchen Romanzo's eine gemeinſame Sprache der Italiener, eine höhere Volksſprache (Volgare illustre). — In mehr als einer Rückſicht hatte jetzt Italien Aehnlichkeit mit dem glücklichen Küſtenſtreiſe Vorderaſiens, als dieſer auf Homeros ſtolz ſeyn durfte.

4) In dieſem glücklichen, gleichſam verjüngten Italien trat in dieſen Zeiten der erhabene Dichter Dante Allighieri (geb. 1265, geſt. 1321) auf. Wie Homeros einſt das freye, freundliche Leben der frühern helleniſchen Welt in ewigen Geſängen verherrlichte, ſo ſtellte Dante den tiefen, ernſten Geiſt der mit Chriſtus beginnenden, neuen Welt in einer wunderſamen Dichtung (la divina Comedia) dar. „In einem Mittelpunkte drängte ſich die Kraft ſeines erfindſamen Geiſtes zuſammen, in einem ungeheuern Gedicht umfaßte er mit ſtarken Armen ſeine Nation und ſein Zeitalter, die Kirche und das Kaiſerthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelſten und des Schändlichſten, was er geſehen, des Größten und des Seltſamſten, was er erſinnen konnte; die offenherzigſte Darſtellung ſeiner ſelbſt und ſeiner Freunde, die herrlichſte Verherrlichung der Geliebten: alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unſichtbare *).“ Wie er der Vater der italieniſchen Poeſie, ja der Stifter der modernen Poeſie überhaupt war, ſo begann auch mit ihm und durch ihn der Zeitpunkt der äſthetiſchen Cultur der Sprache und Proſa der Italiener. Mächtig ergriff ſein Geſang den Geiſt ſeiner Nation; in Florenz errichtete man noch im vierzehnten Jahrhundert einen neuen Lehrſtuhl, von welchem herab geiſtvolle Männer den hohen Sinn (polysentum) der göttlichen Comedie erklären ſollten.

5) Zum Theil noch in einer Zeit mit Dante lebte Francesco Petrarca (geb. zu Arezzo 1304, geſt. 1374); ein Nahme, den die Geſchichte mit tiefer Ehrfurcht nennt. Er war gleich groß als Dichter und als Gelehrter, als Wiederherſteller wahrer Poeſie und wahrer Gelehrſamkeit. Dante übertraf ihn zwar an Genie aber Petrarca's Geſchmack war geläuterter. Wie jener den ganzen großen Inhalt der neuern Zeit in ſeiner göttlichen Comödie umfaßte, ſo machte Petrarca das zärteſte Element derſelben, die Liebe, zum Inhalt ſeiner Sonette und Canzonen. Sein Gefühl erfand gleichſam die Sprache der Liebe, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen. Die Verherrlichung ſeiner Laura iſt das ſchönſte Symbol und Denkmal jener allgemeinen, höheren Achtung gegen das weibliche Geſchlecht, wozu der Chriſtianismus und das romantiſche Ritterthum die urſprüngliche Pietät der Germanen gegen die Frauen allmälig veredelt haben. Nächſt den Gefühlen der Liebe war es vornämlich eine innige Sehnſucht nach der untergegangenen alten Welt, was ſeine große Seele beſchäftigte, und deßhalb arbeitete er, wie wir tiefer unten ſehen werden, ſoviel wie möglich für die Wiederherſtellung der alten Roma. — Uebrigens läßt ſich bey Petrarca der hiſtoriſche Zuſammenhang ſeiner Poeſie mit dem Rittergeſang genauer nachweiſen, als bey Dante, obwohl auch dieſer ohnſtreitig ein Sohn ſeiner Zeiten war.

6) Giovanni Boccaccio von Certaldo (geb. 1313, geſt. 1375) vollendete das Triumvirat der großen Wiederherſteller der äſthetiſchen Cultur in Italien. Ihm verdankt vornämlich die Proſa der Italiener ihre Bildung. — Die hundert kleinen Erzählungen oder Novellen, die er unter dem Namen des Decamerone kunſtreich und ungezwungen in einer Sammlung verbunden hat, galten vor vielen andern Schriften, die er geſchrieben, vom Anfange an für ein Muſter correcter, toscaniſcher Diction. Sie ſind aber auch ein unverſiegbarer Quell intereſſanter Geſchichten für die Dichter jeder Nation, ein ſchöner Uebergang von den Mährchen des Ritterthums zum neuern Roman, ein Gemälde und Vorbild des geſelligen Lebens der neuern Welt. In der Canzone zeichnete ſich Baccaccio durch fröhliche Anmuth und gefälligen Scherz aus. Auch verdient es bemerkt zu werden, daß er der Erſte war, der in Florenz die Lehrer-Stelle bekleidete, welche die Regierung daſelbſt zur Erklärung der göttlichen Comödie des Dante geſtiftet hatte. Seine fruchtbare Anſicht von dieſer wunderſamen Dichtung machte ihn dieſes Berufs werth. Er hielt ſie für eine irdiſche Hülle und körperliche Einkleidung der unſichtbaren Dinge und der göttlichen Kräfte, und nannte ſie geradezu eine

*) Aus: C. W. Friedr. Breyer's Grundriß der Univerſalgeſchichte. Jena, 1804. 2. Theil, S. 179.

*) S. das Schlegelſche Athenäum. 3. B. 1. St. S. 77.

Art von Theologie, die nur allgemein verſtändlicher und lieblicher ſey, als die eigentlich ſo genannte.

7) Nach dem Tode dieſer großen Erfinder dauerte es lange Zeit, bis wieder ein Dichter in Italien auftrat, der ihnen gleichkam. Sie ließen keine Schule, ſondern nur Nachahmer zurück. Deſto mehr aber erweiterte ſich die Sphäre der äſthetiſchen Cultur; durch die Werke jener Triumvirn war in Italien unter Geiſtlichen ſowohl als unter Weltlichen recht eigentlich ein äſthetiſcher Enthuſiasmus geweckt worden. Auch entwickelte ſich bald der Keim eines neuen poetiſchen Gewächſes auf dem Boden dieſes vorgezogenen Landes, und während daſſelbe zur Reiſe gedieh, beſtrebten ſich die italieniſchen Gelehrten mit dem edelſten Wetteifer, die Werke der alten Römer und Griechen wieder aufzuſuchen und herzuſtellen.

8) Obwohl das Studium der alten Literatur im Laufe des Mittelalters nie völlig aus den Schulen des Occidents verdrängt werden konnte, ſo ward es doch in demſelben bey weitem nicht mit dem Eifer und Erfolg betrieben, womit die Byzantiner die Geiſteswerke ihrer Vorfahren zu erhalten und zu benutzen ſuchten. Als aber im Laufe der Zeit die Empfänglichkeit der Germanier für die claſſiſche Literatur zunahm, entſtand bald auch der Wunſch bey ihnen nach Wiederherſtellung derſelben; und mannigfaltige Umſtände vereinigten ſich, ihr Unternehmen zu begünſtigen.

9) Italien eilte jedoch den übrigen germaniſchen Staaten auch in dieſer Hinſicht voran. Eine innige Sehnſucht nach der untergegangenen alten Welt überhaupt war es vornämlich, was den Eifer für die alte Literatur zuerſt unter ſeinen Einwohnern anfachte und belebte. Schon die ehrenvolle Stelle, welche Dante dem Virgilius in ſeiner göttlichen Comödie anwies, iſt ein Zeugniß von ſeiner Verehrung des Alterthums. Vornehmlich aber begeiſterte den Petrarca das Andenken an die vorgermaniſche Welt; und obwohl dieſe nicht wieder hergeſtellt werden konnte, ſo gelang es ihm doch, wenigſtens der erſte Wiederherſteller der alten Literatur für den Occident zu werden. Mit der Liebe, womit der Gebildete ſich an das Gebildete anſchließt, las und ſtudirte Petrarca die alten Schriftſteller Roms, und brachte vieles Schöne und Wahre aus denſelben in Umlauf; mit Liebe und unermüdetem Eifer ſammelte er ihre Schriften und rettete mehrere derſelben von dem nahen Untergang, und that alles, was er nur immer für die Wiederherſtellung derſelben thun konnte *). Mächtig ergriff ſein Beyſpiel ſeine Zeitgenoſſen, von denen er, wie einſt Abälard von den Seinigen verehrt, bald der göttliche Petrarca, bald der Mann genannt wurde, deßgleichen die Welt nicht geſehen habe, und auch nicht wieder ſehen werde. Noch in ſeinem Zeitalter war das Sammeln alter Schriftſteller recht eigentlich Lieblingsbeſchäftigung der Italiener. — Wie er aber die alten Römer liebte, ſo verehrte er auch die Schriftſteller des alten Griechenlands. Den Homeros nannte er den Fürſten der Dichter, ſo wie Plato den Fürſten der Philoſophen, und es ſchmerzte ihn tief, daß ihm ſeine unzureichende Kenntniß der griechiſchen Sprache, worin ihm faſt alle ſeine Landsleute gleich waren, die genauere Bekanntſchaft mit denſelben unmöglich machte.

10) Auch Boccaccio that vieles zur Wiederherſtellung der alten Literatur. Wie Petrarca war auch er unermüdet im Sammeln alter Schriftſteller. Um die griechiſche Literatur erwarb er ſich noch größere Verdienſte, wie jener. Er war der Erſte in Italien, welcher das Studium des Homeros wiederherſtellte, und durch ſeine Bemühung geſchah es, daß die Florentiner den Leontius Pilatus als öffentlichen Lehrer der griechiſchen Sprache anſtellten.

11) Nächſt Petrarca und Boccaccio verdient unter den Schriftſtellern der alten Literatur Johannes von Ravenna (geb. 1347, geſt. zwiſchen 1412 und 1420), ein würdiger Schüler des Erſtern, genannt zu werden. Durch mündlichen Unterricht vornämlich verbreitete er die Kenntniß der Alten. Als öffentlicher Lehrer zuerſt zu Padua und dann zu Florenz, gewann er für das Studium derſelben durch ſeinen Vortrag der römiſchen Literatur eine große Menge wißbegieriger Jünglinge, von denen mehrere im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts ſich große Verdienſte um die Wiſſenſchaften erwarben.

12) Was Johannes von Ravenna für die römiſche Literatur in Italien that, that noch gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Emanuel Chryſoloras für die griechiſche. Er war ein Grieche von Geburt, hatte bereits mehrere Geſandtſchaften in den Occident gemacht, wählte ſich aber wegen der Bedrängniſſe ſeines Vaterlandes c. 1395 das ruhigere Italien zum ſeinem Wohnſitz. Mit Freude und Achtung ward er hier aufgenommen. Mehrere große Städte des Landes ſtritten ſich um ihn; wo er lehrte, umgaben ihn wißbegierige Jünglinge und Männer; ſeit ihm war man in Italien ſtolz darauf, die alten Griechen zu kennen *). — Ueberhaupt ward von nun an die Liebe zur alten Literatur herrſchend in Italien, die Stätte zur Aufnahme der alten Schriftſteller war jetzt gleichſam bereitet, und das denkwürdige funfzehnte Jahrhundert brachte die Saat vollends zur Reiſe, welche ſeit Petrarca und Boccaccio gekeimt hatte.

13) Mehrere Umſtände vereinigten ſich, welche das Aufblühen der alten Literatur, ſo wie die Cultur überhaupt im Laufe des funfzehnten Jahrhunderts in Italien noch mehr, wie bisher, begünſtigten. Vom Anfange bis gegen das Ende des genannten Jahrhunderts hin ward die Ruhe deſſelben von auswärtigen Feinden wenig geſtört. Die mannigfaltigen politiſchen Formen, welche aus dem Streben nach Republicanismus daſelbſt allmälig entſtanden waren, erhielten jetzt Feſtigkeit und Conſiſtenz. Eben dieſe politiſche Vielſeitigkeit, ſo wie das Reiben der Freiſtaaten an einander, erzeugten eine politiſche Regſamkeit, die mit der Cultur der Italiener überhaupt in der wohlthätigſten Wechſelwirkung ſtand. Es begann jetzt in Italien jene Politik, wodurch es ſpäterhin die Schule der Staatsklugheit für die germaniſchen Nationen wurde. Und, da höhere Bildung in dieſem Lande jetzt ſehr viel galt, ſo waren es, beſonders in den Republiken, großentheils geiſtvolle, gebildete, gelehrte Männer, welche bei den intereſſanten Staatsverhandlungen die vornehmſten Rollen ſpielten. Macht, Reichthum und Geiſtesbildung ſtanden jetzt hier, wie einſt zu Athen in dem Zeitalter des Pericles, recht eigentlich in einem ſchweſterlichen Bunde; ein Umſtand, welcher ſchon darum für das Aufblühen der alten Literatur und Kunſt höchſt günſtig ſeyn mußte, weil das Sammeln dieſes Nachlaſſes der alten Welt meiſt mit einem großen Koſtenaufwande verknüpft war.

14) Auch das Unglück des byzantiniſchen Kaiſerthums hatte auf das Wiederaufleben der claſſiſchen Literatur in Italien einen ſehr wohlthätigen Einfluß. Wie die lange, aber räthſelhafte Fortdauer dieſes ſonderbaren Staats für die Erhaltung der Schriften der alten Griechen in mehrfacher Hinſicht vortheilhaft war, ſo war es auch der endliche Untergang deſſelben. Schon die Eroberung Conſtantinopels durch die Franken, wodurch dieſe ein halbes Jahrhundert lang (von 1204 — 1261) Herrn dieſer Stadt nicht nur, ſondern auch des Reichs überhaupt wurden, war nicht ohne Folgen für die literariſche Cultur des Occidents. Denn obwohl dieſe Eroberung und Herrſchaft der Franken mit mannigfaltigen barbariſchen Zerſtörungen und dem Untergange vieler Schätze der Literatur und Kunſt verknüpft war; ſo hatte ſie doch auch auf der andern Seite die wohlthätige Folge, daß die Empfänglichkeit der Germanier für die Cultur der Byzantiner, vornämlich durch genauere Bekanntſchaft der Erſtern mit der Sprache der Letztern, aufs neue vermehrt wurde. Bald hierauf ward der Verkehr zwiſchen Griechen und Occidentalen in eben dem Grade erweitert, in welchem der Andrang der Osmanen gegen das byzantiniſche Kaiſerthum für die Erſtern furchtbarer und ge-

*) Wir erinnern hier um ſo lieber an eine Stelle aus Petrarca's Briefen, da die proſaiſchen Schriften deſſelbigen, ſo wie ſo manche intereſſante Schriften des Mittelalters von ſo wenigen unſerer Zeitgenoſſen geleſen werden. „Abeuntibus amicis, ſagt Petrarca, et ut fit petentibus, num quid e patria sua vellem, respondebam, nihil praeter libros Ciceronis, ante alias dabam memorialia, scriptisque et verbis instabam. Et quoties putas preces, quoties pecuniam misi, non per Italiam modo, ubi eram notior, sed per Gallias atque Germaniam, et usque ad Hispanias atque Britanniam, dicam quod mireris, et in Graeciam misi, et unde Ciceronem expectabam habui Homerum, quique Graecus ad me venit, mea ope et impensis factus est Latinus, et nunc inter Latinos volens mecum habitat. — Multo studio multaque cura undique parva volumina recollegi, sed saepe multiplicata. — Si quando visendi studio, quod saepe fiebat, in longinqua proficiscerer, visis forte eminus monasteriis veteribus, divertebam illico: et, quid scimus inquam, an hic aliquid sit eorum, quae cupio. Circa 25 aetatis annum inter Belgas et Helvetios festinans, cum Leodiam pervenissem, audito quod esset ibi bona copia librorum, substiti, comitesque detinui, donec unam Ciceronis orationem manu amici, alteram mea manu scripsi, quam postea per Italiam effudi; et ut rideas in tam bona civitate barbarica atramenti aliquid, et id croco simillimum, invenire magnus labor fuit.

*) Mit Recht ſagt H. Heeren in ſeiner claſſiſchen Geſchichte der claſſiſchen Literatur Th. 1, S. 283: „Wären die griechiſchen Muſen nicht nach Italien geflüchtet, ſo würde man ſie geholt haben; und vielleicht wäre alsdann ihr Einzug in ihre neuen Wohnſitze noch rühmlicher und herrlicher geweſen, als er jetzt war, da man ſie als Verbannte — wenn gleich mit offenen Armen — aufnahm.“

Digitized by Google

fahrvoller wurde. Nur im Occident konnten die Griechen Hülfe ſuchen, aber dem Geiſte dieſer Zeiten gemäß, wollte ſie ihnen dieſer nur unter der Bedingung kirchlicher Vereinigung gewähren. Dieß veranlaßte mannigfaltige Unterhandlungen zwiſchen Conſtantinopel und Italien, und mit dem politiſch-religiöſen Verkehr zwiſchen jenem und dieſem erweiterte ſich auch der literariſche. Noch ehe mit der Eroberung Conſtantinopels durch die Osmanen (May 29. 1453) der Fall des Kaiſerthums vollendet wurde, hatten ſich mehrere Griechen, als Lehrer ihrer Literatur, in Italien niedergelaſſen, und die vielen Flüchtlinge, welche ſeit dem Falle Conſtantinopels in immer größerer Anzahl in den Occident herüberſtrömten, fanden bereits alles vorbereitet, um durch Unterricht in der griechiſchen Literatur ſich in dem neuen Vaterlande Freunde und Unterhalt gewinnen zu können. Endlich war es ein großer Gewinn für die Wiſſenſchaften, daß theils die Eroberung Conſtantinopels durch die Osmanen minder verderblich war, als die durch die Franken, theils der völlige Untergang des alten Kaiſerthums überhaupt in einen Zeitpunkt fiel, wo vornämlich in Italien die Cultur bereits wieder eine Höhe erreicht hatte, daß wenigſtens die Einwohner dieſes Landes fähig waren, den Nachlaß der alten Griechen nicht nur in Empfang zu nehmen, ſondern auch zu ehren.

Karl Guſtav v. Brinkmann

gehöret zu den wenigen Ausländern, welche nicht ohne Glück in deutſcher Sprache zu dichten verſuchten. Er ward am 24. Februar 1764 zu Branokirka bei Stockholm geboren, erhielt ſeine Jugendbildung in ſeinem Vaterlande und lebte dann geraume Zeit in Deutſchland. Im Jahre 1791 ward er Kabinetsſecretair zu Stockholm, 1792 ſchwediſcher Legationsſecretair in Dresden und 1797 in Paris. Von hier ging er 1801 als Chargé d'affaires ſeines Hofes nach Berlin, das er 1807 wieder verließ, um ſich nach London als außerordentlicher Geſandter zu begeben. Im Jahre 1810 kehrte er nach Stockholm zurück, wo er ſich gegenwärtig noch als Kammerherr, Commandeur des Nordſternordens und Mitglied des Collegiums zur Berathung der Reichsangelegenheiten befindet.

Sein Dichtername war Selmar. Zu ſeinen deutſchen Schriften gehören:

Gedichte. Leipzig, 1783. 2 Bde.
Gedichte. Berlin, 1804. — 16 Bdchen.
Philoſophiſche Anſichten und Gedichte. Berlin, 1806. 1. Th.

Schärfe des Ausdrucks, Herrſchaft über die Sprache, Reichthum der Gedanken, Wohlklang und Tiefe der Empfindung zeichnen ſeine poetiſchen Leiſtungen aus; vorzüglich hat er ſich im gnomiſchen Epigramm als Meiſter bewährt. — Die ihm irrthümlich oft beigelegten bekannten Memoiren des Freiherrn von S — a rühren nicht von ihm, ſondern, wie man allgemein behauptet, von dem Woltmann'ſchen Ehepaare her, das jedoch gerade für dieſes geiſtreiche Buch ihm Manches mag zu verdanken haben. — Als ſchwediſcher Dichter erhielt er 1821 von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm den erſten Preis für ſein Gedicht: Die Welt des Genius.

Barthold Heinrich Brockes

ward am 22. September 1680 zu Hamburg geboren, wo ſein Vater, den er jedoch früh verlor, als ein angeſehener Kaufmann lebte. Er erhielt eine ſorgfältige Jugendbildung in den gelehrten Anſtalten ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte darauf in Halle die Rechtswiſſenſchaft und machte dann größere Reiſen durch Deutſchland, die Schweiz, Italien und die Niederlande. In Leyden erwarb er ſich den Grad eines Licentiaten der Rechte und kehrte dann 1704 nach Hamburg zurück, wo er ſich verheirathete und in ſtiller Zurückgezogenheit wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Beſchäftigungen lebte. Im Jahre 1720 ward er jedoch zum Senator erwählt und während der Folgezeit mehrere Mal in Angelegenheiten ſeiner Vaterſtadt an fremde Höfe geſandt. 1735 ging er als Amtmann nach Ritzebüttel, wo er ſechs Jahre verweilte. Er ſtarb allgemein beliebt und geehrt am 16. Januar 1747 zu Hamburg.

Er gab heraus:

Der für die Sünden der Welt gemarterte und ſterbende Jeſus u. ſ. w. Hamburg, 1712.
Verdeuſchter Bethlehemitiſcher Kindermord des Ritters Marino, nebſt etlichen von des Herrn Ueberſetzers eigenen Gedichten u. ſ. w. (herausgegeben von König, mit Brockes Bildniß von Wernigeroth nach Denner). Cöln und Hamburg, 1715. Fünfte Auflage 1740.
Irdiſches Vergnügen in Gott, beſtehend in phyſikaliſch und moraliſchen Gedichten. Hamburg, 1721. 1s. Bd. 9r. Bd. Hamburg, 1748. Einen Auszug aus dieſen neun Bänden beſorgten Hagedorn und Wilkens, Hamburg, 1738, in einem Bande.
Schwanengeſang u. ſ. w. Hamburg, 1747.
Thomſons Jahreszeiten. Hamburg, 1745.
Pope, Verſuch vom Menſchen. Hamburg, 1740.
Einzelne Aufſätze im Hamburgiſchen Patrioten, Hamburg, 1742. Gedichte in Weichmanns Poeſie der Niederſachſen u. ſ. w.

B. ward zu ſeiner Zeit als Dichter außerordentlich verehrt, denn ſeine Muſe war tiefe Frömmigkeit, und ſeine Leiſtungen mußten daher bei der gleichgeſtimmten Menge lebhaften Anklang finden. Mit einer ungeheuchelten Dankbarkeit erfreute er ſich ſtets aller Gaben des Schöpfers, findet die größte Luſt an der Natur und iſt unabläſſig bemüht, ihre Schönheit im Einzelnen wie im Ganzen zu feiern und zu beſchreiben. — Eine gründliche, wiſſenſchaftliche Bildung, Herrſchaft über die Sprache im Allgemeinen und ein feingebildetes und für den Wohlklang empfängliches Ohr leiſteten ihm dabei vortreffliche Dienſte. Auf der andern Seite fehlt es ihm jedoch an eigentlicher Tiefe der Empfindung und an wahrer poetiſcher Begeiſterung, ſo daß er ſtets zu breit wird und in ſeinen Schilderungen nie zur rechten Zeit aufzuhören weiß, ſondern auch das Kleinſte berührt, ähnlich einem Lehrer, der immer, ſelbſt in der beſten Geſellſchaft, glaubt ſeine Elementarſchüler vor ſich zu haben. Es fehlt ihm ferner der richtige Tact, und ſein Bemühen, recht verſtändlich und eindringlich zu ſeyn, läßt ihn nie ſehen, wo das Erhabene aufhört und das Lächerliche beginnt; ſelbſt ſeine Sprache wird dadurch zu Zeiten platt und alltäglich, ohne ſein Wiſſen und Wollen. So ſehr daher ſeine Gedichte eine Zeit lang gefeiert wurden, ſo ſchnell ſanken ſie nachher in Vergeſſenheit. Machte die Intention allein den Dichter, ſo verdiente Brockes unbedingt den Erſten aller Nationen beigeſellt zu werden; ſo aber iſt die Nachwelt keinesweges ungerecht, wenn ſie ihn zwar einen vortrefflichen Menſchen, doch auch zu gleicher Zeit einen langweiligen Poeten nennt.

Vgl. Memoria B. H. Brockesii, scripsit Paulus Schaffshausen. Hamb. 1750.

Digitized by Google

Der Garten*).

Eccl. II, 5.

Ich machte mir Gärten und Luſt-Gärten und pflantzete allerlei fruchtbare Bäume darein.

Ihr durch die Leidenſchaft verführte Seelen, höret,
Wer Gott, durch Sein Geſchöpf gerührt, mit Freuden ehret,
Und ſeine Luſt mit Ernſt in Gottes Wercken ſucht;
Dem träget jede Bluhm, die er betrachtend ſchaut,
Dem träget jeder Baum, dem träget jedes Kraut,
Dem träget jedes Blatt der Freuden ſüße Frucht.

Aria.

Eröffnet, ach öffnet die Augen, und ſeht,
Wie alles im Frühling verherrlichet ſteht,
Wie lieblich die glänzenden Gärten beblühmet!
Eröffnet die Lippen, kommt, preiſet und rühmet
Die Wunder des Schöpfers, durch welchen allein
Feld, Wälder und Gärten verherrlichet ſeyn!
Sonſt iſt an euch des Schöpfers Huld verloren;
Ihr unterlaßt den Zweck, zu welchem ihr geboren.

Die Wolcken tröpfelten nicht mehr;
Der Himmel höret' auf zu weinen;
Der Creaturen Kron' und Ehr',
Die Sonne, fieng von Neuem an zu ſcheinen,
Beſtrahlte die beblühmten Hügel,
Bemalte Wieſen, Wald und Feld:
Es wurden in der annoch naſſen Welt,
Auf jedem Blatt, aus jedem Tropfen, Spiegel.
Ein heller Glantz, ein mehr als güldner Schein,
Nahm Luft und Land bezaubernd ein,
Und reitzte mich, da Wald und Feld ſo ſchön,
Der Gärten Pracht und Anmuth anzuſehn,
In welchen die Natur ſich mit der Kunſt verbindet,
Wo Fleiß, wo Nutz und Luſt ſich ſtets verſchwiſtert findet;
Woſelbſt wir, in der Menſchen Wercken,
Zugleich die wirckende Natur,
Und in derſelbigen die helle Spur
Von unſers Schöpfers Macht und Gegenwart bemercken.

Aria.

1.

Mich deucht, wenn ich, voll Freude,
Hier Hertz und Augen weide,
Und bei den Bluhmen ſteh';
Daß ich zu dir mich ſchwinge,
Und dich, Quell aller Dinge,
Allgegenwärt'ger Schöpfer, ſeh.

2.

Gerührt durch dieſes Dencken,
Wünſcht ſich mein Hertz, zu lencken
Allein nach deinem Sinn.
Leib, Seele, Geiſt und Leben
Will ich nur dir ergeben.
Nimm, gegenwärt'ger Gott, ſie hin!

Nie haben perſiſche Tapeten ſo geſchienen;
Es glänzt kein güld'nes Tuch, wenn Perlen und Rubinen
Auch gleich darauf geſtickt, ſo herrlich und ſo ſchön.
Ja was wohl auf der Welt am lieblichſten zu ſehn,
Und mit geheimer Luſt der Menſchen Aug' erfüllt,
Ein' aufgeputzte Meng' von ſchönem Frauenzimmer,
In tauſend-färbigen Damaſt und Sammt gehüllt,
Mit Perlen, Silber, Gold beſetzet und geſtickt,
Mit Federbüſchen, Band, Brocad und Moor geſchmückt,
Scheint, funkelt, glänzt und perlt nicht in ſo holdem Schimmer,
Als die, durchs Frühlings Hand erneute Welt,
Als ein vom Sonnenglantz beſtrahlt beblühmtes Feld.
Der Wunder-ſchön beaugte Pfauen-Schwantz,
Der Iris Farben-reicher Krantz,
Des hellen Abend-Sterns ſo lieblich-reiner Glantz,
Erquicken kaum ſo ſehr das menſchliche Geſicht,
Als das auf hundert tauſend Arten
Gefärbte und gebroch'ne Licht
Von einem bunten Bluhmen-Garten.

Jedwede Bluhme ſchien
Mein Auge, mit Gewalt, auf ſich zu ziehn.
Das helle, Silber-weiſſe Licht,
Das aus den Tuberoſen bricht,
Die lieblich-ſchimmernden Jeſminen,
So, weiſſen Sternen gleich, an Gröſſ' und Menge,
Auf vielen nach der Kunſt geſchor'nen Hecken,
Die ſich, ſo weit man ſieht, erſtrecken,
Ein Milch-Weg von unabzuſeh'nder Länge,
An einem grünen Himmel, ſchienen;
Die wirkten zu des Schöpfers Ehre,
In meinem Hertzen dieſe Lehre:

Aria.

Laß der Liljen und Jeſminen
Unbefleckten Silber-Schein,
Seele, dir zur Folge dienen!
Suche dich, von Laſtern rein,
In der Unſchuld weiſſe Seiden,
Voller Sanftmuth, einzukleiden.

Die dunckel-rothe Gluht der Amaranten,
Der bunte Mahn, worauf, wie Diamanten,
Der Tropfen Menge lag,
Samt der Peonien Blut-rothem Funckeln,
Convolvulen, Violen und Ranunckeln,
Die theils, wie Himmel-Blau und Silber, theils vergüldet,
Und theils in rothen Flammen glühn;
Der friſchen Kräuter holdes Grün,
Das tauſendfach gefärbt, das tauſendfach gebildet,
Bemüheten ſich gleichſam in die Wette,
Als ob ein jedes Sinne hätte,
Durch ihrer Blätter Pracht und Schein,
Zu ihres Schöpfers Ruhm, ein Gegenwurf zu ſeyn.
Man kann in blauen Blumen hier,
In einer Sternen-förm'gen Zier,
Wie weiſſe Sterne dort am blauen,
Viel blaue Stern' am grünen, Himmel ſchauen.

Aria.

Der ungezählten Kräuter Menge,
Der Blätter Farben und Natur,
Der Säfte, Kräfte, der Figur
Von tauſendfacher Breit' und Länge
Bewundrungs-werther Unterſcheid
Zeigt dem, der auf dies Wunder achtet,
Und ihres Schöpfers Macht betrachtet,
Sein' Allmacht und Unendlichkeit.

Der Perlen-Schmuck der weiſſen Blüthe glimmet
Zuerſt auf jedem Baum; die ſchlanken Zweige krümmet
Der Bluhmen ſüſſe Laſt. Der Aepfel holde Blüht',
Die recht wie Blut und Milch, in weiſſer Röthe glüht,
Von Schimmer, Glantz und Schönheit reich,
Sieht Roſen-Knoſpen gleich.

Auf allen Aeſten ſcheint ein Wunder-Schnee zu liegen,
Der warm und trocken iſt; die Silber-weiſſe Blüthe
Ergetzt nicht nur das Aug', ſie labt auch die Gemüthe,
Durch den Geruch, zugleich. Viel tauſend Bienen fliegen,
Und ſammeln Honig ein,
Mit ſchwärmendem Getöſ' und angenehmem Summen.
Es tönt, als wann Baſſons, gedämpfet, ſanfte brummen.
Beym zwitſchernden Diſcant von manchen Vögelein,
Beym rauſchenden Tenor der wallenden Kryſtallen,
Die über glatte Kieſel fallen,
Und bey dem hohen Alt, dem liſpelnden Geziſche
Der Bäum' und Büſche,
Scheint dieſes murmelnde Geräuſch der Baß zu ſeyn.
Auf, auf! mein Herz, laß, Gott zu Ehren,
Bey dieſer Harmonie, auch deine Lieder hören!

Aria.

Singe, Seele, Gott zum Preiſe,
Der auf ſolche weiſe Weiſe
Alle Welt ſo herrlich ſchmückt!
Der uns durchs Gehör erquickt,
Der uns durchs Geſicht entzückt,
Wenn er Bäum' und Feld beblühmet,
Sey gepreiſet, ſey gerühmet!

Seele, laß ein helles Singen,
Deinem Gott zum Ruhm', erklingen,
Wenn dir, was du willſt, geſchicht:

*) Aus: B. H. Brockes, Auszug der vornehmſten Gedichte aus dem Irdiſchen Vergnügen in Gott. Hamburg, 1738. S. 88.

Digitized by Google

Und, wofern dir was gebricht,
Murmle ſanft, doch murre nicht!
Tiefe Seufzer laß erſchallen!
Dieſe ſinds, die Gott gefallen.

Betrachtet man die Obſt-Bäum', Aepfel, Pfirſchen,
Birn, Aprikoſen, Mandeln, Kirſchen;
Gleicht ihrer Bluhmen lieblich Prangen
Nicht Gärten, die in Lüften hangen?
Iſt nicht der kleinſte Zweig ein groſſer Bluhmen-Strauß?
Haucht ihre Menge nicht den ſtärckſten Biſam aus?
Sie würtzen, durch ſo angenehme Düfte,
Die voller Amber und Ziebeth,
Die ausgeſpannten lauen Lüfte,
Daß ihre Balſam-Kraft uns recht ans Hertze geht.

Aria.

Seele, laß der Bäume Pracht
Dich zu ihrer Folge leiten!
Suche dich, auf allen Seiten
In Gedancken auszubreiten,
Und auf den Betrachtungs-Zweigen,
Blätter deiner Luſt zu zeugen!
Laß, durch dieſes holde Grün,
Deiner Andacht Bluhmen blühn,
Und des Lobes Früchte bringen!
Auf! mit heller Stimm' und Saiten
Unſern Schöpfer zu beſingen,
Der die Erde fröhlich macht!

Da Capo.

Wenn Zephirs flüchtiges Geſinde,
Die holden Frühlings-Winde,
Die lauen Fittigen bewegen;
Fällt von der Blüth' ein Silber-weiſſer Regen,
Der uns bedecket, doch nicht netzet,
Und das Geſicht, Gefühl und den Geruch ergetzet.
Damit wir ihres Schmucks uns deſto mehr erfreuen;
Will uns der Bäume Schaar mit Bluhmen überſtreuen.
Es ſcheint der Blüthe flücht'ges Schweben,
Indem ſie fällt, die Lüfte zu beleben.
Die klare, grünlich-dunckle Fluht,
Die in des Teiches Ufers Schooß,
Bekräntzt mit Mooß,
An ſchlancker Bäume Wurzel ruht,
Auf deren eb'nen Fläch' ein kühler Schatten ſchwimmet,
Wird unvermuthet hell, und glimmet
In einer weiſſen Gluht:
Oft läſſt es recht, als ob, uns doppelt zu ergetzen,
Die Blätter ſich aufs neu zuſammen ſetzen,
Wodurch ſie denn noch mehr das dunckle Waſſer zieren,
Und neue Bluhmen drauf formiren.
Es ſcheinen Waſſer, Büſch' und Hecken,
Es ſcheinen Kräuter, Beeten, Gänge,
Als wenn ſie riechender Schnee-weiſſer Flocken Menge,
Und weiße Roſen-Blätter decken.

Aria.

Süßer Bluhmen Ambra-Flocken!
Euer Silber ſoll mich locken,
Dem zum Ruhm, der euch gemacht.
Da ihr fall't; will ich mich ſchwingen
Himmelwärts, und den beſingen,
Der die Welt hervorgebracht.

Man darf kein Vogel-Haus von dünnem Stahl
In dieſem holden Orte bauen,
Um ſchöne Vögel ohne Zahl
Um ſich zu ſchauen.
Die Luft iſt ſelbſt ein weites Vogel-Haus,
Der Garten iſt freiwill'ger Kerker,
Ein offenes Gebäu, wo dicht-geflocht'ne Aercker
Der Aeſt' und Blätter Menge ſchrenckt,
Woraus kein eintziger zu flieh'n gedenckt,

Aria.

Wenn ihr in den bekräntzten Steigen
Der Anmuth-reichen Gärten geht,
Und, zwiſchen den belaubten Zweigen,
Die kleinen bunten Sänger ſeht,
Und ihre ſüſſe Stimmen höret:
So lobt mit ihnen, preiſ't und ehret
Den Gott, der über alles ſchätzt,
Wenn man ſich Ihm zur Ehr', ergetzt.

Des niedern Bux-Baums feſtes Laub,
Wodurch der Menſchen Witz und Fleiß
Den leeren dunkel-braunen Staub
So künſtlich einzuſchrencken weis,
Daß ſchön're Züge, Laub-Werck, Bilder
Kein Mathematicus, kein Schilder,
Faſt mit dem Pinſel malen kann,
Treibt mich, wie folgt, zu dencken an:

Ein Gärtner malet hier,
Ohn' Oel und Stafeleyen,
Ohn' Pinſel, ohn' Palet, lebend'ge Schildereyen.
Sein Spaten dienet ihm zum Reiß-Bley, ſein Papier
Iſt ſchwarz- und dunkel-braun, er ſchreibt gezog'ne Namen,
Zieht Laub-Werck ſelbſt von Laub, und faſſt in grüne Ramen
Sein ſchön figürlich Werck, von mehr als hundert Arten,
Ja ohne Bux-Baum iſt der Garten kaum ein Garten.

Arioſo.

Wie groß, o Gott, iſt deiner Liebe Kraft,
Da du ſo manche Wiſſenſchaft
In deine Creatur geſencket!
Denn bilde dir doch, eitler Menſch, nicht ein,
Daß Künſt' und Wiſſenſchaften dein;
Sie ſind dir nur, durch ſeine Huld, geſchencket.
Es ſchmückt die bildende Natur
Das Form- und Bilder-leere Land,
Durch unſ're Hand;
Wir ſind, trotz unſerm Stoltz, ihr Werkzeug nur.
Sprich, ob wir des Verſtandes Gaben,
Wie alles, nicht empfangen haben?

Aria.

Wer wird nicht ſagen müſſen,
Daß Menſchen-Kunſt und Wiſſen,
Wie alles, Gaben nur?
Was ſind Vollkommenheiten?
Nichts ohne Fähigkeiten,
Und dieſe kommen von Natur.
Wer, durch des Schöpfers Gunſt,
Vom Weisheits-Feur entzündet,
Die Kunſt erweg't, der findet
Natur auch in der gröſten Kunſt.

Hierauf ward ich, mit höchſter Luſt, gewahr,
Wie ein Orangen-Dach zur rechten Hand,
Auf Säulen-gleichen Stämmen, ſtand,
Die ein geſpitztes Laub, das, wie Smaragden, glänzet,
Mit hoch-erhab'nen Kronen kräntzet,
Wo, zwiſchen Silber-weiſſer Blüht,
Man güld'ne Früchte ſchimmern ſieht.
Es nahm mir dieſer holde Schein
Mein Aug' und Hertz, mein gantzes Weſen, ein.

Aria.

Verblend'te Sterblichen, ihr grabet
Das Gold und Geld aus finſter'm Schacht,
Das einen kaum von allen Sinnen labet;
Seht, was ihr hier für and're Pracht
Auf Pomerantzen-Bäumen habet,
Wofür ihr billig Gottes Güte,
In froher Ehrfurcht, preiſen ſollt:
Bebieſamt Silber iſt die Blühte,
Die Frucht ein eß- und trinkbar Gold.

Es ſind die, nach der Schnur gezog'nen, Gänge
Mit einer wunderbaren Menge
Von Bluhmen, Pflantzen, Blüht' verwunderlich geſchmückt,
Es werden, durch viel tauſend Früchte,
Die Zunge, der Geruch und das Geſichte
Zugleich erquickt.
Man mag, wohin man will, ſich kehren, wenden, drehn:
So wird auf einer jeden Stelle,
Man immer eine neue Quelle
Von Anmuth und Vergnügen ſehn;
Man thut faſt keinen Schritt, daß man den Fuß
Nicht auf was Schönes ſetzen muß.

Aria.

1.

Kommt, ſchmecket und ſehet,
Wie freundlich der Herr!
Es wird der Glorwürdigen herrlichen Wercke

Digitized by Google

Unzählige Menge, Macht, Weisheit und Stärcke
Durch unſer Vergnügen, am beſten erhöhet.
Da Capo.

2.

Erkennet und fühlet,
Wie freundlich der Herr!
Als welcher, damit in den Wundern der Erde
Sein herrlicher Name verherrlichet werde,
Auf unſer Vergnügen am meiſten gezielet.
Da Capo.

So manches Kraut, ſo manche Bluhme
In Gärten, Feld- und Wäldern blüht;
So manches kleine Rauch-Faß glüht,
Dem großen Gott zum Preiſ' und Ruhme,
Das ein gelinder Wind, wodurch ſich alles reget,
Mit ſanftem Schütteln hin und her,
Damit es den Geruch vermehr',
Zu noch vermehrter Luſt, beweget.

Aria.

Es opfern die Bluhmen bebieſamte Säfte;
Es dünſten die Kräuter erquickende Kräfte,
Dem großen All zur Ehr' allein.
Ach, trachtet, ihr Menſchen, es wohl zu bemercken!
Bemüht euch, in Andacht und guten Wercken,
Dem Schöpfer ein ſüſſer Geruch zu ſeyn!

Blühende Pfirſchen und Apricoſen.

Ich ſah', an einer Garten-Wand,
Jüngſt einen Pfirſch-Baum ausgeſpannt,
Deß, dem Rubin-Balaß an Farben gleiche, Blüthe
Im angenehmen Schimmer glühte.
Es glich der ganze Baum, ſowohl an Form und Glantz,
Als runder grüner Zierlichkeit,
Faſt einem glänzenden erhab'nen Pfauen-Schwantz,
Nur bloß mit dieſem Unterſcheid:
Da dort der Pfauen grünes Rad
Von blauem funckelnden Saphir,
Viel hundert ſchöne Augen hat;
So prangt des Pfirſch-Baums Circkel hier,
In ſeinem ja ſo ſchönen Grünen,
Mit tauſend Augen von Rubinen.

Nicht leicht kann man was ſchöners ſehn,
Als wenn wir etwan an der Seiten
Von einem blüh'nden Pfirſch-Baum ſtehn.
Die Blicke, die ſodann
Gemächlich über Bluhmen gleiten,
Die ſehn den ſonſt zertheilten Glantz
Nicht anders an,
Als ein vereintes Gantz',
Und ſcheint ſodann die gantze Wand,
Mit Decken von Damaſt,
Die Roſen-farb gefärbet, überſpannt.

Wenn man dieſelbigen nun in der Nähe ſieht,
Erblickt, mit tauſend Luſt, ein aufmerkſam Gemüth,
Viel tauſend kleine weiſſe Spitzen
Auf noch nicht offnen Knoſpen ſitzen,
Die, wie ein weiſſer Peltz von Hermelinen,
Zum Schutz der zarten Blüthe dienen.

Wenn ſich dieſelbe nun zertheilet; ſiehet man
Zuerſt ein ſchönes Roth, das man Rubinen,
Mit allem Recht vergleichen kann.
Sie ſind ſodann recht wunderſchön,
Wie Roſen-Knöſpchen, anzuſehn.

Die rothen Kügelchen eröffnen ſich,
Wenn ſie der Sonnen Licht beſtrahlt, faſt ſichtbarlich.
Wann ich ſodann die offne Blühte ſchau;
Entdeck' ich voller Luſt, und ſehe, mit Vergnügen,
Ein weißlich Roth, ein röthlichs Blau,
In ſüſſer Zärtlichkeit, ſich auf den Blättern fügen.
Es wird das Roth allmählich blaß,
Recht, wie geſagt, als ein Rubin-Balaß.
Es ſieht der Roſe dann, die wild, und röthlich-bleich,
An Form und Farb', ein jedes Blühmchen gleich.
Der gantze Pfirſch-Baum ſcheint, in einem holden Schein,
Ein groſſer Roſen-Buſch zu ſeyn;
Der aber (wie nicht leicht ein Roſen-Buſch ſonſt pfleget)
Kein Laub und keinen Dorn, nur Bluhmen, träget.

Noch war in gleicher Form zu ſchauen
Ein recht, als wie mit Silber-Schaum,
Geſchmückter Apricoſen-Baum.
Er glich dem ſchönen Schweif von einem weiſſen Pfauen.
Aus Knoſpen, wenn ſie noch nicht gantz
Geöffnet, ſieht man recht, in einem weiſſen Glantz,
Gleichwie aus röthlichen zerborſt'nen Schaalen,
Die Blüht', als einen Stern mit weiſſen Spitzen, ſtrahlen.
Wie aber die, ſobald ſie aufgeblüht,
Den weiſſen Roſen ähnlich ſieht;
So ſiehet auch der Baum, an ſchönen Bluhmen reich,
Dem weiſſen Roſen-Buſch, ohn' Laub und Dornen, gleich.

Wie wir, in ausgeſchmückten Zimmern,
Tapeten oft in bunten Bahnen ſchimmern,
Und wechſelsweiſe prangen ſehn;
So ſind nicht minder wunderſchön,
Im Frühling, bunter Garten Schrancken,
Die, bald mit Apricoſen, Pfirſchen,
Mit Aepfeln hier, und dort mit Kirſchen
Beſetzt' und überzog'ne Plancken,
Wie bunte Bahnen. Wenn das Licht
Der Sonnen gar, bei aufgeklärtem Wetter,
Durch ihre zarte Blüht' und Blätter,
Mit ihrem klaren Feuer bricht,
Und, durch der Blätter Saft ſelbſt bunt gefärbet, fällt;
So kann nichts lieblichers auf Erden
Den Augen vorgeſtellet werden.
Der allerherrlichſten Tapeten Pracht
Wird denn mit Recht, bey dieſem Glantz, veracht.

Willſt du nun recht was zärtlichs ſehn:
So ſchau ein ſolches Blatt
Aufmerckſam an, wie wunderſchön
In ſelbem kleine Bäume ſtehn,
Die ſich darin, mit Stämm- und Zweigen,
Verwunderlich und deutlich zeigen.
Von dieſen glaubet man, daß in den zarten Röhren
Die Säfte, ſo die Früchte nähren,
Bereitet, ausgekocht und zugerichtet werden,
Ja, daß ſo gar des Saamens Geiſt und Kraft
In dem geläuterten oft umgetrieb'nen Saft,
In dieſer Blätter zarten Decken,
Geheimniß-voll verborgen ſtecken.

Die Bluhmen laſſen durch die Spitzen,
Da, wo ſie an dem Kelch vereinet ſitzen,
Ein Sternen-förmiges, ein grünlich Blühmchen ſehn,
In deſſen Mitte ſich von kleinen Stangen
Ein netter Circkel zeigt, worauf ſo zart als ſchön
Mit einem dünnen Staub bedeckte Zäſer hangen,
Die, durch den allerkleinſten Wind,
Verwunderlich beweglich ſind,
Aus deren Mitte denn noch eine ſteiget,
Die, als ein Mittel-Punct der zarten Frucht, ſich zeiget.

O wunderbar Gewebe der Natur!
Wer dich mit menſchlichem Gemüth,
Und nicht mit vieh'ſchen Augen, ſieht;
Der kann die Allmacht-volle Spur
Von einem ew'gen Wunder-Weſen,
Auf deinen Blättern, deutlich leſen.
Demnach ſey dir, mein Hertz, forthin jedwede Blühte
Ein kleines Lehr-reich Buch von Gottes Macht und Güte!

Ich ſah, mit höchſter Luſt und innigem Ergetzen,
Des Schöpfers Werk an dieſen Frühlings-Schätzen.
Mir fiel zu gleicher Zeit, bey ſolchem holden Schein,
Mit Dank-erfüllter Seelen ein,
Wie nützlich dieſe Bluhmen ſeyn;
Welch eine ſchöne Frucht aus ihrer Schönheit ſprieſſet,
Von welcher man, zur ſchwühlen Sommer-Zeit,
Die wunderbare Lieblichkeit
Nicht mit dem Auge nur, mit Zung' und Gaum, genieſſet.
Der Apricoſen Silber-Blüht'
Wird Gold in ihrer Frucht, und ſtrahlt in gelber Zier,
Die oft ſo, wie Aurora, glüht,
Zumahl wenn man ſie recht gehäuft, wie Trauben, ſieht,
Aus ihrem grünen Laub herfür;
Ihr Saft erfriſcht das Blut und das Gemüthe.

Digitized by Google

Wie herrlich glänzt die Pfirſich, wenn ſie reifft,
Auf welcher ſich der Schmuck verſchiedner Farben häufft!
Bald funckeln ſie, in ihrem holden Grünen,
Wie große Kugeln von Rubinen;
Bald blitzt ein Silberweiß auf ihnen;
Bald glimmen ſie, wie Gold, bald ſieht man, wie die Pracht
Von holden Roſen=rothen Wangen,
Wenn ſie am allerſchönſten prangen,
Bey holder Fleiſch=Farb' uns anlacht.
Auf mancher zeiget ſich ein bunter Strahl
Von allen Farben auf einmahl.
Es iſt ein ſolcher Baum ſo Wunderſchön,
Wenn viele Früchte drauf, die reif ſind, anzuſehn;
Daß, uneracht der ſüſſen Luſt,
Die ihm, durch den Geſchmack, die heiſſe Bruſt
Und ſeinen trocknen Gaum erquicket,
Ein Näſcher ſelbſt ſie faſt mit Unmuth pflücket.

Bewund're ferner nun, mein Hertz, zu Gottes Ehre,
Von dieſer reiffen Frucht die Gröſſ' und Schwere,
Da viele mehr, als zwey Pfund am Gewicht,
Durch die gehäuffte Meng' der Feuchtigkeiten, haben:
Erkenn' hierinnen auch des groſſen Gebers Gaben!
Vergiß dafür des Danckes nicht!

Wenn den Mund die Pfirſich füllet,
Und den Durſt mit Anmuth ſtillet,
Daß die Zung' in Honig ſchwimmt;
Ach! ſo ſchätzt es nicht geringe!
Danckt dem Schöpfer aller Dinge,
Der euch ſo viel Guts beſtimmt!

Der Froſch.

Indem ich nun an dieſem ſchönen Ort
Beſtändig neue Wunder ſehe:
Erheb' ich mich von meinem Sitz', und gehe
Mit ſanften Schritten weiter fort,
Worauf ich bald hernach,
In einem nah' gelegnen Bach,
Ein nicht unangenehm Gewäſche
Geſchwätziger und froher Fröſche,
Mit ungemeinen Freuden, hörte,
Das, ob es gleich die Stille unterbrach,
Mich dennoch nicht in meinem Dencken ſtöhrte.

Ich dachte dem verwirreten Geſchrey
Ein wenig nach,
Und fand, daß es nicht einerley,
Wohl aber ſehr verſchiedlich, ſey.
Der eine quackt, viel hundert quarren.
Hier murret einer ſanft, wenn dorten tauſend knarren.
Wreckeckeckeck ſchreyt der, dort einer: merck'es, merck's.
Merck's, ſchrieen ihrer viel'. Ich ſtutzte. Ruffſt du,
Sprach ich, o kleiner Froſch, dem Menſchen: merck' es, zu?
Gewißlich, du haſt recht: man macht ſo wenig Wercks
Von aller Pracht und Schönheit, ſo die Welt,
Zumahl im Frühling, in ſich hält,
Von allen göttlichen Geſchöpf= und Wunder=Wercken;
Daß wir nicht aufs Geſchöpf, nicht auf den Schöpfer, mercken;
Daß man kaum einſt daran gedenckt,
Sich ihrer nicht erfreut, noch weniger auf Den,
Der aller Dinge Herr, den Allgewaltigen,
Der alles Herrliche geſchaffen und uns ſchencket,
Nebſt einem frohen Danck, die frohe Seele lencket.

Ach! möchte man doch einſt, daß dieſes Sünde, faſſen,
Und ſich ſo gar vom Froſch daran erinnern laſſen!
Aufs wenigſte will ich, biſt du gleich noch ſo klein,
Beredter Froſch, dein aufmerkſamer Hörer,
Du ſollſt, ſo oft du ruff'ſt, mein Lehrer,
Dein merck's ſoll meine Lehre, ſeyn!

Mops.

Um mich, nach vollbrachter Arbeit, wieder etwas zu erfriſchen,
Setzt' ich mich, zur Frühlings=Zeit, jüngſt bey blüh'nden Roſen=Büſchen:
Und es ſetzte Mops, mein Hund, ſich von ungefehr zu mir.
Ich ergetzte mich von Hertzen an der ſchönen Staude Zier,
Brach von allen eine Roſe, deren Farb' am ſchönſten ſpielte,
Mit vergnügten Fingern ab.
Wie ich nun von ungefehr Mops ſie vor die Augen hielte,
Und ſie ihm zu riechen gab;
Kehrt' er Kopf und Schnautze weg. Ach! fiel mir hierüber ein:
Handelteſt du, lieber Mops, ſo mit Bluhmen doch allein!
Aber ſo läſſt mancher Menſch der Geſchöpfe Schmuck und Pracht,
Mit nicht minder ſchneller Abkehr ſeiner Sinnen, aus der Acht;
Wollt ihr denn, vernünft'ge Menſchen, Gottes Wercke, die ſo ſchön,
Anders nicht, als wie die Hunde, riechen, hören, ſchmecken, ſehn?

Die redende Bluhme.

Mein Bruder, lieber Menſch (verwundere dich nicht,
Daß meine Wenigkeit zu dir: mein Bruder! ſpricht.
Ich habe Recht dazu, du wirſt es ſelbſt geſtehen,
Wenn du mich angehört, und mich recht angeſehen),
Mein Bruder, ſprech' ich denn noch einmahl, ſage mir,
Wie kommſt du dir ſo groß, ich ſo verächtlich, für?
Sind wir, durch eines Schöpfers Macht,
Nicht alle beyd' hervor gebracht?
Iſt deine Mutter nicht die Erde, ſo wie meine?
Werd' ich von ihr nicht auch ſowohl, als du, genährt?
Wie dein, iſt auch mein, Leib mit Adern gantz durchröhrt,
Und dieſe ſind mit Saft ſo wohl gefüllt, als deine.
Ich habe zwar nur eins, du aber haſt zwey Beine;
Doch überhebe dich des Vorzugs halber nicht,
Weil ſonſt ein Ochſ' zu dir
Mit ja ſo groſſem Rechte ſpricht:
Wie karg iſt gegen dich die gütige Natur,
Armſelige zweybeinigte Figur!
Hab' ich nicht ihrer vier?
Sprich ferner nicht: Ich kann mich rühren, lauffen, gehen;
Du, arme Bluhme, muſt beſtändig ſtille ſtehen.
Sprich, ſag' ich, nicht alſo: ſonſt werd' ich Vögel kriegen,
Die ſagen: Iſt der Menſch nicht plump? er kann nicht fliegen!
Ey, pochſt du, gantz vom Eifer roth:
Wie elend, wie veränderlich und flüchtig,
Seyd ihr, wie ſo vergänglich und wie nichtig!
Biſt du nicht auch, wie wir, vielleicht ſchon morgen todt,
Und muſt du nicht ſo wohl zur Erden,
Als ich mit meinen Blättern, werden?
Es richten dich annoch mehr Fäll', als uns, zu Grunde.

Wir reden: du biſt ſtumm! ruff'ſt du mir ferner zu.
Ach höre, lieber Menſch, mit meinem ſtummen Munde
Lob' ich den Schöpfer mehr, als du.
Ich will nicht erſt von meiner Schönheit ſagen,
Worin der Vorzug ja unſtreitig mir gebührt,
Nicht von dem lieblichen Geruche, der dich rührt;
Denn, wie mich deucht, ſo hör' ich dich ſchon fragen,
Und zwar nicht ſonder Heftigkeit:
Armſeligs Nichts, bey der Vollkommenheit,
So die Natur dich würdigt, dir zu ſchencken,
Kannſt du gedencken?
Die Art, wie ich gedenck', iſt anders zwar, als deine,
Das geb' ich zu;
Alleine
Wofern auch du,
Wenn du mich ſiehſt, nicht gleich dein Dencken lenckeſt
Auf Den, Der uns gemacht,
Und an den Schöpfer nicht gedenckeſt,
Der uns ſo wunderbar hervor gebracht,
Der dir dein Weſen ſo, wie meines mir, gegeben;
So haſt du, glaub' es mir, in deinem gantzen Leben
Nicht weniger, als ich, ſo gut als nichts, gedacht.

Zufällige Gedancken über zwey nach Grönland abſeegelnde Schiffe.

Indem ich jüngſt, auf einem kleinen Hügel,
Am flachen Elbe=Strande, ſteh',
Und, wie der glatten Fluthen Spiegel
Sich ſanft vorüber ziehet, ſeh';
Erblick' ich, auf dem ſich ſanft ſenckenden Gewäſſer,
Ein groſſes wohl beſeegelt Paar
Sehr ſtarck=bemannter Waſſer=Schlöſſer,
So zu dem Wallfiſch=Fang beſtimmet war;

Digitized by Google

Wie beyd', in ſtiller Fahrt, die Fluthen theilten,
Und, Land und Strand vorbey, gemählig See=wärts eilten.
Indem ich nun von ihrer Reiſe
Den weit entfernten Zweck erwege,
Die, auf ſo manche Art und Weiſe,
Sie drohende Gefahr, mit Grauſen überlege:
So fällt mir die Betrachtung bey:
Ich dencke, wie es möglich ſey,
Daß dieſe Reiſende der ſchönſten Frühlings=Zeit,
Die jetzo wiederkehrt,
Und da der Erde Schmuck ſich ſtündlich faſt vermehrt,
Da Wald und Feld bey uns, in ſolcher Lieblichkeit,
Bey aufgeklärten Lüſten, blühen,
So gantz gelaſſen ſich entziehen,
Um ſich den ungeſtühmen Wellen
Der unergründlich tiefen See,
Des Winters Wuth, Reif, Hagel, Froſt und Schnee
Und Boreas Gewalt, in Grönland, bloß zu ſtellen.
Mich deucht, als ob ich ſie,
In ſchwartzer Luft, die bloß durch Schnee=Geſtöber grau,
Auf tauſend Art bereits beſchäfftigt ſchau';
Wie ſie, mit ſtarrer Hand, und mit verwegner Müh',
Sich, zwiſchen Eis=Gebürg= und abgeriſſ'nen Schollen,
Die krachend überall in ſtrengen Strudeln rollen,
Mit mehr als tödtlicher Gefahr, begeben,
Und, in entſtand'nem Sturm, bey Raſen, Wüten, Sauſen
Der Winde, beym Gebrüll, Geknirſch, Geheul und Brauſen
Der Wellen, zwiſchen Meer= und Waſſer=Wandern, ſchweben.

Geliebter Leſer! laß uns nun
Dem Schreck=Bild' unſern Stand entgegen ſetzen:
Du kannſt in Sicherheit, auf deinem Bette, ruhn,
Du kannſt, im Feld und Wald, auf Bluhmen, dich ergetzen,
Du kannſt, in warmer Luft, wenn laue Winde wehn,
Auf einem ſichern Boden gehn.
Ach! laß uns dieſes denn doch vor ein Glücke ſchätzen!
Ach! laß uns oft den Unterſchied beſehn,
Und, in Erkenntlichkeit, des Schöpfers Huld erhöhn!
Indeſſen wünſchen wir den Arbeit=ſel'gen Leuten,
Auf ihrer ſchlüpfrigen, beſchwerlich=rauhen Bahn,
Zu ihrer Reiſe Glück von gantzem Hertzen an,
Daß ſie, was ſie geſucht, in Ueberfluß erbauten!

Der geſtirnte Himmel.

Sir. XLIII, 9.

Es leuchtet das gantze himmliſche Heer in der Höhe am Firmament, und die hellen Sterne zieren den Himmel.

Als unſer Theil der Welt ſich neulich Weſt=wärts lenckte,
Und in das danckle Reich der kühlen Schatten ſenckte;
Hatt' ein ſanft=rauſchendes und tröpfelnd Wolcken=Naß,
So in der Luft gekocht, vom Himmels=Saamen ſchwanger,
Das dürre Feld, den durſt'gen Anger,
Das lechzende Geſträuch, das welcke Laub und Gras
Genetzt, getränckt, erquickt, erfriſchet,
Des Himmels männlich Feu'r mit ird'ſchem Saltz gemiſchet,
Und neue Fruchtbarkeit in Schooß der Erde bracht.
Es weht' ein friſcher Wind aus kühler Mitter=Nacht;
Der Himmel ward hiedurch von Duft und Dunſt geläutert,
Das Grenzen=loſe Reich des Luft=Raums ausgeheitert,
Und ſtellt, mit ſolcher Wunder=Pracht,
In unergründlich=tiefer Ferne
Der dünnen Luft, ſolch eine Menge Sterne
Den ſtarren Augen vor; daß, bey ſo heiterm Schein,
Das düſt're Blau gantz ſilbern ſchien zu ſeyn:
Das Auge kann, an den geſtirnten Höhen,
Ein ewig Freuden=Feu'r, mit tauſend Freuden, ſehen,
Das, Gott zur Ehre, ſtrahl't und unverbrennlich brennt.
Aus tauſend Lichtern ſtammt ein allgemeines Licht,
Durch welches jedennoch, mit immer regem Strahl,
So mancher Sternen Glantz mit ſtärckerm Funckeln bricht,
Und es bald ſtärckt, bald ſchwächt. Hier flammten ohne Zahl
Viel tauſend, welche theils, wie ſchütternde Rubinen
In röthlich=reger Gluth, theils Diamanten gleich,
(Doch welch ein Edelſtein war je ſo Feuer=reich!)
Mit blendenden Schnee=weiſſen Blitzen, ſchienen.
Jedweden ſichtbar'n Stern umhüllt' ein weiſſer Schein
Von Sternen, die in ungeheuren Höhen,
So wie das Sternen=Heer des Milch=Weg's, nicht zu ſehen:
Daher ſchien jeder Stern ein Sieben=Stern zu ſeyn.

Ob dieſem der Natur ſo weiten Schau=Platz ſtarrt
Mein drin verſinckend Aug'; die Seele wird gerühret;
Es läſſt, als wenn mein Hertz des Schöpfers Gegenwart
In unausſprechlicher Pracht, Gröſſ' und Klarheit ſpüret.
Mich deucht, ob ſäh mein Geiſt den unſichtbaren Gott,
Der ſelbſt der Ewigkeit Unendlichkeiten füllet,
Der Seraphinen Herrn, den Herrſcher Zebaoth,
Als wär' Er in ein Kleid von Glantz und Licht gehüllet,
In ein unendlich Kleid, drauf, ſtatt der Edelſteinen,
Viel tauſend tauſend Sonnen ſcheinen,
Statt Perl und Gold, viel Millionen Erden.
Ach! rief ich, möcht' ich, dieß recht zu betrachten, taugen!
Ach! möchte Leib und Geiſt, zu Gottes Ehr', zu Augen,
Und dann, zu ſeinem Ruhm, zu lauter Zungen werden!

Die himmliſche Schrift.

Ihr Sonnen, die ihr ohne Zahl,
Im unergründlichen unendlich=weiten Thal
Des hohlen Firmamentes ſtehet:
Ihr Welten, die ihr euch um dieſe Sonnen drehet,
Die voller Wärm' und Licht, voll Strahlen, Glantz, und Gluth;
Es ſoll von euch mein faſt entzückter Muth
Ein Andacht=volles Lied, ein Ehrerbietig's Singen
Dem groſſen All zum Opfer bringen.

Ich fühle, daß mein angeflammter Geiſt
Dem groſſ= und kleinen Kreis der Erde ſich entreiſſt,
Zugleich ſich in die Tief' ohn' End' und Anfang neiget,
Zugleich auch in die Höh' ohn' End' und Grentzen ſteiget.
Ein feur'ger Andachts=Trieb
Verſetzt mich in die Ewigkeit.
Mein denckend Weſen breitet ſich
In's ungemeſſ'ne Sternen=Haus,
Vor Ehrfurcht ſtumm, vor Luſt erſtaunet, aus.

Da ich anitzt die allertiefſte Höhe,
Den unbegrentzten Raum des hohlen Himmels, ſehe,
Die Weite ſonder Ziel, die Gott allein erfüllet,
Wo Sein unendlich ewig Kleid,
Gewebt aus Licht und Danckelheit,
Sein Weſen zeiget und verhüllet;
So ſtellet dieſer Raum recht ſichtbar, hell und klar
Nicht unſerm Geiſte nur, den Augen ſelber, dar
Selbſt die Unendlichkeit,
In deren Tiefe Licht und Dunckel ſich vereinet,
Die ſonder Farbe blau, dicht ſonder Cörper, ſcheinet.

Vor ungeheurer Tiefe läſſt
Die ungeheure Tief', als wäre ſie nicht tief:
Es ſcheint der leere Raum, als wär' er voll und feſt,
Da doch in dieſen hohlen Gründen,
Wenn gleich ein ſchneller Blick beſtändig vor ſich lief,
In Ewigkeit kein Ziel, kein Grund, zu finden:
Und dennoch können wir ſo ungemeſſ'ne Höhen
Mit unſern kleinen Augen ſehen.
O Wunder, das kein Menſch begreifen
Und keine Klugheit faſſen kann!
O Wunder=Werck, worin ſich alle Wunder häufen!
Ach ſchauet es mit Ehrfurcht an!
Ein Schauplatz, welcher Millionen
Und Millionen Meilen groß.
Ein Platz, in deſſen weitem Schooß
Viel Millionen Sonnen wohnen,
Kann, nebſt verſchied'nen Erden,
Auf einmahl überſehen werden,
Auf einmahl in die ſpiegelnden Kryſtallen
Von unſern kleinen Augen fallen,
Und ſich ſo eng zuſammen ziehn.

Ach laß mich doch, mein Gott, mit Ernſt recht oft bemühn,
Damit mein forſchendes Geſicht
Auch durchs Geſtirn oft ſey auf Dich gericht't.

Durch dieſe Wunder=reiche Klarheit
Wird mein erſtaunt Geſicht erquickt;
Doch zittert Aug' und Herz, wenn, halb entzückt,
Ich dieſe Himmel=feſte Wahrheit
Von dieſer Lichter Wunder=Gröſſe
Mit Augen der Vernunft ermeſſe;
Da, wenn ich nah' bey einem jeden ſtünde,
Ich einen jeden ja ſo groß,
Als wie ich itzt des gantzen Himmels Schooß,
So wie ich ihn hier ſehe, fünde:
Indem ja Jupiter allein,
Nach aller Stern=Verſtändigen Beweis,

Digitized by Google

Mehr als acht tauſend mahl ſoll gröſſer ſeyn,
Wie unſer gantzer Erden-Kreis.
Ob gleich Huygenius, Caſſin,
Horoccius und Wendelin,
La Hire, nebſt Flamſtedius,
Auch Newton und Ricciolus
Von unſrer Sonnen Gröſſe ſchreiben,
Sie ſey entſetzlich, und die Zahl,
Wodurch dieß helle Licht-Gefäſſe
An Gröſſe dieſer Erden Gröſſe
Noch überträf', auf viel viel hundert tauſend treiben;
So wollen wir jedoch das allerkleinſte ſetzen,
Und ſie auf hundert tauſend mahl
Nur gröſſer, als die Erde, ſchätzen.

O Gott! wo bin ich doch? wer bin ich? Ich verſchwinde,
Indem ich nicht einmahl die Welt,
Nebſt allem, was ſie in ſich hält,
Nur in Vergleich mit einer Sonne, finde.
Solch eine Gröſſe kommt, wie leicht zu glauben, mir,
Wenn ich ſie recht erweg', entſetzlich herrlich für;
Ja, wenn wir endlich gar bey dieſer Gröſſ' und Länge
Noch vollends erſt die ungezählte Menge,
Ja die Unendlichkeit
So ungeheurer Lichts- und Sonnen-Cörper ſchauen
Mit Augen unſrer Seel'; entſteht ein heiligs Grauen.
Im Haupt wird das Gehirn, das Hertz in unſrer Bruſt,
Von einer frohen Angſt, von einer bangen Luſt
Geklemmt, gedrückt, gepreſſt,
Indem der Gottheit Bild,
Wodurch der gantze Bau der groſſen Welt erfüllt,
Sich nicht ohn' Ehrfurcht ſchauen läſſt.

Es überleg' ein Menſch, wie ihm zu Muthe ſeyn,
Welch ein Entſetzen ihn mit Luſt befallen würde,
Wenn ſeinem heiteren Geſicht
Von ſolchem hellen Schein,
Von ſolcher Gröſſ' und ſchrecklich ſchweren Bürde
Der Blitz-geſchwinde Flug, und zwar von einer nicht,
Von tauſend Millionen Kreiſen,
Sich ſollt' auf einmahl weiſen.

Des groſſen Schöpfers Wunder-Wercke
Vermehren ſich bey mir auf wunderbare Weiſe,
Wenn ich an die geſchwinde Reiſe
So groſſer Cörper denck', und an die Stärcke,
Die ſie bewegen kann: da erſtlich ausgemacht,
Und durch die Rechnung längſt gefunden,
Daß ungefehr in achtzehn Stunden
Die Kugel, welche man aus einem Stücke ſcheuſſt,
Wie ſchnell ſie gleich die Luft durchreiſſt,
Den Durchſchnitt unſrer Welt durchführen könne.
Nun ſoll der Venus Schnelligkeit
Auf hundert ſechs und viertzig mahl ſo weit
Sich, an Geſchwindigkeit, erſtrecken.
Wer kann doch, ſonder Schrecken,
Solch ungemeſſ'ner Gröſſ' und ungeheurer Laſt
Und ungezählter Meng' entſetzlich's ſchnell Bewegen,
In ſeiner Seelen, überlegen?
Wer kann der ſo verſchied'nen Kreiſe
Verſchied'ne Gröſſ' und grauſam ſchnelle Reiſe,
Ohn' einen Seelen-Schwindel, ſehn
Entſetzlich durch einander gehn,
Und zwar ſo ordentlich ſich drehn,
Daß nach viel tauſend Jahren
Sie noch dieſelben ſind, die ſie vorhero waren?
Es hat ſie nichts verwirrt, nichts ihre Kraft geſchwächt,
Nichts ihren Lauf gehemmt, der unaufhörlich recht
In ſteter Ründe fliegt.

Gewiß, mich überläuft ein ſchreckendes Vergnügen,
Wann ſich mein Geiſt dahin, bloß in Gedancken, lenckt,
Und nur von weitem einſt an einen Raum gedenckt,
Wo, in ſo groſſer Eil', ſo groſſe Cörper fliegen.
Sprich nicht: ich würde ja ſolch ein geſchwindes Rennen
Von ſo entſetzlichen Geſchöpfen ſehen können.
Es folget nicht, indem ja unſre Augen
Nicht das, was ſich zu ſchnell bewegt, zu faſſen taugen.
Wenn wir ein feurig Holtz, das glühet, drehen:
So ſcheint's ein feur'ger Kreis, und gäntzlich ſtill zu ſtehen,
Es kommt hinzu, daß der Bewegung Stand,
So wie der Stand der Ruh', uns gäntzlich unbekannt:
Da von Geſchöpfen ja ein ruhiges Verweilen
Nicht mehr natürlich iſt, als ein geſchwindes Eilen.
Durch Gottes Willen flieſſt ſowohl die rege Fluth,
Als daß die Erd' in ſich natürlich ruht.
Erweg't nun die faſt grauſe Kraft,
Die bloß allein dazu gehöret,
Den gantzen Erden-Ball, daß er geſchwinder fähret,
Als eine Kugel, fort zu bringen!
Betrachtet eine Kraft, die, durch ein ſtetes Schwingen,
Viel tauſend Körper mit ſich rafft,
Wovon verſchied'ne noch viel tauſend mahl ſo groß!
Wer kann des Weſens Macht, das alles dieſes faſſt,
Erſchaffen hat, erhält und träget,
Allgegenwärtig führt, beweget,
Und zwar,
Daß alles ſich, in ſtiller Majeſtät,
Und ſtets unwandelbar, in ſolcher Eile, dreht,
So unbegreiflich wunderbar,
In ſolcher Ordnung leiten kann,
Ohn' einiges Erſtaunen, ſehen!
Ach! wie verſchwinden hier die kindiſchen Ideen
Von einem alten Mann,
Womit ſo mancher Menſch erbärmlich ſich getragen,
Und, da er ſich dadurch ein Götzen-Bild gemacht,
Sich um die Gottheit ſelbſt, durch eigne Schuld, gebracht.

Bedencke, lieber Menſch, um Gottes willen,
Wie gröblich du gefehlt! wie närriſch deine Grillen,
Die, faſt wie Lucifern, dein eitles Hirn erfüllt,
Da du, aus einem ſtoltzen Triebe
Der abgeſchmackt'ſten Eigen-Liebe,
Faſt mehr dich ſelbſt zum Gott, als Gott zum Menſchen, macheſt,
Und wircklich, wenn man's recht erweget, Gott verlacheſt.
Dein alter Gott-Mann muß entweder klein,
(Der etwa, wie ein Fürſt, durch andere, regieret,
Durch andre, ſieht und hört und ſeinen Scepter führet,)
Wo nicht, müſt' er ein Mann von ſolcher Gröſſe ſeyn,
Dem hundert tauſend tauſend Meilen
Nicht einſt ein Glied von ſeinem Finger theilen.
Ja, wär' er auch ſo groß: So wär' er dennoch klein.
Denn hätt' er eine Form: So müſt' er endlich ſeyn.
Was endlich's aber nun von einer Gottheit glauben,
Heiſſt, Ihr Allgegenwart, ja gar die Gottheit, rauben.

Unendlich ewig's All, laß unſrer Seelen Augen,
Durch Deine Lieb', eröffnet ſeyn,
Daß wir der wahren Gottheit Schein,
In deinem Werck zu ſehn, und zu verehren, taugen!
Laß unſre Seelen doch Dein unbegreiflich's Weſen,
Im Buch der Creatur, erſtaunt, mit Ehrfurcht, leſen!
Laß uns, auch in der finſtern Nacht,
Von Deiner unerſchaff'nen Macht,
In funckelndem Geſtirn, das herrliche Gepränge,
Die ungeheure Gröſſ', und ungeheure Menge,
Und ungeheure Schnelligkeit
Der himmliſchen Geſchöpf' beſehen und beſingen!
So werden wir, in allen Dingen,
Dich, Herr, allgegenwärtig ſehn,
Uns ſelbſt vernichtigen, und Dich allein erhöhn.

Seh' ich den Himmel an, ſo kömmt mir ſein Sapphir
Als eine Tafel für,
Die unermeßlich iſt, auf welcher eine Schrift,
Die des allmächt'gen Schöpfers Weſen,
Huld, Weisheit, Macht und Majeſtät betrifft,
Im ſchimmernden Geſtirn, in heller Pracht zu leſen.
Hilf Gott, welch eine Schrift! O! welch ein Wunder-Buch,
In welchem die Geſtirne Zeilen,
Die Lettern gröſſer ſind, als hundert tauſend Meilen,
Woran, in wunderbarem Schein,
Die Puncte ſelbſten Sonnen ſeyn!

Ich ſeh' es, gantz erſtaunt, in tiefſter Ehrfurcht, an,
Und, ob den Inhalt gleich mein Geiſt nicht faſſen kann:
So ſpür' ich doch, daß ſie mich ſo zu dencken treibt:
So ſchreibt der Schöpfer, wenn Er ſchreibt.

O dreymahl höchſt beglückt', o dreymahl ſel'ge Seelen,
Die Gott, das höchſte Gut, dereinſt wird auserwählen,
Der ew'gen Weisheit Licht noch tiefer einzuſehn,
Und Ihn, den Schöpfer ſelbſt, den Inhalt, zu verſtehn!
Indeſſen müſſen wir,
Zu unſers Schöpfers Ruhm, ſo lange wir noch hier,
Das Wunder-A B C der Sternen
In Ehrfurcht buchſtabiren lernen.

Es iſt kein' eintzige Figur
Im gantzen Reiche der Natur
Zu finden, ja nur zu erdencken,
Die, wenn wir Blick und Witz in dieſe Höhe ſencken,
In dieſen tiefen Gründen,
In dem unzähligen Geſtirn, nicht auch zu finden.

Digitized by Google

Sprich nicht: Was Schrift? ich kann ſie nicht verſtehn,
Ja nicht einmahl die Lettern ſehn.
Denn hör'! Kannſt du die Lettern der Sineſen,
Der Araber, der Ruſſen, leſen?
Und kommen ihre Schriften dir
Nicht gantz verwirrt, ja ſonder Ordnung, für?
Die doch, wenn wir ſie erſt begreifen und entdecken,
Gar oft voll Geiſt und Weisheit ſtecken.

Ich bin, ob dieſer Schrift, im Dencken und im Leſen
Gar oft erfreut, gar oft erſtaunt geweſen.
Noch jüngſt, als ich im Buch der Sternen,
Mit inniglicher Luſt, ſtudirte,
Und, voller Ehrfurcht, buchſtabirte;
So deucht mich, daß ich hie und da
Und überall geſchrieben ſah
Den groſſen Namen Jehovah.

Wilhelm Heinrich Brömel

ward am 21. April 1754 zu Loburg bei Magdeburg geboren, widmete ſich in ſeiner Jugend aus Neigung der Bühne und war eine Zeit lang Mitglied des Theaters zu Hamburg. Später entſagte er dieſem Beruf und erhielt das Amt eines expedirenden Secretairs bei der königlich preußiſchen Nutz- und Brennholz-Adminiſtration zu Berlin. Er ſtarb daſelbſt als Kriegsrath bei dem Forſtdepartement des Generaldirectoriums am 28. November 1808.

Von ihm erſchienen:

Der Adjutant. Luſtſpiel. Hamburg, 1780. (Eine Preisarbeit.)
Die Verlobung. Luſtſpiel. Wien, 1780.
Gerechtigkeit und Rache. Schauſpiel. Wien, 1788.
Beitrag zur deutſchen Bühne. Deſſau und Leipzig, 1785.
General Schlenzheim von Ch. A. Spies, umgearbeitet von Plümike und Brömel. Regensburg, 1786.
Cecilie Beverly. Neu bearbeitet. 2 Thle. Berlin, 1789.
Der Dechant von Killerine. 2 Thle. Berlin, 1792.
Aufſätze und Recenſionen in der Berliniſchen Monatsſchrift, der Allgemeinen deutſchen Bibliothek u. ſ. w.

Ein einfacher und gefälliger Dialog, glückliche Charakterzeichnung und gefällige Ausführung machten zu ihrer Zeit B's dramatiſche Arbeiten beliebt; doch ſind ſie ſeitdem gänzlich von der deutſchen Bühne verſchwunden. Seine übrigen Leiſtungen ſind nur Bearbeitungen ausländiſcher Vorbilder.

Alexander Auguſt Ferdinand von Bronikowski,

einer der fleißigſten Romanſchreiber neueſter Zeit, ward am 28. Februar 1783 (1788?) zu Dresden geboren, trat ſchon früh in preußiſche Dienſte und nahm Theil an dem Feldzuge von 1806 gegen Napoleon. — In Gefangenſchaft gerathen, ging er ſpäter zu der polniſchen Armee (1812) und verweilte eine Zeit lang im Generalſtabe des Herzogs von Belluno. Im Jahre 1815 erhielt er ſeinen Abſchied als Major, bereiſte darauf Polen, lebte in Warſchau bis 1823, kehrte dann nach Deutſchland zurück und privatiſirte abwechſelnd in Dresden, Leipzig und Halberſtadt. Er ſtarb am 22. Januar 1834 in Dresden.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Kaſimir der Große, Piaſt. Dresden, 1825. 2 Thle.
Hippolyt Boratinsky. Dresden, 1825 — 27. 4 Thle.
Er und Sie. Leipzig, 1826.
Der galliſche Kerker. Dresden, 1827. 2 Thle.
Der Mäuſethurm. Dresden, 1827.
Moina. Dresden, 1827.
Das Schloß am Eberfluß. Dresden, 1827.
Erzählungen. Leipzig, 1828.
Olgierd und Olga. Dresden, 1828 — 29. 4 Thle.
Polen im ſiebenzehnten Jahrhundert. Halberſtadt, 1830 — 31. 5 Thle.
Almanach der Sagen und Novellen. Halberſtadt, 1831.
Der Fall der Bourbons. Halberſtadt, 1831. 16 Heft.
Sieben Sylveſterabende. Halberſtadt, 1831.
Die Frauen Koniecpolskie. Dresden und Leipzig, 1832. 3 Thle.
Die Frauen von Neidſchütz. Leipzig, 1832. 2 Thle.
Beate. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Veit. 3 Bde. Leipzig, 1832.
Die Magyaren. Leipzig, 1833. 7 Thle.
Eugenia. Leipzig, 1833. 3 Thle.
Novellen. Leipzig, 1834. — 3 Thle.
Die Britten in der deutſchen Hauptſtadt. Leipzig. 1834.
Die Windsbraut. Leipzig, 1834.
Die Geſchichte Polens von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. Dresden, 1827. 3 Bde.

Bronikowski hatte ſich in ſeinen Romanen, welche mehr oder weniger auf hiſtoriſchem Grunde ruhen, Walter Scott zum Vorbilde genommen, den er mit vielem Glücke und Erfolg nachahmte, ſo daß er eine Zeit lang zu den beliebteſten Modeſchriftſtellern Deutſchlands gehörte. Eine gefällige Diction, lebhafte Phantaſie und genaue Kenntniſſe der geſchichtlichen Ereigniſſe, vorzüglich da, wo ſein zweites Vaterland, Polen, den Stoff liefert, ſind ihm eigenthümlich und geben ſeinen Leiſtungen namhaften Werth, nur verfällt er hin und wieder in eine faſt unerträgliche Breite, in der er ſich mitunter zu ſehr zu gefallen ſcheint. Aus allen ſeinen Schriften blickt jedoch der feine, gebildete und erfahrene Weltmann, dem kein Verhältniß des Lebens fremd geblieben iſt, und der die widerſtrebenden Elemente der Zeit aufzufaſſen, darzuſtellen und zu würdigen verſteht; ſie ſind daher immer zu einer angenehmen, mehr als flüchtigen Unterhaltung zu empfehlen. — Seine Geſchichte Polens iſt zwar kein auf gründlichem Quellenſtudium beruhendes, aber doch geiſtreiches und gut geſchriebenes Werk. Wir müſſen uns, da ſelbſt ſeine kleineren Erzählungen ungewöhnlich lang ſind, hier auf ein Bruchſtück als Probe ſeiner Schreibart beſchränken.

Miloslaw und Sendziwoy *).

Es wird nun bald an tauſend Jahre ſeyn, als zween Reitersmänner auf ermüdeten Roſſen durch den dichten Wald trabten, welcher durch moorige Brüche und ſtehende Gewäſſer ziemlich unwegſam, ſich von dem eben erſt entſtandenen Städtchen Gniezno (Gneſen) an, damals noch ununterbrochen bis an den Goplo-See hinzog. Es war im Beginnen des Frühjahres; der Thauwind ſauſ'te durch die Wipfel der immergrünen Schwarztannen und Fichten und der blätterloſen Eichen, und ſchüttelte den Schnee in großen, halbaufgelöſ'ten Maſſen von den ſtarren, ſeufzenden Aeſten herab auf den Grund, auf welchem das junge Gras nur einzeln noch und mühſam die kurzen grünen Halme zwiſchen vergelbtem Mooſe, verdorrtem Geſtripp und dem abgefallenen naſſen Laube hervordrängte. Hoch in den Lüften verkündete das Schreien der einwandernden Zugvögel die nahende ſchöne Jah-

*) Aus: A. Bronikowski, Mäuſethurm am Goplo-See. Dresden und Leipzig. 1827. S. 5 — 25.

Digitized by Google

reszeit, und der Ruf des Hehers und der Weihe vom wankenden Baume herab unterbrach das eintönige Brauſen des Waldes.

Sie ſind wohl nicht fern von hier, Herr! begann der älteſte der beiden Männer, eine kräftige Geſtalt in den Jahren des beginnenden Greiſenalters, indem er ſein keuchendes, ſchwerbelaſtetes Roß vorwärts an die Seite des Andern trieb: ſie müſſen nahebei ſich gelagert haben, oder wir ſind fehl geritten. Und ſo dies wäre, taugte uns fortan die Eile zu nichts, als uns weiter noch abzubringen vom Heerhaufen — auch ſind unſere Thiere müde, und vornämlich das meine ſtöhnt unter der doppelten Waffenrüſtung. Sieh, Herr, die Sonne ſinkt bereits hinter den Fichten hinab — der Forſt iſt unwegſam und wild — auch iſt die Nacht niemandes Freund, abſonderlich hier.

Du haſt Recht, Sendziwoy! entgegnete der Angeredete nach einer Pauſe, ſein Pferd anhaltend, indem er mit der Hand über die Stirne fuhr, gleich einem, welcher aus böſen Gedanken erwacht. Du haſt Recht, wiederholte er mit einem tiefen Athemzuge, der einem Seufzer glich: ſo ſehr ich auch Eile habe nach der Burg, ſo ziemt es ſich nicht, daß ich daſelbſt erſcheine ohne mein Geleite, und es wäre nicht gut, wenn uns die Nacht überraſchte in dem unheimlichen Dickig und fern von den Genoſſen. Auch bin ich des Weges nicht mehr kundig und es iſt wohl, wie Du ſagteſt, und der Weg am Moorgrund links iſt der, welchen ſie genommen. Laß uns hier ruhen, Waffengenoß, Dein Pferd iſt ermattet, und mein' ich, Du auch, alter Sendziwoy. — Während er ſo ſprach, war er abgeſtiegen und trat vorwärts gegen einen geräumigen lichten Platz, der, von himmelhohen Fichten umſchirmt, von der Seite an den Waldweg ſtieß, auf welchem ſie daher gekommen.

Sendziwoy hatte die Zügel des Roſſes ergriffen, knüpfte ſie mit denen ſeines Thieres zuſammen und ſchlang dann beide um einen ſtarken Baumſtamm. Darauf that er einen gewaltigen Schild von ſich, der mit einem rauhen Bärenfelle bekleidet und mit großen Nägeln bewahrt war, legte einen Köcher von glänzender Biberhaut, einen mächtigen Bogen und ein Bündel Wurfſpieße behutſam auf den Schild, daß des Gebieters Waffenzeug nicht in das feuchte Moos rolle, dann ſchleuderte er ſeine runde Tartſche und eine gewichtige Keule daneben hin und warf ſich nieder auf den Grund, mit verhaltenem Athem das Haupt tief in die welken Grashalme drückend. — Herr! rief er nach einer Weile dem jüngern Reitersmann zu, welcher mit geſenktem Kopfe und verſchränkten Armen unfern von ihm ſtand: ich höre ſie nicht. Rechts im Walde vernehme ich nichts, als das Brauſen des Windes und des Ebers Schnauben, der durch das dürre, raſchelnde Laub ſchreitet; doch links, von der Seite, wo Du ſteheſt, höre ich unterweilen ein Geplätſcher wie von ſturmgepeitſchten Wellen und der Kriechenten Geſchnatter; auch däucht mir, als trage der Luftzug von Mal zu Mal ein Getöne herüber, als von Poſaunen und Keſſelpauken. So iſt dieſer böſe Weg doch wohl ein Richtweg geweſen, und der See liegt nicht weit hinter den Bäumen. — Und wir ſind unfern Kruſzwica, des hohen Schloſſes, unterbrach ihn der Gebieter im Tone bittern Unmuths: und Du vernimmſt den Lärm von König Popiels Gelage. — Darauf nahm er ſein Heerhorn an den Mund und in langgehaltenen, gewaltigen Tönen zog der Feldruf durch den hallenden Wald. Seitwärts aus tiefer Ferne ſchallte die dumpfe Antwort. Noch zwei Mal ertönte das Horn des Feldherrn in abgemeſſenen Zwiſchenräumen, und zwei Mal ward der Ruf in langſamer Näherung erwiedert. Darauf wandte ſich der junge Mann gegen die baumleere Stelle, welche er früher wahrgenommen, und ging langſamen Schrittes über den unebenen, mit verdorrtem Geſtripp und faulenden Schlingpflanzen bedeckten Boden; ihm folgte ſein Waffenträger, von Zeit zu Zeit ſorgſam nach den Roſſen umſchauend.

Der Platz, auf welchem ſie ſich befanden, ſchien von Menſchenhand gelichtet und bildete ein längliches Rund. Rings umgeben von uralten, zum Theil verwitterten Fichtenſtämmen, zwiſchen welchen dichtes, dorniges Gebüſch in eine hohe, finſtere Wand ſich zuſammenzog, blieb er unberührt in der Tiefe von dem Sturm, welcher hoch oben durch die krachenden Wipfel heulend hintoſ'te, und eine unheimliche Stille lag auf dem öden Fleck, der unzugänglich für den Hauch der Lüfte, wie für der Sonne Strahl, mitten im lautbewegten Haine leer und ſchweigend lag wie ein Gefild des Todes. Noch hatte die bleiche Märzſonne draußen im Walde den Schnee nicht völlig hinweggeſchmolzen, welcher zuſammengeweht an den tiefen Stellen lag, doch hier unterbrach nichts das traurige Modergrün verfaulter Stechäpfel und gleißenden Bilſenkrautes, die den Boden bedeckten, unzählige kleine Erhöhungen halbverbergend, welche in abgemeſſener Entfernung reihenweiſe mehr oder minder eingeſunken die Lichtung entlang den Schritt der Wanderer hemmten. Ein ungeheurer roh behauener Stein lag in des Platzes Mitte. Seine geſchwärzte Oberfläche deutete auf unlängſt erloſchene Flammen, und mehrere kleinere Felsblöcke führten von ihm aus in gerader Reihe nach dem Hintergrunde, in welchem zwiſchen den Fichten und dem Dorngeſtrippe ein enger und kurzer Waldpfad zu einem düſtern, halbverfallenen Gemäuer unförmlicher Bauart führte.

Der junge Krieger betrat den Pfad, auf welchem ihm nach einigen leiſen eindringlichen Worten ſein Gefährte zögernd nachſchritt. Sie ſtanden vor dem Gebäu, deſſen dunkele Umriſſe ſich ungewiß in die Walddämmerung verloren. Es ſchien ſieben ungleiche Seiten zu haben, ſo viel das üppig aufgeſchoßte wilde Gezweig das zu beſtimmen vergönnte und war ringsum verſchloſſen. Eine niedrige Thüre nur aus ſtarken Eichenbohlen zeigte ſich ihnen, und als ſie ſich ihr naheten, erzitterte ſie urplötzlich in einem heulenden Windſtoß, der aus dem Innern des Gemäuers durch die Fugen in die ſtille Luft des Waldrundes drang, ſo daß ſie von Grauen ergriffen ſcheu zurücktraten, unwillkührlich ſich abwendend von dem unheimlichen Gebäude. Die Dämmerung des Abends war in dem Schatten der hohen Bäume beinahe zur Nacht werden, einige Augenblicke lang ſuchten die Männer vergeblich nach dem Waldpfad, der ſie wieder hinaus führe auf den öden Platz, und als ſie ſtrauchelnd über die umherliegenden Trümmer ſchritten und einen Weg ſich bahnten durch das wüſte Gedörn, ſtieß des Waffenträgers Fuß an etwas, das praſſelnd über die gebrochenen Steine dahin rollte. Er hob es auf und warf es mit einem kurzen Ausrufe des Schreckens gewaltſam von ſich, daß der bleiche Schädel dumpf krachend an einem Strebepfeiler des Gemäuers zerſchellte. Im nämlichen Augenblicke ertönte unter ihren Füßen tief im Schooße der Erde ein lange anhaltendes donnerähnliches Rollen, ein heftiger Schlag ließ ſich vernehmen, gleich dem gewaltſamen Zuwerfen einer ſchweren eiſernen Pforte, und durch die Ritzen der Thüre drang ein glutrother Schein, der ſogleich wieder erloſch. In der ſchnellen Beleuchtung hatten die Wanderer den Waldpfad entdeckt, und, von tollem Entſetzen getrieben, rannten ſie hinaus auf die Lichtung zu dem Steine, der eben durch das Abendroth erleuchtet, das zwiſchen den hohen Fichten hereinſchaute, in ſonderbar unheimlicher Beleuchtung daſtand in dem dämmernden Rund.

Das iſt ein unluſtiger Fleck, Sendziwoy, ſprach der junge Rittersmann mit leiſer Stimme zu ſeinem Waffenträger: doch iſt jenes Haus wohl geeignet, uns zu beherbergen, bis die Andern herankommen. — Ein Gemäuer ſeh' ich zwar, edler Herr Miloslaw, verſetzte der darauf mit Kopfſchütteln: doch möchte ich es nicht Haus nennen, noch eine Herberge; und ſo Du mir vergönneſt, daß ich ein treugemeint Wort ſpreche, ſo denke ich, wir ſind nicht an gutem Ort. Viel ſpricht das Landvolk in der Gegend vom Waldufer, und zur Zeit, da Tag und Nacht ſich ſcheiden, haben die böſen Geiſter Macht über den Menſchen. Lieber, o Herr, bleiben wir draußen im Walde, wo der Sturm luſtig drein fährt und das Abendroth die Wipfel vergoldet, als hier, wo es ſo ſtill iſt und dumpf. — Wie Du meinſt, alter Gefährte, entgegnete Miloslaw nach einer kleinen Weile: auch ſagſt Du wohl nicht mit Unrecht, es ſey dieß kein guter Ort. Doch ziemet uns nicht, allzuweit von hier zu gehen, damit jene nicht irre werden am Rufe des Feldherrn. So laß uns denn draußen warten des Volkes unfern von den Roſſen, auf daß wir dann zuſammen in die Burg einreiten. Die Götter geben, daß wir daſelbſt beſſere Herberge finden. — Und einige Schritte zurückgehend, warf er ſich nahe am Ausgange des ſtillen Rundes auf einen der kleinen Hügel nieder, den Rücken an einen Fichtenſtamm lehnend.

Du biſt ſo traurig, mein edler Fürſt, begann der Alte, nachdem er eine Zeitlang ſchweigend vor ſeinem Herrn geſtanden hatte, der, den Kopf in die Hand geſtützt, in trübes Sinnen verſunken war: ſeit Du eingeſprochen auf der Burg zu Gniezno bei der erlauchten Enaslawa, Deiner Mutter, iſt's, als ob die Siegesfreude gewichen wäre von Dir und der Jugendmuth; und als wir uns nun hierher auf den Weg gemacht haben nach der Königsburg, reiteſt Du ſo ſtumm und finſter Deines Weges und ſprichſt nicht zu dem alten Sendziwoy und ſchaueſt ihn wohl gar nicht einmal an. — Eben als der Alte aufhörte zu ſprechen, tönte aus weiter Ferne ein dumpfer Klang von Hörnern und Pauken durch den Wald. — Hörſt Du? Hörſt Du? rief der Jüngling mit wildem Lachen: das Schloß iſt gar nicht weit, und es gehet luſtig her und gar hoch auf Kruſzwica. — Drauf ſprach der Waffenträger: Reite nur vollends hinein die kurze Strecke, es wird Dir beſſer ſeyn in der hellerleuchteten Halle, als hier im öden Wald zur dunkelnden Abendſtunde. Du findeſt Dich nun wohl, wenn Du dem Getön nachreiteſt; auch kann ich ja des Kriegsvolkes hier warten, und folge Dir ungeſäumt, wenn es gekommen. — Und abermals trug ein Windſtoß, der hoch über den Sprechen-

Digitized by Google

den wegfuhr, das Getöſe zu ihrem Ohr. — Wie die Poſaunen freudig klingen und das Gewirbel der Pauken! rief Miloslaw, doch plötzlich erbleichend, indem er ſich raſch zur Hälfte emporrichtete, ſetzte er hinzu: Horch! ſchallte da nicht etwas herüber, wie Gewinſel eines Sterbenden: rief nicht des Vaters Stimme durch den Wald? — Um der Götter willen, antwortete der entſetzte Diener: wie magſt Du ſo ſchauerlich ſprechen? Iſt es doch nichts als die Windbraut, die in den Hörnerklang dreinheult. — Recht ſo! der Ruf der Wehklage läßt ſich vernehmen zum tollen Lärm trügeriſcher Luſt.

Zäume ich Dir den Schwarzen wieder, hoher Herr? begann Sendziwoy von Neuem. Es taugt Dir nicht, hier zu verweilen, und das Grauen, das um dieſen öden Waldplatz ſchleicht, drückt Dir den Geiſt, ſo daß ich meinen Herrn kaum erkenne und meinen Schüler im Waffenhandwerk, den kühnen, milden und freudigen Miloslaw. Reit', ich bitte Dich, reit' nach der Burg. Es iſt dieſer Platz den Enkeln des Lech nicht günſtig, noch der, welcher unheilbringend auf ihm waltet. Ahneſt Du nicht, wo Du biſt, Wojewodenſohn? M i r hat es jener Stein dort geſagt und der bleiche, zerſplitternde Schädel, und manch halbvergeſſene Mähr aus meinen Knabenjahren tritt wieder vor mich hin und ſträubt mir das Haar bergan. Steh' auf von dem Hügel, wo Du ſitzeſt, mein Fürſt; die Geiſter, die aus dem moorigen Boden aufſteigen, ſind wohl dem Menſchen abhold und verwirren ihm den Sinn mit trüben Gedanken der Trauer und des Ingrimmes, mit denen ſie hinabgefahren ſind in das finſtere Reich. — —

Wohl ahn' ich, wo ich bin, ſprach Miloslaw, indem er ſich langſam erhob. Es iſt das uralte Haus des Nia-Pieklos *), das dort drüben ſtehet im düſtern Waldſchatten, und auf dieſem Steine ſtrömt fort und fort das Blut der Säuglinge, deren morſches Gebein nun ſchlummert unter den Hügeln. — Du haſt es geſagt, Herr! ſo mache Dich auf von dieſem Ort, wo der Höllengott waltet, der dem Geſchlechte des Lech gram iſt, ſeitdem es den hohen Pierun zum Schutzherrn erkohren. Ich ſage Dir, es iſt Dir nicht gut, hier zu raſten in dieſer Stunde, da er herausſteigt aus der alten Nacht, wie Du vernommen am Rollen ſeines Wagen tief unten in der Erde Bauch. Laß mich hier warten; die finſtern Mächte achten nicht des geringen Knechtes, und der Vater des Unheils wendet das Geſchoß nach den Häuptern der Fürſten. — Und w o h i n willſt Du, daß ich reite? Nicht in der Nacht allein ſchleicht das Verderben, und jenſeit dieſer blutigen Steine reicht des Pieklos giftiger Pfeil. Auch werd' ich ihm, ſetzte er halb gedankenlos hinzu: auch wird das Geſchlecht des Lech ihm nimmer entgehen. — Du ſprichſt ſo ſchwere, ahnungreiche Worte, Sohn des Wojewoden der Ebene **). Sonſt redeteſt Du nicht ſo und freudiger wareſt Du in der heißen Schlacht mit den Kriegsleuten des rothen Landes, als jetzt, wo Deiner der Ruhm wartet und reicher Lohn in der Königsburg. Hat die Rede der erlauchten Enaslawa Dir alſo das Herz im Buſen gewendet? Verzeih' dem alten Knecht, hoher Herr; wohl iſt Frau Enaslawa ein würdig Bild und Deine Mutter, doch iſt ihr Wort nur eines Weibes Wort, und ein ſolches ſoll den edlen Sarmaten nicht irre machen an ſich und der Welt. Sieh', ich bin nicht, wie Du, aus fürſtlichem Geſchlecht; doch war es mein Arm, der Dich das erſte Mal auf das Roß hob, an meiner Seite erlegteſt Du den grimmen Bären, ich lehrte Dich das Schwert führen und den Wurfſpieß: ſo willſt Du denn dem alten Sendziwon fürder nicht vertrauen, und achteſt ihn nimmer, weil er ein geringer Mann iſt und eines Leibeigenen Sohn? — Nein, wahrlich nein, antwortete Miloslaw, indem er die Hand liebkoſend auf die Schulter des Greiſes legte: ich achte Dich, wie immer, mein alter Lehrer; auch ſollſt Du erfahren, was mir den heitern Sinn ſo niedergeſchlagen; hab' ich doch immer gehört, daß die Geiſter der Nacht ſcheu zurückweichen, wo zwei Menſchenherzen ſich begegnen in Liebe und Vertrauen; ſo wird mir auch wieder wohl werden in freundlicher Mittheilung, und ich werde das Grauen abſchütteln, das kalt und eiſern meine Bruſt umſpannt. —

Sieh, Du weißt noch, mein Sendziwon, ſo fuhr der junge Krieger fort in ſeiner Rede: wie wir uns verabſchiedet hatten von der weißen Fürſtin ***), der wir mannlich ihren Krieg ausfechten halfen mit dem Herrn des Rothlandes ****) und nun austritten von der Stadt des Krak auf Gniezno zu, dem hohen Sitze des Vaters, und uns die Kunde kam auf dem Wege, der König habe ſeine Oheime, die Söhne des dritten Lech, entboten nach Kruſzwica auf die Burg, um ſich zu berathen mit den Wojewoden, wie ſein Vater auch wohl gethan, der erſte Popiel, den die lichten Götter aufgenommen haben in ihr Freudenreich. Und damit die ernſte Sorge gemildert werde durch fröhliches Gelag und fürſtliche Pracht, hieß es, ſo habe er auch die Frauen und Kinder der Fürſten geladen, und ſie würden allzumal ausziehen mit ihren Geſchlechtern nach der Königsburg, vierundzwanzig an der Zahl. Da beeilten wir uns nun, mit ſcharfem Reiten dahin zu gelangen, damit ich den Vater begrüße, und die Mutter, und Rzepicha, die Schweſter, welche bei der Königin weilt, und dem Könige Bericht gäbe von dem beendigten Krieg. Da traf uns der Mutter Eilbote am Warta-Strom. Wir hatten, wie Du Dich deſſen wohl entſinneſt, uns nach langer Tagefahrt gelagert am Ufer um die wärmende Flamme, und horchten den lieblichen Geſängen der beiden griechiſchen Knaben, die mir die Fürſtin des weißen Chrobatien mitgegeben als Leibdiener und die Ihr Alle ſo werth haltet, ihrer fremdländiſchen Herkunft ungeachtet und ihres etwas ſtillen und ſinnigen Weſens; da trat der Mann zu uns mit dem Gebot, unſre Fahrt zu richten auf Gniezno, wo Siechthum die erlauchte Frau zurückhalte. Alſo folgte ich dem mütterlichen Rufe, und Ihr mit mir. Da ich aber in das Gemach trat zu Frau Enaslawen, fand ich ſie, obſchon traurig und mit verweinten Augen, doch wohl auf und bei guter Geſundheit. Als ich ihr nun frei heraus geſtanden, wie es mich befremde, daß ſie der Sitte fürſtlicher Frauen und der eigenen zuwider, des Königs Gebot übertreten und ihrem Eheherrn nicht gefolgt ſey, wie es ſein Wille und die Pflicht der Hausfrau erheiſchet, unter dem Vorwande erdichteter Krankheit; da ſprach ſie folgendergeſtalt zu mir: „Ei, Du vorwitziger junger Kriegsmann, noch hat Dich die Mutter nicht willkommen heißen von der Fahrt in's fremde Land, und haſt ihr noch nicht berichtet von mancherlei Abentheuer im Kampf, ſo Du wohl beſtanden, noch überreicht den gebührenden Theil an der Beute, ſo findeſt Du ſchon Tadel an ihrem Beginnen. Wolle mit nichten alſo thun, bevor Du vernommen, wie ſich alles begeben. Wohl war ich Willens, dem Fürſten Leszeck zu folgen des andern Tages nach Kruſzwica, wie er mir geheißen, da hatte ich einen Traum in der Nacht nach des Herrn Abfahrt. Es traten nämlich zween hellglänzende Jünglinge an mein Lager und ſprachen zugleich, doch vernehmlich, folgende Worte: Höre auf unſere Rede, Frau, und merke ſie wohl — Du willſt dem Gemahl folgen in die Höhle des Bären? Dem thue nicht alſo, vielmehr wehre dem Sohne Deines Leibes, daß er ſich ihr nahe, auf daß des Lech altes Geſchlecht nicht verſinke, ehe es geheiligt wird. — Und als ſie ſo geendet hatten, entſchwanden ſie meinen Blicken und ich fühlte mich wach. Das Gemach aber war noch lange Zeit erhellt von einem wunderbaren roſenfarbenen Lichte, und ſüße Wohlgerüche ſchwebten in leichten Wölkchen um meine Bettſtatt. Als ich mich nun erhob am Morgen und bedachte, wie der wüſte Koſzysko *) ſo unähnlich iſt ſeinem Vater, meinem königlichen Schwäher, wie er die Oheime anfeindet ob der Macht, die ihnen verliehen iſt im Reiche der Sarmaten, und wie Rzepicha, mein armes Kind, ſo räthſelhafte Kunde von des Königs Beginnen gegeben, da erwog ich den Traum in meinem Herzen und ſandte Dir einen Boten, beſchickte auch den Herrn, Deinen Vater, durch einen vertrauten Mann, damit er ſich wahre vor böſer Hinterliſt und mir die Jungfrau herüberſende unter ſicherer Geleitſchaft." — Darauf erwiederte ich, wie Träume oftmals nichts ſind denn Schäume; ſo es aber anders ſich verhalte mit dem der Mutter, zieme es ſich am allerwenigſten zur Zeit der Gefahr, daß ich den Vater verlaſſe und in ſchnöder Furcht mich verkriechend hinter Frau Enaslawens Schürze, das Unheil hereinbrechen ließe über ihn und die Schweſter und die Oheime, welches ich vielleicht gar wohl abwenden könne mit meinen Kriegegenoſſen. Als wir nun ſo ſprachen, traten die griechiſchen Knaben in das Gemach, um, wie es Brauch iſt, mir den Nachttrunk zu bringen. Da ſie aber Frau Enaslawa gewahrte, verfärbte ſie ſich und ſprach leiſe zu mir: „Sage mir, Sohn Miloslaw, wer ſind dieſe? und wie nennſt Du ſie" — Und ich antwortete ihr! dieß ſind meine beiden Leibdiener Michael und Raphael, zwei Griechenkinder, welche mir Ilga verehrt, die weiße Fürſtin, nebſt andern Gaben als Reiterdank. —

*) Pieklos, der Gott der Hölle, des Todes, auch Nia genannt; Pierun, der Gott des Donners, des Himmels, der Macht, der Jupiter der Sarmaten; auch nannte man ihn Jeſſa.

**) Die Ebene, das heutige Großpolen.

***) Fürſtin des weißen Chrobatien, der Gegend von Krakau und eines Theils des Karpathiſchen Gebirges; auch ſpäterhin noch ſagte man der weiße Fürſt, die weiße Fürſtin.

****) Rothrußland, die Umgebung von Lemberg und Halicz.

*) Koſzysko, ein ſchlechter geflochtener Korb, eine Hürde (an welcher das Geflecht ſchon faſerig geworden), ein Beiname, welchen Popiel der Zweite ſeinem borſtigen, verwilderten Haare verdanken ſoll. Der Chroniker Dlugoſz giebt denſelben Namen einem Fürſten von Kujawien aus Plaſtiſchem Stamme, Miecyslaw, welcher um das Jahr 1137 lebte, und erzählt von ihm die Sage, welche man ſonſt allgemein auf Popiel den Zweiten bezieht.

Digitized by Google

„So wahr mir die Götter gnädig ſeyn mögen, ſprach die Mutter eifrig: dieß ſind die Jünglinge meines Traums!“ — Deß verwunderte ich mich ein wenig, doch ſagte ich: es haben die Geiſter da fürwahr eine gute Geſtalt angenommen treuer Diener und frommer, ſittiger Knaben, darum ſoll man ihre Mahnung nicht gering achten, und es drängt mich, bald beim Vater zu ſeyn. Wohl mehrmals verſuchte Frau Enaslawa darauf, den Beiden Rede abzugewinnen, doch blieben ſie, wie ſie pflegten, wortkarg, verſahen ſtill und demüthig ihren Dienſt und verließen bald darauf die Halle. Da nun der guten Mutter Bitten und Thränen mich nicht vom Wege der Pflicht abzuhalten vermochten, ſo ward alles bereitet zu meiner Fahrt. Ich ſandte den Heerhaufen voraus mit den Knaben, die ſich bei der Zurüſtung, ihrer ſonſtigen Weiſe zuwider, ſaumſelig und unmuthig bezeigt hatten, und nachdem ich das Haus beſtellt, bin ich von Gniezno abgeritten mit Dir. Beim Abſchiede aber habe ich Frau Enaslawen theuer verſprechen müſſen, ich werde die Burg nicht betreten ohne meine Mannen und die Knaben nicht von mir laſſen, in welchen, meint die Mutter, gute Geiſter mir ſichtbar zur Seite ſtehen. Wohl mag ihre Beſorgniß einen beſſern Grund haben, denn jenen Traum, von den Aengſten der Gattin und Mutter erzeugt, und ſchwere Ahnung drückt auch mich, denn nimmer hab' ich ein Herz faſſen mögen zu jenem düſtern Popiel, der den heiter-ernſten Dienſt des Pierun verlaſſen, um im tiefen Gewölbe ſeine Tage hinzubringen unter dem Gemurmel finſterer Zauberſprüche und wüſter Schwelgerei. Auch wohl in den Hallen der Königsburg, treuer Waffengefährte, wandelt das Unheil, nicht allein auf des Nia öder Moorhaide. —

Franz Xaver Bronner,

der Sohn eines armen Knechtes in einer Ziegelbrennerei, ward am 23. December 1758 zu Höchſtädt im damaligen Herzogthum Pfalz-Neuburg an der nordöſtlichen Grenze Schwabens geboren und erhielt eine den Kräften ſeines Vaters angemeſſene Erziehung von dem Kantor des Ortes. Später (1769) kam er als Chorknabe in das Jeſuitenſeminarium zu Dillingen und 1773, als der Orden der Jeſuiten aufgehoben wurde, in das Seminarium zu Neuburg. Im Jahre 1776 trat er, vorzüglich durch ſeine Mutter dazu veranlaßt, in den Orden der Benedictiner und ward ein Mitglied des Kloſters zum heiligen Kreuz in Donauwerth. Der Prälat des Kloſters ſandte ihn 1782 nach Eichſtädt, um ſich dort in den mathematiſchen Wiſſenſchaften zu vervollkommnen. Er empfing, nachdem er ſich in den Illuminatenorden hatte aufnehmen laſſen, im folgenden Jahre die Prieſterweihe und kehrte darauf nach ſeinem Kloſter zurück. Der von ihm erwählte Stand war ihm aber ſo zuwider geworden, daß er beſchloß, ſich demſelben auf jede Weiſe zu entziehen. Es gelang ihm auch glücklich, in die Schweiz zu entkommen und ſich in Zürich ſeinen Unterhalt als Notenſetzer und durch ſchriftſtelleriſche Arbeiten zu erwerben; dennoch ließ er ſich bereden, zwar nicht in ſein Kloſter, aber doch freiwillig nach Augsburg zurückzukehren. Der Aufenthalt daſelbſt ward ihm jedoch ebenfalls bald zuwider; er entfloh zum zweiten Mal (im Juli 1793) und gelangte glücklich wieder nach Zürich. — Da ihm der Plan, in Frankreich ſein Unterkommen zu finden, fehl ſchlug, ſo wählte er, nachdem er 1810 als Profeſſor der Phyſik nach Kaſan gegangen und bereits 1817 zurückgekehrt war, die Schweiz zum bleibenden Aufenthalt, bekleidete nach einander mehrere Aemter daſelbſt und lebt ſeit 1830 als Regierungsſekretair und Archivar in Aarau. —

Er gab heraus:

Fiſchergedichte und Erzählungen. Zürich, 1787.
Schriften. — Zürich, 1794. — 3 Thle.
B's Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. Zürich, 1795 — 97. 3 Thle. N. A. 1810.
Der erſte Krieg. Aarau, 1810. 2 Thle.
Abentheuerliche Geſchichte Herzog Werner's von Urslingen. Aarau, 1828.
Luſtfahrten ins Idyllenland. Aarau, 1833. — 2 Bde. 12.

B. ward in früherer Zeit, wo ſich der Geſchmack noch dieſer Gattung der Poeſie zuneigte, als einer der beſten deutſchen Idyllendichter gefeiert; wenigſtens iſt er der glücklichſte Nachahmer Salomon Geßner's, den er ſogar zu Zeiten übertrifft. — Einfachheit, Wärme, Gefühl und eine gefällige Diction ſind höchſt lobenswerthe Eigenſchaften ſeiner poetiſchen Leiſtungen, welche den Leſer erfreuen, ſobald er keine höheren Anforderungen an den Verfaſſer macht. —

Vgl. Bronner's Leben, von ihm ſelbſt beſchrieben. S. oben.

Die belohnte Wohlthat *).

Thebe, die arme Fiſcherinn, war vor der Zeit zur Wittwe geworden. Auf ihren Wangen blühte zwar noch der Geſundheit Roth, und auf ihrem Antlitz faſt jugendliche Reitze. Aber keiner der Jünglinge mochte ſie freyen; denn ſie war arm. Da kam ſie zu Kerias dem reichen Fiſcher. „Ich habe „ſieben Kinder, ſagte ſie traurig, ſie ſind noch klein, und „ich kann ihnen nicht Brod genug ſchaffen. Aber dir hat „der Himmel Reichthum beſchehret, guter Mann! .. Habe doch „Mitleid mit armen hungernden Kindern, und mit einer „armen hilfloſen Mutter: Nimm ein paar Knaben zu dir, „und lehre ſie den Hamen und die Netze gebrauchen, daß „ſie im Alter einſt ihre Nahrung gewinnen mögen, und dir „tauſendfach danken: O! nimm ſie zu dir, ſey ihr Vater, „und nähre ſie!“ So bat ſie, und eine Zähre glänzte in ihrem Auge. Stillſchweigend ſtand ſie da, und ſah dem Fiſcher ſo ſehnlich ins Antlitz, ſo ſehnlich, daß ihr Blick ihm tief in die Seele drang.

„Du biſt eine gute Mutter, ſprach er mit freundlicher „Miene, ſey getroſt! Morgen werde ich deine Hütte beſuchen, „und mir die Knaben wählen, die ich künftig ernähren will. „Hier haſt du ein Körbchen voll Waſſerbirnen, hier Brod! „Nun eſſet euch ſatt, meine Lieben!“ Und er gab ihr ein Körbchen mit Waſſerbirnen, und Waizenbrod. Unter Thränen der Freude ſchluchzte ihm Thebe ihren Dank, und eilte nach Hauſe, den ſehnlich wartenden Kindern Speiſe zu reichen. Wie naſchten da die ſchmachtenden Kleinen im friſchen Obſte; wie aßen ſie begierig, ihren quälenden Hunger zu ſtillen, das Brod hinunter! Alle hoben dann ihre unſchuldigen Händchen empor, und beteten mit ihrer lieben Mutter für den wohlthätigen Fiſcher.

Am folgenden Tage, da ſie eben der aufgehenden Morgenſonne gegenüber im Graſe ſpielten, kam Kerias den Fluß herabgefahren, lächelte die Kinder freundlich an, und ſtieg ans Land. „Was macht ihr hier, meine lieben Kleinen? fragte „er liebreich und trat in ihre Mitte: Sage mir, Töchterchen! „Was ſoll der Stab in deiner Hand?“ „Ach, dort ſteht eine „Blume am Ufer,“ antwortete das Mädchen, „ſie ſteht trau„rig, mit niedergeſenktem Haupte, und drohet vor der Zeit zu „verwelken. Es dauert mich das arme Blümchen; es ſoll „nicht vor der Zeit verwelken; an dieſem Stabe will ich es „feſtbinden, daß es die Sonne anblickt, und wieder aufblüht: „Es wird mir dann noch ſüßer riechen.“

Kerias. Laß dich küſſen, frommes Mädchen! Ich lobe dich! .... Und ihr dort an der verſiegten Quelle, ihr vier muntere Knaben, mit dem Grabſcheit am Arme, was macht ihr da?

Die Knaben. Siehſt du den ſchönen Apfelbaum, der einſam dort in der Wieſe ſteht? Wir leiten einen kleinen Bach aus dem Fluſſe zu ihm: er trägt gar ſo gute Aepfel, und itzt dürſtet der arme Baum ſchon lange: Er müßte verdorren, bekäm er nicht Waſſer zu trinken. Aber er ſoll nicht verdorren: denn ſieh: wir haben den Rinnſal bald fertig.

Kerias. Gut, recht gut, meine Lieben! Ihr ſeyd wackere, unternehmende Kinder: Bleibet ſo! Wie ſehr verdienet ihr glücklich zu ſeyn! .... Und du, Mädchen! mit den zwey Kleinen neben dir im Graſe! Ihre Augen ſind ja noch von Thränen roth: Du pflückteſt ihnen gewiß Blumen in den Schooß, daß ſie ſtillſchweigen mögen?

Das Mädchen. Sie haben eben geweint, die kleinen Närrchen; denn ſie hungerten ſo ſehr; da pflück' ich Gras-

*) Aus: Fiſchergedichte und Erzählungen. 1787.

Digitized by Google

blumen in ihren Schooß, und ſie weinen nun eine Weile nicht mehr.

Kerias. Wartet, ihr ſollt gleich zu eſſen bekommen, ihr lieben Kleinen!

Da holte er behende ſeine Fiſchlägel aus dem Nachen, und trat zu Theben in die Hütte. „Meine liebe Fiſcherinn, ſagte „er, hier bring ich Fiſche; koche ſie deinen Kindern, daß ſie „eſſen und ſatt werden; die armen Jungen hungern ſchon wie„der.“ Und Thebe dankte ihm, und kochte fröhlich den Kindern die Fiſche.

„Eben ſah ich ſie draußen im Grünen ſpielen, fuhr Ke„rias fort, es ſind aber nicht ſieben, wie du mir geſtern ſag„teſt; ich zählte ſie genau, es ſind achte. Geſteh mir's, warum „verhehlteſt du's?“

Thebe. Fiſcher! ich verhehlte dir nichts; ich habe nur ſieben Kinder; das achte iſt ein fremdes Mädchen, das ich halb erhungert im Walde fand. Ich kam im Wald und ſuchte mir Brombeeren zum Nachtmal, da ſaß das Mädchen am Sumpfe, und weinte, und klagte laut ihre Noth, daß ſie keinen Vater und keine Mutter mehr hätte, und daß ſie nun kränklich wäre, und im ganzen Walde keine Speiſe für ihren Hunger fände. Da hatte ich Mitleid mit dem Mädchen; wo meine Kinder eſſen, dachte ich, mag ſie auch eſſen, und nahm ſie mit nach meiner Wohnung. Sie hat das beſte Herz, und wird mir einſt tauſendmal für dieſe kleine Wohlthat danken.

„O meine Thebe, wie empfindſam, wie ſchön iſt deine „Seele!“ rief Kerias, und drückte ſanft ihre Hand in die ſeinige: „Ich kam her, von deinen Kindern zu wählen, welche „ich nähren will; aber ich mag nicht wählen ... Sage, woll„teſt du mir wohl auch eine Bitte gewähren?“

Thebe. Du biſt reich, was kann ich dir geben?

Kerias. Dich — dich kannſt du mir geben, göttliches Weibchen! .. Magſt du nicht meine Gattinn werden! Ich liebe dich, Thebe, recht herzlich liebe ich dich .... Du ſchweigſt, und deine Hand bebt in der meinen. O ſage mir, ſage mir, kannſt du mich wiederlieben?

„Mein Kerias, was du für Fragen thueſt! antwortete ſie mit zagender Stimme, und zog behutſam ihre Hand zurücke: ich bin ja ſo arm, du weißt es, bin ſo arm, und habe ſo viele Kinder; bedenke nur, guter Mann, bedenke es nur! Gewiß du wirſt mich nicht lieben können.“

Kerias. Warum nicht, beßte Thebe? .... Willſt du mich? O dann ſind deine Kinder auch meine.

Thebe. Ach! wer liebet dich nicht? .. Doch, ich bin arm, du wirſt nicht glücklich ſeyn.

Kerias. Und wäreſt du noch ärmer, ſo hätte ich dich dennoch lieb: Dein fühlendes Herz achte ich höher, als alle meine Habe, meine Fiſchteiche und Wieſen. O laß mich das erſtemal dich küſſen, du meine Geliebte, meine künftige Gattinn.

Da küßte er ſchmachtend ſie, und drückte ſie zärtlich an ſeine Bruſt, und Thebe weinte. „Weine nicht, meine Liebe, ſprach „er, und trocknete ihr ſanft die Thränen von der Wange; „komm vielmehr, laß uns unſere Kinder verſammeln, und den „Nachbar Aſphalion herüberrufen, daß ich dir vor ſeinen Augen „Liebe ſchwöre, und unverbrüchliche Treue.“

Und er lief hurtig hinaus, und rief die Kleinen herein, und holte den Nachbar Aſphalion herüber; Dann gaben ſie ſich in ſeiner Gegenwart die Hände, und ſchwuren ſich Liebe, daß der Alte vor Freude hüpfte, und dieſen Tag ewig ſelig pries, der beſtimmt war, ſo viele glücklich zu machen. „Sieh, meine Nachbarinn, ſprach er, ſo lohnet der Himmel die Wohlthat, die du mitleidig einem armen verwaiſten Mädchen erzeigteſt!“

Die Lüge.

Erzählen ſoll ich dir, du lieber kleiner Heinrich? Aber wenn die Erzählung dich treffen ſollte, willſt du mir dann nicht böſe werden? Nicht? So höre!

Der kleine Lydas, ein hübſcher munterer Knabe, wie du, aber auch manchmal muthwillig und loſe, wie du, hatte Morgens ſeinem Vater eine kleine Lüge geſagt; und das war ſchlimm. Da ging er Nachmittags, einen irdenen Topf in der Hand, an die Schleuße des Mühlbachs hinauf, um dort kleine Fiſchchen und Krebſe unter den Kieſelſteinen zu haſchen. Sein Schweſterchen Lyde gieng mit.

„Ich fürchte, Brüderchen,“ ſagte das fromme Mädchen, „ich fürchte, dein Fiſchfang werde heute nicht glücklich ſeyn; „denn die Mutter ſagt immer: Wer lüget, den fliehet das „Glück, wie ein Fiſchchen den laurenden Hecht.“

„O du leichtgläubiges Mädchen! antwortete lächelnd der „Knabe, die Mutter drohte dir nur; das ſollſt du gleich ſehen: „Denn wiſſe, Homilkon hat mich erſt geſtern eine neue Kunſt „gelehret, die wird mich nicht trügen!“

Da rieb er ſich die beiden Hände mit Brenneſſelſaft, und ſtieg in den Mühlbach, der lieblichrieſelnd über flache Kieſel dahinſchlich. Der Bach war auf beyden Seiten mit alten morſchen Pfählen, und halbvermoderten Brettern befangen. Ein kleiner Damm hob ſich an den Brettern empor.

Auf einen Pfahl an dieſem Damme ſetzte der Knabe ſeinen mit Waſſer gefüllten Topf, und begann nach Schmerlen unter die Steine zu greifen. Lyde lagerte ſich an einer grünenden Raſenſtätte, und ſchaute der Arbeit ihres Bruders zu.

„Sieh, Schweſterchen!“ ſagte itzt Lydas, und zeigte ihr in ſeiner Hand eine zappelnde Schmerle hin: „ſieh, wie ſich „heute die Fiſchchen unter meine Hände ſchmiegen! O ſie ent„ſchlüpfen mir nicht; es iſt, als ſchwimmen die Märrchen mit „Fleiße mir nach, daß ich ſie bequemer haſchen kann: Sicher, „Mädchen, ſicher werd' ich dießmal einen glücklichen Fang thun.“

„O warte du nur, noch haſt du nicht viele,“ antwortete ſittſam das Mädchen, und ſchwieg. Doch Lydas zog immer mehrere aus dem Waſſer, und wußte ſich groß damit. Lydchen ſtaunte ſehr darüber. Noch mehrere, bis der Topf gefüllt war. Itzt fieng ſie faſt zu glauben an, dem Glücke ſey eine kleine Lüge nicht ſehr verhaßt.

Der Knabe wollte nun wieder aus dem Bache ſteigen, und verſuchte, an ein morſches Brett eingeklemmt, ſich auf den Damm zu ſchwingen. Wehe aber! da brach das faule Brett, und auch der untenvermoderte Pfahl brach, auf dem ſein Schmerlentopf ſtand. Knabe, Topf und Schmerlen ſtürzten allzuſammen in den Bach.

Die kleine Lyde lief ängſtlich hinzu, ihrem benetzten Bruder zu helfen. „Du lieber Bruder,“ klagte ſie, „warum „glaubteſt du mir nicht? O gewiß, nun ſeh' ichs; wer lüget, „den fliehet das Glück weit mehr als ein Fiſchchen den lau„renden Hecht!“ Und zog den Knaben triefend ans Land.

Das Bächlein.

Hier, liebes kleines Bächlein im engen ruhigen Thale, von hohen Linden und Eſchen beſchattet! Hier an dein blumiges Bord will ich mich ſetzen, und froh ſeyn! Andere mögen im leichten Kahne den majeſtätiſch rauſchenden Strom beſchiffer, oder auf weitem See mit ſchwellendem Segel einherfahren, und ſich freuen, wenn Hütten und Wälder und Hügel unter der ſpiegelnden Oberfläche hängen. Mir ſeyeſt du, Bächlein, Vergnügen itzt und Luſt, rein wie deine Silberfluthen, und ſüß, wie der friſche Labetrunk, welchen du dürſtenden Wanderern zollſt. Hier an dein blumiges Bord will ich mich ſetzen, und froh ſeyn! Der reinliche Stein da unten, mit ſanftem Mooſe bewachſen, mag mir zum Schemmel dienen. Aber ſieh, faſt iſt es Schade, daß mein Fuß ein ganzes kleines Mooswäldchen, wie von winzigen immergrünen Fichtenbäumchen zertritt, und ſo manches ſchöne Kräutchen unter meinem Lager zerknickt wird.

Welch ein Reichthum zahlloſer Schönheiten hier am fruchtbaren Geſtade! Gelbe honigreiche Schlüſſelblümchen, und röthliche Glöcklein, und himmelblaue Vergißmeinnichtchen ſchmükken mit lieblich abſtechenden Farben das tiefe Grün der dichtſtehenden üppiggenährten Gewächſe; und wo die ſchwarze Erde ſichtbar wird, da kriechen kleine künſtlich geſtreifte Schnecklein, oder dunkelgrünes Epheu umgürtet den leicht zerlockernden Sandboden. Kleine Mücken ſchwärmen über dem Waſſer, und tanzen, und trinken die unendlichdünnen emporfliegenden Dünſte. Die ſchöngezeichnete Eidere lauert begierig auf ſie, und verſchlingt mit ſchneller Zunge die näherkommende Beute, wie ein Wirbel im Strome ſchwimmende Roſenblättchen verſchlingt.

Warum bläſeſt du ſo unbarmherzig durch das Thälchen herab, ſo plötzlich, ſpielender Windſtoß? Sieh, was du für wildes Zeug gemacht haſt! Bis zehen kleine, ſorglostanzende Mückchen ſtürzteſt du mit einem Hauch in den Bach. Kleine Fiſchchen ſchwimmen herbey, und haſchen die willkommene Mahlzeit. In Reihen ziehen ſie heran, die hungerigen Räuberchen mit röthlichen Floſſen und beerſchwarzen Augen. Wie ſie umherſchießen, und rudern! Wie lebhaft und behende! Aber ihr ſollt nicht alles rauben, ihr kleinen muthwilligen Naſcher! nein — Das Käferchen hier will ich retten, das, auf dem Rücken liegend, hilflos herabrinnt: O wie es zappelt, das arme Thierchen, und ängſtlich die zarten Beinchen regt, daß ringsher alle kleine Wellchen zittern! O komm, komm, kleines Würmchen, ſieh das Gräschen hier, das ich dir biete! Schwinge dich dran empor, und trockne deine Flügelchen hier auf meiner warmen Hand! Du empfiengſt ja auch Leben und Odem von dem, der mir Leben und Odem gab. O wie es ſich wälzet, wie es ſich zerarbeitet zwiſchen den Härchen meiner Hand! Hier auf dieß Veilchen will ich dich ſchütteln, kleines Käferchen! Lebe und freue dich!

Aber ſieh hier! Ein Unheil aus meiner Schuld! Den Kieſel da ſtieß ich ſorglos ins Waſſer, ich Unachtſamer! Da läuft die fleißige Ameiße drauf bange umher, und irret, vom Geſtade abgeſchnitten, und eingeſchloſſen wie auf einer kleinen Felſeninſel, am Rande des Kieſels ängſtlich dahin und dort-

Digitized by Google

hin, und ſuchet eine Furt, dem traurigen Gefängniſſe zu entkommen. Entkomme denn, du ämſiges Thierchen, und werde frey; ſieh da, deine Inſel liegt hier im Trockenen, fliehe!

Ey, du biſt kühn, ſorgloſe Bachſtelze, daß du mir ſo nahe am Kopfe vorüberfliegſt! Sahſt du etwa die langbeinigen Schnacken ſchweben, die dort auf trocknen Steinchen ruhen, und ſucheſt ſie dir zur Speiſe, ſo wie ich mir Fiſche zur Speiſe ſuche? Warum fängſt du die Mücke nicht, die dort auf dem ſchwimmenden Laube ſitzt? Wie ſie ſtolz in kleinen Wirbeln drauf fortſchiffet, und den glänzenden Federbuſch kämmet, und die Bläschen anſtaunt, die am Rande des leichten Fahrzeugs verpuffen! Itzt entfliegt ſie, die ſummende Schwärmerinn, leicht, wie ein Stäubchen vom Winde getragen! Wende dich dorthin, du kleine Stolze, wo ſich auf dem wankenden Grashalm die funkelndblaue Waſſerlibelle wiegt, und ihre zwey große Gitteraugen, und ihre ſchönen Netzflügel in zitternden Wellchen beſieht; dann wirſt du dich ſchämen, wie ſich die hoffärtige blaſſe Städterinn ſchämt, wenn ſie an meinem blühendſchönen Mädchen vorübergeht.

Lieblich iſt es, dich, rieſelndes Bächlein, ſchwätzen zu hören. Reinlich wäſcheſt du deine weißen und röthlichen und blauen Kieſel ab, und bildeſt kleine rauſchende Waſſerfälle da und dort, und wälzeſt feinen Sand zu niedrigen abgeebneten Haufen. Auch hier haſt du ein niedliches Sandbänkchen gebildet, zum ſchützenden Damme einer ſtillen kleinen Pfütze am Ufer, die mit ſchielendblauen und röthlichen Farben auf ihrer ruhigen Oberfläche ſpielt. Flink rudert das Männchen des ſchwarzbraunen Waſſerſpinnchens auf ölichten Füßen drüber hin, ſeinem flüchtigen Weibchen nach, und ziehet farbloſe ſchmahle Furchen durch die ſeifenartige Farbendecke, die zierlich auf dem ſtehenden Waſſer liegt. Unten auf dem ſandigen Grunde wurmen junge Kröten umher, wie kleine ſchwarze Molchen geſtaltet, und verſtecken ſich in aufgejagten Wölkchen von Schlamme. Die zierlich gefleckte Waſſerwanze kriechet auch am Boden, und gräbt ſich zwiſchen modernde Kräutchen hinein. Wie euch da ſo wohl iſt, ihr ſchwächlichen unachtbaren Geſchöpfe, wie ſo wohl, auch eingeſchränkt in die faulende Pfütze! Und ich, der ich frey durch die prächtige weite Schöpfung irren, jede lebendige Schönheit der Natur empfinden, aus jedem Gräschen unnennbares Vergnügen ſchöpfen kann, ich ſoll mißmuthig die ſchöne Welt durchkriechen, und den freundlich einladenden Winken der immerlächelnden Freude nicht folgen? O nein! Ich will ihr folgen, will ſie ſehen im hohen unerſteiglichen Gebirge, fühlen in jedem ſammtenen Blumenblättchen, und hören im Singvogel wie in dir, lieblichrieſelnde Quelle! Nie wird kränkelnder Eckel ſeinen Wermuth meinen ſüßen Gefühlen vermiſchen. Er vergället nur dem ſeine Freuden, der eingekerkert in goldene Säle die aufſteigende Sonne, den blühenden Hayn, und die bunte Wieſe nicht ſieht, der in gekünſtelten Gärten die Natur ins Puppenkleid zwingt, und dem kein blühendes Mädchen lächelt, wie mir. O mein Mädchen iſt ſchön, wie die Morgenröthe im May, aufblühend wie die junge volle Roſenknoſpe, und rein wie die unberührte Lilie in der Wildniß. Seit ſie mir erröthend ihr warmes, weiches Händchen bot, und mit ſanftem Drücken jedes meiner Nervchen beben machte; ſeitdem ſingt mir jedes Waldvögelchen ſchöner, jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes kühle Lüftchen fächelt mich freundlicher. O Lina, meine Empfindungen ſind ſanft, wie dein Blick; mein Vergnügen iſt rein, wie die Silberfluthen dieſes Bächleins, ſüß, wie ſein friſcher Labetrunk dem lechzenden Wanderer, und unendlich mannigfaltig, wie die Natur.

Theobald Wilhelm Broxtermann

ward am 16. Juni 1771 zu Osnabrück geboren, erhielt ſeine erſte Bildung auf dem Carolinum ſeiner Vaterſtadt, ſtudirte in Göttingen die Rechte und ward 1792 Advocat. Er gab jedoch dieſe Laufbahn bereits 1794 wieder auf, um ſich dem akademiſchen Lehrfache zu widmen. Da ihm indeſſen die Zeitverhältniſſe nicht geſtatteten, ſeinen Zweck zu erreichen, ſo privatiſirte er eine Zeit lang in ſeinem Vaterlande und in Holland und trat dann als Kanzleirath (1797) in die Dienſte des Herzogs Wilhelm von Baiern. Er ſtarb am 18. September 1800 in München.

Von ihm erſchienen:

Gedichte von T. W. Broxtermann. Münſter, 1794.

Blüthen des Auslandes. 1s Bändchen. (Auch unter dem Titel:

Pope's Verſuch über den Menſchen.) Osnabrück, 1798.

Ehrgefühl und Liebe oder der Cid. Trauerſpiel. Brandenburg, 1799.

Poetiſche und proſaiſche Beiträge im neuen deutſchen Merkur u. ſ. w.

Frei von aller Manier, correct, genial und mit tiefem Gefühl ausgeſtattet, würde B. bei längerem Leben Bedeutendes geleiſtet haben. Unter ſeinen Gedichten iſt „Benno, Biſchof von Osnabrück" (ein beſonderer Abdruck erſchien zu Münſter 1789 in 8) als höchſtgelungen zu bezeichnen und verdient der Vergeſſenheit entriſſen zu werden.

Ernſt Theodor Johann Brückner

ward am 13. September 1746 zu Neezka im Herzogthum Meckelnburg-Strelitz geboren, beſuchte die Schule zu Neubrandenburg und ſeit 1763 das joachimsthaliſche Gymnaſium zu Berlin, das er 1765 verließ, um ſich in Halle dem Studium der Theologie zu widmen. Nach vollendeter akademiſcher Laufbahn kehrte er in ſein Vaterland zurück und ward 1770 Adjunct des Pfarrers zu Weſenberg. Im Jahr 1771 wurde er Pfarrer zu Groß-Viehlen, 1789 Prediger zu Neubrandenburg und 1801 Hauptpaſtor an der Marienkirche daſelbſt. — Er ſtarb am 29. Mai 1805.

Seine Schriften ſind:

Etwas für die deutſche Schaubühne. Brandenburg, 1772.

Predigten für Ungelehrte. 2 Bde. Neubrandenburg, 1778 — 79. N. A. 1783. 4.

Predigten über die gewöhnlichen Evangelien. 2 Bde. Leipzig, 1786. 3. A. 1795.

Predigten über die Sonn- und Feſttagsepiſteln. 4 Thle. Schwerin und Wismar, 1794.

Einzelne Predigten, Gedichte im Voßiſchen Muſenalmanach, in Campe's Kinderbibliothek u. ſ. w.

B. zeigte in ſeinen Gedichten viel Talent, lebhafte Einbildungskraft und eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form; am glücklichſten erſcheint er in ſeinen Epigrammen und Idyllen. — Seine Predigten ſind einfach und zweckmäßig.

Digitized by Google

Johann Jacob Brückner

ward am 20. September 1762 in Leipzig geboren und ſtarb am 22. Januar 1811 als Notarius daſelbſt. — Er gab heraus:

Kabalen des Schickſals. Leipzig, 1798 fgde. 6 Thle.
Die Höhle von Strozzi. Leipzig, 1799.
Wilhelm von Abyſſinien. Leipz. 1799. 2 Thle.
Bärbchen. Leipzig, 1799.
Dianora, die Büßende. Leipzig, 1799.
Meine Reiſen durch die Palläſte der Freude. Leipzig, 1799.
Der Junker von Falkenſtein. Leipz. 1799.
Graf Robert. Leipzig, 1800. 2 Thle.
Elsbeth. — Leipzig, 1800. — 2 Thle.
Der Waldfindling. Leipzig, 1800.
Angelika. Leipzig, 1801.
Kaspar, der Wildſchützenhauptmann. Leipzig, 1802. — 2 Thle.
Bertha von Dornenſtein. Leipzig, 1803.
Gedichte. Leipzig, 1805 — 6. — 2 Thle. u. ſ. w.

Ein ganz alltäglicher Romanſchreiber, der die Leihbibliotheken mit Futter verſorgte und dem Geſchmacke der Herrn Cramer, Spieß u. ſ. w. huldigte.

Friedrich Aloys Reichsgraf von Brühl,

der älteſte Sohn des bekannten ſächſiſchen Premierminiſters, ward am 31. Juli 1739 in Dresden geboren, erhielt eine ſtandesmäßige, vortreffliche Erziehung, ſtudirte in Leipzig und Leyden und ward bereits 1758 Generalfeldzeugmeiſter der Krone Polen. Er machte hierauf eine Reiſe durch Europa, nahm dann als Freiwilliger Antheil am ſiebenjährigen Kriege und erhielt ſpäter, nachdem er durch Auguſt III. Tod ſeine Bedienungen in Polen und Sachſen, die Kron-Feldzeugmeiſter-Stelle ausgenommen, verloren hatte, vom Könige Stanislaus die Würde eines Staroſten und Gouverneurs von Warſchau und Kaminiec. Gegen das Ende ſeiner Tage zog er ſich nach Pförten in der Niederlauſitz, ſeinem Majorate und Lieblingsaufenthalte, zurück und lebte hier ſeinen Freunden und den Wiſſenſchaften. Er ſtarb auf einem Beſuche zu Berlin, vom Schlagfluß getroffen, plötzlich am 30. Januar 1793.

Von ihm erſchienen:

Theatraliſche Beluſtigungen. Dresden, 1785 — 90. — 5 Bde.
Ueber die Duelle. (Pförten), 1786. — (Nicht in den Buchhandel gekommen.)

Graf B. war ein geiſtreicher, liebenswürdiger Mann von umfaſſender Bildung. Seine dramatiſchen Leiſtungen ſind meiſt Nachbildungen franzöſiſcher Muſter und leiden trotz der gefälligen Behandlung an Flüchtigkeit und Incorrectheit; Dialog und Charakterzeichnung verdienen jedoch Lob.

Vgl. Schlichtegroll's Nekrolog auf 1793. Bd. 2. S. 24 — 66.

Friederike Sophie Chriſtiane Brun,

eine Tochter des bekannten Predigers an der Petrikirche zu Kopenhagen, Dr. Balthaſar Münter, ward am 3. Juni 1765 in Gräfentonna geboren, erhielt eine vortreffliche Erziehung und verheirathete ſich 1783 mit dem geheimen Conferenzrath C. Brun in Kopenhagen. Sie bildete ſich bereits in ihrer Jugend durch den Umgang mit ausgezeichneten Männern und machte dann größere Reiſen, vorzüglich nach Italien, wo ſie eine Zeit lang lebte. Matthiſſon und Bonſtetten gehörten zu ihren genauen Freunden. In den glücklichſten Verhältniſſen erreichte ſie ein hohes Alter, das nur durch unheilbare Taubheit getrübt ward, an welcher ſie ſeit 1788 litt, wo dieſes Uebel, wahrſcheinlich Folge einer Erkältung, ſie plötzlich überfiel. Sie ſtarb am 25. März 1835 in Kopenhagen.

Von ihr erſchienen im Druck:

Gedichte. Zürich, 1795. 4. A. 1805. — 2r Th. Darmſtadt, 1812. 3r Th. Bonn, 1830.
Proſaiſche Schriften. Zürich, 1800 — 1801. — 4 Bdchen.
Tagebuch einer Reiſe durch die Schweiz. Copenhagen, 1800.
Epiſoden aus Reiſen. — Zürich, Heidelberg, Peſth, 1807 — 18. 4 Thle.
Briefe aus Rom. Dresden, 1816. — 2. A. 1820.
Wahrheit aus Morgenträumen. Aarau, 1824.
Einzelne Aufſätze und Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Tiefes Gefühl, eine edle und gebildete Sprache und wahrhaft gediegene Kenntniſſe, ſo wie ein heller Blick und eine reiche Lebenserfahrung, welche ſich in ihren Schriften offenbaren, geben Fr. Brun einen hohen Rang unter Deutſchlands achtungswertheſten Schriftſtellerinnen; ihr Ruf würde jedoch bleibender ſeyn, wenn ſie nicht, eine treue Freundin und gewiſſermaßen zu fleißige Schülerin Matthiſſon's, ſich dieſen zu ſehr zum Muſter genommen und dadurch in eine ſüßliche und pretiöſe Manier verfallen wäre, welche ſie auf Abwege leitete und den hohen Werth verringerte, den ihre warme Menſchenliebe, ihre wahren und reinen Empfindungen, ihre Freude an allem Edeln und Schönen ihr bereitet haben. Vielen ihrer Gedichte fehlt daher der Nerv echter Begeiſterung, und man ſieht ihnen das Künſtliche und Gemachte nur zu ſehr an, eben ſo wie von ihren proſaiſchen Leiſtungen trotz des Schönen, das ſie bieten, der Vorwurf der Geſuchtheit und der geleckten Glätte auf Koſten der Einfachheit und Kraft nicht wohl abzuweiſen iſt. — Wir theilen hier deßhalb nur wenige Gedichte von ihr mit, die nach unſerem Dafürhalten zu dem Beſten gehören, das die vortreffliche Frau lieferte.

Chamonix *)
beim Sonnenaufgange **).

(Im Mai 1791.)

La Terra, il Mare, le Sfere
Parlan del tuo potere.

Metastasio.

Aus tiefen Schatten des ſchweigenden Tannenhains
Erblick' ich bebend dich, Scheitel der Ewigkeit,
Blendender Gipfel, von deſſen Höhe
Ahndend mein Geiſt ins Unendliche ſchwebet!

*) Aus: Gedichte von Friederike Brun, geb. Münter. Zürich, 1795.

**) Chamonix iſt eins der höchſten Bergthäler der Baronie Faucigny in Savoyen. Es wird ſeiner romantiſchen, im Kontraſt der wildeſten Naturſcenen mit den ſanfteſten Schön-

Digitized by Google

Wer ſenkte den Pfeiler tief in der Erde Schooß,
Der, ſeit Jahrtauſenden, feſt deine Maſſe ſtützt?
Wer thürmte hoch in des Aethers Wölbung
Mächtig und kühn dein umſtrahltes Antlitz?

Wer goß euch hoch aus des ewigen Winters Reich,
O Zackenſtröme, mit Donnergetöſ' herab?
Und wer gebietet laut mit der Allmacht Stimme:
„Hier ſollen ruhen die ſtarrenden Wogen!" *)

Wer zeichnet dort dem Morgenſterne die Bahn,
Wer kränzt mit Blüthen des ewigen Froſtes Saum? **)
Wem tönt in ſchrecklichen Harmonieen,
Wilder Arveiron, Dein Wogentümmel?

Jehovah! Jehovah! kracht's im berſtenden Eis;
Lavinendonner rollen's die Kluft hinab;
Jehovah! rauſcht's in den hellen Wipfeln,
Flüſtert's an rieſelnden Silberbächen.

An eine Sängerin.

Töne länger, Silberſtimme! klage
Seelenwohllaut tiefer mir in's Herz!
Ach! wie Augenblick' entflohen Tage
Mir in Thränen, mir bei Orpheus Schmerz.
Zauberin! von welchen Harmonieen
Haſt Du Ton, und Red' und Sang entlehnt?
Länger athmend mit Iphigenien
Fühlt' ich Gluck aus Deiner Bruſt verſchönt!

Die Schweſter und die Nymphe der Garonne ***).

Die Schweſter.

Nymphe des goldenen Stroms ****), verlaſſe die ſchäumende Urne,
Heb', o Göttliche, hoch über die Wogen dein Haupt!
Höre die Stimme der Schweſter, die laut den Jüngling verlanget,
Den dein mächtiger Arm tief in dem Abgrund verbarg,
Nymphe, pflegeſt du ſein in wogenumdonnerter Halle?
Theilt der Holde mit dir deiner Unſterblichkeit Glück?

Die Nymphe.

Nicht die Nymphe des Stroms entführte den Kühnen, den Schönen;
Hoch zum Olympus hinauf trug ihn ein ſtärkerer Gott!
Heimlich blühet er dort, umkränzt von ewiger Jugend.
Trockne die Thräne des Harms! weine dem Seligen nicht!

Die Nymphe des Mains und der Wanderer.

Der Wanderer.

Schöne Nymphe des Mains mit den langen wallenden Locken,
Sag', o Liebliche, wem eilet entgegen dein Fuß?
Sage, wem ſchmückteſt du dich mit dem Blüthen duftenden Kranze,
Und wem füllte dies Horn ſich mit winkender Frucht?

heiten abwechſelnden Lage wegen, vorzüglich von Reiſenden beſucht: die Kette des Mont-Blanc begrenzt es; und außer der Arve wird es von den Gletſcherwaſſern des unaufhaltſam tobenden Arveiron, und vier andern, aus den ſich ins Thal ſenkenden Gletſchern entſtehenden, Schneewaſſern durchrauſcht.

*) Die aus ſchwindelnder Höhe in den unaeheuren Felsklüften herabgleitenden Gletſcher gleichen gewaltigen Strömen, die mitten im Tumult der raſcheſten Bewegung von plötzlichem Froſte gefeſſelt werden.

**) Ich pflückte am Gletſcher du Boſſon, wenige Schritte vom ewigen Eiſe, die ſchöne Gentiana major in großer Menge.

***) Ich verlor vor fünf Jahren einen ſehr geliebten Bruder, der hier beim Baden ertrank. Indem ich bei meiner Ankunft in Bordeaux über den Fluß ſetzte, entſtanden dieſe Zeilen.

****) Die Garonne zeichnet ſich unter den gelben Strömen Frankreichs durch eine reinere tiefere Goldfarbe aus.

Die Nymphe.

Meinem Geliebten entgegen, des Gotthards mächtigem Sohne,
Wall' ich, bräutlich geſchmückt, bringend der Ebene Frucht.
Liebend führet er mich in Bacchus purpurne Lauben,
Tränkt mit der Fülle mich dort herzerquickenden Weins.

Der Frühlingsregen am Genferſee.

Düſtrer Wolkenzug, o ſchwebe näher,
Walle ſtill am Jura dort hinab *);
Und der Landmann, treuer Wetterſpäher,
Jub'le: Segen träufelt uns herab!

Seht des ſchönen Sees Bett verdunkelt,
Wo die Möve dort ins Waſſer ſtreift;
Des Saleve Scheitel **) heiß umfunkelt;
Jenes Huhn, das unters Obdach läuft.

Graue Schatten wandeln, ſchweben, tauchen
Schnell das Thal in trübe Dämm'rung ein;
Kräuterknospen öffnen ſich, und hauchen
Süßern Duft als Zeilons Spezerein ***).

Regen rieſelt freundlich und gelinde
Jetzt auf Hügel, Acker, Wieſ' und Feld;
Und der Vögelchor im Frühlingswinde
Tönt im Buſch, vom Zitterglanz erhellt.

Auf der Dole ****) ſchwimmt ein Meer von Strahlen;
Purpur färbt das öde Felſenſchloß †);
Roſenſchimmer, die den Mole ††) mahlen,
Sinken auf des Sees Spiegelſchooß.

Erd' und Himmel, Fels und Thal und Hügel,
Glänzt in reiner Farbenharmonie;
Die Gewäſſer †††) und der Winde Flügel
Rauſchen drein in hoher Melodie.

Schalle dann: Laut durch die Welten töne ††††),
Edler Chor, den unſer Freund erſchuf;
Und der Menſchenſtimme Zauber kröne
Der Natur vereinten Freudenruf.

*) Das Gebirge des Jura begrenzt im Weſten das Thal des Genferſees, und iſt das Barometer von Genf. Wenn der Rücken unbedeckt ſich im Abendlicht auflehnt, erwartet man ſicher heiteres Wetter; iſt er aber, beſonders bei der Oeffnung des Fort Ecluſe, mit Wolken bedeckt, dann prophezeit man Regen.

**) Ein Fels, der ſeiner gigantiſchen Form wegen ſowohl, als durch die ſcharfgezeichneten Steinlagen merkwürdig iſt, welche ſeine Schöpfung und Bildung durch die Strömung ehemaliger Fluthen deutlich verrathen.

***) Die durch ihren weitverbreiteten Wohlgeruch berühmte Gewürzinſel.

****) Die höchſte Kuppel auf dem ſonſt ziemlich eben hinlaufenden Rücken des Jura.

†) Trümmer eines alten Kloſters, auf der Höhe des kleinen Saleve, deſſen Portal mit der Inſchrift: Nasci, pati, mori, mitten im Hinunterblick auf das Zauberthal des Genferſees, jene Miſchung von Freude und Wehmuth erweckt, die fühlenden Seelen ſo ſüß iſt.

††) Ein Berg, der, von den Höhen um Genf erblickt, dem Reiſenden wegen ſeiner dem Veſuv äußerſt ähnlichen Geſtalt auffällt.

†††) Die Arve, von den Savoyiſchen Eisbergen herabrauſchend, vereinigt nahe bei Genf, unter den romantiſchen Hügeln von la Batie und St. Jean, ihre trüben Fluthen mit der, einer friſchen Nymphe gleich, aus dem Bade des Sees hervorſtrömenden Rhone.

††††) Worte aus dem erſten Chore der Athalia, nach Cramers Ueberſetzung und Schulzens Compoſition. Gewiſſe Akkorde der Natur rufen gewiſſe Akkorde der Kunſt in meine Seele zurück. Dieſer Preischor, werth von einer dankenden Welt angeſtimmt zu werden, ſchwebte, mit dem Bilde meines Freundes vereint, in jenem ſchönen Momente meinem Geiſte vor.

Digitized by Google

Abendphantaſie.

Süßes Bild,
Schwebſt mir vor mit leiſem Sehnen!
Klagſt mit wehmuthsvollen Thränen,
Tief in Trauerflor verhüllt.

Wonnezeit!
Ach! Umſtrahlt von Frühlingsmilde,
Froh in Tempe's Lichtgefilde,
Lebt' ich dir, o Zärtlichkeit!

Thränen fließt!
Thauend, wie die kleine Quelle
Rieſelnd, perlend, Well' an Welle
Ueber Blumen ſich ergießt.

Alles ſchweigt!
Kaum, daß in des Weſtes Flüſtern,
Unterm Schattendach des düſtern
Tannenhains, der Halm ſich beugt.

Holder Traum!
Fliehe nicht auf Roſenflügeln;
Weile an des Baches Spiegeln,
Suche nicht des Aethers Raum.

Es entſchwand! . . .
So entfloh vor Pſyche's Kuſſe
Amor, da mit holdem Gruße
Sie: Geliebter! ihn genannt.

Die Inſel auf dem Bielerſee.

An Rouſſeau's Schatten.

Wo Wogen das liebliche Eiland umzieh'n,
Da ſitz' ich hoch über dem Felſen im Grün,
Und höre, mit ſchmachtendem Sehnen,
Die Fluthen vertönen.

Von fernеher rauſchen, mir tief aus dem See
Erſchallend, empor in die luftige Höh',
Verdoppelte dumpfige Schläge
Ans Ufergehege!

Umſchwebt nicht im Weſt, der das Eichenblatt beugt,
Dein klagender Schatten, ätheriſch und leicht,
Die vormals geliebten Gefilde
Mit himmliſcher Milde?

Dort, hoch aus dem ſilberumfloſſenen Blau,
O ſenke dich nieder, wie kühlender Thau;
Verkünde der traurigen Müden
Elyſiſchen Frieden!

Du kannteſt dies Sehnen, du kannteſt den Schmerz,
Der ſchwer mir belaſtet das einſame Herz!
Nun ſchöpfſt du am Strome der Klarheit
Unſterbliche Wahrheit!

Stets glaubend, ſtillhoffend und liebend wie du,
Ach; find' ich im Schooße der Nacht erſt die Ruh',
Entſchwebend dem mooſigen Hügel
Mit ſtralendem Flügel?

Mailied.

Feier der Lebenden und Todten *).

Wonne ſchwebet,
Lächelt überall;
Schwebt am lichtbegrünten Hügel,
Lächelt aus der Fluthen Spiegel.
Wonne ſchwebet,
Lächelt überall!

Liebe waltet,
Wirket überall;
In des Haines kühlem Raume,
In dem weißen Blüthenraume.
Liebe waltet,
Wirket überall!

Unſchuld wallet,
Unſichtbar, doch nah'!
Wallt auf hohem Buchenwipfel,
Weilt im Neſtchen unterm Gipfel.
Unſchuld wallet,
Unſichtbar, doch nah'!

Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!
Auf dem dichtbeblümten Raſen
Hüpfen Kindlein, Lämmer graſen.
Freude tönet,
Jauchzet fern und nah'!

Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!
Unſchuld, Wonn' und Liebe walten!
Seht die Blümlein ſich entfalten!
Auf! und windet
Kränze, Mägdelein!

Hüpfend ſchwinget
Euch im Maientanz!
Horch! der Kukuk, fern am Weiher,
Ruft dem Sommer! Frühlingsfeier
Währt — ach! währet
Wie der Blüthenkranz!

Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!
Seht ſie in des Thaues Perlen!
Hört ſie klagen unter Erlen!
Wehmuth dämmert
Tief im Blumenkelch!

Töne leiſer,
Sanfter Freuden Chor!
Geiſter ſchweben in den Lüften —
Geiſter wallen mit den Düften —
Töne leiſer,
Sanfter Freuden Chor!

Frühling blühet
Auf der Todtengruft!
Nur dem Tod' entkeimt das Leben.
Seht die Schmetterlinge ſchweben!
Hoffnung waltet
Ob der Todtengruft!

Das Bild der Sehnſucht.

Süßes Bild, das mir mit leiſem Sehnen
Herz und Sinn, und Geiſt und Auge füllt!
Reine Quelle meiner ſtillen Thränen,
Nie vergeßnes, immer nahes Bild!

Lächelnd ſchwebſt du auf des Abends Golde,
Neugeboren unter'm Morgenhain;
Und mit Wonneglanz füllt deine holde
Gegenwart ſelbſt Trauerphantaſei'n!

In der Andacht hohem Sternenklange,
Schwebſt du winkend meinem Geiſte vor;
Weilſt mit mir am ernſten Aſchenkruge,
Hebeſt tröſtend mir der Zukunft Flor.

Zeigſt mir der Vollendung Sonnenauen,
Und die Ruh', der jede Klage ſchweigt;
Stützeſt ſanft das ſinkende Vertrauen;
Flüſterſt: „Muth! Bald iſt das Ziel erreicht!

„Wiederfinden heißt des Zieles Krone,
„Ungetrennt dann wandeln Einen Pfad.
„Sieh! Es reift dem himmelsvollen Lohne
„Jede ſtille ungeſeh'ne That!"

*) In dieſen Tagen traf der Geburts- und Todestag vieler Freunde der Verfaſſerin zuſammen.

Digitized by Google

Fern getrennt, und doch für mich geboren?
Dunkles Schickſal, das mein Leben lenkt!
Schnell erkannt, und ſchneller noch verloren,
Beßres Ich, in das mein Geiſt ſich ſenkt.

Sah' ich dich, und fühlte höh'res Leben
Schöpferiſch durch jede Nerve glühn —
Hörte dich, empfand mit tiefem Beben
Feſte Bande uns zuſammenziehn!

Licht und Kraft und reine Seelenwürde,
Stille Freude, heitre Geiſtesruh',
Muth für jede, auch die ſchwerſte Bürde,
Lächelte mir ſanft dein Auge zu.

Nie gefühltes inniges Vereinen,
Schmiegte Herz an Herz, und Geiſt an Geiſt.
Ach! Um dich, um dich ſollt' ich nicht weinen,
Bis des Lebens harter Faden reißt?

Ferne! Du vermagſt uns nicht zu trennen!
Seelen trennt nicht Berg, nicht Land und Meer,
Ewig werden wir uns wieder kennen:
Banges Herz! Was trauerſt du ſo ſehr?

Der Wald.

Nimm mich in kühligen, ſchattigen Arm,
Säuſelnder Hain!
Fern von rauſchender Freuden Schwarm,
Ungeſtört vom nagenden Harm,
Will ich deiner mich freu'n!

Lieblich ſtrömt von den Gipfeln herab
Wallender Duft;
Langſam ans mooſige Ufer hinab,
Rollen die murmelnden Wellen ins Grab,
Spiegel ſchimmernder Luft.

O Natur! wie biſt du ſo ſchön;
Lieblich und hehr
Deine verjüngende Schönheit zu ſehn,
So durch's Leben lächelnd zu gehn,
Mit der Unſchuld daher!

Unſchuld nur, und du, o Natur!
Seliges Band!
Ihr verſüßet das Leben uns nur;
Stets will ich folgen der blumigen Spur
Mit der Lieb' an der Hand!

Der Herr von Bubenberg, ſ. Minneſänger.

Anton v. Bucher

ward am 8. Februar 1746 zu München geboren, erhielt ſeine erſte Bildung in den Jeſuitenſchulen ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte in Ingolſtadt Theologie. Im Jahre 1768 erhielt er die Prieſterweihe und ward gleich nachher als Kaplan angeſtellt. Seine Predigten erfreuten ſich allgemeinen Beifalls. Da man indeſſen große Fähigkeiten für das Lehrfach bei ihm fand, ſo ward er auf Veranlaſſung des damaligen baieriſchen Schulverbeſſerers, des geiſtlichen Rathes Braun, 1771 Rector der deutſchen und 1773 Rector der lateiniſchen Schulen zu München und erhielt 1777 den Charakter eines geiſtlichen Rathes. Er vertauſchte dieſe ehrenvolle Stellung 1778 mit dem Pfarramte zu Engelbrechtsmünſter, wurde aber bereits 1784 als geiſtlicher- und Schuldirectorialrath, doch mit Beibehaltung ſeiner Pfarrei, wieder nach München gerufen und verwaltete dieſe Aemter bis 1813, wo er ſeines hohen Alters wegen in Ruheſtand verſetzt wurde. Er ſtarb am 8. Januar 1817 daſelbſt.

Seine Schriften erſchienen geſammelt unter dem Titel:

A. v. Bucher's ſämmtliche Werke, geſammelt und herausgegeben von Joſeph von Kleſſing. München, 1819 ſgde. 6 Bde.

Sie enthalten: die Jeſuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung; Allerneueſter Jeſuitiſcher Eulenſpiegel u. ſ. w.; Mönchsbriefe; Predigten, Verlaſſenſchaft des Pfarrers Tröſtegott; Geſchichte des Bürgerſohnes Pancraz; Hiſtorie von einem Schmiedſohne; geiſtliches Suchverloren; Charfreitags-Proceſſion auf dem Lande; die Kinderlehre auf dem Lande; Protiunkulabüchlein u. ſ. w. Mit außerordentlicher Kraft, glücklicher Laune und echtem Humor ſuchte v. B. durch dieſe Schriften die wahre Aufklärung und echte Frömmigkeit in Baiern zu befördern und den Laſtern und Thorheiten einer ausgearteten Geiſtlichkeit, ſo wie abſurden Mißbräuchen im äußeren Gottesdienſte Einhalt zu thun. Er verſchmähte es daher nicht, ſich des niederen Styls zu bedienen, um ganz nach dem Leben zu ſchildern und das Gute, das er beabſichtigte, deſto allgemeiner und leichter zugänglich zu machen. — Treffend ſagt daher der Herausgeber ſeiner Werke (Bd. 6. S. XII.) von ihm: „Bucher führte bei ſeiner ungemeinen Gabe, das Lächerliche und Verkehrte ſeiner Zeit aufzufaſſen und die Mißbräuche in den kirchlichen Umgebungen darzuſtellen, wie ein echter dramatiſcher Dichter, weit entfernt von der trockenen Art des abhandelnden Schriftſtellers, dieſe Thorheiten in ihrer eigenſten Geſtalt uns vor, da er durchgängig das Thema in der Form der handelnden Hauptperſonen als ein belebtes Drama zu dem höchſten Grade des Effectes und getreuer Nachbildung zu bringen wußte. — Die Wahrheit dieſer Charakteriſtik tritt überall in den Geſinnungen, in der Sprache und ſelbſt in den provinciellen Idiotismen der von ihm angeführten Perſonen dem Leſer entgegen. Durch dieſe Wahrheit unſeres Naturmalers und ſeinen großen Fond von meiſt groteskem Witz und origineller Laune erhalten dieſe Denkmale einen unverwelklichen Reiz, den ſie um ſo weniger verlieren können, da keine ähnlichen Produkte in unſerer deutſchen Literatur über Gegenſtände dieſer Art vorhanden ſind, die ihnen zur Seite geſtellt werden können." —

Wir theilen, um ein Ganzes zu geben, hier eine Predigt von ihm mit, in welcher er das falſche, geſchmackloſe und unanſtändige Predigtweſen unwiſſender katholiſcher Geiſtlichen, wie es in früheren Jahren noch häufig in Baiern vorkam, auf eine eben ſo ſchlagende als witzige Weiſe parodirt.

III. Predigt.*)

Auf St. Chriſtoph.

Thema. S. Christophorus habebat indusium,* alleluja, usque ad Nates, alleluja.
Ex Breviario S. R. Ecclesiae vetustiore.

Was ich Eurer Lieb und Andacht im Latein habe vorgetragen, lautet auf Teutſch alſo:

St. Chriſtoph trug ein kurzes Hemd,
Dafür ſey Gott geprieſen.

Uſuard, Beda, Mombrizius, Ado, Noſokomius, Petrus Vizelius, Rogerius Fuldenſis, Metaphraſtes Ferranus, Lau-

*) Aus: A. v. Bucher's ſämmtlichen Werken. Geſammelt und herausgegeben von Joſ. v. Kleſſing. München 1820. 4. Band. S. 28.

Digitized by Google

rentius Surius, Martirologiſtus, Iſidorus, Gregorius, Hieronymus Vida, Ambroſius, Baronius, Brevlarius, Ribadeneira, Nikolaus Serrarius, Petrus Caniſius, Bollandiſtus, Johannes Pinius, Mabillonius, und — doch jam satis est. — Ha! Welch ein Regiſter gelehrter Männer! Welche Karfunkel unter den Biographen! Und alle dieſe ſagen mit einem Munde, daß der uralte heilige Erzblutmärtyrer Chriſtophorus a Jesu Christo kein non Ens, ſondern in der That das geweſen ſey, was wir an ihm verehren.

Das iſt denn nun ſo meine Sache, hochanſehnliches in Chriſto u. St. Chriſtoph verehrteſtes Auditorium! Das iſt meine Sache — zu ſuchen, wo man findet, — zu nehmen, wo man kann, — und zu brauchen, was ich gefunden und genommen habe, tiefſinnige Elukubrationen hinzuzuſetzen, und nichts aus dem Ermel herauszuſchütteln, wie das, unter uns geredet, die meiſten meiner ehrwürdigen Kollegen, ohne Ruhm zu melden, zu thun pflegen. Nein! Nein! ob ich ſchon von Herzen einfältig und demüthig bin, ſo iſt doch das meine Sache nicht. Ich überlaſſe dieß den Miethlingen, oder gar den reißenden Wölfen in weißen Schafskleidern, ohne eben deßwegen etwas zum Präjudiz ſprechen oder beleidigen zu wollen.

Gewöhnlich lege ich die heil. Schrift in Folio, die heil. Conkordanz, dann 10, 12, bisweilen auch 20 und 30 Auctores oder Bücher vor mich hin, und ſuche und ſammle ganze Alphabete durch, bis ich auch nur für eine einzige Rede einen Reichthum der Gelehrſamkeit zu Foliobänden anſchwellen könnte. So wird aber dann auch aus meinen Arbeiten Etwas, das ſich auszeichnet, etwas, das Aufſehen macht. Es erſcheint der Sirach neben dem Apoſtel Judas, das Buch der Weisheit neben den Sprüchen der heutigen Weltthorheit, St. Auguſtin und Paulus nicht anders, als wären ſie alle mit mir auf dem nämlichen fruchtbaren Baum der Wiſſenſchaften des Guten u. des Böſen gewachſen. Doch, ob ich ſchon den Baum tüchtig geſchüttelt habe, ſagen mir, leider! leider! alle oben zitirte hochanſehnliche Männer nicht, warum eigentlich der heil. Chriſtoph ein ſo kurzes Hemd getragen habe. Sie ſagen mir nicht, warum wir deßwegen Gott preiſen ſollen. Erſt nach langem Meditiren, Bitten, Beten und Kaſteien brachte ich es ſo weit, daß ich mir eine hinlängliche Urſache von einem, wie von dem andern geben konnte.

Sehet, Andächtige! und erſtaunet. Da ich euch mit dem Finger auf das kurze Hemd des heil. Chriſtophs deute, da ich euch mit Herz und Mund auffordere, deßwegen Gott zu preiſen, ach! was zeigt mir da der Trauergenius des verfloſſenen Jahrhunderts? Der Viehfall graſſirte im ganzen Teutſchlande nicht Einmal, ſondern wiederholtemale. — Die Franzoſen waren im ganzen Teutſchlande, nicht nur hier und dort, ſondern allenthalben. — Der Schauer fiel vom Himmel, Stürme wütheten, Donner rollten, Blitze zündeten, und wo man nur immer hinſah, herrſchten Verwüſtung und Elend. Die Feldfrüchte ächzen zerknickt. — Die Trauben weinen. — Die Bäume haben kaum Blätter. — Die Häuſer hie und da keine Dächer — arme Landleute oft ſogar keine Schlupfwinkel mehr. — Iſt es dann ein Wunder, wenn auch unſre Hemden bereits zu kurz ſind? Daß es Gott erbarme! Was ſchnitt nicht daran? Kontributionen, Erekutionen, Meliorationen, Deteriorationen, Vorſpanne und Lieferungen aller Art. — Euch ja nicht zu vergeſſen, ihr unvergleichlichen Herrn Lands-, Marſch- und Kriegskommiſſarien, die ihr euch Fleiſch, Brod und Brandtwein bezahlen, — Heu, Haber und Getreid liefern ließet, daſſelbe um die Hälfte des Werths wieder verkaufet, das empfangene Geld für euch behalten, Heu, Stroh und Getreide aber nicht weiter geliefert, ſondern zu eurem eigenen Nutzen verwendet habt! Euch immer und ewig, und ſäſſet ihr, oh wehe! wirklich in der verdienten ewigen Hölle, wie der Haas in ſeiner Soß, euch immer und ewig nicht zu vergeſſen! Doch abermal, o wehe! Ach, wer ſchnitt nicht, wann er in Röhren ſaß! — Wer ſchnitt nicht?

Hat aber ſogar St. Chriſtoph ein kurzes Hemd, der doch ein großer Heiliger war, was ſollen ſündige Menſchen ſich ärgern, wenn ihr Hemd verſchnitten iſt? O ſo preiſet, preiſet dann Gott, daß er euch ein ſo herrliches Beyſpiel an dem heil. Chriſtoph, deſſen Feſt wir heute feyern, gegeben habe. St. Chriſtoph trug ein kurzes Hemd, und er war doch ein Rieſe unter den Heiligen. Daher ſey Gott geprieſen; denn aus ſeinem auch kurzen Hemde geht eine ſchöne Troſt-, Sitten-, Kanzel- und Ehrenlobrede hervor, und ich ſchreibe folgenden Titul auf den Aushangſchild meiner Kanzel *):

Der große heilige Chriſtoph war auch im kurzen Hemd ein Rieſe.

A. Ein Rieſe der Natur nach,
B. Ein Rieſe der Heiligkeit nach,
C. Ein Rieſe der Gnade nach.

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Bey dem Manuſcripte dieſer Predigt fanden ſich auch einige Nebenbogen, welche uns zu der Vermuthung berechtigen, daß Bucher anfänglich dem Texte eine andere Eintheilung und Ausführung des Thema unterlegen wollte. Der Originalität wegen liefern wir daher auch dieſes Fragment ganz ſo, wie wir es fanden. Der Verfaſſer hatte nämlich in ſeinem erſten Aufſatze folgendes entworfen:

Sanctus Chriſtophorus.

Der heilige Chriſtoph war ſo groß, größer noch als ein Rieſe. Dieß probiere ich unumſtößlich ſelbſt nach dem Syſtem heutiger Gelehrter im I. Theile.

Der heilige Chriſtoph ließ ſich auch den (Salvaveni) Hobel ausblaſen. Aber von wem, das zeigt euch der II. Theil.

Nu! Wie ſollt iht euch von Welt, Fleiſch und Teufel den Hobel ausblaſen laſſen? Dieß lehrt euch, merkt nur auf, der III. Theil.

Wer Ohren hat, der höre, und wer ſeinen Nachbar ſchlafen ſieht, der ſtoße ihn in die Rippe, damit kein Tropfen meines evangeliſchen Balſams an ihm verloren gehe, und er aufwache, die Worte, die zu ſeinem Heile ſind, zu vernehmen.

Hollah! Es geht dann aus einem anderen Faß, erzkatholiſche Zuhörer!

Der heil. Chriſtoph war groß. Groß möchtet ihr alle ſeyn. Wir werden über dieß ſchon zu reden kommen.

Alſo nicht eure weltliche und geiſtliche Obrigkeiten, ſondern eure Erb- und Seelenfeinde ſollet ihr brav zu der ſaubern Arbeit einladen, die ihr uns immer zumuthet. Der Welt, dem Fleiſch, und dem Teufel ſtehet es beſſer zu, als dem geſtrengen Herrn Verwalter, meiner alten Köchin und mir.

Wie ihr das angehen müßt, ſollt ihr vollkommene Inſtruction erhalten. Nur aufgemerkt im dritten Theile.

Purſche, ins G'wehr! Auf! Auf! Bum! — Bum! — Ich beſchieße deine Trägheit, katholiſche Seele! Denke auf Kapitulation! Wirſt überwinden, denke an mich. Welche Feſtungen ſind in der Welt nicht ſchon eingenommen worden, welche getrotzt und lange getrotzt haben. Ergieb dich auf Gnade und Ungnade. Immer mußt du fallen. Nun zum erſten Theile!

Feuriger Helm des heil. Chriſtophs erleuchte mich.
Ich lobe das Haupt, das ich trug, und beneide dich.

Zum I. Theil.

Danket Gott, o Auserwählte in Chriſto dem Herrn, daß er euch einen ſo fleißigen Prediger geſchickt hat, der ſeine Predigten nicht aus dem Aermel herausſchüttelt, wie es viele meiner Nachbarn thun, ſondern der in 6, 8, 12, 20, ja in 30 und 40 Büchern nachſchlägt und zuſammenſucht, was ihm taugt, um ein gelehrtes Konzept auf die Kanzel zu bringen! — Was koſtet dieß Schweiß! Was koſtet es Mühe! — Und die vom Nachſchlagen trüben Augen, die ermüdeten Hände vom Ausſchreiben. Ach! daß ſich Gott erbarme! Doch zur Sache ſelbſt! — Bemerket am erſten — Andächtige! — Alle Autores ſagen nichts, warum eigentlich St. Chriſtoph ein kurzes Hemd getragen habe und warum wir deßwegen Gott preiſen ſollen. Nach vielem Meditiren und Bitten, und Beten und Kaſteien kam ich endlich ſoweit, daß ich von einem, wie von dem andern eine hinlängliche Urſache geben kann. Wer würde ſich nicht ſchämen unter uns, wenn er im Hembe gehen müßte? Und wie würde der ſich nicht ſchämen, der im Hembe gehen müßte, wenn daſſelbe erſt noch zu kurz wäre? Der Held Chriſtophorus trug aber aus heiliger Mortification, und um ſich immer ſchämen zu müſſen, ein kurzes Hemd. — Welch hohe Urſache haben wir alſo, Gott zu loben und zu preiſen, daß er uns dieſen Tugendſpiegel katholiſcher Religion ſchon in den erſten Zeiten des Chriſtenthums gegeben habe.

O wie mußt du nicht erröthen, du ſchnöde Kleiderpracht! Sage an, was biſt du gegen den heiligen Mann? Du biſt nichts mehr, als das Feigenblatt war, welches Gott im Paradieſe nahm, die ſündigen Blößen von Adam und Eva, den Wurzelſünder der ganzen Welt zu bedecken. Hoffarthsnarr! Weltbockerl! Sieh hin auf den heiligen Chriſtoph im kurzen Hemd. Er, ein thurmhoher Heiliger! Du, in Anſehung ſeiner, ein klein winziges Krüppel von einer Kreatur! Du Adamsabkömmling in verkürzter Natur, verjüngtem Maaßſtabe, haſt im Sommer langmächtige Mäntel, und im Winter eine Wildſchur bis auf die Schuhe hinab. Du Evchens Töchterl tragſt Schleppe und Röcke, die auf den Boden aufſtehen. Der heilige Rieſe Chriſtoph trägt ein Hemd, kürzer als der Chorrock eines Erzbiſchofs, der, die hohe hierarchiſche Würde anzuzeigen, nicht weiter geht, als bis zum Nabel. O wie mußt du nicht erbleichen, du gebrechliche, ſchlüpfrige Weiblichkeit, denn du biſt wie P. Sanchez's Foliant von der Ehe in Schweinsleder gebunden, und kannſt nicht erröthen. Huſch! Huſch!

Digitized by Google

Ich könnte wohl auch ſagen, ein Rieſe der Glorie nach, aber hievon auf das Jahr. Nur Lutheraner und Neulinge, ihre Affen, verlaſſen die alten Ideas Rhetorices, ich bleibe bey dem wohlhergebrachten Leiſten meiner Ahnen und Urahnen, will ſagen,

---

der heilige Chriſtoph in ſeinem Bagatell von einem Hemde möchte erfrieren, und du — von der St. Paulus ſagt, non nominetur in vobis — das iſt: Halts Maul von dieſer Schlamperey! Und du! du! du! du! Ach! du! du!

Ich könnte hier in dem Angeſichte des heiligen Chriſtophs alle Tod- oder Hauptſünden, die fremden Sünden, die himmelſchreyenden Sünden, die Sünden im heiligen Geiſt zu Schanden machen. Aber hiezu iſt mir der Tag zu heilig. Wir begehen ein Ehren- und Freudenfeſt. Alſo will ich nur von Tugenden reden, und kein anderes Wort, als Tugend — und wieder Tugend ſoll heute aus Mund und Herzen erſchallen, in Ohren und Herzen fallen. Wahrlich! Wahrlich ſage ich euch: Der heilige Chriſtoph war ſo groß und größer noch als ein Rieſe. Dieß probiere ich unumſtößlich ſelbſt nach dem Syſteme heutiger Gelehrten im erſten Theile. Und in Punkto Punkti, welches die Hauptſache iſt, will ſagen, ſeiner Heiligkeit nach, findet er gar nicht ſeines Gleichen.

Zu Roveredo, in Tyrol, ſteht eine Kirche, und auf dieſer Kirche waren einſt Verſe zu leſen. Und dieſe Verſe lauten dann alſo: Merke nur auf, gut katholiſcher alter Teutſcher! ſo lauteten ſie:

St. Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse lo culate.

Ich verſtehs nicht, ſagſt du. Ja, ſo gehts, wenn man nichts lernt. Da ſtehen die Ochſen am Berge, wenn ein lateiniſcher Brocken kommt. Ich könnte dirs auch nicht ſagen, wenn ich mirs nicht hätte verdolmetſchen laſſen. Sieh, für dies iſt das Lernen gut. Es fallt kein Gelehrter vom Himmel, aber eben darum ſoll man lernen.

In der Kinderlehre und Predigt aber ſchlafen die Alten und die Jungen ſtehen da, wie's Kind beym — Verzeih mirs Gott, hätt' bald was g'ſagt. Warum? Darum, weil ihr nicht aufmerkt. „Schenkt der Herr auch nichts mehr aus", ſagt hernach ein oder anderes Fletſchmaul. Aber was ſoll ich ſchenken! Die Bildeln ſchauts mir ja nimmer an. Iſt euch der Eichelober und d' Schellenſau lieber.

Und Roſenkränz, Amuleter und Skapulir,
Ja, da ſchauts, der Daum geht mir für!

Iſt euer ganzes Wiſſen von Groß und Klein nicht ſo viel werth, als ein Dutzend Roſenkränz und Skapulir koſtet. Und auf einen Roſenkranz ohne Blättei, Untermärkeln und gefaßten Landskreuz, oder auf ein Paar Wiedl Ablaßpfennige und auf ein Skapulir ohne ſeidenes Bandel — da pfeift ihr mir, reverenter zu melden, d'rauf. — Meints, ſie koſten Schnellfinger? Ja, gute Nacht, Schnepf!

Die lateiniſchen Verſe heißen in unſrer hochteutſchen Mutterſprache alſo:

St. Chriſtoph trug Herrn Jeſum Chriſt
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und ſein Geſäß naß worden iſt!

Her da alſo, erzkatholiſche Zuhörer, wenn ihr aus eurem Hemde gewachſen ſeyd, oder wenn euch allenfalls daſſelbe in der Wäſche zu ſehr eingegangen, oder gar verſchnitten worden iſt — der heilige Rieſe Chriſtoph trägt ſelbſt ein kurzes Hemd. Dachtet ihr vielleicht in der Vorzeit: Auch wir ſind Rieſen und giengt ihr allenfalls eurem armen Nebenmenſchen auf dem Kopfe, necktet ihr ihn, wo er euch Blöße gab, und hattet ihr allenfalls an ſeiner Ehre, an ſeinem Wohlſtande geſchimpft und geſchnepfelt — ja, hattet ihr vielleicht Luſt gehabt, ihm lieber gar den Kopf abſchneiden zu laſſen, ſo denket an die Wahrheit: Nichts in der Welt dauert ewig. Es iſt auch immer beſſer, in einem kurzen Hemd zu gehen, als den Kopf zu verlieren. Verehret das Beyſpiel des heiligen Martyrers und ſeyd froh, daß euch nur das Hemd, etwa auch das Tiſchtuch, aber weiter nichts abgeſchnitten worden iſt. Wie ich ſage: St. Chriſtoph trug ein kurzes Hemd, dafür ſey Gott geprieſen.

Da wir denn nun den heiligen Chriſtoph in ſeinem kurzen Hemd betrachten, und ſein Feſt feyern, möchte ich heute allen Betrübten etwas Tröſtliches ſagen. Ich war ſelbſt oft betrübt, und ich kann euch nicht genug rühmen, wie wohl mir da war, wenn mich Jemand mit einem tröſtlichen Worte aufgerichtet hat. So laſſet uns dann auf Troſt, wie man ihn in der Welt giebt, denken.

II. Theil.

Wie ihr nach dem Beyſpiele des heiligen Chriſtophs euch ſolltet den Hobel von euren Feinden ausblaſen laſſen, iſt der zweyte Theil.

Jetzt iſt Erndte. Eure Liebe und Andacht haben als einen neuen Feyertag den St. Margarethentag verlobt; wir ſind mit dem Kreutze gegangen, wor zwar der beſte Tag, ſeitdem wir angefangen haben zu ſchneiden, haben aber doch gefeyert, und wie ihr mir alle atteſtiren könnet, ſo habe ich mit euch Abends um 2 Uhr ſchon gezwickt, und um 4 Uhr ſtichbrandelt, weil dem Kirchproſte Wirth und Führer nimmer geſtreuet hat.

Dörft's keine ſaure Geſichter machen, ihr Weiber! Ich ſpiele nicht theuer. Wenn eure Männer mit dem Sauſchneider und Wirthe in die 24er und halbe Gulden ſpielen, da ſchlagt die Hände über den Kopf zuſammen und betet zum heiligen Stapinus, ſpaniſchem Biſchofe, daß eure Männer ſeine Krankheit kriegen. Er konnte ſich nämlich auf allen Vieren nimmer rühren und biegen. Ein lahmer Mann koſtet euch in Ewigkeit nicht ſo viel als ein Spieler. Nach der gewöhnlichen Krankenpflege in Dörfern läßt man ſolche Leute liegen und geht der Arbeit nach. Die Arbeit gewinnt und der verſoffene Spieler kann doch indeſſen im Bette nichts verlieren.

Doch ich bin ein wenig von meinem Vorſatze mit dieſer Anmerkung, die übrigens wohlgerathen und gar nicht närriſch iſt, abgekommen.

Wir haben, wollte ich ſagen, St. Margareth, Gott lob, gefeyert. Tags darauf hatten wir ein Schaueramt. Am Sonntag war Sonntag. Heute feyern wir Anticipando das Feſt des heiligen Chriſtophs, weil uns morgen St. Jakob im Wege ſteht. St. Jakob iſt ein Apoſtel, zu dem Jeſus Chriſtus nach Kompoſtell wallfahrten gegangen iſt, auch nach ſeiner fröhlichen Auferſtehung noch, nach Ausſage der frommen Kreszentia von Kaufbeuren, bey der er auf einem Baum übernachtet, morgens aber gefrühſtückt und ihr Pilgrimmsmuſcheln zum Präſent gemacht hat. Dann folgt St. Anna. Da gehen wir nach Fauienhauſen mit dem Kreuze. Gehen wir nun immer fort wallfahrten, ſo liegt uns, was geſchnitten iſt, gut. Es mag regnen und Wetter werden, welches wolle. Die heilige St. Margaretha breitet ihrer Reifrock aus; das Schaueramt thut auch per se, was der Brief vermag. Die heilige Anna hat 2 Kinder auf dem Arme, denen Gott Vater das ewige Placebo ſinget, und der heilige Jakob kehret leicht den Stiel um und gehet uns zu lieb jetzt ſelbſt nach Kompoſtell, um uns gutes Erndtewetter dort zu erbitten, wo unſer Heiland auf ſeinem Altar auch für die fleißigen Wallfahrter eine Schauermeſſe geleſen, und, wie Ribadeneirens Schwager erzählet, die vier Evangelien gehalten hat.

Elende Tropfen! Dummköpfe! Daß dich! Immer muß man ſich erzörnen! Nicht für die Spanier allein; ſondern für Schwaben und Baiern vorzüglich. Sind wir ja wenigſt auf dem Lande erzkatholiſch, als die Spanier.

Da ſchreyens dann zu München und in allen Diözeſen: „das „heißt nichts: nicht einmal den allerheiligſten Portiunkula-Ablaß „wollens mehr in ſeiner Gaſſe laſſen. In die Erndtezeit gehören „keine Feyertage. Dieß und Jenes, ſo und ſo."

Hörſt die verführeriſche Welt, lieber Chriſt! Sie geht gar nicht auf den Filzſchuhen.

Sie will dich in der Erndtezeit um deine Feyertäge und Wallfahrten bringen.

Die Wahrheit zu ſagen, liebe erzkatholiſche Chriſten. Junge Pfarrer ſelbſt machen ſchon Gegenprojekte, wollen nicht wallfahrten gehen, nicht neue Feyertage an Werktagen ſtiften laſſen, Schauerämter recht früh halten.

Aber dieſe Leute wiſſen nicht, was wohl oder wehe thut. Wohl thun ſie dem Bauern, wenn ſie ihn ungeſtört feyern laſſen. Wehe ſich ſelbſt. — Sie rauben ſich ja das Verdienſt in dieſer und in jener Welt.

Weil ich dir aber thue, was du willſt, lieber Bauer und liebe Bäuerin — o, ſo werdet ihr ja auch gegen mich gerecht ſeyn.

Wie wohl thut mir eine Zehentfuhr? Wie wohl meinem Kaplan bey der Flachskollektur eine offene Hand, daß er nicht mehr ausſchenken darf, als er einnimmt?

Sehe ich einen von euch mit vier Pferden an einem Zehentwagen hereinfahren, ſo iſt mir geiſtlicher Weiſe nicht anders, als ſähe ich — als ſähe ich — ja wohl die vier Evangeliſten — mit Ochſen und Löwen, und Adler und Engeln beſpannt. — O tauſendmal willkommen! ruf ich auf. — Und Salat und Eyer d'rauf Abends, Mittags Speckknödel und Fleiſch. — An Bier und Brod fehlts ohnehin nicht.

Wer wird ein tapferes Weib finden? ſagt, nach ſeiner bibliſchen Scienz, mein Kaplan. Sieh, da kömmt eine — kommen zwey — kommen drey — ſechs Bäuerinnen. Er thut Ringe, Roſenkränze, Amulete, Skapulire heraus. Er kriegt a proportione Flachs. Deo Gratias. Liebe Leute! Chriſtliche Seelen! Ihr thut nichts umſonſt. Wir machen fleißig Memento für euch in der heiligen Meſſe, ſchließen euch ins Brevier ein, und in alle Veſpern und Litaneyen.

Da was im Vorbeygehen zu erinnern, ſo ſage ich euch, daß ich und mein Herr Kaplan Alles weihen, Alles benediziren können. Kranke Kinder rühren wir nur an, legen ihnen die Stolle auf, ſie

Digitized by Google

nur in drey abgeſchnittenen Zertheilungen meiner Lob-, Kranz- und Ehrenrede.

Ließ Gott ſeinem Liebling, dem großen heiligen Chriſtoph, ſein Hemd verſchneiden, ſo ſehet getröſtet auf das Beiſpiel, das hierin liegt, und worauf ich euch öfter hinweiſen werde. Fürchtet euch nicht! Ich werde mit meiner Probe nicht zurückbleiben. Sowohl aus der heiligen Schrift, die lange vor, als aus den Büchern der Väter, die lange nach St. Chriſtoph entſtanden ſind, werde ich St. Chriſtophs Größe beweiſen.

Um Geduld und Aufmerkſamkeit mögen deßwegen ſchlechtere Prediger bitten und betteln. Die Zeiten ſind mühſelig genug, daß man Troſt braucht, und den findet man ſchon beym alleinigen Anblicke des großen heiligen Chriſtophs im kurzen Hemde — und ſtärker noch in meiner Predigt. Erhebet vielmehr Herz und Hände mit mir zu dem heiligen kurzen Hemd, daß uns daſſelbe erleuchte und ſtärke, den Schnitt der Zeiten ſtandhaft auszuſtehen, und dadurch auch den goldenen Lorbeer des heiligen Chriſtophs hier im Leiden und dort in Freuden zu verdienen. Ich rede in deinem Namen, heiliges, uns zum Unterricht und Troſt verſchnittenes Hemd!!!

A.

Wenn man ſich einen Patron ſucht, ſo iſt man immer am Beſten daran, wenn man ſich gleich einen Großen wählt. Nun iſt aber der heilige Chriſtoph ſchon ein Rieſe der Natur nach. Wer zweifelt, ob es je Rieſen gegeben habe, der gehe in das alte Teſtament, da findet er im erſten Buche der Könige ſchon im 4. Verſe des 17. Kapitels den 6 Ellen hohen Goliath. Hat es aber einen altteſtamentiſchen heidniſchen Rieſen Goliath gegeben, warum ſoll es der katholiſchen Kirche an einem neuteſtamentiſchen Rieſen zum Abbruch der größern Ehre Gottes erwinden? Alles Neuteſtamentiſche hat nach Auslegung bibliſcher Gelehrter ſchon ſeine Figur im alten Teſtamente; der große Samſon mit ſeinem viktoriſirenden Eſelskinnbacken ſcheint mir demnach ſchon eine bibliſche Figur von St. Chriſtoph zu ſeyn, — doch nur Figur, nur Schattenriß; denn St. Chriſtoph, der neuteſtamentiſche goliathiſche Samſon, ſchlug mit dem eiſernen Kinnbacken ſeines Glaubens die heidniſchen Eſel ſelbſt. Es lebte auch St. Chriſtoph bald nach dem alten Teſtamente, denn er ſtarb im neuen Teſtamente ſchon im Jahre 254. Erasmus Rotterodamus vergleicht den heil. Chriſtoph ſelbſt mit dem Polyphemus, einem Rieſen, von dem der große Homerus ſagt, er habe die Gefährten des Ulyſſes aufgefreſſen, und dem Ulyſſes ſelbſt ein Aug ausgeſtoſſen. (Sieh ſein Lob der Narrheit.) Ein Rieſe, der mehrere Menſchen frißt, muß ja doch gewiß ungemein groß ſeyn. Doch ſetzen wir indeſſen die rieſenmäßige Größe des heil. Chriſtophs, die Bibel, und den Goliath, und den Samſon auf ein ſamtnes Kiſſen, laſſen wir die Gelehrten ſchweigen, und nur von dem Zahne des heiligen Chriſtophs reden.

Auguſtinus Torniellus, ein grundgelehrter Barnabit, der ſchon um das Jahr 1543 ſchreibt, erzählet in ſeinen Jahrbüchern (Annal. V. Tom. ad annum Mundi 987 num. 19.), daß in der Kirche ſeines heil. Ordens zu Vercell ein Zahn zu ſehen ſey, der wenigſt hundertmal größer war, als ein gewöhnlicher Mannszahn, und daß dieſer Zahn von keinem andern Heiligen ſeyn konnte, als vom heiligen Chriſtoph, weil man keinen andern Heiligen weiß, der hundertmal größer geweſen iſt als andere Heilige, wie es doch St. Chriſtoph ungezweifelt war. Man höre den Beweis ferner!

Ich wende mich jetzt doch wieder am erſten zur göttlichen heiligen Schrift. 3tio Regum ſteht geſchrieben: es gebe Elephantenzähne. In Canticis ſteht: es gebe Zähne, wie eine Heerde von Schaafen. In der Apocalypsi ſteht: ihre Zähne waren wie Löwenzähne. Wer ſich die Mühe geben will, kann in der Konkordanz unter dem Worte Dens noch mehrere Texte finden, welche von großen Zähnen ſprechen. Giebts aber nach göttlicher heiliger Schrift große Zähne, warum ſolls nicht auch zu Vercell einen großen Zahn von St. Chriſtoph gegeben haben? Ich ſchreite nun von der geiſtlichen zur weltlichen Geſchichte.

Im nämlichen Jahre, als Auguſtin Torniellus ſchrieb, ſind die vermaledeyten Bücher des Calvinus zu Paris zum Feuer verdammt worden. Je nun! Was ſtritt dieſer hölliſche Plag- und Fegteufel der katholiſchen Kirche nicht an? Die älteſten Dogmata waren ihm ein Dorn in den Augen, ein Stich in das Herz. Aber weder den Zahn, noch die Größe des heiligen Chriſtophs finden wir von dieſem Patriarchen der Ketzerey in einen Streit gezogen. Selbſt Calvin glaubt alſo, an St. Chriſtoph einen Rieſen der Natur nach zu ſehen, ſonſt hätte er ja das Rieſenthum des Zahnes des heiligen Chriſtophs bekämpfen müſſen.

Im nämlichen Jahre hielt der Pabſt ſelbſt mit Karl V. eine geheime — geheime Unterredung. Wovon mag ſie in der Hauptſache gehandelt haben, als von dem großer Zahne, von dem eben der gelehrte Bernabit ſchrieb. Etwas, das hundertmal größer iſt, als ein alltägliches gewöhnliches Etwas, iſt ja immer ein ſehr wichtiger Gegenſtand für die Regenten des geiſtlichen und weltlichen Staates. Nur Schade und abermal Schade, daß wir die Acta der Unterredung eben nicht bei Handen haben, ſonſt würden wir gewiß von der rieſenmäßigen Größe des heiligen Chriſtophs und ſeinem Wunderzahne auch rieſenmäßige Wunder in eben dieſen Actis leſen und hören.

Im nämlichen Jahre machte der Kaiſer Friede mit dem König in Frankreich, und gewiß iſt dieß Niemanden zuzuſchreiben, als dem großen wunderthätigen Zahne des heiligen Chriſtophs zu Vercell.

Hätte man doch ſchon lange zu dieſem heiligen Zahne in Teutſchland eine Wallfahrt verlobt! Hätte man ihn in die leere Niſche zu Loretto, wo unſere liebe Frau ſich vor den

---

werden wie die Sterzen. Bauer! haſt einen kranken Ochſen — ich habe geweihtes Anhängſel — dörfſt kein Haarſeil ziehen laſſen und wenn die Peſt ſelber d'ran wäre. Bäuerin! giebt deine Kuh Blut, anſtatt Milch — ich habe geweihtes Petſchierwachs, und das hilft, wenn ein Prieſterkelch ins Petſchier geſtochen iſt.

Haben wir aber alle ſeit langen Zeiten Kelche und Becher in der Wappe, als wenn wir lauter himmliſch-göttliche Weingaſtgeber wären. Item, wer es gerne hat, ſoll fortfahren.

Die Noviores haben eine Traube und Kornähren; die Novissimi was für Gaukeleyen, weiß Gott.

Doch, zu meiner Materie zu kommen, weil ich jetzt Praejudicia weggeräumet habe, ſo iſt dann die Rede von der Welt, und wie man ihr die Feigen zeigen, ſich von ihr den Hodel ausblaſen und ꝛc. ꝛc. laſſen ſollte, verſteht ſich geiſtlicher Weiſe.

(Hier iſt in der Handſchrift das Ende des Bogens abgeriſſen, und vom III. Theile nur noch folgendes Bruchſtück vorhanden:)

Er wird ſeyn ein Rieſe der Gnade bey den Menſchen, beſonders denen, welche gerne lange leben. — Sie ſeyen Schwärmer und Schlemmer, Teutſchtänzerinnen, oder Waghälſe, wenn ſie nur der Anblick ſeines Bildes mirakuloſer Weiſe lange auf dieſem Erdenrunde erhaltet, weßwegen ich rathe, einen St. Chriſtophsorden zu errichten, und den Stern deſſelben immer zu tragen, damit ihnen der heilige Chriſtoph allenthalben begegne, und ſie ihn auf Miedern und Latzen, Kantuſchen und Corſetten, Harniſchen und pauvres diables von Angeſicht zu Angeſicht ſehen und haben vor ihren Augen.

So will ich denn den Sack zubinden; denn wohlgemerkt, Andächtige. Ich habe ein neues Chriſtophorus-Büchlein gemacht, und das wird vor der Kirchthüre drauſſen verkauft. Da ſteht Alles drinne, was ich euch im dritten Theile noch ſagen könnte, beſonders auch das ſchöne Lied, welches von ſeinem glorwürdigen Leben und Leiden nach der Wandlung geſungen wird. Kauft euchs, ſo habt ihr den Schatz beyſammen. Vorzüglich zeichnet ſich dort aus, was vom heiligen Chriſtophorus-Gebet geſagt wird. Mich nimmts Wunder, daß man dieſes Gebet nicht an alle Klöſter, an alle Dikaſterien, bey den Armeen, und unter alle Zünfte, beſonders auf der löblichen Landſchaft austheilet, denn bey dieſen geldarmen Zeiten ſtünde es wohl recht gut, wenn der Teufel überall hin Geld bringen müßte, zum Geben, — zum Haben, — zum Nehmen. — O wie viele arme Teufel würden Ruhe kriegen, wenn der verdammte Höllenteufel einmal angehalten würde, Requiſitionen und Kontributionen zu beſtreiten ꝛc. Zu kurz iſt dieſer Theil freylich. Aber ich kann nimmer anders, und ich muß Nolens Volens zum Beſchluß.

Epilogus.

So lebe dann wohl, neugefaßter heiliger Chriſtoph, und im Himmel ſo prächtig, wie hier unter deinem Ehrenbaldachin, und ſo zu ſagen, irdiſchen Hofgärten; denn ich zähle wohl drey Dutzend funkel-nagelneue triumphirliche Maybüſchel um dich herum. Lebe wohl, mitten zwiſchen den zwey heiligen Erjungfern und wirkliche Martyrinnen, Aquilina und Rizetta. Laß dir recht aufwarten von den 48000 Bekehrten. Lebe wohl bis auf das Jahr und erhalte uns unter dem Schutz deines glühenden Helms. Setze ihn im Falle der Noth den ſteifen Hoffarthspinſeln auf, die in der Maske der üppigen Welt uns immer auf den Köpfen gehen wollen. Mache, wenn wir Krieg haben, daß unſere Soldaten treffen, wenn ſie ſchießen. Mache, daß ſie feſt werden, wenn ſie vor dem Feinde ſtehen, und daß ſie nicht zitternd davon laufen. Nimm die unruhige Welt bey ihrem pfauenartigen Schopfe und verſenke ſie in das tiefe Meer, über welches du ſo ſiegreich gegangen biſt, daß ſie erſauft darin, wie eine junge Katze. Lebe wohl bis auf das Jahr, und ſpannet das weichliche Fleiſch, ſpannet das veneriſche Hurenkind Cupido ſeinen lüſternen Bogen auf uns, ſo nimm das loſe Bürſchel mit deiner allgewaltigen Rieſenhand bey der Flitſche und lege es hin auf die glühende Bank, auf der du gelegen biſt. Es wird ihm dann der Kitzel ſchon vergeben, und eine Hitze wird die andere vertreiben. Lebe wohl bis auf das Jahr, und wagt ſich der Teufel an uns, uns zur Sünde zu reitzen, ſo nimm ihn beym Schweif und wirf ihn in deine glühende Bratpfanne, und laß ihn bis auf den jüngſten Tag brennen und draten, bis er ſo mürb wird, wie ein Brandteig. B'hüte dich Gott, du Rieſe der Natur, du Rieſe der Heiligkeit, du Rieſe der Gnade, und gieb auch du, daß wir im Himmel neu gefaßt werden, hier aber uns durch eine wahre heilige Beicht und Kommunion ſo repariren, daß wir glücklich fahren, jetzt und in der Stund unſers Abſterbens. Amen.

Digitized by Google

Franzoſen zu flüchten verſchwunden iſt, feyerlich eingeſetzt, vielleicht wäre längſtens ſchon Friede! Hätte man jetzt noch Vertrauen, vielleicht wäre er im Stande, dem ſchimpflichen Säkulariſationsgeſchäfte, das ſo laut droht, den Faden abzubeißen, und — doch! Es iſt noch Zeit und Gelegenheit genug, Wunder wirken zu können. Heilige Religion! Heilige Prieſterſchaft! laß mich dein Wort nehmen, und meine und deine Herzenswünſche vor dem heiligen Zahne im Geiſte ausgießen.

O mache, mache dich auf die Füße, du heiliger Zahn und erſcheine drohend zu Lüneville — erſcheine rettend im Zirkel der heiligen Biſchöfe, Prälaten und Lehrer der Kirche — erſcheine ſtrafend in den Privatſynoden zu Rom. Komme, mache dich auf und zermalme Alles, was dir und mir im Wege ſteht, und nicht mit Glaube, Hoffnung und Liebe, mit zerknirſchtem Herzen dich küſſen und ehren will. Genug! du biſt hundertmal größer, als ein gewöhnlicher Mannszahn, wirſt alſo neben dem, daß du die Größe des heiligen Chriſtophs beweiſeſt, wohl auch dich und die Ehre deines ehemaligen Inhabers zu rächen, eine ſchöne Arbeit machen können.

O daß du zu uns Teutſchen von dem unglücklichen Vercell emigriert wäreſt! O daß du dir in unſerer Kloſterkirche einen Tabernakel erwählet hätteſt! Mit dem prächtigſten Ziborienröckel würde ich dich gekleidet, mit der koſtbarſten Krone gezieret haben; denn wir Kloſtergeiſtliche ſind es vorzüglich, welche den Schatz der Reliquien und Heiligthümer auszeichnend zu ſchätzen, und der lieben Chriſtenheit ehrwürdig zu machen gewußt haben.

Doch erlaubet mir, Andächtige, hier eine kleine Ausſchweifung. Sehet ihr, greifet ihr nicht mit Händen, wie ich Wort halte. Schon habe ich aus der göttlichen heiligen Schrift, ſchon aus der Geſchichte der neuern Zeit, ſchon aus dem Daſeyn anſehnlicher Reliquien die Größe des heiligen Chriſtophs erwieſen. Aber noch nicht genug! Laſſet uns eine andere Wanderſchaft vornehmen. Am Ziele derſelben werden wir uns abermal überzeugen, daß die Wahrheit allemal überwinde.

Nicht das ſtolze Frankreich allein giebt uns von Vercell aus Beweiſe in dem großen Zahne von dem großen Manne St. Chriſtoph. Breche auch du auf, felſenreiches Tyrol und beweiſe, wie groß St. Chriſtoph der Natur nach geweſen ſey. Zu Roveredo ſteht eine Kirche und auf dieſer Kirche waren folgende Verſe zu leſen:

Christophorus Christum portabat ad Osso
Et vadabat aquas senza bagnarse le culate.

Ich verſtehe es nicht, ſagſt du, chriſtlicher Zuhörer. Ja ſo gehts, wenn man nichts lernt. Da ſtehen dann die Ochſen am Berge, ſobald ein Blümchen kommt, das nicht auf deinem Miſt gewachſen iſt. Was thuſt du aber hernach? Du ſchimpfſt und verketzerſt nach dem, was beim heiligen Apoſtel Judas ſchon lange geſchrieben ſteht: Sie läſtern Alles, was ſie nicht verſtehen (v. 10.), ja ſie nennen ſogar Gott geweihte Perſonen Dummköpfe und Weltbetrüger. Aber mit Nichten recht und billig.

Sieh da mit Demuth im Teutſchen, was der Tyroler mit angeborner Weisheit und Delikateſſe in ſeiner feinern, ſüßen Sprache zu unſerer Belehrung über die Größe des heiligen Chriſtophs ſagen wollte.

St. Chriſtoph trug Herrn Jeſum Chriſt
Durchs tiefe Meer,
Ohne daß er,
Und ſein Gefäß naß worden iſt. —

Die treffende Wahrheit dieſer Ueberſetzung erhärten noch andere Verſe einer welſchen Stadt in Italien, welche in hübſchem Latein abgefaßt, alſo lauten:

Christophorus est iste,
Qui te portabat Jesu Christe,
Quin gutta fluminis unus
Tetigisset ejus cunus.
Nec mirum,
Erat nempe magnum virum.

Noch ſchöner klingt dieſes zu teutſch:

St. Chriſtoph iſt der Mann genannt,
Der übers Waſſer an das Land
Hat unſern Herrn getragen. —
War St. Chriſtoph auch hoſenlos,
Kein Tröpfl doch zur Lend ihm floß.
Beim Plunder!
Was Wunder?
Er war halt wie ein Rieſe ſo groß —
Was wollt ihr weiter ſagen?

Kann ich da nicht mit Sirach (L, 12) aufrufen: So kurz ſein heiliges Hemd immer war, ſo gab er doch ſeiner heiligen Kleidung ein herrliches Anſehen, und er war Consumatus in brevi auch im kurzen Hemd ein vollendetes Bild der Vollkommenheit, qui explevit tempora multa (Weisheit IV, 13.) als ein welcher er heute noch vor uns auf dem Altar ſtehet. Nur der Thiermenſch begreift das nicht, denn es iſt ihm Thorheit (I. Kor. II, 14).

Wir wollen unermüdet fortfahren, noch eins über die natürliche Größe des heiligen Chriſtophs zu philoſophiren, denn dieſe Materie iſt eben ſo unerſchöpflich als lehrreich, ſo lehrreich als fruchtbar

Wenn man fragt, wie tief das Meer ſey, ſo heißt es gewöhnlich, wenn man je ſchlau antworten will, es habe die Tiefe eines Steinwurfes, weil noch kein Menſch vom Abgrunde heraufgekommen iſt. Dieß will dann mit Wenigem ſoviel ſagen, als das Meer iſt unergründlich. So laſſet uns dann ausrufen: O du unergründliche Größe des heiligen Chriſtophs! —

Herr Jeſu Chriſt!
St. Chriſtoph ging durchs tiefe Meer
Ohne daß er,
Und ſein Gefäß naß worden iſt.

Da greift ihrs ja mit Händen, das er um eine anſehnliche Portion muß größer geweſen ſeyn, als das Meer tief war.

Wer ſchwer durch ein Waſſer tragt, den ſenkts auch tief ein. Aber der heilige Chriſtoph trug den, den Himmel und Erde nicht faſſen konnten, ſohin Pondus Ponderum, das größte Gewicht und doch ſagt das lateiniſche Gedicht:

Non tetigit ejus cunus
Gutta fluminis unus.

Zu Teutſch:

Er wurde im tiefſten Waſſer kein Tröpfelein naß,
Giengs auch bis an die Hoſen fürbas.

Unerwogen deſſen bin ich, ob ich gleich ein ſehr ſtarker Verehrer des Alten allemal Geweſenen, bin, ſchon oft auf den Gedanken gerathen, ob man nicht anſtatt den heil. Johann von Nepomuk, einen ſchwächlichen Domherrn von Prag, den heil. Chriſtoph, den baumſtarken Rieſen, zum heil. Waſſerpatron erwählen ſollte. Wißt ihr ja, daß bey der letzten Ueberſchwemmung das unvermuthet angeſchwollene Waſſer die Brücke über die meiſten Flüſſe ſammt dem heiligen Waſſerpatron Johannes weggeführt, welches mich aber auf dieſen Einfall, dem heil. Chriſtoph das Prä zu geben, gebracht hat. Auch wißt ihr aus der Legende, daß der heil. Johannes von Nepomuk in der weit unbeträchtlichern Moldau ertrunken, der heil. Chriſtoph aber durch das Meer ſo unverſehrt gegangen ſey, als wie wir immer über die Stube gehen. Wenigſtens dächte ich, es wäre nicht gefehlt, wenn wir dem heil. Johannes den heil. Chriſtoph zum Kumulativwaſſerpatron, oder wenigſtens als Acceſſiſten begäben, und ihn auch in ſeiner Rieſengröße auf die Brücken hinſtellten. Doch nichts für ungut! Ich habe einen Wurf angebracht. Denkt nach. Verlieren können wir nichts dabey; 2 heben, 2 tragen, 2 können mehr als einer und hiemit meinerſeits Punktum *)

Mir wurmen dieſe ſchönen Inſchriften noch ganz kurios durch den Kopf.

Zu allen Zeiten haben die Maler und Bildhauer den heil. Chriſtoph groß, kirchenhoch gemalt, oder, wo es der Raum nicht litt, ſeine ganze Größe erſcheinen zu laſſen, ihn gebeugt vorgeſtellt. O die Künſtler ſind theuer, wenn ſie ihre Kunſt verſtehen, und ein ſo großer heiliger Chriſtoph — verſteht mich recht — kirchenhoch — muß etwas gekoſtet haben. Der heil. Chriſtoph muß alſo ſo groß geweſen ſeyn, weil man da und dort ſo viel Geld darauf verwendet hat, bis man ſeine rechte Größe im verlangten Stabe an die Kirche zum Erſtaunen aller Vorübergehenden hingebracht hat. Saget mir nicht: Hier liege ein Sophisma: die Eſel, welche den heil. Kaſtul nach Mosburg geführt haben, ſeyen auch koloſſaliſch groß an die Wand gemalen. Dieß geſchah nur, die Größe des Mirakels anzuzeigen, vermöge welchem die aus Italien kommenden Eſel eben bey Mosburg ſtehen blieben, und um zu erkennen zu geben, daß ſich hier St. Kaſtuls heil. Beine nach Herzensluſt eine Kirche und die Benedictinerbrüder für ſich und ihre Konſorten ein Kloſter, und für ihre Eſel einen guten, warmen Stall wünſchten; Mirakel fordern aber immer große Abbildungen. — die große Abbildung des heil. Chriſtophs bedeutet aber und kann nichts anders bedeuten, als ſeine natürliche Größe, weßwegen ſich zur Rechtfertigung der Maler und Künſtler die Worte aus dem 17. Kapitel des Buches der Könige gar wohl herſchicken: 6 Ellen hoch: wie im ſchon oben allegirten vierten Verſe gar ſchön zu leſen iſt. Großer Gott und Herr! Ich habe immer die Zierde deines Hauſes geliebet, und den Ort, wo deine Herrlichkeit wohnet (Pſalm 25, 3.). Wie ſehr wünſche ich alſo allen Kirchen des heil. Chriſtophs, wo er immer gemalt oder geſchnitzt und ſchön

*) Natürlich! Je mehr Patronen, um ſo viel mehrere Bauernfeyertäge. Je mehrere Bauernfeyertäge, um ſo viel mehrere Votivämter pp. Kommt der Tag, ſo bringt der Tag.

Digitized by Google

in Gold gefaßt ſteht, vom Herzen Glück, wenn er koloſſaliſch groß dort ſtehet; denn dieß beweiſet ſeine Größe der Natur nach. Wie ſehr wünſche ich, daß zur Verehrung dieſer natürlichen Größe Gutthäter erwachen, die neue goldene und ſilberne Monſtranzen, Kelche, Leuchter, Ampeln und anderes Kirchengeräth von ungemeiner Größe und ſeltner Kunſtarbeit dem heil. Chriſtoph opfern, damit auch ſie mit David einſt wieder ſagen können: Herr' ich habe die Zierde deines Hauſes geliebet. — — — —

Non teligit ejus Cunus
Vel Gutta fluminis unus.

Die Künſtler müſſen dann auch allerdings recht haben, denn zu allen Zeiten haben ſie, wo es menſchenmöglich war, ihn koloſſaliſch groß vorgeſtellt. Haushoch, kirchenhoch, thurmhoch!

Wie gottesfürchtig haben eure Eltern der Angabe der Künſtler und daben wie ſinnreich gefolgt. Seht hinauf da auf die Decke eurer Kirche. Von der Orgel bis zum Choraltar reicht ſein allerheiligſtes Bildniß, das zum Erſchrecken ſchön und faſt mirakulos erſcheint, weil es ungeheuer groß iſt und doch nicht herabfällt, um die Säufer und Raufer, die Spieler und Hurer, die Sakramentirer und Schwörer, die Ehebrecher und Kalumnianten, die Diebe und Räuber, die Sünder, alles Schelmenvolk in die tiefeſte Hölle, wie ſie es vor Gott und der Welt verdienten, hinabzuſchlagen, ſondern weil es ſich vielmehr erhalt, um mit dem breiten Buckel Donner und Blitz, Hagel und Schauer, Peſt und Viehfall abzuwenden. Die Augen auf und ſeht ihn an! Wie mild und väterlich er da auf euch und eure Kinder und Rinder, und eure Roſſe und Lämmer, und eure Hühnl und eure Aenten, ja ſogar auf eure Schweinheerden herabſieht, das liebe Chriſtlindlein auf der Schulter tragend, einen aus der Erde geriſſenen Baum in der Hand habend und mit der andern Hand auf der Hüfte gleich dem Helden Buzephalus ſeinen Schlepp hoch aufhebend, und euch alle in der Gewalt ſeines Körpers wider Welt, Fleiſch und Teufel benedizirend.

Doch laſſen wir die Fabelhanſen fahren, wenn ſie auch zehnmal Recht haben, wie geſchrieben ſteht:

Pictoribus atque Poetis fingendi semper fuit aequa potestas.

Wir finden es ja in der göttlichen heil. Schrift ſchon prophezeiht, wie groß er ſeiner Zeit werde. Schon in **Genesis 6to** ſteht geſchrieben: 30 Ellen hoch. Wende dieß, wer will, auf die Arche Noe, ſo wende ich es mit eben dem Rechte auf den heil. Nothhelfer Chriſtoph. Ja, du dreymal geſegneter Nothhelfer! Wie weit mehr biſt du werth, 30 Ellen hoch zu ſeyn, als die Arche Noe; denn dieſe trug nur Menſchen, du trugſt das liebe Jeſu-Kindlein und biſt alſo — ein wahrer Nothhelfer des vermenſchten Gottes. Ach wie wäre das arme Kind über das Meer gekommen, wenn du ihm nicht ſo barmherzig hinüber geholfen hätteſt! — Bey Erodi leſe ich 100 Ellen. Ich weiß es ſchon, daß da von Gezelten die Rede iſt. — Will aber der Beſchirmer, St. Chriſtoph, ſeinen Schutzmantel ganz ausbreiten, ſo klecken nicht, daß er 1000 Ellen dazu hat, denn wo flehen nicht arme verlaſſene Stoffeln zu ihm um Hülfe. Wie groß biſt du Welt, aber doch noch zu klein. Auch die armen Seelen im Fegfeuer ſchlagen um ſeine Hülfe Hände und Füße zuſammen und wollen par force, beſonders die, welche auf der Welt ſeinen Namen getragen haben, oder in eine ſeiner Bruderſchaften eingeſchrieben geweſen ſind, von ihm allein erlöſet werden.

Möchtet, möchtet ihr euch dieß merken, Brüder und Schweſtern der heil. Chriſtophorus-Bruderſchaft. Der heil. Chriſtoph ein Nothhelfer nach der neuen Art, wie eine Arche, in der Menſchen und Vieh, ſo zu ſagen, die ganze Welt wohnt. Ein Gezelt, das vor Regen und Sonne, Hitz und Kälte ſchützt.

Laßt euch nichts verdrießen, nichts reuen. Betrachtet, daß er ſeine Ohren nicht ſo leicht zu euch herabneigen kann, weil er ſich nicht bücken darf, damit das göttliche Chriſtkindlein nicht herabfällt und daß er eure ſchwachen Menſchenſtimmen alſo nicht gleich das erſte, zehnte, hunderte Mal hören könne. Denket, daß ihr Vorſpann brauchet, und daß der geiſtlichen, beſonders armen Religioſen genug ſind, die euch gerne vorſpannen. Die guten Chriſten verſtehen mich ſchon und bey Freygeiſtern würde es nichts nützen, hilf Himmel! ſchaden, wenn ich lauter reden wollte.

Wagen wir nun einen Paſſus in ſeine heil. Lebensgeſchichte. — Der Kaiſer, wir wollen ihn indeſſen Imperator nennen, alſo des heil. römiſchen Reichs Kaiſer, Imperator genannt, ein Götzenknecht, wollte den heil. Chriſtoph handfeſt machen. Wie viel glaubt ihr, daß er Männer geſchickt habe, ihn zu fangen: 10, 12, 20 Mann höchſtens werdet ihr glauben, aber nichts errathen. Er ſchickte nicht weniger als 200 Mann. St. Chriſtoph muß alſo allerwenigſtens 100 Mal größer geweſen ſeyn, als ein kaiſerl. Mann. Welch eine ſtupende Größe! Einen Mann zu fangen, ziehen 200 Mann aus. — Und haben ſie ihn gefangen? Nichts weniger! Er hat ſie alle überwunden, hat ihnen den chriſtlichen Glauben geprediget und da ſind ſie ſiegreiche Märtyrer geworden, ſind den Heldentod für die römiſch-apoſtoliſche Religion geſtorben. Seht einmal her da 200 gegen 1. **Qualis Comparatio!**

In Ewigkeit werden wir aber keinen ſchönern und durchdringendern Beweis von ſeiner Größe antreffen, als wenn wir auf die Reliquien ſeines heil. Leibes ſehen und ſie betrachten, wo wir ſie überall antreffen. Denkt euch nur, ſein heil. Haupt war anno 1204 noch zu Konſtantinopel, bis es die Franzoſen dort weggenommen haben. Wie groß es aber geweſen ſeyn muß, leuchtet uns aus dem ein, daß ein kleines Stück davon die Camerazenſiche Domkirche mit Mirakeln erfülle, ein anderes von Audomar aus die ganze Welt erleuchte. Zu Rom iſt ſein Schulterblatt, und vermuthlich werden ſich die ſchlauen Römer dasjenige behalten haben, welches das liebe Jeſukindlein mit ſeinem ſüßen Sitzfleiſche geheiliget hat. Dort reſidirt auch ſein rechter Arm, der linke zu Ravenna. Von den Jeſuiten zu München höre ich, daß ſie einen Finger haben ſollen, aber das glaube ich in Ewigkeit nicht. Sie würden gewiß die ganze Hand ausgelaſſen haben, wenn ſie auch nur den kleinen Finger gehabt hätten? Sie haben alſo **probalissimo** die ganze Hand, wenn ſie einmal einen Finger gehabt haben. Ich könnte noch von ſeinen heil. Gebeinen reden, die in Italien, in der Schweiz und in allen vier Ecken der Welt auf Trödler- und Tandler-Märkten feil ſtehen. Was muß aber nun der Heilige für eine Größe haben, der ſeine Gebeine und ſeinen heil. Körper durch die Welt ſo weit ausgebreitet hat. Wir wollen uns hier nicht aufhalten, und bey ſeinem Wunderzahne allein ſtehen bleiben. Schon dieſes zeiget überflüſſig von ſeiner Rieſengröße der Natur nach.

Nun zur moraliſchen Anwendung; denn ein guter Prediger muß nichts ſagen, ohne es auf der Stelle anzuwenden. Wenn heut zu Tag ein Graf, ein Baron, oder auch nur ein ordinari Herr Von in ſeinem Prädikat den Narren gefreſſen hat und ihm das Maul nach vielen alten Ahnln und Guckahnln wäſſericht wird, was thut er? Da kriecht er zum Kreuz. Da ſucht er alle alte Inſchriften, alle Grabſteine, alle Votivtafeln auf und ſchaut, ob nicht da ein Name ſteht, der dem ſeinigen gleich ſieht, ob nicht unter dieſem oder jenem Stein einer von ſeiner Familie fault und ob ſich keiner in einer Schlacht, oder in der ſchweren Noth, in dem Viehfall, oder anderen graſſirenden Uebel hierher oder dorthin verlobt hat. Alle Tauf- und Ehe- und Sterbebücher müſſen aufgeſchlagen werden, und alle Fünf ſchleckt er ab, wenn nur ein Name eines alten Ritters oder Edelveſten herauskömmt, der ſeinem Familiennamen ähnlicher iſt, als ein ſpaniſches Dorf. Nur her da, hocherlauchter Adel! Da habt ihr ja Inſchriften, welche aus der Sprache und dem Tone, in dem ſie verfaßt ſind, ſchon ihr Alter beweiſen. Aber nicht wahr? Was für euch ein guter Fund, ein gemähtes Wieſel iſt, das iſt in Religionsſachen ein Aberglauben, Mönchstand. Deßwegen erſchlafft auch der Eifer, nach Heiligkeit zu ringen, weil ihr zufrieden ſeyd, Grafen und Barone zu heißen, Aber es ruft das Buch der Weisheit (V. 8.): Wir ſind auf dem Wege der Sünde ermüdet worden und haben den Weg des Herrn nicht erkannt.

Seht, Hochanſehnliche, der Grund meiner Moral liegt im Buche der Weisheit. Wohl uns dann, daß der heilige Chriſtoph groß geweſen; denn eben darum wirkte er ſchon in ſeinem Zahne rieſenmäßige Mirakel.

Laſſet uns dannenhero in die Chriſtenlehre zurückkehren. Welche Tugend iſt da die erſte, die man Chriſten lehret? O das heilige Kreuz machen, das Vater unſer, das Ave Maria, das Salve Regina, den katholiſchen Glauben an, nicht in, Gott beten. Laſſet uns dieſe Tugend mit kindlichem Vertrauen ausüben.

Großer mirakuloſer Zahn. Haſt abgebiſſen den Faden des Kriegs zwiſchen Frankreich und Karl dem V. Komme und beiſſe wieder! Du beißt mit ab alle Quartiere. **Deo Gratias!** Du beißt mit ab alle Vorſpannen. **D. G.!** Du beißt mit ab alle Plünderungen. **D. G.!** Du beißt mit ab alle freywilligen Beyträge, die wir **sub parata executione**, bey Drohung von Mord und Tod, Sengen und Brennen machen müſſen. **D. G.!** Du beißt ab — doch genug gebiſſen. Etwas anders, das ich beiſſen muß.

Sagt mir etwa dort ein Burſch, ein Friſchling: Möcht' auch ſo groß ſeyn! Biſt mir ſchon der ſaubere. Ja das ging dir noch ab. — Du ſpielſt jetzt ſchon den Burgermeiſter im Dorfe, und biſt kaum 4 einen halben Schuh groß. — Wäreſt du ſo groß, wie St. Chriſtoph — Gott bewahre! Dein Baum würde ſchwer auf uns fallen, denn du würdeſt Jeſum Chriſtum, den Gott der Liebe, nicht auf deinen Schultern tragen. Wie ein Reichsprälat (Gott verzeihe mir dieſe Gleichniß) würdeſt uns deſpotiſiren. Gott ſey Dank, daß er dir, wie dem Bock und der Gais, die Hörner nicht zu hoch hat wachſen laſſen. Was für ein Uebel

Digitized by Google

wäreſt du nicht mit 10, will nicht ſagen, hundert Schuhen. Deo Gratias! Je kleiner die Maus iſt, ein deſto kleineres Loch braucht ſie.

Möchte auch ſo groß ſeyn, ſagt hier ein ſpannlanger Bube. — Nicht wahr, Flegel, daß dich der Pater Sakriſtaner nicht beym Schopf nehmen könnte, wenn du das Confiteor verdalferſt — daß dir der Schulmeiſter das Leder nicht gerben könnte, wenn du dein Hauptſtück nicht auswendig weißt, und in den 9 fremden Sünden eine auslaſſeſt. — Gott ſey geprieſen, Deo Gratias! daß ihr kleine Uebel nur zu großen nach und nach heranwachſet. Es ſteht noch immer ein bischen beſſer um uns, ſo lange euch der Schulmeiſter noch unter ſeinem Maasſtabe hat. — Da eure Väter um Heller ſpielen, ſpielt ihr ja ſchon um Groſchen aus euern Miniſtrierkreuzern. O gens perversa progeniem datura mox deteriorem, will ſagen, ſind jetzt ſchon Rekruten für Würfel, Karten und Kegelſpiel. D. G.! Du erſt, mein lieber Zehentdieb — du würdeſt mich in der Größe des heil. Chriſtophs freuen. Biſt nur 5 Schuh hoch und deine Finger ſind ſchon 10 Schuhe lang. Erſchrickt der brave Hr. Dechant, unſer Erzgutthäter, ſchon ſo an dir, daß er uns gewaltig an Schmalz und Korn abbricht und jammert, wenn wir nur ins Haus hineinſchmecken — und hundertfach längere Finger, wie der hundertfach größere Zahn? Gott bewahre den Hrn. Dechant, unſern Erzgutthäter, und uns vor deiner Größe.

Sind unſere Hütten ſo klein. Ach! wie oft könnte ein Mann oder ein Weib im eigenen Hauſe nimmer aus- und eingehen. Die Hörner würden ihnen immer Ungelegenheit machen. Deo Gratias, Deo Gratias! Ich hätte zwar noch mehr auf mir, aber wir kommen ja öfters zuſammen, und ich muß mich für heute einſchränken.

Alſo jetzt im vollen Ernſte zum zweyten Theil.

B.

Daß der heil. Chriſtoph auch ein Rieſe der Heiligkeit, will ſagen, ein überaus großer *Heiliger* geweſen, braucht nicht viel Schwätzen. Man hat zu ſeiner Ehre viele Kirchen erbaut, mithin iſt er heilig. Und daß er groß war, das habe ich ja im erſten Theile ſchon demonſtrirt. Ich könnte alſo beſchließen. Aber das wäre hübſch. Es hat noch nicht einmal drey Viertel auf 9 Uhr geſchlagen. Wie! Was? Ich ſollte nicht länger predigen können, als dreyviertel Stunden? Freylich giebts jetzt Prediger, die nach einem eine halbe Stunde langen Sermon ſchon Amen ſagen. Pfui Teufel! Seyd ihr Prediger? Warum gab euch Gott Gurgeln wie den Ochſen, eine Bruſt wie dem Stiere, als ad Ministerium Evangelii, daß ihr von einem Eck der Welt zum andern das Wort Gottes verkündigt. Vos insensatos! Ihr ſeyd Trommel und Pfeifen — ach! was ſage ich, ihr ſeyd Trompeten und Pauken der katholiſchen Lehre. Sitzet dann auf die Maulthiere eurer geiſtlichen Beredſamkeit, und ſchreyet, was der Brief vermag, in die Ohren der Freygeiſter, in die Ohren der Deiſten, in die Ohren der Schelmen und Diebe, in die Ohren der Gotteslaſterer, in die Ohren der Afterchriſten und Afterpolitiker, in die Ohren katholiſcher Generale, welche den Franzoſen offenes Feld geben und ihres Soldatengeſindels, das Haaſenfüße hat, in die Ohren der Beamten und Marſchkommiſſarien, die ut supra in Röhren ſitzend, ſich die Pfeife ſchneiden und die Bauern ſchinden, ſchreyt in die Ohren der Huren und Ehebrecher, in die Ohren — — doch rechts umkehrt euch! Halt! *Huren und Ehebrecher!* Hieraus nehme ich den erſten Beweis, daß der heilige Chriſtoph ein großer Heiliger geweſen.

Höret einmal! An Bordellen und Hurenhäuſern giebts, beſonders in großen Städten, keinen Mangel. Man ſagt, ſogar in Rom, der Reſidenzſtadt des Statthalters unſers lieben Herrn und Heilandes, ſeyen eine Menge ſolche S. V. Baraken. Groß und Klein geht da aus und ein. Und du Allergrößter unter den Heiligen, St. Chriſtoph, ich bitte dich ums Himmelswillen, was fangſt du an. Sehet und denket, Geliebte! Ich ſey im Geiſte verzuckt. Verzuckte haben Erſcheinungen. Ich ſehe denn nun den heil. Chriſtoph an der Schwelle eines Bordelles ſtehen. Ich ſchreye eines Schreyens: Ach! Wo willſt du hin, St. Chriſtoph? Sieh doch, das iſt ein Hurenneſt! Was machſt du da beym helllichten Tage? Schäme dich doch! Deine Heiligkeit geht zum Plunder! Der ſchlechteſte Meſner von der Welt ſtellt dich nimmer auf den Altar, gehſt in April, triffſt deines Gleichen nicht an, was haſt hernach? Wirſt ausgekickert und ausgelacht. Biſt ein Heiliger und die Lumperey da. — Durch deinen heiligen Schein! — durch die Litaney und Tagzeiten, die man dir macht und ſingt, wenn du heilig bleibſt! — durch die Statuen und Bilder, die man von dir ſchneidet und malet! — durch die Altäre und Tempel, die man dir bauet! — durch deine breite Schultern! — durch deinen langen grauen Bart! — durch deinen blühenden Baum! — durch das tiefe Meer! — Durch das liebe Chriſtkindelein! — Ach! bleibe, bleibe heraus! — So ſchreie ich, aber nichts nutz!!! Er zieht die Glocke, läutet am Hauſe. Ein großer Mann thut gewöhnlich nichts ſanft. Es ſchellet, als wenn man zum böſen Wetter ſchlüge. Ein Dutzend Köpfe ſind alſogleich am Fenſter. Die Luder und Kanaillen ſehen den ungeheuren Rieſen und laufen, daß ſie ſich die Hälſe übereinander brechen möchten. Jede will die erſte an der Thüre ſeyn. Flugs iſt die Thüre offen, und es hallet, im ganzen Hauſe: St. Chriſtoph! St. Chriſtoph! d'rinne iſt er. Ei, daß dich der Hahn pecke! Freylich biſt groß, aber deſto ärger. Steht ja ſchon in der heiligen Schrift: 7 Weiber werden um einen Mann kämpfen. Und, lieber Heiliger, ein einziges ſchlimmes Weib iſt ſchon ärger als 7 Teufel.

Ich laſſe den Heiligen, weil er mir ohnehin nicht folgte, im Bordelle; verbrennet er ſich ſeinen Famam Sanctitatis, und koſtet es ihn Haut und Haar, ſo bleibt doch hier auf der Kanzel meine Haut heil, mein Kopf ſicher. Merket auf mich, Andächtige! Ich will euch ein Exempel erzählen. Der König Friedrich, den man ſonſt auch den Einzigen nennt, kam einmal während des Kriegs zu einer Wirthin, bey der er ſchon zuvor einmal im Quartier lag. O lieber Herr Jeſus! Wie ſehen Eure Majeſtät aus, ſprach die Wirthin; denn der König ſah aus, wie die theure Zeit. Ja, es iſt auch kein Spaß, antwortete er, wenn man zwey Weiber und die Franzoſen am Halſe hat. Die Kaiſerin Katharina von Rußland und die Kaiſerin Thereſia von Teutſchland ſtritten nämlich mit den Franzoſen wider ihn. Friedrich war denn nun auch ungefähr unter den Potentaten der Welt an Geiſtesgröße ſo groß, wie St. Chriſtoph am Körper. Und 2 Weiber hetzten ihn ſo herum, wie ihr aus den Zeitungen, woraus ich die lehrreiche Geſchichte genommen habe, alle Stunden leſen könnet. Ach! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Chriſtoph, im Bordelle! Wie wirds dir gehen, heiliger St. Chriſtoph!

Freylich iſt St. Chriſtoph groß, und ganz was anders, als ihr kleine Schnauſer und Pfifferlinge, die ihr euch noch mit einem Quintel von Lunge in ſolche Häuſer wagt. Da kann ich nichts anders thun, als lachen, wenn es mit euch Matthäi am letzten wird. Bey dem, der ſich nicht brennet, bey dem brauchts nicht blaſen. Iſt euch das Waſſer zu tief, warum geht ihr hinein? Speit ſie nur gar aus, eure verhurte, ehebrecheriſche Lunge. Die vier, die zuſammenſchreyen: Heb auf! ſind für euch die beſten verdienteſten Doctores. Hinaus mit euch! ad tenebras exteriores, ihr kalmuckiſche Venusknechte! Damit ihr unſere Gemeinden nicht verpeſtet, ſeyd ihr beſſer über die Planke zur hölliſchen Ewigkeit drüben. Adieu, profiziat Schwefel und Pech, Höllenpfuhl, biſſige Schlangen und Nattern, teufliſche Furien, etzetera.

Sagt mir nur nicht, hier iſt keine Gefahr. Auf dem Lande giebts keine Bordelle. Ja! wenn ihr ſo wollet. Ich will nur beyſpielweiſe reden; denn es ſchickt ſich doch nicht, auf der Kanzel Jemanden zu nennen; das geht die Polizey an, hier Rath zu ſchaffen. Obrigkeiten, verſteht ihr mich? Ihr habt Augen, aber nur Hühneraugen (Leichendornen), welche drücken, aber doch nicht ſehen. Ihr habt Hände, aber ſolche, die ihr euch, wenn ihr geſchmiert ſeyd, und eure Strafgelder eingeſtrichen habt, waſchet, wie ſie Pilatus gewaſchen hat. Ihr habt Füße, die aber die nämlichen böſen Wege gehen, wie eure Unterthanen. Deßwegen ſeht ihr durch die Finger, wo nichts zu gewinnen iſt und geht auf Zehen, damit ihr ja keinen reichen Bauern beleidigt, der in eurer Schule krank iſt.

Ich ſage es noch einmal. Ich verrathe und nenne Niemanden auf der Kanzel. Aber aus meinem Fenſter ſehe ich alle Wunder. Ihr wiſſet ja, wo ich wohne. Da gehen denn in das Haus, in welches ich von meiner Zelle ſchnurgerade hineinſehe, früh und ſpät eine Menge Leute aus und ein. — Mein! Warum? Den Roſenkranz beten ſie dort Abends ſo wenig, als wenig ſie das Morgengebet da beten. Ja! Ja! Gnadenbilder ſind freylich d'rinne im Hauſe, welches von mir, wie ich geſagt habe, ſchnurgerade hinüber ſteht. — Aber keine Andacht iſt d'rinne. Singen höre ich zwar, wenn ich vorbeygehe, aber nichts aus Davidspſalmen — den lüderlichen Pumpernikel hört man, und dazu läutet man mit allen S. V. S — Glocken.

Es iſt zwar der heil. Florian auf dem Hauſe angemalt und es brennt im Hauſe. Aber St. Florian löſcht nicht. Das Luderhaus könnet ihr nun wohl errathen, aber ich nenne Niemanden, wie es ſich auch auf der Kanzel nicht ſchickt.

Ach! daß der heil. Geiſt ſelbſt Cantica Canticorum durch den weiſen Salomon gemacht hat! Freylich hat alles ſeine Zeit. Aber die Schuhknechte und Schneidergeſellen ſind keine Salomonen. Doch Cantica Canticorum. — Weiter! Ich habe eine falſche Farbe geworfen. Zurück dahin, wo ich geblieben bin. —

Keine Andacht iſt d'rinne, habe ich geſagt, in dem Hauſe, welches gerade von mir hinüber ſteht. Ja dennoch! Man muß nicht verläumden. Es iſt eine Andacht d'rinne, und zwar in der Früh eine Mette — welche Mette? Ach! eine H — Mette — eine Rauſch — Mette. — Nichts für ungut, liebe Eltern! die Unbild thut das Maul auf. Zieht eure Kinder beſſer, ſo darf man euch die bittere Wahrheit nicht auf öffentlicher Kanzel ſo ſtinkend unter die Naſe reiben.

Digitized by Google

Was iſt aber die radikale Wurzelurſache aller dieſer abſcheulichen Vorfälle. Ach! Ich muß unterkommen, ſchreyt die Tochter. Ich muß mich verſorgen, ſchreyt der Sohn. Falſche Begriffe von der natürlichſten Sache in der Welt. Anders, ganz anders reden die Aszeten und Geiſtväter. Höret, ſo ſagen ſie — der jungfräuliche Stand iſt vor Gott weit vortrefflicher und für den Menſchen weit glückſeliger. Eheſtand, Weheſtand! So brauchts dann nicht, daß du in der Welt unterkommſt, geſchnippiges Veſperglöckl! Du brauchſt nicht zu deiner Verſorgung die ſchöne Tochter deines reichen Nachbars zu ſuchen, eitler Flitterhanns. Bleibt im jungfräulichen Stande; und traut ihr euch nicht, euer irdenes Geſchirr in der Welt zu erhalten, ſo geht in die Klöſter. Habt ihr kein Geld, ſo bettelt es dazu. So ſagt der heil. Geiſt: Nichts iſt koſtbarer, als eine keuſche — will ſagen jungfräuliche — Seele (Eccl. 20, 26.). Mein Geliebter hält ſich unter den Lilien auf, ſagt die Braut, das iſt, bey Reinen, denn die Lilie iſt ein Sinnbild der Reinigkeit. Merket euch, wie ſchön der gelehrte Abt Rupertus ſich fraget: Warum kam doch der Heiland nicht gleich als geſtandener Mann auf die Welt! und wie ſinnreich und ſpitzfindig er ſich antwortet: Darum, weil er ein Sohn einer Jungfrau ſeyn wollte; denn er liebte den jungfräulichen Stand ſo ſehr, daß er das Predigtamt und das Werk der Erlöſung verſchieben und die Armſeligkeiten des kindlichen Alters auf ſich nehmen wollte, um nur der Sohn einer Jungfrau ſeyn zu können (Libr. 3. in Joan.). So freut euch denn, ihr Jungfrauen; denn euch hat eine Jungfrau den Bräutigam geboren, mit welchem ihr euch, ohne Verletzung eurer Jungfrauſchaft, vermählen könnet (S. Aug. serm. 184 in Natal. D. N. n. 2). Aber nicht Gott allein, auch die Heiligen ſchätzten die Jungfrauſchaft über Alles. Maria, die Unbefleckte, ſchrie, als ſie auch nur den Engel ſah: Es iſt nichts, und wird nichts! Ich erkenne keinen Mann! und hätte ihr der Engel nicht vom heil. Geiſt geſagt, ſo hätte ſie ſich auch nicht darein gegeben. Die Jungfrauen, ſagt der heil. Bernard, fürchten ſich halt nimmer. Sie glauben in der verführeriſchen Welt ſicher zu ſeyn, mögen ſich nimmer martern laſſen (S. Bern. hom. 3. super mis. n. 9.). Schaut hinein in die Kloſtergeſchichten. Sie dachten die heil. heil. Jungfrauen Kolumba, Agatha, Barbara, Katharina, Salome, Mariana, Dorothea, Luzia, Cäzilia (und ſich weiter: Allerheiligen-Litaney)! Köpfen, hängen, rädern, ſpieſſen, verbrennen ließen ſie ſich lieber, als daß ſie ihre Jungfrauſchaft auch für Kronen der Kaiſer, Könige und Potentaten hingaben. St. St. Benedikt, Ignaz, Aloys, Stanislaus, Edmund, Nizetas, Franz — in Dörnern, im Eis, im Schnee, in Flüſſen liegen ſie — ſie geiſeln ſich aufs Blut, ſie beißen ſich die Zungen ab. — Warum! um Jungherrn zu bleiben. Die heil. Väter (ſeht nur in Floribus Patrum unter dem Titel Virginitas) ſchreiben Folianten von der Jungfrauſchaft, die ich auswendig zu lernen nimmer Memori, zu kopiren nicht Federn genug weder habe, noch haben kann. Und was iſt es nicht für ein lamentabels Ding um den Eheſtand! Eine Jungfrau ſorget für das, was des Herrn iſt, den Geiſt ꝛc. Und welche Unruhe hat ein Ehemann? In ſeiner Stube ſchreyen die Kinder, man wäſcht und backt, und kocht und ſpinnt, und webet und haspelt und hammert, klopft, hobelt — ſeine Frau fatſchet aus, fatſchet ein, wieget, Eiapopeiet, bettet auf, kehret aus, die Mägde fegen, kehren, putzen (S. Hieron. contr. Helvid. S. Chrysostomus de virg. Cassianus coll. 21.). Was lehret der heil. Paulus! Es iſt eine Sklaverey, ſagt er, um den Eheſtand. Das Weib iſt ihres Leibes nicht mehr mächtig, ſondern der Mann; ingleichen iſt auch der Mann nicht Herr von ſeinem Leib, ſondern das Weib. (Richtig! ſo ſtehts I. ad Cor. 7, 4.) Pfui Teufel! Weiberknecht. Es iſt keine Bosheit größer, als die Bosheit der Weiber. Pfui Teufel! Weiberknecht! Es iſt kein Zorn über den Weiberzorn. Pfui Teufel! gefangener Weiberknecht. Die Bosheit eines Mannes iſt beſſer, als ein ſchmeichelhaftes Weib. Pfui Teufel! betrogener Weiberknecht. Die Zunge eines eiferſüchtigen Weibes iſt eine wahre Geißel. Pfui Teufel! gegeiſelter Weiberknecht. Ein verſoffenes Weib iſt eine große Plage. Pfui Teufel! dürſtender Weiberknecht. Ein böses Weib iſt über ein Joch Ochſen, und der ein ſolches hat, dem iſt, als hätte er einen Skorpion ergriffen. Pfui Teufel! von Skorpionen zermetzelter Weiberknecht. Aber wer ſagt dieß alles, Andächtige? Ich nicht. Gott erhalte mir meine geſunden Augen vor den Krallen biſſiger Weiber. Der heil. Geiſt ſagts (Eccl. 25, 26, 42.). Gut, daß er fliegen kann. Aber ich möchte auch nicht einmal als eine Taube auf dem Taubenſchlag meiner Nachbarin ſitzen, ein ſo verteufeltes Raffelſcheit iſt ſie. — Darum ſagt St. Paulus: Heyrathet nicht, denn ich will, daß ihr ohne Sorge ſeyd. Heyrathet ihr aber, ſo werdet ihrs ſchon erfahren (1. Cor. 7, 32.).

Der heilige Chriſtoph wußte dieß alles ſehr wohl, deßwegen blieb er auch ledig, und im Stande der Jungfrauſchaft bis an ſein Ende, wie ich und meines Gleichen. —

Wie! Was! der heilige Chriſtoph im Bordelle, und er eine Jungfer? Ja, iſt wahr! da haben wir ihn verlaſſen. Freylich iſt es verdächtig. Laſſet uns aufbrechen, und Arm an Arm ihn eilig ſuchen, und braucht ers, und können wir, ſo laſſet uns ihn retten. — Geſchwind — Geſchwind!!! Doch — Halt! In ein Bordell gehe ich in Ewigkeit nicht, wenn ihr auch alle meinetwegen aus geiſtlichem Vorwitz, oder irdiſch verdammlichen Abſichten mit mir gelaufen wäret. Nein, ſage ich, nein! Und dabey bleibts. —

Juſt kommen wir recht. Er ſpatzieret uns gerade in die Hand hinein, wie wir ſagen. Seht nur her da! Der heilige Chriſtoph kommt aus dem Bordelle wieder heraus, und mit ihm Nizeta und Aquilina, ein Paar Kebsweiber, die im Hurenhaus ihr Kapital auf Intereſſe legten und reſpective von der Unzucht lebten. Noch ein ſchöneres Spektakel, wird jetzt einer oder der andere ſagen. Iſt gewiß, mein lieber Prediger, aus deinem großen heiligen Chriſtoph ein Steffel geworden, der ſich von den Weibern einfädeln, und in die Bande der Venus vermaſcheln ließ? —

Das Feuer falle vom Himmel, und verzehre dich zu Staub und Aſche, wer du immer biſt, Frevler! So gehts in der Welt. Ich ſtehe von ungefähr bey einer ehrbaren Frau oder Jungfrau auf der Gaſſe, und rede mit ihr vom Hausweſen, von ihrem Beruf ins Kloſter, oder ſonſt einer wichtigen Materie; denn das Spaßmachen hat bey mir ſchon lange ein Ende. Schau, heißts, wie der arme Kapuziner mit der ſchönen reichen Frau dort ſpienzelt. Er machts gar nothwendig. Wie er lacht, wenn ihm die blonde Roſerl, oder die braune Lieſerl, oder die ſchwarze Urſerl die Hand küßt! Dieß und jenes, ſo und ſo — Schandmaul! Sollſt dich ſanfter in den Finger beißen, als von dem Geſalbten des Herrn einen ärgerlichen Gedanken ſchöpfen. Laß dichs alſo nicht verdrießen, großer heil. Chriſtoph, wenn man von dir ſo ehrvergeſſen in den Wind hinein räſonirt. Warum biſt du hineingegangen in das Bordell? Da ſollten mich wohl 100, ja 1000 Pferde beym hellichten Tage nicht hinziehen. Es geht mir, mit allen 7 heil. Weihen eingeweihten Prieſter des allmächtigen Gottes um kein Haar beſſer, als dir, und ich möchte oft lieber in einer faulenden Froſchlacke liegen, als in den ungewaſchenen Goſchen einer geſtrengen Frau Meſnerin und meines gnädigen Herrn Schulmeiſters! Natternzucht! Teufelsbrut! Uebertünchte Gräber! Phariſäer ſeyd ihr, die ihr von mir und den Heiligen Böſes redet. Das ſteht ſchon im Evangelium. Es murrten aber die Phariſäer, als ſie das Weib bey den Füßen Jeſu ſahen. Sind nicht meine Hände geweiht? Giebt man nicht, was geweiht iſt, zu küſſen? Seht, ihr Springinsfeld, da habt ihrs. Hätte ich nur Zeit, ich wollte euch den Planeten ſchon ärger leſen. Aber ich habe noch weit heim.

Was macht aber denn der heil. Chriſtoph im Ernſte mit den 2 Weibern? — Was er mit ihnen macht! Kannſt dir in deinem kurzſichtigen Eſelſinn gar kein geſcheidtes Konzept zuſammenſetzen, ſo halte ein andermal das Maul, und ſtoß nicht mit deinem Büffelsgrind gegen die Wand, ſonſt giebts Beulen. Schau! Siehſt nichts um den Kopf der 2 Frauen herum? Ich ſchon! Einen großmächtigen Schein ſehe ich, größer, als der Vollmond, und heller, als die Sonne. Wie reimt ſich aber dieſer große Schein zu den S. V. Huren? Siehſt nicht und hörſt nicht, und weißt nichts und doch ſchnappſt überall d'rein, trotz unſerm Profurator. Der große heil. Chriſtoph hat Mirakel gewirkt, hat die Huren bekehrt und heilige Martyrinnen daraus gemacht. Das hat St. Chriſtoph gethan viele Jahrhunderte zuvor, ehe der unſterbliche baieriſche Kodiziſt, Baron von Kreitmair, den Chriſten Erbarmen gegen die Huren ans Herz gelegt und ſie zu verſorgen ein Beneficium grande genannt hat. Sieh alſo auch aus dem baieriſchen Coder die Größe ſeiner Heiligkeit. Gar ſchön leſen wir in dem verbeſſerten Kirchenbrevier von einer heil. Jungfrau, daß ſie, als ſie in ein Hurenhaus zum Schänden geführt wurde, den Engel des Herrn dort in Bereitſchaft gefunden habe. Sieh, der heil. Chriſtoph war auch ein ſolcher Engel. Er hat die ausgeſchändeten Metzen, die ihr Jungferkränzl verſcherzt haben, wieder zu Ehren gebracht, indem er ihnen zur unverwelklichen Krone der heil. Martyrer verholfen hat, in welcher Pracht ſie nun mit Gott dem Vater, Sohn und heil. Geiſt in alle Ewigkeit die Welt beherrſchen und regieren *).

Und St. Chriſtoph ſoll kein großer Heiliger ſeyn? O du Zaunſchlüpferl gegen einen Heiligen, der du daran zweifelſt! Du darfſt, wer du immer biſt, deinen Verſtand gleich in eine

*) Der geiſtreiche P. Ribadeneira ſagt: Die Huren wären zum heil. Chriſtoph in den Kerker geſchickt worden, um ihn zu verführen. Es ſtieß aber die Luder ein ſolcher Schrecken an, daß ſie auf der Stelle ihre Bekehrung ſuchten. Es liegt eben nichts d'ran, ob zu dem heil. Chriſtoph die Huren, oder er zu ihnen gegangen. Der Ausgang iſt viel glorioſer, wenn wir annehmen, daß er ihnen nachgegangen und ſie überwunden hat, denn der Teufel wird oft über die Weiber kaum Herr. Sieh oben.

Digitized by Google

Zeitung unter die verlornen Sachen einrücken laſſen; da er aber ſo weit herunter gekommen, iſt er kaum ein Rekompens werth.

Wer trägt glimmende Kohlen auf der Hand, ohne daß er ſich brennt? Wer bratet mir Stroh auf dem Roſte über dem lodernden Feuer? Nur der Niemand, ſagen die heil. Väter. Wer die Gefahr liebt, geht in ſelber zu Grunde, ſo ſchreyen ſie wie aus einem einzigen Halſe zuſammen! Doch nichts errathen, ihr heil. Väter. St. Chriſtoph bändiget ſelbſt das wilde Feuer der Unzucht und thut noch mehr, als St. Franz, der aus ſchmutzigen Kapuzinern Seraphen macht — er wandelt Huren — zu geiſtl. Gefäßen der Heiligkeit um — und die, welche auf den Pranger gehören, prangen nun auf den Altären.

Höret den heil. Cyprian. Wer die Unzucht unterdrückt, der iſt der ſtärkſte — (de bono pudic.) Atqui St. Chriſtoph — Ergo —

An Aquilinen und Mizeten fehlts uns nicht, auch wohl nicht an geiſtl. Gefäßen. — — So komme denn, du großer heil. Chriſtoph, in unſern Augiasſtall, und — —

Doch! Klingklingkling! Was höre ich? Hollah! die Uhr ſchlägt — alle 9, jetzt heißt es, Auserwählte in Chriſto dem Herrn, eingepackt, ſonſt fangens auf der Orgel auch wieder das Dudeln an, wie neulich. Aber geh' mir nur einer her und ſtimme er mir eine Geige. Ihr flegelhaften Spielleute und Muſikanten! Stundenlange, ja ganze Tage und Nächte im Wirthshauſe zu ſitzen, das währt euch wohl nie zu lange. Aber wenn ich euch mein Wort Gottes vortrage, da hängt ihr eure hohen Ohren und kriegt Langeweile. Wißt ihr das Exempel von der heiligen Kummerniß, die einem armen Muſikanten einen goldenen Pantoffel vom Altare herabgeworfen, weil er ihr ein geiſtl. Stückl vorgefidelt hat? Geht auch hin mit eurer Lauigkeit. Was wette ich, ſie wirkt ein anderes Mirakel, ſteigt etwa gar vom Kreuze herab und ſchlägt euch denſelben nach Verdienſt um den Kopf. O wirke doch das Mirakel, heilige Kummerniß, ſteige herab und nimm dein Kreuz. — — Doch da käme die Heilige ſchon zu ſpät. Ihr elende Kummernißgeigerln! Ihr ſteckt ja ohnehin ſchon im Kreuze bis über die Ohren, habt nichts, als Weib und Kinder, Schulden und bittere Noth. Der verſoffene Kantor hat gewiß auf den heutigen Verdienſt vom heil. Chriſtoph ſchon wieder ein Paar Zechen beym Hofwirth ſtehen. Doch wird ihm in der Kirche gleich übel. Ja wohl nicht darum, weil todte Leute d'rinne liegen, ſondern weil er ſelbſt ein ſtinkendes Todtenaas iſt, verſteht ſich, geiſtl. Weiſe im ſchlechten Gewiſſen, kalten Glauben, kalter Hoffnung, kalter Liebe, kalter Reue und Leid, kalter guter Meynung — kalter, eiskalter Irreligioſität, Sittenloſigkeit und lumpichter Hauswirthſchaft. Und ſo iſts bey mehrern, wo nicht bey allen. Es ſchickt ſich nicht, auf der Kanzel Jemanden beym Tauf- und Zunamen zu nennen. Nicht wahr? Heute könnt ihr ſchweigen. Ich weiß ſchon, wie man das Maul ſtopft. **Laudate Dominum in Tympanis et Choris**, ſagt der Pſalmiſt. Lobet den Herrn mit Trompeten und Pauken, nicht mit Gurgelwaſchen, Spielen, Walzer- und Kehraus-Kratzeln. O heilige Cäzilia! welch ein Glück iſt es für dich, daß du deine heilige Jungfrauſchaft in den Himmel ſalviret haſt. Müßteſt du auf der Erden unter dieſen Lumpen herum gehen, ſo kämeſt du kaum ungerußigt davon.

Wenn es aber hundertmal 9 Uhr geſchlagen hätte, ſo muß ich euch Folgendes noch ſagen. Ich predige, ſo lange es mich freut, und **Verbum Dei non est alligatum**, das iſt, mein Gottes-Wort iſt nicht an den Stundenhammer gebunden. Wer Predigten nicht gern höret, der hat das Zeichen der ewigen Verdammniß ſchon an ſich. Doch will ich Niemanden aufhalten. Wer hinausgehen will, der gehe. Unter der Thüre ſteht der Teufel und ſchreibt alle auf, die gehen. Sie werden dann ihren Theil ſchon kriegen. Weiter!

Daß der heil. Chryſoſtomus — Chriſtophorus will ich ſagen. — Es iſt zwar der heilige Chryſoſtomus auch ein großer Heiliger, aber bey weitem nicht ſo groß, wie der heilige Chriſtophorus. St. Chryſoſtomus hat nur den freygeiſteriſchen Bürgermeiſter Eutropius brav in die Enge getrieben, wie ich von Herzen wünſche, daß es allen verdammten Freygeiſtern geſchehen möchte. St. Chryſostomus hat zwar den Kaiſer Arkadius im Schnürlein gehabt, dirigirt wie ein Komödiant ſeine Marionetten, aber St. Chriſtoph hat gar Chriſtum getragen. Und er hat ihn mirakuloſer getragen, als unſre liebe Frau, die ihn nicht anders getragen hat, als wie Mütter ihre Kinder tragen. Dem honigfließenden heil. Ambroſius ſaß eine Taube auf der Schulter, das iſt der heil. Geiſt. Dem heil. Chriſtophorus aber Chriſtus, die zweyte Perſon in der Gottheit. St. Chriſtoph iſt alſo auch mehr, als Ambroſius, ſo wie Chriſtus mehr iſt, als ſeine Evangeliſten ſind, die nur ſein Leben, Thaten und Leiden beſchrieben haben, wie St. Ambroſius das Leben und Leiden des heil. Chriſtophs. Ich möchte faſt ſagen, St. Chriſtoph wäre ein größerer Heiliger, als Chriſtus, und wer kann mir dieß an ſeinem hohen Ehrentage verübeln, verbieten und wehren, beſonders, wenn ich beweiſe? Nun hat zwar Chriſtus Blut geſchwitzt, aber St. Chriſtoph iſt gar im Oele ausgeſotten worden. Sehr ſchmerzlich lief mir oft in Hundstägen das Waſſer wie ein rieſelnder Bach über den Rücken herunter, wenn ich auf der heil. Kollectur mit meiner Schmalzbutte von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus herumſtappelte, und St. Chriſtoph erſcheint mir jetzt gar wie ein Paulanerfiſch in Oel ausgeſotten! Hilf Himmel! dieß könnte ich um alles in der Welt nicht ausſtehen. — Nun iſt zwar Chriſtus gegeiſelt worden. Hingegen ſtund St. Chriſtoph den ganzen Tag an einem Pfahle gebunden, und eine Menge Soldaten ſchoſſen auf ihn. Zum Glücke, daß er feſt war und kein Pfeil eingieng. Ach! Ich bin ſchon müde, wenn ich, beſonders des Nachts, in der heil. Mette ein Paar Stündlein ſtehe, und könnte um alles in der Welt nicht einen halben Tag ſtehen, viel minder auf mich ſchießen laſſen. — Nun iſt zwar Chriſtus mit Dörnern gekrönet worden. Aber St. Chriſtoph trug einen glühenden Helm auf ſeinem Haupte. O! drückt mich oft meine Kapuze ſo ſehr, daß ich ſie das zehntemal nicht aufſetze, wie würde ich mit einem glühenden Helm hauſen? Aber weil St. Chriſtoph einen glühenden Helm trug, eben deßwegen muß er auch ein großer Patron in Kopfſchmerzen ſeyn, und nimmt mich wohl Wunder, daß nicht mehrere wächſerne Köpfe oder Votivtafeln bey ſeiner heiligen Statur hängen. Am Heiligen kann es nicht fehlen. Es geſchieht dann den Leuten recht, wann ſie brav leiden müſſen. Warum verloben ſie ſich nicht? Warum ſuchen ſie nicht Hülfe? — Nun hat zwar Chriſtus ſein heil. Kreuz getragen. Aber St. Chriſtoph hat es übertragen, daß er auf Kohlen geröſtet, und in einer Bratpfanne gebraten worden iſt. Wo biſt du hin, du chriſtopheliſche Starkmuth? Ach! wer wird ſich wie eine Bratwurſt röſten, wie eine Leberwurſt braten laſſen! Geſteht es nur mit mir. Lettfeigen ſind wir, und von uns würden Metaphraſtes, Surius, und der aus allen Alterthümern ſchörfende Ribadeneira nicht 3 Zeilen zu ſchreiben haben. Ihre Folianten würden in jetzigen Zeiten ſo mager werden, als unſer lungenſüchtiger Baßgeiger. — Ja, hat einer einen Roſt voll Geröſtetes, eine Pfanne voll Gebratenes, da wird er Gäſte genug kriegen, ohne viele hiezu laden zu dürfen. Der Geruch iſt ſchon anziehend. Aber um Chriſti willen ſich röſten oder braten zu laſſen, da ſollen die Leute Staubaus machen. — Nun iſt zwar Chriſtus am heil. Kreuze gehangen. Hingegen St. Chriſtoph auf einer glühenden Bank gelegen. An einem dürren Kreuze hängen, iſt ja kühles Thau gegen das Liegen auf einer glühenden Bank. — Nun iſt zwar Chriſtus mit einer Lanze durchſtoßen worden, aber er war ſchon todt und behielt ſeinen Kopf. Aber der geſottene, angeſchoſſene, geröſtete, gebratene St. Chriſtoph wurde lebendig geköpft und verlor alſo ſeinen Kopf. — Den Kopf verlieren iſt ein zu hartes Ding, beſonders für Prediger, wenn ſeine Zuhörer den Kopf verloren haben. — Jetzt wieder zurück von dem todten Chriſtus zu dem Lebendigen. Nun hat zwar Chriſtus Einige bekehret, aber wir wiſſen nicht, wie viele. Von 9000 wiſſen wir gewiß, daß er ihnen in der Noth zu eſſen gegeben hat; und wer Brod verſchaffen kann, hat immer die meiſten Konvertiten gemacht. Hingegen hat St. Chriſtoph 48000 Menſchen bekehret. Welch eine ungeheure Summe gegen die von Chriſto Bekehrten. — Nun hat zwar Chriſtus unter den Bekehrten auch eine Hure gezählet, der heil. Chriſtoph 2, und zwar der Bordellen- und geheimen Huren, wozu immer ein größeres Meiſterſtück gehöret, weil ſie beſſer gehalten, beſſer bezahlet werden. Nun hat zwar Chriſtus 12 Jünger gehabt, aber unter den Jüngern Chriſti hat ſogar einer umgeſattelt, Judas; doch wir wiſſen nicht, daß ein einziger von St. Chriſtoph Bekehrter zum Spitzbuben geworden iſt. Alles dieſes zuſammen genommen, iſt dann in **Instanti** bewieſen, daß St. Chriſtoph nicht nur, wie mein heil. ſeraphiſcher Vater Franziskus Chriſto ähnlich, ſondern in manchem Betrachte größer als Chriſtus ſey (**Ecce discipulus supra Magistrum**). — So ſetzet denn nun meiner Rede die Krone auf, da ihr ſehet, daß ich unwiderleglich dargethan habe, St. Chriſtoph ſey auch ein großer Heiliger, denn er iſt noch größer, als der Abglanz Gottes, Chriſtus ſelbſt war. Alſo zum Beſchluß. — Ja, zum Beſchluß, wo denket ihr hin? das wäre hübſch. Wißt ihr denn nicht, was ich gleich Anfangs geſagt habe — der heilige Chriſtoph ein Rieſe der Gnade. Alſo zum dritten Theil.

C.

Ach, die Predigt wird aber mörderiſch lange, werden nicht nur die Spielleute auf der Orgel, ſondern auch ein oder der andere ſagen, der den Hanswurſten mit ſeinem Affen vor der Kirche draußen lieber ſieht, als einen frommen geiſtreichen Prediger, von Hokkus Pokkus lieber höret, als vom Worte Gottes. Meinetwegen ſagt ihr und denkt ihr, was ihr wollt! **Quod scripsi, scriptum est** Der heil. Chriſtophorus ein Rieſe der Gnade bey Gott und den Menſchen; dieß iſt der Inhalt des dritten Theiles. Doch in der That, meine lieben Chriſten! Ich muchſe ja ſchon wie mein Stier, wenn er von einer Hochzeit heimkömmt. Ueber die Flegeln von Muſikanten habe ich mich heiſern geſchrien.

Digitized by Google

Mit aufgehobenen Händen bitte ich hier alle kunſtverſtändige Redner hinter Gott und vor Gott um Verzeihung, daß ich den dritten Theil meiner Rede nicht akkurat ſo lange machen kann, als den erſten und zweyten. Ich muß abbrechen, wenn ich ja nicht haben will, daß mir der Stimmſtock auf 6 Wochen verfalle. Und was wäre dieß für ein Unglück für mich und den heil. Orden? Müſſen oft ein Paar von uns im Chore plären, als wären unſerer ſechs, und das bloß darum, weil uns die Freygeiſter nimmer wollen aufnehmen laſſen. Doch es iſt mir, als ſähe ich ſie ſchon als Verdammte mit den Teufeln auf den Kreuzwegen eben ſo ihren hölliſchen Chor heulen, wie wir das ſeraphiniſche Lobgeſang intoniren. Freut euch nur, eure Teufelsmette dauert ewig und wir ſingen uns in 2 Stunden ſchon ſchachmatt.

Doch vom heil. Chriſtoph als Rieſen der Gnade zu reden, ſo ſage **subdivisionaliter**, als Rieſen der Gnade: Alpha bey Gott, Omega bey den Menſchen. Sehet nur ſeinen neu vergoldeten Schein um ſein heil. Rieſenhaupt. Wer gab es ſeinen gottſeligen Verehrern ein, dieſen ſchönen Sonnenſchein neu faſſen zu laſſen, als Gott der Vater, von dem geſchrieben ſteht, daß er ſitze in der Sonne (Pſalm 119. v. 86). Iſt alſo der heil. Chriſtoph ein Favorit'l vom heil. Geiſt. Sieh 1mo: Ein Rieſe der Gnade bey Gott dem Vater. Sehet die grünende Lorbeerkrone auf dem eiſernen Helme des Heiligen ſo ſchön glänzen, daß Eccleſiaſtes ſchon im Verſe 14, im 25. Hauptſtück ſchrieb: die **Corona** über ſein Haupt mit heiligen Sanctitätszeichen. Wer gab dem Eccleſiaſtes ein, von dieſer Krone zu ſchreiben, als das heilige Chriſtkindel, das auf ſeiner Schulter honigſüß ſitzet? Sehet 2do: Ein Rieſe der Gnade bey Gott dem Sohne! Sehet das wunderſchöne ins Hellblaue verſilberte Meer unter St. Chriſtophs Füßen. Wer gab es dem Maler ein, es ſo ſchön zu blaueln, als der heil. Geiſt, qui ferebatur super aquas, der ſo hinpflatſchelt übers Waſſer, wie ein unſchuldiges Waſſerhühnl, Tuck-Aentl, oder reverenter zu melden, ein Zaunſchlüpferl. St. Chriſtoph alſo ein Rieſe der Gnade bey Gott, ja, was ſage ich! Nicht nur bey Gott allein, ſondern bey der göttlichen dreyeinigen Dreyfaltigkeit.

Sehet und ſtaunet! Sehet auf die Millionen der Millionen Mirakel, welche durch St. Chriſtoph und die Inſtrumente ſeiner Leiden ſchon gewirkt worden ſind, wenn man dieſelben mit Vertrauen angerufen hat. Was ſingen die großen wächſernen Köpfe, die da hängen zum Zeichen ſeiner plötzlichen Hülfe im raſenden Kopfſchmerzen? O ſie ſingen zuckerſüß, wie ein Lerchlein: Gnade bey Gott! Was geigen die Gebährmütter? Sie geigen von leichten Geburten durch Gnade bey Gott! Was poſaunen die Augen und Ohren? Sie poſaunen: die Tauben hören, die Blinden ſehen durch Gnade bey Gott! Was trompeten und paucken die hölzernen Krücken an der Wand? Sie trompeten und paucken mit klaren Menſchenſtimmen: die Krummen gehen durch Gnade bey Gott! Was konzertiren alle Votivtafeln zuſammen? Sie pfeifen wie die Orgel, ſie ſchnurren wie das Fagot, ſie blaſen wie das Waldhorn: Gnade bey Gott! Gnade bey Gott!

Sind ſie auch wohl theuer dieſe Gnaden, die St. Chriſtoph für uns erhaltet bey Gott? Höret ein eben geſchehenes Mirakel. Wer hat es nicht gehört, daß ich faſt nicht mehr laut reden konnte. Und — merkt auf! Ich verlobte mich mit einem einzigen heil. Memento zu dem blühenden Baum des heil. Protomartyrers, und ſeht Wunder! es geht wieder, als wenns geſchmiert wäre.

Lachet nun, die ihr euch gefreut habt, daß meine Predigt bald ein Ende nehmen müſſe. Ridebo et ego, et subsanabo. Mit beyden Händen will ich zuſammenſchlagen, und euch einen Plaus machen. Reden will ich zu Ehren des Heiligen, bis mir die Zähne wackeln; und ſoll ich nicht mehr können, verlobe ich gar eine ganze heil. Meſſe, und ſoll ich die ganze Woche keinen Tabak mehr ſchnupfen können. Hat ſchon ein einziges heil. Memento ſo viel vermocht, wie viel muß vermögen eine heil. Meſſe. Und was koſtet ſie? 24, 30, hoch und theuer 36 kr. Müßt ihr nicht ſchon für ein einfältiges Lariertränkl, für ein Dutzend vergoldete Pillen dem Doktor 1 bis 2 Thaler ohne Apotheke zahlen? O! ſo nehmt euchs doch ad notam! Um ein ſolches Bagatell Gnade bey Gott durch den heil. Chriſtoph! Noch größer müſſen die Gnaden werden um ein Dutzend, und 50, 60 und 100 heil. Meſſen, um eine ewige Stiftung in ein armes Klöſterl, um ein Pfändl voll Bier, und einen Wagen voll Korn, und Salz und Schmalz die Hungrigen zu ſpeiſen, die Durſtigen zu tränken, wenn es geſchieht zu Ehren des heil. Chriſtophs, der da ſteht in Gnaden nicht nur bey Gott, ſondern bey der ganzen dreyfaltigen Dreyeinigkeit.

Ich habe wirklich viel, manchem lauen Chriſten wohl ſchon zu viel, doch mir zu Ehren des heil. Chriſtophorus noch nicht genug geſagt. Laſſet uns, Andächtige! hier des Teufels nicht vergeſſen! Ihr wiſſet es alle ſo gut, als ich. Dieſem, dieſem kann St. Chriſtoph in ſeiner Rieſenſtärke, wenn der Teufel ſchon nur purer Geiſt iſt, doch ſo zu Leibe kommen, daß er mit Schande und Spott da ſteht. 1. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Job. Doch hat ihn Gott dem Teufel überlaſſen. Nicht ſo den heil. Chriſtoph. — Sieh da noch einmal: Gnade bey Gott. 2. Viel hat gegolten bey Gott der heil. Paulus — doch ſagt er ſelbſt: **Satanas colaphizavit** — der Teufel hat mich beohrfeiget. — Nicht ſo den heil. Chriſtoph. — 3. Die Hexe von Endor hat durch den Teufel den Propheten Samuel gebracht, aber kein Geld. — Ach! der Propheten ohne Geld hat die Welt ſchon genug, wie der Projectanten, die das **Plus** immer ins Minus ſchmelzen. Unendlich mehr thut St. Chriſtoph. — 4. Der heilige Michael hat den Teufel in die Hölle geworfen, aber kein Geld abgejagt, außer dasjenige, welches die Franziskaner **pie, prudenter, fortiter et fortunate** in den Bruderſchaftsformeln des heil. Michaels ſammeln. Unendlich mehr thut St. Chriſtoph.

Aber warum gehe ich nicht zu der Stärke des obigen Beweiſes zurück? Alſo marſch, ohne weiters!

Es kam der leidige Teufel, dieſer ſchlaue Schelm, mit ſeinen Hörnern und Bocksfüßen zum Heiland in die Wüſte, als ihn eben hungerte. O! da wäre ein gebratener Kapaun und eine Bouteille ungariſcher Ausbruch gut geſtanden. Was brachte aber der Teufel dem Heilande? Einen Stein. Was! einen Stein? Spottweiſe ſetzte der Höllendrache noch hinzu: Biſt du Gottes Sohn, ſo mache aus dieſem Steine Brod. — Er forderte alſo auch noch Mirakel. Weiter! Er nahm ihn mit ſich und zeigte ihm alle Reiche der Welt und ſprach: das ſey dein, wenn du mich anbeteſt. Ich glaube, alle heilige Väter und Bibliziſten ſeyen mit mir einhellig dahin verſtanden, daß dieſer gottloſe Teufel der Luzifer ſelbſt geweſen, weil er ſchon einmal den Gedanken hatte, mehr als Gott zu ſeyn, ſohin jetzt gewünſcht habe, von dem vermenſchten Gott ſelbſt angebetet zu werden. Kanaille! So was traueſt du dir, als armer Teufel, ſo viel wagſt du gegen Chriſtus und Gott deinen Herrn.

Und nun geht her, altgläubige, gottſelige Chriſten, und betet das Chriſtophsgebet. Was geſchieht da? Höret und ſtaunet! Der Teufel kömmt auch da, aber nicht freywillig. Er kömmt, wie euer Kalfakter, muß kommen gleichſam wie ein compaſſirter Bauer. — Gehorſamer Diener, heil. Chriſtoph, das iſt ganz was anders. Und was bringt er, wenn er kömmt, etwa auch einen Stein? Den wollte ich ihm ſauber an den Hals hängen, um ihn in der Tiefe des Meeres zu erſäufen (Matth. 18, 1.), wenn er nicht zu ſeiner Pein wohlverdientermaßen unſterblich wäre, wie Gott zu ſeiner Glorie. Ja wohl einen Stein — Geld muß er bringen, baares Geld. — Darf ers etwa auch nur herzeigen, wie er Chriſto alle Reiche der Welt gezeigt hat? Ei ja wohl! Bringen muß ers und da zahlen, und er kann dann hingehen, wo er hergekommen iſt. Darf er etwa auch verlangen, daß man ihn deßwegen anbete? Ei ja wohl! Hat man das Geld, ſo verſchwört man ihn aufs nächſte beſte Moos. Darf er etwa auch Späße machen, wie er ſie mit Chriſto dem Herrn gemacht hat? — O — nichts wenigers. Muß er thun etwa gar, was du verlangſt? Nichts Gewiſſers. Du beteſt das Chriſtophorus-Gebet, der Teufel erſcheint dir unterthänig gehorſamſt — du verlangſt Geld nach dem Tauſend — und der Teufel muß dir bringen Geld nach dem Tauſend — nach dem Tauſend. —

O, heiliger Chriſtoph! um wie viel größer erſcheinſt du in der Gnade eines dienſtbaren Geiſtes, als ſelbſt Chriſtus der Herr war, der nur um das Spottgeld von 30 Silberling verkauft worden iſt. — Beſonders in dieſen geldklemmen, nothigen Zeiten, wo die meiſten Hauskaſſen ſingen und klingen, wie ein jämmerlich abgezapftes Faß.

Was brauchts jetzt weiter fragen und beweiſen, daß St. Chriſtoph ein Rieſe der Gnade bey den Menſchen iſt. Sey Jud oder Chriſt! haſt du nur Geld, ſo biſt du willkommen. Gehörſt wirklich an den Galgen, das Geld kann dich noch retten. Muffſt wie der Lazarus im Grabe, und trägſt eine reiche Goldbürſte in der Hand, du riechſt ſchöner als Biſam und Ambra.

Wer gerne giebt, ſoviel die Säcke faſſen,
Der wird gewiß geliebt in allen Gaſſen.

Er wird auch ſeyn kein Zwerg der Gnad, ſey er auch nicht gleich, wie St. Chriſtoph, ein Rieſe.

Nur noch eines, aber kein kleines, Andächtige! Es ſteht zwar hie und da auf den Apotheken geſchrieben:

Contra vim mortis
Non est medicamen in hortis.

Das iſt zu Teutſch: In einer Apotheker-Büchs,
Findeſt du wider den Tod gar nix. —

Digitized by Google

Da ſagt aber ein viel ſchönerer Vers dieſem zum Trotz:

> Qui te mane videt,
> Nocturno tempore ridet.

Und will ſoviel ſagen:

> Der dich, o St. Chriſtoph, anſicht zur Morgenszeit,
> Zur Nachtszeit wird er lachen und haben groſe Freud.

Welches auf Lateiniſch auch ſo viel bedeutet, als:

> Christophori sancti speciem quiscunque tuetur,
> Ista nempe die, non morte mala morietur.

Wer lebt aber wohl nicht gerne lange?

O ſo laßt denn den heil. Chriſtoph malen auf alle Fahnen und Standarten der römiſch = apoſtoliſchen chriſtl. Armeen. Laßt ihn graben auf eure Hüte und Stocknöpfe. Stiftet Orden des heil. Chriſtophs, Erzbruderſchaften des heil. Chriſtophs, Bündniſſe und Pacte des heil. Chriſtophs. Tragt ihn am Halſe und in Knopflöchern. Raus, Jungfern, mit der korallenen Feige, mit den ſilbernen Weintrauben aus euren ſilbernen Bruſtſchnüren. Hängt ſtatt der Feigen den heil Chriſtoph hin. Sey ſchon der heil. Michael mit dem Teufel dran, thut nichts, St. Chriſtoph wird ſich ſchon damit vertragen; aber hin muß er, damit ihr habet das ewige Leben.

So will ich denn den Sack zubinden, Hochanſehnliche! Denn wer Geld und Geſundheit, kann nicht beſſers mehr d'rein geben, als ein langes ewiges Leben. St. Chriſtoph hat es alſo ſehr wohl verdient, daß ihr ihn neu habt faſſen laſſen, und wer ihn anſieht, muß die Wahrheit geſtehen: Wahrhaftig! Er iſt ſo hübſch gefaßt, daß er in der himmliſchen Glorie wohl auch weder ſilber=, noch goldreicher ſeyn kann.

Was kann aber nun ich dir geben, heil. Protomartyrer Chriſtoph, ich armer, lauſiger Kapuziner, was kann ich dir geben? O ich weiß es, ich weiß es. Denket, mit der Kreuzesſchmach erkaufte katholiſche Chriſten, ich habe es gewagt, ein neues Chriſtophorus=Büchlein zu machen, und das wird da vor der Thüre drauſſen verkauft. Da iſt noch alles d'rin, was ich in der kurzen Predigt wegen dem engen Raum der Zeit nicht anbringen konnte, beſonders auch das Lied, das gleich nach der Wandlung geſungen wird. Ich lege es nicht auf deinen Altar, ſondern dir zu Füſſen auf das, wie Kriſtall, verſilberte Meer. Greift zu, liebe Chriſten, greift zu, ehe es das wilde Meer verſchlingt. Du aber, wildes Meer, diene ſelbſt zur Glorie des groſſen Heiligen, und ſchwemme es hunderttauſendweis fort zu den Armeen. Kann man ihnen den Sold nicht bezahlen, ſo bete man das Chriſtophorus = Gebet, und dann — zahlet der Teufel. Schwemme es hin zu den — — ſchwemme es hin — ſchwemme es hin. — — —

Doch es thuts einmal nimmer, und es iſt mir nicht anders, als hätte mir das wilde Meer auch die Memori wegeſchwemmt, alſo Punctum ſatis!

Nolens volens muß ich denn zum Lobruf als Beſchluß. —

Lobruf

zu Ehren des heiligen Martyrers Chriſtophorus.

Auf, ihr Spielleut', Muſikanten!
Nehmt die Orgel friſch zu Handen,
Nehmt Trompeten, Paucken, Geigen,
Auch ſoll keine Zunge ſchweigen,
Stimmt ein frohes Loblied an,
Chriſtoph iſt ein Gottesmann.

Er — er iſt der groſe Ritter,
Dem du ſüße Welt zu bitter
Biſt mit deinem Honig worden,
Denn in Chriſto ſtarken Orden
Bietet er nun, daß dich Potz!
Selbſt den wilden Heiden Trotz.

Chriſtum tragend durch die Wellen
Läßt er ſeine Lehr' erhellen,
Den er trug, der war ſein Stützen,
Ließ ihn auf der Achſel ſitzen,
Während dem der Baum ſchön grünt,
Der ihm ſtatt dem Stecken dient.

Ihn die Richter nit erſchrecken,
Laßt ſie toben, laßt ſie blecken,
Will ihn auch die Venus hetzen,
Fangt er ſie in ſeinen Netzen,
Nichts macht ſich St. Chriſtoph eig'n,
Selbſt dem Teufel zeigt er d' Feign.

Doch der Richter unverdroſſen,
Ließ ihn ſtark mit Oel begoſſen,
Legen auf ein' glühend Platten,
Daß er ſoll lebendig braten.
Aber, lieber Chriſt, da ſchau,
Er liegt wie im kühlen Thau.

Da das Feuer nichts gewonnen,
Hat der Richter ſich beſonnen:
Auf ganz neu erfund'ne Plagen.
Er läßt ihn erbärmlich ſchlagen.
Nichts geht ein, ſo daß man meint,
St. Chriſtophus ſey verbeint.

Man ſetzt nun dem armen Tropfe
Glühend einen Helm am Kopfe,
Trotz dem Friſchen und Geſunden
Hat St. Chriſtoph nichts empfunden.
Alſo ja wohl armer Tropf!
Er hat d' Marter ſelbſt beym Schopf.

Nein! Oel, Geiſel, Feuerhauben
Bringen ihn nicht ab vom Glauben,
Und jetzt an den Pfahl gebunden,
Konnt' ihn auch kein Pfeil verwunden,
Ja zurück gieng wohl in Eil'
In des Schützen Aug' ein Pfeil.

Chriſtoph hat ihn dann bekehret,
Und des Chriſtenthums belehret,
Stampfend, wüthend, ſchäumend, tobend
Schrie der Richter, Götzen lobend:
Henker! mit dem Kopf herab —
So fand Chriſtoph nun ſein Grab.

O du groſer Held, wir bitten,
Woll'ſt dich unſer nicht entſchütten,
Der du darum kürzer worden,
Weil ſo klein die Himmelsporten,
Trag uns in den Himmel ein,
Träger unſers Jeſulein.

Der von Buchheim ſ. Minneſinger.

Johann Simon Buchka

ward am 27. April 1705 zu Arzberg bei Baireuth geboren, ſtudirte zu Jena und Leipzig Theologie, wurde nach vollendeter akademiſcher Laufbahn Lehrer an der Kloſterſchule Bergen bei Magdeburg, 1734 Conrector am Gymnaſium zu Hof und 1745 Freitagsprediger daſelbſt. Er ſtarb am 25. März 1752.

Er gab eraus:

Muffel, der neue Heilige u. ſ. w. Leipzig, 1731.
Evangeliſche Bußthränen über die Sünden ſeiner Jugend u. ſ. w. Leipzig und Baireuth, 1737. — 3. A. Hof, 1756. 8. (Ein Widerruf der vorigen Schrift).
Auserleſene Gedichte (mit B's Leben, herausgegeben von J. M. P. [Purrucker.]) Hof und Baireuth, 1755.

Digitized by Google

Buchka, ſeiner Zeit als Dichter gefeiert, zeigte große Anlage zur Satyre, hielt dieſe aber für unverträglich mit dem geiſtlichen Stande und entſagte hr daher ſpäter gänzlich. — Correctheit und Gewandtheit ſind ſeinen übrigen poetiſchen Leiſtungen nicht abzuſprechen, doch leiden ſie an den Fehlern der damaligen Zeit und arten oft in gewöhnliche Reimereien aus.

Andreas Heinrich Bucholtz,

auch Buchholz und Buchholtz, ward am 25. November 1607 zu Schöningen im Braunſchweigiſchen geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung auf den gelehrten Schulen zu Magdeburg und Herford und ſtudirte von 1627 — 1630 Theologie zu Wittenberg. — Nach ſeiner Rückkehr ward er Conrector zu Hameln, ging 1636 in gleicher Eigenſchaft nach Helmſtädt und 1637 als Rector nach Lemgo. Hier vertrieben ihn die Unruhen des dreißigjährigen Krieges und führten ihn nach Rinteln (1639), wo er Vorleſungen hielt und 1641 Profeſſor der praktiſchen Philoſophie wurde. Im Jahre 1647 kam er als Coadjutor der Brüderkirche nach Braunſchweig und verwaltete dieſes Amt bis 1663, wo er herzoglich braunſchweig-wolfenbüttelſcher Superintendent und Kirchen- und Schulinſpector wurde. Er ſtarb am 20. Mai 1671, am Tage nach dem Beginnen der Belagerung Braunſchweigs durch den Herzog.

Seine Schriften ſind:

- Des chriſtlichen deutſchen Großfürſten Herkules und der Böhmiſchen königlichen Fräulein Valiſca Wundergeſchichte u. ſ. w. Braunſchweig, 1659. 4. N. A. 1665. 4. 1676. 4. 1693. 4. 1713. 4. 1744. — Eine Umarbeitung erſchien Leipzig, 1781 — 83 in vier Bänden unter dem Titel: die deutſchen Fürſten aus dem dritten Jahrhundert.
- Der chriſtlichen königlichen Fürſten Herkuliſkus und Herkuladisla u. ſ. w. Wundergeſchichte u. ſ. w. Braunſchweig, 1659. 4. N. A. 1676. 4. Frankfurt, 1713. 4.
- Deutſcher poetiſcher Pſalter Davids. Rinteln, 1640. 12.
- Geiſtliche deutſche Poemata. Braunſchweig, 1651. 4.
- Chriſtliche gottſelige Hausandachten u. ſ. w. Braunſchweig, 1663. 12.
- Häusliche Sabbaths-Andachten. Braunſchweig, 1665. 12.
- Ausführlicher Beweis, daß die Lehre der Intereſſion u. ſ. w. falſch und abgöttiſch ſei. Braunſchweig, 1666. 4.
- Grund- und Haupturſach, warum ein verſtändiger evangeliſcher Chriſt nicht römiſch-katholiſch werden, ſondern evangeliſch-katholiſch ſein und bleiben muß u. ſ. w. Braunſchweig, 1671. 4
- Erſtes verdeutſchtes und mit kurzen Noten erklärtes Odenbuch des vortrefflichen römiſchen Poeten Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639. 8.
- Verdeutſchte und mit kurzen Noten erklärte Poetereikunſt des u. ſ. w. Q. Horatius Flaccus. Rinteln, 1639.
- Lucian von Samoſata aus Syrien ſinnreiches Gedicht wahrhaftiger Geſchichte und ſeltſamer Geſichte u. ſ. w. o. O. 1659. 8.

Ein treffendes und wahres Urtheil über Bucholtz's Leiſtungen fällt Küttner in den Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 145 fgde. mit folgenden Worten: „An reiner Moral und mannichfaltiger Verwickelung fehlt es den buchholtziſchen Romanen nicht, aber deſto mehr an Wahrſcheinlichkeit, Sitten und Intereſſe. Einzelne Localzüge und individuelle Gemälde, die mit hervorſtehender Lebhaftigkeit ausgeführt ſind, verbergen das Ungleiche und Langweilige des Ganzen bei Weitem nicht. Gelehrſamkeit und Erfindungskraft hat der Verfaſſer in vollem Maaße gezeigt, aber Ordnung in der Anlage, feines Gefühl in der Bearbeitung und Leichtigkeit und Natur im Ausdrucke ſucht man in ſeinen Werken vergebens. Der herrſchende Geſchmack des Jahrhunderts am Spielenden und Geſuchten hat auch ihn bethört und nicht ſelten zu den abgeſchmackteſten Ausſchweifungen verleitet. Auch ſeine übrigen Werke ſind alle im Geiſte der zeitverwandten Poeten, pedantiſch und geziert und voll ſchimmernder Fehler.“

Deſſen ungeachtet waren B's Romane einſt die Lieblingslektüre ihres Jahrhunderts und wurden um ſo eifriger geleſen, als man in ihnen verſteckte Anſpielungen auf lebende hohe Häupter und geſchichtliche Ereigniſſe zu finden glaubte. Wir theilen, zur Beſtätigung des küttnerſchen Urtheiles, dem mir vollkommen beiſtimmen, hier ein Kapitel aus einem der Roman B's mit.

Feſtus redet mit Aurelius von ſeiner Liebe zu Frl. Even Marien, welche Begebnis hier erzählt wird. Sie reiſen bald nach Statiren Schloſſe, werden wol empfangen, und geben ſich endlich kund, worauf ihnen Statira der Groß-Fürſtin Zuſtand meldet *).

Es verwellete ſich gleichwol ihr Aufbruch in den dritten Tag nach ihrer Ankunfft aus Mangel guter Geſellſchafft, und befand Feſtus ſich die Zeit über mit ſchwermühtigen Gedancken beladen, deſſen Urſach Aurelius zwar merckete, aber ſich deſſen nicht vernehmen ließ, daher er ihn einsmals fragte, ob er ſich am Leibe oder Gemüht übel befünde. Worauf er antwortete: Du wirſt, lieber Bruder, mein Anliegen ſehr wol wiſſen, welches mich daheim zu peinigen pflegete; eben daſſelbe hält annoch bey mir an, und ob ich mir zwar vorgenommen habe, es gantz aus dem Sinne zu ſchlagen, und es meinem Gott und Heilande heimzuſtellen, wie ich ihm dann ſolches in meinem täglichen Abend- und Morgen-Gebeht andächtig befehle, ſo macht mir doch die Erinnerung manchen traurigen Angſt-Seuffzer, weil ich in lauter furchtſamer Hoffnung lebe, und wie Du weiſt, gantz keine beſtändige Erklärung auff mein Hertzinbrünſtiges Anſuchen bißher erhalten mögen. Drücket Dich dieſer Schuch noch, mein Bruder, und zwar in der ſo weit abgelegenen Ferne? ſagte Aurelius: Du weiſt ja, wie es mit dieſer Deiner Heimlichkeit eine Bewandnis hat, und Du Dich nicht fürchten darffſt, daß einiger ander Menſch, wer der auch ſeyn mag, Dir dieſen Deinen Schatz entziehen wird, da er ſonſt Willens iſt, ſich einigem Menſchen zu ergeben. Ja, mein Bruder, ſagte Feſtus, es iſt ja wol etwas, aber wie, wann ich deſſen ſo wenig als ein ander genieſſen ſoll, wird mir dann ſolches meine Geiſter ſtillen können? Traue Deinem Gott, ſagte Aurelius, und ſtelle es deſſen Verſehung anheim, dann was will oder kann Dein Tichten und Trauren helffen, wann es wider Gottes Willen ſeyn ſolte? Hat aber derſelbe es verſehen, ſo wird er auch die Gemühter ſchon alſo lencken, daß ſie ſeinem Willen ſich ergeben.

Es betraff aber dieſes Geſpräch die Liebe Herren Feſtus oder Herkuliſkus, welche er zu Frl. Even Marien, König Ladislaen Frl. Tochter trug; dieſelbe war nunmehr 16 Jahr und 30 Wochen alt, und von ihrer lieben Mutter Königin Sophien zu allen Hoch-Fürſtlichen Tugenden auferzogen. Sie war über die Maſſe ſchön von Angeſicht, zart von Leibe, und ſehr klenlich von Gliedmaſſen, doch einer mittelmäßigen Länge, und war ihre höchſte Beluſtigung, daß ſie in der Heiligen

*) Aus: Der chriſtlichen königlichen Fürſten Herkuliſkus und Herkuladisla, auch Ihrer Hochfürſtl. Geſellſchafft anmuthige Wunder-Geſchichte. Frankfurt und Leipzig. 1713. S. 121.

Digitized by Google

Schrifft und andern gottſeligen Büchern laſe, wie ſie dann nebſt Frl. Eliſabeth, König Herkules Frl. Tochter (welche 14 Wochen älter als dieſe) in Griechiſcher und Lateiniſcher Sprache wohlunterrichtet war, da ſie hernach zur Luſt von ihren beyden Brüdern, Herkuliskus und Herkuladisla die Perſiſche Sprache lerneten, daß ſie dieſelbe wohl verſtehen und ziemlich reden kunten. Die beyden jungen Herren waren anfangs mehrentheils an Herkules Hofe, woſelbſt ſie auferzogen und unterrichtet wurden. Hingegen die Fräulein zu Prag bey Königin Sophien; wiewol gar zeitig früh ſich eine hohe Neigung zwiſchen ihnen ſpüren ließ, daß Herkuliskus gerne mit Frl. Even Marien, Herkuladisla aber mit Frl. Eliſabeth umging. Da dieſe Fräulein kaum 12 Jahr alt waren, und die Eltern die feſten Gedanken faſſeten, es würde aus dieſer kindlichen Liebe mit den Jahren eine inbrünſtigere entſtehen, daß ſie einander heyrahten ſolten, welches dann ihr einiger Wunſch war in dieſer Welt, da ließ Frl. Eva Maria ſich ſtets vernehmen, wie groſe Bellebung ſie trüge, ihr Leben in ſteter Jungfrauſchafft zuzubringen; welches ihre liebe Eltern nicht ſonderlich beantworteten, weil ſie gedachten, es würden die Jahre ihr wol andere Gedancken eingeben.

Es trug ſich aber einsmahls zu, wie König Herkules und Valiska, nebſt den beyden jungen Herren, König Ladisla zu Prag beſuchten, da Frl. Eva Maria das dreyzehende Jahr bey nahe geendiget hatte, daß Königin Sophia in der jungen Herren Gegenwart zu Königin Valisken ſagte: Hertzgeliebte Fr. Schweſter, ich muß eurer Liebe meiner Tochter Gedancken zu erkennen geben, welche ſie ſo feſt auf den Stand der ſteten Jungfrauſchafft gebauet hat, daß ſich täglich vernehmen läſſet, ſie wolle nimmermehr ſich in den Eheſtand begeben, ſondern in dieſem ihrem jetzigen Stande, biß an ihres Lebens Ende verharren. Königin Valiska liebete dieſes Fräulein hertzlich, und weil ſie dasmahl ihr allernächſt ſaß, umfing ſie dieſelbe mit einem innigen Kuſſe; hernach gab ſie Königin Sophien dieſe Antwort: Daß der Jungfern-Stand ein heiliger und Gottwolgefälliger Stand ſey, daran hat ein Chriſt nicht zu zweifeln, maſſen der Apoſtel Paulus in ſeinem erſten Send-Brieffe an die Gläubigen zu Korinth es gnugſam ſehen läſſet, wie weit er den reinen Jungfern-Stand dem Ehelichen vorziehe; nicht daß er den Eheſtand ſolte verwerffen, oder vor unrein halten, weil ja auſſer allem Zweifel derſelbe von unſerm Gott ſelbſt eingeſetzet iſt, und zwar als der Menſch noch ohne Sünde im Stande der Vollkommenheit lebete, daher dann derſelbe Apoſtel am andern Orthe befihlet, daß die Ehe ehrlich gehalten werden ſolle bey allen; und wer könnte ſolches leugnen, nach dem uns ja bewuſt iſt, daß Gott ſelbſt ſaget: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey, ich will ihm eine Gehülffin machen, die um ihn ſey. Worauf er den erſten Menſchen Adam in einen tieffen Schlaff fallen ließ, aus deſſen Leibe er eine Riebe nahm, und die Even darauß machete, welche er dem Adam zuführete, und ſie mit einander ehelich trauete; daher iſts unmöglich, daß ein Menſch ſündigen ſolte, wann er in einen von Gott dem Herrn ſelbſt geordneten Stand tritt, da es nur gebührlicher Weiſe geſchicht. Ich geſtehe aber gerne, daß der Jungfern-Stand in reiner Keuſchheit geführet, ein heiliger und faſt ein Wunder-Stand ſey: Aber dieſe Gabe, ohn böſe ärgerliche Gedancken und Begierde ſeine gantze Lebens-Zeit biß ans graue Alter hinzubringen, iſt wegen angebohrner Fleiſches-Schwachheit ſehr wenigen gegeben, daher auch unſer Heiland ſaget: Dieſes Wort faſſet nicht jedermann; und eben darum räht man allezeit gerne zum Eheſtand, weil man's nicht leicht bey jungen erwachſenen Leuten vermuhten iſt, daß ſie dieſe Gabe haben ſolten. Da heiſſets demnach, es iſt beſſer freyen, dann Brunſt leiden; es iſt beſſer, in ehelicher Zucht und Liebe mit ſeinem Ehegatten leben, als im Jungfrauen-Stand alſo verbleiben, daß die fleiſchlichen Anfechtungen einen Menſchen reitzen, und wol gar zu ſtummen Sünden bewegen ſolten.

Betreffend aber meine Fräul. Baſe, ſo träget dieſelbe den Nahmen, beydes der erſten Ehefrauen Even, unſer aller Mutter, und den Nahmen einer gantz keuſchen, reinen und hochgeheiligten Jungfer, nemlich der Mutter unſers Heilandes, der Marien; ſtehet ihr auch frey, den Ehe-Stand, oder den Jungfräulichen zu wählen, wann ihre Eltern einwilligten; aber weil ſie annoch jung iſt, und ſich ſelbſt nicht prüfen kan, ſoll ſie ja nicht ſagen; ſie wolle im Jungfräulichen Stande bleiben; ſie wolle in keine Heyraht ſich einlaſſen, weil ſie ja nicht wiſſen kan, ob ihr Gott nicht wol bereit einen Ehegatten auserſehen habe, deſſen Willen zu widerſtreben, nichts als verwegene Frechheit ſeyn wolte. Derwegen muß ſie in Stille und Gehorſam der Schickung Gottes erwarten, und derſelben ſich gerne unterwerffen. Zwar ich muß bekennen, daß wann mein Schatz Herkules in der Welt nicht wäre geweſen, würde ich ſchwerlich Luſt und Liebe zum Eheſtand bekommen haben, dann mein Gewiſſen gibt mir Zeugnis, daß auſſer denſelben ich die gantze Zeit meines Lebens noch keinen eintzigen Mann geſehen habe, dem ich mich, wie mich däucht, hätte können zur ehelichen Liebe und Gehorſam unterwerffen; Aber ſolche Gedancken habe ich nie in mein Hertz gefaſſet, daß ich mich hätte wollen zum Jungfräulichen Stande verlobet haben, es hätte mich dann mein Gott ſo hart geſtraffet, daß er mir meinen Herkules vor unſer Vermählung durch den frühzeitigen Tod hinweg geriſſen, alsdann würde ich auſſer allem Zweifel durch übermäſſige Bekümmernis und Trauer abgemattet, ihm bald gefolget ſeyn. Das ich nun zum Ende meines Vorhabens komme, ſo will ich meine hertzliebe Frl. Baſe Mütterlich gewarnet haben, ihr den ewigen Jungfern-Stand nicht gar zu tieff einzubilden, damit ſie nicht vermeſſentlich handele, noch daher in Verſuchung falle. Ja, liebte ſie mich und ihre Fr. Mutter kindlich, nach rechtſchaffenem Gehorſam, ſoll ſie uns alsbald verſprechen, daß vor Ausgang des ſechs und zwantzigſten Jahrs ihres Alters, Sie zu ſolchem Stande ſich nicht verloben wolle, ob derſelbe ſie wolle heiſſen ehelich werden oder nicht.

Herkuliskus hörete dieſe Rede ſeiner Fr. Mutter mit hertzlicher Vergnügung an, aber überaus hefftig erſchrack er, als er dieſe Antwort der Fräulein hörete; Gnädigſte hertzgeliebte Fr. Baſe, als Mutter zu ehren; ich bedancke mich in unterthänigſten kindlichen Gehorſam, vor die ertheilete Unterrichtung; und wie ich den heiligen Eheſtand nimmermehr werde verachten, oder einigen Menſchen davon abrathen, alſo zweiffele ich nicht, daß die heiligen Gedancken, die bißher den jungfräulichen Stand mir ſo angenehm und werth gemacht haben, werden in mir erhalten werden, und mich je länger je mehr in meinem Vorſatz ſteiffen und beſtätigen, weil ich ohn das meinen andern Namen Maria viel höher und werther, als den Namen Eva ſchätze, ob ich gleich ſehr wohl weiß, daß ich ein ſchwaches und gebrechliches Kind bin, und mich der heiligen Mutter des Herrn nicht im geringſten zu vergleichen habe, welcher Stoltz auch ferne von mir iſt. Damit auch meine Gn. Fr. Königin und Frau Mutter meinen Gehorſam wiſſen mögen, will ich das mir vorgeſtellete Ziel der 26 Jahre hiemit und krafft dieſer kindlichen Verheiſſung angenommen haben, und biß dahin keine Verlobung der Jungfrauſchafft vornehmen, obgleich der Vorſatz bey mir veſt bleiben möchte.

Dieſe Rede wolte Königin Valiska beantworten, aber Herkules und Ladisla tratten zu ihnen hinein, ſie fragend, ob dem Frauen-Zimmer geliebete zur Luſt mit auszufahren, und der angeſtelleten Hirſch-Jagd zuzuſehen: welches ſie ihnen wol gefallen lieſſen, da dann die beyden Königinnen in einer kleinen Kutſche bey einander blieben, die beyden Könige zu Pferde fortgiengen, und Herkuladisla bey Frl. Eliſabeth anhielt, ſie möchte ihr nicht zuwider ſeyn laſſen, ihn vor einen Reiſegefährten in ihre Kutſche aufzunehmen, alsdann wolte er ſeine Frl. Schweſter vermögen, ſeinen geliebten Bruder Herkuliskus zu ihr auffſteigen zu laſſen; welches doch dieſer gerne abgewendet hätte, wann es Ehren halben hätte geſchehen können, dann ſein Hertz war aller Dinge über der Fräulein Rede erſchlagen, daß er fürchtete, er würde ſeine Schwermüthigkeit nicht können verbergen. Weil aber Frl. Eliſabeth ihres Oheims Geſellſchafft gerne annahm, und Herkuliskus nicht umhin kunte, deswegen ſelbſt bey Frl. Even Marien anzuhalten, ward ihm ſolches auch willig gegönnet, da dann Herkuladisla mit ſeinem geliebten Fräulein allerhand freundliche Unterredung hielt, weil dieſelbe ihm von Hertzen gewogen war, und bereit in dieſer Jugend die Liebes-Pfeile in ihrer Seele empfand, wiewol ſie es dergeſtalt zu verbergen wuſte, daß weder er ſelbſt, noch einiger ander Menſch deſſen ichtwas an ihr merckete.

Herkuliskus aber beſinnete ſich, was vor Geſpräch er mit dem Fräulein anſtellen wolte; aber ſie gab ihm bald Anlaß nach ſeinem Willen, da ſie ihn fragete, wie bald er ſeine Reiſe nebſt ihrem Bruder nach Franckreich zu König Hilderich fortſetzen würde, die Ehre von ihm zu begehren, daß er ſie zu Rittern ſchlüge; er hoffete, dieſer Reiſe von ſeinen lieben Eltern zu rechter Zeit gewähret zu werden, wiewol er wenig Vergnügung daſelbſt antreffen würde, gelebete ſonſt der Zuverſicht zu ihrer Liebe, dieſelbe würde es ihr nicht laſſen zu wider ſeyn, daß er nebenſt ſeinen lieben Bruder Herkuladisla dieſe Frühlings-Zeit ſich bey ihnen zu Prag aufhielte, und einen oder andern Monath daſelbſt zubrächte. Nun trug das Fräulein gegen ihn eine recht ſchweſterliche Zuneigung und Liebe, daher ſie ſolches gantz gerne vernahm, und ihm zur Antwort gab: Es würde nicht allein ihr, ſondern auch ſeiner Fräul. Schweſter, Frl. Eliſabeth, ſolches ſehr angenehm ſeyn, als welche groſſe Begierde trüge, ſich mit Mannesbildern im Tantzen zu üben, welches Hof-Junckern und andern edlen Jünglingen zu thun, ſie gar kein Belieben hätte, und daher Gelegenheit ſuchen würde, mit ihnen, als Brüdern und Oheim ſolches fortzuſetzen; Sie aber ihres Theils achtete dieſes Springens und Hüpfens gantz nicht, weil ſie es vor gar zu eine irrdiſche Luſt ſchätzete,

Digitized by Google

und davor lieber die von ſeinen Eltern gemachte geiſtreiche Lieder ſpielete und ſünge. Worauf er zur Antwort gab; ſo wird mein geliebter Bruder Herkuladisla vor mich ſehr glückſelig ſeyn, weil an meiner Frl. Schweſter, deren er in Ehren ergeben iſt, er ſolche Geſellſchafft wird haben können, wie ich dann wol weiß, mit was Gedancken ſein Hertz umgehet, und ich mirs doch nicht darff mercken laſſen, daß ichs wiſſe, hoffe auch, es werde eure Liebe dieſe meine Worte keinen andern Menſchen wiſſen laſſen; mich wundert aber, daß meine Frl. Baſe der ehrliebenden Tantz-Uebung ſo abhold iſt, ja dieſelbe, wie mich düncket, faſt vor unzuläſſig hält.

Zwar daß ſie hohes Belieben trägt, die geiſtlichen Lieder zu ſpielen und ſingen, iſt ſehr rühmlich, und gibt ſie dadurch ihre Gottesfurcht an den Tag; weil wir aber Menſchen ſind, und unmöglich iſt, daß unſere Andacht zu Gott immerzu feurig ſeyn könne, ſondern auch zu Zeiten wir einer leiblichen Ubung und zuläſſigen Ergetzlichkeit bedürffen, inſonderheit wann wir unſern Fürſten-Stand betrachten, alsdann wird uns wol erlaubt ſeyn, ſolche und dergleichen Ubungen fortzuſetzen. Will gleichwol dieſes nicht aus ſolchem Vorſatz geredet haben, ihr Vorbringen zu ſtraffen, ſondern bloß anzuzeigen, daß eure Liebe ohn einigen Gewiſſens-Anſtoß wol könne ſolchen züchtigen Täntzen beywohnen, und darinnen ſich zu Zeiten üben, weil ohn das ſolche Bewegungen der Geſundheit zuträglich ſind, und unſere Gliedmaſſen in gutem Wolſtand erhalten. Ich ſtelle aber dieſes alles bey Seit, und bitte mir zu verzeihen, daß ihre mit meiner Fr. Mutter geführte Reden mich überaus beſtürtzt gemacht haben, wie auch nicht weniger ihren geliebten Bruder ſelbſt, da ſie ſich der ewigen Jungfrauſchafft zu ergeben, und den Eheſtand zu meiden ſich vernehmen läſſet. Nicht, meine in Ehren hertzgeliebte Frl. Baſe, nicht laſſet ſolche Gedancken euer Hertz einnehmen, ſondern ſtellet es dem Willen des Allmächtigen Gottes anheim, und erinnert euch dabey, daß wie derſelbe eurer Liebe alles das mit großem Uberfluſſe mitgetheilet, was an einem Fräulein vor ſchön gerühmt wird, alſo werde derſelbe euch ſolches nicht vergebens zuwenden, ſondern, daß in künfftig euer Gemahl dadurch erfreulich vergnüget werde. Will ſonſt nicht wiederhohlen, was meine Fr. Mutter von dem heiligen Eheſtande angeführet hat, nur daß ich neulich eine Schrifft geleſen, in welcher ſehr nachdencklich angezogen ward, was vor groſſe Vergnügungen ein Menſch im wolgerathenen Eheſtande genieſſe, und wie eine elende Beſchaffenheit es dagegen mit dem ehelosen Stande habe, und ſolches inſonderheit an Seiten der Frauenbilder, die ohn das ihrer Schwachheit und Unvermögens wegen, eines Hauptes und Schutzes ſehr wol bedürffen. Zwar ſo lange eure liebe Eltern im Leben ſind, würde es ihr an Schutz und anderer Nothdurfft nicht ermangeln, aber wann dieſelben ihr nach Gottes Willen dereins werden abfallen, und ſie ſelbſt dem unvermögenden Alter nahen, dann würde Sie auf dieſen unverhoffeten Fall es befinden, wie eine Verſtoſſene dieſelbe ſey, die keinen Ehefreund hat; Zugeſchweigen, daß eine veraltete runtzlechte Jungfer auch der Kinder Spott ſeyn, und ſich wol von ihren Mägden höhnen laſſen muß.

Das Fräulein verwunderte ſich dieſer Rede überaus ſehr, inſonderheit, da ſie ſahe, wie ernſtlich er ſich dabei bezeigete. Sie wolte aber eine Kurtzweil draus machen, und gab ihm zur Antwort: Durchl. Herr Oheim; was eure Liebe von der Widerwärtigkeit anführet, welche den ledigen Weibsbildern nach ihrer Eltern Ableben zuſtoſſen könne, deſſen habe ich mich gantz befreyet zu ſeyn eingebildet, und mich verſichert gehalten, daß ſo lange mein hertzlieber Bruder und eure Liebe am Leben ſind, mirs an Schutz und wahren Freunden nicht mangeln könnte; Wer demnach mir den Jungfern-Stand unangenehm machen wolte, müſte aus andern Gründen meinen Willen und Vorſatz beſtreiten. Herkuliskus wuſte nicht, was er hierauf antworten ſolte, weil er ſahe, daß ſie ſeine Verliebung gegen ſie nicht merckete, oder doch nicht mercken wolte, wie ſie dann in Wahrheit auch nicht anders meynete, als daß ſeine gute Zuneigung bloß wegen der nahen Anverwandtſchafft entſtanden wäre; endlich ſagete er: Durchl. Fräulein, an ihres Bruders und meiner gäntzlichen Ergebenheit, hat eure Liebe im wenigſten nicht zu zweiffeln, und würde ich ungleich lieber und freudiger mein Blut und Leben einbüſſen, als zugeben, daß ihrer Liebe einiges Leyd angethan würde, welches, gilt gleich, durch meine Krafft oder Verderben könte abgekehret werden. Wann aber ihre Liebe mit der Zeit einen geneigten Willen zum Eheſtande annehmen könte und wolte, würde dieſelbe keinen Menſchen in der gantzen Welt, als mich, dadurch höher beſeeligen, weil mir unmöglich iſt, glückſelig zu ſeyn, als lange dieſelbe in ſolchem Vorſatze verharret, und ihrer Liebe ichs länger zu verſchweigen nicht vermag, daß die Hoffnung, dermahleins ihr angenehmer Diener zu werden, der einige Aufenthalt meines Lebens iſt, wie ich mir dann gäntzlich vorgeſetzt habe, keiner Fräulein dieſer Welt, als bloß allein ihrer Liebe mich zu ergeben; Kann nun dieſe meines Hertzens-Beichte derſelben nicht angenehm ſeyn, ſo wolte dieſelbe aufs minſte mir dieſe Gnade und Freundſchafft erzeigen, daß, was ich anjetzo vorgebracht habe, in dem tiefſten ihres Hertzens verſchloſſen bleibe.

Durchl. Oheim, ſagte ſie mit einer Beſtürtzung, ich hätte nicht gemeynet, daß derſelbe gegen mich einen ſolchen Willen trüge, inſonderheit, weil ich meine Kinder-Schuh noch nicht vertretten, und in der einfältigen Jugend lebe; da auch ein ander, wer der gleich ſeyn möchte, mir ſolches vortrüge, ichs nicht ohn Anzeige eines ſchweren Unwillens beantworten würde; Weil aber unſere nahe Anverwandtſchafft nicht zugeben will, daß ich auf eure Liebe zürne, und meine Eltern, dieſelbe zu ehren, mir ernſtlich gebotten haben, ſoll ihr ſolches Vorbringen vergeben ſeyn, und, ihrem Begehren nach, verſchwiegen bleiben; nur bitte ich, mein hinführo mit dergleichen Reden zu verſchonen, und ſich zu verſichern, daß mein Vorſatz, den jungfräulichen Stand nicht zu ändern, nicht bald werde gebrochen werden; aber auch, daß mit meiner Schweſterlichen Liebe und Ergebenheit ich nimmermehr von ihm abſetzen wolle. Dem guten Herkuliskus war dieſes nicht anders, als ein Schwert in der Seele, hätte auch gerne es beantwortet, aber Sie naheten dem Jagd-Platze, und ritten unterſchiedliche Ritter herzu, das Fräulein auf die Schaubühne zu begleiten, da dann nach geendigter glücklichen Jagd ſie auf der Heimreiſe ſich anderweit vergeſellſchaffteten, ſo daß Königin Valiſca Frl. Even Marien, Königin Sophia Frl. Eliſabeth zu ſich nahmen, und daher Herkuliskus und Herkuladisla bei einander blieben.

Es hatte aber Herkuliskus nachgehends ſo viel Hertzens nicht, bey dem Fräulein um Liebe weiter anzuhalten, weil er hörete, daß ſie aller ehelichen Verpflichtung ſich zu enthalten Willens war; wiewol nachgehends, da dieſe beyde junge Fürſten aus Franckreich und Engeland wieder zu Prag anlangeten, da die Fräulein etwas beſſer zu ihren mannbahren Jahren kommen waren, Herkuliskus das Fräulein überaus hefftig anſtrengete, und ihren Bruder zu Hülffe nahm, aber dannoch keine gewierige Antwort erhalten kunte, nur daß ſie bey dieſer ihrer endlichen Erklärung blieb, dafern ihr Gott den Sinn zu heurathen geben würde, ſolte ihr Oheim Herkuliskus verſichert ſeyn, daß kein Menſch in der Welt als er, ihr Hertz und Willen zu ehelicher Verpflichtung haben ſolte; mit welcher ungewiſſen Verheiſſung er ſich muſte abſpeiſen laſſen, als er die morgenländiſche Reiſe anzutretten, Abſcheid von ihr nahm. Auf ſeinen Abzug aber begunte das Fräulein allgemählig ihr Hertz und ſteiffen Sinn zu ändern, welches Frl. Eliſabeth verurſachete; dann derſelben hatte ihr Bruder Herkuliskus dieſe ſeine Heimlichkeit, welche er vor ſeinen Eltern verſchwiegen hielt, geoffenbahret, und ſie inſtändig erſuchet, daß ſie nicht allein bey der theuren, Herrn Herkuladisla gethanen Verſprechung beſtändig verharren, ſondern auch ihre Baſe Frl. Even Marien ihm zur ehelichen Treue gewogen zu machen, nicht ablaſſen möchte; Wie ſie dann ihm ſolches veſtiglich verſprach, und Zeit ſeiner Abweſenheit ſie dergeſtalt ſtrengete, daß da unſere Helden vor dißmahl ſich zu Suſa aufhielten, ſie ihr ſchon dieſe Anzeige gethan hatte, daß ſie ihr Hertz je länger je mehr dem Eheſtande gewogen befünde, und ſie in ihrer unverſtändigen Jugend ihr die Gedancken hätte gemacht, als wann die Zufälle des Eheſtandes ihr unerträglich ſeyn würden; aber ſo glückſelig war Herkuliskus nicht, daß er ſolches vor Wiederkunfft in ſein Vatterland eigentlich erfahren mögen; Ja, es ward ihm auch hernach noch ziemlich ſchwer von ihr gemacht, weil ſie in dieſem Stücke ſehr wanckelmüthig war, und nach gethaner guten Vertröſtung doch wieder zurück treten wolte, einwendend, ſie dadurch ihr Gewiſſen verunruhen, und einen ſtets nagenden Wurm in ihrer Seele haben würde, ſo daß noch endlich ihre Eltern ſie mit Ernſt vermahnen muſten, und durch Anführung allerhand vermuthlichen Unglücks, ſo auf ihre beſtändige Wegerung folgen würde, ſie dahin bewegeten, daß ſie ſich erklärte, ihrem Willen und Befehl ein Gnügen zu leiſten; woron an ſeinem Ort ausführlich wird zu melden ſeyn. Vor dißmal, als Herkuliskus oder Feſtus mit ſeinem vertraueten Freunde Aurelius zu Suſa hievon redete, erklärete er ſich endlich, ſeinem Zweifelmuth zu wehren, und Gotte zu trauen, derſelbe würde es nach ſeinem gnädigen Willen ſchicken, daß er ihm vor völlige Vergnügung würde können von Hertzen dancken.

Sie gingen aber mit einer Kauffmanns-Geſellſchaft, 54 Mann ſtark, von Suſa in aller Stille hinweg, gerade nach Süden zu, weil dieſe Kauffleute in dem Reiche Armuzia, am Perſiſchen Meer gelegen, ſeßhaft waren, und ihr Weg nahe bey Fr. Statiren Schloſſe herging. Auf der Reiſe waren ſie ein veſter Schutz ihrer Geſellſchafft, welche ohn ihre Gegenwart um Leben und Gut würden kommen ſeyn, aber ſie trieben auf dieſem kurtzen Wege alle Gefahr durch ihre Tapfferkeit zurück, und erlegten drey ſtarke Räuber-Hauffen. In dem Flecken, woſelbſt Fabius Vatter bey Orſillos etliche Wochen vor Leibeigen gedienet hatte, erfuhren ſie, daß derſelbe erſt vor 2 Jahren in ſehr hohem Alter, auf Fr. Statiren Gütern todesverblichen

Digitized by Google

wäre, und vor 20 Jahren nach ſeines alten Weibes Abſterben, auf ſeiner gn. Frauen Einwilligung ſich an ein junges ehrliches Mägdlein verheurathet, auch mit derſelben einen Sohn und Tochter gezeuget hätte, da die Tochter ſich in Fr. Statiren Frauen-Zimmer als eine Leib-Dienerin aufhielte, und ein feines erzogenes Mägden von 16 Jahren wäre, Namens Beroe; den Sohn aber von 19 Jahren gebrauchte ſie als ihren Auſſeher über ihr Vieh und Korn, hätte ihn auch in Abrichtung der Pferde und Gebrauch der Waffen neben ihren jüngſten Sohn laſſen unterrichten, und wäre von ihm gute Hoffnung, daß er mit der Zeit zum feinen Mann gedeyen könte. Statikleon zeigete Feſtus an, daß derſelbe mit ihm als ſein Leib-Diener wäre auferzogen, und fürchtete von demſelben am erſten erkennet zu werden. Dieſes ſagte er darum, weil ſie Abrede genommen hatten, ſich nicht ſo bald zu erkennen zu geben, ſondern ſich bey ihr als fremde Griechiſche Ritter anzumelden, welche mit ihrem Sohn in Italien Kundſchafft gemacht, und von demſelben ihr ein Schreiben einzureichen hätten.

Als ſie nun vor dem Schloß-Thor, um eingelaſſen zu werden, anhielten, ward ihnen ſolches gewegert, aus Furcht, es möchte eine Räuber-Geſellſchafft ſeyn, welche ihren Hauffen im Hinterhalt verborgen hielten, und das Schloß abzuplündern Vorhabens wären. Und als ſie immer weiter anhielten, und die Schildwacht verſicherten, daß ſie ehrliche Leute wären, und bey der Frauen des Schloſſes einige angenehme Werbung abzulegen hätten, wolte man dannoch ſo leicht nicht trauen, biß die Unſern einwilligten, daß ſie auf etliche hundert Schritte zurück reiten, und einen oder zwey ihres Mittels allein hinein ziehen laſſen wolten; da dann Feſtus nebſt Philipp den Einzug nahmen, ihre Harniſche in einer Stuben des Vorhofes ablegeten, und in ihren guten ledernen Kleidern, das Schwert an der Seite führend, zu der Frauen gingen, welche mit Traur-Kleidern angethan, von 6 Dienerinnen begleitet, ſie im Innerhofe empfing, und ehe ſie dieſelben zu reden geſtattete, ſich ihres Mißtrauens entſchuldigte, weil in weniger Zeit unterſchiedlicher Freyherren und edler Ritter Sitze und Schlöſſer ſchändlich überfallen und abgeplündert wären, ungeachtet dieſelben mit ziemlicher Mannſchafft beſetzt geweſen. Feſtus that ihr groſſe Ehre an, und nach ausgeſprochenem Lobe, daß ſie durch ſolche Vorſichtigkeit ihren klugen Verſtand ſehen lieſſe, zeigete er an, daß mit einem tapfern jungen Ritter er zu Padua in ſonderliche Kund- und Freundſchafft gerahten wäre, und als derſelbe von ihm vernommen, daß er bald würde in Geſandtſchafft aus Griechen-Land nach Charas an den Groß-König gehen, hätte er ihn ſehr gebeten, einen geringen Umweg zu nehmen, und ſeiner Frau Mutter ein Schreiben einzuhändigen, auch ſonſten ihres Zuſtandes ſich zu erkundigen. So bald die Mutter ſolches hörete, geſchwall ihr das Hertz vor Freuden, und gab zur Antwort: Geſegnet ſey die Stunde, in welcher mein Herr in des jungen Ritters Kundſchafft gerahten iſt; aber werde ich auch ſo glückſelig ſeyn, daß mir deſſen Nahme genennet werde? Gar wohl, ſagte Feſtus, er wird von ſeinem Leib-Knaben Herr Statikleon geheiſſen. Ach mein lieber Sohn, ſagte ſie darauf: ſo lebeſtu noch, und erfreueſt mich ſo hoch durch dieſe angenehme Zeitung? Inzwiſchen nahm Feſtus den Brief hervor, welcher alſo lautete:

Hertzgeliebte gnädige Frau Mutter, ich getröſte mich der Güte Gottes, daß ſie annoch in gutem Wohlſtande leben werde, hieſelbſt werde ich über mein Verdienſt und Würdigkeit, nicht minder als ein Sohn gehalten, und mangelt mirs weder an überflüſſigen Mitteln, noch guter Aufwartung. Und weil ich nunmehr den Ritterſtand angetreten, Italien und Griechenland hin und her beſehen, dieſe Sprachen auch wol gefaſſet habe, hoffe ich ſchier Gelegenheit anzutreffen, euch zu beſuchen, und gäntzlich eures mütterlichen Willens zu geleben. Inzwiſchen gehabt euch wol, und lebet glücklich mit allen den Unſern. Geſchrieben zu Mantua im Anfange des Frühlinges, im ſechſten Jahr eures Groß-Königes Sapores, von eurem gehorſamen Sohn Statikleon.

Ach mein Sohn, ſagte ſie nach Verleſung, helffe Gott, daß ich Dein Angeſicht bald ſehen möge; aber ihr meine Herren wollet gebethen ſeyn bey mir einzukehren, ich werde alsbald eure Geſellſchaft laſſen herzuhohlen, und unter eurem Schutze mich vor ſicher und bewahret gnug halten. Feſtus bedanckete ſich der Ehren, und gab zur Antwort; dafern in dem nechſt gelegenen Flecken Nachtherberge, wie er hoffete, würde zu bekommen ſeyn, wolte er mit ſeiner Geſellſchafft daſelbſt ablegen, und auf dem Schloſſe ihr gantz keine Ungelegenheit verurſachen; aber ſie verbaht ſolches inſtändig, und daß ſie nicht ſo hoch von ihm möchte beleidiget werden. Alſo ließ er ſich gerne halten, und ging nebſt Philipp mit ihr auf die Gaſtſtube. Sie ſah ihn ſteiff an im Angeſicht, und dauchte ſie, deßgleichen mehr geſehen zu haben, wiewol ihr ſolches ſo bald nicht einfallen wolte. Als Aurelius nebſt Fabius und den andern darzu kamen, wurden ſie ſehr freundlich empfangen, und verwunderte ſich Statira ſehr über ſolcher ſchönen jungen und anſehnlichen Geſellſchafft, daß ſie zu ſagen ſich nicht enthalten kunte: Hochedle Herren Ritter, ich gläube nicht, daß mein Schloß, ſo lange es geſtanden, das Glück und die Ehre ſolcher treflichen Gäſte gehabt habe, und bitte ſehr, ſie wollen damit, was ich ihnen gütlich werde thun können, freundwillig vorlieb nehmen. Wir als Abgeſandten eines groſſen Fürſten, ſagte Feſtus, werden nicht dulden können, daß ihre Liebe einige Koſten unſert wegen mache, nachdem wir, Gott Lob, Mittel gnug haben, die uns erzeigete Wohlthaten gebührlich zu erſetzen. Sie ſahe aber niemand ernſtlicher an als Fabius, deſſen Anſchauen ſie alsbald ihres ehmaligen Kleons erinnerte; ihr Sohn aber meidete vorſetzlich ihre Gegenwart, aus Furcht, am erſten erkennet zu werden. Aurelius merckete eine ſonderliche Veränderung an ihr, ließ ſichs doch nicht vernehmen; ſondern rieff Fabius unter dem Nahmen Antiphates zu ſich, ob hätte er mit ihm zu reden, da er ihn dann warnete, das Angeſicht von Statiren abzukehren, denn es lieſſe ſich anſehen, als betrachtete ſie ihn fleißig vor allen andern. Sie aber, da er von ihr ging, ſagete bey ſich ſelber; nun ſihet dieſer junge Ritter dem Römiſchen Herren Fabius ſo ähnlich, als jemahls ein Kind ſeinem Vater ſehen kann; begab ſich doch dieſer Gedancken gar bald, inſonderheit, weil Fabius ſich nicht anders bezeigete, als wäre er Aurelius Diener, und der geringſte unter allen. Wodurch auch ihre Vernunfft geblendet ward, daß ſie ſich ihrer Meynung begab. Sie wurden dieſen Abend nach Möglichkeit bewirthet, und dabey von Statiren erſuchet, ihre Geſellſchafft ihr noch etliche Tage zu gönnen, deſſen ſie ſich ſehr wegerten, und doch endlich den folgenden Tag zu bleiben verſprachen.

Der junge Orſillos kam deſſelben Morgens ſehr früh zu ſeiner gebietenden Frauen, über ein ander Geſchäffte Befehl einzuhohlen, und als derſelbe dieſe fremde anſehnliche Geſellſchafft ſahe, welche alle mit einander, inſonderheit Feſtus, Aurelius, Fabius und Statikleon ihre ſchöne Kleider angelegt hatten, gab er genaue Acht auf ihr Thun, endlich kennete er Statikleon bey einem Zeichen an der Hand, welches gar ein kleines Brandmahl war, ward darüber voller Freude, und ſagte zu ihm: Gn. Herr, iſt ein groſſes dran gelegen, daß ſich eure Gn. hieſelbſt ſo heimlich hält, will ich ſchweigen; iſts aber möglich, ſo wolle er das getreue liebreiche Mutter-Hertz zu erfreuen, nicht länger aufſchieben. Auf welche Rede er ihm gar eine groſſe Ehrerbietung durch Neigen und dargebohtenem Hand-Kuſſe bewieſen. Frau Statira war nicht zugegen, aber Feſtus ſagte zu Statikleon, mein Freund, weil wir erkennet ſind, ſo erfreuet eure Fr. Mutter, und weil an ihrer Treue uns zu zweifeln nicht gebühret, ſtehet euch frey, uns ihr gleicher geſtalt anzumelden. Statikleon bedanckete ſich unterthänig, daß ſeiner Frau Mutter dieſe hohe Gnade ihrer Kundſchafft ſolte widerfahren, und alsbald darauf dieſelbe zu ihnen hinein ins Gemach trat, mit abermaligen Gedancken, ob nicht Fabius Sohn mit unter ihnen wäre, ſetzete Statikleon ſich vor ihr auf die Knie, und ſagete: Verzeihet, gnädige Fr. Mutter, eurem Sohn Statikleon, daß derſelbe ſich alsbald zu melden unterlaſſen hat. Sie durch höchſte Bewegung gerühret, ließ einen tieffen Seufftzer gehen, und indem ſie zu ihm ſagete, ſtehe auf mein Sohn, empfing ſie ihn Mütterlich, und fragete; warum er ihr dieſe Freude biß daher mißgönnet hätte. Worauf er antwortete: Gn. Fr. Mutter, ſie weiß ſich zu erinnern, daß ein Diener ſchuldig iſt, ſeiner Herren Willen zu erfüllen; weil dann die Durchleuchtigſte Fürſten, Herr Herkuliskus, Königs Herkules und Königin Valisken Herr Sohn, auch Herr Herkuladisla, Königs Ladisla Herr Sohn und Herr M. Fabius, Herrn Kajus Fabius Herr Sohn, gnädigſt beliebet, uns bißher verborgen zu halten, wird ihr ſolches nicht können zuwider ſeyn. Sie entſetzete ſich über ſolcher Anmeldung, und begehrete zu wiſſen, wer dann dieſe Durchl. Fürſten und Herren wären; und als Feſtus darauf zu ihr trat, ihr ſeiner lieben Eltern Gruß anmeldete, und gar ein köſtliches Kleinod von ſeiner Frau Mutter ihr einreichete, welches in Geſtalt ihres ehmahls geführten Zeichens aus lauter Demant zuſammen geſetzet, und in Gold verfaſſet war, bereitete ſie ſich zum Fußfalle; welches er aber ihr durchaus nicht gönnen wolte, ſondern ſagte zu ihr: Groſſe und liebwerthe Freundin; ſie wolle mich dergeſtalt nicht beleidigen, ſondern mit mir als einem vertrauten Freunde umgehen. Worauf er ſie umfaſſend küſſete; wie dann Aurelius eben ſolcher Geſtalt ſich gegen ſie bezeigete. Da ſie aber an Fabius gerieth, kunte ſie aus hertzlicher Zuneigung nicht unterlaſſen, ihn zu umfahen, da ſie zu ihm ſagete: Durchleuchtiger Herr, ich gebrauche mich dieſer Kühnheit bloß aus hertzlicher Untergebenheit, damit ſeinem Durchl. Herrn Vater ich mich verpflichtet zu ſeyn erkenne, und kann ich bey meinem Gewiſſen betheuren, daß in dieſer irrdiſchen Welt mir keine gröſſere Vergnügung und Glückſeligkeit zuſtoſſen kan, als dieſe Ehre ihrer Gegenwart und Kundſchafft, nach dem ich ſchier vor unmöglich halte, das Glück in dieſer Welt zu haben, ihre hertzgeliebte Eltern, meine gnädigſte und gnädige Herren und Frauen wieder zu ſehen. Und welcher Gott hat meinen Sohn Statikleon ſo hoch beſeliget, daß in eurer Hoch-Fürſtlichen Geſellſchafft zu reiten ihm gegönnet iſt? Fabius grüſſete ſie ſehr von ſeinen Eltern,

Digitized by Google

reichete ihr auch ein Schreiben von ſeinem Va'er, welches ſie laſe, und die Thränen dabey häuffig fallen ließ, weil dieſes der Inhalt war:

Wohlgebohrne Frau, hochwerthe Freundin; nebſt meinem Sohn Markus Fabius, liefere derſelben ich hiebey das Pfand unſer ehmahl begangenen Thorheit, ihren und meinen geliebten Sohn Statikleon, welchen ich hoffe zur wahren Gottesfurcht und allen Ritterlichen Tugenden erzogen zu haben; und wie ich nicht zweiffele, der grundgütige Gott, welchen wir, ihm ſey Dank, allerſeits erkennen, werde unſere in Heydniſcher Blindheit begangene Sünde uns gnädig vergeben haben; alſo trage ich zu demſelben die Zuverſicht, er werde an dieſem unſerm Sohn der Eltern Verbrechen nicht heimſuchen, ſondern ihm neben uns, Gnade widerfahren laſſen. Und wie vor jedermann ich ſeinen warhafften Vater ſtets verſchwiegen gehalten, und noch halten werde, alſo wolle ſie ihr laſſen ein gleichmäſſiges gefallen, damit wir allerſeits vor den verleumderiſchen Mäulern mögen frey bleiben. Meinen und der meinigen Zuſtand werden meine Söhne wiſſen anzumelden, und ihr zu bedencken geben, dafern ihr und den ihrigen nicht ſolte anſtehen, in den Morgen-Ländern länger zu bleiben, ihnen dieſes Orths oder in Griechenland, oder wo es ihnen mag gefällig ſeyn, gewünſchte Gelegenheit ſol verſchaffet werden. Habs aus wahrem Freundes-Hertzen an die Hand geben wollen, und erwarte Erklärung, nebſt dem Erbieten, ihr getreueſter Freund und Bruder zu leben und zu ſterben. Gott mit uns allen. Gegeben zu Padua im andern Jahr nach dem 255. Olympiſchen Spiele. Kajus Fabius.

Sie muſte wegen des vielen Weinens einen Abtrit nehmen, erholete ſich doch bald wieder, und ließ überall ſtattlich anrichten, dieſen vornehmen Herren ihren unterthänigſten Gehorſam ſehen zu laſſen, da ſie auch alsbald Orſillos hinreiten ließ zu ihrem Stieff-Sohn dem jungen Nabarzenes, ihm ſeines Bruders Wiederkunfft anzudeuten, und daß er ſeiner brüderlichen Schuldigkeit ſich würde erinnern, auch nicht unterlaſſen ſie zu beſuchen, da ſie dann dergeſtalt gegen ihn ſich zu erzeigen bedacht wäre, daß er ihre Gewogenheit erkennen ſolte, ihn dabey verſichernd, daß alles, was ſeinetwegen ihr Leides von ſeines Vaters Bruders Gemahl angethan wäre, der ewigen Vergeſſenheit zu befehlen, und Zeit ihres Lebens deſſen nicht zu gedencken. Weil ſie auch von Feſtus beweglich erinnert war, ihre Heimlichkeit und Gegenwart vor jedermänniglich zu verbergen, gab ſie zur Antwort, es ſolle ihr dieſes ein vor allemahl genug befohlen ſeyn.

Nach gehaltener Maalzeit forſchete Feſtus nach Groß-Fürſtin Klaren Zuſtande, über deren Erinnerung Statira erſeufftzete, und darauf dieſe Erzehlung anfieng: Ach der allerliebſten preißwürdigſten Fürſtin, deren gleichen an Frömmigkeit, Demuht und Gottesfurcht ſchwerlich in dieſer Welt lebet. Als mein gnäd. Fürſt Pharnabazus annoch dieſes Landes Herrſchafft führete, pflegte ſich deſſen Gemahl Fürſtin Barſenen, und dieſe jene hinwiederum jährlich zu beſuchen, da ich dann allemahl die Ehre hatte, ihrer anmuhtigen Geſellſchafft beydes zu Suſa und zu Ekbatana beyzuwohnen; auch fand ſich gemeiniglich die Fürſtin aus Aſſyrien Frau Rorane, Fürſtin Barſenen Schweſter, mit bey dieſer Zuſammenkunfft, welches wir eilff Jahre aneinander alſo trieben, als lange der theure Groß-Fürſt Phraortes im Leben war; ja auch noch drey Jahr hernach, weil unſer Groß-König Artaxerxes herrſchete, waren uns dergleichen Zuſammenkunfften wohl zugelaſſen; aber ſobald der jetzige grauſame Bluthund Sapores die Herrſchafft überkam, muſten wir uns drücken, und ſolches wegen unſers Chriſtenthums. Ich zweiffele nicht, fuhr ſie fort, meine Gn. Herren werden von ihren preißwürdigen Eltern des Zuſtandes der Morgenländiſchen Fürſten ziemlichen Bericht eingenommen haben; aber die, ſo zu ihren Zeiten lebeten, ſind leider alle durch den Tod hingeriſſen. Groß-Fürſt Phraortes hat ſchon vor 9 Jahren dieſe Welt geſegnet. Fürſt Mazeus in Aſſyrien vor 4 Jahren, Groß-Fürſtin Saptina in Meden wenig Wochen nach ihres ſonderlichen Freundes, Fürſt Mazeus Ableiben. Mein Gn. Fürſt Pharnabazus vor drey Jahren. Fürſtin Rorane erſt vor anderthalb Jahren, an welcher meine Gn. Groß-Fürſtin Fr. Klara eine getreue aufrichtige Freundin verlohren hat; Und zwar iſts Gott lob dahin gerahten, daß alle dieſe Fürſtliche Häupter vor ihrem Ende das Chriſtenthum angenommen, und in ihrem Heylande ſelig entſchlaffen ſind. Zwar Phraortes und Mazeus ſind rechtes Todes geſtorben, jener am Schlage, dieſer am Nieren-Steine und Schwindſucht; aber wie der theure Groß-Fürſt Arbianes ungezweiffelt durch Gifft hingerichtet iſt, alſo habe ich eben deſſen auch von meinem Gn. Fürſten Pharnabazus groſſe und wichtige Muthmaſſungen; dann als er das letztemahl wieder von Charas zu Hauſe anlangete, empfand er immer zu groſſe innerliche Hitze, welche durch keine kühlende Artzneyen ſich wollte löſchen laſſen, alſo daß er innerhalb 6 Wochen davon verzehret und gantz ausgedorret ward; dann alle redliche und aufrichtige Fürſten dieſes Reichs waren bey dem Wüterich Sapores verhaſſet, welcher ſolche Fürſtenthümer andern verſprochen hatte; daher muſten ſie räumen, und auf ſolche Weiſe Abſcheid nehmen. Fürſtin Rorane wiche alsbald aus dem Fürſtenthum Aſſyrien hinweg, maſſen der neue bübiſche Fürſt ihr ſehr gram war, und ihr nach dem Leben ſtund, weil ſie auf ſein inſtändiges Anhalten ihn nicht zum Erben aller ihrer beweglichen Güter machen wolte, ſondern vorgab, daß ſie das Groß-Fürſtliche Mediſche Fräulein (wie dann war) ſchon damit bedacht hätte; und weil ihr ſeine Boßheit bekandt war, machte ſie ſich nach Ekbatana zu Groß-Fürſtin Klaren, woſelbſt meine Gn. Fürſtin Barſene ſich annoch aufhält. Es zog ihr aber Hochgedachte Fürſtin Rorane dieſe Verfolgung dergeſtalt zu Hertzen, daß ſie drüber in die Schwindſucht gerieth, und, wie geſagt, vor anderthalb Jahren dieſe Eitelkeit verließ, welchen Todesfall ihre Schweſter Fürſtin Barſene noch dieſe Stunde ſehr betrauren ſoll.

Feſtus fragte ſie weiter, ob ſie dann nicht neulich von der Groß-Fürſtin Zeitung gehabt hätte, auch was vor Geſellſchafft bey ihr ſeyn, und in ihrer groſſen Traurigkeit ihr Troſt mittheilen möchte. Darauf antwortete ſie; faſt innerhalb Jahres-Friſt hätte ſie weder Schreiben daher bekommen, nach Gelegenheit gehabt, ihre dahin zu ſenden, gleichwol vor drey Wochen einen Ritter, ſo ihr etwas verwandt, geſprochen, deſſen Schweſter zu Ekbatana wohnete, und dieſelbe vor 8 Wochen beſucht hätte, welcher mir anzeigete, ſagte ſie, es lebete zwar die Groß-Fürſtliche Wittib mit ihrer gewöhnlichen Geſellſchafft noch, aber ſie hielten ingeſamt ſich ſo eingezogen, daß ſie wunderſelten ſich ſehen lieſſen. Es findet ſich aber bey ihr, meine gn. Fürſtin Barſene, dann eine vornehme Frey-Frau, Namens Artonis, unſerm vorigen Groß-Könige Artaxerxes verwandt, ſo ehmals in Griechenland gewohnet, woſelbſt ihr Gemahl, Namens Perdickas von König Ladisla erlegt worden, eine ſehr gottfürchtige und haabſelige Frau, ihres Alters von ohngefehr 50 Jahren. Weiters hält ſich bey ihr auf Fr. Kleoſis, Königin Valißken ehmahlige Kammer-Jungfer zu Charas, deren Ehe-Gemahl, Herr Bubazes, von etlichen Meuchelmördern vor vier Jahren entleibet worden, und ſolches durch Anſtifftung des jetzigen Fürſten zu Perſepolis, Namens Artabaſtes, des vorigen Groß-Königes Sohn, und des jetzigen Wüterichs Sapores Bruder, dem er an Boßheit gleichet, und an Ungerechtigkeit ihn übertrifft. Dieſe finden ſich ſtets bey der Groß-Fürſtin und ihrer Frl. Tochter, Frl. Damaſpien, und haben ihr verſprochen, ſich lebendig von ihr nicht zu trennen. Sie haben etwa drey oder vier Aufwärterinnen überall; aber Wolffgangs Gemahl, eine Böhmin, und Herr Tyriotes Gemahl Fr. Ameſtris, Königin Valißken ehmalige Kammer-Jungfer, welche nebſt ihrem Ehe-Juncker ſchon vor 15 Jahren ſich aus Suſiana nach Meden erhoben, als der bey Groß-Fürſt Phraortes in anſehnliche Dienſte getreten iſt, leben täglich bey ihnen; wie auch Zariaſpes, Syſigamben Sohn und ſeine Ehe-Liebſte, eines vornehmen Mediſchen Herren Tochter, Namens Terena; Dann nebſt dieſen, der Hirkaner Bazaentes (welchen Groß-Fürſt Arbianes Gemahlin, auf Königin Valißken Begehren, bald bey ihrer erſten Ankunfft in Dienſte genommen) mit ſeiner Laudize, gehen ihr ſtets zur Hand, und hinterbringen ihnen alles, was ihnen zu wiſſen nöthig iſt. Es iſt aber dieſe Geſellſchafft in ihrem itzigen Zuſtande ihr noch ſo lieb und angenehm, daß ſie nicht anders meynet, ſie würde ſterben müſſen, da ſie deren zu entrahten gezwungen würde. Ihr Leben und Wandel betreffend, ſagte ſie, wäre ihr meiſtes, Singen, Leſen und Beten. und müſte ein alter Kirchen-Lehrer alle Woche zweymahl zu ihnen kommen, und ihnen eine Predigt aus Gottes Wort halten. Der lieben Armuth theileten ſie täglich groſſe Allmoſen aus, und würden ſie von den gottloſen Juden ſehr geneid.t, die ohn Zweiffel ihr groſſes Unglück zurichten dürfften, wann ſie nicht vor Wolffgang ſich ſcheuen müſten, welcher dann, um ſolches Ubel abzuwenden, zu Zeiten den Juden in einem und andern willfahrete, ſo weit Gewiſſens halben geſchehen könte. Sonſten giengen ſie nicht müſſig, ſondern ihre Luſt-Arbeit wäre, daß ſie ſchöne groſſe Perſiſche Decken zurichteten, und ſich offt daran zuarbeiteten, daß ſie ſich gar abmatteten. Zu Zeiten erzehleten wohl eine oder andere, was von Königin Valißken und ihren Begebniſſen ſie wüſten, und hätte ſie ſelbſt wohl ehmals rechtſchaffen aus hertzlichem Mitleiden dieſer Hoch-Fürſtlichen Geſellſchafft helffen Thränen vergieſſen, wann die Groß-Fürſtin hätte erzehlet, wie es ihr und ihrem damahls verlobten Bräutigam, Groß-Fürſt Arbianes, Zeit ihres Elendes ergangen wäre, da ſie eine Dienſtmagd, er aber ein Bettler geweſen.

Aurelius begehrete zu wiſſen, ob dann die Groß-Fürſtin nicht Belieben hätte, wieder in ihr Vaterland zu ziehen; Worauf ſie antwortete: Daß nunmehr über drey Jahr lang ſie nebſt ihrem vertraueten Diener Wolffgang darauf gedichtet hätte, durch was Mittel in ſolchen ihren einigen Wunſch glücklich fortſetzen und ausführen möchten, aber die Kriegsleufften und ſtete Uneinigkeit zwiſchen den Perſen und Römern machten die Gefahr gar zu groß, da inſonderheit die Groß-Fürſtin pflegete einzuführen, ſie hätte ſchon in der Jugend erfahren, daß ſie unter keinem guten Glücks-Zeichen zu reiſen gebohren wäre; über das käme ihr ein Grauſen an, wann ſie ſich erinnerte, was vor ein langer beſchwehrlicher und mühſeliger Weg es von Ekbatana biß

Digitized by Google

nach Prag wäre; doch wann ſie gute und genugſame Begleitung haben ſolte, würde ſie wohl in dieſer Welt nichts mehr wünſchen, als ihr Vaterland wieder zu ſehen, und ihr Leben darinnen zu endigen; Ich fürchte aber, das fromme Gottesfürchtige Hertz werde ſich zu todt grämen, wann ſie erfahren ſolt, wie ihr einiger Sohn Henrich ſo gar aus der Art ſchläget, und allen Leichtfertigkeiten, Sünden und Laſtern ſich ergeben hat, daher er ſeinem Wüterich ſo angenehm und lieb ſeyn ſol, daß derſelbe ihm die Verheiſſung gethan, nicht allein ihn mit dem Groß-Fürſtenthum Meden wieder zu belehnen, ſondern ihm Armenien (welches er den Römern zu nehmen willens) zu übergeben. Feſtus erſeufftzete hierüber, und ſagte: Er wolte ſich glückſelig ſchätzen, wann er dieſe arme verlohrne Seele retten, und den verführten Menſchen wieder zum Chriſtenthum und Gottſeligen Wandel bringen könte; aber es war dieſer Wunſch vergeblich. Sonſten frageten ſie fleißig nach der Fürſtin zu Suſa und Perſepolis Wandel und Herrſchung, und erfuhren, daß an dieſen Höfen ſich die jetzigen Fürſten ihrem Könige faſt gleich bezeigeten, nur daß die Verfolgung der Chriſten bey ihnen etwas erträglicher wäre.

August Buchner

ward am 2. November 1591 zu Dresden geboren, erhielt ſeine Jugendbildung in ſeiner Vaterſtadt und auf der Kloſterſchule Pforta und ſtudirte dann zu Wittenberg die Rechtswiſſenſchaft, der er aber bald entſagte und ſich gänzlich der ſchönen Literatur widmete. Im Jahr 1618 ward er Magiſter und Profeſſor der Poeſie zu Wittenberg, mit welchem Amte er 1631 die Profeſſur der Beredſamkeit und das Ephorat der kurfürſtlichen Stipendiaten verband. Das Seniorat der Akademie erhielt er 1649. — Er war ein Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft, mit dem Beinamen „der Genoſſene", und der erſte deutſche Profeſſor, der es neben den zu ſeinem Amte gehörenden, pflichtmäßigen lateiniſchen Poeſieen nicht verſchmähte, auch in deutſcher Sprache zu dichten. — Er ſtarb den 12. Februar 1661.

Seine Schriften ſind:

Wegweiſer zur deutſchen Dichtkunſt. Jena, 1663.
Poemata selectiora. Leipzig, 1694.
Einzelne Lieder, in Neumeiſters diss. de claris poetis u. ſ. w.

B's Beſtrebungen für die deutſche Literatur ſind verdienſtlicher als ſeine poetiſchen Leiſtungen, in welchen er ſich Opitz zum Muſter nahm.

Vgl. Adolphi Clarmundi Lebensbeſchreibungen etlicher hauptgelehrten Männer. Wittenberg, 1704. Thl. II.

Johann Gottlieb Buhle,

ein gründlicher und gelehrter Forſcher auf dem Gebiete der Philoſophie, ward am 29. September 1763 in Braunſchweig geboren, ſtudirte zu Göttingen und widmete ſich daſelbſt dem akademiſchen Lehrfach. 1787 ward er außerordentlicher, 1794 ordentlicher Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität, verließ dieſelbe jedoch 1804, wo er als Collegienrath und Profeſſor nach Moskau ging. Im Jahre 1811 erhielt er das Amt eines Vorleſers und Bibliothekars bei der Großfürſtin Katharina, kehrte indeſſen 1814 nach Deutſchland zurück und ward 1815 Profeſſor und Syndicus, ſpäter Mitdirektor des Collegium Carolinum ſeiner Vaterſtadt. Er ſtarb hier am 11. Auguſt 1821.

Seine deutſchen Schriften ſind;

Ankündigung und Empfehlung öffentlicher logiſch-practiſcher Uebungen u. ſ. w. Göttingen, 1797.
Bemerkungen über den Gebrauch der Quellen zur älteren Geſchichte der Kultur bei den Kelt. und Scandinav. Völkern. Göttingen, 1788.
Einleitung in die allgemeine Logik und Kritik der reinen Vernunft. Göttingen, 1795.
Entwurf einer Transſcendentalphiloſophie. Göttingen, 1798.
Geſchichte des philoſoph. menſchlichen Verſtandes. 1. Th. Lemgo, 1793.
Geſchichte der neuern Philoſophie ſeit Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. 6 Bde. Göttingen, 1800 — 1805.
Grundzüge einer allgemeinen Encyclopädie der Wiſſenſchaften. Lemgo, 1790.
Ideen zur Rechtswiſſenſchaft u. ſ. w. 1. Sammlung. Göttingen, 1799.
Journal der ſchönen Künſte. 3 Hefte. Moskau, 1807.
Lehrbuch der Geſchichte der Philoſophie. 8 Thle. Göttingen, 1796 — 1804.
Lehrbuch des Naturrechts. Göttingen, 1798.
Sextus Empirikus. 1. Bd. Lemgo, 1801.
Unterſuchung über die Hausgötter des römiſchen Volks. Moskau, 1805.
Ueber Urſprung und Leben des Menſchengeſchlechts. Braunſchweig, 1822.
Ueber den Urſprung u. ſ. w. des Ordens der Roſenkreuzer und Freimaurer. Göttingen, 1804.
Verſuch einer kritiſchen Geſchichte der Litteratur der Ruſſiſchen Geſchichte. 1. Thl. Moskau, 1810.

Ein Anhänger des kantiſchen Syſtems, ſuchte B. hauptſächlich die hiſtoriſche Kenntniß der Fortſchritte der Philoſophie, ſeit den älteſten Zeiten, in Deutſchland zu befördern und auszubilden. — Mit gründlichem Wiſſen ausgerüſtet, von raſtloſem Fleiße beſeelt, hat er vorzüglich in dieſem Fache Bedeutendes geleiſtet und ſowohl als akademiſcher Lehrer wie als Schriftſteller nach vielen Seiten hin gewirkt. Haben gleich neuere Forſchungen den Standpunkt, von welchem aus dieſe Gegenſtände betrachtet werden müſſen, vorgerückt, ſo iſt es doch immer Pflicht, dankbar anzuerkennen, was durch ihn auf der von ihm eingeſchlagenen Bahn geleiſtet ward.

Ueber die Moralphiloſophie der Jeſuiten *).

Im J. 1540 ward der Orden der Jeſuiten vom Ignatius Loyola geſtiftet. Der Zweck desſelben war urſprünglich, das durch manche Umſtände und Ereigniße damals geſunkene Anſehn der Kirche wieder herzuſtellen, und dasſelbe durch Mittel, wie ſie dem Geiſte des Zeitalters und dem äußern Verhältniße der Kirche angemeſſener ſeyen, auf's neue zu ſtützen und für die Zukunft zu ſichern. Die poſitiven Religionen, vornehmlich die katholiſche, waren in ihrer Autorität erſchüttert worden, und Unglauben, ſchwärmeriſcher Myſticismus und blinder Supernaturalismus begannen mit einander zu ſtreiten. Mehrere der vorzüglichſten philoſophirenden Köpfe hatten ſich in der theoretiſchen Philoſophie zu einer ſkeptiſchen Denkart hingeneigt. Die praktiſche Philoſophie aber, ſoferne man ſie auf zufällige Erfahrungsmaximen gründete, war in eine ſchwankende ſich im Innern ſelbſt widerſtreitende Klugheitslehre übergegangen, die den eigenſüchtigen Genuß des Lebens begünſtigte, und den Menſchen von ſeiner wahren

*) Aus: Geſchichte der neuern Philoſophie ſeit der Epoche der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften. Von J. G. Buhle. Göttingen, 1801. Bd. 3. S. 334.

Digitized by Google

Beſtimmung und der ihr entſprechenden Pflicht ableitete, oder wenigſtens ihn in Anſehung der Gründe derſelben nicht befriedigte und beruhigte. Es bedurfte demnach allerdings damals für das hierarchiſche Intereſſe eines ſolchen Inſtituts, wie der Orden der Jeſuiten war, zumal da die übrigen Mönchsorden, beſonders der Orden der Dominicaner, in der Achtung des Publicum's ſehr verloren hatten, und für das ſo baufällige Gebäude der römiſchen Kirche nur ſchwache Stützen zu werden anfiengen.

Freylich ahndete der Stifter des Jeſuitenordens die Macht nicht, welche dieſer erhalten würde. Man kann ihm und den erſten Gliedern des Ordens den Plan argliſtiger Herſchſucht nicht zuſchreiben, der in der Folge das Benehmen und die Schritte der Jeſuiten leitete. Aber ſchon die ganze Anlage des Inſtituts, ſo zufällig und ohne weit ausſehende politiſche Tendenz ſie auch gemacht wurde, war doch von der Art, daß ſie die Politik begründete und herbeyführte, wodurch der Orden bald ſo berühmt, mächtig und furchtbar geworden iſt, und hauptſächlich in den katholiſchen Ländern nicht nur auf die Theologie und Hierarchie der katholiſchen Kirche, ſondern auch auf den Zuſtand der Philoſophie, und namentlich des praktiſchen Theiles derſelben, den entſcheidendſten Einfluß gewann.

Ein Hauptmittel, deſſen ſich die Jeſuiten bedienten, war, daß ſie den Unterricht der Jugend und die Cultur der dahin gehörigen wiſſenſchaftlichen Kenntniße an ſich zogen. Dadurch wurden ſie in den Stand geſetzt, gerade die bedeutendſten Volksclaſſen, und ſelbſt die regierende von ihrer Leitung und Willkühr abhängig zu machen; dieſelben, oft ohne daß dieſe es wußten oder ahndeten, an das Intereſſe des Ordens anzuknüpfen und für den Dienſt desſelben zu erziehen; auch diejenigen Köpfe und Charaktere kennen zu lernen, die am fähigſten waren, Mitarbeiter für den eigenthümlichen Zweck des Ordens zu ſeyn. Der Unterricht der Jugend ward anfangs bloß als ein verdienſtliches Werk von den Jeſuiten angeſehen, bis nach und nach den Obern des Ordens das hierarchiſche Intereſſe klarer wurde, das ſie ſelbſt nach dem Plane ihres Inſtituts verfolgen könten, und ſie die Vortheile wahrnahmen, welche ihnen die verſtattete Theilnahme an der Erziehung und wiſſenſchaftlichen Bildung der Nationen darbot. So ward der Orden der Jeſuiten ſehr bald in einen geheimen Orden umgewandelt, der zwar mit der Verfaſſung der römiſchen Kirche überhaupt zuſammenhieng, und ſich, wenigſtens nach dem äuſſern Anſcheine, dem oberſten Zwecke dieſer unterordnete; aber doch ſeine eigene für ſich beſtehende politiſche Verfaſſung hatte, ſelbſtſtändig für ſein beſonderes Intereſſe arbeitete, und dadurch die römiſche Kirche oder vielmehr den Papſt, wie die katholiſchen weltlichen Fürſten, auf gleiche Weiſe tyranniſirte. Die Ordensgenerale Lainez, Aquaviva und Salmurius gaben der innern Organiſation des Ordens für die politiſchen Abſichten desſelben die Vollendung.

Unter allen Wiſſenſchaften, auf deren Beſchaffenheit den Jeſuiten zur Bildung, Stimmung und Richtung ſowohl ihrer eigenen Mitglieder, als der Layen, am meiſten ankam, war die wichtigſte die Philoſophie, vorzüglich ihrem praktiſchen Theile nach. Dieſe mußte unter ihrer Hand ein Mittel werden, die Köpfe ſo umzubilden, und die Charaktere ſo zu formen, daß ſie den jedesmaligen Abſichten entſprachen, welche die Häupter des Ordens durch ſie erreichen wollten. Das Studium der theoretiſchen Philoſophie mußte ihnen nicht ſowohl als Mittel der vernünftigen Aufklärung überhaupt, wie vielmehr der Uebung des Scharfſinns, des Witzes, der ſophiſtiſchen Kunſt dienen; und zu dieſem Behufe war ihnen nichts willkomner, als die ſcholaſtiſche Dialektik und Metaphyſik, die ſie deßwegen auch in ihrem Anſehn zu erhalten, und nur ſo umzuformen ſuchten, wie es der Geiſt des Zeitalters und der Zweck des Ordens mit ſich brachten. Die theoretiſche Philoſophie erfuhr inzwiſchen verhältnißmäßig noch geringere Veränderungen von ihnen, als die praktiſche, weil jene, ſo wie ſie dieſelbe zu ihrer Zeit noch auf den Univerſitäten und Schulen groſſentheils herrſchend fanden, ſich mit ihrem hierarchiſchen Syſteme vertrug, und da ſie am Ende auf ein Gewebe dialektiſch metaphyſiſcher Raiſonnements für und wider hinauslief, ſich ſehr leicht mit dem härteſten Supernaturalismus und dem blindeſten Glauben an die Ausſprüche der Concilien und Kirchenväter vereinbaren ließ. Hingegen die praktiſche Philoſophie bedurfte einer gänzlichen Umwandelung, wenn ſie ein taugliches Werkzeug für die geheimen Zwecke des Ordens werden ſollte. Sie mußte einen Charakter empfangen, durch welchen ſie einerſeits leichter beim groſſen Publicum Eingang finden, und die Lehrer derſelben, die Jeſuiten, empfehlen konte; andererſeits den Abſichten des Ordens nie widerſprach, ſondern ſich in jedem Falle denſelben anſchmiegen ließ, und dadurch ſowohl die Mitglieder ſelbſt wegen jeder Handlung, die ihnen das Intereſſe des Ordens zur Pflicht machte, rechtfertigte, als auch Layen, auf welche der Orden wirken wollte, in ihrem eigenen Urtheile und in dem Urtheile des Publicum's wegen der Moralität der Handlungen beruhigte, zu welchen die Jeſuiten ſie verleiteten. Um nun aber der Moral insbeſondre jenen Charakter zu ertheilen, ſtellten ſie zuvörderſt die Moral der ältern Lehrer, namentlich der übrigen Mönchsorden, als zu ſtrenge und finſter dar, und lieſſen dagegen die ihrige ſich mehr nach den ſinnlichen Neigungen und dem Egoismus der Menſchen bequemen, wodurch ihr Orden ſelbſt mehr Theilnehmer bekam, und auch ihr religiöſer und praktiſcher Unterricht bey dem groſſen Haufen beliebter wurde. Dann wandten ſie hauptſächlich ihren Fleiß auf die Caſuiſtik, und brauchten die Ungewißheit der Entſcheidung in einzelnen Fällen, mit Hülfe ſophiſtiſcher Erſchleichungen, um die unmoraliſchſten Maximen, ſobald die Umſtände es erforderten, geltend zu machen. Für die Caſuiſtik, als Beyſpiel, wie ſcheinbar ſophiſtiſche Heuchler die Moral verdrehen können, iſt die Geſchichte der Jeſuitiſchen Moralphiloſophie höchſt lehrreich. Da die Zahl der ſogenannten Gewiſſensfälle unerſchöpflich iſt, ſo gedieh unter ihrer Bearbeitung die Moral zu einer enormen Weitläufigkeit. Mehrere Jeſuiten füllten mit ihren caſuiſtiſchen Moralſyſtemen ganze Reihen Folianten und Quartanten aus, und auch dadurch entrückten oder erſchwerten ſie unvermerkt den Layen die Möglichkeit, ſich zu allgemeinen und wahren Principien der Moralität zu erheben, weil ſie dieſelben gleich in das Labyrinth ihrer Caſuiſtik verſtrickten, wo kein anderer Ausgang war als der Eingang, und dadurch das Benehmen derſelben bey wichtigern Schritten im Leben ganz von ihrer Entſcheidung abhängig machten. Dazu brauchten ſie nun noch ihre Dialektik, um ihrer wiſſenſchaftlichen Caſuiſtik das Anſehn der Gründlichkeit zu geben, und die Mitglieder des Ordens in den Stand zu ſetzen, Maximen zu vertheidigen, gegen die etwa der noch unverderbte moraliſche Sinn ihrer Zöglinge oder der Layen proteſtiren möchte.

Zu den merkwürdigſten und verderblichſten Eigenheiten der Jeſuitiſchen Moral gehören die Maximen: Der Zweck heiligt das Mittel. — Zwiſchen der innern Geſinnung und der äuſſern Handlung findet kein nothwendiger moraliſcher Zuſammenhang ſtatt, und man darf alſo unter gewiſſen Umſtänden eine böſe That äuſſerlich verrichten, ſobald man nur im Herzen das Gegentheil denkt oder will (reservatio mentalis). — Eine wahrſcheinliche Meynung, man müſſe ſo oder ſo handeln, rechtfertigt die Handlung. Die Wahrſcheinlichkeit einer Meynung von der richtigen Maxime wird auch dadurch begründet, daß ein älterer angeſehener Moraliſt, beſonders unter den Jeſuiten, ſie behauptet. Je länger man eine ſolche wahrſcheinliche Meynung hegt, deſto gültiger wird ſie. Man kann ſelbſt eine minder wahrſcheinliche Meynung einer mehr wahrſcheinlichen mit gutem Gewiſſen vorziehen, ſofern einmal jene Meynung überhaupt wahrſcheinlich iſt. — Mit ſolchen Grundſätzen war es möglich, ſogar die höchſten Abſcheulichkeiten des Frevels als moraliſch erlaubt darzuſtellen, Zöglinge des Ordens und Layen zu Verbrechen zu verführen und ſie zu überreden, daß ſie damit gar nichts Unrechtmäßiges und Böſes begiengen.

Es iſt jedoch hierbey auch nicht zu vergeſſen, daß in dem damaligen Zuſtande der wiſſenſchaftlichen Moral überhaupt mit ein Grund zu der Richtung lag, welche jene von den Jeſuiten empfieng, und daß nicht Alles einer verſchmitzten Bosheit dieſer allein zuzuſchreiben ſey. Schon ſofern man die Quelle der philoſophiſchen Moral in der Erfahrung und Geſchichte ſuchte, konte nichts anders als eine bloße Klugheitslehre herauskommen. Denn wie könte irgend eine Erfahrung als ſolche von den Folgen der Handlungen eine Pflicht begründen? War aber einmal die Moral zu einer bloſſen Klugheitslehre herabgewürdigt, ſo war es ein ganz natürlicher Uebergang, daß ſie eine Theorie der Argliſt wurde, und hierzu lagen in dem menſchlichen Egoismus und der Dialektik der Vernunft überhaupt mancherley Veranlaſſungen, die nur bey den Jeſuiten um ſo kräftiger wirkten, je mehr ſie mit dem Intereſſe ihres Ordens harmonirten. Eigentlich hatten die Jeſuiten alle wahre Moral zerſtört, und an die Stelle derſelben ein Syſtem des ſchnödeſten Eigennutzes geſetzt, das jede Maxime zuließ und rechtfertigte, welche die Abſicht und die Umſtände des Subjects mit ſich brachten, das aber doch in einen Schleyer der Vernünftigkeit, wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit, und ſelbſt der Religioſität gehüllt war, wodurch es um ſo täuſchender wurde, und um ſo ſchwerer hervorgezogen und in ſeiner ſchändlichen Blöße aufgedeckt werden konte.

Da das Studium der wiſſenſchaftlichen Moral der Jeſuiten, auch ihrer Weitläufigkeit und Subtilität wegen, meiſtens auf die Mitglieder und Zöglinge des Ordens eingeſchränkt blieb, und dieſe entweder ſelbſt darin verſtrickt waren, oder ihre Zweifel nicht zu äußern oder durchzuſetzen wagen wolten oder durften; ſo blieb das Gift des praktiſchen Jeſuitismus lange innerhalb

Digitized by Google

des Ordens verborgen, bis das äußere Benehmen der Jeſuiten, vorzüglich der Vornehmern unter ihnen an den Höfen, und ihre Streitigkeiten mit andern Orden und Religionspartheyen Aufmerkſamkeit darauf erregten. Am meiſten wurde in der Folge das Arge, das in der wiſſenſchaftlichen Moral der Jeſuiten lag, von den Janſeniſten zur Sprache gebracht, und durch die kühnen vortrefflichen Gegenſchriften des Paſcal, Nicole u. a. wurde ihr der größte Theil ihres Giftes benommen, weil nun das Publicum ſie genauer kennen lernte *).

Nicht bloß als Gegner der Jeſuiten, ſondern auch in Hinſicht auf die Philoſophie überhaupt, namentlich die Philoſophie der Religion, verdient insbeſondre Blaſius Paſcal ein ehrenvolles Andenken in der Geſchichte. Er wurde im Jahr 1623 gebohren. Sein Vater war Stephan Paſcal, königlicher Staatsrath und Kammerpräſident zu Clermont, ein ſehr einſichtsvoller Mann, der ſich durch tiefe Kenntniße in den mathematiſchen Wiſſenſchaften auszeichnete, und auch an den Debatten über die Carteſianiſchen Behauptungen Antheil genommen hatte. Blaſius Paſcal war der einzige Sohn, und wurde, da er früh ſeine Mutter verlohr, von ſeinem Vater mit der größten Sorgfalt und Zärtlichkeit erzogen. Dieſer verließ ſogar deßwegen die Provinz, und begab ſich mit ſeiner Familie nach Paris, um ſich der Erziehung ſeiner Kinder deſto ungehinderter widmen zu können. Paſcal hatte einen ſehr kränklichen Körper, der ihm ſein ganzes Leben hindurch viel Leiden verurſachte, auch auf ſeine ganze Gemüthsſtimmung und Denkart, vornehmlich in den letztern Jahren, großen Einfluß hatte, und ihm einen frühen Tod zuzog. Deſto energievoller aber waren ſein Genie und Charakter. Schon als Knabe gab er Beweiſe von einem außerordentlichen Talente. Er unterſuchte für ſich ſelbſt mit raſtloſem Eifer, was ihm Merkwürdiges vorkam, und hatte dabey einen unüberwindlichen Hang zur Mathematik, wo er dem elementariſchen Unterrichte, welchen ihm ſein Vater abſichtlich verweigerte, durch eigene Erfindung zuvoreilte. Der Vater wünſchte nehmlich, daß der Sohn, bevor er zu den wiſſenſchaftlichen Studien ſchritte, ſich erſt der lateiniſchen und griechiſchen Sprache gründlich bemächtigen ſollte; und vorenthielt ihm deßwegen nicht nur alle mathematiſchen Bücher, ſondern vermied es auch, über mathematiſche Gegenſtände im Beyſeyn deſſelben zu reden. Allein der junge Paſcal zeichnete ſich ſelbſt in einſamen Stunden geometriſche Figuren, unterſuchte ihre Verhältniße, ſchuf ſich eine Terminologie, und gelangte durch eigenes Nachdenken bis zur zwey und dreyßigſten Propoſition im erſten Buche des Euklid, bey deren Betrachtung ihn der Vater überraſchte, und über die unerwarteten Anlagen und Fortſchritte des Sohnes in das froheſte Erſtaunen gerieth. Von dieſer Zeit an ſetzte der Vater der Wißbegierde Paſcal's keine Schranken weiter; ſondern kam ihm ſelbſt und mit Unterſtützung andrer Gelehrten durch Unterricht in der Mathematik und Phyſik zu Hülfe. Im ſechszehnten Jahre ſeines Alters arbeitete Paſcal bereits einen Verſuch über die Kegelſchnitte aus, der von Kennern, unter andern auch von Des Cartes, bewundert wurde, aber nicht im Drucke erſchienen iſt. Im neunzehnten Jahre erfand er die bekante Rechnenmaſchine; und eben ſo bekant ſind ſeine Experimente über den leeren Raum nach dem Toricelli, die er bald darauf anſtellte. Nicht weniger Sinn, als für die Mathematik, hatte Paſcal auch für philoſophiſche Studien. Was ſeinem Geiſte in Anſehung dieſer eine eigenthümliche Richtung gab, war der echte und zarte moraliſche Sinn, welchen er hatte, und der ihn, ungeachtet ſeiner philoſophiſchen Skepſis und ſeines Mistrauens gegen die Vernunft, doch die Verbindlichkeit und Nothwendigkeit der Moral nicht verkennen, und dieſe, da er ſie durch die Autorität der geſetzgebenden Vernunft nicht genug geſichert glaubte, auf die geoffenbarte Religion, als ihr gültigſtes und unerſchütterliches Fundament, ſtützen ließ. Paſcal war in gewiſſem Betrachte ein religiöſer Schwärmer; aber ſeine Schwärmerey war die moraliſch edelſte von der Welt; ſie war Folge eines philoſophiſchen Skepticismus, der ihm nichts als einen freylich gewiſſermaßen myſtiſchen Glauben an die Offenbarung übrig ließ, um die Anfoderungen und Bedürfniße des Gewiſſens erklären und befriedigen zu können. Sein Privatleben enthält mehrere Züge, die Achtung und Liebe gegen ſeinen Charakter erwecken müſſen. Gegen das Ende ſeines Lebens bewogen ihn ſeine Kränklichkeit und religiöſe Stimmung, auch das Zureden ſeiner Schweſter, die ebenfalls eine ſchwärmeriſch religiöſe Perſon war, ſich dem Umgange mit der Welt faſt ganz zu entziehen, und meiſtens auf dem Lande zu leben. Er ſtarb 1662 im vierzigſten Jahre ſeines Alters.

Zwey Werke philoſophiſchen Inhalts haben den Ruhm Paſcal's bey der gebildeten Nachwelt geſichert. Das erſte ſind ſeine **Pensées sur la religion** *), voll Geiſt und Wahrheit, und oft ſehr ſinnreich, kräftig und edel ausgedrückt. Sie gewähren zur moraliſchen und religiöſen Bildung des Herzens eine höchſt intereſſante und fruchtbare Lectüre. An und für ſich ſind ſie nur nach dem Tode Paſcal's unter ſeinen Papieren aufgefundene Bruchſtücke eines großen Werks, das zum Zwecke hatte, die Falſchheit und Untauglichkeit aller profanen Religionsſyſteme darzuthun; das religiöſe Bedürfniß der Menſchheit und dieſem gemäß die Kriterien einer wahren Religion hervorzuheben, und die Uebereinſtimmung des wahren Chriſtenthums mit dieſen Kriterien zu zeigen. Aus einer mündlichen Erzählung Paſcal's ſelbſt kennt man noch den Plan, welchen er zur Ausführung des ganzes Werkes entworfen hatte. Er wollte beweiſen, daß die Lehren der chriſtlichen Religion keine geringere Evidenz hätten, als alle anderen Wahrheiten in der menſchlichen Erkentniß, welche für die evidenteſten gehalten werden. Er ſchildert alſo den Menſchen überhaupt nach ſeiner wahren Natur, ſeinen Kräften, Neigungen, Bedürfnißen, Wünſchen, nach ſeinen innern und äuſſern Verhältniſſen. Nun dachte er ſich einen wirklichen einzelnen Menſchen, der bisher in Beziehung auf ſich ſelbſt und die Dinge um ihn her durchaus gleichgültig und unwiſſend geweſen ſey, itzt aber in jenem Bilde ſich getroffen fühle, über ſein Weſen und ſeine Beſtimmung nachzudenken anfange, und ſehnlich nach Aufklärung hierüber ſtrebe. Paſcal verweiſt dieſen zuerſt an die Philoſophen; belehrt ihn, was die größten Köpfe aller Zeiten über die Natur und Beſtimmung des Menſchen gemeynt haben; deckt die Widerſprüche und das Unbefriedigende in ihren Behauptungen auf; und ziehet aus Allem den Schluß, daß die Philoſophie ihn nicht über die wichtigſte Angelegenheit ſeines Lebens beruhigen könne und werde. Eben ſo ſchildert ihm Paſcal die mannichfaltigen Religionen älterer und neuerer Völker, um ihn auch bey dieſen von den unzähligen Irrthümern, Thorheiten und Ausſchweifungen des menſchlichen Verſtandes zu überführen. Dann richtet er die Aufmerkſamkeit ſeines Zöglings insbeſondere auf die jüdiſche Religion; auf die auſſerordentlichen Umſtände, welche bey dieſer eintraten; auf das alte Teſtament, als die unzweifelbar göttliche Urkunde derſelben; auf das Licht, welches durch dieſe Urkunde über die menſchliche Natur, ihre Unvollkommenheit, ihren Hang zum Böſen verbreitet werde; endlich auf den Zuſammenhang des Judenthums mit dem Chriſtenthume, als eine Vorbereitung des letztern. Die Wahrheit des Chriſtenthums ſelbſt bewies er hauptſächlich aus den Weiſſagungen. Dann charakteriſirte er Chriſtus, die Geſchichte des Chriſtenthums, den Geiſt der originalen chriſtlichen Sittenlehre; und auf dieſem Wege glaubte er die religiöſe Ueberzeugung und Bildung ſeines Zöglings bewirkt und vollendet zu haben.

Das andere Werk des Paſcal ſind die bekannten **Lettres provinciales**, die er unter dem Namen Ludewig Montalt herausgab. Sie ſind hauptſächlich gegen die Jeſuiten gerichtet, welche damals, wie ich vorher erzählt habe, durch ihre ſophiſtiſche Caſuiſtik die Sittlichkeit der höhern Volksclaſſen in Frankreich, ſo wie aller Nationen, bey denen ſie die vornehmſten Lehrer der Jugend waren, vergifteten, und alle wahre Gewiſſenhaftigkeit zu zerſtören drohten. Da jene Briefe mit Wahrheit, Anmuth, Energie, und bewundernswürdiger Freymüthigkeit geſchrieben ſind, ſo hatten ſie eine auſſerordentliche und ſehr wohlthätige Wirkung. An den **Lettres provinciales** hatte Ni-

*) Die Moral der Jeſuiten und ihren Werth lernt man am beſten kennen aus folgendem Werke: **La Morale des Jesuites extraite fidelement de leurs livres, imprimez avec la permission et l' approbation des Superieurs de leur compagnie. Par un Docteur de la Sorbonne** (Perrault): **à Mons; 1669.** Als theoretiſche Philoſophen haben ſich mehrere gelehrte Jeſuiten, hauptſächlich durch Lehrbücher der ariſtoteliſch-ſcholaſtiſchen Philoſophie, und durch Commentare über die Schriften des Ariſtoteles ſelbſt, berühmt und in ihrer Art verdient gemacht. Als Commentatoren des Ariſtoteles zeichneten ſich vorzüglich Franciscus Suarez, Franciscus Toletus, und die Jeſuiten von Colmbra aus, deren Erläuterungen auch noch gegenwärtig ſehr brauchbar ſind.

*) **Pensées de Mr. Pascal sur la religion et sur quelques autres sujets; à Amstd. 1697. 12. nouvelle édition augmentée de plusieurs pensées, de sa vie, et de quelques discours; à Paris 1720. 12.** Die vorgeſetzte Biographie hat die Schweſter Paſcal's zur Verfaſſerin. Deutſch: Gedanken Paſcal's, mit Anmerkungen und Gedanken von J. F. K. (Kleuker); Bremen 1777. 8. — Ideen über Menſchheit, Gott, und Ewigkeit von Paſcal, mit Betrachtungen von Carl Heinrich Heydenreich. Erſtes Bändchen; Leipzig, ohne Jahreszahl. Voran geht eine Einleitung über den Zweck und Plan des Paſcalſchen Werks, und eine charakteriſtiſche Biographie Paſcal's vorzüglich in moraliſcher Hinſicht. Die Ueberſetzung der **Pensées** des P. ſelbſt iſt ſehr fehlerhaft.

Digitized by Google

cole groſſen Antheil. Dieſer überſetzte ſie auch in's Lateiniſche, und fügte unter dem angenommenen Namen Wilhelm Wendrock Anmerkungen hinzu *).

Zwar nicht als Gegner der Jeſuiten, aber doch in Anſehung der Denkart über Philoſophie und Religion war dem Pascal ſehr ähnlich einer ſeiner Zeitgenoſſen Peter Daniel Hüet. Er wurde gebohren zu Cadom aus einer edeln und angeſehenen Familie im J. 1630. Er verlohr ſeinen Vater, der die Partey der Hugenotten verlaſſen hatte und zur katholiſchen Religion übergegangen war, ſehr früh. Seine erſte literariſche Erziehung wurde meiſtens durch die Jeſuiten geleitet, und hatte mancherley Mängel, die aber zum Theil durch ſein treffliches Genie und ſeine unbegrenzte Wißbegierde erſetzt wurden. Die frühern Studien deſſelben betrafen hauptſächlich claſſiſche Literatur, Mathematik und Philoſophie. Auch in der Poeſie machte er glückliche Verſuche. Noch als Jüngling lernte er die neue Carteſiſche Philoſophie kennen, und ward anfangs ſehr für ſie eingenommen, worin ihn auch der enthuſiaſtiſche Beyfall beſtärkte, welchen ihr mehrere der geſchätzteſten Gelehrten der Zeit, ſelbſt unter den Jeſuiten, gaben. In reifern Jahren ward er einer ihrer eifrigſten Widerſacher. Inzwiſchen ſchränkte ſich Hüet's Wißbegierde nicht auf jene Studien ein. Durch die Lectüre der Geographia Sacra des Samuel Bochart, und die perſönliche Bekanntſchaft mit dieſem ward er auch veranlaßt, die orientaliſche Literatur zu treiben; und ſo artete ſeine literariſche Beſchäftigung überhaupt in eine Polyhiſtorie aus, die auf die nachherige Richtung ſeines philoſophiſchen Talents entſcheidend einwirkte. Da Bochart von der Königinn Chriſtine von Schweden auf Empfehlung des Iſaak Voſſius nach Stockholm berufen wurde; ſo ließ ſich Hüet von ihm bereden, ihn dahin zu begleiten. Dieſe Reiſe wurde für ihn nicht nur durch die perſönliche Verbindung, in welche er mit den berühmteſten Gelehrten in Holland, Dänemark und Schweden kam, ſondern auch in mancher andern Hinſicht intereſſant und lehrreich. Hüet verband mit ſeiner Gelehrſamkeit auch äuſſere Bildung und Feinheit im geſellſchaftlichen Benehmen; er gefiel daher auch der Königinn Chriſtine im perſönlichen Umgange. Sie entließ ihn ungerne von ihrem Hofe. Nach ſeiner Rückkehr in's Vaterland lebte er theils zu Cadom, theils zu Paris, wenn ſeine gelehrten Arbeiten ihm den Aufenthalt in der letzten Stadt nothwendig machten. In Cadom ſtiftete er, durch die allgemeine Theilnahme aufgemuntert, welche damals die phyſikaliſchen, aſtronomiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften fanden, eine gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung derſelben, die ſich wöchentlich in ſeinem Hauſe verſammelte, und ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Staatsminiſters von Frankreich, Colbert, dieſes groſſen Gönners der Literatur, auf ſich zog. Dieſer bewilligte ſogar eine Summe zur Beſtreitung der Koſten für die zu machenden Verſuche unter königlicher Autorität. In dieſer Periode war es auch, wo Hüet, durch einen ſeiner gelehrten Freunde dazu bewogen, die Werke des Sextus Empiricus ſtudirte, und eine Vorliebe für den Pyrrhonismus gewann, die er ſein ganzes nachheriges Leben hindurch behielt. Da Ludwig XIV. auf Colbert's Antrag mehreren der gröſten Gelehrten Europa's anſehnliche jährliche Penſionen ertheilte, ſo erhielt auch Hüet eine ſolche. Kurz hernach ward er nebſt dem Boſſuet zum Lehrer des Dauphin von Frankreich ernannt, und mußte nun ſeinen beſtändigen Wohnſitz zu Paris nehmen. Er war einer der vornehmſten Urheber der Idee, die claſſiſchen Schriftſteller in vsum Delphini beſonders zu bearbeiten und zu erläutern, und er ſelbſt hat nach dem dabey zum Grunde gelegten Plane den Manilius mit ſeinen Noten herausgegeben. Seine damalige Muſſe benutzte er überdem zunächſt für ſein berühmtes Werk: De demonstratione evangelica. Als er einige Jahre am Hofe gelebt hatte, vollführte er einen ſchon lange gefaßten Entſchluß, und trat in den geiſtlichen Stand. Da man am Hofe auf die Verheyrathung des Dauphin dachte, und der Unterricht deſſelben als beendigt angeſehen wurde, erhielt er die Abtey zu Aulne, wohin er ſich im Jahre 1680 begab, nachdem er zehn Jahre dem Lehramte bey dem Dauphin vorgeſtanden hatte. In dieſem Orte, der in einer der reizendſten Gegenden Frankreichs liegt, widmete er ſich mit unausgeſetztem Eifer den Wiſſenſchaften. Er ſchrieb hier ſeine Questiones Alnetanas und ſeine Censuram philosophiae Cartesianae. Daß er als Gegner der Carteſiſchen Philoſophie auftrat, geſchah wohl mit auf Betrieb der Jeſuiten, die immer groſſen Einfluß auf ihn behielten, zumal da mehrere ſeiner Freunde, die er auch wegen ihrer Gelehrſamkeit hochſchätzte, Peter Lobbé, Vavaſſor, Rapin, Sirmond, zu dieſem Orden gehörten. Da er durch ſeine Schrift gegen den Carteſianismus mehrern Angriffen von den Anhängern deſſelben ausgeſetzt wurde, die ihn durch ihre Bitterkeit und Grobheit von einer ernſthaften Fortſetzung des Streites aus philoſophiſchen Gründen abſchreckten; ſo ergriff er das Mittel, die Carteſianer lächerlich zu machen. Er gab anonymiſch neue Nachrichten zur Geſchichte des Carteſianismus heraus, worin er die Carteſianer mit vielem Witz und Laune durchzog. Er dichtete darin, daß Des Cartes, nachdem er die Schweden durch ein falſches Gerücht von ſeinem Tode getäuſcht, ſich heimlich zu den Lappländern begeben, und unter ihnen eine neue philoſophiſche Schule errichtet habe, von welcher denn mancherley Scurrilitäten erzählt werden. Hüet war glücklich genug, lange Zeit hindurch die Anonymität zu behaupten, ſo daß ihn Niemand für den Verfaſſer hielt, und er alſo auch perſönlich für ſeinen Muthwillen weiter nicht von den Carteſianern gezüchtigt wurde. Die letztern Jahre ſeines Lebens brachte er zu Paris zu, in der Geſellſchaft ſeiner gelehrten Freunde unter den Jeſuiten. Er verfaßte hier noch ſeinen Commentarius de rebus ad eum pertinentibus, der ſeine eigene Lebensgeſchichte enthält. Seine große Bibliothek vermachte er dem Orden der Jeſuiten, jedoch unter der Bedingung, daß ſie zum öffentlichen Gebrauch frey ſtehen ſollte. Er ſtarb im Jahre 1721, nachdem er faſt ein halbes Jahrhundert hindurch den gröſten literariſchen Ruhm genoſſen hatte.

Bey Hüet war das Reſultat einer groſſen viel umfaſſenden Gelehrſamkeit, und insbeſondere des Studiums der verſchiedenen ältern philoſophiſchen Syſteme, der vollendeteſte Skepticismus, vor dem er keine andere Rettung wußte, als in dem Glauben an die Offenbarung *). Er hatte anfangs die Peripatetiſche und Platoniſche Philoſophie ſtudirt. In der erſtern misfiel ihm der anmaaßende Dogmatismus, der ſich doch nicht vor der prüfenden Vernunft bewähren konte; auch die verſchiedenen Vorſtellungsarten, die ſie bey den griechiſchen Auslegern, den Arabern und den ſpätern Scholaſtikern veranlaßt hatte, machten ihn nicht nur in Anſehung des eigentlichen Sinnes des Ariſtoteliſchen Syſtems, ſondern auch der Wahrheit deſſelben überhaupt irre; und am meiſten misbilligte er die ſophiſtiſche Dialektik und Diſputirſucht, die eine Frucht der Ariſtoteliſchen Philoſophie geweſen war. Der Platonismus ſchien ihm mehr ein Aggregat philoſophiſcher Phantaſieen, als ein auf feſten Principien gegründetes Syſtem. In mehreren Dialogen des Plato ſelbſt fand er eben ſo viel Gründe für als wider gewiſſe Sätze, und die Entſcheidung der wichtigſten Probleme hieng von Hypotheſen und unerwieſenen Vorausſetzungen ab. Wie bey dem Ariſtoteliſchen Syſteme, ſo nahm er beym Platonismus ebenfalls daran einen Anſtoß, daß ſo viel verſchiedene philoſophiſche Schulen und Meynungen aus demſelben hervorgegangen waren. Die atomiſtiſche Philoſophie des Epikur, die damals vom Gaſſendi gleichſam neu belebt war, konte Hüet's Beyfall um ſo weniger gewinnen, je mehr ſie mit der Lehre der Offenbarung contraſtirte, deren Wahrheit er allein für unerſchütterlich hielt. Der Carteſianismus hatte durch die neue Methode der Speculation ihn zuerſt überraſcht; aber bald ſah er auch die Einſeitigkeit und Falſchheit der Principien ein, von welchen derſelbe ausgieng, ſo wie das Willkührliche in den Folgerungen, und dies machte, daß er förmlich als Gegner deſſelben auftrat. So wurde er nach und nach durch den Widerſtreit der philoſophiſchen Syſteme ſelbſt, mit denen er bekant geworden war, zum Skepticismus geſtimmt. Die Lehren der Akademiker, des Arceſilas und des Karneades, beſtärkten ihn darin; und er trat zuletzt ganz auf die Seite der Pyrrhonier, nachdem er die Werke des Sextus geleſen hatte.

*) Lettres provinciales ecrites par Louis de Montalte (Pascal) à un Provincial de ses Amis. Avec des notes de Guillaume Wendrock (Nicole). A Leide 1761. 4 Tomes 12. Der deutſchen Ueberſetzung von den Provincialbriefen (Lemgo 1774. 8.) iſt eine Geſchichte derſelben beygefügt, in welcher auch manche merkwürdige Notizen über Pascal vorkommen.

*) Hüet's Schriften, ſoferne ſie ſich auf Philoſophie beziehen, ſind folgende: Petri Danielis Huetii de interpretatione libb. IV. Paris. 1661. 4. — Ejusd. Demonstratio evangelica; Paris. 1679. fol. — Ejusd. Quaestiones Alnetanae; Cadomi 1690. 4. Lips. 1693. Lips. 1719. 4. Dieſer letztern Ausgabe iſt auch des Hüet Commentarius de rebus ad eum pertinentibus beygefügt, der zuerſt zu Haag 1718 noch bey Lebzeiten Hüet's herauskam. — Ejusd. Censura philosophiae Cartesianae; Paris. 1688. 12. Helmstad. 1690. 4. Vgl. Philosophiae Cartesianae adversus censuram P. D. Huetii Vindicatio, in qua plerumque intricatiora Cartesii loca clare explanantur, auctore D. A. P. (Doct. Augusto Petermann). Lips. 1690. 4. — Nouveaux memoires pour servir à l' histoire du Cartesianisme par M. G. de l' A; à Paris 1692. 12. — Traité de la foiblesse de l' esprit humain (par Mr. Huet); à Amsterdam 1723. 12. Dieſes Werk erſchien nach des Verfaſſers Tode. Es iſt deutſch überſetzt herausgekommen mit Anmerkungen gegen den Skepticismus zu Frankfurt am Mayn 1724. 8.

Digitized by Google

So häufig er indeſſen in ſeinen frühern Schriften, namentlich in der **Demonstratio evangelica** und den **Quaestionibus Alnetanis**, ſeine Vorliebe für die ſkeptiſche Denkart äuſſert; ſo lebhaft er den erwähnten Akademikern wegen ihrer Art zu philoſophiren Lobreden hält; ſo trauten doch Hüet's Zeitgenoſſen ihm den Skepticismus nicht in dem Grade zu, wie er ihm wirklich eigen war. Er hatte ihn in jenen frühern Schriften vorzüglich gebraucht, um die Autorität der Vernunft herabzuſetzen, und auf den Trümmern der Philoſophie der Offenbarung einen Triumph zu bereiten. Deßwegen waren ſeine ſkeptiſchen Raiſonnements den gelehrten Leſern jener Schriften nicht ſonderlich aufgefallen, und von dem gröſſern Publicum wurden jene Schriften nicht geleſen. Um ſo allgemeineres Aufſehen erregte Hüet's Tractat von der Schwäche des menſchlichen Verſtandes nach dem Tode deſſelben, in welchem der Skepticismus in ſeinem ganzen Umfange und ſeiner ganzen Stärke, die ihm die Pyrrhonier gegeben haben, und noch überdem von Hüet's eigener Gelehrſamkeit ausgeſtattet und gegen die herrſchenden philoſophiſchen Syſteme ſeiner Zeit gekehrt, dargelegt war. So wenig Hüet's Skepticismus in den Schriften, die er während ſeines Lebens herausgab, aufgefallen war; ſo deutlich zeigten ſich doch in ihnen allen die Spuren dieſer Denkart. Sie kommen ſchon in der **Demonstratio evangelica** vor, wo Hüet die Erkentniß der Vernunft als ungewiß und ſchwankend darſtellt, und dagegen die Offenbarung als die einzig zuverläſſige Erkenntnißquelle der Wahrheit empfiehlt. Er giebt hier bereits der Philoſophie der Akademiker vor allen übrigen Philoſophieen des Alterthums den Vorzug. Auch ſeine Cenſur der Carteſianiſchen Philoſophie gieng nicht von einem entgegengeſetzten Dogmatismus, ſondern von der Skepſis aus, und ſie führte nur auf ſkeptiſche Reſultate. In den **Quaestionibus Alnetanis** wollte Hüet die Harmonie des Offenbarungsglaubens mit der Vernunft darthun; jedoch ſetzte er immer die Autorität jenes als unbezweifelbar und als die höhere voraus; anſtatt daß er bey dieſer ihre Trieglichkeit vorausſetzte. Er ſuchte zu beweiſen, daß es keinen unerſchütterlichen Grund der Ueberzeugung von der Einſtimmung der Objecte mit unſern Vorſtellungen derſelben gebe: und daß der Gewinn, welchen man von aller philoſophiſchen Unterſuchung einerndte, zuletzt die Ungewißheit ſey, von welcher ſich zu befreyen kein anderes Mittel übrig bleibe, als der Glaube an die Offenbarung. Nun ſind freylich unter den Glaubenslehren mehrere für die Vernunft widerſinnig und unbegreiflich; aber dies kann nicht berechtigen, ſie zu verwerfen, da man in der Geſchichte findet, daß auch die aufgeklärteſten Völker dergleichen Lehren, Maximen und Gewohnheiten angenommen haben.

Der Skepticismus des Hüet ſtimmt, wie ſchon bemerkt worden, nach ſeinen Gründen im Weſentlichen mit dem Pyrrhonismus zuſammen. Eigenthümlich iſt ihm aber die Art, wie er ſich dem Glauben an die Offenbarung anſchließt. Hüet leugnete das Daſeyn einer objectiven Wahrheit nicht; denn Gott müſſe doch die Objecte wirklich ſo erkennen, wie ſie ſind; er ſupponirte alſo, um das Daſeyn einer objectiven Wahrheit annehmen zu können, das Daſeyn Gottes gleichſam als ein Axiom; wiewohl er dieſes hernach wieder auf den Offenbarungsglauben ſtützte. Er leugnete eben ſo wenig die Möglichkeit einer Erkentniß der objectiven Wahrheit für den Menſchen; nur ſey es dieſem unmöglich, ſich mit Gewißheit zuüberzeugen, daß er eine ſolche Erkentniß wirklich beſitze. Was der Mangel der Gewißheit der Vernunfterkentniß für den Menſchen erſetzt, iſt der Glauben, durch welchen wir ſogar erſt mit Zuverläſſigkeit erkennen, daß Gegenſtände wirklich auſſer uns vorhanden ſind. Dieſer Glaube iſt aber nicht ein Erzeugniß des Menſchen ſelbſt, ſondern wird dem Menſchen von Gott mitgetheilt, ſowohl in dem gegenwärtigen als in dem künftigen Leben; nur mit dem Unterſchiede, daß der Glauben der Seligen noch ſtärker iſt, als der Glauben der Menſchen in dieſem Leben ſeyn kann.

Hiergegen erhebt ſich der Einwurf, daß der Skepticismus ſich auch nicht mit dem Glauben vertrage, weil dieſer immer bereits etwas dogmatiſch Gewiſſes bedarf, worauf er ſelbſt fußen kann, z. B. die Exiſtenz Gottes, oder auch einer göttlichen Offenbarung ſelbſt; daß alſo mit der Zerſtörung aller Vernunftgewißheit auch die Möglichkeit des Glaubens ſchlechthin aufgehoben werde. Hüet antwortete folgendes: Der Glaube hat ſeinen Urſprung nicht in der Vernunft; er iſt eine übernatürliche Wirkung Gottes in dem Menſchen; die Vernunft kann alſo durch ihre Skepſis ſelbſt an der Möglichkeit einer wahren Erkentniß verzweifeln, und der Glauben, ſoferne er von Gott unmittelbar in dem Menſchen hervorgebracht wird, findet dennoch ſtatt; ja er iſt um ſo kräftiger, je mehr der Menſch durch den Skepticismus die Schwäche und Blindheit ſeiner Vernunft eingeſehen hat. Jener Glauben bezieht ſich auf die geoffenbarte Grundwahrheit (**veritas prima revelata**), die nicht darum geglaubt werden muß, weil ſie der Vernunft etwa als evident erſcheint, ſondern, wie ſie iſt, um ihrer ſelbſt willen. Das Licht macht ſich ſelbſt und zugleich die Objecte ſichtbar, die es beleuchtet; eben ſo offenbart uns jene Grundwahrheit ein Geheimniß, und macht uns zugleich für den Glauben an den Gegenſtand deſſelben empfänglich. Die Vernunft iſt alſo nicht die Urſache des Glaubens, ſondern das Werkzeug deſſelben. Sie empfiehlt ſelbſt den Glauben, nachdem ſie mit ihrer eigenen Schwäche vertraut geworden iſt. Beurtheilt man die Argumente für die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus bloßer Vernunft, ſo haben ſie nur Probabilität; der Glaube hingegen giebt ihnen Gewißheit. Soferne Hüet bey ſeinem Skepticismus den Glauben zum Zwecke hatte, oder vielmehr jenen durch dieſen niederſchlug, wollte er auch nicht für einen Pyrrhonier oder Skeptiker angeſehen ſeyn, als welche die Gültigkeit des Glaubens nicht anerkennen. Er erklärte ferner ausdrücklich, daß er nicht den Meynungen anderer folge; es ſey ſeine Meynung, die er vortrage, und die er ſelbſt immer in Zweifel ſtelle; er wollte deßwegen, wenn ſeiner philoſophiſchen Denkart ein beſonderer Name beygelegt werden ſollte, Idiognomiker genannt ſeyn. Daß Hüet übrigens dem obigen Einwurfe durch die von ihm genommene Ausflucht nicht entgieng, iſt klar. Ob die vorausgeſetzte geoffenbarte Grundwahrheit wirklich göttlich ſey? — Dies zu entſcheiden iſt gar kein Kriterium vorhanden; da mehrere Völker ſich auf göttliche Offenbarungen berufen, die einander ſchnurſtraks widerſprechen, und der Glauben daran von Allen als eine übernatürliche Wirkung Gottes betrachtet wird. Demnach vernichtet der Skepticismus der Vernunft auch den Offenbarungsglauben. Es iſt dieſer Glauben auch nur durch eine Täuſchung des Gefühls und der Phantaſie, die in frühern religiöſen Eindrücken ihren Grund hat, möglich. An ſich ſelbſt iſt er bey einem vollendeten Skepticismus der Vernunft ein bloßer Wahn*).

Ein anderer ſkeptiſcher Gegner des philoſophiſchen Dogmatismus war damals Joſeph Glanwill, ein Engländer. Er ſtritt in einem Werke, das er ſcientifiſche Skepſis betitelte**), gegen den Unglauben und gegen den Aberglauben; alſo war der Zweck ſeines Skepticismus nicht, alle Wahrheit der Erkentniß verdächtig zu machen, ſondern nur Beſcheidenheit im Urtheilen zu empfehlen, weil die Schwäche der menſchlichen Vernunft ſeit dem Sündenfalle dieſe nothwendig mache. Manche ſeiner Raiſonnements ſind von den ältern Pyrrhoniern und auch von Montaigne und Charron entlehnt. Er geht die vornehmſten Gegenſtände der Erkentniß durch, und zeigt die menſchliche Unwiſſenheit in Anſehung derſelben. Am längſten verweilt er bey der Kritik des Ariſtoteliſchen, des Carteſianiſchen und auch des Hobbeſiſchen Syſtems, und bemüht ſich, nicht nur die Blößen dieſer aufzudecken, ſondern überhaupt darzuthun, daß kein philoſophiſcher demonſtrativer Dogmatismus, wie er von den Peripatetikern, Carteſianern u. a. verſucht ſey, ſich zu Stande bringen laſſe.

Unter ſeinen ſkeptiſchen Argumenten iſt am merkwürdigſten dasjenige, was er von der Zufälligkeit des Cauſſalverhältniſſes hernahm, die er aus eben dem Grunde folgerte, aus welchem ſie ſpäterhin von Hume hergeleitet wurde; ſo daß es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß Hume dieſes Argument ihm verdankte. Die Erfahrung lehrt uns nur, daß ein Ding das andere begleite, oder auf daſſelbe folge; nicht aber, daß das eine die Urſache des andern ſey. Glanwill fügt noch mehr Gründe gegen die Gültigkeit unſerer Erkentniß von den Urſachen der Erſcheinungen hinzu. Die Erſcheinungen ſind in der Welt ſo mit einander verbunden und vermiſcht, daß es nicht leicht möglich iſt, eine beſtimte Wirkung einer beſtimten Urſache mit Gewißheit zuzuſchreiben; und da nach dem Begriffe der Cauſalität ſelbſt die Urſachen eine fortlaufende Reihe ausmachen; ſo müſſen wir alle Urſachen eines Dinges kennen, wenn wir über die Urſache deſſelben überhaupt urtheilen wollen; was doch nicht möglich iſt. Aller Dogmatismus beruht folglich auf einer eitlen und ungegründeten Anmaaßung; er geht aus der Unwiſſenheit hervor, erzeugt Einſeitigkeit, Irrthümer und iſt dem freyen Philoſophiren ſchäd-

*) Die Entſtehungsart des Skepticismus des Hüet lernt man am beſten aus der Vorrede zu der Schrift über die Schwäche des menſchlichen Verſtandes kennen. Das Verhältniß des Glaubens zur Vernunft unterſucht Hüet auch im erſten Buche der Quaest. Alnet. Vgl. Stäudlin's Geſchichte und Geiſt des Skepticiſm B. II. S. 80 ff.

**) Scepsis scientifica, or confest ignorance the way to Sciensy, in an essay of the vanity of dogmatizing and confident opinion; with a reply to the exceptions of the learned Thomas Albius. Den Verdacht des völligen Skepticismus und der Verachtung aller Philoſophie lehnt Glanwill beſonders in der Vertheidigung gegen Thomas Albius ausdrücklich von ſich ab.

Digitized by Google

lich. In dieſem Betrachte iſt es wohlthätig, ihm die Skepſis entgegenzuſetzen. „Die Dogmatiker", ſagt Glanwill, „verrathen Armuth und Beſchränktheit des Geiſtes. Sie ſind Pedanten, die ſich der Geiſtesſclaverei unterworfen haben. Ein liberaler Geiſt behauptet die Freyheit ſeines Urtheils, und wird ſich nicht in einen Meynungskerker einſperren laſſen. Er prüft Alles mit gleicher Aufmerkſamkeit, und urtheilt ſo unpartheyiſch, wie Rhadamanth; anſtatt daß der Pedant nichts hören mag, als was mit ſeinen Vorurtheilen zuſammenſtimt, und nicht weiter ſehen kann, als der Horizont ſeines Gefängnißes ſich erſtreckt. Die Vorſtellungsart des liberalern Geiſtes iſt nur temporär; er behält ſie ſo lange, bis eine beſſere Evidenz ſeine vorige Ueberzeugung ändert."

Heinrich Graf von Bünau

ward am 2. Juni 1697 in Weißenfels geboren, ſtudirte zu Leipzig und zeichnete ſich ſchon früh durch Geiſt und Fähigkeiten aus, ſo daß er bereits 1716 Oberhofgerichtsaſſeſſor daſelbſt wurde und von Stufe zu Stufe zum wirklichen Geheimerath, Appellationsgerichtspräſidenten und Director der Grafſchaft Mannsfeld 1734 emporſtieg. 1742 trat er in die Dienſte Kaiſer Karl VII. und ward zum wirklichen Reichshofrath, Reichsgrafen und bevollmächtigten Miniſter erhoben und nach Niederſachſen geſandt. Nach des Kaiſers Tode ward er Statthalter von Weimar und Eiſenach (1751) und, ſobald der Herzog von Weimar mündig geworden, deſſen erſter Miniſter. Als ſein Fürſt jedoch 1758 ſtarb, wählte er ſein Gut Osmannſtädt zu ſeinem dauernden Aufenthalte und entſchlief hier zu einem beſſeren Daſeyn am 7. April 1762.

Von ihm erſchienen:

Deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie. 8 Bde. Leipzig, 1728 — 43. 4.

Hiſtorie des Krieges zwiſchen Frankreich, England und Deutſchland (franzöſiſch und deutſch). Regensburg, 1763 — 67. Fol. 4 Bde.

Graf B. war einer der erſten gründlichen Bearbeiter der deutſchen Geſchichte; gründliches Quellenſtudium, hiſtoriſcher und politiſcher Scharfblick und eine für die damalige Zeit ſeltene Sorgfalt in der Darſtellung werden ihm ſtets einen ehrenvollen Rang unter den deutſchen Hiſtorikern ſichern. — Leider blieb ſein größeres Werk (deutſche Kaiſer- und Reichshiſtorie) unvollendet.

Friedrich Gottlob Julius Burchard,

als dramatiſcher Schriftſteller Max Roller genannt, ward am 26. April 1767 in Roſtock geboren, ſtudirte die Rechte und ſtarb in der Blüthe ſeiner Jahre als Dr. jur., Privatdocent und Advocat am 27. Juli 1807 in ſeiner Vaterſtadt.

Er gab heraus:

Der Graf von Santa Vecchia, Gemälde der Schwärmereien des 18. Jahrhunderts. Berlin, 1792.

Die Dichterfamilie. Luſtſpiel. Berlin, 1794.

Ihm iſt Talent, Gefühl und Kraft nicht abzuſprechen; nur gefällt er ſich in der Rohheit, weßhalb auch ſeine Schriften im Ganzen nur wenig Beifall fanden. — Bei größerer Strenge gegen ſich ſelbſt würde er gewiß manches Gute geleiſtet haben.

Samuel Gottlieb Bürde

ward am 7. December 1753 in Breslau geboren, erhielt ſeine Jugendbildung auf dem Eliſabeth-Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt und ſtudirte dann die Rechte zu Halle. Nach ſeiner Rückkehr von der Univerſität ward ihm eine Anſtellung als Lehrer an einem Inſtitut, und er trat darauf 1778 als Privatſecretair in die Dienſte des Grafen von Haugwitz, mit dem er eine Reiſe in die Schweiz und Italien machte. Nach Vollendung derſelben widmete er ſich der kameraliſtiſchen Laufbahn, wurde Kammerſecretair, dann geheimer Secretair bei dem General-Finanzdepartement und 1806 Kanzleidirector der k. Kammer zu Breslau. Er ſtarb daſelbſt in hohem Alter am 28. April 1831.

Seine Schriften ſind;

Die Entführung. Luſtſpiel. Breslau, 1779.
Der Hochzeitstag. Trauerſpiel. Breslau, 1779.
Erzählungen von einer Reiſe durch die Schweiz und Italien. Breslau, 1785.
Geiſtliche Poeſieen. Breslau, 1787. N. A. 1818.
Vermiſchte Gedichte. Breslau, 1819.
Milton's verlornes Paradies. 2 Thle. Breslau, 1793. N. A. 1822.
Die Morlaken, aus dem Franzöſiſchen. Berlin, 1790. 2 Thle.
Operetten. Königsberg, 1794.
Erzählungen. Königsberg, 1795.
Das verlaſſene Dörfchen, aus dem Engliſchen. Breslau, 1796. N. A. 1812.
Poetiſche Schriften. Breslau, 1803 — 5. 2 Thle.
Erbauungsgeſänge für den Landmann. Breslau, 1817.
Poetiſche und proſaiſche Beiträge in Becker's Erholungen, dem neuen deutſchen Merkur, theils unter eigenem Namen, theils unter dem Namen Londin u. ſ. w.

Echte, ungeheuchelte Frömmigkeit, Leichtigkeit und Wohlklang, Correctheit und warmes Gefühl zeichnen B's Leiſtungen vortheilhaft aus; doch fehlt es ihnen auf der anderen Seite an Tiefe und Originalität der Gedanken und an Kraft. Seine Ueberſetzungen ſind größtentheils ſehr gelungen zu nennen, und es iſt zu bedauern, daß er nicht mehr in dieſem Fache arbeitete. — Wir theilen hier eine Probe aus der Uebertragung des erſten Geſanges von Arioſto's raſendem Roland, welche zwar durch die treffliche Arbeit von Gries weit überflügelt wurde, aber doch wegen der Leichtigkeit und Gefälligkeit, die in derſelben vorherrſcht, nicht geringes Lob verdient.

Arioſto's raſender Roland *).

Erſter Geſang.

1.

Die Damen und Ritter, die Waffen, die Kämpf', auf dem Felde
Des Ruhms und der Liebe, beſing' ich, und melde,

*) Aus: Erholungen, herausgegeben von Becker. 1803.

Was damals ſich begab, als übers Meer
Von Afrika der Mauren Heer
Nach Frankreich kam, das ſchönſte Reich der Chriſten
Mit Schwert und Feuer zu verwüſten.
Sie führte Agromant, ihr König, der über den Tod
Trojans erbittert, Carln, dem Kaiſer, Fehde bot.

2.

Und Ding', in Proſa nicht und nicht in Reimen vorhanden,
Vom Ritter Roland, erzähl' ich dabei:
Wie er aus Liebeswuth zuletzt in Raſerei
Verfiel; Er, der ſo lang' im Ruf der Klugheit geſtanden:
Gefällt es anders ihr, die mich ihm ähnlich macht,
Von meinem bißchen Witz, um das ſie mich gebracht,
So viel mir wieder auszuſpenden,
Als ich bedarf, was ich beginne, zu vollenden.

3.

Nimm, edler herkuliſcher Sproß, erlauchter Hippolyt,
Du, unſrer Zeiten Stolz und Zierde! —
Nimm dieſen bunten Strauß von Blumen — bald verblüht! —
Das dürftige Geſchenk grenzloſer Dankbegierde!
Zwar Töne ſind es nur, vergängliches Papier,
Kein Ehrenmal von Erz: doch die geringe Gabe
Bezahlt dir meine Schuld; o Herr! genüge dir
Dieß Wenige! — es iſt das Ganze meiner Habe!

4.

Lobpreiſen ſoll mein Lied der Vorzeit würdigſte Helden.
Voll brennenden Eifers betret' ich die Bahn,
Um Alles, was Roger, dein glorreicher Ahn,
Geleiſtet, der ſtaunenden Nachwelt zu melden.
Von ſeinen Tugenden und Thaten ſing' ich dir vor,
Wenn du, in Stunden der Muße, dein Ohr
Mir gönnſt, und ſich dein Geiſt, einheimiſch in höheren Sphären,
Herabläßt, dem Geſang des Dichters zuzuhören.

5.

Graf Roland, der ſeit langer Zeit
Sein Herz und ſeinen Arm der ſchönen Angelica weiht,
Für die er am Ganges und Nil unendliche Trophäen
Zurückließ, war am Fuß der Pyrenäen
So eben angekommen mit ihr.
Wer drob ſich höchlich freut, iſt Kaiſer Carl, der hier
Im Lager ſtand, an den äußerſten Schranken
Des Reichs, mit einem Heer von Deutſchen und Franken.

6.

Zwei Königen galts; es ſoll Marſil und Agromant,
Bereuend ihren Wahn, ſich vor die Stirne ſchlagen. —
Der hatt' aus Africa, was Schwert oder Lanze zu tragen
Vermochte, hergeführt; und Jener, von Rachgier entbrannt,
Das ſchöne Frankreich zu verwüſten,
Ganz Spanien aufgehetzt, ſich gegen den Kaiſer zu rüſten.
Recht zur gelegenen Zeit erſchien der Ritter beym Heer
Des Ohms; doch bald bereut er ſeine Wiederkehr.

7.

Hier, wo er ſich eben am ſicherſten glaubt,
Wird ihm (ſo pflegt des Menſchen Urtheil zu trügen!),
Die er in Oſt und Weſt, auf langen Wanderzügen,
Beſchützt, — Angelica, im Kreis der Freunde geraubt.
Kaum angelangt im Vaterlande
Verliert er ſie. Der kluge Kaiſer ſah
In ihr den Zunder zu einem gewaltigen Brande;
Auf ſein Geheiß verſchwand Angelica.

8.

Nicht minder als Graf Roland war
Rinald, ſein Vetter, verliebt in die Schönſte der Schönen;
Und darum kam es zwiſchen dieſem Paar
Rivalen bald zu heftigen Scenen.
Carl, den es kränkt, daß ein verliebter Zwiſt
Ihm Beider Hülf' entzieht, bedient ſich einer Liſt;
Er übergiebt, dem Uebel im Keime zu ſteuern,
Das Fräulein der Obhut des Herzogs von Baiern.

9.

Und zu belohnen verſpricht der Kaiſer mit der Schönen
Von beiden Werbern den, der an dem Tage der Schlacht
Die größre Zahl im Heer der Saracenen
Erlegt. Doch anders, als man gewünſcht und gedacht,
Entſchied das Glück. Die Helden errangen
Den Sieg, die Chriſten flohn, der Herzog ward gefangen,
Mit ihm zugleich noch mancher Held;
Und ohne Wächter blieb das Zelt.

10.

Hier war Angelica. Doch da ihr ahnt, es werde
Den Franken heut das Glück den Rücken drehn,
So ſtieg ſie, eh es noch zum Treffen kam, zu Pferde,
Den Weg zur ſichern Flucht im Voraus zu erſpähn.
Und als ſie ſieht, daß die Getauften weichen,
Spornt ſie ihr Roß, und ſucht den nahen Wald zu erreichen;
Dort trifft ſie auf verengter Bahn,
Bald einen Ritter, der zu Fuß daher kommt, an.

11.

Er lief, am Arm den Schild, an der Seite den Degen,
Den Helm auf dem Kopf, mit dem Panzer die Schultern beſchwert.
Nicht ſchneller rennt, dem Preiß des Wettlaufs entgegen,
Die Jugend des Dorfs; nicht plötzlicher fährt
Die Schäferin zurück, die einen Strauß ſich pflücket,
Und unter Blumen die Natter erblicket,
Als jetzt, ſo bald ſie den Ritter erſieht,
Angelica ihr Roß umlenkt, und Spornſtreichs flieht

12.

Es war der Sohn des Herrn von Montalban,
Der tapfre Paladin Rinald, der, ohne Bahn,
Den Wald durchzog, nacheilend ſeinem Pferde,
Dem edlen Bajard, der ihm, er wußte nicht wie?
Entkommen war. — Und an der holden Geberde,
Und reizenden Geſtalt, die ſeiner Phantaſie
Stets vorſchwebt, kannte er, ſobald er ſie erblickte,
Die Schöne, die ſein Herz mit Liebesnetzen umſtrickte.

13.

Die Dame, leichenblaß vor Schrecken,
Ob dieſer Erſcheinung, lenkt um, giebt ihrem Gaule die Sporn,
Und jagt Wald ein, durch Buſch und Dorn,
Setzt über Graben, ſpringt über Hecken,
Und läßt dem Gaul des Weges Wahl.
Schon war ſie weit über Berg und Thal,
Mit aufgelöſtem Haar und flatterndem Gewande,
Gejagt; jetzt fand ſie ſich an eines Fluſſes Rande.

14.

Der Sarazene Ferrau ſtand
Am Waſſer hier. Erſchöpft von Kampf und Sonnenbrand,
Hatt' er vom Schlachtfeld ſich geſtohlen,
Durch einen friſchen Trunk und Ruh ſich zu erholen.
Doch wider Willen hielt ein eignes Mißgeſchick
An dieſem Ort ihn länger zurück;
Aus Unvorſichtigkeit war ihm, als er getrunken,
Der Helm entfallen, und untergeſunken.

15.

Das Fräulein ſchreit, ſo laut ſie kann,
Und hurtig ſpringt der Saracene
Auf ihr Geſchrei das Ufer hinan;
Und, obgleich die verfolgt ſich glaubende Schöne,
Ganz außer ſich vor Angſt und Haſt,
Und todtenbleich erſcheint, — ſo wie er ins Auge ſie faßt
Erkennt ſie Ferrau: es ſind Angelica's Züge;
Unmöglich iſts, daß ſo die Aehnlichkeit trüge!

16.

Auch Ferrau liebte ſie, vielleicht nicht minder warm,
Als jene tapfre Vettern Beide.
Er fliegt ihr zu Hülfe, er beut ihr den Arm,
Reißt ſeinen Säbel ſchnell aus der Scheide,
Und rennt, wenn ſchon das Haupt kein Helm ihm bedeckt,
Kühn auf Rinalden, den ſein Angriff wenig ſchreckt;

Digitized by Google

Denn oft ſchon hatte dieß Paar ſich mit den Waffen gemeſſen,
Und keiner des muthigen Gegners vergeſſen.

17.

Sie ſteigen ab, und mit entblößtem Stahl
Beginnen ſie auf Tod und Leben zu fechten:
Die Hiebe fallen dicht, und ſchneller als der Strahl
Des Donners auf Panzer und Schild. Amboſe kaum vermöchten
Der Schwerter Schärf' und Wuth zu widerſtehn;
Die Rüſtung muß, ſo ſtark ſie iſt, in Trümmern gehn.
Die Schöne wendet ihr Pferd, und mit verhängtem Zügel,
Jagt ſie davon, über Ebnen und Hügel.

18.

Geraume Zeit focht das ergrimmte Paar,
Doch keiner krümmte dem andern ein Haar;
Denn Dieſer führte genau ſo gut wie Jener den Degen,
Auch ſtemmte gleiche Kraft ſich gleicher Kraft entgegen.
Der Sohn des Herrn von Montalban
Hielt ein; und redete zuerſt den Gegner an;
Weil dieſer, dem das Blut in allen Adern kochte,
Der Wuth ſich nicht zu zügeln vermochte.

19.

Er ſpricht zum Heiden: mir nur glaubſt du Quaal
Zu ſchaffen, und du ſchärfſt dir ſelbſt die Schmerzen.
Entzündete der neuen Sonne Strahl
Der Liebe Brand in deinem Herzen,
Glühſt du für ſie: was frommt es dir,
Mich zu beſiegen! — Nichts kann dir mein Tod gewinnen;
Den Preis des Siegs — die Schöne, laſſen wir,
Indeß wir fruchtlos kämpfen, entrinnen!

20.

Liebſt du ſie auch; ſo höre meinen Rath!
Laß uns ſogleich, eh wir die Spur verlieren,
Verfolgen den von ihr gewählten Pfad,
Und glückt es uns, ſie auszuſpüren,
Sie einzuholen; — nun, alsdann
Mag unſer Loos das Schwert entſcheiden:
Jetzt ſeh' ich nicht, was uns der Kampf gewähren kann,
Als Zeitverluſt; wir häufen nur Leiden auf Leiden.

21.

Dem Saracenen leuchtet dieß ein,
Der Zweikampf wird für jetzo aufgehoben;
Und die vor Wuth und Rachgier ſchnoben,
Die reichen ſich die Hand zum friedlichen Verein.
Der Heide will allein, (iſt gleich das Pferd ſein eigen,)
Nicht reiten; er verlangt, es ſoll der Paladin
Den Sattel, den er ihm einräumt, beſteigen,
Um ſo Angelica's Spur gemeinſam nachzuziehn.

Gottfried August Bürger.

Wir weichen bei dieſem ausgezeichneten Dichter von unſerer gewöhnlichen Art und Weiſe einer kürzeren biographiſchen Notiz ab und theilen, da Raum und Verhältniſſe es uns geſtatten, hier die ausführlichere vortreffliche Skizze von Bürger's Lebensverhältniſſen, welche deſſen Arzt und Freund Althof kurz nach dem Tode des Dichters entwarf, zu beſſerem Verſtändniß des Folgenden mit. Sie lautet:

Johann Gottfried Bürger, der Vater unſers Dichters, war im Jahre 1706 zu Pomsfelde, wo ſein Vater Pachter eines Aſſeburgiſchen Gutes war, geboren. Er ſtudierte von 1726 bis 1729 in Halle, wurde 1742 Prediger zu Wolmerswende, und verheirathete ſich noch in demſelben Jahre mit der einzigen Tochter des Hofesherrn Jacob Philipp Bauer in Aſchersleben, Gertrud Eliſabeth. Im Jahre 1748 wurde er dem Prediger Abel zu Weſtorf im Aſcherslebiſchen adjungirt, und trat dieſe neue Stelle 1763 an; ſtarb aber ſchon 1705 an der Ruhr. Seine Gattinn war den 16. März 1718 in Aſchersleben geboren, und ſtarb daſelbſt zehn Jahre nach ihrem Gatten den 24. November 1775. Sie hinterließ von fünf Kinder nur folgende drei:

1. Henriette'n Philippine'n, jetzt verehelicht mit dem geiſtlichen Inſpector, Herrn Doctor Oesfeld in Lößnitz im Erzgebirge;
2. unſern Gottfried Auguſt;
3. Friederike'n Philippine'n Luiſe'n, jetzt Gattinn des Herrn Amts-Procurators Müllner zu Langendorf bei Weißenfels.

Unſer Dichter wurde im Jahre 1748 zu Wolmerswende, Freiherrlich Aſſeburgiſchen Gerichts Falkenſtein im Fürſtenthum Halberſtadt, geboren, und zwar, wie er ſelbſt ſagte, in der erſten Stunde des Jahres, unter den Geſängen, womit man nach alter Sitte das angekommene neue Jahr vom Kirchthurme herab zu begrüßen pflegt.

Von ſeiner Kindheit erzählte er, daß ſeine Aeltern ſich gar nicht zu großen Erwartungen von ihm berechtigt, vielmehr ihn für einen erzdummen Jungen gehalten hätten; wie er denn überhaupt, ſowohl am Leibe als Geiſte, nur langſam gewachſen ſey. Indeſſen lernte er doch ſehr früh Deutſch leſen und ſchreiben. Ja, er verſicherte oft, daß er ſich vieler Dinge aus ſeinem dritten Lebensjahre noch ſehr lebhaft erinnerte; daß er aber die Zeit nicht mehr wüßte, da er noch nicht vollkommen fertig leſen und ſchreiben können. Offenbar iſt dieſes wohl ein leicht begreiflicher Irrthum ſeines Gedächtniſſes; denn ein Kind, das im dritten Jahre ſchon vollkommen fertig leſen und ſchreiben gekonnt hätte, würde unfehlbar allgemeine Aufmerkſamkeit und Bewunderung auf ſich gezogen haben, wenigſtens von Niemanden für einen erzdummen Jungen gehalten worden ſeyn. Bürger verſicherte ferner: So wenig dieſe Fertigkeiten, als irgend eine andere Kenntniß ſeines nachfolgenden Lebens bis in ſein männliches Alter, hätten ihm die geringſte Anſtrengung oder Mühe gekoſtet; es wäre auch ſehr wenig, was er von Lehrern und aus Büchern gelernt hätte, da es ihm immer in den Lehrſtunden an Aufmerkſamkeit, und außer denſelben an Geduld gefehlet, ein Buch anhaltend auszuleſen. Er müßte ſich oft innerlich wundern, wenn er einen Blick in die Vorrathskammer ſeiner Kenntniſſe thäte, wie und woher der Plunder alle hinein gekommen? Das Meiſte wäre ihm hier und da und dort und überall wie von ſelbſt gleichſam angeflogen.

Bis in ſein zehntes Jahr lernte er durchaus weiter nichts, als leſen und ſchreiben; behielt aber mit großer Leichtigkeit im Gedächtniſſe, was er ſowohl in der Bibel, als im Geſangbuche las. Er liebte vorzüglich die hiſtoriſchen Bücher, die Pſalmen und Propheten, am allermeiſten aber die Offenbarung Johannis. Auch aus dem Geſangbuche behielt er viele Lieder, die er einige Male geleſen hatte, auswendig. Seine Lieblingslieder waren: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, u. w.; O Ewigkeit du Donnerwort, u. w.; Es iſt gewißlich an der Zeit, u. w.; und eins, das ſich anfing: Du, o ſchönes Weltgebäude, u. w. Er erinnerte ſich noch kurz vor ſeinem Tode der Begeiſterung, zu welcher ihn das erſte jener Lieder oft erhoben hatte, und bei einigen Strophen des Liedes: Es iſt gewißlich an der Zeit, u. w. tönten, wie er ſagte, ſchon damals ganz dumpf die Saiten ſeiner Seele, welche nachher ausgeklungen haben.

Schon als zehnjähriger Knabe ſuchte Bürger zuweilen die

Digitized by Google

Einſamkeit. Er liebte vorzüglich die freien grünen und mit ſparſamen Buſchwerk bewachſenen Hügel, wo er jeden Buſch, jede Staude, jeden Diſtelkopf um ſich her beleben konnte. Das Grauſen, welches uns oft in der Einſamkeit, oder in der Dämmerung, wenn Tag und Nacht ſich ſcheiden, oder im Mondſcheine, oder in dunkeln Wäldern ankommt, verurſachte ihm eine ſehr angenehm erſchütternde Empfindung.

Schon dieſe Züge ſcheinen eine beſondere Stimmung der Phantaſie und poetiſche Anlage zu verrathen; aber dieſe Anlage zeigte ſich noch deutlicher dadurch, daß der Knabe ganz aus eigenem Triebe, und ohne durch das Beiſpiel ſeines ſehr proſaiſchen Vaters, oder durch andere Muſter, als welche Bibel und Geſangbuch ihm lieferten, dazu aufgefordert zu werden, anfing, Verſe zu machen, ehe er noch die allererſten Elemente der Grammatik erlernt hatte. Das größte Verdienſt dieſer Verſe mochte freilich wohl darin beſtehen, daß ſie im Metrum vollkommen richtig waren. Noch als Mann that er ſich etwas darauf zu gute, daß er in dieſer Rückſicht ſchon als Knabe manche erwachſene und geſchickte Leute übertroffen hätte, die für einen Fuß in der Scanſion zu viel oder zu wenig, für eine lange oder kurze Sylbe, für einen richtigen oder unrichtigen Reim, für einen männlichen oder weiblichen Ausgang kein Ohr haben. Bürger hörte und fühlte das Alles in ſeiner erſten Kindheit ſchon gleichſam von Natur; er wußte, was recht oder unrecht war, und ließ, nach ſeinem eigenen Ausdrucke, ſich dabei todt ſchlagen; er wußte aber nicht, warum?

Bei dem Allen wollte und konnte der poetiſche Knabe erſt lange kein Latein lernen. Man gab ihm den Donat; aber er konnte, ungeachtet aller Schläge, und aller Anſtrengungen von ſeiner Seite, in zwei Jahren noch nicht *Mensa* decliniren, ob er gleich, wie er meinte, das ganze Geſangbuch ohne Schwierigkeiten auswendig gelernt haben würde.

Bürger's Vater war zwar mit mancherlei Kenntniſſen nach der damaligen Studier-Art, verſehen, und dabei ein guter, ehrlicher Mann; aber er liebte eine ruhige Bequemlichkeit und ſeine Pfeife Toback ſo ſehr, daß er, wie mein Freund wohl zu ſagen pflegte, immer erſt einen Anlauf nehmen mußte, wenn er einmal ein Viertelſtündchen auf den Unterricht ſeines Sohnes verwenden ſollte. Seine Gattinn war eine Frau von den außerordentlichſten Geiſtesanlagen, die aber ſo wenig angebauet waren, daß ſie kaum leſerlich ſchreiben gelernt hatte. Bürger meinte, ſeine Mutter würde, bei gehöriger Cultur, die berühmteſte ihres Geſchlechts geworden ſeyn; ob er gleich mehrmals eine ſtarke Mißbilligung verſchiedener Züge ihres moraliſchen Charakters äußerte. Indeſſen glaubte er von ſeiner Mutter einige Anlagen des Geiſtes, von ſeinem Vater aber eine große Uebereinſtimmung mit deſſen moraliſchem Charakter geerbt zu haben.

Wenn der Vater ſich nicht allzu oft mit dem Söhnchen abgab, ſo überhörte ihm die Mutter deſto öfter das Donat-Penſum. Als aber dennoch gar zu wenig davon in den Kopf wollte, ſo wurde der Knabe zu dem Informator der Kinder eines benachbarten Predigers geſchickt. Zum Unglück waren die Zöglinge deſſelben ſchon gar zu weit vor unſerm Bürger voraus, und während der Lehrer jenen den Virgil erklärte, wurde dieſem Lange'ns Grammatik in die Hand gegeben, um die Declinationen daraus zu lernen. Aber wenn er gleich ſeine Augen wohl auf die Grammatik richten mußte, ſo waren doch Geiſt und Ohr immer mit den poetiſchen Brocken beſchäftigt, welche bei der Erklärung des Virgils abfielen, und die unſer junge Dichter begierig auffing. Die Folge davon war, daß er ſeine Declinationen nie lernte, und daß man ihn für ſehr hartlernig und unfähig zum Studieren hielt.

Als er ſchon zwölf Jahr alt war, nahm ſein Vater einſt wirklich eine Art von Anlauf, und beſchoß ihn ſelbſt im Nepos vorzunehmen. Er überſetzte ihm denſelben zuerſt Wort für Wort, dann erklärte er ihm den Sinn, und zuletzt ſagte er ihm eine ganze Periode Deutſch vor. Auf dieſe Art lernte der junge Bürger zwar in kurzer Zeit den Nepos vollkommen verſtehen, aber die Lateiniſchen Wörter darin blieben ihm Böhmiſche Dörfer.

Bald darauf, im Jahre 1760, wurde er zu ſeinem Großvater nach Aſchersleben geſchickt, um die dortige Stadtſchule zu beſuchen. Der Rector derſelben war Georg Wilhelm Auerbach, welcher dem Vater unſers Dichters zu Weſtorf im Amte nachfolgte. Ob er nun gleich hier wohl nebenher ein wenig Latein lernte, ſo erkaltete doch ſeine Liebe zu Allem, was poetiſch war, ſo wenig, daß er vielmehr jetzt ſich ſchon ſelbſt an größere Verſuche wagte. Es iſt noch ein, wie wohl einige Jahre ſpäter verfertigtes Fragment von ſiebenzehn achtzeiligen Strophen vorhanden, welches die Aufſchrift führt: Die Feuersbrünſte am 4. Januar und 1. Aprill des 1764. Jahres zu Aſchersleben, geſchildert von Gottfried Auguſt Bürger, d. F. K. u. W. B. Dieſes Product hat wenigſtens das vorhin gerühmte Verdienſt der Richtigkeit in Reim und Sylbenmaß; ob es noch andere Verdienſte habe, und bereits etwas von dem ahnden laſſe, was ſein Verfaſſer in der Folge geleiſtet hat, darüber getraue ich mir nicht zu urtheilen. Es iſt durchaus voll religiöſer Gefühle.

Aber auch in einer andern Gattung von Gedichten machte der junge Bürger ſchon damals Verſuche, deren Folgen wenigſtens nicht ſehr aufmunternd für ihn waren. Nach dem Urtheile der Kunſtrichter würde der Verluſt für die Kunſt eben nicht groß geweſen ſeyn, wenn er ſich durch dieſe Folgen, die ich gleich erzählen werde, für immer von ferneren Verſuchen in dieſer Gattung hätte abſchrecken laſſen. Vielleicht hätte er noch den Vortheil davon gehabt, daß ihm dann in den letzten Jahren ſeines Lebens Mancher wohl gewollt hätte, der ihm nun übel wollte. Doch zur Sache. Er verfertigte einſt auf den ihm anſtößigen ungeheuern Haarbeutel eines Primaners ein Epigramm, welches eine ſolche Wirkung auf den Herrn des Haarbeutels machte, daß es in der Schule zum Haargemenge kam. Dieſem machte der Rector Auerbach ein Ende, und beſtrafte, nach angeſtellter Unterſuchung, den Epigrammatiſten, als *auctor rixae*, mit ſo derben Schlägen, daß der Großvater deſſelben den Rector verklagte, und wirklich eine Art von Genugthuung für die zu harte Beſtrafung ſeines Enkels erhielt. Dieß war die Veranlaſſung, daß dieſer nun, im Jahre 1762, von dem Großvater nach Halle auf das Pädagogium geſchickt wurde.

Auch hier ließ derſelbe ſich zuweilen muthwillige Streiche zu Schulden kommen, welche ihm zwiſchen durch kleine Züchtigungen zuzogen; doch war dabei nie eine Spur von Bosheit oder Schadenfreude zu entdecken. Das damals übliche Ehrienmachen wollte ihm durchaus nicht gefallen. Deſto beſſer gefielen ihm die Uebungen im Verſemachen, welche der nunmehrige Herr Profeſſor Leiſte in Wolfenbüttel, als damaliger Lehrer am Pädagogium, mit den Schülern ſeiner Claſſe anſtellte. Es wurden ihnen nämlich Anfangs Verſe aus den beſten Deutſchen Dichtern in verſetzter Ordnung der Wörter aufgegeben, um ſie wieder in die metriſche Ordnung zu bringen. Dann wurde ihnen bloß der Inhalt guter Gedichte angegeben, um ihn poetiſch zu bearbeiten, und ihre Arbeiten wurden nach den ungenannten Muſtern verbeſſert. Dieſen Unterricht genoß zu eben der Zeit auch der jetzige Herr geheime Finanz-Rath von Göckingk. Bei Beiden zeigte ſich, nach der Bemerkung ihres Lehrers, ſchon damals die entſchiedene Anlage zur Dichtkunſt, und bei Bürger'n ſoll ſich auch ſchon die beſondere Vorliebe für die Volks-Poeſie deutlich verrathen haben.

Im Jahre 1764 bezog er die Halliſche Univerſität, um, nach dem Willen ſeines Großvaters, Theologie zu ſtudieren. Dieſes Studium war zwar ſeiner Neigung ganz entgegen, und er hätte lieber jedes andere gewählt; aber der Großvater, von dem er, zumal nach dem bald darauf erfolgten Tode ſeines Vaters, ganz abhing, wollte durchaus einen Geiſtlichen

Digitized by Google

aus ihm haben. Bürger hat auch wirklich einmal in einer Dorfkirche in der Gegend von Halle gepredigt.

Einen großen Gönner und Freund fand er in dem geheimen Rath Klotz. Wer den Charakter und die Sitten dieſes für ſein Glück und bleibenden Ruhm zu ſchnell berühmt gewordenen Mannes gekannt hat, der wird es ſehr begreiflich finden, daß der öſtere und ziemlich vertraute Umgang mit demſelben auf die Moralität eines Jünglings von Bürger's lebhafter Phantaſie und reger Sinnlichkeit großen Einfluß haben mußte. Und ich möchte behaupten, dieſer Einfluß ſey noch lange in des Dichters Leben, und ſelbſt in ſeinen Gedichten bemerkbar geblieben.

Doch mochte Bürger auch manches Nützliche von ſeinem Freunde lernen, vorzüglich in dem Fache der alten Literatur, mit der er ſich damals am liebſten beſchäftigte. Unter Meuſel's Vorſitze vertheidigte er eine Diſſertation De Lucani Pharsalia mit Beifall. Aber im Ganzen ſtudierte er doch ohne rechten Plan, und ſchwärmte zwiſchen durch, unter Anführung ſeines Lehrers und Freundes, nicht wenig; bis endlich der Großvater erfuhr, daß der Enkel nicht ſo lebte, als es ſeinen Wünſchen und der künftigen Beſtimmung deſſelben gemäß wäre, und ihn im Zorn von Halle zurück berief. Aber es muß dem geliebten Enkel doch gelungen ſeyn, den Zorn des Großvaters zu beſänftigen; denn dieſer erlaubte ihm, nicht allein Oſtern 1768 nach Göttingen zu gehen, ſondern auch, die ſeiner Neigung ſo wenig entſprechende Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauſchen.

In Göttingen legte er ſich nun mit einigem Eifer auf die Rechtswiſſenſchaft, und lernte wenigſtens ſeine Pandecten recht gut verſtehen. Aber der Einfluß ſeiner Verbindung mit Klotz'en wurde hier auf's neue ſichtbar. Er bezog nämlich das Haus, welches Klotz'ens Schwiegermutter bewohnte; gerieth in dieſem Hauſe bald in noch engere Verbindungen welche weder auf ſein Studieren, noch auf ſeine Sitten vortheilhaft wirken konnten, und verlor nun auch allmählig den Hauptzweck ſeines Aufenthaltes in Göttingen ſo ſehr aus den Augen, daß der Großvater, der Alles erfuhr, nach und nach ſeine Hand von ihm abzog, und ihn, den er für einen ohne Rettung verlornen Menſchen anſah, ganz ohne Unterſtützung ließ. Einer ſeiner nachherigen beſten Freunde ſagt: Bürger ſey damals in einer Lage geweſen, daß man ihn habe kennen und ſchätzen müſſen, um ſich ſeinem Umgange nicht zu entziehen. — Indeſſen hatte er doch das Glück, mit einer Geſellſchaft trefflicher Köpfe, die ſeinen Werth wenigſtens zu ahnen wußten, in Bekanntſchaft und mit der Zeit in innige Freundſchaft zu kommen. Unter ihnen waren Bieſter, den er immer vorzüglich liebte, Boie, Baron von Kielmannsegge, Sprengel, u. A. Ohne dieſe wackeren Freunde, die ihn hielten, wäre Bürger vielleicht wirklich verloren geweſen. Glücklicher Weiſe verdrängte ihn auch ein rüſtigerer Liebhaber aus dem Herzen der Zauberinn, die ihn feſſelte, und er warf ſich wieder in das Studium der alten Literatur. Er machte um dieſe Zeit auch Verſe; allein ſeine Freunde bemerkten oder achteten doch damals noch nicht die Geniefunken, welche aus den ungeheuer erhabenen Producten, die er ihnen zuweilen vorlas, hervor blitzten. Aber einſt hatte er in einer Geſellſchaft auf Sprengel's Zimmer einen Abend froh hingebracht, und ſeinen Ueberrock zurück gelaſſen. Dieſen forderte er am andern Morgen in einer burlesken, aber geiſtvollen Epiſtel in Verſen wieder. Sprengel fand in dieſer Epiſtel viel Genialiſches, und auch Boie, deſſen Urtheil damals auf ihn zu wirken anfing, meinte, er habe hier vielleicht zufällig die Art getroffen, in der er in der Folge etwas Vorzügliches leiſten könnte. Dadurch wurde er zu ähnlichen Verſuchen ermuntert, und ſein nächſter war das erſte von ihm gedruckte Lied: Herr Bachus iſt ein braver Mann, u. w., welches unverändert, ſo wie es niedergeſchrieben worden war, bekannt gemacht wurde.

Um dieſe Zeit las und ſtudierte er mit ſeinen Freunden gemeinſchaftlich die beſten Muſter der Alten und Neueren, der Franzoſen, der Engländer, der Italiener und auch der Spanier, deren Sprache ſie mit großem Eifer und zum Theil ohne Lehrer erlernten. Boie verwahrt noch eine Novelle, welche Bürger damals, durch eine Wette veranlaßt, in Spaniſcher Sprache ſchrieb. Shakeſpear war ſo ſehr ihr Liebling und Muſter, daß ſie in ihrem Zirkel nur in ſeinen Ausdrükken zu reden pflegten. Einige von ihnen, unter denen ſich auch Bürger befand, feierten einmal Shakeſpear's Geburtstag mit ſo öffentlichem Jubel, daß ſie ihren Rauſch auf dem Carcer ausſchlafen mußten.

Gotter, nach Franzöſiſchen Muſtern gebildet, und ſchon damals ein Mann von Welt und gutem Tone, wurde in Göttingen allgemein als Dichter anerkannt, als Boie um Oſtern 1769 dahin kam. Gleiche Neigungen knüpften zwiſchen Beiden bald das Band der Freundſchaft. Der Franzöſiſche Muſen-Almanach, den ſie zuſammen laſen, erzeugte in ihnen den Gedanken eines ähnlichen Inſtitutes für Deutſchland, und dieſer Gedanke wurde unverzüglich ausgeführt. Der vortreffliche Käſtner, dem ſie ihn mittheilten, billigte ihn, und unterſtützte die Ausführung. Beide Freunde trugen bei, was ſie unter ihren Verſuchen am wenigſten unvollendet glaubten, und den übrigen Raum füllten einzeln gedruckte, oder in fliegenden Blättern verlorne Stücke älterer Dichter. So entſtand der erſte deutſche Muſen-Almanach für das Jahr 1770, dem die Sammler am wenigſten die günſtige Aufnahme verſprachen, die er fand. Von den folgenden beſorgte Boie, deſſen literariſche Verbindungen ſich durch eine Reiſe nach Berlin vermehrt hatten, die Herausgabe allein, und ſetzte ihn, von Gotter, Bürger, den nach und nach um ihn verſammelten jüngeren guten Köpfen, und ſelbſt von Meiſtern in der Kunſt unterſtützt, bis 1775 fort. Zwei von den beiden genannten Freunden dem lieblichen Bernard nachgeſungene Lieder hatten Bürger'n gereizt, auch deſſen Hameau nachzubilden. Die Feile mußte aber lange und wiederholt gebraucht werden, ehe er es dem mit der Kritik ſchon vertrauten und von Ramler'n mehr in die Geheimniſſe der Kunſt und des Versbaues eingeweiheten Boie zu Danke machen konnte, und das Dörfchen ſo da ſtand, wie wir es nun in ſeinen Werken leſen.

Bürger beneidete, nach ſeiner eigenen Verſicherung, die Leichtigkeit und Correctheit ſeines Freundes, und bildete ſich unter dem Tadel deſſelben, indem er ihm naß aus der Feder Alles brachte, was er ſchrieb, ſich gegen deſſen Kritiken manchmal herzhaft wehrte, und in der erſten Freude über ein gelungenes Stück ihn oft komiſch beſchwor, doch ja keinen Fehler daran zu finden! Er lernte dadurch die dieſem Freunde oft verdankte Kunſt, de faire difficilement des vers; und dieſe freundſchaftlichen Erörterungen legten den Grund zu der Correctheit, welcher Bürger immer mehr nachſtrebte, und die in der Folge ſeine Gedichte ſo vortheilhaft auszeichnete. Ich habe es oft aus ſeinem Munde gehört, daß er glaubte: „Er hätte ſeinen Dichterruhm nicht ſo wohl ungemeinen Talenten, als vielmehr der großen Mühe und dem langen unverdroſſenen Gebrauche der Feile bei ſeinen Kunſtwerken, zu verdanken. Dazu triebe ihn ein gewiſſer Geſchmack an, dem ſelten etwas ganz Schlechtes genügte. Das wäre aber der Fehler der meiſten mittelmäßigen Dichter, daß ſie ſich in jede Geburt ihrer Muſe ſogleich verliebten, und ſie keiner weiteren Verbeſſerung bedürftig und empfänglich glaubten. Wenn Alle, bei richtigem Geſchmacke, ſo viel Fleiß anwendeten, als er: ſo würden ſelbſt die Mittelmäßigen endlich gute Gedichte zu Stande bringen können. Seine beſten Gedichte hätten ihm gerade auch die meiſte Anſtrengung bei'm Ausbeſſern gekoſtet.“ — Er veränderte nicht bloß einzelne Wörter und Zeilen; ſondern es blieb oft, wie er zu ſagen pflegte, kein Stein auf dem andern.

Percy's Relicks, welche nachmals ſo ſehr auf ſeinen Geiſt wirkten, wurden um dieſe Zeit ſein Handbuch. Jetzt entſtand das Lied an die Hoffnung, und die Nachtfeier der Venus. Schon früher hatte er ſich mit dem Pervigilium Veneris kritiſch beſchäftigt, hatte einen Commentar darüber

Digitized by Google

im Sinne, und eine reimfreie Ueberſetzung davon verſucht *). Dieſe fand Boie ſteif, und veranlaßte die gereimte Nachahmung, welche vortrefflich gerieth, und nicht allein deſſen, ſondern auch Ramler's Beifall in hohem Grade erhielt. Sie wurde mit einigen Veränderungen von dem Letzten, die aber nicht alle des Dichters Beifall fanden, zuerſt im Deutſchen Merkur (1773. 2. Band, 1. Stück) und nachher, nach Bürger's eigener Handſchrift verbeſſert, im Muſen-Almanache (1774) abgedruckt. Die um dieſe Zeit entſtandene Europa erſchien einzeln, weil ſie dem Herausgeber des Muſen-Almanachs für dieſe Sammlung zu muthwillig vorkam.

Schon im Jahre 1771 wurde Bürger in Göttingen als Dichter genannt, und manches Gelegenheitsgedicht von ihm wurde bezahlt, gedruckt, und vergeſſen. Hölty, der ſeinen Namen hörte, ſobald er nach Göttingen kam, ſuchte ihn auf, und Bürger, der erkannte, was in dieſem noch nicht entwickelt war, führte ihn ſeinem Freunde Boie zu. Miller ward von Hölty'n mit Beiden bekannt gemacht. Nun kamen auch Voß, die Grafen von Stolberg, und Karl Friedrich Cramer nach Göttingen, und die Geſellſchaft fing an ſich zu bilden, aus der einzelne Mitglieder ſo mächtig auf die Deutſche Literatur gewirkt haben, und zum Theil noch fort wirken. Außer den bereits Genannten, und Einigen, die nur Liebe zu den Muſen mit ihnen verband, gehörten und geſellten ſich nach und nach zu ihr: ein zweiter Miller aus Ulm; Hahn aus Zweibrücken, durch deſſen frühen Tod die Deutſchen Muſen viel verloren haben, vorausgeſetzt, daß nicht etwa Verkünſtelung ihn auf Irrwege geleitet hätte; Leiſewitz; von Cloſen, ein auch ſchon verſtorbner guter Kopf aus Zweibrücken; und zuletzt Sprickmann. Bürger war ſchon auf dem Lande, als ihre Geſellſchaft ihre Conſiſtenz erhielt, und hing eigentlich nur durch Boie'n, Hölty'n und Cramer'n, der oft zu Fuße zu ihm wanderte, mit ihr zuſammen. Er ſchätzte Hölty'n, lobte und liebte vorzüglich den Liederdichter Miller, und klagte nicht ſelten in ſeiner komiſchen Art, daß ihm lauter Ehrendiebe zugezogen würden. In dieſer Laune nannte er ſich den Adler des Geſanges, und ließ die Andern nur für gute kleinere Geſangvögel gelten.

Eine ſolche Verbindung mußte an einem Orte, wo man billig mehr für das Nützliche, als für das Schöne geſtimmt iſt, großes Aufſehen erregen, und die zum Theil albernen Sagen, die ſich von dieſem Bunde durch ganz Deutſchland verbreiteten, ſind vielleicht noch nicht ganz vergeſſen, da Niemand bis jetzt das Wahre davon hat erzählen wollen. Zu dieſen Sagen gehört auch Eine, welcher ich nicht gedenken wüede, wenn ſie nicht laut genug geworden wäre, um Bürger'n zu einer Nachſchrift Gelegenheit zu geben, die vermuthlich der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte hat angehängt werden ſollen. Das Gedicht, von dem die Rede iſt, war nicht in Göttingen gemacht, und der edle Dichter, der einer ſolchen Mißgeburt nicht fähig war, hat es bis auf dieſen Tag wohl nicht einmal geſehen. — Die Nachſchrift lautete ſo:

„Noch Eins bei dieſer Gelegenheit! Zu mehreren abgeſchmackten Anekdoten, welche Peter Meffert und Conſorten aus meinem poetiſchen und proſaiſchen Lebenslaufe erzählen, wieder erzählen, und bis in die hundert tauſend Male hinauf erzählen, gehört auch folgender Wechſelbalg. Ich hätte mit meinem vortrefflichen Freunde Friedrich Leopold Grafen von Stolberg einſt gewetteifert, wer von uns Beiden das größte Meiſterſtück des Schmutzes und Ekels hervor bringen könnte. Mein Freund hätte endlich den Sieg davon getragen, und ein Gedicht zu Stande gebracht, das unter dem Titel: Die künftige Geliebte, als ein Non plus ultra dieſer Art, im Manuſcripte ziemlich bekannt geworden iſt. Dieß Geſchichtchen habe ich nicht ein oder zwei Mal, ſondern mehr als hundert Mal bis auf den heutigen Tag hören, und natürlicher Weiſe eben ſo oft widerlegen müſſen. Um nun dieſer Beſchwerlichkeit endlich einmal enthoben zu ſeyn, ſo bitte ich alle Diejenigen, die ſowohl für den genannten großen und edeln Sänger, als auch für meine Wenigkeit die mindeſte Achtung und Liebe hegen, dieſe Armſeligkeit ſowohl in Abſicht ſeiner, als meiner, bis auf das kleinſte Pünktchen für völlig erlogen, und Denjenigen, der es von nun an noch zu Markte bringt, für ein Mitglied der witzbankerotten, noth- und breßhaften Spaßvogel-Familie zu halten, welche die Vademecums-Geſpinſte aus der Arche Noah als ſelbſt erlebte Vorfälle zu erzählen pflegt. Wer nichts Wichtigeres und Intereſſanteres über uns und unſere Werke zu ſagen weiß, der thut weit beſſer, wenn er ſein Glas Punſch ſtillſchweigend austrinkt.“

Im Jahre 1772 brachte es Boie nach vielen Schwierigkeiten *) dahin, daß die Herren von Uslar, mit denen er gelegentlich bekannt geworden war, unſerm Bürger die Stelle ihres Juſtiz-Beamten im Gerichte Alten-Gleichen übertrugen. Die Freunde des Dichters ſahen zwar recht gut ein, daß dieſe Stelle ſich für ihn eigentlich gar nicht ſchickte; daß ſie einen Mann von ſo lebhaftem Geiſte weder befriedigen, noch angenehm beſchäftigen könnte: aber Bürger hatte nicht zu wählen, und ſie ſchien wenigſtens ſeiner gegenwärtigen traurigen Lage ein Ende zu machen. Eigentlich ſollte dieſes Aemtchen auch nur Zuflucht, nur Rettung aus dringender Noth ſeyn. Bürger ſollte darin die Ruhe finden, der er bedurfte zur völligen Entwicklung ſeines Geiſtes, und zur Erſchaffung und Vollendung eines Meiſterwerkes, wozu er damals noch die volle Kraft in ſich fühlte. Mit dieſem ſollte er dann hervor treten, um die Aufmerkſamkeit derer auf ſich zu ziehen, welche ihm einen größern Wirkungskreis anweiſen konnten. So gut aber dieſer Plan, den damaligen Umſtänden nach, angelegt ſeyn mochte: ſo verſchaffte ihm das Amt doch die Ruhe und die Bequemlichkeit keinesweges, welche er davon gehofft hatte.

Der gute Großvater, der, wie ich bereits angeführt habe, ſeine Hand von dem Enkel abgezogen hatte, weil er glaubte, es würde, bei der planloſen Lebensart deſſelben, nie ein in Geſchäften brauchbarer Mann aus ihm werden, wurde nun, da er hörte, daß dieſer ſich um ein Amt bewerbe, verſöhnt, bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden, und kam, als das neue Amt angetreten werden ſollte, ſelbſt, um ihn bei ſeiner Einrichtung zu unterſtützen, und die erforderliche Cautions-Summe zu erlegen. Da er aber das Geld ſeinem Enkel in die Hände zu geben Bedenken trug, und Boie, der Einzige, den er als deſſen Freund namentlich kannte, zum Unglück verreiſet war: ſo vertrauete er es den Händen eines Mannes an, deſſen eigene Umſtände zerrüttet waren, der aber ſelbſt einen ſo vorſichtigen Greis zu täuſchen die Gewandtheit hatte, und durch den Bürger nachher mehr als ſieben hundert Thaler von dieſem Gelde verlor **).

*) Klotz ſchrieb ihm darüber ſchon unter dem 10. März 1768, als Bürger noch nicht in Göttingen war, nach Aſchersleben Folgendes: „Mittes quoque Pervigilii Veneris versionem literis Tuis, quam videre et legere aveo. Est enim illud carmen molle, dulce, jucundum; adde etiam, difficile quibusdam in locis. Quare illius interpretatio haud facilis videtur. Tui vero ingenii vis, mi Burgere, omnes difficultates facile vincet. Novi enim, qualis sis et qualia a Te exspectare possim.

*) Dieſe Schwierigkeiten rührten hauptſächlich daher, daß bereits einem andern Bewerber beſtimmte Hoffnung gemacht worden war, welche dieſer nicht aufgeben wollte. Beide mußten demnach eine Probearbeit verfertigen, welche der Juriſten-Facultät in Göttingen vorgelegt wurde. Dieſe that den Ausſpruch: Beide Arbeiten zeugten zwar von hinlänglichen Kenntniſſen ihrer Verfaſſer; aber die des Herrn D. verdiente doch vor der Bürgeriſchen den Vorzug, und verriethe mehr Uebung. Dagegen führte Bürger an: Herr D. habe ſeine Relation, gegen die Abrede, in Göttingen, auf ſeinem eigenen Zimmer, umgeben von ſeinen Büchern und Freunden; er ſelbſt aber habe ſie, der Abrede gemäß, auf dem Lande, in einem fremden Hauſe, und entblößt von allen Hülfsmitteln, ausgearbeitet. Auch hatte Herr D. wirklich bereits einige Jahre practiciret. Endlich kam es doch dahin, daß Bürger, der die Geſchäfte ſchon mehre Monate hindurch verwaltet hatte, förmlich beeidiget wurde.

**) Dieſer Mann war der nun verſtorbene Wirtembergiſche Hofrath Liſte zu Welliehauſen, ein Mann von Kopf und Kraft.

Digitized by Google

Dieß legte den erſten Grund zu der Zerrüttung in unſers Dichters ökonomiſchen Umſtänden, welche, leider! bis an ſein Ende fortdauerte, und nicht allein bei Leuten, die ihn nicht näher kannten, ſeinen maraliſchen Charakter oft zweideutig machte, ſondern höchſt wahrſcheinlich auch auf ſeinen poetiſchen und literariſchen Charakter Einfluß hatte.

In dem erſten Winter, den er auf dem Lande zubrachte, mochte die Einſamkeit Funken entflammen, die noch aus den Relicks in ihm glommen, und welche Herder's Blätter von Deutſcher Art und Kunſt neu belebten. Einſt, wie er mehr als Ein Mal erzählt hat, hörte er im Mondſcheine ein Bauermädchen ſingen:

„Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſo ſchnelle:
Feins Liebchen, graut dir nicht?"

Dieſe Worte tönten immer in ſeinem Ohre, und wirkten ſo auf ſeine Einbildungskraft, daß er ſchnell einige Strophen von der einige Manate nachher vollendeten Lenore entwarf, welche Boie'n, dem er ſie mittheilte, ſo dezauberten, daß dieſer ihm keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Mit dieſer Vollendung ging es freilich ſehr langſam, und es blieben immer einzelne Strophen, die erſt zuletzt ein Faden an einander reihete. Bürger hat ſo wenig von einem Originale dieſer Ballade etwas gewußt, daß er ſich vielmehr allenthalben ſehr angelegentlich nach dem alten Liede, von dem jene in mehreren Gegenden Deutſchlandes noch im Munde des Volkes lebenden Laute ein Theil ſeyn müſſen, aber immer vergebens, erkundigte. Und eine alte Engliſche ähnliche Ballade würde ſeinem Freunde Boie, der mit den Schätzen der Göttingiſchen Bibliothek in dieſem Fache ſehr vertraut war, ſchwerlich entgangen ſeyn, wenn ſie daſelbſt zu finden geweſen wäre *). — Dieſes ſo berühmt gewordene Gedicht äußerte ſeine volle Wirkung zuerſt in dem poetiſchen Zirkel zu Göttingen, dem nichts davon verrathen worden war. Als es vorgeleſen wurde, und Bürger bei der Stelle:

„Raſch auf ein eiſern Gitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel.
Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel."

mit ſeiner Reitgerte an die Thür des Zimmers ſchlug, ſprang Friedrich Stolberg in vollem Schrecken vom Stuhle auf. Bürger, der bisher nur mit ängſtlicher Beſorgniß an das Schickſal eines von aller conventionellen Form ſo abweichenden Gedichtes gedacht hatte, glaubte nun ſelbſt etwas Gutes hervor gebracht zu haben, und es wurde ihm, als er bald nach dem Abdrucke im Muſen-Almanache eine Reiſe in ſein Vaterland machte, die Freude, in einer an ſeine Schlafkammer ſtoßenden Bauerſtube ſeine Lenore vom Schulmeiſter, unter dem lauteſten Beifalle der ländlichen Zuhörer, vorleſen zu hören. Aber auch bei dem gebildeteren Publicum machte dieſes Gedicht Aufſehen, und verſchaffte ſeinem Urheber eine nicht geringe Celebrität, welche ſich durch zahlreich einlaufende Briefe aus verſchiedenen Gegenden von Deutſchland ankündigte.

Um deſto ungehinderter alle Zeit und Kraft, welche ſeine Amtsgeſchäfte ihm übrig ließen, auf die Hervorbringung irgend eines Werkes verwenden zu können, welches ihm einen ſeinen Fähigkeiten angemeſſeneren Wirkungskreis verſchaffte, hätte Bürger für's erſte noch nicht heirathen müſſen. So ſehr er ſelbſt davon überzeugt war, ſo war doch kaum ein Jahr verfloſſen, als eine von den Töchtern des benachbarten Hannöveriſchen Beamten Leonhart zu Niedeck einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn machte, daß er ſeinen Vorſatz ſchnell vergaß, ſich um die Hand dieſes guten und, wie man in der Folge ſehen wird, großmüthigen Frauenzimmers bewarb, und ſich im September 1774 ehelich mit demſelben verband.

Schon vorher hatte ihn eine traurige, in völligen Wahnſinn übergehende Gemüthskrankheit der Hofräthinn Liſte und eine mit ihrem Manne entſtandene Mißhelligkeit veranlaſſet, ſeine meiſte Zeit zu Niedeck zuzubringen, und nur dann nach Gelliehauſen zurück zu kommen, wann die Gerichtsſtube ſeine Gegenwart forderte. Zu ſeinem künſtigen Wohnorte wurde nun das in ſeinem Gerichtsſprengel liegende Dorf Wöllmershauſen auserſehen, und er bezog mit ſeiner jungen Gattinn ein zu ſeiner Wohnung eingerichtetes Bauerhaus.

Das erſte Stück des Deutſchen Muſeums, welches Boie und Dohm mit dem Jahre 1776 herauszugeben anſingen, begann mit dem fünften Buche der Ilias im Jamben. Bürger, der ſich damals überredet hatte, eine Ueberſetzung in der Versart des Originales könne in unſerer Sprache nicht glücken, fragte durch dieſe Probe bei dem Publicum an, ob es eine ſolche Arbeit von ſeiner Hand wünſchte. Mit der Idee derſelben hatte er ſich ſchon ſeit Jahren beſchäftigt, und hoffte dadurch, wenn nicht gänzliche Unabhängigkeit, in der er nur glücklich ſeyn konnte, dennoch einen anſtändigeren Wirkungskreis zu erringen. Wenn gleich Einige ſeiner Freunde ihm riethen, lieber etwas Neues hervorzubringen, ſo ermunterten ihn doch Viele, die Verdeutſchung des Griechiſchen Dichters fortzuſetzen. Am entſcheidendſten war für ihn die Aufforderung, welche von Weimar aus durch Göthe'n an ihn erging *). Er arbeitete demnach ſort, fertigte mehrere Bücher der Ilias, vollendete aber nie; vielleicht an der Vorzüglichkeit ſeiner Jamben ſelbſt irre geworden, oder durch die nun auch angekündigte Stolbergiſche Ueberſetzung abgeſchreckt. So ſehr indeſſen Bürger den hohen Genius und die Kraft ſeines Mitkämpfers anerkannte, ſo trat er doch nicht furchtſam aus der Bahn zurück, ſondern warf ſeinem Freunde im erſten Unmuthe den Fehbehandſchuh hin. Als Graf Friedrich Leopold von Stolberg ihm dieſen ſo freundlich und edel wieder zurück gab, ward er ſogleich beſänftigt. Man weiß, daß er in der Folge ſich ſogar mit den Hexametern ausſöhnte.

Gleichwohl beſchäftigte ihn der alte Grieche doch nicht ſo

Er war ſelbſt Uslariſcher Beamter geweſen, hatte im ſiebenjährigen Kriege eine nicht unbedeutende Rolle geſpielt, und durch ſeine Verſchlagenheit den Einwohnern ſeiner Gegend wichtige Dienſte geleiſtet. Durch eben dieſe Verſchlagenheit hatte er ſich auch noch immer einigen Einfluß auf die Familie zu erhalten gewußt, vermittelſt deſſen er aus allen Kräften mitwirkte, um Bürger'n die Stelle zu verſchaffen. Dieſer wohnte, ſo lange er unverheirathet war, in deſſen Hauſe, aß an ſeinem Tiſche, und verlebte in der Geſellſchaft ſeiner zwar nicht mehr jungen, aber ſehr geiſtvollen und gebildeten, nur etwas ſchwärmeriſchen Gattinn angenehme Stunden. Sie war einſt von Gemmingen und Zachariä als Eliſe und Lucinde verehrt und beſungen worden. Bürger ſchätzte ſie eben ſo ſehr, als ſein Freund Boie, und theilte ſogar ihre frommen Schwärmereien. In einem Briefe an dieſen vom 2. Auguſt 1772 ſchreibt er von ihr: „Dieß Frauenzimmer ſoll einſt meine Genoſſinn in den paradieſiſchen Lauben werden; auf Erden aber ſoll ein unbeflecktes Harfenſpiel und eine neue Art von Geſang, ſo ich mir zu bilden beſchäftigt bin, dieſer ſchönen Seele hinfort allein geweihet ſeyn." — Als einen reinen Erguß ſeiner damaligen Gefühle betrachte man das ſchöne Gedicht an Agathe, das ſie eingegeben hatte, und welches an ſie gerichtet war.

*) In The Monthly Magazine (September, 1796) wird der ſeit Bürger's Tode in England ſo ſehr geprieſenen und ſo oft überſetzten Lenore die Originalität ſtreitig gemacht, und behauptet, der Stoff dieſes Gedichtes ſey aus einer alten Engliſchen Ballade, The Suffolk Miracle, genommen. Die zur Begründung dieſer Behauptung daſelbſt ausgehobenen Stellen dürften wohl keinen unbefangenen Leſer überzeugen, und obige Erzählung (welche ſich auf das Zeugniß des Freundes gründet, deſſen Stimme hier deſto entſcheidender iſt, weil er der einzige Vertraute des Dichters bei dieſer ſtrophenweiſe unter ſeinen Augen entſtandenen Arbeit war) widerlegt das ganze Vorgeben durchaus. Ein ähnliches altes Volklied iſt gewiß vor Zeiten in Deutſchland, warum nicht auch in England? geſungen worden. Aber nicht die Erfindung des Stoffes macht hier das Verdienſt des Sängers, ſondern die Behandlung, welche ihm unſtreitig allein gehört, und die Entſtehung ſeiner Manier, wie im Keime, zeigt.

*) S. den Deutſchen Merkur vom Jahre 1776. Februar, 193. Seite.

Digitized by Google

ganz, daß nicht auch ſeiner eigenen Muſe von Zeit zu Zeit ein Lied hätte gelingen ſollen; und die erſten Jahre auf dem Lande ſcheinen für ihn, wenn auch nicht ganz glücklich, doch nicht ohne zufriedene Stunden und Tage geweſen zu ſeyn.

Im Jahre 1775 wurde die Bekanntſchaft zwiſchen Bürger und Göckingk, der mit ihm zugleich auf dem Halliſchen Pädagogium geweſen war, erneuert. Dieſe Bekanntſchaft wurde nachher zur innigſten, bis an Bürger's Tod fortgeſetzten Freundſchaft.

Im Jahre 1777 verdeutſchte Bürger, von Boie aufgefordert, die Hexen-Scenen im Macbeth, welchen Schröder damals in Hannover auf die Bühne bringen wollte. Die Bekanntſchaft dieſes philoſophiſchen Schauſpielers war die Folge dieſer Gefälligkeit. Bald darauf ſtarb ſein Schwiegervater, der Amtmann Leonhart zu Niedeck; und nun fiel unſerm Dichter eine ſolche Laſt von Geſchäften in Haushaltungs-Familien- und Erbſchafts-Angelegenheiten zu, daß ihm vollends weder Zeit noch Kräfte zu einem M'ſterwerke übrig blieben. Indeſſen gab er durch geſchickte Führung eines durch dieſen Todesfall veranlaßten ſchwierigen Rechtshandels einen Beweis, daß es ihm weder an juriſtiſchen Kenntniſſen, noch an der Fähigkeit, ſie anzuwenden, fehlte.

Nun aber vermehrten ſich mit dem Anwachs ſeiner Familie ſeine Bedürfniſſe, ohne daß die Einnahme in gleichem Verhältniſſe zugenommen hätte. Bürger fing daher an, eine Verbeſſerung ſeiner Umſtände immer ſehnlicher zu wünſchen. Er machte ſich einige Hoffnung, ſeinem Schwiegervater in dem ungleich einträglicheren Amte Niedeck nachzufolgen; allein dieſe Hoffnung konnte, aller Fürſprache ungeachtet, bei der Menge der bereits in Kammerdienſten ſtehenden Expectanten, nicht wohl erfüllet werden.

Im Jahre 1778 übernahm Bürger die Herausgabe des Göttingiſchen Muſen-Almanachs, nachdem Göckingk, der bisherige Herausgeber deſſelben, ſich mit Voß zur Beſorgung des Hamburgiſchen vereinigt hatte. Aus dieſer Uebernahme hat man meinem Freunde, wegen ſeiner Verbindung mit Voß und Göckingk, einen Vorwurf gemacht, den er aber ſelbſt entkräftete, indem er die guten Gründe, welche ihn zur Annahme der Anerbietungen des Verlegers beſtimmen mußten, ſeinen beiden Freunden offen und freimüthig vorlegte. Unter dieſen Beſtimmungsgründen waren die Vorſtellungen und Bitten angeſehener Männer in Hannover und Göttingen, die auf ſein künftiges Glück Einfluß haben konnten, nicht die unwichtigſten.

In demſelben Jahre gab er auch die erſte Sammlung von Gedichten heraus, welche, außer den in Almanachen und Journalen bereits abgedruckten, verſchiedene neue und treffliche Stücke enthielt. Dadurch wurde nun zwar ſein Dichterruhm noch feſter gegründet, aber nicht eben ſo ſehr die Hoffnung zu einer beſſeren Stelle. Er faßte einſt den etwas kühnen Entſchluß, an Friedrich den Zweiten zu ſchreiben, und ihn um eine ſeinen Fähigkeiten angemeſſene Verſorgung in den Preußiſchen Staaten zu bitten. Der große König befahl ſofort ſeinem Groß-Kanzler, Bedacht darauf zu nehmen, und dieſer eröffnete unſerm Bürger in einem ſehr gütigen Schreiben: Wie er ihm gern eine Stelle anbieten wollte, die ſich ganz für ihn ſchickte; da aber eine ſolche gerade jetzt nicht offen wäre: ſo bäte er ihn, ſich nur noch einige Zeit zu gedulden. Gleichwohl wurde Bürger's Hoffnung nie erfüllt, vermuthlich, weil er's verſäumte, ſich zu rechter Zeit wieder zu melden *).

Um ſeine ökonomiſchen Umſtände einſtweilen zu verbeſſern, und um ſich und ſeiner guten Gattinn mehr Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffen zu können, beſchloß er, eine zu Appenrode erledigte Pachtung zu übernehmen. Er trat dieſelbe im Jahre 1780 an; aber es war vorher zu ſehen, daß dabei für ihn kein Segen heraus kommen würde, da ſo wohl er ſelbſt, als ſeine Gattinn, weder Neigung genug zur eigentlichen Landwirthſchaft, noch auch hinlängliche Kenntniß und Erfahrung hatten, um dieſelbe auf eine erſprießliche Art zu betreiben. Dazu kamen dann freilich auch noch allerlei Unglücksfälle, über deren eigenſinnige Verfolgung ſich Bürger oft mit der ihm eigenen Laune beklagte. Kurz er ſah ſich bald genöthigt, dieſen Erwerbszweig wieder fahren zu laſſen, und die Pachtung 1783 aufzukündigen, nachdem er bei dieſem Unternehmen in drei Jahren einige tauſend Thaler zugeſetzt hatte.

Noch konnte dieſer Verluſt, durch den er den größten Theil der ihm von ſeinem Schwiegervater zugefallenen Erbſchaft wieder einbüßte, nicht verſchmerzt ſeyn, als ihm eine andere Kränkung zubereitet wurde, die für ihn ohne Vergleichung empfindlicher geweſen ſeyn würde, als jener Verluſt, wenn er nicht noch zu rechter Zeit davon unterrichtet, und dadurch in den Stand geſetzt worden wäre, die hämiſche Abſicht ſeiner Feinde wenigſtens in ſo fern zu vereiteln, als ſeine bürgerliche Ehre dabei auf dem Spiele ſtand.

Ein jetzt verſtorbenes Mitglied der von Uslariſchen Familie, ein Mann, der unſerm Bürger ohnehin nicht gewogen war, ließ ſich durch die wiederholten Ohrenbläſereien eines ſehr verſchmitzten Menſchen endlich dahin bringen, daß er in einer von eben dieſem Menſchen entworfenen Vorſtellung an die königliche Regierung zu Hannover ſeinen Amtmann beſchuldigte:

1. Er ſuchte weder die allerhöchſten landesherrſchaftlichen Hoheitsrechte, noch die Gerechtſame der Familie, gegen die Eingriffe ausländiſcher Nachbaren gehörig zu vertheidigen.
2. Er vernachläſſigte die ihm obliegende Juſtiz- und Policei-Pflege gänzlich.
3. Er hätte die Kirchenſachen in Unordnung gebracht.
4. Er beobachtete in Anſehung der ihm anvertraueten Depoſita nicht die ſtrengſte Ordnung.
5. Er legte die Lehnsrechnungen nicht zu rechter Zeit ab, fertigte die Lehnsbriefe nicht gehörig aus, und gäbe dadurch zu Klagen und Beſchwerden der Vaſallen Anlaß.

Wenn ich nun gleich den Vorwurf einiger Nachläſſigkeit in den Amtsgeſchäften, die ihm freilich nicht ſo angenehm ſeyn mochten, als die Unterhaltungen mit den Muſen, ohne offenbare Parteilichkeit nicht von meinem Freunde abwälzen kann: ſo war doch in den ihm gemachten Beſchuldigungen ſo viel Uebertriebenes, daß es ihm nicht ſchwer wurde, ſich dagegen zu vertheidigen, und den Verfaſſer der Klagſchrift, deſſen hämiſche Abſicht zu deutlich hervor leuchtete, zu beſchämen. Er that dieſes in einem ausführlichen Aufſatze, welcher bald nachher ohne ſein Wiſſen und gegen ſeinen Willen in dem von Wekhrlin herausgegebenen grauen Ungeheuer abgedruckt wurde. Gegen das Ende heißt es darin:

„So ſind nun ſämmtliche mit ſo gehäſſigen und ſchwarzen Farben geſchilderten Beſchwerden gegen mich beſchaffen. Ich habe mich mit dem Lichte der Wahrheit darüber ausgebreitet, und es unter der Würde meines Charakters gehalten, mich irgend wo durch Lügen, oder Beſchönigungen zu vertheidigen."

„Wegen ſolcher zum Theil grundloſen, zum Theil auf eine liebloſe Weiſe in's Ungeheuere übertriebenen Beſchuldigungen kann alſo wohl eben ſo wenig ich ſelbſt mich meines Amtes für verluſtig achten, als irgend ein billiger und unparteiiſcher Richter in der Welt das thun kann und wird. Deſſen ungeachtet aber muß ich erklären, daß die Abſicht dieſer Vertheidigung keinesweges dahin geht, mich etwa bei meinem Amte, oder, welches manchem Unkundigen gleich viel däuchten möchte, bei Ehre und Brot zu erhalten. Es bekleidet mich, Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brot, welches es mir gewährt, iſt für mich faſt mehr für Verluſt, als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beſchloſſen, ſobald dieſer gegenwärtige Klaghandel abgethan ſeyn wird, und ich meine etwa rückſtändigen Geſchäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlaſſung von der Familie ſelber zu ſuchen."

Und dieſes geſchah wirklich im Jahre 1784, nachdem kurz

*) Bürger ſelbſt hat mir dieſe Sache mehr als Ein Mal erzählt; ich kann alſo an der Wahrheit derſelben nicht zweifeln, obgleich ſich unter ſeinen Papieren weder der Brief des Groß-Kanzlers, noch eine Abſchrift von Bürger's Briefe an den König findet.

Digitized by Google

vorher ſeine gute und edle Gattinn an der Schwindſucht geſtorben war. Es verdient noch angeführt zu werden, daß der Menſch, der den verſtorbenen General-Major von Uslar ſo ſehr gegen Bürger'n einzunehmen gewußt und die Klagſchrift verfaſſet hatte, kein anderer war, als eben der, welcher ihn um die von deſſen Großvater ihm anvertrauete Summe betrogen und außer dem von ihm manche Wohlthaten und Gefälligkeiten genoſſen hatte.

Nun war alſo Bürger zwar wieder frei; aber wenn er ſich zwölf Jahre vorher genöthigt ſah, ein Amt anzunehmen, um zu leben: ſo war das Bedürfniß eines ſicheren Unterhaltes jetzt noch dringender für ihn, weil er Kinder hatte. Auf der andern Seite war ihm die Art ſeiner bisherigen Amtsgeſchäfte, die ihm nie viel Vergnügen gemacht hatte, nun vollends zuwider geworden. Er wünſchte, ſich künftig ganz ſeinen Lieblingswiſſenſchaften widmen zu können. Zu dieſem Ende beſchloß er, ſich wieder nach Göttingen zu begeben, daſelbſt die Herausgabe ſeines Muſen-Almanaches zu beſorgen, und für's erſte als Privat-Lehrer Vorleſungen über Aeſthetik, Deutſchen Styl und ähnliche Gegenſtände zu halten. Manche ſeiner Freunde widerriethen es ihm, weil ſie glaubten, Göttingen wäre gar nicht der Ort, an welchem er gedeihen könnte. Einer ſuchte ihn für Berlin, ein Anderer für einen andern Ort zu gewinnen, und Alle wollten ihn gern in ihrer Nähe haben. Aber er glaubte damals nirgends ſo gute Ausſichten für ſich zu finden, als in Göttingen. Zunächſt glaubte er darauf rechnen zu dürfen, durch Collegia, Privat-Unterricht und andere gelehrte Arbeiten ſo viel zu verdienen, als er zum Unterhalte brauchte; und in der Folge, hoffte er, würde die Regierung ihn als öffentlichen Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften anſtellen und mit einem Gehalte verſehen, weil er ſich's bewußt war, ſein Name werde der Univerſität weder Schaden noch Schande bringen. Allein ſeine Hoffnung, Profeſſor zu werden, wurde erſt fünf Jahre nachher erfüllet, und mit einer Beſoldung verſehen zu werden, erlebte er gar nicht.

Noch im Jahre 1784 fing er an, Vorleſungen zu halten, und auch einigen Studierenden Privat-Unterricht zu ertheilen.

Im folgenden Jahre verband er ſich am Altare zu Biſſendorf, nicht weit von Hannover, mit der jüngſten Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattinn, mit ſeiner bis an ihren Tod angebeteten und nach ihrem Tode noch ſo hoch gefeierten Molly, mit der ſein Herz ſchon ſeit vielen Jahren auf's allerinnigſte verbunden geweſen war. Ueber dieſe Verbindung, welche für Bürger'n eine Quelle von Troſt und Wonne, aber auch von Sorgen, Kummer und bitterem Leiden war, würde ich hier etwas ſagen müſſen, weil ſie Theils großen Einfluß auf ſeinen moraliſchen und poetiſchen Charakter und auf ſeine Schickſale gehabt, Theils Gelegenheit zu manchem ſtrengen, liebloſen und ungerechten Urtheile über ſeine ſittlichen Grundſätze gegeben hat. Allein da Bürger ſelbſt dieſes Verhältniß in einem eigenen Aufſatze, den ich meinen Leſern mittheilen werde, genau und richtig angibt: ſo brauche ich mich nicht dem Tadel ſtrenger Sittenrichter auszuſetzen, indem ich mich vielleicht bemühen würde, Einiges, nicht zur Rechtfertigung, aber doch zur Entſchuldigung meines auch in Rückſicht auf dieſes Verhältniß von Vielen allzu ſtrenge beurtheilten Freundes anzuführen.

Im October 1785 kam er mit dieſer ſüßen Anvermählten nach Göttingen; hatte ſich aber kaum daſelbſt eingerichtet, als ihn der allerhärteſte Schlag traf, der ihn treffen konnte; als er dasjenige verlor, deſſen rechtmäßiger Beſitz ihn allein entſchädigen konnte für Alles, was er entbehren mußte; mit Einem Wort, als ihm der Tod ſeine Molly wieder entriß, welche ihm kurz vorher eine Tochter geboren hatte. Wie ihm bei dieſem Verluſte zu Muthe war, davon gibt die Art, wie er ihn ſeinen Freunden anzeigte *), nur eine ſchwache Vorſtellung. Er ſchien nun allen Muth und alle Kraft des Körpers und der Seele verloren zu haben. Alle ſeine Freunde und Bekannten, welche das ungemein holde und liebenswürdige Geſchöpf gekannt haben, ſtimmen darin überein, daß Bürger, wenn er ſeine Molly behalten hätte, nicht allein zufrieden und glücklich gelebt haben, ſondern auch mit der Zeit gewiß in beſſere Vermögensumſtände gekommen ſeyn würde. Sie würde ihm Luſt und Muth und Kraft zum Erwerben verliehen, und das Erworbene fein zu Rathe gehalten haben.

Ein anderer Brief von Bürger an ſeinen Freund Boie ſtellt die Lage ſeines Herzens und das, was er mit ſeiner Molly verloren hatte, ſo ſchön und rührend dar, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn ebenfalls abzuſchreiben, und dabei auf den Dank der Leſer rechne.

„Göttingen, den 16. März, 1786.

Herzlichen Dank, liebſter, beſter Boie, für Deinen gütigen theilnehmenden Brief! Aechtes Mitleid iſt immer ein Becher, wo nicht der Heilung, dennoch wenigſtens ſüßer Labung für den Zerſchlagenen, beſonders wenn ihn eine ſo liebe Hand, wie die Deinige, darbietet. — Ich bin ein armer unheilbarer Menſch bisher geweſen; ich bin es noch immer fort, und werde es bleiben bis in mein Grab neben der Unvergeßlichen; ein armer, an Kraft und Muth und Thätigkeit gelähmter Menſch, der zu jedem Dinge langſam und verdroſſen iſt. „O, das gibt ſich mit der Zeit!" wirſt Du mit hundert andern herzensguten Tröſtern ſagen. Freilich iſt wohl die Zeit noch unter allen Tröſterinnen die beſte; allein was ſich geben wollte, geben konnte, das hat ſich längſt und ſchon in den erſten zwei Tagen gegeben. Was aber nun nach zwei Monaten noch übrig iſt, das gibt ſich auch ſchwerlich mein Leben lang. Wann wird der Schwarm von tauſend und abermal tauſend Erinnerungen aufhören, meine Seele zu umflattern? und wann wird jede derſelben bis dahin ermatten, um nicht mehr wie bisher mein Herz auf das ſchmerzlichſte zuſammen zu krampfen, wenn ich gleich vor den Leuten nicht laut dabei aufſchreie? Eben ſo tief war einſt meine unendliche Liebe, eben ſo tief mußte ſich nun mein unendlicher Schmerz in meine Seele graben. O! wie könnte ich Ihrer vergeſſen? Ach, Ihrer, Ihrer! der ich ſeit länger als zehn unglücklichen Jahren voll Drang und Zwang mit immer gleich heißer, durſtender, verzehrender Sehnſucht nachſeufzte? Ihrer, durch welche ich bin Alles, was ich bin und nicht bin! Ihrer, um welche die einſt ſo geſunde Jugendblüthe meines Leibes ſo wohl als Geiſtes vor der Zeit dahin welkte! Ihrer, die dieſe verwelkte Blüthe endlich ganz wieder zu beleben verſprach, die endlich die Meinige, die Meinige! — ein Wort, ein Begriff von unendlicher Kraft für mich! — die Meinige endlich ward, mich gleichſam aus der Nacht der Todten zurück rief, und in einen lichten Freudenhimmel empor zu heben anfing! — Ach und wozu? Um ſo ſchnell, ſo auf Ein Mal mir wieder zu entſchwinden, mich mitten auf den Stufen des Hinaufgangs zum neuen beſſeren Leben fahren und noch tiefer in die vorige Nacht zurück ſinken zu laſſen! O Boie, ich liebte ſie ſo unermeßlich, ſo unausſprechlich, daß die Liebe zu ihr nicht bloß

---

*) Hier iſt der Trauerbrief: „Auch meine zweite Gattinn, meine liebenswürdige Auguſte Marie Wilhelmine Eva, geborne Leonhart, Sie, die Ganzvermählte meiner Seele, Sie, in deren Leben mein Muth, meine Kraft, mein Alles verwebt war, hat geſtern, am funfzehnten Tage nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, ein grauſames, unüberwindliches Fieber getödtet. O des kurzen Beſitzes meiner höchſten Lebensfreude! — Ich kann weder meine unausſprechliche, ach! ſo unglückliche Liebe! noch den namenloſen Schmerz, worunter nun mein armes auf immer verwitwetes Herz erſeufzt, in Worte faſſen. Gott bewahre jedes fühlende Herz vor meinem Jammer! Göttingen, den 10. Januar, 1786."

Diejenigen, welche wiſſen, wie ſtark er ſich gewöhnlich auszudrücken pflegte, mögen vielleicht hier noch ſtärkere Ausdrücke erwartet haben. Aber eben dieſe Mäßigung ſcheint mir mehr, als die allerſtärkſten Worte, von der großen Heftigkeit ſeines Schmerzens zu zeugen. Mäßige Affecten bemühete er ſich wohl, Andern durch Worte mitzutheilen; allein das, was er jetzt empfand, würden Worte doch nimmermehr haben darſtellen können. Auch kommt es mir vor, als ſähe man es dieſem Briefe an, daß Bürger auf die Abfaſſung desſelben nicht viel Sorgfalt verwendet, und dabei kaum an ſich gedacht habe.

Digitized by Google

der ganze und alleinige Inhalt meines Herzens, ſondern gleichſam mein Herz ſelbſt zu ſeyn ſchien. Wie ſo ganz verwitwet ich nun bin und wahrſcheinlich immer bleiben werde, das kann ich Dir mit Worten nicht begreiflich machen. Freilich kann man oft von ſich und ſeinem Herzen, dieſem Proteus, keine Stunde vorher etwas Gewiſſes prophezeien; Gefühle kommen und verſchwinden, wie der Dieb in der Nacht: aber das Gefühl dieſer Liebe hat ſich ſo lange und ſo tief mit meinem innerſten Ich verwebt, daß, wenn es auch nicht unmöglich wäre, dieſes mein Ich umzuſtimmen, dennoch dasjenige Weib, welches das Bild der einzig und höchſt geliebten Unvergeßlichen gänzlich in Schatten zurück zu drängen vermöchte, ein wahres Meiſter- und Schöpferwerk an mir verrichten würde."

„Ach, liebſter Boie, ich ſage es ja nicht allein, daß ſie eine der Liebenswürdigſten ihres Geſchlechts war. Könnteſt du die Stimmen auch der Gleichgültigſten, die ſie näher kannten, ſammeln: ſo dürfte auch nicht eine einzige zu ihrem Nachtheil ausfallen. Hat jemals die ſchönſte Weiberſeele ſich in entſprechender Leibesgeſtalt ſichtbarlich offenbaret, ſo war es bei ihr geſchehen. Die Anmuth, wenn auch gleich nicht glänzende Schönheit ihres Geſichts, ihrer ganzen Form, jeder ihrer Bewegungen, ſelbſt des Flötentones ihrer Stimme, kurz Alles, Alles an ihr mußte es Jedem, der nicht an allen Sinnen von der Natur verwahrloſet war, verrathen, weß himmliſchen Geiſtes Kind ſie war. Wie nur irgend ein ſterblicher Menſch ohne Sünde ſeyn kann, ſo war ſie es; und was ſie ja in ihrem ganzen Leben Unrechtes gethan hat, das ſteht allein mir und meiner heißen, flammenden, allverzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich geweſen, dieſer, bei eben ſo hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite, zu widerſtehen? Und dennoch, dennoch hat ſie ihr Jahre lang unter den ſtärkſten Prüfungen widerſtanden. Dennoch iſt ſie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchſt reinſte weibliche Unſchuld und Keuſchheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag. Denn ich wüthender Löwe, der ich oft weder meines Menſchenverſtandes noch Herzens mächtig war, hätte Vater und Bruder, die ſie mir hätten ſtreitig machen wollen, mit den Zähnen zerriſſen; in meinem Wahnſinne hätte ich lieber meiner ewigen Glückſeligkeit, als dem Himmel ihres Genuſſes entſagt, ſo herzlich ich es auch vor Gott betheuern kann, daß Sinnenluſt der kleinſte Beſtandtheil meiner unausſprechlichen Liebe war. Der Allbarmherzige wird mir's um ſeines Lieblingswerkes willen verzeihen, was ich im höchſten Taumel der Liebe zu dieſem verbrochen habe. An dieſer herrlichen, himmelsſeelenvollen Geſtalt duftete die Blume der Sinnlichkeit allzu lieblich, als daß es nicht zu den feinſten Organen der geiſtigſten Liebe hätte hinauf dringen ſollen. — Doch, wo gerathe ich hin? Ich ſage Dinge, die ich nicht ſagen ſollte. Du biſt ja einer meiner älteſten und vertrauteſten Freunde. Und am Ende, wenn ich's auch der ganzen Welt ſagte? — Pah! Was kümmert mich denn nun noch die ganze Welt? Hin iſt ja nun hin! Verloren iſt verloren! — Niemand nehme ſich's heraus mir zu ſagen: Bürger, ſey ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo etwas und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzen ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her, wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. Aber wer anders, als nur der todte Grenzpfahl im Felde kann eine ſolche Scene der Verwüſtung gleichgültig anſehen lernen, wenn gleich der erſte Schmerz der Verzweiflung ſich bald genug austobt? Welcher Menſch, der ein Herz von Fleiſch und nicht von Stein hat, kann wieder eben ſo fröhlich und in ſeinem Gott vergnügt dabei eſſen, trinken, ſchlafen und handthieren, als da noch Alles rings umher unverſehrt blühete und duftete? Man wälzt ſich ja freilich, nach wie vor, aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der Tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel Einem fehlt. Aber . . doch wozu noch viele Worte? — Hin iſt hin! verloren iſt verloren, das iſt die Hauptſumme von Allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche; wenn ich, matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe: ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich je eher je lieber neben meine Entſchlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlaſſen. Wozu ſollte auch ſonſt der nackte, kahle, traurige Stab noch lange da ſtehen, nachdem die ſchöne, holde Rebe, die ſich um ihn hinan ſchlang, herab geriſſen iſt?" —

Ah! te meae si partem animae rapit
Maturior vis, quid moror altera,
Nec carus aeque, nec superstes
Integer? Ille dies utramque

Ducet ruinam: non ego perfidum
Dixi sacramentum: ibimus, ibimus,
Utcumque praecedes, supremum
Carpere iter comites parati *).

„Dieſe Verſe, an die ich ſeit zwanzig Jahren nicht dachte, fielen mir nach meinem Verluſte plötzlich wie Weiſſagung ein, und dröhnen mir ſeitdem mit ihrem Todesinhalt durch Mark und Bein."

„Meine Gedichte würde ich ſchwerlich in meinem ganzen Leben wieder zur Hand nehmen, wenn ich mich nicht noch für etwas mehr, als meine eigene armſelige Perſon, zu intereſſiren hätte. Die Beilage wird Dich von der nun nahe bevorſtehenden neuen Auflage weiter unterrichten. Kannſt Du etwas für mich thun, ſo weiß ich, Du thuſt es ungebeten. Du kannſt dieſe Ausgabe ziemlich als mein Letztes, als mein Teſtament anſehen. Meine Kraft iſt dahin; was mir noch übrig iſt, das will ich zur Verherrlichung meiner Unvergeßlichen zuſammen raffen. Anders kann ich ihr doch die Leiden, welche ihr meine unglückliche Liebe ſo viele Jahre hindurch in den Frühlingstagen ihres Lebens verurſachte, nicht mehr vergelten."

„Meine häuslichen Umſtände ſind erträglich, ob ich gleich harte Ausgaben dieſen Winter über gehabt habe. Sie würden in kurzen merklich beſſer geworden, ja ich würde wieder auf einen grünen blühenden Zweig gekommen ſeyn, wenn ich meine mit allen häuslichen und wirthſchaftlichen Tugenden gezierte Auguſte, und mit ihr meinen Muth und meine Thätigkeit behalten hätte. Nun muß ich mich wieder fremden Leuten Preis geben, ſo enge ich mich auch zuſammen gezogen habe. Meine älteſte und einzige Tochter erſter Ehe, ein ſehr viel verſprechendes Mädchen, habe ich der Frau Profeſſorinn Erxleben in Koſt und Erziehung gegeben. Den Nachlaß meiner Entflohenen, nebſt ſeiner Amme, hat meine Schwiegerinn mit nach Biſſendorf genommen. Höchſt traurig iſt es, daß ich meine lieben Küchlein nun ſo von mir entfernen muß. Wann werde ich ſie wieder zu mir verſammeln können?"

„Eben laufen Briefe aus England ein, daß ich einen jungen Engländer in's Haus und unter meine Aufſicht nehmen, auch ihn von Brüſſel, wohin ihn ſein Vater, Lord Lisburne, ſelbſt begleiten will, in ungefähr drei Wochen abholen ſoll. Ich hoffe, dieſe Zerſtreuung ſoll mir etwas wohl thun."

„Leb' wohl, mein beſter Boie! Gott ſegne Dich nebſt Deinem trauten Weibe mit allem dem Segen, den ich einſt ſo heiß, allein umſonſt, für mich erflehete! Unveränderlich Dein getreuer

Bürger."

So trauerte, ſo wehklagte Bürger noch zwei Monate nach dem Tode ſeiner Molly. Indeſſen ſuchte er ſich doch, nachdem die Zeit und die Zerſtreuung der Reiſe, welche bald darauf wirklich vor ſich ging, ſeinen Schmerz noch mehr abgeſtumpft hatten, ſo gut es gehen wollte, aufzuraffen, und fing nun wieder an, ſich den akademiſchen Beſchäftigungen ganz zu widmen. Im Winter 1787 hielt er öffentliche Vorleſungen über die kritiſche Philoſophie, welche zahlreich beſucht wurden. Unterdeſſen hatte ſeine Geſundheit, die ſchon lange zerrüttet geweſen war, durch die vielen großen und kleinen Leiden und Unannehmlichkeiten,

*) Horat Carm. II. 17.

Digitized by Google

welche er erfahren hatte, immer mehr gelitten, und nothwendig mußten dadurch die Schwingen ſeines Geiſtes gelähmt werden. Er ſchrieb einſt: „Immer währende Kränklichkeit des Leibes belaſtet mehr denn allzu oft die natürliche Kraft und Thätigkeit meines Geiſtes mit ſo drückenden Feſſeln; ſie lähmt dergeſtalt die lebendigſten Springfedern des Herzens: daß bisweilen kein Leben, kein Streben, kein Wunſch mir noch übrig zu ſeyn ſcheint, als der letzte Wunſch aller Mühebeladenen und Müden, der Wunſch, aus einem beſchwerlichen zuſammen gepreßten Daſeyn in die Ruhe des Nichtſeyns hinab zu taumeln."

So quälte er ſich unter körperlichen Leiden und ungewohnten zum Theil nicht leichten Arbeiten fort, bis im Jahre 1787 ſeine Geſundheit nach einer gebrauchten Kur ein wenig beſſer geworden zu ſeyn ſchien. Jetzt hatte er der heiteren Stunden mehr, in denen er das längſt empfangene *hohe Lied* vollendete und gebar, das Gedicht an Boie, *Vorgefühl der Geſundheit* überſchrieben, nebſt einigen andern Gedichten verfertigte, und Vorbereitungen zu der zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte machte, welche 1789 in zwei Bänden erſchien.

Bei der funfzigjährigen Jubelfeier unſerer Univerſität im Jahre 1787, die er durch zwei Gedichte verherrlichte, ertheilte ihm die philoſophiſche Facultät, auf den Vorſchlag des geheimen Juſtiz-Rathes *Michaelis*, damaligen Dechanten derſelben, die Doctor-Würde. Zwei Jahre darauf, im November 1789, wurde er endlich zum außerordentlichen Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät ernannt.

Schon einige Jahre vorher hatte er einen guten Theil ſeiner Zeit dem Studium der Schriften des berühmten Königsbergiſchen Philoſophen gewidmet. Dieſes Studium lag ihm damals ſehr am Herzen, und er wünſchte nichts ſehnlicher, als, daß er erſt gelernt haben möchte, die *Kritik der reinen Vernunft* vollkommen zu verſtehen. Dieſer Wunſch beweiſet wenigſtens, wie weit er von dem ſelbſtgenügſamen Dünkel mancher Jünger des großen Mannes entfernt war. Da aber in der Folge ſeine Geſundheit wieder ſchwächer wurde, war er genöthiget, ſich aller erſchöpfenden Anſtrengungen der Denkkraft zu enthalten. Eben dieſe Urſache hinderte auch die Ausführung eines andern Entwurfes, mit dem er ſich einige Zeit nachher beſchäftigte. Er wollte eine darſtellende Biographie von *Julius Cäſar* ausarbeiten, hat aber, außer einigen ganz unbedeutenden Collectaneen noch nichts davon auf's Papier gebracht.

Da Bürger nun wieder ein öffentliches Amt und Hoffnung zu künftiger Verſorgung hatte, ſo wurde der Wunſch immer lebhafter in ihm, ſeine drei Kinder, welche er ſchon ſeit mehreren Jahren von ſich hatte entfernen müſſen, wieder zu ſich nehmen und für ihre Erziehung ſelbſt ſorgen zu können. Dieſer Wunſch konnte aber, bei dem noch zarten Alter der jüngeren Kinder, nicht füglich erfüllet werden, wenn er ihnen nicht auch eine Mutter geben konnte. Aus dieſem Grunde war er beinahe ſchon entſchloſſen, ſich zum dritten Male zu verheirathen, und ſah ſich hier und dort nach einer Gattinn um, die für ſeine Kinder eine gute Mutter ſeyn, und ihm den Verluſt ſeiner Molly, wenn auch nicht ganz erſetzen, dennoch minder ſchmerzlich machen könnte: als ihm von Stuttgart ein Gedicht zugeſendet wurde (welches das Publicum nachher im Muſen-Almanache für das Jahr 1791 und nun auch im zweiten Theile der letzten Sammlung ſeiner Gedichte geleſen hat), worin ein, dem Anſehen nach, edles Mädchen von gebildetem Verſtande und gefühlvollem Herzen, durch den Eindruck, den Bürger's Gedichte auf daſſelbe gemacht hatten, zu inniger Liebe zum Dichter hingeriſſen, ihm Herz und Hand antrug. Bürger betrachtete dieſen Antrag Anfangs freilich nur als das Spiel einer aufgeregten Phantaſie, und ſcherzte und lachte darüber. Allein als verſchiedene Nachrichten einliefen, welche von der naiven Dichterinn ein ſehr reizendes Bild entwarfen: ſo glaubte er mit einigen ſeiner Freunde, die Sache verdiente doch wohl eine ernſtlichere Erwägung. Ein Mädchen, meinten ſie, welches den Muth hätte, öffentlich aufzutreten, und einem Manne, der ſo Vielen im Publicum lieb und werth wäre, ſich als Gattinn anzubieten, müßte doch wohl von unbeſcholtenem Adel des Herzens und der Sitten ſeyn. Wäre das nicht der Fall, ſo würde ja wohl mehr als Eine Stimme ſich erheben, um den Freund vor dem Sirenen-Geſange zu warnen. Dieſe Betrachtungen bewogen ihn zuvörderſt, das Lied poetiſch zu beantworten, und dieſe Beantwortung leitete Unterhandlungen ein, welche ſich damit endigten, daß Bürger ſein Schwaben-Mädchen im October 1790 als Gattinn abholete. — Daß er in dieſer ſo ſonderbar geknüpften Verbindung nur wenige Wochen glücklich war, daß ſie nachher für ihn eine Quelle des bitterſten Kummers, daß ſie nach drittehalb Jahren durch richterliche Entſcheidung wieder getrennt wurde, und daß ſie zu Bürger's frühem Tode nicht wenig beigetragen zu haben ſcheint: das Alles iſt unter ſeinen Freunden ſo allgemein bekannt, daß ich ſchon darum nicht nöthig haben würde, mich bei der umſtändlicheren Erzählung dieſer Begebenheiten zu verweilen, wenn auch nicht andere und wichtige Rückſichten mir ein genaueres Detail durchaus verböten.

Im Februar 1792 wurde Bürger zum dritten Male Witwer, nachdem er, vorzüglich in den letzten fünf Monaten der letzten unglücklichen Ehe unausſprechlich viel Unangenehmes und tief Kränkendes erfahren hatte. Einſam und von den meiſten ſogenannten Freunden verlaſſen, an Leib und Seele heftig erſchüttert, an Kraft und Vermögen nun ganz erſchöpft, verbarg er ſich jetzt in ſein kleines Studier-Zimmerchen, das er faſt den ganzen Tag verſchloſſen hielt, und nur wenigen Auserwählten öffnete.

Kurz vor der Trennung von ſeiner Gattinn hatte er ſich durch Erkältung eine Heiſerkeit der Sprache zugezogen. Da er nun bei dieſer Heiſerkeit einige Wochen hindurch täglich und ſtündlich in der allerheftigſten Leidenſchaft und mit der größten Anſtrengung laut zu reden ſich bemühete: ſo hatten dieſe oft wiederholten Anſtrengungen der kranken und geſchwächten Stimm-Organe die Folge, daß er das Vermögen, laut zu reden, ganz verlor, und bis an ſeinen acht und zwanzig Monate nachher erfolgten Tod heiſer blieb. Manche ſeiner auch auswärtigen Freunde, welche ihn in dieſer Zeit geſprochen haben, werden ſich noch mit Rührung der dumpfen, rauhen und widrigen Stimme des lieblichen Sängers erinnern.

Unter allen ſeinen Freunden war Einer, deſſen troſtvolle Briefe ihn in dieſem troſtloſen Zuſtande aufrichteten; Einer, der ſich noch jetzt mit der freundſchaftlichſten Thätigkeit bemühete, ihm eine beſſere äußere Lage zu verſchaffen; der eine Zuſammenkunft mit Bürger'n veranſtaltete, welche dieſem, bei ſeinem ſchon allzu ſehr zerrütteten Geſundheitszuſtande, doch neuen Muth und auf kurze Zeit neue Luſt und Hoffnung zum Leben einflößte. Den Namen dieſes edeln Mannes nenne ich nicht, um das ſchwache Dankopfer, welches ich ihm hier darbringe für Alles, was er an meinem armen, von den Meiſten verlaſſenen Freunde that und noch gethan haben würde, wenn dieſer länger gelebt hätte, nicht der Schmeichelei verdächtig zu machen.

Zu den widrigen Schickſalen, welche unſern guten Bürger niederdrückten, gehörte nun auch, daß er ohne alle gewiſſe Einnahme und ſeine Caſſe ganz erſchöpft war. Er würde jetzt kaum haben leben können, wenn er nicht den größten Theil ſeiner Zeit und den geringen Reſt ſeiner Kräfte dazu angewendet hätte, für auswärtige Buchhändler aus fremden Sprachen zu überſetzen. So weit war es mit dem Lieblingsdichter der Nation, mit dem Verdeutſcher des Homer gekommen! Glück genug für ihn, daß der Herausgeber einer periodiſchen Schrift ihm Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen und Italieniſchen auftrug, und dafür den ganzen Ertrag des Journales großmüthig und freundſchaftlich mit ihm theilte.

Unterdeſſen wurden die Kräfte ſeines ſiechen Körpers immer ſchwächer. Im October 1793 nöthigte ihn ein mit Fieber verbundener heftiger Schmerz in der rechten Seite, das Bett zu hüten. Jetzt fing er erſt eigentlich an zu merken, daß ſeine Geſundheit zerrüttet ſey, und für die Wiederherſtellung derſelben beſorgt zu werden. Gleichwohl genas er von dieſer bedeutend ſcheinenden Krankheit bald in ſo fern, als er ſich zuweilen wieder aufgelegt zur Arbeit fühlte, und dann auch wohl wieder anfing zu hof-

Digitized by Google

ſen, er werde doch vielleicht im Herbſte ſeines Lebens ſich noch heiterer Tage zu erfreuen haben. Aber geſund iſt Bürger von dieſer Zeit an keinen Tag geweſen. Mancherlei kleine und große Beſchwerden und Zufälle wechſelten mit einander ab, und zwiſchen durch ſchimmerte auch wohl ein ſchwacher Schein von Hoffnung zur Beſſerung; bis endlich die Bruſtbeſchwerden immer mehr überhand nahmen, und die gefürchtete eiternde Lungen-Schwindſucht ſich deutlich verrieth.

Da er nun gar nicht mehr arbeiten konnte, ſo würde er am Ende ſeines Lebens auf's neue von bitterem Mangel gedrückt worden ſeyn, wenn nicht die Milde der königlichen Regierung zu Hannover dieſem durch ein nicht erbetenes Geſchenk einiger Maßen abgeholfen hätte. Dadurch, noch mehr aber durch die zugleich geſchöpfte Hoffnung zu künftiger Beſoldung, wurde der Arme, der nicht wußte, daß er bald keine Beſoldung mehr brauchen würde, ungemein erfreuet und aufgerichtet.

Bürger lernte die über ſeinem Haupte ſchwebende unüberwindliche Todesgefahr erſt wenige Tage vor ſeinem Ende kennen. Bis dahin nahm bei ihm, wie das bei Schwindſüchtigen meiſten Theils zu geſchehen pflegt, die Hoffnung zur Beſſerung mit der Krankheit zu; und ich habe es da, wo nicht beſondere Umſtände eine Ausnahme nothwendig machten, immer für grauſam gehalten, ſolchen Kranken das Einzige auch noch zu entreißen, was ihnen die Natur abſichtlich, wie es ſcheint, gelaſſen hat, um ihren bejammernswürdigen Zuſtand erträglich zu machen, — die Hoffnung. Erſt als ihm ſelbſt die Augen über ſeinen Zuſtand aufzugehen anfingen, geſtand ich ihm, daß er freilich jetzt nicht mehr hoffen könnte, von dieſer Krankheit zu geneſen. Weit entfernt, durch dieſe Entdeckung beunruhigt zu werden, antwortete er, es komme ihm nun ſelbſt ſo vor, und wünſchte ſich nur einen leichten Tod. Er ſagte mir, er würde es gern ſehen, wenn in ſeiner Todesſtunde ſich einige Freunde um ihn verſammelten, und ſich, ohne die allergeringſte Betrübniß zu äußern, in munteren und geiſtreichen Geſprächen unterhielten, indem er die Augen für immer ſchlöſſe. Allein dazu kam es nicht. Am achten Junius 1794 verging ihm gegen Abend der kleine Ueberreſt von Sprache vollends. Er wollte ſeinem mehrjährigen rechtſchaffenen Freunde, dem Herrn Doctor Jäger, der auf ſeine dringende Bitte die Vormundſchaft über die Kinder übernommen hatte, und mir etwas ſagen, konnte aber kein vernehmliches Wort mehr hervor bringen. Wir baten ihn, zu verſuchen, ob er uns ſeine Meinung nicht ſchriftlich mittheilen könnte; aber auch die Augen verſagten ihm ihren Dienſt; es war und blieb ihm, aller angezündeten Lichter ungeachtet, zu dunkel, und indem er den Mund öffnete, um mir eine ihm vorgelegte Frage mit Ja zu beantworten, blies er ſanft ſeinen letzten Athem aus, in einem Alter von ſechs und vierzig Jahren, fünf Monaten und acht Tagen.

Folgendes iſt ein genaues Verzeichniß von Bürger's Schriften:

Anthia und Abrokomas. Aus dem Griechiſchen des Xenophon von Epheſus. Leipzig, 1775. 8.

Gedichte. Göttingen, 1778. 8.

Macbeth. Ein Schauſpiel in fünf Aufzügen. Nach Shakeſpear. Göttingen, 1783. N. A. 1784.

Ueber Anweiſung zur deutſchen Sprache und Schreibart u. ſ. w. Erſtes Blatt. Göttingen, 1787.

Wunderbare Reiſen zu Waſſer und zu Lande, Feldzüge und luſtige Abenteuer des Freiherrn von Münchhauſen u. ſ. w. Aus dem Engliſchen. London (Göttingen), 1787. N. A. Göttingen, 1788.

Gedichte. — 2 Thle. Göttingen, 1789.

Benjamin Franklin's Jugendjahre u. ſ. w. Berl. 1792.

Sämmtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Reinhard. 4 Bde. Göttingen, 1796 — 98. Dieſe Ausgabe erſchien in verſchiedenem Format zu wiederholten Malen.

G. A. Bürgers ſämmtliche Werke. 6 Thle in 12. Göttingen, 1829. *)

Eine neue Ausgabe von Dr. Bohtz beſorgt, in einem Bande, iſt unter der Preſſe.

Im Verein mit Andern gab B. heraus;

Muſen-Almanach. — Göttingen, 1779—1794. 16.

Akademie der ſchönen Redekünſte. Bd. 1. St. 1–3. Berlin, 1790—91.

Einzelne Gedichte, Abhandlungen, Ueberſezzungen u. ſ. w. finden ſich in der deutſchen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, im deutſchen Merkur, deutſchen Muſeum, Journal von und für Deutſchland, der Akademie der ſchönen Redekünſte, der Göttingiſchen poetiſchen Blumenleſe, dem Lauenburgiſchen Muſenalmanache, der Allgemeinen deutſchen Bibliothek und der Allgemeinen Literaturzeitung.

Nie ward ein Dichter ſo ſehr von den Verhältniſſen gedrückt, nie von ſeinen Zeitgenoſſen ſo ungleich beurtheilt, wie Bürger. Während er der Liebling eines großen Theils der Nation war, griff ihn Schiller *) von der anderen Seite auf das Strengſte an und verletzte den körperlich und geiſtig bereits ſchwer leidenden Sänger empfindlich dadurch. — Auch hier wie überall hat die Zeit gezeigt, daß die Wahrheit in der Mitte liege. Eine gewiſſe Rohheit und Derbheit, Anklänge niederer Sinnlichkeit, welche leicht in Lüſternheit umgewandelt werden können, Einſeitigkeit, Uebertreibung und ein irrthümliches Gefallen am Niedrigen, das er für volksthümlich hält, ſind Vorwürfe, welche ſelbſt der mildeſte Kunſtrichter nicht von Bürger's Muſe abzuwenden vermag. Wie dem aber auch ſei, alle dieſe Flecken werden von den glänzenden Eigenſchaften, welche ſie beſaß, herrlich überſtrahlt. Wärme der Empfindungen, Gluth der Einbildungskraft, ſeltener Zauber des Wohlklanges, Tiefe und Innigkeit des Gefühls, Gewandtheit im Ausdruck und in der Wahl der Bilder, Wahrheit und Echtheit der Geſinnungen, Alles dies findet ſich im reichſten Maaße bei Bürger und erwirbt und bewahrt ihm gerechte Anſprüche auf die ungetheilte Neigung und Verehrung des Leſers. Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die mannichfachen Leiden und Sorgen, unter deren Laſt er beinahe erlag, und die ſeinen irdiſchen Wandel durch eine dornige und rauhe Bahn führten, und betrachten wir zur ſelben Zeit, was er immitten dieſes ſelbſt den begabteſten Geiſt lähmenden Jammers leiſtete, ſo müſſen wir ihm dankbar den reichſten Lorbeerkranz zuerkennen, der je einem Dichter auf das Haupt gedrückt wurde, denn einem ſo ſchwer geprüften Manne gegenüber ziemt nur Milde und Liebe. Seine Verdienſte um die deutſche Dichtung ſind lange nicht genug anerkannt worden; er war es, der mit allen Kräften die im Schulzwange eingepferchte deutſche Muſe zur Wahrheit und Natur zurückzuführen ſtrebte, der die tiefe und ſinnige, aus der vollſten Wahrheit des Lebens entſprungene engliſch-ſchottiſche Ballade in ihrer reichen und doch ſo einfachen Weiſe in Deutſchland einheimiſch machte, und deſſen Einfluß gewiß keinen geringen Antheil an der Vollendung und Schönheit jener herrlichen ſpäteren deutſchen Dichtungen dieſer Gattung hat, welche wir als eben ſo viel Perlen in dem Schatze unſerer Literatur betrachten dürfen. — Durch ihn ward das Sonnett mit ſeinem geheimen Zauber wieder bei uns erweckt und mit ſo entſchiedenem Erfolge behandelt; kurz, er hat faſt Unglaubliches gethan und würde unter günſtigeren Verhältniſſen beſtimmt noch weit Bedeutenderes hervorgebracht haben: aber zu einer Zeit, wo ſein Geiſt in voller Reife hätte wirken können, mußte der Aermſte für das tägliche Brot, im kleinlichſten Sinne des Wortes, ſchreiben, und doch ſtrebte er raſtlos nach Vollkommenheit und war unaufhörlich bemüht, ſeine Werke zu feilen und zu veredeln. —

*) Ausgeſchloſſen von dieſen Ausgaben ſind jedoch B's Actenſtücke über einen poetiſchen Wettſtreit. Berlin, 1793; Hauptmomente der kritiſchen Philoſophie. Münſter, 1808; Lehrbuch der Aeſthetik, herausgegeben von K. Reinhard. Berlin, 1825. 2 Bde; und Lehrbuch des deutſchen Styls. Berlin, 1826.

*) Schiller's Recenſion findet ſich im 14. und 15. Stücke der Allgemeinen Literaturzeitung vom Jahre 1791.

Digitized by Google

Die richtigſte Würdigung Bürger's als Dichter bleibt immer die von A. W. von Schlegel gegebene (Characteriſtiken und Kritiken Bd. II. S. 1 fgde); ſie möge hier folgen: „Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Phantaſie, von mehr biederer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtande im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theile ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtyl, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit ſeltner Größe hat.“ —

Bürger's Gedichte ſind in Aller Händen. Mehr als ein Monument des edeln Todten, das er ſich ſelbſt errichtete, als weil wir es für nöthig hielten, Auszüge aus ſeinen Schriften folgen zu laſſen, ſetzen wir ſein hohes Lied von der Einzigen, ſein ſchönſtes, tiefſtes Werk, hieher.

Das hohe Lied
von der
Einzigen,
in Geiſt und Herzen empfangen
am Altare der Vermählung *).

Se tu avessi ornamenti, quant' hai voglia,
Potresti ad tamente
Ussir del bosco, e gir infra la gente.
Petrarca.

Hört von meiner Auserwählten,
Höret an mein ſchönſtes Lied!
Ha, ein Lied des Neubeſeelten
Von der ſüßen Anvermählten,
Die ihm endlich Gott beſchied!
Wie aus hoffnungsloſen Banden,
Wie aus Nacht und Moderduft
Einer tiefen Kerkergruft,
Fühlt er froh ſich auferſtanden
Zu des Frühlings Licht und Luft.

Diademe, Purpur-Zonen,
Demant-Ringe hab' ich nicht:
Hätte gleich, ihr voll zu lohnen,
Schmuck, erkauft für Millionen,
Ein genügendes Gewicht.
Was ich habe, will ich geben.
Ihren Namen, den mein Lied
Lange zu verrathen mied,
Will ich in ein Licht erheben,
Welches keine Nacht umzieht.

Schweig, o Chor der Nachtigallen!
Mir nur lauſche jedes Ohr!
Murmelbach, hör' auf zu wallen!
Winde, laßt die Flügel fallen,
Raſſelt nicht durch Laub und Rohr!
Halt in jedem Elemente,
Halt in Garten, Hain und Flur
Jeden Laut, der irgend nur
Meine Feier ſtören könnte,
Halt den Odem an, Natur!

Glorreich, wie des Aethers Bogen,
Weich gefiedert, wie der Schwan,
Auf des Wohllauts Silberwogen
Majeſtätiſch fortgezogen,
Wall', o Lied, des Ruhmes Bahn!
Denn hinab bis zu den Tagen,
Die der letzte Hauch erlebt,
Der von deutſcher Lippe ſchwebt,
Sollſt du deren Adel tragen,
Welche mich zu Gott erhebt.

Jubelvoll auch offenbaren
Sollſt du deſſen Göttermuth,
Der entrückt nun den Gefahren,
Wie Ulyß nach zwanzig Jahren,
In der Wünſche Heimath ruht.
Sturm und Woge ſind entſchlafen,
Die durch Zonen, kalt und feucht,
Dürr und glühend, ihn geſcheucht.
Seines Wonnelandes Hafen
Hat der Dulder nun erreicht.

Seine Stärke war geſunken;
Lechzend hing die Zung' am Gaum;
Alles Oel war ausgetrunken,
Und des Lebens letzter Funken
Glimmt' am dürren Dochte kaum.
Da zerriß die Wolkenhülle,
Wie durch Zauberwort und Schlag.
Heiter lacht' ein blauer Tag
Auf die ſchöne Segensfülle,
Welche duftend vor ihm lag.

Wonne weht von Thal und Hügel
Weht von Flur und Wieſenplan,
Weht vom glatten Waſſerſpiegel,
Wonne weht mit weichem Flügel
Des Piloten Wangen an;
Wonne, deren Vollgenuſſe
Kein tyranniſches Verbot
Hinterher mit Seelennoth,
Oder Sturm und Regenguſſe
Strafender Gewitter droht.

Nah in dieſem Luftgefilde,
Allen ſeinen Wünſchen nah,
Waltet mit des Himmels Milde,
Nach der Gottheit Ebenbilde,
Adonid-Urania.
Froh hat ſie ihn aufgenommen
In der Labungsregion,
Ihn, des Kummers müden Sohn,
Froh mit lieblichem Willkommen
In Aedons Flötenton.

Ach, in ihren Feenarmen
Nun zu ruhen, ohne Schuld;
An dem Buſen zu erwarmen,
An dem Buſen voll Erbarmen,
Voller Liebe, Treu' und Huld:
Das iſt ſüßer, als der Kette,
Süßer, als der Geierpein
An Prometheus rauhem Stein,
Auf der Ruhe Flammenbette
Durch ein Wort entrückt zu ſein.

Iſt es wahr, was mir begegnet?
Oder Traum, der mich bethört,
Wie er oft den Armen ſegnet,
Und ihm goldne Berge regnet,
Die ein Hahnenruf zerſtört?
Darf ich's glauben, daß die Eine,
Die ſich ſelbſt in mir vergißt,
Den Vermählungskuß mir küßt?
Daß die Herrliche die Meine
Ganz vor Welt und Himmel iſt?

Hohe Namen zu erkieſen,
Ziemt dir wohl, o Lautenſpiel!
Nie wird die zu hoch geprieſen,
Die ſo herrlich ſich erwieſen,
Herrlich ohne Maß und Ziel:
Daß ſie, Trotz dem Hohngeſchreie,
Trotz der Hoffnung Untergang,
Gegen Sturm und Wogendrang
Mir gehalten Lieb' und Treue,
Mehr als hundert Monden lang.

Und warum, warum gehalten?
Hätt' ich etwa Kröſus Thron,
Kröſus Schätze zu verwalten?
Prangt' ich unter Mannsgeſtalten
Herrlich, wie Latonens Sohn?
War ich Herzog großer Geiſter,
Strahlend in dem Kranz von Licht,
Den die Hand der Fama flicht?
War ich holder Künſte Meiſter? —
Ach, das Alles war ich nicht!

*) Aus: Bürger's Werke, Göttingen, 1829. Bd. II. S. 76 fgde.

Digitized by Google

Zwar — ich hätt' in Jünglingstagen,
Mit beglückter Liebe Kraft
Lenkend meinen Kämpferwagen,
Hundert mit Geſang geſchlagen,
Tauſende mit Wiſſenſchaft.
Doch des Herzens Loos, zu darben,
Und der Gram, der mich verzehrt,
Hatten Trieb und Kraft zerſtört.
Meiner Palmen Keime ſtarben,
Eines mildern Lenzes werth.

Sie, mit aller Götter Gnaden
Hoch an Seel' und Leib geſchmückt,
Schön und werth, Alcibiaden
Zur Umarmung einzuladen,
Hätt' ein Beſſrer leicht beglückt.
Sie vor ihren Schweſtern allen
Hätte Hymens Huld umſchwebt,
Und ein Leben ihr gewebt,
Wie es in Kronions Hallen
Hebe mit Alciden lebt.

Dennoch, ohne je zu wanken,
Wo auch Liebe ſinken läßt,
Hielt ſie an dem armen Kranken,
So mit Wünſchen und Gedanken,
Wie mit ihren Armen feſt.
Liebend, voller Kümmerniſſe,
Daß der Eumeniden Schaar,
Die um ihn gelagert war,
Nicht in Höllengluth ihn riſſe,
Bot ſie ſich zum Schirme dar. —

Macht in meiner Schuld, o Saiten,
Ihrer Tugend Adel kund!
Wahrheit knüpfe, des geweihten
Lautenſchlägers Hand zu leiten,
Mit Gerechtigkeit den Bund!
Manche Tugend mag er miſſen:
Aber du, Gerechtigkeit,
Warſt ihm heilig jederzeit.
Nein! Mit Willen und mit Wiſſen
Hat er nimmer dich entweiht.

Ruf' es laut aus voller Seele:
Schuldlos war ihr Herz und Blut!
Welches Ziel die Rüge wähle,
O ſo trifft ſie meine Fehle,
Fehle meiner Liebeswuth!
Geißle mich des Hartſinns Tadel!
Wölke ſich ob meiner Schuld
Selbſt die Stirne milder Huld!
Büß' ich nur für ihren Adel,
O ſo büß' ich mit Geduld.

Ach, ſie ſtrebte ſich zu ſchirmen,
Strebte, — das iſt Gott bewußt!
Doch was konnte ſie den Stürmen
Meiner Lieb' entgegen thürmen?
Was den Flammen meiner Bruſt?
Nur in Plutons grauſen Landen
Hätten mit der Bruſt von Erz,
Taub für Luſt und taub für Schmerz,
Unholdinnen widerſtanden:
Nicht der Holdin weiches Herz.

Unglücksſohn, warum entflammte
Deinen Buſen ſolche Gluth?
Sprich, woher, woher ſie ſtammte?
Welches Dämons Macht verdammte,
Frevler, dich zu dieſer Wuth? —
Eitle Frage! Nimm, Geſunder,
Nimm mein Herz und meinen Sinn
Ohne dieſes Fieber hin!
Staune dann noch ob dem Wunder,
Wie ich dieſer war und bin.

Nimm mein Auge hin und ſchaue,
Schau' in ihres Auges Licht!
Ah, das klare, himmelblaue,
Das ſo heilig ſein: Vertraue
Meinem Himmelsſinne! ſpricht.
Sieh die Blüthe dieſer Wange!
Luſt verheißend winke dir
Dieſer Lippe Frucht, wie mir!
Und dein heißer Durſt verlange
Nie gelabt zu ſein von ihr!

Sieh, o Blöder, auf und nieder,
Sieh in meinem Sinn den Bau
Und den Einklang ihrer Glieder!
Wende dann das Auge wieder!
Sprich: Ich ſah nur eine Frau!
Sieh das Leben und das Weben
Dieſer Grazienge ſtalt,
Sieh es ruhig an und kalt!
Fühle nicht das Wonnebeben
Vor der Anmuth Allgewalt!

Hat die Milde der Camönen
Gütig dir ein Ohr verliehn,
Aufgethan den Zaubertönen,
Die in's Freudenmeer des Schönen
Seelen aus dem Buſen ziehn,
O ſo neig' es ihrer Stimme!
Und es iſt um dich gethan;
Deine Seele faßt ein Wahn,
Daß ſie in der Fluth verglimme,
Wie ein Funk' im Ocean.

Nahe dich dem Taumelkreiſe,
Wo ihr Liebesodem weht;
Wo ihr warmes Leben leiſe,
Nach Magnetenſtromes Weiſe,
Dir an Leib und Seele geht;
Wo die Letzten der Gedanken,
Wo in Ein Gefühl hinein
Sich verſchmelzen Dein und Mein, —
Ha, aus dieſen Zauberſchranken
Rette dich, und bleibe dein! —

Doch — dein Auge blickt bedenklich;
Und ich ahnde, was es ſchilt.
Irdiſch nennt es und vergänglich,
Was mit Luſt ſo überſchwänglich
Nur der Sinne Hunger ſtillt. —
Wohl! — Verachtend mag es ſchelten,
Was aus Erde ſich erhebt,
Und zur Erde wieder ſtrebt.
Nur der Himmelsgeiſt ſoll gelten,
Der den Erdenſtoff belebt.

Ach, nur Ein, nur Einmal ſtrahle
Ihn, der mich nicht faſſen kann,
Weſen aus dem Götterſaale,
Nur von fern und Einmal ſtrahle
Dieſen kalten Tadler an!
Lebensgeiſt, von Gott gehauchet,
Odem, Wärme, Licht zu Rath,
Kraft zu jeder Edelthat,
Selig, was in dich ſich tauchet,
Frommer Wünſche Labebad!

Schmeichelfluth der Vorgefühle
Hoher Götterluſt ſchon hier
Wallet oft, bei Froſt und Schwüle,
Wie mit Wärme, ſo mit Kühle,
Lieblich um den Buſen mir.
Fühlet wohl ein Gottesſeher,
Wann ſein Seelenaug' entzückt
In die beſſern Welten blickt,
Fühlt er ſeinen Buſen höher,
Unausſprechlicher beglückt?

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, echt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz ſo hold? —
Hinter ſanfter Hügel Schirme,
Wo die Purpurbeere reift,
Und der Liebe Nektar träuft,
Hat kein Fittich böſer Stürme
Dies Elyſium beſtreift.

Da vergiftet nichts die Lüfte,
Nichts den Sonnenſchein und Thau,
Nichts die Blum' und ihre Düfte;
Da ſind keine Mördergrüfte;
Da beſchleicht kein Tod die Au;
Da berückt dich keine Schlange,
Zwiſchen Moos und Klee verſteckt,
Da umſchwirrt dich kein Inſekt,
Keins, das deiner Bruſt und Wange
Ruh' und Heiterkeit entneckt.

Digitized by Google

Alle deine Wünſche brechen
Ihre Früchte hier in Ruh:
Milch und Honig fließt in Bächen;
Töne wie vom Himmel ſprechen
Labſal dir und Segen zu —
Doch mein Lied fühlt ſich verlaſſen
In ſo hoher Region,
Lange weigern ſich ihm ſchon,
Das Unſägliche zu faſſen,
Bild, Gedanke, Wort und Ton. —

Er, dem ſie die Götter ſchufen
Zur Genoſſin ſeiner Zeit,
Iſt vor aller Welt berufen,
Zu erobern alle Stufen
Höchſter Erdenſeligkeit.
Ihm gedeihn des Glückes Saaten;
Seinem Wunſch iſt jedes Heil,
Ehre, Macht und Reichthum feil:
Denn zu tauſend Wunderthaten
Wird Vermögen ihm zu Theil.

Durch den Balſam ihres Kuſſes
Höhnt das Leben Sarg und Grab,
Stark im Segen des Genuſſes,
Giebt's der Fluth des Zeitenfluſſes
Keine ſeiner Blüthen ab.
Roſicht hebt es ſich und golden,
Wie des Morgens lichtes Haupt,
Seiner Jugend nie beraubt,
Aus dem Bette dieſer Holden,
Mit verjüngtem Schmuck umlaubt.

Erd' und Himmel! Eine Solche
Sollt' ich nicht mein eigen ſehn?
Ueber Nattern weg und Molche,
Mitten hin durch Pfeil' und Dolche
Könnt' ich ſtürmend nach ihr gehn.
Mit der Stimme der Empörung
Könnt' ich furchtbar: Sie iſt mein!
Gegen alle Mächte ſchrein;
Tempel lieber der Zerſtörung,
Eh' ich ihrer mißte, weihn. —

Ihrer Liebe Nektar miſſen,
Hieß in dürren Wüſtenei'n
Einſam mich verlaſſen wiſſen,
Und den Tod erſchmachten müſſen
In des Durſtes heißer Pein. —
Läßt die Strebekraft ſich dämpfen,
Wenn wir dann, ſo weit wir ſehn,
Nur noch Einen Quell erſpähn?
Gilt was anders, als erkämpfen,
Oder kämpfend untergehn?

Herr des Schickſals, deine Hände
Wandten meinen Untergang!
Nun hat alle Fehd' ein Ende.
Dich, o neue Sonnenwende,
Grüßet jubelnd mein Geſang!
Hymen, den ich benedeie,
Der du mich der langen Laſt
Endlich nun entladen haſt,
Habe Dank für deine Weihe!
Sei willkommen, Himmelsgaſt!

Sei willkommen, Fackelſchwinger!
Sei gegrüßt im Freuden=Chor,
Schuldverſöhner, Grambezwinger!
Sei geſegnet, Wiederbringer
Aller Huld, die ich verlor! —

Ach, von Gott und Welt vergeben
Und vergeſſen werd' ich ſehn
Alles, was nicht recht geſchehn,
Wann im ſchönſten neuen Leben
Gott und Welt mich wandeln ſehn.

Schände nun nicht mehr die Blume
Meiner Freuden, niedre Schmach!
Schleiche, bis zum Heiligthume
Frommer Unſchuld, nicht dem Ruhme
Meiner Auserwählten nach!
Stirb nunmehr, verworfne Schlange!
Längſt verheerteſt du genug!
Ihres Retters Adlerflug
Rauſcht heran im Waffenklange
Deſſen, der den Python ſchlug.

Schwing', o Lied, als Ehrenfahne
Deinen Fittich um ihr Haupt!
Und erſtatt' auf lichtem Plane,
Was ihr mit dem Drachenzahne
Pöbelläſterung geraubt.
Spät, wann dieſ' im Staubgewimmel
Längſt des Unwerths Buße zahlt,
Strahl' in dieß Panier gemahlt,
Adonide, wie am Himmel
Dort die Halmenjungfrau ſtrahlt!

Erdentöchter, unbeſungen,
Roher Faunen Spiel und Scherz,
Seht, mit ſolchen Huldigungen
Lohnt die theuern Opferungen
Des gerechten Sängers Herz!
Offenbar und groß auf Erden,
Hoch und hehr zu jeder Friſt,
Wie die Sonn' am Himmel iſt,
Heißt er's vor den Edeln werden,
Was ihm ſeine Holdin iſt. —

Lange hatt' ich mich geſehnet;
Lange hat ein ſtummer Drang
Meinen Buſen ausgedehnet.
Endlich haſt du ſie gekrönet
Meine Sehnſucht, o Geſang! —
Ach! dieß bange ſüße Drücken
Macht vielleicht ihr Segensſtand
Nur der jungen Frau bekannt.
Trägt ſie ſo nicht vom Entzücken
Der Vermählungsnacht das Pfand?

Ah, nun biſt du mir geboren,
Schön, ein geiſtiger Adon!
Tanzet nun, in Luſt verloren
Ihr, der Liebe goldne Horen,
Tanzt um meinen ſchönſten Sohn!
Segnet ihn, ihr Pierinnen!
Laß, o ſüße Melodie,
Laß ihn, Schweſter Harmonie,
Jedes Ohr und Herz gewinnen,
Jede Götterphantaſie!

Nimm, o Sohn, das Meiſterſiegel
Der Vollendung an die Stirn!
Ewig, meiner Seele Spiegel,
Ewig ſtrahlen dir die Flügel,
Wie Uraniens Geſtirn!
Schweb', o Liebling, nun hinnieder,
Schweb' in deiner Herrlichkeit
Stolz hinab den Strom der Zeit!
Keiner wird von nun an wieder
Deiner Töne Pomp geweiht.

Chriſtian Karl Ernſt Wilhelm Buri

ward im Jahre 1758 zu Offenbach geboren, ſtudirte die Rechte und ließ ſich dann als Advocat in ſeiner Vaterſtadt nieder. Später wurde er Regierungsrath daſelbſt und zuletzt Regierungsdirector des Landgrafen von Heſſen zu Homburg vor der Höhe. Er ſtarb daſelbſt am 28. Juli 1820.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Offenbach, 1791. 2 Bde.
Skizzen und kleine Gemälde. Offenbach, 1792.
Taſchenbuch für 1815. Offenbach, 1814.
Der Sieg über den Welttyrannen. Frankf. 1815.
Harfenſchläge einer religiöſen Muſe. Frankfurt, 1816. 1818. 2 Bde.

B. iſt ein gemüthlicher, warm empfindender und zarter Dichter; ſeine religiöſen Gedichte athmen beſonders Adel

Digitized by Google

der Geſinnungen, Gluth der Andacht und tiefe Innigkeit und reihen ſich den beſten Erzeugniſſen dieſer Gattung würdig an.

Das Reich der Kräfte*).

Ein Geiſterreich umgibt mich, wo ich wandle;
In jeder Kraft erkenn' ich einen Geiſt.
Nicht blos die Kraft, wodurch ich denk' und handle,
Auch die im Sandkorn wirkſam ſich beweiſt,
Gibt von dem großen Urgeiſt ſtille Kunde,
Ein Hauch aus ſeinem ſchöpferiſchen Munde.

Wie viel gewinnt mir jed Geſchöpf an Werthe,
Ahn' ich in ihm der ew'gen Allkraft Theil!
Als ob ſich mir die ganze Welt verklärte,
Entzückt mich neue Wonne, neues Heil;
Ein Gottesfriede, nie zuvor empfunden,
Umathmet mich, und heiligt meine Stunden.

Tief bet' ich an, wenn Sturm und wenn Geflüſter
Vom Wunderbaren, Nahen, mir erzählt.
Wir Menſchen ſind im großen Tempel Prieſter,
Wo dem geringſten Wurm nicht Freude fehlt.
Es webt im Stufengange der Organe
Des Geiſtes Leben, den ich gläubig ahne.

So ſchlingen zahllos ſich Verwandtſchaftbande
Um's Heer der Weſen, die das All umſchließt.
Doch mit der Liebe brüderlichem Brande,
Geſchlecht der Menſchen! ſey du mir gegrüßt.
Ein Vater rief uns alle in das Leben;
Von ſeinem Geiſte hat er uns gegeben.

O welch ein Schauplatz wunderſamer Triebe,
An deren Seilen jedes Weſen kreiſ't!
Durſt nach Vereinung, ſehnſuchtvolle Liebe
Zieht zum Umwandelbaren jeden Geiſt,
Zu Ihm die Herzen, die gen Himmel flammen.
So eilen Ström' ins Meer, dem ſie entſtammen.

Die Urkraft.

Wer in der Weihe hehren Stunden
Das ew'ge große Eins gefunden,
Die Urkraft, die das All bewegt,
Die millionenfach verwandelt,
Im Stäubchen ſchwebt, im Menſchen handelt,
Und alle Lebenspulſe ſchlägt:
Dem iſt zu höherem Berufe
Der Erdball nur die erſte Stufe,
Die einſt ihn zu der zweiten trägt.

Er lebt und ſchwebt im Urgeheimniß,
Und achtet alles für Verſäumniß,
Was, irdiſch, ſeinen Sinn zerſtreut.
Der ſtillen Morgenſtunden Eile
Nützt er zu ſeinem ew'gen Heile
In Gott geweihter Einſamkeit.
Dann tritt er unter ſeine Brüder,
Verrichtet treu, gerecht und bieder
Das Tagewerk der Menſchlichkeit.

Hoch lodern ſeiner Andacht Flammen
Dem Himmel zu, aus dem ſie ſtammen;
Beflügelt ſchwebt empor ſein Geiſt.
Doch ſeines Herzens Bruderliebe
Neigt erdwärts ſich mit mildem Triebe
Zu jeglichem, was menſchlich heißt.
Mit Erd' und Himmel ſo im Bunde,
Erwartet er die große Stunde,
Die ihn zurück zur Urkraft reißt.

Abendfeier.

Wenn an der buſchumkränzten Uferzunge,
Die weithin in den Fluß ſich ſtreckt.
Der heit're Niedergang der Abendſonne
Das Herz zur Andachtfeier weckt:
Ahn' ich die Nähe geiſtiger Naturen,
Das Unſichtbare lebt in ird'ſchen Spuren.

Die Fluten liſpeln von des Weltbau's Seele,
Von ihr erzählt der Pappelweide Blatt;
Die Ephemer' im weißen Leichenkleide,
Die ſich der Pupp' entrungen hat,
Zu ſterben nach minutenlangem Leben,
Freut ſich des Odems, den ihr Gott gegeben.

„Hörſt du mein dankend Liedchen?“ zirpt die Grille,
Vergnügt im ſpäten Strahl des Lichts.
Die Blume fragt: „Du ſiehſt mein Kleid von Seide,
Ahnſt du von meiner Seele nichts?“
Der Balſam nützt der Abendſtunden Kürze,
Zu hauchen durch die Gegend edle Würze.

Mitweſen! Ja, es knüpfen zarte Bande
Geheim euch an die Geiſterwelt.
Es gibt Verwandtſchaft, welche höhern Weſen
Des Staubs Gebilde beigeſellt.
Vielleicht begrüßet mich in dieſem Fächeln,
Das euch bewegt, der Unſichtbaren Lächeln.

Entreiß dich, o mein Geiſt, der Rohheit Wahne,
Und glaube ſtets das Geiſt'ge nah:
Wie einſt im Traumgeſicht der fromme Wandrer
Entzückt die Himmelsleiter ſah.
Er rief: (o ſprich ihm nach die ſel'gen Worte)
„Hier, hier iſt Gottes Haus, des Himmels Pforte!“ *)

Die Welt der Erſcheinungen.

„Erwache, Sterblicher, und ſieh
„Rings um dich her der Welt Allegorie;
„Hör' was die Schöpfung, Geiſt im Körper, ſpricht!“
Herder.

Nichts iſt ohn' innern Sinnes Leitung,
Was Mutter Erde trägt und hegt;
Nichts ohne ſtille tiefe Deutung,
Was lebenvoll ſich regt und wegt.

Nicht ſinnlos und nicht ohne Weihe
Thürmt ſich, und ſtrebt im Schöpfungsraum
Hier Fels, dort Wald zur Himmelsbläue,
Dumpf träumend ihres Weſens Traum.

Es wehet im Schmarotzermooſe,
Im Epheu, der den Baum umkreiſt,
Wie in der königlichen Roſe,
Verſchiedenartig Sinn und Geiſt,

Und gibt nur dem ſich zu erkennen
Der, liebevoller Achtſamkeit,
Die Schale ſtrebt vom Kern zu trennen,
Sein Ohr der Schöpfung Tönen leiht. —

Vernehmbarer weht's im Gebiete,
Wo der Inſtinct Bewegung lenkt,
Unfähig ſelbſterworb'ner Güte
Das Thier nur fühlt, nicht will, nicht denkt.

Das fromme Lamm kann nicht betriegen;
Die wache Schwalbe grüßt das Licht;
Der Maulwurf muß in Blindheit pflügen;
Die Taube weiß vom Würgen nicht.

Für ſich nicht, für die Weiblein fodert
Das Gerſtenkorn der edle Hahn.
Getreue Mutterliebe lodert,
Sich opfernd, in dem Pelikan. —

Soll ſich der Späheblick verdunkeln
Da, wo der Freiheit Glanz ihm ſtrahlt,
Wo ſichtbarer der Gottheit Funkeln
Sich in Vernunft und Willen malt?

---

*) Aus: C. C. G. W. Buri's Harfenſchläge einer religiöſen Muſe. Hanau, 1814.

*) 1 Moſ. 28, 17.

Digitized by Google

Wird, im unſeligen Gewirre
Von Heuchelſchein und Leidenſchaft,
Des Weltbetrachters Forſchung irre,
Durch Wahn und Trugſchluß hingerafft?

Durchſchleichen tückiſche Geſtalten
Der Freundſchaft trautes Gartenland;
Und blitzen Dolch' aus Mantelfalten,
Wo jüngſt des Bundes Roſe ſtand?

Und in Vertilgungsflammen rauchen
Die Völkerſchaften auf, wie Heu;
Und meilenlange Gräber hauchen
Den Faulqualm durch die Wüſtenei!

Erblick' ich ſchwarze Höllenlarven?
Wo ſtrahlt das Seyn des Menſchenthums
Im Urſprungsglanz? Wo tönt, wie Harfen
Rein, klar, der Grundton ſeines Ruhms?

Soll da der Blick die Spur verlieren,
Wo höchſte Schöpfungsglorie ſtammt?
Irrlichter ihn zum Orkus führen,
Aus dem die Brut der Laſter ſtammt? — —

Wie? welch ein Tempel thut ſich offen?
Ein ſanftes Klar durchleuchtet ihn.
Was ich erblicke, läßt mich hoffen;
Ich ſehe Kant und Herder knie'n.

Die Tugend thront, bekränzt von Sternen,
Im Tempel der Humanität.
Laßt, Prieſterpaar! mich Aufſchluß lernen,
Von eurem Genius umweht.

Mich ladet in die Tempelbogen
Ein Wink, der in das Mark mich trifft.
Ich fühle mich ſanft hingezogen,
Leſ' am Altar die goldne Schrift:

„Daß Geiſter ſich entadeln, hebet
„Den Zweck der Geiſterwelt nicht auf;
„Einſt der Gefallnen Tiefſter ſtrebet
„Zu ſittlich höh'rer Würd' hinauf.

„Wie weit herab, vom Wahne trunken,
„Ein Geiſt in der Entwürd'gung ſinkt:
„Im rohen Buſen ſchläft der Funken,
„Aus dem einſt Himmelsflamm' entſpringt.

„Einſt wandeln glorreich alle Geiſter,
„Ein Chor, vereint durch Liebesdrang,
„Errung'ner höh'rer Stufen Meiſter,
„Den ewigen Vollendungsgang."

Andacht.

Wem ahnend ſich der Sinn erſchloſſen
Für's Urgeheimniß der Natur,
Wem ſich Erleuchtungs-Strahl ergoſſen,
Der wandelt auf des Geiſtes Spur.
Still lebet alles um ihn her,
Nichts iſt für ihn bedeutungsleer.

Aus des Allgegenwärt'gen Munde
Ein Hauch beſeelt das große All.
Von Ihm gibt jedes Sandkorn Kunde,
Von Ihm der Sonne Feuerball.
Zög' Er den Lebensodem ab,
Würd' alle Welt ein ſtummes Grab.

Laß mich in der Geſtirne Bahnen,
Wie im Atom, das mich umfleugt,
O Du Lebendiger! Dich ahnen
Mit Demuth, die ſich kindlich beugt;
Dir danken, daß Du, Herr der Welt!
Auf Geiſterſtufe mich geſtellt.

Dem Geiſt ſtrahlt Aetherlicht, und höher
Und immer höher dringt ſein Flug.
Die Heiligung bringt Dir ihn näher,
Doch keine Näh' iſt ihm genug.
Selbſt eine Ewigkeit nicht ſtillt
Den Durſt, zu ſeyn Dein Ebenbild.

Andachtfeier.

„Hoch über mir Dein Sternenhimmel,
„Und Dein Geſetz, o Gott in mir,
„Erhebt den Geiſt vom Staubgewimmel
„Anbetungsvoll zu Dir, zu Dir!"

Hinauf, hinauf, Bewunderung,
Zum Sphärentanz und Sternenſchwung!
Im Anſchaun jener Myriaden
Verliert die Phantaſie den Faden,
Und der Verſtand verwirret ſich.
Ein Ocean von Harmonie
Umtönt, umrauſcht, umdonnert mich —
Ich ſink' aufs Knie'

Hinab, hinab ins eigne Ich,
O Seele! und erforſche Dich!
In Dir thront ein Geſetz des Guten,
Untilgbar durch des Zeitſtroms Fluten.
Laut zeugt's vom Heil'gen, der es gab,
Wie Himmelsbau vom Schöpfer ſpricht.
Ob Erd' und Himmel ſänk' ins Grab:
Verging' es nicht.

Dort in dem Flammenmeer des Lichts
Erkennt des Staubes Sohn ſein Nichts;
Hier fühlt zerknirſcht und bang die Seele,
Wie viel zur Heiligung ihr fehle.
Allmächtiger, Allgütiger!
Bewund'rung, Demuth, Liebe Dir!
Urlicht, Urgeiſt, Allheiliger,
Anbetung Dir!

Das Wechſelloſe.

Uns umkreiſt der Ring der Ewigkeit,
Und wir Pilger ſtehn in ſeiner Mitte;
Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit
Kommen, ſtürzen, fliehn mit raſchem Schritte.
Die Sekunde überholt den Pfeil,
Abgeſchnellet von des Schützen Bogen.
Unbeſorgt, ob uns zum Weh, zum Heil,
Rauſchen immer fort des Zeitſtroms Wogen.

Ach! ſo wäre nirgend ein Beſtand?
Wechſel nur des Menſchen Loos auf Erden?
Glück und Ruh' auf ewig uns entwandt,
Oft im Nu, da ſie geboren werden?
Welche Fragen, müßt ich ſie bejah'n!
Könnt' ein Gott im Grimme härter ſtrafen? —
Nein, o nein! Wir haben im Orkan
Einen Anker, einen Sicherhafen.

O Religion, du Diadem,
Du Verwandtſchaftband mit höhern Weſen,
Du verknüpfſt — o Wonne! — uns mit Dem,
Der zur Geiſterwürde uns erleſen.
Selig, ſelig, wer im Wechſelnden,
Wenn der Erde Blüthen all' erblaſſen,
Kleinod, das nur Geiſtesaugen ſehn,
Unvergängliches! dich weiß zu faſſen.

Selig! ihn entzückt Unſterblichkeit,
Und ſein Sinn iſt himmelwärts erhoben.
Ruhig blickt er in den Strom der Zeit,
Der ſich ſchäumend wälzt mit wildem Toben.
Seines ird'ſchen Glücksgebäudes Fall
Trifft nicht ihn, ſein Herz ſchlägt unbekümmert.
„Tugend bleibt, und Gott iſt überall!"
Jauchzt er, wann der Erdball ſich zertrümmert.

Digitized by Google

Das Bleibende.

„Die Jahre ſtrömen gleich den Bächen,
„Und pfeilſchnell eilt die Zeit davon.
„Indem von ihrer Flucht wir ſprechen,
„Iſt ſie auf ewig ſchon entflohn.
„O Immerkommen, Immerſchwinden,
„Da iſt kein Troſt für's Herz zu finden!

„Der Menſch ſelbſt wechſelt mit den Jahren,
„Und aus dem Kinde wird ein Greis.
„Wir ſind nicht, was wir geſtern waren;
„Das raſche Blut erſtarrt zu Eis.
„O Immerkommen, Immerſchwinden,
„Da iſt kein Troſt für's Herz zu finden!“

Biſt du nie müde, dich zu täuſchen?
O Sterblicher, lern' weiſe ſeyn!
Hör' deine inn're Stimme heiſchen:
Streb' wahren Gütern nach, ſtatt Schein!
Befreundet Ewigem zu werden,
Dieß ſey dein großes Ziel auf Erden!

„Was nennſt Du ewig?“ hör' ich fragen.
Was uns mit Gott vereinigt, Freund! —
Forſch' in der Schrift, ſie wird Dir ſagen,
Wodurch man ſich mit Gott vereint:
Durch Herrſchaft über Sinnentriebe,
Durch Heiligung und Nächſtenliebe.

Denn dieß iſt nur ein geiſtig Leben,
Und Geiſtiges nur hat Beſtand.
Das Sinnliche, nach kurzem Streben,
Verläßt uns an des Grabes Rand.
O Thorheit, ſtets wie Blinde zielen,
Mit Tand und Flittern kindiſch ſpielen!

Was Sinnen gnüget, iſt vergänglich;
Was Geiſt erkieſt mit weiſer Wahl,
Iſt jedes Wechſels unempfänglich,
Und geht mit uns durchs Todesthal.
D'rum laß uns, Freund, nur ſolches wählen,
Was nachfolgt in das Land der Seelen.

Des Weltalls Urgeiſt, Gott, iſt heilig;
Unheil'ges ſchließt ſich aus von ihm,
An deſſen Thron ein: Dreimal heilig!
In Demuth ſingt der Seraphim.
In Gottes heil'ges Reich zu kommen,
Gelingt nur Gott geweihten Frommen.

Der Schweſtergeiſt.

Schwebt um mich im Morgenſonnenſtrahle
Nicht ein Geiſt aus jener Welt,
Der für der Vollendung Ideale
Mein Gemüth in Glut erhält?
Traun! er ſchwebt. Woher ſonſt dieſe Feier,
Die mein Weſen hehr durchbebt?
Dieſe Sehnſucht, die durch Erdenſchleier
Ewiges zu ſchauen ſtrebt?

Schutzgeiſt! Engel! oder wie dich nennen
Darf ich? Wenn mein Staub zerfällt,
Dann erſt werd' ich freudig dich erkennen
An der Schwelle jener Welt.
Aber darf ich leiſer Ahnung glauben,
So biſt du's, verwandter Geiſt,
Der des Himmels amaranthnen Lauben,
Mich zu ſehen, ſich entreißt.

Ach! Du warſt das erſte liebe Weſen,
Das mein Herz erwachend fand.
Ohn' einander klügelnd zu erleſen,
Knüpft' uns zarter Freundſchaft Band.
Mit den Lämmern — unſrem Sinnbild — tanzten
Wir die Gartenwieſ' entlang;
Roſen, Erdbeer' und Lupinen pflanzten
Wir längshin am Rebengang.

Kehrten Abends in der Stube Feſſel
Wir zurück zum Elternpaar:
Theilten traulich wir den großen Seſſel,
Der der Stube Prunkſtück war.
Meine Schweſter!! — — Ach, mir ſinkt im Malen
Jener ſel'gen Zeit die Hand,
Und ich fühle mich von Luſt und Qualen
Ueberwältigt, übermannt.

Hat, ſeit Rosmarin dein Grab beſchattet,
Schweſterlicher Liebe Flehn
Gott erhört, und deinem Geiſt geſtattet,
Wandeln mich im Staub zu ſehn?
Streuteſt du in mancher Morgenſtunde
Andachtfunken mir ins Herz,
Weihteſt es zum neuen ſel'gen Bunde,
Hobſt es mächtig himmelwärts?

Ja, du biſt, du biſt der Geiſt der Schweſter,
Und mich täuſcht kein leerer Wahn!
O umſchling' mein geiſtig Weſen feſter,
Kräft'ge mich im großen Plan!
Mit der Liebe zärtlichem Erbarmen
Lenke meine Schritte hier!
Bald im Palmenhain, mit off'nen Armen,
Theure! ſchweb' entgegen mir!

Der Greis.

Was zaubert dich, Elyſium
Der Kindheit, mir zurück?
Was wandelt in ein Heiligthum
Die Erde meinem Blick?
Welch' hehre Feierſtille ruht
Auf Halmenfeld und Wieſenflut?

Die reine Luſt an dir, Natur,
Der treuſten Führerin,
Schuf Eden aus der Blumenflur
Dem frommen Kindesſinn.
Und dieſer Sinn iſt wieder mein!
Unſchuldig ſchlägt mein Herz und rein.

Der Sonne Strahl, der um mich ſpielt,
Durchdringt mich himmliſch ſüß.
Der Mond verſchönt das Erdgefild
Zum Wonne-Paradies.
Was gab dem Herzen dieſes Glück,
Dieß Seligkeit-Gefühl zurück?

Geöffnet wurde Geiſt und Sinn
Für's Göttliche in mir;
Und Sehnſucht ſtrebt zum Kleinod hin,
Gottähnlichkeit, zu dir.
Das gab dem Herzen dieſes Glück,
Dieß ſelige Gefühl zurück.

Auch ſpät-errung'ne Unſchuld gilt,
Wie die der Kinderflur,
Für ein getreues Ebenbild
Der höheren Natur.
Nur Kindeseinfalt, Kindesſinn
Führt uns zum Himmelreiche hin.

Digitized by Google

Ernst Karl Ludwig Isenburg von Buri

ward am 21. Juni 1747 zu Bierſtein im Iſenburgiſchen geboren, trat ſchon früh in Kriegsdienſte, war eine Zeit lang Hauptmann in einem gräflich-wied-runkelſchen Corps und kam ſpäter als Obriſtwachtmeiſter des weſterwaldiſchen Kreisbataillons nach Gießen, wo er am 7. März 1806 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Gedichte. Baſel, 1784.
Schauſpiele. Neuwied und Frankfurt, 1789—92. (meiſt einzeln wie: die Pflegetochter, die Matroſen, die Zerſtörung der Baſtille u. ſ. w.)
Anekdotenſammlungen von Friedrich II. (1786, 2 Thle) Joſeph II. 1790, und Anderen (1789—92) u. ſ. w.

J. von Buri gefiel eine Zeit lang dem Publicum, beſonders in ſeinen dramatiſchen Schriften, durch ſeinen populairen Ton, ward aber ſchnell, und nicht mit Unrecht, vergeſſen, da es ſeinen Leiſtungen an Gehalt fehlt.

Johann Bürkli

ward am 26. October 1745 in Zürich geboren, erhielt eine vortreffliche Bildung und lebte als ein ſehr wohlhabender Mann vorzüglich den Wiſſenſchaften, da er ein öffentliches Aemtchen faſt ganz umſonſt bekleidete. Er war nämlich von 1773 bis 1780 Aſſeſſor des Stadtgerichtes und dann bis 1798 Mitglied des kleinen Raths in ſeiner Vaterſtadt. Später privatiſirte er in Bern, wo er am 2. September 1804 ſtarb.

Von ihm erſchienen:

Amor's Reiſen. Bern, 1773.
Schweizeriſche Blumenleſe. Zürich, 1781 — 83. 3 Thle.
Meine Phantaſieen und Rhapſodieen. Zürich, 1785.
Trophäen des ſchönen Geſchlechts. Tübingen, 1791.
Neue ſchweizeriſche Blumenleſe. St. Gallen, 1798.
Auserleſene Gedichte. Bern, 1800.
Sämmtliche Gedichte. Bern, 1802.

Als Lyriker zeichnete er ſich nicht ohne Erfolg durch Wärme und Gefühl aus, doch tritt ihm eine gewiſſe Unbehülflichkeit im Ausdrucke oft ſtörend in den Weg. — Wir theilen hier einige Gedichte von ihm mit.

An die Andacht. *)

Andacht, holde Freundin weicher Seelen!
Drückt des Erdenlebens Bürde mich,
Wen kann ich zur Muſe beſſer wählen,
Als, o reine Himmelstochter, dich?

Möcht' empor mein Geiſt zum Lichte ſchweben,
Von dem Pilger hier nur Funken ſehn!
Wonneſchauer, möcht' er mich durchbeben,
Möcht' ich jetzt auf Tabors Höhen ſtehn!

Dieſes Thränenthal, giebts ein Vergnügen,
Das die Sehnſucht meines Herzens ſtillt?
Tränk' ich Wolluſt hier in vollen Zügen,
Waſſer wär' mir's, das aus Sümpfen quillt!

Mich durchſchauerſt du mit Himmelsfreuden,
Du erhöheſt den geſunknen Geiſt,
Troſtesbalſam träufelſt du im Leiden,
Wenn dein Hauch Unſterblichkeit verheißt.

Wie ein Kind ruh' ich in Vaterarmen,
Schmieg' ich mich an dich — mein Lohn biſt du,
Ueb' ich Tugend — Flüſterſt oft Erbarmen
In durchweinter Nacht dem Sünder zu.

Wenn auch Feinde mich mit Füßen treten,
Wenn das Laſter Blumennetze legt;
Zeigſt du mir in glühenden Gebeten
Den, der mich auf ſeinen Händen trägt.

Wenn im matten Aug' auf welken Wangen
Schon des innern Lichtes Stralen glühn,
Malt die Zukunft ſchmachtendes Verlangen,
Und läßt Seligkeit in Hoffnung blühn.

Uns führſt du zum Urquell reiner Liebe,
Schwingſt empor uns zur Vollkommenheit;
Und des bangen Herzens letzte Triebe,
Andacht, dir allein ſind ſie geweiht!

Zwar zu ſchauen in dieß Meer der Klarheit
Kann im Raupenſtand dieß Auge nicht;
Dämmernd ſehn wir hier den Glanz der Wahrheit
Dort erſt leuchtet uns ihr volles Licht.

Uns ſchwingſt du zu hohen Jubelchören,
Wo vor Gottes Thron die Cherubs ſtehn:
Wo wir Davids Silberharfen hören,
Wo verklärt wir unſre Lieben ſehn.

Wenn beym nahen Tode der Verbrecher
Zittert, wenn ihm Muth und Hoffnung ſinkt;
Honig gießen in den Wermuthsbecher
Glaub' und Ruhe, wenn der Tod ihm winkt.

Mag von Leim und Thon die Hütte beben,
Wächst nicht bald ein neuer Bau aus mir?
Staub und Aſche blühn zum ſchönern Leben,
Weih' der Tugend ich mein Herz und dir.

Erſter Pſalm.

Sey die Bahn auch ſteil und dunkel,
Wohin mich mein Schickſal führt;
Soll der vor Gefahren zittern
Welchen Gottes Rechte ſchützt?

Bey der Sonne Mittagshöhe,
Bey der Abendröthe Stral,
Und bey Lunens blaſſem Schimmer,
Und der Sterne hellerm Licht

Wacht er, wie die treue Mutter,
Ueber ihr ſanft ſchlummernd Kind;
Unter ſeinem Schild zu ruhen,
Iſt ſie dann zu groß die Welt?

Auf Aurorens Roſenſtirne
Lächelt deine Huld uns zu;
Und wenn Blitz auf Blitz ſich ſchlängeln,
Lächelt ſie gleich heiter uns.

Wer dich liebt, genießt das Leben,
Und ſchaut nicht des Grabes Nacht;
Einer ſchönern Welt Geſtirne
Sieht darin ſein Geiſt entzückt.

Aller Kummer wird dort ſchwinden,
Der hier den Gerechten quält;
Des Verbrechens ſtolze Siege,
Nicht mehr trüben ſie ſein Glück.

---

*) Aus: Bürkli's auserleſenen Gedichten. Bern, 1800.

Digitized by Google

Quellen reiner Lieb' und Wonne
Strömen in den Becher hin,
Der der Seele Wünſche labet,
Ihre Freuden nie erſchöpft.

Und Jahrhunderte verfließen
Schneller als der ſchönſte Tag.
Unſers Wiſſens enge Grenzen,
Jede Stund' erweitert ſie.

Sey die Bahn auch ſteil und dunkel,
Wohin mich mein Schickſal führt;
Soll der vor Gefahren zittern,
Welchen Gottes Rechte ſchützt?

Mein Geheimniß.

Dank, Himmel, dir! du haſt mir einen Freund gegeben
Von heit'rer Laune — klug in Rath und That!
Der mit mir Hand in Hand durchwallt dieß Erdenleben,
In Freud' und Leid mich nie verlaſſen hat.
Ein Freund, der mit mir fühlt und denket,
Mich, ohne daß ichs merke, lenket;
Ein Freund, der mit mir lacht und weint,
Wenn Stürme droh'n, und wenn die Sonne ſcheint.

Auch eine Schweſter hat der Himmel mir gegeben,
Die, wie ich ſelbſt, in meiner Seele lieſt;
Wenn, wie ein Nebeldunſt, mich Sorgen rings umſchweben,
So trägt ſie, weil die Laſt dann leichter iſt,
Die Hälfte gern. — Wir theilen Freuden,
Sie ſchmecken ſüßer uns. — Die Leiden
Erhöhen ihren Reiz, wie Phöbus Licht,
Das dämmernd durch Gewitterwolken bricht.

Auch eine Schaffnerin hat mir das Glück gegeben,
Wie Martha flink, und wirthſchaftlich und treu.
Doch nicht bloß eingeengt auf dieſes Erdenleben
Weiß ſie was hier und dort das Beſte ſey.
Sie weiß, was ich bedarf in meiner kleinen Hütte,
Und die Erfüllung eilt zuvor der leiſen Bitte.
Mein Soll und Haben ſtößt ſich nicht,
Ihr Auge hält's im Gleichgewicht.

Ein Liebchen hat mir auch des Himmels Gunſt gegeben.
Denn ohne Liebchen, ach! was iſt die Welt?
Der Liebe Sonnenſtral erhellt dieß Pilgerleben
Mehr als ein Diadem und Crökus Geld.
Der Liebe Flamme kühlt ſich ſanft im Freundſchaftstriebe,
Nicht Zeit, nicht Krankheit ſchwächt in mir die treue Liebe,
Wenn ſchon nicht mehr ihr Auge glüht,
Sie nicht mehr friſch, wie Hebe, blüht.

Dank, Himmel, tauſend Dank dir für die ſeltnen Gaben,
Für Schweſter, Liebchen, Schaffnerin und Freund!
Das unter Tauſenden kaum Hundert einzeln haben,
Find't alles ſich in meinem Haus vereint.
Ihr Brüder, wollt ihr auch ein gleiches Glück genießen?
Ich wünſch' es Euch: Ihr ſollt mein ganz Geheimniß wiſſen
Seht, Schweſter, Liebchen, Schaffnerin und Freund
Sind alle vier in meinem Weib vereint.

Täuſchung.

Einſt, als die Morgenröthe glühte,
Irrt' ich durch's blumenreiche Thal,
Verſenkt in ſüßen Träumereyen.
Mir blickt hervor ein heller Stral
Sanſt zitternd aus dem Schlehenbuſche.
Iſt's ein Demant, iſt's ein Saphir?
Rief ich voll Hoffnung. Ihn zu haſchen
Eilt' ich — und was fand ich dafür?

O Hoffnung! giebſt du nur Chimären,
Und ſüße Träume für Genuß?
Mein Edelſtein war — eine Thräne,
Wie jeden Tag im Ueberfluß
Aurorens Thau den Fluren ſchenket.
Verſchwunden war itzt jede Spur!
Und des Demantes heller Schimmer —
Ein Tropfe Waſſer war er nur.

So klimpert' einſt auf ſeiner Leyer
Ein junger Dichter. Er beſang
Im Liebestaumel Phillis Reize,
Daß Berg und Thal und Hayn erklang.
Bald war ſie Grazie, bald Muſe,
So ſchön war Juno, Cypris nie;
Nun ſingt er: Phillis liebt Damöten;
„Ach, höchſtens nur ein Weib war ſie!“

Der Weiſe.

„Des Glückes Zorn trotz' ich, nie werd' ich weibiſch zagen,
„Ich hülle mich in meine Tugend ein,“
Sprach jüngſt Ariſt. — „In dieſen Wintertagen
„Wirſt du (verſetzt' ich ihm) zu leicht gekleidet ſeyn!“

Gottlob Wilhelm Burmann

(eigentlich Bormann, doch änderte er ſpäter ſeinen Namen um) ward am 8. März 1737 zu Lauban in der Oberlauſitz geboren, beſuchte die gelehrten Schulen zu Löwenberg und Hirſchberg und ſtudirte ſeit 1758 die Rechte in Frankfurt an der Oder. Nach vollendeten Studien nahm er jedoch kein öffentliches Amt an, ſondern lebte in Berlin als privatiſirender Gelehrter, ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht und Schriftſtellerei erwerbend. — Vom Schlage getroffen brachte er die letzten Jahre ſeines irdiſchen Daſeyns im Elend und faſt an Allem Mangel leidend zu; er ſtarb am 5. Februar 1805.

Seine Schriften ſind:
Etliche Gedichte. Hirſchberg, 1764.
Spaziergänge. Frankfurt a. d. O. 1764.
Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1773.
Lieder. Berlin, 1774.
Kleine Lieder. Berlin, 1777.
Auswahl einiger vermiſchten Gedichte. Berlin, 1783.
Liederbuch für das Jahr 1787. Berlin.
Gedichte ohne den Buchſtaben R. Berlin, 1788.
Badinagen. Berlin, 1794.
Viele einzeln gedruckte Gedichte u. ſ. w.

Burmann war ein Sonderling im hohen Grade und ſchien ſich darin zu gefallen. — Obwohl mit vielſeitigem Talent begabt und ſich beſonders eines großen Ideenreichthums und lebhafter Phantaſie erfreuend, gehorchte er doch zu ſehr in ſeinen poetiſchen Leiſtungen augenblicklicher Laune und bekümmerte ſich weder um Bildung des Geſchmacks noch um Correctheit. Sein Liebling und Vorbild war der ſchleſiſche Dichter Günther (ſ. d. Art.). Bei größerer Sorgfalt und Gewiſſenhaftigkeit würde B. Ausgezeichnetes geleiſtet haben. — Wir theilen hier ſeine beiden gelungenſten Poeſieen mit.

Vgl. das in der Anm. angeführte Buch von Jördens.

Lied an meine Quaterne,
ſo gut als gewonnen *).

O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos.
Horat.

Willkommen, Tochter myſtiſcher Kabale!
Mein baarer Ruhm! mein goldnes Glück!

*) Aus: K. H. Jördens Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichſten Dichter und Proſaiſten. Leipzig, 1812. 1. Bd. S. 67.

Digitized by Google

Vom Strohdach bis zum Götterſaale
Lacht mir nun aller Weſen Blick.

Da biſt du ja! o du, die meinen Tagen
Die Freude vor die Stirne prägt,
Und alle meine Börſenklagen
Auf ewig in die Urne legt!

Laß dich umarmen, göttliche Quaterne,
Die den Poet zum Mylord macht!
Ei, ei! ſo ſchnell werd ich zum Sterne?
Das hätt' ich ewig nicht gedacht!

O welche kitzelnde Metamorphoſe!
Iſt's möglich? bin ich noch das Ding,
Bei dem ſogar die Tabacksdoſe
Des Stutzers jüngſt vorüberging?

Bin ich das Weſen, das vor wenig Stunden
Nur Dint' und Feder vor ſich ſah?
Heil mir! die Muſen ſind verſchwunden!
Der Hunger auch! und — Gold iſt da!

Und Gold iſt da! — Lebt wohl, ihr Pierinnen!
Wir hören auf, vertraut zu ſeyn.
Denn, wer Quaternen kann gewinnen,
Macht ſich mit euch nicht mehr gemein!

Ich habe Tauſende zu kommandiren!
Witz, Einſicht und Verſtand, lebt wohl!
Nun kann ich mich ganz anders rühren!
Nun hebt mich jeder Schritt zum Pol!

O Schade! daß ich noch ſo vieles denke! —
Das Denken paßt zum Reichthum nicht.
Genie! altväteriſch Geſchenke
Des Himmels, wem giebſt du Gewicht!

Du, mein elaſtiſch Lehnſtuhl, ſollſt mich tragen,
Und als ein ſtrahlend Nichts mich ſehn! —
Und will Verſtand und Witz mich plagen,
So laſſ' es nie mein Schlaf geſchehn!

Viktoria! nun kann ich mich erheben —
Und wär' ich dummer noch als dumm!
Denn Gold und Kleid kann alles geben;
Zum Herrn Johann dreht's Hannſen um.

Hervor mit euch, ihr breitbetreßten Kleider!
Steig' auf, pathetiſche Friſur!
Ihr Götter, kommt! — euch mein' ich, Schneider! —
Macht mich zum Wunder der Natur!

Eilt, zaubert mir die feinſte Garderobe,
Daß Gallier und Britte ſtaunt;
Und daß zu meiner Kleider Lobe
Die Fama Sekula poſaunt!

Du Rock von Moll ſollſt Pudermantel werden!
Zu lang' warſt du mein Gallakleid! —
Fort mit dem Kittel! O ihr Erden,
Seht mich in ſeidner Herrlichkeit!

Ha! dieſer Rock mit ſeinem Scharlachfutter
Läßt ein ganz andres Thier mich ſeyn!
O ſäh' mich meine ſel'ge Mutter,
Sie würde ſich zu Tode freun!

„Ach, Junge!“ würde ſie treuherzig ſprechen:
„Nun wird doch noch ein Kerl aus dir!“
Und ich, ich würde ſchön mich rächen —
Und ſchenkte die Quaterne ihr!

Lakaien! Kutſcher! Sekretaire! Läufer!
Poeten! Hunde! aufgepaßt!
Den Wagen her! ich werde ſteifer!
Vor Gold und Würden brech' ich faſt!

Deckt mir die Tafel! Zwanzig arme Teufel
Verhungernder Genie's, freßt mit! —
Nur tragt an meinem Werth nicht Zweifel,
Der bald auf Marmorpflaſter tritt!

Ha! welcher Epopöen Oceane
Verkünden ſchon der Nachwelt mich!
Zu mancher Ode Rieſenplane
Bin ich das hohe Thema — ich!

Nun will ich frei'n! Ein Mädchen! deren Tugend
Ein unbeneidet Strohdach deckt;
Groß durch ein Herz — das Puppenjugend,
Und Stadt und Mode nicht befleckt;

Ein armes Mädchen will ich glücklich machen — —
Was? — raſ' ich? — bin ich wohl geſcheid? —
Nein, eine Lady ſoll mir lachen;
Mit einer Göttin Zärtlichkeit!

Drei Zofen ſollen ihre Schleppe tragen,
Und rechts und links Bediente gehn!
Heiduck und Mohr ſoll auf dem Wagen,
Wie Mitternacht und Rieſe, ſtehn!

Kein Tag flieh' ohne Ball und ohne Feſte
Für mich Glückſeligen dahin!
Und denken ſollen meine Gäſte,
Daß ich der große Mogul bin! —

Zu viel Entzücken! — ich kann's nicht ertragen?
O Pluto! Jupiter! halt ein!
Ich möchte ſonſt im Glück verzagen,
Und ärmer als ein Dichter ſeyn! — —

Dank aber ſei dir, himmliſche Quaterne,
Die mich in frohe Schwindel tunkt! — —
Ihr Eulers! zählt mich unter Sterne!
Reſpekt! ich bin nicht mehr ein Punkt!

Widerruf des Vorigen.

Velut aegri somnia, vanae
Finguntur species.
Horat.

Gewonnen? was? — ich hätte ſie gewonnen?
Erſtauntes Deutſchland, glaub' es nie!
Quaternenglück — ach! ſchneller iſt's zerronnen,
Als ein Verſuch der Alchymie.

O ruft nur, ruft, ihr ſchmetternden Trompeten,
Und ihr Genoſſen meines Harms:
Es iſt kein Glück für ehrliche Poeten,
Zumal für deutſche — Gott erbarm's!

Ich bin erwacht aus meinem ſüßen Schlummer:
Kein Gold iſt da, kein Kleid beblecht.
Fortunens Tücke zog mir keine Nummer —
Für eine Göttin herzlich ſchlecht! —

O ſchöner Traum! — wie bald biſt du verſchwunden!
Heiduck und Mohren, gute Nacht!
Der Mylord hat ſich ſchnell von mir entwunden,
Und keine Lady mir gelacht!

Lebt wohl, ihr breitbetreßten Kleider!
Komm her, du treuer Rock von Moll!
Ihr Götter, weicht! jetzt brauch' ich einen Schneider,
Der mir voll Mitleid borgen ſoll.

Und ihr, ach! ihr verſcheuchte Pierinnen!
Sprecht immer wieder bei mir ein.
Ein Elend iſt's, Quaternen zu gewinnen:
Ihr ſollt mir meine Quinen ſeyn.

Sie kommen ſchon — O wie wird mein Gefühle
Von ihrem holden Einfluß groß! —
Bei ihrem neubeſpannten Lautenſpiele
Ruh' ich dem Himmel ſelbſt im Schooß;

Und lache nur der myſtiſchen Kabale,
Die mich aus ihrer Rolle ſtreicht,
Indeß mein Geiſt nach keinem Flitterſtrahle,
Nein, zu der Sonne ſelber fleucht.

Lakaien, Kutſcher, Läufer, Sekretäre,
Poeten, Hunde, geht nur, geht!
Ich kehre jetzt zurück zur alten Sphäre,
Und habe nichts — bin ein Poet.

Digitized by Google

Ihr armen Schlucker hungernder Talente,
Speiſt anders wo: es iſt nichts da,
Als was ihr ſelbſt habt, und man miſſen könnte,
Als Nektar und Ambroſia.

Faßt euch, wie ich: bei einer Kaffeetaſſe
Sind Dichter oft, wie Schulzen fett;
Denn Gram und Noth ſtärkt die Poetenmaſſe,
Bewieſen durch X, Y, Z.

Ich aber will dem Himmel ewig danken,
Daß ich der arme Burmann blieb.
So lange mir nur Kopf und Herz nicht wanken,
Bleibſt du mir, Armuth, lieb.

Vielleicht daß ich wohl gar in ſtolz'rer Sphäre,
Zu welcher mich mein Glückstraum ſchwang,
Ein reicher Taugenichts geworden wäre,
Wie ſcherzhaft ihn mein Lied beſang!

Schwer iſt's, im Glück, bei lauter guten Tagen,
Ein Weiſer ſtets, ſtets gut zu ſeyn.
Wie mancher weiß ſein Glück nicht zu ertragen,
Und muß zuletzt es nur bereun!

Laß du mich nur, lobwürdigſte Quaterne,
O Weisheit, nicht an deinen Gütern leer!
Daß in mir ſelbſt den Schatz ich finden lerne,
Und nicht beim blinden Ohngefähr.

Nie werd' alsdann, o Glück, ich vor dir kriechen,
Nie deinem Altar Weihrauch ſtreun:
Und hat ſich Laura erſt mit mir verglichen,
O dann ſind hundert Lady's mein!

Anton Friedrich Büſching,

der Gründer der neueren Geographie in Deutſchland, ward am 27. September 1724 zu Stadthagen im Schaumburg-Lippiſchen geboren, entfloh der ſtrengen Behandlung ſeines Vaters und erhielt ſeine Bildung im halliſchen Waiſenhauſe. Er ſtudirte darauf Theologie, ward nach vollendeter akademiſcher Laufbahn Privatdocent zu Halle und, nachdem er eine Zeit lang Hauslehrer geweſen, 1754 außerordentlicher Profeſſor zu Göttingen, worauf er ſich im folgenden Jahre mit der damals hochgefeierten Chriſtiane Dilthey, Ehrenmitgliede der göttingiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften und kaiſerlicher gekrönter Dichterin, vermählte. Seine theologiſche Doctordiſſertation zog ihm Unannehmlichkeiten zu; er begab ſich, um dieſen zu entgehn, als Prediger nach Petersburg (1761), kehrte jedoch, da es ihm hier nicht ſonderlich gefiel, trotz der glänzenden Verſprechungen Katharina's II. nach Deutſchland (1765) zurück und ließ ſich als Privatgelehrter in Altona nieder. Bereits im folgenden Jahre ward er jedoch als Director der Schule des grauen Kloſters und Oberconſiſtorialrath nach Berlin berufen, wo er am 28. Mai 1793 ſtarb.

Seine Schriften ſind:

- Erdbeſchreibung. Hamburg, 1754 fgde. 8 Bde. (nur die vier erſten Bände und der erſte Theil des 5. Bandes ſind von B.)
- Nachrichten von dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften in den däniſchen Reichen. Copenhagen, 1754–56. 2 Thle.
- Geſchichte der lutheriſchen Gemeinden im ruſſiſchen Reiche. Altona, 1766. 2 Thle.
- Magazin für Hiſtorie und Geographie. Halle, 1767–83. 23 Bde. 4.
- Geſchichte der Philoſophie. Berlin, 1772–74. 2 Thle.
- Geſchichte und Grundſätze der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Berlin, 1772–74. 2 Thle.
- Neueſte Geſchichte der Evangeliſchen in Polen und Litthauen. Halle, 1784–87. 3 Thle. 4.
- Beiträge zur Lebensgeſchichte denkwürdiger Perſonen. Halle, 1783–89. 6 Bde.

Als Geograph und Pädagog hat ſich Büſching äußerſt verdient gemacht; er war es, der zuerſt wiſſenſchaftliche Begründung und Vollſtändigkeit in der Erdkunde und Erdbeſchreibung einzuführen ſtrebte und die Bahn zu einer neuen Behandlung dieſer Fächer eröffnete. Obſchon ſeine dahin einſchlagenden Schriften längſt veraltet und unbrauchbar geworden ſind, da er nur den politiſchen Standpunkt im Auge hatte, ſo verlangt doch das, was er geleiſtet, mit Recht lebhafte und dankbare Anerkennung. In ſeinen hiſtoriſchen Schriften geht er mit Gründlichkeit und Umſicht zu Werke; eine gewiſſe Sicherheit und Behaglichkeit gediegener Kenntniß tritt uns überall in denſelben entgegen, verleitet ihn jedoch mitunter zu einer ermüdenden Breite.

Sein Verhalten gegen Seine Familie *).

Gegen Seine Familie hat Er ſich auf eine ſehr ungleiche Weiſe verhalten. Seinen Großvater, König Friedrich den Erſten, verachtete Er, wie aus Seiner Lebensbeſchreibung deſſelben bekannt iſt. In ſeinem Charakter findet Er nichts zu rühmen, als Gutherzigkeit. Selbſt die königliche Würde, die er Seinem Hauſe erworben hat, verdanket Er ihm nicht, ungeachtet Er ihre Erwerbung ein Meiſterſtück der Politik, und für eine groſſe Sache erkennet, die es auch in Anſehung des Churhauſes Brandenburg wirklich war. In geſellſchaftlichen Unterredungen pflegte Er ihn wohl den neugebackenen König zu nennen, der in Anſehung des eitlen Gepränges (en fait de faste) Ludwig dem Vierzehnten habe nachahmen wollen. Das letzte war unſtreitig ein Fehler, aber als der erſte König von Preuſſen war er hochachtungswürdig. Ganz anders hat Er von Seinem Vater, Friedrich Wilhelm dem Erſten, geſprochen und geſchrieben, ungeachtet der auſſerordentlichen Härte, die er an Ihm, als Er noch Kronprinz war, ausgeübet hatte. Ich nehme hier Gelegenheit, dieſe Härte bekannter zu machen, als ſie geweſen iſt, und zugleich ihre Urſachen anzugeben.

König Friedrich Wilhelm lebte mit ſeiner Gemalin auf einem bürgerlichen Fuſſe. Er nannte ſie, wenn er von ihr ſprach, ſeine Frau, wohnete ganz nahe mit ihr zuſammen, und da ſie faſt beſtändig mit ihren Kindern umgeben war, ſo begab er ſich täglich einigemal in dieſen Familienkreis. Den hohen Grad ſeiner Häuslichkeit kann folgende Probe beweiſen. Als die Königin die Prinzeſſin Amalie geboren hatte, und dieſelbe gewaſchen und gewickelt war, nahm ſie der König, und ſetzte ſich mit ihr vor dem Camin, legte ſie auf ſeinen Schooß, und wiegte ſie auf demſelben hin und her. Die Hitze des ſtarken Feuers in dem Camin, war dem Kinde ſo nahe, daß es ſichtbarlich aufſchwoll, und kaum holte es noch Athem, als eine Kammerfrau der Königin kam, zu welcher der König ſagte, ſieheſt du wohl, daß ich es ſo gut als du verſtehe, ein Kind zu warten. Als ſie aber das Kind erblickte, ſagte ſie zu dem König, Ihro Majeſtät, es erſticket, es iſt zu nahe beym Feuer. Geſchwind nahm ſie es dem König ab, und trug es weg. Dieſer Familienkreis gefiel dem Kronprinzen nicht, als er die Kinderjahre zurückgeleget hatte, Er fand ſich alſo ungern und ſelten in demſelben ein, wodurch Er ſich aber Seinem Vater unangenehm machte. Zu dem Soldatenſpiel, welchem der König ſo ſehr ergeben war, hatte der Kronprinz bey weitem keine ſo groſſe Neigung, ſondern zog demſelben das Leſen in franzöſiſchen Büchern, die Verfertigung franzöſiſcher Verſe, und das Spiel auf der Flöte, vor, daher befürchtete der König, daß er künftig das Soldatenweſen verabſäumen würde, welches ihm ſo ſehr am Herzen lag. Der lebhafte, hitzige und jähzornige König ſchlug bey der Uebung der Soldaten in den Waffen, auf dem Paradeplatz, und an jedem andern Orte, bald mit der Fauſt, bald mit dem Stocke, blindlings auf die ungeſchickten Soldaten los; dem Kronprinzen aber, der bey ihm ſtand, mißfiel dieſes ſehr, und ſeine Geſichtszüge verriethen es. Dieſes bemerckten Officiere, die es dem König anzeigten, der König nahm es auch zuweilen ſelbſt wahr, und ärgerte ſich darüber. Er faſſete alſo die Meynung von dem Kronprinzen, daß Er ſich zu ſeinem Nachfolger auf dem Thron nicht ſchicke, und zog Ihm ſeinen zweyten Sohn, den Prinzen Auguſt Wilhelm, weit vor, weil dieſer ſehr gern in dem Fa-

*) Aus: Dr. A. F. Büſching's Character Friedrichs des Zweyten, Königs von Preuſſen. Halle, 1788. 2. Ausgabe. S. 177.

Digitized by Google

miſſenkreiſe war, und überhaupt ſich in allen Stücken dem König gefällig machte, der ihn deswegen zu ſeinem Nachfolger in der Regierung beſtimmte. Der König drang alſo von Zeit zu Zeit, wenn er über den Kronprinzen erbittert war, in denſelben, daß Er der Thronfolge entſagen, und ſie Seinem nächſten Bruder abtreten ſollte. Es iſt mir wahrſcheinlich, daß er dabey an das Beyſpiel des ruſſiſchen Kaiſers Peters des Erſten gedacht hat. Allein der Kronprinz erklärte, Er wollte ſich eher den Kopf abſchlagen laſſen, als dem König in ſeinem unrechtmäßigen Begehren willfahren. Seine letzte Erklärung ging dahin, daß wenn der König in einem öffentlichen Manifeſt, zur Urſache Seiner Ausſchlieſſung von der Thronfolge, angeben wolle, daß Er kein leiblicher und ehelicher Sohn von ihm ſey, ſo mögte er den Prinzen Auguſt Wilhelm zu ſeinem Nachfolger ernennen. Das konnte und wollte aber der König nicht, weil er dadurch die Königin, die er ſehr achtete und liebte, unverſöhnlich beleidiget und gekränket haben würde. Alſo beſchloß der Kronprinz 1730, Sich von Seinem harten Vater heimlich zu entfernen, und Sich in den Schutz des Königs Georg des Zweyten von Großbritannien nach London zu begeben. Dieſen Zufluchtsort erwählte Er deſto lieber, da zwiſchen Seinen Eltern auf einer, und Seiner Frau Mutter Bruder, dem König von Großbritannien, Georg dem Zweyten, auf der andern Seite, war verabredet worden, daß der Kronprinz von Preuſſen ſich mit einer Tochter des Königs von Großbritannien, und umgekehrt, der Kronprinz von Großbritannien ſich mit einer preußiſchen Prinzeſſin vermälen ſolle. Der Kronprinz ließ durch die jungen Officiere von Katt und von Keith, zu denen Er freundſchaftliches Vertrauen hatte, heimliche Anſtalten zu Seiner Flucht machen, es wußte auch Seine älteſte Schweſter, die Prinzeſſin Friederike Sophie, nachmalige Markgräfin von Bayreuth, um dieſes Geheimniß. Es ward aber verrathen; der König ließ den Kronprinzen und den jungen von Katt, Lieutenant bey den Gens d' armes, gefangen nehmen, Keith aber entfloh. Der Kronprinz wurde nach Cüſtrin auf die Feſtung gebracht, woſelbſt Er ein ſchlechtes Wohnzimmer bekam, und anfänglich ohne alle Bequemlichkeit war. Die erſte verſchaffte Ihm der damalige Präſident von Münchow, der durch den Boden über dem Arreſtzimmer ein Loch machen ließ, durch welches er mit dem Kronprinzen ſprach, Ihm ſein Mitleiden bezeigte, und ſeine Dienſte anbot. Er klagte über das ſchlechte Eſſen, Geſchirr und Tiſchzeug u. ſ. w. Der Präſident verſprach Ihm beſſeres zu verſchaffen, ließ das letzte Ihm auch, ohne daß es die Schildwache bemerkte, in einem neuen Nachtſtuhle zubringen. Der Kronprinz, der voller mißmüthigen Gedanken war, ſagte zu dem Präſidenten, daß Er auf die Thronfolge Verzicht thun, und Sich von Seinem Vater eine Penſion, nebſt der Erlaubniß, dieſelbe auſſerhalb Landes, etwa in England, oder ſonſt irgendwo, verzehren zu dürfen, ausbitten wolle; und alsdann mögte Sein Vater den Prinzen Auguſt Wilhelm immerhin zu ſeinem Nachfolger in der Regierung ernennen. Der Präſident widerrieth dieſes dem Kronprinzen, verſicherte, daß es Ihn gereuen, und viel Schlimmes daraus entſtehen werde, ermunterte Ihn alſo zur Geduld und Hoffnung.

Die Gefangenſchaft des Kronprinzen machte in ganz Europa großes Aufſehen, und bewog inſonderheit die proteſtantiſchen Staaten und Höfe, an den König zu ſchreiben, und Fürbitte für den Kronprinzen einzulegen. Diejenige, die König Friederich von Schweden abſchickte, iſt vorzüglich ſchön, und deswegen will ich ſie unten mittheilen *).

Der König ließ dem Kronprinzen eben ſowohl als dem Katt den Proceß machen. Die Commiſſion, die er zu ſeinem Verhör verordnete, beſtand vermuthlich aus eben denſelben Perſonen, die Ihm hernach den Eid abnehmen mußten, und unten vorkommen werden. Er bezeigte Sich in den Verhören gar nicht biegſam, und ſie erkannte zuletzt wirklich, daß Er geköpft zu werden verdiene *).

Als der gefangen genommene Lieutenant von Katt nach Berlin gebracht wurde, hatte er, anſtatt des Rocks, einen Kittel von Leinwand an, wie die Reuter von dem Regiment Gens d' armes, auſſer dem Dienſt, zu tragen pflegen, über der Weſte ſeiner Montur aber hing noch das Johanniter-Ordenskreutz. Bey ſeiner Ankunft in Berlin und auf dem königlichen Schloſſe, da er dem König vorgeſtellet wurde, riß ihm der Monarch erſt das Ordenskreutz ab, das er erblickte, und hierauf gab er ihm, unter den heftigſten Worten, einen Stoß mit dem Fuß, und ließ ihn wegführen. Nun ging er auf ſeine älteſte Tochter los, und gab ihr Fauſtſchläge ins Geſicht, denen ſie durch eine Kammerfrau der Königin entzogen, und dem König aus dem Geſicht gebracht wurde. Den Lieutenant von Katt, Sohn des Generalfeldmarſchalls von Katt, verdammte das Kriegesgericht nicht zum Tode, womit aber der König ſehr unzufrieden war, und am erſten Nov. 1730 das Urtheil dahin veränderte, daß, ob er gleich, wegen des begangenen Verbrechens der beleidigten Majeſtät, mit glühenden Zangen zerriſſen und aufgehangen zu werden verdienet hätte, er doch, in Rückſicht auf ſeine Familie, geköpft werden ſolle. Am vierten Nov. ward er ſchon von dem von Schack, Major des Regiments Gens d'armes, von Berlin nach Cüſtrin geführet, woſelbſt der Kronprinz aus der Feſtung ſeine Hinrichtung anſehen ſollte. Er kam daſelbſt am fünften Nov. in Begleitung des Feldpredigers des Regiments, Joh. Ernſt Müller an, und am ſechſten ward er auf dem Wall der Feſtung enthauptet. Der Kronprinz ward an ein Fenſter geführet, aus welchem Er auf den Wall ſehen, und den Soldatenkreis erblicken konnte, der den Sandhaufen einſchloß, bey welchem Katt niederknien ſollte. Als Katt nach dem Kreiſe geführet und hingerichtet wurde, überfielen den Kronprinzen Ohnmachten, und Er konnte Sich des Vormittags von dem Schrecken nicht erholen.

Er konnte alſo auch mit dem Feldprediger Müller, den Er nach der Hinrichtung zu Sich rufen ließ, ſich nicht mit Verſtand unterreden; aber Nachmittags ließ Er ihn ſchon vor 2 Uhr wieder zu Sich kommen, und behielt ihn bis 5 Uhr bey Sich. Nun hörte Er an, was Katt dem Müller am Abend vor ſeinem Tode aufgetragen hatte, dem Kronprinzen vorzuſtellen **); geſtand zu, daß alles wahr ſey, und betheurete, daß er vom Anfang des Arreſts an eine herzliche Reue empfunden habe, die aber dem

---

*) Sie lautet alſo:

Monsieur mon Frère!

Ayant appris, que le Prince Royal a eu le malheur de deplaire à Votre Majesté, et de s'attirer sa disgrace, je ne sçaurais m'empécher de lui en marquer ma profonde douleur. Je me fais la plus triste image de la situation, ou Elle se trouve en qualité de Roy et de Père, et je compatis avec tous les sentiments, que les liens du sang m' inspirent, sur un événement si inopiné. Mais ces mêmes sentiments me persuadent aussi, que Votre Majesté voudra bien me permettre de lui faire remarquer, q' ayant à choisir entre les grandes obligations de Ruy et de Père, Elle trouve en même tems, l'occasion la plus eclatante et la plus belle, de se determiner, pourvû qu' Elle daigne écouter sa gloire et son coeur. Sa famille Royale, ses peuples, les Protestants et toute l' Europe, l' attend de sa bonté naturelle, et l' en conjorent, et l' amitié tendre et sincère, que je lui porte et à toute sa maison, me le fait souhaiter ardemment, et avec la dernière impatience. Je suis

de Votre Majesté

le bien bon frère, ami et voisin

Stockholm,

ce 23 d' Août 1730.

Friedrich.

*) Der Kronprinz rächte ſich an den Perſonen, die dieſes Urthel geſprochen hatten, als König nicht. Eine derſelben war der Obriſt Chriſtian Wilhelm von Derſchau, den Er nicht nur in Dienſten behielt, und zum Generalmajor machte, ſondern deſſen Sohn Friedrich Wilhelm von Derſchau Er auch 1759 zum Staats- und Finanz-Miniſter beſtellte, und mit beſonderem Zutrauen beehrte. Die Inquiſitionsacten hat der Generalauditeur, Geheimerath Mylius, verſiegelt in das geheime Archiv geliefert. 1751 ließ ſich König Friedrich die wichtigſten Stücke von dem Staats- und Cabinets-Miniſter Grafen von Podewils überſenden, ſchickte ſie ihm aber verſiegelt zurück, und in dieſem Zuſtande werden ſie noch im geheimen Cabinetsarchiv verwahret. Die Zurückſchickung iſt ſehr merkwürdig, und zeiget deutlich an, daß der König die Acten für ſeinen künftigen Geſchichtſchreiber habe aufheben laſſen, keinesweges aber das Andenken an dieſe Sache vertilget wiſſen wollen.

**) Nämlich, er ſchiebe die Schuld ſeines Todes nicht auf den Kronprinzen, und gehe nicht mit Widerwillen gegen Ihn aus der Welt, ſondern unterwerfe ſich dem in Demuth, was Gott wegen ſeines Ehrgeitzes und um ſeiner Gottesverachtung willen über ihn verhänget habe. Der Kronprinz mögte auch weder gegen den König darum, daß er ihn hinrichten laſſe, einen Groll faſſen, noch denken daß er, Katt, aus Mangel an Klugheit in dieſes Unglück gerathe: vielmehr mögte Er Sich Seinem Vater und König unterwerfen, und der gleichlautenden Ermahnung erinnern, die er Ihm ehemals zu Brandenburg gegeben, Sich auch der beweglichen Vorſtellungen erinnern, die er ihm im ſächſiſchen Lager gethan, woſelbſt die erſte Unterredung wegen des Weggehens vorgefallen ſey, und er Ihm den Ausgang der Sache vorhergeſaget, ſo wie er dieſes auch zuletzt in der Nacht wiederholet habe, da er Ihm zu Potsdam einen Beſuch gegeben u. ſ. w. Dieſes, und alles, was ich nun oben anführe, iſt aus dem Beytrag zur Lebensgeſchichte Friedrich des Groſſen gezogen, der den Briefwechſel Königs Friedrich Wilhelm des Erſten mit dem Feldprediger Müller im November 1730, wegen des Kronprinzen, enthält, und erſt gedruckt erſchienen iſt (Berlin 1788, auf drittehalb kleine Octavbogen), als mein Buch in der erſten Ausgabe ſchon gedruckt war.

Digitized by Google

König nicht bekannt geworden ſeyn müſſe, weil Er ſonſt Ihn nicht würde haben die harte Hinrichtung anſehen laſſen. Er unterwarf Sich aber deſſelben Willen und Befehl in allen Stükken. Der König hatte Ihn die Hinrichtung anſehen laſſen, und dem Müller befohlen, gleich nach derſelben zu Ihm zu gehen, weil er hoffte, daß Sein Herz alsdenn gerühret und weich ſeyn, und Er auf beſſere Gedanken kommen werde: er hatte Sich aber auch den Fall gedacht, daß ſie keinen ſichtbaren Eindruck auf Sein Gemüth machen werde, und auf beyde Fälle dem Feldprediger Verhaltungsbefehle ertheilet; in dem erſten, ſoll er bey dem Kronprinzen bleiben, und Ihn zu bekehren und zu belehren ſuchen; in dem zweyten, Ihn verlaſſen, und nach Berlin zurückkehren. Der Feldprediger berichtete dem König am ſechſten, ſiebenten und achten November, daß der Kronprinz ſich bekehre, Gott und den König um Vergebung bitte, und in der Bibel leſe, ſich ſeiner Irrthümer in Anſehung der abſoluten Gnadenwahl und der Fatalität, benehmen laſſe, und das Folgende äuſere. Er habe Sich in den Verhören der Seinetwegen verordneten Commiſſion ſehr vergangen; wäre Ihm aber vom Anfang an nur von einem Menſchen beweglich, und ohne harte Drohungen, zugeredet worden, ſo würde Er nicht in ſolche Ausſchweifungen gerathen ſeyn. Er fürchte, daß Er die Gnade des Königs nie wieder erlangen werde, denn Er habe ſie ſchon lange erbeten und erwartet, und ſehe noch nicht die geringſte Spur von derſelben. Er müſſe faſt aus des Feldpredigers Beſuch ſchlieſſen, daß er Ihn auch zum Tode bereiten ſolle. Auf dieſen Bericht antwortete der König am achten November, er ſolle fortfahren, den Kronprinzen zu vermahnen, daß Er die Sünden, die Er gegen Gott, gegen Seinen Vater und König, und gegen Sich ſelbſt und Seine Honneur darinn begangen, daß Er Geld geliehen, das Er nicht wieder bezahlen könne, und deſertiren wollen, bereue. Und da er, der Feldprediger, auf ſein Gewiſſen verſichere, daß der Prinz ſich zu Gott bekehre, Seinen König, Herrn und Vater wegen alles Begangenen und Verbrochenen um Vergebung bitte, auch verſichere, es thue ihm von Herzen leid, daß Er Sich nicht allemal Seines Vaters Willen willigſt unterworfen habe: ſo ſolle er Ihm in ſeinem (des Königs) Namen andeuten, daß er Ihn zwar noch nicht ganz pardonniren könne; er werde Ihn aber doch aus unverdienter Gnade aus dem ſcharſen Arreſt entlaſſen, und Ihm Leute zugeben, die auf Seine Conduite acht geben ſollten.

Er ſolle in der ganzen Stadt Cüſtrin umher, aber nicht aus derſelben, gehen dürfen. Er werde Ihm auch Geſchäfte geben, mit welchen Er vom Morgen bis auf den Abend zu thun haben ſolle, nemlich, Er ſolle bey der Kriegs- und Domainenkammer, und bey der Regierung (zu Cüſtrin) in ökonomiſchen Sachen arbeiten, Rechnungen abnehmen, Acten nachleſen, und Auszüge (aus denſelben) machen. Ehe und bevor aber ſolches geſchehe, wolle er die Generallieutenants von Grumkow, von Bork, und von Röder, den Generalmajor von Buddenbrock, die Obriſten von Waldow und von Derſchow, und den Geheimenrath von Thulemeier, zu Ihm ſchicken, die Ihm den Eid abnehmen ſollten, daß Er ſeinen Willen und ſeinen Befehlen in vollkommenem Gehorſam nachleben wolle. Dieſen Eid ſolle Er laut, deutlich und redlich nachſprechen, und ehrlich halten. Werde Er aber wieder umſchlagen, und auf die alten Sprünge kommen, ſo ſolle Er Krone und Chur bey der Succession, und nach den Umſtänden wohl gar das Leben verlieren.

In einer Beylage meldete der geheime Cabinetsrath Schumacher dem Feldprediger auf des Königs Befehl, daß er das königl. Schreiben dem Kronprinzen zeigen könne, wenn er es für rathſam erachte. Das that er am zehnten Nov., und der Kronprinz, der vorher ſtarken Zweifel äuſſerte, daß der König Ihm wieder gnädig ſeyn werde, wurde dadurch ſehr gerühret, verſicherte, daß Er ſich des Königs Befehl in allem gefallen laſſe, und inſonderheit den Eid mit lauten und deutlichen Worten ablegen wolle; doch äuſſerte Er dabey das Vertrauen, daß der König in der Eidesformel Ihm nichts vorſchreiben werde, als was väterlich, und Ihm (dem Kronprinzen) möglich wäre; bat auch, daß die Eidesformel mit den dazu gehörigen Puncten, Ihm von den Commiſſarien zur vorläufigen Kenntniß und Ueberlegung vorgeleget werden möge. Dieſes wird auch ohne Zweifel geſchehen ſeyn.

Alle dieſe tragiſche Auftritte bezeugen auf Seiten des Vaters auſerordentliche Härte, mit vermeynter Religion bemäntelt, und auf der andern Seite unzuverläſſige Beſſerung des Sohns, die durch Todesfurcht gezwungen worden.

Endlich, nachdem der Kronprinz faſt zwey Jahre in Cüſtrin zugebracht hatte, beſchloß der König, daß er durch deſſelben Zurückberufung an den Hof, das Feſt der Vermälung ſeiner älteſten Prinzeſſin Tochter, Friederike Sophie Wilhelmine, mit dem Erbprinzen Friederich von Bayreuth, verherrlichen, und inſonderheit ſeiner Gemalin dadurch eine groſe Freude machen wolle. Er vertrauete dieſes Vorhaben einer Kammerfrau der Königin an, die bey derſelben vorzüglich viel galt *). Dieſe ſtärkte ihn in der Ueberzeugung, daß er die Freude der Königin vollkommen mache, wenn er ſie an dieſem Hochzeitstage auch ihren Liebling, den Kronprinzen, wieder ſehen laſſe, ſetzte aber weislich hinzu, wenn es nicht der Königin ganz unvermuthet geſchähe; denn die ganz unerwartete Erblickung des Kronprinzen könne ihr auch tödtlichen Schrecken bringen. Der König nahm dieſe Vorſtellung an, und bewilligte, daß die Kammerfrau der Königin einige Hoffnung dazu mache, am Hochzeitsfeſt ihrer Prinzeſſin Tochter auch den Kronprinzen wieder zu ſehen; doch befahl er ihr, dafür zu ſorgen, daß ſonſt kein Menſch von ſeinem Vorhaben etwas erfahre. Die Vermälung geſchahe am 20. November 1731 auf dem Schloß zu Berlin. Der König ſetzte ſich des Mittags nicht mit an die Tafel, ſondern ging herum, und munterte die Gäſte zum Eſſen und Trinken auf. Die Königin ſaß in dem groſſen Saal oben an der Tafel, nahe bey ihrem Vorzimmer, in welchem ihre Kammerleute waren. Jene Kammerfrau gab genau acht auf die Ankunft des Königs mit dem Kronprinzen, um dieſelbe durch ein verabredetes Zeichen der Königin anzuzeigen. Als der König in Begleitung des Kronprinzen in den langen Saal trat, und denſelben hinauf nach der Königin ging, empfing dieſe von ihrer Kammerfrau das beſtimmte Zeichen, ſahe aber nicht auf, ſondern nur auf den vor ihr ſtehenden Teller, aß und ſprach mit ihren Nachbaren ſo lange, bis der König mit dem Kronprinzen vor ihr ſtant. Da ſahe ſie in die Höhe, ſprang von dem Stuhl auf, erhob die Hände, und rief erſtaunet und erfreuet aus: o mon fils! der König aber ſagte zu ihr: ſehet ihr, Madame! da iſt nun der Fritz wieder u. ſ. w. Da war und that die ganze Tiſchgeſellſchaft hoch erfreuet. Der König kaufte nicht lange hernach das Gut Reinsberg, ſchenkte es dem Kronprinzen, und ließ Ihn daſelbſt mit Seinen Büchern und Gelehrten, inſonderheit mit Seinen franzöſiſchen Hofleuten, machen was Er wollte.

Man hätte vermuthen ſollen, daß der Kronprinz an die Strenge und Härte Seines Herrn Vaters lebenslang unter unangenehmer Empfindung gedenken, und ſich bey allen Gelegenheiten über dieſelbige beklagen würde: das hat Er aber als König nicht gethan, ſondern iſt der ſtärkſte Lobredner Seines Herrn Vaters geweſen; und in Seiner Lebensgeſchichte deſſelben kommt ſogar folgende, auf dieſe Begebenheit zielende, ganz unerwartete Stelle vor: Nous avons de même passé sous silence, les chagrins domestiques de ce grand prince. On doit avoir quelque indulgence pour la faute des enfans, en faveur des vertus d' un tel père. Ich nenne ſie mit Recht unerwartet, denn ſie hat auſſer anderen den Herrn von Moſer ſo befremdet, das er in ſeinem patriotiſchen Archiv Th. 3. S. 160 ſchreibet: man müſſe vielmehr ſagen, il faut pardonner la sévérité du père, en faveur des vertus d'un tel fils. Man könnte denken, der König habe in einem gedruckten Buche ſo geſchrieben, damit man Seine Groſmuth bewundern möchte: es iſt aber gewiß, daß Er auch in geſellſchaftlichen Unterredungen, wenn von Seines Herrn Vaters Hitze und Heftigkeit die Rede geweſen, ſehr gelind und ſchonend von ihm geſprochen hat. Es iſt auch offenbar, daß Sein Herr Vater in den wichtigſten Regierungsgeſchäften Sein Muſter geweſen iſt, auſſer daß Er in der Kriegeszucht und Kunſt ſtark von ihm abgegangen, und eine neue eingeführet hat. Sein Herr Vater hatte, wie glaubwürdige Nachrichten verſichern, einige Stunden vor ſeinem Tode zärtlichen Abſchied von Ihm genommen, und Ihn ſeinen lieben Fritz genennet: bloß dieſe letzte Handlung kann ſchon alle Bitterkeit des Andenkens an die ehemalige väterliche Strenge in Seinem Gemüth vertilget haben. Ob damals geſchehen ſey, was Er Selbſt erzählet hat, daß Er Seinem Vater bey deſſelben Sterbebette habe angeloben müſſen, ihn an dem Hauſe Oeſterreich zu rächen? muß ich dahin geſtellet ſeyn laſſen.

Daß Er Seine Frau Mutter bis an ihren Tod verehren würde, war nicht nur wegen ihrer groſſen Liebe zu Ihm, ſondern auch um Seiner Grundſätze willen zu erwarten. In der weiſen und liebreichen Anweiſung, die Er 1744 dem jungen Prinzen Carl von Wirtemberg gab, als derſelbe im Begriff war, die Regierung ſeines Herzogthums anzutreten **), ſchrieb er:

„Respectez en votre mère l'auteur de vos jours. Plus „que vous aurez d'égard envers elle, plus vous serez

*) und von deren Sohn ich alle dieſe Umſtände weiß.

**) Sie iſt nicht lange vor dem erſten Druck dieſer Stelle durch den göttingiſchen Profeſſor Herrn Spittler in dem vierten Stück des erſten Bandes des göttingiſchen hiſtoriſchen Magazins S. 683 f. bekannt gemacht worden, und die oben daraus angeführte Stelle ſtehet S. 689.

Digitized by Google

„estimable. Ayez toujours tort, quand vous pourriez „avoir quelque demelé ensemble. La reconnoissance „envers ses parens, n'a point de bornes, on est blamé, „d'en faire trop peu, mais jamais d'en faire trop.“

Wer ſo denket und räth, der wird gegen ſeine eigenen Eltern die pflichtmäßige Ehrerbietung zu beweiſen, nicht unterlaſſen.

Alle Seine Geſchwiſter haben Proben und Beweiſe von Seiner Bruderliebe genoſſen, wiewohl mit Unterſchied. Aus Seiner älteſten Schweſter zu Bayreuth machte Er vorzüglich viel, und ſie hatte es verdienet, weil ſie für Ihn etwas Hartes gelitten (Siehe oben). Er hat nach ihrem Tode, nahe bey Seinem neuen Schloß unweit Sanssouci, ihr den marmornen Tempel der Freundſchaft alſo gewidmet, daß er ihre ſchöne ſitzende Bildſäule enthält. Seine Schweſter, die Königin von Schweden, hat Er 1771 nach ihres Gemahls Tod, ſogar von Stockholm zu Sich eingeladen, und ohngefähr ein halbes Jahr bey Sich behalten. Die regierende und nun verwittwete Frau Herzogin von Braunſchweig hat Er oft auch bey Sich geſehen, und ſie war Ihm äuſſerſt ergeben. Einmal feyerte Er ihren Geburtstag auf eine ſonderbare Weiſe. Er war, als er einfiel, am Podegra bettlägerig, ſtellte aber doch zu Potsdam ein Gaſtmal an, und lud ihren Herrn Sohn, den Herzog Friedrich, von Berlin dazu ein. Unmittelbar vorher, als Er ihn in Sein Zimmer rufen laſſen wollte, behing Er Sich, im Bette liegend, mit einem Stück koſtbaren Silberſtoffs, dergleichen zur inwendigen Ausſchmückung des neuen Schloſſes gebraucht worden, und als der Herzog zu Ihm kam, ſagte Er, ſehen Sie, wie Ich Mich am Geburtstage Ihrer Frau Mutter ſchmücke! *) In Seinem Teſtamente vermachte Er der Herzogin 50,000 Rthlr. und ein ſilbernes Tafel-Service. Er iſt vielleicht niemals nach Berlin gekommen, ohne Seine jüngſte Prinzeſſin Schweſter Amalia zu beſuchen. In Seinem Teſtament hat Er ihr ein ſilbernes Tafel-Service, und jährlich 10,000 Rthlr. vermacht, die ſie aber nicht lange genoſſen hat, weil ſie bald nach Ihm geſtorben. Er ſchenkte 1745, Seinem älteſten Bruder, dem Prinzen Auguſt Wilhelm, das Schloß zu Oranienburg, und es ſcheint nicht, daß er wegen deſſen, was oben erzählet worden, ein Mißtrauen in ihn geſetzet hat, es iſt auch zuverläſſig bekannt, daß dieſer großmächtige und edelgeſinnte Bruder ihn hochgeachtet, geliebet und geehret hat. In dem ſiebenjährigen Kriege vertrauete der König demſelben die bey Collin geſchlagene Armee an, war aber mit des Prinzen Rückzug, in die Gegend von Zittau, unzufrieden, und ſchrieb am 10. Julius einen harten Brief an ihn. Der Prinz verließ die Armee, und ging nach Dresden. Der damals zwiſchen ihm und dem König geführte Briefwechſel iſt 1769 in deutſcher Sprache unter dem Titel: Anecdoten zur Erläuterung der brandenburgiſchen Geſchichte und des letztern Krieges, gedruckt, und nimmt die Leſer ſehr für den Prinzen ein, weil daraus erhellet, daß er nichts ohne ſorgfältige Ueberlegung, und ohne Berathſchlagung mit den Generalen, die unter ihm ſtanden, gethan, daß aber einer derſelben, nemlich der General von Winterfeld, ihm den Unwillen des Königs zugezogen hat, der nach der Schlacht bey Collin natürlicher Weiſe ohnedem ſehr mißvergnügten Gemüths war. Der bekümmerte Prinz, der einen vortrefflichen Gemüthscharakter hatte, lebte hernach kein Jahr mehr, ſondern ſtarb ſchon im May 1758, nicht ohne Thränen des Königs. In Anſehung der beyden andern königl. Herren Brüder iſt mir nichts Beſonderes bekannt, als daß Er dem Prinzen Heinrich in Seinem Teſtamente 200,000 Rthlr., den Ring mit einem Chryſopas, von Brillianten umgeben, den Er Selbſt am Finger trug, einen ſchönen Leuchter, und 50 Anker ungariſchen Wein, und der Gemalin deſſelben jährlich 6000 Rthlr.; dem Prinzen Ferdinand aber 50,000 Rthlr. und eine Kutſche, nebſt 6 Pferden, und ſeiner Gemalin 10,000 Rthlr. und eine koſtbare Doſe, vermacht hat.

In der Vermälung des Königs hat ſich Gottes Regierung auf eine verehrungswürdige Weiſe gezeiget. Es iſt oben ſchon geſaget worden, daß verabredet geweſen, Er ſolle eine großbritanniſche Prinzeſſin heirathen; allein der Graf von Seckendorf, den der Kaiſer Karl der Sechſte, gleich nach Königs Georg des Zweyten Gelangung zum großbritanniſchen Throne, nach Berlin ſendete, der auch den König Friedrich Wilhelm von der großbritaniſchen Partey abzog, und mit dem Kaiſer verband, überredete ihn, den Kronprinzen mit der Prinzeſſin Eliſabeth von Braunſchweig-Bevern, Niece der römiſchen Kaiſerin, zu vermälen, welches am 12. Junius 1733 wirklich geſchahe. Der Kronprinz hatte zwar dieſe Prinzeſſin Sich nur in ſo fern Selbſt zur Gemalin erwählet, daß Er ſie zwo anderen, die Ihm Sein Herr Vater zugleich mit ihr vorgeſchlagen (unter welchen aber keine großbritanniſche war), vorgezogen; das war aber aus Gehorſam gegen den ihm bekannten väterlichen Willen geſchehen, dem ſich zu widerſetzen, Er nicht für rathſam hielt. Es hätten aber die geſammten königlichen Länder 1783 das Jubelfeſt dieſer Vermälung mit den größten und fröhlichſten Feyerlichkeiten begehen können, weil dieſe Königin ihnen zu einem ausnehmend großen Segen gegeben worden. Gott hat ihnen in derſelben eine unſchätzbare Wohlthat, ein Muſter der Gottſeligkeit, der chriſtlichen Tugenden überhaupt, und der Menſchenliebe insonderheit, geſchenket und aufgeſtellet. Man kann ſich keinen edlern und vortrefflichern Character, als den ihrigen, gedenken. Sie iſt nun ſchon über 54 Jahre lang ein herrliches Vorbild dem königlichen Hauſe, die zweyte Krone deſſelben, welche die erſte an koſtbarem Werth unendlich übertrifft, die Freude aller Unterthanen, geweſen. Den Beobachtern und Kennern ihrer Tugenden gereichet es zum unbeſchreiblichen Vergnügen, daß der ſie verehrende König, ihr Neffe, ihr hohes Alter frey von Sorgen, und reich an Vergnügen machet, und ſchon deswegen wünſchen Ihm Seine Unterthanen die höchſte Glückſeligkeit in dieſer und in der künftigen Welt. Ich ſelbſt, ein dankbarer Zeuge ihrer ausnehmend groſſen Gnade, Leutſeligkeit und Herablaſſung, habe ihre mehr als halbhundertjährige Zufriedenheit mit ihrem Zuſtand, und ihren zärtlichen Eifer für den Nutzen und Ruhm des Königs, während des Lebens deſſelben, tief bewundert, und ehrfurchtsvoll gedacht, das iſt ein Beyſpiel ohne Beyſpiel!

---

*) Von der Form der Briefe, die der König und Sein Schwager, der regierende Herzog Carl von Braunſchweig-Wolfenbüttel, an einander geſchrieben, habe ich eine kleine Probe zur Hand, welche ich mittheilen will; ſie iſt aber im Kanzleyſtil geſchrieben.

Ein Abbate, Namens Arcelli, zu Braunſchweig, bat den König 1752 um eine katholiſche Pfründe in Seinen Staaten. Der Herzog begleitete deſſelben franzöſiſche Bittſchrift mit folgendem Briefe.

Durchlauchtigſter großmächtigſter König,
Hochgeehrter, freundlich geliebteſter Herr Vetter,
Schwager, Bruder und Gevatter!

Ew. königl. Majeſtät werden aus dem Originalanſchluſſe zu erſehen geruhen, was maſſen bey Deroſelben ein gewiſſer Abbate Arcelli, welcher ſich verſchiedene Jahre in Braunſchweig aufgehalten, und, ſo viel ich weiß, ein anſtändiges und ſittſames Leben geführet hat, um Ertheilung eines geiſtlichen Beneficii in E. K. M. Landen allerunterthänigſte Anſuchung thut. Es hat mich derſelbe dabey beſonders angelanget, dieſes ſein Memorial mit meinem ergebenſten Vorwort zu begleiten. So ungern E. K. M. ich darunter beſchwerlich falle, ſo habe ich dennoch den Supplicanten, in Anſehung des beſondern Vertrauens, ſo er darinn geſetzt, und ſeines oftmals wiederholten Geſuchs, damit nicht füglich entſtehen mögen. Wannenhero mir zu vieler Dankverbindlichkeit gereichen wird, wenn E. K. M. Impetranten die gehoffte Wirkung davon angedeyen zu laſſen geruhen wollen. Womit zu E. K. M. hochgeſchätztem Wohlwollen ich mich beſtens empfehle, und in unabänderlicher wahren Hochachtung beharre, E. K. M. dienſtwilligſter, treu ergebenſter Vetter, Schwager, Bruder, Gevatter und Diener

Wolfenbüttel
den 16ten Oct. 1752. Carl, Herzog zu Br.

Die Staats- und Cabinets-Miniſter Grafen von Podewils und Finkenſtein überſchickten dieſes Schreiben dem König, und baten um Befehl, wie die Antwort lauten ſolle. Der König ſagte mündlich (vermuthlich zu Podewils), es ſolle obligeant geantwortet, und angeführet werden, daß, nach den hieſigen Landesgeſetzen und Gewohnheiten, die geiſtlichen Beneficia nicht anders als nach den Statutis jedes Stifts vergeben werden könnten, welche die Ausländer nicht wohl admittirten. Dieſes wurde ſo eingekleidet:

Ew. Durchl. ſind verhoffentlich nach Meiner Ihro gewidmeten treuen Freundſchaft und Ergebenheit völlig verſichert, daß Ich alles dasjenige, was nur immer zu Derſelben Vergnügen gereichen kann, und von Mir dependirt, jederzeit willig und mit Freuden anzuwenden, gewiß nie entſtehen werde; und würde Ich daher keinen Anſtand genommen haben, die Würkung Eurer Durchl. vor den Abbate Arcelli bey Mir eingelegten Vorworte, denſelben thätig ſpüren zu laſſen. Gleichwie aber nach denen in Meinen Landen eingeführten Geſetzen und hergebrachten Gewohnheiten, die geiſtlichen Beneficia nicht anders, als wie desfalls in den Statutis eines jeden Stiftes diſponiret worden, vergeben werden könne, dieſe aber keinen Ausländer admittiren: So werden Ew. Durchlaucht von ſelbſten leicht erachten, daß Ich in Ertheilung Dergleichen Beneficiorum nicht allerdings freye Hände habe, mithin Mich auſſer Stande befinde, darunter beſagten Abbate zu gratificiren. Ich erſuche jedennoch Ew. Durchlaucht hiermit freundvetterlich, Mir in andern Fällen Gelegenheit zu geben, Meine Bereitwilligkeit, Ihro zu Gefallen zu leben, darzuthun, und zu gleicher Zeit die beſondere Hochachtung an den Tag zu legen, mit welcher Ich beſtändig verharre ꝛc.

Berlin, den 18ten Nov. 1752.

Digitized by Google

Der Auszug aus dem Teſtament des Königs, der in vieler Perſonen Händen iſt, enthält folgende Sie betreffende Stelle:

Je vous prie, mon cher neveu Frederic Guillaume! de laisser à la reine mon epouse ce qu'elle a eu jusqu' à cette heure, savoir 41,000 Risdalers, et d'y ajouter 10,000 R. de rentes. Elle ne m'a jamais donné du chagrin pendant le cours de mon regne, et elle merite le respect. l'attachement, et les egards, par ses vertus inébranlables.

Die Familie Seines älteſten Herrn Bruders ſchränkte Er in Wohnung und Unterhalt noch mehr ein, als Sein Herr Vater Ihn eingeſchränket hatte. Es ſcheint aber, daß Er es aus dem Grunde gethan hat, weil ſie doch nach Seinem Tode alles, was Er hinterlaſſe, erbe und dadurch für die vergangene Zeit ſchadlos gehalten werde. Vielleicht hat Er die Worte Seines Teſtaments erſt lange im Sinn, und ſeit 1769, da Er ſie eigenhändig niedergeſchrieben, im Gedächtniß gehabt:

„Je vous donne, mon cher neveu! mes pays hereditaires
„et conquis, mes chateaux, mes jardins, mes galeries,
„mes meubles, mes nipes:“

die gleich hernach ſo widerholet werden:

„mes états, mon bien, mes thresors, mon bon peuple,
„est votre heritage.‘

Dem ſey aber wie ihm wolle, ſo verdienet doch dieſe Stelle Seines Teſtaments durch die feurigſten Wünſche Seiner ehemaligen Unterthanen unterſtützet zu werden; in welcher Er, nach den beſtimmten Legaten und Geſchenken, ſaget:

„Je me flatte, qu'il n'y aura point de dispute entre
„la famille, que la bonne intelligence regnera toujours
„entre vous, pour l'honneur et la gloire de vos ancetres.“

Betragen des Königs gegen Seine Bedienten.

Anfänglich hatte der König 8 Leibpagen, 8 Kammerlakkeyen, 12 gemeine Hoflackeyen, 12 Hofjäger, 4 Leibjäger, 12 Hofpagen, 30 Hofpagen in Berlin, 12 groſſe Heyducken, 6 Läufer. Einige Zeit nach dem Antritt Seiner Regierung nahm Er auch 2, 3 bis 4 Kammerhuſaren an, und bey der Einrichtung des neuen Pallaſtes unweit Sansſouci, noch 6 gemeine Lackeyen. Läufer, Lackeyen und Jäger wurden an ihren Dienſttagen zum Ausſchicken gebrauchet, und die Lackeyen blieben auch des Nachts zur Wache im Vorzimmer des Königs. Kammerherren hat der König, meines Wiſſens, nicht zur Aufwartung gebrauchet; an Vermälungsfeſten aber ſtanden Kammerherrn und eine Hofdame oder Hofmeiſterin hinter dem fürſtlichen Brautpaar. In den letzten Jahren Seines Lebens behalf Sich der König mit 2 Leibpagen, die keine andere Verrichtungen hatten, als Ihm bey der Tafel aufzuwarten, und Ihm auf Reiſen und Spatzierritten zu Pferde zu folgen. In des Königs Kammer hatten ſie gemeiniglich nichts zu thun, ſondern in derſelben ließ Er ſich von 2 Kammerhuſaren und 2 Kammerlackeyen bedienen. Dieſe mäßige Zahl ſeiner Bedienten ſtach von dem Ueberfluß, den einige andere Könige Seiner Zeit an dergleichen Leuten hatten, eben ſo ſehr ab, als des Königs Weisheit und Sparſamkeit von der ihrigen. Er dutzte alle Seine Bedienten, und ging meiſtentheils ſtrenge mit ihnen um. Ihre wirklichen, und auch die von Ihm nur dafür gehaltenen Fehler beſtrafte Er mit harten Worten, auch wohl mit Fauſt- und Stock-Schlägen; Vergehungen und Verbrechen aber auf eine weit härtere Art. In Kriegszeiten ſtanden ſie viel aus, und mußten wie die gemeinen Soldaten mit Gewehr zu Fuß gehen. Er hat vorſetzlich unterſchiedene ganz unwiſſende Leute, die weder leſen noch ſchreiben konnten, zu Seinen Bedienten, und zum nicht gewöhnlichen Gebrauch, angenommen, in der Meynung, daß Er von ihnen nichts Nachtheiliges und Gefährliches zu befürchten hätte; ſich aber geirret. Ein ſolcher war der Kammerhuſar Deeſen, für den er eine geraume Zeit viele Gunſt und Gnade hatte, dem er auch manches Geſchenk zuwandte, auf den Er aber zuletzt, als Er Ihm gleichgültig geworden war *), eine ſo groſſe Ungnade warf, daß der Menſch darüber in Verzweiflung gerieth. Beyde ſtiegen 1775, wenn ich nicht irre, im Monat Julius, aufs höchſte. Der König hatte damals Beſuch von Seinen Verwandten, und während deſſelben ließ Er es dabey bewenden, daß der Menſch Ihm nicht vor die Augen kommen durfte. Als der Beſuch geendet, und der König wieder zu Sansſouci war, ließ Er ihn an einem Vormittag vor ſich kommen, und übergab ihn dem Adjutanten, der den Rapport gebracht hatte, mit dem Befehl, ihn bey dem unrangirten Corps als Trommelſchläger anzuſetzen. Der Menſch that einen Fußfall vor Ihm, Er ſtieß ihn aber mit den Füſſen von Sich; und als er ſich aufs neue an Seinen Knien feſt hielt, ließ Er ihn mit Gewalt losreiſſen. Deeſen bat den Adjutanten, der mit ihm fortging, ihm zu erlauben, daß er ſeinen Huth holen dürfe; und als er auf ſeine Stube kam, erſchoß er ſich mit einer auf dieſen Fall geladenen und in Bereitſchaft gehaltenen Piſtole. Als dieſes dem König berichtet wurde, ſagte Er erſt, wo hat der Kerl die geladene Piſtole her gekriegt? und hernach, Ich habe ihm ſo viel Courage nicht zugetrauet. Man bemerkte aber auch an dem König viel Unruhe des Gemüthes über dieſen Vorfall, und aus den Fragen, die Er wegen deſſelben an Seine Leute that, konnte man wohl erkennen, daß Ihm die Begebenheit ſehr unangenehm ſey. Es konnte dieſer Menſch zwar wenig leſen und ſchreiben, er ließ ſich aber wohl von einem andern etwas Geſchriebenes, das auf des Königs Tiſche lag, vorleſen.

*) Die groſſe Menge ſchlechter Handlungen dieſes Menſchen, iſt dem König, allem Anſehn nach, unbekannt geblieben; er hat ſich aber ſelbſt dafür beſtraft.

Ein anderer Liebling des Königs, Namens Glaſow, den Er im Anfang des ſiebenjährigen Krieges, entweder 1756 oder 1757, bey ſich in Sachſen hatte, war von ſehr verliebter Natur, und ließ ſich von einer Frauensperſon, die er liebte, und hinter welche ſich wieder andere ſteckten, bewegen, dem König einen Brief aus der Taſche zu ziehen, und ihr mitzutheilen; er ſoll ſich auch haben den Antrag thun laſſen, ſeinem Herrn in Caffé Gift beyzubringen. Als dieſes bekannt wurde, belegte ihn der König mit der gelinden Strafe, daß er ihn nach Spandau ſchickte, woſelbſt er etwa nach einem halben Jahre ſtarb. Man ſaget, Er habe ihn um dieſe Zeit ſeines Todes loslaſſen wollen, und ſey über denſelben betrübt geweſen, weil Er noch Gefühl für ihn gehabt.

Noch gelinder beſtrafte Er einen Kammerbedienten, Namens Pretſch, der Ihm einige tauſend Thaler geſtohlen hatte. Als er den Diebſtahl bemerkte, ließ Er dem Thäter aufs ſtärkſte nachforſchen, und da er entdecket wurde, ihn zur Strafe an das Füſilierregiment, das zu Königsberg in der Neumark lieget, abgeben *).

Es ſind auch Beyſpiele von gnädiger Nachſicht, die der König gegen Seine Domeſtiken bewieſen hat, vorhanden. Er hatte einen, der ein Säufer war, aber nicht dafür gehalten ſeyn wollte. Dieſem befahl Er, auf der Ritze zwiſchen zwey Dielen gerade einherzugehen, und wenn er es nicht thun konnte, lachte Er darüber **). Gegen Seine Lieblinge, die Er bloß um ihres Geſichtes und Wuchſes willen aus den Soldaten erwählte, ſo roh ſie auch ſeyn mogten, war Er zu liebreich und freygebig.

Zu den Schwachheiten der Prinzen und Prinzeſſinnen pfleget zu gehören, daß ſie ſich gern in vertrauliche Geſpräche mit ihren Bedienten einlaſſen, und ihre Erzählungen anhören. Man hat mir verſichert, daß bey dem König dieſes ſelten ſtatt gefunden habe ***).

Er machte Seinen Bedienten verſchiedener Klaſſen zuweilen Geſchenke, Er verſprach ihnen auch wohl dergleichen, und befahl, daß ſie Ihn daran erinnern ſollten. Dieſe Erinnerung war aber niemals nöthig, ſondern Er blieb Seiner Zuſage eingedenk, und erfüllete ſie wenige Tage hernach. Solche Geſchenke wurden inſonderheit in den letzten Jahren Seines Lebens als, nach überſtandenen Krankheiten, und zu Weihnachten, gewöhnlich. Wer ſich ihm gewiſſermaßen unentbehrlich gemachet

*) Wenn in den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs des Zweyten, Samml. 1. S. 72—74. von dem Diebſtahl des Pretſch die Rede iſt, ſo ſind die daſelbſt angeführten Umſtände eben ſo unrichtig, als die Summe, die nicht einmal dreytauſend Thaler, geſchweige zehntauſend, betrug. Die folgende Erzählung von S. 74 bis 76, iſt auch unrichtig. Erſtlich iſt wohl höchſt unwahrſcheinlich, daß ſich der König ſollte haben 60,000 Thaler ſtehlen laſſen, und dem Thäter, der es ſelbſt geſtanden, noch 7 bis 800 Friederichsd'or darzu geſchenket haben. Zweytens, der Mann iſt zu dem Hauſe auf folgende Weiſe gekommen. Er wußte, daß der König im nächſten Jahr ein altes Bürgerhaus bauen laſſen werde, und kaufte es. Als es neu gebauet war, wandte er eine anſehnliche Summe an deſſelben innere Auszierung. Dieſes Geld hatte er von den Einkünften, die mit ſeinem Dienſt verknüpfet waren, und von eigenen Geſchenken des Königs. Ein Jonquillenzimmer iſt nicht in dem Hauſe, der König hat auch das Haus nie betreten. Herr Geheimerath Schöning hat dieſes zur Verbeſſerung der Anekdoten bemerket.

**) Alles übrige, das in der erſten Sammlung S. 72 und 77 der Anekdoten ꝛc. erzählet wird, iſt unrichtig.

***) Eine ſolche Unterredung wird in der erſten Sammlung der Anekdoten S. 55 erzählet; und ſie iſt nicht unwahrſcheinlich, aber die S. 57 erwähnten hundert Thaler ſind es.

Digitized by Google

hatte, bekam größere, und wer Sein Liebling war, die gröſſeſten. Ueberhaupt ging Er in den letzten Lebensjahren mit Seinen Domeſtiken gelinder um, als ehedeſſen. Es war auch Sein Betragen gegen dieſelben anders in kranken, und anders in geſunden Tagen; in jenen war Er mehrentheils ſo wie geduldig und zufrieden, alſo auch ſanft und gelinde gegen ſie, ſo lange die Krankheit und der Schmerz währeten und zunahmen: wenn Er aber anfing, ungeduldig und unzufrieden, hart und heftig zu werden, ſo war es ein zuverläſſiges Kennzeichen Seiner wieder anfangenden Geneſung.

Nichts konnte Er weniger an Seinen Domeſtiken leiden, als Gemeinſchaft mit Frauensperſonen. Er verlangte, daß ſie nicht nur unverheirathet ſeyn und bleiben, auch keine Maitreſſen haben, ſondern nicht einmal mit Frauensperſonen ſprechen ſollten. Erfuhr Er von ihnen das Gegentheil, oder nahm Er es Selbſt wahr, ſo war entweder ihre Verabſchiedung, oder doch wenigſtens ihre harte Behandlung, die unausbleibliche Folge davon. Da Er nun dieſes Verbot dem ſtärkſten natürlichen Triebe entgegen ſetzte, ſo war die äuſſerſte Verheimlichung der Uebertretung deſſelben nur etwas gelindes, in Vergleichung mit den ſchlimmen Wirkungen, die es haben konnte, und nicht ſelten würklich hatte. Ob der König durch dieſes Verbot nur hat Nachläſſigkeit und Untreue in Seinem Dienſt verhüten wollen? oder ob Er ſonſt noch eine Urſache gehabt hat? wage ich nicht zu vermuthen.

Betragen gegen Sein Kriegsheer.

Den Kriegesſtand zog Er den andern Ständen des Staats weit vor. Schon im erſten Jahr Seiner Regierung fing Er an, denſelben zur anſehnlichen Vergröſſerung Seines Staates nützlich zu gebrauchen, und es zeigte ſich, daß Er zu dem Kriegesweſen ein großes Talent habe. Dieſes konnte Er ohne ein anſehnliches Heer nicht noch mehr beweiſen, und zu hoher Vollkommenheit bringen, Er konnte Sich auch ohne ein ſolches nicht auf der vorzüglichen Höhe, die Er unter den europäiſchen Monarchen erſtiegen hatte, erhalten: alſo wurde die Kriegeswiſſenſchaft Seine Hauptwiſſenſchaft, und das Kriegesheer der vornehmſte Gegenſtand Seiner Achtung und Fürſorge. Mit Generalen war Er öffentlich am meiſten umgeben, ihnen widmete Er vor allen andern den ſchwarzen Adlerorden, für die übrigen Officiere ſtiftete Er den Orden für das Verdienſt. Keiner der anderen Stände muß dem Kriegesſtande dieſen Vorzug in der Ehre beneiden, weil er derjenige iſt, der für mäßige Bezahlung Geſundheit und Leben für den Staat waget und aufopfert. Wer in der Lebensgefahr vor allen hergehet, der muß auch in der Ehre von rechtswegen den Vorzug haben.

Er hatte auch zu den Officieren mehr Vertrauen, als zu Seinen Bedienten vom Civilſtande, und gebrauchte ſie ſogar in Kirchen-, Schul-, Rechts- und andern das Kriegesweſen gar nicht betreffenden Sachen. Seine Generale und Obriſten bekamen allein, wenigſtens die meiſten und größten Geſchenke an baarem Gelde, Landeshauptmannſchaften, Canonicaten und anderen Pfründen *). Und dennoch war es ſchwer, ſich als General und Obriſter lange, ja beſtändig in Seiner Gunſt zu erhalten *); ein geringes Verſehen konnte den Abſchied nach ſich ziehen, und ſogar um Gnadengehalt bringen; wenn ſie aber Penſionen bekamen, ſo waren ſie ſehr verſchieden. Officiere, die in Krieges-Dienſten ſchwer verwundet, auch auf andere Weiſe ſchwach geworden waren, und ſonſt nicht verſorget werden konnten, machte Er zu Poſtmeiſtern, Inſpectoren verſchiedener Art, Oberforſtmeiſtern, Forſtmeiſtern, Forſträthen, Förſtern, Salzfactoren, Rendanten, Controlleurs, Caſſirern, Holzverwaltern, und anderen Bedienten höherer und niederer Klaſſen; in welchen Aemtern und Dienſten ſie, inſonderheit wenn ſie Edelleute waren, ſich noch von ihren Kriegsämtern benennen lieſſen. Es iſt auch mancher invalide Officier mit einer ſehr einträglichen Stelle und mit einem Civilamt verſehen, ja Miniſter geworden. In Kriegeszeiten ließ Er Sich auch zu den Unterofficieren und gemeinen Soldaten ſehr herab, hörete ihre unzufriedene Worte und Reden mit Geduld und Sanftmuth an, und machte aus ihren Lobſprüchen etwas. Er erzählte nicht ſelten mit Vergnügen, daß die Soldaten Ihm oft zugerufen hätten: „alle Monat eine Schlacht bey Rosbach gegen die Franzoſen; und alle Jahr eine Schlacht bey Leuthen gegen die Oeſterreicher.“ Er half auch den invaliden Unterofficieren und Soldaten gern zu allerley geringeren Dienſten, wie die oben angeführten Proben zeigen. Ein Feldwebel, Namens Cuno, der 38 Jahre lang Kriegesdienſte geleiſtet hatte, war zum Rendanten bey dem Waiſenhauſe zu Züllichau beſtellet worden, bekam aber 1776 den Abſchied. Als er ſich darüber bey dem König beklagte, und auf Deſſelben Befehl der Staatsminiſter bey dem geiſtlichen Departement berichtete, daß es geſchehen ſey, weil die Ausgaben des Waiſenhauſes wegen ſeiner Schulden eingeſchränket werden müßten, ſchrieb der König gleichſam klagend an den Rand des Berichts:

> „aber Sie jagen meine Invaliden weck (weg), das
> „iſt auch (doch) nicht recht.“

Aus manchem invaliden Feldwebel iſt ein angeſehener Mann geworden, dem Er etwas Groſſes anvertrauet hat. Ein Beyſpiel iſt der, noch in einem hohen Alter und wirklicher Dienſtleiſtung lebende, allgemein geehrte Joh. Auguſt Buchholz, Krieges- und Domainen-Rath, Treſorier und Hof-Staats-Rentmeiſter, der zugleich die königliche Hand- und Diſpoſitions-Geldcaſſe verwaltete, und durch deſſen Hände ſehr viele Millionen gegangen ſind. Ein geringeres Beyſpiel von des Königs Andenken an Soldatenverdienſt, iſt der Unterofficier Wolf, bey dem Regiment Prinz von Preuſſen. Der König erinnerte ſich, behauptete wenigſtens, ſich zu erinnern, daß bey Burkersdorf ein gemeiner Soldat von dieſem Regiment die feindlichen Palliſaden in Brand geſtecket habe, und dafür nicht belohnet worden ſey. Beim Nachforſchen wurde bekannt, oder doch angegeben, daß der genannte Unterofficier es ſey, der die Heldenthat verrichtet habe, und nun gab ihm der König nicht nur einigemal ein Geſchenk von 10 bis 12 Thalern, ſondern auch, entweder am Ende des 1785ſten, oder im Anfang des 1786ſten Jahrs, zwey Präbenden, eine von 30 und die andere von 50 Thalern Einkünften **).

Betragen gegen die Bauern.

Der König wußte, daß der Bauernſtand die Grundfeſte des Staats ſey, und achtete ihn alſo, ging auch ſo weit, daß Er

---

*) Ein ſolches Canonicat, wenn es in einem römiſch-katholiſchen Stifte war, bekam derjenige, welchem es geſchenket wurde, mit der Erlaubniß, daß er es einem ſtiftsfähigen Katholiken abtreten und verkaufen konnte. Es währete aber oft lange, ja mehrere Jahre lang, ehe er dazu Gelegenheit fand, ſtarb auch wohl darüber, und ſeine Erben ſuchten noch Gelegenheit zum vortheilhaften Verkauf deſſelben. Beyſpiele ſind, der Generallieutenant von Bülow, dem er 1774 eine katholiſche Präbende im Domſtifte Minden ſchenkte, die deſſelben Erben nach 12 Jahren noch nicht verkaufen konnten, und der Obriſt von Troſchke vom waldeckiſchen Regiment, dem er 1781 in eben demſelben Stift eine katholiſche Präbende, 1200 Thaler werth, verliehe, die auch 1786 noch nicht verkauft war. Er erlaubte zwar, daß der Obriſt von Köhler eine katholiſche Präbende einem Evangeliſchen (dem Herrn von Reck) abtreten durfte, dieſen Fall wollte Er aber doch nicht zur Regel und Richtſchnur machen. Denn als die verwittwete Obriſtin von Troſchke 1786 bat, daß der König ihr erlauben mögte, die ihrem Manne (1781) verliehene katholiſche Präbende ihrem älteſten Sohn, dem Lieutenant, abzutreten: ſchrieb der König am 30. Junius 1786 an das geiſtliche Departement: Seine Abſicht ſey vom Anfang geweſen, daß der Verkauf dieſer Präbende auf alle nur mögliche Weiſe begünſtiget, und alle dagegen ſich hervorthuende Schwierigkeiten aus dem Wege geräumet werden ſollten. Dieſes müſſe auch noch in Anſehung der Wittwe und Erben, ohne alle Widerrede, geſchehen; wie aber ſolches am beſten anzufangen, und nach den Rechten in Richtigkeit zu bringen ſey, überlaſſe Er des Miniſters Ermeſſen, und erinnere nur, daß Er dabey die Familie, ſo viel nur irgend geſchehen könne, vorzüglich begünſtigt wiſſen wolle.

*) Von vielen Beyſpielen will ich nur eines erzählen. Der Generallieutenant von Lentulus verlor die lange genoſſene vorzügliche Gnade des Königs auf folgende Weiſe. Der Monarch ſchickte ihn 1776 zum Empfang des Großfürſten von Rußland nach Memel ab, und ließ ihm zu der Reiſe 1500 Thaler auszahlen, die, nach des Königs Abſicht, zu ſeiner und ſeines Gefolges (zu welchem einige Officiere von der Leibgarde gehörten) Beköſtigung bis Memel dienen ſollten. Der General aber ließ ſich und ſein Gefolge von der königlichen Küche ſpeiſen, die nach der Vorſchrift des Königs erſt in Memel zu kochen hätte anfangen ſollen. Als er mit dem Großfürſten zu Berlin ankam, legte er dem König die Rechnung der Unkoſten vor, und der Monarch bezahlte dieſelbige. Nachher wurden von den Provinzial-Krieges- und Domainen-Kammern, und von den Kämmereyen der Städte, noch viele Rechnungen eingeſchicket. Dieſes fand der König mit Seiner Anordnung und Erwartung nicht übereinſtimmig, und ward alſo kaltſinnig gegen den General, welches dieſen bewog, um ſeinen Abſchied zu bitten, den er auch empfing.

**) Es ſcheint dieſe Geſchichte in den Anekdoten-Samml. I. S. 16. gemeynet zu ſeyn, woſelbſt aber andere Umſtände erzählet werden. Herr geh. Kriegesrath Schöning.

in dem am 11ten December 1779 dictirten, und ſogleich gedruckten Protocoll wegen des Müllers Arnold ſagte:

„Der geringſte Bauer, ja, was noch mehr iſt, der
„Bettler, iſt eben ſowohl ein Menſch, wie Se. Ma-
„jeſtät, und es muß ihm alle Juſtiz wiederfahren.“
„Vor der Juſtiz iſt der Prinz dem Bauer gleich.“

Es ſind oben viele Proben mitgetheilet worden, wie willig Er geweſen ſey, den Bauern, die zu Seinen Domainen gehöreten, die Wahl ihrer Prediger nachzugeben. Er verſtattete den Bauern, ihre Klage- und Bitt-Schriften unmittelbar an Ihn gelangen zu laſſen. Dieſe Freyheit, und des Königs Nachſicht und Geduld gegen die Bauern überhaupt, mißbrauchten viele, und verurſachten dadurch den Güterbeſitzern, Beamten, Landräthen, Gerichten, Landescollegien und Staatsminiſtern oft groſſen Verdruß und ſehr beſchwerliche Mühe; ſie wurden auch wohl ſo dreiſt, frech und widerſpenſtig, daß Soldaten wider ſie ausgeſchicket werden mußten, an welchen ſie ſich ſogar vergriffen, wenn ſie bemerkten, daß ſie keinen Befehl hatten, ganz ernſtlich gegen ſie zu verfahren; und dieſe Widerſpenſtigkeit nahm in den letzten Jahren der Regierung des Königs merklich zu. Der Monarch ließ Sich aber durch nichts in Seinem Syſtem irre machen, ſondern beharrete in der Bereitwilligkeit, die Bauern unmittelbar zu hören. Als Ihn 1774 der damalige Großkanzler, Staats- und Juſtiz-Miniſter, Freyherr von Fürſt, von dem Ungrund der Beſchwerden eines Landmannes überzeugte, und bat, daß Er unmittelbar demſelben eine Strafe auflegen mögte, lehnte Er es in Seiner Cabinetsantwort vom 22ſten Februar ab, und ſagte:

„Es iſt Meinen Geſinnungen zuwider, dergleichen
„arme Bauersleute deshalb gleich ins Gefängniß wer-
„fen zu laſſen; und ob ſie ſchon öfters unrecht ha-
„ben, ſo kann Ich ihnen doch als Landesvater das Ge-
„hör nicht verſagen.“

Es wird zwar in dem bald folgenden Abſchnitt, der den König als Landesvater beſchreibet, der vielen Millionen Erwehnung geſchehen, die Er den durch Krieg, Ueberſchwemmung, Mißwachs und auf andere Weiſe ſehr beſchädigten Kreiſen einiger Provinzen zu ihrer Wiederherſtellung zugewendet hat: man muß aber doch geſtehen, daß die Landleute der meiſten Provinzen, je länger je mehr verarmet ſind, und dazu haben die Verpflegung der Pferde der Reuterey in den Sommermonaten, die Kriegsfuhren und die geringe Bezahlung des nach und nach ſehr vermehrten Vorſpanns überhaupt, vorzüglich viel beygetragen.

Sein Betragen gegen die Bürger.

Auch die allergeringſten Bürger konnten ſich mit ihren Beſchwerden, Klagen und Bitten unmittelbar an Ihn wenden, und gewiß ſeyn, daß ihre ſchriftliche Eingaben entweder von Ihm geleſen, oder Ihm doch nach dem Inhalt vorgetragen würden. Nur ein Beyſpiel anſtatt vieler tauſenden. Gegen meinem Garten über wohnte einer der geringſten Bürger, der einen ſehr kleinen Budenhandel hatte. Er entdeckte mir, daß er gewillet ſey, den König um ein Darlehn auf ſein Haus, und um Vorſchuß an Schafwolle zu bitten, damit er die angefangene Wollſpinnerey weiter treiben könne; und bat, daß ich ihm einen Brief an den König ſchreiben mögte. Ich ſagte ihm zwar voraus, daß der König ihm auf die Weiſe, als er es verlangte, nicht werde helfen können, ſchrieb aber den Brief, und er ward an einem Abend auf die Poſt nach Potsdam geſchicket. Am Anfang des zweyten Tages hernach bekam er aus dem Cabinet eine von dem König eigenhändig unterſchriebene Antwort, in der ihm gemeldet wurde, daß der König Seinem Generaldirectorium befohlen habe, über ſein Geſuch und ſeinen Zuſtand Bericht abzuſtatten. Das Generaldirectorium verfügte ſogleich nach empfangenem königlichen Cabinetsbefehl, daß die churmärkiſche Krieges- und Domainen-Kammer die nöthigen Nachrichten einziehen ſolle, und dieſe verlangte dieſelben von dem Magiſtrat. Am dritten Tage nach abgeſchickter Bittſchriſt erſchien ſchon ein Rathmann in des geringen Bürgers Hauſe, und erkundigte ſich nach ſeinem Zuſtande und nach ſeinem Wunſch. Der Magiſtrat berichtete ſchleunig alles an die Kammer, dieſe an das Generaldirectorium, und dieſes an den König; von dieſem aber bekam der Bürger innerhalb der erſten acht Tage ſchon den zweyten Cabinetsbrief, in welchem ihm zwar das Darlehn, aus angeführten Urſachen, abgeſchlagen, wegen der Schafwolle aber befohlen wurde, ſich nach der Wollſchur wieder bey dem Könige zu melden. Das unterließ er nicht. Nun konnte ihm zwar der König auf die vorgeſchlagene Weiſe nicht helfen (wie ich ihm vorher geſagt hatte), aber der König hatte doch mit ſeiner gewöhnlichen Herablaſſung an ihn geſchrieben.

Unzählbare Manufacturiſten, Fabrikanten, Künſtler, Kaufleute, Bediente, Beamte, Gelehrte und Räthe von bürgerlichem Stande haben Zeichen, Proben und Beweiſe Seiner Achtung und Gnade genoſſen, und nur in drey Fällen hat Er den Bürgerſtand dem Adel nachgeſetzet, nemlich in Officier-, Präſidenten- und Miniſter-Stellen. Es war ein ſeltener Fall, wenn Er bey einem andern, als bey einem Artillerie-, Beſatzungs- und Huſaren-Regiment, einen Bürgerlichen zum Oberofficier ernennete; und geſchahe es wegen vorzüglicher Kriegeskunſt und Geſchicklichkeit, ſo erhob Er ihn doch vorher oder zugleich in den Adelſtand, gleich als ob dieſer eine weſentliche Erforderniß zu einem Stabsofficier wäre. Doch es ſind auch, wo ich nicht irre, einige Beyſpiele vorhanden, daß Er bürgerlichen Officieren die Generalswürde ertheilet hat, als dem Generalmajor Möhring und Generallieutenant Salenmon, ohne ihnen zugleich einen Adelsbrief zu geben. Bloß die Präſidentenſtellen bey den Magiſträten der groſſen Hauptſtädte ſeiner Staaten konnten mit Perſonen vom Bürgerſtande beſetzet werden, in den Provinzial- und Landes-Collegien aber wurden nur Edelleute Präſidenten. Er hat auch nur einmal während Seiner langen Regierung einen bürgerlichen Mann zum Staatsminiſter gemachet, ohne ihm zugleich eine Adelsurkunde zu ertheilen, und dieſer war Friedrich Gottlieb Michaelis, Sohn eines Apothekers und Bürgermeiſters aus einer kleinen Stadt in der Neumark, der nach einander die Aemter eines Regimentsquartiermeiſters, eines Krieges- und Domainen-Raths, eines Directors der churmärkiſchen Krieges- und Domainen-Kammer und geheimen Finanzraths, verwaltete, und 1779 von dem König zum wirklichen geheimen Staats-, Krieges- und dirigirenden Miniſter beym Generaldirectorium ernannt wurde; ein Adeldiplom aber gab ihm der König nicht, weil er unverheyrathet, und für ſeine Perſon durch die Miniſterſtelle ſchon geadelt war. Ein ſolcher Adelſtand muß einem edelgeſinnten Bürger angenehmer ſeyn, als derjenige, den ein Adelsbrief giebet, ohne zugleich ein Rittergut zu ertheilen. In mündlichen Anreden nannte der König die bürgerlichen Perſonen bald ihr, bald er, je nachdem ſie waren, oder es Ihm beliebte. Hätte Er nicht das bürgerliche Gewerbe durch Monopolia und auf andere Weiſe eingeſchränket und vermindert, ſo würde Er wegen der vielen Millionen, die Er an die Wiederaufbauung und Verſchönerung vieler Städte einiger Seiner Provinzen gewendet hat, von dem Bürgerſtande ohne Maaß verehret worden ſeyn.

Sein Betragen gegen den Adel.

Den Adel zog Er den beyden andern Ständen weit vor, machte auch unter dem alten und neuen einen merklichen Unterſcheid, hatte viel Kenntniß der alten Familien Seiner Länder, und äußerte nicht ſelten Zweifel an dem hohen Alter dieſer und jener adeligen Familie, von welcher ſich ein Officier benannte, nach deſſen Namen Er Sich erkundigte. In Seinen Cabinetsſchreiben, Antworten und Befehlen wurden die verſchiedenen Klaſſen des Adels genau beobachtet, z. E. Mein lieber Etatsminiſtre von Münchhauſen! Mein lieber Etatsminiſtre Freyherr von Fürſt, u. ſ. w. Für die Unterhaltung, Erziehung und Unterweiſung der jungen Edelleute ſorgete Er durch Vergrößerung des adeligen Cadettencorps zu Berlin, durch die Anlage kleinerer von demſelben abhangender ähnlicher Anſtalten zu Stolpe in Hinterpommern und zu Culm in Weſtpreuſſen, durch die neuangelegte Ritterakademie zu Berlin, und durch die Verbeſſerung der Ritterakademie zu Liegnitz in Schleſien. Um den in Verfall und groſſe Schulden gerathenen adeligen Familien einiger Provinzen wieder aufzuhelfen, ſtiftete, unterſtützte und beſchenkete Er das ſogenannte landſchaftliche Syſtem, welches zuerſt in Schleſien errichtet wurde und die Pfandbriefe einführete; ſchenkete einzelnen verſchuldeten Perſonen anſehnliche Capitalien, und zur Wiederherſtellung der im Kriege ſehr beſchädigten adeligen Güter groſſe Summen, liehe noch gröſſere zur Verbeſſerung der Güter unablöslich für ſehr geringe Zinſen, und dieſe Zinſen beſtimmte Er für arme adelige Wittwen, ſuchte auch den letzten durch kleine Penſionen und durch Plätze in den weiblichen Stiftern, auch Armen- und Wittwen-Häuſern, zu helfen. Es war Ihm der Mißbrauch, der mit den Plätzen in den weiblichen Stiftern getrieben wurde, nicht unbekannt, Er wollte ſie aber bloß den wirklichen Armen zuwenden, und um dieſe zu erfahren, machte Er 1763 folgenden Verſuch. Er ſchrieb am 11. April an den damaligen geheimen Rath und Kammergerichtspräſidenten von Fürſt, es habe Ihm der Staatsminiſter Freyherr von Dankelmann ein Verzeichniß von Vacanzen in den Frauenſtiftern eingeſandt, und diejenigen, welche um dieſelbe angehalten, beygefüget. Er wolle ſie aber bloß an recht arme Perſonen weiblichen Geſchlechts vergeben, die des Mitleidens und der Hülfe wirklich benöthiget

Digitized by Google

wären. Dieſe könne Er nicht unmittelbar und zuverläßig erfahren; Er faſſe alſo das Vertrauen zu ihm, und trage ihm auf, pflichtmäßig zu unterſuchen, welche wirklich die ärmſten und hülfsbedürftigſten unter denſelben wären? Dieſer nahm wieder andere zu dieſer Unterſuchung zu Hülfe, und ſchickte dem König eine Liſte der bedürftigſten ein. Nun ſchrieb der König am 9. May an den Staatsminiſter von Dankelmann, Er habe aus eigener Bewegung für gut befunden, dem nunmehrigen Staatsminiſter Freyherrn von Fürſt unmittelbar aufzutragen, daß er ſich auf das ſorgfältigſte und genaueſte nach der Supplicantinnen um die erledigten Frauenſtifterſtellen wahren Umſtänden erkundigen ſolle, und Ihm dieſelben berichten, damit bloß die ärmſten und bedürftigſten Competenten mit den Stellen verſorget würden. Er ſchickte ihm die Liſte dieſer ärmſten Perſonen, die der Freyherr von Fürſt Ihm geliefert habe, genehmige dieſelbige, und er ſolle nun das Nöthige ausfertigen laſſen. An den Miniſter von Fürſt aber ſchrieb Er an demſelben Tage, es gereiche Ihm zum gnädigen Gefallen, daß er ſich auf Sein Verlangen alle Mühe gegeben habe, die eigentlichen Vermögensumſtände der Competenten zu erforſchen. Es durften die geringſten adeligen Wittwen unmittelbar an Ihn ſchreiben, und ſie konnten gewiß erwarten, daß Er ihnen entweder unmittelbar antworten, oder doch ihrentwegen an eines Seiner hohen Collegien ſchreiben werde. Von beyden Arten der Schreiben, deren unzählbare vorhanden ſind, können die folgenden zu Proben dienen.

An die Witwe von Ellert.

„Beſonders Liebe! Ich erſehe aus eurem Schreiben, was „ihr von der Bedürfniß eurer und eurer Kinder vorgeſtellt. Ich wünſche euch helfen zu können, und wenn „in den benannten Stiftern eine Vacance entſtehet, ſo „könnet ihr euch wegen eurer Tochter nur gerade bey Mir „melden. Ich bin euer wohlaffectionirter König. Berlin, „den 31. Jan. 1747."

Fr.

Die Wittwe des Unterofficiers Claus George von Below, bey dem prinzl. Ferdinandiſchen Regiment, eine geborne von Putkammer, die ſchon ein Kind von ihm hatte, und mit einem andern ſchwanger ging, bat den König am 24. Jun. 1743 um Erbarmung und Hülfe. Er ſchrieb an den Staatsminiſter von Brand:

„Ich adreſsire (an) euch hiebey die Vorſtellung der Witwe „von Below, mit deren kümmerlichem Zuſtande ich gnädige Compassion habe. Ihr ſollt alſo mit allem Ernſt „ſehen, wie ſie irgendwo zu ihrem Unterhalt, etwa in „einer Stiftung, Witwenhauſe ꝛc. untergebracht, oder „ſonſt verſorget werden könne, und wird es Mir zu gnädigem Gefallen gereichen, wenn ihr damit zum Stande „kommet. Potsdam, den 30. Junius 1743."

Friedrich.

Durch dieſe und andere Gnadenbezeugungen wurde der Adel zum Theil für die Einſchränkungen einiger ſeiner alten Privilegien ſchadlos gehalten, die ihm von Perſonen, die Er in den verſchiedenen Zweigen des Finanzweſens gebrauchte, vorgeſchlagen, in Anſehung welcher auch gemeiniglich verſichert wurde, daß ſie unſchädlich, wenigſtens unumgänglich nöthig und leidlich wären. Denn daß Er den Wohlſtand des Adels gewünſchet habe, bezeugen dieſe Seine ausdrückliche Worte, die Er am 25. May 1786 mit eigener Hand ſchrieb:

„ich mach (mag) lieber Reiche Edelleute als Reiche Stifter „haben."

Wie Er die Klagen, die wegen der Einſchränkungen unmittelbar an Ihn gelangten, beantwortet hat, kann folgende ſehr leſenswürdige Probe zeigen, die Er augenſcheinlich einem Seiner Cabinetsräthe dictiret hat.

„Se. königl. Majeſt. von Preuſſen, unſer allergnädigſter „Herr, laſſen Dero hinterpommerſchen Landſtänden, auf „ihre Vorſtellung wegen der geordneten Verſteurung des „Weins und Caffé auf dem platten Lande, hierdurch zu „erkennen geben, daß ſie darüber wohl keine Urſach ſich zu „beſchweren haben; denn was den Caffé betrift, ſo iſt „dergleichen zu der Zeit, wie ſie ihre Privilegia gekriegt, „nicht da geweſen, ſondern erſt lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geſchiehet alſo kein Eingriff, „vielmehr haben Höchſtdieſelben darunter ganz andere Abſichten, nemlich die greuliche Consumtion etwas einzuſchränken, und auch zu verhindern, daß unter ihren Namen nicht ſo viel Caffé eingebracht, und ein contrebander „Handel damit getrieben wird. Es iſt abſcheulich, wie „weit es mit der Consumtion des Caffé gehet, und reichen „kaum 600,000 Rthlr., die dafür jährlich aus dem Lande „gehen, ohne was die andern Sachen ſind. Das macht, „ein jeder Bauer und gemeiner Menſch gewöhnet ſich jetzt „zum Caffé, weil ſolcher auf dem Lande ſo leicht zu haben iſt. Wird das ein bischen eingeſchränkt, ſo müſſen die „Leute ſich wieder an das Bier gewöhnen, und das iſt ja „zum Beſten ihrer eigenen Brauereyen, weil ſie alsdenn „mehr Bier verkaufen. Das iſt alſo mit die Abſicht, daß „nicht ſo viel Geld für Caffé aus dem Lande gehen ſoll, „und wenn es auch nur 60,000 Rthlr. ſind, ſo iſt es immer ſchon genug. Was ſie hiernächſt von der Visitation „anführen, ſo iſt ſolche um der Ordnung willen nöthig, „beſonders auch in Anſehung ihrer Domestiquen, und ſollten „ſie wie gute Unterthanen dawider nicht mahl was ſagen. „Uebrigens ſind Se. königl. Majeſtät Höchſtſelbſt in der „Jugend mit Bierſuppe erzogen, mithin können die Leute „dorten eben ſo gut mit Bierſuppe erzogen werden. Das „iſt viel geſunder wie der Caffé. Die Stände können ſich „alſo um ſo mehr bey der Sache beruhigen, zumahl denen „für beſtändig auf dem Lande wohnenden von Adel, ſo viel „Wein und Caffé, wie ſie zu ihrer und ihrer Familien „Consumtion nöthig haben, fernerhin freygelaſſen wird. „Nur ſoll kein Mißbrauch dabey weiter vorgehen, daß die „Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und „denn damit ein contrebander Handel getrieben wird, und „der Caffé verkaufet wird. Das kann durchaus nicht geſtattet werden. Potsdam, den 27. Aug. 1779."

Friederich.

In Cabinets-Schreiben und Befehlen hieſſen die Adeligen eben ſowohl als die Bürgerlichen, ihr, und in mündlichen Unterredungen in deutſcher Sprache bekam kein Edelmann, Freyherr und Graf, wenn er auch General-Feldmarſchall und Staatsminiſter war, eine höhere Anrede, als er.

Johann Guſtav Büſching,

ein Sohn des Vorigen, ward am 19. September 1783 zu Berlin geboren, ſtudirte in Halle und ward 1806 Regierungsreferendarius in Breslau, vertauſchte jedoch dieſes Amt ſehr bald mit dem akademiſchen Lehrfach. 1811 erhielt er eine außerordentliche Profeſſur und die Verwaltung des Archives in Breslau, ſo wie 1822 eine ordentliche Profeſſur an derſelben Univerſität. Er ſtarb am 4. Mai 1829.

B. gab heraus:

Der Ameiſen- und Mückenkrieg. Leipzig, 1806.

Mit von der Hagen:

Deutſche Volkslieder. Berlin, 1807.

Altdeutſche Gedichte des Mittelalters. Berlin, 1808—20. 2 Thle.

Das Buch der Liebe. Berlin, 1809.

Literariſcher Grundriß zur Geſchichte der deutſchen Poeſie. Berlin, 1812.

Mit von der Hagen, Docen und Hundeshagen:

Muſeum für altdeutſche Literatur und Kunſt. Berlin, 1809—11. 3 H.

Sammlung für altdeutſche Lit. und Kunſt. Breslau, 1812.

Mit K. L. Kannegießer: Pantheon. Leipzig, 1810. 6 Hefte.

Theils mit von der Hagen, theils allein:

Götz von Berlichingen's Selbſtbiographie. Berlin, 1810. 3. A. 1813.

Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Zürich, 1810.

Volksſagen, Mährchen und Legenden. Leipzig, 1812—18. 4 Thle.

Digitized by Google

Bruchſtücke einer Geſchäftsreiſe durch Schleſien. Breslau, 1813.

Zeitbücher der Schleſier. Breslau, 1813—23. 4 Thle.

Erzählungen, Dichtungen u. ſ. w. Breslau, 1814. 2 Hefte.

Lied der Nibelungen. Leipzig, 1815.

Wöchentliche Nachrichten für Freunde des Mittelalters. 3 Thle. Breslau, 1816—17.

Der Deutſchen Leben u. ſ. w. im Mittelalter. Breslau, 1811—19. 2 Thle.

Bild des Gottes Tyr. Leipzig, 1819.

Reiſe durch einige Münſter und Kirchen des nördl. Deutſchlands. Leipzig, 1819.

Hans Sachs's Schau- und Faſtnachtsſpiele. Nürnberg, 1819—24. 3 Thle.

Die heidniſchen Alterthümer Schleſiens. Nürnberg, 1820—24. 4 H.

Blätter für ſchleſiſche Alterthumskunde. Breslau, 1820—22. 4 H.

Begebenheiten des Ritters Hans von Schweinichen. Breslau, 1820—23. 3 Thle.

Einleitung in die Geſchichte altdeutſcher Bauart. Breslau, 1821.

Das Schloß der deutſchen Ritter zu Marienburg. Berlin, 1823.

Riterzeit und Ritterweſen. Leipzig, 1823. 2 Bde.

Deutſche Alterthumskunde. Weimar, 1823.

Sagen und Geſchichten aus dem Schleſierthale. Breslau, 1824.

Der heilige Berg und deſſen Umgebungen in Oswitz. Breslau, 1824.

Grabmal des Herzogs Heinrich V. von Breslau. Breslau, 1826. u. ſ. w. u. ſ. w.

Als Gründer des ſchleſiſchen Vereins für Alterthümer und Geſchichte, ſo wie als geſchmackvoller und gründlicher Forſcher durch die Herausgabe von Monumenten deutſcher Vorzeit hat ſich B. ſehr verdient um die Verbreitung und Wiederbelebung der Kunde des deutſchen Mittelalters in unſerem Vaterlande gemacht.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google